Digitized by Google

B. Ausl.

4 Per. 5 i (9,2

Bestimmungen

für die Abgabe von Büchern und Karten aus dem Hauptconservatorium der Armee.

1) Bücher und Karten können nur gegen wirkliche Einhändigung der entsprechenden und wo nöthig gegengezeichneten Empfangscheine abgegeben werden.
2) Um die allseitige und wechselnde Benutzung der Bibliothek zu erhalten, dürfen zum Privatgebrauche nur zwei Werke zugleich einem Individuum überlassen werden
3) Karten und Werke mit Kupferstichen können in der Regel ausserhalb des Locals des Hauptconservatoriums nicht abgegeben werden. Für besondere Fälle ist die Erlaubniss zur Abgabe, Ansicht oder Benützung, von dem General-Quartiermeister nachzusuchen.
4) Wird ein ausgeliehenes Werk, Buch oder Karte, nach zwei Monaten nicht zurückgegeben, oder eine Verlängerung nachgesucht, so ist der Empfänger schriftlich zur Rückgabe innerhalb der nächsten acht Tage aufzufordern. Sollte dieser Mahnung nicht Folge geleistet werden, so hat sogleich Meldung an den General-Quartiermeisterstab zu geschehen.
5) Um die Werke und Karten für den allgemeinen militärischen Gebrauch zugänglich zu erhalten, darf die Verlängerung sich nicht über einen Monat ausdehnen; wird das Werk aber mittlerweile von andern begehrt, so findet keine Verlängerung statt.
6) Bei Werken von mehreren Bänden hat, wenn es von mehreren gewünscht wird, der Bibliothekar innerhalb des erlaubten Termins die Zeit zu regeln, wann die ersten Bände den andern Begehren zukommen sollen.
7) Bei Werken, die zu dienstlichen Arbeiten der Referenten im k. Kriegsministerium und andern Militärstellen oder zu wissenschaftlichen Vorträgen im Generalquartiermeisterstabe und topographischen Bureau nöthig sind, findet hinsichtlich des Termins eine Ausnahme statt; doch muss die Verlängerung von zwei zu zwei Monaten nachgesucht werden. Sollten die Empfänger dieses versäumen oder die erfolgte Mahnung ausser Acht lassen, so ist nach den Bestimmungen sub 4 zu verfahren.
8) Die Zeit der Abgabe für den Privatgebrauch ist auf die Stunden von 11 bis 1 Uhr täglich beschränkt.
9) Beschmutzte, zerrissene oder defecte Bücher und Karten sind von den Empfängern zu ersetzen, desswegen bei der Abgabe genau durchzusehen.
10) Der Eintritt in den Bibliotheksaal ist untersagt. Besuchende dürfen nur durch den Conservator, den Bibliothekar und die dort kommandirten Offiziere in solchen eingeführt werden
11) Da diese Anordnungen nur den Zweck haben, die Sammlungen vor Schaden zu bewahren, so verpflichtet sich jeder beim Empfange im Interesse des allerhöchsten Eigenthums stillschweigend zu deren genauen Befolgung.
12) Diese Bestimmungen sind gedruckt innerhalb des Einbandes oder des Umschlages neben dem Titelblatte in jedem Bande jedes Werkes einzukleben.

von der Mark, *Gl.-Qtmstr.*

Digitized by Google

<36635308430015

<36635308430015

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Altbestand 39680

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Nr. 183.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Julius 1836.

B. Ausl.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Von Thaddäus Bulgarin.)

In dem glänzenden Petersburg finden sich, wie in allen großen Hauptstädten, die stärksten Gegensätze. Ueppigkeit, Reichthum, Sittenverfeinerung und Bildung glänzen im Schooße der Hauptstadt, ihre Strahlen dringen zum Theil nach den fernsten Enden Rußlands, aber in manchem schmutzigen Gäßchen der entlegenern Theile Petersburgs leben die Menschen so roh und elend wie in Kamtschatka oder Beresow. In einem solchen Gäßchen stand in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ein Häuschen, bis ans Fenster im Morast, und im Herbst und Frühjahr unzugänglich wie eine holländische Festung. In dem erwähnten Häuschen erblickte man nicht die geringste Spur der Umwandlung Rußlands unter Peter dem Großen oder der Entdeckung Amerika's; aus russischem Holz und russischem Lehm bestand das ganze Baumaterial, die Verzierungen und das Geräthe des Hauses.

Es war Herbst: der Wind pfiff durch die Ritzen des schwachen Daches und rüttelte an den Fensterläden. Die vor dem Heiligenbild brennende Lampe verbreitete ein bleiches Licht in der niedern Kammer. Eine Uhr war nicht im Hause, aber die Schläfrigkeit der alten tauben Magd, die am Ofen saß, deutete an, daß es später Abend sey. In der Ecke lag unter einem rohen Schafpelz ein bleicher, zum Skelett abgemagerter Mann mit silberweißen Haaren: vor ihm standen seine beiden Kinder, ein junger Mann von 19 und ein Mädchen von 10 Jahren. Lange beobachtete sie der Alte schweigend mit thränenleeren Augen, denn langer Kummer hatte seine Augen ausgetrocknet. Endlich begann er: „Meine letzte Stunde ist gekommen, liebe Kinder, aber auf meinem Herzen liegt es centnerschwer..., ich hinterlasse euch nichts, weder Erziehung, noch Stand, nicht einmal einen guten Namen! . . .“

Er seufzte abermals tief und fuhr dann fort: „Man hat mir Alles geraubt, aber ich vergebe meinen Feinden; ich würde ihrer nicht gedenken in dieser Stunde, wo ich bereit bin vor Gott zu treten, aber ich muß meinen Namen reinigen vor euch, damit ihr beim Eintritt in die Welt nicht bei dem Andenken eures Vaters erröthet, wenn ihr die Verleumdung hört, die mich bis über's Grab verfolgt. Du, Weniamin, bist schon im Alter mich zu verstehen: drum höre.

„Mein Vater hatte von niederem Stande sich durch Geschäftsthätigkeit zu einem Vermögen von drei Millionen Rubeln emporgearbeitet, aber der Dämon des Stolzes beschlich sein Herz, er lebte glänzend und verheirathete sich mit einem adeligen Fräulein. Feste aller Art ließen ihm keine Zeit, sich mit seinem Geschäfte abzugeben, und zerrütteten sein Vermögen; um sich zu retten, warf er sich in verzweifelte Spekulationen und machte Bankerott. Meine Mutter und ihre Verwandten überhäuften ihn mit Vorwürfen, behandelten ihn mit hochmüthiger Verachtung, und verließen ihn gänzlich. Ich war damals vier Jahre alt, und wir wußten nicht, wo wir unser Haupt hinlegen sollten. Ein ehemaliger Arbeiter meines Vaters bot ihm dieß Häuschen an, und wir richteten uns ein. Mein Vater hatte mit vornehmen Privatpersonen und mit der Staatskasse Geschäfte gemacht, und hoffte noch einige hunderttausend Rubel zu erhalten, aber alle seine Hoffnungen schlugen fehl; unfähig Armuth und Verachtung zu ertragen, überließ er sich der Verzweiflung und stürzte sich in die Newa. Vergebens wandte man sich nun an die Verwandten meiner Mutter, daß sie mich aufnehmen möchten, alle weigerten sich und so nahm mich endlich der ehemalige Arbeiter meines Vaters an Kindesstatt an. Als ich heranwuchs, gab mir sein Sohn Unterricht im Lesen und Schreiben, und bald konnte ich mir mit Abschreiben mein Brod verdienen. Nach und nach bekam ich Zutritt in eine Kanzlei und erhielt endlich eine kleine Besoldung, heirathete die Nichte meines Wohlthäters, und lebte glücklich mit ihr. Du wurdest geboren, Weniamin, und ich verdoppelte meine Anstrengungen, um mir einiges Geld zu deiner Erziehung zusammen zu sparen, als ein unerwarteter Schlag alle meine Hoffnungen zerstörte . . . .“

Der Greis schwieg, bedeckte die Augen mit den Händen, und ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust; die Kinder weinten.

„Mir wurde aufgetragen, einen Aktenauszug bei einem wichtigen Prozesse zu machen, beide Theile suchten mich zu be-

Gd/65/1719

Digitized by Google

stechen, und als ich die verlangte Auslieferung einiger Papiere verweigerte, wandten sie sich an den Sekretär, meinen Vorgesetzten. Dieser befahl mir Abschriften von den Papieren zu machen, ich mußte gehorchen, und er verkaufte sie an einen der Prozeßführenden um hohen Preis. Die Sache kam an den Tag, eine Untersuchung wurde angestellt, ich hatte die Papiere geschrieben, und so wurde ich trotz aller Betheuerungen meiner Unschuld schimpflich entlassen. Der Sekretär, welcher mich zu Grunde gerichtet hat, ist Nikita Tumanin, jetzt ein reicher, angesehener Mann in einem hohen Posten. Er soll sich seitdem geändert haben, und ein frommer, in Ausbreitung der Sittlichkeit und Befestigung des Glaubens eifriger Mann geworden seyn. Gehe zu ihm und sage ihm, daß ich ihn am Rande des Grabes bitte, für meine Beerdigung zu sorgen und meine Stelle bei Euch zu vertreten; sage ihm, daß ich ihm vergebe, und ihn wieder zu sehen hoffe vor dem Richterstuhle Gottes! . . ."

Die Anstrengung des Sprechens hatte den Greis vollends erschöpft, er sank zurück, fing an zu röcheln, und verschied. Die Kinder weinten laut, ihr Jammer rief einige Nachbarn herbei, welche sich bemühten, die armen Waisen zu beruhigen, und der Magd den Körper waschen halfen.

Der unglückliche Greis, der so sein Leben in Armuth und Elend endete, war mein Vater, Peter Tschuchin, seine Kinder, ich, Weniamin, und meine Schwester Lisa. Wir brachten die Nacht in Thränen und im Gebet hin. Im Hause befanden sich in Allem zusammen drei Rubel, und wir wußten nicht, wie wir den Vater begraben sollten, da man ohne Geld weder leben noch sterben kann: mit Ungeduld erwartete ich den Morgen, um zu dem gewesenen Sekretär zu gehen, und ihn zu bitten, sein Opfer zu begraben. Am Erfolg zweifelte ich nicht im Geringsten.

Tumanin wohnte auf der Admiralitätsseite in einem großen steinernen Hause, und nahm die ganze zweite Etage ein. Ich ging ziemlich früh hin, und wurde auch ohne Mühe vorgelassen.

„Wer bist Du?" fing Tumanin an.

„Ich bin der Sohn des Kanzellisten Tschuchin, der einst die Ehre hatte, unter Ihnen zu dienen; er starb gestern in Dürftigkeit und auf seinem Todtenbette trug er mir auf, Sie zu bitten, daß Sie ihn begraben lassen und mein und meiner jungen Schwester Beschützer seyn möchten." Bei diesen Worten verbeugte ich mich tief, und setzte mit leiser Stimme hinzu: „Er trug mir auf, Ihnen zu sagen, daß er Ihnen vergebe!"

Auf dem Gesichte Tumanins glaubte ich Freude über den Tod meines Vaters, als über Befreiung von einem gefährlichen Zeugen zu erblicken, wie ich aber der Verzeihung erwähnte, verfinsterte sich sein Gesicht, er schoß einen wüthenden Blick auf mich, und sagte: „Der gerechte Richter hat nicht die Verzeihung des Verbrechers nöthig, verstehst Du mich? Dein Vater war ein Verbrecher und ich milderte aus christlicher Liebe seine Strafe."

„Mein Vater war ein rechtlicher Mann, Euer Excellenz, und wenn er fehlte, so geschah es aus Irrthum."

„Hat Dir vielleicht dein Vater seine Schuld erzählt?"

„Er hat mir Alles genau erzählt."

Tumanin runzelte furchtbar die Stirne, fuhr mit der Hand darüber, blinzelte mit den Augen, und sagte endlich: „Dein Vater hat gelogen, und seine Schuld auf andere gewälzt; wenn Du deine Seele retten willst, so ahme ihm nicht nach, und willst Du nicht sein Schicksal auf dieser Welt theilen, so schweig und erzähle niemand, was er Dich anlog, um unschuldig zu erscheinen."

In diesem Augenblick trat eine junge, aber in ihrem Blick und Benehmen kecke, fast freche Frau ins Kabinet, und sagte, ohne Tumanin zu grüßen, mit befehlender Stimme: „Ich nehme den Wagen: ich muß in den Bazar fahren."

„Ich möchte Dich bitten, Liebe, zu erlauben, daß ich zuerst zu dem Baron fahre, ich habe ein wichtiges Geschäft bei ihm."

„Du brauchst jetzt nicht mit deinem dummen Baron scheinheilig zu thun!" erwiderte sie zornig, „ich brauche den Wagen sogleich."

„Besinne Dich, Liebe," sagte Tumanin in großer Verlegenheit; „hier ist ein Fremder."

„Der Teufel hole alle deine Bettler."

Ich erröthete, denn Scham und Verdruß brachten mein Blut in Wallung, Tumanin aber erwiderte, ohne die Augen aufzuschlagen: „so nimm den Wagen, liebe Seele, und gehe mit Gott!" Die Frau wandte sich rasch und ging hinaus, Tumanin aber blieb in seinem Lehnstuhl sitzen, bedeckte die Augen mit den Händen und murmelte etwas vor sich hin. Dann erhob er sich plötzlich und klingelte; ein Lakai trat herein: „Hole mir das große Buch aus meinem Schlafzimmer; oder nein, ich habe es bei Anna Karlowna gelassen," sagte Tumanin, ohne mich anzusehen, und setzte sich aufs Neue in seinen Lehnstuhl. Nach einer Minute erschien der Lakai mit einem mächtigen Buche, Tumanin fragte mich, ob ich schreiben könne, und auf meine bejahende Antwort reichte er mir das Buch und eine Feder mit den Worten: „Ich will diktiren; schreibe:" — „Empfangen zum Begräbniß meines armen Vaters..." Hier hielt er einige Augenblicke inne; — „fünf Rubel."

Ich schrieb nicht weiter, ein mir bisher unbekannter Stolz stieg in meiner Seele auf, und bei dem Gedanken, daß meine einzige Hoffnung zusammengebrochen sey, regte sich in mir eine Art von Verwegenheit. „Das schreibe ich nicht, und die fünf Rubel nehme ich nicht!" sagte ich und legte die Feder nieder.

„Wie! reichen etwa fünf Rubel nicht hin, um vier Bretter zusammenschlagen zu lassen?" fragte Tumanin mit spöttischem Lächeln. „Bettler begräbt man nicht unter dem Baldachin."

„Ich will meinen Vater nicht unter dem Baldachin, aber ehrlich begraben lassen, und wenn Sie, der ihn zu Grunde gerichtet und ins Grab gestürzt hat, ihn nicht christlich begraben lassen wollen, so finde ich noch gute Leute. . . ."

Tumanin ließ mich nicht ausreden, er sprang auf, stieß mich zur Thüre hinaus, und rief den Dienern: „Jagt diesen Bettler da hinaus! Warte! Du sollst mir keine ruhige Stelle finden."

Ich hörte nicht, was er weiter sprach: die Lakaien jagten mich hinaus, und ich rannte eilfertigst die Treppe hinab, zum Glück ohne zu fallen. Unten im Hofe stand ein Wagen, und

Digitized by Google

dieselbe Frau, die ich schon oben im Kabinette Tumanins gesehen hatte, setzte eben den Fuß auf den Wagentritt. Das Gelächter der Lakaien, die mich die Treppe hinabstießen, und mein Sprung veranlaßten sie sich umzublicken: „Was soll das bedeuten?“ fragte sie.

Ich erröthete, und konnte nicht sprechen, das Schluchzen erstickte meine Stimme. „Beruhige dich, und sage mir, was ist vorgefallen?“ fuhr sie fort.

Ich faßte mir ein Herz, und erzählte ihr in wenig Worten, weßhalb ich gekommen und wie mich Tumanin behandelt, wobei ich hinzu setzte, mein Vater hätte sterbend erklärt, daß er unschuldig sey, und Tumanin ihn boshaft zu Grunde gerichtet habe.

„Niederträchtiger, schändlicher Heuchler!“ sagte die Frau, vor Zorn erröthend, nahm dann aus ihrem Ridikül ein Bankbillet von 50 Rubeln und fuhr fort: „Geh', mein Junge, nach Hause, laß deinen Vater begraben, und vergiß die Beleidigung, die du in diesem Hause erfahren hast.“

Ich wollte der Dame die Hand küssen, und ihr danken, aber sie sprang schnell in den Wagen, der Lakai schloß die Thüre, der Kutscher hieb auf die Pferde los, und der Wagen flog hinaus. Ich eilte auf die Straße, aus Furcht, die Lakaien möchten mich verfolgen, und mir mein Geld nehmen: schon war ich mißtrauisch geworden, denn ich hatte die Bosheit der Menschen erfahren. Der Pförtner fegte eben die Straße, ich trat zu ihm und sagte: „Wer ist denn die Dame, die da hinaus fuhr?“ der Pförtner stemmte sich auf seinen Besen, sah mich an, und antwortete grob: „was geht das dich an? Packe dich deiner Wege!“ Ich zog einen halben Rubel aus der Tasche, zeigte ihn dem Pförtner, und sagte: „wenn du mir sagst, wer die Dame ist, so gebe ich dir dieß Geld. Der Pförtner lächelte und sah mich schlau an: „Willst du die ganze Wahrheit wissen?“

„Versteht sich,“ erwiderte ich.

„Nun, so höre. Diese Dame ist die Schließerin des alten Generals, der im zweiten Stock wohnt; man nennt sie Anna Karlowna, und in ihrem Passe steht, daß sie aus Reval gebürtig, und die Frau eines Flottenunteroffiziers ist. Der vorige Pförtner erzählte mir, sie hätte einige Zeit dem General die Wäsche besorgt, später, als man den Mann im Dienste nach Astrachan schickte, zog sie zu dem General ins Haus und wirthschaftet jetzt hier als Frau. Man sagt, sie streichle den alten Herrn mit Igelshandschuhen. Der alte Herr, siehst du, hat erwachsene Kinder, die im Dienst sind, und so ist, wie natürlich, zwischen dem Vater und den Kindern Streit wegen Anna Karlowna. Doch davon weiß ich nichts, und das ist auch für dein Achtgroschenstück genug.“ Den eigentlichen Sinn der Rede des Pförtners begriff ich damals nicht, sondern war nur froh, den Namen meiner Wohlthäterin zu kennen, und eilte mit raschem Schritte nach Hause, im Stillen gelobend, jeden Abend für sie zu beten.

An der Thüre kam mir meine Schwester entgegen, unter Thränen lächelnd, und legte mir ein Bankbillet von 100 Rubeln in die Hand. „Erinnerst du dich noch, Bruder, des großen Mannes, der uns im Sommer so oft auf der Kräuterstraße und am Ufer begegnete?“

„Der immer vor den Vorübergehenden das Gesicht mit dem Schnupftuch verbarg, als hätte er Zahnschmerzen, und sich dann vom Weg abwandte?“

„Eben derselbe, er ging diesen Morgen am Hause vorüber, und als er mich an der Bahre sitzen und weinen sah, kam er herein, und fragte mich, wie es gehe. Als ihm Marie sagte, daß wir nicht wüßten, wovon den Vater begraben, und daß du ausgegangen seyest, um einen Herrn um Geld zu bitten, trat er vor das Heiligenbild, befahl mir hierauf, ihn zum Hinterpförtchen hinauszuführen, und gab mir dann dieß Papier. Marie sagte, daß man dafür viel Geld bekomme.“

Ich trat ins Zimmer, warf mich vor der Leiche auf die Knie, betete inbrünstig, und dankte Gott für die mir gesendete Hülfe.

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentarische Skizzen aus Spanien.

Im Jahre 1821 erschien zu Madrid eine Beschreibung der äußern und innern Eigenschaften der Cortesdeputirten jener Zeit, eine satyrisch-humoristische Abkonterfeyung derselben, in welcher sie Alle, für den, der sie persönlich kennt, man könnte sagen zum Sprechen getroffen sind, unter dem Titel: „Condiciones y semblanzas de los Diputados a Cortes para la legislatura de 1820 y 1821“ (Charaktere und Aussehen der Deputirten zu den Cortes der Legislatur von 1820 und 1821), aus welcher wir die Beschreibungen einiger der noch gegenwärtigen bekannten und interessanten Männer so viel als möglich wörtlich übersetzt unsern Lesern hiemit vorlegen.

Martinez de la Rosa.

Morgenstern der Cortes! liebenswürdiger junger Mann! gebenedeit sey der, der dich mit jenem Stern auf der Stirne gezeichnet hat! *) Du bist die Rose und die Knospe der Konstitution, und die furchtbare Keule gegen ihre Uebertreter, der Talisman gegen Gespenster, der Regenbogen gegen Stürme, die Beschwörungsformel gegen böse Geister, und das Weihwasser und Weihwedel gegen arme Seelen im Fegfeuer, und gegen alle Gattungen von lärmenden und zerstörenden Insekten. Du sprichst mit Zartheit und der höchsten Umsicht, du beobachtest stets den schuldigen Anstand sowohl gegen den gesammten Kongreß, als gegen jeden einzelnen Deputirten, deine Schlüsse sind genau und richtig, du befolgst die äußern Regeln der Redekunst; auch hast du ein glückliches Gedächtniß, um die Argumente, die du gehört hast, wieder zusammenfassend vorzutragen und sie zu entkräften; es fehlt dir nicht an einem hellen Verstande, um deine Gründe von der vortheilhaftesten Seite vorzutragen, noch auch an Willensstärke, die zugleich so zäh und so dehnbar ist, wie elastisches Gummi, um Beleidigungen, welche man bisweilen dir anthut, mit einem Regenguß von ganz kleinen Wörtchen wie Dragées und so süß wie überzuckerte Mandeln zurückzugeben! Was willst du also noch mehr? Bist du damit noch nicht zufrieden? Aber, Ew. Herr-

*) Martinez de la Rosa hat nämlich ein kleines Maal oder Flecken von Geburt auf seiner Stirne.

Digitized by Google

lichkeit, *) haben die Gewohnheit in Ihren Reden häufig zu pochen, daß man Ihnen kein Gesetz, keinen Artikel u. s. w. zu citiren im Stande sey, der im Widerspruch mit dem, was Sie oben vertheidigen, stünde, und dieses Herausfordern könnte Ew. Herrlichkeit öfters sitzen lassen. Auch pflegen Ew. Herrlichkeit zu verschwenderisch, um nicht mehr zu sagen, die Periphrase anzuwenden, und hiedurch geschieht es, daß Dieselben bisweilen Ihre andächtigen Zuhörer langweilen; dieß könnte durch das leichte Mittel, etwas sparsamer mit Ihrem Speichel zu seyn, vermieden werden. Auch haben Ew. Herrlichkeit die Gewohnheit, wenigstens dreimal jede Idee zu wiederholen, und unglücklicherweise jedesmal kälter und fader. Die meisten Ihrer Gedanken geben Sie so dick in Syrup getaucht von sich, daß man nicht mehr weiß, nach was sie eigentlich schmecken, oder daß sie ganz und gar ihren eigenthümlichen Geschmack verlieren, und nur nach Caramel-Zucker, oder wie die süßen Batatas aus dem Vaterlande Ew. Herrlichkeit schmecken. Ganz besonders zeichnen diesen jungen Mann seine schönen arabischen Augen aus, die auf der Stirne in einen Büschel zusammengescheitelten Haare, sein ungeziertes anständiges Benehmen, sein längliches, braunes und ruhiges Antlitz, und ein gewisser adeliger Anstand und Manieren, von welchen zu sprechen hier nicht der Ort ist. Er hat einen Abscheu vor Kappen und Käppchen, Handschuhen, Brillen und dergleichen Ziererelen, aber bisweilen pflegt er eine Lorgnette zur Hand zu nehmen, nicht etwa weil er sie braucht, sondern so bloß aus Zeitvertreib, und an großen Tagen weiß er sich auch in Staat zu werfen, und erscheint mit Jabot und Manschetten, versteht sich Alles von Brüsseler Spitzen.

T o r e n o.

Klein von Gestalt, aber groß von Ideen, blondes Haar, breite Stirne und schöne Manieren. Er spricht ein flüssiges spanisch, deßgleichen auch englisch und französisch.

Er versteht die Künste,
Und auch die Finanzwissenschaft.
Von Politik ein wenig,
Vom Kriege aber viel.
Er versteht auch viel von Industrie
Und vieles von andern Wissenschaften.
Von Anleihen versteht er auch etwas,
Von Schulden aber mehr als von allem Uebrigen.

Und in der That, er war es, der am meisten die dringende Nothwendigkeit dargethan hat, unsern Kredit gut zu begründen und zu organisiren, und unsere öffentliche, einheimische und fremde Schuld auf die zuträglichste Art zu klassifiziren. Er besitzt die besten und unumgänglichsten Eigenschaften eines Redners, und wäre nicht in seinem Vortrag ein gewisser harmonischer, takthaltender und ein wenig langweilender singender Ton bemerkbar, den er aus Gallien mit herüber gebracht hat, so könnte man sagen, daß er mit Kraft und Feuer deklamire. Er ist nach ganz vortrefflichen Originalen gebildet, und da er nachgiebig, gelehrig und einschmeichelnd ist, als ein ächter Asturianer, **) steht zu erwarten, daß er sich bessern und nach und nach noch mehr vervollkommnen wird. Auch ist er nicht unempfindlich für Reize, liebt die Schönheit, weiß was feiner Geschmack ist, und muß natürlicherweise hervorstechen und glänzen, wo er auftritt. Er kleidet sich immer nach der neuesten Mode, ist stets ausnehmend reinlich, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sein glänzendes Benehmen, die wohlriechenden Essenzen, mit denen er sich parfümirt, seine Freundlichkeit mit allen Gattungen von Menschen, seine Ringe von Türkissen, seine süße und zutrauliche Sprache, die großen Berloken vom feinsten Gold und blitzenden Edelsteinen nicht wenig beitragen und herausheben, oder, um uns besser auszudrücken, remarcable zu machen den supréme bon ton, dessen er beflissen ist, so wie auch die Lorgnette, die er am Halse hängen hat, seine Kurzsichtigkeit beurkundet.

Florez Estrada.

Er sieht eben nicht viel, aber verabscheut dennoch alle Brillen und alle Hindernisse, welche ihn aufhalten könnten, schnurgerade auf das Rechte zuzulaufen. Freiheit der Presse, politische Freiheit, bürgerliche Freiheit, Zollfreiheit, Gewerbsfreiheit, Redefreiheit, kurz Freiheit in Allem und überall ist seine liebste und ewige Melodie. Er schreibt gut, und setzt schriftlich seine Ideen klar aus einander, sein mündlicher Vortrag aber und seine Aussprache sind schlecht. Durch Tendenz, Attraktion, Magnetismus oder Molekular-Verwandtschaft scheint er mit den geistigen Atomen des Herrn Romero al Puente *) zu sympathisiren und zu harmoniren; er ist lang und dürr wie dieser, aber nicht von so trauriger Gestalt, im Gegentheil munter und artig.

Vermischte Nachrichten.

Die neuesten Verhältnisse in England geben den Karikaturisten reichen Stoff, namentlich ist O'Connell und das Whigministerium der Gegenstand dieser Ausfälle. Das eine Mal ist O'Connell dargestellt als Sturmbock, den das Ministerium gegen die Feste der Konstitution hinstößt. In einer zweiten Nummer ist Lord Joh. Russel dargestellt als Schlangenzauberer, der die Agitatorschlange, welche ihn wie eine Boa Konstriktor umschlungen hält, bezaubert, während Spring Rice und Lord Morpeth dazu mit der Pfeife spielen, auf einer dritten Nummer ist O'Connell dargestellt als Hamlets Geist, der Lord Melbourne fortwinkt seinem Schicksal entgegen.

*

Der bekannte Abenteurer, Baron Thierry, der sich König von Neuseeland nennt, scheint schlechte Geschäfte zu machen. Er wollte auf Otaheiti Truppen ausheben und reguliren, aber die Königin fragte den Befehlshaber eines dort stationirten englischen Schiffes, wie England dieß aufnehmen würde. Der Befehlshaber, Kapitän Fitzroy, erklärte, daß ein solches Verfahren von Seite der Königin gegen eine befreundete Macht von England nicht geduldet werden würde, und die Königin für die Folgen denen verantwortlich sey, gegen welche die Expedition gerichtet wäre. Die Häuptlinge auf Otaheiti erklärten darauf den Herrn Baron als öffentlichen Feind, und man glaubt, sein gesammeltes Truppenkorps werde sich von selbst auflösen.

*

Die Granitblöcke zum Fußgestell des Obelisken von Luxor nähern sich mehr und mehr der Mitte des Platzes de la Concorde. Sechs davon haben 10 Fuß Länge, 6 Fuß Breite und 2 Fuß Dicke; der dritte, welcher bestimmt ist, den Würfel des Piedestals zu bilden, hat 15 Fuß Höhe und 9 Fuß Breite und Dicke. Er wiegt allein 500,000 Pfund.

---

*) Vuestra Señoria, Courtoisie, welche im Verlauf der Rede die Deputirten sich wechselseitig geben.

**) Asturien ist sein Vaterland, und von den Asturianern behauptet man, sie besäßen vorzüglich diese Eigenschaften.

*) In dem Porträt des Herrn Romero al Puente wird unter Anderem gesagt, daß, so wie man aus dem Geruch von Knoblauch, der aus einem chemischen Laboratorium kommt, gleich wissen kann, ob Gold oder Arsenik darin probirt wird, so könne man auch, ohne zu sehen, aus dem Gehör in den Sitzungen der Cortes schon wissen, was verhandelt wird, wenn man die Stimme des Herrn Romero al Puente vernimmt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 184.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Julius 1836.

Entbehrungen und Leiden der Wilden.

Kapitän Back gibt in seinem interessanten Bericht über seine arktische Reise, einem Werke, das sich durch gesundes Urtheil und wahrhaft männliche Gesinnungen auszeichnet, folgende ergreifende Schilderung von den Entbehrungen, mit denen die Lebensweise der Wilden, namentlich auf ihren Jagdzügen verknüpft ist:

„Die Indianer," sagt er, „abgemagert und erschöpft von Beschwerden, kamen fortwährend in Menge von den sogenannten Barren-Lands (Steppen) zu uns, wo das Rothwild, ganz gegen seine Gewohnheit, noch verweilte, sich aber in zu großer Ferne hielt, als daß es hätte gejagt werden können. Einer dieser armen Teufel hatte seit zehn Tagen keinen Bissen Fleisch gegessen und wäre am Weg liegen geblieben, hätte ihn nicht die Hoffnung, zu uns zu kommen, aufrecht erhalten; da wir uns jedoch selbst in ärmlichen Umständen befanden, so konnten wir nur wenig für diese armen Leute thun.

„Unter andern Einbildungen, welche die Indianer sich in den Kopf setzten, war auch die, daß die Instrumente auf unserm Observatorium die geheime Ursache ihres Mißgeschicks seyen. Als wir eines Tages die Abweichung der Magnetnadel u. s. w. beobachteten, lauschten zwei von ihnen, und da sie von Zeit zu Zeit nur einzelne Worte, als: „Jetzt!" „Halt!" und dergleichen vernahmen, und sonst tiefes Schweigen herrschte, blickten sie sich gegenseitig argwöhnisch an, verließen das Gitter eilig, und sagten zu ihren Gefährten, ich beschwöre den Teufel. Da ich mich bemühte, die wunderliche Einbildung der Indianer zu verscheuchen, so sagte ich ihnen, sie hätten einen ganz falschen Begriff von der Wirkung meiner Instrumente, indem diese statt das Wild zu verscheuchen, es vielmehr anzögen, wie sie sich, sobald sie das nächste Mal auf die Jagd gingen, überzeugen könnten. Diese im Scherz ausgesprochene Behauptung schien sich verwirklichen zu wollen, denn noch an demselben Tage ward ein Bär erlegt, und obschon mager und zäh, doch fröhlich verzehrt. Obgleich, unter so viele vertheilt, nur sehr wenig auf den Mann kam, so munterte der Glücksfall sie dennoch ein wenig auf, doch versanken sie bald wieder in ihren frühern Trübsinn, und es war ein wahrhaft Mitleid erregender Anblick, sie einzeln oder in Gruppen um unsere Leute herumstehen zu sehen, wenn diese aßen, jeden Bissen, den diese in den Mund steckten, mit gierigen Blicken verfolgend, ohne jedoch nur ein Wort der Klage hören zu lassen. Ein armes, altes, hinfälliges Weib fehlte nie bei unsern kargen Mahlzeiten, und flehte meinen Diener mit schwachen klagenden Tönen an, ihr zu gestatten die Kessel auszuscharren zu dürfen.

„Gegen Westen, und näher am Fluß Liard, waren 40 der auserlesensten Jäger der Tschippewäs vor Hunger umgekommen, von andern hörte man gar nichts mehr und die wenigen zerstreuten Ueberlebenden hatten durch die Strenge des Klima's und die Schwierigkeit, das Wild zu erlegen, mehr gelitten als ihre abgehärtete Natur zu ertragen vermochte. Zuweilen wurden sie durch ungewöhnliche Naturerscheinungen aufgerieben, wie dieß zwei Weibern und deren Kindern geschah, die mit ihren beladenen Hunden ihren Zelten in der Nähe des Gebirgs zueilten, dort aber von einem Wirbelwind ergriffen wurden, und augenblicklich umkamen. Nur ein Knabe ward noch lebend gefunden, starb aber noch in derselben Nacht unter fürchterlichen Schmerzen.

„Der Dolmetscher kam von einer der Fischereistationen mit der Nachricht zu uns, daß sie einige Netze verloren und nichts zu leben hätten, indem selten mehr als 13 kleine Fische in einem Tage gefangen wurden. Auch wir waren dem Mangel nahe gebracht, da alle Indianer, welche sich nicht weit von uns entfernt befanden, in unser Fort kamen und wir ihnen mittheilten, was nur immer in unsern Kräften stand.

„Vergebens bemühten wir uns, ihren gesunkenen Muth wieder zu beleben und sie zur Thätigkeit anzuspornen, das Elend war zu groß, nichts machte mehr Eindruck auf sie. Kaum hatte eine ausgemergelte Gruppe von Indianern unsere Thüre geschlossen, als sie von einer noch hinfälligern wieder geöffnet wurde, die uns aus hohlen Augen anblickte, und deren halb verhungerte Gesichter die herzzerreißende Schilderung ihres Elends bestätigten. Sie sprachen meist nur wenig, und kauerten sich schweigend um das Feuer, als wären sie begierig, die einzige ihnen noch übrige Bequemlichkeit zu genießen. Eine

Digitized by Google

Handvoll mulstriges Mehl, eigentlich für unsre Hunde bestimmt, war das Beste, was wir jedem anbieten konnten, und dieses ärmliche Gericht nebst der dargebotenen Freundschaftspfeife war hinreichend auf einen Augenblick ihre Sorgen zu verscheuchen und sogar ein schwaches Lächeln der Hoffnung auf ihre verhungerten Gesichter zu locken. „Wir wissen," sagten sie, „daß ihr selbst Mangel leidet, und doch seyd ihr so gut."

„So herzzerreißend der Anblick solcher Leidensscenen auch war, so lag doch wieder etwas Erhebendes in der Ergebung, mit welcher diese armen Leute ihr hartes Geschick trugen, denn man vernahm durchaus keine Verwünschung, noch hörte man von einer jener barbarischen Handlungen, welche in den letzten Jahren einen so dunkeln Schatten auf den Charakter der Indianer geworfen haben. Während einst ein Trupp solcher Unglücklicher sich dürftig bei uns gelabt hatte, und eben ihren Dank ausdrückte, langte einer ihrer Gefährten mit der Nachricht an, daß unweit von unserer Wohnung ein Kind aus Mangel an Nahrung dem Tode nahe sey. Der Vater sprang augenblicklich auf, eilte, nachdem wir ihn mit einem Stück Fleisch versehen hatten, davon, und kam gerade noch zu rechter Zeit, um dem armen Geschöpf das Leben zu retten.

„Unser Saal war mit armen, stumpfsinnigen, ausgemergelten Leuten angefüllt, welche um das Feuer saßen, kleine Stücke von ihrer Kleidung von Rennthierfellen, die ihnen ohnehin nur geringen Schutz gegen eine Kälte von — 102° F. (— 49½ R.) gewährte, zu rösten und zu verschlingen. In fühlloser Verzweiflung saß der Vater da, während die Mutter mit hohler Grabesstimme sich vergebens bemühte, das wimmernde Kind, das an ihrer vertrockneten Brust hing, zu beschwichtigen. Dieß war nur eine von den wilden Gruppen menschlichen Elends, das uns umgab, den Männern aber entschlüpfte keine Klage."

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Mein Vater hatte mich gelehrt, was er selbst wußte, Lesen, Schreiben und Rechnen; ich ha te eine schöne Hand, schrieb ziemlich regelrecht, und war im Rechnen sehr erfahren. Der Inhaber eines benachbarten Kleinhandels, für den mein Vater die Rechenbücher führte, und sich dadurch ein dürftiges Unterkommen erwarb, verschaffte mir eine Schreiberstelle im Komptoir eines Branntweinschankpächters *) mit jährlich 200 Rubel Gehalt, wofür ich täglich acht Stunden arbeiten mußte. Seit dritthalb Jahren hatte ich die Stelle versehen, und den Gehalt meinem Vater gegeben. Der Tod des letztern hielt mich einige Tage zu Hause, ich benachrichtigte jedoch meinen Vorstand von der Ursache meines Wegbleibens. Als ich meinen Vater begraben hatte, bewirthete ich meine Nachbarn und Nachbarinnen, die, als sie erfuhren, daß ich Geld erhalten hätte, zusammenkamen, um sich des Verstorbenen zu erinnern. Am fünften Tage ging ich wie früher wieder nach dem Komptoir, wo mir der Diener sagte, ich möchte, ohne an die Arbeit zu gehen, zu dem Vorstand kommen. Mir keiner Schuld bewußt, ging ich dahin.

Der Vorstand lag auf einem Diwan, eine Pfeife im Munde, eine große Tasse mit Thee stand auf dem Tische. Ein mächtiger Pudel rannte bellend auf mich zu, und nöthigte mich, hinter einem Stuhle mich zu schützen. Der Vorstand brachte endlich den Hund zur Ruhe, und rief mich zu sich: „Bist Du Tschuchin?" fragte er. Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort: „Seit wie lange dienst Du im Komptoir?"

„Seit zwei Jahren."

„Von heute an bist Du entlassen. Laß dir vom Kassier den Rest deines Gehalts auszahlen und gehe mit Gott!"

„Geruhen Euer Hochwohlgeboren, womit habe ich diese Ungnade verdient? Ich bin zum Erstenmal fünf Tage vom Komptoir weggeblieben, weil ich meinen Vater begraben mußte. Früher war ich immer der erste bei der Arbeit, und der letzte beim Weggehen. Erlaubt mir Euch zu bitten . . ."

„Das hilft Alles nichts. Solche Leute, wie Du, kann ich nicht auf dem Komptoir haben. Danke Gott, daß Du nicht in den Thurm oder gar nach Sibirien kommst."

„Erlauben mir Euer Hochwohlgeboren zu bemerken, ob nicht ein Irrthum vorwaltet . . . Vielleicht hat ein anderer Tschuchin irgend etwas Schlimmes gethan. Ich habe nichts Unrechtes begangen, und mein Gewissen ist rein."

„Hast Du nicht den wirklichen Staatsrath Tumanin um Unterstützung gebeten?"

„Das that ich in Auftrag meines sterbenden Vaters und aus Noth — in der Meinung, ich hätte ein Recht dazu, jetzt aber bereue ich . . . ."

„Späte Reue, . . . wenn man um Almosen bittet, soll man wenigstens nicht stehlen."

„Stehlen! Verzeiht, Euer Hochwohlgeboren." Mein Blut kochte und ich zitterte am ganzen Körper vor Unwillen. „Stehlen!" rief ich aus.

„O ich sehe, Du bist ein ausgemachter Schurke!" sagte er mit höhnischem Lächeln. „Du verstehst es aus dem Grunde, Dich unschuldig zu stellen. Aber hier ist der Brief T enins, welcher mich benachrichtigt, daß Du zu ihm gekommen bist, ihn um Unterstützung gebeten, und zugleich von seinem Tische eine Brieftasche gestohlen hast."

„Lüge und Verleumdung!" schrie ich wüthend; „und wenn ich vor Hunger hätte sterben sollen, ich hätte mich nicht so erniedrigt. Tumanin hat durch Verleumdung meinen Vater zu Grunde gerichtet, und will auch mich zu Grunde richten. Ich entlarve den Schurken."

„Schweig!" schrie mit drohender Stimme der Vorstand, sprang vom Sopha auf und warf mir einen wüthenden Blick zu. „Schweig, oder ich laß Dich augenblicklich schließen und schicke Dich auf die Polizei. Taugenichts, Du solltest den Staub von den Füßen Tumanins lecken, dafür daß er Dir verzeiht, und mich bittet, die Sache nicht weiter zu untersuchen, sondern Dich bloß ohne Attestat aus dem Dienst zu schicken. Das ist die geringste Strafe! Und Du wagst es, diesen tugendhaften

*) Der Branntweinhandel ist in Rußland Regal.

Mann, diesen exemplarischen Christen zu beschuldigen! Kennst Du auch die ganze Abscheulichkeit deines Vergehens? Du hast 200 Rubel gestohlen, aber ein einziger gestohlener Groschen brandmarkt einen Menschen auf Lebenszeit, und verbannt ihn aus der Gesellschaft ehrlicher Menschen . . . Fort von hier! — aus meinen Augen! . . ."

Diese kränkenden Worte, der Verdacht eines so schmählichen Verbrechens kränkten mich in der tiefsten Seele, und versetzten mich in eine Art stummer Wuth. Ich wollte sprechen, und vermochte es nicht, meine Fäuste ballten sich krampfhaft, der Athem stockte, mir flimmerte es vor den Augen, und meine Zähne knirschten, — ich stieß einen unverständlichen Ton aus.

„Fort!" brüllte der Vorstand, stand vom Sopha auf und schwang das Pfeifenrohr gegen mich. Der Hund sprang bellend auf mich los. Ich dachte nicht daran mich zu vertheidigen, sondern stand wie versteinert, und starrte unbeweglich den Vorstand an. Dieser aber stieß mich zur Thüre hinaus und maschinenmäßig lief ich die Treppe hinab und hinaus auf die Straße, wo ich bewußtlos niedersank.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einer Branntweinschenke, im Zimmer des Schenkwirths. Meine Hand war verbunden, man ließ mir zur Ader, und rettete mich dadurch vom Schlage. Der Schenkwirth erzählte mir, daß er Geschäfte halber zum Vorstand gegangen sey, und mich mitten unter einem Haufen Neugieriger besinnungslos auf der Straße liegend gefunden habe; da er mich als einen Schreiber des Komptoirs erkannt, so hätte er mich zu einem vorüberfahrenden Schlitten getragen und nach seinem Hause führen lassen. Ich erzählte ihm nun unter Thränen meine Geschichte, und betheuerte meine Unschuld, als ich aber hinzusetzte, daß ich von Tumanin Genugthuung für die erlittene Beleidigung und Beweis seiner Verleumdung fordern, und zur Veröffentlichung seiner Schändlichkeit die Revision des Prozesses meines verstorbenen Vaters nachsuchen wolle, sagte der Schenkwirth, welcher meine Lage lebhaft bedauerte: „Laß das bleiben, wenn Du nicht noch tiefer ins Unglück kommen willst. Du kennst das Sprüchwort: mit den Mächtigen soll man nicht streiten, und Reichen soll man's nicht gleichthun wollen. Wer wird Dich anhören, und wer Dir glauben? Du bist nicht der erste und nicht der letzte, der ohne Schuld schuldig ist. Im Gegentheil: verstecke dich vor deinem Feind, und vermeide alle Gelegenheit, ihm in den Weg zu kommen. Ihm glaubt man aufs Wort, Du wirst, wenn Du auch schwörst, niemand überzeugen. Nimm ein Beispiel an unserm Vorstand. Du sagst, er habe dir eine Predigt über die Ehrlichkeit gehalten. Das ist die rechte Höhe. Heute noch hat er mir erklärt, wenn wir Schenkwirthe ihm nicht zum neuen Jahre 50,000 Rubel schenkten, so jage er uns alle fort, und verleihe die Schenkhäuser an andere. Merke wohl, das ist kein Diebstahl, sondern der Lohn für seine Mühe, ein ehrlicher Gewinn. Laß diese Herren in Ruhe, Bruder. Wie können wir mit ihnen prozessiren! Eine Hand wascht die andere, dann sind beide weiß, und zwischen die Thüre soll man den Finger nicht stecken."

Noch Manches sagte mir der gute Schenkwirth, um mich zu beruhigen, gab mir dann zehn Rubel, und ließ mich mit seinem Pferde nach Hause bringen; „kannst Du es mir zurückgeben, so thue es, wo nicht, so wird Gott es mir vergelten!"

Ich war nun ohne Brod und der Winter vor der Thüre, diese Zeit der Belustigungen und Genüsse für die Reichen, aber eine schwere Zeit für die Armen, die mit Hunger und Kälte zu kämpfen haben. Mein Geldvorrath schwand, und ich hatte keine Hoffnung, etwas zu erwerben. Meine Zeit vertrieb ich mir theils mit häuslichen Arbeiten, theils mit Lesen, was ich leidenschaftlich trieb, und wozu mir ein junger Freund die Mittel verschaffte. Als wir eines Abends beisammen saßen und unser spärliches Mahl, nämlich Schwarzbrod und Salz, verzehrten, klopfte etwas ans Fenster. Als wir öffneten, trat ein Mann in einem schönen Oberrock und einer Bibermütze ein. Meine Schwester und ich standen auf und verbeugten uns, er setzte sich an den Tisch, und nachdem er uns eine Zeit lang schweigend beobachtet hatte, sagte er mit Einemmal: „Habt Ihr nichts Anderes zu essen?"

„Wir danken Gott auch dafür, und bitten ihn um unser tägliches Brod," entgegnete ich.

Der Unbekannte schüttelte leicht den Kopf, seufzte und wurde nachdenklich. Ich wagte nicht sein Schweigen zu unterbrechen, suchte aber ihm ins Gesicht zu sehen, das durch seinen Rockkragen fast ganz verdeckt war. Plötzlich blickte er auf, und nun flüsterte mir meine Schwester zu: „Das ist derselbe Herr, der mir das viele Geld schenkte." Ich blickte ihn genauer an, und erkannte jetzt den Mann, dem wir mehrmal auf unsern einsamen Spaziergängen begegnet waren, und der immer so sorgfältig die Blicke der Menschen gemieden, sich abgewendet, oder sein Gesicht versteckt hatte. Ich faßte schnell seine Hand, küßte sie mit Inbrunst, und rief meiner Schwester: „Lisa, danke auch Du unserem Wohlthäter!" Die Aeußerung unserer Dankbarkeit schien ihm zu mißfallen, er zog die Hand zurück und sagte unwillig: „hört auf, ich liebe das nicht!" Wir traten schweigend zur Seite, konnten jedoch unsere Freudenthränen nicht zurückhalten.

„Es ist nun genug geweint," sagte der Unbekannte freundlich, indem er seine Stimme zu mildern suchte. Er fragte mich aus über meine Mittel zum Fortkommen, über meine Beschäftigungen und meine Familie; meine Erzählung schien ihn zu rühren. Er sah mich an, als wolle er mir mit dem Blick in die Seele dringen, und als ich geendigt hatte, sagte er: „Danke Gott, daß er Dich vor Versuchung bewahrte: Noth und Ueberfluß, Erniedrigung und unbeschränkte Freiheit führen leicht zum Verbrechen." Bei diesen Worten seufzte er tief, ließ den Kopf auf die Brust sinken und schwieg.

„Zeige mir Deine Schrift," fuhr er endlich fort sich wieder ermannend. Ich holte einige Hefte, wo ich Auszüge und einzelne Ideen niedergeschrieben hatte, gab sie ihm und sagte: „das ist schnell geschrieben, sonst schreibe ich schon besser."

„Die Schrift ist gut!" sagte er, stand dann auf, legte fünf Silberrubel auf den Tisch und setzte hinzu: „hier ist etwas fürs Erstemal, Kinder! bei Euch ist's kalt, kauft Euch Holz und

Fleisch. In einigen Tagen komme ich wieder und verschaffe Dir Arbeit, Benjamin. Lebt wohl.“

Er ging nach der Thüre, ich vertrat ihm aber den Weg, dankte ihm von ganzem Herzen und sagte: „Laßt uns doch wissen, wem wir zu danken verpflichtet sind!“

„Das braucht Ihr gar nicht zu wissen,“ versetzte er mit sichtlichem Aerger, und entfernte sich schnell.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hinrichtung zu Louisville.*)

Obschon die Verbrechen in diesen glücklichen Gefilden Amerika's ziemlich häufig sind, so kommt das Hängen, zum großen Mißvergnügen der Liebhaber, doch nur äußerst selten vor, weil die Wälder den Verbrechern eine sichere Zuflucht bieten, wo sie auf einem Baumstamm oder einer Platanenrinde über den Fluß setzen und dann geborgen sind. Vor einigen Jahren ereignete es sich indeß doch, daß der Bewohner eines Distrikts an den Gränzen von Tennessee in einem Anfall von Zorn seinen Sohn erschlug und sich von den Gerichten erwischen ließ. Der Konstabel eilte athemlos in schnellem Lauf herbei, und die Richter ließen die Gelegenheit nicht entschlüpfen, ihren Mitbürgern endlich einmal das längst gewünschte Schauspiel zu bereiten. Von allen Seiten strömten Neugierige dem Richtplatz zu; aus den Schluchten, auf den schlechten Straßen und den Niederungen rollten Wagen und Karren herbei; Männer galoppirten, die Flinte unter dem Arm, auf ihren Pferden daher; Mütter zogen ihre großen pausbäckigen Jungen an der Hand hinter sich drein, und der erste, der auf dem verhängnißvollen Platze sich einfand, war ein Kolonist, dessen Gesicht die Strahlen der Sonne des Mississippi gebräunt und seine Stirne mit so gleichlaufenden Falten geziert hatte, daß man sie für tättowirt hätte halten können. Er setzte sich unter einen Busch, und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Ein langes, gut geflochtenes und mit einer Schlinge versehenes Seil schaukelte vom Wind bewegt hin und her, und bildete Bogen und Cirkel in der Luft. Es hing von dem starken Ast einer weißen Platane herab, die, ihrer Rinde beraubt, ganz so aussah, als wäre sie mit dem Stempel der Verworfenheit bezeichnet. Sie ragte indeß weit über die übrigen Bäume empor, und ihre bemoosten Zweige boten den Geiern, welche die Aussicht auf ein lang entbehrtes Mahl herbeizog, bequeme Ruhepunkte. Zur bestimmten Stunde brachte man den zitternden, schon halb todten Greis; seine erloschenen Augen fließen allenthalben auf neugierige Blicke, die ihr Opfer betrachteten und mit Verlangen der Katastrophe entgegen sahen. „Wohl, sagte eine Stimme, dieser da wird uns nicht entkommen, und er schneidet schon recht hübsche Gesichter.“ — „Er ist zu alt, erwiderte ein Anderer, er wird zusammenknicken wie Schilf, und weg seyn, wie man eine Hand umwendet.“ — „Thut nichts, rief ein Dritter, er ist doch immer besser als ein Neger, deren ich auf meiner letzten Reise nach New-Orleans von Natchez bis Baton-Rouge wenigstens dreißig habe hängen sehen. Das ist aber etwas Alltägliches; dieser da ist doch wenigstens ein Mensch, ein ächter Weißer, ein reines Blut, ein Mann, wie er seyn soll“ — der Sprecher wollte noch hinzusetzen: „ein braver Mann,“ brach aber ab, weil der Scharfrichter eben seine Schuldigkeit that. Das Seil schwankte unter der Last, die man daran gehängt hatte, als der braune Kentuckyer, der von seinem Busch aus Alles genau beachtet hatte, seinen Karabiner wenigstens zum zehnten Male an die Wange legte. Jetzt ging der Schuß los, das dicht am Ast abgeschossene Seil fiel mit dem armen Sünder zu Boden, und der Schütze, die Batterie seines Gewehres abwischend, blieb ruhig stehen.

Da von ihm aus bis zu dem Baume wenigstens zweihundert Schritte waren, so konnte er den Erfolg seines Schusses nicht gleich gewahr werden; ihm genügte indeß, daß er das Seil hatte reißen sehen. Sechs Fuß hoch herabgefallen, lag der Greis bewußtlos am Boden. Die schaulustige Menge zerstreute sich mißvergnügt, denn der Jäger hatte durch seinen wunderlichen Einfall die Entwicklung der Tragödie gestört. Der Konstabel näherte sich dem Schützen, und schien nicht übel Lust zu haben, den Verwegenen zu züchtigen, allein die Konstabel gehören eben nicht zu den Muthigsten, denn sie haben einer Kugel nur einen Stab entgegenzusetzen. Der Greis erholte sich nach und nach wieder; der Schütze trat zu ihm, und als er ihn, den Mund öffnend und schließend, röchelnd am Boden liegen sah, sagte er: „Was wollt ihr thun, Konstabel? Es ist vorbei, der Alte ist gehangen worden, laßt ihn jetzt mir und wir sind gute Freunde.“

Nachdem der Konstabel sich überzeugt hatte, daß niemand mehr auf dem Platze war, als einige unbedeutende Neugierige, benutzte er die Gelegenheit, sich die Freundschaft eines so geschickten Schützen, die gar nicht zu verachten war, zu gewinnen. Zwei Tage nachher sah man einen Greis mit weißen Haaren in einer Pirogue den Fluß hinabsteuern und in der Gegend von La Trinidad im Walde verschwinden — dieß war der so glücklich befreite Gehängte.

*) Aus den Souvenirs atlantiques von Th. Pavie.

Vermischte Nachrichten.

Ein Beispiel von dem furchtbaren Menschenverlust der englischen Regimenter in Indien führt die Naval and Military Gazette an. Ein Regiment landete im Julius 1822 aus England in Indien mit 652 Mann. Das Regiment stand 6 Jahre und 4 Monate im Standsquartier, 7 Jahre und 2 Monate in einer Feldstation. Es erhielt im Laufe dieser 15 Jahre und 6 Monate nicht weniger als 1508 Rekruten und Freiwillige, also mit den anfänglichen 652 Mann nicht weniger als 2150 Mann.

Von diesen 2150 Mann kamen im Gefecht um	87	
starben an Krankheiten	1131	
Am Ende Decembers 1835 waren übrig	619	Dienstfähige
und endlich	312	Invaliden
	2150	

Von den Offizieren kamen 2 im Gefecht um, 41 starben an Krankheiten, und von allen, die mit dem Regiment gelandet hatten, war am Ende Decembers 1835 keiner mehr übrig, der die ganze Zeit hindurch beim Regiment gedient hätte.

Kürzlich wurde zu Hull ein Knabe von 15 Jahren ins Spital gebracht, starb aber nach einer kurzen und schmerzhaften Krankheit. Als er geöffnet wurde, fand man zum nicht geringen Erstaunen der Anwesenden, daß das Herz auf der rechten Seite der Brust, die Leber auf der linken Seite war. Magen und Eingeweide waren gleichfalls in verkehrter Stellung, sonst aber alle Theile in völlig normalem Zustande, und es scheint auch, daß alle Funktionen wie bei andern Menschen vor sich gingen. Dieser sonderbare Bau und die Krankheit, an der der Knabe starb, hatten keinen Bezug auf einander.

Während des Jahres 1835 wurden in Paris durch Fuhrwerke 12 Personen getödtet, 217 verwundet oder umgeworfen, 43 Wagen oder Boutiquen durch Anstoßen beschädigt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 185.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Julius 1836.

Das neueste Matrosengesetz in England.

London, den 6ten Junius 1836.

Zum Erstenmale seit diesem im vorigen Parlamente erlassenen Gesetze hat England einen Versuch im Großen angestellt, eine aus Staatsgründen nothwendig erachtete Vermehrung seiner mobilen Kriegsmarine mit 5000 Seeleuten durch freiwillige Anwerbung zu bemannen, und absichtlich *) von dem uralten der Krone zustehenden Rechte des Matrosenpressens abzustehen. Schon dieser Umstand allein macht eine einfache Kunde von jenem Gesetze für jeden, welcher dieses Land in seiner neuesten Entwicklung verfolgt, unentbehrlich. Das Statut widerruft zehn auf die Handelsmarine bezügliche Parlamentsakten, welche successive seit der Regierung der Königin Anna als Landesgesetze galten, und consolidirt dieselben in neuen Bestimmungen, wovon hier nur einige hervorgehoben werden sollen. Kein brittischer Schiffskapitän darf einen Matrosen am Bord haben, ohne einen schriftlichen Vertrag mit demselben über den Lohn, die Art seines Dienstes und die Natur der Reise selbst zu machen. Der Vertrag muß in der Gegenwart eines Zeugen abgefaßt, und den Matrosen, ehe sie ihren Namen unterschreiben, deutlich vorgelesen werden. Von dieser Vorschrift sind auch Küstenfahrer über 80 Tonnen nicht ausgenommen. Die Form des Vertrages ist für alle Schiffe gleich und vorgeschrieben. So wie ein Schiff in einem Hafen des Vereinigten Königreichs ankommt, muß der Rheder oder der Kapitän dem Zollamte eine genaue Abschrift des mit dem Schiffsvolke abgeschlossenen Vertrages einreichen. Die Unterlassung eines schriftlichen Vertrages zieht dem Kapitän für jeden Matrosen eine Strafe von zehn Pfund, für das Nichtvorlesen des Vertrages eine Strafe von 5, und für die Nichteinreichung der Abschrift ans Zollamt des Landungsorts eine Strafe von 50 nach sich. Das Gesetz befiehlt auch die Errichtung eines neuen Departements im Hafen von London, unter dem Namen „General-Registratur-Bureau der Handelsmatrosen," dessen Personal unter die Kontrolle der Admiralität gestellt ist. Diesem Hauptbureau müssen von allen Zollhäusern des Königreichs die Eingaben der Kapitäns, über die Namen, Anzahl u. s. w. aller Matrosen, die auf ihren in die Häfen eingelaufenen Schiffen sich befinden, eingereicht werden. Alle mit der Küstenfahrt beschäftigten Schiffe, so wie diejenigen, welche regelmäßig auf die zwischen der Elbe bis Brest gelegenen Häfen des Kontinents fahren, sind gehalten, alle sechs Monate ans Zollhaus, wo das Schiff zu Hause gehört, oder in das Hauptbureau in London eine schriftliche Erklärung über die Reisen, die das Schiff während dieses Zeitraumes gemacht, so wie die Namen und die Zahl der Matrosen, die es an Bord hatte, einzureichen. Die Nichtbeachtung dieser Vorschrift zieht eine Strafe von 25 Pfund nach sich. Dieses neue Bureau ist für den Staat von hoher Wichtigkeit, indem dadurch stets eine genaue Kunde von der Zahl der wirklich beschäftigten Seeleute der Handelsmarine erlangt wird. Indem wir nun viele Artikel des neuen Gesetzes in Bezug auf die Bestimmungen des Verhältnisses zwischen Schiffern und dem Schiffsvolke übergehen, mögen nur noch folgende charakteristische Punkte hier eine Stelle finden. Von dem Augenblicke an, wo der Matrose seinen Vertrag unterzeichnete, darf niemand ihn wegen einer fünf Schilling übersteigenden Schuld verklagen, bis er seine Reise zurückgelegt hat, und kein Gastwirth darf irgend etwas von des Matrosen Sachen wegen contrahirter Schulden in einem

*) Das Wort absichtlich wird hier nicht ohne Ursache gebraucht. Es kann zuversichtlich behauptet werden, daß im Falle künftige Ereignisse die Calamität eines neuen Krieges herbeiführen und die schnelle Bemannung starker Flotten fordern würden, zum Matrosenpressen, wie in frühern Zeiten, wohl noch die Zuflucht genommen werden muß, weil erstens die Operation des Anwerbens zu langsam geht, und zweitens die Handelsmarine wenig müßige Hände zurückläßt. Allein es wird sichtbar darauf hingearbeitet, das Recht des Matrosenpressens nur auf den äußersten Nothfall zu versparen, und mittlerweile durch verbesserte Gesetze, mildere Behandlung und höhere Dienstbesoldung das System freiwilliger Dienstannahme auszudehnen, was auch bei dem neuesten Experimente vollkommen gelungen ist, da es troz der großen Lebhaftigkeit des Seehandels und des sehr erhöheten Lohns der Admiralität in kurzer Zeit möglich gemacht worden, 5000 der tüchtigsten Matrosen in freiwilligen Dienst aufzunehmen, die schon als Freiwillige einen eben so starken Effektivdienst, als 7500 gepreßte Matrosen bilden. Als Quantität scheint die Zahl von 5000 Matrosen gering; sie ist aber nichtsdestoweniger hinreichend, 500 Seehandelsschiffe damit zu bemannen.

solchen Falle zurückhalten. Auf einen deßhalb abgelegten Eid des Matrosen oder eines andern, wenn er selbst nicht vom Schiffe sich entfernen kann, darf jede Magistratsperson sofort den Befehl zur Wegnahme und Auslieferung der zurückgehaltenen Sachen unter seiner Handschrift und Siegel ergehen lassen. Jeder Matrose hat das Recht, bei der Entlassung vom Kapitän ein Certificat über seine Dienstzeit, Entlassung, Datum und Ort des Abschiedes zu verlangen. Die Verweigerung ohne genügende Ursache zieht eine Strafe von 5 Pfund nach sich, die dem Matrosen bezahlt wird. Jedes nach einem fremden Hafen segelnde Schiff muß zu allen Zeiten eine hinreichende Quantität Medikamente mit sich führen, die von Zeit zu Zeit erneuert werden müssen. Die Armenaufseher haben das Recht, arme Knaben, welche das 13te Jahr zurückgelegt haben, und deren Eltern Almosen erheben, aber nur mit ausdrücklicher Einwilligung der Knaben, und nicht anders als Lehrlinge oder Schiffsjungen bis zum 21sten Jahre schriftlich einzudingen. Ein jeder solcher Vertrag muß aber immer von zwei Magistratspersonen geschlossen werden, die sich genau überzeugt haben, daß der Knabe das gehörige Alter erreicht und die Gesundheit und Stärke besitzt, wie das Gesetz verlangt. Jedes Schiff von 80 Tonnen und unter 200 muß wenigstens einen Lehrling, jedes Schiff von 200 und unter 400 Tonnen muß zwei, und Schiffe von 400 und unter 500 Tonnen drei, von 500 und unter 700 vier, und von 700 Tonnen und auswärts wenigstens fünf Lehrlinge haben, die bei der Annahme nicht älter als 17 Jahre seyn dürfen, und vertragsmäßig wenigstens vier Jahre dienen müssen. Jede Vernachlässigung des Gesetzes zieht dem Kapitän eine Geldbuße von 10 Pfd. nach sich. Alle Kontrakte für die Lehrlinge müssen im obenerwähnten Hauptbureau registrirt werden, zu welchem Behufe die Zollämter des Landes vierteljährig eine Abschrift der bei ihnen registrirten Verträge nach London zu senden haben. Dieser Theil des Statuts, das übrigens aus den ältern Gesetzen darin übergegangen ist, bildet die große Pflanzschule für die brittische Handels- und Kriegsmarine. Alle solche Knaben müssen auf Kosten der Kirchspiele nach dem Hafen gebracht werden, wo das Schiff liegt, dem Kapitän wird auch 5 Pf. für das Bett und die Schiffsbekleidung jedes Lehrlings ausgezahlt. Kein Lehrling darf ohne Erlaubniß seines Lehrherrn sich während seiner Lehrlingszeit in den See-Kriegsdienst des Landes begeben, thut er es doch und erhält dann die Einwilligung seines Herrn, so ist der Kapitän berechtigt, von der Admiralität den Kriegslohn des Lehrlings bis zum Tage der Beendigung des frühern Lehrkontraktes zu erhalten. Dagegen kann jeder andere Matrose zu jeder Zeit von dem Kauffahrteischiffe in die Kriegsmarine treten, was gesetzlich keinen Verlust des ihm schuldigen Lohnes oder seines Kleides und Effekten nach sich zieht. Allen Kapitäns und Rhedern ist vielmehr besonders verboten, in den Verträgen mit den Matrosen Klauseln einzurücken, die diese Freiheit beschränken und die überdieß als ungültig und kraftlos erklärt sind; auch ist eine Strafe von 25 Pf. auf jede Weigerung gesetzt, die dem Matrosen die Verabfolgung seiner Effekten auf das Kriegsschiff vorenthalten will.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Die Neugierde lockte mich nicht wenig, etwas Näheres über meinen unbekannten Wohlthäter zu erfahren, daher besuchte ich wiederholt den Spaziergang, auf dem ich ihn sonst getroffen, und erblickte ihn endlich auch daselbst: als er sich entfernte, folgte ich ihm von weitem, und sah ihn in ein kleines, aber reinliches Haus treten, das einer Schiffsmeisterin gehörte, deren Neffen ich zufälligerweise kannte. Ich fragte diesen nach dem Unbekannten, und erfuhr, daß er reich zu seyn scheine, durch sein eigenthümliches Wesen aber jedem auffalle; seinem Passe zufolge heiße er Iwanow, und sey ein aus dem Staatsdienst getretener Titularrath. Das war Alles, was man von ihm wußte. Einige Tage später erschien bei mir ein alter Mann, der sich als der Diener meines Wohlthäters kund gab, und mir 200 Rubel einhändigte mit dem Beisatz: „Lassen Sie sich ordentliche Kleider machen, und wenn Alles fertig ist, so gehen Sie in das Haus des Fürsten Iwan Alexandrowitsch Olgerdow und melden Sie sich dort Morgens um 9 Uhr bei dem Schweizer. Sie sollen dort die Kinder im Schreiben unterrichten. Das Geld ist auf Rechnung Ihres Gehalts. Darüber, daß Sie meinen Herrn kennen, brauchen Sie niemand etwas zu sagen."

„Erlaubt, ich kenne ja meinen Wohlthäter gar nicht, und fühle nur seine Güte," rief ich im Innersten gerührt.

„Das ist Alles gleich," erwiderte der Mann ruhig; „ob Sie ihn kennen oder nicht, Sie dürfen niemand merken lassen, daß er Ihnen seine Güte zugewendet hat, leben Sie wohl." Der alte Mann ging hinaus, und ich warf mich vor dem Heiligenbild nieder, und betete unter Thränen des Dankes.

Nach einigen Tagen begab ich mich in das Haus des Fürsten Olgerdow und wurde zuerst zu der Fürstin geführt, die mich ungemein liebreich empfing, mir auseinandersetzte, wie sie wünsche, daß ich ihre Kinder unterrichten möge, und endlich ihrer vertrauten Kammerjungfer, Dunjascha, auftrug, mich zum Fürsten zu führen und diesem zu sagen, daß sie mich für fähig halte, den nöthigen Unterricht in der russischen Sprache und Rechtschreibung ihren Kindern zu ertheilen. Das kalte, theilnahmlose und zum Theil wirklich läppische Benehmen des Fürsten mißfiel mir ungemein, und ich war froh, als ich aus seiner Gegenwart wiederum entlassen war. Außen wartete meiner Dunjascha, händigte mir eine Anweisung auf hundert Rubel ein von Seite der Fürstin, als Abschlag auf meine Besoldung, faßte mich dann bei der Hand, und sagte freundlich: „Ich hoffe, wir werden Freunde seyn; ich bin die Vertraute der Fürstin, die Ihnen sehr gewogen ist. Seyn Sie nur bescheiden und schweigsam, Ihr Glück ist in Ihren Händen. Führen Sie morgen ihre kleine Schwester hieher, die Fürstin will sie in eine Pension geben."

Ich begriff nicht recht, was mit mir vorging, und außer mir über die Gnade der Fürstin drückte ich lebhaft die Hand Dunjascha's, und eilte sodann nach Hause.

Dunjascha, ein sehr gutes und hübsches Mädchen, genoß das vollständige Zutrauen der Fürstin, und diente ihr auch mit

musterhafter Ergebenheit. Die Fürstin ging, wenn sie mit ihr allein war, nicht wie mit einer Dienerin, sondern wie mit einer Freundin um. Dunjascha hatte im Hause zwei besondere kleine Zimmer, die einfach, aber mit Geschmack ausgerüstet waren. Abends fanden daselbst öfters Zusammenkünfte statt, wo der Hausmeister, der Rentmeister, die Kammerdiener des Fürsten und der Fürstin, die freien Dienerinnen und einige fremde Leute sich einfanden. Dunjascha lud mich auch dahin ein, und bald wurde ich mit allen im Hause bekannt, und war bei allen beliebt, weil ich mich in keine Schwätzereien einließ, wie sie in jedem großen Hause herrschen; alle suchten sich mir gefällig zu machen, weil sie die Gnade der Fürstin für mich und die Freundschaft Dunjascha's oder Audotja Kondratjewna's, wie man sie im Hause nannte, recht wohl kannten. Dreimal in der Woche gab ich den Kindern der Fürstin Unterricht, wobei die Fürstin häufig anwesend war. Den Fürsten sah ich selten: er war stets mit seiner Ansicht nach sehr wichtigen Dingen beschäftigt, als da sind, Livreeschnitt, Pferdegeschirr, Planen zur Verschönerung des Hauses, zu allerlei Bauten auf den Landgütern und Dörfern, mit Projekten zu neuen landwirthschaftlichen Einrichtungen zu Vermehrung der Einkünfte. Indeß hörte ich nie, daß die wichtigen Plane und Verbesserungsprojekte zur Ausführung kamen: denn der Fürst konnte sich zu nichts selbstständig entschließen, und mißtraute doch den Rathschlägen anderer, weil er die personificirte Eigenliebe war, und nicht für schwach gelten wollte; Lügner und Betrüger benützten seine Schwäche, indem sie seine Festigkeit und seinen hohen Verstand in den Himmel erhoben. Uebrigens benahm er sich nicht nur gut, sondern sogar zärtlich gegen seine Frau, und ließ sie mit voller Freiheit über ihre Zeit und ihre Schatulle verfügen. Mit den Dienern ging er ziemlich gut um, wenn sie nicht gerade durch irgend etwas seinen Zorn reizten. So hielt ich, nach Allem, was ich sah, die Fürstin für glücklich in ihrer Ehe, denn im Laufe eines Halbjahres hörte ich von keinem Streite zwischen den beiden Ehegatten.

Von der Zeit an, wo ich im Hause des Fürsten Unterricht gab, sah ich meinen geheimen Wohlthäter nicht mehr, und scheute mich, nach ihm zu fragen. Einigemal machte ich gegen Dunjascha Bemerkungen über die räthselhafte Verborgenheit, in der er lebte, sie wich aber stets allen Erklärungen aus. Mit andern wagte ich einer von Dunjascha erhaltenen Weisung gemäß nicht, von ihm zu sprechen.

Eines Abends, als ich Dunjascha, die nicht wohl war, in ihrem Zimmer besuchte, kam ich wie gewöhnlich auf das Lob der Fürstin zu sprechen, und sprach meine Freude aus, daß sie glücklich verheirathet sey. Dunjascha lächelte bei diesen Worten, und sagte: „Du, Weniamin, bist der Fürstin so ergeben, daß ich dir wohl ihre Geschichte mittheilen kann. Ich hoffe auf deine Verschwiegenheit. Höre an:

„Vor zwanzig Jahren etwa brachte man der Vorsteherin eines Erziehungsinstituts ein fünfjähriges Mädchen, eine Waise, zahlte derselben ein Jahrgeld voraus, und händigte ihr die nöthigen Papiere ein. Aus diesen ging hervor, daß die kleine Ssascha das Kind eines geringen Beamten von unbedeutender, nicht einmal adeliger Familie war. Das Kind wußte von seinem frühern Aufenthalt nichts, war aber schön wie ein Engel, und die Vorsteherin liebte sie wie ihre eigene Tochter. Sie wuchs heran, die Eigenschaften ihres Geistes entwickelten sich in gleichem Maße, wie die Schönheit ihres Körpers, und schon begann man in der Stadt von der schönen Waise zu reden. An ihrem fünfzehnten Geburtstag erschien der Bankier, der bisher immer das Geld für die Waise ausbezahlt hatte, und eröffnete der Vorsteherin, daß Ssascha zwei Millionen Rubel in der Bank liegen habe, die ihr bei ihrer Heirath ausbezahlt werden sollten. Zugleich händigte der Bankier Ssascha'n eine Menge ihr zugehöriger Brillanten ein, und überreichte der Vorsteherin im Namen des Vormunds ein bedeutendes Geschenk. Man kann sich denken, welches Aufsehen diese Neuigkeit in der Pension und der Stadt hervorbrachte, und des Geredes und der Vermuthungen war kein Ende. Alle waren einstimmig, Ssascha müsse die natürliche Tochter irgend eines Großen seyn. Man kann sich leicht vorstellen, daß es ihr nun an Bekanntschaften nicht fehlte, und namentlich war die Gräfin Lentowa, die Schwester unsers Fürsten Olgerdow, bemüht, sie überall hin auf Bälle und ins Theater zu führen, und ihr Feste in ihrem Hause zu bereiten. Hier wurde sie mit dem Fürsten bekannt, die glänzende Husarenuniform, die er trug, und ein prächtiger Schnurrbart machten Eindruck auf sie, und nach kurzer Zeit ließ sie sich bewegen, dem Fürsten Olgerdow ihre Hand zu reichen.

„Das erste Jahr ihrer Ehe war glücklich, und, wie es scheint, liebte sie den Fürsten sehr. Sie wohnte allen militärischen Uebungen bei, und war über ihren Mann entzückt, wenn er vor seiner Eskadron dahersprengte. Sie war verliebt in den schönen, gewandten Husaren, und jedesmal wenn er in voller Uniform vor ihr erschien, fiel sie ihm um den Hals, und hatte eine Freude an ihm, wie ein Kind an einem Spielzeug. Im zweiten Jahr, als die Fürstin sich einst eben in ihrem Ankleidezimmer befand, trat der Fürst ein: sie sah ihn an, erbebte und erbleichte: der Fürst war im schwarzen Frack, runden Hut und ohne Schnurrbart. „Ich wollte dich überraschen, Ssascha" sagte er, „und nahm meinen Abschied, ohne dir etwas zu sagen. Wie findest du mich in diesem Kleide? Ist das nicht besser als das vorherige Geflimmer? Ich wollte mehr dir und meinen Kindern leben." Mit diesen Worten küßte er die Fürstin, diese war aber nicht mehr sie selbst; sie wollte sprechen und konnte nicht. Ich sah, daß sie die Augen zudrückte, als der Fürst sie küßte: kaum konnte sie die Thränen zurückhalten.

„Die Fürstin hatte kein Geheimniß vor mir; als der Fürst, der zum Glück nichts bemerkte, fort war, sah sie mich schmerzlich an, und sagte: „ach! wie einfältig er aussieht, ohne Schnurrbart und in dem häßlichen schwarzen Frack: er gleicht einem Kammerdiener in seinem Festtagskleid. Das ist ein ganz anderer Mensch! Ich kenne meinen Mann nicht mehr!" Von dieser Zeit an war der blendende Schimmer verschwunden, die Fürstin suchte in seiner Seele und in seinem Verstande etwas, das sie an ihn fesseln könnte, und fand nichts als Eis und Leere. Das Spielzeug war verschwunden, die Fürstin fühlte ihr ganzes Unglück, ihren Mann, den Vater ihrer Kinder weder achten noch lieben zu können."

Das war es, was Dunjascha mir erzählte, nicht gerade mit denselben Worten, mit denen ich es jetzt nach so vielen Jahren niederschreibe, doch wesentlich dasselbe. Nach einigen Minuten fuhr Dunjascha fort: „Die Fürstin mit ihren Kindern beschäftigt, und ohne Abneigung gegen ihren Mann, der ihr keinen besondern Grund zur Klage gab, war bis zum vorigen Jahre in sehr erträglicher Lage, aber ihre feurige Seele, geschaffen, um zu lieben, ist endlich entflammt worden, und seitdem ist sie wahrhaft unglücklich!“ Dunjascha schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Jetzt weißt Du unsere häuslichen Verhältnisse. Richte dich darnach, daß Du keinen Verstoß begehst.“

Dunjascha hatte mir vieles, aber gerade das nicht mitgetheilt, was mich am lebhaftesten interessirte: ich faßte darum ihre Hand, und sagte: „Awdotja Kondratjewna! (denn ich wagte nicht Du zu ihr zu sagen). Sie sind so gut gegen mich, daß ich mir endlich die Frage erlaube: wer ist mein Wohlthäter, und in welchen Verhältnissen steht er zur Fürstin?“

Dunjascha erbleichte; sie sprang auf von ihrem Stuhle, trat auf mich zu, und sagte feierlich: „Höre Weniamin, wenn Dir die Gnade der Fürstin und meine Freundschaft lieb ist, so frage mich **nie** darum, bemühe dich **nie**, dieß zu erfahren. Schwöre mir, daß selbst, wenn sich Dir ein günstiger Zufall böte, das Geheimniß zu erfahren, Du den Zufall nicht benützen willst. Schwöre — sogleich, oder unsere Freundschaft und Dein Glück sind mit einem Mal zu Ende.“ Dunjascha nahm das Heiligenbild von der Wand, reichte es mir hin, und sagte noch einmal: „schwöre!“ Ich schwor.

„Verurtheile die Fürstin nicht,“ fuhr sie fort, „und halte sie nicht für wetterwendisch, daß sie in eine Uniform und einen Schnurrbart sich verliebte; die Fürstin war ein unerfahrenes Kind, als sie sich verheirathete, und hatte keinen Begriff, was wahre Liebe sey. Sie ließ sich locken durch die Freundschaft der schlauen Gräfin Lentewa, und da sie dem Fürsten nicht abgeneigt war, so glaubte sie ihn zu lieben, und täuschte sich in ihren Gefühlen. Glaube mir, unsere Fürstin ist nicht die erste, die ihr Glück einem Titel und einem Schnurrbart geopfert hat, und wird auch nicht die letzte seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Sechzehnter Brief.

Während der Ueberfahrt von Budschia nach Bona unterhielt ich mich abermals damit, den Leo Africanus zu lesen, und zwar jene Stellen, welche sich auf die Orte bezogen, an denen wir vorübersteuerten. Bona liegt, Leo zufolge, mehr als eine Meile (in secundo miliario) von einer alten Stadt, Hippo genannt, welche von den Römern gegründet wurde, und wo der heilige Augustinus seinen Bischofssitz hatte. Nach dem Fall des römischen Reichs wurde Hippo oder Hippona von den Gothen eingenommen und später von den Arabern verbrannt. Nach Verlauf vieler Jahre baute man auf die Ruinen der alten eine neue Stadt, welche von den Christen noch immer Bona, von den Arabern aber **Beled el Huneb**, oder die Stadt der Jujebs genannt wird, und zwar wegen der großen Menge dieser Früchte, welche in der Gegend wächst, und im Sommer getrocknet wird, um für den Winter aufbewahrt zu werden. „Die Zahl der Bevölkerung, sagt Leo, beläuft sich auf ungefähr 800 Familien, meist thätige, im Handel und in nützlichen Gewerben wohl erfahrene Leute. Auf ihren Webstühlen bereiten sie eine große Menge Tuch, welches nach Numidien geführt wird; die Häuser und öffentlichen Gebäude aber sind schlecht, mit Ausnahme eines Tempels unweit des Meeres; Wasser gibt es kein anderes als Regenwasser, welches in Cisternen aufbewahrt wird.“ Leo beschreibt hierauf die große 40 Meilen lange und 25 Meilen breite Ebene, in der Nähe von Bona, als außerordentlich angenehm und fruchtbar.

Ziemlich früh am nächsten Morgen liefen wir in den Hafen von Bona ein. So wie man näher kommt, stellt sich das Ufer als ein ungeheurer Felsen dar, dem die Natur in ihrer spielenden Laune eine Gestalt gegeben hat, welche der eines ruhenden Löwen so sehr gleicht, daß man die Aehnlichkeit bemerkt, ehe man noch weiß, daß dieser Felsen der Löwenfels genannt wird. Die Ansicht von Bona, von der See aus, ist im Ganzen ziemlich malerisch, die Stadt aber entspricht hinsichtlich der elenden Häuser — welche noch niedriger als die in Algier, obschon die Straßen breiter sind — noch ganz der Beschreibung Leo's. Wir gingen in das beste Gasthaus, wo wir Alle, ohne Unterschied, 4 Franken jeder für das Frühstück bezahlen mußten, und erfuhren, daß ein Bett für jede Nacht 5 Franken koste. Nachmittags besuchte ich in Begleitung Herrn Browns und eines französischen Malers die wenigen noch vorhandenen Ruinen des alten Hippo Regius. Der Fluß Bubschimah, über den noch eine römische Brücke führt, läuft an der östlichen und der Seibhause — ein größerer Fluß — an der westlichen Seite der sumpfigen Ebene, über welche wir zu den Ruinen gelangten, und beide fallen dann in das Meer.

Die Ruinen der alten Stadt liegen auf einer Landzunge zwischen diesen beiden Flüssen zerstreut, welche an den Ufern derselben flach und eben ist, sich dann aber zu einer mäßigen Höhe erhebt. Die Ruinen haben etwa eine halbe Stunde im Umfang, und bestehen aus großen zertrümmerten Mauern und Höhlungen im Boden, welche man die „römischen Cisternen“ nennt. Mein Freund Neukomm, den ich in Algier traf, und der Bona vor mir besucht hatte, behauptete, diese ungeheuren Aushöhlungen müßten unterirdische Kirchen gewesen seyn. Der französische Maler dagegen hielt sie für Getreidebehälter. Mit aller Achtung vor dem Musiker und dem Maler muß ich sie jedoch dennoch für Cisternen halten, denn die Ruinen einer Wasserleitung zwischen ihnen und dem Fluß heben allen Zweifel in dieser Hinsicht. Unter den Ruinen bemerkt man das Dach eines hohen Gebäudes, welches man für das ehemalige Kloster des heiligen Augustin hält.

(Schluß folgt.)

Der bekannte dänische Schiffskapitän Graah hat abermals eine Reise nach Grönland unternommen. Der Zweck dieser Reise ist eines Theils den Eingebornen einige hölzerne in Dänemark verfertigte Häuschen zu bringen, die mit Oefen versehen sind, andern Theils die seit 1825 verlassenen Steinkohlenlager zu untersuchen und ihre Ausbeutung wieder zu beginnen. Dieß ist die dritte Reise, welche Kapitän Graah nach Grönland macht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 186.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Julius 1836.

Ueber den Handel Frankreichs mit andern Welttheilen, namentlich Südamerika.

(Nach Arsène Isabelle.)

Ich habe Buenos-Ayres, Montevideo, Rio Grande und Porto Alegre besucht, stand in Handelsverbindungen mit Rio Janeiro, Veracruz und Havana, ich habe den Gang unserer auswärtigen Handelsverhältnisse verfolgt, und nicht ohne Beschämung die demüthigende Gewißheit erhalten, daß unser Handel auf allen Punkten des amerikanischen Kontinents weit unter dem der andern seefahrenden Nationen steht.

Von den Rhedern muß die Erweiterung des Ein- und Ausfuhrhandels ausgehen, denn von der Art der Ladung hängt der Erfolg der Handelsoperationen ab: wie verfahren diese nur allzu häufig? Manchmal sieht man unermeßliche Vorbereitungen, man sollte glauben, es handle sich um einen neuen Argonautenzug, oder zum mindesten, daß die Unternehmung auf positive Angaben und eine gründliche Kenntniß des Landes, für das die Ladung bestimmt ist, sich gründe. Keineswegs: ein Intrigant, wie sie in Amerika sich zu Tausenden finden, ist mit neuen Nachrichten angelangt; er hat, wie er sagt, die Ladung mit einem Vortheil von 50, 60, ja 100 Proz. so gut wie schon verkauft, und die Rückfracht liegt bereit; die Unternehmung ist glänzend. Aber, meine Herren, lassen sie nichts davon verlauten. Ein ehrlicher, aber leichtgläubiger Rheder, dem der Intrigant seine Nachricht vorzugsweise mittheilt, fällt in die Schlinge; er weiß nicht recht, ist die Ladung für Nord- oder Südamerika bestimmt, das thut aber nichts, das geht den Kapitän und den Superkargo an. Kommt nun das Schiff, wie leicht zu erachten, mit einem Verluste von 50 Proz. von Rio oder Buenos-Ayres zurück, so schickt man es statt die erhaltene, freilich bittere Lehre und die gewonnene Erfahrung zu benützen, vielleicht nach Kalifornien oder Peru oder Mexiko, um — neue Proben anzustellen und gleichen Verlust zu erleiden.

Die am mindesten gewagten Unternehmungen gehen noch von Bordeaux nach Mexiko, Peru und Chili aus, weil sie von ehemaligen Einwohnern dieser Länder geleitet sind; darum waren sie auch mit einigem Erfolg gekrönt. Aber von Havre und Marseille gehen nur ärmliche Ladungen aus, deren Eigenthümer selbst in jenen Ländern umherziehen, und sich meistens bald zu Grunde richten, theils weil sie theuer und auf Borg einkaufen, theils weil sie genöthigt sind, zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten möglichst schnell wieder zu verkaufen. Indeß ist es eben diese unglückliche Menschenklasse, — unglücklich, weil sie unter unerhörten Entbehrungen ihr halbes Leben auf langen und mühseligen Reisen im Innern Südamerika's zubringt, diese unglückliche aber thätige Menschenklasse ist es, welcher Frankreich den wenigen Handel verdankt, den es noch in Südamerika hat.

Die am schlechtesten berechneten Expeditionen gehen von Marseille aus. Die Leichtigkeit, hier jeden Augenblick Wein zu laden, wird auf die keckste Weise benützt. Alles, was die Provenzalen nach Brasilien ausführen, ist abscheulich: der Wein ist nicht zum Trinken, die gesalzenen Gegenstände, wie Gurken, Sardellen, Oliven u. s. w., sind schlecht bereitet und verderben leicht, weil man sogar am Essig spart; die großen Glastöpfe mit den Früchten zur Branntweinbereitung sind so schlecht gemacht, daß sie kaum aufrecht stehen können, und das Glas ist so schwach und dünn, daß man selten den Pfropf herausziehen kann, ohne den Hals zu zerbrechen. Mit Einem Wort, Alles in diesem Lande schmeckt nach Knickerei; von 50 kleinen Handelsleuten, die von Marseille nach der neuen Welt gehen, behalten 48 nicht einmal die Mittel übrig, in ihr Vaterland zurück zu kehren. Wer einige Zeit in Südamerika gelebt hat, wird die Richtigkeit dieser Behauptungen nicht in Abrede stellen können. Wenn Bordeaux sich nicht wohl in Acht nimmt, wird es bald sich denselben Vorwurf zuziehen.

Ich muß, so demüthigend es auch ist, das Bekenntniß ablegen, daß der französische Handel in ganz Südamerika fast keine durch Kredit und Kapitalien respektablen Häuser zählt, während sich deren von allen andern Nationen eine große Anzahl findet. Dieß kommt wahrscheinlich daher, daß die französischen Kapitalisten gerne ihr Geld unter der Hand haben, und sich nur gegen unmäßige Prozente davon trennen: so muß man auf Handelsunternehmungen verzichten, denn ohne Kapitalien gibt es keinen Kredit, und ohne Kredit keine Geschäfte.

Die Sache hat vielleicht ihren Grund in den großen Verlusten, welche die Rheder bei ihren schlecht geleiteten Unternehmungen erlitten haben, und in dem geringen Zutrauen, das der Handel im Allgemeinen auf die französische Kriegsmarine hat.

Der Hauptfehler ist, daß man plötzlich viel gewinnen will: der Eigenthümer eines neuen Schiffes will mit der ersten oder zweiten Fahrt die Kosten desselben herausschlagen: 10 bis 15 Prozent für eine Küstenfahrt wird mit Verachtung angesehen; ist von einer längern Fahrt die Rede, so will man größern Gewinn. Wollen Rheder ein Schiff reich beladen, so geschieht es nicht immer mit ihrem Gelde, sondern vermittelst Aktien, wo man die öffentliche Leichtgläubigkeit ausbeutet. Der Rheder kauft in Frankreich ein, und verkauft die Rückfracht, Alles gegen starke Kommissionsgebühren; zum mindesten schlägt er trotz alles Verlustes eine gute Fracht heraus. Dieß ist mit wenigen Ausnahmen die Verfahrungsart der französischen Rheder.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Ich setzte meinen Unterricht bei den Kindern der Fürstin fort, wurde allmählich mit dem französischen Hofmeister und dem deutschen Lehrer bekannt, und da diese eben so sehr wünschten, Unterricht im Russischen zu erhalten, als ich die Nothwendigkeit fühlte, Deutsch und Französisch zu lernen, so fand bald ein gegenseitiger Austausch statt, und ich machte mich mit Eifer an die Erlernung dieser beiden Sprachen, worin ich auch in wenigen Jahren bedeutende Fortschritte machte. Die Fürstin ermunterte mich selbst dazu, lobte meinen Eifer, und machte mich mit einem entfernten Verwandten des Fürsten, Swietowidow, bekannt, dessen ausgezeichnete Gaben des Geistes und Herzens mich bald an ihn fesselten.

Alexander Sergjewitsch Swietowidow gehörte einer guten alten adeligen Familie an, seine erste Erziehung hatte er von einem französischen Hofmeister erhalten, der ihn zum Zeugen und Vertrauten seiner Ausschweifungen machte, und nur darauf sah, daß er rein und regelmäßig französisch sprach; nur die mit reiferen Jahren sich entwickelnde Kraft seines Geistes und Charakters rettete ihn vom Abgrunde. Nach vollendeten Universitätsjahren trat er in Kriegsdienst, den er jedoch nach einigen Jahren wieder verließ, um in der Hauptstadt zu leben. Ein unangenehmer Vorfall, den er sich durch einen Ueberrest seiner Husarengewohnheiten zuzog, bewog ihn sich von der Welt zurückzuziehen, und mehrere Jahre lebte er nur seinen Büchern, der Musik und der Poesie. Die Natur hatte ihn mit einer männlichen Schönheit, mit einem außerordentlichen Gedächtniß, und mit einer nicht gewöhnlichen Ueberredungsgabe ausgestattet. Frauenschönheit galt ihm viel, und wenn er während seines Aufenthalts in Petersburg das Haus des Fürsten öfters besuchte, so galten diese Besuche augenscheinlich der Liebenswürdigkeit der Fürstin, nicht dem Fürsten, den er wenig achtete, und der ihn fürchtete, wie ein Knabe den Hofmeister. Swietowidow erschien häufig in den Abendgesellschaften, wo die Fürstin einen Kreis von gebildeten Männern, namentlich Litteratoren, um sich versammelte.

Seit ich meine Wohnung im Palast des Fürsten erhalten, stand mein Häuschen leer, und ich wollte es endlich verkaufen. Die Fürstin ließ mir durch Dunjascha sagen, sie wolle es an sich bringen, worein ich natürlich mit Freuden willigte, und nun wurde das Häuschen gegen Ende Winters ausgebessert, und innen mit Geschmack, selbst mit Luxus, verziert. Aus einem Winke Dunjascha's entnahm ich, daß es die Wohnung meines geheimnißvollen Wohlthäters werden solle, den man mit Eröffnung der Schifffahrt aus Frankreich zurück erwartete. Im Mai ging der Fürst auf seine Güter, die Fürstin bezog ein Landhaus auf Kamennoi Ostrow, und ich und Swietowidow mietheten ein kleines, reinliches Bauernhäuschen in der Nähe. Swietowidow ging nur Morgens und Abends spazieren, und besuchte von allen seinen Bekannten nur die Fürstin Olgerdow, die gleichfalls an seiner Gesellschaft viel Gefallen fand. Der Kreis der Bekannten der Fürstin war sehr beschränkt. Die Verwandten des Fürsten, namentlich die Gräfin Lentowa, bekümmerten sich jetzt, da sie ihren Zweck erreicht hatten, um die reiche Waise nicht mehr, und ließen sie im Gegentheil bei jeder Gelegenheit fühlen, daß sie ihnen für die Aufnahme in eine so angesehene Familie zum Danke verpflichtet seyn müsse. Die Fürstin sah darum diese Verwandten selten, liebte überhaupt weibliche Gesellschaft nicht, weil sie Intriguen, Klatschereien und das leere Geschwätz haßte. Sie hatte deßhalb einige gebildete Männer von mittlerem Alter um sich versammelt, die Abends zum Thee sich bei ihr einfanden. Swietowidow befand sich darunter, und auch mir erlaubte die Fürstin sich dabei einzufinden, obwohl ich meist nur eine stumme Rolle spielte.

So war allmählich die Mitte Augusts herbeigekommen. Um diese Zeit bemerkte ich, daß sie einige Tage nach einander Morgens in Begleitung Dunjascha's das Haus verließ. Dieß wunderte mich um so mehr, als sie sich für krank ausgab, und Abends ihre gewöhnliche Gesellschaft nicht sah. Swietowidow war sehr unruhig, weil er sie für wirklich krank hielt, und ich, der das Gegentheil wußte, wagte nicht, ihm etwas zu sagen, da ich das Geheimniß der Fürstin ehrte. Dieß sollte sich mir bald aufklären. Dunjascha kündigte mir an, daß mein Wohlthäter seit zwei Wochen angelangt sey, und mich zu sprechen verlange. Am folgenden Abend um fünf Uhr sollte ich hingehen. So gab also die Fürstin alle ihre Freunde auf um dieses Unbekannten willen! Ihn sah sie täglich, und warum mit dieser Heimlichkeit? Ich zerbrach mir umsonst den Kopf.

Mit Ungeduld erwartete ich die bestimmte Stunde, und kaum hatte es fünf geschlagen, so trat ich in sein Zimmer. Er saß auf einem Diwan und las; als ich eintrat und mich verbeugte, wollte er freundlich lächeln, aber seine Lippen, nicht ans Lächeln gewöhnt, machten eine wahre Grimasse. Er wies mit der Hand auf einen Stuhl, und begann alsbald: „Du machst mir durch deine Aufführung viele Freude: ein guter Sohn muß ein guter Mensch seyn. Aber Du hast nur den ersten Schritt in die Welt gethan; vor Dir liegt noch ein langer Weg voll Gefahren und Lockungen. Er seufzte und fuhr nach einer

kleinen Pause wieder fort: „Noch sind die Leidenschaften in Dir nicht rege, Weniamin, aber ich lese in Deinen Augen, sie schlummern nur. Die Wirkung der Leidenschaften ist schrecklich; nur zu oft führen sie zum Verderben!“ Er schwieg abermals, seufzte tief, und ließ den Kopf auf die Brust sinken. Nach einer Pause fragte er mich nach den Fortschritten der Kinder der Fürstin, an denen er sichtlich den lebhaftesten Antheil nahm, unvermerkt kam die Rede auf meine Beschäftigungen, und als ich bei dieser Gelegenheit Swietowidow's als meines Führers und Freundes mit dem lebhaftesten Lob gedachte, nahm sein Gesicht einen finstern Ausdruck an, der mich erschreckte. Nachdem er einige Schritte im Zimmer auf und ab gemacht hatte, nahm er seinen vorigen Platz wieder ein und sagte: „Ich glaube an die Redlichkeit Deiner Gesinnungen, Weniamin, und bin überzeugt, daß Du mich nicht verräthst. Ich habe triftige Gründe unbekannt zu bleiben. Weder Swietowidow, noch irgend ein anderer darf wissen, daß ich hier bin.“

„Ich habe es niemand gesagt, und werde es niemand sagen,“ entgegnete ich: „Ich schwöre Ihnen. . .“

„Genug. Swietowidow kann ein ganz wackerer Mann seyn, aber er ist für einen so treuherzigen Menschen, wie Du, Weniamin, er ist für fühlende Frauen gefährlich; er ist ganz aus Leidenschaften zusammengesetzt. Sey vorsichtig gegen ihn.“ Ich begriff nun, weßhalb die Fürstin seit der Rückkehr des Unbekannten nicht mehr mit Swietowidow zusammengekommen war.

Der Unbekannte rief seinem alten Diener, ließ sich umkleiden, und wir verließen das Haus, um einen Spaziergang zu machen. Der Abend war köstlich. Der Unbekannte, jetzt, wie sonst, in seinem hohen Kragen und breitrandrigen Hute, sog die frische Luft begierig ein, und schlug endlich, um sie desto freier genießen zu können, den hohen Kragen zurück: oft betrachtete er den reinen Himmel, und auf seinem Gesicht malte sich der innige Genuß. Plötzlich rührte sich einige Schritte hinter uns etwas im Gebüsch; wir sahen uns um, und der Unbekannte hüllte sich schnell in seinen Mantel. Zwei Menschen traten aus dem Walde: der eine war sehr artig gekleidet, und trug einen Orden am Hals und am Knopfloch, der andere, ältere war in einem abgetragenen Frack und einem zerknitterten Hute. Wir gingen schneller, aber auch sie verdoppelten ihre Schritte, um uns zu erreichen, und suchten uns ins Gesicht zu sehen. Ihre Neugierde wuchs, als sie bemerkten, daß mein Gefährte sich vor ihnen verberge. Dieser ging so schnell, daß ich Mühe hatte, ihm zu folgen. Die beiden Herren flüsterten fortwährend mit einander, und als es ihnen gelungen war, uns einzuholen, wollte ich schon den einen derselben bei der Hand fassen, und ihn fragen, mit welchem Recht er uns auf solche Weise verfolge und beunruhige, als mein Begleiter mir zuflüsterte: „Schweig, um Gottes willen, schweig!“ Ich unterließ es: in demselben Augenblicke sah mein Begleiter eine Droschke in leichtem Trabe daher kommen, sprang, als sie uns erreicht hatte, hinein, drückte dem Kutscher eine Handvoll Silber in die Hand und rief: „Fahr' zu!“ Unsere Verfolger wollten ihn halten, er riß sich aber los, und rief mir mit dumpfer Stimme zu: „Rette mich!“ Ich faßte den ältern unserer beiden Verfolger am Kragen und warf ihn zu Boden, dem jüngern aber gab ich einen Stoß, daß er zurücktaumelte und nur mit Mühe sich auf den Füßen hielt. Der Kutscher hieb auf seine Pferde los, und fuhr im gestreckten Galopp davon, ich aber blieb mit meinen zwei Gegnern allein zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Euphorbia phosphorescens.

In der Linné'schen Gesellschaft in London wurde kürzlich ein Memoire über diese merkwürdige Pflanze vorgelesen, von der ein Exemplar beilag. Dieß war im Oktober vorigen Jahres in einem dicken Gebüsch, einige Leguas von dem linken Ufer des San Francisco, in der Provinz Alagoas in Brasilien abgeschnitten worden. Die Blume blüht im Frühjahr, ihr Same reift in weniger als zwei Monaten, so daß man reifen Samen im November sammeln kann. Mehrere Einwohner der Provinz Alagoas versicherten den Verfasser (Hrn. Mornay), daß wo diese Euphorbia große, verschlungene, undurchdringliche Massen bildet, die vielleicht mehrere tausend Quadratfuß bedecken und etliche zwanzig Fuß hoch wachsen, sie sich von selbst entzündet, einige Zeit eine mächtige Säule dichten schwarzen Rauchs ausstößt und endlich in helle Flammen ausbricht. Die Verbrennung geht bei einer ziemlich niedern Temperatur vor sich und hört bald auf, indem der durch den Zutritt der atmosphärischen Luft entzündete Saft schnell eine Kruste bildet.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Sechzehnter Brief.

(Schluß.)

Wir verfolgten unsern Weg jenseits der Ruinen auf der östlichen Straße, und stießen hier auf eine arabische Familie, die in einem alten verfallenen Hause an der Straße wohnte. Der Vater weidete einiges Vieh auf dem naheliegenden Feld, und die Mutter, ein recht hübsches Weib, mit Resten ächt arabischer Schönheit, webte wollenes Tuch auf einem Grasplatz neben dem Haus. Die Einfachheit ihres Verfahrens bei diesem Geschäft war ganz der der frühesten Zeitalter würdig; statt eines Weberschiffes bediente sie sich einer Nadel, mittelst welcher sie den Einschlag in die auf dem Boden ausgespannte Kette einfügte. Zwei kleine Knaben und ein Mädchen, sämmtlich wunderschöne Kinder, saßen neben der Mutter. Ich veranlaßte Herrn Brown, der arabisch verstand, einige Fragen an die Frau zu richten, welche diese, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, mit so vieler Leichtigkeit und Grazie beantwortete, als ob sie uns in einem Besuchzimmer empfing. „Wie alt, lautete die erste Frage, ist denn das liebe kleine Mädchen?“ — Es schien etwa acht Jahre zu haben. — „Ich weiß es nicht, war die Antwort, sie wurde mehrere Sommer und Winter früher geboren als die Franzosen hieher kamen.“ — „Erinnert ihr euch denn nicht, wie viele Sommer und Winter seit der Geburt eurer Söhne verstrichen sind?“ — „Nein, das kann ich nicht sagen; aber ich war noch nicht lange verheirathet, als hier in der Nähe ein Gefecht vorfiel, aus dem viele Köpfe auf Pfählen weggetragen wurden.“ — Diese Araber kennen in der That keine Zeitrechnung, und haben weder Uhren noch führen

Digitized by Google

sie Register, und sind doch die Nachkommen des Volks, das uns die Algebra lehrte.

Als wir in unser Gasthaus zurückkamen, fanden wir ein sehr höfliches Billet des Gouverneurs, General Monck d'Uzer, der uns zum Mittagessen lud, und uns bat, seinen Tisch während unseres Aufenthalts in Bona als den unsrigen zu betrachten. Wir speisten demnach bei ihm, und es schien mir, daß der von Barbaren umgebene General nebst seinem Stab eben so froh war, Europäer zu empfangen, als wir, seine Gastfreundschaft zu genießen. General d'Uzer ist ein offener, gerader Mann, dessen Namen ich nie anders als mit Achtung nennen hörte; ich war daher sehr erfreut über seine Bereitwilligkeit mich über das Verhältniß zwischen den Eingebornen und den Franzosen zu unterrichten. „Ich habe, sagte er, die Eingebornen durch Güte und Offenheit gewonnen. Morgen sollen sie einen Spazierritt nach dem östlichen Theil der Ebene von Bona mit mir machen; wir werden durch mehrere Lager der Araber kommen, und niemand mit uns nehmen, als eine Abtheilung Reiterei der Eingebornen, und dennoch sollen Sie so sicher seyn, als in den Straßen von London."

Am nächsten Morgen versammelten wir uns bei dem General, bestiegen die arabischen Stuten, die er für uns hatte satteln lassen, und machten uns mit 100 Mann eingeborner Kavallerie vor und 50 hinter uns — sämmtlich in weiße Bernous gehüllt — auf den Weg. Wir ritten bis in eine Entfernung von 11 Meilen von der Stadt, in einem Zuge, der so ziemlich einem Leichenzuge glich, nur daß es rascher ging, und da ich mich neben dem General befand, so hatte ich das Vergnügen seiner Unterhaltung. Wir kamen über eine Anhöhe, wo eine Kompagnie türkischer Soldaten Wache hielt, die sich in eine lange Reihe aufstellte, um dem General die militärische Ehrenbezeugung zu erweisen. Es waren lauter schöne, hochgewachsene Leute, und ich bewunderte die Grazie, mit welcher sie sich der Ceremonie entledigten. Sie präsentirten ihre Gewehre nicht, sondern hielten sie im Arm, während sie die Hände über der Brust kreuzten und den Kopf neigten, wie dieß bei dem orientalischen Salam gewöhnlich ist.

Der General schilderte mir die Produkte und Hülfsquellen des Landes, und sprach viel von den Vortheilen, welche aus europäischer Kultur des Bodens erwachsen könnten. Er erhielt, wie er mir sagte, seine Truppen nicht durch Erpressungen von den Eingebornen, sondern durch bedungene und bezahlte Lieferungen, welche der französischen Regierung sehr wenig Kosten verursachten. Fleisch z. B. wurde mit nicht mehr als 2 Sous das Pfund bezahlt, und Brod war verhältnißmäßig wohlfeil. Als wir auf der weiten Ebene hinritten, welche sich bis an die Gränzen von Tunis ausdehnt, wurde ich durch ihre reiche natürliche, jedoch vernachlässigte Fruchtbarkeit überrascht. Hie und da standen zwar hohe, verdorrte Sträucher und Disteln in Menge, aber der Boden war, so weit das Auge reichte, mit einem so dichten Graswuchs von dem schönsten Grün bedeckt, wie man ihn nur in einem englischen Park findet. Ich gedachte der Beschreibung Leo's von dieser Ebene: „Huic oppido spatiosissima quaedam est planities cujus longitudo quadraginta, latitudo autem viginti quinque continet milliaria — haec frugibus ferendis est felicissima." — Dann spricht er von der Menge Getreides, das hier gebaut wurde, von den zahlreichen Heerden, welche hier weideten, und von den Lebensmitteln, welche die Bebauer dieser Ebene zu Markte brachten. Ich fragte den General, wie hoch er wohl die jetzige Bevölkerung der Ebene anschlage, und erhielt die Antwort, etwa 2000 Seelen. Hier haben wir also 1000 Quadratmeilen — oder 650,000 Acres — reichen, fruchtbaren Boden, der 6 bis 7000 Landwirthen Beschäftigung geben und die Bevölkerung eines kleinen Königreichs ernähren könnte.

„Und die Luft muß hier, sagte ich zu dem General, so weit ich dieß beurtheilen kann, gesund seyn?" — „Sie ist minder ungesund, erwiderte dieser, als das Sumpfland in der Nähe von Bona und in der Stadt selbst, wo der Schutt der vielen verfallenen Häuser nachtheilig einwirkt, doch dieß soll, wie ich hoffe, bald anders werden. Der Acre Land kann hier zu drei Franken gekauft werden, und es läßt sich erwarten, daß durch den Anbau auch die Luft sich verbessere. Anfangs war die Sterblichkeit in Bona fürchterlich; im Januar 1833 hatte die 4000 Mann starke Garnison 2000 im Spital. Selbst im Jahre 1834 war die Zahl der Dienstunfähigen noch nicht geringer, doch hatte die Sterblichkeit abgenommen. Eine wiederhergestellte Wasserleitung führt der Stadt jetzt besseres Wasser zu; die Spitäler und Kasernen für die Soldaten sind bedeutend verbessert, und man hält auch bessere Aufsicht über die Mannschaft, damit sie sich durch Obstessen und starke Getränke nicht selbst krank macht.

In einer Entfernung von etwa 14 Meilen von Bona machten wir Halt, und ließen unsere Pferde eine halbe Stunde weiden, während die eingeborne Mannschaft sich in malerischen Gruppen unter den Bäumen niederließ und rauchte. Auf dem Rückweg war ich nicht so glücklich in der Nähe des Generals bleiben zu können. Wir waren kaum aufgestiegen, als ein Theil der Araber, der, statt nach Bona in seine heimischen Dörfer zurückkehrte, plötzlich in entgegengesetzter Richtung davon jagte. Meine Stute folgte dem Trupp, und als ich sie anhalten wollte, bäumte sie sich, und gab mir zu verstehen, daß sie mich absetzen würde, wenn ich sie nicht gewähren ließe. Ich machte also zum bösen Spiel gute Miene, und nun ging es im sausenden Galopp durch Dick und Dünn, bis ich die Araber eingeholt hatte. Einer derselben, der etwas französisch sprach, machte nun den Dolmetscher zwischen mir und meinem Pferde, streichelte es, redete ihm auf arabisch zu, und vermochte es endlich, wieder mit mir umzukehren. Als ich den General eingeholt hatte, besuchten wir auf dem Rückweg einige arabische Lager, wo wir in einem derselben mit Buttermilch bewirthet wurden, eine treffliche Erquickung nach einem so ermüdenden Ritt. Als ich in die Tasche griff, sagte der General: „Geben Sie kein Geld, denn der Mann, der ihnen die Milch reichte, ist der Patriarch des Aduar." Ich dankte also bloß mit einem Salam.

In der asiatischen Gesellschaft zu London las Herr John Tytler, Arzt in Bengalen, eine Analyse nebst Uebersetzungsproben eines persischen Werks über Mathematik und Astronomie vor, das ein Mawlewi, Namens Ghulam Hussein, verfaßt hatte. Der Mawlewi war bei Herrn Tytler zu Calcutta als ein großer Mathematiker und Astronom eingeführt worden, und befand sich damals im Dienste Mirza Khan Bahadurs, Maharadscha von Takari in Behar. Er sagte Herrn Tytler, er habe das Werk unter dem Schutze des Maharadscha abgefaßt, der ihm eine Geldsumme gegeben habe, um dasselbe auf den lithographischen Pressen in Calcutta drucken zu lassen, und daß etwa 100 Seiten bereits gedruckt seyen. Das Ganze umfasse etwa 900 eng geschriebene Quartseiten. Der Zweck, weßhalb er sich an Herrn Tytler wendete, war, diesen zu bitten, daß er das Werk der von der Regierung eingesetzten Committee über das Erziehungswesen empfehlen möchte. Herr Tytler sprach von dem Werke mit großem Lobe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 187.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Julius 1836.

Einige Tage unter den Basken.

(Aus Chabos Werke.)

Die Junta von Navarra bot mir Gastfreundschaft, eine seltene Gunst, die ich dankbar annahm, und der ich dafür verpflichtet bin, daß ich die würdigen Stellvertreter, welche Navarra an die Spitze ihrer Insurrektion stellte, in ihrem Privatleben prüfen konnte.

Der Abbé Echavarria, der Nominalpräsident der Junta, war bei Karl V; die wirkliche Präsidentschaft versah Don J. de Marischalar, dessen Einfluß in der Gegend von Pampeluna die ersten Bataillone bildete, die sich unter Santos Ladron's Fahnen stellten.

„Ach," sagte Marischalar, „wenn dieser tapfere General uns auf nicht so plötzliche und traurige Weise entrissen worden wäre, so würde die Insurrektion in wenigen Tagen auf der ganzen Linie der Pyrenäen organisirt gewesen seyn; wir hätten dann nicht mehr als drei Monat bedurft, um mit den Christinos fertig zu werden."

Der Tod des Don Santos betrübten alle guten Navarresen; er störte die Maßregeln der vorzüglichsten Insurgenten, welche, ihres Generals beraubt und ohne Waffen zur Vertheilung die Freiwilligen entlassen mußten, die auf ihren ersten Ruf zahlreich herbeigeeilt waren. Unter diesen Umständen wurde die Lage Marischalar's kritisch; flüchtig irrte er mit einem kleinen Haufen Guerilleros umher, und es gibt keine Art von Gefahren und Mühseligkeiten, denen er sich nicht aussetzte, um der castilianischen Armee zu entgehen, die Navarra bedeckte. Don Martin Ruiz, der mit den Insurgenten des Bastanthales auf dem Kriegsschauplatze erschienen war, zeigte dieselbe Ausdauer und denselben Heldenmuth, wie Marischalar, bis zu dem Tage, wo die Anstrengungen Ithurralde's, die Rückkehr Erazo's in die Berge und die Ernennung Zumala-Carreguy's den Charakter des Kampfes änderten, wo diese beiden edlen Patrioten als Mitglieder der Nationaljunta andere Pflichten übernahmen. Marischalar ist ein Mann von hohem Wuchs und von großer Muskelkraft, welche die Bergbewohner sehr schätzen, und auf die er selbst keinen geringen Werth legt. Er war mit einem weiten, rothgefütterten Mantel bekleidet und trug einen breiten Tressenhut; diese Tracht, so wie die in die Höhe gestrichenen Haare geben seinem Aeußern einen ernsten, imposanten Anblick; der etwas matte Ausdruck seiner blauen Augen verräth Güte, und sein etwas kupferfarbiges Gesicht läßt den transpyrenäischen Basken erkennen.

Außer dem Sekretär Peralda, *) einem jungen Menschen voll Geist und Verstand, dessen verschlagene, listige Physiognomie allzu sehr seine liebenswürdige Offenheit und sein vortreffliches Herz verbarg, war das jüngste Mitglied der Junta Don Martin Luiz. Die Verhaftung eines Theiles seiner Familie, so wie die Entfernung seiner Frau, welche mit der des Don Chrysostomus de Videando y Mendinueta, seines Kollegen, nach Bordeaux geflohen war, versenkte ihn zuweilen in eine schwarze Melancholie. Sanftmuth und Güte, vereint mit der größten Tapferkeit und der Exaltation einer dichterischen Einbildungskraft, machten die Grundzüge seines Charakters aus. Der patriarchalische Ernst und der glühende Geist der Bergbewohner, durch ein ritterliches Wesen erhoben, vereinigten sich, in ihm den schönen navarresischen Typus zu zeigen, dessen edelstes Bild in meinen Augen der Artillerist Vincenz de Reyna war.

Martin Luiz und Vincenz de Reyna besaßen das ganze Vertrauen Zumala-Carreguy's, der sie liebte wie seine Kinder.**) Reyna allein wurde bei den vertrauten Verbindungen benutzt, die Zumala-Carreguy täglich mit der Junta von Navarra unterhielt. Ich staunte über die Leichtigkeit, mit welcher er die französischen Zeitungen in das Castilianische übersetzte. Die Verhandlungen unserer politischen Redner konnten in dem Munde eines so beredten Dolmetschers nur gewinnen. Reyna war geschaffen, auf der Rednerbühne, im Kriegsrathe und auf dem Schlachtfelde gleich sehr zu glänzen.

*) Peralda war gewählt worden, obgleich oder weil er die baskische Sprache durchaus nicht kannte: Hatte die Junta Geheimnisse vor ihrem Sekretär?

**) Der Tod Reyna's, den die Christinos feig ermordeten, war ein unersetzlicher Verlust für die Insurrection; er vergrößerte die tiefe Trauer, in welche der Tod Zumala-Carreguy's die Armee versenkt hatte; der Erazo's brachte sie auf den höchsten Gipfel.

In dem spanischen Navarra und in Cantabrien steht der Feuerheerd mitten in der Küche; über demselben erhebt sich ein trichterförmiger Sims, wo man das Holz zum Heizen auf Querbalken trocknet, von denen einer den Kesselhaken trägt. Man reiht sich um das Feuer wie im Bivouak. Zu meinen Zerstreuungen gehörte es, mich zu den Freiwilligen zu setzen. Ich sah, wie sie ihr schwarzes Brod mit blutbeflecktem Dolche zerschnitten. Hier nahmen auch die Confidentes Platz, die aus allen Theilen Spaniens mit Briefen für die Junta ankamen. Sie erzählten uns unterhaltende Züge von dem Bischof von Solsona, über Carnicer und den Pfarrer Merino. Ich bemerkte, daß die Basken im Allgemeinen nicht viel Achtung für den Letztern hegen; außerdem, daß die Bergbewohner nur mit Widerwillen einen Priester sehen würden, der eine politische Sendung übernehme, oder das Schwert umgürtete, stimmte auch noch Merino's lächerliche Anmaßung, zum Generalissimus der nordischen Provinzen ernannt zu werden, alle navarresischen und biscayischen Häuptlinge gegen ihn. Oft hörte ich von ihm sprechen, wie von einem alten Narren, dem es an allen militärischen Talenten mangele. Man machte es ihm zum Vorwurfe, ohne Nutzen viele Waffen und Gewehre verschwendet zu haben, doch niemand bestritt die Uneigennützigkeit, den Muth und die Thätigkeit, welche ihn auszeichneten. Man schilderte ihn mir als einen Menschen von kleinem, dürrem und kräftigem Wuchse, der seidene Strümpfe, einen Studentenmantel und einen dreieckigen Hut trüge. Seine Stutzbüchse, die ihn weder Tag noch Nacht verläßt, sein mageres Gesicht, seine flammenden Augen, die Heimlichkeit, mit der er alle seine Handlungen unternimmt, und der Schrecken, den seine persönliche Energie Allen einflößt, die sich ihm nähern, werden dem Guerillo-Priester in der Geschichte eine originelle Physiognomie bewahren.

Die augenblickliche Unthätigkeit, in der unsere Freiwilligen zu Ezkurra lebten, erlaubte ihnen, sich den verschiedenen Spielen hinzugeben, die unter Basken üblich sind; ihre Zerstreuungen waren oft blutig. Ein glühender Gegenstand der Zwistigkeiten waren die Gunstbezeugungen der jungen Mädchen, die sie sich mit Dolch- und Bajonettstößen streitig machten. Bei dem geringsten Scheine eines Alboroto, bei dem geringsten Murren eilte Don Martin Luiz herbei, um seine Autorität geltend zu machen, doch zuweilen beschränkte seine Herrschaft sich darauf, den Kampf zu unterbrechen oder zu verzögern, den die Freiwilligen sich dann anderwärts, fern von den Augen ihrer Offiziere, lieferten. Ich scherzte mit Don Martin Luiz über seine Schnelligkeit, sich unter die Streitenden zu stürzen, und über die Rolle des Friedensstifters, die er mit bewundernswerther Festigkeit und Gewandtheit spielte.

„Die Navarresen," sagte er, „haben eine kurze Geduld und einen langen Arm; die Schelme bedürfen nur eine Minute, um die Messer zu ziehen, und jede Sekunde Zögerung kann uns einen tapfern Soldaten kosten. Sie sollen nicht lange unthätig bleiben, dafür stehe ich. Die Christinos mögen sich hüten!"

Ich erinnere mich, daß eines Tages, am hellen Mittage, die Freiwilligen auf dem Punkte standen, auf dem öffentlichen Platze einen Guipuzkoischen Kapitän umzubringen, weil er sich erlaubt hatte zu sagen, daß in dem letzten Gefechte die Bataillone seiner Provinz mehr Entschlossenheit gezeigt hätten, als die Guiden von Navarra. Don Martin Luiz kam noch zu rechter Zeit, den armen Teufel zu retten, dem seine Unbesonnenheit das Leben hätte kosten können. Die jungen Leute, welche ihn umgaben, senkten die Augenlieder, wie um ihre funkelnden Augen zu verhüllen; die Dolche kehrten in die Scheiden zurück. Martin Luiz machte dem Kapitän wüthende Vorwürfe, drohte, ihn auf der Stelle erschießen zu lassen, und schickte ihn dann zum nächsten Tage in Arrest. Das war eine gewandte List, ihn aus der Gefahr zu ziehen; die Gegenwart des Don Martin Luiz sicherte seine Entfernung.

„Hat der Unbesonnene das Unglück, nach Sonnenuntergang auf die Schwelle seiner Thür zu treten, so ist er ein todter Mensch;" sagte lächelnd Martin Luiz und trällerte ein Liedchen.

Dieser Umstand, so wie tausend andere bewiesen mir, daß die Basken Nationaloffiziere haben müssen. Der Bergbewohner ist ein Löwe, den man an einem Faden lenken kann, aber er ist reizbar; man muß sich mit ihm identificiren, seine Neigungen und seine fürchterlichen Leidenschaften theilen, um ihn verstehen und ohne Gefahr leiten zu können. Der Fremde, der ihn verachtet, kann ihn weder durch Sanftmuth, noch durch Strenge zwingen; jeder castilianische Offizier, der in den Reihen der Insurrektion einen Platz einnehmen wollte, würde sich bald mit Spott verjagt sehen, wie der General Moreno, den selbst die Gunst Karls V vor dieser Schmach nicht schützen konnte.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

„Bleib, Bursche, mit Dir haben wir eine Rechnung abzumachen," sagte der Aeltere, indem er aufsprang und mich anfaßte. Dann zu seinem Gefährten gewandt fuhr er fort: „Halte ihn auf; er ist's, ganz gewiß er ist's; wir sind auf seiner Spur." „Bleib nur ruhig," sagte der Jüngere zu mir, „ich lass' Dich nicht los, und sollte es mir das Leben kosten."

„Warum halten Sie mich fest, meine Herren?" entgegnete ich. „Mit welchem Rechte halten Sie Vorübergehende am hellen Tage an?"

„Das weißt Du recht gut, mein Junge," sagte der Aeltere mit einem boshaften Lächeln. „Jetzt gehen wir mit einander in den Gasthof."

Sie faßten mich fest unter dem Arme, und wir gingen wie gute Freunde mit einander die Allee hinab. Vor dem Gasthofe hielten Gendarmen; der ältere meiner beiden Begleiter sprach mit dem Offizier, der sogleich zwei Gendarmen zu Pferde sitzen hieß: wir selbst bestiegen eine Droschke, die uns im raschen Trabe nach der Stadt führte. Die Gendarmen folgten in einiger Entfernung. Am Polizeiamt angelangt, bat mich einer meiner Begleiter ganz höflich, ihm gefälligst auf die Kanzlei zu folgen. Er rief dann den Offizier du jour herbei, und sprach leise mit ihm, doch vernahm ich das Wort Kriminalprozeß, und ein kalter Schauer überlief mich. Der Herr, der

mich herein geführt, ging nun hinaus, und ich blieb allein mit dem Offizier du jour, der mich sehr höflich sitzen hieß, und mit mir vom Wetter zu sprechen anfing. Ich wagte nicht zu fragen, wessen man mich beschuldigte, faßte mir ein Herz, und beschloß die Folgen dieses Vorfalls mit Geduld und Standhaftigkeit zu tragen.

Nach einer Stunde erschien der Bezirkspolizeiinspektor und der Untersuchungsrichter. Ich war reinlich und selbst mit Geschmack gekleidet, wie junge Leute der bessern Gesellschaft, was die Herrn Beamten veranlaßte, artig gegen mich zu seyn; sie luden mich sehr höflich ein, mit ihnen in ein anderes Zimmer zu treten, und boten mir einen Stuhl an.

„Welches ist Ihr Amt und Ihre Familie? fragte mich der eine.

„Ich heiße Weniamin Tschuchin."

„Was für ein Amt bekleiden und wo dienen Sie?" fragte er weiter.

„Ich diene nirgends und habe gar kein Amt."

Beide sahen einander verwunderungsvoll an. „Aber wer sind Ihre Eltern?" fragte er kurz, mit gerunzelter Stirne und [illegible] halb rauhem Tone.

„Ich bin eine Waise. Mein Vater war Titularrath, und diente als Kanzlist in . . . ."

„Derselbe, der nach Urtheil und Recht vom Dienst ausgeschlossen wurde, mit der Bestimmung, daß niemand ihn mehr irgendwo anstelle!" rief der Befrager vom Stuhle aufspringend.

„Der unter Aufsicht der Polizei stand!" setzte der andere hinzu, und stand gleichfalls vom Sessel auf.

Auch ich stand auf und sagte: „ich weiß nicht, ob er unter irgend einer Aufsicht stand, das aber weiß ich, daß er unschuldig litt . . . ."

„Er war ein gutes Schaf!" sagte der eine laut auflachend, „he! he! und Du schlägst sichtlich dem Vater nach. Wir wollen schon fertig mit Dir werden." Damit setzte er sich wiederum nieder, der andere aber schob seinen Stuhl an die Wand, und nahm den meinigen, augenscheinlich damit ich stehen solle.

„Womit gewinnst Du deinen Lebensunterhalt," fragte mich der eine.

„Ich gebe Unterricht im Schönschreiben und in der russischen Grammatik.

„Damit, Bursche, gewinnt man keine Uhren, Ketten und Ringe. Man kennt den Vogel an den Federn."

„Sie irren sich, wenn Sie voraussetzen, daß irgend etwas von meiner Seite bei Ihnen Verdacht erregen könne; Sie dürfen in den Häusern nachfragen, wo ich Unterricht ertheile."

„Nun ist's genug gekauderwelscht," sagte mein Befrager. „Sage mir ohne Umschweife, wie heißt der Mann, in dessen Gesellschaft Du auf der Kreuzinsel warst und wo wohnt er?"

Ich fühlte, daß mir mein ganzes Blut gegen den Kopf stieg. Ich mußte lügen, zum Erstenmal in meinem ganzen Leben, konnte mich aber nicht entschließen, meinen Wohlthäter zu verrathen. Seine Worte, als er sich in die Droschke setzte: „Rette mich!" tönten in meinem Herzen wieder, und ich sagte deßhalb kurz: „Ich weiß nicht!"

„Du weißt es nicht?" entgegnete mein Befrager. „Wir können Dich zum Sprechen bringen. Wo ist Dein Quartier?"

Ich bezeichnete es, mein Befrager schrieb die Adresse nieder, gab sie seinem Nebensitzer und sagte: „Gehen Sie sogleich, Iwan Jegoritsch, und halten Sie Haussuchung. Vergessen Sie Oefen und Fußböden nicht," setzte er spöttisch lächelnd hinzu; „das sind die Schatullen und Kommoden solcher Herrn."

Der Beamte ging hinaus, und ich blieb mit meinem Befrager allein. „Höre, Bursche," begann er, „sperre Dich nicht; jetzt bist Du in unsern Händen, und sollst nicht so leicht entkommen. Wir durchdringen die innersten Gedanken. Uns führst Du nicht an, und durch Hartnäckigkeit machst Du Dir nur noch mehr Verdrießlichkeiten. Sage also: wo wohnt Dein Freund und wie heißt er?"

Ich beharrte darauf, ihn nicht zu kennen, erklärte, ich hätte ihn zufällig auf einem Spaziergang getroffen, und mir nicht träumen lassen, daß er ein Verbrecher seyn könne, aber Alles half nichts. „Uns führst Du nicht an," wiederholte er. „Wir haben schon mit schlauern Spitzbuben zu thun gehabt."

Dieß empörte mich. „Herr Beamter!" sagte ich mit erhobener Stimme, „ich bitte Sie, Ihre Ausdrücke zu mäßigen. Sie irren sich in Ihrer Ansicht. Ich bin ein ehrlicher Mann, lebe von meiner Arbeit, und nehme an keiner Schlechtigkeit Theil. Thun Sie Ihre Pflicht, aber beschimpfen Sie mich nicht." Ich zitterte am ganzen Körper, und die Thränen rollten unwillkürlich über meine Wangen herab. Er sah mich erstaunt an, schüttelte den Kopf, runzelte die Stirne, machte dann eine Grimasse, die ein Lächeln seyn sollte, und sagte endlich: „Du gestehst also nicht."

„Ich habe nichts zu gestehen. Wenn ich schuldig bin, daß ich mich der Polizei widersetzte, weil ich ihre Beamte nicht kannte, so mag man mich nach den Gesetzen bestrafen, ehe aber meine Schuld bewiesen ist, darf man mich nicht beleidigen."

„Aha, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! ich sehe, Bursche, Dein Vater hat Dir seine Rabulistereien und Schlupfkünste vermacht. Du sprichst von Gesetzen? Ich sehe, mit Dir muß man anders verfahren." Er ließ den Wache habenden Offizier rufen: „Führt diesen Menschen sogleich ins Stadtgefängniß."

Eine Droschke brachte mich dahin, wo mir ein kleines niederes Zimmer mit einem vergitterten Fenster angewiesen wurde, in dem sich auch nicht die mindeste Bequemlichkeit fand, so daß ich eine höchst unangenehme Nacht zitternd vor Frost zubrachte. Abgesehen von diesen körperlichen Leiden, quälten mich finstere Gedanken und bange Vorahnungen. Mein Wohlthäter also, dachte ich, ist ein Verbrecher, und zwar ein Kriminalverbrecher. Darum verbirgt er sich so. Aber in welchen Verhältnissen konnte die Fürstin mit einem Verbrecher stehen, das war mir unerklärlich, und ich verlor mich umsonst in Muthmaßungen. Gänzliche Erschöpfung schloß endlich meine Augen, und als ich erwachte, erhellten die Strahlen der Sonne bereits mein Gefängniß. Der Schlüssel drehte sich im Schloß, und herein trat zu mir ein Beamter mit einer verschleierten Frau. Der Beamte entfernte sich und schloß die Thüre. Ich

blieb mit der Frau allein. Diese schlug den Schleier zurück: es war Dunjascha: ihr Gesicht war bleich, ihre Augen verweint. Verlegen stand sie vor mir, sah mich scheu an, und wagte nicht zu reden.

„Du weißt von meiner Gefangenschaft, Andotja Kondratjewna!" sagte ich, um das Gespräch zu beginnen.

„Ja," erwiderte sie mit niedergeschlagenen Augen.

„Gott weiß, wie all das enden wird," setzte ich tief aufseufzend hinzu.

Dunjascha schlich auf den Zehen an die Thüre, legte das Ohr an das Schlüsselloch und lauschte, ob niemand horche; dann kehrte sie zurück, und sagte: „Alles hängt von Deinem Muth und Deiner Festigkeit ab, mein lieber Weniamin. Die Fürstin ist krank, sie ist in Verzweiflung. — Ein Wort von Dir zu viel tödtet sie."

„Dieses Wort soll nie, nie von mir ausgesprochen werden," entgegnete ich, und faßte Dunjascha bei der Hand.

„O! wir waren überzeugt von Deiner Großherzigkeit; die Fürstin zweifelte auch gar nicht, . . . nur der Schrecken stürzte sie in eine Krankheit."

„So ist sie krank?" fragte ich hastig.

„Ein Nervenanfall, gänzliche Schwäche. Sie ist kaum lebendig," sagte Dunjascha, und wischte sich die Augen.

„Beruhige sie, und sage ihr, daß selbst der Tod mich nicht bewegen soll, meinen Wohlthäter zu verrathen."

„O! sey ohne Sorge, wir befreien Dich; nur habe Geduld, es wird bald vorüber seyn," sagte Dunjascha.

„Hier handelt es sich nicht um Befreiung oder um ein kurzes Leiden," entgegnete ich. „Das Opfer, das ich bringe, ist größer: es ist mein Gewissen. Vergiß nicht, Andotja Kondratjewna, daß ich lügen muß."

Sie erröthete, verbarg ihr Gesicht mit ihren Händen und seufzte.

„Und wie steht es mit ihm?" fragte ich.

„Bis Morgen ist er in Sicherheit," entgegnete Dunjascha, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Werde ich einst erfahren, für wen ich mich opfere, oder zum mindesten, was die Fürstin an ihn bindet?"

„Das ist ihr Geheimniß, Weniamin, ein Geheimniß von dem ihr Leben, ihre Ehre, ihr Vermögen, das Glück ihrer Kinder, und deren künftiges Schicksal in der Welt abhängt. Ich kann Dir nicht fremdes Geheimniß entdecken."

„Allerdings," sagte ich nachdrücklich und etwas ärgerlich. „Wenn man mich nicht für würdig hält, dieß Geheimniß zu wissen. . ."

„Dazu ist es jetzt nicht Zeit," sagte Dunjascha mit bittender Miene. „Du sollst es einst erfahren; von jetzt an bist Du der Freund und Bruder der Fürstin. Aber ich muß zu ihr gehen," fuhr sie fort, „sie erwartet ihren Urtheilsspruch über Leben und Glück, und ich bringe ihr Leben und Freude. Lebe wohl, ich werde mich bemühen, Dich möglichst bald wieder zu sehen, und schicke Dir inzwischen, was Du brauchst."

„Ich bin erstaunt, daß man Dich zu mir gelassen hat, Andotja Kondratjewna."

„Es hat auch genug gekostet; ich konnte mich weder Deine Schwester, noch Deine Frau nennen, aus Furcht, man möchte den Betrug entdecken, und so nannte ich mich — Deine Geliebte."

Dunjascha lächelte schelmisch bei diesen Worten, und sah mich so freundlich an, daß mich die Lust anwandelte, das mir verliehene Recht zu benützen, und ich herzlich das gute Mädchen küßte, das aus Liebe zu ihrer Gebieterin selbst ihren guten Ruf opferte. Wir drückten uns lebhaft die Hand, und nahmen Abschied. Als sie hinausging, erschien der Beamte und sagte zu mir: „Niemand braucht zu wissen, daß man Euch besuchte." Ich nickte zum Zeichen der Beistimmung mit dem Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

Professor Hitchcock hat in dem neuen rothen Sandstein des Connecticutthales fossile Fußstapfen entdeckt. In drei oder vier Sandsteinbrüchen hat er das Daseyn der Fußspuren von wenigstens sieben erloschenen Vögelarten nachgewiesen, die vermuthlich eben so vielen erloschenen Gattungen angehörten. Die Entfernung zwischen der Spur des rechten und linken Fußes wechselt, doch nicht mehr als sich leicht daraus erklären läßt, daß der Vogel seinen Schritt änderte. Viele dieser Spuren durchkreuzen einander, und stehen oft so dicht beisammen, wie die Eindrücke von Gäns- und Entenfüßen im schlammigen Ufer eines Teichs. Alle diese fossilen Fußstapfen gleichen so ziemlich denen der Grallä (Sumpfvögel). Die Eindrücke von drei Zehen sind gewöhnlich deutlich, die eines vierten oder Hinterzehens fehlt meistens. Die bemerkenswerthesten Fußstapfen sind die eines riesenhaften Vogels, zweimal so groß als ein Strauß: sein Fuß maß fünfzehn Zoll Länge, außer einer zwei Zoll langen Klaue. Die Zehen dieses Vogels waren breit und dick. Die Entfernung der Fußstapfen von einander betrug gewöhnlich 4, manchmal 6 Fuß. Auch findet man Spuren eines andern riesenhaften Vogels mit drei Zehen, die aber nicht so stark sind. Dieser Vogel muß außer den drei 15 bis 16 Zoll langen Zehen hinten an der Ferse ein Anhängsel von 8—9 Zoll Länge gehabt haben, um das Gewicht eines schweren auf einem weichen Boden gehenden Thieres zu tragen. Die Eindrücke dieses Anhängsels in den Boden sind wie von drathartigen Federn oder rauhen Borsten, die einen halben Zoll tief in den Schlamm einsanken, die Zehen drückten sich weit tiefer ein. Um die Spuren her war der Schlamm mehrere Zoll hoch, wie beim Tritt eines Elephanten im Thon. Die Länge des Schrittes dieses Vogels betrug ungefähr 6 Fuß. Die Fußtritte von fünf andern Vögeln sind kleiner, und der kleinste deutet auf einen Fuß nur vier Zoll lang, mit einem Schritt von 3 bis 5 Zoll. Der Fuß des afrikanischen Straußes ist etwa zehn Zoll lang. Alle diese Spuren scheinen am Rande eines seichten Wassers eingedrückt worden zu seyn, wo der Boden sich bald hob, bald senkte, und wo Sand und Schlamm abwechselnd sich ablagerten.

In der sogenannten Asmolean Society berichtete Dr. Buckland über ein fossiles, wiederkäuendes Thier, Sivatherium genannt, das dem Elephanten an Größe nahe kam, und kürzlich in den subhimalayischen Bergen aufgefunden wurde.*) Die Kinnlade dieses Thieres ist zweimal so groß als die eines Büffels, selbst größer als die eines Rhinoceros. Die Hirnschale ist auffallend weit, und enthält die knöchernen Kegel zweier kurzen, dicken und geraden Horne, der Stellung nach denen der vierhörnigen Antilope von Hindustan ähnlich, die Nasenknochen stehen auf eine bei wiederkäuenden Thieren beispiellose Weise vor, mehr als beim Rhinoceros, Tapir und Paläotherium, den einzigen grasfressenden Thieren, welche diese Struktur haben. Daher ist es kein Zweifel, daß das Sivatherium einen Rüssel hatte, wie der Tapir. Dr. Falconer und Kapitän Cautley machten kürzlich eine genaue Beschreibung des Thieres bekannt, das eine wichtige Lücke zwischen den Wiederkäuern und den Pachydermen ausfüllt. Man findet die Ueberreste des Sivatheriums neben denen des Urelephanten, des Mastodon, Rhinoceros, Flußpferd, mehrere Wiederkäuer u. dgl.

*) Siehe Ausland von diesem Jahre Nr. 114.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 188.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Julius 1836.

Handel mit Menschenköpfen auf Neuseeland.*)

Die Neuseeländer sind im Besitz eines Verfahrens, um menschliche Ueberreste auf einfache und schnelle Weise in einen Zustand zu versetzen, in welchem sie sich auf eine überraschende Weise unverändert erhalten und lange aufbewahren lassen. Sie wenden dieses Verfahren zuweilen an, um den ganzen Körper eines angesehenen Häuptlings vor Verwesung zu schützen; dann werden die irdischen Reste des Verstorbenen sorgfältig eingeschlossen und von den Stämmen und Familien aufbewahrt, welchen sie angehören. Diese entäußern sich dann derselben unter keinerlei Vorwand, und die geringste diesen sterblichen Resten zugefügte Beleidigung würde unfehlbar die Rache des ganzen Stammes zur Folge haben. Meines Wissens ist es noch keinem Europäer gelungen, sich in den Besitz einer solchen Mumie zu setzen.

Jene Art von Einbalsamirung, von welcher hier die Rede ist, wird häufiger bei Köpfen von Häuptlingen in Anwendung gebracht, welche in der Schlacht umgekommen sind und deren Körper in die Hände ihrer Feinde fällt. Diese verfehlen dann nie, sie vor der Fäulniß zu sichern, um sie ihrem Stamme als Siegeszeichen mitzubringen. Zuweilen pflanzen sie sie auf langen Stangen in der Nähe ihrer Wohnungen auf, wo dann die unglücklichen Gefangenen bei ihren Arbeiten dazu verurtheilt sind, vielleicht die Züge eines geliebten Verwandten oder eines verehrten Häuptlings vor sich zu sehen.

Der Besitzer eines solchen Siegeszeichens verwahrte es vormals sorgfältig, wenn er gegen den Stamm in den Kampf zog, dem er es entrissen hatte, weil er wußte, daß die feindliche Partei Alles thun würde, um ihm dasselbe zu entreißen, und daß er, wenn er in ihre Hände fallen sollte, seinen Kopf nur retten konnte, wenn er den in seinem Besitz befindlichen des überwundenen Kriegers auslieferte. Es bedurfte der Ankunft der Europäer in Neuseeland, um diese Köpfe zu einem Handelsartikel zu machen. Die Naturforscher, welche Cook begleiteten, scheinen die ersten gewesen zu seyn, welche das Verfahren der Neuseeländer, solche Köpfe einzubalsamiren, oder vielmehr auszutrocknen, kennen lernten. Eines oder zwei Exemplare dieser Art kamen nach England, wo der wunderbare Zustand von Erhaltung, in welchem sie sich befanden, Aufsehen erregte. Seit Cook — also fast 50 Jahre lang — fand keine wissenschaftliche Expedition zu den Neuseeländern statt; allein im Anfang dieses Jahrhunderts wurden diese getrockneten Köpfe die Quelle eines namhaften Gewinns für die Wallfischjänger. Solche wohl erhaltene Exemplare wurden von ihnen für 300 bis 400 Franken verkauft, und als wir im Jahre 1824 Port Jackson passirten, kosteten sie für den Liebhaber noch 125 bis 150 Fr.

Dieser Handel erschien als eine so natürliche Sache, daß mehrere Personen dieser Kolonie, da sie wußten, daß wir Neuseeland berühren mußten, uns Glück wünschten zu der Gelegenheit, Köpfe um billigen Preis einzuhandeln. Sie fügten bei, es genüge, uns an einen Häuptling zu wenden, und diesem unter seinen Sklaven jene Köpfe zu bezeichnen, welche wir zu besitzen wünschten, wo wir sie dann binnen 4 bis 5 Tagen vollkommen zubereitet erhalten würden.

Diese Behauptungen waren ganz sicher übertrieben, allein die schändliche Habsucht der Europäer, und die Begierde der Neuseeländer nach Schießpulver und Flinten, können allerdings Anlaß zu so empörenden Auftritten geben. Nachstehender Auftritt, von welchem ich Zeuge war, scheint dieß zu bestätigen.

Während unsers Aufenthalts in der Bay der Inseln, im Jahre 1824, sprach ich zufällig die Worte Moko-Mokaï aus, welches der Name ist, mit dem man jene Köpfe in der Landessprache bezeichnet. Ein Häuptling von hohem Wuchs, mit wildem Gesicht, fragte mich barsch, ob ich ihm eine Flinte für einen solchen Kopf geben wolle. Mir fiel ein, was ich in Port Jackson gehört hatte, und schnell antwortete ich, daß ich keinen begehre. Der Neuseeländer glaubte indeß wahrscheinlich, daß der Anblick der Waare ihm einen Käufer verschaffen werde und erschien drei Tage später an Bord der Coquille mit einem ganz frisch zubereiteten Kopf; der Mann, der ihn kaufte, mußte ihn oft der freien Luft aussetzen, um sein gänzliches Verderben zu verhüten.

Einige Tage später begleitete ich einen mir besonders befreundeten Häuptling, Namens Touaï, Herrn des Pa (ein be-

*) Aus einem Schreiben des Kapitäns d'Urville.

festigtes Dorf, vor welchem wir vor Anker lagen. Nachdem er mir seine Befestigungen mit vielem Stolz gezeigt hatte, führte er mich in seinen Palast, eine Art Höhle, in welche ich nicht anders als kriechend gelangen konnte. Sorgfältig verschloß er die Thür und holte einen zubereiteten Kopf aus einer Kiste, den er mir zum Kauf anbot. Dieser Kopf gehörte, wie er sagte, einem Häuptling und berühmten Krieger, von den Ufern des Schurakí, den Touaï im Kampf erschossen hatte. Der Körper ward unter die Bewohner der Bay der Inseln vertheilt, die ihn verzehrten und den Kopf behielt Touaï für sich. Er hatte ihn getrocknet, um ihn, wie er sagte, dem Sohn jenes Häuptlings zu bringen, was ihn jedoch nicht abhielt, mir denselben für ein Pfund Pulver zum Kauf anzutragen. Es war ein herrlicher Kopf, ich schlug ihn aber aus, um unter meinen Leuten diesen häßlichen Handel durch mein Beispiel nicht zu ermuntern.

Vier Jahre später kaufte ich jedoch heimlich einen solchen Kopf, den ich für das Naturalienkabinet zu Caen bestimmte, der aber, durch das Seewasser, das bei den Stürmen die wir zu bestehen hatten, häufig in meine Kajüte drang, sehr beschädigt wurde.

Während die Astrolabe, an deren Bord ich mich damals befand, in der Bay von Schurakí vor Anker lag, bot man mir einen höchst merkwürdigen Kopf, versteht sich gegen höhern Preis, zum Kauf an. Rangui, der Häuptling dieses Bezirks, hatte nämlich den in einer Entfernung von 15 bis 20 Stunden in seinem Pa beigesetzten Kopf Pomare's holen lassen, um ihn mir zu verhandeln. Pomare stand in großem Ruf, der verwegenen Züge halber, welche er von nur 30 auserlesenen Kriegern begleitet, zu unternehmen pflegte. Sein Kopf war ein phrenologisches Studium und eine historische Merkwürdigkeit zugleich; ich war indeß zu eilig, als daß ich diesen langwierigen Handel hätte abschließen können.

Wenn wir die bizarren Zeichnungen, welche auf den Gesichtern dieser Wilden tättowirt sind, genau untersuchten, so wurden sie unruhig, entzogen sich unsern Blicken und liefen endlich schnell davon. Meiner Meinung nach fürchteten sie vielleicht, wir würden Lust haben, ihre Köpfe den Sammlungen einzuverleiben, welche sie uns von Thieren aller Art anlegen sahen.

Die englischen Missionäre haben, zu ihrer Ehre sey es gesagt, ihr Möglichstes gethan, um diesem Handel in ihren Bezirken ein Ende zu machen, allein ihr Einfluß ist noch zu unbedeutend, und der Handel mit Köpfen dauert fort, so lange sich Käufer finden.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Die ganze folgende Woche erhielt ich Billete von Dunjascha, sie selbst aber erschien nicht. Am neunten Tage endlich besuchte mich Swietowidow, war aber gegen seine Gewohnheit kalt und zurückhaltend gegen mich. Endlich setzte er sich auf die Pritsche nieder, sah mich durchdringend an und sagte: „Was soll ich von Deiner Gefangenschaft halten?" Ich erzählte ihm, was mir begegnet, setzte ihm mein Verhältniß zu meinem unbekannten Wohlthäter aus einander, ohne jedoch im Mindesten dessen Verbindung mit der Fürstin merken zu lassen, und erklärte, daß ich mich nicht überwinden könne, einen Mann, der mich so mit Wohlthaten überhäuft, zu verrathen.

„Ich glaube Dir, Weniamin," entgegnete er, mir die Hand schüttelnd, „und ich bin weit entfernt, dein Benehmen zu tadeln: zum Beweis meines Zutrauens zu Dir, und meiner Ueberzeugung von Deiner Unschuld lege ich Dir eine Frage vor, die Du offen beantworten mußt. Sage mir, liebst Du die Fürstin?"

„Wie eine Mutter, wie meine Wohlthäterin, meinen Schutzengel," entgegnete ich lebhaft. „Ein anderes Gefühl kam nie in meine Seele."

„Ist das wahr?"

„So wahr als Gott im Himmel ist."

„Weniamin, Du wälzest eine Last von meinem Herzen," sagte Swietowidow, sprang auf, und drückte mich an seine Brust. „Ich liebe die Fürstin mehr als mein Leben, liebe ohne Hoffnung, ohne es ihr zu gestehen, und bin nur glücklich in der Ueberzeugung, daß ihr Herz frei ist, und nur ihre Pflicht als Gattin uns trennt, wie das Grab. . . . Der lebhafte Antheil, den sie an Deinem Schicksal nahm, erweckte in mir ein eifersüchtiges Gefühl . . . so ist das menschliche Herz! . . . Doch genug hievon, Du kennst jetzt das Geheimniß meines Herzens. Nun wollen wir von dem Auftrag sprechen, den mir die Fürstin Deinetwegen gab: sie ist entschlossen, Dich zu retten, es koste, was es wolle, aber sie kann nicht selbst handeln aus Furcht vor ihrem Manne, dem man bereits Verdacht gegen sie eingeflößt hat. Ich bin ihr Vertrauter in diesem Geschäft, und eine weitere Fürsprecherin hast Du an Deiner gestern aus Moskau angelangten Verwandtin, deren — . . ."

„Eine Verwandtin!" ich habe keine Verwandten mehr."

„Das heißt, Du kennst sie nicht; ihre Geschichte will ich Dir später erzählen. Jetzt nur so viel, daß Du gewiß seyn kannst, daß man thätig an Deiner Befreiung arbeitet."

Mit diesen Worten verließ er mich, und ich warf mich aufs Bett, um meinen Gedanken nachzuhängen.

Es verging eine ganze Woche, in der ich von meinen Freunden niemand sah, und nur zweimal erhielt ich Nachricht von Dunjascha, daß die Verwendungen zu meinen Gunsten einen glücklichen Fortgang hätten, und das Ende meiner Leiden nahe sey. Endlich benachrichtigte mich der Aufseher, daß ich mich zum Verhör am folgenden Morgen bereit halten solle. Um 10 Uhr des andern Tags führte mich demgemäß der Gefängnißaufseher in die untere Etage hinab, in ein Zimmer, wo ich dieselben beiden Beamten wiederfand, die mich am ersten Tag verhört hatten, nebst einem dritten, den ich nicht kannte. Die beiden ersten besprachen sich unter einander in einer Ecke des Zimmers, der dritte, augenscheinlich ein Sekretär, saß hinter einem Tisch und legte seine Papiere zurecht. Er war etwa fünfzig Jahre alt, schielend, fuchshaarig, dick, untersetzt, und unter seinen struppigen Haaren machten sich schon einige weiße

bemerklich. Hinter ihm stand ein zehnjähriger Junge mit der Feder hinter dem Ohr, und ein Blatt Papier in der Hand. Dieß war sein Sohn, der ihm mit einer Besoldung vom Staate als Schreiber diente. Der Bursche sah wie ein dressirter Pudel stets seinem Vater in die Augen, um ihm seine Gedanken und Wünsche abzulesen. Das Herz schlug mir heftig, als ich die erstern Beamten wieder sah, die mich am Tage meiner Verhaftung so grob angelassen hatten, zu meinem großen Erstaunen aber benahmen sie sich ausnehmend artig gegen mich, einer derselben trat zu mir, faßte mich freundschaftlich bei der Hand, und sagte halblaut:

„Bei unserem ersten Zusammentreffen hatten Sie ein Recht unzufrieden mit uns zu seyn, Hr. Tschuchin. Wir aber hatten, als wir etwas hart mit Ihnen umgingen, das Recht, Sie für einen Verbrecher, oder wenigstens für einen Verbündeten desselben zu halten. Zudem wußten wir damals nicht, daß sich bedeutende Personen für Sie interessiren. Ihre Sache kann recht gut ausgehen, wenn Sie Ihre Antworten gehörig abwägen. Dieser Herr hier versteht seine Sache aus dem Grunde: wir lassen Sie mit ihm allein."

Beide gingen hinaus, der Sekretär winkte seinem Sohne, und dieser sprang alsbald auf, um mir einen Stuhl zu bieten. „Wollen Sie sich gefälligst setzen," sagte der Sekretär, und betrachtete mich lange schweigend mit seinen schielenden Augen. „Ihr Prozeß," fing er endlich an, „ist ein wunderlicher Handel, zum Glück sind Sie aber in gute Hände gefallen und haben Beschützer, denen es an überzeugenden und eindringlichen Beweisen Ihrer Unschuld nicht fehlt." Bei diesen Worten lächelte er freundlich, strich erst sein Haar, trommelte dann auf seiner Tabaksdose und fuhr fort. „Ohne solche eindringliche Beweisgründe hätte es um Sie fatal stehen können."

„Und doch bin ich unschuldig, und weiß nicht einmal, wessen man mich beschuldigt?"

„Wissen Sie denn nicht, daß man Sie beschuldigt, den Aufenthalt und Namen eines Verbrechers zu verheimlichen, und daß man Sie des Einverständnisses mit ihm verdächtigt?"

„Das weiß ich. Worin besteht denn aber das Verbrechen dieses unbekannten Verbrechers?"

Das sollen Sie sogleich offiziell erfahren. Haben Sie nur Geduld und lesen und unterzeichnen Sie vorher dieß Papier. Es ist darin bemerkt, daß Sie durchaus keinen Verdacht gegen die Untersuchungsrichter haben, und die volle Wahrheit unter Bekräftigung des Eides aussagen wollen."

Der Sekretär nahm nun eine wichtige Miene an, und sagte: „Setzen Sie sich, Hr. Tschuchin, und hören Sie aufmerksam zu. Ehe ich Ihnen die Fragpunkte vorlege, erzähle ich Ihnen genau die Geschichte, in welche Sie mit Recht oder Unrecht verflochten sind. Ob Sie dieselbe schon kennen oder nicht, ist nicht meine Sache; schuldig oder unschuldig, das geht mich nicht an. Da ich ihnen indeß nützlich zu seyn wünsche, so lege ich Ihnen die Sache so vor, wie sie in den Akten enthalten ist. Das Uebrige hängt dann von Ihrer Klugheit, das heißt von dem klaren Beweis Ihrer Unschuld ab.

„Vergangenen Herbst ging einer der gewandten und unermüdlichen Beamten der Polizei Nachts seiner Pflicht gemäß am Ufer der Newa auf und ab, und bemerkte in einem großen Boote durch eine Ritze Licht, obwohl sich an den Kajütenfenstern keines sehen ließ. Dieß erweckte seinen Verdacht, und am Morgen erkundigte sich der Beamte sorgfältig nach dem Besitzer des Boots, und erfuhr, daß es einem Bürger gehört habe, aber vor wenigen Wochen verkauft worden sey; gegenwärtig stehe es unter der Aufsicht eines Lohnbedienten, der den Namen und die Wohnung des Besitzers nicht kenne. Bei weiterer Nachforschung erfuhr der Beamte, daß dieser letztere zwei- oder dreimal in der Woche Abends in Begleitung zweier Menschen auf das Boot komme, und bis zum Tage da bleibe. Der Beamte stand mehrere Nächte nach einander auf der Lauer, und bemerkte, daß das Licht die ganze Nacht nicht ausgelöscht werde, obwohl es verboten ist, um diese Zeit auf den Schiffen Feuer zu haben. Der Besitzer des Boots dachte wohl nicht, daß in seiner schwimmenden Wohnung eine Ritze sey, durch welche die Augen der Polizei in sein Geheimniß eindrangen. Ueberzeugt, daß hier etwas Unrechtes vorgehe, brachte er den Lohnbedienten auf seine Seite, und versteckte sich mit zwei andern Beamten und einigen bewaffneten Dienern in den untern Schiffsraum. Als der Besitzer des Boots mit seinen Gefährten kam, wollte der Beamte sogleich in die Kajüte einbrechen, aber er konnte aus dem Schiffsraum nicht heraus; der Lohnbediente, gleichfalls mit dem Besitzer des Boots einverstanden, und nicht mehr im Stande, denselben zu warnen, hatte verstellter Weise in den Wunsch des Beamten eingewilligt, aber denselben in den untern Schiffsraum eingesperrt. Aus dieser Gefangenschaft war kein Entkommen, als durch Lärmmachen. Bis man aber das Schreien hörte, und ihnen zu Hülfe kommen konnte, hatte sich der Besitzer des Schiffes mit seinen Gefährten gerettet. Bei der Untersuchung in der Kajüte fand man in einem geheimen Fache Instrumente zur Fabrikation falscher Bankscheine. Der Beamte hatte, während er im Schiffsraum eingeschlossen war, durch eine Ritze geschaut, und trotz des falschen Lichtes sich die Züge des einen dieser Leute wohl gemerkt; er versichert nun, daß dieß derselbe ist, den man in Ihrer Gesellschaft auf der Kreuzinsel sah. Das ist die ganze Geschichte."

Diese Erzählung machte mich ganz bestürzt: Schrecken und Unwillen brachten mein Blut in Wallung. Tausenderlei Argwohn über meinen Wohlthäter und die Fürstin stiegen in mir auf: selbst ihr Reichthum erweckte Zweifel in mir. Wenn ich an Alles dachte, was mir Dunjascha von der verwaisten Jugend der Fürstin erzählt hatte, so verlor ich mich in Vermuthungen. Alles zusammen machte einen so heftigen Eindruck auf mich, daß ich mich völlig vergaß. Der Sekretär riß mich aus meiner Versunkenheit, indem er aufstand, doch kam ich erst dann recht zu mir, als meine Augen seinem schielenden Blick begegneten. „Ich will Ihnen nicht länger beschwerlich fallen; hier sind die Fragepunkte. Schreiben Sie Ihre Antworten nach Bequemlichkeit nieder, und morgen will ich sie abholen. Leben Sie wohl." Damit verließ er mich und rief dem Gefängnißaufseher, der mich in meine Kammer zurückführte.

In der Nacht schrieb ich die Antworten auf die sehr schlau abgefaßten Fragepunkte nieder. Ich erklärte, daß der Mann, mit dem mich die Polizeibeamten trafen, mich in meiner Armuth unterstützt, aber nie seinen Namen mir genannt hätte, mehreremale hätte ich ihn getroffen, wüßte jedoch von seinem Stand, seinen Beschäftigungen und seiner Lebensweise gar nichts. Alles dieß war die lautere Wahrheit, und darum machte ich mich anheischig, meine Angaben mit einem Eid zu erhärten. Ueber den Wohnort des Unbekannten stand in den Fragen nichts, also brauchte ich auch darüber nichts zu sagen. Am folgenden Tage holte der Gefängnißaufseher das Papier ab. Drei Tage wartete ich auf Antwort, am vierten Morgens endlich rief man mich ins Bureau hinab.

„Sie sind frei, Hr. Tschudin," sagte der Aufseher. „Hier ist Ihr Entlassungsschein. Nehmen Sie Ihre Sachen, gehen Sie mit Gott, wohin es Ihnen beliebt, und gedenken Sie unserer nicht im Bösen."

Ich küßte den Aufseher in meiner Freude, ging schnell in meine Kammer zurück, und kleidete mich an. Als das Thor sich hinter mir schloß, schien es mir, als hätte sich ein Berg von meinen Schultern gewälzt, und als ob ich nach langem Todesschlafe wieder erwacht sey. Ich bekreuzigte mich und betete, als ich die Sonne über mir, und den reinen Himmel betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Finanzen von Chili.

London, den 12ten Mai 1836

Ohne Zweifel wird vielen Ihrer Leser eine kurze Darstellung des neuesten Staatshaushaltes Chilis aus den im Oktober vorigen Jahres vom Finanzminister Rengifo dem Kongreß vorgelegten Berichten geschöpft, willkommen seyn; um so mehr, da Deutschland in dem Werke des Herrn Dr. Pöppig eine Kunde von dem neuesten Zustande jenes interessanten Landes erhalten, wie sie keine andere Nation besitzt. Chili ist allerdings unter den spanisch-amerikanischen Ländern dasjenige Land, welchem die Natur und der Zufall menschlicher Verhältnisse vor allen andern besondere Vortheile verschafft haben, die auch seine gegenwärtigen Regierer glücklicherweise zu benutzen verstehen. Das Volk lernt in der Erfahrung allmählich einsehen, wie in einem geordneten Regierungs- und Verwaltungswesen der Weg zum Fortschreiten gefunden wird, und es befestigt sich immer mehr die Ruhe des Landes, was seinem Handelsverkehr großen Nutzen bringt. Gehen wir nun auf einige Punkte jenes Berichtes über. Die Regierung hat von dem Kongresse die weisesten Gesetze zur Hebung der Industrie und des Handels erlangt; nur das schädliche System der Zehntenpacht besteht noch, allein auch hier wird der Nachtheil gefühlt und hervorgehoben, und von dem Minister eine Veränderung dringend anempfohlen. Alle Zollstätten im Innern sind aufgehoben; nur die Douane bei Santiago macht noch eine Ausnahme; sie ist aber schon so modifizirt, daß sie eigentlich nichts mehr als ein Zweig der Hauptzollstätte in Valparaiso ist, dessen Kaufleute nach ihrer eigenen Bequemlichkeit den mäßigen Eingangszoll entweder in diesem Hafenorte, oder beim Abladen in Santiago erlegen können; ihre gänzliche Abschaffung wird auch nicht lange mehr ausbleiben. Bloß fremde Produkte zahlen noch eine sehr mäßige Verbrauchsteuer, die inländischen sind davon völlig befreit. Jeder Industriezwang, als Patente, Meisterschaften u. s. w., ist aufgehoben. Von Ueberresten früherer aus Spanien gebrachten Feudalinstitutionen ist keine Spur mehr da, und die Agrikulturinteressen werden immer wichtiger. Das sich verbreitende Irrigationssystem wirkt besonders wohlthätig auf den Wiesenbau und die Viehzucht. In den metallreichen nördlichen Distrikten, die sich des Regens selten erfreuen, fährt die Industrie unausgesetzt fort durch Benutzung aller kleinern von der Natur dargebotenen Vortheile die Zahl der für den Transport der Metalle so wichtigen Lastthiere zu vermehren. Der Weinbau nimmt außerordentlich zu. Bei der Aufnahme zum Kataster wurde die Zahl der Reben von 1832 auf 19.661.905 angegeben, der Minister schätzt ihre jetzige Anzahl auf nicht weniger als 25 Millionen. Um die Zerstücklung der großen Ländereien zu befördern, eine für den Ackerbau so wichtige Aenderung, wird vorgeschlagen, alle Abgaben beim Verkaufe kleiner Parzellen aufzuheben, dagegen sie auf den Verkauf oder Uebertragung der größern (wobei ein gewisses Maß zur Norm genommen werden muß) bestehen zu lassen; auf diese Weise wird eine Theilung befördert, ohne im Mindesten in das Privateigenthum auf eine ungerechte Weise einzugreifen. Eben so erfreulich zeigten sich die Fortschritte und der Betrieb des Bergbaues, besonders des Kupfers und des Silbers. Unter der spanischen Herrschaft gaben die Minen Chilis im Durchschnitt jährlich 23.500 Mark Silber; im Jahre 1834 lieferte sie nicht weniger als siebenmal diese Quantität, nämlich 164.935 Mark Silber. Die Kupferbergwerke lieferten früher ungefähr 16.000 Centner jährlich; ihr Ertrag hat sich jetzt mehr als verdreifacht, und der Gesammtwerth der gewonnenen Metalle (ohne die beträchtliche Quantität des herausgeschwärzten Geldes wegen der 5% Abgabe zu rechnen) betrug 1834 über drei Millionen Piaster. Es wurden nämlich gewonnen

an Geld.						
Gemünzt in Santiago	5.840	Mark	2	Unzen		
Ausgeführt von Valparaiso	11	—	7	—		
	5.852	—	1	—	werth	525.251 P.
Silber.						
Ausgeführt von Valparaiso	67.798	—	—	—		
— — Coquimbo	83.979	—	6	—		
— — Huasco	3.879	—	4	—		
— — Copiapo	3.878	—	—	—		
Gemünzt in Santiago	5.405	—	—	—		
	164.936	—	2	—	—	1.184.616 —
Kupfer.						
Ausgeführt von Valparaiso	17.771	Centner	52	Pfund		
— — Coquimbo	35.360	—	68	—		
— — Huasco	35.451	—	71	—		
— — Copiapo	2.698	—	56	—		
	91.285	—	24	—	—	1.081.710 —
Kupfererz.						
Ausgeführt von Valparaiso	6.389	—	85	—		
— — Coquimbo	9.499	—	—	—		
— — Huasco	20.961	—	92	—		
	36.850	—	24	—	—	66.791 —
					Totalwerth.	Piaster 3.158.145

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 189.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Julius 1836.

Paros.

(Von Dr. Gustav Fiedler.)

Eine der größern Inseln der Cycladen. An der Westküste liegt der einzige bedeutende Ort, das Castro, die Stadt, hier stand das alte Paros, jetzt Parkia, worin auch der Sitz der Behörden, die Demogerontie. Der hiesige Hafen hat beim Eingange zwei Untiefen, er ist nicht besonders gut und steht den Südwestwinden völlig offen, gegen die übrigen Winde gewährt er Schutz, es überwinterten jedoch schon öfter große Schiffe hier. Ein ganz vorzüglich guter großartiger Hafen ist an dem nördlichen Ende der Insel und heißt Agusa, hier sind bessere Kaufmannsläden (sogenannte Magazine, weil Alles darin zu haben ist) als in der Stadt, und auch ein Dorf; der Hafenkapitän wohnt dort. Vom Meer betrachtet nimmt sich Parkia, dessen Häuser nach italienischer Weise erbaut und neben und über einander gruppirt sind, ziemlich malerisch aus, kommt man jedoch in die engen schmutzigen Straßen, so findet man weniger Freundliches und Bequemes. In der Stadt ist nichts Bemerkenswerthes, als etwa die Ringmauern eines aus allerhand zusammengeholten Marmorstücken erbauten Schlosses aus dem ältern Mittelalter, dessen runder Thurm, um fest zu seyn, aus über einander gethürmten, dicken, antiken Marmorsäulen erbaut wurde. Der hier befindliche französische Konsul ist Besitzer der Grotte auf Antiparos, weil sie auf seinem Grund und Boden liegt, bei ihm erhalten die Fremden, welche die Grotte besuchen wollen, das Seil, an welchem man hinabgleitet und eine kleine Strickleiter. Paros hat jetzt keinen Verkehr, nur Wein wird ausgeführt, er ist ganz dunkelroth, süßlich und ohne vielen Geist, doch gibt es auch edlere Sorten, wo der Wein mit ein wenig Sorgfalt behandelt wird; auch gehen eine große Menge Zwiebeln und Knoblauch von hier nach Syra. Viehstand, hauptsächlich Ziegen, nur beim Porto Agusa gibt es einige kleine Schafheerden, ist auf den öden Marmorbergen nicht bedeutend, die Einwohner haben, weil Antiparos bessere Nahrung gibt, ihre Ziegen, gegen 5000 Stück dort, auch wird von dem dortigen Strauchwerk das nöthigste Brennholz hieher gebracht. Fleisch ist aus obiger Ursache hier schwer zu haben, und für ein Huhn, was im Durchschnitt 1 Drachme (6 gl.) kostet, ist durch die fremden Schiffe der Preis zwei- und dreifach höher gesteigert. Dicht hinter der Stadt in Osten steht ein großes weißes Kloster, Katopoliani genannt. Dann steigt allmählich das Gebirge an, und hebt sich bald steiler zu einer mäßigen Höhe; kahler, als fast auf irgend einer der Cycladen, ragen die Berge empor, aber sie bergen den edelsten Marmor der Welt in ihrem Schooß. Mag Streit seyn, ob der pentelische oder der parische Marmor schöner sey, so gebe ich doch dem parischen den Vorzug, und die Alten hätten ihn nicht durch beschwerlichen, unterirdischen Bau gewonnen, hätten sie ihn nicht so hoch geschätzt. Ganz nahe hinter der Stadt Parkia in Ost zeigt sich ein nur wenige Grad in West fallender gneisartiger Glimmerschiefer, eine Viertelstunde weiter aufwärts liegt zersetzter Gneis darüber, auf diesem liegen dann die mächtigen Marmorberge. Die Marmorbänke fallen in West bis zur Mitte der Insel, hier ändert sich der Fall der Schichten, die hier einen Rücken bilden, in Ost; das Streichen ist stets von Süd nach Nord. Von der Stadt in Ost gelangt man auf dem Grundgebirg, was sich nur in den tiefsten Punkten der Thäler zeigt, nach einer halben Stunde zu alten Marmorbrüchen, Lacus genannt; es ist der alte Weg, auf dem vor Zeiten die Marmorblöcke abgeführt wurden, er ist leicht herzustellen, da er meist festen Grund hat, und mit schwachem Ansteigen bis an den Fuß des Berges geht, wo die genannten Brüche sind: von hier bis zu diesen ist eine Schleifbahn, um die gewonnenen Blöcke abzulassen, kaum einen Büchsenschuß weit ohne Schwierigkeit heraufzuführen. In den westlichen untern Steinbrüchen liegen die schönsten Bänke 10 bis 15 Fuß lang, 6 bis 7 Fuß stark, gesund und rein zum Aushieb da, als habe der Bruch durch gewaltsame Zeitverhältnisse plötzlich verlassen werden müssen. Der Marmor ist hier etwas grobkörnig, weiß, einige Bänke mit gelblichem Stich, andere mit bläulichem, sehr rein, er läßt sich fein bearbeiten, nimmt eine sehr gute Politur an, und ist dann blendend weißer als aller Marmor, ist daher zu allem Architektonischen sehr vorzüglich. Ich habe daher, da mir das Referat im Berg- und Hüttenwesen allergnädigst übergeben ist, den Vorschlag gemacht, diese Brüche mit den im Pionnierkorps befindlichen Steinhauern

in Betrieb zu setzen, und bereits Befehl erhalten, und ausgefertigt für den dorthin abgehenden Beamten und seine Leute; geschickte Arbeiter aus den Marmorbrüchen von Carara und den Schleifereien von Toscana würden hier gute Plätze finden. Im Piräus werde ich dann einen Vorrath der gesuchtesten Marmorblöcke in dem von mir beantragten und jetzt fertigen Bergmagazin *) aufstellen lassen, und der seit dem grauesten Alterthum verschollene parische Marmor wird glänzend weiß in tausend schönen Formen ins neue Leben treten. Im Hafen Agusa könnte der dortige Marmor, obgleich er sehr grobkörnig ist, aber doch weiß und sehr rein, weil dort eine starke Quelle ist, welche ein Rad für Schneidewerk und Schleiferei treiben kann, zu ordinären Platten ꝛc. benutzt werden, die sich durch Wohlfeilheit bei den günstigen Lokalverhältnissen empfehlen würden.

(Schluß folgt.)

*) In das Bergmagazin kommen ferner: die trefflichen Braunkohlen und Coaks von Kumi; weißer reiner Gyps, der von mir entdeckte lithographische Stein, ganz ähnlich dem Sohlenhofer, ein neues Mühlgestein, schwarze Schieferplatten, Schmirgel, leichte Bausteine aus Bimsteinfels, Bimstein-Weißsteine, weiße Porzellanerde, Marmor von Pentelicon und Tinos, Ophiolites, Verde antico, Meerschaum ꝛc.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Ich lief auf der Straße fort, als hätte ich keinen Boden unter den Füßen, als plötzlich mich jemand an der Hand faßte. Ich sah mich um: es war Dunjascha. „Willkommen, Weniamin Petrowitsch,“ sagte sie.“ Ich antwortete nicht. „Schon lange erwartete ich Dich hier, komm, sitz doch zu mir in den Wagen.“

„Verzeihen Sie, ich gehe allein,“ erwiderte ich.

„Was soll das heißen, Weniamin? Du stößt mich zurück?“ — Ich schwieg.

„Die Fürstin will für Dich sorgen, und für Dich und Deine Schwester ein Kapital in der Bank anlegen, um Dich für immer gegen Mangel zu schützen.“

„Ich danke, aber ich kann nichts weder von der Fürstin, noch von irgend jemand annehmen,“ entgegnete ich trocken.

„Weniamin, was ist aus Dir geworden,“ sagte sie, mich erstaunt anblickend. „Um Gotteswillen, setzen wir uns in den Wagen, hier ist nicht der Ort zu Erklärungen.“ Wir setzten uns ein, Dunjascha schlug den Schleier zurück, und ich sah Thränen in ihren Augen. „Deine Kälte tödtet mich, Weniamin,“ sagte sie. „In dem Augenblick, wo die Fürstin nur mit Dir beschäftigt ist, willst Du, Undankbarer, nicht einmal ihre Güte anerkennen. . .“

„Mißkenne mich nicht, Awdotja Kondratjewna; ich liebe die Fürstin, wie meine Mutter, Dich wie meine Schwester, aber ich kann keine Wohlthaten mehr von ihr annehmen. Ihr habt mich einmal befreit, das Zweitemal gelingt es vielleicht nicht, und dann lastet auf mir ohne alle Schuld der Verdacht eines Staatsverbrechens.“

„So glaubst Du also, daß Dein Wohlthäter der Fabrikation falscher Bankscheine schuldig ist; daß die Fürstin ein Verbrechen verheimliche um Geld? Ich bedaure Dich, Weniamin.“

„Wie kann ich anders?“ Dieser geheimnißvolle Unbekannte ist der geheime Freund der Fürstin!“

„Ich schwöre Dir bei Gott und allen Heiligen, er ist von diesem Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt, rein, und er ist nicht der Mann, den die Polizei aufsucht. Allerdings ist er unglücklich, sehr unglücklich, und muß sich vor den Menschen verbergen, aber er ist unfähig, eine niederträchtige Handlung zu begehen.“

Ich konnte nicht umhin Dunjascha'n Glauben beizumessen, und ein schwerer Stein wälzte sich von meinem Herzen. Ich wurde munterer, und fragte: „Was macht die Fürstin?“

„Von ihr wollte ich mit Dir sprechen, Weniamin. Du weißt nicht, welche Veränderung seit zwei Wochen in unserem Hause vorgegangen ist. In Moskau wurde der Fürst mit Deinem Verfolger, dem Heuchler Tumanin, bekannt, und dieser machte einen vollkommenen Betbruder aus ihm. Seitdem hat man alle Bücher und Gemälde aus seinen Zimmern fortgeschafft, und einen Betsaal darin eingerichtet. Der Fürst wollte auch die Fürstin zur Betschwester machen, diese hat sich aber entschieden geweigert, ein Wort gab das andere, und es kam zwischen ihnen bis zu Vorwürfen. Der Fürst wagte sogar die Fürstin geheimer Liebesbündnisse zu beschuldigen; vermuthlich hat der Heuchler Tumanin und seine Genossen ihm gesagt, daß die Fürstin unter dem Vorwand, Arme und Kranke zu besuchen, ihren Liebhabern Rendezvous gebe. Man nannte dem Fürsten Swietowidow und . . . Dich. Ich brauche Dir nicht zu wiederholen, daß der Verdacht hinsichtlich Swietowidow's so falsch ist, als hinsichtlich Deiner. Die Fürstin war nie so unglücklich, wie jetzt; der Fürst wird unerträglich, selbst grob in seinem Benehmen. Ich weiß nicht, wie das enden wird. Nur die Liebe zu ihren Kindern hält die Fürstin zurück, wenn es so fortdauert, so glaube ich, trennt sie sich von ihrem Mann. Es scheint fast, als ob es der Fürst wünsche.“

„Wenn er in die Hände des Heuchlers Tumanin gefallen ist, dann darf man nichts Gutes erwarten. Ohne Zweifel rührt die Verleumdung gegen die Fürstin von ihm her.“

Wir waren inzwischen an der Wohnung Swietowidow's angelangt, und ich stieg aus, Dunjascha aber fuhr weiter, und sagte mir noch vor dem Abschied, sie hoffe mich bald zu sehen, Swietowidow empfing mich mit offenen Armen: „Nun, Gott sey Dank, ist doch endlich Ein Jammer vorüber. Dunjascha hat Dir vermuthlich vom zweiten erzählt. Stelle Dir vor, diesem Fürsten Olgerdow kommt der Einfall, auf uns beide eifersüchtig zu seyn. Sein Haus ist uns verschlossen, wir dürfen die Fürstin nicht mehr sehen, nicht mehr mit ihr sprechen. Ich gehe fort, fort, fort von hier, es wird mir hier Alles zuwider. Ich gehe nach dem Kaukasus, zu meinen guten Wilden.“

„Und ich gehe mit Ihnen, Alexander Sergjewitsch, ich habe hier nichts mehr zu thun, denn Alles lastet hier auf mich!“

Swietowidow überließ sich ganz der Lebhaftigkeit seiner Gefühle, schritt heftig im Zimmer auf und ab, und konnte sich

lange nicht beruhigen, bis ihn ein zufälliges Wort von mir auf meine mir noch unbekannte Verwandtin brachte. Dieß erinnerte ihn an sein Versprechen, mir Näheres über sie zu sagen, und was er mir mittheilte, bestand wesentlich in Folgendem.

„Deine Mutter," begann er, „hatte zwei Oheime, Namens Tschernobylew; beide waren reich. Schon in der Jugend verwaist waren sie von Vormündern erzogen worden, die sich um die Bildung ihres Charakters und ihre Moralität nicht kümmerten. Der Aeltere war still, zur Melancholie geneigt; der jüngere dagegen lebhaft, aufbrausend und von heftigen Leidenschaften. Der Aeltere diente eine Zeit lang im Civil, ging dann aber auf seine Güter, beschäftigte sich mit Landbau und Fabriken, und lebte äußerst einsam, verheirathete sich auch niemals. Der jüngere Bruder fing seinen Dienst auf eine glänzende Weise an, erhielt Zutritt bei Hofe, und lebte mit großem Aufwand in der Hauptstadt, wo er sich allen Genüssen ergab. Sein spöttisches Wesen, sein Stolz und seine Zanksucht zogen ihm eine Menge Feinde zu, die durch einen Streit mit einem vornehmen Manne gegen ihn aufgewiegelt sich vereinigten, und ihn in der Meinung seiner Vorgesetzten und Bekannten zu Grunde richteten. Er quittirte den Dienst, und ließ sich wie sein Bruder in einem Dorfe nieder, wo er aber sein Leben unter Gesellschaften, Spiel und Jagd zubrachte. Trotz der gänzlich verschiedenen Lebensweise und Ansichten liebten sich doch beide Brüder aufrichtig, und der Jüngere ehrte den Aelteren, wie einen Vater.

„Nach einigen Jahren hörte indeß auch der Jüngere auf Gäste bei sich zu sehen, und wurde einsam, wie der ältere Bruder. Die Veränderung hatte aber ihren Grund nicht in einem Wechsel der Lebensansicht, sondern in der Liebe. Er verliebte sich in ein armes adeliges Fräulein, das mit ihrer verwittweten Mutter in der Nachbarschaft lebte. Durch alle Mittel, welche Reichthum, Schlauheit und Menschenkenntniß einem Wüstling in die Hand geben, zog er das unerfahrene Mädchen in seine Netze, und kaufte sie der gewissenlosen Mutter ab. Er nahm sie in sein Haus, lebte mit ihr wie mit seiner Frau, wich aber unter verschiedenen Vorwänden einer Heirath aus. Nach einem Jahre gebar sie ihm eine Tochter. Um den Rathschlägen seiner Freunde auszuweichen, die ihn aufforderten, das Mädchen zu heirathen, vielleicht auch aus Eifersucht, entsagte er aller Gesellschaft, hielt das Mädchen fast unter Schloß und Riegel und erlaubte ihr nur Einmal in der Woche in Begleitung eines treuen Kammerdieners ihre Mutter zu besuchen, wobei er jedoch das Kind, an dem sie leidenschaftlich hing, als Pfand zurückbehielt.

„Die Mutter der Geliebten Tschernobylews litt an Nervenanfällen und erhielt die Besuche eines jungen Arztes aus der Stadt, der mit einem angenehmen Aeußern viele Gewandtheit und Gutmüthigkeit verband. Er lernte die Geliebte Tschernobylews kennen, verliebte sich in sie, und versprach ihr seine Hand, die ihr der reiche und stolze Wollüstling vorenthielt. Das arme Mädchen hatte nie eigentlich Tschernobylew geliebt, die Eitelkeit und die schlimmen Rathschläge ihrer Mutter hatten sie verleitet. Die Liebe des Arztes und das Opfer, das er ihr bringen wollte, rührten sie, und sie entschloß sich, Tschernobylew zu erklären, daß, wenn Er sie nicht unverzüglich ehelichte, sie den Doktor heirathen würde, selbst mit Zurücklassung ihrer Tochter.

„Von dieser Zeit an verbot ihr Tschernobylew, zu ihrer Mutter zu gehen, und hielt sie so gut wie gefangen. Das Leben des Mädchens wurde unerträglich. Einst als Tschernobylew seinen erkrankten Bruder besuchte, fand sie Gelegenheit, die Aufsicht der Diener zu täuschen, sie nahm ihr Kind auf den Arm, und ging zu Fuße zu ihrer Mutter. Hier erklärte sie entschieden, sie wolle nicht mehr zurückkehren, schickte nach dem Arzte und bat diesen um Schutz. Unglücklicherweise war dieser im Augenblick nicht in der Stadt, und inzwischen erfuhr Tschernobylew die Flucht seiner Geliebten; er drang mit einer Schaar seiner Diener in das Haus ihrer Mutter und führte sie mit Gewalt fort. Inzwischen eilte der Arzt herbei, und als er sie nicht mehr bei ihrer Mutter fand, ging er zu Tschernobylew, und forderte die Herausgabe des Mädchens, das er als seine Braut betrachtete. Wüthend darüber jagte ihn Tschernobylew aus dem Hause, worauf das Mädchen voll Verzweiflung in sein Zimmer drang, und ihn mit den bittersten Vorwürfen überhäufte. Ein Streit entspann sich zwischen ihnen, und Tschernobylew ermordete in der Wuth die Mutter seines Kindes.

„Der Bösewicht verbarg die Leiche in seinem Kabinet, und schaffte sie in der Nacht mit Hülfe treuer Diener in den Wald hinaus. Am andern Tage machte er bekannt, sie sey ihm abermals entlaufen. Indeß klagte ihn das Gerücht doch des Mordes an, der Arzt und die Mutter drangen auf Untersuchung, Tschernobylew wußte aber diese so zu leiten, daß er den Verdacht des Mordes von sich abwälzte. Indeß kam es doch an den Tag. Im Frühjahr gruben Wölfe den Leichnam aus, Soldaten, die in den Wald gingen, fanden sie, und am Kleide erkannte man Tschernobylews Geliebte. Die Untersuchung begann aufs neue, und trotz aller Schlauheit und alles angewendeten Geldes kam die Wahrheit an den Tag. Tschernobylew ward seines Ranges und Adels verlustig erklärt, und nach Sibirien in die Bergwerke verurtheilt. Seine Güter erhielt sein Bruder, der aber diese, so wie seine eigenen, bald verkaufte, Rußland verließ, und sich in Paris niederließ. Die Tochter seines Bruders brachte er nach Moskau zu einer Verwandtin, und vermachte ihr 200,000 R. Bald darauf starben beide Brüder, der eine in Sibirien, der andere in Paris. Die Kapitalien, die der letztere mitgenommen hatte, verschwanden, man wußte nicht wohin. Die Tochter heirathete kurz nach ihrem Austritt aus einem Erziehungsinstitut einen Mann, der ihrer in keiner Art werth war, den Sohn des Staatsraths Tumanin, einen niederträchtigen Heuchler, wie sein Vater. Sie sagte sich von ihm los, und ist jetzt hieher gekommen, um ihre Scheidung zu betreiben. Ich wünsche Dir Glück zu einer solchen Verwandtin. Sie ist reizend, verständig und sehr liebenswürdig, wie ich bei meiner ersten Bekanntschaft erkannte."

Swietowidow begleitete mich, als ich sie besuchte, und ich wurde in der That von ihrer Schönheit und Artigkeit lebhaft betroffen; Swietowidow bemerkte es, zog mich damit auf, rieth mir aber, daß ich eine keimende Liebe nur bei Zeiten unterdrücken möchte, indem sie theils meine Verwandte, theils auch

verheirathet sey. Seufzend mußte ich ihm Recht geben, und willigte deßhalb um so eher in seinen Vorschlag, mit ihm Petersburg bald möglichst zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Statistik der Verbrechen in England für 1835.

Es ergibt sich aus der so eben erfolgten Veröffentlichung derselben, daß die Zahl der Angeschuldigten 1720 weniger betrug als im Jahre 1834, das heißt, daß sie sich um nahe an ⅛ verminderte. Es fanden sich 414 Transportationen und 784 Einkerkerungen weniger. Wenn die Zahl der Todesurtheile um 43 zugenommen hatte, so muß man dieß den in den Strafbestimmungen hinsichtlich des Diebstahls mit Einbruch und der nächtlichen Diebstähle eingetretenen Veränderungen zuschreiben. Die Zahl der Hinrichtungen belief sich auf 34; genau dieselbe Zahl wie im vergangenen Jahre. Die Verminderung war in den Verbrechen augenfälliger als in den Vergehen; merkbarer in den Verbrechen gegen Personen als gegen Eigenthum, und bei beiden fanden sich die schwersten derselben minder häufig wiederholt. Es werden mithin in England wie in Frankreich die Verbrechen in dem Maß geringer der Zahl nach, und minder empörend hinsichtlich des Grades der Verworfenheit, welchen sie kund geben, in welchem das Gesetz billiger und milder wird. Ein weiterer für die Philanthropen ermuthigender Umstand ist die verminderte Zahl der jugendlichen Verbrecher von 12 Jahren und darunter. Im Jahre 1834 belief sich diese Klasse auf 1.78 von 100; im Jahre 1835 stellt sie sich nur noch wie 1.67 heraus. 1834 verhielt sich die Zahl der Verbrecher von 12 bis 16 Jahren zur Gesammtmasse wie 9.82 von 100; 1835 nur noch gleich 9.70 von 100.

Finanzen von Chili.

(Schluß.)

Auch andere Zweige des Gewerbfleißes machen Fortschritte, allein langsam, weil die Regierung und der Kongreß allen Zwang und Fabrikmonopole vermeiden, und der Entwicklung der Industrie freies Spiel lassen wollen. Aus diesem Grunde erfreut sich der Handel zum großen Vortheile des Landes einer außerordentlichen Blüthe, und steigt immer in dem Verhältnisse, als der Wohlstand der Bevölkerung zunimmt; im Jahre 1832 liefen in Valparaiso 275 Kauffahrteischiffe ein; im Jahre 1834 stieg die Anzahl auf 394. Hievon waren

Nationalschiffe	184	von	15,595	Tonnen
Britische	89	—	20,155	—
Nordamerikanische	69	—	20,500	—
Französische	25	—	7,506	—
Hamburgische	10	—	1,526	—
Andere deutsche	6	—	1,250	—
Sardinische	9	—	2,795	—
Belgische	1	—	209	—
Südamerikanische	48	—	7,766	—
Otaheitische *)	1	—	200	—
	354	—	77,700	—

Diese Schiffe führten nicht weniger als 1,356,561 Ballen und Kisten mit Gütern beladen, wovon 546,218 in die Depotmagazine von Valparaiso geladdet wurden. Der Küstenhandel unter chilischer Flagge gewinnt ebenfalls außerordentlich an Ausdehnung. Besondere Aufmerksamkeit wird auch der Verbesserung der Kommunikationen geschenkt, in den mittlern und nördlichen Gebirgsprovinzen zur Anlegung von bessern Fahrwegen nach den Küstenhäfen; in den südlichen Provinzen geht man mit dem Plane um Kanäle anzulegen. Im Anfange dieses Jahres wurde auch eine neue vom Gesetze bestimmte Kupfermünze in Umlauf gesetzt, wovon sich die Regierung in Bezug auf Wegabgaben große Vortheile verspricht; bis jetzt war dem Volke das Kupfergeld unbekannt. Es ist hiebei das Centesimalsystem zu Grunde gelegt, und der Piaster in 100 Centavos und 200 Halbcentavos eingetheilt worden. Die Wirkungen des freien Verkehrs sind so sichtbar, daß in den öffentlichen Magazinen der Regierung, welche im Jahre 1833 von 18 bis 20,000 Ballen Waaren im Entrepot enthielten, im vorigen Jahre zwischen 70 bis 80,000 lagerten, ohne die Waaren zu rechnen, welche in den Privatmagazinen lagern. Der jährliche Durchschnittszoll zu Valparaiso von 1826 bis 1829 war 888,670 Piaster; im Jahre 1834 belief er sich auf 1,241,080 Piaster. Die Regierung empfiehlt dem Kongresse ganz besonders die Abfassung eines vollständigen Zollgesetzbuches; sie legte demselben schon deßhalb einen Gesetzvorschlag über den fiskalischen Theil bei Defraudationen vor, um die Pflichten der Zollbeamten mit der vom Handel geforderten Freiheit in Einklang zu bringen. Sowohl in der Erhebung der Estancoabgaben (Akzise auf gewisse Artikel) als der Zehnten wurden besondere Vorschläge zur Modifizirung derselben gemacht. Die letztere Abgabe wird wahrscheinlich gegen eine unmittelbare Landrente bald ganz aufgehoben werden. Unter den Einnahmen, die sich progressiv vermehren, ist auch das Briefporto, das beste Zeichen eines regen Verkehrs. Das Departement der Posten unter dem Ministerium des Innern deckte seine Ausgaben kaum; jetzt wird dieser Zweig schon eine Quelle reinen Ertrags. Die Posten lieferten im Jahre 1831 16,446 Piaster; 1832 15,726; 1833 20,524 und 1834 25,100. Die sämmtlichen Einnahmen des Schatzes in demselben Zeitraume waren

im Jahre	1831	1.517.657	Piaster	Im letzten Jahre war der Ueberschuß gegen die öffentlichen Ausgaben 253.921 Piaster.
— —	1832	1.652.715	—	
— —	1833	1.770.760	—	
— —	1834	1.922.966	—	

die zur Tilgung der innern konsolidirten und schwebenden Schuld verwendet wurden. Der Minister rechnete auf 1835 eine Einnahme von 2.030.000 Piaster; auf das gegenwärtige Jahr 2.175.000 Piaster, und dieses noch bei der Herabsetzung gewisser Abgaben und Zölle auf die benachbarten peruanischen Produkte und die Cabotage. Schließen wir diesen Brief mit einer Darstellung der Einnahmen und Ausgaben für 1834, wie sie dem Kongresse vorgelegt werden.

Am 1sten Januar waren an Restanten im Schatze	134.565	Piaster
Reine Einnahme im Jahre 1834	1.922.966	—
Bewilligten Krediten auf noch nicht bezahlte Zölle	312.888	—
	2,370,419	—
Ausgaben.		
An Sold sämmtlicher Civilbeamten	490.885	—
— Civilverwaltung des Landes	422.574	—
— Sold für das stehende Militär	575.569	—
— — — die Marine	70.345	—
— — — die Nationalgarde	109.872	—
Amortisation der Schuld vor 1830	178.119	—
Zahlung von Schatzwechseln auf den Zoll von 1834	322.457	—
	2.169.899	—

Mit der Zahlung der Zinsen der früher in London gemachten Anleihe, die jährlich 300,000 Piaster erfordern würde, glaubt der Minister im Stande zu seyn im Jahre 1837 zu beginnen.

*) Hierunter ist das Einlaufen von 15 Wallfischfahrern und 41 Kriegsschiffen nicht einbegriffen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 190.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Julius 1836.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Mein Entschluß Petersburg zu verlassen, war bald erschüttert. Wiederholt besuchte ich meine Verwandtin Sophia Paulowna, und wenn wir auch allmählich einander nahe genug kamen, um uns zu verstehen, so fühlten wir doch Nothwendigkeit der Trennung doppelt, aber sie selbst wollte sich von Petersburg entfernen, und als ich ihr meinen Entschluß, mit Swietowidow nach dem Kaukasus zu gehen, mittheilte, war sie entschieden dagegen. „Swietowidow," sagte sie, „hat schon in der Welt gelebt, hat gedient, Kummer und Freude erfahren, und Erfahrungen gesammelt, die ihn veranlassen können, die Menschen und die Gesellschaft zu meiden. Sie sind in anderer Lage; Sie haben kaum den ersten Schritt in die Welt gethan, und schon die Erfahrung gemacht, welchen Unannehmlichkeiten sich der Mann aussetzt, der keine bestimmte Stellung in der Gesellschaft hat. Ich bitte Sie als Schwester, treten Sie in Civildienst, und dienen Sie wenigstens bis zum Stabsoffiziersrang. Mein hiesiger Gönner, der Staatsrath Stambulow, wird Sie leiten auf Ihrer Bahn. Für Ihren Unterhalt seyn Sie unbesorgt. Meine Bedürfnisse sind nicht groß, und in einer Provinzialstadt lebt man wohlfeil; ich kann meine Einkünfte mit Ihnen theilen. Betrachten Sie mich, wie ihre leibliche Schwester!"

Ich küßte die Hand Sophiens, nicht wegen der versprochenen Hülfe, sondern wegen ihrer Freundschaft für mich, und versprach ihren Rath zu befolgen, und alsbald nach ihrer Abreise zu Stambulow zu gehen. Wenige Tage nachher reiste sie ab; wir trennten uns unter Thränen, und versprachen uns möglichst oft zu schreiben. Meinen Entschluß in Civildienste zu treten, billigte auch Swietowidow, und sagte: „Folge ihrem Rath! Ein kluges Weib mit einem festen Charakter ist doch in der That die personificirte moralische Kraft, welche die Welt bewegt!"

Der Staatsrath Stambulow, an den mich Sophie gewiesen, stand nicht im besten Rufe. In der Stadt und unter den Beamten galt er für heftig, stolz, eigensinnig, grob gegen Untergebene, und faul. Man hielt ihn für klug und gebildet, doch mehr für einen Literator, als einen Geschäftsmann. An seiner Redlichkeit zweifelte niemand, aber man behauptete, sie sey für Andere von geringem Nutzen, da er bei seinen Untergebenen nicht darauf achte, und diese mit ihrem Gewissen einen regelmäßigen Handel trieben; mit Einem Wort die allgemeine Meinung hielt Stambulow nicht nur für einen unnützen, sondern auch für einen durch seine Trägheit schädlichen Mann, und ich ging zu ihm gegen meinen Willen, nur um der Aufforderung Sophiens zu genügen.

Im Vorsaal fand ich einige Beamte mit Aktenstößen und einige Bittsteller mit ihren Eingaben. Als ich den Kammerdiener bat, mich zu melden, wurde ich zum sichtlichen Erstaunen dieser Leute sogleich vorgelassen. Stambulow lag im Schlafrock und einer rothen Mütze auf dem Kopfe auf einem Diwan, und rauchte aus einer langen Pfeife. Vor dem Diwan stand ein langer Tisch mit mächtigen Aktenstößen und einer Menge französischer Bücher. Ein lebhaftes Auge und ein freundliches Lächeln verschönerten die regelmäßigen Züge des hochgewachsenen Mannes, obwohl etwas Stolz oder richtiger gesagt, das Bewußtseyn eigenen Werths darin lag. Er nickte zum Zeichen des Willkomms mit dem Kopfe und hieß mich niedersitzen.

„Eure Verwandte, Sophia Paulowna," begann er mit ironischem Lächeln, „hat Sie mit selten Farben geschildert, daß Ihnen nur noch Ein Schritt zur Vollkommenheit fehlt. Sie wissen aber selbst, daß wenn eine junge Frau einen jungen Mann lobt, so muß man der Einbildungskraft manches zu Gute halten. Ich glaube indeß die Hauptsache, daß Sie ein verständiger, ehrlicher Mann sind. Ueber Ihre Fähigkeiten kann ich erst beim Geschäft urtheilen."

„Sophia Paulowna hat wohl aus Rücksichten der Verwandtschaft mir Eigenschaften zugeschrieben, die ich nicht besitze. Ich habe nichts systematisch gelernt, und wenn ich einige allgemeine Kenntnisse besitze, so habe ich sie mir durch Lesen und Nachdenken erworben. In allen Geschäftssachen bin ich ein Neuling, und muß mit dem Abc anfangen."

„Eure Offenherzigkeit," erwiderte Stambulow, „gefällt mir ungemein. Wir haben wirklich junge Leute genug, die, weil sie ein Paar technische Ausdrücke aus der Rechtsphilosophie und

der politischen Oekonomie kennen, sich alsbald zu allen Aemtern fähig halten, ohne zu bedenken, daß selbst eine gründliche Gelehrsamkeit nur das Fundament ist, auf dem die Maschine zur Leitung der Menschen und Dinge sich bewegt. Diese Maschine ist die Erfahrung. Wir haben Leute genug, die von der Universität weg in ein Amt eintreten; ein Amt zu erhalten ist die Hauptsache, gleichviel welches. Ob einer die nöthigen Fähigkeiten dazu hat, das ist das Letzte, woran man denkt. Dadurch werden unsere Kanzleien und Gerichtshöfe zu Beamtenschulen, statt daß Schulen und Universitäten uns Beamte liefern sollten. Daraus entspringt ein zweites Uebel, daß man Geschäftsmänner, wenn sie auch Spitzbuben sind, den ehrlichen, aber unwissenden Menschen vorziehen muß. Sie, mein lieber Tschuchin, gebe ich bei einem dieser Geschäftsmänner in die Lehre. Mein Sekretär Satanenko ist ein lebendiges Gesetzregister, eine wahre Dampfmaschine zur Vorbereitung der Akten. Auf seine Ehrlichkeit verlasse ich mich nicht, aber hinsichtlich der Gewandtheit und Geschäftskenntniß hat er nicht seines Gleichen. Seyn Sie vorsichtig gegen ihn, und lassen Sie namentlich nicht merken, daß ich offen zu Ihnen gesprochen habe."

„Ich fühle in vollem Maße die Gnade Euer Excellenz, und werde mich bemühen sie zu verdienen. In der That, ich erwartete nicht..." Ich hielt inne, denn ich merkte, ich sey im Begriff eine Albernheit zu sagen. Stambulow lächelte. „Was erwarteten Sie nicht? Aha! Ich will jetzt eine der Eigenschaften erproben, die mir Sophia Paulowna von Ihnen rühmte, nämlich ihre Offenherzigkeit. Sagen Sie mir gewissenhaft, was haben Sie von mir gehört? Heraus damit!"

Ich mochte mich sperren, wie ich wollte, es half nichts: ich mußte beichten. Er hörte mir aufmerksam zu, und als ich geendet, sagte er ganz ernsthaft: „Ja, ich bin s t o l z gegen Dummköpfe und Speichellecker; u n z u g ä n g l i c h für Intriganten; g r o b gegen undelikate Leute, a u f b r a u s e n d gegen Menschen, die meine Geduld mißbrauchen, t r ä g e, ein Papier zu unterschreiben, das ich nicht gelesen habe. Zum Schluß setze ich noch hinzu: ja, ich liebe die L i t e r a t u r mehr als R ä n k e s c h m i e d e r e i, die s c h ö n e n W i s s e n s c h a f t e n mehr als M a n g e l a n B i l d u n g, und fordere von meinen Untergebenen nicht nur eine richtige und klare Darstellung, sondern auch Styl; ich leide keine Wiederholungen, keinen Schwulst, keine endlosen Perioden, die nur den Sinn verdunkeln. Ein Beamter, der nicht die Feder zu führen weiß, ist wie ein Soldat, der seine Waffe nicht brauchen kann. Ich handle nach meinem Gewissen und meiner Ueberzeugung, und kümmere mich nichts um das Gerede. Was es mit diesem für eine Beschaffenheit hat, haben Sie fürs erste an sich selbst, fürs zweite an dem Heuchler Tumanin erfahren. Die zwei verständigsten, edelsten und tugendhaftesten Frauen, denen ich in meinem Leben begegnete, die Fürstin Olgerdowa und Sophia Paulowna sind durch üble Nachreden in der Meinung der Welt zu Grunde gerichtet."

Ich konnte mich nicht enthalten und rief: „Wie? auch diese hat die Verleumdung nicht verschont!"

„Im Gegentheil, sie hat dieselben tödtlich verwundet. Die eine verließ ihren Mann, die andere ist im Begriff es zu thun: Grund genug für die bösen Zungen. Beide haben keine angesehenen Verwandten, keine weitläufigen Verbindungen in der Welt, welche der Verleumdung entgegen arbeiten könnten, und somit hat die Verleumdung freien Lauf. Doch kehren wir zu Ihrem Dienst zurück. Vor Allem müssen Sie sich mit dem laufenden Geschäftsgang vertraut machen, und da Sie die russische Gesetzgebung nicht theoretisch studirt haben, diesen Mangel durch einen praktischen Kursus ersetzen. Wenn Sie sich tüchtig an die Arbeit machen, bei jedem Vorfall die gesetzlichen Verordnungen ins Auge fassen und vergleichen, so können Sie nach einigen Jahren ein Staatsamt versehen; ohne das erhalten Sie keinen Rang. Inzwischen wünsche ich Ihnen Glück zu einer Kanzlistenstelle. Gehen Sie morgen zu Satanenko, ich werde ihm die nöthigen Befehle geben. Leben Sie wohl, wir werden uns öfters wiedersehen."

Stambulow machte mir ein Zeichen mit der Hand, und ich entfernte mich mit einer Verbeugung.

(Fortsetzung folgt.)

P a r o s.

(Schluß.)

Von den Lacusbrüchen weiter gegen Ost hinauf ins Gebirg gelangt man nach einer guten halben Stunde zu einem Kloster Aiminnas; es ist verkauft und gehört mit den dazu gehörigen Ländereien, worin auch der Statüen-Marmor bricht, einem jungen Manne, der mit seiner schönen Frau im Kloster wohnt. Daß dieser Marmorbruch auf Privatgrund und Boden liegt, thut nichts, es ist durch ein Berggesetz, was ich den hiesigen Landesverhältnissen angepaßt in Antrag gebracht habe, ohne den Privatbesitz zu beeinträchtigen, dem schon abgeholfen. Etwa 10 Minuten gegen Ost unterhalb dieses Klosters wurde der berühmte Statüen-Marmor gewonnen. Vorn ist eine ziemlich große Höhle, welche sich etwa 80 Lr weit gegen Süden zieht, da der Marmor bis so weit, gegen 3 Lr breit, sehr regelmäßig ausgeschrämt ist, er sieht schön weiß und feinkörnig aus, ist aber sehr ungänz und mit Sprüngen, die mit gelbem Eisenoxyd überzogen sind, häufig durchsetzt. Gegen 20 Lr weit vorher ist trockener Bergversatz, und hier senkt sich ein 3 Lachter breiter Bau ganz flach hinab, und wird so eng, daß man auf dem Bauche kriechen muß, da Alles voll Geschütt vom Abfall und dem Ausschram liegt, was die Alten auf der Arbeit liegen ließen, und die herabströmenden Regenwasser hineinspülten. Die Alten hatten der besten Bank edelste Stücke gefunden, doch bin ich nicht überzeugt, daß diese Bank nicht weiter in ihrem Streichen auch eben so edel sey. Die Alten blieben vielleicht ihn lieber so aus, da die deckende Bank sehr ganz ist und bei so geringer Weite sich leicht ohne Unterstützung hält, dieß wird sich am besten zeigen, wenn Alles ausgeräumt seyn wird. Auch geht der edle Marmor nicht in gleicher Richtung fort, denn anfangs geht der Bau östlich h: 8,4 flach in der Lage fort, wendet sich aber allmählich nördlich, so daß nach einigen und 20 Lr er schon h: 1,3 geht, bei einigen und 30 Lr ist ein starker Pfeiler stehen [illegible]

lassen, denn man hat sich hier einige Lr weit südlich gewendet; hier kann man wieder aufrecht stehen; im südlichen Stoß steht schöner ganzer Marmor an, es liegt da Alles voll des feinsten Marmorstaubes von der letzten Arbeit, den die Leute für Salz halten, wenn er auch nicht salzt. Es sind hier zwei kleine Plätze ausgeschrämt zu sehen, auf welchen die Alten während der Arbeit ihre Lampen stehen hatten (wie sich dieß hier in allen alten Gruben findet), es hieß daher dieser Marmor auch Lychnites, weil er bei Lampenschein gearbeitet wurde und Lychnos eine Lampe heißt. Von diesem Pfeiler an nimmt der Marmor etwas mehr Fall an, und ist mit 20° Fall noch etwa 15 Lr weit h 1,4 bis 2,2 abwärts ausgehauen. Da steht er im Ganzen an, Alles liegt voll Bruchstücke und hereingeschlämmter Erde, es ist aber trocken, läßt also die jeden Winter herabströmenden Tagewasser durch. In der obern Bank gehen zwei schmale bläulich graue Streifen stark hinab (wie dieß in dem Marmor von Tinos, Siphno rc. häufig, hier selten ist); unter dieser liegt die schöne edle Bank, die, so weit vor Schutt zu ermitteln war, nur 18 Zoll mächtig zu seyn scheint, sie ist aber auch oft unganz und mit gelben Sprüngen durchsetzt. Der Marmor wird je tiefer desto schöner, er wird feiner im Korn und wird durchschimmernder. Die Schönheit dieses feinkörnigen, blendend weißen Marmors, der an der Luft den bei Statüen beliebten gelben Stich annimmt, dabei das zart durchschimmernde, brauche ich wohl nicht zu beschreiben, sie ist längst bekannt; dieß gibt die zarten Formen und Leben dem kalten Stein. So sehr Auge und selbst Gefühl sich an diesem edlen Marmor ergötzen können, so unangenehm ist jedoch der starke bituminöse Geruch beim Zerschlagen desselben; möchte er doch zehntausendfach stärker seyn, so wäre manches edle Stück jetzt nicht in Trümmern. Soll dieser Marmor gewonnen werden, so muß, nachdem der Bau markscheiderisch aufgenommen und außen ausgesteckt worden ist, der Bau am Bergabhange im Hangenden eröffnet werden, wobei man nicht mit dem Tiefsten des alten Baues durchschlägig werden darf, und sich so die in den alten Aushieb im Winter stürzenden Tagewasser zuzieht, wenigstens nicht stromweise, denn ganz wird es wohl nicht vermieden werden können, da wie gesagt, das Tiefste des alten Baues trocken steht, also die Wasser ihren Abzug zwischen den Bänken des Marmors finden, was, glaube ich, auch in dem neu eröffneten Bau der Fall seyn wird, da ich tiefere Punkte kenne, die auch trocken stehen und nördlich starke Quellen aus den sich nach Norden ziehenden Schichten hervorkommen. Bei Eröffnung dieses Baues sind auch die unter dieser schönen Bank liegenden Bänke zu untersuchen, und die edle Bank in ihrem Streichen. Wenn auch ein schöner reiner Block zu einer Statüe bedeutenden Werth haben, und es an Absatz nicht fehlen wird, wenn die Künstler und Kunstliebhaber Kunde haben werden, daß dieser edelste Marmor wieder zu mäßigen Preisen zu bekommen sey, und das kleine zur Eröffnung nöthige Kapital sich gut verinteressiren wird, so wird doch ohne besondere Umstände die Grube nicht große Summen ausgeben können, da der Bedarf an Statüenblöcken ohne besondere Umstände nicht ins Große fallen wird, und da die edle Bank, die bis jetzt nur allein bekannt ist, kein großer Steinbruch werden kann. Die Grube muß nach dem Bedarf als eine Nebengrube der Marmorbrüche zu Lacus betrieben werden; doch habe ich es als eine Ehrensache des Staates vorgestellt, daß dieser edle Marmorbruch nicht in fremde Hände kommen darf, wo dann durch möglichst hoch geschraubte Preise die Kunst in Fesseln gelegt würde, und der Staat nicht über eins der edelsten und berühmtesten Mineralprodukte des eigenen Landes disponiren könnte. — Von dieser Grube abwärts nordöstlich sind am Abhange noch einige kleine unbedeutende Brüche, versuchsweise. Ueber der nahen Wasserriese ist eine große Höhle, an deren nördlicher Wand eine antike Gruppe etwas roh und vom spätern Alterthum ausgehauen ist, eine Festivität oder Bewillkommnung des Pan. Die Höhle ist von den Hirten wie gewöhnlich benutzt, um die Ziegen in der glühenden Mittagshitze und des Nachts hineinzutreiben, die untere Seite ist daher mit Steinen aufgesetzt und Erde angeworfen, weil es tiefer hinabgeht. Ein Candiote, der im Kloster dient und mich hieher begleitete, sagte, daß die Höhle noch weit hinab ginge, unten stehe eine Marmor-Frau, die seit Jahrtausenden Leinwand webt, zur Seite seyen Kammern ausgehauen, mit Marmorkästen voll Silbermünzen, aber niemand könne hinab, weil die Luft dort jeden tödte. Ich ließ sogleich aufmachen, es kam ein scharfer Luftzug, der unsere Lichter schnell verlöschte und der Führer, der von fern zusah, sagte, es ginge ein Gang bis an den Hafen Agusa, der jedoch von hier gegen 1½ Stunden entfernt ist. An ein Paar zusammengeknüpften Shawls ließ ich mich hinab, es ist ein großer Raum, der sich gegen Nordosten hinzieht. Alles liegt voll großer Bruchstücke, auch hier wurde viel Marmor ausgehauen. Weiter hinab stehen drei starke Pfeiler zur Unterstützung des Daches, an den Seitenwänden ist der Marmor schön ausgeschrämt, auch dieser Marmor lieferte manchen trefflichen Block und muß weiter untersucht werden. Mangel an Kerzen und der anbrechende Abend nöthigten zur Rückkehr an Bord, ich wollte den andern Tag wieder her, um bis ans Ende vorzudringen und besonders zu sehen, wo der starke Luftzug herkomme (ich werde es jetzt weiter untersuchen lassen), aber drei Tage hielt mich herabströmender Regen in der Kajüte, und dann nöthigte günstiger Wind zur Abfahrt, um wie der Argonautenzug in der Cycladen Kreis von Insel zu Insel zu segeln, daß sie, sonst die Perlen genannt, wieder glänzen mögen in des Königs Diadem.

Athen im Mai 1836.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Siebenzehnter Brief.

Auf unserem Rückwege nach Bona hielten wir einige Meilen von der Stadt an, um eine Landwirthschaft zu besehen, welche Marschall d'Uzer angelegt hat, und auf der ein sehr hübsches Haus gebaut wird. Der Boden des flachen Theiles seiner Ländereien besteht aus schwarzem Lehm und scheint fruchtbar zu seyn. Der General hat einen kleinen Obstgarten von etwa tausend jungen Bäumen anlegen lassen, deren zartes Grün einen lieblichen Anblick gewährt. Weinstöcke, Oel- und

Digitized by Google

Feigenbäume haben hier bereits die Weiden und Nesseln verdrängt, und unter den Fruchtbäumen und Blumen, welche hier bald lieblich emporblühen werden, wird man statt des Geheuls des Schakals bald den Gesang der Nachtigall hören.

Auf einem Hügel oberhalb seiner Ländereien hat der Marschall einen Marmorbruch eröffnen lassen. Die Ader liefert bis jetzt leider nur blauen Marmor, da man aber weder weit noch tief eingedrungen ist, so läßt sich erwarten, daß man noch auf reines, weißes Gestein stoßen werde. Ich kam nach Bona zurück, in jeder Hinsicht sehr zufrieden mit meinem Ausfluge, mit einziger Ausnahme eines Schmerzes am Knöchel, den mir ein Stiefel zugezogen hatte, der mich drückte. In Betrachtungen verloren, hatte ich unterlassen mir durch Aufschneiden des pressenden Leders Erleichterung zu verschaffen, und so fand ich mich bei meiner Ankunft im Gasthause fast ganz lahm. Nachdem ich mich bei dem Kommandanten wegen meines Ausbleibens von der Tafel hatte entschuldigen lassen, legte ich mich auf mein Bette, sehr vergnügt, mich mit den wenigen auf Bona bezüglichen Schriften unterhalten zu können, die ich bei mir hatte.

Die Lage dieses Ortes ist von einem französischen Ingenieuroffizier genau bestimmt worden; es liegt unter 36° 35′ 56″ nördlicher Breite und 5° 24′ 38″ O. L. von Paris, so daß mithin seine Entfernung von Algier in gerader Linie etwas mehr als 95 Stunden beträgt.

Bona liegt an einer geräumigen Bucht, welche gegen Westen von dem Kap Garde und gegen Osten von dem Kap Rosa begränzt wird. Der Fluß Seibouze, gegen Ende seines Laufes mit dem Budschimah — dem alten Armua — vereinigt, fällt in dieser Bucht in das Meer; eben so der Mafrag, ein kleinerer Fluß als der Seibouze, der sich zwischen Bona und Kap Rosa ins Meer ergießt.

General Bourmont hatte sich kaum in Algier festgesetzt, als er auch schon daran dachte von Bona Besitz zu nehmen. Die Franzosen haben lange Zeit eine afrikanische Kompagnie unterhalten, die hier ihre Korallenfischerei betrieb, und betrachteten sich daher als die natürlichen Erben dieses Theils der Küste; deshalb wurde eine Expedition ausgerüstet und General Damremont zu deren Befehlshaber bestimmt. Die Truppen zu dieser Unternehmung bestanden aus zwei Linienregimentern, nebst verhältnißmäßiger Artillerie, die in zehn Fahrzeugen von verschiedener Größe eingeschifft wurden, worunter zwei Fregatten, die Bellone und die Herzogin von Berry, welche den übrigen voraussegelten, um den Ort zu rekognosziren, und nicht nur den Hafen, sondern auch die Stimmung der Eingebornen zu sondiren. Am 1sten August 1830 ging das ganze Geschwader in der Bai von Bona vor Anker, und der Admiral erfuhr von dem Kapitän der vorausgeeilten Bellone, daß die Einwohner, von den Feindseligkeiten großer Araber- und Kabylenhorden, welche die Stadt belagerten, bedrängt, sich glücklich schätzen würden, die Franzosen als ihre Beschützer zu begrüßen. Auf erfolgte Einladung des Generals Damremont begaben sich der Kadi und die vornehmsten Einwohner an Bord des Schiffes des Kommandanten; Versprechungen ewiger Anhänglichkeit wurden gewechselt und ausgemacht, daß die Franzosen landen und die Stadt nebst der Citadelle besetzen sollten.

Bona liegt am Fuße eines Berges, dessen Abhänge in steile Felsen längs dem Ufer hin auslaufen. Die Stadt ist von 60 Fuß hohen, ziemlich dicken Mauern umschlossen, die jedoch nicht durch aufgeworfene Erde verstärkt sind, und die Gestalt eines gegen das Thal des Seibouze leicht geneigten Rechtwinkels bilden. Diese Mauern bieten noch immer guten Schutz gegen die Araber, und halten etwa 3400 Schritte im Umfange. Die Stadt hat vier Thore; das gegen Osten führt nach dem Hafen, ein anderes, das arabische genannt, nach Constantine und zwei nach der Citadelle. Die Kasbah oder Citadelle, mit einer Mauer von 700 Schritten im Umfange, liegt auf der Spitze eines Hügels, südlich von der Stadt, und ihre Mauern sind so sehr durch aufgeworfene Erde verstärkt, daß es schwer halten würde eine Bresche in dieselben zu schießen. Die Citadelle bestreicht den Ankerplatz, die Mündung des Thales und die ganze Stadt; im Innern ist sie geräumig und enthält eine Anzahl Cisternen.

Hier haranguirte General Damremont seine Soldaten über die Tapferkeit, mit der sie die Araber und Kabylen zurückgeschlagen hatten, welche die Stadt achtzehn Tage lang hitzig belagerten. Am 18ten August aber kam ein Geschwader von vier Schiffen von Algier an, welches die Nachricht von der Juliusrevolution und den Befehl für den General brachte, mit seiner ganzen Truppenabtheilung nach Algier zurückzukehren. Man vermuthete, General Bourmont habe die Absicht gehabt, sich mit der ganzen afrikanischen Armee, wenn er sie bereden könnte, ihm zu folgen, in das südliche Frankreich zu werfen und dort die Bourbonische Fahne aufzupflanzen. Dem möge indeß seyn, wie ihm wolle, so hielt er es wenigstens für geeignet, die Besatzung von Bona zurückzurufen, und nun erfuhren die Eingebornen mit Schmerzen, daß sie künftig, hinsichtlich der Vertheidigung, auf ihre eigene Tapferkeit angewiesen seyen. Hundert und zwanzig der reichsten Familien schifften sich mit den Franzosen nach Algier ein und überließen ihre Landsleute ihrem Schicksal. Die Zurückbleibenden schienen nur wenig Aussicht zu haben, ihren Feinden Widerstand leisten zu können, doch verzweifelten sie nicht, und thaten, was sie vermochten. Fünfzig Mann wurden in die Citadelle gelegt und die übrige streitbare Mannschaft hielt Wache auf den Mauern der Stadt. Das Zurückbleiben von achtzig türkischen Soldaten (der Ueberrest der alten Garnison) war ohne Zweifel ein günstiger Umstand für die Stadt, und es ist auch möglich, daß die Nachricht von der Besitznahme von Bona durch die Franzosen unter den eingebornen Stämmen eine Erbitterung erregt hatte, die sich nach dem Abzug der Fremdlinge wieder verlor. Dennoch griffen einzelne Horden die Stadt aufs Neue an, und die Lage der Einwohner wurde sehr bedenklich, als der Bey von Constantine fortfuhr sie zur Uebergabe aufzufordern. Die Zahl der streitbaren Männer in Bona belief sich damals ohne die Türken auf kaum 300 Mann, denn die Franzosen schlugen bei ihrer Besitznahme die gesammte Einwohnerzahl auf höchstens 2000 Seelen an. Eines war gewiß, das nämlich, daß wenn die eingebornen Stämme in die Stadt gekommen wären und dort einen Christen, namentlich einen französischen Soldaten, gefunden hätten, dieser ganz sicher das erste Opfer gewesen wäre, das sie dem Propheten geschlachtet haben würden. Nachdem die Einschiffung der Franzosen vollbracht und die Segel aufgehißt waren, wurde ein Signal vom Lande aus gegeben, daß man ein Boot abschicken möchte. Es geschah, und nun fand sich, daß man in der Eil einen Kanonier am Lande zurückgelassen hatte, den die Bewohner der Stadt nicht der Gefahr aussetzen wollten, umgebracht zu werden. Diese That verrieth eben so viel Muth als Menschlichkeit, denn die Einwohner brachten den Kanonier unter dem Feuer der belagernden Araber an das Ufer.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 191.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Julius 1836.

Ueber die Anschwellung des Nils.

(Nach Rüppel.)

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen, welche uns das Studium der afrikanischen Länderkunde lehrt, ist das dem Nilstrome eigenthümliche langsame und progreßive Steigen seiner Wassermasse während mehrerer Monate, das eine geraume Zeit lang anhaltende Erhalten derselben auf einer gleichförmigen Höhe, und der damit statt habende Schlammniederschlag, so heilbringend zur Befruchtung des überschwemmten Landes; sämmtlich Begebenheiten, die sich alljährlich mit der nämlichen Regelmäßigkeit wiederholen. Aber woher entstehet dieser Schlamm, der unerschöpflich mit jeder neuen Ueberschwemmung die Nilufer gemeinschaftlich mit dem Flußbette erhöhet, und durch welchen nach und nach die mitunter sehr beträchtlichen Distrikte fruchtbaren Erdreichs längs des ganzen Flußufers, ja selbst die weite Fläche des ägyptischen Delta gebildet wurden? Woher kömmt die große Regelmäßigkeit in dem progreßiven Steigen der Wassermasse zur Ueberschwemmungszeit, welche den andern afrikanischen Strömen zu mangeln scheint?

Der ägyptische Nil entstehet bekannter Maßen aus der Vereinigung von drei Hauptströmen. Die zwei beträchtlichsten fließen bei Karbum unterm 15½ G. N. B. zusammen, und von ihnen kommt der westliche, Bahher el Abiad oder der weiße Fluß genannt, von Süd und Südwestwest her aus zur Stunde den Europäern noch unbekannten Ländern und Quellen; er wird bei Ptolomäus schlechtweg Nil benannt, ein Wort womit jetzt, und vermuthlich auch in älterer Zeit; die Uferbewohner den Ueberschwemmungszustand des ganzen Stromes bezeichnen. Der östliche Hauptstrom, Bahher el Asrak, der blaue Fluß, entspringt in der Provinz Agow, an der Westgränze von Abyssinien, aus welchem Lande er in spiralähnlicher Krümmung abfließt, um dann in nordwestlicher Richtung seinem Rivalen zuzueilen. Der dritte Hauptkontribuent des Nils ist der Atbara-Strom, der Astaboras der Alten; er kommt theilweise von den abyssinischen Schneegebirgen der Provinz Simen, wo noch eine seiner Verzweigungen Ataba heißt, während eine andere, etwas beträchtlichere, den Namen Tackazé führt, welcher als der vorherrschende in Abyssinien für diesen Strom gebraucht wird.

Vor der Exkursion, welche meine Jäger im Jahre 1824 in einem Boote, während einer Strecke von 60 Wegstunden, den Bahher Abiad oder weißen Strom aufwärts machten, besaß man in Europa gar keine auf direkte Beobachtung gegründete Kunde über diesen Strom, den Cailliaud nur bei seiner Vereinigung mit dem Bahher Asrak oder blauen Strom gesehen hatte, obgleich er als Haupttitel auf seine Reise in Afrika „Voyage au Fleuve blanc" setzte. Meine Jäger machten mir damals die wichtige Mittheilung, daß die in seinem Flußbette enthaltene Wassermasse mit derjenigen des Bahher Asrak in gar keinem Gleichheitsverhältniß stehe, indem erstere die letztere in dieser Beziehung wohl sechs- und mehrfach übertreffe; *) daß außerhalb der Regenperiode das Wasser des Bahher Abiad in der Provinz Sennaar so zu sagen gar keine Strömung zeige, **) und vielmehr einem großen stagnirenden See gleiche, dessen Niveau theilweise eben wegen seiner Ausdehnung zu Anfang der Regenzeit weit geringer steige, als sein Verbündeter, der Asrak-Strom, bis endlich plötzlich gegen das Ende des Monats Julius seine ganze Wassermasse oft in wenig Stunden sich ungewöhnlich erhebe und auf dem erhöhten Niveau sich mehrere Monate erhalte. Dieses verspätete und plötzliche Anschwellen des Bahher Abiad, das seinen unverkennbaren Einfluß durch ein rasches Steigen des Nilstromes, selbst bis nach Kairo zu äußern pflegt, ist den Bewohnern des Nils sehr wohl bekannt, aber wie es scheint, von den europäischen Reisenden nie beachtet worden.

Die Beobachtung meiner Jäger über die gleichsam stagnirende Wassermasse des Bahher Abiad außerhalb der Regenzeit, wurde sechs Jahre später durch Herrn Linant bestätigt, als er für Rechnung der englischen Regierung eine Entdeckungsfahrt auf diesem Strom versuchte, die ihn aber nicht viel weiter führte, als bis wohin meine Leute vorgedrungen waren.

Das Nil-Niveau bei Sennaar kann nicht wohl mehr als 2200 Fuß betragen; indem nun der Abfall dieses Stromes

*) Schon Bruce in dem Appendix der dritten Ausgabe, Vol. 7, p. 105, sagt: der Bahher Abiad sey mehr als doppelt so breit, als der Bahher Asrak; und ferner p. 106: „The Abbiad is three times as big as the Nile."

**) Eine bereits von Bruce bekannt gemachte Notiz (Vol. 7, p. 106) „The river scarcely can be seen to run."

Google

bei seinem Verlauf nach Aegypten so äußerst gering ist, nämlich im Durchschnitt kaum drei Fuß während einer Wegstunde, weßhalb die angeschwellte Wassermasse in der Regenzeit gewissermaßen einzig und allein durch ihren eigenen mechanischen Druck sich fortbewegt, ist es möglich, daß der ganze Fluß regelmäßig und progressiv steige, und nach Uebertritt über die Ufer sich lange Zeit auf dem erhöheten Niveau erhalten kann. Vielleicht ist dieß plötzliche Anschwellen Folge einer nur zur Regenzeit statt habenden Verbindung des Bahher Abiad mit einem großen Binnensee.

Was die Entstehung des Nilschlamms betrifft, so besteht die Gebirgsmasse um den Zana-See aus nichts, als erloschenen Vulkanen und zwar vermuthlich alle der ältern geologischen Periode angehörig, welche man mit dem Namen Trachyt-Lava zu bezeichnen pflegt; nur wenige derselben bilden homogene basaltische Massen; meist sind es nicht sehr consistente Laven, deren einzelne Blasenräume vorzugsweise mit Chabasit-Krystallen bekleidet sind, auch in einzelnen Distrikten mit Mesotyp- und Stilbit-Massen ausgefüllt. Die meisten dieser Lavaablagerungen sind ganz besonders zum Verwittern geneigt, und viele derselben schließen in ihrer Masse sehr große vulkanische Gerölle ein, von größerer Härte und theilweise andern Bestandtheilen, welche Gerölle sich durch Verwitterung der Hauptlavastrommasse vollkommen ausscheiden. Die durch die Atmosphäre nach und nach zersetzten Laven werden leicht von dem heftigen Sommerregen weggespült, welches denn immer neue Lagen dem Zerstörungsprozesse aussetzt, die weggeschwemmten erdigen Theile werden durch die wiederholten Wasserfälle auf das innigste mit der Wassermasse zu einem Schlamm gemischt; ihn führt die Fluth mit sich fort, tausende von Wegstunden, und nur wo in vollkommener Ruhe das dunkelfarbige Wasser, auf einem Blachfeld, oder in einem Kanalbett stehen bleibt, setzen sich die beigemischten Erdtheile durch ihre mechanische Schwere ab; daher, wo diese Ruhe mangelt, entgehet auch die Schlammablagerung, oder ist vielmehr namhaft geringer. Man könnte demnach voraussetzen, daß in die, von dem Strombette am entferntesten liegende Ueberschwemmurgsfläche verhältnißmäßig wegen der dortigen größern Ruhe der Wassermasse, die Schlammablagerung stärker seyn müsse, als unmittelbar an der Ufer-Böschung des Hauptstromes, und doch lehrt die Erfahrung, daß letztere immer höher ist, als jene, ja, an manchen Stellen eine Höhe erreicht hat, die nur äußerst selten bei ungewöhnlich starken Ueberschwemmungen überfluthet wird. Dieses scheinbare Paradox ist aber sehr leicht zu erklären durch die von eben jenen ungewöhnlichen Ueberschwemmungen mit fortgespülten Sandbänke, die selbst durch den von der Wüste in das Flußbett eingetriebenen Sand an vielen Stellen hervorgebracht werden, und die durch das Aufwirbeln des anschwellenden Wassers, zwar während einer gewissen Strecke verführt werden können, dann aber durch ihre eigene Schwere sich niederschlagen, und zwar möglichst nahe an dem Bette der Hauptströmung selbst, weil deren Kraft allein die mechanische Schwere des Sandes überwog; daher die starken Ablagerungen von Sand untermischt mit Schlamm oder mit ihm wechselnd an der Böschung des Ufers des Hauptstromes.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Dunjascha ließ mich wissen, daß die Fürstin, um den ewigen Streitigkeiten auszuweichen, gesonnen sey, sich auf eines ihrer Güter mit den Kindern und deren Lehrern zurückzuziehen, daß sie aber vorher mich noch zu sprechen wünsche. Zu der bestimmten Stunde, Abends neun Uhr, holte mich Dunjascha ab, und führte mich durch die unerleuchteten Paradezimmer ins Kabinet der Fürstin. Ich erschrack über die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen: sie war bleich wie nach einer schweren Krankheit, und verrieth Niedergeschlagenheit. Sie stand vom Sopha auf, gab mir die Hand und bemühte sich zu lächeln, aber ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Ich kann Ihnen meine Dankbarkeit für Ihre großmüthige Aufopferung nicht ausdrücken. Wenn Sie einst die Wahrheit erfahren, werden Sie die Größe Ihres Dienstes und die Gründe meiner Handlungsweise begreifen. Zur Beruhigung ihres Gewissens wiederhole ich Ihnen, daß jener Mann das angeschuldigte Verbrechen nicht begangen hat. . . . Wenn er einst vor Gott und dem Gesetz schuldig war, so hat er hinreichend gebüßt durch aufrichtige Reue und lange Leiden." Thränen hemmten ihre Worte, Dunjascha wischte sich gleichfalls die Augen, und ich war nicht weniger gerührt. Als sie sich wieder gesammelt hatte, wollte sie mir für mich und meine Schwester Bankscheine zum Betrag von 50,000 Rubel einhändigen, ich schlug sie aber aus, und nur als sie die Annahme desselben forderte, als Beweis, daß ich keinen schlimmen Argwohn hege, willigte ich ein. Plötzlich vernahm man im nahen Saale ein Geräusch, der Tritt eines Mannes näherte sich dem Kabinet, und man erkannte die Stimme des Fürsten.

„Um Gottes willen," rief die Fürstin, „wir sind verloren!" Dunjascha faßte mich an der Hand, und zog mich schnell durch eine Seitenthüre aus dem Zimmer. Ich befand mich auf einmal im Schlafgemach der Fürstin. In einer alabasternen Vase brannte eine Lampe. Zitternd blickte ich mich nach allen Seiten um, da saß in der Ecke mein geheimnißvoller Wohlthäter bleich wie der Tod, seine Lippen zitterten, und sein Auge funkelte schrecklich, er gab mir ein Zeichen, ihm näher zu treten, faßte mich an der Hand und drückte sie heftig.

Das Kabinet war vom Schlafgemach durch eine Glasthüre getrennt, welche auf der Seite des letztern durch einen seidenen Vorhang verhüllt war. Jedes Wort, das gesprochen wurde, konnte man hören, und so waren wir Zeuge der Unterredung der beiderseitigen Gatten.

„Man hatte mir gesagt, Sie würden heute ins Theater gehen, gnädige Frau," sagte der Fürst, „aber der Schutzengel hat Sie dießmal von der Sünde gerettet, was mich ungemein freut. Zufällig begegnete ich Ihrem Kutscher, und so kam ich herauf, um mit Ihnen zu reden."

„Ueber mein Seelenheil aber," antwortete die Fürstin, „bitte ich sich nicht zu bemühen. Das ist nur meine eigene Sache und die meines Geistlichen. Wollen Sie von Familienangelegenheiten mit mir reden, so bin ich bereit zu hören."

Diese Antwort schien dem Fürsten nicht zu gefallen, er ging

im Zimmer auf und ab, rieb die Hände, und sagte endlich in zornigem Tone: „Immer und immer dasselbe. Eigensinn und Kapricen, welche noch den Unwillen des Himmels auf unsere Kinder herabziehen können; . . . ich sehe, es ist wahr, was sie mir sagen: der böse Feind hat Ihr Herz in Besitz genommen.“

„Wenn der böse Feind irgend jemand in diesem Hause beherrscht, so bins gewiß nicht ich. Allerdings haust der böse Feind hier, das ist kein Zweifel, er ist verkörpert in der Person des Heuchlers Tumanin.“

„Ich bitte, gnädige Frau, beleidigen Sie meine Freunde nicht,“ rief der Fürst zornig. „Was spreche ich von Freunden! Tumanin ist mein Wohlthäter, mein Retter, mein Heiland, . . . er hat meinen geistigen Blick geöffnet, meine Seele von Irrthümern gereinigt, er . . . .“

„Hat Sie mit Ihrer Frau entzweit, gegen Ihre Kinder und Verwandte gleichgültig gemacht, um Geld betrogen, zu seinem Werkzeug, und endlich — lächerlich gemacht.“

„Gnädige Frau! erschöpfen Sie meine Geduld nicht. Sie sollen erfahren, ob ich gegen meine Kinder gleichgültig bin. Zum Beweis meiner Sorgfalt für dieselben,“ fuhr er ironisch fort, „entlasse ich sie nicht mit Ihnen ins Dorf. Ich behalte sie bei mir, und werde für ihre Erziehung sorgen.“

„In einem solchen Falle müssen Sie solche in ein Staats- oder Privaterziehungsinstitut geben. . . .“

„Nein, ich erziehe sie zu Hause, unter meiner eigenen Aufsicht.“

„Hiezu möchten Ihnen wohl die Mittel fehlen.“

„Was wollen Sie damit sagen, gnädige Frau?“

„Daß Ihre Einkünfte dazu nicht hinreichen.“

„Was bedeutet das?“ sagte der Fürst mit geänderter Stimme wie im Schrecken.

„Das bedeutet, daß ich hinsichtlich meines Vermögens in meine Rechte zurücktreten, und meine Einkünfte nicht mit Ihnen theilen will,“ entgegnete die Fürstin kaltblütig.

„Ist das Vermögen nicht mein Familienvermögen, nicht auf meinen Namen?“ entgegnete der Fürst. „Sie haben vergessen, gnädige Frau, daß auf Ihren Namen nur das Dorf Rjäbino angekauft wurde.“

„Ich gestehe, es ist mir sehr unangenehm, mit Ihnen zu rechnen, doch ich muß Ihnen die Lage der Sache erklären. Als Sie mich heiratheten, lasteten auf Ihren Gütern so viel Schulden, daß Sie den Werth derselben überstiegen. Mit meinem Eingebrachten wurden die Schulden bezahlt, die Güter blieben Ihnen, aber Ihre Schuldscheine und Wechsel wurden den frühern Schuldnern **auf meinen Namen** abgekauft, und was Sie früher **vielen** schuldig waren, sind Sie jetzt mir **allein** schuldig. Ich gestehe, ich wußte gar nicht, welche Vorsichtsmaßregeln mein Geschäftsträger und mein Bankier ergriffen hatten, und erkundigte mich erst, als Ihr Betragen gegen mich sich änderte, und Sie Miene machten, Ihre Gewalt gegen mich zu misbrauchen. Wenn Sie mir die Kinder lassen, und sich nicht in ihre Erziehung mischen wollen, so gebe ich Ihnen mit Freude die Hälfte der Einkünfte. Im entgegengesetzten Falle, erzürnen Sie sich nicht, . . . aber das verletzte Muttergefühl kennt keine Gränzen. Alles kann ich Ihnen verzeihen, nur nicht die Trennung von meinen Kindern.“

Diese Festigkeit und Kaltblütigkeit entwaffneten anfangs den Fürsten, brachten ihn aber endlich in Wuth. Er schritt lange im Zimmer auf und ab, murmelte anfangs etwas vor sich hin, und rief endlich: „Undankbare! Das ist der Dank für meine Wohlthat!“

„Wohlthat! Ich begreife Sie nicht! . . .“

„Und wie nennen Sie denn das, daß ich als Fürst mich mit Ihnen, einer unbekannten Waise, verheirathete, die nicht einmal von Adel ist.“

„Nicht von Adel?“ erwiderte die Fürstin.

„Ihr Vater war, wie aus den Papieren hervorgeht, Kaufmann in Kjächta. Später erhielt er ein Amt, da er jedoch nicht bis zum Stabsoffizier diente, so war sein Adel nur persönlich. Sie sind nicht von Adel und ich gab Ihnen den fürstlichen Titel, führte Sie in den glänzenden Kreis meiner Verwandten und in die höchste Gesellschaft. . . . Wenn das nicht Wohlthat ist, so weiß ich nicht mehr, was das Wort bedeutet! Es gibt Kaufmannstöchter genug, die mit Freuden ein Paar Millionen für das Recht den fürstlichen Titel zu führen gegeben hätten, und dankbar und gehorsam gewesen wären; Sie, Madame, haben alles dieß vergessen, und benehmen sich gegen mich, als wären Sie eine geborene Fürstin.“

Sichtlich machten diese Vorwürfe einen starken Eindruck auf die Fürstin, aber sie verläugnete ihren Charakter nicht; mit veränderter, doch halb ironischer Stimme sagte sie: „Ich bedaure sehr, daß Sie den Preis für den fürstlichen Titel mir nicht nannten, als Sie um meine Hand sich bewarben. Jetzt ist es überflüssig, Ihnen meine Meinung darüber zu sagen. Sehr bin ich Ihnen verpflichtet, daß Sie Ihre Gesinnung mir eröffnet haben, und ich bezahle Offenheit mit Offenheit. So wissen Sie denn, daß ich gar nicht an ihre fürstliche Würde dachte, als ich einwilligte, Sie zu heirathen, Ihrer Schwester zu gefallen, die mich mit lügnerischer Freundschaft lockte. Hätte ich mir damals vorstellen können, daß Sie mich bloß **aus Berechnung** heiratheten, so wäre ich nicht so leichtsinnig gewesen, meine Hand für einen Titel hinzugeben. Wir haben uns beide geirrt, und ich bin zuerst entschlossen, meinen Irrthum, wenn auch nur zur Hälfte, gut zu machen; von diesem Augenblick an sind wir geschiedene Leute. Hinsichtlich der Kinder und der Einkünfte bleibe ich bei meinem ersten Vorschlag; wollen Sie dazu Ihre Zustimmung geben?“

„Nicht so eilig, gnädige Frau!“ sagte der Fürst höhnisch. „Wir haben noch andere Dinge abzumachen. Auch ich habe Freunde, die sich auf die Gesetze so gut verstehen, wie Ihr Geschäftsführer. Als ihr Gemahl bin ich befugt, über ihr Benehmen Rechenschaft zu fordern, und wenn ich Ihnen beweise, daß Sie Abends insgeheim in die finstersten Gassen von Petersburg in das Haus des Lehrers unserer Kinder schlichen; wenn ich Ihnen beweise, daß Sie insgeheim mir unbekannte Männer bei sich aufnahmen, . . . dann wird das den Kindern gehörige Vermögen Ihnen genommen, mir zur vormundschaftlichen Verwaltung übergeben, und Sie, gnädige Frau, können Sich im Kloster am

Fastentisch niedersetzen." Damit begann der Fürst höhnisch zu lachen.

„Sie wagen es, mich eines schimpflichen Benehmens zu verdächtigen, und meine Ehre anzutasten!" rief die Fürstin mit verzweifelnder Stimme, und begann zu schluchzen.

Während dieses Gesprächs betrachtete ich meinen unbekannten Wohlthäter, und sein Anblick erweckte Schrecken und Mitleiden zugleich; sein Gesicht hatte einen fast tragischen Ausdruck. Je nach dem Inhalt des Gesprächs erhob er bald die Augen zum Himmel, bald blickte er mich schreckhaft an, und faßte krampfhaft meine Hand, bald ließ er den Kopf auf die Brust sinken, und knirschte mit den Zähnen. Endlich als es bis zu Vorwürfen, zu Anzüglichkeiten, und am Ende zu schimpflichen Beschuldigungen von Seite des Fürsten kam, konnte der Unbekannte sich nicht mehr halten, er wollte seufzen, und — fing mit einem Mal an, heftig zu husten.

„Was ist das?" rief der Fürst und rannte gegen die Thüre. „Wer ist hier? den Schlüssel, oder ich stoße die Thüre ein." Der Fürst war im Begriff die Glasthüre zu zerbrechen; ich zitterte am ganzen Körper.

Der Unbekannte faßte sich plötzlich, ergriff meine Hand und zog mich zu dem nahen am Bette stehenden Schrank, öffnete diesen, schob die Hinterwand mit den daran hängenden Kleidern bei Seite, und auf einmal befanden wir uns im Korridor. Der Unbekannte verschloß die geheime Thüre wieder, und lief schnell dem Korridor entlang, ich aber blieb stehen, um zu hören, wie die unglückliche Geschichte sich endigen werde.

Der Fürst, ohne den Schlüssel abzuwarten, stieß die Thüre mit dem Fuße ein, rannte ins Schlafgemach, und rief mit einem Mal: „Bravo! hier ist ein Männerhut zurückgeblieben. Wo ist sein Herr, den müssen wir aussuchen. He! Duniascha, gib mir den Schlüssel zum Schrank!"

Ich hatte meinen Hut, der Unbekannte also hatte in der Uebereilung den seinigen vergessen, und dadurch die Fürstin dem schlimmsten Verdacht ausgesetzt. Ich hörte noch, wie sie unter Weinen und Schluchzen ins Schlafzimmer kam, konnte es aber nicht mehr im Korridor aushalten; ein Zittern befiel alle meine Glieder. Mit Kummer im Herzen und Thränen in den Augen eilte ich die Hintertreppe hinab, und athmete erst frei, als ich auf der Straße war; zum Glück war das Hinterthor nicht verschlossen gewesen. Zu Hause legte ich mich zu Bette, und ein heftiger Fieberanfall ergriff mich während der Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Siebenzehnter Brief.

(Fortsetzung.)

Länger als ein Jahr nach Abfahrt der Franzosen fuhr die kleine Schaar der tapfern Bewohner der Stadt fort, den eingebornen Stämmen und der Aufforderung des Beys von Constantine Widerstand zu leisten, bis endlich im Julius 1831 der General Berthezène, der damalige Gouverneur von Algier, die bedrängte Lage der Stadt, und daß sie Mangel an Lebensmitteln leide, erfuhr. Er schickte ihr 20 Säcke mit Zwieback und ungefähr eben so viel Reiß zum Geschenk, nebst einer Ladung von Lebensmitteln, die er ihr zu Preisen, welche die Franzosen billig nennen, zum Kauf anbieten ließ. Die Bewohner von Bona nahmen das Geschenk mit Dank an, weigerten sich aber die übrigen Lebensmittel zu kaufen, da sie dieselben Artikel zu wohlfeilern Preisen von Alexandrien und Tunis haben konnten; denn zum Glück hatten die Araber keine Schiffe, und die Stadt war mithin bloß einer Belagerung von der Landseite ausgesetzt. Wo aber, wird man fragen, bekamen die armen Leute Geld her, um von Tunis und Alexandrien Lebensmittel zu beziehen, nachdem ihre reichen Landsleute sie verlassen hatten? Diese Frage ist leicht zu beantworten. Zuvörderst kann ein Araber oder Maure für noch so arm gelten und noch so schlecht leben, ohne daß man deßhalb sicher seyn könnte, daß er auch wirklich arm ist, und nicht etwa einen Vorrath an Geld in der Erde verborgen hat; dieß war wahrscheinlich der Fall mit den meisten der Bewohner von Bona, die man für arm hielt. Dann wird auch immer noch Tuch und einige andere Gegenstände in Bona fabrizirt, und die vorübergehenden Belagerungen unterbrachen den Handel mit diesen Gegenständen nach dem Innern, von wo, wie ich glaube, sogar Geld aus dem goldhaltigen Sande des Flusses Dschummel in der Provinz Constantine zurückkam, wohl nie ganz.

Bona fuhr fort heldenmüthig auszuharren, und der einzige Beweis von Mißtrauen, den die Einwohner in ihre Kräfte setzten, war die Bitte um eine kleine Abtheilung Hülfstruppen nebst Waffen und Munition, die sie an den Gouverneur von Algier gelangen ließen. Die Deputation, welche dieses Gesuch überbrachte, bestand jedoch darauf, daß keine Franzosen, sondern nur Muhammedaner in französischen Diensten gesendet würden. Demzufolge wurden 120 Zuaven ausgewählt, die Bedingung aber: „keine Franzosen," nur hinsichtlich der Gemeinen erfüllt, denn die Offiziers und Unteroffiziers waren sämmtlich Franzosen. Jeder Mann erhielt 150 europäische Patronen, und 10,000 algier'sche wurden für das ganze Korps mitgegeben; hiezu kamen noch 60 Granaten, 60 Haubizgranaten, 100 Musketen und 60 vollständige Uniformen. Ein ausgezeichneter Offizier, Kapitän Bigot, erhielt das Kommando über diese kleine Truppe, während dem Obristlieutenant Huder, unter dem Titel eines französischen Konsuls zu Bona, die höhere Autorität übertragen wurde. Die Expedition langte am 14ten September 1831 an; das Nähere ist nicht wichtig genug, um hier berichtet zu werden, betrachte ich es jedoch genauer, so erscheint es mir als einer der tausend Beweise von Thorheit, und was noch schlimmer ist, von jener durch Trug noch thörichter erscheinenden Thorheit, von der das Benehmen der Franzosen in Algier so viele Beispiele bietet. Die Franzosen gaben vor die Bewohner von Bona als Verbündete zu behandeln, doch wurden die letztern bald inne, daß Huder als Kommandant und nicht als Konsul gekommen sey. Diesen kann hiebei kein Tadel treffen, da er wahrscheinlich nur seinen Instruktionen gehorchte; allein die Absicht der Franzosen, nicht zu helfen, sondern zu herrschen, wurde bald so einleuchtend, daß die Türken, denen sich nicht nur die Bewohner der Stadt, sondern auch die Araber außerhalb anschlossen, gegen die Franzosen zu kabaliren begannen und sich ihrer zu entledigen beschlossen. Das Ende der Sache war, daß ungeachtet eine Abtheilung Franzosen geschickt wurde, um den verlornen Konsul zu erlösen, dieser doch durch den Kopf geschossen ward, als er den Versuch machte zu einem französischen Schiff im Hafen hinüberzuschwimmen, daß Kapitän Bigot in den Straßen der Stadt umkam und die Franzosen aus der Stadt gejagt wurden.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 192.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Julius 1836.

Das literarische Eigenthum in England und Nordamerika.

Die Frage über das literarische Eigenthum ist eine von denen, welche seit Erfindung der Buchdruckerkunst die Gesetzgeber am wenigsten beschäftigt haben. Ist es gerecht, daß ein Schriftsteller und seine Nachkommenschaft für immer das ausschließliche Recht behalten, ausgezeichnete Werke herauszugeben, oder fällt dieses Recht nach einem gewissen Zeitraum dem Publikum anheim? Welches ist in diesem letzten Falle der Zeitpunkt, wo das Recht des Schriftstellers zur freien Verfügung über seine Werke aufhört?

Unter der Dynastie der Tudor war die Druckkunst königliches Monopol, unter dem Vorwand, daß der König im J. 1468 diese Kunst mit großen Kosten aus Haarlem nach England gebracht habe. Es ist indeß allgemein anerkannt, daß das erste in England gedruckte Werk, eine Abhandlung über das Schachspiel, zu Westminster im J. 1474 von Caxton herausgegeben wurde. Die Frage über das literarische Eigenthum konnte sich natürlicherweise nicht erheben, so lange die Druckerei noch in der Kindheit war, und erst im J. 1556 hörte man zum ersten Mal von dieser Art von Eigenthum. Die Erwähnung desselben findet sich in dem der Gesellschaft der Papierhändler, welche das ausschließliche Monopol der Druckerei erhielten, bewilligten Freibrief. Diese Kompagnie wurde dadurch die einzige Eigenthümerin oder Cessionarin der Rechte der Schriftsteller, und hielt ein Register, auf welchem der Name des Eigenthümers jedes Werkes, in dem Maße als das Eigenthum auf einen andern überging, verzeichnet war. Dieses von der Krone der Kompagnie der Papierhändler bewilligte Recht erleichterte der erstern die Mittel, eine unumschränkte Gewalt über die Presse durch das Ausnahmsgericht der Sternkammer auszuüben. Die Dekrete dieser Kammer zeigen übrigens, daß sie fortwährend die Rechte der Schriftsteller anerkannte, und so willkürlich sie sich auch in andern Beziehungen zeigte, so wurde doch die Billigkeit ihrer Rechtsansprüche in dieser Hinsicht nie angegriffen.

Diese Gesetzgebung wurde durch mehrere Erlasse des republikanischen Parlaments bestätigt, welche das Eigenthumsrecht der Schriftsteller auf ihre Werke anerkannten und schützten, und unter der Regierung Karls II erschienen mehrere Akten, welche jedermann verboten, Werke ohne Zustimmung der Eigenthümer zu drucken. Unter derselben Regierung wurden mehrere Prozesse über literarisches Eigenthum von den Gerichten entschieden, und stets das Eigenthumsrecht des Schriftstellers als aus dem gemeinen Rechte sich ergebend anerkannt. Endlich im J. 1716 wurde bei Gelegenheit des berühmten Prozesses Miller contra Taylor über das Thomsonsische Gedicht „die Jahrszeiten" durch ein besonderes Verdikt erklärt, „daß vor der Regierung Ihrer verstorbenen Majestät der Königin Anna es Herkommens gewesen sey, den Schriftstellern ihr immerwährendes Recht, ihre Werke zu drucken, abzukaufen, und dieses Recht um Geld wieder zu verkaufen, oder auch als Legat, Mitgift und Witthum wegzugeben."

So war also das Gesetz bis zur Regierung der Königin Anna, als die Buchhändler sich um den Schutz gegen den Nachdruck ans Parlament wandten. Im J. 1710 wurde eine Bill eingebracht, und die darauf gebaute Akte sprach sich dahin aus, daß ein Verfasser die Freiheit und das ausschließliche Recht habe, sein Werk während 21 Jahren und nicht weiter zu drucken, zu verkaufen u. s. w., wenn er aber nach Verlauf dieser Frist noch am Leben sey, so könne er einen zweiten Termin von 21 Jahren erhalten.

Seit dieser Zeit hat die Frage, ob das literarische Eigenthumsrecht aus dem gemeinen Recht herfließe, oder der genannten Parlamentsakte seinen Ursprung verdanke, die englischen Rechtsgelehrten mannichfach beschäftigt. Der berühmte Lord Mansfield erklärte sich mit allem Nachdruck für die erstere Meinung.

Wir wollen jetzt den Stand der Gesetzgebung in den Vereinigten Staaten damit vergleichen.

Blackstone sagt, und die Commentatoren und Richter in den Vereinigten Staaten geben zu, daß die Amerikaner Alles, was von dem gemeinen Rechte Englands zu ihrer Lage und ihren neuen Verhältnissen paßte, mit hinübernahmen. Bei der Erklärung der Rechte im J. 1774 durch den Provinzialkongreß ward erklärt, daß die Kolonien unter dem gemeinen Rechte Englands stünden. Aber das Statut der Königin Anna war

in den Kolonien niemals angenommen, und vor der Revolution konnte auch das literarische Eigenthumsrecht keine Sache von so großer Bedeutung seyn, um einen besondern gesetzlichen Schutz zu erfordern. Kaum war aber die Revolution vollendet, als diese Frage neuerdings die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber der neuen Republik auf sich zog. Im J. 1783 empfahl der Kongreß auf den Vorschlag Madisons den verschiedenen Staaten der Union, Gesetze zu entwerfen, um den Verfassern und Herausgebern neuer Werke das Eigenthum derselben auf eine bestimmte Zeit zu sichern. Das Eigenthumsrecht der Schriftsteller wurde also wie ein natürliches Recht betrachtet, das jedoch einen besondern gesetzlichen Schutz erfordere. Mehrere Staaten entwarfen Gesetze darüber, die seitdem in die allgemeine Gesetzgebung des Kongresses verschmolzen wurden. Unter diesen besondern Gesetzen sicherte das des Staats Massachusetts den Schriftstellern das ausschließliche Recht der Herausgabe ihrer Werke auf 21 Jahre.

Gegenwärtig beruht die amerikanische Gesetzgebung über das literarische Eigenthum auf drei Kongreßakten, die in den Jahren 1790, 1802 und 1831 erlassen wurden, und deren gemeinsamer Eingang besagt, daß diese Gesetze „zur Ermunterung der Wissenschaft, um das Eigenthum von geographischen und Seekarten, so wie von Büchern, den Verfassern und Eigenthümern besagter Werke für die darin bestimmte Zeitdauer zu sichern."

Durch die Akte von 1790 wurde das ausschließliche Recht, ein Buch herauszugeben und zu verkaufen, dem Verfasser oder dessen Delegaten für die Dauer von 14 Jahren gesichert, von dem Tage an, wo der Titel des Buchs bei dem Gerichte des Distrikts, in dem der Verfasser wohnt, niedergelegt wurde, und wenn nach Ablauf dieser Zeit der Verfasser noch am Leben ist, so dauert das ausschließliche Recht noch weitere 14 Jahre fort. Um dieses Vorrechts theilhaftig zu werden, muß der Verfasser oder Eigenthümer des Werkes eine gedruckte Abschrift des Titels bei Gericht niederlegen, und binnen zwei Monaten solche vier Wochen nach einander einmal in ein öffentliches Blatt der Union einrücken lassen. Endlich muß binnen sechs Monaten ein Exemplar beim Staatssekretär niedergelegt, und in dessen Bureaus aufbewahrt werden.

Die Akte von 1802 ist nur eine nähere Erklärung der von 1790, in der Akte von 1831 aber ist die Periode von 14 Jahren auf 28 Jahre ausgedehnt, mit einer weitern Verlängerung auf noch 14 Jahre, wenn nach Verfluß der ersten Periode der Verfasser noch am Leben ist.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Die moralische Erschütterung und die physische Anstrengung meiner Kräfte zogen mir eine heftige und gefährliche Krankheit zu; am andern Tage war ich bereits ohne Bewußtseyn. Als ich nach langer Zeit endlich wieder zu mir kam, saß der alte vertraute Diener Swietowidows an meinem Bette und betrachtete mich aufmerksam. Ich begrüßte ihn mit den Augen, denn sprechen konnte ich nicht, auch legte der Diener den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß mir alles Sprechen verboten sey. Nach einigen Minuten hörte ich ein Geräusch im Vorzimmer, der Diener blickte zur Thüre hinaus, und sagte dann zu mir: „Der Doktor!"

Ich kann den Eindruck nicht beschreiben, den der Anblick dieses Mannes auf mich machte; ich betrachtete ihn halb mit Schrecken, halb mit Ehrfurcht und Erstaunen: es war ein hochgewachsener Greis mit einer stolzen Gestalt und aufrechtem Haupte. Sein Gesicht war ungewöhnlich bleich, halb durchsichtig, wie Alabaster, und mit Runzeln bedeckt. Zur Seite seiner langen römischen Nase glänzten schwarze Augen wie Sterne unter den grauen Brauen hervor; über seine Schläfe hingen dichte, schneeweiße Locken herab. Zwei Reihen gesunder weißer Zähne glänzten wie Perlen. Er betrachtete mich zehn Minuten lang schweigend, dann trat er näher, und fühlte mir fünf Minuten lang den Puls. Endlich legte er mir die Hand aufs Herz, und sagte nach einiger Zeit: „Ich wünsche Glück! Ihr Körper hat der Zerstörung widerstanden. Das Leben bleibt in Ihnen, und Sie werden bald gesund werden." Ich wollte ihm danken, aber er verbot mir zu sprechen, machte noch einige medizinische Anordnungen, und entfernte sich wieder. Ich erfuhr später, daß dieser Arzt sich Vitalis nenne, unter dem Namen des wahnsinnigen Doktors bekannt, und auf eine meinen Umgebungen unbekannte Weise bei meinem Krankenlager erschienen sey, weil mehrere andere Aerzte sich nicht an meine Heilung hätten wagen wollen. Ich besuchte ihn, der für seine Mühe keine Belohnung genommen, mehreremal in seinem Hause, das ich mit physikalischen Instrumenten und chemischen Apparaten angefüllt fand. Viele behaupteten, er sey mehrere hundert Jahre alt, verstehe Gold zu machen und Lebenselixir zu bereiten. Seine Sonderbarkeiten machten ihn zum Gegenstand des Spottes, indeß that er viel Gutes, und nahm nur von einigen Reichen Geld, um auch dieß wieder an Arme auszutheilen.

Nur langsam gewann ich indeß meine Kräfte wieder, und es dauerte geraume Zeit, bis ich meine Arbeit in der Kanzlei von neuem antreten konnte, und leider gewährte sie mir wenig Freude. Mühselig und einförmig ist das Leben eines armen Beamten, der gewissenhaft seine Pflicht erfüllt. Vom Morgen bis in die späte Nacht war ich mit Arbeit überladen, doch das Wohlwollen meines Vorstands Stambulow, der mich mit seinem Zutrauen beehrte, entschädigte mich. Der Sekretär Satanenko, dessen Gehülfe ich war, benahm sich sehr artig und selbst freundschaftlich gegen mich. Indeß quälte mich die Entfernung von Sophien und die Ungewißheit über das Schicksal der Fürstin, von der ich bloß wußte, daß sie ihr Gut Rjäbino bezogen habe, und fortwährend bewohne. Nichts konnte mich aus meinem Trübsinn reißen, und selbst die Verleihung zweier Rangsstufen für Auszeichnung im Dienste machten mir nur wenig Freude. Selbst mein Briefwechsel mit Sophien gewährte mir wenig Trost, und vermehrte im Grunde nur meinen Unmuth. Hiezu kam noch ein Dienstgeschäft, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich lenkte, mich aus der Schaar der Beamten

heraus hob, mir einige Freunde und viele Feinde, wenig Freude und viel Kummer machte.

Eines Tags ließ mich Stambulow in sein Kabinet rufen, und trug mir die Ausarbeitung eines wichtigen Erbschaftsprozesses auf, bei dem es sich um einige Millionen handelte. Der eine der Prozeßführenden war ein sehr reicher Mann, der andere beinahe zur Dürftigkeit herabgesunken. Satanenko, der die Akten unter sich hatte, begünstigte auffallend den letztern, und Stambulow, der seine Leute kannte, war eben deßhalb mißtrauisch und trug mir die Durchsicht der Akten und die endliche Abfassung des Urtheils auf. Als ich in Auftrag Stambulows die Akten von Satanenko abholte, machte dieser eine so sauersüße Miene, überhäufte mich so sehr mit Schmeicheleien, und suchte so sehr mich zum Mitleiden gegen den armen Kläger zu stimmen, der von dem Reichen übervortheilt werde, daß ich nicht wußte, was ich denken sollte. Je mehr ich indeß mich in die voluminösen Akten des schon seit Jahren andauernden Prozesses einstudirte, desto mehr überzeugte ich mich, daß der reiche Beklagte Recht habe. Als ich Stambulow meine Ansicht mittheilte, sagte dieser lachend: „ich habe die Ursache aufgefunden, weßhalb Satanenko so sehr für den armen Kläger ist: er hat dem Reichen einen günstigen Spruch anbieten lassen gegen angemessene Belohnung, dieser aber, auf sein Recht pochend, hat das Anerbieten zurückgewiesen, der arme Kläger dagegen hat dem Satanenko einen Wechsel von 50,000 Rubel ausgestellt, der nach gewonnenem Prozesse zahlbar ist.“ Nach einem Monat kam der Prozeß zum Vortrag, und wurde nach heftigem Streit zum Vortheil des reichen Beklagten entschieden. Nun brach der Sturm über mich los. Satanenko, dem die 50,000 Rubel entgingen, wurde wüthend, und da er mir nicht offen zu Leib konnte, verleumdete er und seine Freunde mich dermaßen, daß man mit Fingern auf mich wies, und mich fast ins Gesicht beschuldigte, ich hätte das Recht verkauft. Vergebens tröstete mich Stambulow, ich verfiel in einen dumpfen Trübsinn, der vollends bis zum Unerträglichen gesteigert wurde, als Sophie, die mein Unglück erfahren, und mich darum nur desto lieber gewonnen hatte, mir schrieb, sie finde es um ihrer Ruhe willen nöthig, unsern Briefwechsel gänzlich aufzugeben.

Als ich eines Abends spät in der finstersten Stimmung auf meinem Zimmer saß, und mit Gedanken von Selbstmord umging, öffnete sich mit Einemmal meine Thüre, und herein trat eine Frau in Trauer. Nicht wenig verwundert über den Besuch einer unbekannten Dame zu dieser Stunde, starrte ich ihr ins Gesicht, und mir schien es, als hätte ich sie schon einmal gesehen, ich konnte mich jedoch durchaus nicht mehr erinnern, wann und wo. Sie war in mittlern Jahren, und ihr Gesicht trug noch manche Spuren ehemaliger Schönheit. „Sie kennen mich nicht, Wenjamin Petrowitsch?“ fragte sie. — „Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich kann mich nicht entsinnen.“ — „Ich bin die wirkliche Staatsräthin Tumanina; Sie sahen mich, als ich noch bloß die Haushälterin meines jetzigen Mannes war.“ — „Wie, Sie sind es? Sie reichten mir zuerst Hülfe, Sie erschienen mir zuerst wie ein Engel und versöhnten mich mit der Menschheit. Sie waren meine erste Wohlthäterin!“ — Ich küßte ihr lebhaft die Hand. Der Ausdruck meiner Dankbarkeit rührte sie, sie drückte meine Hand und sagte: „Ich freue mich sehr, daß ich mich nicht in Ihnen täuschte, und der Verleumdung keinen Glauben schenkte. Ich bin gekommen, um Ihre Hülfe anzusprechen, nicht für mich, sondern für Personen, die Ihnen viel werther sind, und die mein Mann zu Grunde richten will. Er lebt noch, der Heuchler, die Trauer, die ich trage, ist um meinen Stiefsohn, den Gemahl Ihrer Verwandtin, Sophia Paulowna.“ — „Er ist todt!“ rief ich mich vergessend und unfähig, meine innere Bewegung zu verbergen. „Ja, mein Herr, Sophia ist jetzt frei, aber ich bin noch in Ketten, ich lebe noch in der dumpfen Atmosphäre, die mir unerträglicher ist, als Gefangenschaft. Das Leben mit einem elenden Heuchler ist eine Hölle. Doch zur Sache: mein Mann sinnt auf das Verderben der Fürstin Olga Alexandrowna; der Bösewicht will ihr ihr Vermögen entreißen, den Fürsten von seiner Frau trennen, und mit seiner Nichte verheirathen. Alles dieß erfuhr ich aus einem Briefe meines Mannes an seinen verstorbenen Sohn, der mir zufälligerweise in die Hände fiel. Er und der Fürst sind gestern nach Moskau gegangen, und wollen von da insgeheim in das Dorf der Fürstin.

„Mein Mann hat diese mit Spionen umgeben, und erfahren, daß ein Mann sich in ihrem Hause befindet, der sich vor jedermann, die Fürstin und eine ihrer Vertrauten ausgenommen, verbirgt. Man glaubt, dieß sey der Liebhaber der Fürstin, will sich seiner bemächtigen, und dadurch die Fürstin zwingen, allen ihren Rechten zu entsagen. Reisen Sie schnell, um ihre Wohlthäterin noch zu warnen und zu schützen. Sie sind jetzt in einer Stellung, wo sie persönlich wirken können. Auch ich habe der Fürstin Verpflichtungen. Sie hat mir viel Gutes gethan, als ich noch ihre . . . . Wäscherin war. Möge Gott Ihnen beistehen, die Unglückliche zu retten.“

Tumanina verabschiedete sich von mir freundlich, wie von einem alten Bekannten, und ließ mich in lebhafter Bewegung zurück. Einige Augenblicke schwankte ich, endlich aber siegte die Pflicht der Dankbarkeit über den Egoismus, und ich schämte mich meiner Kleinmüthigkeit. Am folgenden Morgen suchte ich bei Stambulow um Urlaub nach, der mir auch ohne Umstände gewährt wurde. Er war eben krank, und nahm so herzlich von mir Abschied, wie von einem Sohne. Er bat mich, bald möglichst zurückzukehren, da er dem Rathe der Aerzte zufolge sechs Wochen lang alle Arbeit aussetzen, und sich zur Herstellung seiner Gesundheit aufs Land begeben müsse. Noch an demselben Abend war ich auf dem Wege nach Moskau.

Der Zufall brachte mich mit Einemmal auf die Spur des Fürsten, indem mir sein freier Kammerdiener aufstieß. Tumanin hatte den Fürsten bewogen, denselben zu entlassen, da er auf dem Wege bemerkt hatte, daß der Fürst den Kammerdiener vertraulich behandle und auf seinen Rath höre. Dieser Kammerdiener erzählte mir, Tumanin wolle einige Tage in Moskau bleiben, um den Fürsten mit seiner Nichte bekannt zu machen, die er zu dem Ende aus dem Dorfe herberufen hatte. Ich benutzte die Gelegenheit, um einige Stunden auszuruhen, und wenigstens den Kreml, dieses alte Kapitol der russischen

Digitized by Google

Zaare zu sehen. Als ich die alten Thürme, die gezahnten Mauern, die hohen Kirchen sah, welche Zeugen gewesen von dem wechselnden Geschicken des russischen Volkes, verfiel ich in Träumereien, aus denen mich plötzlich die Nennung meines Namens aufschreckte. Ich glaubte im Augenblicke auf meine Feinde gestoßen zu seyn, allein plötzlich stand Swietowidow vor mir mit offenen Armen.

„Ich weiß Alles," sagte er, „und wünsche Dir Glück zu dem Haß einer dummen Menge. In meinen Augen ist dieß die beste Empfehlung. Wärst Du so, wie Dich deine Feinde schildern, so hättest Du Dir den guten Schein vor der Welt erhalten. Es gibt noch Leute, die Dich verstehen und schätzen. Ich habe Briefe aus Petersburg erhalten. Aber was macht die Fürstin und Sophia Paulowna? Ich bin gestern erst vom Kaukasus angekommen, und habe noch niemand gesehen und gesprochen. Komm zu mir, ich wohne nur drei Schritte von da!"

Ich erzählte von der Fürstin Alles, was mir Tumanina gesagt, und setzte hinzu, daß ich heute noch abreisen wolle, um dem Fürsten und seinem Mentor zuvorzukommen. Während meiner raschen Erzählung wechselte Swietowidow wiederholt die Farbe, und seine Hand zitterte in der meinigen. Als ich geendet, hielt er an, blickte mir scharf ins Gesicht, und sagte: „Dieß Geheimniß ist für mich wichtiger als für den Fürsten, wir gehen mit einander. In fünf Minuten bin ich fertig. Ich will nur Waffen und meine Brieftasche mitnehmen." Er befahl seinem Diener, ihn in Moskau zu erwarten, ging mit mir auf die Post, und nach einer Stunde fuhren wir mit einem schlechten Dreigespann auf der Straße nach Wladimir fort.

(Fortsetzung folgt.)

British Literary Guardian Soci.

Eine diesen Namen tragende Gesellschaft in England hat einen Prospektus bekannt gemacht, worin vorgeschlagen wird, 200,000 Pfd. St. in 10,000 Aktien zu 20 Pfd. jede zusammenzubringen, um Schriftsteller von den Verlegern minder abhängig zu machen, und ihnen einen größern Antheil an dem aus ihren Werken zu machenden Gewinn zu sichern. Die Literary Gazette, welche die Anzeige davon enthält, meint, man möchte wohl schwerlich, auch bei guter Leitung, mit den Mitteln und der Erfahrung der Buchhändlergenossenschaft sich in einen glückversprechenden Kampf einlassen können.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Siebenzehnter Brief.

(Schluß.)

Im März 1832 rüstete die Regierung zu Algier eine neue Expedition gegen Bona aus, deren Duodeznatur ihrer Beurtheilung eben so wenig Ehre machte als die letzte. Zum Glück wählte sie geschickte und muthige Leute zu Anführern, und so wurde Bona wirklich ohne Blutvergießen eingenommen. Diesen glücklichen Erfolg schrieb man hauptsächlich dem Kapitän d'Armandy von der Artillerie, dem Marine-Lieutenant Fréart und einem Renegaten Namens Jussuf, oder Joseph, zu, damals Kapitän der Jäger von Algier, dessen Geschichte sehr romantisch ist. Europäer von Geburt, lebte er von seinen Knabenjahren an bis zum Mannesalter in Tunis, und begab sich nach der Einnahme von Algier dorthin, wo er Dienste unter den Franzosen nahm und sich bald durch seine Tapferkeit auszeichnete. General Clauzel stellte ihn bei seinem Stab an, und der Herzog von Rovigo theilte ihn später der abenteuerlichen Expedition nach Bona zu, dessen Citadelle von den bereits erwähnten türkischen Soldaten besetzt war, die mit entschlossenem Widerstand drohten. Hier vollbrachte Joseph eine That, die, wenn die Erzähler anders nicht ihren Bericht allzu sehr ausschmückten, vielleicht nur in den Annalen des alten Griechenlands oder der Ritterzeit ihres Gleichen findet. Er klimmte den Wall der Citadelle ganz allein hinan, warf sich mitten unter die achtzig Türken, harangirte sie in ihrer ihm wohlbekannten Muttersprache, und vermochte sie zu den Franzosen überzutreten und ihn (Jussuf) zu ihrem Anführer zu wählen.

Er bekleidete diese Würde jedoch noch nicht lange, als er entdeckte, daß die Türken eine Verschwörung angesponnen hatten, ihn nebst allen Franzosen in der Citadelle zu ermorden. Er begab sich sogleich zu Kapitän d'Armandy, warnte ihn und sagte, daß er kein anderes Mittel kenne die Gefahr abzuwenden, als daß er (Jussuf) mit allen seinen Türken aus der Citadelle marschire. „Aber, entgegnete der Kapitän, die Türken werden Sie ermorden." — „Ich werde umkommen, war die Antwort, ich sehe es voraus, aber wenigstens werden Sie gerettet, und die französischen Farben werden noch ferner über Bona flattern." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er sich auch schon an die Spitze seiner Türken stellte, ausmarschirte und die Thore hinter sich schließen ließ. Als man am Fuß des Berges angekommen war, kommandirte Jussuf Halt, und sagte zu seinen Truppen: „Ich weiß wohl, daß Verräther unter euch sind, die sich verschworen haben mich umzubringen, und daß die heutige Nacht zu Ausführung des niederträchtigen Vorhabens bestimmt war; ich kenne die Schuldigsten unter euch, und nun mögen sie vortreten und es wagen die Hand gegen ihren Befehlshaber zu erheben." Hierauf wendete er sich gegen einen der Türken, sagte: „Du bist einer der Schuldigen!" und schoß ihn auf der Stelle nieder. Dieses entschlossene Benehmen schüchterte die Verschwornen ein, sie fielen auf die Kniee und schwuren ihm aufs neue Treue, die sie seitdem auch nicht mehr verletzt haben.

Joseph ward, wahrscheinlich um das Jahr 1807, auf der Insel Elba geboren. Er erinnert sich im Jahre 1814 von Napoleon bemerkt und von ihm geliebkost worden zu seyn. Er ist ein schöner Mann mit einem sehr verständigen Gesicht, und muß ein höchst interessanter Knabe gewesen seyn. Seine Eltern hat er nicht gekannt; im einem Alter von 7 oder 8 Jahren sollte er nach Florenz auf eine Schule geschickt werden, allein das Schiff, auf dem er die Ueberfahrt machte, fiel einem marokkanischen Korsaren in die Hände, der unsern jungen Helden nach Tunis brachte, wo er Eigenthum des Beys wurde, der ihn zum Moslem machen und in seinem Palast erziehen ließ. Jussuf machte schnelle Fortschritte in der türkischen, spanischen und arabischen Sprache, und ward ein vollkommener Kriegsmann, der den Bey auf mehreren Zügen begleitete, um die Steuern einzutreiben, welche von den geliebten Unterthanen dieses Despoten mit der Schärfe des Schwerdts erpreßt werden. Zum Mann herangereift, gewann er das Herz einer der Töchter des Beys, wurde aber unglücklicherweise bei einer seiner Zusammenkünfte mit der Geliebten von einem der Eunuchen des Palastes überrascht, den er niederstieß und sich schnell aus dem Staube machte. Der französische Konsul beförderte seine Flucht nach Algier, wo er gute Aufnahme fand, und den Franzosen, wie wir gesehen haben, nützliche Dienste leistete.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 193.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Julius 1836.

Einfluſs des Sklavenwesens in den V. St. auf die freien Arbeiter.

(Nach Abdy.)

In Virginien, wie überhaupt in allen Sklavenstaaten herrscht ein aristokratischer Druck in einer Weise, wie man ihn wahrhaftig in Amerika nicht zu finden erwarten sollte. Die Sklaveneigenthümer machen die Geseße; sie sind die Reichen und werden am meisten in die Legislatur gewählt, und wenn dieß natürliche Hülfsmittel nicht ausreicht, muß ein künstliches nachhelfen, wie in Südkarolina, wo gesetzlich niemand in die Legislatur gewählt werden kann, wer nicht 500 Akres Land und zehn Sklaven besitzt. Somit ist auch die Justiz mit ihrem Zwang, ihrer Sophisterei und ihren Chikanen auf Seite derer, welche die Richterbank besetzen, und diese sind wieder hauptsächlich die großen Sklaveneigenthümer. Diese stolzen Herren des Bodens verkaufen kein Stück Land an die minder vermöglichen Klassen, die vielleicht ein wenig Geld zusammengebracht haben: diese leztern verlassen darum das Land, und die erstern erweitern ihre Besitzungen und ihre Sklavenschaaren, bis die Güter endlich nach kurzer Zeit in die Hände reicher Kaufleute fallen, oder unter den Kindern fortwährend getheilt werden, bis nichts mehr übrig bleibt. Der fleißige Arbeiter blickt seufzend nach Norden, wo er seines Gleichen zu höherem Rang emporsteigen, und deren Arbeit durch Wohlstand und errungene Achtung belohnt sieht. Er vergleicht seinen erniedrigten Zustand mit dem Lohne, der dem nördlichen Arbeiter zu Theil wird, und verflucht die Institutionen seines Geburtslandes. So vorherrschend ist dieß Gefühl unter den arbeitenden Klassen, welche in dem Sklavensystem und seinen Folgen die Ursache all ihres Unglücks erblicken, daß wenn nicht ein Abfluß nach den westlichen Wildnissen offen stünde, das Uebel sich selbst heilen, und ein Ausbruch erfolgen würde.

Ein Umstand drückt namentlich schwer auf diese Klasse. Da Pächter, Gastwirthe u. dgl. es vortheilhafter finden, Sklaven zu miethen, als zu kaufen, so kaufen Kapitalisten, indem sie ihre Spekulationen dem veränderten Stand der Dinge anpassen, Schaaren von Sklaven auf, um sie zu vermiethen, und da mechanische Fertigkeit sehr hoch bezahlt wird, so lassen sie ihre Sklaven ein Handwerk lernen. Dadurch wird aber eine gleiche Anzahl Weißer außer Arbeit gesetzt, und diese leiden doppelt, eines Theils durch eine Konkurrenz, gegen welche sie nicht aufkommen können, und zweitens durch die Schmach, welche das Vorurtheil an alle durch Sklaven betriebene Beschäftigungen knüpft. Ein Mann, der von Neuengland nach dem Süden gegangen war, gewann täglich fünf Dollars, wurde aber vertrieben durch den Spott und Hohn derjenigen, denen es zuwider war, daß ein Weißer eine Beschäftigung betreiben solle, die sie für erniedrigend hielten. Der hohe Arbeitslohn konnte ihn nicht bewegen zu bleiben. Irgend jemand muß nun doch diese Arbeiten verrichten: wer verrichtet sie nun? und wie wird sie bezahlt? Das ist eine höchst wichtige Frage, deren Beantwortung den jetzigen Zustand und das künftige Geschick der südlichen Staaten in sich schließt. Das System der Ausschließung und Erniedrigung der untern Klassen nimmt nicht nur in Virginien, sondern in allen Staaten, wo der Gewinn der Zwangsarbeit fällt, mit reißender Schnelligkeit zu, und über die Folgen kann man unmöglich die Augen schließen. In Virginien besteht das Gesetz, daß ein freier Schwarzer das Land verlassen muß, aber binnen wenigen Jahren gingen in der Legislatur nicht weniger als fünf Akte durch, durch welche das Bleiben im Lande den freien Schwarzen erleichtert wurde. Dieß ist nicht Menschlichkeit, sondern das gefühlte Bedürfniß ihrer Dienste.

Die Verlegenheit muß in der That groß seyn, wenn man in einem Lande, wie Amerika, an einen der Auswanderung aufgelegten Zwang auch nur denken kann. Der Gouverneur von Südkarolina drückte sich im J. 1829 in seiner Botschaft an die Legislatur folgendermaßen aus: „Das Wachsthum der Bevölkerung war, wegen der zahlreichen Auswanderungen, nur beschränkt. Nichts hemmt mehr die Fortschritte unseres Landes, als diese Wanderungslust unseres Volks. Natürlich wünschen die neuen Staaten ihre Bevölkerung und dadurch ihren politischen Einfluß in der Union zu vermehren. Zu den Mitteln, um diesen Zweck zu erreichen, gehört auch die unentgeldliche Vertheilung öffentlicher Ländereien an Einwanderer. In wie weit es politisch seyn mag, Gegenmaßregeln zu treffen, mö-

gen Sie bestimmen. Das Recht die Auswanderung zu beschränken, ist ein ursprünglicher Grundsatz in einem politischen Körper. Ohne gerade auf einem Verbot der Emigration zu bestehen, werden Sie erwägen, in wie weit es ihre Pflicht ist, das Zurückbleiben auf dem heimischen Boden zum Interesse des Bürgers zu machen." Man ist auf manche Mittel verfallen, die weiße Bevölkerung der Sklavenstaaten zu erhalten oder zu vermehren; Virginien verkaufte, wie man Hrn. Abdy erzählte, seine noch unangebauten Ländereien zu zwei Dollars das Hundert Akres; in Tennessee erhält ein Mann, dessen Frau Drillinge geboren hat, 200 Akres für jedes Kind, aber umsonst; Alles will nichts helfen. Wer bleibt da, wo Arbeit eine Schande ist?

Man kann es als allgemeine Regel annehmen, daß Sklavenarbeit und freie Arbeit nicht neben einander bestehen können. Jede wird streben, die andere zu verdrängen, und der Sieg der einen über die andere wird durch den höheren Gewinn, den die eine dem Kapital bietet, entschieden werden. Man könnte auf den ersten Anblick glauben, das System die Sklaven zu vermiethen, würde der Emancipation eine unübersteigliche Schranke entgegensetzen: es ist indeß gar nicht unwahrscheinlich, daß der Erfolg ein ganz entgegengesetzter seyn könnte. In dem Maße, als der jetzt schon sehr starke Sklavenhandel sich ausdehnt, und die Unsicherheit dieser Art von Eigenthum wächst, wird der Sklaveneigenthümer seinen Gewinn vermindert sehen; er wird lieber das ganze Kapital von dem Sklaven, als ein ungewisses Interesse von deren Entleiher nehmen wollen; er wird in der vermehrten Anstrengung des Sklaven, der sich frei kaufen will,*) einen Ersatz für seine Auslagen finden, das Gesetz wegen der Verbannung kann umgangen werden, und die Freiheit wird am Ende durch eben die Mittel befördert werden, durch welche man sie zu fesseln gedachte. Sind diese Ansichten gegründet, so sind die Folgen einleuchtend: die Weißen werden allmählich das Uebergewicht der Zahl, des Reichthums und Einflusses verlieren, und das ganze Land südlich vom Potomak das gelobte Land derjenigen werden, die jetzt unter mehr als ägyptischer Knechtschaft leben; augenblickliche Emancipation würde dieß nur beschleunigen. Ueberhaupt ist die Sache ganz einfach: der Luxus zerstört die höhern Klassen, und der Fleiß hebt die unteren; so geht es allenthalben, man merkt nur in andern Ländern weniger darauf, weil dort beide von gleichem Stamm und gleicher Farbe sind.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Swietowidow war schwermüthig und schweigsam auf der Reise. Auf der letzten Station sagte er zu mir: „Es mag nun seyn, wie es wolle, ich muß sie mit allen von mir abhängenden Mitteln, mit Waffen und Gesetzen, vertheidigen, überzeuge ich mich aber, daß sie einen andern liebt, dann fahre wohl, Leben, — das ist schlimmer als der Tod, ich kann nicht ohne Schrecken daran denken!"

Wir hielten in dem eine halbe Werst vom Schlosse entfernten Dorfe, schickten ein Billet an Dunjascha, und ich ging ihr dann entgegen. Sie ging nicht, sie flog auf mich zu, und hing, ohne ein Wort zu sprechen, an meinem Halse. Meine unerwartete Ankunft erschreckte sie sehr, und sie ahnte, daß ich ihr etwas für die Fürstin Unangenehmes mitzutheilen hätte. Als ich ihr die Ursache meiner Ankunft erzählte, gerieth sie in Schrecken und fing an zu weinen. Meine Bemühungen, sie zu trösten, waren umsonst, und als ich ihr die Anwesenheit Swietowidows mittheilte, wurde sie nur noch unruhiger.

„Er ist's, dein Wohlthäter ist's, der sich bei uns verbirgt. Kannst Du glauben, daß die Fürstin einen andern verbirgt, aber ihm wäre es unangenehm, wenn er erführe, daß Alexander Sergejewitsch hier ist."

„Wie kann er aber die Fürstin in solche Unannehmlichkeiten versetzen," entgegnete ich unwillig. „Solche Dinge können auch einen andern als den Fürsten um den Verstand bringen. Doch wir sind nicht hier, um Erläuterungen und Vorwürfe anzubringen. — Eile zur Fürstin, bereite sie auf die unangenehme Botschaft vor. Noch ist's Zeit, ihn zu entfernen; wenn er einwilligt, so bringen wir ihn fort."

„Unmöglich!" erwiderte Dunjascha: „er ist krank."

„Krank! Nun ist das Unglück voll! Aber dann muß man ihn wenigstens verbergen, daß niemand . . . ."

„Er ist wohl verborgen . . . . Aber ich muß zur Fürstin. Warte Nachrichten von mir ab, ohne Zweifel will sie Dich sehen."

„Nicht auch Swietowidow?"

„Ich zweifle. Sie müßte dazu Deinen Wohlthäter hintergehen, und dieß thut sie nicht." Dunjascha eilte ins Herrschafthaus zurück, und nach einer halben Stunde erschien der Kammerdiener der Fürstin mit ihrem Wagen und einer Einladung an uns beide.

Die Fürstin hatte sich, wie es schien, auf unsern Empfang vorbereitet, und wollte ruhig scheinen, aber durch ihr Lächeln hindurch war ihr Kummer ersichtlich, und unwillkürlich rollten die Thränen über ihre Wangen herab. „Ich will keine Worte verlieren, um Ihnen meinen Dank zu bezeugen," sagte sie, und drückte meine Hand. „Sie haben mir Ihre Freundschaft bereits bewiesen, und ich habe nie daran gezweifelt." Zu Swietowidow gewandt setzte sie hinzu: „ich erfülle meine Pflicht, und bin darum ruhig, aber meine Lage ist so, daß ich mich jetzt offen meinem Mann widersetzen muß. . . . Ich kann ihn nicht in meinem Hause schalten lassen, und bitte Sie, meine Freunde mich zu schützen." Ich bemerkte eine große Veränderung im Gesicht der Fürstin: noch war sie schön wie früher, aber eine ungewöhnliche Blässe und Niedergeschlagenheit zeugten von langen innern Leiden. Wir blieben etwa eine Stunde in trüber Stimmung beisammen, dann entschuldigte sich die Fürstin mit ihrer Schwäche und entließ uns.

---

*) Es ist in den meisten, wo nicht in allen Sklavenstaaten verboten, daß ein Sklave seine Arbeit selbst vermiethen darf, allein kein Gesetz ist stark genug, das zu hindern, was dem Interesse der beiden Kontrahenten, des Sklaven und seines Herrn, angemessen ist. Das Verbot selbst ist indeß merkwürdig, indem es zeigt, mit welchen Mitteln man ein System zu halten sucht, das von allen Seiten den Einsturz droht.

„Nein! sie kann nicht schuldig seyn!" rief Swietowidow, als wir allein waren. „Sie ist nur unglücklich; ich will ihr Geheimniß nicht wissen, und glaube ihrem Blick. In diesem malt sich ihre reine Seele. Wenn sie jemand bei sich verbirgt, so ist es ein Unglücklicher, von der Welt verfolgter und unschuldiger, oder wenigstens reuevoller Mensch. Man müßte ein Bösewicht seyn, um sie einer Unehre zu beschuldigen!" da ich nicht mehr wußte, als Swietowidow vermuthete, so schwieg ich.

Nach einiger Zeit wurden wir zum Thee gerufen. Die Fürstin bemühte sich die artige Wirthin zu machen, konnte jedoch ihren Kummer nicht bezwingen, der sich auch uns mittheilte und unsere Lage peinlich machte. Als wir eine Tasse Thee getrunken hatten, waren wir schon im Begriff, unter dem Vorwand der Müdigkeit uns zu entfernen, als man plötzlich ein Geräusch von Equipagen vom Hofe her vernahm. An der Treppe hielt eine Kalesche und hinter ihr zwei Wagen. Aus der Kalesche stiegen der Fürst und Tumanin. In den beiden Wagen befanden sich acht Personen, alle mit Säbeln, Pistolen und Flinten bewaffnet. Auf einen Befehl des Fürsten stellten sich drei an der Treppe auf, und die fünf Uebrigen eilten nach der Hinterthüre des Hauses. Anfangs erröthete die Fürstin, dann erbleichte sie und stützte sich auf die Schultern Swietowidows. Jeden Augenblick fürchteten wir, sie werde in Ohnmacht sinken, aber sie raffte sich wieder zusammen, kehrte zum Theetisch zurück, setzte sich auf den Sopha und bat uns, unsere Sitze wieder einzunehmen. So traf uns der Fürst, als er ins Zimmer trat; wir standen auf, die Fürstin rührte sich jedoch nicht vom Platze.

„Ich erwartete nicht, Dich hier zu finden," sagte der Fürst zu Swietowidow.

„Ich aber erwartete Dich hier," entgegnete Swietowidow mit verstellter Kaltblütigkeit.

„Du spaßest."

„Ich bin gar nicht gesonnen, mit Dir zu spaßen," sagte Swietowidow;" Herr Tschuchin wird Dir dasselbe sagen, daß wir ausdrücklich hieher gekommen sind, weil wir erfuhren, daß Dich dein böser Geist hieher führen werde." Swietowidow wies auf Tumanin, der in diesem Augenblick unter die Thüre trat und die Fürstin mit einer tiefen Verbeugung begrüßte.

„Und Du, warum bist Du hier, mein entlassener Herr Lehrer?" fragte der Fürst mich in grobem Tone.

In meinem Leben hatte ich nur Einmal mit ihm gesprochen, als ich in seinem Hause als Lehrer angestellt wurde. Diese zweite Unterredung, die in einem solchen Tone anfing, machte mich anfangs betreten, bald aber faßte ich mich, und im Gefühl meines erworbenen Rangs, und wohl erkennend, daß von meinem ersten Auftreten vielleicht der Ausgang der ganzen Sache abhängt, entgegnete ich stolz: „Ich bin nicht zu Ihnen gekommen, Fürst, und habe nicht nöthig, Ihnen von meinem Benehmen Rechenschaft zu geben, weil ich nicht mehr der Lehrer Ihrer Kinder, sondern der Sekretär des Geheimen Raths Stambulow bin."

„Dann würden Sie besser thun, in Ihrer Kanzlei zu sitzen, und sich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen . . . Gnädige Frau," fuhr er zur Fürstin gewandt fort, „da ich die gesetzlichen Rechte über meine Gattin noch nicht verloren habe, so bitte ich Sie ergebenst, mir zu einer Unterredung in ein anderes Zimmer zu folgen. Fremde Personen dürfen nicht Zeuge häuslicher Angelegenheiten seyn."

„Entschuldigen Sie, Fürst," antwortete die Fürstin kaltblütig: „Sie haben alle Rechte über mich verloren, da Sie mir meine Kinder nahmen, und einen schimpflichen Verdacht auf mich warfen. Hätten Sie ein Herz, so wüßten Sie, was es heißt, einer Mutter ihre Kinder zu entreißen! . . . Und Sie wagen noch, von Ihren Rechten zu sprechen! Ich, mein Herr, bin hier zu Hause, und wenn Sie nicht als Gast bei mir seyn wollen, so bitte ich Sie, mich in Ruhe zu lassen. Wir haben nichts mehr mit einander gemein, als meine Kinder, und diese haben Sie mir entrissen." Hier stieg der Fürstin die Röthe ins Gesicht, denn bei dem Gedanken an ihre Kinder konnte sie ihre sonstige Ruhe nicht behaupten.

„Entschuldigen Sie, Fürstin," erwiderte er höhnisch, aber wir haben noch etwas mit einander gemein, nämlich meine Ehre und meine Familie. So lange Sie sich die Fürstin Olgerbowa nennen, können Sie nicht thun, was Ihnen beliebt, sondern Sie müssen sich auf eine Art benehmen, daß ich in der Welt keine Vorwürfe über meine Schwäche hören muß."

„Sie wagen es, so von mir zu sprechen!" sagte die Fürstin aufstehend, und mit Thränen in den Augen. Ihre Brust hob sich heftig. Swietowidow trat zum Fürsten, faßte ihn kräftig bei der Hand, und sagte halblaut: „Höre, Fürst, trotz diesem Heuchler da und deinem Haufen von Bengeln, spalte ich Dir den Kopf, wenn Du fortfährst, diesen Engel zu beleidigen."

„Mit welchem Recht, mein Herr, mischen Sie sich ein! rief der Fürst drei Schritte von Swietowidow zurückspringend. „Wir wollen nachher mit einander unsere Sache abmachen, jetzt aber bitte ich, sich nicht in meine Sachen zu mengen."

„Ich menge mich in die Sache der Fürstin, nicht in die Ihrigen," sagte Swietowidow kaltblütig, „es ist die Pflicht eines rechtlichen Mannes, sich einer bedrängten Frau anzunehmen."

„Unglaubliche Keckheit!" rief der Fürst mit über der Brust gefalteten Händen und starrte Swietowidow an.

„Erstaunliche Dummheit und unmäßige Niederträchtigkeit," versetzte Swietowidow, und blickte lachend auf den Fürsten.

„Alexander Sergejewitsch, ich bitte Sie, mäßigen Sie sich," sagte die Fürstin.

„Ich danke Ihnen für die Protektion, gnädige Frau," erwiderte der Fürst höhnisch, und fuhr dann zu mir gewandt fort: „Nun ist die Reihe, gegen mich grob zu seyn, an Dir!"

„Fürst, wäge Deine Worte," rief Swietowidow aufbrausend; „erinnere Dich, daß ich sie Dir vollwichtig zurückgebe."

„Euer Excellenz!" sagte der Fürst in feierlichem Tone zu Tumanin, „wäre es nicht besser zum Kreishauptmann zu schicken. Sie haben ja den Befehl zu Leistung gesetzlicher Hülfe in der Tasche! . . ."

„Wie es Euer Durchlaucht gefällt!"

Plötzlich hörte man außerhalb der Thüre ein furchtbares Geschrei: „Gefunden, Gefunden! Euer Durchlaucht! Euer Ex-

Digitized by Google

cellenz! Kommen Sie hieher! Hier! Hier!" Die Fürstin sank auf dem Sopha in Ohnmacht, Dunjascha eilte ihr zu Hülfe, Swietowidow lief in ihr Schlafzimmer, um ihre Frauen und etwas Geistiges zu holen, der Fürst und Tumanin gingen dem Geschrei nach, und ich folgte ihnen.

Die Leute des Fürsten schlugen sich mit denen der Fürstin. Am Ende des Korridors war ein Ofen. Dahin riefen sie den Fürsten. Zu unserm großen Erstaunen war es nur ein scheinbarer Ofen, und die mit dünnen Ofenkacheln verkleidete Thüre öffnete sich in ein großes, reich verziertes Zimmer. Der Fürst und Tumanin gingen hinein und ich folgte ihnen. Auf einem Bette lag mein geheimnißvoller Wohlthäter; da er stets bleich und hager gewesen, so hatte ihn die Krankheit nicht sehr entstellt. Der Fürst sah bald den Kranken, bald Tumanin an, dieser letztere aber verwandte kein Auge von dem Unglücklichen und schien in tiefe Gedanken verloren. Der Kranke machte keine Miene sich zu verbergen, sondern richtete, auf den Ellbogen gestützt, einen unbeweglichen Blick auf Tumanin, und zitterte am ganzen Körper. Sein halbgeöffneter Mund schien sich anzustrengen, um zu sprechen, sein Gesicht drückte Schrecken und flehende Ergebung aus. Plötzlich faßte Tumanin den Fürsten an der Hand, zog ihn zurück, als scheute er sich wie vor einem Pestkranken, deutete auf den Unglücklichen mit dem Finger, und sagte mit dumpfer, fast erstickter Stimme: ein Mörder!"

(Fortsetzung folgt.)

Baumwollenhandel in England im Jahre 1835.

London, Junius 1836.

Eine Darstellung des Baumwollenhandels und der Thätigkeit der Baumwollenmanufakturen umfaßt einen sehr bedeutenden Theil der ganzen Handels- und Manufakturthätigkeit Englands. Ich theile Ihnen aus den mit vieler Genauigkeit kompilirten Tabellen des Herrn Burns in Manchester das Wesentliche mit, ohne viele Bemerkungen, da die Zahlen hier am deutlichsten sprechen.

		Ballen.
Der Bestand der lagernden Baumwolle in den Haupthäfen Englands und Schottlands am 1sten Januar 1835 war		185.560
Die Einfuhr während des Laufes des vorigen Jahres, wovon ⅔ nordamerikanische Baumwolle, betrug		1.089.309
		1.274.869
Hievon wurden wieder ausgeführt, worunter die Hälfte ostindische Baumwolle	107.240 B.	
Zur Verarbeitung wurden aus den Depots und Magazinen der Häfen genommen	937.616	
		1.044.856
Es blieben demnach am 1sten Januar d. J. als unverfügt in den Haupthäfen von London, Liverpool und Glasgow		230.013
Außer diesen 230.013 Ballen befanden sich aber noch am 1sten Januar 1836 in den Händen der Fabrikanten und ihrer Kommissionäre unverarbeitet		78.288
Die Gesammtquantität der unverarbeiteten Baumwolle betrug demnach im Anfange dieses Jahres		308.301

Die Einfuhr und die Konsumtion der Baumwolle war fortwährend progressiv.

Die Einfuhr betrug i. J.	1832	902,240	B.	Konsumtion		858.454
— — — —	1833	931.796	—	—		877.569
— — — —	1834	946.565	—	—		883.280
— — — —	1835	1.089,309	—	—		937.616

Zu diesen zur Konsumtion genommenen 937.616 B. müssen noch 63.672 B. gerechnet werden, welche am 1sten Januar 1835 noch unverarbeitet in den Händen der Manufakturisten waren. Folglich im Ganzen 1,001.288

Hievon wurden im Jahre 1835 wirklich verarbeitet

in England	817,152 B.	oder wöchentlich	15.714 B.	im Ganzen per
in Schottland	105.868 —	— —	2.035 —	Woche 17.750 B.

Die wirkliche Verarbeitung vermehrte sich im Jahre 1835 gegen das vorhergegangene Jahr 1834 um 19.032 Ballen oder 366 Ballen per Woche.

Das Nettodurchschnittsgewicht aller Ballen Baumwolle (mit Einschluß der brasilischen, wovon im vorigen Jahre 157,516 B. eingeführt worden) beträgt gegenwärtig 342½ englische Pfund per Ballen, mithin war die wöchentliche Konsumtion in England und Schottland für 1835 6,079.037 Pfund, oder 316.109.924 Pfund das Jahr. Diese Quantität wurde (ausschließlich Irelands) in 1251 Fabriken verarbeitet, in welchen 215.823 Personen, und zwar 98,856 männlichen und 116,967 weiblichen Geschlechts Arbeit fanden. Im Durchschnitt arbeiten jene Personen 69 Stunden die Woche, oder 11½ Stunden per Tag gegen einen Durchschnittslohn von 11 Schilling Sterling die Woche. Der wöchentliche Lohn an die Baumwollenarbeiter in den Fabriken Englands und Schottlands beträgt demzufolge 118.700 Pfd. St., oder jährlich 6.172.500. — Gehen wir nun auf die Verarbeitung jener Masse in Garn und die Ausfuhr derselben so wie der Manufakturen über.

(Schluß folgt.)

Literarische Notizen.

Man verkauft gegenwärtig in London eine Sammlung geschichtlicher Urkunden und eigenhändiger Briefe aus den Archiven der Herzoge von Burgund. Sie beziehen sich namentlich auf die Unterhandlungen zwischen den Königen von Frankreich, England und Schottland mit den Herzogen von Burgund, und man bezeichnet unter Anderem eine interessante Korrespondenz Karls VII.

Das Kapitel der Kathedrale zu Vercelli in Piemont besitzt eine ausnehmend reiche und kostbare Sammlung alter Manuskripte auf Velin, und eine ähnliche Bibliothek ist zu Novara. Sie sind durch die Nachricht, die Padre Andrea davon gab, bekannt geworden, aber der Zutritt zu diesen Schätzen ist ausnehmend schwer zu erhalten.

Das Museum der Hauptstadt Mexico, das im Jahre 1831 vollständig organisirt wurde, ist in drei Abtheilungen getheilt, in mexicanische Alterthümer, Produkte der Industrie und Naturprodukte des Landes. Eine besondere Sektion enthält die Alterthümer, Natur- und Kunstprodukte fremder Länder. Dem Museum ist ein botanischer Garten beigegeben. Die öffentliche Bibliothek enthält etwa 11.000 Bände, aber es gibt vier Klöster, die alle Bibliotheken haben, zusammen mehr als 52.000 Bände. Man beabsichtigt eine Bibliothek und ein Museum zu Potosi zu errichten. In vielen Provinzen bestehen Bibliotheken von 1000 bis 5000 Bänden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 194.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Julius 1836.

Ueber die Identität arabischer, indischer und chinesischer Zeitrechnung.

Man hat oft das Daseyn einer über alle unsere jetzigen historischen Kenntnisse hinausgehenden höhern Civilisation in Abrede gestellt, täglich finden sich aber mehr und mehr Anzeichen, daß eine solche existirt habe. Die große Uebereinstimmung der Zeitrechnung bei so verschiedenen Völkern weist auf uralte sehr verbreitete astronomische Kenntnisse hin. Der Chevalier Paravey, der es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, die Spuren dieser alten Civilisation zu verfolgen, theilt im kürzlich erst erschienenen Aprilhefte des Journal asiatique Folgendes mit.

Sir G. Staunton bemerkt in dem von ihm abgefaßten Bericht über Macartney's Gesandtschaftsreise in China: „Das Sonnenjahr, das in Indien wie in China im Wintersolstiz beginnt, und der in Indien wie in Siam gebräuchliche Cyklus von 60 Jahren weisen auf alte Verbindungen zwischen Indien und China hin." Hätte der gelehrte Verfasser dieser Reise die Vergleichung dieser Cyklen noch weiter verfolgt, er wäre nicht wenig erstaunt, wenn er gefunden hätte, daß Hindus und Chinesen nicht nur denselben Cyklus haben, sondern daß auch die berühmte Aera Samvat oder Sombat der Hindus genau mit dem ersten Jahre des chinesischen Cyklus anfängt, der bekanntlich im J. 57 vor Christo sich erneuerte.

Anquetil sagt an einer Stelle: „Bekermadschit, Radscha von Udschein, herrschte drei Jahre, nachdem er Sakvant Garhi, Radscha der Berge Kamaun, besiegt und getödtet hatte, und dieser Sieg bildet eine berühmte Aera, welche für einige Schriftsteller mit dem J. 57 v. Ch. anfängt, während in den persischen Büchern diese Aera erst mit dem Tode Bekermadschits, d. h. 54 v. Ch. beginnt." Diese letztere Art zu zählen befolgen die Mahratten, denn Anquetil sagt in der Vorrede zu seinem Werke über den Zendavesta — das erste Jahr des mahrattischen und canarischen Cyklus beginne mit dem J. 1687 und da das erste Jahr des chinesischen Cyklus, das Jahr Kia-tse, mit 1684 anfängt, so erstellt man den Unterschied von drei Jahren zwischen beiden Cyklen.

Anquetil gibt die Namen der 60 Jahre des mahrattischen Cyklus. Das Jahr 54 v. Ch. heißt Probhava, das J. 57, das erste der Sumbat-Aera, heißt Raktakschi; dieses Wort entspricht dem Kia-tse oder ersten Jahr des chinesischen Cyklus, Probhava dagegen dem ting-mao oder vierten Jahr desselben Cyklus. Tse bedeutet die erste der zwölf chinesischen Stunden des Tags, d. h. die Mitternachtsstunde, oder den ersten Tag oder das erste Jahr der Cyklen von 60 Tagen und von 60 Jahren, ting ist die vierte Stunde, die des Sonnenaufgangs, von 5 bis 7 Uhr, oder auch der vierte Tag oder das vierte Jahr des Cyklus von 60 Tagen oder Jahren.

Die Chinesen begannen also ihren Tag um Mitternacht, ihr Jahr im Wintersolstitium; die westlichern Völkern dagegen, wie Assyrer und Hebräer, begannen den Tag mit Sonnenaufgang, das Jahr mit der Frühjahrstag- und Nachtgleiche, und eben diese Völker begannen auch ihre perpetuirlichen Cyklen von 60 Tagen und 60 Jahren um drei Tage und drei Jahre später.

Eine bisher unerklärte Stelle eines chinesischen Werks, das der Jesuitenpater Amyot übersetzte, führt auf ein noch allgemeineres Resultat. Es heißt darin von dem himmlischen Königreich, das auch me-khe, (Mekka) genannt werde. „Dieses Volk hat den Kalender der andern Völker hoey-hoey, d. h. der Araber, und dieser ist von dem unsern um drei Tage unterschieden." Der chinesische Schriftsteller nahm also bei den alten Arabern oder den hoey-hoey genannten Völkern einen Cyklus von 60 Tagen und wahrscheinlich auch von 60 Jahren an, und Champollion fand diesen Cyklus, wiewohl halbirt, nämlich von 30 Jahren, bei den alten Aegyptiern, von wo er wohl nach Arabien und in den indischen Archipel gelangte, denn die Javaner haben nach Sir St. Raffles auch einen Cyklus von 30 Jahren. Dieser Cyklus entspricht dem Lauf des Saturns um die Sonne, den man genau zu 30 Jahren annahm. Die doppelten Umläufe des Saturnus oder die Cyklen von 60 Jahren bestanden also wahrscheinlich in Aegypten und Arabien, wie in Indien, und nicht minder die Cyklen von 30 und 60 Tagen, denn nur dadurch läßt sich der unbequeme und lang erhaltene Gebrauch eines Jahres von 360 oder 6mal 60 Tagen erklären, wie es nach allen Schriftstellern die Aegyptier hatten.

Wenn die Araber nach dem chinesischen Schriftsteller in ihrem

Digitized by Google

Kalender drei Tage von dem chinesischen variirten, so fand wohl dieselbe Verschiedenheit in den Stunden und in den Jahren statt, d. h. sie fingen den Tag mit Sonnenaufgang, und den Cyklus von 60 Jahren mit dem vierten Jahre an, aber diese Verschiedenheit abgerechnet, waren die Cyklen in Indien und China, in Aegypten und Arabien dieselben, und alle diese Länder schöpften wohl an derselben Quelle, nämlich in Chaldäa und Babylonien, woher auch die Griechen nach Herodot den Cyklus der 12 Stunden entlehnten, und wo überhaupt die einzige Quelle der Astronomie, der Künste und Wissenschaften aller Völker jener Civilisationsepoche gewesen zu seyn scheint.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Bei diesen Worten sank der Kranke aufs Lager zurück, und wir alle verließen das Zimmer, nachdem ich der herbeieilenden Dunjascha aufgetragen hatte, dem Kranken beizustehen. „Stellt eine Wache hin," sagte der Fürst kaltblütig; „ich schreibe sogleich in die Stadt." Tumanin war wie im Fieber; er sprach kein Wort und warf scheue Blicke umher. Der Fürst mußte ihn unterstützen. Ich ging auf mein Zimmer, und warf mich erschöpft auf das Sopha, um einige Augenblicke zu ruhen, aber nach kurzer Zeit trat Dunjascha herein, bleich wie eine Leiche und mit rothgeweinten Augen. „Wie geht es der Fürstin?" fragte ich eilig: „Sie ist krank, sehr krank," antwortete sie weinend. „Und der Unglückliche?" — „Er will Dich sehen. Jetzt ist nichts mehr zu verbergen," sagte sie schluchzend. „Erinnerst Du dich, was Dir Swietowidow von Tschernobylew, dem Mörder seiner Frau erzählte?" — „Er ist's," rief ich aufspringend. „Der Vater Sophiens?"

„Nein! der Vater der Fürstin . . ." Ich stand wie vom Donner gerührt. „Er will Dich sehen: komm! der Fürst und Alexander Sergejewitsch sind schon bei ihm."

Dunjascha führte mich ins Zimmer des Kranken, der im Bette saß, und mir die Hand entgegenstreckte. Als Dunjascha sich entfernt, wandte er sich zum Fürsten: „Ich fühle mich veranlaßt, Ihnen meine traurige Geschichte zu erzählen; in wenigen Stunden stehe ich vor dem höchsten Richter. Er ist mein Zeuge, daß ich die volle Wahrheit rede. Der Kranke hielt einen Augenblick inne, und fuhr dann fort:

„Auf dem Dorfe, wo ich nach meinem Rücktritt aus dem Dienst lebte, sah ich an einem Jahrmarkt ein außerordentlich schönes Mädchen. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß sie mit ihrer Mutter auf einem kleinen Dörfchen lebte. Ueber letztere gingen allerlei schlimme Gerüchte; es war eine schlaue, unmoralische Frau, die, sobald sie merkte, daß mir ihre Tochter gefalle, sie um einen guten Preis an mich zu verkaufen beschloß. Natalie war damals erst fünfzehn Jahre alt, und in völliger Rohheit aufgewachsen, doch war sie fröhlich und artig, und hatte viel natürlichen Verstand. Ihre Mutter verkaufte sie mir um 25,000 Rubel; daß sie sich gar nicht widersetzte, entschuldigte ich mit ihrer Einfalt und ihrer schlechten Erziehung. Sobald sie bei mir war, wollte ich anfangen, ihre gänzlich vernachlässigte Erziehung nachzuholen, aber zu meinem nicht geringen Verdrusse fand ich alle Mühe vergebens; sie wollte durchaus nichts lernen, und unterschied sich von den gewöhnlichen Bauernmädchen durch nichts als eine ungemessene Putzsucht. Damals, von Liebe verblendet, sah ich diese Mängel freilich mit andern Augen: ich war wie verzaubert. Nach kurzer Zeit ward Natalie schwanger, und obwohl weder sie, noch ihre Mutter mich an die Ehe mahnten, so wollte ich es doch meines Kindes wegen thun, und ließ mich in einem Dorfe auf dem Wege nach Kiew insgeheim mit ihr trauen. Zu meinem Erstaunen war ihr dieß gar nicht sonderlich angenehm, und statt Danksagungen erntete ich nichts als Weigerungen und Vorwürfe. Immer sagte sie, sie wolle nie heirathen, sondern ein Mädchen bleiben: der Geistliche hatte alle Mühe, sie zu überreden, und mit Freuden versprach sie mir, unsere Heirath geheim zu halten, was mir sehr lieb war, da ich die Hoffnung in die Hauptstadt zurückzukehren, nicht aufgegeben, und ich eine so völlig ungebildete Frau in keiner Gesellschaft vorstellen konnte.

Endlich gebar sie mir eine Tochter, und ich war darüber so erfreut, daß ich dem Gedanken, je wieder nach Petersburg zu gehen, entsagte. Inzwischen war Natalie krank, und ich ließ den Doktor aus der Stadt holen. Dieß war ein junger artiger Mann, der sich in meine Frau verliebte, und meine anwesende Schwiegermutter durch Schmeicheleien auf seine Seite brachte. Auch meine Frau war nicht gleichgültig gegen ihn, da er sie mit leerem Geschwätz unterhielt, und sich ihren Launen anzubequemen wußte. Als ich diese Vertraulichkeit bemerkte, verabschiedete ich unter einem guten Vorwand den Doktor, und ließ einen andern rufen, was meine Schwiegermutter in heftigen Zorn versetzte. Auch meine Frau verhehlte ihren Unwillen nicht, und als ich ihr endlich verbot, ihre Mutter zu besuchen, weil sie dort mit dem Doktor zusammentraf, überhäufte sie mich mit den gröbsten Schmähungen und Schimpfworten. Um Natalien von ihrer Mutter zu trennen, die ich nicht ohne Grund für ihre schlimme Rathgeberin hielt, beschloß ich mit ihr nach der Krim zu gehen. Den Tag vor meiner Abreise wollte ich noch meinen Bruder besuchen, meine Frau aber entwischte während meiner Abwesenheit mit meinem Kinde zu ihrer Mutter, wo sie den Doktor erwartete, der sie nebst dem Kinde nach dem Kaukasus führen wollte. Hievon unterrichtet, eilte ich sogleich mit einigen Leuten zu meiner Schwiegermutter, und führte meine Frau mit Gewalt zurück, die in ihrer Wuth mich auf die gröbste Art behandelte. Ich trug Alles mit Kaltblütigkeit, ließ jedoch scharfe Wache halten, und meine Leute entdeckten, daß sich der Doktor in einem Heuschober hinter meinem Hause versteckt hielt. Ich ließ ihn vor mich führen, drohte ihn gebunden nach der Stadt zu schicken, und ließ ihn inzwischen wohl bewachen. Wüthend darüber stürzte meine Frau ins Zimmer, überhäufte mich mit Schmähungen, riß die Feuerzange vom Kamin, und wollte auf mich losschlagen. Zu meiner Selbstvertheidigung stieß ich sie zurück, sie fiel zu Boden, schlug mit dem Schlaf an die Ecke eines Marmortisches und — verschied augenblicklich.

„Jetzt war meine Lage schrecklich, doch der Gedanke an mein Kind gab mir Kraft. Mein treuer Diener schaffte die

Leiche in ein Bett, und verband sie, den Doktor ließen wir frei, und am andern Morgen erklärte ich meinen Leuten, meine Frau sey plötzlich gestorben. Hierauf ließ ich den Geistlichen, einen verständigen, wohlgesinnten Mann rufen, entdeckte ihm die ganze Wahrheit, und er, der keine böse Absicht bei mir voraussetzte, beerdigte die Unglückliche. Inzwischen liefen im Gouvernement Gerüchte über den Tod meiner Frau um, einige Nachforschungen wurden angestellt, da ich aber Alles vorbereitet hatte, so gingen diese zu meinem Gunsten aus. Meine Schwiegermutter jedoch ging nach Petersburg, und wandte sich an denselben Mann, den ich früher beleidigt hatte, und fand bei diesem thätige Unterstützung: ein Beamter, eben der jetzige Staatsrath Tumanin, ward mit Vollmacht zur Untersuchung abgesendet. Er langte am Anfang des Frühlings an, begab sich heimlich in das benachbarte Dorf, und ließ mit meinem Feinde, dem Doktor, in der zwei Werste entfernten Familiengruft den Leichnam meiner Frau ausgraben. Der Schlag am Schlafe war an der halb verwesten Leiche noch sichtlich, ein Protokoll ward aufgenommen und mit diesem erschien Tumanin bei mir.

„Ich war völlig unschuldig, da ich aber keine Zeugen hatte, so war es schwer, mich zu rechtfertigen. Tumanin versprach für 100,000 Rubel baar Geld die Sache günstig für mich zu leiten. Mein Bruder schaffte die Summe herbei, und nun erklärte Tumanin, er könne mir erst nach der Untersuchung hinaushelfen, da der Doktor bei der Besichtigung der Leiche anwesend gewesen sey. Es war nichts Anderes zu machen, und ich reiste mit ihm nach der Stadt, wo ich ins Gefängniß wandern mußte. Mit Ungeduld erwartete ich das Ende der Untersuchung, die sehr geheim betrieben wurde; statt aber freigesprochen zu werden, erklärte man mich für schuldig, und übergab mich dem Kriminalgerichte. Tumanin ließ sich nicht mehr sehen, sondern ging nach Petersburg zurück, wo ihn mein mächtiger Feind mit seiner Gönnerschaft belohnte, während er zugleich von mir 100.000 Rubel genommen hatte. So führen solche Heuchler die Geschäfte!

„Nun war keine Rettung für mich! Ich wurde nach Sibirien verurtheilt, und meine Tochter für unehrlich erklärt, denn durch einen unglücklichen Zufall konnte ich meine Heirath nicht beweisen. Ein Brand hatte die Kirche und das Pfarrhaus, wo ich getraut worden, eingeäschert, und der Geistliche war bald darauf gestorben. Ich mußte nach Sibirien gehen. Mein Bruder verkaufte meine und seine Güter, und wollte mir mit meiner Tochter folgen, erkrankte jedoch in Perm. Ich selbst wurde nach kurzer Zeit durch meinen treuen Diener und den Doktor Vitalis, denselben, der Dich, Wenjamin, behandelte, gerettet. Vitalis hatte mir einen starken Schlaftrunk gegeben, so daß man mich für todt hielt; in der Nacht vor der Beerdigung erwachte ich aber und eilte in Begleitung meines Dieners und des Doktors zurück nach Rußland. In Perm traf ich meinen Bruder. Dieser hatte, sobald er von meiner Ankunft hörte, alle seine leibeigenen Diener nach Hause entlassen, und freie angenommen; auch diese wurden auf der Reise wiederholt gewechselt. Einst trafen wir in einem Dorfe einen armen Beamten mit seiner Frau und einem Kinde, einem lieblichen Mädchen von demselben Alter wie meine Tochter. Die Eltern starben beide an einem hitzigen Fieber, das im Dorfe grassirte, und ich bat meinen Bruder, die arme Waise meiner Tochter zur Gespielin zu geben. Der Staroste des Dorfes willigte ein, und übergab uns die Papiere des Verstorbenen. Er nannte sich Iwanow, war entlassener Titularrath ohne alle Verwandte, und reiste nach der Ukraine, wo man ihm eine Verwalterstelle auf einem Gute versprochen hatte. Plötzlich kam mir die glückliche Idee, die Papiere des Verstorbenen mir zuzueignen, mich Titularrath Iwanow zu nennen, meine Tochter für die seine, und die seine für die meinige auszugeben. In das erstere willigte mein Bruder ohne Umstände, in das zweite nur nach einigem Widerstreben. Bald darauf riefen ihn Geschäfte nach Petersburg; er brachte meine Tochter dort unter dem Namen Iwanowa in ein Institut, und die wirkliche Iwanowa zu einer unserer Verwandten nach Moskau. Mir sandte er hierauf einen Paß und ich reiste mit Doktor Vitalis, der uns immer begleitet hatte, nach Wien, und von da nach Paris. Hier kam mein Bruder zu mir, da ihm aber der Aufenthalt mißfiel, ging er nach Rußland zurück, und nur die Furcht, es möchte mir, wenn ich allein bliebe, etwas zustoßen, führte ihn wiederum nach Paris, wo er bald darauf starb. Meine Tochter heirathete, und als ich durch meinen Bankier, den Freund meines Bruders, erfuhr, daß sie mit einem Sohne niedergekommen sey, konnte ich mich nicht länger halten, und eilte nach Rußland.

„Der Bankier dankte meinem Bruder sein Leben und seine Ehre; ich vertraute mich ihm, und fand einen Freund und Beschützer. Er entdeckte meiner Tochter das unglückliche Geheimniß, und vermittelte die erste Zusammenkunft, die ihr beinahe das Leben gekostet hätte. Sie stieß den mit Schmach bedeckten Vater nicht zurück, glaubte an meine Unschuld, und beweinte mein Geschick. Ich blieb in Petersburg, und lebte so verborgen, wie möglich, aber meine Lage war höchst qualvoll, und ohne meine Tochter und meine Enkel hätte ich vielleicht Hand an mich gelegt. Meine Tochter besuchte mich in meiner einsamen Wohnung, und ich besuchte sie und herzte ihre Kinder. Jetzt, Fürst, wissen Sie die Ursache der geheimen Gänge Ihrer Gemahlin. Als redlicher Mann können Sie mich nicht verachten. Ich bin kein Verbrecher! . . ich bin nur unglücklich! In Ihren Kindern ist reines Blut . . . Sie waren ungerecht gegen meine Tochter . . ."

Hier wurde dem Kranken übel, und er machte ein Zeichen mit der Hand, daß wir ihn verlassen möchten. Auf dem Korridor begegneten wir dem herbeigerufenen Arzte, und fragten ihn nach der Fürstin. Er schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln. Swietowidow und ich legten uns unausgekleidet auf den Diwan; ich konnte kein Auge schließen, und erwartete mit Ungeduld den Morgen. Plötzlich hörten wir lautes Weinen auf der Treppe. Wir sprangen auf und eilten nach der Thüre, Dunjascha kam uns mit schreckenvollem Gesicht entgegen, und zog mich ohne ein Wort zu sprechen nach dem Zimmer der Fürstin; großer Gott, welch ein Anblick! Die Fürstin stand unbeweglich mitten im Zimmer in ihrem Nachtkleide, barfuß und ein Licht in der Hand. Die Haare hingen ihr unordentlich über die Schultern hinab, die Augen waren unbeweglich und leblos wie

Digitized by Google

Glas. Vor ihr lag ihr unglücklicher Vater im bloßen Hemde, ich wollte ihn aufheben, — er war kalt wie Marmor.

Dunjascha flüsterte mir zu, er sey Nachts aufgestanden und ins Schlafzimmer seiner Tochter gekommen, vermuthlich um Abschied zu nehmen, weil er sein herannahendes Ende fühlte. Dunjascha hörte im Nebenzimmer einen Lärm, eilte hinein, und fand beide bewußtlos am Boden liegen. Dunjascha wollte die Fürstin ins Bett bringen, aber sie kannte niemand mehr, begann plötzlich ein Trauerlied zu singen, und verbeugte sich nach allen Seiten. Mir wollte das Herzen vor Jammer zerreißen, Swietowidow weinte laut. Der herbeigerufene Arzt blickte die Fürstin an, und sagte: „Man muß Gewalt brauchen, sie ist wahnsinnig!"

Ich nahm die Leiche auf, trug sie fort, ohne daß die Fürstin es bemerkte, Dunjascha und die Dienerinen brachten sie endlich zu Bette, und ich riß den fast fühllos gewordenen Swietowidow mit mir fort, erzählte ihm auf dem Zimmer von meiner wundersamen Heilung, und erklärte augenblicklich abreisen zu wollen, und den Doktor Vitalis herbeizurufen. Swietowidow's poetische Seele glaubte mit Einemmal alles Wunderbare, was man von demselben erzählte, fiel mir um den Hals und beschwor mich, keinen Augenblick zu zögern. Ich wollte mich nur von dem Fürsten und Dunjascha verabschieden. . . . Der Fürst lag im Bett und ließ niemand vor sich; er war krank. Dunjascha wünschte mir glückliche Reise, und von ihr erfuhr ich, daß der Fürst in der Nacht noch mit Tumanin in Streit gerathen, und der schändliche Heuchler abgereist sey. Ich ließ anspannen, umarmte Swietowidow und eilte nach Petersburg.

(Schluß folgt.)

Ueber den Einfluß des Mondes auf den Regen.

Ein Hr. Everest, welcher die Bemerkung gemacht hatte, daß der Regen vielfach mit dem Neumond zusammenfällt, hat sich die Mühe gegeben, 8 Jahre lang ein genaues Register über den während der ersten vier Monate des Jahres gefallenen Regen und über die Zahl der Regentage vor und nach dem Neumond zu halten. Es geht daraus hervor, daß der Regen am 2ten, 5ten, 6ten und 7ten Tage vor der Erneuerung des Mondes und am 6ten Tage nach dem Neumond am reichlichsten fällt, so daß von der Gesammtzahl von 34,55 Zoll Wasser 25,31 in den sieben Tagen vor und nach dem Neumond, und nur 9,24 in der übrigen Zeit der Mondesperiode fallen, was in diesen beinahe gleichen Zeiträumen ein Verhältniß von 2,75 : 1 gibt. Rechnet man nach Regentagen überhaupt, so findet man im Laufe dieser acht Jahre, daß auf die sieben Tage vor und nach dem Neumond 45 Regentage und auf die übrige Zeit des Mondesumlaufes nur 25 Regentage fallen.

Baumwollenhandel in England im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Wie bereits erwähnt wurde, betrug die Verarbeitung im vorigen Jahre 316,109,944 Pfund Gewicht. Sie stellte sich aber nach einer genauern Berechnung etwas geringer, und zwar in der Verarbeitung

nordamerikan. Baumwolle	721,369 B.	zu	370 Pfd.		266,981,650 Pfd.
brasilischer	—	120,310 —	—	175 —		21,073,250 —
ägyptischer Baumwolle	19,583 B.	zu	284 Pfd.		5,461,572 Pfd.
ostindischer	—	55,836 —	—	375 —		20,077,098 —
westindischer	—	7,612 —	—	316 —		2,405,591 —
	925,000 —				315,997,442 Pfd.

Von dieser Quantität der rohen Masse sind Ein und drei Viertel Unzen auf jedes Pfund als Abfall und Verlust beim Garnspinnen abzuziehen . . . 34,562,220 —

Es ist demnach an Garn in England und Schottland im vorigen Jahre gesponnen worden 281,435,222 Pfd.

Da aber die Ausfuhren von Twisten und Baumwollenmanufakturen nach allen Welttheilen nur von England bekannt sind, so muß die in Schottland im vorigen Jahre gesponnene Quantität hier abgezogen werden; diese betrug . . . . 32,520,691 —

Bleiben demnach für England . . . . . . 248,914,531 Pfd.

Von dieser Quantität wurde ein Drittheil in Garn (Twiste), nämlich 82,457,885 Pfund, nach dem Auslande ausgeführt, und zwar erhielten direkt

Deutschland	29,506,558 Pfd.
Rußland	21,478,499 —
Holland	14,605,520 —
Indien und China	5,505,212 —
Italien	4,545,468 —
Triest und Venedig	1,777,805 —
Türkei und Levante	1,667,442 —
Schweden und Norwegen	925,309 —
Mexico	668,866 —
Aegypten	558,650 —
Portugal	272,717 —
Spanien	4,788 —
Frankreich	75,145 —
Belgien	59,986 —

Der Rest vertheilt sich auf die übrigen hier nicht aufgezählten Länder und Plätze. Die Ausfuhr der Twiste nach Deutschland war seit dem Frieden fortwährend im Zunehmen: sie betrug im Jahre 1834 24,919,570 Pfd. und im Jahre 1835 29,506,658 Pfd., ohne die Zufuhren von Schottland, welche füglich auf zwei Millionen Pfund veranschlagt werden können. Eben so progressiv ist die Twistausfuhr nach Rußland, die von 17,521,605 Pfd. im Jahre 1834 auf 21,478,499 Pfd. im Jahre 1835 stieg; allein dieses Land nimmt äußerst wenig von den übrigen britischen Baumwollenmanufakturen. Nicht minder zeigen China und Aegypten einen beträchtlich vermehrten Verbrauch. China, das vor 10 Jahren (im Jahre 1826) nur 918,545 Pfd. erhielt, nahm im vorigen Jahre von England allein 5,505,212 Pfd., und die Zufuhren aus Schottland dürfen auch füglich auf zwei Millionen Pfund geschätzt werden. Bis zum Jahre 1828 erhielt Aegypten kein einziges Pfund Twist; im Jahre 1829 wurde mit einer Sendung von 28 Pfd. ein Versuch gemacht, und die Einfuhr von England allein stieg im vorigen Jahre auf 558,650 Pfd. Schottland, das einen sehr beträchtlichen Handelsverkehr mit Aegypten unterhält, schickte wahrscheinlich eine eben so große Quantität. Nach den parlamentarischen Angaben war der Durchschnittspreis der ausgeführten Twiste im Jahre 1834 1 Sch. 4⅞ P.; der des vorigen Jahres kann auf 1 Sch. 5½ P. gesetzt werden, mithin betrug der Werth der ausgeführten 82,457,885 Pfd. aus England allein 6,012,600 Pfd. St. Der daraus entstehende Gewinn deckt demnach fast sieben Achttheile des Arbeitslohnes aller in sämmtlichen Baumwollenfabriken, mit Einschluß der Spinnerinnen, Englands und Schottlands beschäftigten Hände. (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 195.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Julius 1836.

Bekenntnisse eines Deportirten.

1. Die Diebe in London.

Da bin ich in Botany-Bay. Zweimal deportirt, zweimal verurtheilt, tausendmal schuldig. In dem langweiligen, wilden, feuchten und neuen Lande, das ich bewohne, habe ich, wenn auch keine achtungswerthe Stellung, so doch vergleichungsweise einen Reichthum wieder erlangt. Das Gesetz hat mich zu immerwährender Verbannung verurtheilt, und im Interesse der Bewohner Londons, und meinem eigenen vielleicht, wohl daran gethan. Seit 45 Jahren vegetire ich mitten in den Sümpfen, Prairien und dichten Wäldern Australasiens; oft habe ich die abenteuerliche Unbeständigkeit meiner frühern Jahre, die angenehme Geschwätzigkeit auf unsern Straßen, die tausend Vorfälle, mit denen das Diebsgewerbe verknüpft ist, und endlich den Zufall beklagt, der mich so früh schon abzutreten nöthigte. Heute trete ich mein 67stes Jahr an; ich begreife jetzt die Nothwendigkeit d Moral, eines Gesetzbuchs und einer Polizei recht gut; es wäre mir sehr unangenehm, wenn die Wilden der benachbarten Wälder meine Meierei plündern, meine Kühe wegtreiben und meine Kängurus todtschlagen würden. Dennoch aber kann ich einer lebendigen, nachhaltigen Erinnerung an meine Jugendjahre mich nicht entschlagen; die Gemüthsbewegungen meiner frühern Zeit verfolgen mich noch immer, und ich fühle das Bedürfniß sie zu schildern, sie andern faßlich zu machen, wäre es auch nur um sie mir ins Gedächtniß zurückzurufen, um noch einmal meine alten Schlachten zu schlagen, wie man in Altengland zu sagen pflegt, und um mir die lästige Langeweile der Einsamkeit zu verscheuchen; denn noch nie kamen mir die Stunden so lang vor, als seit ich verurtheilte Verbrecher zu Knechten, rechtmäßige Söhne und Töchter, und ein braves mir durch den Priester angetrautes Weib habe — kurz, seit ich mich in einer natürlichen und gesetzmäßigen Existenz bewege.

So mühsame Arbeiten ich auch verrichten mußte, um meine Freiheit zu erringen und die Früchte meiner Bemühungen zu sammeln, und so sehr ich auch genöthigt war, alle Springfedern meiner Industrie in Bewegung zu setzen, um das Ziel zu erreichen, an dem ich nun stehe, so machte doch diese Anstrengung selbst mir Vergnügen und unterhielt mich. Der Gänsekiel, dieses Werkzeug der Müßigen und der Geschäftsleute, ist jetzt mein letzter Trost, und vielleicht schalte ich in die Erzählung meiner Begebenheiten, die ich lebendig und anschaulich niederzuschreiben mich für fähig halte, einige persönliche Bemerkungen ein, denen es nicht an Interesse fehlen dürfte. Sie werden sich hauptsächlich auf Gegenstände beziehen, über welche nachzudenken es den Weltmenschen meist an Zeit und Gelegenheit fehlt; ich will nämlich von der Erzeugung und Vollendung der Verbrechen und Laster in großen Städten, und von jener leidenden, armseligen und verwegenen Menschenklasse sprechen, welche der übrigen gewerbthätigen oder reichen Bevölkerung den Krieg erklärt hat.

Aus welchem Lande ich stamme? wer meine Eltern sind? Diese sehr einfachen Fragen sind von allen, die man an mich richten könnte, die, welche mich am meisten in Verlegenheit setzen. So wie die meisten derer, die, wie man in London zu sagen pflegt, von der Stadt leben, d. h. welche von ihr die Existenzmittel beziehen, die sie ihr zu entwenden suchen, kenne ich keine andere Heimath, als das von der öffentlichen Mildthätigkeit den Waisen geöffnete Haus. Ich bin in dem Asyl oder Arbeitshaus von St. Gil geboren. Von meinem ersten bis zu meinem zehnten Jahre hat mich kein Adamskind eines wohlwollenden Wortes gewürdigt, den alten Schulmeister ausgenommen, der mir oft mit der Hand über den Kopf fuhr und dabei lächelnd ausrief: „Du wirst es weit bringen."

Mit eilf Jahren hatte ich nichts gehört als traurige Drohungen und nicht minder traurige Bitten; nichts gesehen als weiße Wände, bleiche, weinende Kinder, fluchende Aufseher, welche von ihren Untergebenen verflucht wurden, schläfrige Kapellane, die mit kaltem Blut die Streiche nachzählten, welche man uns zumessen mußte, alte Weiber, welche das Leinenzeug ausbesserten und die, schlecht bezahlt, die Zeit sich damit vertrieben uns zu mißhandeln. Das Wohlwollen des erwähnten Schulmeisters gewährte mir zuweilen die Gunst, auf die Straße gehen und mich unter die Vorübergehenden mischen zu dürfen, indem ich mit seiner Bewilligung den Knaben begleitete, welcher die Gänge für das Haus besorgen mußte. Ach, mit welchem Behagen athmete ich die Luft dieser kothigen und eckelhaften Straßen ein!

wie glücklich fühlte ich mich, wenn ich die Mauern meines Kerkers hinter mir hatte! Außerhalb des Arbeitshauses, dessen Inneres meine Hölle war, öffnete sich mir ein Paradies, und ich sprang hoch auf vor Freude, als mein kleiner Gefährte eines Tages zu mir sagte: „Denkst du wie ich, so machen wir uns davon; was haben wir in diesem Spital zu schaffen? Was für ein Glück kann dort auf uns warten? Komm mit mir, ich will dir zeigen was Leben heißt.“ Ich hatte bis jetzt nur Leiden kennen gelernt. Die Stimme, die mich zur Freiheit rief, war für mich die Stimme eines Engels. Nie werde ich den ersten Augenblick meiner Unabhängigkeit vergessen; es war ein Gefühl in mir, das nichts in der Welt noch einmal hervorrufen könnte. Eine neue Welt ging vor mir auf; bis jetzt hatte ich ohne Sehnsucht und Vergnügen nur ein pflanzenähnliches Daseyn fortgeschleppt, nun aber war ich frei — seliges Gefühl, reines aber flüchtiges Entzücken, das nimmer wiederkehren wird. Ach, wüßten doch die Gesetzgeber, welche Wohlthat sie den Armen und ihren Kindern durch solche Häuser erzeigen! Mögen sie es von mir erfahren, der hinter dem Vorhang gestanden, der alle Gräuel mit angesehen und sich überzeugt hat, daß hier von den Händen des Gesetzes, unter den Auspizien der Gesellschaft, eine ganze Bevölkerung von Gaunern und Banditen gebildet wird. Niemals dringt auch nur ein Schimmer von Erkenntlichkeit in die Seele der Armen für die öffentliche Unterstützung oder Erziehung, die ihr ihm angedeihen laßt; eure Mildthätigkeit erbittert ihn im Gegentheil, und sobald er kann, wird er sich für eine Demüthigung rächen, die ihr für eine Wohlthat haltet.

Jedes Jahr geht eine neue Generation von Kriegern aus den Arbeitshäusern hervor, die vom Kopf bis zu den Füßen gegen die Gesetze bewaffnet sind. Besser wäre es, alle Kinder der Armen mit einem einzigen Streich zu tödten, als sie so für das Elend, den Diebstahl und den Galgen heranzuziehen. Die Philanthropen behaupten, die Unwissenheit sey die Mutter der Verbrechen; dieß ist eine seltsame Täuschung. Thomas May, der Burker, der den italienischen Knaben umlängst umbrachte, war ein sehr unterrichteter Mann, und außer dem, was man gewöhnlich wissenschaftliche Bildung zu nennen pflegt, besitzen die meisten Diebe noch eine sehr seltene und umfassende Wissenschaft — Menschenkenntniß nämlich, das Resultat eines tiefen Studiums.

Frei wie ich den Augenblick nach meiner Flucht da stand, war ich bestimmt, ein Rekrut der ungeheuren Gaunerzunft der Hauptstadt zu werden. Die Gebräuche, der Charakter und die Physiognomie dieser mächtigen Verbrüderung sind noch wenig bekannt, ich will es daher versuchen, eine flüchtige Skizze ihrer Hauptzüge zu entwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Schluß.)

Mitten in dem furchtbaren Sturme leuchtete mir wenigstens Ein Hoffnungsstern: Sophie war nicht meine Verwandte, sie war frei. Aus Moskau schon hatte ich ihr die erhaltene Nachricht über ihre Herkunft mitgetheilt. Morgens früh kam ich in Petersburg an, und ohne nach meinem Quartier zu gehen, fuhr ich sogleich nach dem Hause des Doktors Vitalis. Zu meinem Erstaunen war die Thüre offen und ein Polizeidiener stand davor. „Was ist das?“ fragte ich. „Weiß nicht: das ist Sache des Befehlshabers.“ Ich trat hinein, und erstaunte noch mehr, einige Polizeioffizianten und einen Schreiber an einem Tisch arbeiten zu sehen. „Was ist Ihnen gefällig?“ fragte der eine. „Ich suche den Herrn des Hauses.“ — „Der ist lange todt.“

Dieser Schlag traf mich empfindlich, ich liebte den guten, wohlthätigen Mann wie meinen eigenen Vater, und wenn ich gleich stets an der Wahrheit seiner wunderbaren Entdeckungen zweifelte, so glaubte ich doch an seine ungewöhnliche Heilkunst und seine thätige Menschenliebe. Ich konnte die Thränen nicht zurückhalten, die Beamten aber kümmerten sich um meinen Schmerz nicht, und baten mich, sie allein zu lassen, damit sie das Vermögensinventar des ohne Erben und ohne Testament Verstorbenen entwerfen könnten. Ich fragte, wie er gestorben, und ob er krank gewesen sey, und erfuhr, er habe Nachts in seinem Laboratorium gearbeitet, eine mächtige bronzene Retorte sey gesprungen und habe ihm den Kopf zerschmettert, und der herausfließende Spiritus einen Brand erzeugt, der alle Papiere verzehrt habe, so daß man jetzt nichts von seiner Herkunft wisse. „Aber der Doktor hatte Geld, Gold und kostbare Steine,“ sagte ich. — „Entschuldigen Sie,“ sagte einer der Beamten; „ich war zuerst auf dem Platze; im obern Stock ist Alles verbrannt, im untern Stock waren nur Möbel, alte Kleider und 17 Rubel 33 Kopeken baar Geld. Darüber ist gehörigen Orts Rapport erstattet worden, und wenn Sie Ansprüche haben, wenden Sie sich nur gefälligst dahin.“

Ich verließ das Haus meines Freundes mit schwerem Herzen; tausend Gedanken kreuzten sich in meinem Kopfe: er starb also eines gewaltsamen Todes. Wie? wenn es kein Mährchen war, daß er ein Lebenselixir zu bereiten und Gold zu machen verstand. Als ich wegging, sah ich auf der Straße im Koth einen Fetzen Papier liegen, der vermuthlich bei der Explosion aus dem Fenster geflogen war; ich hob ihn auf und erkannte die Hand meines Freundes. Es war ein Bruchstück des ersten Blatts seiner Memoiren, und begann mit den Worten: „Ich bin geboren am 15ten Mai 1670.“ Weiter war nichts zu entziffern. Wenn mein Freund nicht närrisch war, als er dieß niederschrieb, so stand er in seinem hundert und vierzigsten Jahre als er eines gewaltsamen Todes starb, und sein Lebenselixir war somit kein Mährchen.

Einige Schritte davon stand ein Volkshaufen, der sich über den Brand und den verbrannten Doktor unterhielt, ich eilte aber vorüber, um die albernen Urtheile nicht anzuhören. Als ich an die Isaaks-Brücke kam, mußte ich anhalten. Ein langer Trauerzug zog eben darüber hin. Ich betrachte denselben, das sind die Beamten unserer Kanzlei. Ein vertrauter Schreiber eilt auf mich zu, und sagte: „Er ist nicht mehr am Leben!“ — „Wer?“ frage ich. — „Unser guter Vorstand Stambulow!“

Dieser neue und unerwartete Schlag lähmte mich völlig. Eine stumme Verzweiflung bemeisterte sich meiner. Ich schien mir wie verurtheilt, Alles zu verlieren, was meinem Herzen theuer war. Mit Schrecken dachte ich an Sophie, Swietowidow, die Fürstin, die gute Dunjascha. Das Grab Stambulows schien mir das Schreckbild, das Alles, was mir lieb war, zu verschlingen drohte. Die Leute hinter dem Sarg schwatzten laut mit einander; Satanenko schritt mit triumphirender Miene einher, und lächelte spöttisch, als er mich erblickte. Ich stieg aus dem Wagen und folgte dem Zug. Um mich her ertönten Spöttereien und Gelächter. Ich konnte es nicht mehr aushalten, faßte den oben erwähnten Schreiber, einen wackern jungen Mann, an der Hand, und ging mit diesem nach meinem Quartier. Dort angekommen verlangte ich sogleich Stempelpapier, um meine Bitte um Entlassung niederzuschreiben. „Vergessen Sie nicht, sich Titularrath zu unterzeichnen. Der Vorschlag Stambulows ist bestätigt worden, und die Bestätigung in der Kanzlei eingelaufen.“ Die Ereignisse der letztern Tage hatten mich indeß gleichsam abgestumpft, und ich konnte mich über die schnelle und unerwartete Rangerhöhung nicht einmal freuen. Am folgenden Tage wurde mein Gesuch übergeben, statt aber noch in die Kanzlei zu gehen, ließ ich mich krank melden, und verschloß mich in mein Zimmer.

Eine Woche später kamen Sophie und meine Schwester nach Petersburg. Ich übergehe alle Einzelnheiten, die nur für mich Bedeutung haben: die Menschen hören nicht gerne die Erzählungen von fremdem Glück. Am ersten Abend erklärten ich und Sophie uns gegen einander: sie liebte mich, wollte mich aber nicht heirathen, weil sie einige Jahre älter war als ich. Doch besiegte ich, wie leicht zu erachten, ihr Widerstreben, und nach einem Monat war sie meine Frau. Meine Schwester verheirathete sich mit einem armen, aber thätigen liefländischen Adeligen, dem ich mit Einwilligung meiner Frau, die von der Fürstin für mich und meine Schwester erhaltenen 50,000 Rubel ganz abtrat, worauf er alsbald ein großes Gut in Pacht nahm. Sobald ich meine Entlassung erhalten, reiste ich mit meiner Frau nach meinem neuen Aufenthaltsort in der Nähe meiner Schwester ab, nämlich in dasselbe Städtchen, wo Sophie bisher gelebt hatte, denn dort hoffte ich am ehesten vor allen Verleumdungen und Verfolgungen meiner Feinde sicher zu seyn, die ich mir ohne alle Schuld von meiner Seite zugezogen hatte.

Gleich am Tage meiner Rückkunft nach Petersburg aus dem Dorfe der Fürstin hatte ich an Swietowidow und an Dunjascha geschrieben, ihnen den Tod des Doktor Vitalis angezeigt, und ihnen gerathen, die Fürstin entweder nach der Hauptstadt zu führen, oder irgend einen Arzt von Rufe nach dem Dorfe kommen zu lassen. Lange wartete ich auf Antwort, endlich erhielt ich von Swietowidow ein Schreiben aus dem Kaukasus folgenden Inhalts:

„Sie ist nicht mehr auf dieser Welt. Die himmlische Seele ist zu ihrem Urquell zurückgekehrt. Sey glücklich, Weniamin; ich will es nicht mehr seyn. Mein Kummer ist mir lieb geworden, denn ich lebe nur noch in der Erinnerung. Dunjascha ist nach dem Verlust ihrer Gebieterin, die sie liebte, wie jeder sie lieben mußte, der sie kannte, in ein Kloster gegangen .... Von dem Fürsten schreibe ich kein Wort ... er ist wahrscheinlich mit Livreezuschnitt oder mit Frömmeleien beschäftigt, falls ihn die Entlarvung des niederträchtigen Tumanin nicht umgestimmt hat. Tumanin ist hier und braucht die warmen Bäder, möchten sie ihm doch das Herz abbrennen. Hier verehren sie ihn, wie den Mahomed in Arabien! Die einen glauben an seine Heiligkeit, die andern fürchten seine Bosheit. Die Kinder der Fürstin sah ich in Moskau. Sie sind in den Händen von Miethlingen. Arme Mutter! Lebe wohl und schreibe mir.“

„Armer Swietowidow! Arme Dunjascha!“ seufzte ich.

Jetzt lebe ich nun schon 10 Jahre in einem kleinen liefländischen Städtchen. Keine Wolke trübte bis jetzt mein häusliches Glück. Mit jedem Tage liebe ich Sophie mehr, und fessele mich leider mehr ans Leben. Gott hat mich mit gesunden Kindern gesegnet, und meine Ausgaben sind hier so gering, daß ich hoffe, ihnen ein ordentliches Stück Brod zu hinterlassen. Alle meine Freuden und meine Genüsse sind hier in meiner Familie vereinigt. Eine andere Zerstreuung habe ich hier nicht, als Boston und Whist um Kopeken spielen, Tabakrauchen und auf einem elenden Pflaster oder einem Sandwege vor der Stadt spazieren gehen. Es versteht sich, daß Lesen meine und meiner Frau angenehmste und hauptsächlichste Beschäftigung bildet. Endlich aber hat das Lesen einer Menge von Memoiren mich angesteckt, und ich gerieth auf den Einfall selbst Schriftsteller zu werden, und die wichtigsten Begebenheiten meines Lebens zu beschreiben. Wenn ich in Liefland bleibe, so schließen auch meine Memoiren hier, weil hier unmöglich eine andere Veränderung sich ereignen kann, als am Barometer und Thermometer. Hier geht im Privatleben Jahre lang Alles seinen gewöhnlichen Gang, Gott sey Dank. Seit einiger Zeit aber beginnt der Wurm der Ehrsucht mir am Herz zu nagen; ich möchte gerne von werden, weil von hier die Hauptwürde des Menschen bildet. Und da ich den Adel nicht anders erlangen kann, als wenn ich den Rang eines Kollegienassessors oder einen Orden erhalte, so möchte ich gern wieder in Dienst treten, und mein Glück aufs neue versuchen. Wenn es mir gelingt, meine Frau zu überreden, so wage ich mich noch einmal aufs Meer des Lebens hinaus. Doch ist dieß nur ein Entwurf und somit für jetzt

Ende.

Baumwollenhandel in England im Jahre 1835.

(Schluß.)

Wenn wir aufmerksam dem Gange der vorjährigen Ausfuhr der andern Baumwollenfabrikate folgen, so zeigt sich wieder ein wahrhaft gigantisches Verhältniß. An gewebten Zeugen wurde allein aus England die Quantität von 480,959,211 Yards ausgeführt. Hierunter sind nicht mit einbegriffen Blonden 73,521,896 Yards. Taschentücher 816,611 Dutzend. Andere Gewebe, als Strümpfe u. s. w., 456,251 Dutzend. Grade wie bei der Einfuhr der Wolle in England sind auch hier, und zwar in noch höherem Grade, die Verhältnisse beachtungswerth, nach welchen die verschiedenen Welttheile diese Masse unter sich theilen. Hier nimmt die neue Welt den ersten Platz ein. Nach einer genauen

Digitized by Google

Durchsicht der zu Gebote gestandenen Mittel stellt sich jene Ausfuhr unter folgende Hauptrubriken:

Amerika	225,113,315	Yards
Europa	156,859,477	—
Asien	86,108,108	—
Afrika	11,007,751	—
Australien	1,872,697	—
	480,961,226	—

Amerika, das als Produzent der Baumwolle im ersten Range steht, ist zugleich auch der Hauptkonsument Englands für den verarbeiteten rohen Stoff und dessen bester Kunde. Auf ihn folgt Europa; Asien, Afrika und Australien zusammen, deren Verbrauch britischer Manufakturen sich jährlich vermehrt, stehen hierin zu Europa wie 65 zu 100. Der Vortheil, der in Bezug auf diese drei entferntern Welttheile, in welchen die meisten britischen Kolonien liegen, für die britische Handelsmarine entsteht, ist dagegen in industriöser und politischer Hinsicht für England weit wichtiger. Analysiren wir nun jene Masse nach den einzelnen Staaten, so stoßen wir wieder auf anziehende Ergebnisse. Die 225 Millionen Yards Zeuge, welche Amerika genommen, vertheilten sich:

Auf die Länder, deren Bewohner der britischen Race angehören:

Die Vereinigten Staaten	69,959,270	Yards
Britisches Nordamerika	12,885,859	—
— Westindien	27,858,068	—
	110,673,197	—

Auf die Länder unter den Bewohnern der portugiesischen und spanischen Race:

Brasilien, Monte-Video und Buenos-Ayres	68,826,181	Yards
Chili, Peru und Bolivia	21,962,661	—
Columbien	2,627,985	—
Mexico	5,558,249	—
Havanna, Porto-Rico, St. Thomas u. s. w.	15,483,040	—
	114,438,116	—

Es erhellt hieraus, daß die Vereinigten Staaten und Brasilien für sich allein fünf Achttheile der nach Amerika gesandten Quantität erhielten. Von den übrigen drei Achttheilen nahmen die Länder und Inseln unter britischer Hoheit die Hälfte, $3/16$ Theile, und die andere Hälfte vertheilte sich unter spanisch Westindien und die neuen spanisch-amerikanischen Staaten, worunter das kleine Chili wegen seines blühenden Handels den ersten Rang einnimmt. Gehen wir nun auf den Absatz in Europa über, so treffen wir wieder Deutschland an der Spitze der Abnehmer britischen Kunstfleißes. Die Verhältnisse stellen sich folgendermaßen:

Deutschland	44,771,452	Yards
Portugal und die Azoren	31,591,500	—
Italien, Sardinien und Sicilien	24,826,975	—
Holland	20,991,551	—
Gibraltar	12,289,041	—
Triest, Venedig und die österreichischen Staaten	9,254,563	—
Malta und die jonischen Inseln	5,981,155	—
Belgien	3,075,560	—
Rußland	2,127,312	—
Frankreich	2,120,958	—
Spanien	899,155	—
Schweden und Norwegen	426,586	—
Preußen für seine Ostseeprovinzen	372,458	—
Dänemark	150,901	—
	156,859,477	—

Ueber die wirkliche Konsumtion Deutschlands von jenen 45 Millionen Yards, und die Quantität, die es davon nach andern Ländern und Staaten sendete, lassen sich dort vollkommnere approximative Aufschlüße erhalten, als es hier möglich ist. Es dürfte indessen die beträchtliche Quantität, welche Holland erhielt, hiebei nicht unberücksichtigt bleiben, weil von den auf seine Quota kommenden 21 Millionen Yards ohne Zweifel ein nicht unbedeutender Theil nach Deutschland ging. Die pyrenäische Halbinsel ist nächst Deutschland Englands bester europäische Kunde. Es müssen nämlich hiezu wenigstens die Hälfte der nach Gibraltar gesendeten Zeuche geschlagen werden, weil die bisherigen unseligen Zollgesetze Spaniens das Handwerk des Einschwärzens sehr gewinnreich machen, und der spanische Schmuggler von Gibraltar aus seine Operationen macht. Spanien und Portugal werden demnach ungefähr 34,200,000 Yards britische Manufakturen genommen haben. Nächst diesen Ländern sind Italien und Holland die besten Kunden, während Frankreich und Rußland mit ihrer großen Bevölkerung eine Quantität nehmen, die im Verhältnisse zu den andern Ländern kaum des Nennens werth ist. Gar sehr unbedeutend für den britischen Manufakturhandel sind jetzt alle übrigen nordeuropäischen Staaten und Ostseeländer. Dänemark, Schweden, Norwegen und die preußischen Ostseehäfen erhielten zusammen noch nicht die Hälfte der Quantität, die Australien schon verlangt. Der Absatz nach Asien, dessen Verkehr mit dem hiesigen Lande auf den ältern wie den neuern Handelswegen sehr steigt, beträgt trotz seiner so starken Bevölkerung dennoch nur erst den dritten Theil von dem in Amerika und etwas über die Hälfte des europäischen. Für diesen Absatz kann man die Märkte Asiens in drei Abschnitte theilen.

Indien und China nehmen	55,628,627	Yards
Die Türkei und Persien nehmen	27,735,261	—
Java und Mauritius nehmen	2,744,220	—
	86,108,108	—

Diese Märkte versprechen dem englischen Ausfuhrhandel in der Zukunft eine noch viel größere Ausdehnung, und werden wahrscheinlich in einem Jahrzehent ihre Konsumtion britischer Manufakturen verdoppeln. Diese Erwartung gründet sich auf den für alle größern Häfen Großbritanniens freigegebenen Handelsverkehr mit China, die Ablegung vieler Vorurtheile und Aneignung von europäischen Sitten und Bedürfnissen unter den türkischen Völkerschaften, so wie der seit Kurzem begonnene sehr thätige Handelsverkehr mit den südöstlich vom schwarzen Meere liegenden asiatischen Provinzen.

Der Verbrauch Afrika's vertheilte sich folgendermaßen:

Aegypten nahm	4,621,398	Yards
Südafrika, das Vorgebirge der guten Hoffnung	3,318,693	—
Das westliche Afrika, Sierra Leone u. s. w.	2,553,460	—
Die Berberei, Marocco u. s. w.	534,180	—
	11,007,751	—

Aegypten steht demnach an der Spitze der Konsumenten, und ist England allein (Schottland nicht mit einbegriffen) für dessen Manufakturen von größerem Werthe als Rußland und Frankreich zusammen; ja die verhältnißmäßig geringe Bevölkerung der Kapkolonie nahm für sich und die angränzenden Völkerschaften im Innern nur ein Viertheil weniger als jene beiden großen Staaten mit ihren neunzig Millionen Einwohnern, und eine dreimal größere Quantität als die schon erwähnten nordeuropäischen Königreiche und die Uferländer der Ostsee. Für Australiens Konsumtion gibt es keine besondern Abschnitte; sie umfaßt Neusüdwales und alle andern größern und kleinern Inseln Australasiens.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 196.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Julius 1836.

Herkunft der jetzigen Griechen.

Jedem ist wohl mehr oder minder der Streit bekannt, der sich über den Ursprung der jetzigen Bewohner Griechenlands zwischen mehreren Gelehrten entsponnen hat, und die Behauptung Fallmerayers, daß kaum ein Tropfen ächten althellenischen Bluts mehr in Griechenland sey, daß die Bevölkerung zwischen dem sechsten und achten Jahrhundert ausgemordet worden, und ein ganz anderes Geschlecht jetzt jenen klassischen Boden einnehme, ist von den schwärmerischen Verehrern des griechischen Alterthums mit einem Schrei des Unwillens aufgenommen worden. Hr. Fallmerayer hat sich bemüht, den Beweis seiner Behauptung historisch zu führen, und wenn wir uns gleich nicht anmaßen, unsere zustimmende Ansicht der seiner gelehrten Gegner gegenüber geltend machen zu wollen, so sey es uns doch erlaubt, aus der Vorrede des mit nächstem erscheinenden zweiten Theils der „Geschichte der Halbinsel Morea's" die bezeichnendste Stelle über die jetzigen Bewohner Griechenlands auszuheben, da er als Augenzeuge spricht und in dieser Vorrede seine ganze Argumentation kurz zusammenfaßt.

„Das berühmte Volk der alten Athenäer, d. i. jene hellenisch redenden Jonier der klassischen Vorzeit, sucht man heute vergeblich in ihren Burgflecken und in ihrer Hauptstadt. Allein nicht etwa geschwächt, oder durch Beimischung fremdartiger Elemente zersetzt, wie man es jetzt hin und wieder gern zugibt, sondern von der Wurzel herausgerissen und wie seine alten Götter im Laufe der Jahrhunderte von der Oberfläche des Erdbodens weggeschwemmt und zertrümmert wurden die Bewohner von Attika. Albanier oder Schkypitaren, deren Muttersprache nicht das Griechische, sondern das barbarische Schkypi ist, haben die verlassenen Sitze eingenommen. Selbst in der Stadt Athen, wo sich seit der Revolution eine von allen Gegenden der Türkei und des Abendlandes zusammengewürfelte Bevölkerung bildet, ist der Kern so sehr albanesisch, daß ein besonderes Tribunal nöthig ist, um auf Schkypitarisch Recht zu sprechen. Diese albanesischen Attiker verstehen zwar häufig auch das Romäische, und sprechen es im Verkehr mit Ausländern, unter sich aber reden die Familien in der Hauptstadt und besonders auf dem offenen Lande nur das Schkypi. Nenne man, wenn man will, die Schkypitaren von Marathon, von Eleusis, von der Akademie Platons immerfort Hellenen, da sie den Herzpunkt des alten Hellas inne haben; nur die witzigen Zeitgenossen eines Aristophanes und Menander suche man unter ihnen nicht mehr.

„Allein zugestanden, wie man nicht vermeiden kann, daß Alt-Attika heute ein schkypitarisches Land ist, so wird das Verhältniß vielleicht in den attischen Nachbarländern, z. B. in Böotien, günstiger seyn. Wenn man auf dem Wege von Eleusis durch öden Steingrund und traurige Nadelholzwaldungen fortwandernd den Höhenkamm des Cythäron erreicht, hat man in weitem Ueberblicke die Ebenen des alten Böotien vor sich: links am Fuße des Berges neben dem Dorfe Kokala das alte Gemäuer von Platäa; weiter vorwärts die Schutthaufen, wo einst Leuktra und Thespiä am Vorfuße des Helikon standen; Onchestos, Haliartus, Koronäa trifft man auf dem Wege von Theben nach Livadia, und weiterhin gegen die phokische Gränze Plutarchs Vaterstadt Chäronea.

„Hellenische Leute bewohnen also doch noch diese Städte, Nymphen die Dirce-Quelle und die Musen den Helikon? Vergebliche Hoffnung! Nicht etwa halb zerstört, wie die Bauwerke von Suan und Karnak in Aegypten, oder Hems und Baalbek in Syrien, sondern vom Erdboden weggefegt sammt ihren Bewohnern sind ebenfalls alle hellenischen Städte Böotiens ohne alle Ausnahme, um hie und da einem sarmatischen Dörflein Dobrena, Granitza, Distra, Topolia, Kaprena, den Platz zu überlassen; ja der Helikon selbst trägt seit mehr als tausend Jahren den bulgarischen Namen Zagora. Horcht man aber auf die Rede der Leute von Dobrena, Distra, Kokala und Granitza, so ist sie auch nicht einmal mehr sarmatisch wie ihre Dorfnamen, sondern ebenfalls schkypitarisch, wie in Attika.

„Wendet man sich dagegen von Böotien südlich durch Megaris gegen die Landenge von Korinth, so weiß man nicht, ob man im alten Griechenland oder mitten in Albanien ist; denn die Schkypitaren haben sich auch in diesen Gegenden so ausschließlich festgesetzt, daß sie hier noch nicht einmal das Neugriechische in so weit erlernt haben, um sich Fremdlingen verständlich zu machen, wie wir selbst an Ort und Stelle, z. B. in Pera-

chora und Kuludschik erfuhren. Wenn also jemand alles Land von Kap Sunium bis zur Schneide des Helikon, und von der Landenge bei Korinth bis Oropo und zur heutigen Eparchie Talanti hinauf „Neu-Albanien" nennt, so wird er die Sache mit dem rechten Namen bezeichnen. Denn diese benannten Provinzen des griechischen Königreichs haben mit dem Hellenismus keine nähere Verwandtschaft als Hochschottland und die afghanischen Distrikte Candahar und Cabul.

„Ein entschiedener Vertheidiger der alten Hellenen wird sich dessen ungeachtet noch nicht für besiegt erklären, er wird vielmehr seine letzte Hoffnung auf den „Ursitz der griechischen Race," auf den dorischen Peloponnes und seine nahe liegenden Inselchen setzen, und in den Moraiten unserer Zeit die alten Hellenenstämme dieses Eilandes deutlich erkennen, wird von Achäern, Tzakonen, Lakonen, Messeniern und Argivern reden, und — die alten Bukoliker in der Hand — mit besonderer Vorliebe bei Arkadien und den arkadischen Hirten verweilen, zuletzt aber noch mit gerechtem Stolz auf die Seehelden von Hydra hinweisen. Allein gleich auf der Schwelle des Peloponneses begegnet einem schon wieder das energische und kräftige Bauernvolk der Schkypitaren. In Ueberzahl findet man es in den beiden Vorstädten Korinth und Argos; in den Gegenden aber, wo einst Epidaurus, Trözene, Hermione und Mycenä standen, d. i. in der ganzen alten Landschaft Argolis, sind Schkypitaren die einzigen Bewohner. Nauplia, vor dem Aufstande nur von Osmanli bewohnt, hat jetzt eine von Albaniern, Neugriechen und Fremdlingen verschiedenen Ursprungs gemischte Bürgerschaft ohne bestimmten Charakter.

„Zieht man aber von Korinth westlich in das Gebirge hinauf, wo einst Phlius war, und durch das achäo-arkadische Bergrevier über die Ortschaften Krakau und Warschau bis Kamenz in Achaja, und von dort südlich über Landsoi und Glogau nach Züllichau, und Alt-Wolgast*) vorüber bis hinab zur Seestadt Arkadia oberhalb Navarin, so kann man auf dieser langen Wanderschaft täglich zweimal in schkypitarischen Dörfern einkehren, obwohl die peloponnesischen Albanier seit Phrantzes Zeiten in vielen Gegenden ihr heimathliches Schkypi bereits mit der Sprache der sarmatischen Neugriechen vertauscht haben. Jene Distrikte der beiden alten Landschaften Arkadien und Elis dagegen, die zwischen dem linken Ufer des Alpheus, dem Meere und den Marken der messenischen Krywitschen liegen, besonders die Hirtenquartiere um die Ruinen des Apollotempels bei Skleros und der Seestadt Arkadia, sind mit ihren Dörfern, Städtchen, Alpen jetzt noch reines Schkypitarengebiet, und selbst aus dem Taygetus hat man nur die mohammedanischen Albanier ausgetrieben.

„Ganz frei von diesen Fremdlingen ist auf Morea nur der schmale, gleichfalls sarmatisirte Küstenstrich von Tzakonia.

„Es sind nun noch die Morea gehörigen Inseln Spetza, Hydra und Poros übrig. In diesen fließt aber das reinste albanische Blut, ohne allen Beisatz und ohne alle fremde Zuthat; hier ist das Hauptquartier der Schkypitaren, hier der Mittelpunkt aller Macht, Intelligenz und Reichthümer dieser auf hellenischem Boden eingebürgerten Fremdlinge. Vom Loose dieser Eilande, besonders Hydra's, hing Leben und Tod des letzten Aufstandes ab; auf Hydra war die Seele und die bewegende Kraft des großen Drama. Die Revolution ist demnach eine rein schkypitarische, nicht eine hellenische, weil alle wahrhaft glänzenden und nachhaltig wirksamen Thaten des Kampfes durch Krieger des Schkypitarengeschlechts verrichtet wurden. Heutzutage weiß jedermann, daß die heldenmüthige Katastrophe Misolunghi's und die Standhaftigkeit der hydräischen Schiffer die beiden Lichtpunkte des Aufstandes und zugleich die Rettungsanker des griechischen Volkes waren. Der Ruf dieser beiden Thaten hat Europa erschüttert und endlich die Könige zur Barmherzigkeit bewogen; beide gehören sie aber ganz ausschließlich und allein den Schkypitaren von Suli und Hydra an. Was hat dagegen die angeblich hellenische Race, z. B. die von Tschakonia gethan? „Ἐφύγαμεν ὡσὰν τὰ πρόβατα" ist das rechte Wort, mit welchem uns selbst ein Eingeborner aus * * *, an der tschakonischen Mark, die Heldenthaten seiner Landsleute schilderte. Wir wollen hiedurch niemanden das verdiente Lob entziehen, und räumen gern ein, daß viel Rühmliches hie und da auch durch Nicht-Albanesen, namentlich durch die griechisch-redenden Bürger von Arachova am Parnassus und Rumeliens überhaupt geschehen sey. Allein wenn wir beifügen, daß im Angesichte des Feindes zweimal das Feuerrohr zu laden unter allen Griechen nur der Schkypitar von Suli und Hydra vermochte, so fürchten wir selbst in Griechenland nicht viel Widerspruch zu erfahren.

„Wollte man sich die Mühe geben, sämmtliche Bewohner Morea's und Rumili's, von Thermopylä bis Kap Matapan, mit Einschluß der anliegenden Inseln Spetza, Hydra, Poros, Salamis und zum Theil auch Euböa, Andros und Aegina familienweise zu mustern, so würde man finden, daß noch zu dieser Stunde mehr als die Hälfte derselben nicht mehr der sarmatisch-griechischen, noch viel weniger der hellenischen, sondern der tapfern Schkypitarenrace angehört und ihre eigene Muttersprache redet. Nimmt man von dem Reste noch die gräcisirten Arnauten Morea's weg, dann die zeltbewohnenden Wlachen des nördlichen Lokriens, die ackerbauenden Wlachen aller Provinzen, die seßhaften Zigeuner Aetoliens und die organisirten Bettlerhorden des Erevari; dann die Nachkommen der Bulgaren, der Krywitschen und der taygetischen Slaven, der Karantanen und Sarmaten aller Geschlechter, der Italiener, Spanier, Provenzalen, Wallonen und ägyptischen Araber, deren Niederlassung und Mischung in Griechenland historisch erwiesen, und selbst in byzantinischen Schriften des 15ten Jahrhunderts zugestanden ist; so fragen wir, die wievielte Familie des Königreichs jemand für althellenisch zu erkennen den Muth hätte?"

*) Alle diese slavischen Ortsnamen finden sich nur etwas gräcisirt in Morea. S. Fallmerayer's Geschichte I. Cap. V. pass.

Bekenntnisse eines Deportirten.

1. Die Diebe in London.

(Fortsetzung.)

Die Diebszunft in London theilt sich in zwei Hauptklassen. Die eingefleischtesten und verhärtetsten, deren Namen, frühere Lebensweise und Gewohnheiten den Polizeibeamten vollkommen

bekannt sind, bilden gewöhnlich kleine Gruppen von drei bis fünf Menschen, die sich fast immer einander gegenseitig verrathen, wenn das Verbrechen begangen ist. Die Cracksmen (Hauseinbrecher), so nennt man sie, sind meist die Vorhut des Raubes; nie schrecken sie vor Mord, Gewaltthat oder Brand zurück, Hyänen gleich wühlen sie sich durch die Gesellschaft und setzen Alles für Alles aufs Spiel. Da sie bekannt und registrirt sind, so ist die Polizei, sobald sie sieht, daß einer von ihnen Aufwand macht, ein neues Kleid trägt, oder die Wirthshäuser fleißig besucht, gewiß, daß er irgend einen Raub vollzogen hat und nimmt ihn fest.

Die andere der erstern weit überlegene Unterabtheilung wird Swell Cracksmen (Große Räuber) genannt, und diese sind so gut organisirt und disciplinirt, als Napoleons, des großen Condé, oder Wellingtons Heer. Aus der folgenden Schilderung kann man auf die systematische Vollkommenheit schließen, mit welcher alle ihre Unternehmungen betrieben werden. Diese Herren halten sich sorgfältig verborgen und hüllen sich in einen geheimnißvollen Schleier. Selbst ihre Agenten wissen ihre Namen nicht, und nie sieht man sie in Wirthshäusern sich versammeln, wo sie von der Polizei verfolgt und leicht entdeckt werden würden. Sie haben ihre Spione, die, gut gekleidet und in der großen Welt lebend, sich damit begnügen, ihnen günstige Gelegenheiten und etwaige Gefahren zu bezeichnen, aber niemals an der Ausführung Antheil nehmen. Die Hauptleute dieser Banden (London zählt deren zwei oder drei) tragen stets die größte Sorge, ihre Leute der ersten, zweiten und dritten Klasse ja nicht Noth leiden zu lassen, was sie zur Verzweiflung treiben und gar leicht die ganze Bande gefährden könnte. Meine Verbindungen mit ihnen haben mich mit ihrer Hierarchie und Disciplin bekannt gemacht, ohne daß ich deßhalb die Namen der Häuptlinge oder der Untergebenen erfahren hätte.

Ich kam nicht unmittelbar zu diesem gefährlichen Handwerk; von meinem eilften bis zu meinem zwanzigsten Jahre ergriff ich wenigstens sechzig verschiedene Gewerbe, von denen eines so wenig einträglich, und eben so elend und mit Verachtung gebrandmarkt war als das andere. Zuletzt wurde ich Resurrectionist oder Leichenhändler, der natürliche Uebergang zum Diebshandwerk.

Soll ich die nächtlichen Unruhen, die tollen Abenteuer und die schauerliche Ausbeute aufzählen, die mich mit den meisten Kirchhöfen von London in Berührung brachten? Alle Journale sind voll von solchen Scenen, und ich glaube dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihn damit verschone. Der Chirurg, mit dem ich gewöhnlich zu thun hatte, war ein heftiger, zornmüthiger Mensch, der gut bezahlte, wenn er zufrieden war, im Gegentheil aber mit Entziehung seiner Kundschaft drohte. Einen Kadaver, auf den er besondern Werth legte, und den er uns theuer zu bezahlen versprach, versuchten wir dreimal vergeblich der Erde zu entreißen, die ihn verbarg; stets stellten sich der Ausführung unsers Vorhabens neue Hindernisse in den Weg. Schon standen wir nahe daran, unsern guten Kunden zu verlieren, als ich mir beikommen ließ, einen Nachtwächter, durch das Versprechen einer Summe Geldes bestechen zu wollen. Der Wächter bedachte sich und bestellte mich auf den folgenden Morgen in ein Wirthshaus. Kaum hatte ich mich aber dort eingefunden, als er die Polizei zu Hülfe rief und mich verhaften ließ. Man führte mich vor das kleine Tribunal in der Bow-Street, wo ich vom Friedensrichter mit einigen Verweisen entlassen wurde. Kaum war ich auf der Straße, als ein Mann, der dem Gericht beigewohnt hatte, zu mir trat, mich vom Kopf bis zu den Füßen mit bedeutenden Blicken musterte, und endlich sagte: „Beim Teufel, Herr, ein schlechtes Gewerbe für einen Mann wie sie, auf die Leichenjagd zu gehen. Sie sind gut gekleidet. Sie haben recht, wenn sie glauben, daß das Kleid die erste Schutzwehr in der Welt ist. Fahren Sie so fort; ich kann Ihnen vielleicht dienen."

„Aber woher kennen Sie mich denn?"

„O, ich kenne alle Welt, behende Leute wie Sie, die gerne gut leben und eben nicht dem Glück im Schooß sitzen. Man hat mich beauftragt, den Assisen in Bow-Street beizuwohnen, und dort einen Mann wie sie sind zu suchen. Sie sind gerade so wie ich Sie brauche. Speisen wir morgen zusammen. In einigen Tagen werde ich mich näher erklären."

Ich speiste wirklich mit dem Fremden; er beschied mich mehreremale an verschiedene Orte, und erst nach unserm fünften Zusammentreffen erfuhr ich wer er sey. Es war nämlich einer jener Spione, welche für Ausfüllung von Lücken in den Gaunerheeren sorgten, und so machte er mich nach und nach mit seinen Aufträgen, seinen Absichten und dem bekannt, was man von mir erwarte. Nie kamen wir im Wirthshaus zusammen, stets führte er mich in sein gut eingerichtetes Quartier oder zu einem seiner Freunde. Acht Tage später bat er mich, ihn auf dem Weg nach Chelsea zu begleiten, und ich willigte ein. Gegen das Ende der Straße Sloane näherte sich ein gut gekleideter Mann meinem Gefährten und sagte: „Sie können sich entfernen; wir aber, mein Herr — fuhr er zu mir gewendet fort — werden, wenn es Ihnen gefällig ist, in der Umgebung von London speisen."

Mein Führer gehorchte augenblicklich, und mein neuer Gefährte hieß mich mit ihm in eine Seitenstraße folgen, wo ich geduldig wartete, was er mir eröffnen würde.

„Man hat uns viel Gutes von Ihnen gesagt," hub er endlich an, allein es ist nöthig, daß Sie wissen, wessen man sich von Ihnen versieht und was Sie zu erwarten haben. Meine Pflicht erheischt, Ihnen dieß mitzutheilen. Sie können sich glücklich schätzen, an diesen einträglichen und stets mit glücklichem Erfolg gekrönten Unternehmungen Theil nehmen zu dürfen. Vergessen Sie keines meiner Worte, und erinnern Sie sich stets an meine Lehren, denn es handelt sich hier um Ihr Glück, ja sogar um Ihr Leben. Meiden Sie alle rauschenden und auffallenden Vergnügungen, welche Sie bloßstellen würden, und die sich nicht mehr mit den Verpflichtungen vertragen, die Sie eingehen werden. Hören Sie auf, Wirthshäuser zu besuchen, brechen Sie alle Bekanntschaft mit alten Freunden ab. Es wird Ihnen nie an Geld fehlen, und Sie werden wohl thun, sich mit Kaufleuten, Bürgern und Künstlern in Verbindung zu setzen, die in gutem Rufe stehen."

Dieß waren ungefähr die guten Lehren, welche ich von meinem Begleiter empfing. Die Rede ging ihm nie aus, und hätte mir nicht aus seiner Predigt die Hoffnung einer Verbesserung meines Schicksals geleuchtet, so hätte ich ihn vielleicht gar nicht angehört. Zu Tulham angekommen, traten wir in ein gutes Gasthaus, wo mein Führer bei trefflich besetzter Tafel seine Jeremiaden aufs neue anstimmte. Er drang besonders darauf, daß ich keine sekundären Diebstähle begehen, daß ich mir von dem Erbeuteten nichts zueigne, und blindlings den Befehlen der Obern gehorchen solle. Ich sollte einen starken Sold bekommen, dafür aber auch entschlossen in den Kampf gehen, und jeder Versuchung für eigene Rechnung zu stehlen, widerstehen. Diese Bedingungen waren ein wenig hart, und der feierliche Ton, mit dem sie mir vorgelegt wurden, hätte sich im Munde eines Ministers, der mit einem Gesandten unterhandelt, recht gut ausgenommen.

„Ich werde Ihnen," fuhr mein Gefährte fort, „jemand schicken, der Sie noch besser von dem unterrichtet, was Sie zu thun haben. Seyn Sie treu, pünktlich, gewissenhaft. Liefern Sie Alles ab, was in Ihre Hände fällt, denn die geringste Untreue käme an den Tag und würde bestraft. Die Gesellschaft gewährt ihren Dienern einen hinreichenden Antheil; dagegen verlangt sie die strengste Redlichkeit, und Rechenschaft von der kleinsten Summe wie von der größten. Unsere Maßregeln sind so gut genommen, daß Sie uns nicht entkommen würden. Wissen Sie endlich, daß die geringste Uebertretung dieses Gesetzes stets die schnellste und schrecklichste Strafe nach sich gezogen hat."

Eine Banknote von 10 Pfund ging bei diesen Worten aus seiner Hand in die meine, und endlich stellte er mir noch eine Karte zu, auf welcher mit Bleistift die Worte geschrieben standen: „Morgen Vormittag um 11 Uhr, an der Pforte des Armenhauses, dem Wirthshaus zum Elephanten gegenüber." Hierauf warf mein Gefährte noch eine blanke Guinee zur Bezahlung unserer Zeche auf den Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 31sten Mai las Herr Deshayes eine Note über die mittlere Temperatur der geologischen Epochen der Tertiärschichten nach dem Maßstabe der lebenden und fossilen Muscheln vor. Nach ihm verdienen die Seethiere in dieser Beziehung eine besondere Aufmerksamkeit, da sie in einer konstantern Temperatur leben. Wenn man die jetzige Vertheilung der Mollusken betrachtet, so findet man, daß die Zahl der Arten sich mehrt, je näher man den Aequatorialmeeren kommt. Unter 80° Breite ist die Zahl der Arten 10 bis 12, und sie steigt allmählich, bis sie in den Meeren am Senegal und Guinea über 900 beträgt. Jede Zone zwischen diesen beiden Gränzen enthält eine gewisse Anzahl Arten, die sich in den benachbarten Zonen wieder finden, doch findet dieß in stärkerem Grade gegen den Aequator zu, als gegen die Pole statt; auch hat jede ihre eigenthümlichen Arten, die demnach an einen bestimmten Temperaturgrad gebunden sind. Sie können also, wenn man sie in Niederschlägen findet, die Temperatur der Gegend zu derjenigen Epoche anzeigen, wo der Fels sich bildete. Deshayes theilt die Tertiärformationen in drei Epochen. Die neuesten Formationen sind die von Schweden, Norwegen, Dänemark, von dem heiligen Hospiz bei Nizza und ein Theil Siciliens: fossile Muscheln, die sich hier finden, zeigen noch dieselben Arten, wie sie sich in den benachbarten Meeren lebend finden, ein Beweis, daß zu der Zeit, wo diese Landstriche sich bildeten, die Temperatur wesentlich dieselbe, wie jetzt war. In den Tertiärschichten der Länder um das Mittelmeer zeigen die fossilen und die lebenden Muscheln keine so vollständige Uebereinstimmung. Einige der Fossilien finden sich lebend nur in den tropischen Meeren Afrika's und Indiens, und andere, die im Mittelmeere leben, zeigen sich in den genannten Strichen gar nicht. Die dritte Epoche umfaßt eine große Zahl kleiner Bassins im Centrum Europa's, als die Superga bei Turin, das Bassin in der Gironde, die Salzteiche der Touraine, das kleine Bassin von Angers, das Bassin von Wien, von Podolien, Wolhynien und einigen Theilen Südrußlands, vermuthlich auch die ehemaligen Sumpfstrecken um Mainz und längs dem Rhein. Die Fossilien, die man hier findet, sind Arten, die nur heißen Meeren am Senegal und bei Guinea angehören. Die genannten Orte standen also einst unter dem Einfluß einer tropischen Temperatur, die jedoch nicht immer gleichförmig war.

Das Giornale delle due Sicilie vom 25sten Mai gibt Nachrichten von einem heftigen Erdbeben, das in Calabria citeriore den Distrikt Rossano verheerte. Die zwei Gemeinden Rossano und Crosia haben am meisten gelitten; namentlich im erstern blieb nach dem ersten Stoß nicht ein Haus ganz stehen. Derselbe Stoß machte sich auch zu Genosa in der Provinz Otranto und zu Conco in der Provinz Basilicata bemerklich, und ging also von Nordost gegen Südost.

Literarische Notiz.

Der American Bookseller Advertiser macht nachstehendes Verzeichniß der im Jahre 1835 erschienenen literarischen Neuigkeiten, mit Ausschluß der Flugschriften, periodischen Blätter und neuer Ausgaben, bekannt. Die erste Kolumne weist die amerikanischen Originalwerke und die zweite Auflagen ausländischer Werke nach.

Gegenstände.	Amerik.	Ausländ.	Summe
Biographien	19	11	30
Geschichte	4	8	12
Reisen zur See und zu Land	14	11	25
Statistik und Handel	9	2	11
Theologie und Gottesgelehrsamkeit . .	20	22	42
Religion und häusliche Pflichten . .	15	13	28
Vermischte Schriften	26	10	36
Almanachs	10	—	10
Ethik und Politik	3	5	8
Gesetzkunde	7	5	12
Medizin und Chirurgie	6	5	11
Künste und Wissenschaften	15	8	23
Novellen und Erzählungen	31	35	66
Poesie	7	12	19
Erziehung	60	15	75
Kinderschriften	22	17	39
	268	173	441

441 Bücher oder 547 verschiedene Bände, im Durchschnitt eine Auflage von 1000 Exemplaren von jedem, macht zusammen 547,000 Bände, welche in den Vereinigten Staaten in Einem Jahre gedruckt wurden, Flug- und periodische Schriften und neue Auflagen ungerechnet. 547 Bände, jeden tausendmal abgedruckt, kostet beiläufig 400 Dollars für jeden Band, und erfordert mithin eine Gesammtauslage von 218,800 Dollars, die, wenn man die neuen Auflagen älterer Werke mit hinzurechnet, auf wenigstens 250 000 Dollars anwächst, welche nur in einem einzigen Jahre im öffentlichen Verkehr umgesetzt wurden. Eines ist auffallend bei obiger Uebersicht, nämlich die große Zunahme von Originalnovellen seit 1834. Im Jahre 1835 erschienen zum Erstenmal 31 neue amerikanische Novellen! Schulbücher zeigen sich in gleichem Ueberfluß. Ein anderer interessanter Umstand ist die Zunahme der Originalwerke: Im Jahre 1833 erschienen ein Drittel mehr ausländische als Originalwerke; 1835 hat sich das Verhältniß im umgekehrten Sinn bedeutend vergrößert. Dieß scheint darauf zu deuten, daß die Vereinigten Staaten daran sind, sich — besonders in den nützlichen und gediegenen Zweigen und namentlich in der Erziehung — ihre eigene Literatur zu bilden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 197.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Julius 1836.

Reste des Buddhismus in Indien.

Der bekannte Professor Wilson hielt vor Kurzem vor einer zahlreichen Versammlung eine Vorlesung über diesen Gegenstand, aus der wir Einiges entlehnen. Der Buddhismus ist geschichtlich um so merkwürdiger, als er jetzt ungefähr 270 Millionen Anhänger zählt, die alle außerhalb Indiens, dem Lande seiner Entstehung, sich finden, denn aus Indien selbst ist er als Religionspartei völlig verschwunden. Daß er jedoch seinen Ursprung in Indien hat, ergibt sich aus den Zeugnissen verschiedener Nationen und Schriftsteller, in denen sich die Existenz des Buddhismus in Indien, und zwar in einem blühenden Zustande vom 6ten Jahrhundert vor bis zum 12ten oder 13ten Jahrhundert nach Christo verfolgen läßt. Zwischen dem letztern Zeitpunkt und dem 16ten Jahrhundert verschwand er völlig. Unter den Bemerkungen über den Buddhismus in Indien sind einige der merkwürdigsten die in den christlichen Kirchenvätern, von denen mehrere dieser Religion erwähnen, aus welcher einige Schriftsteller von der Sekte der Manichäer einen Theil ihrer Glaubenssätze entlehnt zu haben scheinen.

Hr. Wilson ging sodann auf die Hauptlehren der Buddhisten über und auf die Punkte, worin sie sich namentlich von dem braminischen Glauben unterschieden, und sieht diese namentlich in der Lehre von der höheren Natur in Menschen, die sogar der der Götter gleichkomme, und in der daraus folgenden Vernachlässigung der braminischen Gottheiten. Der Hauptunterschied und die Unvereinbarkeit dieser beiden Religionen, die als polytheistisch doch sonst recht gut neben einander hätten bestehen können, lag aber wohl in der Lehre von der Gleichheit aller Menschen und der Verwerfung aller Kasteneintheilung, worauf das Gebäude braminischer Herrschaft beruht. Daraus erklärt sich auch der wüthende Haß, womit die Braminen alle Buddhisten verfolgten, und der Fall des Buddhismus läßt sich wohl schwerlich durch eine bloße Nachlässigkeit und Mangel an Schutz von Seite einflußreicher Personen erklären, sondern, wie schon Ampère nach dem Vorgang Remusats in seiner Uebersicht über die Arbeiten des letztern gethan hat, man muß eine gewaltsame Vernichtung und Ausrottung des Buddhismus annehmen.

Endlich ging Hr. Wilson auf die Ueberreste buddhistischer Denkmäler in Hindustan über, die von fünferlei Art sind: Statuen, Skulpturen, Säulen, Tempel und Tschaitvas oder Topen. Die Bilder Buddha's sind zahlreich, aber mehr oder minder verstümmelt, an der Stellung und dem sinnenden Ausdruck, an den langen Ohren und dem gelockten Haar indeß leicht zu erkennen; sie sind stets wenigstens zum Theil bekleidet. Skulpturen sind selten; die gewöhnlichsten sind Darstellungen der Füße Buddha's mit einigen symbolischen Zeichen. An einem Orte Namens Whilsa sind mehrere Gruppen mit viel Anmuth und Kühnheit ausgehauen und merkwürdig, weil sie eine Sündfluth darstellen. In mehreren Theilen Hindustans sind Steinsäulen von bedeutender Höhe unter dem Namen Lats.*) Sie haben meist Inschriften in einer nicht mehr gewöhnlichen Schriftart, die jedoch kürzlich entziffert wurde. Der einzige bekannte Tempel über dem Boden ist ein altes zerstörtes Gebäude in Gaya in Behar, aber Höhlentempel sind nicht selten, und die merkwürdigsten finden sich, wie bekannt, zu Salsette, Karli, Ellora und andern Plätzen am Saum der Vindhyagebirge. Sie lassen sich leicht von ähnlichen Aushöhlungen anderer Religionsgenossen unterscheiben durch den unwandelbar vorhandenen cylindrischen und halbkreisförmigen oder kuppelartigen Bau, Dehgone genannt, worin, wie man glaubt, die Reliquien eines Heiligen oder Buddha's sich befinden. Zu gleichem Zwecke scheinen die ähnlichen, aber größern Bauten bestimmt gewesen zu seyn, die man Tschaitvas oder Topen**) nennt, und die sich im Nordwesten Indiens in großer Anzahl finden; gegen hundert sind geöffnet worden: sie waren ohne Ausnahme massiv, mit kleinen viereckigen Räumen in der Mitte, worin Kästchen, Ringe, Cylinder und Münzen sich finden; unter den letztern sind viele römische Konsularmünzen, Münzen der griechischen Kaiser und der sassanidischen Könige, die meisten aber sind Münzen der bak-

*) Dieser Name findet sich auch, wahrscheinlich aus Indien entlehnt, in muhammedanischen, namentlich persischen Schriftstellern.

**) Siehe hierüber: Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1836. II. Bd. Anhang: über die baktrischen Alterthümer.

trischen und indoscythischen Fürsten und der einheimischen Radscha's aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums.

Die Vorlesung schloß mit der Bemerkung, daß wie der Buddhismus durch Mangel an Unterstützung und durch Vernachlässigung gefallen sey, so werde dieß auch dem Bramanismus ergehen, und so dem Christenthum der Weg gebahnt werden. Wie aber der Buddhismus nicht durch Vernachlässigung sank, sondern höchst wahrscheinlich in Indien ausgerottet wurde, so möchte auch wohl schwerlich der in einigen zum Theil von Europäern bewohnten Handelsstädten mehr und mehr sich zeigende Indifferentismus ein Sinken des Bramanismus anzeigen, wenn gleich eine Umwandlung desselben immer unvermeidlicher werden dürfte.

Bekenntnisse eines Deportirten.

1. Die Diebe in London.

(Fortsetzung.)

Drohungen und Versprechungen wirbelten jetzt in meinem Kopf bunt durcheinander, und gar zu gerne hätte ich ergrübelt, wie man den Uebertretungen dieser Gaunergesetze auf die Spur kommen könne, und vor Allem, wie man sie bestrafen werde.

„Beim Teufel," rief ich endlich aus, „das ist eine gesellschaftliche Einrichtung im Kleinen gerade nach dem Muster der Großen. Die Mächtigen bleiben verborgen und entschlüpfen der Gefahr, die Kleinen aber müssen vor den Riß stehen. Es ist die Geschichte aller Verschwörungen; die geheimen Fäden werden von unsichtbaren Händen geleitet; die Acteurs, welche zum Vorschein kommen, sind elende Werkzeuge, welche der Rache und dem Ehrgeiz dieser Halbgötter geopfert werden. Sie wissen recht gut, welche Unternehmung uns in den gähnenden Abgrund schlendert, und werfen uns selbst hinein."

Ich wußte jetzt woran ich war.

Ich kam von meinem Ausflug wieder nach London zurück, mit Achtung erfüllt gegen eine so eng verbundene und verständig organisirte Gesellschaft. Mein Werber kam nie wieder zum Vorschein. In den Wirthshäusern, im Schauspiel, das er zu besuchen pflegte, nirgends war eine Spur von ihm aufzufinden. Kaum hatte er mich ins Garn gelockt, so wurde er auch schon von London entfernt, und ihm von jener Politik, die Nichts vergißt, die an Alles denkt und die von den europäischen Regierungen nachgeahmt werden sollte, ein wichtiger Auftrag in der Provinz ertheilt. So zerriß man alle Verbindung unter uns und schützte sich gegen unsre Rache, unsre Schwatzhaftigkeit und Treulosigkeit. Einmal angeworben hatte ich also nichts Besseres zu thun als zu gehorchen.

Ich begab mich auf meinen Posten. Ein Mann, dessen Kleidung und Benehmen auf gute Erziehung zu deuten schienen, kam gerade auf mich zu, zeigte mir eine der meinigen vollkommen ähnliche Karte zur Beglaubigung vor und sagte: „Wir haben mit einander zu sprechen; setzen wir uns in den eben vorbeifahrenden Wagen nach Croydon."

Ich stieg mit dem Fremden ein und tiefes Schweigen herrschte zwischen uns, bis wir nach Croydon ins Wirthshaus gekommen waren. Hier setzte er mir das Gesellschaftssystem auseinander, und überzeugte mich von der wundervoll einfachen Organisation, die alle Unternehmungen sicher stellt und ihren Erfolg gewiß macht.

„Sie stehen jetzt," sagte der Fremde, „unter dem Gesetz der Real Swells (der ächten Großräuber). Ihre neuen Schutzherren verdienen Ihre höchste Achtung. Ihre Arbeit erfordert nicht nur große Besonnenheit, sondern auch einen gebildeten Verstand. Indem Sie die Handarbeit Andern überlassen, theilen Sie sich in die zahllosen und höchst wichtigen Verwaltungsgeschäfte, unterhandeln mit den Spionen, kommen Geheimnissen auf die Spur, entwerfen Feldzugsplane für die Umgegend, rekrutiren Ihr Heer und sorgen für dessen Unterhalt, wenn es an Arbeit fehlt. Sie leben übrigens als Gentleman in der großen Welt, die keinen Verdacht wegen Ihres Gewerbes hegt. Sie berechnen Alles richtig, und seit zehn Jahren ist Ihnen auch nicht ein einziger Plan fehlgeschlagen. Es ist wirklich zu bedauern, daß Sie nicht Nationen zu leiten haben. Ich, der ich Ihnen gehorche, kenne Sie nicht, und werde Sie auch in meinem Leben nicht kennen lernen. Sie sehen in mir, was man in der Theatersprache einen Inspicienten nennt. Ich gebe das Zeichen mit der Glocke, spielen Sie nun Ihre Rolle. Hierauf beschränkt sich meine Pflicht, an die ich mich genau binde; man verlangt sonst nichts von mir, und ich hüte mich wohl nach Weiterem zu streben, denn dieß wäre mein Verderben. Die Anweisungen, welche ich Ihnen ertheile, sind mir mit der Post zugekommen; der Verfasser des Schreibens ist mir ganz unbekannt. Machen Sie es jetzt wie ich; thun Sie Ihre Schuldigkeit und lassen Sie vor Allem keine unzeitige Neugier blicken. Warum wollten Sie auch Widersacher gegen sich reizen, die weit furchtbarer sind als die Polizei. Von wem erhält denn diese und das Staatssekretariat die Nachweisungen, auf die sie so stolz sind, als von unserer Gesellschaft selbst; von der Gesellschaft, welche jene ihrer Mitglieder opfert, die ihr zuwider sind. Das Gesetz ruht in den Händen unsrer Obern; sie verkehren damit nach Gefallen. Sie wissen wo der Räuber wohnt, wohin er auf Raub ausgeht. Wenn er sie verräth, so brauchen sie ihm nur ein Geschäft aufzutragen, bei dem er dem Galgen nicht entgeht. Unsre Angelegenheiten sind geordnet gleich dem besten Uhrwerk, und ich glaube nicht, daß Sie irgendwo anders eine bewundernswerthere Eintheilung der Geschäfte finden werden." Mit diesen Worten verließ mich der Fremde.

Das Werkzeug und nicht die bewegende Kraft zu seyn; sich als Opfer hingeben zu müssen mit dem Gedanken, daß die Urheber des Unternehmens gegen alle Gefahr geschützt sind; von den Hauptverbrechern selbst der Gerechtigkeit überliefert werden zu können, und dabei in Niedrigkeit, ohne andere Aussicht als die auf den Galgen seine Tage hinzubringen — welch ein Leben! Ich hatte indeß keine andere Wahl. Ein trefflicher Appetit, eine bedürfnißreiche Jugend, gänzliche Unkenntniß irgend eines Gewerbes, Mangel an allem Unterricht, eine Waise ohne Obdach und eine Moralität unter Null — dieß waren meine Piloten auf dem stürmischen Meer des Lebens.

„Sie sind nun ein Familienglied geworden," fuhr der

Fremde fort, der inzwischen wieder hereingetreten war. „Ich habe einige Geschäfte auszutheilen, das Ihrige ist das Leichteste. Ein Wagen soll geplündert werden, der mit einigen Tausend Thalern beladen ist." — „Teufel," fuhr ich auf, „und das nennen Sie leicht?" — „Nichts kann leichter seyn. Thun Sie was man Ihnen sagen wird, sonst nichts; befolgen Sie Ihre Instruktionen buchstäblich. Alle Plätze im Innern des Wagens gehören uns; das Unternehmen kann ohne Sie nicht zu Ende geführt werden. Hier nehmen Sie diese zehn Pfund Sterling und diese geschriebenen Instruktionen. Kaufen Sie einen Mantel mit großem Kragen, in welchem Sie Ihr Gesicht verbergen können. Nehmen Sie ferner all Ihr Geld mit, denn man muß auf Alles gefaßt seyn, um im — jedoch gar nicht wahrscheinlichen — Nothfall, einige und sechzig Meilen zwischen sich und seine Feinde legen zu können. Dießmal hat es jedoch nicht die geringste Gefahr. Bestellen Sie Ihren Platz nach Birmingham bei guter Zeit, und reisen Sie am Donnerstag von Birmingham wieder zurück. Sprechen Sie mit niemand und haben Sie auf niemand Acht, wer es auch sey: das Ereigniß selbst wird Sie weiter unterrichten. Die zehn Pfund sind ein Abschlag auf ihre Einkünfte, die von der höchsten Behörde bestimmt werden und gegen deren Ausspruch keine Einwendung erhoben werden darf. Nach Ihrer Rückkehr geben Sie sich nur mit rechtlichen Leuten ab, und nach Verlauf von acht Tagen finden Sie sich in Nro. 4 in der großen Oxfordstraße ein. Fragen Sie da, ob keine Briefe für Herrn Hodson eingelaufen sind, dann wird man ihnen vielleicht ein Schreiben einhändigen, dessen Vorschriften sie augenblicklich zu erfüllen haben. Sind keine Briefe da, so kommen Sie am nächsten Tage wieder und so fort, bis Sie ein Schreiben erhalten. Geben Sie mir Ihre Adresse, damit man Sie zu finden weiß, wenn man Sie plötzlich brauchen sollte, was jedoch nur selten der Fall ist. Leben Sie wohl, seyn Sie klug, und es wird Ihnen gut gehen. Denken Sie stets daran, daß Vorsicht die Mutter der Sicherheit ist; so lautet der Wahlspruch unserer Gesellschaft. Ich gehe nach Brighton."

Am folgenden Morgen verließ ich London mit dem Birminghamer Wagen, und bestellte meinen Platz wieder für den nächsten Donnerstag, wie mir befohlen war. Als ich in den Wagen stieg, fand ich noch zwei Personen darin, und der Conducteur war bereits ungeduldig, daß die übrigen Reisenden sich nicht einfinden wollten. Ich nahm meinen Platz ein, und bald darauf setzte sich ein ziemlich reich gekleideter Herr neben mich. Einer seiner Freunde hatte ihn zum Wagen begleitet, drückte ihm zum Abschied die Hand, warf einen prüfenden Blick in das Innere des Wagens, gab dann durch ein Nicken mit dem Kopfe zu verstehen, daß Alles nach seinem Wunsch sey und entfernte sich. Ich verstand dieses Nicken recht gut, es hieß so viel als, das Unternehmen kann ausgeführt werden; wie aber — das war mir ein Räthsel.

Ein Bankier von Birmingham schickte jeden Monat an einem bestimmten Tage das nöthige Geld und die erforderlichen Wechsel nach London, um dort seine umlaufenden Papiere einzulösen. In Folge eines zwischen den Eigenthümern der Postkutsche und jenem Bankier abgeschlossenen Uebereinkommens hatte man unter dem Wagensitz eine eiserne Kasse mit zwei sehr künstlichen Schlössern angebracht, zu denen die Londoner Agenten des Wechselhauses allein die Schlüssel besaßen. Die Häupter der ehrenwerthen Gesellschaft, zu der ich gehörte, hatten nun mehrere Reisen auf diesem Wagen gemacht, um die Schlüssellöcher genau in Wachs abzudrücken, und dann von dem Schlosser, der ausschließlich für die Gesellschaft arbeitete, Nachschlüssel machen zu lassen. Die Geschicklichkeit dieses Mannes war so groß, daß der erste Versuch schon vollkommen glückte, und das künstlichste der beiden Schlösser ohne Mühe geöffnet werden konnte.

Unter die zahllosen Marktschreiereien, mit denen man die Civilisation zum Besten hat, gehören auch die prahlerischen Ankündigungen von künstlichen Schlössern, welche angeblich kein Mensch öffnen kann. Ein winziger Schlüssel soll eure kostbarsten Schätze gegen räuberische Angriffe schützen. Wisset ein für allemal, daß es kein Schloß gibt, das sich nicht leicht öffnen ließe; wer euch das Gegentheil versichert, täuscht euch. Ich habe die Riegel der künstlichsten Schlösser geöffnet, und selbst die am theuersten bezahlten würden dem Scharfsinn der erfahrenen Gauner, welche Newgate beherbergt, nicht widerstehen. Nur recht massive Schlösser halten den Dieb einigermaßen ab, und zwar nicht wegen ihres künstlichen Baues, sondern durch ihr Gewicht und ihre Stärke. Es reichte hin dem Schlosser die äußern Dimensionen des Schlosses und den genauen Abdruck des Schlüssellochs zu bringen und nun lieferte er drei Nachschlüssel, von denen immer einer so gut aufschloß, als der ächte.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Achtzehnter Brief.

Mehr als ein Jahrhundert vor der Eroberung von Algier, und noch ziemlich lange nachher, hatten die Franzosen eine afrikanische Kompagnie, welche an verschiedenen Küstenpunkten Faktoreien unterhielt, und von der algierschen Regierung ein Monopol für die Ausfuhr von Wolle und Getreide und für die Korallenfischerei gepachtet hatte, welch letztere zu Bona betrieben wurde.

Auf der Reise nach Bona rief ich mir alte, angenehme Erinnerungen an Reisende zurück, welche die Pracht von den Korallenhainen beschreiben, die sie an der Küste des rothen Meeres, besonders bei ruhigem Wasser, gesehen haben wollen. Ich schmeichelte mir daher mit der Hoffnung, an der Küste des mittelländischen Meeres auch mit dem Anblick eines solchen Lustwäldchens, mit Meerfräuleins umspielt, erfreut zu werden; das Wasser war aber immer so unruhig, daß mir durchaus kein Blick in die Tiefe gestattet wurde. Ich erhielt indeß einige für mich neue Nachrichten hinsichtlich der Natur der Korallen; denn so bekannt und verbreitet dieses Meerprodukt auch ist, so weiß doch kaum eine unter zehn Personen, die man deßhalb befragt, Auskunft zu geben, in welches Reich der Natur es gehört.

Man hielt die Koralle lange für eine Meerpflanze, sie gehört aber nicht dem Pflanzen-, sondern dem Thierreich an, das heißt, sie ist die Wohnung eines kleinen Thieres, das sie zu seiner Wiege, seiner Woh-

Google

nung und zu seiner Katakombe macht, denn diese Substanz wird nicht eher vollkommen hart und einer Politur fähig, als bis der kleine Inwohner gestorben ist.

Der erste unter den alten Naturforschern, der den Korallen seine Aufmerksamkeit zuwendete, hielt sie für Steine, und so werden sie auch in einem der Orphischen Fragmente genannt, wo sie als Gegengift gegen Schlangenbiß empfohlen sind. Aristoteles gedenkt ihrer nicht, sein Schüler Theophrastus aber, ein Botaniker, verweist sie in das Pflanzenreich, und Dioscorides und Plinius, *) nebst einem Heer von Botanikern, selbst aus der neuern Zeit, folgten dem Beispiel Theophrast's. Ovid war derselben Meinung, und in den folgenden Zeilen:

„Sic et coralium, quo primum contigit auras
Tempore durescit: mollis fuit herba sub undis —“

spielt er auf einen Irrthum an, der sich bis in die neuern Zeiten fortgepflanzt hat, den nämlich, daß die Koralle bei ihrem Uebergang aus dem Wasser an die Luft sich verhärte. Die Wahrheit ist, daß die weich aus dem Wasser aufgefischte Koralle von einer noch lebenden Generation der Thierchen bewohnt ist.

Da die Botaniker bemerkten, daß die Koralle Wurzeln habe, d. h. daß sie sich an jeden Gegenstand, der ihr einen festen Punkt unter dem Wasser gewährt, anhängt; daß sie einen Stamm und Zweige habe, und daß die letztern Schichten derselben minder fest seyen als das Innere, so hielten sie diese letztern Schichten für die Rinde des Korallenbaumes. Noch im vorigen Jahrhundert behauptete der Graf von Marsigli, ein ausgezeichneter Naturforscher, als er kleine weiße Sprossen an einer aus dem Meere geholten Koralle bemerkte, daß dieß Blüthen der Korallenpflanze seyen. Die Botaniker hielten hierauf die Pflanzennatur dieses Meerproduktes lange Zeit für unzweifelhaft, bis endlich der französische Naturforscher Peyssonnel sich dadurch in Ruf brachte, daß er bewies, die Koralle sey keine Pflanze, und was man für Blüthen gehalten, seyen kleine Thiere. Die Beweise, welche er in dieser Hinsicht lieferte, setzten die Sache außer Zweifel, seine Theorie wurde aber noch eine Zeit lang von Réaumur selbst angefochten, der zu jener Zeit für den ersten aller Naturforscher galt. Eine Entdeckung, der Peyssonnels ähnlich — die von Trembley nämlich, von den Polypen im frischen Wasser — lenkte jedoch die Aufmerksamkeit der Gelehrten wieder auf Peyssonnels Theorie, und die Akademie der Wissenschaften sandte zwei ihrer Mitglieder, die Herren Guettard und Jussieu, an die Küste, wo Korallen gefischt wurden, und diese bestätigten, daß die kleinen blüthenförmigen Substanzen lebende Geschöpfe seyen.

Ehe ich von Bona abreiste, wurde mir ein Manuscript, ein Versuch einer Naturgeschichte der Koralle, zum Kauf angeboten, und ich schloß den Handel. Obschon der Verkäufer, ein verschlagen aussehender Bursche, der augenscheinlich mit der Korallenfischerei gut bekannt war, sich selbst für den Verfasser ausgab, so hatte ich doch kaum einige Seiten gelesen, als ich auch schon die Unwahrheit seines Vorgebens erkannte. Ich fand so viel Vergnügen bei dem Lesen dieses Artikels, daß ich beschloß ihn eigens zu übersetzen, denn er füllt mehrere Bogen und läßt sich nicht wohl abkürzen. **)

*) Plinius scheint auf die Korallenpflanze anzuspielen, wenn er sagt: „Nascuntur et in mari frutices arboresque: minores in nostro: rubrum enim et totus Orientis oceanus refertus est sylvis.“

**) Ich habe seitdem gefunden, daß es ein Artikel des Herrn von Blainville in einem kürzlich erschienenen philosophischen Dictionär ist.

Die Zeit für die Korallenfischerei im mittelländischen Meere ist von Mitte April bis Ende Julius. Man verfährt dabei auf folgende Weise: Gewöhnlich befinden sich sieben Männer in einem Boote, von denen sechs es regieren, während der siebente fischt. Die Maschine, mit welcher man die Korallen heraufzieht, besteht aus zwei kreuzweis zusammengebundenen Balken mit kleinen Gewichten beschwert, um welche man eine Menge Hanf und starke Netze locker gewickelt hat. Hat man die Maschine unter das Wasser gelassen und glaubt, daß sich recht viele Korallen in den Hanf und die Netze verwickelt haben, so wird sie an einem Seil heraufgezogen, wozu oft wohl sechs Boote mithelfen müssen. Diese Arbeit ist mühsam und oft mit Gefahr verbunden.

Was die Lage betrifft, in welcher die Koralle vorzüglich wächst — denn das Insekt baut seine Veste nicht bloß zufällig, sondern um sich gegen die Bewegung des Meeres zu sichern — so scheint sie die Richtung gegen Süden vorzuziehen. Die Tiefe, in welcher sie wächst, ist sehr mannichfaltig, von 10 bis zu 750 Fuß; wahrscheinlich findet sie sich auch noch tiefer, allein es würde zu beschwerlich seyn, sie aus noch größerer Tiefe heraufzuholen.

Man hat ferner bemerkt, daß die Koralle um so kleiner ist, je tiefer sie wächst. „Auf was, sagt Spallanzani, beruht nun wohl der Unterschied in dieser Hinsicht? Würden Korallen nur an Stellen gewonnen, wohin Wärme oder mindestens Licht dringen kann, so könnte man vermuthen, daß dieses Einfluß auf ihr Wachsthum haben; so aber ist es erwiesen, daß die Korallen selbst an solchen Punkten wachsen, wohin auch nicht ein Atom Sonnenlicht oder Wärme dringen kann, wenn nämlich die Behauptung eines berühmten Philosophen richtig ist, daß das Sonnenlicht nur bis zu einer Tiefe von 600 Fuß in das Wasser dringen kann, und daß ihre Wärme kaum bis auf ein Viertheil dieser Tiefe ihre Wirkung äußert.“ — Dennoch werden Korallen 750 Fuß tief heraufgeholt, es bleibt mithin schwer zu ermitteln, welcher einwirkenden Kraft das stärkere Wachsthum der Koralle in geringerer Tiefe zuzuschreiben sey. „Ich habe zuweilen geglaubt, fährt Spallanzani fort, der Druck des Wassers in so großer Tiefe könnte als Hinderniß ihrer Entwicklung angesehen werden, allein dem widerspricht die Erzeugung und das Wachsthum von zahllosen kleinen Pflanzen und Gewürmen, welche hinsichtlich der Zartheit des Körpers nicht unter den Korallenpolypen stehen.“

Die Korallen an der Küste der Berberei sind größer als die bei Messina; doch hat die rothe Gattung der letztern eine lebhaftere Farbe.

Spallanzani sagt, daß die sicilianischen Fischer den ganzen Strich, den sie ausbeuten, in zehn Bezirke abtheilen, von denen jeder nur erst nach Verlauf von zehn Jahren aufs neue besucht wird. Diesen Zeitraum halten sie zur vollen Entwicklung der Koralle nöthig, denn gehen sie von dieser Bestimmung ab, so finden sie die Koralle nicht nur kleiner und minder fest, sondern auch an Farbe nicht so lebhaft. Sind die zehn Jahre verstrichen, so wächst die Koralle, wie sie glauben, nicht mehr in die Länge, sondern in die Dicke, was jedoch auch seine bestimmten Gränzen hat, indem dieses Wachsthum nie den dritten Theil über die gewöhnliche Größe überschreitet.

(Schluß folgt.)

Der Prinz von Rohan hat einem Pariser Agronomen eine ungeheure Kartoffel zugesendet, die allein 10 (?) Menschen satt machen konnte. Bekanntlich hat derselbe eine seinen Namen tragende Kartoffelart in Frankreich eingeführt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 198.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Julius 1836.

Neueste französische Literatur.

Geschichte der französischen Revolution. XXIII Bd.

Von Buchez und Roux.

Wir sind im Januar 1793. Das Drama der Revolution erhält jeden Tag neues Interesse. Die Beschreibung desselben wird stets anziehender. Der 23ste Band des angezeigten Werkes begreift nur einen einzigen Monat. Aber welchen Monat! Januar 1793! Der Prozeß des Königs, seine Hinrichtung und die Haltung von Paris und der Provinzen stehen vor uns, als ob wir Zeugen eines Auftrittes in der Gegenwart seyen. In den Sitzungen des Konventes haben wir die Verhandlung über die Anklage und die Hauptverurtheilung. Buchez gibt die genaue und ausführliche Liste der sämmtlichen Mitglieder des Konventes, ihres Votums in der Hauptsache, so wie in der Frage über die Berufung an das Volk und die Verschiebung der Urtheilsvollziehung. Wir erfahren die eigenen Worte mehrerer berühmter Konventsglieder in diesem welthistorischen Prozesse, so z. B. das motivirte Votum von Robespierre, von Philippe Egalité, Herzog von Orleans und Vater des jetzigen Königs von Frankreich. Es ist in neuester Zeit vielfach von diesem Votum der nächsten Verwandten Ludwigs XVI die Rede gewesen. Da es die feindliche Presse war, welche ihm das peinliche Andenken seines Vaters zurückrief, so konnte man hie und da Zweifel an der genauen Wahrheit der von ihr behaupteten Thatsachen hegen. Hier sind nun Urkunden, die jeden Zweifel beseitigen. Die Deputirten von Paris waren: Robespierre, Danton, Collot d'Herbois, Manuel, Billaud-Varennes, Camille-Desmoulins, Marat, Lavicomterie, Legendre, Raffron, Panis, Sergent, Robert, Dusaulx, Fréron, Beauvais, Fabre d'Eglantine, Osselin, Robespierre jun., David, Boucher, Laignelot, Thomas, Egalité. Alle, mit Ausnahme von Manuel, Dusaulx und Thomas, stimmten unbedingt für den Tod, die meisten ohne Zusatz, einige mit der Beifügung „dans vingt-quatre heures“ — Philippe Egalité — so lautet das Protokoll der Versammlung — sprach: „Uniquement occupé de mon devoir, convaincu que tous ceux qui ont attenté ou attenteront par la suite à la souveraineté du peuple méritent la mort, je vote pour la mort.“ Bei diesen Worten entstand ein dumpfes Gemurmel (sourde rumeur). Wir haben das motivirte Votum von Carnot, der für den Tod stimmte, mit folgenden Worten: Dans mon opinion, la justice veut que Louis meure et la politique le veut également. Jamais, je l'avoue, devoir ne pesa davantage sur mon cœur que celui qui m'est imposé; mais je pense que pour prouver votre attachement aux lois de l'égalité, pour prouver que les ambitieux ne vous effraient point, vous devez frapper de mort le tyran. Je vote pour la mort. Wir haben das motivirte Votum von Daunou, der für die Deportation, von Condorcet, der für die schwerste Strafe, nur nicht den Tod, stimmte u. s. w.

Mehr als vierzig Jahre sind dahin geflossen seit jenem denkwürdigem Prozesse, aber heute noch machen die Verhandlungen desselben den tiefsten Eindruck auf den Leser. Das Publikum ist den Herausgebern der parlamentarischen Revolutionsgeschichte großen Dank schuldig für die unparteiische und gewissenhafte Genauigkeit, mit welcher sie alle Parteien beleuchtet, alle Einzelnheiten aufgezeichnet haben. Das Todesurtheil einmal verhängt, was kann noch Interessantes nachkommen? Diese Frage ist natürlich. Allein nachdem man die Verhandlung über den Sursis gelesen, ist man zweifelhaft, welcher Theil des Prozesses mehr Kühnheit und Eigenthümlichkeit an sich trägt.

Mitten unter diese Debatten drängt sich die Ermordung eines der Konventsglieder. Michel Lepelletier hatte im Palais Royal zu Mittag gegessen, und war eben im Begriffe zu zahlen und wegzugehen, als ein Mann in grauem Ueberrocke sich ihm näherte und ihn fragte: „Hast Du für den Tod Ludwigs XVI gestimmt?“ Auf die Antwort „Ja“ stieß er ihm einen Dolch ins Herz und entfloh. Dieser Mann war Panis, ein ehemaliger Garde du corps des Königs und schon früherhin wegen seiner Nichtswürdigkeit bekannt. Sonderbar, Panis entkam und alle Macht des Konvents war unvermögend, seiner wieder habhaft zu werden. Nach einiger Zeit verbreitete sich das Gerücht, Panis habe sich in einer Departementsstadt selbst das Leben genommen. Andern Nachrichten zufolge lebte er noch zur Zeit des Kaiserthums. Der Konvent ließ den unglücklichen Lepelle-

lier ins Pantheon bringen, und wohnte in Masse seiner feierlichen Bestattung bei.

Sodann kommt die freiwillige Amtsniederlegung von Roland. Der Minister schickte eine große, ausführliche Darstellung seines Lebens und seines Ministeriums an den Konvent. Sie fand großen Widerspruch. Natürlich war sie sehr zu seinen Gunsten.

Aus dem Konvente gehen wir in den Jakobiner-Club, wo die nämlichen Gegenstände noch einmal verhandelt wurden. Bei Gelegenheit der Demission von Roland bemerkt ein Mitglied des Clubs Folgendes: „Ich kenne Roland seit langer Zeit, ich kenne sein Privatleben wie sein öffentliches, ich denke der Versammlung und dem Publikum einen Dienst zu erzeigen, indem ich ihnen das Leben dieses erstaunlichen Individuums, die interessantesten Einzelnheiten mittheile." Die in dieser Biographie enthaltenen Thatsachen sind: „Roland, geboren zu Villefranche in dem Departement du Rhone, zeigte früh das Verlangen sich zu bereichern und ein wichtiger Mann zu werden. Unter der alten Herrschaft bewarb er sich um einen Adelsbrief. Als er unter die Jakobiner aufgenommen und zum Mitglied des Korrespondenzcomité ernannt ward, fand es sich, daß die Entwürfe seiner Schreiben an die verbündeten Gesellschaften so unorthographisch und so verwirrt abgefaßt waren, daß sie stets verworfen wurden. Madame ist es, die alle Arbeiten ihres Mannes macht, eine Thatsache, die ganz Paris kennt. Seitdem er Minister ist, leitet ihn Brissot. Brissot ist Minister des Innern, wie er unter den Namen Claviere und Lebrun Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen ist."

(Schluß folgt.)

Bekenntnisse eines Deportirten.

1. Die Diebe in London.

(Schluß.)

Alles ging auf die einfachste Weise vor sich. Ungefähr 30 Meilen von Birmingham zog einer meiner Reisegefährten die falschen Schlüssel hervor, eignete sich das Geld und die Wechsel zu, die er in ein kleines Felleisen legte, das er auf dem Schooße hielt, schützte dann in der Nähe von Oxford eine Unpäßlichkeit vor, und stieg ab, von einem andern der Reisenden begleitet, der die Rolle eines menschenfreundlichen Arztes spielte. Der dritte Reisegefährte blieb in Oxford, wo ein angeblicher Freund ihm begegnete und ihn einlud, bei ihm auszuruhen. Ich befolgte meine besondern Vorschriften, indem ich Henley an der Themse als meinen Bestimmungsort angab; hier stieg ich wirklich ab und schlug einen Seitenweg ein, der mich nach Marlow führte, von wo aus ich mit dem ersten abgehenden Wagen nach London fuhr. Acht Tage ruhte ich hier müßig auf meinen Lorbeern.

Sobald die mir vorgeschriebene Frist abgelaufen war, begab ich mich in die Oxford-Straße, wo mir ein Brief, an Herrn Hebson adressirt, zugestellt und die Bitte an mich gerichtet wurde, am folgenden Tag in der Taverne zur Syrene in Hackney bei London zu erscheinen. Ich stellte mich pünktlich ein. Ein großer schwarzer Mann mit einer Brille auf der Nase redete mich auf der Schwelle des Wirthshauses mit den Worten an: „Habe ich die Ehre Herrn Hebson zu sprechen?" — Als ich anstand zu antworten, rief er aus: „Ja, ja von Ihnen ist die Rede; Alles ist das Leztemal gut gegangen. Achtzig Pfund Sterling kommen auf Ihren Antheil; hier sind sie. Zwanzig Pfund wurden abgezogen, die Sie schon empfangen haben."

„Wenn mir recht ist," erwiderte ich, „habe ich in den Zeitungen gelesen, daß der ganze Fang sich auf 5000 Pf. St. belief."

„Allerdings, aber wir haben viele Leute zu bezahlen, und für die Mühe, die Sie gehabt haben, sind Sie gar nicht schlecht belohnt worden. Ich habe von einer neuern kleinen Unternehmung mit Ihnen zu reden."

„Lassen Sie hören."

„Dießmal erwartet man, daß sie persönlich handeln. Sie gehen nach Were (kleine Stadt in der Grafschaft Esser). Ein dortiger Viehhändler bringt gewöhnlich 500 Pf. in seiner Geldkatze mit vom Markte zu Hause. Sie ihm mit Gewalt zu nehmen ist unmöglich; unsre Verbrüderung ist wie die Kirche, sie verabscheut Blutvergießen. Der Mann, von dem ich spreche, wohnt allein mit einer alten Frau im letzten Hause des Fleckens, zu dem ich Ihnen hier den Schlüssel überreiche. Dieser zweite Schlüssel öffnet die Kommode, in welche er sein Geld verwahrt, wenn er schlafen geht. Treten Sie leise ein, wecken Sie niemand auf und bringen Sie bis in das Schlafzimmer. Wir wissen, daß Sie Ihre Erziehung als Sneak *) (Kriecher) erhalten haben, und deßhalb fiel unsre Wahl auf Sie. An der Thür des zu beraubenden Hauses werden Sie eine Postchaise finden, die Sie schnell wie der Wind weit von Ihren Verfolgern entfernen wird. Stellen Sie dem, der die Pferde lenkt, die ganze Summe zu, ohne etwas zu unterschlagen."

Dieses zweite Abenteuer behagte mir weit weniger. War der Viehhändler auch gefällig genug, recht fest zu schlafen? Werde ich als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen, der sich entspinnen könnte? dieß waren die Fragen, die ich mir stellte. Endlich beschwichtigte doch meine Furcht vor der Gesellschaft, der ich angehörte, meine Bedenklichkeiten, und ich begab mich in die Grafschaft Esser, wo ich das verhängnißvolle Haus in Augenschein nahm und den bestimmten Tag erwartete. Der Viehhändler hatte gute Geschäfte gemacht; seine Säcke waren voll Geld, Ale und Wein hatten ihm den Kopf schwindlich gemacht. Ich ließ meine Postchaise in gemessener Entfernung halten, stellte einen Mann an die Thüre des Hauses, mit dem Auftrag, mir dieselbe im Fall einer schleunigen Flucht zu öffnen, und dann zum Schutz gegen etwaige Verfolger wieder zu sperren, und ging ins Haus. Der Viehhändler schlief fest, was sich aus dem Schnarchen entnehmen ließ, das mir von der Treppe herab entgegenschallte. Ich stieg leise hinauf und befestigte zur größern Sicherheit einen Strick um das Bett, auf dem der Schläfer ruhte, so daß er, wenn er etwa hätte aufspringen wollen, sich in eine Schlinge verwickeln mußte. Alles

*) So werden die Diebe genannt, welche Geld aus Buden u. s. w. stehlen.

ging anfänglich nach Wunsch. Die Schublade ließ sich leicht öffnen, aber in dem Augenblick, wo ich mich meiner Beute bemächtigte, entschlüpfte ein Geldstück meinen Fingern, das durch sein Geräusch den Viehhändler aufweckte. In einem Augenblick war ich auf der Straße und in der Postchaise, die mich unter dem Geschrei der inzwischen erwachten Bewohner des Fleckens pfeilschnell davon führte. Ich entkam glücklich, und die bedeutende Rolle, welche ich bei dieser Gelegenheit gespielt hatte, sicherte mir einen guten Antheil.

Das merkwürdigste unter den Abenteuern, an denen ich Theil nahm, war jedoch ohne Zweifel das, welches ich jetzt erzählen will. Einer der Bankiers im Westen von England, durch den Bericht der Zeitungen über den von uns auf dem öffentlichen Wagen verübten Diebstahl in Furcht gesetzt, faßte den Entschluß sein Geld selbst nach London zu bringen. Er ließ demnach ein tragbares, mit allen möglichen Arten von Schlössern und Verlegschlössern versehenes Felleisen verfertigen, in welches er sein Geld und seine Papiere verschloß und es unter seinen Sitz im Wagen legte, wobei er die Füße stets senkrecht an sich gezogen hielt. So oft er abstieg, nahm er seinen Schatz, der mit seiner Adresse in großen Buchstaben bezeichnet war, zu sich, und verlor ihn auch im Gasthaus nie aus den Augen. Diese Vorsicht trug gegen fünf Monate lang ihre guten Früchte und hätte sicher minder verwegene und gewandte Diebe auf immer abgeschreckt. Nicht so die Häupter unsrer Gesellschaft; der Ehrgeiz dieser Herren wurde rege und sie setzten ihren Scharfsinn in Thätigkeit, um den Kampf mit dem vorsichtigen Kaufmann zu bestehen. Ihr Verfahren verdient näher beschrieben zu werden.

Alle öffentlichen Wagen, welche zu derselben Anstalt gehören, sind nach einem gleichen Muster gebaut. Man maß also zuerst den Raum im Hintergrund des Wagens unter dem Sitz aus, wo das Felleisen des Bankiers zu liegen pflegte. Hierauf wurde ein kleines, ziemlich dünnes Brett zusammengeschnitten, an welches man eine dauerhafte Schnur befestigte, an der sich das Brett unter dem Sitz von der Rechten zur Linken hin und her bewegen und von seiner Stelle rücken ließ; durch diese Verrichtung konnte man nun natürlich auch die Gegenstände, welche auf diesem Brette lagen, an sich ziehen. Der Bankier nahm seinen Platz ein und legte das Felleisen auf das Brett. Damit war aber das Problem erst zur Hälfte gelöst; man mußte dem ächten ein anderes, so täuschend nachgeahmtes Felleisen unterschieben, das selbst den Bankier täuschte und Mittel finden, die Vertauschung zu bewerkstelligen, ohne Verdacht zu erregen.

Der Wagen war, wie bei solchen Unternehmungen gewöhnlich, mit Ausnahme des Bankiers, ganz von unsern Leuten besetzt. Da wir auf diese Weise ganz freie Hand hatten, so bohrten wir drei Löcher in das Brett des Sitzes, durch welche wir die Schnüre laufen ließen, die unser falsches Felleisen hielten, das gerade über der Stelle schwebte, wo das ächte lag. Der neben dem Bankier sitzende Gauner zog nun das Felleisen auf dem Brette geschickt an sich, indem er es unter seinem weiten Mantel verbarg, und ließ das falsche an die Stelle des ächten fallen. Die Schnüre wurden dann mit einer Scheere abgeschnitten und die ganze Vertauschung war in einer Minute geschehen.

Bei dem ersten Wirthshaus, wo wir ausstiegen, nahm der Bankier sein geliebtes Felleisen unter den Arm, trug es ins Zimmer, legte es neben sich auf den Tisch, hütete es mit den Augen und hatte keine Ahnung, daß der Schatz bereits verschwunden war. Der Gauner, der das ächte unter seinem Mantel hatte, entfernte sich gleich nach dem Frühstück mit seiner Beute, welche 3000 Pfund in Gold und 2000 Pfund in Lokalbanknoten enthielt, die von den Häuptern der Gesellschaft für 200 Pf. gern weggegeben wurden, um unangenehmen Entdeckungen auszuweichen, denen sie durch dieselben ausgesetzt waren.

Ich hätte noch viele ähnliche Stückchen zu erzählen, müßte ich nicht fürchten den Leser zu langweilen. Was ihm jedoch später in meiner Lebensgeschichte, die ich fortzusetzen gedenke, auffallen wird, das ist die Lösung des Knotens, und meine Verurtheilung wegen einer Sache, an der ich ganz unschuldig war. Welches meine Verbindungen mit der Londoner Polizei waren, wie ich die verschiedenen Klassen der Gauner der Hauptstadt durchgemacht habe, und auf welche seltsame Weise ich die Geheimnisse jenes furchtbaren Mannes — des Vollstreckers der Todesurtheile — kennen lernte, alles dieß werde ich später berichten. Meine Philosophie begnügt sich nicht mit einer kleinen Anekdotenlese, das Publikum soll erfahren, wie die großen Spitzbuben durchkommen und die kleinen gehangen werden; wie die gewöhnliche Sprache der Gauner lautet, aus welchen Wörterbüchern sie sich bereichert, und endlich, welche Stellung den Weibern der Diebe angewiesen ist.

Diese, man möchte sagen, Sackgassen der menschlichen Gesellschaft, entgehen dem Blick des Beobachters; zuweilen unterhalten wohl die Romanen- und Komödienschreiber ihre Leser mit einigen den Zeitungen entnommenen Zügen aus dem Gaunerleben; allein die Bildung, die Genealogie des Verbrechens und das eigentliche Leben der Klassen, welche von demselben leben, bleibt der Menge unbekannt. Wie kann man aber Gebrechen heilen, deren Quelle man nicht kennt? und wie kann man eine verdorbene Menschenklasse der Gesellschaft wieder gewinnen, wenn niemand sie noch studirt hat?

Moral, Grundsätze und Predigten — ich habe deren in den verschiedenen Gefängnissen, die ich bewohnte, wenigstens einige Tausend gehört — wie schwindet eure Macht dem Hunger, dem Beispiel und der Gewohnheit gegenüber!

Wenn meine Mutter (vielleicht irgend eine Kammerjungfer oder ein Ladenmädchen) von einem Parlamentsmitgliede verführt wurde, ist dieß meine Schuld? Während sie die Frucht ihrer Schwachheit in einen kleinen Korb packte und vielleicht gleich darauf mit einem Gebet für mein Glück gestorben ist, donnerte mein ehrenwerther Vater in der Parlamentssitzung gegen die zunehmende Sittenlosigkeit, ohne daran zu denken, daß er selbst schon in seinen menschlichen Augenblicken einige Banditen in die Hauptstadt gesetzt hatte, die nichts Anderes zu thun haben, als zu stehlen und sich hängen zu lassen. Ach, meine Herren, möchte ich den Gesetzgebern zurufen, richtet es doch so ein, daß jedermann sein Brod mit Ehren verdienen könne, denn für

einen armen Teufel, der auf Ehre hält und schon durch seine Geburt sich an den Abhang des Verbrechens gestellt sieht, bleibt kein anderer Weg als 20 Jahre früher das selbst thun, was 20 Jahre später der Scharfrichter mit ihm vornimmt. Der Strick, die Kugel oder ein Sprung über die Brücke — ein so trauriges Leben hat keinen andern Ausweg.

Champagnerverbrauch.

Man hat im vorigen Jahre an Ort und Stelle genaue Nachforschungen über den Verbrauch und die Ausfuhr des ächten Champagners angestellt. Die angegebenen Quantitäten gelten nur vom Wein aus der eigentlichen Champagne (Departement de la Marne) und keineswegs dem Burgunderchampagner, und mehrern andern Sorten Wein, die man unter dem Namen Champagner ausführt. Die Gesammtmasse des aus dem Departement de la Marne ausgeführten Champagner Mousseux beträgt 2.700.000 Bouteillen. Bei dem Pfropfen der Bouteillen und der Versendung geht ein Drittheil des Produktes durch das Springen der Bouteillen verloren. Sillery liefert bei 50 Tagwerken nur 10.000 Bouteillen, Ai bei 200 Tagwerken 50.000 B. Die mittlern Preise an Ort und Stelle betrugen während der letzten 6 Jahre im Durchschnitt: erste Qualität im Durchschnitt 5 bis 3 Fr.; zweite Qualität 1 Fr. 50 C. bis 3 Fr.; dritte Qualität 1 Fr. bis 2 Fr. 50 C. Der Verbrauch von ächtem Champagner in Frankreich beträgt jährlich 626.000 Bouteillen, ist aber im Abnehmen. Die auswärtige Konsumtion beträgt im Durchschnitt in England und Ostindien 467.000 Bouteillen; in Deutschland 479.000 B.; in den Vereinigten Staaten 400.000 B.; in Rußland 280.000 B.; in Schweden und Dänemark 60.000 B.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Achtzehnter Brief.

(Schluß.)

So viel ich erfahren konnte, zog die vormalige französische Kompagnie keinen großen Nutzen von ihrer Fischerei zu Bona und den angränzenden Faktoreien, und der einzige Vortheil, den Frankreich davon zog, war der, daß diese Beschäftigung zu einer Bildungsanstalt für einige hundert Matrosen wurde. Die Fischer waren gewöhnlich aus dem südlichen Frankreich zu Hause, und wurden mit dem nöthigen Geräthe nebst Mundvorrath versehen, wogegen sie verpflichtet waren, ihre ganze Ausbeute zu festgesetzten Preisen abzuliefern; Agenten und Fischer betrogen aber die Kompagnie. Die letztern verkauften die schönsten Stücke schon auf der See und brachten nur die schlechtern ans Land.

Im Jahre 1793 versuchte die revolutionäre Regierung von Frankreich der Korallenfischerei neues Leben zu geben, und da sich Mangel an einheimischen Individuen fand, so stellte sie einige hundert italienische Matrosen an, die jedoch, eben so wie ihre Vorgänger, mehr auf ihren Nutzen als den der Kompagnie bedacht war. Später brachte die Expedition Bonaparte's nach Aegypten Frankreich mit allen berberischen Staaten in Krieg, und machte allen Handelsunternehmungen in Nordafrika ein Ende. Im Jahre 1805 ward mit dem Dey von Algier ein Friede abgeschlossen, und Versuche gemacht die Fischerei zu erneuern, welche jedoch ohne Erfolg blieben. Einige Jahre später fiel sie in die Hände der Engländer, welche sie wieder in Aufschwung brachten. Sie führten zuvörderst eine zweckmäßigere Art ein die Fischer zu besolden, und hatten auf diese Weise einen jährlichen Nutzen von einigen hunderttausend Pfund Sterling. Im Jahre 1817 wurde die Fischerei noch einmal von den Franzosen unternommen, und bis zum Bruch mit Algier fortgesetzt, jedoch — wegen des Sinkens der Preise der Korallen — mit geringem Vortheil.

„Die Eroberung von Algier, sagt Genty de Bussy, welche die Korallenfischerei so sehr hätte heben sollen, scheint ihr vielmehr den Todesstoß versetzt zu haben. Die wenigen Schiffseigenthümer, welche sie betreiben, müssen Geld zu wucherischen Zinsen aufnehmen; die Korallen aber sind im Preis gefallen und schwer anzubringen, man darf sich daher nicht wundern, daß die Fischer um Herabsetzung oder gänzliche Abschaffung der ihnen auferlegten Abgaben anhalten.“ Frankreich, meint er ferner, sey jetzt Herr aller Küsten, wo Korallen gefunden werden, es liege daher in seinem Interesse die Fischerei emporzubringen, und hiezu wäre, bei dem Mangel an einheimischen Unternehmern, das beste Mittel, ausländische Fischer mit Herabsetzung der Abgabe und der Verpflichtung zuzulassen, daß sie ihre Ausbeute ausschließlich nach Frankreich bringen. Hiebei wäre freilich eine gewisse Anzahl von Fischern festzusetzen, weil bei allzu großer Konkurrenz die Korallenbänke leicht erschöpft werden könnten. Bei der großen Ausdehnung derselben könnte man sie ferner in gewisse Bezirke eintheilen, um so durch wechselsweise Ausbeute jedem die erforderliche Zeit zum Nachwuchse zu gönnen. Frankreich könnte hiedurch jährlich an 200.000 Pfd. St., oder den fünften Theil dessen gewinnen, was die Kolonie ihm kostet.

Merkwürdig ist es, daß das rothe Meer, obschon es reich an Korallen ist, dennoch den Bedarf des Orients nicht zu decken vermag, weßhalb jährlich ganze Ladungen aus Europa nach Alexandrien und Aleppo, und von da nach Bagdad, Persien und Indien gehen.

Der kleine Korallenpolyp, den man unlängst erst unter die lebenden Geschöpfe aufgenommen hat, ist ein höchst merkwürdiges Thierchen; es greift sogar in den Ocean ein, vermindert dessen Gebiet, vermehrt das bewohnbare Land auf unserem Planeten, und trägt nebst den unterirdischen Vulkanen dazu bei, die äußere Gestalt der Erde zu verändern. Auf jede harte Substanz, welche das kleine Thier unter dem Wasser findet, baut es sein Haus. Wenn die erste Generation aufhört zu leben, so hält ihr Bau, vermöge der zähen Ueberbleibsel in demselben oder irgend einer Eigenschaft des Salzwassers, zusammen, und die Zwischenräume füllen sich nach und nach mit Sand und Muscheln, woraus sich mit der Zeit eine Felsenmasse bildet. Hierauf bauen künftige Generationen ihre Wohnungen, und sterben dann wieder, um ihr wunderbares Werk immer höher steigen zu machen. Beständig vom Wasser bedeckt zu seyn, scheint für die Existenz des Korallenpolypen unerläßlich, weßhalb sie ihre Wohnungen auch stets unter der Oberfläche des Meeres haben. Auf denselben aber häufen sich die Massen immer mehr an, bis sie endlich über den Meeresspiegel emporragen. Der Luft ausgesetzt, verliert die Substanz ihre Festigkeit. Salzpflanzen wurzeln in ihr und es beginnt ein tragbarer Boden sich zu bilden. Jede Fluth, jeder Sturm und jeder Vogel führt der neuen Insel etwas zu, und so breitet nach und nach eine üppige Vegetation sich aus, von der der Mensch Nutzen zieht, der hier mit Recht sagen kann, daß ein kleines Thier den Grund zu seinem Eigenthum legte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 199.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Julius 1836.

Der Piraten-Schooner. *)

An der westlichen Küste von Afrika tritt eine Bai in das Land hinein, die von den Seefahrern, welche sie gelegentlich besuchen, mehr als Einen Namen erhalten hat. Der, welchen sie von den portugiesischen Abenteurern erhielt, die zuerst es wagten, den südlichen atlantischen Ocean zu befahren, ist mit der dahin geschwundenen Seeherrschaft dieser Nation untergegangen, und derjenige, den die wollhaarigen Bewohner der Küste ihr beilegen, ist vielleicht noch nie mit Gewißheit ermittelt worden. Auf einigen alten englischen Karten ist sie indeß mit dem Namen der Sleeper-Bai bezeichnet.

Das Festland, welches durch seine Krümmung diese kleine Bucht an einer Küste bildet, die wenig Häfen besitzt und bedarf, bietet eine sehr wenig einladende Ansicht: ein abhängiges Gestade von glänzend weißem Sande, mit einigen kleinen Hügeln im Hintergrund, von der Wuth der atlantischen Wellen gelegentlich aufgewirbelt und dabei nicht die geringste Spur von irgend einer Vegetation — das ist Alles, was dem Auge hier begegnet. Die Aussicht nach dem Innern des Landes ist durch eine dichte Kimmung (Mirage) verschleiert, durch welche nur hie und da die Stämme einiger fernen Palmbäume zu entdecken sind, die der Einbildungskraft durchaus keinen Raum geben an ein Laubdach und Schatten zu denken. Das Wasser in der Bai liegt glatt und eben da wie ein geschliffener Spiegel; kein Lüftchen regt sich, um die Hitze der senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen zu kühlen, kein Seevogel läßt sich sehen; ein allgemeines düsteres Schweigen herrscht hier in der Natur, und nur zuweilen tauchen die Flossen eines riesigen Hayes empor, der das heiße Element durchschwimmt oder in der Mittagshitze ruhig liegt.

An der Einfahrt dieser Bai, in etwa drei Faden Wasser, lag, bewegungslos wie der Tod, ein Schooner von so herrlicher Bauart, daß er in dem besuchtesten Hafen der Welt Aufsehen erregt haben würde. Leider dankte dieses herrliche Gebäude der Habsucht seine Entstehung — einst war es ein Sklavenschiff gewesen, und jetzt war es der berüchtigte, gefürchtete Piraten-Schooner, der „Avenger." Jedes auslaufende Kriegsschiff hatte die angemessensten Befehle hinsichtlich dieses Fahrzeugs, das sich so furchtbar gemacht hatte, daß jeder Matrose bei Nennung seines Namens und bei der Erinnerung an die von seiner zügellosen Mannschaft begangenen Grausamkeiten schauderte. Allenthalben, in Ost, West, Süd und Nord war dieses Piratenschiff gewesen, und überall hatte es Spuren seiner Grausamkeit hinterlassen. Da lag es regungslos, schwarz angestrichen mit einem schmalen rothen Streif rings herum; der goldglänzende Kupferbeschlag spiegelte sich in der glatten Wasserfläche wieder, und Alles deutete darauf hin, daß die Mannschaft unter strenger Schiffsordnung stehe.

War schon das Aeußere schön, so staunte man noch mehr wenn man an Bord kam. Statt eines kleinen Fahrzeugs von 90 Tonnen, für das man es gehalten hätte, fand man die innern Dimensionen von solcher Räumlichkeit, daß es wohl mehr als 200 Tonnen fassen konnte, und die Einrichtung sowohl als die herrschende Reinlichkeit setzten in Erstaunen. In der Mitte des Schiffes, zwischen dem Fockmast und dem Hauptmast, befand sich ein langer 32Pfünder auf Laffette, und so eingerichtet, daß er rund herumgedreht und bei schlechtem Wetter bedeckt werden konnte, während auf jeder Seite des Verdecks acht bronzene Kanonen von kleinerem Kaliber und von trefflicher Arbeit drohend hervorschauten. Mit Einem Wort, Alles deutete darauf hin, daß der Befehlshaber ein vollkommener Seemann seyn mußte. Wie konnte dieß auch anders seyn? denn wie hätte er sonst einen Haufen von Bösewichtern, die weder Gott noch Menschen fürchteten, im Zaume halten und sein strafbares Gewerbe so lange fortsetzen können? Er war seinen Leuten nicht nur an Talenten, Kenntnissen und Muth, sondern an körperlicher Kraft — die bei ihm wahrhaft herkulisch war — überlegen. Leider übertraf er aber auch alle an Bosheit und Grausamkeit und Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze.

Von dem frühern Leben dieses Mannes war durchaus nichts bekannt, so viel jedoch gewiß, daß er eine treffliche Erziehung genossen haben mußte. Es hieß, er stamme aus einer alten Familie an den Ufern des Tweed; durch welche Vergehen er

*) Nach dem Englischen des Kapitäns Marryat.

aber bis zum Piraten herabgesunken war, blieb unergründet; nur so viel wußte man, daß er früher Sklavenhandel getrieben hatte. Der bezeichnende Name, unter dem seine Leute ihn kannten, war „Kain;“ von Person war er sechs Fuß hoch und von so breiter Brust und Schultern, daß sein Bau schon eine physische Kraft ahnen ließ, wie sie vor ihm vielleicht noch wenig Sterblichen zu Theil geworden war. Sein Gesicht hätte man schön nennen können, wäre es nicht mit Narben bedeckt gewesen, und sein Auge war — ganz seiner Gemüthsart entgegen — blau und von mildem Ausdruck. Haar und Bart trug er, so wie alle Leute seines Schiffs, lang herabhängend. Seine Kleidung bestand in leinenen Beinkleidern, gelbledernen Stiefeln, wie sie auf den westlichen Inseln verfertigt werden, einem breit gestreiften baumwollenen Hemd, einem rothen, um die Mitte des Leibes gewundenen Kaschmirshawl, einer goldgestickten Weste nebst einer Jacke von dunkelm Sammet, mit goldenen von der linken Schulter herabhängenden Quasten und einer runden, gestickten türkischen Mütze; im Gürtel stacken ein Paar Pistolen und ein langes Messer.

Das Schiffsvolk bestand im Ganzen aus 163 Mann von allen Nationen; die höheren Chargen aber waren ausschließlich mit Engländern besetzt. Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, war die Mannschaft mit noch 26 Krumen verstärkt, bekanntlich ein Negerstamm, welcher die Küste in der Gegend des Kap Palmas bewohnt, und von den englischen Schiffen oft gemiethet wird, um den Matrosen den unter diesem Klima allzu schweren Dienst zu erleichtern.

Auf hoher See hatte sich inzwischen ein Wind erhoben, der über den Wasserspiegel weg bis zu der Stelle hinfuhr, wo der Schooner vor Anker lag. Der Kapitän befahl einem Mann auf die Kreuzhölzer des Mastkorbes zu steigen und gute Wache zu halten, während er mit dem Obersteuermann auf dem Verdeck auf und ab ging. „Das Schiff kann erst einen oder zwei Tage später abgesegelt seyn, sagte er, ich habe darauf gerechnet; da es die östliche Durchfahrt macht, so müssen wir bald mit ihm zusammentreffen. Kommt es nicht diesen Abend noch, so gehe ich ins offene Meer hinaus.“

Es war spät am Nachmittag, und das Essen bereits in die Kajüte gebracht worden; der Kapitän stieg hinab und setzte sich zu Tische, als plötzlich der Ruf: „Holla! ein Segel!“ vom Mastkorb herab erschallte. „Ein großes Schiff,“ sagte Hawkhurst, der Obersteuermann, „wir können bis zum zweiten Reff ihrer Marssegel hinabsehen.“ — „Seyd wachsam, Bursche!“ rief der Kapitän, nachdem er durch das Fernrohr gesehen, das ist der Portugiese. Nehmt die Blache vom Verdeck und zieht den Anker auf; das Schiff dort hat mehr Silber als eure Kisten fassen können, und die lieben Heiligen in den Kirchen von Goa müssen sich schon gefallen lassen, noch ein wenig auf ihre goldenen Leuchter zu warten.“

Augenblicklich war die Mannschaft auf den Beinen, und binnen wenigen Minuten schon hatte der Avenger seine Richtung genommen, um die unglücklichen Portugiesen abzuschneiden. Der Wind wurde frischer, und rasch wie ein Delphin, der seiner Beute nachsetzt, durchschnitt der Schooner den glatten Meeresspiegel. Nach einer Stunde schon konnte man den Rumpf des portugiesischen Schiffes deutlich erkennen, aber die Sonne stand schon nahe am Horizont, und ehe man noch hinsichtlich der Stärke des Schiffs im Reinen war, verschwand das Tageslicht. Ob der Schooner bemerkt worden war oder nicht, ließ sich nicht bestimmen; jedenfalls aber hatte der Portugiese seinen Lauf nicht geändert, und also den Schooner, wenn er ihn anders gewahr worden war, mit Verachtung behandelt. Am Bord des Avengers war man nicht müßig; die lange Kanone mitten auf dem Verdeck ward gerichtet, das übrige Geschütz geladen und Alles zum Kampf in Bereitschaft gesetzt. Binnen einer Stunde war der Schooner etwa noch eine englische Meile von dem Portugiesen entfernt, und nun änderte jener seinen Lauf, so daß er bis auf Kabelslänge an die Leeseite seines Gegners kam. Kain stand auf dem Schandbeck und rief das Schiff an; die Antwort erfolgte auf Portugiesisch. „Streicht die Segel oder ich bohre Euch in den Grund!“ antwortete der Pirat in derselben Sprache.

Eine volle Lage aus Karonaden nebst einer Musketensalve war die Antwort des Portugiesen. Das Kanonenfeuer von der Seite des Gegners, die zu hoch war als daß der niedere Rumpf des Schooners getroffen werden konnte, blieb dennoch nicht ohne Wirkung; der Fockmast fiel, und mancher Schaden im Tackelwerk ward angerichtet. Weit verderblicher aber war die Wirkung des Musketenfeuers, denn 13 der Piraten wurden verwundet, und einige bedeutend. „Gut gemacht, Portugiese,“ rief Hawkhurst, „hätte ich dir doch kaum so viel Courage zugetraut!“ — „Das sollst du theuer büßen!“ fügte Kain kaltblütig bei, indem er Befehl gab das Geschütz zu richten. Der lange 32Pfünder wurde so regelmäßig bedient, daß jeder Schuß in die Kajütenfenster oder einen andern Theil des Sterns des Portugiesen schlug. Vergebens änderte dieser seinen Lauf, der Schooner war ihm immer auf den Fersen, wobei er sich stets in so angemessener Entfernung hielt, daß die Karonaden des Gegners ihn nicht erreichen konnten, während kein Schuß aus der langen Kanone verloren ging. Der Portugiese war in der Hand des Piraten, der, wie man leicht denken kann, ihn nicht entschlüpfen ließ. Drei Stunden dauerte dieser mörderische Angriff, bis die große Kanone so heiß wurde, daß der Piratenkapitän das Feuer einzustellen befahl. Während desselben waren alle durch die erste Salve erlittenen Beschädigungen hergestellt worden, und der Schooner folgte nun bis zu Tagesanbruch in gemessener Entfernung dem Kielwasser seines Gegners.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste französische Literatur.

Geschichte der französischen Revolution.

(Schluß.)

Ein ehemaliger Kommissär der vollziehenden Gewalt macht folgende Anzeige gegen Dumouriez und Kellermann: Bürger, ich denuncire Dumouriez und Kellermann. Es ist kein Zweifel, daß sie die Sache der Freiheit verrathen haben. Wenn die Armee von Kellermann und jene von Dumouriez sich gegen

Digitized by Google

Verdun zurückgezogen hätten, so wären alle Preußen umringt worden. Friedrich hätte die Waffen niederlegen oder Hungers sterben müssen. Ich behaupte, daß das Benehmen Dumouriez's und jenes von Kellermann untersucht werden muß. Es sind zwei Verräther oder zwei Schafsköpfe, die ihr Handwerk nicht verstehen. Beurnonville steht so, daß er in drei Monaten seine Armee nicht vereinigen kann. Hätte Dumouriez seine Schuldigkeit gethan, so würden wir den König von Preußen und den Herzog von Braunschweig in den Tempel eingesperrt und mit großen Buchstaben über den Eingang des Gefängnisses geschrieben haben: „Magasin de Rois."

Nach dem Konvent und dem Parteiklub kommt die Presse, die Hundertzüngige, die Hundertfarbige mit ihrer verschiedenen Denk- und Redeweise, und gibt uns die Beschreibung der Hinrichtung von Ludwig XVI. Die Engländer haben ihre Rolle dabei gespielt. Wie sie vom Gotthard ein Felsenbröckchen mitnehmen, zum Wahrzeichen ihres Dagewesenseyns; wie sie während des Prozesses von Fieschi vor der Pairskammer ihre Schreibtafel in stupider Angewöhnung darreichten, um einen Federzug des Elenden zu erhalten, und sich damit in der Hauptstadt von Großbritannien zu brüsten, so waren sie auch vor dem Schaffote Ludwigs XVI auf dem Revolutionsplatze, nichts sehend von dem Riesenschauspiele, welches sich da entfaltete, in so fern es der Geschichte der Menschheit angehört, sondern nur damit beschäftigt, wie sie von dem Schaffote, von der Kleidung des Königs, von seinem Blute irgend ein Andenken erhalten, und nöthigenfalls erkaufen könnten. Das Blut, welches auf den Platz geflossen war, wurde mit Papier, mit weißen Schnupftüchern aufgetaucht, von Personen, die gar nicht das Aussehen hatten, irgend einen politischen Aberglauben damit zu verbinden. Unter Andern bemerkte man zwei gut gekleidete junge Männer, der Eine schien ein Fremder, ein Engländer zu seyn, er gab einem Kinde 15 Franks, um ein sehr schönes weißes Taschentuch in die Blutspuren zu tauchen.

Nichts ist interessanter als der Kontrast, welcher sich ausspricht in dem Berichte Robespierre's über die Verurtheilung und Hinrichtung des Königs, und der Erzählung von Claude Fauchet, dem Erzfeinde von Robespierre, Legendre, Danton, Collot d'Herbois und Marat.

Gern möchte ich eine anschauliche Beschreibung des merkwürdigen Journals von Hebert geben. Eine solche Sprache hat man nie gehört. Der Raum fehlt mir. Hier nur der Titel und der Anfang seiner „Leichenrede," bei Gelegenheit der Hinrichtung von Ludwig XVI, so wie sie in der Nro. CCXII seines Blattes enthalten ist. Jede Nummer enthält auf dem ersten Blatte einen Kupferstich, welcher einen Matrosen vorstellt, die Pfeife im Munde, eine Hand auf den Pistolen seines Gürtels, die andere bewaffnet mit einem Beile, das er drohend über einen Priester schwingt, der zu seiner Linken steht, und zu dem er spricht: Memento Mori. Unter diesem Stiche steht: je suis le véritable père Duchêne, foutre! — Das letzte Wort ist der Grundton aller Reden von Hebert, und was er im Uebrigen sagt, sind nur angenehme Variationen, eine deklamatorische Fischweibersprache über diesen Grundton. Während dem, so erzählen Buchez und Roux nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen, Ludwig XVI am 21sten Januar nach dem Schaffote ging und zahlreiche Boten nach dem Stadthause kamen, um den Generalrath in steter Kenntniß von dem Fortgang der Sache zu unterhalten, weinte Hebert heiße Thränen. Einer seiner Nachbarn fragte ihn, warum er so jammere. „Der Tyrann," erwiderte Hebert, „liebte sehr meinen Hund und hat oft mit ihm gespielt. Das fiel mir eben ein."

Oraison funèbre de Louis Capet, dernier roi des Français, prononcée par le père Duchesne en présence des braves sansculottes de tous les départemens. Sa grande colère contre les calotins qui veulent canoniser ce nouveau Desrues, et vendent ses dépouilles aux badauds pour en faire des reliques. — „Capet est enfin mort, foutre. Je ne dirai pas comme certains badauds, n'en parlons plus. Parlons en, au contraire, pour nous rappeler tous les crimes et inspirer à tous les hommes l'horreur quils doivent avoir pour les rois. Voilà, foutre, ce qui m'engage a entreprendre son oraison funèbre, etc . . . . Je transcris mot pour mot le discours que j'ai prononcé en présence de la crême des Républicains. Lisez et fremissez, foutre! — Nun folgt die Rede. Buchez hat Recht, wenn er sagt: Hebert ist ein trauriger Komödiant, der nicht einmal das Verdienst der gemeinen pöbelhaften Derbheit für sich hat, sondern seine Sprache ist affektirt und theatralische Deklamation. Gerade die Unanständigkeit seines Tones in einer Angelegenheit, über welche alle andern Blätter sehr ernst sich ausdrückten, beweist am besten, was an ihm war.

Nach dem Tode von Ludwig XVI ermangelte man nicht, allerlei wichtige Data in seinem Leben zu entdecken. Folgendes Zusammentreffen gehört wohl zu den merkwürdigsten:

Am 21sten April 1780, Heirath zu Wien und Ringsendung.

Am 21sten Junius des nämlichen Jahres, Heirathsfeste.

Am 21sten Januar 1788, Fest auf dem Stadthause zu Paris wegen der Geburt eines Kronprinzen.

Am 21sten Januar 1791, Flucht nach Varennes.

Am 21sten Januar 1793, das Schaffot.

Man versichert, daß Ludwig XVI, sey es aus abergläubischer Ahnung, sey es aus andern Motiven, nie erlaubte, daß man am 21sten irgend eines Monats bei ihm spielte. Fügen wir noch bei, daß die Berichte, welche die Verbrechen von Louis erweisen sollten, von der Kommission der Ein und zwanzig ausgegangen sind.

Das Ende des 23sten Bandes der Revolutionsgeschichte macht eine Anklage von Marat gegen Dumouriez, Santerre und Westermann. Letztere besonders ist interessant und tödtlich. Marat gibt auch eine eigene Beschreibung seiner selbst.

Chronik der Reisen.

Reise zu den Chunchos-Indianern. *)

General Miller, in peruanischen Diensten, unternahm diese Reise in das noch unbekannte Land der Chunchos, in östlicher Richtung von

*) Gelesen in der Sitzung der königlich geographischen Gesellschaft zu London am 13ten Junius.

Cuzco aus, im August 1836, und zwar in der Absicht, um einen passenden Landstrich zu Anlegung einer Militärkolonie an den Ufern irgend eines schiffbaren Flusses auf der östlichen Seite der Anden aufzusuchen. Die Kolonie sollte zunächst den Zweck haben, die Entdeckung oder nähere Durchforschung der Pampas zu erleichtern, welche zwischen dem, was man die civilisirten Gränzen zwischen Peru und Brasilien nennen könnte, liegen, und endlich um durch den Marañon (Amazonenfluß) eine direkte Verbindung mit Europa zu eröffnen. Als vorbereitenden Schritt beschloß General Miller, zuerst das Thal Santana selbst zu untersuchen, um zu sehen, ob sich hier nicht ein passender Landstrich zu einer Kolonie für etwa hundert verheirathete Soldaten und ihre Offiziere finde, und deßhalb brach er am 7ten März von Cuzco auf. Da er jedoch gleich darauf Nachricht von Salaberri's Meuterei zu Lima erhielt, war er genöthigt wieder umzukehren. Obschon die politischen Aenderungen ihn vom Kommando der Truppen entsetzten, so gab er seinen Versatz doch nicht auf, sondern bat um Erlaubniß nach Santana reisen zu dürfen.

Der Erfolg dieser Reise gab jedoch die Ueberzeugung, daß weder das Thal Santana noch irgend eines der angränzenden Thäler einen vortheilhaft gelegenen Punkt zu Anlage einer Kolonie bot, denn der Fluß Agua Caliente (heißes Wasser) ist an beiden Ufern von hohen Gebirgen eingefaßt und nicht einmal für Boote schiffbar. Nachdem der Reisende sich hievon überzeugt hatte, richtete er seinen Blick auf die Thäler von Paucartambo, und erhielt endlich auch die Erlaubniß des Generals Gamarra zur Reise dahin.

General Miller brach demnach am 17ten Julius vergangenen Jahres von Cuzco auf und erreichte schon am 22sten den Gipfel von Las Tres Cruces — der letzte östliche Gebirgskamm der Cordilleren. Am Morgen des 25sten stand er zeitig auf, um das prachtvolle Panorama zu seinen Füßen von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet zu sehen. Rings um ihn schien die Sonne hell und klar, tief unten aber verhüllte ein weites Wolkenmeer die waldigen Ebenen nebst dem großen schiffbaren Fluß, Madre de Dios genannt, nebst seinen zahlreichen Beiflüssen, die bei reiner Atmosphäre sämmtlich deutlich sich unterscheiden lassen. Die Wolken bildeten riesige Massen, denen die Einbildungskraft die abenteuerlichsten Gestalten leihen könnte; so wie aber die Sonne emporstieg, breiteten sie sich nach und nach immer weiter aus, bis endlich der ganze Himmel überzogen war. Eine Stunde vor Tagesanbruch stand das Thermometer auf 28°; zwei Stunden später stieg es auf 75°, also binnen drei Stunden ein Unterschied von 47° F. (21° R.). „Himmel und Erde schienen zu lächeln, sagt der Reisende, als ich von dieser Höhe herab den Aufgang des glänzenden Gestirns des Tages betrachtete, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Anbetung der Sonne durch die Incas natürlicher und verzeihlicher erscheine, als mancher Aberglaube, der die christliche Religion verunstaltete, wie die Eroberer des einst so glücklichen Peru dessen Bewohnern aufdrangen."

Am 28sten Julius ritt General Miller mit dem Administrator Don Esteban Calderon nach den Haciendas Santa Cruz und Chaupimayo. Das Land bringt hier den Coca, oder sogenannten Hunger- und Durst-Baum der Indianer, Reiß, Mais und Pinienäpfel in Menge von trefflicher Beschaffenheit hervor, wenn man sie sorgfältig anbaut; allein wegen der Trägheit der Leute, denen die Aufsicht über den Anbau obliegt, wird nur wenig erzeugt, und die Nahrung besteht größtentheils aus Chuno (weiße Kartoffeln), Cesina (in der Sonne getrocknetes Fleisch) und Aji (capsicum). Die Bewohner dieser Gegend sind eben so unsauber und unsittlich, als die der Thäler von Santana. Gemüse sieht man nur selten, obschon Boden und Klima sich trefflich zu diesem Anbau eigneten. Auf zwei der Haciendas fanden sich Orangenbäume; da diese herrlich gediehen und die köstlichsten Früchte trugen, so fragte der Reisende, warum man nicht mehrere dergleichen angebaut habe, worauf ein Aufseher erwiderte, daß Mangel an Zeit sie hindere sich mit solchen Dingen abzugeben. Diese Bemerkung brachte den General dermaßen in Harnisch, daß er sich nicht enthalten konnte, in eine donnernde Strafpredigt gegen die Faulheit auszubrechen. Nachdem er das Land weiter durchforscht hatte, befand sich der Reisende am 16ten August wieder zu Paucartambo, wo er die Niederlage Gamarra's erfuhr, die derselbe am schwarzen See durch den General Santa Cruz erlitten hatte.

Ueber seine Reise nach Incharote im Thal Santana sagt General Miller: „Ich brachte drei Tage unter den Antes-Indianern zu. Diese Leute sind wohlgebildet, haben treffliche Zähne, angenehme Gesichtszüge, und sehen überhaupt besser aus als unsere civilisirten Indianer von Peru. Die Antes bewohnen einen Landstrich von etwa 40 Leguas an den Ufern des Urubamba; dann kommen fünf andere Stämme von Indianern längs dem Ufer des Ucayali bis zu seiner Vereinigung mit dem Marañon." — Der Reisende fand alle diese Stämme dem Gebrauch des Coca sehr ergeben, der, gleich dem Opium, Berauschung und Blödsinn zur Folge hat, und eines der größten Hemmnisse der Civilisation ist. Thee lieben sie ebenfalls außerordentlich, und es ist erstaunlich, wie sehr die Konsumtion dieses Artikels gestiegen ist. General Miller sagt, daß man ihn noch vor 15 Jahren in Lima nur als Arznei getrunken habe, und jetzt findet man ihn selbst in den gebirgigen Sierras von Peru als tägliches Getränk.

Das Endergebniß der Reise des Generals ist, daß weder mit den Chunchos noch mit den übrigen Indianern etwas auszurichten sey, und daß er gezwungen war seinen Plan aufzugeben. Die geographischen Resultate waren wichtig, insofern nämlich durch die Untersuchung des Reisenden der Lauf des Flusses Paucartambo außer Zweifel gestellt ist. Er fließt rund um den Fuß der Sierra, schlängelt sich gegen Süden und geht dann gegen Nordost durch die Pampas, um sich mit dem Purus, einem großen Beiflusse des Amazonenstromes, zu vereinigen, was auch Herr Arrowsmith und andere gut unterrichtete Geographen schon vermuthet hatten.

Vermischte Nachrichten.

Die Stadt Paris hat, um keine Antiken mehr zu Grunde gehen zu lassen, allen Unternehmern von Ausgrabungen irgend einer Art die Bedingung auferlegt, Kunstgegenstände, Medaillen, Münzen u. dgl. abzuliefern. Um sich die Vollziehung dieser Bedingung zu sichern, versprach die Verwaltung, den eigentlichen Werth der Sache und überdieß noch den vom Konservator der Medaillen der königlichen Bibliothek festgesetzten Werth, den die Sache als Antike haben kann, zu bezahlen, und zwar an den Arbeiter, der den Gegenstand gefunden hat. Der Unternehmer soll für die Aufsicht ein Zehntel bekommen.

Am 12ten Junius Morgens 3 Uhr 25 Minuten fühlte man zu Mailand ein ondulirendes Erdbeben. Der Stoß war nicht sehr heftig, setzte sich aber bis Modena fort, wenn man der Nachricht glauben darf, daß ein ondulirendes Erdbeben auch hier ungefähr um dieselbe Stunde die Einwohner aufweckte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 200.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Julius 1836.

Santa Anna.

Die neuesten Ereignisse in Texas haben neuerdings diesen Namen oft den europäischen Lesern vor die Ohren gebracht. Die nachfolgende Schilderung *) erklärt freilich, wenn sie wahr ist, die Vorfälle in dem genannten Lande hinreichend.

In Europa spricht man häufig von Santa Anna wie von einem Helden, einem neuen Bolivar, aber man darf ihn keineswegs mit jenen alten Offizieren in eine Kategorie stellen, welche den Unabhängigkeitskrieg durchkämpften, und sich in der That um ihr Land verdient machten: er gehört vielmehr den neuern Emporkömmlingen an, welche ihren hohen Rang den ewigen Unruhen in ihrem Vaterlande verdanken, die sie selbst hervorgerufen haben. Diese Unruhen waren weder das Resultat seiner Vaterlandsliebe, noch eines ungestümen Muths, sondern die Frucht perfider Ränke. Als Soldat hat er weder Talente noch Tapferkeit gezeigt, und wurde stets geschlagen, zu Oajaca von dem General Rinçon, zu Veracruz von Calderon, zu Coralfalso und Puebla wäre er vernichtet worden, wenn der siegende Feind seinen Vortheil zu nützen verstanden hätte. Man kann ihn nicht mit Unrecht als denjenigen bezeichnen, der die endlosen Revolutionen in seinem Vaterlande in die Mode brachte. Die erste stiftete er gegen Iturbide, seinen Wohlthäter, an, der ihn aus dem Staube emporgehoben hatte. Er erwarb sich einen großen Namen und den Ruf eines geschickten Generals durch die angebliche Niederlage der Spanier bei Tampice, aber es ist jetzt allgemein bekannt, daß er geschlagen und umzingelt wurde, und auf dem Punkte stand, zu kapituliren, als General Teran ihm noch zu Hülfe kam. Dann erst mußte Barradas, dessen Soldaten zur Hälfte krank waren, und den der Sturm seiner Lebensmittel und Kriegsvorräthe beraubt hatte, den Rückzug antreten. Eben so ehrgeizig als unfähig hat Santa Anna allen Parteien gedient, um seinen Zweck zu erreichen. Die Liberalen machten ihn zum Präsidenten, wollten und konnten ihn aber zu nichts weiter machen, so ergab er sich denn den Aristokraten und den Mönchen, in der Hoffnung, daß diese ihm den Kaisertitel zuerkennen lassen würden.

Zu einer großen militärischen Unfähigkeit kommt noch seine persönliche Feigheit: man hat ihn während einer Schlacht sich hinter einer Mauer platt niederlegen sehen. Das Privatleben des berühmten Generals ist keineswegs ehrenvoller, als seine politische Laufbahn. Als Bastard eines Spaniers hat er nicht einmal die elende Erziehung erhalten, die man in Mexiko Leuten von Stand (gente decente) sonst ertheilt; seine Jugend brachte er beim Spiel und in liederlichen Häusern zu, wo er oft seine Kleider zurücklassen mußte. Für Weiber und Spiel in hohem Grade eingenommen und doch nicht reich, nahm er manchmal, um sich in Geldverlegenheiten zu helfen, zu Auskunftsmitteln seine Zuflucht, die bei einem andern Volke ihn unfehlbar auf die Galeeren gebracht hätten. Er beging zweimal Fälschungen für ziemlich bedeutende Summen. Diese kleinen Streiche zogen ihm Unannehmlichkeiten mit der Justiz zu, da diese aber in Mexiko ausnehmend nachsichtig ist, so hatte dieß weiter keine nachtheiligen Folgen für ihn.

Ich kann mich nicht enthalten, hier zwei Thatsachen vorzuführen, welche das Maß der Selbstschätzung dieses Helden geben. Als er vor zwei Jahren Mexiko belagerte, wünschte ein vornehmer Engländer ihn zu sehen; der General empfing ihn auf einem Balkon, von dem aus man die ganze Hauptstadt übersah. Nach einem kurzen Gespräche wandte er sich zu dem Fremden, und sagte ganz naiv: „Finden Sie nicht, daß ich hier stehe, wie Napoleon auf dem Kreml?" — Nach dem Gefecht von Zacatecas sagte er: „Man spricht viel von der Schlacht bei Jena, sie ist aber doch in der That mit der von Zacatecas nicht zu vergleichen!" Nur ein Wort über die von dem neuen Napoleon gewonnene Schlacht von Zacatecas. Von allen mexikanischen Staaten war der von Zacatecas der ruhigste: lange hatte er sich vor den Umwälzungen zu bewahren gewußt, welche die umliegenden Länder zerrissev. Mit der Ausbeutung seiner reichen Minen beschäftigt, genoß er eines Wohlstands, den Santa Anna

*) Sie ist aus der Revue des deux mondes vom 1sten Julius d. J. entlehnt, und bloß mit „Un voyageur" unterzeichnet. Der Artikel führt die Ueberschrift: les republiques mexicaines, und schildert die Creolen Mexiko's, die herrschende Klasse, mit den schlimmsten Farben, das Gemälde erscheint aber vielleicht nur darum übertrieben, weil das Schlimme so dicht neben einander gestellt ist.

mit neidischen Augen sah, und zu stürzen beschloß. Die Bewohner von Zacatecas wollten den ungerechten Anfall zurückweisen, wurden jedoch verrathen. An diesem denkwürdigen Tage, den die Mexikaner unter ihre ersten Kriegsthaten rechnen, kamen etwa hundert Menschen um, wovon zwei Drittheile wehrlos niedergehauen wurden, denn Santa Anna hatte Befehl gegeben alle Offiziere zu ermorden. So ist dieser Mann! el nuestro Napoleone, wie die Mexikaner sagen. In Europa würde el immortal Santa Anna, el Marte Mexicano, el invicto heroe, — lauter Beinamen, welche von den mexikanischen Journalen bis zum Ueberdruß wiederholt werden, — keine Kompagnie zu kommandiren bekommen. Wenn er zu den ersten Stellen der Republik gelangte, so darf man nicht vergessen, daß in diesem Lande jeder dahin gelangen kann durch die Mittel, deren er sich bediente, durch Revolutionen, Intriguen und Verrath.

Santa Anna bringt zwei Drittheile seines Lebens mit Schlafen zu: niemals sah man ihn in seinem Hause mit einem Buch in der Hand, niemals suchte er sich über irgend etwas zu unterrichten: er sagt ganz bescheiden, die Natur habe ihn mit einem Genie und mit Talenten ausgestattet, die durch Studiren, Unterricht und Lesen nichts gewinnen könnten. Die Hauptunterhaltung seiner Excellenz sind Hahnenkämpfe, da er aber die Gewohnheit hat, nicht zu zahlen, wenn der Hahn, den er kämpfen läßt, besiegt wird, so lassen sich die Liebhaber nicht gerne in Wetten mit ihm ein. Eine seiner Haupteigenschaften ist die Habsucht, und diese wird bis zur jämmerlichsten Knauserei getrieben. Wenn er seine Offiziere bei Tafel hat, so steht eine Bouteille Wein vor ihm; er hütet sich aber wohl, davon seinen Gästen anzubieten, die demnach auf Wasser reducirt sind: freilich kostet auch die Bouteille Wein einen Piaster.

Der Piraten-Schooner.

(Fortsetzung.)

Sehen wir jetzt was am Bord des Portugiesen vorging. Dieses Schiff war ein Indienfahrer; einer der sehr wenigen, welche die portugiesische Regierung zuweilen in ein Land schickt, das einst ungetheilt ihrer Herrschaft unterworfen war, von dem sie jetzt aber nur ein sehr kleines Gebiet besetzt hält. Das Schiff war nach Goa bestimmt, und hatte einen neuen Gouverneur nebst seinen beiden Söhnen, einen Bischof mit seiner und ihrer Dienerschaft und eine kleine Abtheilung Truppen an Bord. Ein Schiff mit solcher Fracht gehörte zu den seltenen Ausnahmen, weßhalb seine Abfahrt auch schon lange vorher durch das Gerücht verkündet war. Kain hatte vor einigen Monaten schon alle Nachweisungen hinsichtlich seiner Ladung und Bestimmung erhalten, doch war, wie dieß bei den Portugiesen gewöhnlich ist, eine Verzögerung nach der andern eingetreten, und Kain lag schon seit geraumer Zeit in der Bai, wo wir ihn im Eingang dieser Erzählung fanden. Das Feuer des Schooners hatte großen Schaden angerichtet; von der Mannschaft war ein großer Theil verwundet und die noch Unverletzten verbargen sich, als sie sahen, daß jede Vertheidigung fruchtlos war, im Mitteldeck, um vor dem zerstörenden Feuer sicher zu seyn. Als der Schooner seine Riesenkanone schweigen ließ, befand sich nur der Kapitän des Portugiesen nebst einem alten erprobten Seemann allein noch auf dem Verdeck und am Steuer. Die Uebrigen hatten sich nebst den Passagieren in einen engen Raum zusammengedrängt; Einige warteten der Verwundeten, während Andere die Heiligen um Beistand anriefen. Der Bischof, ein würdiger Priester von etwa 60 Jahren kniete in der Mitte dieser Gruppe, auf welche einige Laternen ein düstres Licht herabwarfen, und sprach ein brünstiges Gebet, in welchem er zuweilen durch Sterbende unterbrochen wurde, denen er die Absolution ertheilte. Auf der einen Seite neben ihm kniete seine verwaiste Nichte, ein junges Mädchen von etwa 17 Jahren, und blickte dem Oheim vertrauensvoll in das Gesicht, wenn er betete, oder neigte sich mit thränenvollen Augen über die sterbenden Landsleute, welche den Trost des heiligen Sakraments empfingen. Auf der andern Seite, neben dem Bischof, stand der Gouverneur, Don Philip de Ribeira, nebst seinen beiden Söhnen, Offizieren in des Königs Dienst und eben in das Jünglingsalter übergetreten. Auf der Stirne Don Ribeira's schwebten düstere Wolken, er vermuthete das Schlimmste und war darauf gefaßt. Sein ältester Sohn hatte den Blick auf das liebliche Gesicht der Nichte des Bischofs, Teresa da Silva, geheftet; noch am demselben Abend waren beide auf dem Verdeck spazieren gegangen, hatten gegenseitige Gelübde gewechselt, in dem Gedanken an eine glückliche Zukunft geschwelgt, und nun — doch es ist Zeit, daß wir auf das Verdeck zurückkehren.

Der Kapitän des portugiesischen Schiffs trat zu Antonio, dem alten Seemann und sagte: „Ich sehe den Schooner durch das Fernrohr noch immer, und dennoch feuert er seit zwei Stunden nicht mehr; glaubst du, daß an seiner großen Kanone etwas geschehen ist? Dann hätten wir noch Hoffnung." — Antonio schüttelte den Kopf; sehr richtig vermuthete er, daß man das große Geschütz nur abkühlen lassen wolle, und daß man mit Tagesanbruch das Feuer wieder fortsetzen werde. „Wer kann es aber seyn, der uns so verfolgt?" fuhr der Kapitän fort, vielleicht ein französischer Kaper?" — „Gott gebe es," erwiderte Antonio, und ich habe dem heiligen Antonius einen silbernen Leuchter gelobt, wenn es so ist, allein ich fürchte, der Pirat, von dem wir so viel hörten, ist uns auf den Nacken." — „Dann," rief der Kapitän entschlossen, „bleibt uns nichts übrig als unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen." —

Der Tag brach an und noch immer verfolgte der Schooner das portugiesische Schiff in gemessener Entfernung; aber kaum war die Sonne im Horizont herauf gestiegen, als auch schon wieder Kugeln in die Planken des Portugiesen schlugen. Der Pirat hatte nur deßhalb so lange gezögert, um sich zu überzeugen ob nicht etwa ein anderes Schiff in der Nähe sey. Der Kapitän steckte seine Flagge aus, der Pirat aber ließ keine Farben sehen. „Wahre das Steuerruder, Antonio," sagte der Kapitän, ich will hinab und mich mit dem Gouverneur berathen." — „Sorgt euch nicht; erwiderte der Alte, so lange diese Knochen zusammenhalten, werde ich meine Schuldigkeit thun."

Der Kapitän stieg in das Mitteldeck hinab, wo der größte

Theil des Schiffsvolks und der Passagiere versammelt war. „Meine Herren," sagte er zu dem Gouverneur und dem Bischof gewendet, der Schooner hat keine Flagge ausgesteckt; ich komme daher zu fragen, was euch zu beschließen beliebt. An Vertheidigung ist nicht zu denken, und ich fürchte, wir haben es mit einem Piraten zu thun." — „Ein Pirat!" schrieen mehrere ängstlich, indem sie die Heiligen anriefen und sich bekreuzigten. „Ruhig, ihr guten Leute!" nahm der Bischof das Wort. „Was zu thun ist, kann ich nicht rathen," fuhr er zu dem Kapitän gewendet fort; „ich bin ein Mann des Friedens, und unfähig einem Kriegsrathe beizuwohnen. Dieß muß ich Euch und Euren Söhnen überlassen, Don Ribeira. Zittere nicht, meine theure Teresa, stehen wir nicht unter dem Schutz des Allmächtigen?" „Heilige Jungfrau, erbarme dich unser!" seufzte Teresa. „Kommt meine Söhne, rief Don Ribeira, wir wollen hinauf und uns berathen; niemand soll uns folgen, denn es wäre nutzlos, Leben zu wagen, die vielleicht noch nützen können."

„Don Ribeira und seine Söhne, der Kapitän und Antonio traten an der Schanze zusammen und hielten Rath. „Es bleibt uns kein Ausweg," sagte der letztere; laßt uns die Flagge einziehen, als ob wir uns ergeben wollten. Sie werden dann herankommen, und entweder vom Schooner oder von den Booten aus entern, und dann müssen wir unser Leben so theuer als möglich verkaufen." — „Du hast Recht," entgegnete der Gouverneur, „geht, zieht die Flagge ein und bereitet die Mannschaft vor, daß sie ihre Schuldigkeit thue."

Es geschah wie Antonio vorher gesagt hatte; sobald die Flagge herunter war, stellte der Schooner sein Feuer ein, und setzte Segel bei. Bald kam er heran, und zog die furchtbare schwarze Flagge auf. Die Mannschaft des Portugiesen bildete, nebst den Truppen, immer noch eine starke Abtheilung streitbarer Männer, denen jedoch der Anblick der schwarzen Flagge das Herz zu Eis erkältete und ihren Muth in Verzweiflung verwandelte.

Ein Kampf auf Tod und Leben begann, in welchem die wilde Tapferkeit der Piraten den Sieg errang. Kain drang vorwärts, Hawkhurst dicht hinter ihm, und beide schlugen zu Boden, was ihnen in den Weg trat. Ein Streich des Piratenkapitäns spaltete den Kopf des Gouverneurs; ein zweiter streckte dessen ältesten Sohn zu Boden, und Hawkhurst's Schwert durchbohrte den andern. Ein allgemeines Gemetzel erfolgte, jeder Mann wurde, so wie er fiel, über Bord geworfen, und nach wenig Minuten war kein Portugiese mehr auf dem Verdeck des unglücklichen Schiffs.

Kain gab jetzt Befehl, die Räume zu durchsuchen, und bald wurden die sechs Portugiesen, welche dem Blutbad entgangen waren, auf das Verdeck geschleppt; diese waren: der Bischof, seine Nichte, deren Kammermädchen, der Superkargo, ein Sakristan und ein Diener des Bischofs. Sie wurden vor den Piratenkapitän gestellt, der sie mit finstern Blicken musterte. Fest sah ihm der Bischof ins Gesicht, obschon er fühlte, daß seine Stunde gekommen sey; Teresa aber blickte schüchtern um sich; die Gefangenen suchte ihr Auge, und unter diesen den Geliebten, aber ach — wilde drohende Piratengesichter und ein mit Blut bedeckter Boden, war Alles was sie sah. Schaudernd bedeckte sie ihr Gesicht mit ihren Händen.

„Bringt diesen Mann her?" rief Kain, auf den Diener deutend. „Wer bist du?" — „Ein Diener meines Herrn, des Bischofs?" — „Und du?" — Ein armer Sakristan." — „Und du?" herrschte er dem dritten zu. „Der Superkargo dieses Schiffs." — „Den stelle mir besonders, Hawkhurst." — „Brauchst du die andern noch?" fragte Hawkhurst bedeutend. — „Nein!" erwiderte Kain, und bald hörte man ein unterdrücktes Geschrei und einen schweren Fall ins Wasser.

Der Pirat fragte indeß den Superkargo über die Ladung des Schiffes aus, als er plötzlich von einem seiner Leute mit der Nachricht unterbrochen ward, daß das Schiff, welches mehrere Schüsse zwischen Wind und Wasser erhalten hatte, dem Sinken nahe sey. Kain, der eben mit dem Schwert in der Hand, an einer Karonade gelehnt stand, hob den Arm und traf den Piraten so heftig mit dem Griff des Degens, daß er mit zerschmettertem Haupte zurücksank. „Nimm dieß, du Schwätzer, für deine Nachricht, wenn diese Gefangenen hartnäckig sind, so haben wir umsonst gearbeitet." — Die Mannschaft, welche die Wahrheit der Bemerkung ihres Kapitäns fühlte, sagte kein Wort, und warf den Leichnam über Bord.

„Wie kann man Gnade von denen erwarten, die unter sich kein Erbarmen haben!" sagte der Bischof, indem er den Blick gen Himmel richtete. „Schweig!" rief Kain, indem er sein Verhör mit dem Superkargo fortsetzte. „Geh hinab, Hawkhurst," sagte er dann, „und hole das Geld, ich will indeß mit dem Pfaffen sprechen." — „Brauchst du den Superkargo noch?" fragte Hawkhurst. — „Nein," war die Antwort, „er kann gehen." — Der arme Mann fiel dankbar auf die Knie, weil er den Befehl zu seiner Freilassung zu hören glaubte; aber die Piraten schleppten ihn fort, und es darf wohl nicht erst gesagt werden, daß er bald von den Hayfischen in Stücke gerissen wurde, die, ihre Beute witternd, das Schiff umschwärmten.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara, aus dem Tagebuch Gholam Heider Khans.

4. Reise von Peschawer nach Kabul.

Nach einem Aufenthalt von 6 Monaten und 20 Tagen setzte Herr Moorcroft seine Reise am 28sten Mai 1824 fort, begleitet von Sultan Muhammed Khan und Pir Muhammed Khan und deren Truppen, 4000 Mann stark, nebst vier Kanonen. Jeder der Häuptlinge hatte gegen hundert Pferde zu seinem eigenen Gebrauch und für seine nächste Umgebung bei sich. Zu Peschawer kaufte Herr Moorcroft nur zwei Pferde, beide kastanienbraun und von der Wezierie-Race. Sultan Muhammed Khan machte ihm ein Geschenk mit einem grauen, persischen Pferd. Die beiden gekauften Pferde waren sehr schöne Thiere, über 14 Faust hoch, und wurden mit 180 bis 160 Rupien bezahlt. Herr Moorcroft miethete noch 30 Kamele bis nach Kabul, wofür er 250 Rupien bezahlte.

Die Häuptlinge mit ihren Truppen lagerten an einem Ort Namens Tope, sieben Koß von der Stadt entfernt, Herr Moorcroft aber mit seiner Begleitung schlug sein Lager am Ufer eines kleinen Flusses auf. Am 29sten kam man nach Jemrud, einem Kheiberi-Dorf, unterhalb eines Passes gleiches Namens (fünf Koß). Hier fand man gegen 1500 Einwohner, notorische Räuber, versammelt, und da Herr Moorcroft während der Nacht einen Angriff befürchtete, so ward jede nur mögliche Vorkehrung getroffen, um sich so gut als möglich sicher zu stellen; man wurde jedoch nicht beunruhigt. Jemrud ist ein großes Dorf von etwa 30 Häusern.

Am 30sten Mai führte der Weg längs der Ufer eines ausgetrockneten kleinen Flusses hin. Den Kheiber-Paß ließ man rechter Hand, weil er für die Artillerie nicht zu passiren war. Nachdem man sechs Koß zurückgelegt hatte, kam man zu einem Paß, Ali Masdschit genannt, wo man einige Hütten, von Kheiberis bewohnt, fand. Der Weg war hier schmal und steinig, und zu beiden Seiten gähnte ein Abgrund von mehrern hundert Fuß Tiefe. Diese schwierige Stelle war jedoch nicht länger als ungefähr 200 Schritte, und dann wurde die Straße breiter und bequemer. Die Reisenden gingen bis Lallah-begke-garrhi, sechs Koß jenseits des Passes, wo sie ihr Nachtlager aufschlugen. Der ganze an diesem Tage zurückgelegte Weg betrug zwölf Koß. Hier fand man die Ruinen eines Forts und einige Hütten von Kheiberis bewohnt, die jedoch flohen, sobald sie die Reisenden erblickten. Die Räuber versuchten während der Nacht einen Angriff, wurden aber von den ausgestellten Schildwachen zurückgewiesen.

Herr Moorcroft kam mit seiner Reisegesellschaft nach Dhacka, ein Weg von zwölf Koß, und in einer Ebene nahe am Fluß Sandeh gelegen. Ungefähr zwei Koß über Lallah-beg-ke Garrhi hinaus kam man an einen Engpaß, Sandeh Khaneh ka tangi genannt, wo eine Kanone hinter der andern durchgeschafft werden mußte, weil der Weg zu schmal war. Die Kheiberis schienen Widerstand leisten zu wollen, und versammelten sich ungefähr 600 Mann stark, hielten sich jedoch in geziemender Entfernung. Aus dem Engpaß kam man auf eine weite Ebene, auf welcher die Ruinen eines steinernen Forts, Kafer ke Killah genannt, lagen, und wo man Bäche und Quellen süßen Wassers fand. Von da nach Dhacka aber (acht Koß) findet sich auch nicht ein Tropfen Wasser.

Der nächste Ort, wo die Reisenden ihr Lager aufschlugen, war Bassol (acht Koß), ein großes Dorf mit Mauern und Bastionen von Erde, einem guten Bazar und guten Brunnen. Dieser Ort ist von Agwanen bewohnt und gehört zu Dschellalabad; die Häuser haben platte Dächer und ihre Mauern sind von Erde aufgeführt. Das Land der Kheiberis begreift, nur allein in den Bergen, welche von Jamrud bis Sandeh Khaneh sich ausdehnen, einen Flächenraum von 24 Koß.

Die Reisenden lagerten an diesem Tage zu Bhatti Kote (acht Koß), einem verödeten Dorf, mit einigen wenigen Pipal-Bäumen besetzt; das einzige trinkbare Wasser, welches aus einem Bach geschöpft wurde, war sehr schlammig. Von hier aus schickten die Serdars nach einem etwa zwei Koß entfernten Dorf zwei Maulthiere, um Busah für ihre Pferde zu holen, was jedoch von den Bewohnern desselben verweigert ward, weßhalb sämmtliche Truppen mit einer Kanone dahin aufbrachen. Auf die Drohung, daß man plündern und das Dorf anzünden wolle, versprachen die Einwohner, eine Summe Geldes als Buße zu erlegen und die verlangte Fourage abzuliefern. Hiemit gaben sich die Serdars zufrieden und kehrten in ihr Lager zurück.

Die nächste Tagereise war sehr lang und die Hitze sehr drückend. Die Reisenden brachen um Mitternacht auf und fanden den Weg gut, nur hie und da etwas steinig und hügelig. Gegen 12 Uhr Mittags am 4ten Junius kamen sie nach Dschellalabad (14 Koß).

Dschellalabad ist ein großer Ort, kann aber keine Stadt genannt werden; er ist mit einer Mauer und Bastionen von Erde umgeben, und die Hauptstadt Muhammed Zeman Khans, dem das Land jährlich 70,000 Rupien einträgt. Er unterhält ungefähr 1500 Reiter und Fußgänger, und hat vier Kanonen. Der Ort selbst hat Bazars, aber auch viele verfallene und verödete Häuser. Das Haus Muhammeds ist von gebrannten Ziegeln gebaut.

Die Serdars mit ihren Truppen lagerten jenseits der Stadt an den Ufern des Flusses Sandeh. Herr Moorcroft und seine Begleiter schlugen ihre Zelte zwischen dem Fluß und der Stadt an einem kleinen Kanal auf. Herr Moorcroft und Herr Trebeck statteten dem Muhammed Zeman Khan einen Besuch ab; sie wurden sehr freundschaftlich aufgenommen und beschenkt. Die Reisenden hielten am 5ten und 6ten Rasttag, und fanden, daß die Serdars mit Muhammed Zeman Khan ein Bündniß geschlossen hatten, um Habib Allah Khan, den Sohn Azim Khans, aus Kabul zu vertreiben. Bis Dschellalabad wird Zuckerrohr gebaut, weiter jenseits aber nicht.

Die Reisenden gingen am 6ten nach Sultanpur (zehn Koß), ein großer Ort, zu dem ein guter, etwas aufwärts steigender Weg führte. Ungefähr zwei Koß von Dschellalabad, linker Hand von der Straße, kamen sie an einem Garten vorüber, Tschahar bag genannt.

Am 7ten kam Herr Moorcroft auf gutem, ebenem Wege nach Balla bag, einem großen Garten voller Obstbäume, dessen Mauern jedoch verfallen waren, und der überhaupt sehr verödet aussah. Die Reisenden schlugen ihr Lager außerhalb auf. Hier fanden sie die Serdars nebst den ihnen verbündeten Truppen, die in einem einzigen Marsch von siebenzehn Koß hieher gegangen waren; denn von Sultanpur nach Balla bag sind nur fünf Koß. Man hielt sich hier vier Tage (8ten, 9ten, 10ten und 11ten Junius) auf, während welcher Zeit zwei Gesandte von Habib Allah Khan, Namens Mehr Dil Khan und William(?) Mehr Athur (Herr des Pferdes) ankamen, welche den Serdars riethen ihre Truppen zurückzuschicken und den Streit freundschaftlich zu schlichten, worein man endlich willigte. Es ward beschlossen, daß Sultan Muhammed Khan und Morand Ali Nazir, nebst einem Gefolge von hundert Mann, die Gesandten nach Kabul begleiten und die Truppen nach Peschawer zurückkehren sollten. Herr Moorcroft und seine Gesellschaft machten die Reise unter dem Schutz der Gesandten mit, von denen Dil Khan Herrn Moorcroft besonders zugethan war.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man baut gegenwärtig in der Umgegend von London eine Kohlart von ungewöhnlicher Größe; sie hat 12 Fuß Höhe und 20 im Umkreis. Fünf dieser ungeheuren Pflanzen reichen zur täglichen Nahrung von hundert Schafen oder zehn Kühen hin. (Echo du Monde savant, Nr. 25.)

Englische Zeitungen sprechen von einem mächtigen Dampfpfluge, den ein Herr Heathcoat, Parlamentsmitglied für Tiverton, baute; sehr glückliche Proben sollen damit in Lancashire angestellt worden seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 201.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Julius 1836.

Erinnerungen aus Konstantinopel.

(Von Legationsrath Tietz.)

Es war in der Mitte des Januars 1831, als ich mit trübem Blicke aus dem Fenster meines Zimmers im Hotel d'Europe in Pera zum Himmel hinaufschaute, der sich mit düstern Wolken bezogen hatte und Regenströme in Masse herabsandte. Es that mir leid hier, wo den Fremden die alte Weltstadt und ihre reizenden Umgebungen unwiderstehlich zum Genießen einladen, einen Tag unbenutzt im engen Zimmer zubringen zu müssen. Alles hatte ich schon versucht, um meine Grillen zu vertreiben, allein umsonst. Selbst die bosporischen Austern, die ich eben frisch aus ihrem Elemente erhalten, wollten mir nicht munden, und der Roman Cabanis von W. Alexis, den ich aus meinem Koffer vorgesucht und dessen ersten Band ich rapid verschlungen, ruhte ungelesen neben mir auf dem Divan, auf den ich mich hinstreckte, um das böse Wetter zu verschlafen. Auf dem großen Vorsale vor meinem Zimmer, wo sich ein Billard befand, klapperten die Kugeln, markirte der Garçon und die Spieler, von welchen ich den einen an seiner Stimme als meinen Wirth, Herrn Tolomei, erkannte, unterhielten sich über ihr wechselseitiges Glück und Unglück in italienischer Sprache. Plötzlich entfuhr dem Munde des Gegners des Herrn Tolomei ein deutsches: „Gut geschnitten! Gott straf mich!" dessen Prononciation mich in dem Sprecher einen Berliner erkennen ließ. Rasch fuhr ich von meinen Polstern empor, um den Quasi-Landsmann hier im östlichsten Zipfel Europa's zu begrüßen, öffnete die Thüre zum Vorsaal und erblickte außer dem Kellner Giacomo und dem spielenden Wirthe nur einen türkischen Stabsoffizier, gekleidet in die neue blau und rothe Uniform, den seinen Dienstgrad bezeichnenden goldenen Stern auf der Brust. Sollte dieser Moslem ein so „jutes" Berlinisch gesprochen haben? wenigstens konnte ich es mir kaum denken. Wir begrüßten uns und zwar von seiner Seite, mit der ich möchte sagen, nur den preußischen Offizieren eigenthümlichen Verbeugung, die neben einer gewissen Geziertheit, doch etwas gratiös-martialisches hat. Meine Neugierde stieg. Wenige französische Worte wurden gewechselt, und ich erfuhr, daß der kaiserlich-türkische Obristlieutenant ein Herr v. C—z war, der früher in preußischen Militärdiensten gestarben. Die Billardpartie wurde geendet und bald saßen wir in meinem Zimmer am wärmenden Mangal, der heute bei dem kalten Regentage ein sehr willkommener Gesellschafter war. Herr v. C. erzählte mir Manches von seinem Schicksale. Seine Familie war mir nicht fremd und ist in Preußen und Sachsen sehr ausgebreitet. Was ihn bewogen, die sandigen Ufer der Spree mit den paradiesischen Gestaden des tiefblauen Bosporus und den preußischen Czacko mit dem türkischen Fez zu vertauschen, gehört nicht hieher. Eben so wenig, daß Herr v. C. aus einem lutherischen Christen ein Muhammedaner geworden, und sich jetzt Achmed nannte. Mich freute es, einen Landsmann gefunden zu haben, der mir vermöge seiner Stellung meinen Aufenthalt in Konstantinopel in mancher Hinsicht angenehmer machen konnte. Wir lebten jetzt gerade in der Zeit des vierwöchentlichen Ramazan's, der bekanntlich dem gläubigen Muselmann ein in jeder Hinsicht strenges Fasten auferlegt, so lange die Sonne am Himmel steht; heute machte der deutsch-türkische Achmed schon eine Ausnahme, da er in meinem Zimmer keinen Verräther zu scheuen brauchte, und der Geist des seligen Muhammed es gewiß unter seiner Würde hielt, dem Aufenthalt eines Giaur zu nahen. Der Burgunder thaute uns immer mehr auf, der Mund des Landsmannes floß über von dem Lobe seiner jetzigen Lage, ein Lob, das ich um so mehr für Wahrheit hielt, da der Wein diese ja gewöhnlich enthüllt. Ich muß gestehen, daß ich mich sehr glücklich schätzen würde, mehrere Jahre an den Ufern des Bosporus verleben zu können.

Eine reine, heitere Luft, ein milder Sonnenstrahl, ein reizendes Klima umgibt Konstantinopel. Die Brust athmet freier und leichter, als in dem düstern Norden, dem ich dadurch keineswegs seine eigenthümlichen Reize absprechen will. Im Norden ist es ein Kampf der Elemente, durch den die verschiedenen Jahreszeiten sich von einander losringen; hier am Bosporus scheiden sie von einander, wie Freunde, die sanft und freundlich zum Abschiede sich die Hand reichen, wobei nur der scheidende Winter manchmal eine Ausnahme mit stärkerem Händedrucke zu machen pflegt. Und selbst dieser erscheint nicht als der polternde Alte, der, wenn er sein Haupt schüttelt, die Erde auf

Monate mit dem starren Leichentuche bedeckt. Zeigt er auch auf Stunden ein grämliches Antlitz, so scheint die Natur seiner doch gleichsam zu spotten. Der Süden schickt seinen warmen Hauch über das Meer herauf und glättet die düstere Stirne des unheimlichen Greises, der sich dann grollend auf die Gebirge des gegenüberliegenden Asiens zurückzieht, und dort auf den schneeigen Gipfeln thront, indeß die Ebenen ihr Grün und auch wohl ihre Veilchen behalten. Der Februar ist die Zeit, wo der Winter sich ganz zum Scheiden rüstet, und dieses durch dichte herabströmende Regengüsse bekundet. Die Wogen des nahen schwarzen Meeres thürmen sich empor, und die Erde zuckt dann auch wohl bebend zusammen, wie ein Kranker, der durch die Krisis sich zu neuem Leben erkräftigt. Nun erscheint der März und schmückt die Fluren mit lachendem, frischerm Grün und in unendlicher Mannichfaltigkeit blüht und schimmert der Blumen bunte Pracht. Die Vögel, die noch nicht vor lange dem Süden zueilten, erscheinen wieder und begrüßen mit frischem Gesange die schmerzlich entbehrten Gefilde, und vor dem warmen, belebenden Strahl der am reinen Firmamente erglänzenden Sonne entkeimt ein neues Leben in tausend verschiedenen Formen: Die leise murmelnde Woge des Meeres küßt den Saum des asiatischen, mit Reben umzogenen Gestades. Erscheint auch wohl ein düsterer Wolkenschatten, so entflieht er bald und läßt mit erneuter Kraft die Sonne auf Meer und Land herabglänzen. Die Zeit der üppigsten Entwicklung ist der Mai; dann blüht die volle Frühlingspracht mit unnennbarem Zauber, und Felder und Auen, Bäume, Blumen und Gesträuche haben sich in ihr herrlichstes Gewand gekleidet. Jeder Tag scheint neue Früchte erzeugen zu wollen, überall schaut das Auge einen grünen, mit Blumen durchwebten Teppich. Fast keine Scheidewand läßt sich zwischen Frühling und Sommer ziehen, dessen Beginn in den Junius fallen möchte. In diesem und dem folgenden Monate hat die Thätigkeit der Natur und die Kraft der Sonne den höchsten Grad erreicht. Die Hitze würde unleidlich seyn, wenn auch jetzt sich nicht wieder das Klima dieser Gegend vortheilhaft vor andern unter gleichem Himmelsstriche wohlthuend auszeichnete. Während der drei heißesten Monate: Junius, Julius und August weht nämlich ein fast ununterbrochener Nordwind, der vom Balkan her die frische, kühle Bergluft herbeiführt, die Macht der Hitze bricht und der Luft eine eigene Elasticität verleiht, die der Gesundheit so sehr zuträglich ist. Im August scheint das Leben auf einige Zeit zu erschlaffen, doch weht auch jetzt der Nordwind, gewöhnlich von drei Uhr Nachmittags bis Sonnenuntergang, gleichsam als Vorbereitung auf die herrlichen Nächte, die sich nach dem heißen Tage erquickend auf die Erde niedersenken. Es ist die Zeit, die uns erinnert, daß wir nicht in einem Paradiese weilen. Auf schwarzem Fittiche rauscht dann die Pest mit tödtendem Hauche über das herrliche Land. Der September bildet beinahe eine Fortsetzung des vergangenen Monats, doch kühlen gegen sein Ende schon Gewitter und einzelne Regenschauer die glühende Atmosphäre. Am Weinstock prangt die schwellende Traube und das üppige Fleisch der Früchte schimmert aus dem dunkeln Laube. Der Herbst beginnt mit dem Oktober. Da nimmt die Luft wieder die milde entzückende Temperatur des erwachenden Frühlings an, Alles scheint neue Spannkraft zu gewinnen, und die Auen schmücken sich mit frischerem Grün. In milder Heiterkeit wölbt sich der Himmel über dieß Land, das jetzt wohl den prachtvollsten Anblick der Erde gewähren dürfte. Unstreitig ist dieß für Konstantinopel die angenehmste Jahreszeit. Ein goldener Duft hat sich über Meer und Hain und Auen verbreitet; es ist die selige Glorie, mit der sich die Natur noch einmal verklärt, ehe sie zum Winterschlafe erstarren soll, das letzte, heitere Aufathmen der Sterbenden. Der December ist hier nicht derselbe, der im fernen Norden das Haupt gothischer Thürme umbraust, vor dessen eisigem Hauche die Wetterfahne träge ächzt. Hier ist sein Charakter noch ein anmuthiger. Dunkelgrün erheben sich noch Eichen und Cypressen, sind noch die Wiesen; wie goldene Locken umziehen gelbe Gebüsche die Gipfel der Berge; noch einmal streut die Sonne ihre milden Strahlen freundlich über die Landschaft hin. Ein sanftes Abendroth vergoldet die ausgedehnten, schönen Ufer, die sich wie ein Diadem um Byzanz, den kostbaren Edelstein dieses Reifes, dahinziehen. So wie am Bosporus das Jahr mit Blumen beginnt, so endet es mit diesem bunten Frühlingsschmucke.

So ungefähr detaillirte mir Achmed die heißen Jahreszeiten und man wird mir zugeben, daß ein solches Klima mit jedem der Erde wetteifern könnte. In dieser Hinsicht wäre also in Konstantinopel gut seyn und in vielen andern, bei der jetzt immer mehr um sich greifenden Verbesserung der Lebensverhältnisse durch Sultan Mahmud, ebenfalls.

(Fortsetzung folgt.)

Der Piraten-Schooner.

(Schluß.)

Die Versammlung auf dem Verdeck hatte sich indeß vermehrt; Francisco, Kains Adoptivsohn, aber ein Jüngling von besserem Herzen als die Piraten, bei denen er zu leben gezwungen war, hatte kaum von einem Kruman vernommen, daß noch Gefangene, und unter diesen zwei Mädchen am Leben seyen, als er auch schon an Bord des Portugiesen kam, um seinen Vater um Gnade für sie anzuflehen. „Ehrwürdiger Vater," fuhr Kain nach einer Pause fort, „ihr habt viele Sachen von Werth an Bord?" — „Nichts, erwiderte der Bischof, „als dieses arme Mädchen, die für euch keinen Werth hat, und, wie ich hoffe, bald ein Engel des Himmels seyn wird." — „Doch ist diese Welt, wenn ihr anders Wahrheit predigt, ein Fegefeuer, durch das man gehen muß, ehe man in den Himmel gelangt, und ich schwöre dir, daß dieses Mädchen den Tod für eine Wohlthat ansehen soll, gegen das was ihrer wartet, wenn Du mir nicht sagst, wo ich die Kirchengefäße finde, die ihr an Bord habt." — „Diese Gefäße," erwiderte der Bischof, „gehören nicht mir, sie sind Gottes Eigenthum, dem sie geweiht wurden." — „Keine Ausflucht, guter Mann," wiederholte Kain dringend, „wo find' ich sie?" — „Du erfährst es nicht, blutbefleckter Mensch; dießmal soll deine Habsucht getäuscht werden.

und das Meer die Schätze verschlingen, um deren Besitz Du so viel Menschenleben geopfert hast."

„Ergreift das Mädchen," rief Kain, „sie gehört euch, ihr Bursche! — „Rette mich, o rette mich!" jammerte Teresa, sich an den Bischof klammernd. Die Piraten drangen vor, und wollten eben Hand an das zitternde Mädchen legen, als Franzisco plötzlich hinter dem Kapitän hervorsprang, die vordersten zurückdrängte und ausrief: „Seyd ihr Männer! Ehrwürdiger Mann," fuhr er zu dem Bischof gewendet fort, „ihr seyd nicht zu retten, doch will ichs versuchen." — Eine fürchterliche Pause trat ein — selbst die Piraten schienen auf Franzisco's Seite zu seyn, doch wagte keiner ein Wort zu sprechen. Kains Gesichtsmuskeln zuckten in lebhafter Bewegung; welcher Art dieselbe aber sey, ließ sich nicht errathen. Das Interesse der Scene ward in diesem Augenblick noch erhöht: die Dienerin Teresa's lag auf den Knien, schüchtern die ringsum stehenden Piraten anblickend; plötzlich stieß sie einen freudigen Schrei aus, denn einer unter diesen rauhen Männern war ihr wohlbekannt. Es war ein junger Mann von höchstens 25 Jahren, mit wenig oder fast gar keinem Bart; in bessern Tagen war er ihr Liebhaber gewesen, und seit länger als einem Jahre hatte sie ihn als todt betrauert, weil von dem Schiff, mit dem er abgesegelt war, nichts mehr gehört wurde. Es war von dem Piraten gekapert worden und er hatte Dienste genommen, um sein Leben zu retten. „Filippo, Filippo!" rief das Mädchen, indem sie in seine Arme stürzte. „Es ist Filippo, gnädiges Fräulein, wir sind gerettet!" Filippo erkannte seine Geliebte auf der Stelle; ihr Anblick rief das Andenken an glücklichere Tage in sein Gedächtniß zurück, und die Liebenden hielten sich fest umschlungen. „Begnadigt sie, Kapitän," rief der junge Bursche aus, „ich beschwöre euch!"

Kain antwortete keine Sylbe, aber seine gewaltige Brust wogte in heftiger Bewegung auf und nieder, als Hawkhurst die herrschende Stille mit den Worten unterbrach: „Wir kommen zu spät wegen des Geldes, denn das Wasser steht schon sechs Fuß hoch darüber, sehen wir wenigstens wo die Schätze liegen. — Diese Worte schienen die Gefühle, welche in der Brust des Kapitäns stürmten, plötzlich zu unterbrechen. „Zum Letztenmale, Herr," sagte er, zu dem Bischof gewendet, „wo ist der Schatz? zögert nicht, oder beim Himmel . . . ." — „Nenne den Himmel nicht," versetzte der Bischof, Du hast meine Antwort." — Der Kapitän wendete sich ab, und ertheilte Hawkhurst einen Befehl, auf den dieser die Treppe hinab eilte. „Trennt diese Thoren!" fuhr er gegen Filippo gewendet fort, der noch immer von den Armen seines Mädchens umschlungen dastand. — „Nimmermehr!" rief Filippo. „Werft das Mädchen zu den Hayfischen hinab!" donnerte Kain, indem er seinen Säbel schwang; „hört ihr! wollt ihr mir gehorchen!" — Filippo raffte sich zusammen, machte sich von dem Mädchen los, und stürzte, das gezogene Messer in der Hand, auf den Kapitän, um es ihm in die Brust zu stoßen. Mit der Schnelligkeit des Blitzes aber faßte dieser den aufgehobenen Arm, brach dem armen Burschen die Hand über dem Gelenke ab und schleuderte ihn auf den Boden hin. „Du sollst uns dennoch nicht trennen," rief Filippo, indem er sich bemühte aufzustehen. „Das ist auch meine Absicht nicht," entgegnete Kain, „bindet sie zusammen und werft sie über Bord."

Dieser Befehl ward befolgt, denn die Piraten zitterten nicht nur vor ihres Kapitäns kaltblütiger Entschlossenheit, sondern waren auch unwillig, ihr Leben umsonst gewagt zu haben. „Ungeheuer," rief der Bischof aus, als das unglückliche Paar in die Wogen hinabsank, „Du wirst dereinst eine schwere Rechenschaft von deinen Thaten zu geben haben." — „Jetzt bringt diese vorwärts!" rief Kain mit wilder Stimme, indem er den Bischof und seine Nichte auf die Fallreepstreppe führen ließ.

„Was seht ihr da unten, mein ehrwürdiger Bischof?" fragte der Pirat höhnisch, indem er auf das trübe Wasser und die Hayfische deutete, die gierig nach neuer Beute schnappten. „Ich sehe räuberische Geschöpfe, welche wahrscheinlich bald diese morschen Gebeine zermalmen werden," sagte der Bischof ruhig, „aber doch erblicke ich kein Ungeheuer gleich Dir unter ihnen. Teresa, theures Kind," fuhr er zu seiner Nichte gewendet fort, „fürchte nichts; ein gerechter Gott waltet über den Sternen, der strafet und belohnet." — Teresa's Augen hatten sich geschlossen, sie konnte den gräßlichen Anblick nicht ertragen. „Noch habt ihr die Wahl," donnerte Kain, „erst auf die Folter gespannt, dann den Hayfischen vorgeworfen; das Mädchen übergebe ich in diesem Augenblick meinen Leuten."

„Nimmermehr!" rief Teresa aus, indem sie vom Verdeck hinabsprang. „Die Daumenschrauben herbei! schnell! wir müssen das Geheimniß von ihm erpressen!" schrie Kain seinen Leuten wüthend zu, die, so verworfene Bösewichter sie auch waren, ihre Erschütterung über diese letzte Scene nicht verbergen konnten. Hawkhurst aber, den der Zorn übermannte, faßte den Greis bei der Brust und warf ihn in die Tiefe hinab.

Ein Theil der Piraten hatte inzwischen Alles aufgebrochen, was sie noch erreichen konnten, um irgend etwas von Werth zu finden, doch vergebens; das Wasser war bereits zum Mitteldeck emporgestiegen, und alle weitern Versuche blieben fruchtlos. Das Schiff stand am Sinken, und es war hohe Zeit es zu verlassen und mit dem Schooner das Weite zu suchen, damit dieser nicht durch den Wirbel des in die Tiefe sinkenden Indienfahrers in Gefahr gerieth. Kain kehrte mit den getäuschten Piraten an Bord seines Schiffs zurück, und kaum hatten sie sich zwei Kabelslängen entfernt, so sank auch schon der Portugiese mit all den blutgetränkten Schätzen in die Tiefe hinab.

Alte Inschriften in Nubien.

Der bekannte Gelehrte Letronne hat drei Memoiren herausgegeben über die abyssinischen und nubischen Inschriften zu Adulis, Axum, Talmis und am Tempel von Philos. Die beiden griechischen Inschriften zu Adulis und die zu Axum in derselben Sprache gehören Abyssinien an. Die beiden ersten wurden von dem Mönch Cosmas im Anfange des sechsten Jahrhunderts gefunden: die eine, auf eine Basalttafel eingegraben, enthält eine pomphafte Aufzählung der Eroberungen des ägyptischen Königs Ptolemäus Euergetes; die andere, auf einem Sitz

Digitized by Google

von weißem Marmor eingegraben, rühmt die Thaten eines abyssinischen Königs, der sich Sohn des Mars nennt. Die erste Inschrift von Axum ist zu Ehren Aizanas, Königs der Axumiten, der die sechs Völkerschaften der Bugaiten besiegte, und sich König der Könige nannte. Aus der ersten Inschrift von Adulis geht hervor, daß unter der Herrschaft der Lagiden die griechische Sprache in Abyssinien bekannt war. Aus der zweiten Inschrift von Adulis und aus der von Axum ersieht man, daß die abyssinischen Fürsten selbst griechisch sprechen und sich dieser Sprache in den öffentlichen Denkmalen bedienen. Diese beiden Inschriften beweisen zudem noch, daß die griechische Religion frühzeitig bei den Abyssiniern Eingang fand. Aus der nubischen Inschrift zu Talmis zieht Herr Letronne den Schluß, daß das Christenthum 200 Jahre früher nach Abyssinien als nach Nubien kam, und daß lezteres es von Aegypten her und nicht von Abyssinien erhielt. Aus der Vergleichung der Inschriften von Adulis, Axum und Talmis, so wie einiger orientalischen Schriftsteller geht hervor, daß Nubien und Abyssinien längs dem rothen Meere zwei feindliche Königreiche bildeten, die sich die Herrschaft über die kleinen Könige und die zahlreichen Völkerschaften streitig machten, welche das obere Nilthal bewohnen. Daher die triumphirenden Inschriften und die ewigen Kriege zwischen Nubiern und Abyssiniern, von denen auch ein Brief Isaaks, des Patriarchen von Alexandrien, spricht, der sie zur Eintracht ermahnte.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

4. Reise von Peschawer nach Kabul.

(Fortsezung.)

Am 12ten, nachdem man Abschied von den übrigen Häuptlingen von Peschawer genommen hatte, sezten die Reisenden, deren Begleitung sich nun bedeutend vermindert hatte, ihren Weg nach Nimla Bag fort (acht Koß), einem Garten, der von einigen der indischen Kaiser angelegt und unterhalten worden war; Mauern und Gebäude sind bereits in Ruinen verfallen. Es finden sich hier eine Menge Granatäpfelbäume und vieles Gebüsch nebst noch einigen andern Arten von Obstbäumen. Da dieser Ort wegen der Menge von Schlangen in üblem Ruf stand, welche sich in den Ruinen aufhalten, so schlugen die Häuptlinge mit ihren Leuten ihr Lager außerhalb auf, Herr Moorcroft aber blieb die Nacht über innerhalb des Gartens, und es widerfuhr weder Menschen noch Thieren irgend ein Unfall.

Von hier aus kamen die Reisenden nach Aschpubim (zwölf Koß), einem kleinen Dorf auf einer sumpfigen Niederung gelegen, und mit Schilf, Binsen und kleinen Wasserströmungen umgeben. Der Weg war durchaus gut und die Artillerie konnte bequem transportirt werden. Ungefähr halbwegs, oder nachdem man sechs Koß zurückgelegt hatte, kam man auf einer Brücke mit drei Bogen über den Fluß Gundnemack. Nicht weit von dieser Brücke liegt ein großer weißer Stein, von welchem die bigotten Moslems kleine Stückchen abschlagen und sie als Amulete tragen. Der fabelhaften Sage nach erschlug Hazret Ali hier einen ungeheuren Drachen mit einer großen Masse Schnee, die er zu Eis erhärtete, und aus welcher mit der Zeit dieser Stein wurde. Der Gundnemack fließt von Westen nach Osten und war nur drei Fuß tief, aber gegen fünfzig Schritte breit; er fällt in den Gandeh oder Kabul-Fluß. Von dem erstgenannten Fluß an beginnt das Land der Gilzis-Kaste der Patans. Zu beiden Seiten der Straße standen viele große Maulbeerbäume mit rothen und weißen sehr süßen Früchten, von denen man gegen eine Kupfermünze einen ganzen Korb voll haben konnte. Das umliegende Land schien gut angebaut zu seyn, und besonders waren viele Reißfelder zu sehen. Der Weg führte von der Brücke aus stark aufwärts. Unweit der Dörfer, links von der Straße, wurden viele kleine Forts von Erde sichtbar. Auch Aschpubim ist mit einem Erdwall umgeben, und zählt etwa 25 bis 30 Häuser.

Am 14ten Junius brachen die Reisenden um 2 Uhr Morgens auf, und befanden sich mit Tagesanbruch unweit der Brücke über den Fluß Surkhab; auch diese Brücke hatte drei Bogen. Sechs Koß jenseits der Brücke kam man zu einem Dorfe, Dschagdallick genannt, welches ein wenig von der Straße abliegt, und wo sonst gewöhnlich angehalten wird; da es jedoch noch zu früh war, so gingen die Reisenden weiter, bis zu einem Paß, Purrudarrah genannt (vierzehn Koß). Während der Nacht mußte man sehr wachsam seyn, weil die Gilzis als Räuber bekannt sind.

Da die Tagereisen sehr lang und die Hize drückend war, so brach man um 2 Uhr Nachts auf und kam nach Teyzi (fünfzehn Koß), einem Dorf abwärts von der Straße, welches von Gilzi Patans bewohnt ist. Um Mitternacht brachen die Reisenden abermals auf und kamen längs dem Ufer eines Flusses nach Heft Kohtal (die sieben Pässe). Als sie diesen Paß hinangestiegen waren, befanden sie sich auf einer Ebene und bei einem Dorf, Khurd Kabul (Klein Kabul) genannt, neun Koß von Teyzi entfernt. Hier wurde Halt gemacht, um zu frühstücken. Auf dem Gipfel des Passes befindet sich das Grab irgend eines Heiligen, Pir Dschabbar genannt. Die Reisenden kamen auf einem guten Wege abwärts nach Butkhak, sechs Koß vom Paß entfernt, und hatten mithin an diesem Tage sechzehn Koß zurückgelegt. Butkhak ist ein großes Dorf mit einigen Kaufläden und von Gilzis bewohnt, welche lauter Räuber sind. Die Reisenden lagerten auf einem Felde, nordwestlich vom Dorf. Die ausgestellte Schildwache schlief, von den starken Märschen und der Hize des Tages ermüdet, während der Nacht ein, und dieß benuzten einige Gilzis, um wie Hunde oder Schakals in Herrn Trebecks Zelt zu kriechen, wo sie ein paar Pistolen, einen Taschenkompaß, seinen Hut, eine Kleidung und einen Shawl stahlen. Ein Hakim (Arzt) in der Begleitung Herrn Moorcrofts kam ebenfalls um alle seine Kleider. Herr Trebeck erwachte zuerst und sezte den Räubern nach, kam aber unverrichteter Sache wieder zurück. Am folgenden Tage ließ er bekannt machen, daß er den reich belohnen werde, der ihm die geraubten Gegenstände wieder verschaffe, und sie wurden ihm auch wirklich nach Kabul gebracht.

(Fortsezung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Kürzlich wurde im Institut der englischen Architekten eine prachtvolle Sammlung von Zeichnungen alter Denkmäler Italiens, Siciliens und Aegyptens niedergelegt, die der jezt verstorbene Henry Parke selbst an Ort und Stelle verfertigt hatte.

Man hat in Frankreich Proben mit der zu Algier gezogenen Baumwolle gemacht, und gefunden, daß sie der amerikanischen in keiner Art nachsteht. Herr Barbet, Maire von Rouen, hat in seiner im Departement der Niederseine liegenden Fabrik die Probe anstellen lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 202.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Julius 1836.

Skizzen aus Paris.

Die Heloten.

Wer zwischen der Betrachtung des stets wachsenden Kunstfleißes und den verfeinerten Genüssen, wie nur Paris sie um billige Preise bietet, gar anmuthig seinen Tag und einen guten Theil seiner Nacht verlebt, der ahnet freilich nicht, daß er sich in der Mitte einer Menge Menschen befinde, welche nichts haben, nichts glauben, nichts achten, als die Macht des Stärkern. Diese Klasse ist weniger sichtbar, aber unglücklicher als die über Gebühr verrufenen Lazzaroni in Neapel. Denn unter dem Breitegrade von Paris bedarf man Wohnung, Feuerung, warme Bekleidung und mehr Speise als in Neapel, zahlt Alles theurer, und wird durch den Anblick eines größeren und mit mehr Verfeinerung genießenden Reichthums stündlich gestachelt. Man betrachte nur die Gesichter der armen Teufel vor den Geldwechslerbuden, oder vor den Leckerbissen, welche die marchands de comestibles auslegen: man besuche Straßen und Plätze an einem rauhen Wintermorgen, um zu begreifen, mit welchen Entbehrungen hier die unterste Volksklasse zu kämpfen hat, und welchen Eindruck der tägliche Anblick des Luxus und Reichthums auf die meisten macht. Man höre in den Assisen die Bekenntnisse und Lebensansichten der Verbrecher dieser Klasse, und sehe sie im Beginn eines Kampfes mit der Polizei.

Daher ist die Nationalgarde für Paris so wichtig, weil sie allein in gewissen Vorkommenheiten die Wiederkehr einer Jacquerie hindern kann. Die Fabrikherren sind die Ersatzmänner für die Barone des Mittelalters geworden, sie brauchen nur ihre Werkstätten zu schließen, und ein Haufen Heloten ist brodlos und jedem zu folgen bereit, welcher ihn führen will, und je höher die Gewerbe steigen, desto mehr wird sich der Helotismus vermehren, desto leichter wird er von einer Beschäftigung zu einer andern überspringen, desto häufiger wird ihn eine Stockung außer Brod setzen, und desto nöthiger wird also der festgegliederte Widerstand derer, welche etwas besitzen, wider die werden, welche nichts besitzen, und des neuen Bürgerthums wider den neuen Zwingherrn. Dieser kann bei der behenden Weise, mit welcher Alles sich in Paris organisirt, jeder werden, welcher eine bedeutende Summe Geldes opfern will, und einen Zweck vorschieben kann, welchen der Helote begreift. Darum wendeten sich die Republikaner immer an diese Klasse, und verkündigten im Junius 1831 einander ihre Niederlage mit den Worten: La rue est contre nous! sie hatten nicht Geld genug zu spenden.

Bedenke man noch ferner, daß die Mehrzahl dieser Heloten gedient hat, oder wenigstens fertig mit Waffen umgehen kann, daß sie mit großer Gefügigkeit sich einem tüchtigen Führer sogleich militärisch unterzuordnen wissen, daß Napoleon ihr Abgott ist, und daß eine halbe und falsche Bildung noch in den kräftig auftretenden Theil dieser Klasse hereinreicht, während die neuere solidere Erziehung erst zu wirken beginnt, daß endlich diese Klasse sich beständig aus der Provinz ergänzt, und die Sonne eines zwanzigjährigen Friedens neben vielen schönen Früchten auch vieles Ungeziefer ins Leben ruft.

Bei der Juliusrevolution waren es vorzüglich die Nichtbesitzenden, welche zuerst der königlichen Macht entgegentraten. Während man sie im täglichen Leben wenig bemerkt, weil sie an Werktagen arbeiten und an Festtagen etwas ordentlich und reinlich gekleidet sind, traten sie damals in der ganzen Nacktheit eines in der furchtbarsten Sonnenhitze arbeitenden Menschen, mit der Erregung, welche diese Hitze schon an und für sich gibt, mit dem Grimm gegen Polizei, Geistlichkeit, Bourbons und brodraubende Ordonnanzen zugleich auf, und ihr Bild wird von keinem vergessen werden, welcher sie erblickt hat, wird ewig wie ein Gespenst bei jeder Veranlassung sich vor die Seele stellen, und warnend auf den noch nicht geschlossenen Abgrund der Revolution hinweisen. Es ist aber Pflicht zu bekennen, daß die höheren Klassen früher Alles thaten, um diese Grundsuppe der Gesellschaft in immerwährender fauler Gährung zu erhalten, daß man sie weder unterrichtete, noch zur Achtung der Gesetze zwang, daß man sie immer kaufte und immer aufopferte, und sie immer zwischen Bestechung mit Hätschelei und Hohn mit Kartätschenfeuer hielt.

Erinnerungen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Das Wetter hatte sich bei dem herannahenden Abende wieder aufgeklärt, und ich nahm die Aufforderung meines neuen Bekannten an, mit ihm nach Konstantinopel hinüberzufahren, wo er von einem seiner Freunde, einem bejahrten französischen Renegaten, der früher zu Napoleons Armee gehörte und nun schon zwanzig Jahre hier lebte, zu einer nächtlichen Ramazansfeier eingeladen war. Wir gingen also die „lange Gasse" Pera's hinab, und wendeten uns dann links in die enge Bergstraße, die nach Tophana und dem Hafen hinabführt, wo wir in einen Kaik stiegen, der uns in kaum einer Viertelstunde hinüber nach der „Stadt" brachte. In dem Augenblicke, als wir das Boot verließen, donnerten die Kanonen von allen Batterien des Bosporus, zum Zeichen, daß das Fasten des Tages beendet und die anbrechende Nacht wieder jede Art des Genusses erlaube, wie es der Monat Ramazan mit sich bringt. Eine Menge Menschen war beschäftigt, die bunten Lampen auf den Moscheenkuppeln und auf den spitzen Minarets anzuzünden, indeß von den Galerien der letzteren die Muezzin's den Gläubigen mit lauter Stimme verkündeten, daß für heute die Fasten beendet und gegenwärtig Zeit wäre, zu essen und zu trinken. Wir kamen an der Aja-Sophia, auf der der hohen Pforte des großherrlichen Serails gegenüberliegenden Seite vorüber, als die lichtstrahlenden Fenster der Moschee uns anzeigten, daß das Innere derselben zu der nächtlichen Feier prachtvoll illuminirt sey. Die in der Mitte des Platzes sprudelnde „Fontaine Sultan Achmeds III," schillerte im Glanze der sie umgebenden Lampen in tausend Regenbogenfarben. Vom Atmeidan her knallten Flinten und Pistolenschüsse, und da der Türke selbst bei solchen Freudenschüssen sich nicht genirt, sein Gewehr mit Kugeln zu laden, so war mir der Vorschlag schon recht, den Hippodrom zu vermeiden und rechts über den Bazar nach unserm Bestimmungsorte, dem Hause des französischen Renegaten, zu gehen. Alle Buden und Gewölbe des großen Kaufhofes, der mit seinen verschiedenen Gassen einen Stadttheil für sich bildet, schimmerten ebenfalls in einem Lichtmeer, durch welches die herrlichen, hier ausgelegten Waaren, besonders in den Gassen, wo man Teppiche, Shawls und Waffen verkauft, in erhöhtem Glanze dem Auge dargeboten wurden. Wir wanderten so durch einen magisch-künstlichen Tag, der vier Wochen, die Dauer des Ramazans, hindurch, allabendlich in dem ungeheuren Konstantinopel auftaucht und die Sinne der beschauenden Fremden in eine heitere, unbekannte Mährchenwelt versetzt. Endlich gelangten wir durch hellerleuchtete Gassen und Gäßchen zu dem am Ufer des Marmora-Meers, in der Gegend der sieben Thürme belegenen Hause, oder vielmehr Palaste des zu Besuchenden, der eine hohe Charge in dem Ministerium des Reis-Effendi bekleidet. Daß ich, obgleich nicht eingeladen, dennoch willkommen seyn würde, durfte ich schon, ohne Egoist zu seyn, glauben, einmal weil Osman (so hieß der Renegat), wie mir mein Begleiter sagte, den Umgang mit Ausländern und frühern Religionsgenossen liebte, und dann, weil die türkische Gastfreundschaft gerade in den Ramazansnächten den höchsten Grad erreicht hat. In dieser Zeit ist die Tafel des wohlhabenden Muselmannes für alle besetzt, die von dem, was er hat, genießen wollen. Bekannte und Unbekannte treten in sein Haus und mit Freuden läßt er jeden an seinem Ueberflusse Theil nehmen. Es kommt bei den Reichern wohl vor, daß sie sogar ihre Diener und Sklaven mit reichlich gefüllten Schüsseln auf die Straßen schicken, um die Armen des Volks zu speisen.

Ehe der freundliche Leser mit mir in die Pforte des Palastes tritt, werfen wir einen Blick auf das Aeußere desselben, das freilich nicht dem eines europäischen gleicht. Bei diesem bestimmt der Kunstsinn und Geschmack die architektonischen Anlagen, im Orient dagegen die Bequemlichkeit und alt hergebrachte Sitte. Es läßt sich vermuthen, daß Salomo und David vielleicht eben so logirt gewesen sind, wie jetzt ein türkischer Fürst. Ein türkischer Palast — gewöhnlich Serai genannt — zeichnet sich nicht durch seine, ins Auge fallende Schönheit, sondern durch seinen Umfang aus, und besteht meistens aus der Zusammensetzung mehrerer Gebäude, wobei aber nicht auf eine gewisse Symmetrie Rücksicht genommen wird, obgleich man Einzelnes davon wohl schön nennen könnte. Die Vorderseite von Osman's Palaste war ein Gemisch von Mauern, vorspringenden Köschken und Erkern, mit großen und kleinen, bald hoch, bald niedrig stehenden Fenstern. Durch ein gewölbtes Thor, mit Marmor von verschiedenen Farben geschmückt, und heute durch eine Menge Lampen erleuchtet, betraten wir einen großen Hof, der von kleinen, für die niedere Dienerschaft bestimmten Gebäuden umgeben war und gewöhnlich zur Reitbahn benutzt wurde. Ein dem ersten gegenüberliegendes zweites Thor, durch welches höhere Besuche noch durchzureiten pflegen, während geringere schon im ersten Hof vom Pferde steigen, führte uns in den zweiten Hof, in dessen Mitte sich aus einem Bassin eine Fontaine erhob. Eine, in einer Ecke befindliche Wendeltreppe bildete den Aufgang zu einer, die Westseite des Hofes einnehmenden Säulenreihe, offen und nur mit einem leichten, bunt bemalten und weit über die Säulen vorspringenden und so gegen die Sonne schützenden Dache (türkisch: „Rifraf" genannt) versehen. Zwischen den Säulen aufgerollte Vorhänge werden während des Tages herabgelassen, um die brennenden Sonnenstrahlen abzuhalten. Gegenüber dieser Seite befanden sich Wohnungen für höhere Diener des Palastbesitzers, dessen Aufenthalt der Flügel war, der dem Thor gegenüber liegt. Zwei Diener führten uns in das Prunkzimmer des Hausherrn. Dieß war länglich und mit einem Tafelwerk von schönem polirtem Nußbaumholz, etwa in Mannshöhe umgeben. Die Wände darüber und die Decke mit Arabesken in sehr lebhaften Farben, mit dazwischen laufender Vergoldung, verziert, wie man auch noch bei uns Prachtzimmer des vorigen Jahrhunderts sieht. Zwei Reihen über einander stehender Fenster mit runden Scheiben nahmen die Wand gegenüber der Thür ein, über ihnen prangten große, schöngeschnörkelte Inschriften, die man mir als Denksprüche des Korans und Sentenzen morgenländischer Schriftsteller bezeichnete. Der Raum zwischen der Thüre und der Fensterwand war in zwei Abtheilungen getheilt, wovon die der

Thüre am nächsten mehr als die Hälfte des Zimmers einnahm und deren Boden aus verschiedenfarbigem Marmor zusammengesetzt war. Man nennt diese Abtheilung des Zimmers Atabi. Der andere Theil längs der Fensterwand, etwas höher als der Atabi und von diesem gewöhnlich durch eine niedere Balustrade getrennt, heißt der Divan, da sich hier über die ganze Breite des Zimmers der Sitz befindet, den man speciell den „Divan" zu nennen pflegt. An den beiden Enden desselben, bei den Türken die Ehrenplätze für die Vornehmen, befinden sich reicher überzogene Polster, wie die sind, die die Rücklehne bilden. Vor dem Divan (in speciellerer Bedeutung) ist der Boden bis zum Atabi mit reichen Teppichen belegt.

So war dieß Prunkzimmer beschaffen, dem auch die in andern türkischen Häusern gleichen. Wir fanden ungefähr 6–7 Gäste, Türken und zwei Attachés der französischen Gesandtschaft, vor, sämmtlich auf dem Divan sitzend und aus langen Pfeifen Tabak rauchend, ein Genuß, der die anwesenden Türken, die ihn den ganzen Tag entbehrt hatten, so beschäftigte, daß sie an der Unterhaltung der beiden Franzosen sehr wenig Theil nahmen, obgleich sich diese italienisch und gebrochen türkisch beinahe den Mund wund redeten. Diener, die jedes Befehls gewärtig in dem Atabi standen, servirten Kaffee nach orientalischer Art.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spielhäuser in Paris.

Man hat berechnet, daß die in Paris geöffneten Spielhäuser in einem gewöhnlichen Jahre den verschiedenen Zwangsarbeitsanstalten, Gefängnissen oder Galeeren des Königreichs 1650 Verbrecher zuführen. Die Zahl der Selbstmorde, an denen das Spiel Ursache ist, wird auf 219 jährlich geschätzt. Unter den Sträflingen, welche aus Spielhäusern hervorgingen, um die Lebensart zu ergreifen, welche sie auf das Schaffot führte, zählt man seit einigen Jahren Affelineau, Lacenaire, L'huissier und David. Der größte Nachtheil, welcher sich im Gefolge dieser Spielhäuser kund gibt, und der allen Gutgesinnten auffallen muß, liegt weit weniger in ihrem Bestehen selbst, als vielmehr darin, daß sie in dem Augenblick des lebhaftesten Geschäftsverkehrs geöffnet sind, ein Umstand, der jeden Handeltreibenden, jeden Geschäftsmann und überhaupt jeden, auf dem irgend eine pekuniäre Verantwortlichkeit lastet, mit Schrecken erfüllen muß.

Wenn die in der Deputirtenkammer gegebenen Nachweisungen richtig sind, so geht die Verwaltung der Spielhäuser sogar so weit, sich allen Launen der Spieler willig zu fügen, wofür die folgenden, beiden aus einer den Mitgliedern der Deputirtenkammer vertheilten Denkschrift entnommenen Thatsachen als Beweis dienen mögen. Lord Thorney wünschte ganz allein zu spielen, was ihm sogleich bewilligt ward. Er blieb die ganze Nacht mit den Banfiers eingeschlossen, und am folgenden Morgen hatten diese 1,250,000 Franken gewonnen. Die englischen Journale haben den Kassierer des Spielhauses und seine Agenten deßhalb bitter getadelt.

Der Adjutant des Paschas von Aegypten wollte ebenfalls allein spielen; man bewilligte ihm denselben Vorzug, wie dem Lord Thorney. Er spielte die ganze Nacht, und der Aegyptier hatte dasselbe Schicksal, wie der Lord.

Ist man nicht zu weit gegangen als man gestattete, daß die Spielhäuser noch bis zum Jahre 1838 geöffnet bleiben? Binnen diesen zwei Jahren überliefert man noch weitere 5260 Individuen den Kerkern und der Schande, und treibt 458 zur Verzweiflung, der stärkern Ueberhandnahme der Spielwuth nicht einmal zu gedenken, die unfehlbar eine verdoppelte Anzahl von Opfern in jene Höhlen des Unglücks führen wird, die man hätte sogleich schließen sollen, ohne einem so verderblichen Uebel, welches die gesellschaftliche Ordnung, die Familien, Leben, Ehre und Glück der Bürger bedroht, eine weitere Frist zu gönnen.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

4. Reise von Peschawer nach Kabul.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden frühstückten und warteten die Rückkehr eines von ihnen nach Kabul gesandten Boten ab. Sultan Muhammed Khan ging sehr früh am Morgen voraus, ließ sein Gepäck im Lager zurück und bat Herrn Moorcroft, nicht eher aufzubrechen, als bis ein vertrauter Mann von Habib Allah Khan ihm entgegen kommen würde. Gegen 9 Uhr Vormittags schickte Sultan Muhammed Khan Herrn Moorcroft einige Hüte Zucker, nebst etwas Zuckerwerk und Eis, welches er zu Kabul eingekauft hatte; die Leute, welche dieses Geschenk überbrachten, eröffneten ihm zugleich, daß er die Reise fortsetzen könne, und so brach man denn um 12 Uhr Mittags auf. Nach einem Marsch von etwa fünf Koß kamen die Reisenden zu einem großen schwarzen Stein, Sung Schiah genannt, wo sie den Boten von Habib Allah Khan nebst zehn von Sultan Muhammed Khans Reitern trafen. Herr Moorcroft ging hier mit seinem ganzen Gepäck voraus und hielt seinen Einzug in die Stadt Kabul, wo er in dem zwei Stock hohen, von Backsteinen gebauten Hause Sultan Muhammed Khans abstieg. Hier war Raum genug; der aus gestampfter Erde bestehende Boden war mit Matten und Blättern der Dattelpalme bedeckt. Man kam durch ein Thor in die Stadt; oberhalb befand sich das Fort, Bala Saar genannt, und rechter Hand ein kleiner Garten. Der Weg führte durch den Tschehar Tschatta Bazar, und vom Thor an bis zu seiner Wohnung hatte Herr Moorcroft eine Strecke von nahe an drei Meilen zurückzulegen.

Die Stadt Kabul ist von einer Mauer aus Steinen und Backsteinen, mit Mörtel zusammengefügt, umgeben, welche ungefähr 18 bis 20 Fuß hoch, mit Thürmchen besetzt, und mit Schießscharten für Kanonen und Musketen versehen ist. Man sieht die Stadt schon in einer Entfernung von sechs Koß. Das Fort Bala Saar, linker Hand vom Thor, liegt auf einer Anhöhe, etwa 40 oder 50 Fuß über der Ebene, und ist von einer steinernen Mauer mit runden Bastionen umgeben. Zwei Thore führen in dasselbe, von denen das eine gegen Osten das Tschammam- und das andere gegen Nordost das Schendazar-Thor genannt wird. Die Länge von einem Thor zum andern beträgt etwa 300 und die Breite des Forts ungefähr 150 Schritte. Es ist von einer Abtheilung Khizzilbasch Moguls besetzt, welche einen Theil von Ahmed Schah Abdallis Truppen — Golam Khaneh (oder Haussklaven) genannt — ausmachen, wird außerdem noch von einigen Arabern, Armeniern, Juden (Dschihud genannt) und Hindu-Banianen bewohnt, und als ein fester Platz betrachtet. Das Fort hat mehrere Brunnen mit gutem Wasser. Auf einer kleinen Anhöhe über demselben — etwa

10 Fuß höher und ungefähr 250 Schritte gegen Nordwest — befindet sich ein großer runder, einer Bastion ähnlicher Thurm, welcher Bala Assar genannt wird, und der mit einigen Kanonen besetzt ist. Diese Anhöhe sammt ihrer Befestigung bezeichnet man gewöhnlich mit dem Namen Kulah-i-Feringi (des Europäers Hut), und von ihr aus erhebt sich ein steiles Gebirge, fast eine Meile hoch, an dessen Abhang und über dessen Gipfel hin die Stadtmauer läuft, dann sich wieder den Berg hinab und an den Fluß Kabul hinzieht, über welchen eine schöne gemauerte Brücke mit drei großen und vier kleinen Bogen führt. Dann zieht sich die Stadtmauer am Abhang eines kleinen Hügels fort, auf dessen Gipfel eine kleinere Bastion steht, und läuft von da bis zum Fuß der Anhöhe hinab, wo sie endet. Von diesem Endpunkt aus sind noch die Ueberreste eines Erdwalles sichtbar, welche sich fast bis zu dem Thor hinzieht, durch welches die Reisenden ihren Einzug hielten, und welches das Thor von Lahor genannt wird. Das andere große Thor, durch welches man kommt, nachdem man die Brücke überschritten hat, dicht an welcher es sich befindet, wird das Kandaharri-Thor genannt. In der Stadt zählt man mehr als acht Moscheen, worunter zwei oder drei große mit Minarets; auch hat man drei Kollegien (Mundursahs) mit Professoren für die arabische und persische Sprache, und für die Physik (Tib). Man findet viele gute Hakims (Aerzte) und Medikamente in Menge. Die Moguls sind sämmtlich von der Kaste der Schiahs oder Iranis; die Patans sind Sunniten. Da die leztern Herren des Landes und der Zahl nach die stärkern sind, so wollen sie den Schiahs nicht gestatten, öffentliche religiöse Versammlungen zu halten, weßhalb diese in ihren Häusern in kleinen Vereinen, Attums genannt, zusammentreten, und Hymnen zum Lobe Hassans und Husseins absingen. Die Armenier haben einen gottesdienstlichen Versammlungsort. Die Armenier und Juden brennen geistige Getränke zum Verkauf, und die erstern treiben Tauschhandel, Wechselgeschäfte u. s. w.

Die Stadt Kabul ist ihrer äußern Gestalt nach fast zirkelförmig; ihr längster Durchmesser hält ungefähr 3½ und der kürzeste 2½ bis 3 Meilen. Tschehar Tschatta ist der größte Bazar; nach diesem folgt der Größe nach der Schere-Bazar und dann der Morad-Khanni, auf dem sich ein Fort von Erde mit vier Bastionen befindet; er liegt jenseits des Flusses und des Kandahar-Thores. Rechter Hand von diesem Bazar befindet sich der Anscheirah, ebenfalls mit einem Fort mit vier Bastionen, wo Moguls wohnen, welche größtentheils mit Pferden und Früchten handeln. Das Klima von Kabul ist ganz europäisch, und man erntet das Getreide nur Einmal des Jahres; heiße Winde und regelmäßige Regenzeit gibt es nicht. Die Handelsartikel von Kabul, bestehen in Früchten, Pferden, Kamelen, Maulthieren, Schafen, Assafötida und einer Art von Kamelot, den sie aus Kamel- und Ziegenhaar verfertigen.

Die am meisten geschäzten Pferde sind die turkmanischen, und die Moguls bilden ganze Kafilahs oder Karawanen, mit denen sie den Markt von dem ungefähr zwanzig Tagereisen entfernten und nach Kabul zinspflichtigen Urtschab besuchen. Diese Karawanen gehen in den Monaten Julius, August und September ab, und nehmen Zinn, Kandiszucker, Gewürze, ordinäre Baumwollenzeuge, Tücher, Turbane u. s. w., nebst breiten europäischen Tüchern, Kaschmirshawls, Indigo, feinen Musselinen u. s. w. mit. Von den Bewohnern von Urtschab kaufen sie ausgewachsene Pferde und schöne Fohlen, deren Werth sie bald in Waaren, bald in Geld bezahlen. Auch kaufen sie von ihnen fertige Kleider von Kamelot, Barrack genannt, härene Säcke u. s. w.; im November kehren sie nach Kabul zurück. Die Pferde werden mit Gerste, Gerstenstroh und Kleehen gefüttert. Die Pferdehändler mit ihren verkäuflichen Pferden und Kamelen mit Früchten beladen verlassen Kabul im December, und erreichen Delhi im Februar. Die erstern mit frühzeitigen Früchten abgehenden Karawanen kommen im November zu Delhi an.

Die Aepfel von Kabul sind klein, weßhalb die Fruchthändler deren von Kaschmir kommen lassen; die Birnen sind gut. Der Kismis ist eine kleine Traube ohne Kerne, welche auf niedrigen, buschartigen Weinstöcken wächst; die lange rothe Traube wird getrocknet, und die weiße, saftige, mit Baumwolle in Kuters, oder runden Schachteln, verpackt, nach Indien geschickt; sie werden Hossainis genannt. In der Gegend von Kabul wachsen Alutschas (grüne Pflaumen), Pflaumen, Quitten, Pfirschen, Aprikosen, Feigen, Mandeln, Granatäpfel und Nüsse in Menge; an Gemüsen der besten Art herrscht ebenfalls Ueberfluß. An Körnerfrüchten finden sich Weizen, Gerste, Ubwa Dschau (Buchweizen), Erbsen, Bohnen u. s. w., und an Oelfrüchten Leinsamen, Sesam und Senf.

An Zuchtviehgattungen gibt es Stiere, Kühe, fettschwänzige Schafe, Ziegen, Pferde, Maulthiere, Esel (von besonders großer und schöner Race), Kamele und eine große Art Schafe mit sehr feiner Wolle und vier bis sechs Hörnern. Die Bazars sind mit Fleisch und Fischen von der besten Art reich versehen.

Die umlaufenden Geldsorten bestehen in goldenen Tillahs; auch findet man goldene Butkis, welche von Rußland aus hieher kommen. Der Tillah gilt 6 Rupien 12 Annas Ayobi-Rupien (die Ayob schahi Rupie ist von Silber gleich 14 indischen Annas), und gilt hundert kleine Kupfermünzen. Vier Kupfermünzen machen 1 Schahi, 3 Schahis 1 Sunnar, 3 Sunnars 1 Abassi und 2 Abassis eine Ayobi-Rupie. Kauris oder Muscheln sind in diesem Lande nicht im Umlauf.

Das Gewicht zerfällt in folgende Abtheilungen: 4 Paowahs, oder Quarters, machen 1 Tscharag, 4 Tscharags machen 1 Sihr, 40 Sihrs 1 Maund, gleich 50 Sihrs Delhi-Gewicht. Die Elle, Shahdschehwani genannt, ist beinahe 40 englische Zoll lang, und nach dieser wird alles Tuch gemessen.

Gutes Ochsenfleisch kostet im Sommer 4 Kupfermünzen der Sihr; Schaffleisch von Fettschwänzen im Sommer 8, im Winter 12 Kupfermünzen; Hühner bekommt man 8 bis 12 für eine Rupie. Auch hat man zahme Enten und Gänse, und auf dem Land eine Menge des besten Honigs. Dhye und Ghi, oder Schmelzbutter, welch leztere meist von der Hindubevölkerung verbraucht wird, da die Moslems sich des Fettes der Schwänze der Dumbah-Schafe zu ihren Speisen bedienen. Weizenmehl bekommt man 50 Sihrs für die Rupie, Gerstenmehl 50 Sihrs, Ghi einen halben Sihr für die Rupie.

In jeder Straße findet man mehrere Küchenläden, Nandbais genannt, wo man Brod und alle Arten Viktualien zu jeder Stunde des Tages zubereitet finden kann. Getränke verschiedener Art sind ebenfalls hier zu haben; unter andern eines, Faludah genannt (ein Präparat der Stärke ähnlich), das man mit Zucker und Eiswasser trinkt. Auch findet man ein köstliches Eingesottenes von Rhabarberstängeln, Raiwansh (Rhawash?) genannt. Früchte sind außerordentlich wohlfeil; getrocknete Trauben z. B. (Munnakha genannt) kosten 6 und Mandeln 8 Rupien der Maund.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 203.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Julius 1836.

Haß der Creolen in Mexiko gegen Fremde. *)

Der Mexikaner ist für die Fremden mehr zu fürchten, als das Vomito negro, das seine Küsten und den nördlichen Theil seines Golfs verheert; der Haß gegen den Fremden ist allgemein in Mexiko, und dieser Haß wird von allen Klassen getheilt, so daß jeder, den die Umstände bestimmen, sich in diesem Lande niederzulassen, dort behandelt wird, ungefähr wie im Mittelalter die Juden in Europa: man verhöhnt, beleidigt, verfolgt, bestiehlt und ermordet sie, ohne daß Justiz und Polizei sich viel darum kümmern. Zeigen sie sich in den Straßen, so wirft der mexikanische Lepero Steine nach ihnen, und läßt vor ihren Ohren den Ruf ertönen: „Fort mit den Fremden! Tod den Fremden!" Die sogenannten gente decente werfen zwar nicht mit Steinen, hetzen aber den Pöbel dazu auf. Dieser Haß hat seinen Grund namentlich in religiösen Vorurtheilen: schon aus der spanischen Zeit her sind die Mexikaner der Meinung, sie allein seyen Christen, alle andern Völker aber Ketzer, die man verabscheuen und mit denen man allen Umgang meiden müsse. Dieser Glaube besteht noch jetzt in seiner ganzen Stärke, und die Fremden werden allgemein wie eine verfluchte Race angesehen.

Ein Mexikaner sagte eines Tags zu einem Franzosen: „Ihr Fremde habt im Lande nur die Frauen und die Hunde für Euch!" Allerdings finden die Frauen die Fremden etwas minder häßlich und widerlich, als ihre schwarzbraunen, übelgewachsenen Creolen, und die Thiere merken zum Mindesten, daß sie von den Fremden mit Menschlichkeit behandelt werden. Die Priester bekämpfen mit aller Kraft diese Schwäche der Töchter Israel für die Amalekiter, aber trotz dieses Fluchs trifft man im Lande schon eine gute Anzahl artiger Kinder mit blauen Augen und blonden Haaren, die genugsam beweisen, daß der gegen die Fremden geschleuderte Fluch nicht seine volle Wirkung thut. Wie es indeß auch mit diesem Vorzug stehen mag, den die mexikanischen Damen für die Fremden zeigen, so ist dieß ein schwacher Ersatz für die Widerwärtigkeiten und Gefahren, denen die im Lande wohnenden Fremden ausgesetzt sind. Der Haß der Mexikaner ist so groß, daß man nicht ohne Grund eine sicilianische Vesper fürchtet. Einige neuere Vorfälle beweisen, daß diese Furcht keineswegs chimärisch ist.

Im Jahre 1833 wurde eine französische Familie, die einen Pachthof in der Nähe von Puebla besaß, insgesammt ermordet, ohne daß sie den Einwohnern den mindesten Grund zur Klage gegeben hätte. Ein Mönch wiegelte zwei- oder dreihundert Leperos auf, und führte sie nach dem Pachthof der unglücklichen Franzosen, welche neun an der Zahl mitleidslos ermordet wurden; die Hausfrau namentlich wurde mit kannibalenmäßiger Grausamkeit mißhandelt. Von Stichen durchbohrt, aber noch lebend wurde sie an den Schweif eines Pferdes gebunden und im Galopp davon geschleift, ihr Leichnam noch von den Mördern verhöhnt und mißhandelt. Man ermordete selbst die Diener des Hauses, welche Mexikaner waren, um sie zu strafen, daß sie bei Juden gedient hätten. Um dieselbe Zeit ungefähr wurde ein Engländer, den man ungerechterweise eingekerkert hatte, von einem mexikanischen Obersten in seinem Gefängniß ermordet, und dieß Verbrechen blieb unbestraft. Namentlich aber bei der Einnahme von Zacatecas durch Santa Anna zeigte sich die Wuth der Mexikaner in ihrer ganzen Feigheit. Die Ausbeutung der Minen hatte viele Europäer dahin gezogen. Die Soldaten des erlauchten Generals drangen in die Stadt unter dem Ruf: Tod den Fremden. Ein Amerikaner wurde in seinem Hause getödtet, und alle Personen, die sich darin fanden, verwundet und mehr oder minder mißhandelt; eine junge Französin, welche der Mörderbande in die Hände fiel, wurde mit Kolbenstößen niedergeschlagen, ihr die Kleider vom Leib gerissen, und sie in der Straße an den Haaren herumgeschleppt. „Oeffnet ihr den Bauch," schrien die Wüthenden, „wir finden vielleicht einen kleinen Juden darin, den wir den Hunden vorwerfen können." Ein Italiener wurde verwundet und sein Haus geplündert; vier Engländer so wie mehrere englische Damen gleichfalls verwundet. Und alle diese Verbrechen blieben unbestraft. Wie hätte dieß auch anders seyn können, da die Anführer selbst mit ihrem Beispiele vorangingen, und der General sogar zu diesen blutigen Orgien aufmunterte? Da er nämlich

*) Aus dem schon in Nr. 200 erwähnten Artikel: les republiques mexicaines, im 1sten Juliusheft der Revue des deux mondes.

erfahren hatte, daß unter den Zacatecas vertheidigenden Truppen sich vier oder fünf Offiziere befanden, so hatte er Befehl gegeben, alle gefangenen Offiziere niederzuhauen, damit nur die Fremden nicht entkommen möchten. Dieser barbarische Befehl hatte die Mörderschaar gegen die Fremden überhaupt aufgeregt, welche ruhig in der Stadt wohnten und keinen Antheil an dem Ereignisse genommen hatten.

Die Fremden sind in diesem Lande ohne Vertheidigung und ohne Schutz, und die Repräsentanten ihrer Regierungen thun wenig oder nichts für sie, sondern beschränken sich auf höfliche Vorstellungen bei dem Präsidenten, Vorstellungen, die meistens unbeachtet bleiben. Das hochmüthige Herabsehen der Mexikaner auf andere Nationen wäre ein Stoff zum Lachen, hätte es nicht für die dort wohnenden Fremden so traurige Folgen. Sollte man es glauben, daß nach der Schlacht von Zacatecas ein mexikanischer General im Rausche des Siegs zu einem Fremden sagte: „Sie sehen jetzt, was wir zu thun im Stande sind, und daß wir keine Nation der Welt fürchten; wir wollen jetzt unsern hochmüthigen Nachbarn im Norden (den Amerikanern) eine tüchtige Lektion geben, und dann dem stolzen England.“ *)

Die Lage der Europäer ist, seitdem die Mönche wieder das Uebergewicht in Mexiko bekommen haben, noch viel mißlicher geworden: diese stacheln das Volk auf alle mögliche Weise gegen die Fremden an. Indeß begreift der Mexikaner recht gut, daß er hinsichtlich der Civilisation, der Industrie und Kunst hinter andern Nationen zurück ist: er fühlt wie viel ihm fehlt, und wie nöthig er den Fremden hat, aber sein Haß ist stärker als seine bessere Ueberzeugung. Der Mexikaner scheint allen andern Nationen den Krieg erklärt zu haben, verabscheut sie alle, und wird sie nie anders achten, als wenn er sie fürchten lernt.

Erinnerungen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Mein Gefährte ließ den Hausherrn, dessen Abwesenheit man noch mit dringenden Geschäften entschuldigte, unsere Ankunft melden. Der damit beauftragte Diener kehrte gleich darauf zurück und ersuchte uns im Namen seines Herrn, ihm zu diesem zu folgen. Ueber einen Korridor gelangten wir zu einer Thüre und als diese sich vor uns öffnete, glaubten wir plötzlich dem Orient, der uns rings umgab, entrückt zu seyn. Ein, in elegant-französischem Geschmack eingerichtetes kleines Gemach mit Sesseln, Tischen, Schreibtisch u. s. w. nahm uns auf, und ein ganz in türkisch-reichem Kostüm gekleideter hoher, 60jähriger Mann empfing uns. Es war der Hausherr Osman Effendi. „Bevor Sie der Türke auf seinem Divan begrüßt, thut es der Franke und der Quasi-Landsmann reicht Ihnen mit herzlichem Willkommen die Hand!“ Ich muß gestehen, daß mich diese Anrede sonderbar überraschte. — „Mir ist,“ fuhr er später fort, „mir ist von meinem Vaterlande nichts als die Erinnerung geblieben und dieser hänge ich in diesem kleinen Gemach denn noch bisweilen nach. Das türkische Tintenfaß am Gürtel und das Schreiben auf dem Knie ist mir unbequem, denn meine alten Beine geniren mich bei solchen Kraftanstrengungen schon recht sehr. Hier an diesem Pulte mache ich es mir bequemer. Wird mir die Zeit lang oder haben mich die Arbeiten bei meinem Chef ermüdet, so finde ich hier bei meinen Landsleuten Erholung,“ setzte er hinzu, indem er mir eine kleine, aber ausgesuchte französische Bibliothek zeigte. Als ich ihm im Laufe des Gespräches meine Vaterstadt nannte, erzählte er mir, daß er dort zweimal im Jahre 1812 gewesen sey. „Einmal im reichen, kriegerischen Schmuck, als Er uns nach Moskau führte. Wenige Monate nachher,“ fügte er mit düstrem Lächeln hinzu, „freilich in anderm Aufzuge, kaum einem Menschen ähnlich, verhöhnt, verspottet, aber nicht gebeugt. Damals war ich Major der Garde, jetzt —“. Hier brach er mit leichter Wendung das Gespräch ab, und lud uns ein, mit ihm zur andern Gesellschaft zu gehen. Nachdem wir dort auf dem Divan noch eine Pfeife geraucht, machte man Anstalt zur Abendmahlzeit, indem man vor jedem Gast einen kleinen, runden, sehr niedern Tisch stellte. Wasser in silberner Kanne und eben solcher Schüssel wurde uns zum hergebrachten Waschen, feine Handtücher mit Goldfranzen an den Enden zum Abtrocknen dargereicht. Diener brachten nun runde, metallene, auf die Tische passende Platten, auf welchen sich die Speisen befanden, die jedoch zu meinem Leidwesen, der ich auf ein ächt-türkisches Mahl gerechnet hatte, aus den Händen eines französischen, freilich sehr geschickten Kochs hervorgegangen waren. Wir speisten auf Porzellan, in chinesischem Geschmack gearbeitet; die Messerbestecke waren von Silber, die Löffel dagegen, sonderbar genug, von schwarzem Ebenholz, sehr kunstreich mit Elfenbein ausgelegt. Die anwesenden türkischen Herren bedienten sich übrigens mehr der Finger, als der Messer und Gabeln, und blieben ihrer nationalen Ansicht treu, daß man bei der Tafel essen und so wenig als möglich sprechen müsse. Unser Wirth dagegen machte auch hierin seiner Abstammung alle Ehre, indem er uns mit gewohnter, französischer Leichtigkeit auf die angenehmste Weise unterhielt. Gut eingerichtet war übrigens sein Hauswesen, denn als er sich erinnerte, daß ich ein nordischer Bierländer sey, stand auch augenblicklich eine Flasche englischer Porter vor mir, die erste, die ich an den Ufern des Bosporus trank. Nach einigen Worten, die er mit den anwesenden Osmanen gewechselt, deren antwortende Pantomime eine bejahende war, erschien endlich Wein in großer Auswahl, besonders aber ein trefflicher Chier und dann der, bei den Muselmännern jetzt so sehr beliebte Champagner. Um übrigens jeden Skrupel zu beseitigen, mußte sich die Dienerschaft in das Vorgemach zurückziehen und auf das Händeklatschen des Hausherrn erschien nur ein alter Schnurrbart, der — ich mochte unsern Wirth nicht durch Fragen belästigen — mir aussah, als ob vor dem Turban auch wohl die Bärenmütze der alten Garde einst seinen Scheitel bedeckt hatte.

Nach dem Mahle folgten wieder die stereotypen türkischen Genüsse, nämlich Pfeifen und Kaffee. Hiezu sollte aber noch

---

*) Ist diese Anekdote wahr, so mag auch dieß wahr seyn, was man von Santa Anna erzählte, er wolle die geschlagenen Texaner nöthigenfalls bis nach Washington verfolgen.

ein Genuß kommen, der uns allen — meinte der Hausherr — wohl behagen würde, nämlich eine Produktion öffentlicher Tänzer, die in der Zeit des Ramazans, wo alle Amüsements vorgesucht werden, ihre ergiebigste Ernte haben. Schon einmal in der Vorstadt St. Dimiter hatte ich einen Tanz griechischer Knaben angesehen, der mich — eben der Knaben wegen — mit Eckel erfüllt hatte. Heute sollten aber Frauenzimmer mitwirkend auftreten, deren es in Konstantinopel, Smyrna und andern großen, türkischen Städten genug gibt, die übrigens außer dem Gewerbe der Tänzerinnen, wie auch häufig in Europa, noch ein anderes treiben. Türken von Stande lieben als Selbstausüber den Tanz nicht, als Zuschauer jedoch ungemein, weßhalb vornehme Muselmänner in ihren Harems auch gewöhnlich einige Sklavinnen besitzen, die mit diesem Talente ausgestattet sind.

Die Tänzer wurden gemeldet, und herein traten zwei junge kräftige Araber und zwei Mädchen in phantastischer, unserm Seiltänzerkostüm ähnlicher Kleidung. Die Mädchen — es waren Bulgarinnen — mit ausdrucksvollen, schönen, unverschleierten Gesichtern und einer Körperform, die der ächte Türke vielleicht nicht fett genug gefunden hätte, der europäische Kenner aber als Ideal der Ueppigkeit anerkennen mußte. Die bis unter die Wade reichenden Beinkleider, von sehr dünnem Stoffe, waren eher enge, als weit und zeigten ein makelloses Bein; ein kurzes, rothes Röckchen, das sich ebenfalls knapp anschloß, ließ die Form der schönsten Hüften hervortreten. Die oberen Partien der Brust waren so bloß, wie sie eine Pariser Tänzerin nur zu tragen pflegt. Schwarzes Haar quoll in dicken Wellen unter dem turbanähnlichen Kopfputze hervor, den eben so die Damen drüben in Pera zu tragen pflegen, und der auch minder hübsche Gesichter sehr gut kleidet.

Die beiden Tänzer — dem Anscheine nach ungefähr zwanzig Jahre alt — zeigten in ihren Gesichts- und Körperformen männliche Schönheit. Sie trugen rothe, mit Gold besetzte Jacken und weiße, weite Pantalons, die nur bis zum Knie reichten und unten die nackte Wade und den Fuß zeigten, der mit leichten, durch rothe Bänder befestigten Sandalen bekleidet war. Es tanzte abwechselnd immer nur ein Paar, indeß das andere den Tanz mit drathbesaiteten Guitarren begleitete. Die Tanzenden hatten außerdem noch Castagnetten. Die türkischen Tänze, ähnlich den spanischen und den, in Rußland von umherziehenden Zigeunern ausgeführten, bestehen in wollüstigen, üppigen Pantomimen. Wenn sie auch manchmal über die Gränzen des, durch den Anstand bedingten Schönen streifen, so erreichen sie doch den Zweck, den der Türke als Zuschauer fordert, nämlich zur Lüsternheit hingerissen und zur Wollust erregt zu werden, vollkommen. Es ist schwer, diesen Tanz genügend zu beschreiben. Er beginnt mit einem lebendigen Mienenspiel, das um so ausdrucksvoller ist, als es die morgenländischen Physiognomien selbst sind. Ein unnennbares Sehnen spricht aus dem Antlitz; man liest gleichsam die zärtlichsten Empfindungen, die sich in allen Zügen offenbaren. Allmählich verbreitet sich das Leben über den ganzen Körper, der vom Feuer der Leidenschaft durchflammt zu seyn scheint. Schon nähern sich die Tanzenden zur innigen Umarmung, da noch einmal scheint die Scham zu erwachen und zaubernd trennen sie sich wieder. Unentschlossen weichen sie immer mehr von einander zurück, doch in den Gesichtern dauert der Ausdruck feuriger Gefühle fort. Ein leises Beben durchzuckt nun allmählich alle Glieder, wieder scheinen alle Muskeln und Nerven dem Genusse entgegenzuschwellen, flammende Begeisterung sprüht aus dem dunkeln Auge, der Mann umschlingt das Mädchen. Und wieder treibt sie ein unerklärliches Etwas von einander fort. Dem wilden Sturm der Leidenschaft folgt eine fast furchtbare Pause. Der Zuschauer fühlt sich unwillkürlich in die Situation der Tanzenden hineingezogen. Jede Leidenschaft geht gleichsam mit auf sie über. Noch einmal lodert der Rausch des Entzückens in den Tänzern auf. Ihre Schritte beflügeln sich, immer leidenschaftlicher wird der mimische Ausdruck. Da mit unwiderstehlicher Gewalt zieht es sie zu einander. In enger Umarmung pocht das Herz dem Herzen entgegen, preßt sich Lipp' auf Lippe, beide Körper scheinen eins zu seyn und in einander zu verschmelzen. Ist diese Skizze auch nicht genügend, so wird sie doch einigermaßen das Eigenthümliche des Tanzes veranschaulichen. Ihn genügend zu beschreiben, ist wohl nicht recht möglich. Der Zuschauer fühlt sich — wie schon oben bemerkt — so hingerissen, daß sie nur immer einzelne Momente, diese aber auch ganz, fesseln, und die vorhergegangenen in dem Rausche, der sich unwillkürlich der Sinne bemeistert, verschwinden.

Die beiden jungen französischen Gäste schienen ganz von der Idee des eben gesehenen Tanzes ergriffen zu seyn. Sie ließen sich wenigstens gleich darauf in eine sehr lebhafte, wenn auch leise geführte Unterhaltung mit den Tänzerinnen ein, und empfahlen sich fast zu gleicher Zeit mit diesen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Ackerbaumethode.

Ein Herr Edwards las in der Sitzung der französischen Akademie vom 4ten Julius ein Memoire über Pflanzenphysiologie vor, worin er unter Anderem auch folgendes merkwürdige Verfahren erwähnt. Wenn man unsere wichtigsten Cerealien in der heißen Jahreszeit aussäet, so schießen sie zwar wegen der großen Hitze nicht in Aehren auf, geben aber ein sehr gutes und reichliches grünes Futter, und im folgenden Jahre, ohne daß man frisch eingesäet hätte, eine sehr schöne Kornernte. Ein Mitglied der Agrikulturgesellschaft von Valenciennes hat Herrn Fremy, Sekretär der Agrikulturgesellschaft im Departement Seine und Oise, ein praktisches Beispiel dieser Art mitgetheilt. Man säete im vorigen Jahre um den St. Johannistag Roggen ein, und konnte gegen den Herbst zweimal grünes Futter schneiden; dieses Jahr ist dieselbe Saat dermaßen gediehen, daß einen Monat vor der noch nicht vorgenommenen Ernte der Roggen sieben Fuß Höhe hatte.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

4. Reise von Peschawer nach Kabul.

(Schluß.)

Die Bewohner von Kabul verfertigen Feuerwaffen aller Art; die Feuersteine, deren sie sich bedienen, werden an einem Ort, Nahl [illegible]

Digitized by Google

nannt, zwischen Khullum und Kabul gefunden — es ist ein weißer, wie Opal glänzender Feuerstein. Auch werden Schwerter, große Messer (Peisch Kudzahs) genannt, Dolche und andere Stahlwaffen, und Luntenflinten verfertigt.

In den Gebirgen der Hazaris gibt es sehr ergiebige Bleiminen, und in den Gebirgen in der Nähe von Kabul findet man ein treffliches Eisenerz. Aus dem Schwefel und Salpeter, welche im Ueberfluß im Lande der Hazaris gefunden werden, wird Schießpulver, jedoch nur von geringer Qualität, verfertigt, und ungefähr zu 1 Rupie für 4 Sihrs verkauft.

Die Kleidung der Bewohner von Kabul ist der ähnlich, welche die Einwohner von Peschawer tragen, und besteht entweder in einem Shawl, Lungi oder Pagri um den Kopf, einer Kurta von Seidenzeug oder feinem weißen Tuch, so lang als ein europäisches Hemd, mit weiten Aermeln; über dieses wird ein Tschapken von Kimkhab (Goldstoff), Seide oder Kamelot, und über beides die Tschogah, eine weite Kleidung von breitem Tuch oder Baumwollenzeug, je nach der Jahreszeit, getragen. Unter diesem trägt man weite Beinkleider (Paidschamahs) und Schuhe mit hohen, mit Nägeln beschlagenen Absätzen, Kuffsh oder Distah genannt. In kaltem Wetter trägt man eine Kurta (oder Hemd), Nimcha und darüber eine weite Kleidung von Schaffellen, Pustin genannt. Ist die Kälte streng, so wird die haarige Seite inwendig, sonst aber auswendig getragen; einige dieser sehr schönen Pustins kosten 30 bis 40 Rupien, arme Leute aber haben deren zu zwei bis vier Rupien. Auch Stiefeln werden von Schaffellen gemacht.

Schnee beginnt Ende Novembers zu fallen, und im December sind die meisten Flüsse und stehenden Gewässer zugefroren. Der Boden bleibt nahe an drei Monate lang mit Schnee bedeckt, und während dieser Zeit wird das Vieh im Stall mit Heu, Luzern und feingeschnittenem Gerstenstroh gefüttert.

Die Landleute pflügen ihre Felder mit Stieren und einem sehr roh gearbeiteten Pfluge; Räderfuhrwerk kennen sie nicht, sondern Alles wird auf Kamelen, Pferden, Maulthieren oder Eseln transportirt.

Gewürze, Kandiszucker, Indigo und andere indische Produkte werden hier um ungefähr 100 Prozent theurer verkauft.

Die Einkünfte von Kabul allein belaufen sich auf nicht mehr als 12 Laks Rupien jährlich, und die Zahl der Truppen, mit Einschluß der Miliz, auf 6000 Mann zu Pferd und zu Fuß, welche auf demselben Fuß unterhalten werden, wie die zu Peschawer. Sie haben zwölf Kanonen, woven zehn Stück Feldgeschütz von 4 bis 6 Pfund Kaliber, jedoch sämmtlich in sehr schlechtem Zustande.

Die Bewohner von Kabul männlichen Geschlechts, besonders die Moguls, sind wohlgebildet, von rother Gesichtsfarbe und tragen lange Bärte; unter sich sprechen sie türkisch, die gewöhnliche Sprache aber ist die persische. Die Patans, welche die Herren des Landes sind, ahmen die Sitten der Moguls nach, sprechen aber unter sich meist Puschtu. Da zwischen ihnen und den Moguls beständig Heirathen geschlossen wurden, so sind sie fast eben so wohlgebaut als diese, obgleich ein größerer, starknochigerer Menschenschlag als die Moguls, hinter denen sie auch in Benehmen und Erziehung zurückstehen. Die Weiber werden nicht so streng gehalten als in Indien, denn sie dürfen ausgehen und sich Besuche abstatten, nur bedecken sie sich das Gesicht mit einem Schleier, Burkha genannt. Ist der Weg weit, so machen sie ihn zu Pferde, auf denen sie rittlings sitzen. Reisen legen sie in bedeckten Körben auf Kamelen zurück. Sie sind hübsch, besonders die Mogulannis, welche auch eine gute Erziehung erhalten, und persisch lesen und schreiben lernen. Die Weiber der reichen Mogul-Kaufleute lassen ihre Töchter durch gelehrte Frauen in der persischen und türkischen Sprache unterrichten, und halten sich solche Weiber, um sich Abends beim Schlafengehen Geschichten von ihnen erzählen zu lassen. Auch Tänzerinnen aus Kaschmir, die zuerst durch Azim Khan in Kabul in Aufnahme kamen, werden von reichen Leuten unterhalten.

Habib Allah Khan ist der älteste Sohn Azim Khans; dessen jüngster Sohn heißt Akram Khan. Habib ist den geistigen Getränken sehr ergeben, und überhaupt ein ausschweifender Mensch von etwa 26 Jahren. Er ist männlich schön, hat große Augen, einen langen schwarzen Bart und ist gegen 6 Fuß hoch.

Nachdem Herr Moorcroft einige Tage in Kabul ausgeruht hatte, wünschte er eine Zusammenkunft mit Habib zu haben, was ihm aber von Sultan Muhammed Khan mit dem Bedeuten widerrathen ward, er möge diesen Besuch nicht eher abstatten, als bis er ihm einen vertrauten Mann schicken werde. Da Muhammed sich gegen Herrn Moorcroft stets als Freund gezeigt hatte, so beschloß er, seinem Rathe zu folgen; doch wurde inzwischen ein verdecktes Spiel gespielt, von dem der Reisende keine Ahnung hatte.

Am 10ten Julius lud Habib Allah Khan den Sultan Muhammed Khan zu einem Fest in Azims Garten, dicht am Flusse, ein, und Allah Dad Khan, der Vertraute Muhammeds, kam, um auch Herrn Moorcroft einzuladen. Gegen 7 Uhr Abends stiegen Herr Moorcroft, Herr Trebeck, Mir Izzet Allah und Gholam Heider Khan zu Pferde und begaben sich an den bestimmten Ort. Als sie am Gartenthor anlangten, stiegen sie ab und gingen zu Fuß nach der Mitte des Raumes, wo sich eine Tschabutra (oder viereckige ungefähr 3 Fuß hohe Erhöhung) unter freiem Himmel befand, auf welcher eine Plattform von Brettern mit wollenen (Gallitschas) und kleinen persischen Teppichen (Meknads) bedeckt errichtet war, auf welcher Habib saß. Zu seiner Rechten befand sich Muhammed, zu seiner Linken Mehr Dil Khan und vor ihm ein Kind von Fatih Khan (Wesire Schah Muhammeds). So wie die Gäste eintraten, wurde ein Feuerwerk angezündet, und mit Schießen aus Kanonen und mit Pauken und Trommeln ein gewaltiger Lärm gemacht. Während dieses Getöses und während eine Abtheilung von Tänzerinnen und Sängerinnen ihre Vorstellungen gaben, machten die Reisenden ihre Salams, welche Habib freundlich erwiderte, und wurden dann von Muhammed eingeladen sich auf Stühlen am Fuß der Plattform zu seiner Rechten niederzulassen. Nach einer halben Stunde trug man die Speisen auf. Zuerst setzte man den Gästen zwei Schüsseln mit Zuckerwerk vor, welche aus eingesottenen Cardamomen und Goscha Fiel (Elephantenohren), aus Pastetenteig gebildet, in Butter gebacken und mit eingemachten Früchten belegt bestanden. Eine andere Backerei war ganz von weißem Zucker, mit Rosenwasser und Essenzen gemischt, bereitet, und so dünn wie ein Pferdehaar. Als diese Schüsseln abgetragen waren, wurde ein Tschillumtschi und Auftabdah gebracht, um sich Mund und Hände zu waschen. Dann folgte der zweite Gang auf langen Schüsseln, oder Kistus, auf denen mehrere Schalen aus China und Gorec standen, mit mehrern Arten Pillaus und allerhand süßen und sauern Speisen gefüllt. Alles war gut zubereitet und von trefflichem Geschmack. Auch nachdem dieser Gang abgetragen war, brachte man die Gefäße zum Waschen und blieb etwa noch eine Stunde sitzen, worauf dann die Serdars aufstanden und die Gesellschaft aus einander ging. Alles lief ohne Tumult und Störung von Seite der zahlreich versammelten Zuschauer ab. Zwei Tage nach dem Fest beschloß Herr Moorcroft ein angemessenes Geschenk an Habib zu senden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 204.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Julius 1836.

Die Kolonie Botany-Bay.

Ein Herr de la Pilorgerie behandelt in einem mit nächstem erscheinenden Werke die Geschichte Botany-Bays, namentlich von dem Gesichtspunkte der Deportation als Strafe und als Civilisationsmittel. Wir heben, bis das Werk selbst erscheint, nachstehendes in einer Zeitschrift mitgetheiltes Bruchstück aus:

Eine physische Unmöglichkeit stellt sich der Gründung einer ganz aus Deportirten bestehenden Kolonie entgegen. Man rechnet nämlich im Allgemeinen auf hundert Verbrecher nur zwölf bis sechzehn Frauen, und kann dreist behaupten, daß bloß die Hälfte dieser Verbrecherinnen nicht verheirathet, oder noch in einem heirathsfähigen Alter stehende Frauen sind. Sonach ständen, wenn das Mutterland nicht Sorge trüge, durch andere Mittel ihre Strafkolonie damit zu versehen, und dadurch ein zur Fortpflanzung der Art eben so nothwendiges, als zur Handhabung nicht sowohl der Ordnung, als vielmehr nur einiger Disciplin unumgängliches Gleichgewicht herzustellen, die beiden Geschlechter zu einander in dem mittlern Verhältniß Einer heirathsfähigen Frau auf zwölf Männer. Dieses gilt indessen nicht für Neu-Süd-Wales. Die Erleichterungen, die man den Familien der Verurtheilten bietet, um sie zu vermögen, sich dem Familienvater anzuschließen, verminderten sie um ungefähr ein Drittel, d. h. man rechnet Eine Frau auf acht Bewohner. Unterstützt von den, von einem religiösen Geiste beseelten Gesellschaften, bemüht sich jetzt die Regierung, ein Gleichgewicht zu Wege zu bringen, das sich durch sich selbst nur nach langen Jahren herstellen könnte. Agenten, eigens zu diesem Zwecke aufgestellt, bereden auf den öffentlichen Plätzen der Manufakturstädte Englands Mädchen von 15 bis 30 Jahren, denen man eine Prämie von 12 Pfund Sterling per Kopf anbietet, um sich als Gattinnen für Diebe in die andere Halbkugel zu begeben. Man versammelt sie zu Liverpool, wo sie auf einem besondern Fahrzeug eingeschifft, und unter die Aufsicht einer betagten Frau gestellt werden, die sie zu begleiten hat. Auf diese Weise wird ein Theil der zur Aufmunterung der Auswanderung bestimmten Fonds verwendet. Mehrere von den englischen Journalen bekannt gemachte Berichte machen betrübende Schilderungen von der Unsittlichkeit, die an Bord der Transportfahrzeuge während einer 4 bis 5 Monate dauernden Ueberfahrt herrscht. Zweihundert so versammelte, und auf der „Kronprinzessin" eingeschiffte Weiber verhöhnten bei ihrer Ankunft zu Hobart-Town öffentlich eine Gesellschaft achtungswürdiger Damen, die zusammengetreten waren, ihnen ein ehrenhaftes Auskommen zu verschaffen und für ihre ersten Bedürfnisse zu sorgen. Wir müssen indeß beifügen, daß trotz der mittelmäßigen Beschaffenheit dieser Waare der Begehr das Anbot dergestalt übersteigt, daß das Unterkommen schnell und leicht war.

Ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung der australischen Kolonien besteht heutzutage aus Creolen. Man bezeichnet sie mit einem sonderbaren Beinamen, dessen Ursprung folgender ist. Vor einigen Jahren kam ein Zahlmeister des 73sten Regiments, ein sehr aufgeräumter Mann, auf den Einfall, die in England gebornen Soldaten seines Korps Sterlings, und die in der Kolonie gebornen Currencys, d. h. Papiergeld, das damals niedrig stand, zu nennen. Nie hatte ein Wort einen größern Erfolg. Diese Benennungen wurden bald auf alle Engländer und Creolen, ohne Unterscheidung des Standes oder des Gewerbes, angewendet; sie sind noch immer allgemein angenommen, ohne jedoch irgend eine beleidigende Beziehung für die einen, oder einen Ehrentitel für die andern daran zu knüpfen. Die Currencys — weil man sie nun einmal so nennen muß — bilden einen ihrer besondern Eigenschaften wegen merkwürdigen Menschenschlag, der sich in gewissen Beziehungen von seinen europäischen Voraltern unterscheidet. Ihres hohen und schlanken Wuchses und der Schnelligkeit ihres Wachsthums wegen verglich man sie mit einem Getreidehalm. Sie haben, wie die alten Deutschen, ein blondes Haar, blaue Augen, eine weiße und etwas blasse Hautfarbe. Sie verachten insgemein die Ackerbauarbeiten, wohl ohne Zweifel, weil sie in ihrer Kindheit die Bemerkung machen konnten, daß dieß das Loos des minder geehrten Theils der Gesellschaft war. Das einzige Gewerbe, für das sie einen ausgesprochenen Geschmack besitzen, ist das Seewesen. Die Mannschaft der zum Wallfischfang verwendeten Kolonialschiffe besteht beinahe ganz aus Creolen. Nicht selten trifft man sie in den englischen Häfen, wo man sie an der Höhe ih-

es Wuchses, an der Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge und an der Anmuth ihrer Bewegungen leicht erkennt. Sie zeigen eine außerordentliche Anhänglichkeit an ihr Geburtsland, so zwar, daß diejenigen, welche Gelegenheit haben nach Europa zu kommen, den Tag ihrer Abfahrt zur Rückkehr in ihr Land als inen glücklichen ansehen. Besonders können sie, gewöhnt wie sie sind an den Glanz eines wolkenlosen Himmels und an die reinste Atmosphäre, die dicke und rauchige Luft Londons nicht ertragen. Als man eine junge Creolin, deren Neugierde durch eine Beschreibung der Hauptstadt Großbritanniens rege gemacht worden, fragte, ob sie eine Reise in das Land machen möchte, wo man so schöne Sachen sehen könne, sagte sie ganz naiv: „O nein, es gibt da zu viele Diebe.“ Sie schloß dieß aus der Zahl der Deportirten, die jährlich in Sydney ankamen. Man machte die Bemerkung, daß sich die neue Generation vor ihren Vätern durch Mäßigkeit auszeichne. Ohne Zweifel verdankt sie diese Tugend dem Einflusse des Klima's und nicht ihrer Erziehung. Dagegen herrscht allgemein Regellosigkeit der Sitten bei den jungen creolischen Mädchen. Könnte es auch anders seyn in einer Gesellschaft, wo, nach dem Geständniß ihrer wärmsten Vertheidiger, die Fehler, welche die öffentliche Meinung in Europa mit so vieler Strenge bestraft, in keiner Weise die Zukunft eines jungen Mädchens bloßstellen?

Erinnerungen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Es hatten sich unterdeß, schon nach der Abendmahlzeit — die man türkisch: „Iftar“ (Bruch) nennt, weil durch sie die Tagesfasten gebrochen werden — mehrere Gäste, Türken und auch einige als Dragomans angestellte Griechen eingefunden. Das Schauspiel des Tanzes hatte uns unser Wirth verschafft, jetzt sollte auch zur Ergötzung seiner Gäste eine ächt türkische Musik folgen. Regelmäßige, nach europäischer Art gebildete Musikchöre, deren Chef der Italiener Donizetti, Bruder des bekannten Komponisten, ist, hält nur der Sultan, und ich habe an einem andern Orte schon davon gesprochen. *) Die nationellen türkischen Musikchöre halten jetzt noch die Paschen in den Provinzen, und einzelne Banden lassen sich in den Hauptstädten in den Gesellschaften bei vornehmen Türken hören.

Der Prophet Muhamed war kein Freund der Musik und untersagte sie in strengen Ausdrücken seinen Anhängern. Seine Ansicht darüber lautet folgendermaßen: „Die Musik zu hören, ist sündigen gegen das Gesetz; selbst sie spielen, ist Sünde gegen die Religion; Vergnügen daran zu finden, ist Sünde gegen den Glauben, und macht jeden des Verbrechens der Ungläubigkeit schuldig.“ So streng nun der Muselmann an den Gesetzen Muhameds hält, so überschreitet er dasselbe in zweierlei Hinsicht doch sehr oft, nämlich was das verbotene Weintrinken und die verpönte Musik betrifft. Und unbestritten hat das türkische, vielleicht mehr als irgend ein anderes Volk, Neigung zur Musik, eine Kunst, die es von den alten Arabern, so wie diese von den nachbarlichen Persern geerbt haben mag. Es gibt in Konstantinopel und den andern großen Städten der Türkei eine Menge Menschen, vornehmlich unter den zu dem Orden der Mewlewi gehörenden Derwischen, die sich leidenschaftlich mit Musik beschäftigen, was freilich von orthodoxen Moslims so wie schon der Gesang für etwas höchst Unanständiges gehalten wird. Dennoch gab es sogar unter den osmanischen Prinzen einige, die sich dieser Kunst widmeten, wie türkische Nationalschriftsteller noch jetzt von dem ausgezeichneten musikalischen Talente des Prinzen Korkud erzählen, jenes Sultansohnes, der mit seinem Bruder Selim I um den Thron stritt und dabei sein Leben einbüßte. Ferner sind unter den osmanischen Herrschern als große Musikfreunde noch bekannt: Bajazeth I, Selim II, Mustapha I, Murad IV, Ibrahim I, Muhammed IV, Mahmud I und der jetzt regierende Sultan. Wenn auch die Türken eben nicht große Fortschritte in der Theorie und den Prinzipien der Musik gemacht, sondern sich mehr durch die praktische Ausführung auszeichnen, so gibt es doch mehrere, größtentheils von den Persern herrührende alte Abhandlungen über orientalische Tonkunst. Alle orientalischen Schriftsteller, die über Musik geschrieben, stimmen darin überein, daß diese eine Erfindung des Pythagoras, eines Schülers von Salomon, seyn soll. Hadschi Kalfa erzählt davon Folgendes, und deutet zugleich auf die Bestimmung der Musik:

„Es erschien dem Pythagoras drei Nächte hinter einander im Traume eine reizende Gestalt, die ihm befahl, zur Meeresküste zu gehen, wo er eine wunderbare Kunst erlernen würde. Er befolgte diesen Befehl, fand aber nur Schmiede, die mit Hämmern auf Amboße klopften. Er dachte darüber nach, und richtete seine Aufmerksamkeit besonders auf den Schall der Hämmer und Amboße. Nun verfertigte er ein Instrument, das er mit seidenen Fäden überzog, die, wenn sie berührt wurden, einen lieblichen Ton hören ließen. Zu diesen Tönen sang er Lieder zum Lobe der Gottheit, und wurde dadurch bald so berühmt, daß sich um ihn viele der Welt Ueberdrüssige versammelten. Einen großen Ruf erwarb er sich durch sein reines, enthaltsames Leben und durch seine geistige Lehrweise, wodurch er die Seelen bis in ihre Tiefe erschütterte. Er behauptete den Klang der Bewegungen der Sphären zu vernehmen und mit der Kraft begabt zu seyn, jene Klänge durch die Saiten seines Instruments als Melodien wieder zu geben, die aus seinem Innersten heraustönten. Nach diesen innern Harmonien stellte er Gesetze auf, die von spätern Künstlern, besonders von Aristoteles, dem Erfinder des Organons, mit neuen Entdeckungen vermehrt wurden. Dieses Organon bestand nämlich aus drei von Büffelleder verfertigten Röhren, wovon die mittlere an den Mund gebracht und durch die an derselben angebrachten kleinen Oeffnungen, mittelst Ausdrücken und Wegziehen der Finger verschiedene Töne hervorgelockt wurden. Die hauptsächlichste Absicht bei dieser Kunst war, den Geist und die Seele für die Kenntniß heiliger Dinge empfänglich zu machen, nicht aber sie zu Spielerei und zum Tändeln zu benutzen. Wenn herrliche Melodien die Seele

---

*) Erinnerungsskizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland ꝛc. von Tietz. Koburg und Leipzig bei Sinner. 1835.

entzücken, so sehnt sich diese nach der Anschauung höherer Wesen und Geister und nach der Mittheilung einer reineren, geläuterten Welt. Die Tonkunst ist es, welche die von der Dichtheit der Körper verdunkelten Seelen zum Umgange mit höhern Lichtwesen, die um den Wohnsitz des Allmächtigen schweben, vorbereitet und empfänglich macht."

Toderini behauptet, daß die Musik sich erst im J. 1047 der Hedschret bei den Türken eingebürgert habe. Als nämlich damals Sultan Amurat IV Bagdad eroberte, befahl er 30,000 Perser niederzumetzeln. Da trat Schah-Kuli, der Orpheus von Persien, vor den Grausamen, und besang in einigen Tönen, zu seiner Harfe Scheschadar, die Zerstörung Bagdad's und den Triumph des Siegers. Rührung bemächtigte sich Amurat's, er schenkte den Gefangenen das Leben und nahm den edlen Sänger nebst vier seiner Genossen mit nach Konstantinopel, wo sie hoch geehrt wurden.

Am meisten hat sich um die türkische Musik verdient gemacht der Fürst Kantimir. Aus seiner „Histor. Othom. Tom. III." sehen wir, daß diese Kunst allmählich unter Sultan Muhamed IV zu größerer Vollkommenheit, besonders durch das Talent Osman-Efendi's gelangte, der eine Menge Lehrer, sowohl für Instrumental- als Vokalmusik bildete. Als Sänger waren damals in Konstantinopel berühmt: der Derwisch Othman und sein Schüler Kuruschuni-Oglu, so wie zwei Griechen, die dann Kantimir's Lehrer wurden. Dieser schrieb im J. 1691 auf Verlangen des Reichsschatzmeisters Daul Ismael Efendi und des Schatzmeisters des Serails, Latif Kelebi, beide Verehrer der Kunst, ein Werk über Musik in türkischer Sprache, unter dem Titel: „Tarifu ilmil-musiki ala reghi machus," das er dem Sultan Achmed II dedicirte, und das als Schule der türkischen Tonkunst noch jetzt die Basis für die Ausüber derselben bildet.

Der orientalische Gesang kommt dem Europäer anfangs seltsam vor, wie Alles, was ihn dort im Osten fremdartig umgibt. Bei näherer Bekanntschaft vermehrt sich aber das Interesse daran und auch dem verwöhnten Ohre dürfte dann der Gesang angenehm erscheinen. In meinen, schon einmal angeführten „Reiseskizzen, Th. 1." dürfte der Leser eine Probe der Melodie finden, die mir wenigstens originell und nicht ohne Reiz erschien. Fast alle Gesänge der Türken sind erotischen oder epischen Inhalts und die harmonievollen Verse deuten in den bekannten orientalischen Allegorien die Gefühle und die Wirkung der Liebe an. Für die Geliebte hat der Türke — wie der Russe in seinen Volksliedern — allerlei Schmeichelnamen, z. B. kuzum, mein Lamm — giözum, mein Auge — dschehanim, meine Seele — dildarim, mein Herz — efendim, meine Herrin — sultanim, meine Sultanin u. s. w. Daß der zarte Teint mit dem Alabaster, die schlanke Taille mit der Cypresse, die Augen mit denen einer Gazelle verglichen werden, finden deutsche Poeten an und für sich schon begreiflich.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in das Land der Zulas in Südafrika. *)

Der Verfasser segelte am 26sten August 1834 von Spithead ab; in der Kapstadt hielt er sich nicht lange auf, sondern stieg sogleich zu Pferde und ritt der 600 englischen Meilen entfernten Gränze zu. Hier kam er kurz vor dem Ausbruch des Krieges an, und fand, daß die Kaffern sich wenig Mühe mehr gaben ihren Unmuth zu verbergen.

„Die Ausdrücke, welche ich hörte, sagt der Reisende, waren von sehr übler Vorbedeutung, und hier erst erfuhren wir, wie schlecht die Sachen an der Gränze standen. „Einer unserer Häuptlinge, riefen die Kaffern, Tschali's (Tyali's) Bruder, ist von den Weißen erschlagen worden, und wir haben beschlossen, daß kein weißer Mann mehr in unser Land kommen soll; diejenigen, welche da sind, mögen bleiben, aber kein anderer soll mehr kommen." Dabei gaben sie zu verstehen, daß sie alle Weißen auf ihrem Gebiet ermorden würden. Ein einziges unwilliges Wort von unserer Seite hätte uns Allen verderblich werden können. Um die Zeit, bis unsere Wagen im Stande seyn würden, zu verkürzen und das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, bat ich sie uns einen Kriegsgesang zum Besten zu geben, wozu sie sich auch gegen ein Geschenk an Tabak bereitwillig finden ließen. Dieß hatte die gewünschte Wirkung; dieser Gesang gab ihren Gefühlen Raum sich auszutoben, und mit aller Kraft ihrer Lungen erklärten sie uns:

Kein weißer Mann soll trinken unsre Milch,
Kein weißer Mann soll essen unserer Kinder Brod.
Halloh, Halloh, Halloh!

Dieses Couplet ward so oft wiederholt, daß wir Zeit genug hatten die Ochsen an unsere beiden Wagen spannen zu lassen, und bei der ersten Rauchwolke, die sie von unserem Tabak in die Luft bliesen, hatte sich ihr Zorn bereits so weit gelegt, daß sie erklärten, wir möchten nur gehen, wären aber ganz sicher die letzten, welche über die Gränze kämen."

Die Reise in den mit Ochsen bespannten Wagen ging dem Verfasser zu langsam, er entschloß sich daher zu Pferde vorauszueilen, und kam glücklich nach Natal. In wenig mehr als einem Monat hatte er von der Kapstadt aus 900 Meilen zurückgelegt, und kam nun nach einer abermaligen Reise von 70 Meilen an die Gränze des Landes der Zulas.

„Als ich, erzählt der Reisende, ungefähr die Hälfte des Weges nach der Hauptstadt zurückgelegt hatte, stellte sich einer der kleinen Häuptlinge ein, um mich vollends dahin zu geleiten und für unsere Bedürfnisse zu sorgen. Dingarn hatte mir seinen Wunsch zu erkennen geben lassen, daß ich mich beeilen möchte, und Nachmittags am 10ten hatte ich von einem felsigen mit Aloen, Mimosen und mehrern großen 60 bis 70 Fuß hohen Euphorbien besetzten Hügel herab die erste Ansicht von Unkunginglove. Nachdem ich zu einem bequemen Ort herabgestiegen war, wo ich diese für mich so höchst interessante Scenerie mit Muße betrachten konnte, lagerte ich mich am Fuß eines kleinen mit Gebüsch bedeckten Hügels, von wo aus ich die mit ihrer zirkelrunden Umfriedung wie eine Rennbahn aussehende Stadt zur Linken hatte, während zur Rechten die Aussicht durch eine rauhe Gebirgskette gesperrt wurde, unter deren Bergen sich besonders einer durch seine tafelförmig abgeflachte Kuppe auszeichnete.

*) Narrative of a Journey to the Zoolu Country in Southafrika. By Captain Allen F. Gardiner R. N. London 1836.

„Wir kamen bald in die Stadt, wo uns auf Befehl des vornehmsten Induna (Amthlella) zwei Hütten nicht weit von seiner Wohnung angewiesen wurden. Ein Bündel Imphi und eine große Schale voll Dutschualla (einheimisches Bier) ward mir auf Befehl Dingarns gebracht, und bald darauf erschien ein Bote, der mir seinen Wunsch zu erkennen gab, mich zu sehen. Nachdem ich, von dem Häuptling begleitet, der mich in die Stadt geführt hatte, über den Marktplatz der zirkelrunden Stadt geschritten war, wurden wir eingeladen, in einiger Entfernung von der Umfriedung, welche den Issigordlo (Palast) umgibt, niederzusitzen. Nach einer kurzen Pause ward der Oberleib eines hochgewachsenen Mannes sichtbar, der über die Umfriedung hervorragte, und, wie ich bald erfuhr, dem Despoten selbst angehörte. Er blickte mich lange mit dem größten Ernst, ohne ein Wort zu sprechen, an, und sagte endlich, auf einen Ochsen deutend, der herbeigetrieben wurde: „Da ist das Thier, welches ich dir zum Schlachten gebe.“ Nach dieser wichtigen Verkündigung verschwand er wieder.“

Dingàn, oder wie der Verfasser ihn schreibt, Dingarn, wurde bald vertraut mit seinem weißen Gast, schenkte jedoch den Missionszwecken, welche Kapitän Gardiner bei seiner Reise im Auge hatte, wenig Aufmerksamkeit, und schien überhaupt der Meinung zu seyn, sein Volk könne gar nicht belehrt werden. Ein Aufenthalt von einigen Wochen in der Hauptstadt der Amazula bot keine Gelegenheit etwas für die Missionen zu wirken, oder die Sitten, Gebräuche und häusliche Lebensweise des Volkes näher kennen zu lernen, weil die Hauptstadt nichts als eine Art Lager ist, aus welchem Weiber und Kinder größtentheils ausgeschlossen sind.

„In diesen militärischen Städten, sagt der Reisende, besteht die Nahrung der Soldaten Morgens aus Dutschualla und Abends aus Rindfleisch, was auf Kosten des Königs angeschafft und vertheilt wird. Sehr oft sieht man 50 oder 40 Weiber, mit großen Schalen voll Dutschualla auf dem Kopf, singend nach dem Issigordlo gehen; diese Schalen werden eigens dazu bestimmten Dienern überliefert, welche sie vor die versammelten Männer stellen, die sie, von einem zum andern gebend, auf der Stelle leeren. Das Nachtmahl bietet dagegen einen sehr charakteristischen Anblick, und da meine Hütte in der Nähe eines der Abfütterungsplätze stand, so hatte ich oft Gelegenheit zuzusehen. Jedes Regiment ist in Sektionen abgetheilt, und jeder derselben ein Offizier vorgesetzt, der das Fleisch vorzuschneiden und zu vertheilen hat. Das Bier wird stets auf dem Platz vor dem Palast und oft in Gegenwart des Königs getrunken; zum Nachtessen aber versammelt man jede Sektion besonders auf einem geeigneten Platz. Das Fleisch wird meist in einem großen schwarzen irdenen Hafen geschmort, auf den man einen andern deckt, und die Fugen so verschmiert, daß kein Dunst entweichen kann. Dessen ungeachtet aber, und obschon es den größten Theil des Tages auf dem Feuer steht, ist es doch meist so zähe, daß ich mit meinen Zähnen nicht im Stande war es zu kauen. Bis das Essen fertig wird, ist es meist schon dunkel; das Fleisch wird auf eine etwa zwei Fuß ins Gevierte haltende, auf den Boden ausgebreitete Matte gestellt, um die sich die ganze Mannschaft in einem dichten Cirkel, oft zwei oder drei Mann hoch, lagert. Der Vorschneider theilt dann mit einer an einen kurzen Stiel befestigten Assagalenspitze, welche die Stelle des Messers vertritt, je an drei Mann eine Ration aus, welche dieselbe mit Hülfe der Zähne unter sich vertheilen. Der Empfänger einer solchen Ration hat das Recht den ersten Biß zu thun. Die Arbeit der Kinnbacken, um dieses Fleisch hinunterschlucken zu können, ist so lauttönend, daß man sie auf ziemliche Entfernung hört, und wenn das ganze Gericht verschlungen ist — essen kann man nicht sagen, weil die ganze Mahlzeit kaum zehn Minuten dauert — bekommt jede Abtheilung ein großes Tuch, an welches man Mund und Hände abwischt.

„Solchen Mahlzeiten folgt in Friedenszeiten bei den Amazulas oft ein Tanz. Ich hatte Gelegenheit einer großen Festlichkeit dieser Art beizuwohnen, für welche schon einige Tage vorher eine Anzahl Knaben kleine glatte Kieselsteine sammelten, welche dann in den leeren Cocon eines Insekts gesteckt und von den Tänzern an die Fußgelenke gebunden werden, was bei den Sprüngen derselben ein klingelndes nicht unangenehmes Geräusch macht. Nach einigen vorläufigen Uebungen stellte sich die etwa tausend Mann starke Versammlung auf einem Platz in geringer Entfernung von der Stadt drei Mann hoch in einen Kreis, und die Weiber traten, in Reihen von je zwanzig einen dichten Phalanx bildend, mitten in denselben. Bald darauf erschien der König in seinem Ballanzug; seine Weiber in ihren besten Kleidern hatten sich schon früher eingefunden und sich an ihren Platz im Kreise gestellt. Ich hatte den König am Thor erwartet, um ihn zu begleiten und Zeuge seiner Aufnahme zu seyn, welche in der That sehr enthusiastisch ausfiel, indem alle Anwesenden aus vollem Halse das mystische Wort Beiate nebst andern passenden Epitheten ausriefen. Da ich den König Dingarn vorher nur einmal und zwar unbekleidet gesehen hatte, so fiel es mir jetzt sehr schwer, bei seinem Anblick das Lachen zu unterdrücken. Von allen grotesken Figuren, welche ich noch in meinem Leben, theils abgebildet, theils in eigener Person, gesehen hatte, kam keine dem König Dingarn gleich; die meiste Aehnlichkeit hatte er noch mit Falstaff. Groß, sehr korpulent, mit kurzem Hals und plumpen Füßen, bewegte er sich doch für einen so dicken Mann mit ziemlich vieler Leichtigkeit und Gewandtheit, und würde, hätte sein Anzug nur besser zu seiner Figur gepaßt, im Tanz die Palme davon getragen haben. Die Gesänge, welche den Tanz statt der Musik begleiten — denn eine andere, welche diesen Namen verdiente, haben diese Wilden nicht — sind von eigener Komposition und werden jedes Jahr geändert. Jeder Mann ist mit einem kurzen, am Ende knotigen Stock versehen, und durch die Bewegungen, welche er mit diesem und der andern Hand macht, wird der Inhalt und der Pathos des Gesangs ausgedrückt; mit den Füßen wird der Takt gegeben, und das Ganze stimmt oft recht artig zusammen. Zuweilen wird nur der eine Fuß gehoben und stampfend wieder auf den Boden gesetzt, oft aber auch ein Sprung nach beiden Seiten ausgeführt; doch machen sie auch noch eine andere heftigere Bewegung, indem sie vier Mann hoch auf einander zu- und wieder zurückspringen, die Stöcke über dem Kopf schwingen und einen solchen Staub aufregen, daß der Zuschauer ein treues Bild der Kämpfe dieser Wilden erhält, was dieser Tanz ohne Zweifel auch darstellen soll. Die Weiber bleiben bei all dem müßige Zuschauer; sie verlassen ihre Stellung nicht, sondern biegen nur den Körper nach dem Takt und dem Klatschen ihrer Hände, und dem Stampfen ihrer Füße vor und zurück, wobei sie ihre Stimmen bis zu den höchsten Tönen erhoben.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Herr Brugnelli hat durch Versuche an Thieren herausgebracht, daß eine Auflösung von phosphorsaurer Soda ein Gegengift gegen den Grünspan sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 205.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Julius 1836.

Kunstnachrichten aus Paris.

Die Wiederherstellung von Versailles geht mit raschen Schritten vor sich. Außer einer bedeutenden Summe aus der Privatschatulle des Königs, um die Kosten einer Reihe historischer Gemälde von den ausgezeichnetsten französischen Künstlern zu bestreiten, hat die Kammer 12 Millionen Franken bewilligt, um die Verzierung und Wiederherstellung des Schlosses sowohl im Innern als im Aeußern zu vollenden. Zwei- bis dreihundert Gemälde, zum Theil von sehr großem Umfang, sind bei den ersten Malern Frankreichs bestellt, und fünf Säle oder Abtheilungen der Galerie bereits angefüllt. Die für alte Kunst bestimmten Säle sollen mit den schönsten Gemälden ausgefüllt werden, die man aus den verschiedenen Schlössern und Sammlungen Frankreichs, die des Louvre nicht ausgenommen, zusammenbringen kann: bereits sind mehrere Kleinodien aus dem letztern nach Versailles gebracht worden. Unter den neuern theils vollendeten, theils in Arbeit befindlichen Werken sind manche von außerordentlicher Schönheit, aber die Sujets, die vom König selbst gewählt sind, wurden augenscheinlich ohne Berücksichtigung der Fähigkeiten der Künstler, die sie ausführen sollten, an sie vertheilt. Einige Gemälde sind in der That so unerträglich schlecht, daß man ihnen unmöglich einen dauernden Platz in der Sammlung gewähren kann. Die Eile, mit der man auf die Vollendung dringt, zeigte sich auch bei manchen andern bemerklich, die man sonst unter die vorzüglichsten hätte zählen können. Der Antrieb, der durch diese Konkurrenz der französischen Kunst gegeben wird, ist so groß, daß sich kaum irgend ein ausgezeichneter Maler in Paris befindet, der nicht drei oder vier Gemälde für die Galerie zu fertigen hat. Auch eine große Anzahl Büsten und Gruppen in Marmor sind bestellt. Eine Reiterstatue Ludwigs XIV von Petitot, und eine Statue Napoleons sind, die eine in dem sogenannten Cour d'honneur, die andere in der Nähe der Orangerie aufgestellt. Die Ausschmückung dieses Palastes bildet jetzt das Steckenpferd des Bürgerkönigs.

Bedeutende Veränderungen werden gegenwärtig in der Anordnung der Gemälde vorgenommen. Die von Gros, Guerin und andern kürzlich verstorbenen Malern wurden nach dem Louvre geschafft, um die Stelle der Gemälde alter Meister einzunehmen, die nach Versailles gebracht wurden. Das prächtige Gemälde von Horace Vernet, „Raphael, wie er im Hofe des Vaticans mit Michel Angelo zusammentrifft," ist eine der neuesten Erwerbungen des Luxembourg, und zum mindesten so viel werth, als die Hälfte aller andern dort befindlichen Gemälde. Die ausgezeichnete Anmuth und Schönheit der Frau, welche mit ihrem Kinde als Modell zu einer von Raphaels Jungfrauen sitzt, die würdige Haltung des Malers und das Großartige, Kräftige in der ganzen Figur Michel Angelo's, machen dieß Gemälde zu einem der ausgezeichnetsten, wo nicht zum besten der ganzen französischen Schule. Mit Ausnahme dieses schönen Gemäldes und zwei schöner Arbeiten von Delacroix „Dante und Virgil, welche über den Styx setzen," und „das Innere eines algierischen Harems," ist unter den neuern Erwerbungen des Luxembourgs wenig, das eine besondere Erwähnung verdiente. Hr. Odiot, der ältere, hat demselben eine aus seiner Gießerei hervorgegangene Sammlung der verschiedenen, aus dem Alterthum erhaltenen Bronzen, so wie Horace Vernet's bekanntes Gemälde der Barriere von Clichy zum Geschenk gemacht.

Bei dieser Gelegenheit muß erwähnt werden, daß das schon seit einiger Zeit in Paris umlaufende Gerücht, Horace Vernet wolle sein Vaterland ganz verlassen und nach Petersburg gehen, sich bestätigt hat; er ist vor Kurzem nach Petersburg gegangen. Die Ursache dieses plötzlichen und etwas seltsamen Entschlusses soll die Verweigerung des Kommandeurkreuzes der Ehrenlegion seyn, nach dem er lange schon strebte, das aber der König auf eine unwillige und peremtorische Weise abgeschlagen haben soll. Dieß nebst einigen glänzenden Anerbietungen des russischen Kaisers, der gleich vornherein vier Gemälde zum Preis von 50,000 Fr. jedes bei ihm bestellt haben soll, bewog ihn der Einladung nach Petersburg zu folgen. Schon vor einiger Zeit hat er alle Entwürfe und sonstiges Material, was ihm zum Behuf einer Reihe von dem König bestellter und für Versailles bestimmter Gemälde zugesandt worden war, nach dem Louvre zurückgeschickt, und lehnt nun die Ausführung der Gemälde

ab. Sein Entschluß wurde wahrscheinlich beschleunigt durch die große Schwierigkeit, die ihm von dem König aufgegebenen Sujets zu behandeln, Sujets, die seinem Genie, das ihn mit Recht an die Spitze der neuern französischen Schule stellte, wenig Raum sich zu entfalten gegeben haben würden. Seine Leichtigkeit und die Schnelligkeit in der Ausführung sind so groß, daß er bereits über 1000 Gemälde verfertigt, und die schöne Arbeit „Pius VIII, wie er um die St. Peterskirche fährt," in sechs Tagen vollendet haben soll.

Man sagt sich in Paris ganz im Stillen, daß mehrere der schönsten Gemälde, die zur Galerie des Louvre gehören, durch die Ungeschicklichkeit der Restauratoren, die sie reinigen sollten, völlig ruinirt wurden; man nennt darunter zwei der schönsten Claude's, die Vierge aux Linges von Raphael, die Vierge aux Anges von Rubens, Moses im Schilf von Poussin, die Eylauer Schlacht von Gros, und Girard's Einzug Heinrichs IV in Paris. Auch sollen bei der letzten Ausstellung lebender französischer Maler im Louvre durch die Ungeschicklichkeit der Arbeiter, welche die neuen Gemälde aufhängten, mehrere schöne Gemälde alter Meister bedeutend verletzt worden seyn. Diese häufig vorkommenden Unfälle haben die Administratoren des Musée Royal bestimmt, keine Ausstellung mehr im Louvre zu gestatten; die nächste soll deßhalb im Palais des beaux arts in der Rue des petits Augustins statt finden.

Erinnerungen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Zu erwähnen ist hier noch eine Art von Gesang — Maual genannt — ein Mittelding zwischen Arie und Recitativ, der in sehr großer Achtung bei Türken steht, für den Fremden jedoch viel Komisches und auf die Länge auch wohl Widriges hat, besonders wenn man ihn von näselnden Griechen hört, zu denen dieser Gesang, unter türkischer Herrschaft, hinübergegangen ist. Dieser Maual — der Ton dieses Worts erinnert schon unwillkürlich an liebesbrünstige, auf den Dächern bei Mondschein vagabondirende Katzen — ist, was den Text betrifft, die Klage eines unglücklichen Jünglings, der die Abwesenheit seiner Geliebten bejammert und dem lauschenden Monde zuschwört, daß er der Angebeteten Treue bewahren wolle. Dieses Musikstück wird von einer Person ohne Instrumentalbegleitung vorgetragen und zwar, indem der Sänger die Daumen der ausgebreiteten Hände hinter seine Ohren setzt, gleichsam als wolle er das Trommelfell vor dem Zerplatzen bewahren, denn er strengt seine Stimme bis ins Unendliche an. Dabei erschallen dann die wiederholten Ausrufungen: ah! wah! amann! womit ganz eigenthümlich der unglückliche Liebende seine Angst und Verzweiflung ausdrückt. Zwischen den kurzen Strophen des Gesanges, aber auch oft mitten im Takt pausirt der Virtuose, um frischen Athem zu schöpfen. Hat er davon wieder eine Portion eingesogen, so geht mit erneuter Kraft das Trillern abermals los, und steigt bis zu solcher Höhe, daß der Zuhörer schwindlich werden möchte. Man kann dabei nur die unsinnige Anwendung der Stimme beklagen, die oft trefflich und von ausnehmendem Wohlklange, wenigstens bei den Türken ist. In dem untern Raume meiner Wohnung in Nauplia befand sich eine griechische Weinkneipe, deren Besucher die interessante Gewohnheit hatten, mitten in der Nacht unter meinen Fenstern niederzukauern und abwechselnd — wenn einem von ihnen die Kehle ermüdete — dergleichen Maual's so lange zu singen, bis mich die Verzweiflung bewog, die Sänger durch einige auf ihre Köpfe ausgeleerte Waschbecken zum Schweigen zu bringen und mir Ruhe zu verschaffen.

Die türkische Instrumentalmusik zerfällt in zwei Abtheilungen, nämlich in die Kriegs- oder Feldmusik und in die Kammer- oder Friedensmusik. Die erstere ist natürlich ganz und gar nicht durch das Gesetz verpönt, und, wie der Sultan jetzt reguläre Musikchöre, so unterhalten die Paschen entfernter Provinzen noch jene nationelle Kriegsmusik, die sie, nach alter Sitte der seldschuckischen Sultane, täglich bei Sonnenuntergang, und bei feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. am Peiramsfeste, öffentlich spielen lassen. Die Instrumente die zu dieser Kriegsmusik (Melter-Haneh) gehören, sind: 1) Mehrere Hautbois (türkisch: Zurnah oder Summer) ganz den europäischen ähnlich, nur von mehr grellem Tone, 2) das Kabah-Zurnah, ein größeres Hautbois, 3) Trompeten verschiedener Art (Nafihr und Boruh), 4) Cymbeln (Snuhbsch), 5) die bekannten metallenen Becken (Zil), 6) die ebenfalls bekannten großen Trommeln (Daul oder Tubbel), 7) kleine, im Diameter ungefähr 9 Zoll betragende, hölzerne Trommeln, (Tombelek), 8) Große Pauken (Kios), gewöhnlich nur auf Kamelen gebräuchlich, 9) kleine, gellende Pfeifen. Stelle sich der geneigte Leser gefälligst eine Symphonie, ausgeführt von diesen Instrumenten, vor, und es wird ihm vielleicht eben so wenig daran liegen, sie anhören zu müssen, wie etwa eine neuere spontinische Oper. Als Kuriosität darf hier noch die sonderbare Berechtigung angeführt werden, kraft welcher ein Pascha von drei Roßschweifen bei seiner Musikbande neun, einer von zwei Roßschweifen aber nur acht große Trommeln haben darf.

Die von unserm Wirthe für diese Ramazan-Nacht engagirte, aus Türken, Zigeunern und Juden gebildete Musikbande hatte folgende Instrumente, die die gewöhnliche Kammermusik der Türken bilden. 1) Die Kemans oder Kamandschi's, Geigen gleich den unsrigen. 2) Sineh-Keman, die früher bekannte Viole d'amour. 3) Der Ajakli-Keman, unser Baß. 4) Mehrere kleine Hautbois. 5) Dreierlei Arten von Flöten, in der Größe verschieden, im Türkischen genannt: Nale, Ghirif und Covi. 6) Eine Zither mit acht Saiten (Tanbuhr). 9) Das Hackbrett (Santihr). 8) Ein Paar Pauken (Nakara). 9) Die unter der Benennung Tamburin bekannte baskische Trommel mit Schellen, Diff genannt. 10) Das Meskal, d. i. die bekannte Pans- oder Papagenoflöte.

Von diesen Instrumenten wurde eine, aus drei Theilen bestehende Symphonie ausgeführt, die anfangs sehr langsam und gravitätisch begann und dann in ein schnelleres Tempo überging, das sich fast bis zur Wildheit steigerte. Am Schlusse jeder Abtheilung trillerte eine Hautbois gegen allen Wohlklang und im grellsten Tone, wohl ein Paar Minuten lang, so daß es unbegreif-

Digitized by Google

lich war, wo der Musiker dazu den Athem hernahm. Dann sang ein Musiker eine kurze Arie, worauf der folgende Theil der Symphonie begann. Wenn ich von dem Konzerte auch gerade nicht so erbaut war, wie die orientalischen Gäste, die ihr Wohlgefallen durch ein ernstes, gewichtiges Neigen mit dem Kopfe zu erkennen gaben, so muß ich doch gestehen, daß der Gesammteffekt nicht unangenehm ist, da die Instrumente stets rein gestimmt sind und die Musiker sehr strenge und präcise den Takt beobachten. Von Noten habe ich nichts gesehen, sondern man spielte nach dem Gedächtniß. Zum Schlusse trugen die Künstler noch die venetianische Barcarole — dem Deutschen unter dem Texte: „Das Schiff streicht durch die Wellen," bekannt — vor, ein Musikstück, das in der ganzen Levante eben so in dem Munde des Volks lebt, wie in Deutschland. Gleiches rühmliches Schicksal hat der sogenannte „Sultansmarsch" von Donizetti, den ich schon öfter auf den Petersburger Paraden und dann noch bei vielen Gelegenheiten in der Türkei hörte.

Pfeifen, Kaffee, Scherbet, das Hackbrett und die lebhafter werdende Unterhaltung, wozu die schnatternden Griechen das Ihrige beitrugen, beschäftigten jetzt die Gäste Osman-Efendi's genugsam, so daß er meine Bitte erfüllen konnte, mir die übrigen Theile seines Pallastes zu zeigen. Wir stiegen demnach auf den zweiten Hof hinunter und gelangten durch ein Thor in den dritten Hof, reichlich illuminirt wie Alles, in dem die Gebände des Harems stehen und der zu beiden Seiten noch einige kleine Nebenabtheilungen hat, in welchen sich das Bad, die Küche, das Waschhaus und andere dergleichen Wirthschaftslokale befinden. Der Haupthof ist theils mit Bäumen und Gesträuchen bepflanzt, theils mit Steinen gepflastert. Auf der südlichen Seite befand sich ein Wasserbecken mit sprudelnder Fontaine. Dicht daran erhob sich auf einem, etwa drei Fuß erhöhten Platze (Mustabi) ein Pavillon mit einem Fußboden von Marmormosaik und noch einer Fontaine, die ihr Wasser auf den Fußboden spritzt, von dem es durch kleine Röhren auf den Mustabi und von diesem in das größere Becken hinabläuft, so daß dadurch in den heißen Sommertagen stets eine angenehme Kühle in dem Pavillon verbreitet wird. Außerdem umgeben Rosenstöcke, die in der Türkei zu einer sehr beträchtlichen Höhe emporschießen, arabischer Jasmin und andere duftende Pflanzen diesen niedlichen Ruheort. Die gegen Norden gekehrte Seite des Pavillons ist offen und von oben durch das, wie immer, stark hervorspringende Dach gegen die Sonne geschützt. Neben dem mittleren, innern Hauptraum des Pavillons befinden sich auf beiden Seiten zwei kleine, dunkle Kabinette, zur Siesta bestimmt. Diese Kabinette heißen Kobbe, so daß das spanische „Alcoba" nur das arabische „al kobbe" ist, eine Benennung, die dann wieder als „Alkoven" (ich weiß nicht, auf welchem Wege) ins Deutsche übergewandert ist. Rund umher an der Wand, ungefähr zwei Fuß über dem Holzgetäfel, das sich auch in diesem Pavillon, wie gewöhnlich in allen türkischen Zimmern, vorfand, lief ein bunt geschnitztes Gesimse, auf das man Gefäße von Porzellan, Krystall und auch von Silber zu stellen pflegt. Man nennt dieß Gesimse: „Rif." Um den Luftzug in den heißen Tagen zu vermehren, bringt man in den Wänden Ventilators (Bazhingue) an. Auf der andern Seite des Hofes befand sich ein ähnlicher, ganz offener, nur auf Säulen ruhender Pavillon, der in seinem Innern rund umher auf Steinunterlagen erhöhte Divans hat, während man den tieferliegenden, mit einer niedern Marmorbrüstung umgebenen Fußboden, ebenfalls von Marmor, durch eine in der Mitte befindliche, im Sommer ungefähr einen Fuß hoch unter Wasser setzen, und so eine angenehme kühle Temperatur hervorbringen kann. Vorhänge nehmen den Raum zwischen den Säulen ein. Das im Hintergrunde des Hofes stehende, größere, dennoch aber nur einen Stock hohe Gebäude faßte die besondern Zimmer der Frauen oder den eigentlichen Harem in sich. Die Bitte, diesen mit der größten Decenz von meiner Seite zu besichtigen, schlug mir Osman-Efendi unter dem Vorwand ab, heute seine Frauen und die weibliche Dienerschaft nicht in ihren Amüsements des Ramazans zu stören, dann aber auch um seinen türkischen Gästen kein Aergerniß zu geben, wenn sie etwa erfahren hätten, daß der Hausherr — der als Renegat mehr als andere auf den äußern Schein halten mußte — mich, den Giaur, in den geheiligten Theil des Hauses geführt habe. Mein freundlicher Wirth lud mich übrigens ein, als ich sagte, daß ich in den nächsten Tagen Konstantinopel verlassen, aber in kurzer Zeit wiederkehren würde, bei meiner Rückkehr nach Stambul ihn wieder zu besuchen, und dann überzeugt zu seyn, daß er mir eine Kenntniß nicht nur seines kleinen Harems, sondern auch des Zustandes der Frauen im Oriente überhaupt verschaffen wolle. Ein Versprechen, das er auch hielt und worüber Einiges später in diesen Blättern mitgetheilt werden soll.

Dickgekochter und mit Confitüren belegter Reiß, Gefrornes, Pastetchen u. dergl. m. wurden nun noch abwechselnd im Gesellschaftszimmer unseres Wirths den Gästen präsentirt, bis wir etwa um halb vier Uhr des Morgens uns dem Hausherrn empfahlen, um denselben nicht von der Mahlzeit abzuhalten, die zur Ramazanszeit jeder Muselmann etwa eine Stunde vor dem Frühgebet, aber nur im Kreise seiner Familie, ohne Zuziehung von Fremden zu halten pflegt. Diese Mahlzeit heißt: Imsak, was so viel als „Vorbereitung zum Tagesfasten" bedeutet. Als wir durch die Straßen nach dem Hafen, um nach Pera überzufahren, gingen, herrschte noch überall ein reges Leben, das an Munterkeit zuzunehmen schien, je näher die Morgenröthe kam, die es auf zwölf Stunden verstummen macht. In den Kaffeebuden hatten die Aufwärter genug zu thun, um dem vielfältigen Verlangen der Gäste nach diesem Lieblingsgetränk zu genügen. Eben so waren die Verkäufer von Süßigkeiten und Confitüren rastlos beschäftigt; die Kuchenbäcker füllten die oft geleerten blechernen Platten stets aufs neue. Um die rauchenden Reißtöpfe und die verschiedenen Gerichte von Lammfleisch versammelten sich zahlreich die Liebhaber eines kompakteren Genusses. Wir begegneten zwei schwarzen Sklaven, die an einer Stange einen gewaltigen Kessel mit Pilav und Fleisch trugen und ihn mitten unter dem Pöbel zur Erde setzten. „Allah schaut mit Wohlgefallen auf die, welche das reichlich spenden, was ihnen der Prophet schenkte. Dreimal gelobt sey meines Herrn Wohlthätigkeit!" ruft mit lauter Stimme einer

Google

der Schwarzen. Im Unisono antwortet der Haufen der Armen: „Unser Prophet, der in Ewigkeit gelobt sey, schenke dem Wohlthäter seine Gnade!“ Die Hungrigen fallen über die milde Spende her und in wenigen Minuten ist nicht nur das Fleisch, sondern auch der Pilav „den Weg alles Fleisches“ gewandert. Noch in der Ferne hörten wir den Dank der Gesättigten herübertönen: „Allah fülle den Beutel derer, die unsern Magen füllen!“ und „der große Prophet segne die Mildthätigkeit der Reichen und erstatte ihnen tausendfältig das wieder, was sie uns schenken!“

(Schluß folgt.)

Mittel gegen den Stein.

Französische Blätter enthalten, jedoch ohne Angabe der Quelle, Folgendes: „Man soll die wichtige Entdeckung gemacht haben, daß eine Mineralquelle in der Nähe von Recoaro, einem Flecken einige Meilen von Vicenza entfernt, den Stein zerstöre. Wenn der Kranke eine Zeit lang das Wasser dieser Quelle trinkt, so löst sich der Stein von selbst auf, ohne daß eine weitere Operation nöthig wäre. Ein fast siebzigjähriger Mann aus dem italienischen Tyrol wurde im vorigen Jahre von dem Stein geheilt, indem er eine Zeit lang dieß Wasser trank: der Stein ging in kleinen Stücken ab. Ein geschickter Arzt, Dr. Brera, hat ein Memoire über diese außerordentliche Kur bekannt gemacht, wonach an der Wirklichkeit der Heilung und der Heilkraft kein Zweifel mehr bestehen könne.

Chronik der Reisen.

Reise in das Land der Zulas in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Das zu Unkanginglove befindliche Regiment ist ungefähr 900 Mann stark, und die Männer, aus denen es besteht, sind größtentheils Häuptlinge von Dörfern, ein Umstand, der auf eine starke Bevölkerung des Landes deutet. Dingarn weigerte sich ungeachtet seiner freundschaftlichen Gesinnungen gegen die Engländer überhaupt und die Reisenden insbesondere, dennoch, den Weißen zu gestatten in seinem Lande das Evangelium predigen zu dürfen, und Kapitän Gardiner sah sich genöthigt unverrichteter Sache wieder nach Port Natal zurückzukehren. Hier fand er die Ansiedler sehr in Unruhe über die immer mehr zunehmende Zahl von Amazulas, welche sich als Flüchtlinge bei ihnen einfinden, und von denen sie, wenn sie verfolgt würden, Unheil befürchteten. Kapitän Gardiner unternahm es, diese Angelegenheit mit Dingarn auszugleichen, den er bei seiner zweiten Reise zu ihm in einer militärischen Stadt, Congella genannt, fand, welche der Küste näher liegt als Unkanginglove, und wo es ihm gelang einen Vertrag abzuschließen, kraft dessen den bereits zu Port Natal angesiedelten Amazulas gestattet wurde, unbelästigt dort zu bleiben, daß aber alle weitern Flüchtlinge von den Kolonisten zurückgeliefert werden sollten, eine lästige und schwer zu erfüllende Bedingung. Der Abschluß dieses Vertrags versetzte den Zulas König in so gute Laune, daß er die Erlaubniß zu Errichtung einer Mission in dem Distrikt Clomanthlin, der an Port Natal gränzt, ertheilte.

Die Amazulas haben wahrscheinlich seit Jahrhunderten das Hochland westlich und südwestlich von der Delagoa-Bai inne gehabt; ihr gegenwärtiger Name aber ist neuern Ursprungs. Ihr verstorbener König, Tschaka (Chaka), der viele Siege errungen hatte, glaubte sich dadurch berechtigt, seine Anhänger Amazula nennen zu dürfen, welches Wort der Plural von Zula ist, was so viel als groß oder erhaben bedeutet. Dieser Name erhielt unter der Regierung Tschaka's, der ein sehr fähiger Mann war, seine volle Bedeutung, denn er führte eine gleichförmige Disciplin unter seinen Truppen ein, und gab ihnen dadurch eine entschiedene Ueberlegenheit. Er ist stets als ein unmenschlicher Tyrann geschildert worden, was vielleicht zum Theil wahr seyn mag, doch ist eben so gewiß, daß in dieser Hinsicht sehr übertriebene Gerüchte verbreitet worden sind. Welcher Art jedoch auch immer der Charakter Tschaka's gewesen seyn mag, sein Volk, die Amazulas, ist keineswegs unmenschlich und wild. Als der Missionär Archbell sie vor ungefähr zehn Jahren besuchte, fand er sie vergleichungsweise gewerbsam, ordnungsliebend und wohlhabend. Auch Kapitän Gardiner gibt ihnen ein ähnliches Zeugniß, indem er berichtet, daß unter den höhern Klassen dieses Volks eine Höflichkeit herrsche, welche fast das ceremoniöse Wesen der Spanier übertreffe. Herr Archbell fand bei Tschaka die beste Aufnahme, und sagte fast dasselbe von ihm, was der Missionär von Litaku, Herr Moffat — welcher den Dr. Smith unlängst erst auf seiner Expedition nordwärts von dem Lande der Betschuanas begleitete — von Tschaka's Verwandten, dem nicht minder furchtbaren Motsilekatsi, sagte: „Das Unternehmen, diesen mächtigen Häuptling jetzt zu besuchen, wo er so sehr gegen seine südlichen Nachbarn erbittert ist, mag vielleicht Vielen als tollkühn erschienen seyn, allein ich kannte den Mann besser und setzte volles Vertrauen in seine Freundschaft.“ — Die Amazula können 50 bis 60,000 streitbare Männer ins Feld stellen, eine allerdings Achtung gebietende Streitmacht. Der andere Zweig dieser Nation, die Matabeli, unter Motsilekatsi, welche das Innere des Landes nordostwärts von den Amazulas bewohnen, stehen diesen an Muth und kriegerischer Neigung sicher nicht nach.

Der Handel mit den Amazulas begann um das Jahr 1824, als Lieutenant Farewell von Tschaka einen Strich unbewohnten Landes in der Nähe von Port Natal zu Anlegung einer Niederlassung erhielt. Da dem Lieutenant Farewell natürlich daran gelegen seyn mußte, sein erlangtes Gebiet durch die Bürgschaft der britischen Regierung sicher gestellt zu sehen, so schilderte er dieser die Vortheile einer Niederlassung zu Port Natal mit den glänzendsten Farben, und bestürmte die Kolonialbehörden die Abtretung desselben anzunehmen; diese lehnte jedoch den Vorschlag ab, weil sie sehr richtig erwog, daß eine solche Erweiterung ihres Gebietes ihr mehr Sorge und Kosten als Nutzen bringen würde. Ein großer Strich fruchtbaren Landes war jedoch ein zu lockender Gegenstand für die Kolonisten am Kap, als daß sie ihn hätten aus den Augen lassen sollen. Einige Abenteurer ließen sich zuerst zu Port Natal nieder; die vorsichtigern Spekulanten dagegen fuhren fort die Regierung zu bestürmen, Besitz von der Niederlassung zu ergreifen, und reichten im Jahre 1834 bei dem Staatssekretär der Kolonie eine Petition zu diesem Zweck ein, welche jedoch erfolglos blieb. Der Kafferkrieg, welcher bald nachher ausbrach, belebte jedoch die Hoffnungen der Landhungrigen wieder, und Kapitän Gardiner, der zu dieser Zeit nach Port Natal kam, scheint von den dortigen Einwohnern zu Beförderung ihrer Wünsche ebenfalls in Anspruch genommen worden zu seyn, wiewohl gleichfalls ohne Erfolg, denn die Besitznahme des Landes um Port Natal wäre ein höchst unkluger Schritt von Seite der Regierung. Die gesetzlosen Abenteurer, welche sich da niedergelassen haben, sind keine guten Unterthanen für eine civilisirte Regierung, und werden am besten der Disciplin eines Dingarn oder Motsilekatsi überlassen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 206.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Julius 1836.

Die neuen Parlamentshäuser in London.

(Mit einer lithographirten Beilage.)

Am 16ten Oktober 1834 Abends zwischen 6 und 7 Uhr brach in den alten Parlamentsgebäuden an einem nicht mehr mit Genauigkeit zu ermittelnden Orte Feuer aus, und verzehrte in wenigen Stunden einen großen Theil der durch ihr Alter und tausendfache Erinnerungen merkwürdigen, obgleich durch ihre Architektur keineswegs ausgezeichneten Gebäude. Genaue Nachforschung ward angestellt, ob Bosheit an diesem unglücklichen Ereigniß schuld sey, aber nicht das Mindeste scheint einen solchen Verdacht zu rechtfertigen. Man behauptet das Verbrennen alter Kerbhölzer *) habe den Brand veranlaßt, indeß versicherte die Hausmeisterin, welche in dem Gebäude eine eigene Wohnung hatte, sie hätte in den letzten Tagen eine starke, ihr unerklärliche Hitze verspürt, und es ist leicht möglich, daß jener außerordentlich heiße Sommer das Gebälkwerk des ohnehin alten Hauses dermaßen austrocknete, daß die geringste Veranlassung das Gebälke entzünden, und der Brand Tage lang fortglimmen konnte, ehe er zum wirklichen Ausbruch kam. Dieß scheint wenigstens diejenige Meinung zu seyn, welche am meisten Glauben fand, und wohl auch verdiente.

Die Sitzungssäle beider Häuser waren verbrannt, so wie auch das Konferenzzimmer, die sogenannte gemalte Kammer; die Bibliothek des Oberhauses aber nebst den daran stoßenden Gemächern, die Committeezimmer u. s. w. waren erhalten, die des Unterhauses dagegen mit Ausnahme einiger wenigen Committeezimmer waren ein Raub des Feuers geworden. Auch die Wohnung des Sprechers und die Gemächer der Gerichtshöfe hatten bedeutenden Schaden gelitten, aber die alte ehrwürdige Westminsterhalle war unversehrt geblieben. Spöttisch bemerkte ein Witzbold, der Antrag Hume's zur Erbauung eines neuen Parlamentsgebäudes sey nun auf einmal mit Stimmeneinhelligkeit genehmigt worden.

Hr. Hume hatte wiederholt auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, ein den veränderten Bedürfnissen und der Nationalehre angemessenes Lokal für die beiden Häuser des Parlaments zu erbauen, sein Antrag war indeß, nicht wegen der Kosten, denn Hume will bekanntlich nicht viel für solche Dinge verwendet wissen, — sondern gewiß nur wegen der unbegränzten Anhänglichkeit der Engländer an das Alte, Herkömmliche stets verworfen worden. Jetzt mußte Hand ans Werk gelegt werden, und eine Kommission ward niedergesetzt, um das Nöthige zu berathen. Diese schrieb einen Konkurs aus, und setzte einen Preis aus für den Plan, der am meisten Beifall finden würde. Unter sechs Planen, die der Kommission vorgelegt wurden, erhielt den Preis der des Hrn. Barry, der sich schon durch mehrere Bauten, namentlich durch das Traveller's Club House und durch das Gebäude für eine Unterrichtsanstalt zu Birmingham ausgezeichnet hatte.

Die Aufgabe hatte drei Schwierigkeiten: 1) die erhaltenen Westminster Hall und Westminster Abbey mit dem neuen Bau in Verbindung zu bringen; 2) die Kürze der Fronte, die für ein so ausgedehntes Gebäude nicht mehr als 870 Fuß halten, und 3) die Art des Styls, in welcher das Ganze aufgeführt werden sollte. Die beiden ersten Schwierigkeiten sind theils so viel man nach den beiliegenden Planen beurtheilen kann, theils nach dem Urtheile einiger Blätter, wie des Athenäums, das zuerst diese Plane mitgetheilt hat, glücklich überwunden worden. Der dritte Punkt ist freilich sehr häklicher Art: die Kommission hatte die sehr allgemeine und gewiß nicht sehr verständliche Weisung gegeben, der Styl, nach dem das Ganze entworfen und am Ende gebaut werden solle, müsse gothisch oder elisabethinisch seyn. Indeß sind die Kommissäre, welche wahrscheinlich oder vielmehr gewiß keine Bauverständige ex professo waren, zu entschuldigen. Die nothwendige Verbindung mit Westminster Hall und Westminster Abbey machte einen alterthümlichen Styl nothwendig; in einem gothischen Styl sind die beiden eben genannten Gebäude aufgeführt, der Hauptsache nach schon von Eduard dem Bekenner. Doch waren

*) Tallies; vor Alters führte man nämlich die Rechnungen in der Art, daß der Bezahlende und der Empfänger zwei gleich zu einander passende Stäbe hatten, in welche bei einer Zahlung Einschnitte (taillies) gemacht wurden. Durch Vergleichung der beiden Stäbe konnte die Zahlung oder Nichtzahlung erwiesen werden. Solche Stäbe sollen in dem alten Gebäude in großer Menge vorhanden gewesen seyn.

manche Veränderungen vorgenommen worden, namentlich an den neuen Theilen, und einen dem gothischen noch ähnlichen Styl, obwohl schon bedeutend verändert, den die englischen Architekten den tudor- oder elisabethinischen Styl nennen, kann man gewissermaßen als nationell in England bezeichnen. In diesem letztern ist der beiliegende Plan entworfen.

Es hatte, wie leicht zu erachten, nicht an Bemerkungen fast abergläubischer Art über den Brand der alten Parlamentshäuser gefehlt, und man hob es wie eine Art Hohn des Schicksals heraus, daß so kurze Zeit nach dem Sieg der Reformbill auch der alte Versammlungsort des Parlaments mit seinen Sonderbarkeiten und Unbequemlichkeiten, an die man sich indeß so sehr gewöhnt hatte, daß sich die geübten Redner einer falschen Deklamation bedienen mußten, um allenthalben verstanden zu werden, bis auf den Grund niederbrannte, und daß man nicht etwa in einem neuen großartigen Gebäude den Vertretern der Nation einen Platz anwies, sondern ihnen nur ein temporäres Unterkommen in dem halbzerstörten Gebäude verschaffte. Das klingt allerdings fast wie des Schicksals Stimme. Mühsam hatte man sich bisher wie in dem alten Gebäude, so in den alten Institutionen beholfen, und ein zufälliger Verstoß der im J. 1830 am Ruder befindlichen Minister führte eine freilich allmählich unerläßlich gewordene Reform schnell herbei und zwar in einem viel ausgedehnteren Grade, als es alle mit den englischen Verhältnissen vertrauten Männer erwartet hatten: die Vermuthung, daß das alte dürre Gebäude sich von selbst entzündet, wie manche glauben, führt allerdings auf seltsame Vergleichungen. Beide Gebäude waren morsch, und der Zahn der Zeit nagte vernehmlich wie an Mauern und Gebälke so an den Institutionen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Konstantinopel.

(Schluß.)

An einem niedern Hause führt uns der Weg vorüber, die offenen Fenster erlauben uns einen Blick durch das vordere bis in eines der hintern Zimmer. Dort sitzt ein alter Familienvater mit seinen Frauen, Kindern und Dienern in patriarchalischer Ruhe bei der Mahlzeit, erinnernd an die alten Liebesmahle der ersten Christen im Orient, gehalten im nächtlichen Dunkel. Wir traten in ein Kaffeehaus. Da sitzen die edlen, kräftigen, morgenländischen Gestalten, mit den ausdrucksvollen Gesichtern, in langer Reihe rund umher auf den Divans, Arme neben Reichen, frühere Feinde in traulichem freundschaftlichem Gespräche, denn der Ramazan ist die Zeit der Versöhnung. Jeder Unterschied der Stände, jedes widrige Verhältniß scheint verbannt zu seyn; eine freundliche Heiterkeit hat sich über Alles verbreitet.

Wir kamen wieder in der Nähe des Serails vorüber, das mit seinen tausend und tausend Lampen und Lichtern wie eine traumhafte Erscheinung dem Auge entgegenglänzte. Der Sultan bringt seine Ramazansnächte auch nur im Familienkreise seiner Kinder und Frauen, selten mit Zuziehung einiger auserwählten Großwürdenträger zu, wogegen der Großwessir, als Stellvertreter des Beherrschers der Gläubigen verbunden ist, in diesen Nächten den vornehmsten Reichsbeamten Feten zu geben, und zwar so, daß unter der unmittelbaren Leitung des Oberceremonienmeisters Teschrifatdschi-Efendi nach altem Herkommen schon für jede Nacht die sich alljährlich wiederholende Festlichkeit, so wie die Anzahl der jedesmaligen Gäste und die Klassifikation derselben nach Rang und Würden und Alter bestimmt ist.

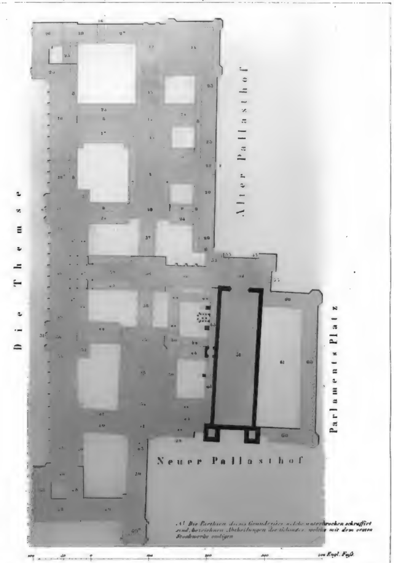
Der Morgen nahte immer mehr. Ueber die Gebirge des nahen Asiens dämmerte schon ein lichter Streifen. Noch waren wir unfern der Sophien-Dschamie, als von ihren Minarets der Ruf der Muezzin's in lang gehaltenen Tönen die Gläubigen zum Frühgebet und zur Enthaltsamkeit während des Tages einlud. Während wir ein Kaik bestiegen, schimmerten die Höhen und das Meer schon im goldenen Frühroth, indeß in der „Stadt des wahren Glaubens" der nächtliche Glanz erloschen war und ein grauer Nebelmantel sich über sie hindehnte. Während wir auf dem leichten Kahn die glitzernden Wellen des goldenen Hafens durchschnitten, theilte mir mein Begleiter Achmed genau die Strenge des Ramazansfasten mit, die ich hier wiederhole. Es ist in diesen Tagen verboten, einen Tropfen Wasser, andere Flüssigkeit, oder den kleinsten Bissen Speise zu genießen, Tabak zu rauchen und zu schnupfen, wohlriechendes Wasser oder Blumen zu riechen. Ferner wird als Störung der Fasten angesehen: das Einnehmen von Arzeneien, Alles, was äußerlich auf eine Wunde gebracht wird, das Aderlassen, das Baden, der Staub oder Rauch, der in den Mund kommt, das Kauen von Mastix u. dgl., das Schminken; dann wenn man im Traume Regen oder eine Flüssigkeit einschluckt, der Beischlaf, selbst das unschuldigste Küssen oder Liebkosen seiner Frau. Davon befreit sind freilich Kranke, Reisende, Schwangere, Arme, Frauen während ihrer Reinigung, Wahnsinnige und schwache Greise. Die beiden letztern ausgenommen, müssen die Andern aber später so viel Tage im Fasten nachholen, als sie im Ramazan versäumt haben. Uebrigens zeigt sich jeder Muhammedaner in der Beachtung dieses Gebrauchs strenger und gewissenhafter als in irgend einem andern von seiner Religion vorgeschriebenen. Ich muß gestehen, daß ich oft bewundert habe, wie die Bekenner des Islams diese wirklich angreifende Enthaltsamkeit jedes Genusses mit einer Heiterkeit und Pünktlichkeit ertragen, die nur aus wahrem, überzeugendem Religionseifer entspringen kann. Ich möchte meine lieben christkatholischen Wiener und Münchner sehen, wenn sie in ihren Fasten zwölf lange Stunden ohne kolossale Knödel, wohlschmeckende Fische und ohne Wein- und Bierfluthen zubringen sollten.

Fügen wir hier noch eine gedrängte Darstellung der Eigenthümlichkeiten des mit dem Schlusse dieser Fasten beginnenden Beiramfestes hinzu.

Sobald am letzten Abend des Ramazans der Neumond den freudigen Monat Schewwal verkündet, beginnt das religiöse Fest des großen Beiram, auch Id-fitr, Brechung der Fasten, genannt, der eigentlich nur einen Tag dauern soll, den aber die jetzt von den langen Entbehrungen befreiten Türken bis auf drei Tage ausdehnen. Die Nacht, die dem Beiramstage vorhergeht, die

Neues Parlaments-Gebäude.

Grundriß mit Angabe der Haupteinrichtungen des ersten Stockwerkes.



Digitized by Google

letzte des Ramazans, gehört zu den sieben heiligen der Moslims, und wird nicht beim festlichen Mahle, wie die übrigen Nächte des vergangenen Monats, sondern mit fleißigem Gebet in den Dschamieen und in größter Enthaltsamkeit zugebracht. Besonders findet dieß Anwendung auf den Umgang mit dem schönen Geschlecht, da der Volksglaube behauptet, Kinder in dieser Nacht erzeugt, würden mißgestaltete, krüppelhafte, dem bösen Geiste angehörige Wesen. Seltsam genug ist es, als alleinige Ausnahme, dagegen gerade Bedingung für den Beherrscher der Gläubigen, in dieser Nacht dem Gegensatze der Enthaltsamkeit zu huldigen. Im feierlichen Aufzuge nämlich begibt sich der Padischah bei beginnender Nacht aus dem Serail nach der Sophienmoschee, um dort, inmitten seines Volks, dem Allerhöchsten sein demüthiges Gebet zu weihen. So wie in stiller Ehrfurcht die Blicke der Menge dem Sultan auf dem Hinwege zum Tempel folgen, so gibt sich, wenn er daraus zurückkehrt, die Freude durch lauten Jubel kund. Im Serail wieder angelangt, erneuert sich die althergebrachte Gewohnheit, daß eine reine jungfräuliche Sklavin in dieser Nacht das Lager mit dem Herrscher theilt, eine Ehre, die die Erwählte überglücklich macht, oder gar zu dem hocherlauchten Range einer Sultanin emporsteigen läßt, wenn die Zärtlichkeiten dieser Nacht später lebendig ins Leben treten sollten.

Der Beginn des Beiramtages wird wie jede große Festlichkeit mit unendlichen Salven vom Ufer und von den reich beflaggten Schiffen des Hafens begrüßt. Bevor sich nun die Gläubigen zum Gebete begeben, hält es das Gesetz für löblich, den Körper zu schmücken, so viel in jedes Kräften steht, was auch so viel wie möglich befolgt wird, so daß das türkische Sprüchwort von einem sehr Armen sagt: „Er kann sich nicht einmal zum Beiram ein neues Kleid schaffen.“ Auf dem Wege zur Moschee hört man ein beständiges Murmeln, da es den Gläubigen befohlen ist, bei dieser Gelegenheit immerfort: „Allah hu ekber!“ — Gott ist groß! — zu sprechen. Theilweise ähnelt der Beiram dem deutschen Neujahr, da man an ihm Besuche bei seinen Gönnern, Vorgesetzten, Freunden und Bekannten macht, um zum Feste Glück zu wünschen. Auch Fremde, die sich auf der Straße begegnen, grüßen einander mit dem festlichen Gruße: „Beiram bark!“ so wie am Ostertage jeder Russe dem andern sein „Christos woskreß!“ (Christ ist erstanden) zuzurufen pflegt. Der Türke vermeidet bekanntlich bei jeder Begrüßung das Berühren des andern, indem er bei dem Aussprechen des Grußes nur mit der Hand seinen Kopf, Mund und seine Brust berührt, zum Zeichen, daß er daran denkt, was er spricht und dieses aus dem Herzen komme. Im Beiram dagegen findet die Ausnahme statt, daß man sich gegenseitig die Hände drückt und einander umarmt; Verwandte küssen sich auch wechselseitig. Feindschaften, die der Ramazan noch nicht verbannt hat, schwinden gewöhnlich im Beiram, und es würde der mit allgemeiner Verachtung behandelt werden, der eine angebotene Versöhnung ausschlüge. Ferner ist es Sitte, einander Geschenke zu machen, wovon sich selbst der Aermste, wenn er auch nur die geringste Kleinigkeit gibt, nicht auszuschließen pflegt. Während dieser Zeit genießen auch die türkischen Damen größere Freiheiten, so weit es die strenge orientalische Sitte gestattet. Ganze Hareme, in langen geputzten Wagenreihen machen einander Besuche, und zu keiner Zeit sieht man die Straßen Konstantinopels von den grünverhüllten Frauengestalten, die dem Neugierigen nur Nase und Augen präsentiren, so bevölkert wie jetzt.

Die Hoffeierlichkeit des Beiram (Muahiedeh) ist die bedeutendste des ganzen Jahrs, und beginnt gleich nach dem Sonnenaufgang. Der erste, der dem Sultan aufwartet, ist der Mufti, als Oberhaupt der Geistlichkeit, dem es erlaubt ist, die Brust des Herrschers zu küssen, worauf dieser ihm die Hände auf die Schultern legt und das Haupt ein wenig neigt, als wolle er ihn umarmen. Es bleibt aber natürlich bei diesem Wollen, da sich das Vollbringen nicht wohl mit der großherrlichen Würde vereinigen läßt. Nach dem Mufti erscheinen dann alle übrigen Großwürdenträger des Reichs zur Gratulation, um den Saum des großherrlichen Kleides zu küssen; später aber der weibliche Hofstaat, der wohl den interessantesten Theil ausmachen dürfte. Bei dieser Gelegenheit geschieht auch die Vertheilung der Ehrenpelze, so wie die Avancements und Degradationen vorgenommen werden. Aus dem letztern Grunde mag wohl auch auf manchem mit einem unreinen Gewissen behafteten Pascha die Annäherung des Beiramsfestes etwas unangenehm einwirken.

Das Volk belustigt sich während dieser Tage an den Lustörtern, die in Menge nah und entfernter die Hauptstadt umgeben, so daß man ein reges Gewühl in dem Thal der süßen Gewässer, in Böjükdereh, Dolma-Baldscheh, auf den Prinzeninseln und an andern dergleichen Orten zu finden pflegt, wo Musik, Improvisatoren, Seiltänzer, Taschenspieler u. dgl. m. für die Unterhaltung des Volks Sorge tragen. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß für die drei Tage des Beirams sämmtliche Wein- und Liqueurbuden der Hauptstadt durch Regierungsbeamte geschlossen und versiegelt werden, damit durch den Genuß dieser Getränke die Freude nicht in Ausschweifung ausarte und sich bis zu Excessen steigere. Außerdem wird dieß Fest auch von den genußsüchtigen christlichen Peroten mit gleichem Jubel wie von den Türken gefeiert, und man wandelt eben so gut in Pera durch die mit grünen Zweigen geschmückten Straßen, wie jenseits des Hafens in Konstantinopel, dem Hauptsitze des anmuthigen, interessanten Festes.

Die Stadt Cambay in Guzerat.

In der Londoner asiatischen Gesellschaft wurde das Schreiben eines Herrn Lord aus Surat vom December 1835 über die Stadt und den Hafen von Cambay vorgelesen. Eine eigene Industrie wird in dieser Stadt getrieben, nämlich das Schneiden und Poliren der Karneole. Herr Lord beschreibt diesen einfachen und sehr schnell fördernden Prozeß. Die ursprünglichen Karneolsteine haben ein schwarzes, feuersteinartiges Aussehen, nehmen jedoch, wenn man sie dem Feuer oder der Sonnenhitze aussetzt, theils eine rothe, theils eine weiße oder Mittelfarbe an. Herr Lord erwähnt des Umstandes, daß seit einigen Jahren der obere Theil des Golfes von Cambay an Tiefe abnimmt, und zwar so rasch, daß man das trockne Land fast unter den Augen sich bilden sehe. Sonst

luden die Schiffe unter den Mauern der Stadt aus; zur Zeit, von der Herr Lord spricht, lag das nächste Schiff im Hafen wenigstens vier (englische) Meilen davon, und versank im Schlamm, ohne Hoffnung, vor der Rückkehr der Flutbzeit wieder flott zu werden. Die Ursache der Abnahme der Tiefe im Hafen ist die ungeheure Menge Erde und Schlamm, die der Fluß Mhye mit herabbringt; nach einem Lauf von fast hundert Meilen durch ein ganz aus Alluvionen bestehendes Land entladet er in kurzer Entfernung östlich von Cambay seine trüben Gewässer in den Golf. Der Handel von Cambay leidet durch diese Verschlemmung des Hafens sehr.

Chronik der Reisen.

Reise in das Land der Zulas in Südafrika.

(Schluß.)

Noch theilt unser Reisender eine interessante Notiz über bisher unbekannte Stämme mit: „Ich hatte, sagt er, eine lange Unterredung mit Amkolwani, einem der niedern Häuptlinge der Angaani. Dieser Stamm bewohnt, so viel ich herausbringen konnte, das Land neun Tagereisen nordnordöstlich von Nakangingiove. Fünf Tagereisen von da kommt man an den Fluß Ampongola, und nach vier weitern Tagereisen erreicht man Elangani, wo der König dieses Stammes, Sobaza genannt, residirt. Näher am Ampongola liegt eine andere Stadt, Nobamla genannt, beide aber sind, gegen die Zula-Städte gehalten, nur klein, haben keine Ringmauern und enthalten die gesammte Bevölkerung des Stammes, welche jetzt sehr geschmolzen ist. Die Zahl der Männer steigt nicht über hundert, da aber jeder 6 bis 10 Weiber hat, so kann man die Gesammtzahl, die Kinder eingerechnet, auf 1200 anschlagen. Früher waren sie unabhängig, wurden jedoch von Tschaka, der ihnen ihr Hornvieh nahm, unterjocht. Da sie weder Schafe noch Ziegen haben und nur wenig Getreide bauen, so sind sie oft gezwungen von Wurzeln zu leben. In den Wäldern ihrer Gegend gibt es gutes Bauholz. An wilden Thieren ist Ueberfluß, und außer den in diesen Ländern gewöhnlichen findet man bei ihnen noch das Rhinoceros und den Tiger. Den Strauß und die Giraffe scheinen sie nicht zu kennen. Das Elenn ist das einzige große Thier, welches sie jagen, denn an den Elephanten wagen sie sich nicht, obschon sie den Werth seiner Zähne recht gut kennen. Alligatoren gibt es in ihren Flüssen in Menge; die letztern beschreiben sie als sehr groß, doch sind sie zu gewissen Zeiten zu durchwaten.

Der Lesata ist nächst dem Ampongola der größte Fluß; er bildet die Gränzscheide zwischen den Zulas und Angaanis, dann kommt der Metani; diese Flüsse sind sämmtlich breiter als der Tagalo. Diese Leute haben keine Kanots und scheinen ein isolirter Stamm zu seyn, da sie außer ihren Eroberern mit keinem andern in Verbindung stehen. Sie sprechen die Zula-Sprache, und als sie uns englisch reden hörten, sagten sie, dieß sey das Erstemal, daß sie eine andere Sprache als die ihrige vernähmen. Im Aeußern gleichen sie den Zulas, und da sie, seit sie Tschaka unterthan wurden, auch das Haar ringförmig geschoren tragen, so sind sie von ihren Ueberwindern kaum zu unterscheiden. Die Weiber scheeren ihre Haare ebenfalls, lassen jedoch einen kleinen Büschel auf dem Wirbel stehen.

Das ganze Land, gegen Norden und Westen, wird von ihnen als eine unfruchtbare Wüste geschildert, besonders gegen Norden, und ist von vielen Schluchten durchschnitten. In der nördlichen Wüste, welche ganz sandig ist, strömt ein großer Fluß, an dessen Ufern sie gewesen, aber nicht hinüber gekommen sind; auch hatten sie nie gehört, daß gegen Norden oder Westen Menschen wohnten. Gegen Osten lebt ein Stamm der Zulas, die Nobombas genannt, von denen sie Eisen zu ihren Lanzen und Assagaien erhalten.

Die Häuser der Angaanis bestehen größtentheils aus Matten und Schilf. Ihr König Sobaza, derselbe der von Tschaka unterjocht wurde, hat noch immer das Recht über Leben und Tod. Missethäter werden mit knotigen Prügeln todtgeschlagen. Ihre Verstorbenen beerdigen sie stets, mit Ausnahme jedoch der zum Tod verurtheilten Verbrecher. Es weht, wie sie sagen, bei ihnen oft ein so heißer Wind, daß sie genöthigt sind ihre Häuser zu verlassen und auf die höchsten Berge zu steigen, um frische Luft athmen zu können. Das Klima ist das ganze Jahr hindurch, namentlich im Winter, so ungesund, daß Amkolwani sagte, er erwarte bei seiner Heimkehr viele Kranke zu finden. Regen fällt niemals, dagegen aber ein starker nächtlicher Thau. Der herrschenden Krankheitsformen sind zwei — die eine besteht in einer Affektion der Luftröhre und der Lungen, wovon sie oft genesen, von der andern aber werden sie so plötzlich und heftig befallen, daß oft schon nach wenig Minuten, unfehlbar aber nach einer Viertelstunde, der Tod eintritt. Die Symptome dieser Krankheit sind heftige Schmerzen in den Lenden, im Rücken und Vorderhaupt, und nach dem Tode tritt schwarzer Schaum aus dem Munde. Von Medizin haben sie keinen Begriff und überlassen ihre Kranken sich selbst, ohne irgend ein Mittel anzuwenden. Entfernung aus dem ungesunden Klima heilt die erstgenannte Krankheit oft, und Amkolwani selbst sagte mir, daß seine Brustbeschwerden ihn verließen, sobald er seine Heimath im Rücken habe.

Eben so wie die Amakosa, Zulas u. s. w. feiern auch Angaanis „das Fest der ersten Früchte.“ Die Beschneidung wird zuweilen noch von ihnen vorgenommen, obschon sie seit der Regierung Tschaka's außer Gebrauch gekommen ist. Wir waren die ersten Weißen, welche sie noch gesehen hatten, und sie bekannten, uns beim ersten Anblick für wilde Thiere gehalten zu haben. Einer von ihnen lief vor meinem friedlich weidenden Pferde davon, weil er es ebenfalls für ein wildes Thier hielt. Schießen erschreckte sie sehr, und sie sagten, daß sie ihren Landsleuten bei ihrer Heimkehr sagen würden: „Sie hätten die Weißen gesehen und diese hätten das Feuer.“

Von Religion haben die Angaanis keinen Begriff. Amkolwani gestand mir, daß er sich auf seinen langen Reisen oft darüber gewundert habe, wo alle Dinge herkämen, habe es sich aber nie erklären können, und daher geglaubt, sie entständen durch Zufall. Von einer Fortdauer nach dem Tode hatten sie eben so wenig einen Begriff, als sie irgend etwas von einem bösen Geist wußten.

Vermischte Nachrichten.

Eine Frau, Namens Cecilia de Lyna Follieri, hat von der französischen Gesellschaft der allgemeinen Statistik eine Ehrenmedaille für ihre Werke erhalten, namentlich für eines, das zum Titel hat: Ueber die Erziehung der Frauen, oder das Mittel, wie sie zum allgemeinen Glück beitragen können.

Die angestellte Subskription, um der Familie Walter Scotts seinen Aufenthaltsort Abbotsford, seine Bibliothek, seine Manuskripte und seine Alterthümersammlungen zu bewahren, hat eine Summe von 7100 Pfd. St. eingetragen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Plan der neuen Parlamentsgebäude in England.)

Nr. 207.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Julius 1836.

Skizzen aus Paris.

Erziehung.

Außer sehr wohlhabenden Häusern, welche eigene Erzieher und Erzieherinnen und die Lehrer für im Hause gegebene Stunden zu bezahlen vermögen, senden alle Familien ihre Söhne und Töchter in eine Pensionsanstalt, oder lassen sie bloß daselbst lernen, und behalten sie zu Tisch und Bett im Hause. Die Preise der ganzen Pensionen sind ziemlich hoch, und die Kost soll häufig etwas schmal seyn. Viele Unternehmer rühmen sich neuer, abkürzender und alles Wissen umfassender Methoden, andere suchen durch Turnübungen ihre Mitbewerber zu überstrahlen.

Bei dem weiblichen Geschlecht hat die Pensionserziehung einen Normalton, eine Vermischung der Individualität des eigenthümlichen Familienstempels hervorgebracht. Ein Mädchen spricht ungefähr wie das andere, verbeugt sich auf dieselbe Weise, macht dieselbe Phrase in ihrem Komplimente geltend, und einer meiner Freunde hatte jeden Abend eben so oft Gelegenheit auszurufen: „O Wagners Pudel!" als junge Damen in den Salon traten. Es ist hiebei alles auf ein Zero berechnet. Nichts Unschickliches begehen, nichts zu Geistreiches sagen, nicht gegen die Mode gekleidet zu seyn, sey diese auch im gegebenen Falle noch so schädlich für die jugendliche Gestalt. Höchstens wird eine Modifikation erlaubt.

Die Jungen werden häufig in Röcke von militärischem Schnitt gesteckt, auf den Spaziergängen vom Führer nach Nummern angerufen, und zu Leibesübungen sehr zweckmäßig ermuntert. Wer sich die Woche über gut gehalten hat, trägt eine Dekoration, was ich eben so nationell zweckmäßig finde, als das Geschwornengericht in den nordamerikanischen Boarding schools.

Die Kleinkinderschulen sind nur erst seit der Juliusrevolution unter dem Namen Salles d'asile aufgekommen, und werden höchst wohlthätig befunden. Wer das Passivkapital der Armuth vermindern will, beginnt am besten mit den Kindern, er kauft sich am wohlfeilsten von späterer Unterstützung und Vervielfältigung der Armen dadurch los.

Die Schulen und Pensionen haben sich seit Aufhören des Priestereinflusses sehr gebessert, wenn gleich ein guter Carlist seine Söhne nirgends anderswo als in Freiburg erziehen lassen darf. Wozu würde auch in Paris eine vorzugsweise religiöse Richtung der Erziehung nützen, wenn das Kind beim festtäglichen Besuche zu Hause das Gegentheil hört von dem, was ihm die Woche über in der Lehrstunde Langeweile macht?

Die Protestanten haben viele ausschließliche, zum Theil sehr vorzügliche Pensionen, welche sich als solche in Blättern und Aufschriften ankündigen.

Im Allgemeinen gesprochen kann jetzt das Pariser Volk sein Lernbedürfniß vollständig befriedigen. Ueberall werden neue Schulen gebaut. Die der Rue du Sentier verdient Nachahmung: die Knabenschule im unteren Stockwerk hat ihren Eingang rechts; links führt ein anderer zur Treppe und über diese zur Mädchenschule. So sind beide Geschlechter vollkommen gesondert, obwohl in demselben Hause.

Die klassischen Studien werden in Frankreich noch nicht mit deutschem Ernst und deutscher Umsicht getrieben, dagegen dürften die Franzosen uns im Studium der Größenlehre, der Anfänge der Naturwissenschaften, und an gleichmäßiger Ausfüllung eines beschränkten Kreises des Wissens, so wie an Bereithaltung und Benutzung des Erlernten übertreffen.

Die physische Erziehung ist im Ganzen sehr lobenswerth, nur soll die Reinheit der Sitten nicht überall, auch bei der strengsten Vorsicht, gehandhabt werden können. Ehre und Ehrgeiz sind die großen Hebel der Pariser Erziehung, sie wirken viel, aber schwerlich das Höchste.

Durch die Entfernung vom Vaterhause, welche hier nur zu oft durch Umstände geboten wird, erschlaffen begreiflicherweise die Bande des Gehorsams und der Pietät sehr, und die Gesetzgebung, welche die väterliche Gewalt in Frankreich minder schützt als anderwärts, äußert früh ihre Folgen.

Die neuen Parlamentshäuser in London.

(Fortsetzung.)

Institutionen des Staats müssen dem gesellschaftlichen Zustand angemessen seyn, oder sie lassen sich nur durch Gewaltsmittel aufrecht erhalten. Keinem aufmerksamen Beobachter

kann es entgehen, daß die gesellschaftlichen Zustände Englands in ihrem tiefsten Grunde erschüttert sind, und hierin, nicht in den jetzigen Parteikämpfen, liegt die Gefahr. Wären es nur diese Parteikämpfe mit gelegentlicher Zuziehung des Volks, so fände sich ein Vergleichungspunkt in der englischen Geschichte, der über manches was jetzt geschieht, vielen Aufschluß geben könnte: nämlich die 20 ersten Jahre Georgs III, während deren unter den heftigsten Zuckungen die Regierungsgewalt aus den Händen der großen Whigfamilien in die der Tories überging, die sie hierauf fast ununterbrochen ein halbes Jahrhundert hindurch besaßen, aber die Elemente der Regierungsgewalt sind nicht mehr dieselben, die Uebermacht des Adels ist durch die veränderten Geldverhältnisse gebrochen, und Irland erschwert diesen Umstand noch, indem es sich vermittelst seiner Armuth an dem stolzen England, das dieselbe verschuldet, für seine vielhundertjährigen Leiden fürchterlich rächt.

Landbesitz und Erstgeburtsrecht zeichnen, wie auf dem Kontinent, den Adel Englands aus, aber in einem weit umfassendern Grade, denn seit den Zeiten der normännischen Eroberung, wo Wilhelm der Eroberer das Land in 60,000 Lehen theilte, ist der bei weitem größte Landbesitz in den Händen des Adels geblieben, und die große Anzahl kleiner, theils ganz, theils halb freier Landeigenthümer, wie sie in Deutschland und seit der Revolution auch zum Theil in Frankreich sich findet, gibt es in England fast gar nicht. Wohl neun Zehntheile des Landes werden jetzt, nachdem die Hörigkeitsverhältnisse mehr und mehr aufgehoben wurden, von Pächtern angebaut. Auf seinen weitläufigen Gütern hat der Adel vor alter Zeit Kirchen und Pfründen gegründet, und die Besetzung derselben ist noch jetzt ein Eigenthumsrecht desselben in einem weit größern Umfang als auf dem Kontinent. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus war der Adel in England Alles, und selbst der steigende Reichthum der Städte konnte ihn nicht überflügeln, weil eben dadurch auch der Werth des Bodens sich hob, in dessen Besitz der Adel war.

Die Macht des Adels am Hofe und in der Regierung war somit fortdauernd überwiegend, nicht einmal eine Opposition erhob sich gegen ihn als Stand, und die Behauptung des Erstgeburtsrechts und des Reichthums der Familien war nicht schwer, da es dem Adel durch sein ausgedehntes Patronat und sein vorherrschendes Gewicht bei Hofe nicht schwer fiel, seine nachgebornen Söhne in See-, Land- und Kirchendienst zu versorgen. Um zu wissen, wie weit man mit diesen Versorgungen ging, darf man nur einige speciellere Geschichten des vorigen Jahrhunderts lesen, wo man noch mit aller Naivität, als eine ganz natürliche Sache, die Mäckeleien erzählte, wie man bei Ministerveränderungen und ähnlichen Vorfällen, um diesen und jenen einflußreichen Mann zu begütigen, Pensionen und Stellen für Frau, Sohn und Tochter ausbedung. Und das Unterhaus, zu drei Viertheilen mit rohen und unwissenden Landjunkern angefüllt, deren Gewissenstarif Lord Walpole in der Tasche zu haben behauptete, fand die Mäckelei sehr natürlich und hatte nichts daran auszusetzen. Doch erweckte der erbitterte und zum Theil schamlos betriebene Kampf zwischen den großen Whig- und Toryfamilien in den ersten zwanzig Jahren der Regierung Georgs III mehr als einen rechtlichen und muthigen Mann, und lange trug Sawbridge, ein neuer Kato, in jeder Parlamentssession auf eine Parlamentsreform an, aber seine Stimme verhallte, ohne ein Echo zu finden, denn die Nation mitten im Aufschwung ihrer industriellen Thätigkeit begriffen, hatte weder Zeit noch Lust, sich mit theoretischen Verbesserungsplanen abzugeben.

Indeß wurden die Zeiten schwieriger, die französische Revolution brach aus, und auch in dem so sehr am Alten hängenden England zeigten sich Anhänger. Freilich waren diejenigen, welche ähnliches erstrebten, sehr wenig zahlreich, aber eine ehrenwerthe Partei, worunter Graf Grey, bildete sich, um eine Parlamentsreform durchzusetzen. Pitt aber, damals Minister, und eigentlich einer Whigfamilie angehörig, hielt, obwohl er früher selbst eine Parlamentsreform befördert hatte, den Zeitpunkt nicht für gerathen, und rüstete sich mit aller Kraft seines Herrschergeistes; dem drohenden Sturm von Außen und Innen zu begegnen. Pitt ist der eigentliche Schöpfer der gegenwärtigen Zustände, und beide jetzt sich bekämpfenden Parteien haben Recht gegen ihn, die einen, indem sie sein Andenken in jährlichen Festen feiern, die andern, indem sie, wie Cobbett und Hunt, vorschlagen seine Statue zu zertrümmern. Er änderte die Erbschaftsgesetze *) zu dem Zweck, mehr Eigenthum in den Händen einzelner zu vereinigen, er leitete die Anlehen, die auch ohne sein Zuthun Einzelne bereichern mußten, und es kam dahin, daß drei Viertheile des Reichthums der Nation in den Händen von etwa 150 bis 200,000 Familien vereinigt waren.

Auch noch von einer andern Seite war es Pitt, der den jetzigen Zustand der Dinge herbeiführte, denn er gab dem Oberhause seine jetzige Gestalt; er erhob eine Menge Menschen, die in der Administration und im Heere gedient hatten, und seiner Verwaltung sich ergeben zeigten, ins Oberhaus, ohne daß dieselben durch bedeutendes eigenes Vermögen im Stande gewesen wären, ihre Söhne ihrer neuen Würde gemäß zu versorgen. So bildete sich eine nicht unbedeutende Anzahl Pairs, die für ihren standesmäßigen Unterhalt von der Regierung abhängig, durch alle ihre Verbindungen aber an die Torypartei gefesselt waren. Diese sind es, welche nebst dem angloirischen Adel der Torypartei im Oberhause hauptsächlich die Majorität geben, besonders darum, weil die Zeitverhältnisse auch viele andere Pairs in ihren Vermögensverhältnissen zurückgebracht haben.

Der Krieg und die Anlehen in seinem Gefolge schufen eine ungeheure Masse beweglichen Vermögens, ein Kapital von 800 Millionen Pfund Sterling. So lange der Krieg mit den hohen Preisen aller Ackerbauprodukte dauerte, fand ein gewisses Gleichgewicht statt, so wie der Krieg aufhörte, hatte auch dieß Gleichgewicht ein Ende, und das bewegliche Vermögen erhielt ein unermeßliches Uebergewicht. Während des letzten Krieges wurden etwas über 550 Mill. Pfd. entlehnt. Die Anlehen wurden im Durchschnitt zu 60 Proz. abgeschlossen und in Papier bezahlt,

*) Erst in der noch laufenden Parlamentssession wurde von einem radikalen Mitglied deren Wiederumänderung beantragt, aber verworfen, schwerlich für sehr lange.

welches, während die Suspension der Baarzahlungen der Bank andauerte, um etwas mehr als 40 Prozent niedriger als Gold stand. In Gold erhoben hätte man also die Anlehen zu 37 Pfd. ungefähr abgeschlossen. Diese zur Zeit des Kriegs zu 37 stehenden Staatsschuldscheine stehen jetzt theils über 90, theils über Pari, oder mit andern Worten, die Nation muß jetzt noch für empfangene 37 Pfd. jährlich 3 Pfd. oder etwa 8 Proz. zahlen. Diese Last fällt auf die Steuerzahlenden, und somit auch auf die Ackerbauer, während die große Anzahl von Staatsgläubigern ihr Vermögen ohne alle Mühe verdreifachte. Doch dieß ist nicht der einzige Nachtheil, der dem Grundeigenthum erwuchs. Die unnatürlich hinaufgetriebenen Preise aller Bodenerzeugnisse hatten den Grundeigenthümern unmäßig hohe Pachtzinse verschafft, und sie dadurch zu eben so unmäßigen Ausgaben verleitet. Als die Preise der Bodenerzeugnisse und mit ihnen die Pachtzinse und die Einkünfte der Grundeigenthümer nach dem Kriege sanken, wurden die Vermögensverhältnisse von vielleicht drei Viertheilen des Adels zerrüttet, und da mit dem Aufhören des Kriegs Einschränkungen in der Marine und Armee erfolgten, so wurden auch die Aussichten für die Versorgung der nachgebornen Söhne immer schlechter, und diese fielen den ohnehin in ihrem Vermögen geschmälerten Familien zur Last.

Hatte schon durch die eben angegebene Aenderung in den Geldverhältnissen das bewegliche Vermögen ein unmäßiges Uebergewicht über das unbewegliche, d. h. Manufaktur- und Handelsreichthum über den Grundbesitz errungen, so stieg dieß Mißverhältniß noch, als die Industrie, nach kurzer Unterbrechung durch die Konkurrenz mit dem wiedergeöffneten Kontinent, aufs neue unterstützt von unermeßlichen Kapitalien und einer nach allen Welttheilen dringenden Handelsmacht glänzend sich erhob, und bis jetzt eine Ueberlegenheit behauptete, die ihr nur langsam und allmählich entrissen werden wird. Die Grundeigenthümer waren nicht so glücklich. Die Krise nach dem Kriege hätten sie überstehen können, so gut oder so schlecht, als man sie auf dem Kontinent überstand, aber die von jetzt an immer bedeutender werdende Konkurrenz Irlands konnten sie nicht überwinden; an dieser Konkurrenz wird sich das Grundeigenthum, und der Adel als besitzende Hauptmacht des Landes, verbluten, in seinen Sturz die alte Konstitution des Landes, hineinziehen, und wahrscheinlich Englands Macht und Ansehen unter den Nationen unter den Trümmern begraben. „Der Herr rächet die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.“ Dieser unbegreifliche, aber durch alle Geschichte als wahr erfundene Spruch bewährt sich auch hier. Irland, das verhöhnte, gemißhandelte, niedergetretene Irland rächt sich, nicht mit den Waffen, sondern durch sein Elend fürchterlich für das vielhundertjährige Unrecht, das ihm England angethan, es ist sein böser Genius geworden, die Achillesferse, an der England verbluten wird.

(Fortsetzung folgt.)

Statistisches über die Provinz Jakutsk.

(Nach dem Russischen mitgetheilt vom Legationsrath Lietz.)

Der Flächeninhalt der im Gouvernement Irkutsk liegenden Provinz Jakutsk beträgt 100,000 Quadratwerste (7 Werste = 1 deutschen Meile), und gränzt westlich auf einer Ausdehnung von 557 deutschen Meilen an den turuchanskischen Kreis, östlich an die Provinz Ochotsk und an das ochotskische Meer auf eine Länge von 185 Meilen, südlich an den kirenskischen Kreis auf 143 Meilen, südöstlich auf einer Strecke von 557 Meilen an den nertschinskischen Kreis und an China, nördlich auf 115 Meilen an das Eismeer und nordöstlich an das Land der Tschuktschen.

An der Spitze der Provinzialverwaltung steht ein von dem ostsibirischen Generalgouverneur und der irkutskischen Gouvernementsregierung abhängiger Provinzialregierungspräsident mit drei Beamten und einem Kaufmann als Assessor. Dieser Präsident ernennt die Beamten für die andern Gerichtsbehörden, für das Kreisgericht, Landgericht, für die Rentkammer und die Verwaltung der Kommissariate; jedoch muß ihre Ernennung von der Gouvernementsregierung in Irkutsk bestätigt werden. Die Bestätigung von dieser erfordern auch alle bei der Provinzialregierung in höherer Instanz verhandelten wichtigen Angelegenheiten. Die unbedeutendsten werden in Jakutsk abgemacht.

Es umfaßt die Provinz: einen Kreis und fünf Kommissariate, wovon der erstere durch ein Landgericht, die fünf Kommissariate aber durch von diesem abhängige Kommissarien verwaltet werden.

Die Einwohner der Provinz Jakutsk sind: Jakuten, russische Bauern, Tungusen, Lomuten und Jukagiren, und theilen sich wieder ein in Ulussen (Hordenlager), die von Häuptlingen, — in Naßlegen, die von kleinen Fürsten, — und in Bezirke und Flecken, die von Aeltesten verwaltet werden.

Die Flecken der Jakuten, die tatarischen Ursprungs und aus dem Gouvernement Tomsk eingewandert sind, liegen in Gegenden zerstreut, die die Viehzucht begünstigen. In ihrem Besitz befinden sich die Länder, die schon ihre Vorfahren inne hatten, sind aber nicht nach der Einwohnerzahl eingetheilt, woher es kommt, daß einige Ulussen ein sehr großes, andere ein sehr kleines Gebiet haben. — Es beabsichtigte zwar die Regierung, den Umfang der Ulussen nach der Menschenanzahl zu vermessen, doch ist dieß noch nicht ausgeführt. Die Jakuten wohnen in Jurten, d. h. in aus dünnen Ruthen erbauten und mit Erde überschütteten Hütten, in deren Mitte sich der Herd befindet, auf welchem, wenigstens für den Winter, ein ewiges Feuer unterhalten wird.

Das äußere Aussehen der Jakuten ist nicht übel; sie sind von mittelmäßiger Größe, ihre Gesichtsfarbe ist etwas dunkel, ihr Haar schwarz und schlicht herabhängend. Ihr Anzug besteht aus einem von Pferde- oder Rennthierleder verfertigten kurzen Rock, kurzen, bis zum Knie reichenden Nanking- oder Tuchhosen und hohen Stiefeln. Ihre Sprache ist zusammengesetzt aus jakutischer und tatarischer Mundart. Ihr Charakter ist sanft, gastfrei und gehorsam gegen ihre Vorgesetzten; doch zeigt sich auch, wenn sie beleidigt werden, Rachsucht in ihrem Benehmen. Pferdediebstahl, den sie sehr geschickt auszuüben verstehen, kommt oft bei ihnen vor. Sie erlernen sehr leicht Handwerke, und zeichnen sich besonders als Tischler, Zimmerleute, Gerber und Schmiede aus. — Ihre hauptsächlichste Nahrung besteht aus Rind- und Pferdefleisch, Milch und Butter, Beeren und Wurzeln. Die Rinde von Fichten- und Lerchenbäumen mahlen sie getrocknet zu einer Art von Mehl, das sie unter die andern Nahrungsmittel mischen. Nach Jakutsk und Ochotsk verkaufen sie Pferde und Rindvieh, und befassen sich mit Waarentransporten, vermittelst ihrer Pferde auf dem Wege zwischen Jakutsk und Ochotsk.

Google

An den Flüssen Lena und Amga haben die russischen Bauern ihre Wohnsitze, wo sie sich mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigen. Die an der Lena wohnenden Bauern unterhalten viele Pferde zur Beförderung der Posten nach Irkutsk.

Tatarischen Ursprungs sind die Tungusen, die sich in der Sprache und ihrem Aussehen sehr von den Jakuten unterscheiden, indem sie von kleinem Wuchse sind, breite, platte Gesichter und sehr kleine Augen haben. Ihr Haupterwerb besteht in der Unterhaltung von Rennthierheerden, im Fischfang und der Jagd. Sie führen ein nomadisirendes Leben, und ihre Wohnungen sind kegelförmige Jurten von langen Stangen, die mit Rennthierfellen, Fischhäuten und Birkenrinden bedeckt werden.

Die Lomuten und Jukagiren, ebenfalls tatarischen Ursprungs, in den am Eismeere liegenden saschiwerschen und mittelkolüma'schen Kommissariaten lebend, unterscheiden sich von den Tungusen und Jakuten durch Sprache und Gebräuche. Sie haben sich hauptsächlich an Seen und Flüssen niedergelassen, die zum Fisch- und Vogelfange und zur Jagd günstig sind. — Wenn die wilden Rennthiere auf ihren Zügen durch Flüsse schwimmen, so machen diese Völker Jagd auf sie, um das Fleisch zur Nahrung zu erhalten. — Ihre winterlichen Reisen machen sie nur mit Hunden.

Diese Hunde, ungefähr von der Größe und dem Aussehen des Wolfes, haben einen dicken, starken Hals, spitze Schnauze, gerade, aufstehende Ohren und sehr dichtes Haar. Man spannt gewöhnlich eilf von ihnen vor einen Schlitten, immer paarweise bis auf den vordersten, einzelnen, den Leithund. Sie legen wohl täglich 11 bis 12 deutsche Meilen zurück mit einer Ladung von 1200 Pfunden, im Frühjahr aber bei gutem Wege und mit leichtem Gepäck auch wohl 18 bis 19 Meilen. Die Nahrung dieser Thiere besteht aus getrockneten oder gefrornen Fischen. Zügel zu ihrer Lenkung sind nicht nothwendig, da der Leithund auf die Worte seines Herrn hört. Wenn eine solche Equipage sich in den verschneiten Gegenden verirrt, so ist es das Geschäft des Leithundes durch seinen Geruch wieder die Spur des Weges aufzusuchen. Hat er diese gefunden, so zeigt er dieß seinem Herrn durch ein Freudengeheul an. Oft begegnet man bei diesen Fahrten in öden Gegenden irgend einem wilden Thiere, einem Bären, Wolfe, Fuchse u. s. w. —; dann sind die Hunde, auch wenn sie durch das Ziehen schon ermüdet wären, in der Verfolgung dieses Thieres nicht aufzuhalten, wobei oft der Herr mit seinem Schlitten umgeworfen wird. Aber auch hier hilft wieder der kluge Leithund, der mit dem übrigen Gespann eine Strecke mitläuft, seine Gefährten dann aber in die Stricke des Geschirrs zu verwickeln weiß, und sie so still zu stehen zwingt, wo der nachkommende Herr dann wieder seinen Schlitten einholt. An Rasttägen in der Schneewüste werden die Hunde rund um den Schlitten angebunden, und graben sich dann in den Schnee ein, wo sie gegen die Kälte geschützt sind. Wenn im Sommer auf den freigewordenen Flüssen der Fischfang anfängt, werden die Hunde freigelassen, um sich selbst die Fische zu fangen, was sie auch trefflich verstehen. Wenn sie genug gefressen haben, so verzehren sie nur als Leckerbissen noch die Fischköpfe, das übrige lassen sie liegen, wo es dann verfault. Im Herbst, wenn der Fischfang beendet ist, kehren sie von selbst zu ihren Herren zurück.

Alle Völker, die die Provinz Jakutsk bewohnen, sind der griechisch-russischen Religion zugethan, doch gibt es auch noch Heiden unter ihnen. Selbst die Jakuten, Lomuten, Tungusen und Jukagiren, die Christen sind, sind es bloß der Form nach, und den äußern von der Kirche vorgeschriebenen Gebräuchen. Alle huldigen sehr dem Aberglauben, und ihre alten Götter stehen noch immer in großer Achtung bei ihnen.

Die letzte Revision in der Provinz hat ergeben, daß die Zahl der dort lebenden männlichen Einwohner 71,400 beträgt, deren Abgaben, theils in baarem Gelde, theils in Fellen, den ungefähren Werth von 371,200 Rubel ausmachen, so daß auf jeden Mann ungefähr fünf Rubel treffen. —

Zwischen den Flüssen Lena und Aldan, dann an der Amga, Uda, Willuja, Ustjana und Kolüma ist die Provinz Jakutsk bewohnt; die andern Gegenden jenseits des Aldan sind durch Berge, Flüsse, Sümpfe und dichte Wälder im Sommer ganz unwegsam.

Obgleich es an der Lena gutes Ackerland gibt, so ist doch ein großes Hinderniß des Ackerbaues, daß die Erde, selbst in der größten Sommerhitze, nur höchstens eine Elle tief aufthaut; tiefer ist Alles gefroren.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der letzte Winter machte sich allenthalben durch eine ungewöhnliche Dauer bemerklich. Im Anfang Mai's war der St. Lorenzstrom, der sonst gegen Ende März aufgeht und im April für die Schifffahrt offen wird, zu Montreal noch mit Eis bedeckt. Man war deßwegen um das Schicksal der englischen und irischen Auswanderer, die im Monat März in großer Anzahl abgegangen waren, höchst besorgt.

Am 27sten Mai ging von Nancy nach Aegypten eine kleine Ackerbaukolonie ab, welche in der Umgegend von Kairo eine Musterwirthschaft nach dem Vorbild der von Roville gründen soll. Ein bedeutendes Material von Werkzeugen wurde für Mehemed Ali angekauft. Ein Herr Hussen, der die Expedition begleitet, soll bei dem künftigen Etablissement Professor der Chemie und Naturwissenschaft werden.

Die Zahl der Selbstmorde zu Paris im Jahre 1835 betrug 228, worunter 75 Frauen. Die letztern tödten sich gewöhnlich vermittelst Kohlendampf; 47 griffen zu diesem Mittel, und nur Eine tödtete sich mit einer Feuerwaffe; schneidende Werkzeuge nahm keine. Sechs Frauen tödteten sich durch Sturz, unter den Männern wählten nur vier diese Todesart. Dagegen wählten 24 Feuerwaffen, 7 tödteten sich durch schneidende Instrumente, 71 durch Kohlendampf, 47 durch Ertränken, 82 durch Erdrosselung; letztere Todesart erwählten nur 9 Frauen. Zu Gift griffen 4 Männer und 5 Frauen. Die Zahl der Selbstmörder von 15 bis 20 Jahren war 17, worunter 4 Frauen; von 20 bis 30 Jahren 56, worunter 23 Frauen. Vom 50sten Jahre an sind die Frauen zum Selbstmord weniger geneigt, bei den Männern dagegen sind die Selbstmorde bis zum 50sten Jahre noch häufig.

Das Pflanzenreich bietet uns zahlreiche Beispiele der großen Theilbarkeit der Stoffe und der unglaublichen Schnelligkeit der Entwicklung des Zellgewebes in gewissen Pflanzen dar. So hat man eine Bovista giganteum in Einer Nacht die Größe einer Kürbis erreichen sehen. Wenn man nun mit Professor Lindley annimmt, daß der Durchmesser der Zellen dieser Pflanze nicht über 1/300 Zoll beträgt, so muß man auch annehmen, daß in einem solchen Volumen sich wenigstens 47,000 Millionen Cellen befinden. Findet nun die Entwicklung innerhalb zwölf Stunden statt, so gibt dieß 4000 Millionen Cellen in der Stunde, oder mehr als 96 Millionen in der Minute.

Die Proben des Anbaues von chinesischem Indigo (polygonum tinctorium), die in mehrern Provinzen südlich vom Kaukasus, in Armenien, Imeretien und der asiatischen Türkei angestellt wurden, sollen mit völligem Erfolge gekrönt worden seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 208.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Julius 1836.

Der Indianerkrieg in Nordamerika.

John Quincy Adams, vormaliger Präsident der Vereinigten Staaten, hat in einer vortrefflichen Rede *) die Stellung der Vereinigten Staaten bei dem Kampfe der Texaner gegen Mexiko, und bei dem Kriege der Seminolen und Krihks in Florida, Georgien und Alabama aus einander gesetzt. Aber ob er es der Klugheit angemessen hielt, die volle Wahrheit zu sagen, ist eine andere Frage. Fassen wir die Hauptpunkte seiner Rede zusammen, so lassen sie sich auf Folgendes reducire Seit Jahren haben die Vereinigten Staaten gegen Mexiko in Bezug auf Texas ein Betragen beobachtet, das sehr geeignet ist, beide Staaten in Krieg zu verwickeln: die Wahrscheinlichkeit des Siegs, die augenblickliche Uebermacht, ist auf Seite der Vereinigten Staaten, und Texas kann den Mexikanern mit leichter Mühe entrissen werden. Allein was ist die Folge? England wird als Repressalie gegen diese Eroberung sich Cuba's bemächtigen, das sich weder selbst schützen kann, noch Schutz von Spanien erhält, und bedroht dann unsere ausgedehnten südlichen Küsten. Mexiko und England sind dann um so gefährlichere Gegner für uns, als beide die Sklaverei abgeschafft haben, die bei uns noch in aller Härte besteht. Zudem haben wir seit der Präsidentschaft Jacksons gegen die Indianer ein System beobachtet, das am Ende sich als verderblich erweisen muß. Wir haben mit den meisten Stämmen freiwillige oder erzwungene Verträge abgeschlossen, vermöge deren sie sich jenseits des Missisippi begeben sollen. Aber Rache für den geraubten Boden glüht in ihrem Herzen, und dort in der Nähe von Mexiko, das sie mit Waffen unterstützen kann, kann ein furchtbarer Indianerbund sich bilden, der auf viele Jahre hinaus unsere westlichen Gränzen verheert." An einer Stelle seiner Rede erklärt Hr. Adams den Kampf der Seminolen und Krihks für den letzten Verzweiflungskampf, den das ungerechte Benehmen der Staaten Georgia und Alabama hervorgerufen habe. Ob es der l e t z t e Kampf mit diesen Stämmen ist, wäre noch die Frage, und eine Angabe der genannten Rede selbst gibt uns ein Argument dagegen. Seit Jeffersons Verwaltung, also seit dem Anfang dieses Jahrhunderts war die Regierung der Vereinigten Staaten bemüht, die Indianer an feste Wohnsitze zu gewöhnen, und ihnen Liebe zum Ackerbau einzuflößen. Die'e Bemühungen sind nicht ohne Erfolge gewesen: namentlich Tschirokesen und Krihks haben sich an feste Niederlassungen gewöhnt, haben Sklaven gekauft, das Land angebaut und einzelne Weiße haben sich unter ihnen niedergelassen. Dadurch haben sich die Racen dermaßen gemischt, daß namentlich unter den über 30,000 Menschen betragenden Krihks die reinen Indianer nicht mehr das Uebergewicht bilden sollen, und das ganze Volk ist an Bildung und Civilisation so vorgeschritten, daß es hinter manchen Distrikten der Vereinigten Staaten kaum zurückstehen möchte. Man hat diese Menschen zur Verzweiflung getrieben, die Habsucht der Weißen will sie gleichfalls über den Missisippi treiben, weil man sich ihrer Ländereien bemächtigen will, und sie haben, um den durch ihren Fleiß angebauten Boden zu vertheidigen, muthig die Waffen ergriffen. Die Seminolen sind noch etwas roher, auch größtentheils reine Indianer, sie haben den Krieg begonnen, und bis jetzt mit Glück geführt.

Wenn man auf die verschiedenen Kriege der Vereinigten Staaten zurückblickt, so muß man zwar allerdings zugeben, daß es den Einzelnen durchaus nicht an Muth gefehlt hat, wohl aber der Masse der Streitenden an Disciplin und Kriegszucht, und dieses Uebel ist allem Anschein nach mit der Zunahme an Zügellosigkeit in den südlichen Staaten der Union bedeutend gewachsen. Anders lassen sich die wiederholten Unfälle der gegen die an Zahl schwachen Seminolen geschickten Truppen nicht erklären. Jetzt haben auch die Krihks zu den Waffen gegriffen, und beide Stämme vereint können gegen 5 bis 6000 Mann ins Feld stellen, so viel als die gewöhnliche reguläre Kriegsmacht der Vereinigten Staaten beträgt. Kommt dazu noch, daß je länger der Kampf dauert, mehr und mehr Sklaven sich zu den Indianern gesellen werden, so läßt sich ohne Mühe absehen, daß auch ein zweiter Feldzug gegen diese zur Verzweiflung gebrachten Menschen wenig ausrichten wird. Freilich stehen den Vereinigten Staaten, wenn sie sich anstrengen wollen, Mittel genug zu Gebot, um diesem Feind den Untergang zu bereiten.

*) S. Allgemeine Zeitung Nr. 198. f. v. d. J. Beilage.

Anders verhält sich aber die Sache, wenn der Streit mit Meriko sich verwickeln, und die Vereinigten Staaten wirklich mit letzterem in Krieg gerathen sollten. Neben dem Umstande, daß dann eine Landmacht von wenigstens 30,000 Mann aufgebracht und fortwährend unterhalten werden muß, um den eigentlichen merikanischen Truppen zu widerstehen, so haben es dann noch die Vereinigten Staaten mit den zahlreichen unabhängigen Indianerstämmen zu thun, welche gewiß auf Meriko's Seite treten, das sie von jeher menschlicher als die Anglo-Amerikaner behandelt hat. In dieser Voraussicht tadelte John Adams die nichts weniger als freiwillige Verpflanzung der noch im Gebiet der Vereinigten Staaten übrigen Indianerstämme auf das rechte Ufer des Missisippi, denn ein solches Verfahren heißt sie selbst zum gemeinsamen Bunde gegen ihre Dränger auffordern.

Die Sache hat aber noch zwei andere Seiten. In Louisiana und dem ganzen untern Missisippithale leben noch viele Menschen, die nicht anglo-amerikanischer Abkunft sind, sondern französisch-spanische Creolen und Halbindianer; wohin diese im Fall eines längern Zerwürfnisses sich schlagen, ist ungewiß; namentlich dürften die ziemlich zahlreichen Halbindianer, die meist einen französischen Jargon reden, vielleicht eine Rolle spielen. Die Hauptfrage bleibt aber immer: werden nicht am Ende, wenn eine günstige Gelegenheit sich ergibt, die Sklaven aufstehen, und namentlich auch die freien Farbigen sich für die erlittene Bedrückung rächen? In blindem Hochmuth setzen die Nordamerikaner ihr System gegen Sklaven und Farbige mit gleicher Härte und Unmenschlichkeit fort, und in eben so blinder Habsucht befördern sie den Aufstand in Teras, weil die Teraner dort die Sklaverei einführen wollen, und die Waare, die schon an manchen Orten im Preise fällt, dadurch wieder steigen würde. Diesen Grund für die Unterstützung der Teraner führt wenigstens schon Abdy in seinem öfters erwähnten Werke an.

Bricht wirklich, wie es nach den neuesten an General Gaines erlassenen Instruktionen und den mit dem merikanischen Minister Gorostiza darüber gepflogenen Unterhandlungen den Anschein hat, der Krieg zwischen Meriko und den Vereinigten Staaten los, so ist ein weit greifender Indianerkrieg, und in Folge dessen vielleicht ein Sklavenkrieg unvermeidlich.

Die neuen Parlamentshäuser in London.

(Fortsetzung.)

Wir sind weit entfernt, hier auf die historischen und staatsrechtlichen Verhältnisse Irelands zu England, auf die irische Hochkirche und das protestantische Uebergewicht, a Zehenten und Municipalrechte eingehen zu wollen; alles dieß ist bis zum Ueberdruß in englischen und deutschen Zeitungen abgehandelt worden, und um sich darüber möglichst aufzuklären, darf man nur die neuesten Parlamentsdebatten nachlesen. Tausendfaches Unrecht hat England oder eigentlich die englische Aristokratie an Irland verübt, aber die Maßregel, welche angeblich alle Uebel heilen, Irland unauflöslich an England knüpfen, und eine Verschmelzung der Interessen herbeiführen sollte, die Union, war der Todesstoß für die englische Aristokratie, und wird vielleicht Ireland völlig von England losreißen und letzteres in den Abgrund ziehen.

Vor der Union wurde Ireland als ein fremdes Land angesehen, und seine Produkte mußten auf dem englischen Markte dieselben oder beinahe dieselben Abgaben bezahlen, wie die fremden. Mit der Union trat Handelsfreiheit zwischen beiden ein, und diese schien auch anfangs gute Früchte zu tragen; allein damals führte England Krieg in allen Welttheilen, eine Menge brodloser Irländer trat in Kriegsdienste, und das Korn Irelands trat in kaum bemerkliche Konkurrenz mit dem englischen, eines Theils weil der Krieg einen außerordentlichen Bedarf im Gefolge hatte, andern Theils, weil das Ende des vorigen und der Anfang dieses Jahrhunderts in England durch Mißernten und mittelmäßige Ernten bezeichnet war. Anders aber gestalteten sich die Verhältnisse nach dem Kriege und nach den theuern Jahren 1816 und 1817. Ireland war arm, England reich, und beide litten durch die enge Verbindung, wiewohl auf sehr verschiedene Weise.

In dem armen Ireland war der Taglohn gering, und Korn wird mit geringen Kosten erzeugt; dieses Korn fand schnellen Absatz in England, verdrängte nach und nach nicht nur das fremde Korn, das in England eingeführt wurde, sondern drückte auch den Preis des einheimischen in England so herab, daß die lautesten Klagen der Ackerbau- und Grundeigenthümer sich hören ließen. Seit vier Jahren wird kein fremdes Korn mehr in England eingeführt, dagegen ist die Einfuhr aus Ireland fortwährend gestiegen. *) Und nicht nur Korn, sondern alle möglichen Lebensmittel wurden eingeführt, und drückten die Preise in England immer mehr herab. Nach den Kornpreisen richten sich aber, wenn auch langsam, doch sicher, die Preise aller Dinge und namentlich der Arbeit, und dieser sank um so mehr, **) als

---

*) Die Einfuhr von Korn aus Ireland ist in sehr großem Verhältnisse gestiegen. Man vergleiche nachstehende offizielle Angaben über diesen Gegenstand, der auch für den Kontinent nicht ohne Interesse ist, weil er die verminderte Ausfuhr aus der Nord- und Ostsee nach England erklärt. Folgendes ist die Angabe der Einfuhr in England je nach einem zehnjährigen Zwischenraume mit Angabe der Durchschnittspreise des Quarters Weizen:

	Ausland.	Ireland.	Durchschnittsp.
	Q.	Q.	Sch.
1816	225.265	111,631	76/2
1825	525,251	596,018	66/5
1835	28,415	661.776	39/4

Noch auffallender ist die zweite Tabelle, weil sie die Einfuhr während einer Reihe sehr guter Ernten zeigt, während welcher Zeit aus dem Ausland nichts in England eingeführt wurde, wenigstens nicht auf den Markt kam:

	Ausland.	Ireland.	Durchschnittsp.
	Q.	Q.	Sch.
1832	389,586	571.686	58/8
1833	82,346	844.201	52/11
1834	64,653	778.504	46/2
1835	28,417	661.776	39/4

**) Dieß widerspricht dem nicht, was wir früher in dem Aufsatz über den Arbeitslohn und die jetzige Lage der industriellen Klassen in England (s. Nr. 181 u. 182) gesagt haben. Nomi-

eine Unzahl armer Irländer nach dem nahen England herüberströmte, und weil sie viel schlechter lebten, auch um einen weit geringern Taglohn arbeiten konnten.

Das Herabdrücken des Arbeitslohnes und der Waarenpreise in England machte es der Regierung unmöglich, von dem nominell verminderten Einkommen der industriellen Klassen ferner dieselben ungeheuern Steuern zu erheben, wie früher, daher die seit 10 bis 12 Jahren erfolgte Verminderung der Steuern um 10 Millionen Pfund Sterling (120 Mill. Gulden). Diese Erleichterung mußte aber den übermäßig belasteten industriellen Klassen zu Gute kommen, nicht dem ohnehin privilegirten Grundeigenthümer, auf welchem nur sehr wenige direkte Abgaben lasten. So groß indeß diese Erleichterung ist, so ist sie doch mehr scheinbar als wirklich, denn bei dem fortdauernden Sinken aller Waarenpreise, oder mit andern Worten, bei dem fortdauernden Steigen des Geldwerths sind die noch übrigen Abgaben kaum minder schwierig aufzubringen, als vor 15 und 20 Jahren der ehemalige Gesammtbetrag. Irelands enge Verbindung mit England wirkt also auf letzteres entschieden nachtheilig, indem sie den Geldwerth steigert, die Waarenpreise herunterdrückt, und somit die Zahlung der immer noch ungeheuren Ausgaben Englands, namentlich der Zinsen der Schuld, immer mehr erschwert. Nur besonders glückliche Umstände, eine ungewöhnliche Ausdehnung und Lebhaftigkeit der Handels- und Manufakturthätigkeit machen in diesem Augenblick den Mißstand minder fühlbar, der bei irgend einem öffentlichen Unglück, bei einer auch nur momentanen Unterbrechung der Handels- und Fabrikthätigkeit durch Krieg oder andere Umstände schroff hervortreten wird.

Nicht besser ist Ireland selbst bei dieser Verbindung gefahren, wenn wir nämlich von der Masse des Volks, und nicht von einzelnen Ständen, namentlich den großen Grundbesitzern, sprechen. Diese letztern haben gewonnen, die Masse des Volks hat entschieden verloren, und somit ist die seit fünfzehn Jahren furchtbar ansteigende Gährung erklärlich. Vor der Vereinigung standen die Getreidepreise in Ireland niedrig, und somit konnte das Volk, auch bei geringem Taglohn, sich leidlich nähren. Zudem wurde bei weitem weniger Korn gebaut, weil es weniger Vortheil brachte. Leicht gab man also wenige Akres an einen armen Bauer hin, der die wenigen Pfunde Pachtzins durch Aufziehung von Vieh aufbrachte, und die Versplitterung des Bodens in eine Unzahl kleiner Parcellen ging um so rascher vor sich, als die Bauern, welche 40 Schilling Pacht bezahlten, das Wahlrecht für die Parlamentsstellen hatten, ein reicher Grundbesitzer also leicht Hunderte von Wählern zu seiner Verfügung haben konnte. Allein diese Zersplitterung des Bodens erzeugte zugleich eine zahlreiche Feldbaubevölkerung, und da die Konkurrenz mit dem industriereichen England keine Verwendung der im Ackerbau überflüssigen Hände in den Fabriken zuließ, so war eine zahlreiche bettelarme Helotenbevölkerung die natürliche Folge. Zwei Umstände erschwerten dieß Verhältniß noch. Mit der Emancipation der Katholiken wurde das Wahlrecht der Vierzigschillingwähler aufgehoben: die Grundbesitzer hatten also keinen politischen Grund mehr, ihre Güter an eine unmäßig große Anzahl kleiner Pächter zu vertheilen, und der fortdauernd steigende Absatz des Korns und aller andern Ackerbauerzeugnisse nach England machte es den Güterbesitzern vortheilhaft, sich mehr dem englischen Pachtsystem anzuschließen, und große Güter zu bilden, mit dem Hauptzweck, das gewonnene Korn auszuführen. Ein in den letzten Jahren des vorigen Jahrzehents erlassenes Gesetz über die Afterpachte in Ireland (subletting act) gewährte den Grundbesitzern unbeschränkte Freiheit, mit diesen kleinen Häuslern nach Gutdünken zu verfahren, und so wurden Hunderte und Tausende von Familien jährlich aus ihren Hütten und von ihren Paar Akres verjagt, um auf der Straße Hungers zu sterben oder vom Mitleid ihrer Nebenmenschen zu leben. Ein Glück noch, daß die kurzsichtige Habsucht mancher Grundbesitzer von vielen kleinen Pächtern mehr zu erpressen hofft, als von wenigen großen.

So steht in Ireland eine verhungernde, verzweifelte Ackerbaubevölkerung den reichen Gutsherren gegenüber; das ist die Folge der engern Verbindung des armen Irelands mit dem reichen England.

Hier haben wir nur die ökonomischen Verhältnisse hervorgehoben, und auf die politischen und moralischen gar keine Rücksicht genommen; diese aber sind geeignet, die üble Stimmung noch tausendfach zu verschärfen. Der arme, hungernde irische Bauer muß dem reichen fremden Lord eine unmäßige Rente bezahlen von einem Boden, den seine Vorfahren vielleicht als Eigenthum besaßen, das ihnen durch eine der zahllosen in Masse vorgenommenen und von dem Irländer in treuem Gedächtniß bewahrten Konfiskationen entrissen wurde: er muß an eine fremde, ihm feindliche Geistlichkeit einen Zehnten bezahlen, während sein eigener Geistlicher häufig in bitterer Armuth lebt; er muß sich von den größtentheils aus protestantischen Gutsbesitzern bestehenden Grafschaftsversammlungen und protestantischen Stadtkorporationen willkürlich zum Unterhalt protestantischer Kirchen besteuern lassen, während für seine Kirche nicht das Mindeste geschieht, als was er selbst von seiner Armuth freiwillig beisteuert; er sieht wie Hunderte von seinem Schweiße bereicherter protestantischer Rektoren und Dekane in prächtigen Karossen daher fahren, während sein eigener katholischer Erzbischof in Dublin nicht so viel Einkommen besitzt, um sich Wagen und Pferde zu halten. *) Wahrlich, dieß ist genug, und mehr als genug, um ein menschliches Herz mit Haß und Zorn zu erfüllen. Diese Stimmung wurde allmählich so allgemein und so laut, daß der englischen Regierung nur noch die Wahl blieb zwischen einem Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit und zwischen der Emancipation der Katholiken, d. h. der gleichen Befähigungen derselben zu allen Aemtern, somit auch zum Sitze im Parlament.

Aber die Emancipation war nur ein theoretisches Recht, nur die Grundlage zu dem künftigen Bau, nur das Mittel

nell ist der Arbeitslohn allerdings gefallen, der Sache nach aber, wenigstens für die industriellen Klassen eher gestiegen, weil sie für den jetzigen Lohn sich so viel und mehr Bedürfnisse erkaufen können, als früher für den höhern.

*) Eine reiche katholische Familie Dublins hält ihm Equipage, damit er nur standesgemäß auftreten kann.

zum Zweck. Von dem Tage ihrer Gewährung an haben die irischen Katholiken einen Sieg um den andern errungen, und sie sind mit jedem Tage an Macht und Bedeutung gestiegen, so daß sie es sind, welche über das Loos der Ministerien in England entscheiden, denn da in England selbst Whigs und Tories sich noch so ziemlich die Wage halten, so entscheidet der Phalanx der irischen Katholiken für die eine oder andere Partei. Diese irischen Redner haben nebst der Reformbill die Gestalt des Parlaments umgewandelt: die Reden sind seit jener Zeit größtentheils minder geschliffen, die Außenseite des Ganzen minder glatt, die Leidenschaften der Einzelnen und des Volks treten stärker hervor. Was läßt sich den großen Vorsprechern der irischen Katholiken, O'Connell und Shiel erwidern, wenn sie das vielhundertjährige, ihrem Volke angethanene Unrecht und den Jammer der hungernden Millionen schildern? Schon machen sie kaum mehr einen Hehl aus ihrem Ziel, die Katholiken Irlands völlig den Protestanten gleichzustellen, und alle Kircheneinkünfte, je nach der Bevölkerung, gleich unter alle Bewohner Irelands zu vertheilen. Aber diesem Ziel steht das klar ausgesprochene Gesetz des Staats entgegen; wenn also die Führer der katholischen Partei es dennoch erstreben, so kann nur die Ueberzeugung sie leiten, daß nur dieß, und nicht weniger, das aufgebrachte Ireland nach und nach beschwichtigen werde.

Ob eine solche Beschwichtigung möglich, diese Frage wollen wir weder bejahen, noch verneinen, und wollen bloß erwähnen, daß der gewaltsame Widerstand des irischen Landvolks in der Zehntensache schon mehr als zur Hälfte zum Ziele geführt, und daß ein längerer Kampf auch dahin führen muß, den Grundeigenthümern den Pachtzins zu verweigern. Man betrachtet gewöhnlich O'Connell als den Repräsentanten von ganz Ireland, als den, der dessen Rechte und Wünsche überhaupt vertritt, dieß ist jedoch nur noch in sehr uneigentlichem Maße der Fall. O'Connell mußte, sobald er auf den großen Schauplatz der englischen Staatspolitik trat, eine Menge Rücksichten nehmen, die der großen Masse in Ireland rein unverständlich sind: er lernte erst auf jenem Schauplatz, was und wie viel sich ohne Gewalt, auf dem Wege des Rechts, erreichen läßt, allein damit sagte er sich eben gewissermaßen von der Mehrzahl der Bewohner Irelands los, denn was kümmert sich diese Helotenmasse um die politischen Rücksichten, die ein Mann im Londoner Parlamente nehmen muß. Seine unermeßliche Popularität freilich hält ihn in dieser seltsamen Zwitterstellung aufrecht, aber wenn er vom Schauplatz abtreten sollte, dann ist niemand da, der ihn ersetzen könnte, und sein Tod wird das Signal zur Entfesselung noch viel ungebändigterer Leidenschaften seyn, als jetzt schon an dem morsch gewordenen Gebäude rütteln.

(Fortsetzung folgt.)

Statistisches über die Provinz Jakutsk.

(Fortsetzung.)

Die Provinzialhauptstadt Jakutsk, gegründet im Jahre 1632, liegt in einer von Bergen umschlossenen Ebene am Lena-Flusse, unter 62° 1' 50" N. B. und 147° 20' 45" O. L., 1260 deutsche Meilen von Petersburg und 590 Meilen von der Gouvernementsstadt Irkutsk entfernt. Die Stadt hat 300 Häuser, worunter nur zwei von Stein erbaute. Der Regierung gehört ein steinernes und sechs hölzerne Gebäude. —

Es befinden sich in der Stadt 2700 Einwohner, darunter 4 Mönche und 64 Weltgeistliche. Militär, nebst den Stadt-Kosaken, garnisoniren dort 550 Mann. Ferner hat die Stadt ein Krankenhaus für 35 Kranke mit zwei Aerzten; in vier Armenhäusern werden 10 männliche und 10 weibliche Arme verpflegt. — Der zur Stadt Jakutsk gehörige Kreis beträgt ungefähr 2850 Meilen, doch ist er noch nicht ganz ausgemessen. Die Einwohnerzahl des Kreises beläuft sich im Durchschnitt auf 50,600 männlichen und 50,000 weiblichen Geschlechts. Nach zehnjähriger Berechnung sterben jährlich 1105, dagegen werden 1904 geboren, worunter 58 uneheliche Kinder. Ehen werden jährlich 769 geschlossen. Flecken, deren jeder von 10 bis 50 Höfe enthält, gibt es 260, mit der Gesammtsumme von 17,426 Höfen.

In der Stadt Jakutsk beginnt im Monat Junius der Erdboden aufzuthauen; die Hitze, die nicht selten bis zu 28 Grad steigt, dauert den Julius bis zum August fort. In der Mitte des letzten Monats fangen schon scharfe Nachtfröste an, gegen das Ende desselben glänzt schon Schnee auf den Bergspitzen. In der Mitte des Septembers frieren die Flüße zu, und Ende Oktober findet man auf der Lena die schönste Winterbahn. Mitte November fangen die Fröste an, die nicht selten bis zu 35 und 43 Graden steigen und bis zum Januar fortdauern. Dann und im Februar wird die Kälte gelinder, im März und April friert es mäßig. Anfangs Mai wird es grün und in der Mitte dieses Monats sproßt das Laub der Bäume hervor. Dichte Nebel bedecken während der scharfen Fröste größtentheils bei Windstille das Land, und werden immer undurchdringlicher, je mehr die Kälte zunimmt. Zu dieser Zeit zeigen sich auch an den Küsten des Eismeeres häufige Nordlichte. — Das Klima in der Provinz ist dessen ungeachtet sehr gesund, epidemische Krankheiten sind unbekannt, und kräftige, frische Greise von 80 bis 90 Jahren nicht selten. —

Bemerkenswerth ist noch die große Menge Seen, die sich im Kreise Jakuts befinden, nämlich 2579, von denen 2575 zum Fischfange benutzt werden. — Man säet in dem Kreise Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Buchweizen, Kartoffeln und Hanf, und erntet das siebenfache Korn im Durchschnitt, was freilich nicht für die örtlichen Bedürfnisse ausreicht, weßhalb noch jährlich ungefähr für 78,000 Rubel eingeführt wird. Außerdem befinden sich im Kreise drei Kornmagazine mit einem Vorrathe von 2,100,000 Pfund Korn.

(Fortsetzung folgt.)

Indische Miscellen.

Nach der Madras Zeitung herrscht auf dem dortigen Bazar eine große Verwirrung wegen der neuen Münze, und die Regulirung ihres Werthes durch die Regierung soll die Sache nur verschlimmert haben.

Seit einiger Zeit scheint es sich die Regierung sehr angelegen seyn zu lassen, die Offiziere wieder mehr zu versöhnen: den Artillerieoffizieren z. B. ist schon allenthalben die ganze Feldzulage wieder zurückgegeben worden, und den Offizieren der drei Halbbattastationen Ghasipur, Dinapur und Hazaribag wurde sie gleichfalls verwilligt.

Zu Allahabad hat sich unter den angesehenen Eingebornen ein Klub gebildet, um seltene orientalische Werke drucken zu lassen. Dieß scheint das erste Beispiel einer wieder aufkeimenden allgemeinen Neigung für die Literatur des Landes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 209.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Julius 1836.

Corcyra.

(Von Viktor Lenz.)

Corfu, 10 April.

Das merkwürdigste homerische Eiland ist Cephalonia, das poetischste Ithaca, das schönste Corcyra. Unsere Argo, die Diana, begrüßte die englische Flagge des hohen Kastells am vorletzten Februarsonntag, nachdem sie vorher Paro und Antiparo, zwei liebliche Inseln, die zur Zeit die Vasallen des Königs Ulysses bewohnten, und auf denen der Lord Oberkommissär von Corfu jezt herrlichen Wein und die besten Oliven zieht, vorbeigesegelt und bis dicht an den türkischen Monte Morto hinaufgesteuert war. Dieser seltsame Name eines bekannten Kaps und Direktionspunktes für die Steuerleute kommt von seiner Gestalt, die einer Leiche gleicht, welche die Hände auf der Brust gekreuzt und die Fußspitzen und den Kopf in die Höhe gerichtet hat. Ihr Paradebett ist das Meer von Albanien-Epirus, ihr pittoresker Hintergrund die mythische Gegend der griechischen Unterwelt, welche von Gomeniza bis an die Gränze des jetzigen Königreichs Hellas, den See von Arta, reicht.

Nichts kann wohl malerischer, ansprechender, majestätischer seyn, wie das klassische Alpenland, der Pindus, der diesen Eilanden dicht gegenüber aus der dunkelblauen Fluth aufsteigt und tausendzackig in Buchten und Vorgebirgen flieht und wiederkehrt. Der Vorgrund ist mittäglich, tropisch fast; die Ferne gehört dem ernsten kälteren Norden, darin firnenartige schneebedeckte Felsenzacken noch im Maimonat, jedoch in nie gesehener Farbenpracht strahlen; die Küsten und Inseln zeugen Malvasier und Korinthen, Cochenille selbst und Zuckerrohr, man ergeht sich in ihren Oliven- und Orangenhainen, das hohe Innere starrt von Granit- und Kalkblöcken, auf denen nur Nadelholzbäume gedeihen und die Menschen wie ihre Ziegen und Schafe in Höhlen wohnen und Felle tragen.

Und doch besteht in diesen klimatischen Erscheinungen nur der bei weitem geringere Kontrast, wenn man ihnen gegenüber den politisch-geographischen Zustand ins Auge faßt. Wer da sehen will, wie Rohheit, Fanatismus und Bürgerkrieg ein Volk zu wilden Thieren und ein Land zu einer Wüste, wie dagegen Ordnung und Industrie in kurzer Zeit — England besitzt die jonischen Inseln erst seit 1811 — dasselbe Volk auf fast demselben Boden zu einer glücklichen Gesellschaft und das ihr untergebene Gebiet zu einem blühenden Paradiese umschaffen, der komme hieher, lande im wilden Hafen von Sayada, wo türkische Fischer handthieren, und segle hinüber in Corfu's von Pharen umgebenen Meerbusen. Alle Menschen auf der glücklichen Insel sind reiche Leute, diejenigen sogar nicht ausgenommen, die nichts haben; denn für ihre gesunden Hände bezahlt ihnen Kaufmann, Schiffer und Landwirth täglich einen halben Piaster, und für den zehnten Theil von einem Piaster können sie mehr Wein, köstliche Südfrüchte und Reiß, Mais und Fleisch bezahlen als sie bedürfen.

Es scheint eben nicht, als ob die Engländer gesonnen wären, die jonischen stati uniti wieder an Griechenland abzutreten; denn das Erste, das sich meinen Blicken im Hafen darbot, war ein weit ausgedehntes, ganz im Entstehen begriffenes Inselfort, welches mit seinen Kanonen einerseits die Stadt und andererseits den Hafen und Golf beherrscht, und aus welchem heraus vorgeblich ein unterirdischer Tunnel in das gegenüberliegende Felsenkastell angelegt werden soll. Als die Venetianer hier waren, hatten sie einen ähnlichen Plan, begnügten sich aber damals mit der Anlage und Instandhaltung der jetzt verfallenen Befestigungswerke vor und in der Stadt, die, wie die Sage geht, zum Theil noch Griechen der ältesten Zeit begründeten und auf die Kreuzfahrer vererbten. Ich komme im Verfolg dieser Briefe auf die Ruinen zurück, die nicht ohne Interesse sind.

Unsere Landung hatte einige Schwierigkeit; denn obgleich wir bereits früh Morgens die am Südende der Insel gelegene und mit einem Leuchtschiff bezeichnete Sandbank umsteuert und die Höhe der Stadt erreicht hatten, verhielt uns doch der heimtückische türkische Wind acht Stunden lang, welcher Zeitverlust die Ursache war, daß wir am Tage der Ankunft, die freundlichen Häuser im Gesichte, unsere Kajüte nicht verlassen durften. Vergebens steckte der Kapitän seine englische Flagge auf, und schikte ein Parlamentierboot aus, die originell kostümirten Hafenwachten und griechisch-englischen Konstables erwiderten in drei Sprachen: Die Sanität und die Polizei hätten bereits Feierabend gemacht.

Ich war in Verzweiflung, und ich glaube, ich würde aus Verzweiflung am ersten seekrank geworden seyn, wenn das Panorama, das sich rings um unsere Brick gelagert, und vielleicht ein Schöneres, wenigstens ein Mannichfaltigeres wie das im Busen von Neapel war, nicht wunderbar das Leid in Lust verwandelt und mich kategorisch aufgefordert hätte, pittoreske und topographische Skizzen in mein Portefeuille zu zeichnen.

Erfahren Sie demnach, daß das holde Corcyra eine beiläufig 20 Stunden lange, oben (nördlich) breite und unten schmale, spitzzulaufende, gebirgige Insel voll Buchten, Häfen und Vorgebirge ist, daß darauf außer Corfu vier handeltreibende Städtchen liegen, und daß dieses Corfu selbst auf einer Art dreiendiger, felsiger und ebener Landzunge auf eine Weise gebaut wurde, daß die Häuser und Gärten, Vorstädte und Festungswerke drei Häfen, nämlich nördlich, östlich und südlich einschließen. Der südliche scheint der älteste, natürlichste gewesen zu seyn; er ist umgeben von blühenden lachenden Weinbergen und Oelwäldern, und von der paradiesischen Landzunge, die Meer abwärts am Fuße der hohen Felsburg, einst wohl die Akropolis, anfängt, und noch mehrere Ruinen des Alterthums, Mauern, Mosaiken und Grotten enthält; der östliche ist modern und steht mit dem Arsenal und Gouvernementspalaste, der die südliche Stadtgränze bildet, in Verbindung, und der nördliche ist ein Golf, größer noch und schöner als der syrakusische Hafen, weil er anstatt von kahlen Klippen und sonnverbrannten Ebenen und der stinkenden Lirala außer der terrassenförmig liegenden und von zwei Kastellhäfen geschmückten Stadt von der weiter hinein gebauten Vorstadt und einer ganzen Campagna von Olivenwäldern und blauen, grün und violettfarbenen Hügeln und endlich noch von dem majestätisch gen Norden aufgethürmten Berg Salvador eingeschlossen ist, der dem türkischen Hafen und Städtchen Butrinto gegenüber liegt.

Butrinto und San Salvador sind kaum tausend Schritte weit von einander entfernt und scheinen nur den Beweis zu liefern, daß sie einst mit einander wie so viele ähnliche Punkte im Mittelmeer verbunden waren.

Rechnen Sie zu den eben erwähnten, an sich allein schon des Landschaftsmalers würdigen Punkten noch die Inseln des Golfs oder großen Hafens, auf denen das Marinelazareth und das bereits berührte neue Kastell liegen (letzteres am Eingange), in der östlichen See, dem eigentlichen Kanal von Corfu, das große und schöne und wunderseltsam abgestufte Paschalik Janina (Thesprotia) mit seinen Felsen, Buchten, Grotten und schimmernden Hafenstädtchen, hinter denen die siebentausend Fuß hohen Alpen des Pindus aufsteigen; dann das bunte Gewirr im Hafen, die schwimmenden Vögel vor demselben, die fliegenden Fahnen auf den Sternwarte ähnlichen Observationsthürmen, und endlich die Menschen alle der heterogensten Völker, die Kostüme der Griechen, Deutschen, Britten und Italiener; so werden Sie mein Blatt schon eines Rahmens werth achten.

Unsere Equipage wurde zugleich mit einer türkischen, die von Konstantinopel kam, ins health office transportirt, und daselbst innerhalb eines verzäunten Vierecks bis zur Recognoscirung des Schiffspasses beobachtet. Sobald diese Ceremonie vorüber, trieb man uns, einer Heerde Vieh gleich, eskortirt von Sbirren und Soldaten zum Lazarethdoktor, der uns gesund deklarirte, und zur hohen Polizei, welche unsre Pässe behielt, und Behufs der spätern kostspieligen Auslösung allerhuldvollst visirte.

Ich kehrte in der Bella Venetia unweit der Promenade ein, und ließ mir darin von einem Kellner den ersten griechischen Speisezettel geben, welches mir, da ich in jenem Augenblicke von Malta kam und noch kein hellenisches Gebiet betreten hatte, eine kindische Freude machte. Die Bella Venetia ist aber so schmutzig und hungrig, daß ich sie nicht einmal deutschen Handwerksburschen, ohne zu erröthen, empfehlen möchte.

Die neuen Parlamentshäuser in London.

(Fortsetzung.)

Wenn wir erwägen, daß der Adel in England durch die Abnahme seines Vermögens, und durch die steigende Schwierigkeit der Versorgung, seiner nachgebornen Söhne in seinem Lebensprinzip bedroht ist, sein Nebenzweig in Ireland dagegen in seiner Existenz unmittelbar angegriffen wird, und alle Wahrscheinlichkeitsgründe gegen seine siegreiche Behauptung sprechen, dann muß man gestehen, daß das Fundament der englischen Gesellschafts- und Staatsverfassung wankt und den Einsturz droht. Fügen wir hinzu, daß in der industriellen Bevölkerung Englands die heftigsten demokratischen Ideen in Umlauf sind, daß die Fragen über allgemeines und geheimes Stimmrecht mit jedem Jahre selbst im Parlament neue, vielleicht unfreiwillige Anhänger gewinnen, daß die stolze Episcopalkirche einerseits von der nivellirenden Idee einer schrankenlosen Glaubensfreiheit nach nordamerikanischen Prinzipien, andererseits von dem Haß der protestantischen Sekten und den Vertheidigern der unterdrückten Katholiken offen und geheim bekämpft wird; erwägen wir endlich, welche ungeheure Veränderungen nur im Laufe der zehn letzten Jahre vorgegangen sind, dann muß man erkennen, daß der alte Bau, dessen Formen nur noch, dessen Wesen aber nicht mehr besteht, bei dem nächsten Stoße fallen muß. Wie viel er in seinem Sturze mit sich reißt, muß die Zeit lehren.

Aber mitten unter dem täglich erbitterteren Kampf der Parteien ist für jetzt noch Englands Reichthum immer im Wachsen, wenn auch aufgeführt auf wankendem Grunde, und die Bauten, welche emporsteigen, worunter wir namentlich als besonderes Merkzeichen die Clubhäuser rechnen, tragen den Stempel einer wahrhaft aristokratischen Pracht und Großartigkeit. Denselben Eindruck macht der Entwurf zu dem neu zu erbauenden Parlamentsgebäude. Man sieht, es ist ein bedürfnißreiches Geschlecht, für das ein solcher Bau aufgeführt wird. Um einen richtigen Begriff hievon zu geben, führen wir die Liste der verschiedenen Abtheilungen des Gebäudes auf, nach den Zahlen, womit die einzelnen Theile des Grundplans bezeichnet sind.

1) Das Haus der Lords.

2) Eingang für die weltlichen Pairs von der Seite des alten Palasthofs.

3) Treppe vom Eingang Nro. 2 zum ersten Stock.

4) Eingang für die Pairs von der Seite der Flußterrasse.

5) Treppe von diesem Eingang zum ersten Stock.

6) Vorgemach zum Haus der Lords von der Seite des Pairseingangs, und Treppe Nro. 2 und 3.

7) Privatgänge für die Pairs, welche mit dem Haus in Verbindung stehen.

8) Andere Privatgänge.

9) Oeffentliche Gänge.

10) Oeffentliches Vorgemach und Treppen zu den Galerien des Hauses der Lords.

11) Thurm, in dessen unterm Theil der Staatseingang für den König; die obern Stockwerke sind für die Archive bestimmt.

12) Des Königs Eingangshalle oder Vorgemach.

13) Des Königs Treppe vom Eingang bis zum ersten Stock.

14) Des Königs Galerie.

15) Des Königs Ankleidezimmer mit Eingängen zu dem Haus der Lords, zu beiden Seiten des Throns.

16) Thor zu dem Hof, in welchem der Eingang für die Bischöfe.

17) Ankleidezimmer der Bischöfe.

18) Bibliothek der Lords.

19) Erfrischungszimmer für die Pairs.

20) Committee-Zimmer der Lords.

20 a) Zimmer für gewählte Committees der Lords.

21) Konferenzzimmer.

22) Ankleidezimmer der Pairs.

23) Ankleide- und andere Zimmer für die Staatsbeamten.

24) Zimmer für die Beamten des Hauses der Lords, für die Richter, für Berathung, Zeugen u. a. Personen, welche zum Hause gehören.

25) Wohnung des Bibliothekars.

26) Wohnung für den Träger des schwarzen Stabes.

27) Wohnung des Hausverwalters.

28) Das Unterhaus.

29) Privateingang für die Gemeinen von der Seite des neuen Palasthofs.

30) Treppe vom Privateingang zum ersten Stock und dem innern öffentlichen Vorgemach oben an der Treppe.

31) Eingang für die Gemeinen von der Seite der Flußterrasse.

32) Inneres öffentliches Vorgemach des Unterhauses und Treppen, welche zu den Galerien führen.

34) Galerie zur Abstimmung für die Gemeinen.

35) Aeußeres Vorgemach der Gemeinen.

36) Zimmer zu Aufbewahrung der Dokumente.

37) Bibliothek der Gemeinen.

38) Zimmer für die Boten der Gemeinen.

39) Zimmer für den Bibliothekar der Gemeinen.

40) Erfrischungszimmer der Gemeinen.

41) Privatgänge für die Gemeinen.

42) Zimmer für den Ober-Clerk des Hauses der Gemeinen.

43) Zimmer des Sprechers.

44) Verschiedene Amtslokale für die Geschäfte des Hauses der Gemeinen.

45) Oeffentliche Gänge von dem öffentlichen Centralsaale nach den Zimmern für Committees, welche ohne Opposition gewählt wurden.

46) Zimmer für diese Committees.

47) Gang und Wartzimmer für Zeugen u. s. w. während der Sitzung des Hauses.

48) Wohnung des Sprechers.

49) Wohnung für den Serjeant-at-Arms.

49 a) Der Glockenthurm.

50) Wohnung des Hausverwalters.

51) Westminster Hall. Großer öffentlicher Eingang oder Vorhalle zu beiden Parlamentshäusern und den Gerichtshöfen.

52) St. Stephan's Portal; der öffentliche Eingang zu den Parlamentshäusern durch Westminsterhall.

53) Zugänge zu St. Stephans Portal, von der Seite des alten Palasthofs und Parlaments-Square.

54) St. Stephans-Hall (das alte Haus der Gemeinen). Die innere Vorhalle zu den Parlamentshäusern.

55) Oeffentliche Treppe von St. Stephans-Hall nach den Amtslokalen des Hauses der Lords.

56) Die öffentliche Centralhalle.

57) Die äußere öffentliche Vorhalle des Hauses der Lords.

58) Die äußere öffentliche Vorhalle des Hauses der Gemeinen.

59) Oeffentliche Treppe zu den Committee-Zimmern der Gemeinen im ersten Stock.

60) Neue Fronte zu den Gerichtshöfen.

61) Die Gerichtshöfe.

Im Erdgeschoß oder in dem Stockwerk unter der Hauptetage, welche dem gewöhnlichen Erdgeschoß anderer Häuser entspricht, befinden sich, außer den in dem vorstehenden Verzeichniß angegebenen Eingängen, feuerfeste Zimmer für die Archive beider Parlamentshäuser, Magazine und Anstalten zur Heizung und Lüftung der Gemächer des Gebäudes, das Departement des Lords Oberkammerherrn u. s. w., und die Küchen und Kellerräume für die im Hause wohnenden Beamten.

Im ersten Stock nach dem Flusse zu befinden sich die Committee-Zimmer der Gemeinen, ein großer Wartsaal für Zeugen u. s. w., am obern Ende der großen Treppen und Gemächer der verschiedenen amtlichen Wohnungen. In der Mitte erheben sich die Häuser selbst nebst der öffentlichen Centralhalle und in den andern Fronten des Gebäudes befinden sich verschiedene mit einem oder dem andern Hause in Verbindung stehende Amtslokale. Im mittlern Theil der Flußfronte erhebt sich ein anderes höheres Stockwerk, in welchem sich einige weitere Committee-Zimmer für die Gemeinen befinden.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise auf dem Rio Negro.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 27sten Junius wurden Auszüge vorgelesen aus dem „Tagebuch einer Reise, welche von Don Basilio Villariño auf Befehl des Vicekönigs von Buenos-Ayres unternommen wurde, um den Rio Negro von seiner Mündung an der Ostküste Südamerika's bis zu seinen in der Cordillera von Chile vermutheten Quellen zu untersuchen." Die Auszüge sind aus dem ursprünglichen spanischen Manuskript entnommen. Der besondere Werth dieses leztern besteht darin, daß es das einzige authentische Dokument ist, welches positive Data mittheilt über den Lauf eines Flusses, der einen der bedeutendsten Züge in der Geographie der weiten Länder von Patagonien und der Laplataprovinzen bildet, zwischen welchen beiden er die Gränzlinie bildet. Die Erwartung der spanischen Regierung war, durch einige Nebenflüsse des Rio Negro eine Wasserkommunikation nicht nur mit Chile, sondern mit Mendoza und den angränzenden Provinzen ins Werk zu setzen. In dieser Absicht fuhr Villariño mit vier Booten und 60 Mann von Carmen an der Mündung des Rio Negro im Oktober des Jahres 1782 ab. Nach drei Monaten einer mühseligen Schifffahrt gegen die Strömung des Flusses, und fortwährend geneckt durch die Indianer, gelang es Villariño den Strom 500 (englische) Meilen aufwärts zu erforschen, und die wichtige Thatsache zu erweisen, daß es möglich sey, den Hauptstrom des Rio Negro von seiner Mündung im südatlantischen Ocean bis an den Fuß der Anden von Chile, nämlich bis auf 60 (englische) Meilen von Valdivia am Ufer des stillen Meeres zu befahren. — Fünfzig Jahre sind seitdem verflossen, die Herrschaft über den ungeheuren Kontinent ist Spanien auf immer entrissen, und noch wissen wir über den Rio Negro nicht mehr, als sich aus der einfachen Erzählung des Jesuitenmissionärs Th. Falkner und dem getreuen Tagebuch des unermüdlichen Steuermannes Villariño entnehmen läßt.

Statistisches über die Provinz Jakutsk.

(Fortsetzung.)

In den entlegenen Kommissariaten der Provinz Jakutsk fehlt es an sichern Nahrungsmitteln, weßhalb die Bewohner oft großen Mangel leiden, besonders wenn die Jagd auf wilde Rennthiere und der Fischfang keine hinreichende Ausbeute geben. Um also der Hungersnoth vorzubeugen, hat eben die Regierung seit dem Jahre 1806 in folgenden Orten Kornvorrathshäuser angelegt, nämlich in der Stadt Jakutsk, im Udschen Ostrog, in den Kommissariaten Werchnewiliuisk, Olekminsk, Saschiwersk und Mittel-Kolümsk, dann in den kleinen Städten und Flecken Shigansk, Borcnuk, Oshogin, Werchojansk, Eschtiach, Bulup, in den Flecken Tschernolesk, Albansk, Alach-Tan, und an zwei Stellen zwischen den Ansiedlungen der russischen Bauern. — Von Jakutsk aus wird das Mehl nach allen diesen Orten gebracht und den Einwohnern zu dem Regierungspreise verkauft; bei eintretender Noth und wenn die Einwohner vom Gelde entblößt sind, gibt ihnen die Krone Mehl auf Schuld, für welche die Gemeinde haftet.

Die Provinz hat große aus Fichten, Birken und Lerchenbäumen bestehende Waldungen, die, je mehr sie sich nach dem Eismeere hinziehen, immer niedriger werden, und ungefähr 30 Meilen vom Meere ganz verschwinden. In geringer Anzahl findet man in den Wäldern auch Pappeln, Weiden u. dgl. m.

Von den 226,550 Stück Vieh im Kreise Jakutsk — worunter 101,651 Pferde, 898 Schafe und 164 Schweine — werden jährlich 16,258 Stück geschlachtet. Der Gewinn von der Viehzucht beträgt ungefähr 150,000 Rubel. Hornvieh wird in der Provinz weder aus- noch eingeführt. — Die Tungusen, auch ein Theil der Russen und Jakuten, besitzen gegen 5000 zum Anspannen brauchbare Rennthiere.

Obstgärten finden sich in der Provinz nicht vor, doch im jakutskischen Kreise ungefähr 500 Gemüsegärten, jeder von zwei bis zehn Beeten. Man sammelt in der Provinz viele Arten von Beeren, nämlich: Heidelbeeren, Moosbeeren, Schellbeeren, Zwergkirschen, auch wohl wilde Johannisbeeren. Schwämme wachsen in den Wäldern in großer Menge, werden aber von den Bewohnern nicht gegessen. — Branntweinbrennereien gibt es in der Provinz nicht, jedoch werden im Kreise jährlich ungefähr 14,000 Eimer für 155,000 Rubel verkauft, und zwar aus zwei Branntweinmagazinen und neun Trinkhäusern. Weinkeller, Buden, wo Porter verkauft wird, Wirthshäuser und Garküchen, wie in andern Provinzen, gibt es hier nicht. Die Plätze, wo der Fischfang betrieben werden soll, sind nicht bestimmt, denn jeder kann fangen, wo er will. Die Flüsse liefern Lachsforellen, Sterläde, Quappen, Flußlachse, Barsche, Hechte, eine Art Forellen und andere kleine Fische; die Seen: Karauschen, Gründlinge u. m. dgl. — Man fängt jährlich gegen 468,000 Pfund Fische, und verzehrt sie auch. —

In den entlegenen Kommissariaten Saschiwersk und Mittel-Kolümsk ist der Fischfang der Hauptnahrungszweig der Bewohner, die sich ihren Wintervorrath sammeln, indem sie die Fische theils räuchern, theils an der Sonne oder in der Luft trocknen, oder gefrieren lassen, auch einsalzen. Nicht bloß die Menschen nähren sich von Fischen, sondern auch die Hunde, und wenn es an Heu mangelt, auch Pferde und Kühe. —

Der Ertrag der Jagd beläuft sich jährlich auf 56,000 Rubel; man fängt ungefähr jedes Jahr 3000 Zobel, dann 300 dunkelbraune und 2000 rothe Füchse; ferner 100,000 Eichhörnchen, 60 Ottern und eben so viel Luchse; außerdem Polarfüchse, Hermeline, Hasen, Wölfe, Bären, Elennthiere, Ziegen, wilde Schafe u. s. w. Im Julius findet in der Stadt Jakutsk ein großer Jahrmarkt statt, wo sämmtliche Felle der oben genannten Thiere an die aus verschiedenen Gouvernements sich in Menge einfindenden Kaufleute verkauft werden. Man fängt die Thiere in Verhacken und Fallen, oder auch indem man sie mit Flinten oder Pfeilen erlegt.

Wenn sich recht viele Feldmäuse — die sich von den gewöhnlichen Mäusen durch kürzere Schwänze und krauses, welliges Haar unterscheiden — zeigen, so deutet dieß auf eine reiche Jagd von Polarfüchsen, gewöhnlichen Füchsen und anderem Wild.

Die Jagd auf die wilden Rennthiere wird auf die Art betrieben, daß man sie mit Lanzen tödtet, wenn sie die großen Flüsse durchschwimmen. Dieß geschieht zweimal im Jahre, nämlich zuerst im Frühlinge, wenn die Wälder sich belauben, und in ihrem Schutze giftige Fliegen und Mücken, die Plage der Rennthiere, sich einfinden; dann aber im Herbst mit dem Eintritt der Morgenfröste.

(Fortsetzung folgt.)

Die Damen in Pennsylvanien haben an den Kongreß eine 160 Fuß lange und mit 5000 Unterschriften bedeckte Petition gegen die Vermehrung des Wein- und Branntweinverkaufes ergehen lassen. Eine Antitabakgesellschaft hat sich zu New-York unter der Präsidentschaft des Dr. Boyez gebildet: nur die Frauen haben dabei das Recht zu sprechen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 210.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Julius 1836.

Die Bevölkerung von Sierra Leone.

Die Einwohner müssen in zwei große Klassen getheilt werden, nämlich in freiwillige und unfreiwillige, und die erstern zerfallen wieder in Schwarze und Weiße. Die Schwarzen überwiegen natürlich, und können mit Ausnahme der Kru's als dauernde Bewohner angesehen werden, denn die europäische Bevölkerung führt ein Wanderleben. Unter den freien Schwarzen muß man vier verschiedene Klassen unterscheiden, die Ansiedler, die Marons, die Fulahs und Mandingoes.

Die eigentlich sogenannten Ansiedler haben ein seltsames Schicksal gehabt; sie waren ursprünglich vor dem Unabhängigkeitskriege freie Schwarze in den südlichen Theilen Nordamerika's, und bauten ihr eigenes Feld. Da sie während des Unabhängigkeitskampfes England treu blieben, so verloren sie nach dessen Ende durch willkürliche Maßregeln ihr gesammtes Vermögen, und die englische Regierung wies ihnen zur Entschädigung Ländereien in Neuschottland an; aber sie konnten das Klima nicht ertragen, und ihre in Virginien und Carolina errungene Erfahrung im Ackerbau half ihnen unter dem Himmel Neuschottlands nichts. Eine Handelskompagnie, welche unter den Auspizien von Granville, Sharpe, Wilberforce u. s. w. einen Strich Landes an der Küste von Sierra Leone theils zum Behuf des Handels, theils zur Civilisirung der Negerrace an sich gebracht hatte, schlug den neuschottländischen Negern vor, sie nach dem Lande ihrer Vorväter zu bringen, und versprach jedem Manne 20, seiner Frau 10 und für jedes Kind 5 Akres Land! Gelockt durch diese Anerbietungen schifften sich über 1100 Personen unter der Leitung eines Hrn. Clarkson ein, welcher von Seite der Kompagnie ihnen den Vorschlag gemacht und die Erfüllung der Versprechungen gewährleistet hatte.

Die Hoffnungen der Kompagnie stiegen, da die meisten dieser Ansiedler rechtliche Leute waren, und Kenntnisse des Ackerbaus mitbrachten; viele derselben hatten einige Erziehung erhalten, sie hatten früher Baumwolle, Kaffee und Tabak angebaut, und der Boden von Sierra Leone war reich und fruchtbar. Die gehegten Hoffnungen sollten indeß nicht in Erfüllung gehen.

Als die ersten Ansiedler im J. 1792 von Neuschottland ankamen, war es gerade Regenzeit: nichts war zu ihrer Aufnahme vorbereitet, der Boden war nicht einmal gelichtet, Alles war undurchdringliches Gebüsche. Sogar an Lebensmitteln fehlte es, und so wurden viele von bösartigen Fiebern hinweggerafft; die Ueberlebenden hielt nur die freundliche Behandlung des Hrn. Clarkson und das unbedingte Vertrauen, das er sich erworben hatte, aufrecht. Bald fanden sie sich auch hinsichtlich der Ausdehnung des ihnen versprochenen Landes getäuscht: statt 30 bis 40 Akres, die einem verheiratheten Mann versprochen waren, erhielten sie nur sieben, und diese mußten erst umgebrochen werden. Erbittert hierüber gingen viele zu den benachbarten Stämmen, die andern halfen sich mühsam fort, und als sie endlich durch große Anstrengungen den Boden einigermaßen fruchtbar gemacht hatten, beging man einen neuen Treubruch gegen sie, und verlangte mit einem Mal einen Pachtschilling von ihnen, obwohl sie den Boden zu freiem Eigenthum erhalten hatten. Die Ansiedler, welche damals eine wohlgeordnete Gemeinde bildeten, versammelten sich, um zu berathen, was zu thun sey. Nun schickte man Soldaten gegen sie und ließ sie aus einander jagen; dieß vermehrte die Erbitterung und die Mehrzahl der jungen Männer verließ die Kolonie gänzlich.

Um diesen Zeitpunkt trafen die Maronneger in Sierra Leone ein. Gerade hatten diese einen langen blutigen Krieg in den Gebirgen Jamaika's gegen die englischen Truppen bestanden, und kaum waren sie gelandet, so vertraute man ihnen Waffen an, um die Ansiedler zum Gehorsam zu bringen. Diesen Auftrag vollzogen sie eifrig, die Ansiedler mußten weichen, die alten Leute kehrten nach Freetown, — so hieß die angelegte Stadt, — zurück, und die meisten gaben das ihnen verwilligte Land gänzlich auf. Sie waren völlig entmuthigt; wenige junge Leute waren in der Kolonie geblieben, und selbst diese beschäftigten sich nicht mehr mit dem Ackerbau. So bedeckte sich das Land schnell wieder mit wildem Gebüsch, denn die ältern Leute verloren allmählich ihre körperliche Kraft, und sie hatten keine Söhne mehr, um ihnen bei ihren Arbeiten zu helfen. Die Wenigen, welche noch ihr Land bauten und sich darauf zu behaupten suchten, sahen sich der Früchte ihrer Arbeiten beraubt durch die Diebereien der befreiten Sklaven, die allmählich in großer

Anzahl neben den Ansiedlern sich niederließen, und sich kein Gewissen daraus machten, die Ländereien der Ansiedler zu plündern. Diese letzteren waren dem Gouverneur durch ihren Widerstand verdächtig geworden, und wenn sie sich über die Beraubung ihrer Felder beschwerten, so ertheilte man ihnen den kalten Rath, sie möchten künftig besser über ihre Felder wachen.

Die Zahl der Ansiedler nimmt schnell ab, und es sind fast nur noch die alten Leute und ihre Enkelinnen übrig. Im J. 1792 brachte Clarkson 1130 Menschen aus Neuschottland herüber, im J. 1826 war die Hälfte davon verschwunden, und im J. 1834 lebten nur noch 300 mit Einschluß derer, die in den 42 Jahren geboren worden waren. Die Gründe dieser furchtbaren Abnahme werden verschieden angegeben, namentlich aber bezeichnet man die Entfernung der jungen Männer in Folge des Streits mit der Regierung und „die Sucht derer, die noch in Freetown wohnen, den weißen Mann nachzuahmen, der sich nie verheirathet." Stolz war indeß ihr schlimmster Feind: im Angedenken dessen, was sie einst waren, schauten sie hochmüthig herab auf die Maronneger und befreiten Sklaven. Jetzt müssen sie mit diesen, die sie als ihnen untergeordnet ansehen, arbeiten und sich mit ihnen verbinden: das wollen sie meistens nicht. Auch stehen sie in vieler Hinsicht im Nachtheil; sie sind an anständige Kleidung und eine Menge Lebensbequemlichkeiten gewöhnt, wie Fleisch, Brod, Thee, Kaffee, und können sich nicht mit einer Belohnung begnügen, die einem befreiten Sklaven reichlich scheint. Dieser braucht nichts als etwas Reiß, Palmöl, ein wenig Cassada, oder eine Paar Pisangs und Kokosnüsse, und seinen Hochzeitstag abgerechnet kauft er keine Kleidung als eine Negerschürze oder ein Paar Beinkleider. Selbst wenn die befreiten Sklaven ein Vermögen erwerben, daß sie jährlich 100 Pfd. St. Einkommen besitzen, ändern sie ihre vorhergehende Lebensweise nicht, und leben oft von 2 Pence des Tags.

Traurig ist der Verfall der einst achtungswerthen Gemeinde der Ansiedler, die sich namentlich bei dem Einfalle der Timmanis der englischen Regierung so treu ergeben zeigten. Sie hatten bis auf sechs (engl.) Meilen von der Stadt das Land angebaut, und gewannen einen Kaffee, der den von Mocha an Aroma übertraf. Zucker, Zimmt, Gewürze, Pfeffer wurden gewonnen, jetzt aber ist jede Spur eines systematischen Anbaus unter dem üppigen Emporschießen der Waldbäume verschwunden, und Schlangen, Leoparden und Affen hausen wieder, wo eine fleißige Hand dem üppigen Boden die reichste Ernte abgewonnen hatte. Nichts verräth jetzt mehr die Hand des Menschen als ein Paar Akres um die Hütten der befreiten Sklaven umher, und einige englische Gartenanlagen außerhalb der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuen Parlamentshäuser in London.

(Schluß.)

Zum Schlusse theilen wir die Ansicht des Architekten über die Anwendung der einzelnen Theile mit dessen eigenen Worten mit.

„Der Architekt hat für zweckmäßig erachtet, beide Parlamentshäuser, die Gerichtshöfe und Westminster Hall in einem einzigen Gebäude zu vereinigen, das innere Bequemlichkeit und Oekonomie mit äußerer Großartigkeit vereine. Sein Hauptaugenmerk war, den bei Kirchen, Kollegien, Schlössern und Privatgebäuden gewöhnlichen Styl zu vermeiden, und denjenigen zu wählen, den er dem besondern Zweck des Gebäudes am angemessensten erachtete.

„Die Frontlinie gegen den Fluß ist deßhalb gewählt worden, weil man 1) da die größtmögliche Erhebung erreichen, 2) die Fronte beider Gebäude so nahe als möglich in rechte Winkel mit der Westminster-Brücke bringen und endlich 3) die am angenehmsten ins Auge fallende Fortsetzung der in Vorschlag gebrachten Eindämmung ober- und unterhalb der Brücke, und zwar so vornehmen kann, wie sie für die Schifffahrt des Flusses am zweckmäßigsten ist.

„Die Flußfronte und Terrasse stoßen an die Themse, und zwar, des bessern Effekts wegen, und dann auch, um die beiden Palasthöfe zu erweitern, in welche die Eingänge zu den beiden Häusern kommen. Durch diese Anordnung wird die erforderliche räumliche Bequemlichkeit erlangt, ohne den Grund östlich von Abingdon Street beiziehen zu dürfen.

„Die Höhe gegen den Fluß zu soll so weit ausgedehnt werden, als mit der innern Bequemlichkeit verträglich ist, damit das Gebäude, von der Brücke aus betrachtet, einen imposanten Anblick gewähre, und die gegenwärtige Ansicht der Halle und der anstoßenden Gebäude, die von diesem hohen Punkt aus betrachtet sehr widerlich niedrig aussahen, zu versperren. Ferner soll das Gebäude sich quer durch das östliche Ende des neuen Palasthofes ausdehnen, um mit der nördlichen Fronte der Halle und andern Gebäuden ein Viereck zu bilden, das von dem Luftzug vom Flusse nicht belästigt wird.

„Die Höhe gegen die beiden Palasthöfe ist so hoch als möglich angenommen, ohne dadurch der Halle Eintrag zu thun, die der Meinung des Architekten zufolge, als ein Hauptzug des Planes betrachtet werden sollte.

„Die Terrasse soll zum ausschließlichen Gebrauch des Sprechers und der Mitglieder beider Häuser dienen, um sich hier zu ergehen und frische Luft zu schöpfen, und um zu Wasser gehen und kommen zu können.

„Die Zugänge für den König, die Mitglieder beider Häuser, das Publikum, die Clerks und andere Beamte sind so geordnet, daß sie ganz unabhängig von einander sind, aber doch, entweder theilweis oder ganz in Verbindung gesetzt werden können.

„Der Königsthurm bildet einen Hauptzug des Bauplans und soll sich mit der Abtei gruppiren, um den Parlamentsgebäuden, wenn sie mit jenem ungeheuren Bauwerk verglichen werden, das gehörige Ansehen zu verleihen. Die obern Stockwerke dieses Thurms werden die sichersten und bequemsten Archive zu Aufbewahrung werthvoller Akten bieten, und in den untern Theil soll der Staatseingang des Königs angebracht werden, den der Architekt großartig und überhaupt so auszustatten gedenkt, daß er die beste Wirkung hervorbringt. In dieser Absicht wird vorgeschlagen, daß bei den Gelegenheiten,

wo der König das Haus besucht, der königliche und andere Staatswagen in den Thurm fahren, um den Pfeiler linker Hand innerhalb biegen, am Fuß der königlichen Treppe Halt machen, und dann durch das Thor an der südlichen Seite abfahren.

„Das erste oder Hauptstockwerk ist durchaus auf gleicher Höhe mit der alten Flur der St. Stephanskapelle. Beide Häuser sind so nahe als möglich in den Mittelpunkt des Gebäudes gerückt, weil dieß für die bequemste Lage für ihre beiderseitige Verbindung, für passende Anlage der verschiedenen Ein- und Zugänge, für Entfernung von Geräusch und Störung, für die zweckmäßigste, den Bedürfnissen jedes Hauses angemessene Gestaltung und Größe, für die bequemste Heizung, Beleuchtung und Lüftung, und endlich für die beste Lage gehalten wurde, um jede wünschenswerthe Veränderung anbringen zu können, ohne deßhalb den ganzen Bauplan stören zu dürfen.

„Um den beiden Häusern alle nur mögliche Bequemlichkeit zur Heizung, Beleuchtung und Lüftung zu verschaffen, werden sie hoch über die umgebenden Gebäude empor geführt, und weder über noch unter sich Gemächer haben; jene zu den angegebenen Zwecken dienenden ausgenommen.

„Es ist das Augenmerk des Architekten gewesen, die Größe beider Häuser, jedoch mit steter Rücksicht auf die erforderliche Bequemlichkeit, so viel als möglich zu beschränken, und ihnen jene Gestalt und Einrichtung zu geben, welche die größtmögliche Zahl von Sitzen in dem kleinsten Raum gestattet, die Mitglieder unter sich und auch dem Sprecher näher bringt, und welche die zweckmäßigste für die gewöhnliche Geschäftsordnung ist.

„Die Stenographen erhalten ihren Platz in beiden Häusern am Ende der Barre nicht hoch über dem Boden, und in solcher Entfernung von den entlegensten Sitzen, daß sie bequem Alles sehen und hören können was vorgeht.

„Im Unterhause sind zwei Reihen Sitze unter den Galerien, mit einem besondern Verbindungsdurchgang für Pairs und andere ausgezeichnete Personen, welche die Sitzungen besuchen, bestimmt; diese werden durch diese Eintheilung von den Sitzen der Mitglieder geschieden, und sind so gestellt, daß sie Alles sehen und hören, aber mit den Mitgliedern während der Abstimmung durchaus keine Rücksprache pflegen können.

„Der Architekt hat für angemessen erachtet, keinen Sitz für ein Mitglied weder unter der Galerie noch hinter dem Wollsack oder dem Stuhl des Sprechers anzubringen. Aeußere mit den verschiedenen Wegen zu den Sitzen der Mitglieder in Verbindung stehende Gänge und besondere gut beleuchtete und gelüftete Vorplätze, zu denen das Publikum sich nicht drängen und Störung veranlassen kann, sind zu beiden Seiten des Hauses angebracht, so daß sämmtliche Sitze erforderlichen Falles in der kürzesten Zeit geräumt oder besetzt werden können.

„Für einen Gang von dem Corridor zur Barre ist ebenfalls gesorgt, so daß jene Mitglieder, welche mit einer Petition oder eines andern Geschäfts wegen an der Barre zu erscheinen wünschen, dieß ohne Unterbrechung von Seite der Leute auf den öffentlichen Galerien thun können.

„Die Eingänge zu den Galerien der Mitglieder befinden sich in der besondern Vorhalle vor denselben, und es ist auch für einen Ausgang nach den Treppen für das Publikum gesorgt.

Die Bibliothek- und Committee-Zimmer jedes Hauses liegen gegen den Fluß zu, und zwar der größern Helle wegen; auch ist auf dieser Seite weniger Lärm und Unruhe, und die erstern befinden sich sämmtlich in Einer Reihe im ersten Stock. Die Committee-Zimmer stoßen an dieselben.

„Der öffentliche Haupteingang zu den Committee-Zimmern führt über eine breite Treppe gerade von der Centralhalle aus nach einem großen Wartzimmer im ersten Stock gegen den Fluß hinaus, von wo man gerade in die Committee-Zimmer beider Häuser und die damit in Verbindung stehenden Amtslokale gelangt. Wenn die Häuser ihre Sitzungen beginnen und ihre täglichen Geschäfte zu Ende sind, so kann sich das Publikum entweder auf der Haupttreppe oder auf der unmittelbar daran stoßenden entfernen, die zu seinem ausschließlichen Gebrauch bestimmt ist und nach dem Gewölbe von St. Stephan und Westminster Hall führt.

Die Mitglieder und die bei den Committees anwesenden Beamten gehen und kommen auf besondern Treppen, welche mit ihren respektiven Parlamentshäusern und Amtslokalen in Verbindung stehen.

„Der Plan ist so angelegt, daß den Mitgliedern jedes Hauses besondere Zugänge zu ihren Bibliotheken, Committee- und Erfrischungszimmern offen stehen.

„Sämmtliche amtliche Wohnungen haben besondere äußere Eingänge und Treppen. Die des Sprechers im ersten Stock ist mit den nöthigen Gemächern für große Gastmahle versehen. Alle diese Wohnungen stehen in direkter Verbindung mit dem ersten Stock.

„Um jeden Feuerschaden von Außen möglichst abzuhalten, ist beschlossen worden, das ganze Gebäude nach einem feuerfesten Prinzip aufzuführen und jede Verbindung mit den Privatwohnungen durch eiserne und starke in die Mauern eingefügte Thüren abzusperren.

„Die St. Stephanskapelle, das Gewölbe und die Kreuzgänge sollen wieder hergestellt werden. Westminster Hall wird in seinem jetzigen Zustand erhalten, mit der Ausnahme jedoch, daß das jetzige südliche Fenster in die neue südliche Mauer des Portals an diesem Ende der Halle versetzt wird, welche St. Stephansportal genannt werden soll. Die gewonnene Oeffnung wird in eine gewölbte Einfahrt zu dem Portal umgebildet, und die Verhältnisse der Halle, die Hauptmauer, das Dach u. s. w. bleiben mithin ungeändert. Für die Gebäude der Gerichtshöfe ist eine neue Außenseite in Vorschlag, die jedoch auf das Innere durchaus keinen Einfluß hat. Endlich ist der Plan so entworfen, daß die neuen Häuser mit ihren Vorhallen, Treppen und Zugängen ganz vollendet werden können, ohne daß eine Berührung mit den gegenwärtigen temporären Parlamentshäusern erforderlich wäre."

Die innere Eintheilung des Plans des Architekten erscheint nach der obigen nähern Erläuterung im Ganzen zweckmäßig, nur lassen einzelne Anordnungen noch größere Vereinfachung und mithin Verbesserung zu. Ein Blick auf den Plan zeigt

eine Menge von Höfen von verschiedener Größe, die sich sämmtlich auf zwei große und ein oder zwei kleinere, ganz von einander abgesonderte reduziren ließen, da die beiden Parlamentshäuser die Mitte der beiden größern Höfe einnehmen.

Der öffentliche Eingang durch die Hallen von Westminster und St. Stephan führt auf einmal in das Innere des Gebäudes und auf bequemen Aus- und Eingängen zu den Committee-Zimmern und Amtslokalen beider Häuser. Die Mitglieder des Hauses haben außerdem noch ihre besondern Eingänge.

Die königliche Einfahrt geschieht durch einen Thurm, der in seinen Verhältnissen ungewöhnlich groß ist; da Hr. Barry selbst sagt, daß der achtspännige Staatswagen hineinfahren und um einen in der Mitte stehenden ungeheuren Pfeiler umbiegen soll, so wird man sich nicht wundern, wenn man hört, daß der innere Raum ein Viereck von 100 Fuß auf jeder Seite bildet. Dieser Thurm soll 300 Fuß hoch werden.

Der Architekt ist bei Entwerfung dieses Planes in den englischen Nationalbaustyl eingedrungen, ohne deßhalb schon vorhandene Muster sklavisch kopirt zu haben, und ohne in den sehr gewöhnlichen Fehler der Vermischung mit fremden, seiner Tendenz und seinen Formen durchaus nicht zusagenden Elementen zu verfallen. Fülle der Verzierung ist für den beabsichtigten Styl eher erforderlich als unverträglich mit demselben. Schön und geschmackvoll gezeichnete Verzierungen für die Galerien, Fenster, Friese, Knäufe und Spitzthürme würden dem Gebäude zu großer, seinem Charakter entsprechender Zierde gereichen.

Das grosse Linienschiff Pennsylvania.

Wiederholt gibt ein oder das andere amerikanische Journal eine pomphafte Beschreibung dieses Riesenschiffes, das 225 Fuß in die Länge und 58 in die Breite mißt, 2000 Mann aufnehmen kann und eine Trächtigkeit von 30,000 Tonnen habe, es führe 140 Kanonen und gehe 28 Fuß tief im Wasser. Der Herausgeber der Naval and Military Gazette bemerkt darüber, eine solche Anzeige erscheine alle Jahre ein Paarmal, gleichsam um der kleinen europäischen Kriegsschiffe zu spotten, aber dieser „erstaunlichste Bau, der je auf dem Ocean schwamm,“ sey nie geschwommen und werde auch nie schwimmen, denn seit mehr als 20 Jahren sey er auf der Werfte, von vorn herein übereilt gebaut von unreifem Holze, und darum wahrscheinlich ganz verfault. Auch meint derselbe, seyen die Amerikaner zu klug, um ihre Marine mit solchen unlenksamen Ungeheuern zu vermehren.

Statistisches über die Provinz Jakutsk.

(Fortsetzung.)

Im Frühjahre sammeln sich die wilden Rennthiere heerdenweise, manchmal in der fast unglaublichen Menge von 10,000 Stück, und ziehen aus den Wäldern nach den am Eismeere belegenen, mit Moos bedeckten Ebenen, von wo sie im Herbst zurückkehren. Ein Thier führt die ganze, blindlings folgende Heerde, und auf diesem Wege durchschwimmen sie dann auch die großen Ströme. Wenn dieser Zug beginnt, so lagern sich die Einwohner der Kommissariate Saschiwersk und Mittel-Kolümsk in dem Dickicht und den Gebüschen am Ufer, gebrauchen aber, um sich sowohl dem Blicke, als auch selbst dem Geruchssinne der Rennthiere zu entziehen, die Vorsicht, daß sie weder ein Feuer anzünden, noch gekochte Speisen essen, auch nicht Tabak rauchen. Langt die Heerde nun an dem Flusse an, so macht sie Halt. Die vordersten Thiere rekognosziren sorgfältig die Umgegend, wobei ihnen ihr vorzüglicher Geruchssinn sehr zu Statten kommt. Haben sie nun keine Gefahr entdeckt, so schwimmen sie durch den Fluß zum entgegengesetzten Ufer, auf welchem Wege ihnen nun die ganze Heerde sorglos folgt. Wenn die vordersten Thiere über den Fluß hinüber sind, stürzen die Jäger aus ihren Schlupfwinkeln in die Böte, fahren den Rennthieren entgegen und richten mit ihren Lanzen ein fürchterliches Gemetzel an. Die Strömung reißt die erlegten Thiere fort, wobei sie von den Frauen und Kindern der Jäger aufgefischt werden. Ist die Jagd ergiebig gewesen, so hat oft jeder Jäger bis 150 Rennthiere auf seinen Theil, und dann beginnt nach den Fasttagen ein unmäßiger Schmaus, die glückliche Jagd feiernd. Die Rennthiere werden entweder nach Hause genommen, oder, nachdem man sie abgehäutet hat, in tiefe Gruben vergraben. Aus den Fellen macht man Stiefeln und Kleider, und vertauscht die übrigbleibenden gegen andere Waaren.

Von Vögeln fängt man in der Provinz hauptsächlich Schwäne, wilde Gänse und Enten, im Winter jedoch auch Schneehühner und Auerhähne.

Zu Frühlingsanfang erscheinen Schwäne, Gänse und Enten in großen Schaaren auf den Seen, legen dort Eier, die sie ausbreiten, wechseln dann die Federn und ziehen im Herbst wieder fort nach Süden.

Die Jagdzeit auf diese Vögel ist um die Zeit, wenn sie mausern und deßhalb nicht fliegen können. An zweckmäßig gelegenen Stellen am Ufer erbaut man dann Jurten, aus Pfählen, die man mit Birkenrinde überzieht. Vor der Thüre einer solchen Jurte, in geringer Distance, wird ein Erdaufwurf, um weniges höher als eine Gans ist, aufgerichtet, und zwischen diesem bis zur Thüre Häute und Netze ausgespannt. In kleinen Böten stellen nun die Jäger auf dem See ein Treibjagen an, bei welchem man, wenn die Vögel ermattet sind, sie auf die Jurte zutreibt. Der Vogel flüchtet sich aufs Ufer, geht über den Erdaufwurf, und wird dort, wo er sich in den Netzen verwickelt, mit Stöcken erschlagen. Menschen und Hunde nähren sich von dem Fleische, die Federn und Dunnen verkauft man. —

In der Stadt Jakutsk und dem dazu gehörigen Kreise leben 130 freie Handwerksleute, wogegen sich in den andern vier Städten und den dahin gehörigen Kreisen gar keine vorfinden, was wohl von der wenigen Neigung und Lust der Einwohner zu Handwerken und Handarbeiten herrührt. Nur die zum Leben unentbehrlichsten Handwerke, und auch diese noch in sehr unvollkommnen Grade, findet man dort vor.

Es befinden sich in der Stadt Jakutsk und ihrem Kreise 68 Kaufleute. Der Umsatz des innern Handels beträgt ungefähr zwei Millionen Rubel. Die Stadt hat zwei, der Kreis drei Jahrmärkte; von den ersten beiden dauert der eine vom 1sten Julius bis zum 1sten August, der andere vom 10ten December bis 1sten Januar. Der Handelsumsatz während dieser Zeit beträgt 1,800,000 Rubel, und die dort anwesenden Kaufleute kommen von den Gouvernements Irkutsk, Wologda, Wladimir und Moskau her. Handelsgegenstände, die die Einwohner der Provinz zum ersten Jahrmarkt bringen, sind Pelzwerk von Füchsen, Zobeln, Hermelinen, Polarfüchsen, Eichhörnchen, Rennthieren, Hasen, Bären und Wölfen, dann mit Wallroßzähnen und Mammuthsknochen. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 211.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Julius 1836.

Corcyra.

(Von Viktor Lenz.)

Corfu, 20 April.

Man weiß hier nicht recht, ob man in England, Griechenland, Italien oder der Türkei ist. Auf dem Schloßplatz, wo der Gouverneur in einem schönen Palast wohnt, und das Karnevalpublikum des Nachmittags in schattigen Alleen seinen Mummenschanz aufführt, begegnet man in der Regel parisisch kostümirten Herren und Damen, rothen englischen Soldaten und negociirenden Kaufleuten, die einander mit Sir und Master anreden, folglich Söhne Albions sind. Auf dem Markt, der in mehreren Gassen und hölzernen Arkaden gehalten wird, stößt man großentheils auf Griechen, die langgedrehte Zwickelbärte, buschiges gelocktes Haar, Zoddelmützchen und ihr schönes Nationalkleid tragen, und im Hafen und in den Waaren- und Zollhäuschen, wo fort und fort Getreidewucher nach Kalabrien getrieben wird, glaubt man sich ausschließlich unter Italienern. Die Türken wallen in langen Kaftans vornehm vor den Thüren der Kaffeehäuser, wo man ihre Pfeifen oft noch eher als ihre Füße sieht, oder sie liegen in schmutzigen Schafswämsern, daraus ein Paar Arme hervorhängen, auf ihren Kähnen ausgestreckt, des Augenblicks harrend, der sie mit günstigem Winde zurück in ihre kahle Heimath treibt.

Wir sahen hier während eines zweimaligen Aufenthalts nie ein eigentliches türkisches Kauffahrteischiff, das Industrie und Wohlstand verrieth; solche gehörten ohne Ausnahme den Engländern und Oestreichern. Italienische Fahrzeuge kommen häufig an, aber auch sie waren bloß unansehnliche Trabaccole, die nur eben den Weg von Tarent oder Barletta hieher zurücklegen konnten. Das arme Griechenland, welches allein eine thätige, fleißige und handelsuchende Bevölkerung hat, besitzt leider keine Handelsmarine mehr; ich sah mit Betrübniß, daß alle seine Unterthanen, die mit Früchten, Salzfleisch und Korinthen und Fettvieh ankamen, in armseligen Kähnen mit zerrissenen Segeln durch den Kanal ruderten, und dennoch oft die elegant gerüsteten der stati uniti überflügelten.

Die Griechen und Italiener bilden in Corfu die Masse der Bevölkerung, und geben der Regierung wohl nicht ohne Ursache Anlaß zur Furcht. Es ist mehr als wahrscheinlich, es ist gewiß zu sagen, daß das Volk, sobald einmal das jetzt begründete Königreich Hellas Garantien bietet, auf die Abschüttelung eines wenn gleich nicht drückenden Joches denken wird, und dann dürften leicht alle Burgen und Kastelle, die das moderne Geniewesen hier erfindet, vergebliche Protestationen machen.

Die englische Regierung ist aber schlau, sie begünstigt die Niederlassung der Italiener und Malteser, und sorgt pünktlich dafür, daß die Griechen unter ihnen wie die Juden in manchen Christenlanden vegetiren. Wie in Malta, befördert sie statt der Sprache der Eingebornen, die italienische — Englisch will dort wie hier gar nicht wurzeln — und wie in Ireland, hält sie Bajonnette und Privilegien für sie aufrecht, und verweigert hartnäckig die schon oft angesprochene Gesetzgebungs- und Verwaltungsreform.

Corfu hat sein italienisches Theater anstatt eines griechischen, und in diesem fehlt es weder an Primadonnen noch an Ballerinen (Tänzerinnen), wie ich oft die Ehre hatte zu bemerken. Die Direktion hat ohne Zweifel ansehnliche Fortschritte und Verbesserungen im Bühnenwesen eingeführt, da sie es aus ökonomischen Rücksichten dahin brachte, daß die meisten Mitglieder zugleich Komödie spielen, Opern singen und Ballete tanzen. Die jonischen Balletmeister verstehen sich noch nicht auf den Hautgout unsers Nordens, ich war sehr erfreut, in ihren Kompositionen bloß schäckernde Columbinen und Arlekins oder reizende pantomimische Nymphen und Faunen, letztere komplett mit Bockfüßen (wie ächt griechisch, wie plastisch!) anzutreffen. Auf das Ballet folgte noch ein Schwank von Goldoni, und auf diesen Reichthum der Musen ein großer brillant illuminirter, von allerlei Nymphen besuchter Nachtball, der bis an den hellen Morgen dauerte.

Ein Paar verlarvte Insulanerinnen haben mir viel Schönes und Interessantes von den hiesigen Sitten und Gebräuchen erzählt, unter Anderm, daß die Mädchen, welche heirathen wollen, am Sankt Johannistage drei Körner Weizen unter einen Topf Wassers legen, und dabei Gebete hersagen, worauf der Apostel ihnen im Traum erscheint und den Namen des künftigen Gatten

sagt; so wie auch, daß andere gläubige Dirnen an diesem Tage der Meinung sind, derjenige, welcher ihnen in einer gewissen Stunde am Fenster erscheint, müsse sie lieben oder den Namen ihres Geliebten tragen.

„Sie haben ihren Wein verschüttet,“ sagte ein kleiner zirkelrunder weiblicher Hanswurst, „Sie werden viel Gutes erleben, hüten Sie sich aber, Oel zu vergießen und werfen Sie Salz ins Feuer, wenn Sie mal verheirathet sind.“

Wer Salz verbrennt, verbrennt die bösen Dämonen und die häusliche Zwietracht, wer eine Münze in den Mund nimmt, wenn er stirbt oder todt ist, der kommt ins Himmelreich u. s. w. Sie sehen daraus, daß der alte griechische religiöse Hokus Pokus nicht ganz außer Curs ist. Die jungen Leute sollen sich denselben in gewissen Fällen gut zu Nutzen machen, und selten vergeblich mit einem Heiligen gegen ein Mädchen intriguiren.

Vom Balle begab ich mich das Letztemal über die Promenade ins Kastell und daselbst auf die alte Felsenburg, die den Leucht- und Wartthurm mit der Hafenflagge trägt. Ein heller Frühlingsmorgen, eine entzückende Aussicht, ein altehrwürdiger historischer Standpunkt. Wahrscheinlich war es dieser Felskegel, den die alten Korinther befestigten, als sie eine Kolonie nach Corcyra schickten und den Grund zu der Stadt legten. Auf der Südseite entdeckte ich die Spuren einer in den Steinberg gegrabenen Burgtreppe, worauf weiter abwärts ähnliche senkrechte Vertiefungen folgten, die Theile und Unterbaue von Gemächern gewesen seyn müssen.

Das wichtigste Ueberbleibsel der Vorzeit dürfte wohl ein den Felsenberg quer durchlaufender, an vielen Orten verschütteter, und im Innern mit Treppen und Thüren versehener Burggang seyn, der noch jetzt als eine Art Kommunikationsweg dient. Unglücklicherweise wurden aber alle Außenbaue und selbst der Felsen an den meisten Orten dergestalt zerstört in den verschiedenen Perioden unter Römern, Türken und Venetianern, daß man sich jetzt gar keinen Begriff von dem Aussehen des ältesten Kastells machen kann. Nur auf der einzigen Ostseite entdeckte ich in dem Kalksteinfelsen beinahe gleiches antikes Mauerwerk, welches den Rost der Jahrhunderte trug, und aus dessen Form glaube ich entnehmen zu dürfen, daß es eine Fronte des befestigten Polygons gebildet.

Die Schildwache, welche auf der Plattform der Flagge spazierte, war von dem bekannten hier garnisonirenden schottischen Regiment, das halb den Wilden und halb den Engländern gleicht, unten nackt und oben roth ist. Statt der Stiefel trug sie Sandalen mit rothen Bändern, eine Art rings um den Körper baumelndes gewürfeltes Schurzfell, und eine vor dem Bauche hängende seltsam zugestutzte und befiederte Tasche, ein Anzug, der durch eine französische bärenfellartige Husarenmütze vollkommen hanswurstig, und hierin nur von dem noch hanswurstigern der jonisch-griechischen Constables übertroffen wurde.

Es war eine originelle und nachahmungswerthe Idee des Lordlieutenants, die Polizei durch ihr Aeußeres jedermann vor Augen zu führen; dadurch brachte er sie in einiges Ansehen.

Schließlich die Bemerkung, daß Corfu für sich allein jetzt 100,000 Einwohner zählt. Die Stadt hat deren 25,000. Fast täglich kommen Auswanderer von Malta an, dessen Territorium übervölkert und dessen Handel und Wohlstand sehr gesunken ist. Die Post auf den jonischen Inseln wird von hier aus durch ein Dampfschiff regelmäßig besorgt, und seit Kurzem gehen andere Dampfschiffe zweimal monatlich über Ancona nach Triest und zurück nach Malta, Cadix und London. Man kann stündlich und billig mit griechischen Küstenschiffen Patras und Korinth und von dort über dem Isthmus Athen erreichen. Dampfschiffe fehlen aber auch dieser Nation, die wohl einst die wichtigste für die reisende Welt, und der angenehmste Verbindungsweg mit Italien werden muß. Nach Otranto geht ein neapolitanisches Postschiff alle Woche, und von dort der Postkourier alle drei Tage an den Vesuv.

Die Bevölkerung von Sierra Leone.

(Fortsetzung.)

Westlich von der Ansiedlerstadt, und hauptsächlich nur durch die öffentlichen Gebäude und die Wohnungen der Europäer getrennt, steht die Stadt der Marons. Die Entstehung dieses Namens ist nicht bekannt: wahrscheinlich entstand er aus einem verdorbenen spanischen Wort. Sie entsprangen in Jamaika aus der Vermischung von Weißen und Schwarzen, und während der frühern Verbindung der Spanier mit dieser Insel fanden entlaufene Sklaven leicht eine Zuflucht in den undurchdringlichen Wäldern. Diese waren meist von der durch schöne Gestalt ausgezeichneten Nation der Coromantin, aber die alte Nationalität ging unter, und eine neue entstand durch die Vermischung mit spanischem, und wahrscheinlich auch mit karaibischem Blute. Der Maronneger ist also von europäisch-amerikanisch-afrikanischer Abkunft.

So lange die Spanier Jamaika besaßen, war die Unabhängigkeit der Marons anerkannt, und die Engländer bestätigten nach Einnahme der Insel ihre Privilegien. In den Bergen besaßen sie mehrere Städte, die sich selbst regierten. Einst beging ein Maronneger in einer englischen Stadt einen Diebstahl, und erhielt dafür zur Strafe die Peitsche durch die Hand eines Sklaven. Dieß erweckte den Zorn seiner Mitbürger, und ein erbitterter Krieg begann, in welchem die weißen Truppen furchtbar litten. Endlich machte eine Kapitulation demselben ein Ende: die Bewohner des empörten Distrikts wurden nach Neuschottland und von da im J. 1800 nach Sierra Leone gesandt, gerade zur Zeit der Unruhen unter den Ansiedlern, und indem sie unglücklicherweise gegen diese die Waffen ergriffen, kamen sie wieder bei den Engländern in Gunst, ernteten aber bei ihren Mitbürgern Haß und Feindschaft, die bis auf diese Stunde noch nicht verschwunden sind.

Fünfhundertfünfzig Marons landeten im J. 1800 zu Sierra Leone, und ihr Reichthum und ihre Anzahl vermehren sich eben so schnell, als die der Ansiedler dahin schwinden. Den Ackerbau kennen sie nicht, aber sie besitzen eine Schärfe des Verstandes und eine Thätigkeit, welche mehrere zu großem Wohlstand erhob. Als Kaufleute und Krämer haben sie ein Ver-

mögen aufgehäuft, das sie in den Stand setzt, ihren Söhnen eine kostspielige Erziehung in England geben zu lassen; als Arbeiter erwerben sie sich schnell die Kunstgriffe eines Handwerks, und obgleich unter der glühenden Sonne nicht so thätig, wie europäische Arbeiter in ihrem gemäßigten Klima, sind sie doch ziemlich ausdauernd.

Von der Civilisation der Marons im Ganzen läßt sich noch nicht viel Rühmliches sagen; Mädchen und Knaben wachsen oft bis ins heirathsfähige Alter heran, ohne die mindeste Kleidung zu tragen, und die erwachsenen Männer treiben Polygamie so ungenirt, wie die benachbarten Timmanis. Dieß ist keine neue Sitte bei ihnen, und veranlaßte eine lächerliche Scene in Neuschottland. Der Prediger, den ihnen die englische Regierung gegeben hatte, predigte aufs heftigste gegen die Vielweiberei, und forderte die Marons auf, diejenige Frau, die ihnen die liebste sey, auszuwählen, und die andern zu entlassen. Die Marons gingen in sich, und beschlossen der Ermahnung Folge zu leisten. So weit war Alles gut. Eines Morgens hörte der Gouverneur ein lärmendes Geschrei vor seinem Hause; er fragte nach der Ursache: die reuigen Marons waren gekommen, um seiner Fürsorge die Unzahl verwittweter Weiber zu übergeben, die jetzt, von ihren Männern verstoßen, keine Unterkunft mehr hatten. Man schickte nach dem Geistlichen: er hatte die Ungelegenheit veranlaßt und sollte helfen, war aber in keiner geringen Verlegenheit, als die auf seine Veranlassung verstoßenen Weiber ihm zum Unterhalt übergeben wurden. Die Sache endigte natürlich damit, daß der Prediger die Märtyrer seines Eifers aufzunehmen sich weigerte, diese kehrten daher zu ihren Männern zurück, und lebten mit ihnen wie bisher. Die Predigt ward nicht wiederholt.

Die Marons als Stamm haben weder Erziehung noch Religion, die Ansiedler dagegen beäßten sich mit beidem. Die, welche sich zum Christenthum bekennen, besuchen meist wesleyanische Kapellen. Eine, Jehovah-Shallum genannt, ist die beliebteste, und steht einem nicht minder beliebten Hause, einer Branntweinschenke, gegenüber. Beide Gebäude scheinen mit einander auf gutem Fuß zu stehen, und sich gleichsam in die Hände zu arbeiten. Dieß gilt jedoch nur von der Minderzahl der Marons: die höhern Klassen sind im Ganzen achtungswerthe, unternehmende Leute und gute Bürger von Freetown, die meistens europäische Sitten annehmen. Dieselbe Ursache aber, die einen Theil dieses interessanten Stamms zu einer achtungswerthen Stellung erhob, ihre Lebhaftigkeit und Thätigkeit, bringt bei dem Schlechten ein ungünstiges Resultat hervor; allenthalben gibt es Pöbel, und der der Marons hat sehr charakteristische Züge. Gewandt sind sie Alle, und darum hängt es nur von der Erziehung ab, sie zum Guten zu lenken.

Noch wohnt eine bedeutende Anzahl der ursprünglichen Emigranten des empörten Stamms aus Jamaika in Freetown. Ich *) hatte häufige Unterredungen mit ihnen über ihren Aufstand, und fand, daß ihr eigener Bericht sehr den schlimmen Eindruck modificire, den die gewöhnlichen Geschichten des Maronkriegs erwecken. Sie geben zu, daß manche Abscheulichkeiten verübt wurden, welche das Kriegsrecht civilisirter Nationen verdammt, allein die Weißen gingen nur allzu oft mit schlimmen Beispielen voran, und waren der ausfordernde Theil.

*) Rankin erzählt dieß in seiner Schrift: the white man's grave.

Ich fragte mehrere Marons, weßhalb sie nach langem, glücklichem Widerstande gegen die englischen Truppen, von denen Tausende umkamen, während in ihren Reihen oft nicht dreißig fielen, weßhalb sie doch auf die Nachricht, daß man Bluthunde von Cuba herüber gebracht habe, sich ergeben hätten. Diesen Grund ihrer Unterwerfung läugneten sie durchaus, und behaupteten stets, ihre Munition sey erschöpft gewesen, und sie hätten kein Mittel gehabt, sich neue zu verschaffen, namentlich da die Marons der andern Distrikte sich entschieden weigerten, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen.

Die Nationalität der Marons erhält sich in Sierra Leone ganz gesondert. Das Haupt des Stamms, das indeß von den Marons nicht viel mehr als von den Engländern geachtet wird, führt den Titel König, doch ohne königliche Prärogative. Zwei berühmte Häuptlinge, die sich im Kriege auf Jamaika auszeichneten, die Generale Shaw und Montague, starben erst kürzlich. Wie die Männer gewandt und talentvoll sind, so zeichnet sich Gestalt und Gesicht der Frauen sehr zu ihrem Vortheil aus. Ihr Kopf ist klein, die Züge oft regelmäßig, und die Lippen gleichen keineswegs den dicken Negerlippen; ihre Art zu sprechen ist lebhaft, und ihre Unterredung voll schnippischer Antworten, die in ihrem seltsamen Dialekt etwas ungemein Belustigendes haben.

Marons und Ansiedler kleiden sich europäisch; die Frauen tragen, wie die Bäuerinnen in einigen Theilen Frankreichs, ein buntes Tuch um den Kopf gewunden; wer recht geschmackvoll gekleidet seyn will, bindet noch einen großen Hut von blauem Biber oder eine leichte Haube darüber. Schuhe und Strümpfe sind nicht in der Mode, aber Ringe und Kügelchen von Gold, Korallen und geschliffenem Glas zieren in reichem Maße Finger, Ohren und Hals, und unter dem Muslingewand glänzt eben so wohl ein Korallengürtel um die Lenden, wie bei den zahlreichen Mädchen der rohern Stämme, die alle Kleidung verschmähen.

Die westlich von Freetown gelegene Strecke, die ursprünglich den Marons angewiesen ward, wurde nie von ihnen angebaut oder praktisch in Besitz genommen, außer daß sie niemand anders darauf sich anbauen lassen. Es ist eine Wildniß voll Gebüsch und Unterholz, die jedes Jahr die vom Regen geschwellten Waldströme aufnimmt, und in der trockenen Jahrszeit die pestilenzialischen Dämpfe aushaucht, welche Sierra Leone berüchtigt gemacht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leichenlicht.

Ein wallisisches Blatt erzählt Folgendes: „Immer noch herrscht Aberglauben in den Bergen von Wales, am meisten in den Bergwerken. Das Leichenlicht ist eines von den Dingen, woran der Glaube zuletzt erlöschen wird. Gegen solche Befürchtungen lassen sich keine Vernunftgründe vorbringen, und die stärksten Seelen sind von der Einwirkung

dieser übernatürlichen Schrecken nicht ganz frei. Ein Arbeiter in einer Grube zu Cyfarthfa sah kürzlich dreimal einen gespenstischen Wagen, gezogen von einem gespenstischen Pferde: auf dem Wagen lag eine Leiche. Zweimal stieg die gespenstische Erscheinung schweigend empor aus dem Boden und zweimal blieb sie unbeachtet, endlich aber bei der dritten Erscheinung faßte er sich ein Herz, schaute den Todten an und erblickte die wohlbekannten Züge eines Mitarbeiters. Dieser ward sogleich benachrichtigt, daß sein Schatten erschienen sey, und am folgenden Tage entfernte er sich und nahm in einem andern Bergwerk Arbeit; auch die andern Arbeiter hörten einen Tag lang zu arbeiten auf.

Statistisches über die Provinz Jakutsk.

(Fortsetzung.)

Es finden sich diese Mammuthsknochen in nicht unbeträchtlicher Menge an den Ufern der Ströme des saschiwerskischen Kommissariats vor, dann auch an den Eismeerküsten beim heiligen Kar (Swätoi Noß), ferner an der chromskischen Bucht und auf den entfernten Inseln. Wenn auf dem Eismeere und den Flüssen durch den Eisgang und das dadurch entstandene Steigen des Wassers Uferstücke weggerissen, oder auch nur einzelne Risse gebildet werden, so findet man eben dort diese Knochen. Zu diesem Behufe werden jährlich Reisen von Ust'janck über das Eismeer zu den Inseln gemacht, die oft 100 bis 500 Werste entfernt sind. Diese Fahrten beginnen im März und April auf Schlitten mit Hunden bespannt, wobei man einen genügenden Vorrath von Fischen und andern Nahrungsmitteln mitnimmt. Um die Hunde zu füttern, erlegt man unterwegs hin und wieder einen Eisbären, dessen Fleisch dann den Hunden zur Nahrung dient. Vieljährige Erfahrung läßt die Reisenden selten den rechten Weg auf der Fahrt verfehlen, wobei man sich dann auch nach Eisschichten und Schneeaufwürfen richtet, auch wohl einen Taschenkompaß mitnimmt. Sind die Reisenden auf den Inseln angelangt, so beginnen sie mit dem Aufsuchen der Mammuthsknochen, oder treiben Jagd und Fischfang. Ihr Aufenthalt auf den Inseln dauert dann gewöhnlich bis zum Herbst, wo das Eismeer seine natürliche Winterbrücke erhält. Dann vergräbt man die gemachte Beute, und erst im folgenden März kehren die Jäger zurück und holen sie ab. —

Die Wallroßzähne werden von den Tschutischen an der Behrings-Straße erbeutet, die dann damit im Februar den Jahrmarkt in dem im mittel-kolüma'schen Kommissariate belegenen Flecken Ostrownoje beziehen und die Zähne gegen andere Waaren vertauschen.

Sibirische und russische Kaufleute bringen auf Fahrzeugen längs der Lena auf den ersten Jahrmarkt zu Jakutsk, nämlich im Julius, folgende Waaren: Mehl, Grütze, Salz, Mittel-Tuche, feine und grobe Leinen, Nanking, baumwollene und seidene Zeuge, dann Geschirre von Fayence, Zinn, Kupfer und Holz; ferner verschiedene Eisen- und Kupferarbeiten, als Kessel, Messer, Flinten, Büchsen und Lanzen; auch Pulver, Blei, Seile zu Netzen, tscherkessischen Tabak und mehr dergleichen Sachen. Das Pelzwerk wird dann gegen andere Waaren oder auch gegen baares Geld eingehandelt, und auf Flußschiffen die Lena hinauf nach Irkutsk und von dort in andere russische Städte bis zur Gränze von China gebracht. Die von den Kaufleuten abgesetzten Waaren gehen nach Ochotsk, dann in den udskischen Ostrog, in die Kommissariate Ober-Wiluisk, Saschiwersk, Mittel-Kolümsk und in die Jakuten-Ansiedelungen.

Auf den beiden schiffbaren Flüssen: der Lena und dem Wiluisk, gehen auf und ab jährlich ungefähr 160 verschiedene Fahrzeuge mit 1000 Arbeitern und Ladungen im Werth von 500,000 Rubeln.

Die hauptsächlichsten Flüsse der Provinz Jakutsk heißen: die Lena, Olekma, der Aldan, Wilui und die Kolüma. Einige andere bedeutende werden nicht erwähnt, da sie durch fast gar nicht bevölkerte Gegenden strömen.

Die Provinzhauptstadt Jakutsk liegt an der Lena, die auf den an der Nordküste des Baikal-Sees liegenden Bergen entspringt, und fast von ihrer Quelle an, beim Flecken Katschuga, schiffbar ist. Sie ergießt sich ins Eismeer und nimmt mehrere schiffbare Nebenflüsse auf, nämlich die Olekma, den Witim, Wilui und Aldan. Die Lena-Ufer sind größtentheils mit Wald bedeckte Gebirge, jedoch findet sich dabei auch etwas Wiesenland, günstig für den Ackerbau und die Viehzucht. Nach dem Eisgang ist der Lauf des Flusses sehr reißend, so daß er aus seinen Ufern tritt und große Verwüstungen anrichtet. Haben sich die Frühlingswasser aber erst beruhigt, so ist die Strömung regelmäßig und nicht reißend, außer an einigen Stellen, wo die Ufer nahe an einander treten oder eine Krümmung des Flusses verursachen. An solchen Stellen pflegen sich auch gewöhnlich der Schifffahrt gefährliche Sandbänke zu bilden.

Die Reisen in der Provinz sind, besonders im Sommer, sehr beschwerlich, da alle Landstraßen größtentheils über hohe Berge, reißende Ströme, Sümpfe und durch dichte Wälder führen, weßhalb man auch gewöhnlich zu reiten und auch die Lasten auf Packpferden zu transportiren pflegt. Doch sind in neuerer Zeit der größte Theil der Landstraßen, vornehmlich die nach Ochotsk, nach dem udskischen Ostrog und nach den Kommissariaten Saschiwersk und Mittel-Kolümsk, so viel wie möglich verbessert worden, indem man die Wälder lichtete, die trocknen Schluchten ausfüllte, die steilen Auffahrten mehr ebnete, in den Sümpfen Faschinen legte und an den Strömen sichere Ueberfahrten einrichtete.

Alle nothwendigen Bedürfnisse für die Krone, so wie auch für Privatpersonen, nämlich: Mehl, Gries, Materialien zu Uniformen, Pulver, Blei, Taue, Vorräthe zum Schiffbau, Instrumente u. s. w., werden, wie auch Kaufmannswaaren, zu Schiff auf der Lena aus Irkutsk und andern Städten zur Provinzstadt Jakutsk transportirt. Es bleibt dort nur ein Theil für die Bedürfnisse der Einwohner, das Uebrige geht weiter nach Ochotsk, in den udskischen Ostrog und in die Kommissariate Wiluisk, Saschiwersk und Mittel-Kolümsk. Die Waaren, die mit den Transportpferden verschickt werden sollen, packt man in Felleisen von rohem Leder oder in Kasten mit Leder beschlagen, jeder im Gewicht von 110 Pfund. Zwei solche Felleisen bilden eine Pferdelast. Zwölf Pferde machen einen Zug (Wjäska) unter Führung eines jakutischen Postbauers. Aus 100 bis 150 Pferden besteht eine Konvoi, bei dem sich auf den Fall eines Unglücks oder Krankheit noch immer 5 bis 8 Reservepferde befinden.

Man miethet die Pferde von den Jakuten, und der Zug gestaltet sich so, daß immer eines hinter dem andern angebunden wird. Wenn man auf Wiesen oder Weideland rastet, so läßt man die Pferde frei weiden. Oft macht man auf einige Tage Halt, wenn man z. B. steile Felsen, Sümpfe oder große Flüsse schwimmend passirt hat, damit die Thiere wieder neue Kräfte sammeln. Die Packpferde legen den Weg von Jakutsk bis Ochotsk, d. h. 160 deutsche Meilen gewöhnlich in 25 oder 35, ja wohl auch erst in 40 Tagen zurück, je nach der Kraft der Thiere, oder nach der Gewandtheit und Uebung der Postbauern.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 212

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Julius 1836.

Skizzen aus Paris.

Landhäuser.

Die Landhäuser um Paris haben sich sehr vermehrt, aber mit den reicheren Klassen der Gesellschaft ihren Charakter verändert. Die älteren zeichnen sich gewöhnlich durch Baumwege, welche zu ihnen führen, Parke oder wenigstens kleine von Alleen durchschnittene Wäldchen und durch Anlagen in altfranzösischem Styl zunächst um die Wohnung aus. Die neueren zeigen weniger Luxus in der Anlage, aber häufig eine sehr zweckmäßige Auswahl des Lokals und eine reinere Architektur. Die älteren haben gewöhnlich die großen Empfang- und Wohnzimmer im Erdgeschoß, der Hof mit Nebengebäuden trennt sie von der Landstraße, und da sie beinahe alle aus der Zeit Ludwigs XV sind, so ist an dem Baustyle manches auszusetzen. Die ältesten ähneln mehr den holländischen, die neueren mehr den italienischen, im umgekehrten Verhältniß zu den übrigen Beziehungen des Lebens.

Eine seltsame Genügsamkeit spricht aus der Mehrzahl. Die Gegend ist unmalerisch, die Felder mit stinkendem Unrath verpestet, die Bäume selten, und noch seltener von kräftigem Wuchs, die Vicinalwege schlecht, die Dörfer weder Stadt noch Land, und mit dem Unlieblichen des einen wie dem des andern ausgestattet, ohne außer etwas freier Luft und ungestörter Nachtruhe das Liebliche des Landes zu bieten. Ich begreife daher sehr wohl, warum die reichsten Einwohner ein Wohnhaus in der Vorstadt St. Honoré mit einem gegen die elysäischen Felder gekehrten Garten vorziehen. Man kann da abwechselnd Stadt und Land genießen, und der Aufwand, den Einige für einen nicht sehr großen Garten machen, ist unglaublich. Ein Engländer läßt seinen Rasen jeden Frühling mit Ochsenblut begießen, um den Graswuchs zu stärken.

Auteuil in seinen höheren Straßen, die Gegend um Meudon und die Ufer der Seine aufwärts bieten die lieblichsten Ansichten; auch das Thal von Montmorency, wenn man nicht vorher zu viel übertriebene Lobeserhebungen darüber gehört hat, und es nachher bei Beschauung der Wirklichkeit unterschätzt.

Die zahlreichen Landhäuser auf der Straße nach Meaux haben zwar kräftigeren Pflanzen- und Baumwuchs, besonders Raincy, aber wenig malerische oder auch nur im englischen Sinne durch Sorgfalt und Enthäßlichung gefallende Punkte. Besonders sind die Dörfer durch die kümmerlichen Kirchen, das halbstädtische Aussehen und den unmalerischen Styl der Bauerhäuser selten in den Bereich einer wohlberechneten Aussicht tauglich, und die Landstraßen mit ihren bis an den Gipfel behauenen Hainbuchen ziehen sich endlos durch das Feld, grandios in der Anlage, aber den Despotenwillen bezeichnend.

Die meisten Landhäuser sind für die Familie und einige Besuchende mit mäßigem Luxus eingerichtet. Ein Billard fehlt nie, gewöhnlich aber ein Säulengang oder eine Veranda, in welcher man bei schlechtem Wetter sich auslaufen, bei der Hitze sich im Schatten und freier Luft ergehen könnte. Die Anlagen sind oft geschmackvoll, oft kleinlich, mit Berglein, Weglein und Häuslein, kurz allem Unrath, welchen wir auch um deutsche Städte zu beseufzen haben.

Einer der größten Vorzüge eines Landhauses bleibt aber, wenn man in der Entfernung noch die Kuppel der Invaliden oder des Pantheons sehen kann, denn auch auf dem Lande hat der Pariser sein Herz und seinen Sinn immer der Stadt zugekehrt.

Die Landhäuser von Maison Lafitte verdienen hier eine besondere Erwähnung. Das alte Landhaus, einst Moreau's Eigenthum, ist in grandiosem Styl auf eine kleine Anhöhe an der Seine gesetzt. Hinten dehnt sich ein großer Park über diese Anhöhe. Das Schloß ist mit schönen Zugängen umgeben, mit einem Graben gegürtet, und wenn es an Spielereien nicht fehlt, doch im Ganzen ein sehr würdiger, für die jetzigen Vermögen zu großartiger Herrensitz. Der Park ist nun von Spekulanten auf folgende Art zerschlagen. Man kann sich einen Abschnitt längs der Alleen im Walde wählen, baut darauf nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft ein Haus, dessen Eigenthum nach einer Reihe von Jahren an die Gesellschaft zurückfällt. In der Mitte ist ein Marktplatz, Theater u. dgl. m. Die Häuschen sind zum Theil sehr niedlich und für einen Pariser Anachoreten, welcher stets in der Lage seyn will, in die Welt zurückzukehren, recht angemessen, ungefähr wie eine sehr ausgedehnte Carthause, oder eine beginnende nordamerikanische Stadt. Jedoch

ist die Ansiedlung etwas in Stocken gerathen. Wenn ein geistvoller Reicher das Schloß besäße, und eine ihm gemäße Gesellschaft anzuziehen und festzuhalten wüßte, so könnte man sich gewiß keine anmuthigere Existenz denken, als in einem dieser Häuschen, zunächst von einem Garten, weiterhin vom Wald umgeben, Nachbarn nahe genug zu Hülfe, fern genug, um nicht zu belästigen, Waldeinsamkeit, und wenn man will, in 1½ Stunden in einer wohlfeilen Tapissiere in Paris.

Die Bevölkerung von Sierra Leone.

(Fortsetzung.)

Unter den verschiedenen Stämmen, welche sich in dieser durch endlose Verschiedenheit der Sitten und Trachten ausgezeichneten Stadt drängen, sind die Muhammedaner besonders bemerkenswerth, nicht minder durch die Unähnlichkeit ihrer Sitten und ihres Aufzugs von denen ihrer Mitbürger, als durch die Raschheit, womit ihre Anzahl binnen wenigen Jahren sich mehrte. Den Christen und Heiden Freetowns gleichmäßig vermeidend, schlagen sie ihre runden Lehmhütten an der Ostgränze der Stadt auf, und lassen eine weite von einem Bach durchschnittene Fläche zwischen den Stadttheilen unbesetzt, um ihr Bethaus nicht durch die Nähe ungläubiger Hunde zu beflecken. Diese schwarzen Schüler des Propheten zeichnen sich vor dem, wenn auch reich, doch unscheinbar gekleideten Europäer, wie vor dem nackten Kru aus durch zierliche, fließende Gewänder. Eine hohe Mütze von Scharlach und blauem Tuche schmückt den Kopf, ein langes weißes Gewand mit fliegenden Aermeln bedeckt eine anliegende Weste. Ungeheure blaue Hosen, wozu je nach dem Rang des Eigenthümers zwanzig bis dreißig Ellen erforderlich sind, zeugen von dessen Reichthum. Mit stattlichem Schritt schreitet er in den heißen Straßen umher, in rothen Ledersandalen, die mit Bukeln und andern Zierrathen geschmückt sind; heilige Talismans oder Grigri's — rothe Lederkästchen von etwa einem Kubikzoll, die einen kostbaren schützenden Spruch aus dem Koran enthalten, — hängen in großer Anzahl um seinen Hals; eine zusammengelegte Patrontasche mit einer Menge Troddeln und Riemen von geflochtenem Leder, wie die Krieger von Futatoro und Fezzan bis nach Aschanti sie tragen, hängt an seiner Seite, neben dem kurzen derben Pallasch in seiner schweren Scheide, der im Kampfe als Schwert, in dem dichten Gestrüpp des Waldes als Faschinenmesser dient, und womit der schwarze Eigenthümer seine Kassada schält und sein Fleisch schneidet. Manchmal führt er hoch über dem Kopfe mit ausgestreckten Armen eine schwere Muskete, manchmal trägt sie ihm ein Sklave in ehrerbietiger Ferne nach. Ein also ausgerüsteter Mann ist ein Fulah, ein seltsamer Stamm, dessen Ursprung man nicht mit Bestimmtheit kennt. Er erweckt augenblicklich Aufmerksamkeit durch seine starken arabischen, manchmal römischen Züge, das lange geflochtene Haar, das ihm in dichten gleich lang geschnittenen Locken auf die Schultern fällt und in Masse schwarz, aber wenn das Licht schief darauf fällt, von violetter Farbe erscheint. Das Auge ist nachdenklich, der Schritt gemessen: der Rosenkranz in seiner Hand: er ist nicht zu verkennen, es ist der Schüler des Propheten von Mekka, der Goldkaufmann der Küste, und eines ausgedehnten Sklavenhandels mehr als verdächtig.

Seinen Goldstaub *) zu verkaufen ist der ostensible Grund, weßhalb er des weißen Mannes Niederlassung besucht, nur ist es seltsam, daß seit der Goldhandel zu Sierra Leone fast auf nichts herabsank, seine angeblichen Verkäufer sich wundersam vermehren. Fulahs und Mandingos werden oft verwechselt: den erstern Namen legen die Europäer verschiedenen Nationen bei. Die an den Ufern des Senegal oberhalb Owal zeichnen sich durch Hochmuth gegen Fremde aus; Schaaren dieses weit verbreiteten Stammes wohnen nahe an den Quellen des Gambia und Rio Grande; man findet sie zu Futatoro, südlich von Fezzan, und an den Gränzen des mächtigen Königreichs Bornu. In dem weiten Gebiet zwischen Senegambien und Guinea sind Zweige der muhammedanischen Susu, gewöhnlich die Fulahs von Guinea genannt: Timba, das Laing und Adams besuchten, ist die Hauptstadt ihres Stamms: zu ihnen gehört die Mehrzahl der Fulahs von Freetown. Die interessanten Fulahs im großen Reiche des innern Sudan besuchen seltener Sierra Leone.

Die Mandingos sollen nach den Geographen aus einem Königreich gleichen Namens in der Nähe der Dscholibaquellen kommen. Der Name Mandingo scheint indeß eher einen zum Islam Bekehrten als ein besonderes Land zu bezeichnen. Die zu Sierra Leone sind meistens Susus oder Timmanis, welche ihren Fetischdienst mit dem Koran verwechselt haben.

Der Eifer der Fulahs, die Religion ihres Propheten unter den Negern auszubreiten, wird mit Erfolg gekrönt. Schon sind sie durch den westlichen Theil Afrika's gedrungen, und haben in jeder nur etwas bedeutenden Stadt des Innern Fuß gefaßt. Die Folgen dieses Proselytismus sind sehr wohlthätig, denn eines Theils wird durch den Islam der rohe Fetischdienst verdrängt, andern Theils zeichnet sich der Moslem durch höhere Einsicht, Fortschritte in nützlichen Künsten und den Reiz einer anständigen Kleidung aus: wo sie sich niederließen als Handelsleute und Handwerker, werden die Fetischtempel weniger besucht. Emsig darauf bedacht, die zwar stille, aber große Gewalt zu erringen, welche der Fulah über das Volk im Ganzen ausübt, beeilt sich der Häuptling einer Stadt, selbst sich als Schüler zu erklären. Er wird ein „Mann des Buchs“ oder Gelehrter, und trägt das imponirende Kleid des Moslems mit angemessener Feierlichkeit in Mienen und Haltung; in den Städten der Timmanis, Susus und selbst der Bulloms ist der Ba oder Häuptling oft ein Mandingo.

In Freetown ist die muhammedanische Bevölkerung sehr gemischt, obwohl man sie unter dem allgemeinen Namen Fulahs und Mandingos begreift. Ihre roh gebaute Moschee ist nur ein längliches Viereck, das durch einzelne, in kurzen Entfernungen gelegte Steine bezeichnet wird. So schlecht der Tempel ist, so zählt er doch in seinem Umfang wahrscheinlich mehr

---

*) So sagt man gewöhnlich in Europa, das Gold wird aber in gediebten Ringen verkauft.

Fromme, als das kostspielige und weitläufige Gebäude der englischen Kirche. Es ist interessant, von den düstern, stillen Vorstädten der nackten unverheiratheten Krus, wo tausend Männer in tiefer Stille wohnen, und man kein Weib sieht oder hört, nach den lärmenden Straßen der Fulahs zu gehen, wo es zahlreiche geschwätzige Frauen gibt, oft lebhaft gekleidet, mit einer vom Kopf herabfließenden Schärpe und die Haare mit Korallen, Ambrakügelchen und Ringen vom weißesten Elfenbein durchflochten. Freetown ist in der That die Stadt der Kontraste.

Religionseifer allein leitet gewiß nicht die große Zahl von Fulahs und Mandingos, welche das Malerische von Freetowns geschäftigen Straßen erhöhen. So eifrig sie auch ihre Religion ausbreiten, Eroberungen machen, und unter den umwohnenden barbarischen Stämmen politischen Einfluß erwerben, so müssen sie doch wohl erkennen, daß sie in dem englischen Gebiete nicht wohl ein Uebergewicht erlangen können. Sie treiben einen lebhaften Handel mit Vieh und einfachen, selbst verfertigten Manufakturwaaren. Ihren Berichten von den zahllosen Heerden in ihrem Lande ist nicht wohl zu glauben. Der fortdauernd steigende Verbrauch von Fleisch in Sierra Leone und der stete Begehr von Lebensmitteln, der durch täglich geordnetere Lebensgewohnheiten gesichert ist, werden den bisher ungewissen und schwierigen Verkehr zwischen der englischen Kolonie und dem Lande der Fulahs allmählich erweitern. Wenige Menschen verfolgen ihr Interesse mit mehr Scharfsinn: so haben sie bisher aus Eifersucht gegen die Konkurrenz mit dem weißen Mann den Zugang ins Innere des Landes ihm verschlossen. Die Erfahrung beweist ihnen allmählich, daß der Handel mit dem weißen Manne vortheilhaft ist, und die Zeit kann kommen, wo eine Kommunikation zwischen Timba oder Timbuktu und Freetown sicher und gefahrlos wird.

In der Fulahvorstadt sieht man allerlei Handwerker in fleißiger Arbeit: sie machen Sandalen und Kriegstaschen, flechten Stroh zu Hüten oder schreiben Koranverse zum Verkauf. Ihre Schmiede machen künstliche Arbeiten troß dem Mangel an Werkzeugen, die ein europäischer Schmied für unentbehrlich halten würde. Silberringe von unmäßiger Größe, schildförmig und mit Hieroglyphen bezeichnet, sind ihre Lieblingsarbeiten. Sie sind indeß, um ihnen ihr Recht anzuthun, große Spitzbuben. Merkwürdig ist, daß die Professionen des Schmieds und des Schneiders besonders ehrenvoll sind, und selbst Könige sich nicht schämen sie auszuüben. Afrika ist seines Leders wegen schon seit langer Zeit berühmt; die Fulahs bereiten es auf eine Weise, die ihm Festigkeit und Geschmeidigkeit zugleich gibt; dem äußern Ansehen und Geruch nach gleicht es mehr dem russischen, als dem marokkanischen Leder. Die Wälder sind reich an Rinden, welche die adstringirende, beim Gerben so wesentliche Kraft haben. Die Kriegstaschen, Säbelscheiden, Sandalenbänder und Pferdegeschirre sind mit verschiedenen Farben, namentlich roth und schwarz gefärbt, und mit allerlei seltsamen Bildern verziert, die durch Druck oder Stechen mit der Spitze eines harten Holzes hervorgebracht werden.

Die Art, wie sie das Gold auffinden, wird von ihnen sehr geheim gehalten, oder vielmehr durch schlaue Lügen verborgen. Man weiß, daß es in kleinen Körnern im Sand und Schlamm der Ströme gefunden wird. Das Gold wird dann wie bei uns ausgewaschen; ferner geht aus einzelnen Angaben hervor, daß sie auch nach Gold graben, und sich dazu der Wünschelruthe bedienen, obwohl sie sich schwerlich darauf allein verlassen.

Der Goldhandel ist es indeß, wie schon erwähnt, schwerlich, der sie nach Sierra Leone führt; eines ihrer Hauptgeschäfte scheint dabei zu seyn, freie Schwarze von Sierra Leone nach dem Sklavenmarkt am Ufer der Bulloms zu bringen. Mehrere tausend befreite Sklaven, die englische Unterthanen geworden waren, sind schon aus der Kolonie verschwunden, und die allgemeine Meinung ist, daß man sie in abermalige Sklaverei verlockt hat. Ein großer Theil der Muhammedaner lebt ohne bekannte Subsistenzmittel: sie sind habsüchtig, schlau und nicht sehr gewissenhaft, Sklaverei ist in ihrem Lande gesetzlich, und so halten sie auch den Sklavenhandel für kein Verbrechen. Sie verkehren viel mit den unwissendsten und rohesten unter den eingebrachten Sklaven, und erwerben unter ihnen, wie anderswo, ein unglaubliches Ansehen. Von den freien Schwarzen von Freetown werden sie durchaus als Menschenverkäufer betrachtet. Der schlaue Moslem besticht irgend einen Einfaltspinsel durch Gold oder Versprechungen, daß dieser den eigentlichen Räuber macht. Gelingt die Spekulation, so zieht der Mandingo den Nutzen, schlägt sie fehl, so entkommt er, und läßt den Schlag auf das Haupt seines einfältigen Agenten fallen, den er mit großer Ruhe am Galgen baumeln sieht.

(Schluß folgt.)

Juden in China.

Es gibt eine Judenkolonie in China zu Kai-fung-fu, wovon Davis in seinem Werk über die Chinesen einige interessante Details gibt. Sie sollen nach China mehr als 200 Jahre vor Chr. gekommen seyn, und die Chinesen nennen sie „die Sekte, welche die Sehnen ausreißt.“ In ihrer Synagoge ist ein besonders vorbehaltener Platz für ihr Oberhaupt, das denselben nur unter Bezeugungen tiefer Achtung betritt. Sie erzählen, ihre Voreltern seyen aus einem Königreich des Westens, Juda genannt, gekommen, das Josua nach seinem Abzug aus Aegypten und seinem Zug durch die Wüste eroberte. Ihrer Angabe nach hat ihr Alphabet 27 Buchstaben, obwohl sie gewöhnlich nur 22 brauchen. Wenn sie in ihrer Synagoge die Bibel lesen, so bedecken sie das Gesicht mit einem durchsichtigen Schleier, zum Andenken an Moses, der mit bedecktem Gesicht vom Berg herabging und das Gesetz verkündete. Jeden Sabbath lesen sie ein Stück der Bibel, so daß sie im Lauf eines Jahres das ganze Gesetz durchmachen.

Statistisches über die Provinz Jakutsk.

(Schluß.)

Man spedirt die Waaren, die für Ochotsk bestimmt sind, gewöhnlich gegen den 25sten April, damit die Pferde noch die feste Eisdecke des von Jakutsk 60 Meilen entlegenen Aldan und die Sümpfe passiren können, bevor diese aufgethaut sind. Ist dieß schon geschehen, so waten die Pferde im Schmutze bis übers Knie, fallen oft und werden sehr

Digitized by Google

malt. Dazu kommt dann noch das angreifende Durchschwimmen der Flüsse, und viele kommen dabei um. Man kann die Zahl der von Jakutsk nach Ochotsk gehenden Packpferde jährlich auf 7 bis 12,000 rechnen. Je größer die Waarensendungen nach Ochotsk sind, je nachtheiliger ist es für die Jakuten, die, wenn mehr als 8000 Pferde erfordert werden, Stuten und kraftlose, nicht ausgewachsene Thiere zu Hülfe nehmen müssen. Eine Folge davon ist, daß eine Menge dieser Pferde unterwegs stirbt, und die Seuche auch auf die übrigen Thiere verbreiten.

Im Anfange des Novembers, wenn die Flüsse zugefroren sind, gehen die Packpferde nach den Kommissariaten Saschiwersk und Mittel-Kolümsk ab. Es ist dabei berechnet, daß die nach dem letztgenannten Kommissariate bestimmten Waaren dort im Januar eintreffen, und so im Laufe des Februars bei dem Flecken Ostrownoje zum tschuktschischen Jahrmarkt ankommen, wo sich die Tschuktschen mit ausgezeichnetem Pelzwerk und Wallroßzähnen einfinden, die sie gegen chinesische und russische Waaren eintauschen und dann sogleich ihren Rückweg antreten. Zu dieser Zeit senden dann die russischen Kaufleute die eingetauschten Felle nach Jakutsk ab, damit dieselben dort noch während des Jahrmarkts, nämlich gegen Ende August, ankommen.

Die Packpferde, die im Winter nach diesen beiden Kommissariaten abgehen, rasten unterwegs auf Wiesen und in Wäldern, wo sie den Schnee von der Erde scharren, um Gras und Baumblätter zur Nahrung zu finden. Oft finden sie auch eine Art Schafthalm — vermuthlich das equisetum arvense — von den Jakuten „Tschibitäschi“ genannt, das ein kräftiges Futter für die Thiere abgibt.

Alle Reisenden in der Provinz versehen sich in der Stadt Jakutsk mit allem Nöthigen, das in Felleisen von rohem Leder gepackt und auf Packpferden transportirt wird. Man ruht dann abwechselnd einen Tag auf Wiesen oder in Wäldern, wo man Futter für die Pferde findet. Die Reisenden graben den Schnee bis zum Erdboden auf, und machen eine Schneewand gegen die Seite, woher der Wind weht; zu größerem Schutze stellt man noch einen Verhang von Fellen, Segeltuch oder Leinwand auf, zündet dann ein Feuer an, um das Alle sich lagern, und so die Nächte zubringen. Beim Schlafengehen entkleidet man sich bis aufs Hemde, und hüllt sich dann in Bären-, Wolfs- oder Rennthierfelle. Die Kleider werden in Schnee vergraben, wo sie trocknen und vor Kälte nicht steif werden. Am Morgen zieht man entweder diese oder ganz trockne Reservekleider wieder an, da die geringste Feuchtigkeit die Gefahr herbeiführt, die Glieder zu erfrieren. Um das Gesicht gegen die Kälte zu schützen, bedient man sich eigener Stirn-, Kinn- und Nasenfutterale, außerdem auch noch Kniestücke. Man muß bei Winterreisen sehr auf einen bedeutenden Kleidervorrath aus Thierfellen sehen; am zweckmäßigsten sind die aus Rennthierfellen, da diese selbst bei der strengsten Kälte weich und schmiegsam bleiben.

Die Provinz Jakutsk steht vermittelst der Gouvernementsstadt Irkutsk mit den russischen und sibirischen Städten in wechselseitigem Verkehr. Zweimal monatlich geht die Post von Jakutsk nach Irkutsk, und eben so oft auch zurück, und zwar im Sommer auf Böten längs der Lena, auch wohl das Ufer entlang über die hohen Berge auf Reit- und Packpferden; im Winter aber fährt sie auf der eisbedeckten Lena. — Von Jakutsk nach Ochotsk findet monatlich einmal der Postenlauf statt, und zwar im Sommer zu Pferde; im Winter dagegen auf folgende Art: 50 Meilen bis zum Flusse Aldan in gewöhnlichen Winterfuhrwerken, dann 17 Meilen zu Pferde, 57 Meilen auf Rennthieren reitend und 25 Meilen auf mit Hunden bespannten Schlitten.

Der oben bemerkte Transport von Mehl, Gries und andern Vorräthen und Kaufmannswaaren nach der Stadt Jakutsk wird in folgender Art bewerkstelligt: Man baut nämlich während der Wintermonate an den Flußhäfen der Lena Fahrzeuge von verschiedener Art, nämlich viereckige Barken aus dickem Holze, die inwendig große Kasten haben, in die man Mehl, Gries, Salz u. dgl. ladet, und zwar bis zu dem Gewichte von mehr als 600,000 Pfund. Dann eine Art kleinerer Barken, Pawuski genannt, ähnlich denen auf der Wolga, 300,000 Pfund tragend; ferner Böte von verschiedener Größe, in die man 40 bis 80,000 Pfund ladet. Ehe nun der Frühling beginnt, bringt man alle Lasten und Kaufmannsgüter zu den Flußhäfen, das Meiste zu dem wichtigsten bei dem Flecken Katschuga, an der Quelle der Lena, 40 Meilen entfernt von Irkutsk. Das Mehl, Salz u. dgl. wird dann in die Barken geschüttet und mit Brettern zugedeckt. Andere Waaren packt man in Felleisen, Kasten, Säcke und Matten, und ladet sie in die Pawuski und Böte. Ungefähr um den 23sten April setzt sich das Eis in Bewegung und füllt sich die Lena mit Wasser, und nun schwimmen alle Fahrzeuge mit der raschen Strömung flußab, so daß die Fahrt von dem Hafen Katschuga bis zur Stadt Jakutsk, also eine Strecke von 389 Meilen, 15, 25, auch wohl 40 Tage dauert, was von den Wasserfällen, von der reißenden Strömung und von der Geschicklichkeit der Schiffer abhängt. In der Stadt Jakutsk angekommen, ladet man Alles aus, schafft die Kronsgüter in die Magazine, die den Privatpersonen gehörigen Waaren in die Buden und Speicher, und verkauft die Barken und Pawuski an die Stadtbewohner, die sie dann zum Häuserbau benutzen. Die Böte beladet man hier aber mit Pelzwerk und fährt damit stromaufwärts nach Katschuga, und sendet von da die Waaren nach Irkutsk, zur chinesischen Gränze und nach andern Orten. Ungefähr um den 20sten September ist die Schifffahrt auf der Lena beendet, da sich bald darauf der Fluß mit Eis bedeckt.

Sollen von den nach Jakutsk gebrachten Gütern einige schleunig nach Ochotsk geschafft werden, so geschieht dieß mittelst Packpferden. Die übrigen Waaren dagegen bleiben in Jakutsk liegen, bis sich die Winterwege einstellen.

Es bestehen in Jakutsk und dem zur Stadt gehörenden Kreise eine bürgerliche und zwei geistliche Schulen, eine Lancaster-Schule für Kosaken, zwei Kreisschulen und eine Pfarrschule. Diese Anstalten zusammen werden von ungefähr 150 Kindern besucht und von 9 Lehrern wird der Unterricht ertheilt, deren Unterhalt der Regierung 6700 Rubel, der Stadt aber 800 Rubel kostet. Im Stadtkreise befinden sich einige 20 Bauern, die lesen und schreiben können.

Die Bewohner der Stadt Jakutsk und deren Kreise, die sich zur griechisch-russischen Religion bekennen, sind ungefähr 103,000 beiderlei Geschlechts; außerdem noch 2 Katholiken, 2 Hebräer, 6 Muhammedaner und 1800 heidnische Jakuten. Die Stadt hat 7 russische Kirchen, der Stadtkreis ebenfalls 7. — Dann befindet sich in der Stadt Jakutsk ein Kloster dritter Klasse, nämlich das im Jahre 1662 gegründete Spasskische (zum Erlöser), in welchem sich ein Abt, zwei Priestermönche, ein Priesterdiakonus, zwei Priester aus den Weltgeistlichen und fünf dienende Brüder befinden. Im Kreise der Stadt lebt ein Archimandrit, in der Stadt fünfzehn Weltgeistliche, im Kreise neun. Dann existiren noch in der Stadt zwei Bethäuser und vier Mönche. — Kirchen und Geistliche fremder Glaubensbekenntnisse gibt es dort nicht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 213.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Julius 1836.

Die Bevölkerung von Sierra Leone.

(Schluß.)

Kommt man zu Schiffe vor Freetown an, so ist der erste Anblick fast schreckenerregend, denn eine Anzahl kleiner Boote stößt plötzlich vom Ufer ab, und in wenigen Augenblicken ersteigt ein Schwarm nackter, athletisch gebauter und wild aussehender Schwarzer das Schiff, als wollten sie es gewaltsam besetzen. Sie suchen aber nur Arbeit beim Umladen des Schiffs, und unterziehen sich den schwersten Geschäften, die kein weißer Matrose in der brennenden Sonne ausführen kann. Dieß sind die Kru's. Nicht leicht gewöhnt man sich an den Anblick dieser nackten, höchstens mit einem kleinen Tuch um die Lenden versehenen muskulösen Gestalten. Die tättowirten, geschnittenen oder eingebrannten Zeichen auf dem Gesichte kann man als Wappen der verschiedenen Stämme ansehen. Von der Stirne geht eine breite schwarze Linie über Nase, Lippen und Kinn herab, und theilt das Gesicht gerade in zwei Hälften. Eine schwarze Pfeilspitze an dem äußern Winkel des Auges vollendet das Wappen. Nachdem auf diese Weise die Nationalität bezeichnet ist, hat der Geschmack noch ein weites Feld auf dem Rücken, der Brust, dem Bauch, den Armen und Beinen. Am Handgelenke und den Fußknöcheln tragen fast alle einen Leopardenzahn, vermittelst einer Schnur befestigt, als Amulett. Diese Menschen machen die freie dienende Klasse der Kolonie aus.

Die Krurepublik liegt etwa 400 (engl.) Meilen südlich von Sierra Leone, nördlich und westlich vom Kap Palmas. Fünf bedeutende Städte, jede die Hauptstadt eines Distrikts unter verschiedenen Häuptlingen, haben sich zu einem Staate verbunden. Ein Kru, der sich für einen solchen Häuptling ausgab, antwortete auf meine Frage, weßhalb er so weit hergekommen sey, um einem Engländer für 22 oder 25 Schillinge des Monats als Koch zu dienen, mit folgenden Worten: „Kru kann nicht leben ohne weißen Mann; weißer Mann liebt Arbeit, Kru liebt Arbeit, weißer Mann kein Sklave, Kru kein Sklave; wo weiß Mann hingeht, muß auch Kru hinkommen." Einer der auffallendsten Züge dieses seltsamen Volkes ist ihr Abscheu vor der Sklaverei: es wäre interessant zu untersuchen, woher dieser Abscheu vor einer Sitte kommt, die seit undenklichen Zeiten in allen umwohnenden Stämmen und Völkern üblich ist.

In seinem scharf zugehauenen, aus Einem Baum gezimmerten Kanot hat der Kru eine weite Reise zurückzulegen bis zu der englischen Niederlassung. So leicht und schwach ist das Fahrzeug, daß es oft auf der See umgestürzt wird, und stets voll Wasser ist; daraus macht er sich nichts, er schwimmt, wenn es umgestürzt worden, daneben her wie ein Meerschwein, kehrt es bald wieder um und springt hinein, ohne sich im Geringsten ums Naßwerden zu kümmern, da er keine Kleider trägt, und während der Reise die meiste Zeit über bis um die Mitte des Leibes im Wasser sitzt. Aber schlimmere Gefahren als Wind und Wellen bedrohen ihn. Auf der Küste zwischen dem Krulande und Sierra Leone wohnt ein wilder, trotziger Stamm, eine Art Seekönige, welche dem unbeschützten Kru auflauern, und namentlich wenn er auf dem Heimweg begriffen ist, den durch jahrelange Dienstbarkeit errungenen Gewinn abnehmen.

Der Kru hat nur Gelderwerb im Sinn; an die härtesten Entbehrungen gewöhnt, ist das Geringste für ihn ein Schatz. Er kömmt jung zu Freetown an, und arbeitet als Lehrling bei einem Krumeister; nach zwei- oder dreijährigem Gehorsam arbeitet er für eigene Rechnung, nimmt selbst Lehrlinge an und empfängt ihren Lohn. Von 20 Schillingen, die er monatlich gewinnt, gibt er vielleicht nicht Einen aus: „ist frugal im Essen",*) hat keinen Schneider zu bezahlen, seine Thätigkeit erschlafft niemals, und vor Allem ist er ein vollendeter Dieb.

Mit 40 Jahren hat er gewöhnlich etwa 30 Pfd. St. zusammengebracht, und damit den Gipfel irdischer Größe erreicht. Er legt das nutzlose Geld, — denn in seinem Lande gibt es keine Metallmünze, — in Waaren an, und kehrt zurück, um bei seinem Volk als „viel reicher Mann mit einer Menge Weibern" zu leben. In Sierra Leone sind keine Kruweiber, und der Theil der Stadt, den sie bewohnen, bietet deßhalb ein unvergleichliches Beispiel eines Junggesellendorfs dar. Ich bin durch die Gruppen dieser locker zusammengeflochtenen Hütten gegangen, welche diese seltsame Vorstadt von Freetown bilden,

*) Das Fleisch todter Hunde ist seine größte Delikatesse.

und sah Haufen nackter Männer theils in leisem Gespräch, theils schlafsuchend nach der harten Arbeit vor Hütten liegen ohne Fenster und kaum groß genug, daß ein etwas großer Mann seine Glieder ausstrecken kann. Kein Weib war zu sehen, nur etwa tausend Männer waren hier beisammen, und das dumpfe Schweigen, das auf diesem Quartier der Unverheiratheten lastet, erweckte seltsame Gedanken.

Die Krus, in steter Berührung mit englischen Matrosen, erhalten von diesen statt ihrer unverständlichen einheimischen Namen allerlei wunderliche englische Benennungen, wie „fliegender Fisch," „Bierbouteille," „Schmorpfanne" u. dgl. und antworten bald gutmüthig auf diesen Ruf. Sie zeigen viel Schärfe des Verstands, die Nation im Ganzen ist aber unwissend, und wenn gleich einige die großen Vortheile, welche die Weißen durch ihre größern Kenntnisse besitzen, erkennen, und sich zu unterrichten wünschen, so sind doch ihre Landsleute zu Hause „dem Buch des weißen Mannes," wie sie den Unterricht nennen, so abgeneigt, daß wenn einer mit Kenntnissen ausgerüstet zurückkäme, er ohne weiteres von seinen Landsleuten verjagt werden würde. Bei viel natürlicher Anlage ziehen doch fast alle Unwissenheit einer ewigen Verbannung von ihren Verwandten vor. Indeß habe ich doch einige Krus gesehen, welche die Schiefertafel in der Hand bloß zur Unterhaltung unmäßige Summen mit einander multiplicirten.

Manchmal beleben sie die Straßen von Freetown durch ihren Nationaltanz: Krickery-bu der Todtentanz genannt, welcher allegorisch die Macht des Todes darstellt. Ein Mandingo mit mächtigen Grigris (Amuletten) wunderlich gekleidet, und um die Häßlichkeit zu erhöhen, mit rohem Ziegenfell verziert, singt ein monotones Recitativ. Zwei Krus mit dem furchtbaren Kriegsmesser bewaffnet springen auf ihn los, weichen jedoch nach jedem Angriff zurück, während der den Tod vorstellende Mandingo langsam, aber sicher, sich ihnen nähert. Endlich steht er ganz vor ihnen, da sinkt ihr Muth, die erhobene Hand fällt nieder, die Angreifer beugen sich vor dem unbewaffneten Sieger und bleiben regungslos liegen. Der Tod ändert hierauf plötzlich die Melodie, schlägt mit seiner Korallenschnur lebhafter auf die Calebasse, *) die Todten springen wieder auf, machen ein Paar muntere Sprünge und der Tanz ist vorüber.

Die Krus scheinen die einzigen Neger zu seyn, welche zur Unterhaltung an körperlicher Anstrengung Vergnügen finden. Sie ringen gern mit einander, und ihre Stärke ist fast übermenschlich. Wenn die oft harte Arbeit für ihren weißen Herrn vorüber ist, widmen sie häufig noch ganze Stunden dieser Leidenschaft des Ringens. Die Sache wird ganz wie ein Zweikampf betrieben, und oft wirft der eine Kämpfer, wie die Schweizer Ringer, seinen Gegner, wenn er ihn an Schenkel und Schulter gefaßt hat, über den Kopf hinaus. Indeß stört der Ausgang des Kampfs niemals die freundschaftlichen Gesinnungen beider gegen einander.

Obwohl den Bewohnern der Westküste im Allgemeinen an Verstand und Thätigkeit überlegen, und namentlich durch ihren Abscheu vor der Sklaverei ausgezeichnet, werden die Krus dennoch von den Ansiedlern und Marons, und größtentheils auch von den befreiten Schwarzen verachtet. Der Grund mag wohl darin liegen, daß sie sich freiwillig zu Dienern hergeben. Es stößt gegen die Vorurtheile dieser Schwarzen an, daß ein Mann Weiberarbeiten, wie z. B. das Stoßen und Kochen des Reißes, verrichten soll. Darum halten sich auch die Krus streng von den andern Bewohnern geschieden; nur mit Gelderwerb beschäftigt, nehmen sie keinen Antheil an den allgemeinen Angelegenheiten der Stadt, und vermeiden so viel als möglich unnöthigen Verkehr mit den übrigen Bewohnern. Sie schließen andere völlig von sich aus, nur Leute ihres Stammes dürfen in Krutown wohnen, und niemand wird eingeladen, diesen Stadttheil zu besuchen. Ihre besonderen Gewohnheiten werden strenge aufrecht erhalten, und keine Neuerung gestattet.

Die am mindesten zahlreiche Klasse von freiwilligen Einwohnern Freetowns besteht aus Weißen: seit schwarze Truppen die englischen ersetzten, sind wohl selten über hundert hier gewesen. Mit Ausnahme von etwa 20 Kaufleuten sind die andern lauter Angestellte der Regierung, die, gelockt durch sehr hohe Besoldungen wegen des für ungesund geltenden Klima's, hier einige Jahre zubringen, aber wegen der Kürze des Aufenthalts an der dauernden Wohlfahrt der Kolonie wenig Interesse nehmen, und von ihrem reichlichen Einkommen einen bedeutenden Theil zurücklegen, um so bald als möglich mit einem genügenden Auskommen nach England zurückkehren zu können. Ausnahmen von dieser Regel mag es geben, allein sie sind gewiß selten.

Die Dienerschaft besteht beinahe ausschließlich aus Männern; ein vertrauter Neger mit einem Lohn von 30 bis 40 Pfd. dient als Majordomo, und beaufsichtigt die im Hause wohnenden. Der Ueberrest, meist Knaben, betrachtet oft den Vortheil, im Hause eines weißen Mannes zu dienen, als hinreichende Belohnung; selbst benachbarte Häuptlinge der Timmanis und Susus halten es für ein Glück, wenn ihre Söhne einen solchen Dienst erhalten können. In einer Haushaltung, die fünf oder sechs männliche Diener zählte, erhielt nur der erste einen Lohn, der zweite im Range war der älteste Sohn eines Häuptlings, der als solcher jeden Lohn unwillig zurückwies: er hatte schon mehrere Jahre bei seinem Herrn gedient, und war einmal mit ihm in England gewesen. Wenn er seinen Dienst und die Kolonie verläßt, um bei dem Tode seines Vaters Häuptling des Dorfs zu werden, so hat er den Vortheil fertig englisch zu sprechen, und die Vorzüge des civilisirten Lebens zu kennen. Er, so wie die meisten jungen schwarzen Diener weißer Herren, zeigte viel Geschmack für Schreiben und Lesen, und hatte gute Fortschritte darin gemacht. Jedem Hause sind einige nicht darin wohnende Diener zugegeben. Dieß sind Krus, welche als Köche, Stallknechte u. dgl. dienen. Die Köche namentlich nehmen einen höhern Rang ein, sind häufig Kruhäuptlinge, und werden gut bezahlt.

Die große Masse der Einwohner von Freetown und die Gesammtbevölkerung der übrigen Halbinsel, mit Ausnahme einiger Güterverwalter und Missionäre, besteht aus Schwarzen, die

*) Dieß Instrument heißt Gumbay; die Calebasse ist getrocknet.

man aus Sklavenschiffen befreite. Die englische Regierung bestimmte diese Kolonie zu dem besondern Zweck, diese unglücklichen Opfer des Sklavenhandels unterzubringen. In diese heterogene Masse befreiter Sklaven aus vielen Nationen sind diejenigen ursprünglichen Einwohner von Sierra Leone verschmolzen, welche beim Abtreten des Distrikts durch die Timmanihäuptlinge im Land und den Engländern unterworfen blieben.

Es ist nicht leicht, die ganze Masse befreiter Sklaven zu charakterisiren, da die mannichfachen Elemente so vieler wilden Stämme noch nicht gehörig verschmolzen sind, um eine andere allgemeine Angabe zuzulassen, als die, daß sie mit längerem Bleiben die wilden Gewohnheiten, die den neu gefangenen Sklaven bezeichnen, mehr und mehr ablegen. Bringt man sie nach einer Reise von mehrern Wochen in dem engen Sklavenschiff ans Land, so gibt man ihnen zuerst ein Stück Calico um ihre Blöße zu bedecken; dann erhalten die Männer einen Fleck Landes, einige Werkzeuge, etliche Wochen lang zwei Pence des Tags, und dann überläßt man sie sich selbst. Mancher „Gefangene" bringt sein Leben in süßem Nichtsthun hin, und verschläft in seiner groben Hängmatte von Palmstricken alle Sorge; viele begnügen sich damit, einige Tage auf Bepflanzung des Bodens mit Cassada, Cacao u. dgl. zu verwenden, welche die gütige Natur in genügender Menge für den Bedarf eines Jahres von einem kleinen Stück Feldes liefert; andere, thätiger und klüger, in der Nähe der Hauptstadt, bringen täglich Früchte, Grasbündel, Gemüse u. dgl. auf den Markt, und sind zufrieden, wenn sie am Schluß des Tages eine Kupfermünze gewonnen haben. Der Markt ist freilich roh genug, und zeigt nur in zwei Punkten eine Spur von Civilisation, nämlich in dem hie und da vorkommenden Gebrauch baumwollener Sonnenschirme, und in den sichtlichen Wirkungen des Rums. Völlerei ist eines der ersten Dinge, das dem einfachen Schwarzen von seinem Freund, dem klugen Weißen, mit Glück gelehrt wird.

Einige „Gefangene," — Captives, dieß ist die gewöhnliche Benennung, legen sehr bald ihre rohen Sitten ab, erheben sich über ihre Mitbrüder, und werden nützliche, fleißige Arbeiter. Man findet Schneider, deren Väter niemals um Kleidung verlegen waren, und deren Fabrikat, wenn auch nicht nach Stulzischem Schnitt, sich doch tragen läßt. Im Ganzen sind die Gefangenen im Fortschreiten begriffen, und von ihrer steigenden Wichtigkeit und ihrem beginnenden Unternehmungsgeist hängt die künftige Wohlfahrt der Kolonie ab, da außer ihnen nur die Marons als bleibende und an Anzahl und Reichthum steigende Bewohner anzusehen sind.

Die befreiten Sklaven sind Leute aus den unzähligen Sklavenstämmen um die Halbinsel von Sierra Leone her, seit aber die Bemühungen der englischen Kreuzer hier den Sklavenhandel sehr vermindert haben, findet sich, daß der größere Theil der befreiten Sklaven aus dem Süden auf der Guineaküste und aus dem Osten im Innern ist. Zu den Hauptstämmen gehören die Aku, die Ibbo, die Bassa, die Papaw, die Congo, die Coromantin, die Calabar und die Bonny. Alle kommen nach der Kolonie als völlige Wilde. Doch sind die Züge der Barbarei den einen stärker aufgeprägt als den andern. Das Gesicht der Aku ist tief eingeschnitten in perpendikulären Linien, welche Narben von lichterer Farbe zurücklassen. Auch die Ibbos machen Einschnitte und bemalen Gesicht, Rücken, Arme und Brust. Das Gesicht der Bassas ist gleichsam aufgerissen, aber wie es scheint, ohne eine besondere Form, und die auf dem Rücken ihrer Weiber angebrachten Zeichen sind so eigenthümlich gemacht, daß die Haut aus den Wunden vorsteht, als lägen Schnüre darunter, um sie zu heben.

Die Akus schreiten vorwärts, und liefern gute Arbeitsleute und Diener. Etwa drei Meilen von Freetown ist das Dorf Kissey, genannt nach dem Namen eines Flusses in ihrer Heimath. Für diese zeigen sie große Neigung und viele leiden am Heimweh. Einst wollte das ganze Dorf die Kolonie verlassen, um in ihr Vaterland zurückzukehren, der Gouverneur zwang sie aber mit Gewalt, zu bleiben, wo sie waren. Die Papaws sind ein einfaches, friedliches Volk, das in Hütten von Flechtwerk und Lehm lebt, und mehrere tausend Köpfe stark ist; einige darunter sind zu Vermögen gelangt, und ließen sich Häuser nach Art der Europäer bauen mit steinernen Mauern, Thüren und Fenstern. In einiger Entfernung von der Krustadt sind die Hütten der Congos, die auf den westindischen Inseln so wohl bekannt sind, und dort einen großen Theil der Sklavenbevölkerung ausmachen. Gleich allen Sklavenstämmen im Süden von Sierra Leone nehmen sie in der menschlichen Familie eine sehr tiefe Stufe ein, doch werden sie bald fleißig und gewinnen Geschmack an einem ordentlichen Leben. Ihr Dorf ist malerisch und sehr reinlich, ein Vorzug, der allen diesen Ansiedlungen ziemlich gleichmäßig zukommt; die Hütten sind gewöhnlich durch angebauten Boden und Baumgärten von einander getrennt. Von allen Vorstädten Freetowns ist Congotown die angenehmste und am wenigsten barbarische.

Bei einer Beschreibung der Hauptstadt darf man die Jaloffs oder Yoliffs nicht übergehen, obwohl sie nur gering an Zahl sind. Die Sitze der Nation stoßen an den Gambia, und sie sind für die Kolonie von Senegambien, was die Bulloms und Timmanis für die von Sierra Leone sind. Sie unterscheiden sich auffallend von den übrigen wilden Stämmen, und namentlich ihre Frauen sind von schlanker, schöner Statur. Den Jaloff-Mädchen schreiben die der andern Stämme, wahrscheinlich aus Eifersucht, die Macht des „bösen Auges" zu. Gewiß ist, daß die Mädchen keines andern Stammes so viel Reizendes haben.

Diese Nachrichten über die mannichfachen Bewohner von Freetown wollen wir mit einer kurzen Bemerkung über die zahlreichen Sprachen schließen, die darin gesprochen werden. Englisch oder vielmehr ein aus englisch und barbarischen Wurzelwörtern zusammengesetzter Jargon ist das allgemeine Verbindungsmittel, wenn die einheimischen Sprachen der Redenden ungleich sind. Die Neger haben eine besondere Gabe, Sprachen in unglaublich kurzer Zeit zu lernen, und nach wenigen Tagen vermögen sie in einer fremden Mundart sich verständlich zu machen; auch vergessen sie das einmal Erlernte nicht leicht. Die Ansiedler behaupten von den Sherbro-Bulloms abzustammen, und sprechen die Bullomsprache; die Fulahs grüßen arabisch, und spre-

chen auch häufig diese Sprache. Die Timmanis sind die zahlreichste und mächtigste der umliegenden Nationen, und Timmani wird auch größtentheils in Freetown gesprochen.

Die Feuersbrünste in Konstantinopel.

Die Feuersbrünste vertreten in Konstantinopel gewissermaßen die Stelle der Oppositionsjournale, denn sie sind das Mittel, durch welches die Partelen ihre Unzufriedenheit mit den Maßregeln der Regierung zu erkennen geben. Nie fielen sie häufiger vor als während der Revolution, welche die Aufhebung der Janitscharen zur Folge hatte. Der englische Geistliche, Herr Walsh, der sich zu jener Zeit in Konstantinopel befand und der seine dortigen Erlebnisse in zwei so eben zu London erschienenen Bänden veröffentlicht hat, sagt darüber: „Die inzwischen vorfallenden Ereignisse bewiesen, daß die ausbrechenden Feuer nicht zufällig entstanden, sondern die letzten Versuche der Anhänger der Janitscharen waren. Einige Tage später brach schon wieder ein neues Feuer aus, das 400 Häuser verzehrte, und in der darauf folgenden Nacht ein anderes, welches 800 Häuser in Asche legte. Den nächsten Tag kam der Palast des Kapudan Pascha und ein Theil des Tersanha, oder Arsenals, an die Reihe. Kaum war ein Feuer gelöscht, so brach auch schon wieder ein anderes aus, bis endlich eines Morgens von Galata aus die ganze Stadt Konstantinopel in Flammen stehend erblickt wurde. Das erste Feuer brach in der Nähe der Sieben Thürme an mehrern Stellen zugleich aus, und griff so rasch nach dem Mittelpunkt der Stadt zu um sich, daß man bald ein Flammenmeer von fast einer englischen Meile Länge und eben so viel Breite erblickte. Die Einwohner flüchteten mit ihren Habseligkeiten nach dem Distrikt Balata auf der andern Seite der Stadt, aber bald brachen die Flammen auch hier aus und verscheuchten sie wieder. In kurzer Zeit brannten sechs verschiedene Feuer in Konstantinopel, welche 11,000 Häuser, und, die in Pera zerstörten mitgerechnet, im Ganzen 21,000 Gebäude binnen wenig mehr als einer Woche verzehrten.

„Diese furchtbare und beharrliche Zerstörungswuth beunruhigte Jedermann, und schon hieß es, daß man einen Ort gänzlich verlassen wolle, wo Leben und Eigenthum so unsicher waren. Die Regierung stellte Nachforschungen an, und mehrere Kerls wurden gefangen, bei denen man Condacs oder Feuerkugeln fand, die sie so lange zu gebrauchen entschlossen waren, als noch ein Haus auf den beiden Halbinseln stehen würde. Sie wurden auf der Stelle hingerichtet, und man sah sie in den Straßen liegen, den Kopf zwischen den Beinen und einen Condac oder eine Lunte im Munde, um dadurch anzudeuten, weßhalb sie bestraft worden waren. Keine Entdeckung wurde jedoch gemacht, die darauf hätte führen können, wer eigentlich die Anstifter dieser Gräuel seyen, bis endlich eines Tages eine besser aussehende Frau ergriffen wurde, bei der man ebenfalls eine Feuerkugel fand. Sie sagte aus, ein Tschelebi, oder vornehmer Herr, habe sie ihr auf der Straße nebst 500 Piastern in die Hand gedrückt. Bei näherer Personsbeschreibung erkannte man einen der einflußreichsten Ulemas in ihm. Er wurde verhaftet, und zeigte auf der Folter mehrere Mitschuldige an. Es ergab sich, daß bei 300 Militärpersonen, worunter mehrere Kapudans, sich verschworen hatten, die Stadt im Verein mit den albanesischen Rebellen und den Anhängern der Janitscharen zu zerstören, bei der herrschenden Verwirrung den Sultan abzusetzen und die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen."

Die der Brandstiftung verdächtigen Offiziere wurden bei einem Fest, zu welchem sie von dem Sultan eigens eingeladen worden waren, erdrosselt, denn Mahmud zeigt sich — gleich seinem Vorbild Peter dem Großen — gnädig gegen jeden Verbrecher, nur nicht gegen den, der die Plane zu Civilisirung seines Volks durchkreuzt.

Ueber die Strassen und Kloofs in der Kap-Colonie.

Major Mitchell, von den königlichen Ingenieuren, theilte der geographischen Gesellschaft in London hierüber eine Reihe von Bemerkungen mit, von denen wir Nachstehendes ausheben. „Eine Bergreihe läuft den südlichen und westlichen Küsten in einer Entfernung von etwa 40 Meilen von der See parallel, und schneidet die Verbindung mit dem Inneren ab, welche nur durch einige Bergpässe, die den holländischen Namen Kloofs behielten, unterhalten wird. An der westlichen Reihe sind neun dieser Bergpässe, wo man meist die Wagen aus einander legen, und sie nebst der Ladung hindurchtragen muß, worauf die Wagen wieder zusammengesetzt und frisch beladen werden. Würde eine gute Straße bei Mosterts Hoek Kloof angelegt, was nach Angabe Major Mitchells für 8000 Pfd. St. geschehen könnte, so wäre kein anderer Durchgangspunkt durch diese Kette absolut nöthig. An der südlichen Kette sind acht oder neun Hauptpässe, die zum Theil vortreffliche Straßen haben, namentlich der Sir Lowry Cole's Paß, durch den i. J. 1830 nur mit einem Aufwande von 3000 Pfd. eine Straße angelegt wurde, welche jetzt 565 Pfd. St. jährlich einträgt, ein Beweis für die Nothwendigkeit der Straße. — Der Attacquas Kloof ist der wichtigste in dieser Kette, und wäre hier eine Straße angelegt, so würden dadurch die Produkte eines sehr großen Landstrichs zu Markte gebracht werden können, und das Grundeigenthum bedeutend im Werthe steigen. Major Mitchell schließt mit der Angabe, wenn die Regierung 10,000 Pfd. auf Anlegung von Brücken und Straßen in der Kapkolonie verwenden wollte, so wäre dann 200 Jahre lang keine weitere Auslage nöthig, und die Kolonie würde inzwischen völlig im Stande seyn, die weitern Kosten selbst zu bestreiten; auch wäre dieß Geld selbst in kaufmännischer Beziehung nicht übel angelegt, da die Straße durch Sir Lowry Cole's Paß 12 Prozente abwirft, und die neuen Straßen nicht weniger ertragen würde. Bis jetzt wurden viele Ansiedler wegen der Schwierigkeit, ihre Produkte zu Markt zu bringen, abgehalten hier Land zu kaufen.

Vermischte Nachrichten.

Ein Herr Hiff, der vielfältige Nachforschungen über den Paraguay-Thee anstellte, theilte seine Forschungen der medizinisch-botanischen Gesellschaft von London mit, und es geht daraus hervor, daß die Pflanze so groß wird als ein Orangebaum. Die Blätter werden gewöhnlich von 2 bis 3 Jahre alten Pflanzen genommen; mäßig genossen, stimmt der Thee zum Schlaf, in starken Dosen berauscht er und verursacht allgemeines Zittern.

Vor einigen Jahren zeigte man in Paris ein Thier, das nach dem Anschlagzettel die eigenthümliche Eigenschaft hatte, durch den Rücken zu uriniren. Die Menagerie des Museums hat jetzt ein vollgewachsenes Spezimen dieser Thiergattung erhalten; es ist das Pecari Südamerika's, ein Thier, das dem Wildschwein ziemlich nahe steht, und auf dem Rücken eine Eichel hat, welche eine stark riechende Flüssigkeit in großer Menge ausscheidet.

*) So hieß einer der letzten Gouverneure des Kap.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Julius.)

Nr. 214.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 August 1836.

Geschichte eines ausgewanderten Schweizers.

(Von Karl Seidler.)

Einer von den Leuten, welche die Auswanderungswuth in das transatlantische Kaiserreich (Brasilien) verschlug, war bei Entstehung der ausländischen Truppenkorps in Militärdienste getreten, und hatte es, da er schon früher in seinem Vaterlande, der Schweiz, Soldat gewesen, in Brasilien binnen kurzer Zeit zum Lieutenant gebracht. Ich wurde mit ihm im J. 1827 auf die im Hafen von Rio de Janeiro gelegene Festung Villegagnon detaschirt, wo wir den Auftrag erhielten, die absegelnden Schiffe visitiren zu lassen, wodurch so viel als möglich die häufigen Desertionen der brasilianisch-deutschen Truppen verhindert werden sollten. Da nun der Landwind in der Regel nur bis zehn Uhr Morgens weht, und man nur mit diesem Winde aus dem Hafen laufen kann, so waren wir den ganzen übrigen Theil des Tages unbeschäftigt. Aus Langeweile kletterten wir also beständig in den steilen Felsen der Insel, auf welchen die Festung liegt, umher, und schlugen Austern los oder fischten. Aber auch das Austern wird man zuletzt überdrüssig, und das Fischen ist ebenfalls für die Dauer keine unterhaltende Sache; ich suchte daher meinen Gefährten, der bisher sehr einsylbig, und, wie es mir schien, mißtrauisch gegen mich gewesen war, zum Sprechen und zum fröhlichem Scherze zu bewegen, was mir jedoch im Anfange nicht gelingen wollte. Endlich drang ich eines Abends in ihn, mir seine Lebensgeschichte zu erzählen, worauf er mich sehr scharf ansah, und ich bemerkte deutlich, daß eine große Veränderung in seinem ganzen Wesen vorging. Zuletzt hub er an:

„Ich kann zwar nicht begreifen, daß Sie nicht wissen sollten, was ganz Rio weiß; aber eben so wenig traue ich Ihnen zu, daß Sie Ihren Spott mit mir treiben wollten; also hören Sie denn, was wohl des Erzählens werth ist.

„Ich kam, wie so manche tausend Andere, mit einigem Vermögen nach Brasilien, in der Absicht, hier den Landbau zu betreiben, und begab mich daher, nach einem kurzen Aufenthalt in der Hauptstadt, sogleich nach Neu-Freiburg *), wo mir ein Stück Land angewiesen wurde. Ich hatte ein glückliches Loos getroffen; mein neues Besitzthum war ungewöhnlich gut, meine Saat gedieh, meine kleine Heerde wuchs und meine Existenz schien begründet. Doch fehlte mir noch etwas in meinem Hause; denn ich war nicht mit Unrecht der Meinung, daß ein Kolonist zu seinem künftigen Fortkommen nothwendig einer guten Hausfrau bedürfe, die ihm mit liebevoller Aufmunterung als tröstender Engel zur Seite stehe, und für das Wohl der Wirthschaft mit den tausend damit verknüpften, scheinbar unbedeutenden, doch wichtigen Details, welche besonders hier den schönen Wirkungskreis des Weibes bilden, unermüdet sorge, während ein schwerer Beruf den Gatten fern von seiner Hütte hinruft. Also sah ich mich unter meinen Landsmänninnen nach einem solchen Gegenstande um; die Wahl stand mir offen, ich fand auch bald in einem recht hübschen, jungen, aber armen Mädchen diejenige, welche mich, meiner Meinung nach, unendlich glücklich machen könnte. Meine Neigung wurde erwidert, binnen wenigen Wochen trug ich der Erwählten meine Hand an, und kurz darnach führte ich sie zum Altare. Die Flitterwochen flogen, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, recht schnell und freudig dahin. Ach, dieß überschwängliche Glück sollte nur einen so kurzen Bestand haben; bald mußte ich so fürchterlich darunter erliegen; Alles sollte ich verlieren, was ich noch besaß, — meinen Glauben an die Menschheit.

„Etwa ein halbes Jahr nach meiner Verheirathung, als ich eines Abends im Schweiße meines Angesichts von meiner schweren Arbeit nach Hause zurückkehrte, begegnete mir einer meiner Nachbarn, ein junger, rüstiger Mann, der eben so sehr wegen seiner Schönheit, als seines Leichtsinns in ganz Novo-Friburgo (Neu-Freiburg) bekannt war. Schon früher that er mir manche Dienstleistung, und mein unbefangenes Herz hatte sich zu diesem Manne hingezogen gefühlt. Er begleitete mich eine Strecke Weges, wir sprachen von unsern Hoffnungen, Planen, Beängstigungen, von der Schweiz und von Brasilien. Bei einem Scheidewege trennten wir uns; ich reichte ihm herzlich die Hand,

*) Neu-Freiburg liegt etwa 10 portugiesische Meilen von der Hauptstadt Brasiliens, Rio de Janeiro, entfernt, und war die erste ausländische Kolonie, welche auf Befehl des verstorbe Königs von Portugal Dom Johann VI gestiftet wurde.

Digitized by Google

wie es bei unserm Volke Sitte ist, und wie es auf dem ganzen Erdenrunde seyn sollte, — da raunte er mir in das Ohr, daß man hinter meinem Rücken von meiner Frau eben nicht das Beste spreche, daß meine Emmy die Buhlerin eines Andern sey. Ich stutzte, — ich wollte den schnell Forteilenden zurückhalten, aber er war hinter dem Maisfelde verschwunden, — ich rief ihn, aber er hörte nicht; wie rasend eilte ich heim, ein schreckliches Gericht wollte ich halten; aber mein Weibchen war mir ja immer mit so freundlicher, unschuldsvoller Miene entgegen gekommen, und diesen Abend, gerade diesen Abend erstickte sie mit tausend Küssen jeden Zweifel, jedes Mißtrauen, jedes Vorwurfswort. Ich schwieg, denn ich war selig.

„So waren wir fast ein Jahr verheirathet, als meine Emmy mir ein Söhnlein gebar. Alle Nachbarn eilten herbei, das Kind zu sehen; aber wie soll ich die Empfindungen schildern, die meine Brust zerrissen, wenn ich mir durch ihre spöttischen Blicke, ihre gar zu deutliche Mimik sagen lassen mußte: Du bist nicht der Vater! Hahnreischaft ist immer der schlechteste Ritterorden; denn man hat nur selten die gewisse Ueberzeugung, daß man ihn wirklich nicht besitzt. Ruhig konnte ich natürlich nicht seyn, die wüthendste Eifersucht erwachte in meiner Brust, und ich beschloß, in Zukunft aufmerksamer zu seyn, ich wollte dem Argus seine hundert Augen abborgen. Von dieser Stunde an nahm ich ein geladenes Gewehr mit zu meiner Arbeit, und als mich meine Frau befragte, zu welchem Zwecke dieß geschehe, schützte ich vor, die Tiger hätten sich wieder in der Nähe gezeigt, ja, ich läugne es nicht, ich fügte spitzfindig hinzu: meine Kugel werde kein Raubthier verfehlen, das sich tollkühn in meine stille Hürde wage. Sie glaubte dieß, sie lobte meine Vorsicht und schien nicht weiter darauf zu achten. Das Kind, das ich nicht mein nennen durfte, besaß die ächte Schweizernatur; es war gesund, roth, dick und sehr aufgeweckt. Meine Frau genas endlich von dem schweren Wochenbette, wobei Wochen zu Monaten wurden; oft lag mir das Wort des Geständnisses auf der Lippe, wenn sie mich Abends so liebreich fragte, warum jetzt immer die Stirn so umwölkt sey, wie der Finsteraarhorn im späten Herbste; allein ich schwieg und lächelte, denn Emmy's Leben stand in Gefahr. Die Liebliche erholte sich wieder, sie las aus meinen Blicken jeden meiner Wünsche. Ich konnte, ich durfte nicht reden.

Da kam ein zweiter Nachbar zu mir, und sprach wie der erste, und versicherte heilig, daß die verruchten Liebeleien bereits von Neuem begonnen hätten. Ich verdoppelte meine Wachsamkeit, und sah jetzt auch in der That verschiedene Male im Schatten der Nacht eine mir fremde Person mit großer Vorsicht um das Haus herumschleichen, nie aber hineingehen. Um den verwegenen Fuchs, dessen weichen Balg ich so gern künstlich präparirt hätte, um die vermuthlichen Hornauswüchse mit solcher Narrenkappe zu verbergen, in die listig gelegte Falle zu locken, sagte ich daher eines Tages meiner gehorsamen Frau, daß ich gesonnen sey, mit einigen Freunden eine Schweinsjagd anzustellen, und daß wir Jäger vielleicht tief in den Urwald vordringen würden, weßhalb es mir vermuthlich unmöglich sey, die folgende Nacht nach Hause zurückzukehren. Anfangs bat sie mich mit hundert Liebkosungen, von meinem Vorhaben abzustehen, als ich sie indeß versicherte, daß durchaus keine Gefahr dabei sey, denn wir wären unserer viele an der Zahl und alle wohl bewaffnet, als ich hinzufügte, daß ein geschossenes Schwein unserem einfachen Haushalte sehr willkommen seyn müsse, da rieth sie selbst dringend dazu. Aber statt auf die Jagd zu gehen, verbarg ich mich in einem nah gelegenen Gebüsche, von wo aus ich das ganze Haus beobachten konnte. Hier mochte ich ungefähr bis 4 Uhr Nachmittags gelauert haben, da entdeckte plötzlich mein scharfes Auge, das, durch den Argwohn gestärkt, dem eines eingebornen Brasilianers nichts nachgab, eine Gestalt, die mir schon früher Anlaß zur Eifersucht gegeben hatte. Sie umschlich heute wieder auf gewohnte Weise mein kleines Wohnhaus, ohne hineinzugehen, aber plötzlich öffnete sich die Thür; meine Frau trat heraus, eilte auf den Fremden zu, und ich sah deutlich, wie man sich die Hände drückte, einige Worte wechselte, sich endlich gar küßte, worauf alsdann der schändliche Gast schnell verschwand, und meine Frau in das Haus zurück eilte. Ich zitterte bei dieser Scene vor Wuth, Verzweiflung und Rache, ich wollte Anfangs sogleich aus meinem Verstecke hervorbrechen, um dem Buben nachzusetzen, der mir so freventlich mein schönstes Gut entwendet hatte. Aber ich besann mich schnell; die Ahnung flüsterte mir zu, daß mit einem Kusse der Handel nicht abgemacht sey. Alles mußte ich wissen; Emmy mußte mein Engel oder mein Teufel seyn. Mein Vorsatz stand fest; das irre geleitete Lamm sollte für die Sünde des Wolfes blutig büßen.

Ich erwartete also geduldig den Abend, und schlich alsdann wie ein nächtlicher Dieb oder eine hungrige Hyäne, ganz in die Nähe meiner einsiedlerischen Wohnung heran. Es schien, als ob diese Nacht das schändliche Unternehmen meiner Frau begünstigen wolle; denn schon um acht Uhr war es rabenschwarze Finsterniß, so daß vielleicht mein Weib ganz wohlgemuth in den Armen ihres Buhlen geruht haben mag, während ich wie ein armer Sünder um das Haus herum patrouillirte. Plötzlich machte mich ein kleines Geräusch aufmerksam, ein Metallklang, der meine letzte Hoffnung zerstörte. Wie in den Boden eingewurzelt blieb ich stehen, das Gewehr mit beiden Händen krampfhaft umfassend; eine unsichtbare Gewalt schien mir die Brust dermaßen einzuengen, daß ich glaubte, sogleich ersticken zu müssen. In diesem todtähnlichen Zustande hörte ich leises Geräusch in meiner Wohnung. Es verging eine geraume Zeit, ehe ich endlich wieder zu mir selbst kam, auch wollte ich absichtlich dem Pärchen einige Minuten freien Spielraum lassen. Dann aber schlich ich behutsam heran, und versuchte die Thüre zu öffnen. Sie war verschlossen. Ich untersuchte alle Fenster, allein keines war offen zu machen. Das Blut sank von dem betäubten Kopfe zu den erstarrten Füßen herab; es schien mir hohe Zeit, Gewalt zu gebrauchen. Ich trat also mit dem Fuße gegen die schwache Hausthür, welche ich augenblicklich einzusprengen glaubte, allein es war, als ob sich Alles an diesem Abende gegen mich verschworen hätte, sie widerstand meiner ohnmächtigen Wuth. Nach mehrern, rasch hinter einander wiederholten Versuchen, sie einzutreten, lehnte ich mich endlich mit

aller Kraft, die mir in diesem Augenblicke zu Gebote stand, mit der Schulter dagegen, — krachend zersprang das schlechte Schloß, — ich stürzte in das Haus und auf die Schlafkammer meiner Frau zu. Auch hier war die Thüre verriegelt, aber ein einziger Stoß öffnete sie. Warum soll ich weiter erzählen, was in dieser Nacht geschah? Warum soll ich den Schleier abheben, der meine eigene Schmach verhüllt? Ist denn die Ehre des Mannes ein Spielball in den Händen einer leichtsinnigen Frau? Ich durfte nicht länger zweifeln. In dem Augenblicke, da ich in das verrammelte Zimmer trat, sprang jemand zum Fenster hinaus. Ich eilte hinzu, ich feuerte mein Gewehr durch die dunkle Nacht aufs Gerathewohl dahinter her. Alles war in Verwirrung. Mein Weib wollte diesen glücklichen Augenblick benutzen, um durch die geöffnete Thür zu entfliehen; ich ergriff sie aber bei den aufgelösten Haaren, und schleifte sie ohne Rücksicht oder Schonung in das Zimmer zurück, wo der schändlichste Frevel mir mein Heiligstes geraubt hatte. Die fast erloschene Kerze wurde in meiner zitternden Hand wieder lebendig; der Zustand, in welchem sich Emmys Kleidung befand, bewies mir nur zu deutlich, was hier bereits vorgegangen war. Meine Rechte fuhr unwillkürlich nach dem Jagdmesser, meine so grob verletzten ehelichen Rechte, wenn nicht zu vertheidigen, so doch wenigstens blutig zu rächen; aber in demselben Momente sank die Unglückliche ohnmächtig zu Boden. Als sie nach einer Stunde wieder zu sich kam, war ich etwas ruhiger geworden; mein Kopf hatte über meine Sinne gesiegt, und ich befahl ihr nun zu beichten. Sie gestand, daß sie mit einem jungen Manne, den sie schon aus frühern Zeiten kenne, dessen Namen sie jedoch nie habe erfahren können, eine Liebschaft gehabt, behauptete jedoch hartnäckig, daß dieß eine rein platonische Liebe gewesen sey. Ich wußte recht wohl — so viel Verstand trauen Sie mir doch gewiß zu, — daß Plato schon lange todt ist, und daß das ihm untergeschobene Liebessystem außerdem nicht in seine vernünftige Offenbarungslehre paßt. In solchen Glaubensfällen kann ich ein Tyrann werden; und ich behauptete blind das Recht der Rache, das mir Gott durch seine Langmuth überließ. Meine Karbatsche brachte also sehr bald ein anderes Geständniß heraus, welches der Wahrheit getreuer war. Ich mußte jetzt hören, daß meine Emmy mit jenem verhaßten Menschen schon vor ihrer Verheirathung Freundschaft gepflegt und Umgang gehabt hatte; da aber beide kein Vermögen besessen, sey an eine eheliche Verbindung nicht zu denken gewesen; folglich hatte mich Emmy nur deßhalb zum Gatten genommen, um nachher ihren verbotenen Umgang desto ungestörter fortsetzen zu können.

„Es empörte mich, daß ich auf diese Art so entsetzlich betrogen war, und ich gestehe frei, ich mißhandelte die Schändliche mit Wort und That, was sie aber mit großer Standhaftigkeit ertrug. Erst als ich ihr erklärte, daß ich mich von ihr gerichtlich scheiden lassen wolle, warf sie sich mir weinend zu Füßen, bat mich, mit ihr zu machen was mir beliebe, nur möchte ich sie nicht ganz verstoßen, denn sie schwöre bei dem Gotte unserer Väter, daß sie sich bessern werde. Und wirklich war ich schwach genug, sie noch länger unter meinem Dache zu dulden, jedoch unter der Bedingung, daß sie von jetzt an ihrer Freiheit beraubt und beständig eingesperrt seyn solle. Sie war mit Allem zufrieden. Seit diesem schreckensvollen Tage war sie noch liebevoller und zuvorkommender gegen mich als je, so daß sich allmählich ein Fünkchen von Mitleid in meinem Busen regte. Sie klagte häufig über körperliche Beschwerden, aber niemals über die Behandlung, welche ihr zu Theil wurde. Da ich ihre Reue für aufrichtig hielt, und jene Kränklichkeiten nur der Ermangelung frischer Luft zuschrieb, so erlaubte ich ihr seit dieser Zeit bisweilen in meiner Gesellschaft im Garten spazieren zu gehen. Ihre Dankbarkeit für diese Güte schien gränzenlos, ich glaubte mein verlorenes Weib wieder gewonnen zu haben, ich verzieh ihr, wie schwer mir auch das Wort der Gnade wurde. Es schien mir Unrecht, meine einst so geliebte Emmy, die Beherrscherin meiner Hütte, als Sklavin zu behandeln; ich räumte ihr wieder die Rechte ein, die ihr von Amtswegen gehörten. Endlich überließ ich ihr sogar den Hausschlüssel wieder."

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Neunzehnter Brief.

Algier, 19ten Februar 1835.

Auf meiner Rückreise von Bona nach Algier begegnete mir durchaus nichts Bemerkenswerthes. — Wenn ich indeß auf das Datum dieses Briefes blicke, so fürchte ich, daß Sie unruhig über mein langes Schweigen seyn werden. Es ist jedoch seit den letzten beiden Wochen kein Paketboot nach Frankreich gegangen, weil die Kommunikation mit Europa durch solche Stürme unterbrochen war, wie man sie sich, selbst während der meist stürmischen Winter in Algier, seit vielen Jahren nicht zu erinnern weiß. Der 11te und 12te Februar waren denkwürdige Tage. In der Nacht des erstern Tages wurde ich gegen 1 Uhr durch das Heulen des Sturmes aufgeweckt, der den Tag über gewüthet hatte. Nachdem er in Bona und Budschia vierzehn Schiffe zu Grunde gerichtet, machte er auch uns einen Besuch, und zerschmetterte in dem sehr schlecht geschützten Hafen von Algier ein und zwanzig Fahrzeuge. Ein Hafendamm, der der französischen Regierung eine Million Franken gekostet haben soll, wurde weggeschwemmt wie ein Zuckerhut. Der Schaden, welchen diese Stürme angerichtet, wird auf drei Millionen Franken geschätzt; am beklagenswerthesten jedoch ist der Verlust von vierzehn Menschenleben.

Da es mir in dieser fürchterlichen Nacht unmöglich war zu schlafen, so kleidete ich mich an und stieg auf das Dach des Hauses, wo ich mich nur aufrecht halten konnte, indem ich mich fest an die Brustwehr anklammerte. Der Mond hing tief herab und beleuchtete den weißen Schaum des tobenden Meeres mit einem schwachen rothen Schimmer. Mit Tagesanbruch wurde der Nordwestwind wo möglich noch stärker, und trieb die Trümmer von sieben Schiffen in die Bucht unterhalb der Stadt. Der furchtbaren Brandung ungeachtet fanden sich doch Waghälse, welche ihr Leben daran setzten, um etwas von den gescheiterten Schiffen zu retten.

Neun zu einem russischen Schiff gehörige Schweden gingen mit ihrem Boote vor unsern Augen unter, und ein französischer Artillerie-

Digitized by Google

kapitän, ein allgemein geschätzter junger Mann, fand in der Bemühung, sie zu retten, sein Grab in den Wellen. Ein schönes Beispiel von Unerschrockenheit gab ein Engländer; der Moniteur hat dessen nicht gedacht, doch sprachen alle Franzosen mit Bewunderung davon. Der Kapitän eines britischen Handelsschiffes hatte den Muth, den Sturm auf der See auszuhalten, und als man ihm ein Boot schickte, um ihn ans Ufer zu bringen, erwiderte er, daß es seine Pflicht sey, wo möglich Schiff und Ladung zu retten, und dieß wolle er versuchen. Sein Fahrzeug — eine wahre Nußschale von etwa 60 Tonnen — hatte fünf Matrosen an Bord, von denen er vier ans Land schickte, und nur einen nebst seinem Sohn bei sich behielt — einem Knaben von zehn Jahren — der seinen Vater durchaus nicht hatte verlassen wollen. Der Kapitän kannte den festen Bau seines Schiffes und konnte sich auf seine beiden Anker verlassen, von denen einer stark genug war, das Fahrzeug zu halten, wenn er etwa genöthigt seyn sollte, den andern zu kappen, was auch wirklich geschah. Die meisten Schiffe gingen während dieser beiden fürchterlichen Tage deßhalb zu Grunde, weil sie zusammenstießen; als nun ein Wrack gegen den wackern Kapitän getrieben wurde, kappte er sein Kabeltau und wich dem Zusammenstoße aus.

Jetzt, da der Sturm vorüber ist, habe ich Muße zu überlegen, was ich ferner unternehmen soll. Da ich so viel als möglich von der Regentschaft zu sehen wünsche, so möchte ich gar zu gern nach Constantine gehen, wenn es möglich wäre, ohne schützendes Geleite zu reisen, oder ein solches zu finden, denn vor 50 Jahren hätte ein Europäer sich mit mehr Sicherheit so weit von der Küste ins Innere des Landes wagen können als jetzt. Ich werde vorher nach Oran gehen, dem entferntesten westlichen Punkt der Regentschaft, den die Franzosen besetzt haben, seit er zur See zugänglich ist. Dieses Element hat indeß seit den letzten Tagen einen zu schlechten Eindruck auf mich gemacht, als daß ich ihm so bald schon vertrauen könnte; ich will daher noch ein wenig in Algier verweilen.

Ein altägyptisches Musikinstrument.

Herr James Burton fand auf seinen Reisen in Aegypten ein Sistrum, oder dasjenige musikalische Instrument, das die alten Aegyptier bei ihren religiösen Ceremonien und Prozessionen gebrauchten. Es ist dieß einer der merkwürdigsten Ueberreste des ägyptischen Alterthums, und da es 16½ Zoll hoch ist, bei weitem das größte Exemplar, das man bisher trotz der unermüdlichen Nachforschungen und Ausgrabungen in jenem Lande fand. In der königlichen Bibliothek zu Berlin sind zwei dieser interessanten Instrumente, aber nur halb so groß und wahrscheinlich bloße Modelle; im Pariser Museum soll sich keines befinden, und unter den vielen Sammlungen in England ist nur der Handgriff eines einzigen aus der Salt'schen Sammlung. Der obere Theil des Griffes ist mit dem Kopf Hathors geziert, und oben ist auf jeder Seite die Natter. Hart an dem obern Theil des Griffes ist eine Rinne, in welcher die Spuren der Füße einer Katze oder einer Löwin sind. Die zur Zierde angebrachten Figuren auf dem Gestell des Instruments selbst sind auf beiden Seiten dieselben, die untere stellt eine Flußgottheit dar, welche in jeder Hand ein ähnliches Instrument hält, die andere ist eine löwenköpfige auf ihrem Throne sitzende Gottheit mit den hieroglyphischen Zeichen ihres Namens. Oben am Gestell ist der Kopf Hathors auf beiden Seiten mit dem heiligen Geyer geziert, der mit ausgebreiteten Flügeln dasteht; unten sind die Embleme des Auges und des geflügelten Diskus. Einen Theil dieser letztern Gegenstände sieht man in der Platte über der Figur der Gottheit. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß diese Gegenstände nicht gravirt, sondern, wie man bei genauer Untersuchung erkennt, mit einem Stempel eingeschlagen sind. Dieß ist nicht unwichtig, insofern es ein Licht auf mehrere in ähnlicher Weise ausgeführte Gegenstände wirft. Die Drathsaiten an diesem Instrument fehlen, und der ganze Griff ist hohl, augenscheinlich, wie man an dem untern Theile sieht, um dort die Drathsaite einzusetzen. Dieses Instrument ist aus Theben, und wurde vermuthlich in dem Umkreise des Tempels des westlichen Sees auf der Karnakseite des Nils gefunden; nach einigen Skulpturen auf diesem Tempel kann man schließen, daß das Instrument bis auf das Zeitalter Thothmes III hinaufreicht, also etwa 3300 Jahre alt ist.

Geologische Notizen.

Die in der Ebene von Grenelle angestellte Bohrung eines artesischen Brunnens wird mit Eifer fortgesetzt. Die Sonde hat bereits die Tiefe von 1000 Fuß erreicht, bringt aber immer noch Kreide mit Kiesein herauf, hat also die Formation des darunter liegenden Grünsandes noch nicht erreicht. Dieß ist um so merkwürdiger, als das Kreidelager der Niederseine nur 230 Fuß Mächtigkeit hat, das der Normandie noch weniger.

Herr Paravey theilte der Akademie der Wissenschaften eine Note über eine besondere Eigenschaft des Schiefers aus dem Urgestein des Maasthales mit, der sich vermittelst eines besondern Hammerschlages nach bestimmten Richtungen spaltet; die dadurch gebildeten Linien nennen die Arbeiter longrain. Die Schiefer von neuer Formation, wie die von Angers, haben diese Eigenschaft nicht, denn wenn man darauf schlägt, zerspringen sie wie Glas in unregelmäßige Splitter. Deßhalb dauern sie nur 30 Jahre, während die Schiefer aus den Ardennen 200 Jahre aushalten, wie man aus den Jahrzahlen sieht, die in den grünen Schiefern auf den Dächern alter Bauten in Belgien eingegraben sind. Diese Eigenschaft, sich der Länge nach in der Richtung der parallelen Fibern zu spalten, deutet, wie Herr Paravey glaubt, auf eine Art Krystallisation dieser alten Schieferarten hin.

Als man vor etwa zehn Jahren bei Burksville in Kentucky nach Salz grub und ungefähr 200 Fuß durch den festen Felsen gebohrt hatte, sprang plötzlich ein Strahl Steinöl empor, der sich bis zur Höhe von 12 Fuß vom Boden erhob. Mehrere Tage floß die Quelle fort, und gab etwa 300 Litres in der Minute. Da das Bohrloch nicht weit von dem Fluß Cumberland entfernt war, so war dieser bald mit Oel bedeckt. Neugierige, die sich vergewissern wollten, ob es brennbar sey, zündeten es an, und bald bot die Oberfläche des Wassers nur noch einen unermeßlichen Flammenstrom dar, der die Bäume am Ufer ergriff und mit einem heftigen Brand drohte. Dieses Oel ist grün, wird aber an der Luft braun, und ist so flüchtig und durchdringend, daß es aus den Fässern, die man damit füllen wollte, herausdrang. Der Auswurf dauert nicht immer fort; seit sechs Jahren fanden nur zwei Ausbrüche statt: der letzte begann am 6ten Julius 1835 und dauerte etwa sechs Wochen.

In einer der königlichen Gesellschaft von Edinburgh mitgetheilten Note sucht Dr. John Davy die auf den jonischen Inseln so häufigen Erdbeben zu erklären, die nicht vulkanischer Art zu seyn scheinen. Er schreibt sie dem Einsaugen einer bedeutenden Masse Meerwasser zu, das durch die Mergelschichten ins Innere des Bodens dringe und den Umfang dieser Schichten fortdauernd ausdehne. Ein Umstand, sagt er, scheint diese Hypothese zu bestätigen, daß nämlich diese Erdbeben sich einzig in den niedern Strichen und bei Mergelboden zeigen, niemals aber da, wo feste Felsen die Grundlage bilden.

Nach der Zeitung von Zara fand in der Gegend von Spalatro am 9ten Mai um 4 Uhr 44 Minuten Nachmittags ein leichtes Erdbeben statt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 215.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 August 1836.

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

Die frühere, wie die neuere Geschichte dürfte wohl kaum eine merkwürdigere Erscheinung für die civilisirte Welt darbieten, als die Entwicklung der ostindischen Armee. Sie war, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, gleichsam die Schöpfung eines Tags. Mit Einemmale reifte die junge Saat zur vollkommenen Frucht. Denn selbst viele Jahre, nachdem der Handel mit Ostindien schon eröffnet war, und die ostindische Kompagnie auf verschiedenen Küstenpunkten Faktoreien zu etabliren begonnen hatte, bestand die ostindische Armee noch nicht. Einige Leute mit Säbeln und runden Schilden bewaffnet bildeten die einzige Art einer militärischen Wache, welche die Faktoreien zum Schutze ihrer Etablissements unterhielten, und diese wagten es nie, sich den Eingriffen der Lokalbehörden zu widersetzen, ungeachtet diese oft sehr ungesetzlich und willkürlich verfuhren. In der That dachten dazumal die englischen Kaufleute, die sich zuerst in den Häfen Hindustans niedergelassen hatten, noch nicht entfernt daran, in einem dicht bevölkerten, wohlcivilisirten und an den gesetzlich geordneten Geschäftsgang einer rechtmäßigen Regierung gewöhnten Staate, eine eigene Herrschaft zu gründen oder sich gar die Besitznahme des Landes zu erlauben. Sie begnügten sich, unter dem Schutz der eingebornen Fürsten zu stehen, die ihnen den freien Betrieb des Handels gestatteten, und ihr Ehrgeiz strebte nicht höher. Am 2ten Mai 1601 segelte Kapitän Lancasters Geschwader von Torbay ab; nachdem es Atschin in Sumatra berührt, daselbst einigen Handel getrieben und in den Gewässern von Malacca ein reich beladenes portugiesisches Schiff weggenommen hatte, steuerte es nach Java, wo in Bantam die erste Faktorei errichtet war, über welche seit ihrer Gründung immer ein englischer Kaufmann den Vorsitz hatte. Dieß war im Jahre 1602. Im Jahre 1612 trifft man schon Faktoreien zu Surat, Ahmedabad, Cambaya und Goja. Ihr steigender Reichthum und die zunehmende Ausdehnung ihres Handels zog nicht allein die Aufmerksamkeit der eingebornen Fürsten auf sich, sondern erregte auch die Eifersucht europäischer Rivalen, die zuweilen durch Gewalt, meistentheils aber durch Intriguen sie zu ruiniren suchten. Gegen offene Feindseligkeiten auf dem festen Lande suchten sich damals noch die englischen Kaufleute durch Klagen und Beschwerden bei den Nabobs und Naigs Recht zu verschaffen, während auf der See sich ihre Schiffe im Kampfe gegen ihre Gegner, so gut es gehen wollte, behaupteten.

Dieser Zustand konnte indeß nicht in die Länge dauern. Ihre Nebenbuhler, besonders die Holländer, suchten ihre Etablissements mehr und mehr zu verstärken: sie legten Forts an, rüsteten Truppen aus, und wagten es sogar mit den benachbarten Regierungen Krieg anzufangen, eine Dreistigkeit, die bei den Engländern nicht allein das größte Erstaunen erweckte, sondern sie auch in mancherlei Hinsicht beunruhigte. Sie sahen nun wohl ein, daß sie in Bälde diesem Beispiele folgen mußten, zwar nicht um gleichfalls Feindseligkeiten gegen die Fürsten zu beginnen, sondern um sich in eine achtunggebietende Stellung gegenüber den übrigen Europäern zu setzen.

Im Jahre 1626, als die Feindseligkeiten der Holländer immer häufiger wurden, der innere Zustand Indiens durch Bürgerkriege zerrüttet, und das Band, das die Völkerstämme mit einander verknüpfte, immer lockerer wurde, entschlossen sich die englischen Kaufleute bei den Subahdars der verschiedenen Provinzen, worin sie ansässig waren, um die Erlaubniß einzukommen, ihre Faktoreien mit Festungswerken umgeben zu dürfen. Es verging aber einige Zeit darüber, bis ihren Bitten entsprochen ward, und als dieß endlich geschah, waren sie noch zu arm und schwach, sich dieselbe gehörig zu Nutze zu machen. Doch wurde zu Armagon auf der Coromandelküste im J. 1628 ein Fort angelegt und mit zwölf Stücken Geschütz versehen. Die Besatzung, welche man füglich den Kern der indischen Armee nennen kann, bestand aus dreiundzwanzig Soldaten! Europäer, durch den Vorstand der Faktorei angeworben, und natürlicherweise völlig undisciplinirt und keinerlei Art militärischer Gesetze unterworfen; denn die Idee von Bildung einer bewaffneten Autorität im Orient war bis jetzt keiner Behörde in England eingefallen, und daher auch für keine Vorräthe und sonstige Bedürfnisse zum Unterhalte und zur Ausbildung der Truppen gesorgt. Diese kleine, aber tapfere Schaar von dreiundzwanzig

Digitized by Google

Mann Bürgergarde, an deren Spitze sich der Vorstand der Faktorei stellte, bildete gleichsam die bescheidene Grundlage zur künftigen Größe und Wichtigkeit einer Armee, die nun eine Bevölkerung von beiläufig hundert Millionen in gänzlicher Unterwürfigkeit erhält.

So war der Anfang gemacht, und die Leiter der Kompagnie ermangelten nicht, das begonnene Werk weiter auszubreiten, obgleich sie dabei anfangs mit der außerordentlichsten Vorsicht zu Werke gingen. Im J. 1629 wurde Bantam befestigt, und 1630 die Garnison von Armagon um nicht weniger als zwanzig Mann verstärkt. Auf diese Art, wenn man noch die für die Besatzung Bantams bestimmten fünfzehn Mann und vierzig für Todesfälle rechnet, belief sich die Stärke sämmtlicher Truppen, die Kaufleute und ihre Diener mit eingerechnet, auf vielleicht hundert Europäer und siebenzig Topassen.

Armagon wurde zur Anlage eines Forts gewählt, weil sich daselbst eine bedeutende Faktorei befand, doch zeigte es sich bald, daß dieser Ort weder zu einem guten Vertheidigungsplatze, noch für den Handel besonders geeignet war. Man sah ein, daß für das Gedeihen eines Handelsplatzes die Nähe der See durchaus nothwendig ist; daher wurde im Jahre 1640 Madraspatam, das heutige Madras, von dem Nabob erkauft, bei dessen Ankaufe zugleich um die Erlaubniß zu Erbauung eines Forts nachgesucht, und nachdem diese ertheilt war, sogleich zur Befestigung geschritten. Das Werk erhielt bei seiner Konstruktion den Namen Fort St. George, den es heute noch führt; die Stadt durfte jedoch ihre Benennung beibehalten, und da sie in jeder Hinsicht zweckdienlicher war, so wurde der Sitz der englischen Faktorei hieher verlegt. Die Stellung der Holländer flößte von Tag zu Tag größere Besorgnisse ein, so daß der Gouverneur, — so wurde der Chef der Faktorei von jetzt an genannt, — der seine Schwäche und den Mangel an Truppen recht wohl erkannt hatte, eine Vermehrung derselben verlangte, worauf ihm auch weitere sechsundzwanzig Mann bewilligt wurden. Zu dieser Zeit, 1652, ließ er auch die Festungswerke weiter ausdehnen und ausbessern; auch ermangelte die Kompagnie keineswegs, ihre Blicke nach weiter zu errichtenden Plätzen zu werfen. So bat und erhielt Wundarzt Broughton von dem Schiffe Hopewell, der sich in Delhi einigen Ruf erworben hatte, im J. 1643 für seine Landsleute die Errichtung einer Faktorei am Hooghly, aus welcher nach einiger Zeit das Fort William und die blühendste und reichste Hauptstadt der brittischen Besitzungen, Calcutta sich erhob.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines ausgewanderten Schweizers.

(Schluß.)

„Eines Morgens befahl ich meiner Frau, mir durch meinen Neger das Mittagessen in den Wald nachzuschicken, indem meine Gegenwart dort den ganzen Tag erforderlich sey. Erschöpft durch die anstrengende Arbeit, kehrte ich am Abend zu meiner Wohnung zurück, und fand zu meinem Schrecken die Hausthüre verschlossen, alle Fensterladen von innen fest verriegelt. Gräßlichen Gespenstern gleich tauchten die Erinnerungen in meiner Seele auf. Ich versuchte, die Thüre einzusprengen, aber ich strengte meine Kräfte vergebens an; denn das neue Schloß war stärker und besser als das, welches ich einst so leicht zertrümmerte. Glücklicherweise kam eben mein Neger von seinem Tagwerke heim, und ich sandte ihn sogleich ab, einen Schlosser herbei zu holen, welcher etwa eine Viertelmeile von mir in einer Baracke wohnte. Nach einer peinlichen Stunde des Harrens erschien endlich der Mann und öffnete die Thüre. Ich stürzte in das Haus, ich rief nach meiner Frau, aber sie war nirgends zu finden. Voller Verzweiflung eilte ich zu meinem Schlafzimmer, auch diese Thür war verschlossen. Ich ließ sie sogleich öffnen, und hier fand ich, o schändlicher Verrath! meinen Koffer erbrochen, einen Theil meiner Kleidungsstücke auf dem Boden zerstreut und meine wenige Baarschaft entwandt. Das ehrlose Weib hatte also nur deßhalb Reue geheuchelt, um sich ungestört des wenigen baaren Geldes, das ich besaß, zu bemächtigen, und dann mit ihrem Buhlen und ihrem Kinde davon laufen zu können. Ich verfluchte das elende Geschöpf, verfluchte ihren Liebhaber und mich selbst, daß ich so schwach, so leichtgläubig gewesen. Die ganze Menschheit mit ihren unnatürlichen Verhältnissen war mir plötzlich zum Ekel geworden; ich faßte den Entschluß, mich gänzlich von ihr zu trennen, und auf Alles Verzicht zu leisten, was man Kultur und Civilisation nennt. In dieser Absicht raffte ich meine besten Sachen zusammen, und verkaufte sie meinen Nachbarn um jeden Preis. Für das gelöste Geld versorgte ich mich mit Pulver, Blei und einigen jungen Pflanzen, die mir dereinst herrlich zu Statten kommen sollten, nahm mein Gewehr und rannte, als würde ich von tausend Furien verfolgt, immer gerade aus, tief in den Urwald hinein. Mehrere Tage mochte ich so gelaufen seyn, als ich endlich an einem von Schilf und ellenhohem Gras umgebenen, freien Platz kam, der mir zu einer Einsiedelei sehr wohl gelegen schien. Ich beschloß, mir hier ein Hüttchen zu bauen, und das Ende meines Lebens, welches meiner damaligen Meinung nach nicht mehr fern seyn konnte, ruhig wie ein Anachoret abzuwarten. Eine kleine Baracke von Schilf und Moos war bald errichtet. Die beiden gefährlichsten Feinde, mit welchen der Einsiedler in Brasilien zu kämpfen hat, die Indier und den Hunger, brauchte ich hier nicht zu fürchten; denn die erstern kamen nicht in diese Gegend, und gegen die letztern war ich durch die unzählige Menge von Wildpret geschützt, welches hier ohne die geringste Menschenscheue umherstreifte. Aber des Nachts hörte ich nicht selten das fürchterliche Gebrülle der Tiger, und oftmals erblickte ich auf meinen Jagden, die mich häufig Tage lang von meiner Hütte entfernt hielten, jene schreckliche Onça preta (schwarze Unze), die mich hinter der dichten Bretterwand mit ihrem trüben, giftigen Auge anglotzte, so daß ich mich genöthigt sah, meine Einsiedelei mit Pallisaden und einem breiten Graben zu umgeben.

„Auch jetzt war die Natur gütig gegen mich. Nach und nach wurde meine kleine Anlage immer bedeutender, die mitgenommenen Pflanzen, besonders der Tabak, waren herrlich ge-

diehen, auch hatte ich einige junge wilde Schweine und Enten eingefangen; kurz ich war bald im Besitz eines bequemen Hausstandes. Das Einzige was mich häufig betrübte, war, daß ich mir in meiner Einsamkeit kein Salz verschaffen konnte. So verlebte ich volle drei Jahre, ohne mich in die Welt zurück zu wünschen; da aber vernichtete plötzlich ein Zufall alle meine Plane, alle meine Entschlüsse.

„Ich hatte meine Hütte sehr früh verlassen, um recht tief in den Wald eindringen zu können, weil ich hoffte, auf diese Weise eine stärkere Ausbeute zu machen, als dieß in der Nähe meiner Wohnung der Fall seyn konnte, wo durch das häufige Schießen das Wild bereits schüchtern geworden war. Es schien, als ob mir dieser Tag nicht günstig seyn wolle; denn ich war bereits bis gegen Mittag gewandert, ohne etwas gefunden zu haben, das ich eines Schusses werth gehalten hätte, als ich in meiner Nähe ein Geräusch vernahm. Ich spannte schnell den Hahn des Gewehres und wandte mich nach der Seite des Gebüsches, von welcher das Wild kommen mußte. Aber wie soll ich Ihnen mein Entsetzen schildern, als ich einen Menschen in europäischer Tracht aus dem Dickicht hervortreten sah! Er schien ebenfalls nicht wenig bestürzt, kam jedoch sogleich auf mich zu, und redete mich in portugiesischer Sprache an. An dem Dialekte bemerkte ich bald, daß er ein Franzose sey, und wenn ich mir auch vorgenommen hatte, für immer Abschied von der Welt zu nehmen, so konnte ich es doch in diesem Augenblicke nicht unterlassen, ihm in seiner und meiner Muttersprache Antwort zu geben. Nun bestürmte er mich mit Fragen, wie ich in diese Wildniß gekommen sey, erzählte mir, daß ihm eine große Jagdgesellschaft auf dem Fuße folge, und bat mich endlich dringend, ihn und seine Gefährten nach meiner Wohnung hinzuführen. Ich schwankte einen Augenblick, aber die Lust zum gesellschaftlichen Leben war durch den Anblick eines Menschen, den ich als französischer Schweizer noch dazu als halben Landsmann betrachten mußte, auf einmal wieder in mir wach geworden, und ich suchte nun in Gedanken alles Mögliche hervor, was eine Handlung, welche durchaus gegen meine einmal gefaßten Grundsätze stritt, entschuldigen konnte. Endlich erinnerte ich mich, daß mein Vorrath an Pulver fast gänzlich zusammen geschmolzen war, und dieß gab den Ausschlag; ich versprach also, die Gesellschaft zu erwarten. Es dauerte nicht lange, da erschien sie, reichlich mit Wild aller Art beladen. In meiner Hütte wurde das Abendessen bereitet, und beim lodernden Feuer forderte man mich auf, meine Lebensgeschichte zu erzählen, in so weit sie sich auf meinen Aufenthalt in diesen Wildnissen bezöge. Ich verschwieg, was ich zu verschweigen nöthig fand, doch schloß man sehr richtig, daß nur Schwermuth mich in diese Einöde habe hintreiben können, und man forderte mich auf, mit nach der Kolonie oder nach Rio de Janeiro zurückzukehren. Nach langem Weigern verstand ich mich endlich dazu, und kam nun nach einer dreijährigen Abwesenheit, eher einem Thier als einem Menschen ähnlich, in Novo Friburgo (Neu-Freiburg) wieder an. Hier ist meine Erzählung zu Ende, denn das Uebrige hat kein Interesse für Sie."

„Von meinem Weibe hatte man nie wieder etwas erfahren; mein Landgut war zur Wüstenei geworden, nur mein Haus stand noch unversehrt. Ich verkaufte es und machte mich durch das dafür erhaltene Geld wieder zum Menschen, d. h. ich ließ mir den ungeheuern Bart abnehmen und schaffte mir Kleidungsstücke an. Dann wanderte ich nach Rio, wo ich, wie Sie sehen, meine ehemalige militärische Laufbahn wieder begann, und heutzutage bin ich, Gott sey gedankt, jeder Sorge überhoben, wenn auch in gewissen trüben Stunden nicht ganz von meiner Melancholie geheilt."

Hier endete er seine Erzählung, und ich fand Gelegenheit, zu bemerken, wie sehr das Herz des Unglücklichen durch Mittheilung erleichtert wird, wenn es wahre aufrichtige Theilnahme findet. Er wurde von dieser Zeit an mit jedem Tage gesprächiger, und es fehlte uns seitdem nie mehr an Unterhaltung, so lange wir beisammen auf Villegagnon waren.

Bevor ich diese kurze Geschichte ende, bemerke ich nur noch, daß die Schweizerinnen auf der Kolonie Neu-Freiburg im Allgemeinen in dem Rufe der Unsittlichkeit stehen. Unter den Mädchen findet man recht viele hübsche Gesichter, was man bei den Brasilianerinnen der Provinz Rio de Janeiro nur höchst selten antrifft, weßhalb es denn auch nicht an Nachstellungen fehlen kann. Die große Armuth indeß, welche auf der Kolonie herrscht, trägt gewiß nicht wenig dazu bei, daß hier die Weiber nicht keuscher und tugendhafter sind, und daß, wie schon gesagt, die jüngere Generation, ihrer angebornen Schweizernatur ungetreu, brasilianisches Sklavenblut in den Adern trägt.

Der Schatz. *)

Am 5ten Vendémiaire des ersten Jahres der einen und untheilbaren französischen Republik herrschte im Kloster der Ursulinerinnen zu Mans eine mit Schrecken gemischte Bewegung. Die Geistlichen von St. Julian hatten sich verkleidet zu den Nonnen geschlichen und ihnen die traurige Nachricht mitgetheilt, daß die Munizipalbeamten an diesem Tage die frommen Damen aus ihren heiligen Mauern verweisen würden. Alle Nonnen, jung und alt, betrachteten dieß als eine Rebellion gegen den Himmel, und suchten sich vor Allem mit diesem abzufinden. Man betete, beichtete, empfing das heilige Abendmahl, und als diese ankächtigen Vorbereitungen vorüber waren, begann man an weltliche Dinge und an die in der Abtei verschlossenen Reichthümer zu denken, denen man nun bald den Rücken kehren sollte.

Dieses Ursulinerinnenkloster war eines der schönsten und reichsten in der ganzen Maine. Besonders stolz waren die frommen Schwestern auf ihre Glocken, worunter eine von Silber, und die prachtvollen Gebäude, Gärten, Wiesen u. s. w. machten das Kloster zu einem herrlichen Aufenthalt. Alles dieß hätte jedoch den Eifer der Chefs der Munizipalität nicht zu erwecken vermögen, hätte das Gerücht von den Schätzen an Gold- und Silbergeräth und an baarem Gelde, die sich dort befinden sollten, die Agenten nicht vermocht, die Dekrete des Konvents in Vollzug zu setzen.

Auf einer der langen Tafeln des Refektoriums waren die Nonnen beschäftigt, die Kirchengefäße in fünf Kisten zu packen; andere thaten ein gleiches mit dem baaren Gelde und allen Gegenständen von Werth, welche die Habsucht der Beamten hätten reizen können.

---

*) Aus dem Ami des Lois, einem Journal der Stadt Mans.

Als dieß geschehen war, verschloß man die Kisten, und fing an zu berathen, was damit zu thun sey. Die widersprechendsten Vorschläge kamen zum Vorschein, und da man sich nicht vereinigen konnte, so erklärte die Aebtissin, daß sie allein den Versteck auswählen und den Schatz auch allein dahin bringen werde.

Die Neugierde, ein bei den Damen ohnehin nicht seltener Fehler, pflegt bei so abgeschlossener Lebensweise, wie diese Nonnen führten, bis zu einer Art von Wuth zu steigen; die Aebtissin blieb jedoch, aller mißbilligenden Aeußerungen ihrer Untergebenen zum Trotz, fest bei ihrem Entschluß, ertheilte den Schwestern noch einige Verhaltungsregeln hinsichtlich des Empfanges der zu erwartenden Beamten, und entließ sie dann, bei den Schätzen im Saal allein zurückbleibend.

Kaum waren einige Minuten verstrichen, als auch schon eine der Glocken des Klosters ertönte, und die Schwester Thürmerin außer Athem herbeikam und die Schreckensbotschaft meldete, daß ein Mann von furchtbarem Aussehen an der Pforte stehe und ungestüm Einlaß begehre. Die Aebtissin zitterte, faßte sich jedoch bald und gebot den Fremden augenblicklich einzulassen. Mit majestätischem Schritt trat ein Munizipalbeamter herein, einen Säbel an der Seite, den Hut mit dem ungeheuren Federbusch tief in die Augen herabgedrückt und einen Sack unter dem Arm, der die Nonnen erbleichen machte.

Die Aebtissin beeilte sich gar nicht ihre Schätze zu verbergen, und obschon sie nicht nöthig gehabt hätte, den Fremden im Refektorium zu empfangen, so befahl sie doch ihn dahin zu führen, verschloß selbst die Thüre, und lud ihn, als beide sich allein befanden, mit freundlichem Lächeln zum Sitzen ein. Der Munizipalbeamte öffnete jetzt seinen Sack, zog eine Haue, Hammer u. s. w. heraus, und ließ zugleich eine ziemliche Quantität Mörtel sehen.

Dorizon — so hieß der Fremde — war ein Maurer. „Jean, hub die Aebtissin an, kann ich auf dich zählen?“ — „Wie auf Euch selbst, hochwürdige Frau, entgegnete dieser, es bedarf bei mir keines Schwures; Sie haben meinem halbverschmachteten Kinde Brod gegeben, das werde ich nie vergessen. Ich bin der Ihrige mit Leib und Seele.“ — „Nun denn, sagte die Aebtissin, so beginne deine Arbeit.“

Sie selbst zündete jetzt eine Wachskerze an, verschloß die Fensterläden und hob eine Fallthüre auf, die das Refektorium mit den Kellern des Klosters in Verbindung setzte. Jean ergriff jetzt die schwerste von den fünf Kisten und folgte der Aebtissin, welche voraus die Treppe hinabstieg. Lange schritten beide bei dem düstern Licht der Wachskerze voran, denn die Keller bildeten gewissermaßen den Vorhof zu einem ungeheuren unterirdischen Gang, durch den die Nonnen unter der Stadt und dem Kloster der Jakobiner hin bis zu Besitzungen gehen konnten, die sie zu Gazenfier hatten. Endlich blieb die Aebtissin stehen. „Hier, Jean, sagte sie, mache eine passende Höhlung in die Mauer; ich habe die Schritte von der Treppe an bis hieher gezählt.“

Der Maurer that wie ihm geboten worden, und bald war eine Höhlung gemacht, groß genug, um alle Kisten aufzunehmen. Sobald diese an Ort und Stelle geschafft und sämmtlich untergebracht waren, vermauerte Jean die Oeffnung sorgfältig und vertilgte jede Spur seiner Arbeit. „Jean, sagte jetzt die Aebtissin, du mußt mir eine Probe deiner Aufrichtigkeit geben, laß dir die Augen verbinden, ich will dich führen.“

Der Maurer willigte ein; die Aebtissin bezeichnete die Stelle und führte ihren Gehülfen dann auf mehrern Umwegen bis zum Eingang des Souterrains. Hier hörten sie zu ihrem größten Schrecken einen ungeheuren Tumult über ihren Köpfen, und das Geschrei der Nonnen verkündete der hochwürdigen Frau bald genug, daß die Munizipalbeamten eingetroffen seyen. Hierüber entsetzt, ergriff sie die Flucht, und in der Eile, mit der sie diese antrat, fiel die Wachskerze auf den Boden und verlosch......

Mehrere Jahre waren seit diesem Ereigniß verstrichen, und die Mauern benachbarter Gärten standen bereits auf dem Gebiet des größtentheils abgebrochenen Klosters. Kirche, Souterrains, Nonnen, Alles war verschwunden, und das Ganze hatte Gestalt und Aussehen verändert.

Dorizon lebte noch, war aber so verschwiegen, daß niemand auch nur das Geringste erfuhr. Tausenderlei Gerüchte liefen indeß in der Stadt um, und man vergrößerte den Werth der vergrabenen Schätze nach Belieben. Einige sprachen von fünf, andere gar von zehn Millionen; es waren aber in Wahrheit nicht mehr als drei, die jedoch immer noch hinreichten die Habsucht derer zu reizen, denen das Gebiet des vormaligen Klosters jetzt gehörte.

Graf Tascher, ein Verwandter der Kaiserin Josephine, ein reicher und sehr uneigennütziger Mann, dem die Gärten gehörten, welche an das Kloster stießen, ließ sich doch endlich durch die wiederholten Aufforderungen dazu bestimmen, eine Nachsuchung anzustellen. Um dieß jedoch mit einiger Aussicht auf Erfolg thun zu können, mußte man durchaus einen Punkt haben, von dem aus die Arbeiten zu beginnen wären, wollte man nicht Gefahr laufen eine ungeheure Masse von Schutt und Steinen ganz umsonst wegzuräumen. Die erfahrensten Beamten der kaiserlichen Polizei wurden aufgeboten, um den Aufenthalt der vormaligen Aebtissin auszukundschaften. Dieß gelang endlich. Sie lebte zu Virre in der Normandie, war aber taub und blind, und so altersschwach, daß man nicht hoffen durfte, irgend brauchbare Nachweisungen von ihr zu erhalten. Doch versicherte sie so viel, daß sie ihr Wachslicht nicht weit von dem Versteck verloren habe. Die Arbeiten wurden nun mit Eifer begonnen.

Zwei Jahre gingen mit Nachsuchungen hin. Graf Tascher wandte 100,000 Franken auf, um drei Millionen zu suchen, aber Alles blieb vergebens; nichts fand man als die Wachskerze, die sich 30 Jahre im Sand erhalten, und dieß war das einzige Anzeichen des von der Aebtissin so gut gewählten und von Dorizon so treu bewahrten Verstecks.

Der Schatz ruht also noch im Schoß der Erde, und wie es heißt, lebt zu Mans noch jetzt ein Mann, der in das Geheimniß der Aebtissin eingeweiht war, mithin vielleicht bessere Nachweisungen zu geben im Stande wäre als Dorizon selbst. Dieser Mann lebt in einer Dürftigkeit, die ihm nicht gestattet den Boden zu kaufen und Nachgrabungen anzustellen, deßhalb wird er wohl künftigen Geschlechtern die Sorge überlassen, die mit so großen Reichthümern gefüllten Kisten aufzufinden.

Vermischte Nachrichten.

Nach dem Bericht einer Committee zählt Ireland 2,585,000 Menschen, die für ihren Unterhalt nur auf eine ungewisse Arbeit oder auf Almosen angewiesen sind. Der Grund liegt wohl darin, daß es in Ireland für 14,000,000 Acres 1,131,715 Feldarbeiter, in England für 34,250,000 Acres nur 1,055,982 Arbeiter gibt. Auf einer gleichen Strecke Landes arbeiten also in Ireland fünf, in England zwei Menschen.

Gegenwärtig werden in Canada Proben angestellt, um die Richtigkeit der wiederholt gemachten Beobachtung zu untersuchen, daß man bei Aenderung der Saat eher Korn nehmen müsse, das in nördlichern Breiten geerntet wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 216.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 August 1836.

Negerrepubliken in Guiana.

Man kennt den langen Kampf der flüchtigen Negersklaven der Holländer in Surinam gegen ihre ehemaligen Herren. Ein französischer Reisender, Adam de Bauve, welcher im letzten Jahre das Innere von Guiana besucht hat, gibt über ihren gegenwärtigen Zustand einige interessante Notizen, und verspricht in einem Werke, das er über seine Reisen herauszugeben im Begriff ist, ausführlichere Nachrichten. Hier folgen seine vorläufigen Bemerkungen nach einer Note, welche er der geographischen Gesellschaft in Paris vorgelesen hat.

Die Buschneger, Nachkommen der alten Maronneger, welche durch ihren Muth alle Bemühungen der Holländer in Surinam, sie zu unterwerfen oder zu vertilgen, zu vereiteln gewußt haben, setzten am Ende ihren Zweck durch, und konnten nach einem langen und blutigen Kriege mit dem Gouvernement der Kolonie auf gleichen Fuß unterhandeln. Sie ließen nicht nur ihre Unabhängigkeit anerkennen, sondern haben der Colonie unter der Bedingung, die künftig entfliehenden Sklaven auszuliefern, einen Tribut aufzulegen gewußt, welchen man unter dem anständigeren Titel eines Geschenks jährlich an sie bezahlt. Sie geben den Holländern Geißeln und erhalten welche von ihnen. Man schickt zwei Weiße zu ihnen, welche den Rang von Hauptleuten und den Titel von Posthaltern oder Kommandanten der Festen des obern Marawin haben, und die zehn Jahre bei ihnen bleiben. Die Geißeln, welche die Neger schicken, wohnen in Paramaribo, und die Zeit ihres Aufenthalts ist nicht bestimmt, indem das Haupt ihres Stammes sie, wenn er will, durch andere ablösen lassen kann. Man hat kein Beispiel, daß einer der holländischen Residenten zurückgekommen sey; sie sterben entweder vor dem Verfluß ihrer Zeit, oder werden, wie einer der gegenwärtigen, Namens Sachtrapp, von dem Aussatz angesteckt, und ziehen daher vor, in ihrem Exil zu bleiben, als zur civilisirten Gesellschaft zurückzukehren, wo sie ein Gegenstand des Abscheu's wären. Diese Unglücklichen lassen sich durch Geldvortheile verführen, und überliefern sich für ihre Familien einem gewissen Tode.

Die Buschneger bilden verschiedene Stämme, deren bedeutendster der der Aukas ist. Dieser steht gegenwärtig unter einem Chef Namens Bayman, einem Manne von ungewöhnlicher Energie, der nicht nur eine unumschränkte Macht über seinen Stamm ausübt, sondern auch den größten Einfluß über alle andern Negerstämme besitzt, die sich an den Flüssen Maroni, Corentin, Copeman und Saramaca hin ausdehnen. Er hält den Wollsamenbaum (bombax heptaphyllum) für heilig und zwingt auch die obigen Stämme, welche andere Fetische haben, ihn zu respektiren, und selbst in der holländischen Kolonie könnte kein Neger wagen, trotz aller Befehle seines Herrn, einen dieser Bäume umzuhauen, da die Buschneger, sobald sie es hörten, sich durch Gift für die Entweihung ihres Fetischs rächen würden. Nur Ein Negerchef, Namens Aboni, hat sich bis jetzt der Oberherrschaft von Bayman zu entziehen gewußt. Er war früher Sergeant in dem Negerbataillon der Kolonie und desertirte mit 250 seiner Kameraden mit Waffen und Bagage, und die Verwüstungen, die er bei seinem Durchzug in der Kolonie anrichtete, sind noch sichtbar. Er hat sich in unzugänglichen Wäldern festgesetzt, deren Gipfel man von Armina am Maroni aus sieht, und die Indier sprechen nie ohne Schrecken von seinem Distrikt.

Die Gesichtszüge der Buschneger unterscheiden sich sehr von denen der aus Afrika neuangekommenen und nähern sich denen der Europäer. Sie haben weder den niedergedrückten und engen Schädel, noch die hervorstehenden Augen, die platte Nase, die dicken Lippen und abstehenden Ohren von jenen, sondern eine hohe und gerade Stirne, eine gerade und oft eine Habichtsnase, Lippen von mittlerer Stärke und platten Ohren. Ihre Haare sind schwarz und weniger wollig als die der Neger, aber nicht so glatt als die der Indier, ihr Backen- und Kinnbart ist stark. Sie unterscheiden sich nicht minder durch ihre moralischen Eigenschaften, und ihre Intelligenz und Energie ist so viel größer, als die der übrigen Neger, daß man nicht begreift, wie sie sich in einem halben Jahrhundert so schnell entwickeln konnten, ohne Vermischung der Racen. Allerdings mußte der Besitz einer unbeschränkten Freiheit, die Nothwendigkeit eines beständigen Kampfes zu ihrer Vertheidigung und die europäischen Gewohnheiten, welche die ersten unter ihnen mit sich bringen mußten, zu ihrer Ausbildung dienen; aber dennoch ist der Unterschied so groß, daß der Beobachter sich des Erstaunens nicht enthalten kann.

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

(Fortsetzung.)

Der holländische Krieg, zwar oft drohend, hatte im Grunde doch keine ernstlichen Folgen für die Stationen der Kompagnie; und da er beinahe ausschließlich zur See geführt wurde, verschaffte er den Landtruppen auch wenig Gelegenheit, sich Lorbeeren zu erwerben. Nach dessen Beendigung erwachte wieder mehr und mehr der Geist einer unzeitigen Sparsamkeit, in Folge dessen die Besatzungen, welche die Factoreien seither erhalten hatten, für überflüssig angesehen wurden; so war die vom Fort St. George auf zehn Mann reducirt worden. Allein es kam bald die Zeit, wo die Thorheit, in ihren Forts nicht eine achtungswürdige Besatzung zu erhalten, um sich auch nur gegen Streifzüge von Marodeurs hinlänglich schützen zu können, sich als sehr nachtheilig erwies. Im Jahre 1657 begann nach dem Tode des Kaisers Schah Dschehan ein hitziger Kampf unter den eingebornen Fürsten, und einer derselben überfiel die Factorei zu Surat und gab sie der Plünderung Preis. Jetzt, wenn je, war es Zeit, daß die Engländer ihre Kraft hätten entwickeln sollen, und durch Festigkeit im Handeln von einer entsprechenden Truppenmacht unterstützt, auch mit voller Zuversicht hätten wirken können: denn die Holländer hatten ihnen den Weg gezeigt, und der Einzige, der ihnen durch die Einnahme Surats beträchtlichen Schaden zugefügt hatte, war bei einem Versuch auf den Thron ums Leben gekommen; jeder Stoß, den sie diesem Fürsten beigebracht hätten, wäre von seinen Gegnern als Verdienst betrachtet worden. Aber hiezu besaßen sie nicht Macht genug, und wenn selbst dieses der Fall gewesen, steht es noch sehr in Frage, ob sie auch den Muth besessen hätten, davon einen angemessenen Gebrauch zu machen. Denn als im Jahre 1650 Bantam von den Holländern angegriffen wurde, beschränkten sie sich allein auf die Defensive — und erlaubten sich nicht einmal Gleiches mit Gleichem zu vergelten, selbst in einem fremden Lande, und wo es sich nur um Streitigkeiten mit Europäern handelte. So wurde der Entwicklung militärischer Tugenden durchaus kein Spielraum gegeben, wenn nicht Subordination und die fortdauernden Verrichtungen des Garnisonsdienstes als solche betrachtet werden sollen.

Während die militärischen Angelegenheiten der Kompagnie — wenn man sie so nennen darf, — auf diese Weise fast ganz verkümmerten, hätte beinahe eine unbedachte Handlung des Handelschefs zu Calcutta die ganze Macht des mongolischen Reiches gegen die Engländer in Bewegung gesetzt. Mir Dschamlah, Nabob von Bengalen, hatte, wie es scheint, einige strenge Maßregeln gegen die englischen Agenten angeordnet, — ein Benehmen, das den Chef der Faktorei endlich veranlaßte, Repressalien zu gebrauchen; dem zu Folge bemächtigte er sich einer Barke auf dem Hoogly, machte die Mannschaft derselben zu Gefangenen und nahm ihre Ladung weg. Die Entrüstung von Mir Dschamlah hierüber war so groß, daß er drohte, augenblicklich mit allen Streitkräften der Provinz gegen die Faktorei zu rücken, welche Drohung er auch ohne Zweifel ausgeführt hätte, wäre nicht sein Zorn durch Unterwürfigkeit noch zu rechter Zeit besänftigt worden; denn als er zu diesem Zweck erschien, wollten die Engländer sich durchaus nicht in einen Krieg mit den Eingebornen verwickeln, und diese Sache wurde beigelegt. Bestimmte Befehle wurden ertheilt, durch keine Art von Widerstand den Zorn des Nabobs zu erregen; im Gegentheile wurden sämmtliche Außenwerke aufgegeben, die Waaren eingepackt und zum Einschiffen in Bereitschaft gehalten, überhaupt Alles vorbereitet, um für den äußersten Fall die Niederlassung ganz verlassen zu können. Glücklicherweise trat aber dieser äußerste Fall nicht ein, und die Kaufleute kehrten zu ihren Geschäften zurück.

Aus diesem kurzen Umriß ist zu ersehen, daß die Kaufleute bis jetzt keinen Zoll breit Land in Indien besaßen, noch auch zu erwerben trachteten. Einige ihrer Faktoreien waren zwar unter der Leitung der Handelsvorsteher befestigt worden, und diese wurden nebst den Eingebornen, welche sich in ihre Dienste begeben hatten, nach einer Art modifizirter englischer Gesetze administrirt; ihre Truppen hingegen waren nicht mehr als eine Bürgergarde, aus einigen zwanzig Mann Engländer oder Portugiesen bestehend, die sie für diesen besonderen Dienst anwarben und disciplinirten, so gut sie es im Stande waren.

Im Jahre 1661 fing ein neuer Zustand der Dinge sich zu gestalten an, dessen Einfluß zwar anscheinend unbedeutend, aber um so folgereicher war. Bei der Verheirathung Karls II mit der Prinzessin Katharina von Portugal wurde die Insel Bombay vertragsmäßig an die brittische Krone abgetreten, und dem zu Folge eine bewaffnete Flotte und Truppen abgesendet, diese Insel in Besitz zu nehmen. Die Truppen bestanden aus fünfhundert Mann regulären Militärs mit 21 Geschützen, unter dem Oberbefehl Sir Abraham Smiths; sie erreichten die Bai nach einer beschwerlichen Fahrt, und nachdem sie viel vom Skorbut gelitten hatten. Allein die portugiesischen Behörden weigerten sich, den Platz zu übergeben, oder auch nur die Truppen in ihre Mauern aufzunehmen. Es herrschte also eine Meinungsverschiedenheit über den Sinn des Vertrags: denn die Engländer forderten Bombay nebst seinen Umgebungen, Salsette mit inbegriffen, und die andern Inseln und Stationen in der Nähe, während die Portugiesen behaupteten, daß Bombay allein genannt sey, und daß sie nicht berechtigt seyen, den Buchstaben ihrer Instruktionen zu überschreiten. Smith hatte seinerseits keine Befehle, sich des Platzes mit Gewalt zu bemächtigen, und wenn er auch diesen Versuch hätte wagen wollen, würde die Stärke seiner Truppen keineswegs hingereicht haben. Er landete daher seine Truppen auf der Insel Argedivah, wo sie allen Arten von Entbehrungen ausgesetzt waren, und in großer Anzahl wegstarben. Die Portugiesen behaupteten Bombay fortwährend, und obschon sogleich Nachricht über den Verlauf der Sache an die Regierung abgesandt wurde, so verzögerte diese die Antwort doch so lange, daß Smith ernstliche Besorgnisse hegte, seine Leute nach und nach alle zu verlieren. Unter diesen Umständen stellte er der Kompagnie den Antrag, ihr die Rechte der Krone abzutreten, und versuchte mit dem Gouverneur von Surat, George Oxenden, über diesen Punkt einig zu werden; Oxenden konnte aber nicht recht begreifen, wie ein königlicher General das Recht besitze, einen rechtsgültigen Ver-

trag dieser Art abzuschließen; die Unterhandlungen zerschlugen sich daher wieder.

Mittlerweile wurden die Faktoreibesitzer mit einem abermaligen Kriege bedroht, was neue Sicherheitsanstalten erforderlich machten; das Fort St. Georg wurde in Vertheidigungsstand gesetzt, und von dem General den königlichen Truppen freigestellt als Volontairs in die Dienste der Kompagnie zu treten. Bevor aber diese Anordnungen ausgeführt werden konnten, ereigneten sich neue Zufälle, wodurch sich die Verhältnisse ganz anders gestalteten.

Der General starb, und sein Sekretär Cooke folgte ihm im Kommando über die königlichen Truppen nach. Unter seinem Befehle erlahmten die Unterhandlungen für den Eintritt der Mannschaft in den Dienst des Forts St. Georg; um so mehr bot sich aber zu dieser Zeit für die Bürgergarde von Surat Gelegenheit dar, sich auszuzeichnen und Ruhm zu erwerben. Im J. 1766 griff Sevadschi, der berühmte Stifter des mahrattischen Reiches, Surat an, wo Orenden Platzbefehlhaber war. Glücklicherweise wurde diesem einige Tage vor Ausführung des Vorhabens der Plan verrathen, er konnte daher seine Vertheidigungsmaßregeln ergreifen; Orenden war überhaupt ein unerschrockener Mann: er forderte sogleich die Matrosen von den Schiffen zu seinem Beistande auf, verstärkte durch sie seine kleine Garnison, und ließ sofort die Thore schließen und verrammeln. Sevadschi machte einen ungestümen Angriff, wurde jedoch völlig zurückgeschlagen. Das tapfere Benehmen des Gouverneurs bei dieser Gelegenheit erfreute Aurengzeb so sehr, daß er den Engländern augenblicklich bedeutende Vorrechte verwilligte. Die Portugiesen aber konnten ungeachtet aller angewandten Versuche nicht dahin vermocht werden, auf ihre Territorial-Ansprüche zu verzichten; im Gegentheile bestanden sie hartnäckig auf ihrem vorgeblichen Rechte alle ihre Besitzungen in der Umgebung von Bombay zu behalten, indem sie nur das Letztere allein übergaben; und die Engländer, durch viele Beschwerlichkeiten geschwächt, sahen sich am Ende doch genöthigt, den Platz mit seinen beschränkten Gränzen, wie sie von ihren Rivalen bestimmt wurden, in Besitz zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Reise vom norwegischen Gebirge Fillefjeld nach Bergen.

1. Fahrt ins Thal hinab.

Obgleich die Defiléen zum Fillefjeld hinauf und eben so wieder hinab sich sehr tief im Hauptgebirge einschneiden, so gibt es doch im Norden viele andere, die noch tiefer sind. — Das Hauptgebirge theilt sich nördlich in mehrere kleine Massen, die einen Archipel bilden, während es sich gegen Süden in einer großen vereinigten Masse ausbreitet, die nur von hohen Querthälern durchschnitten ist.

Eine Viertelmeile von Nystuen (einem Gasthaus und Stationdorf auf dem Fillefjeld) lag ehemals die Kirche von St. Thomas, wo jährlich nur einmal gepredigt ward. Sie ward auf Befehl der Regierung demolirt, indem der Aberglaube hier manche lächerliche Auftritte verursachte.

An das Thal, welches uns nach Nystuen hinaufführte, schließt sich westlich hinabführend Smeddal (Thal der Schmiede); die Chaussee folgt jedoch nicht diesem Thal, weil die weiter unten liegenden Klüfte und Abgründe die Passage erschweren. Dieß merkwürdige Hochthal war vor den Verwüstungen des Digerdöd oder Svartedöd (der schwarze Tod) — eine Cholera, die im 14ten Jahrhundert auch den Norden Europa's durchzog — von Schmiedeleuten bewohnt, welche das Eisen bearbeiteten, was man hier in den Morästen fand. — Auf dem Hochplateau des Fillefjeld fuhren wir bei dem eleganten Marmormonument vorbei, welches die Gränze zwischen den Stiftern Aggerhuus und Bergen bezeichnet. Es steht auf einer positiven Höhe von 5600 Pariser Fuß, und die Chaussee erreicht bald dahinter ihre höchste Höhe von 5755 Fuß. Erreicht man diesen Punkt bei gutem Wetter, so gewahrt man in nördlicher Ferne die gewaltigen Gletscher der Hurunger (die höchsten Eisspitzen Skandinaviens), über welche die Sonne ein tausendfarbiges Brillantfeuer verbreitet.

Im Winter trifft man hier zuweilen wilde Rennthiere, und in den niedrigen Büschen der Zwergbirke erscheint eine Art Mäuse (Lömming genannt) in großer Zahl. Man erzählte uns, daß sie in manchen Epochen — alle 5 bis 6 Jahre — haufenweis große Exkursionen nach dem Meere unternehmen, und sich bei Verfolgung ihrer geraden Marschdirektion durch kein Hinderniß abweisen lassen. Sie gleichen darin den Krebsen von Madeira, welche schwimmend die Seen durchkreuzen, die Gebirge erklimmen und sich oft in tiefe Abgründe werfen sollen. Sie weichen so ungern aus ihrer geraden Richtung, daß wenn sie in einem See ein Fahrzeug antreffen, sie von der einen Seite in dasselbe hineinsteigen, darüber hinweg und auf der andern Seite wieder hinab ins Wasser gehen. Hindert man sie in ihrem Marsch, so zeigen sie ihren Unmuth durch eine Art schwaches Bellen an, daher heißen sie auch zuweilen Lembundar (Polarhunde). Sie haben die Größe von kleinen Ratzen, dabei aber nur einen kurzen aufwärts gekrümmten Schwanz. Sie sind dunkelgelb, haben ein schwarzes Kreuz auf dem Rücken und lange Barthaare.

Indem wir also Mitte Julius das weite Hochplateau des Fillefjeld passirten, schweift der freie Blick über große Schneefelder, zwischen denen ganze Heerden Rindvieh ohne Hirten auf den Stellen weideten, wo der Schnee vielleicht erst seit Kurzem weggeschmolzen war. Nirgends erblickten wir einen Baum, nicht einmal einen Strauch. Kein Vogel belebt die todte erstarrte Natur; dabei war's milde; eine seltsame Empfindung zwischen großen Schneemassen. Die große Stille, die uns umgab, unterbrach plötzlich der Lärm einer Karawane Bauern, die auf ihren Karren Fischtonnen geladen hatten und solche übers Gebirge führten.

Um 11½ Uhr Mittags befanden wir uns ganz unerwartet vor dem furchtbaren tiefen langen Abgrund, in den sich die Chaussee zur Station Mariestuen hinabstürzt; zur Linken hatten wir den imposanten Felskoloß Suletind, der höchste Gegenstand auf der ganzen Passage des Fillefjeld mit 5550' Höhe. Die Berge nördlich vom Smeddal sind höher, und zeichnen sich noch besonders durch die furchtbar abschreckenden und wilden Formen aus, mit denen sie die Natur ausgestattet hat. Diese ganzen Bergmassen gleichen einem vom Sturm bewegten Meere, dessen gewaltige Wogen in einem Augenblick der Frost erstarrt. Felsen, Klüfte, Schneehaufen und tiefe Abgründe erscheinen dort in wilder Verwirrung unter einander. Der Name Suletind entspringt aus dem

lappischen Sulitel (heilig). Man erwies diesem Berg sonst eine besondere Verehrung.

Es ist sehr auffallend, wie die ganze Gebirgskette des Fillefjeld die scharfe Gränze zweier Klimate oder Witterungen bildet. Während düstere Regenwolken oft die ganze Westseite des Landes bedecken, hat die Ostseite schönes Wetter, und eben so umgekehrt. Dieß entsteht von dem Erkalten der Luft, wenn sie gegen die Gebirge getrieben wird, dort ihre Wärme verliert, und alsdann Wolken bildet, die sich in Regen auflösen. Hat aber die Luft jene Gebirge passirt, so wird sie wieder von Neuem durch die Sonne erwärmt und gereinigt. Diese Erscheinung bewirkt oft einen sehr schnellen Temperaturwechsel. Im Winter bilden sich bei heftigem Winde die Schneewirbel, welche den Reisenden Tod und Untergang bereiten. Obgleich die Chaussee durch Stangen markirt ist, so kann man sich bei dem häufigen Schneetreiben doch verirren, die Straße verlieren und so elend umkommen. Unter solchen Umständen ist das norwegische Pferd der sicherste Leiter. Durch vorsichtiges Fühlen mit seinen Füßen sucht es stets den festen Schnee von dem losen zur Seite der Straße zu unterscheiden, und führt so fast immer ganz sicher zum erwünschten Ziel. So lange der Bauer in seinem Schlitten sitzend noch sein Pferd mitten durch die wirbelnden Schneewolken sieht, gibt er die Hoffnung nicht auf, wenn aber der Schnee die nächsten Objekte verbirgt und seine dicken Winterkleider ihm jede eigene Bewegung versagen, dann wird das treue Pferd allein sein Retter in Gefahr. Die elendeste Hütte erscheint unter solchen Umständen kostbar, und daher gewähren die auf dem Gebirge erbauten Häuser (Fjellstugor) solchen Nutzen; dort sind oft mehrere Reisende versammelt, die hier Tage lang auf besseres Wetter warten. Man muß diese Gebirge passirt haben, um eine Vorstellung von der Menge Schnee und Regen zu bekommen, die hier niederfällt.

Wir fuhren vom breiten Rücken des Fillefjeld in einer engen tiefen Schlucht hinab, und sahen ganz unten den wilden Elv schäumend und tobend vorbei stürzen; wir passirten ihn auf einer Brücke. Je weiter wir hinabfuhren, desto beklommner wurde uns, weil sich die Wände immer steiler, schroffer und enger über dem Kopf zu schließen schienen. Sie steigen unmittelbar vom Wege ganz steil zu einer furchtbaren Höhe auf, und sind von unten zur Hälfte hinauf mit niedrigem Gebüsch bewachsen, oben erscheinen sie kahl oder grün mit Moos bedeckt.

Wir befanden uns gerade in dem untersten engen Raum der ungeheuren Felskluft, deren schaurige Stille nur durch das Toben des wilden Wasserfalles unterbrochen wird, als wir plötzlich hinter uns einen Menschen gewahrten, der raschen Schrittes uns zu ereilen suchte, und dessen riesenhafter Körperbau unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sein von allen norwegischen Physiognomien abweichendes Spitzbubengesicht, in welchem ein Paar kleine Augen blinzelten und nichts Gutes weissagten, dazu die große Stille und Einsamkeit dieser öden wilden Gebirgskluft, machte anfangs einen nicht angenehmen Eindruck auf mich. Er trug Axt und Sense, und beide Geräthe schienen in seinen riesenhaften Fäusten ein bloßes Spielzeug zu seyn. Außer einem Messerbesteck in der Tasche war ich unbewaffnet, und wäre ich auch mit andern Waffen versehen gewesen, sie hätten mir alle beim Anblick dieses herkulischen Menschen keine Beruhigung verschaffen können, da es ihm auch ohne Axt und Sense ein Leichtes gewesen wäre, mich und meinen alten Skiots zu überwältigen. Wie es anfangs schien, so suchte er weiter nichts als mit uns in Gesellschaft zu reisen, denn er knüpfte mit meinem alten Skiots vertrauliche Gespräche an, und offerirte zuletzt ihm und auch mir einen Schluck aus seiner Branntweinflasche. Ich konnte mich schwer an seine Begleitung gewöhnen, die den ganzen heutigen Tag, wo wir die einsamsten verödesten Gebirgsklüfte passirten, fortwährte. Er nahm sogar sein Nachtquartier in Nieder Luisne mit uns unter einem Dach, am andern Morgen war er jedoch verschwunden. Später erfuhr ich vom Gastwirth der folgenden Station Lerdalsören, daß dieser Kerl, den er nach meiner Beschreibung bald erkannte, ein Arbeiter aus diesem Ort, aber ein ganz feiger Mensch sey; über meine unnöthige Besorgniß wurde natürlich viel gescherzt und gelacht.

Hinter Mariesturn fuhren wir noch eine ganze Strecke in der schaurig dunkeln Felskluft fort, bis wir endlich in eine kesselförmige Oeffnung derselben kamen, die hier ein 3 bis 400 Schritte breites Thal voll fruchtbarer Aecker und frischer Wiesen bildet, zwischen denen außer mehrern zerstreuten Gehöften auch der Stationsort Hegge liegt, eine schlechte Bauernkneipe, woselbst ich nicht einmal Branntwein für meinen Skiots, und für mich bloß eine Schüssel dicke Milch mit fetter Sahne (Flöd) erhalten konnte. Die Reise von hier nach Station Nieder Luisne, zwei Meilen, bildet fast den interessantesten Abschnitt der ganzen Reise.

Hinter Hegge führt die Chaussee durch eine fruchtbare Thalöffnung von 4 bis 600 Schritte Breite, die Fortsetzung jener Kluft. Die einzelnen Gehöfte werden immer zahlreicher, und erscheinen dem Aeußern nach dürftig. Aber die Thalränder steigen unmittelbar von der Thalsohle senkrecht zu einer gewaltigen Höhe auf, und verdunkeln im Ganzen die Luft so, daß man sich hier noch immer beklommen fühlt. Der Elv fließt jedoch ruhiger, in malerisch schönen Windungen, und erhöht den Reiz des tiefen Thales.

Die beiden kolossalen Thalwände schließen gleich unersteiglichen Riesenmauern das Thal ein, und können wohl die Höhe von 2000' haben. Die Sonne vergoldete jetzt schon (es war 4½ Uhr Abends) nur noch den höchsten Saum der Thalwand, und die Bewohner erfreuen sich demnach, selbst in den längsten Sommertagen des hohen Nordens, kaum 4 bis 6 Stunden täglich des allbelebenden Sonnenscheins. Wir konnten uns nun leicht denken, wie es zugeht, daß hier das strotzende Getreide, besonders die Gerste, nur selten reif wird. Die früher einbrechende Dunkelheit des Tages, wenn sich die Sonne neigt, reizt zur Melancholie. Drei prächtige Wasserfälle, die von den hohen Thalwänden schäumend hinabgießen, überraschten uns nicht wenig als wir in den weiten Kessel hineinfuhren, den die Station Hegge umgibt. Weiterhin erblickten wir ganz am Ende des Thales in einem abgelegenen dunkeln Winkel, wo jede weitere Kommunikation aufhört, die schnurrig gebaute Kirche von Borgund. Wenn uns gleich schon ihre einsame schaurige Lage auffiel, so waren es noch besonders die Menge von Giebeln, Spitzen, Ecken und Winkel, die uns bei ihrem Anblick besonders überraschte. Sie ist ganz aus Holz, dabei nur klein, und erscheint besonders winzig gegen die gewaltigen Thalwände, die sie umgeben und verdunkeln.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Herr Remy Tourangin soll in der Nähe von Issoudun eine so reiche Bleimine aufgefunden haben, daß hundert Pfund Bleierz 80 Pfund Blei geben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 217.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 August 1836.

Skizzen aus Paris.

Die Portiers.

Der stolze Schweizer mit Bandelier und Riesenstock ist nur noch in den Kirchen und einigen wenigen großen Hotels zu sehen. Meist hat er dem bescheidenen Portier oder Concierge Platz gemacht, welcher in unglaublich engem Lokal das Zwischenglied zwischen der Außenwelt und den Hausbewohnern bildet, und daher für diese, wie für den Eigenthümer, eine höchst wichtige Person ist. Er fühlt sich aber auch und übt über alle wenn auch sehr sanfte Herrschaft, doch immer eine kleine Herrschaft. Er kann auf tausend Weisen schaden, ohne daß man es ihm beweisen kann, dient aber, wenn man ihn höflich behandelt, mit Anhänglichkeit, erwartet, daß man nie „le cordon!“ ohne ein „s'il vous plait“ ruft, daß man ihm von jedem Meße Holz einige der schönsten Scheiter auswählen läßt, und ihn zum Neujahr nicht vergißt. Gewöhnlich ist seine Hälfte eine eben so thätige, oft noch thätigere Person als er, mit allen Geschichten der Nachbarschaft bekannt, und boshaft lächelnd, wenn sie allenfalls zu sagen hat, daß eine schöne Dame während eurer Abwesenheit nach euch gefragt habe. In der engen, oft ganz unter der Treppe angebrachten Loge, welche zuweilen keine andere Oeffnung als auf den Thorweg hat, in einem möglichst beschränkten Raume, der zugleich Wohn-, Schlaf- und Speisezimmer ist, leben diese armen Menschen, zu jeder Stunde der Nacht herausgepocht, schon am frühen Morgen mit Fegen und Scheuern beschäftigt, dann einen oft sehr appetitlich riechenden Pot au feu auf einer tragbaren Gluthpfanne kochend, mit hunderterlei aufgetragenen Kommissionen im Kopfe, und mit ihren Ideen auf Haus, Quartier und den Polizeikommissär beschränkt, oft genöthigt, bei Aufruhren die Pforte, welche übrigens gewöhnlich schon so eingerichtet ist, daß sie einen guten Puff aushalten kann, zu vertheidigen, mit scharfem Blick auf Insaßen und Besuchern, und einer Gleichheit des Temperaments, welche oft hier ehrwürdig erscheinen muß.

Kinder haben sie selten viel, aber wenn sie welche haben, so werden diese möglichst bald zur Beihülfe angehalten. Wo es etwas extra zu verdienen gibt, sind sie bereit, und im Ganzen weit weniger verändert, als die übrigen Klassen der Gesellschaft, außer, daß auch sie politisiren, Zeitungen lesen und nach Neuigkeiten fragen. Der Portier im Vieux célibataire ist noch jetzt das Urbild manches seiner Amtsgenossen.

Da alle Vorfallenheiten im Hause zuerst von ihnen der heimkehrenden Herrschaft erzählt werden, so sind sie von der übrigen Dienerschaft gewöhnlich mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Es ist Keiner und Keine im Hause, welcher sie nicht braucht, und sie wären gewiß zuweilen im Stande, gar artige Memoiren zu schreiben. Es wundert mich, daß der große Memoirenfabrikant MLML. noch nicht auf den Einfall gekommen ist, welche zu verfertigen.

In allen Hotels hat jeder neben seinem Zimmerschlüssel noch ein kleines Fach, wo die Visitenkarten, Briefe u. s. w. ihn bei der Heimkehr erwarten, doch wehe ihm, wenn ein Ausländer mit schwer aussprechbarem Namen ihn hat besuchen wollen, und keine Karte, sondern nur mündlichen Auftrag zurückgelassen hat. Es ist unglaublich, welche Verketzerungen man bei solchen Veranlassungen zu hören bekömmt, und welche Ungeheuer von Namen der Thürhüter auf einen Brief oder einen Fetzen Papier kritzelt, um ihn euch zu verkündigen. Am besten ist, man läßt sich für derlei Vorkommenheiten ein kleines Büchelchen machen, und stiftet dieses in die Loge, besonders wenn Geschäfte von Bedeutung vorkommen können.

Was auch immer die Stadt in Bewegung setzen mag, er darf nicht nur nicht Theil nehmen, wenn es jenseits der nächsten Straßenecke vorgeht, er muß sogar seine Vorsicht verdoppeln, wenn Alles aus dem Hause gelaufen ist, und statt zu lustwandeln, setzt er sich mit den Seinen und einer Frau Nachbarin auf die Straße, denn Bewegung hat er den ganzen Tag über vollauf, oft auch in später Nacht, um den Thorweg dem Wagen zu öffnen und zu schließen.

Es gibt bei allem diesem Ungemache doch sehr viele Greise, und darunter sehr heitere unter dieser Paris ganz eigenthümlichen Klasse, und sie scheinen zufriedener als man es für möglich halten sollte. Bei guter Bezahlung und so klösterlich gleichförmigem Lebensgange ersparen sie sich wohl kleine Kapitalien.

So wie die Amtsgeschäfte etwas ruhen, sind Mann und

Digitized by Google

Frau gewöhnlich mit Schneiderei beschäftigt. In den öffentlichen Anstalten gibt es noch mit Aufheben der Hüte und Stöcke, Verkauf von Katalogen, in den Messageries royales sogar mit einem sehr guten Lager von ausländischen Weinen, Liqueurs und ächtem Farina-Kölnischem Wasser einträgliche Nebenerwerbe.

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

(Fortsetzung.)

Als Cooke Bombay in Besitz genommen hatte, waren seine Truppen von 500 Mann schlagfertiger Leute auf 113 in Reih und Glied geschmolzen. Eine so kleine Abtheilung war kaum im Stande den täglichen Dienst zu versehen, und offenbar unfähig, die englischen Angelegenheiten auf demselben zu erhalten, wie die der Holländer und Portugiesen. In Betracht dessen bat Georg Lukas, welcher Cooke im Kommando ablöste, um eine Verstärkung von 400 Mann, erhielt aber nach einiger Zeit nur 60, unter einem Lieutenant. Bald zeigte sich auch, daß diese Truppenabtheilung, 160 Mann stark, da sie nicht denselben Gesetzen und der Kontrolle des Gouverneurs, wie ihre eigenen Leute unterworfen waren, am Ende in den innern Angelegenheiten der Kompagnie eben so viel Uebels als Gutes stiftete; denn des Königs und der Kompagnie Behörden konnten nicht übereinstimmen, und Streitigkeiten über den Vorrang drohten in Kurzem eine besorgliche Gestalt anzunehmen. Die Folge davon war, daß Karl, da seine asiatischen Besitzungen mehr Kosten verursachten als Gewinn versprachen, dieselben recht gern in die Hände der Kompagnie übergab; indem er zugleich seinen Truppen die Erlaubniß ertheilte, in die Dienste der neuen Herren dieser Plätze überzutreten, in welchen sie auch sofort vertheilt wurden. Es scheint nicht, daß Orenden irgend einen Widerspruch gegen die Vorschläge, die er zu machen autorisirt war, gefunden habe, denn es traten in den Dienst der Kompagnie zwei komplete Kompagnien über, wovon die eine aus zwei Offizieren und 66 Unteroffizieren und Soldaten bestand; während die andere drei Offiziere und 73 Unteroffiziere und Soldaten zählte. Somit war die ostindische Kompagnie mit Einemmal durch eine regelmäßig organisirte Armee unterstützt, deren ganze Stärke sich freilich auf nicht völlig 200 Mann belief; das hieraus formirte Bataillon wurde durch einige 50 oder 60 Topassen ergänzt. Aber dieß waren lauter disciplinirte Soldaten, und da ihr Geschützpark 21 Stücke enthielt, fühlten sie sich jeder Truppenmacht gewachsen, die irgend eine rivale europäische Macht gegen sie ins Feld stellen konnte.

Da es nicht unsere Absicht ist, eine Darstellung der innern Angelegenheiten der Kompagnie, als einer Handelsfirma zu geben, so übergehen wir die Meuterei oder Rebellion des Edward Norton im Fort St. George, an welcher ohnedem die Besatzung keinen andern Antheil nahm, als daß sie ihrem Anführer den lange gewöhnt gewesenen Gehorsam nicht verweigerte. Die Meuterei betraf eigentlich nur die innern Verhältnisse, und rührte nur von der Weigerung Nortons her, dem Hrn. Forcroft, als seinem Nachfolger im Kommando, seine Stelle abzutreten; zwar anfangs hatte die Sache ein sehr bedenkliches Ansehen, so daß militärisches Einschreiten erforderlich war, später wurde sie jedoch gütlich beigelegt. Forcroft, den sein Gegner festgenommen hatte, ward freigelassen, Norton unterwarf sich aus eigenem Antriebe seinem Abberufungsbefehl, und Alles nahm wieder eine friedliche Gestalt an. Eben so wenig ist es nothwendig, die Einzelnheiten einer Belagerung des Forts St. George im J. 1669/70 besonders zu erwähnen: denn kein Gefecht zwischen den Truppen der Kompagnie und den Horden, die der Naig gegen sie absandte, fand statt, und die letzteren wurden auf des Nabobs Befehl zurückberufen, ohne daß Blut vergossen worden wäre. Denn trotz des Zuwachses ihrer Macht, durch die neuliche Erwerbung Bombay's, blieb die Politik der Kompagnie doch immer friedlich; in der That dachten sie selten an kriegerische Maßregeln, wenn nicht die eingebornen Fürsten sich unruhig zeigten, oder ein Sturm von den Europäern sie bedrohte. Zwar ist es Thatsache, daß sie sich einmal mit Sevadschi zu messen wagten, der Ausgang hievon gab ihnen jedoch eine Lehre, die wohl geeignet war dazu beizutragen, für die Zukunft solche Experimente zu unterlassen. So geschah es, daß ungeachtet die Holländer ihnen bei dieser Gelegenheit ein ehrenhaftes Beispiel gaben, indem sie zu den Waffen griffen, und die Mahratten in Respekt hielten, die englischen Behörden 1670 Surat ohne Widerstand plündern ließen. Doch muß hier Einiges zu ihrer Entschuldigung angeführt werden: sie hatten es mit einem sehr zügellosen Haufen zu thun, denn wie schon gesagt, beruhte die Autorität über ihre eigenen Truppen auf keinen festen, gesetzlichen Grundlagen, und die Soldaten, welche aus dem königlichen Dienste übergetreten waren, bewiesen sich sehr widerspenstig. Sie beharrten auf ihren eingebildeten Vorrechten, ihre Entlassung fordern zu können, wann es ihnen immer beliebte, und weigerten sich ausdrücklich irgend einem Zwang sich zu unterwerfen, als insoweit es ihnen selbst genehm wäre. Wahrscheinlich in Erwägung dieser Umstände mag sich in die Berathungen des Gouvernements ein Grad von Furcht eingemischt haben, von welcher ihre Rivalen frei waren, und deren sie sich bald schämen lernten.

So war der Stand der Dinge, als der französische Krieg im Jahre 1671 die Vorstände der Faktorei zur Vorsicht aufforderte. Sie beeilten sich daher ihre Festungswerke in Vertheidigungsstand zu setzen, und begannen ihre Truppen frisch zu exerciren, und besonders das Fort St. George durch Matrosen von den Schiffen zu verstärken: denn bis jetzt war es noch niemand eingefallen die Eingebornen zu bewaffnen, und sie so weit zu discipliniren, als zu einer Vertheidigung im freien Felde nöthig war. Dieser Versuch wurde erst von den Franzosen unternommen, und bald als nützlich erfunden. Für den Augenblick trachteten die Handelsvorsteher nur dahin, ihre europäischen Truppen zu vermehren, da sie bloß in diese allein festes Vertrauen setzen zu dürfen glaubten. Es kam indeß zwischen den Landtruppen der feindlichen Mächte nicht zum Kampfe, denn es ist hiebei nicht zu

verkennen, daß die Kompagnie erstaunlich langsam und überlegend zu Werke ging, um die nöthigen Anstalten gegen derlei Störungen zu treffen. Im J. 1675 scheint sich die Besatzung Bombay's auf nicht weniger denn 400 Mann belaufen zu haben, und die des Forts St. George auf etwa 250 Mann erprobter europäischer Truppen, eine Abtheilung Topassen nicht eingerechnet. Die Eifersucht zwischen den Holländern und Franzosen, welche sich immer heftiger steigerte, war der englischen Kompagnie von großem Nutzen, denn obgleich beide Theile, im Hasse gegen die Engländer wenigstens, übereinstimmten, so unterstützten sie einander doch nicht, und keine Verbindung gegen die Engländer kam zu Stande. Doch hatten die Franzosen z. B. 1300 Europäer unter den Waffen, ein Korps Eingeborner von 800 Mann nicht gerechnet, während die holländische Armee allein nicht weniger als 4000 Europäer zählte.

Während die anderen europäischen Etablissements sich so sehr anstrengten, und in ihre Dienste ausländische Offiziere, sogar hohen Ranges und von ausgezeichnetem militärischem Rufe, aufnahmen, legte die englisch-ostindische Kompagnie das außerordentlichste Mißtrauen und die grundloseste Eifersucht gegen alles Militär an den Tag. Der höchste Rang eines Offiziers in ihrem Dienste war der eines Kapitäns! und die beschränkte Gewalt, die ihm über seine Truppen eingeräumt wurde, war weder genau bestimmt, noch zureichend. Es ist zwar wahr, daß sie dem Kapitän Longsford, welcher die Besatzung von Bombay befehligte, Sitz im Rathe bewilligten, und auch Takt genug besaßen, ihn nicht durch Aufhebung dieser Verwilligung zu demüthigen; aber eben so gewiß ist auch, daß sie gegen daraus etwa zu folgernde Ansprüche Vorkehrungen trafen, indem sie eine Urkunde über diesen Ausnahmsfall niederlegten, worin enthalten war, daß hieraus keine Regel gemacht werden dürfe. Aber auch hiebei blieb ihre Vorsicht nicht stehen. Um alle Zweifel über die Stellung des Militärs, gegenüber dem Civildienst zu heben, erließen sie eine Bestimmung, daß jeder Civilbeamte sich in der Kriegskunst möglichst auszubilden habe, um nöthigenfalls bei ausbrechenden Feindseligkeiten denjenigen, welche irgend kriegerische Talente besäßen, die Führung von Truppenabtheilungen anvertrauen zu können! Diese sonderbare Verfügung, welche nur darauf berechnet schien, den Werth des Militärs in jeder Beziehung herabzuwürdigen, konnte auf den Geist der Truppen unmöglich gute Folgen äußern.

Nach dem Tod des Kapitäns Longsford wurde Kapitän Kergwin, bisheriger Kommandant der Garnison auf St. Helena, an die Spitze der Truppen von Bombay berufen. Er war ein Mann von Erfahrung, seinem Stande sehr ergeben, und eifersüchtig auf die Auszeichnungen, die er glaubte ansprechen zu können. Er trat seine Stelle an zu einer Zeit voll reger Thätigkeit und einer wie es schien ungewöhnlich eifrigen Geschäftigkeit in Entwürfen kühner Plane von Seite des Gouvernements; denn er traf den Civilgouverneur, Präsident Aungier, in geräuschvoller Unruhe, und im Besitze von Vollmachten, wie sie keinem seiner Vorfahren bewilligt gewesen waren. Die Kompagnie, obwohl wie es schien jeder kriegerischen Maßregel abhold, hatte doch den Vorstellungen ihrer Agenten so weit nachgegeben, daß sie die Truppenzahl des Platzes bedeutend verstärken ließ. Sie gab Befehl eine Miliz von 600 Mann unter die Waffen zu rufen, und eine Reitertruppe zu organisiren, von deren Wirkung in dem heißen Klima man sich damals beträchtlichen Nutzen versprach. Aber auch hiemit begnügten sie sich noch nicht. Obwohl sie fortdauernd eine friedliche Politik zu befolgen empfahlen, und Bekanntmachungen erließen, daß von diesen Grundsätzen so wenig als möglich abgegangen werden solle, überließen sie doch zu gleicher Zeit die Entscheidung über Krieg und Frieden der Einsicht des Präsidenten, was ihm eine ungeheure Verantwortlichkeit aufbürdete, die sie selbst nicht tragen, und die er, wie man sich leicht denken kann, gleichfalls sich nicht aufbürden wollte.

Etwas weniger als ein Jahr wurde dieser vermehrte Truppenbestand beibehalten, von welchem eine Abtheilung nach Surat detaschirt war, um diesen Platz gegen Ueberfall und Plünderung zu sichern. Zu dieser Zeit kam ein neuer Präsident an die Stelle des alten, mit Instruktionen vom Mutterlande, die Kosten der Stationen so viel als möglich zu vermindern. Herr Child, der Bruder des Josua Child, der damals an der Spitze der ostindischen Kompagnie zu London stand, war die zu Realisirung dieses gehässigen Auftrags auserwählte Person, und wenn seinen Zeitgenossen, dem Kapitän Hamilton und andern, Glauben geschenkt wird, konnte man für diesen Zweck keine bessere Wahl treffen. Er wird als ein wegen seiner ungemein selbstsüchtigen und tyrannischen Sinnesart allgemein verabscheuter Mann geschildert, ohne Talent, ohne Sinn fürs öffentliche Leben, selbst ohne Rücksicht auf gewöhnliche Schicklichkeit. Dieser hatte den Auftrag, Kapitän Kergwin seines Dienstes zu entlassen, die Miliz und die Reiterei aufzulösen und auf den gewöhnlichen Stand von 180 Mann unter den Befehlen zweier Lieutenants zu reduciren, welchen Auftrag er auch in seiner vollsten Ausdehnung ausführte, indem er sogar den Truppen, die zur Besatzung der Wälle bestimmt waren, alle die ihnen früher zuerkannt gewesenen besonderen Vergünstigungen entzog, überhaupt keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, die auffallendste Verachtung gegen den Militärstand an den Tag zu legen. Dieses war, um es gelind auszudrücken — eine schlechte Politik, so schlecht, daß die Behörden im Fort St. George diese Anordnungen möglichst zu umgehen suchten. Auch sah sich Präsident Child bald selbst genöthigt, von derselben abzuweichen. Die europäischen und die einheimischen Mächte nahmen gerade zu dieser Zeit eine so drohende Stellung an, daß es für nöthig erachtet wurde, zwei Kompagnien Miliz zu organisiren, an deren Spitze sonderbarer Weise Kapitäns gestellt wurden, während die regulären Truppen nur von Lieutenants befehligt waren. Kapitän Kergwin konnte natürlich seine frühere Stelle nicht wieder einnehmen, auch war Child nicht so eigensinnig, ihm dieses zuzumuthen, ungeachtet die Besetzung einiger wichtiger Plätze in der Nachbarschaft, durch Sevadschi, was den Handel Bombay's empfindlich berührte, der Garnison ernstliche Besorgnisse einflößte. Als aber eine bedeutende Flotte aus dem baltischen Meere absegelte, von der man glaubte, daß sie zur gänzlichen Vertreibung der Engländer aus

Indien bestimmt sey, wurden augenblicklich Befehle abgefertigt, Kergwin wieder in seinen Posten einzusetzen, die Vertheidigungswerke des Platzes so gut als möglich herzustellen, und sogleich wieder 70 Europäer für den Dienst anzuwerben. Kergwin wurde zum Kapitän-Lieutenant befördert, und ihm als solchem der mit dieser Stelle verbundene Gehalt von sechs Schilling täglich ohne irgend ein weiteres Tafelgeld zuerkannt. Die baltische Flotte machte aber keinen Versuch auf Bombay, hingegen wurde das Etablissement der englischen Kompagnie zu Bantam von den Holländern genommen, während noch dazu der König von Persien mit den letztern einen Allianztraktat schloß, wodurch der englische Handel sehr beunruhigt wurde. Um Bantam wieder zu erobern, und die übrigen Faktoreien gegen Insulten zu schützen, ließ die Kompagnie in England eine Flotte und Armee ausrüsten, welche aber erst in den indischen Gewässern erschien, nachdem die Holländer den eroberten Platz schon wieder zurückgegeben hatten. Dieses geschah im Jahre 1684, eine denkwürdige Periode in den Annalen der englisch-ostindischen Kompagnie wegen der angestrengten Thätigkeit ihrer Nebenbuhler, der Freihändler oder Schleichhändler, interlopers, wie sie von der Kompagnie genannt wurden. Gegen diese erhielt nun die Kriegsflotte ihre Bestimmung, und viele unternehmende Seeleute, die in ihre Hände fielen, wurden als Piraten bestraft.

(Fortsetzung folgt.)

Auvergnatensitte.

Zwanzig Auvergnaten erschienen kürzlich vor einem Polizeikommissär in Paris, und baten um Erlaubniß einen ihrer Landsleute auf einem Esel herumführen zu dürfen, weil er sich von seiner Frau hatte schlagen lassen. Der Polizeibeamte wollte sich nicht einmischen, und am folgenden Tage fand der Zug in der Vorstadt St. Germain statt. Vier Wasserträger bildeten den Vortrab, ein Kohlenverkäufer kam hinter ihnen und spielte auf einer Pfeife, und zwei andere führten den Esel, auf welchem der arme Ehemann mit dem Gesicht gegen den Schweif gekehrt saß, und eine Inschrift mit den Worten: Service pour Chausson, auf dem Rücken und der Brust hatte. Dann kam ein Haufe Auvergnaten, gefolgt von dem ganzen Pöbel der Nachbarschaft. Nachdem der Zug mehrere Straßen zurückgelegt hatte, hielt er vor dem Hause des Schuldigen, wo eine Symphonie angestimmt wurde, in die Alliboron (der Esel) mit einstimmte. Der Ehemann mußte dann 12 Franken zum Vertrinken hergeben. Indeß ging man etwas zu weit, denn da alle Auvergnaten in der Stadt nicht eingeladen worden waren, so verlangten die Meisten am folgenden Tage noch, daß er sie gleichfalls traktiren solle, und so mußte er noch weitere 50 Franken bezahlen. Ein Auvergnate vergißt aber nicht leicht, wenn man ihn an den Beutel gehängt hat, und nun war die Reihe zu triumphiren an ihm, denn er wandte sich an den Friedensrichter, und jeder, der bei dem tollen Streiche mitgewirkt, mußte nun zwei Franken Schadloshaltung und einen solchen Antheil an den Kosten tragen, daß er völlig entschädigt wurde.

Reise vom norwegischen Gebirge Fillefjeld nach Bergen.

1. Fahrt ins Thal hinab.

(Fortsetzung.)

Das Thal wendet sich plötzlich fast in einem rechten Winkel rechts zur berühmten Windhälle, und verändert mit dieser Hauptrichtung auch eben so plötzlich seinen ganzen Charakter. Ich weiß nicht genau, ob man bloß jenen Scheidepunkt der beiden Thäler oder die nun folgende Schreckenskluft mit dem Namen Windhälle belegt. Es ist unmöglich, die über alle Beschreibung erhabene Zerstörung und Wildheit dieser ungeheuren Gebirgskluft deutlich zu schildern. Wir standen eine ganze Weile stumm und staunend, das Bild betrachtend; es schien uns, als habe der Schöpfer beschlossen, hier den Untergang der Welt anfangen zu lassen, eine so allgemeine Zerstörung im großen Maßstabe bietet sich dem ängstlich herumschweifenden Blick des Reisenden dar. Die beiden Thalwände, welche dieß Bild einschließen, steigen ganz schroff zu einer so ungeheuren Höhe auf, daß die Sonne täglich nur wenige Stunden hinein scheinen kann. Es herrscht überhaupt eine schaurige Dunkelheit in dieser großen Kluft. Kolossale Felsblöcke, von einer wunderbaren Naturkraft hieher gewälzt, liegen wild durch einander. Sie scheinen von Oben herabgestürzt, und mit Staunen und dankbarer Bewunderung erblickten wir eine vortreffliche Chaussee, welche mit vielen Schlangenwindungen ihr schmales weißgraues Band um all diese riesenhaften Steinmassen hindurchzieht. Es ist ein angenehmes Gefühl zwischen so vielen Straßentrümmern bequem hindurchfahren zu können. Man passirt Strecken, wo überhängende Felsen jeden Augenblick uns zu begraben drohen, und wenn nach einem furchtbaren Stillschweigen der Wind plötzlich aus den Seitenklüften heult, so fühlt man, daß die Natur geheime Schrecken in sich birgt, und sie an solchen Stellen loskläßt, damit man es erkenne. Je weiter wir in diese Felswüste hineinfahren, desto mehr bewunderten wir die riesenhaften Anstrengungen, hier eine Chaussee durchzuführen. Haushohe Felsen lagern sich quer vor die Straße, und erfüllen mit der Besorgniß, daß hier die Fahrstraße abschließt, aber sie windet sich schlangenförmig durch alle Hindernisse.

Mit Schaudern blicken wir links in die tiefe dunkle Felskluft, in der wild und schäumend der tobende Elv fortstürzt. Es gehört viel dazu in diesen grausenvollen Umgebungen eine Anwandlung von Schwermuth zu unterdrücken, und jener riesenhafte Unbekannte, der uns fortwährend begleitete, trug nicht dazu bei, das Gemüth zu erheitern. Man fühlt sich hier lebendig begraben, und sehnt sich ängstlich nach einem freien Blick und nach freiern Gegenden, besonders da sich diese Passage sehr in die Länge zieht. Wir fahren weiter, und die rechte Bergwand zieht sich einige Schritte zurück, um einer kleinen Wiesenfläche Platz zu machen; hier erblicken wir menschliche Wohnungen, kleine Gehöfte, so weit es der knappe Raum gestattet. Ehe wir noch zu der Betrachtung kommen konnten, wovon diese Menschen hier existiren, fragten wir uns: wie man überhaupt im Stande sey, hier nur einen Tag auszudauern. Man sieht ein paar Metzen Gerste mit strotzender Fülle emporschießen, ob sie aber reifen wird, steht zu bezweifeln. Jeder klippenfreie Raum, jede dünne Erdkrume auf dem nackten Stein ist sorgfältig zum Anbau der Gerste benutzt. Ueberall wächst sie üppig auf, um schöne Hoffnungen zu erregen, und statt lohnender Ernten bittere Täuschungen zu gewähren.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 218.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 August 1836.

Das Nordostende des kaspischen Meeres.*)

Ich hatte im Sommer Gelegenheit, eine Reise auf dem kaspischen Meere zu machen, und dessen nordöstliches Ufer bis in den Kaldak (Karassu) kennen zu lernen, und den Tschink (Ust-jurt) zu besteigen. Das Land von Uralsk an, den Uralfluß hinab bis nach Guriew und dem Meere, bildet einen grellen Gegensatz zu dem Lande der Baschkiren, und überzeugt einen jeden Anschauer, daß man hier auf jüngst entblößtem Meeresgrunde stehe. Es ist eine sanft zum Meere sich hinneigende Fläche von 100 Meilen, ohne Spur von Berg und Thal, eine Ebene, deren Gewässer salzig, deren Boden aus salzigem graublauem Thon mit feinen Muscheln untermischt besteht, und sich durch nichts von dem vom Grunde des kaspischen Sees geholten und ausgetrockneten, durch die Wellen gepulverten und geschlemmten Thon gleichen Inhalts unterscheidet; eine Ebene, deren Lage so niedrig ist, daß Orenburg mit dem Weltmeer das Niveau halten soll. Wie der kaspische See entstanden, und was aus ihm werden soll? ist wohl eine bisher ungelöste Frage; große Ströme führen ihre Gewässer hinein, keiner führt es ab, und dennoch scheint der Spiegel merklich zu sinken. Die Ausdünstung scheint dieses Phänomen zu erklären; allein unbeachtet darf man es doch nicht lassen, daß die allgemeine Sage dem am östlichen Ufer gelegenen Busen Karabugas einen herabziehenden Strudel zuschreibt, daß ferner dieser Busen von keinem zuverlässigen Menschen bisher untersucht worden ist, und fast die einzige Nachricht, die wir über ihn haben, von den Zeiten Peters des Großen herstammt, wo die zur Vermessung an das östliche Ufer Kaspiens Abgesandten nur berichteten, daß sie in den Busen Karabugas selbst nicht haben eindringen können, weil der Versuch mit zu großer Gefahr verknüpft zu seyn schiene, da die Tiefe an dessen Eingange plötzlich und wiederholt wechselt, daß aber eine bedeutende Neigung von der See durch den engen Paß in den Busen stattfindet. Wenn man nun noch das ziemlich erwiesene Faktum dazu nimmt, daß der Spiegel des kaspischen Sees in Perioden von etwa 40 Jahren wechselnd zu- und abnimmt, daß es alte Kosaken gibt, die einerseits zwar das Abnehmen des Meeresspiegels gegenwärtig mit eigenen Augen sehen, andererseits aber sich deutlich erinnern, daß ihre Väter fuhren und ritten, wo man bis jetzt noch schifft — wenn man die Behauptung dieser alten Männer erwägt, daß die Tiefe des südlichen und nördlichen Ufers wechselseitig ab- und zunimmt — so muß man wenigstens gestehen, daß die Sache eine reifliche Ueberlegung und Beobachtung an Ort und Stelle verlangt, ehe sie als abgemacht betrachtet werden kann. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, ein Wort über das schon abgehandelte Thema des Amu-Darja zu sagen, eines Flusses, der bekanntlich in das Südende des Aral-Sees fällt, aber ehemals dem kaspischen See seine Gewässer soll zugetragen haben.

Die Aussagen der russischen Gefangenen, die aus Chiwa zurückkehrten, die Aussagen der Kaufleute und Reisenden stimmen alle darin überein, daß ein zweiter Arm des Amu sich in das kaspische Meer einst ergossen habe, oder wenigstens die Richtung dahin muß genommen haben, und daß gegenwärtig an der Stelle dieses Arms ein etwa 100 Faden langer Damm steh. Wenn also von der einen Seite auch nicht abzustreiten ist, daß viele Umstände es unwahrscheinlich, ja wohl gar unmöglich machen, daß der Fluß als solcher und nicht etwa als flacher Morast an die Ostküste Kaspiens gelangte, so gewiß scheint es andererseits zu seyn, daß etwas Aehnliches als das letzt erwähnte mag stattgefunden haben; sey immerhin die Erzählung, daß die Usbeken durch die Sperrung des Flusses die Stadt Alt-Urgendsch zur Uebergabe zwangen, eine Fabel, so ist allerdings doch durch diese Sperrung der niedrige, sandige und salzige Strich Landes zwischen den beiden Seen unterhalb des Tschink unfruchtbar und wüst gemacht. Ob gegenwärtig die Ableitung des Flusses in sein altes Bett nicht den Abfall des Meeresspiegels des Aral-Sees, und mithin das Seichtwerden des Syr-darja nach sich ziehen würde, und in welchem Maße, ist eine andere gleichfalls unentschiedene Frage.

Die sanfte Abdachung des Meergrundes des kaspischen Sees geht gleichmäßig unter dem Wasser gegen Süden fort, beinahe bis Tük-karagan, so daß der ganze nordöstliche Theil des kaspischen Sees durchgehends eine Tiefe von wenigen Fußen, und nur die Mitte dieses Theils eine Tiefe von ein Paar Klastern

*) Nach Dahls „vermischten Bemerkungen."

aufzuweisen hat. So wie man aber in den trichterförmigen Busen Kaidak (Karassu) eingeht, ändert sich plötzlich die Dekoration zur Linken, man erblickt statt der flachen, sandigen und schilfigen Ufer hohe schroffe Felsen, und befindet sich auf einer Tiefe von mehrern Klaftern. Hier ist man in einem andern Welttheile: unendliche Schwärme von Schwänen, weißen Pelikanen und hochrothen Flamingos bedecken den flachen, sandigen Strand rechts, neugierige Seehunde tauchen beständig auf und nieder, Heerden von Gazellen und Antilopen verrathen sich durch den entfernten Staub in der Wüste. Linker Hand steigen ungeheure Felsenmassen von Kalksteinen empor, und werden von der flachen, hohen, dürftigen Ebene, welche den Aral vom kaspischen See scheidet, gekrönt.

Hier lebt der Steinbock, Arkar, Argali; hier überwintert das falbe, große wilde Pferd in geselligen Haufen; hier wohnt der blaßgelbe Steinfuchs Karagan, hier ist der kurze, stämmige Stein- oder Steppenhase zu Haus, hier irrt der wilde Kirgisenstamm Adai unstät umher, und schwankt in der Wahl seines Herrschers, sich wechselsweise demjenigen Nachbar, welchen er mehr fürchtet, unterwerfend; hier wüthet der Tiger und der Panther unter den Heerden der in Fett gehüllten, braunen, harthaarigen Schafe; hier vegetiren kümmerlich auf einem Boden von Kalk, Salz und Gyps zollhohe Pflänzchen, und der einzige ziemlich verbreitete baumähnliche Strauch ist der räthselhafte Saraul, dem die Botaniker noch kein bleibendes Quartier in ihrem Namensverzeichnisse angewiesen haben: ein knorriges, knolliges, vieläftiges gelbgraues Holz von ungewöhnlicher Härte, und dabei doch faserig, wie Süßwurz, und porös wie Madrepor. Es gibt eine gute und nebst dem Schaf-, Kamel- und Viehmist die einzige dortige Feuerung ab. Auch dieser Strich Landes ist seit 100 Jahren ein Theil des russischen Reichs.

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

(Fortsetzung.)

Unterdessen aber fielen zu Bombay, damals das Hauptetablissement der Engländer in Ostindien, Unruhen vor, deren Veranlassung sowohl, als ihre Folgen einer ausführlicheren Beleuchtung bedürfen.

Die allgemeine Unpopularität des Präsidenten Child wurde bereits erwähnt, und wenn auch nur die Hälfte der auf uns gekommenen Nachrichten hierüber Glauben verdient, so kann die Schilderung jener Umstände wohl keinen Augenblick Staunen erregen. Unter andern beschränkenden Maßregeln wollen wir nur die anführen, daß er sehr unkluger Weise den gesetzlich bestimmten Sold der Truppen unter allerlei Vorwand um 30 Proc. schmälerte. Dazu kam noch, daß gerade zu dieser Zeit der Wechselkurs in Indien sehr niedrig stand, und die Truppen, die in Wechseln bezahlt wurden, beim Umsatze in baares Geld einen reinen Verlust von 20 Proc. hatten. Wenn daher die Civilbehörden ihnen gleichsam eine weitere Geldbuße von 30 Proc. auflegten, so waren ihre Subsistenzmittel auf die Hälfte beschränkt; sie wollten sich daher keineswegs gutwillig diesen Abzug gefallen lassen. Es beweist wahrhaftig sehr wenig gesundes Urtheil von Seite des Gouverneurs, solch einen Versuch in einem Augenblicke zu machen, wo er keinen Freund, selbst unter den Civilbeamten hatte. Kapitän Kergwin und Fähnrich Thorburn erschienen im Namen der übrigen Offiziere und Soldaten vor dem Vicegouverneur, M. Ward (Child wohnte in Surat), um bei diesem Vorstellungen gegen diese Maßregel einzureichen, und zugleich um Tischgeld zu bitten. Das letztere wurde zugestanden, obwohl widerwillig, und dem Kommandanten für den Monat 23 Rupien ausgesetzt; das Gesuch jedoch, den früheren Sold der Truppen wieder herzustellen, auf das Entschiedenste abgewiesen. Die Truppen traten hierauf augenblicklich unter die Waffen, wiewohl in der größten Ordnung. Die Kompagnien versammelten sich unter klingendem Spiele auf ihren verschiedenen Sammelplätzen, wo sie ihr Kommandant von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzte. Alle versprachen ihm den willigsten Gehorsam, und nun wurde der Stellvertreter des Gouverneurs verhaftet; drei Schiffe, welche im Hafen mit Schätzen beladen lagen, in Beschlag genommen, das Geld gelandet und in dem Fort in Sicherheit gebracht. Hiebei leisteten die Einwohner, obgleich anfangs durch die kühnen und energischen Schritte erschreckt, nicht den mindesten Widerstand, sie waren im Gegentheile über das Verfahren Childs so aufgebracht, daß sie sich auf die Seite der Meuterer schlugen, und als Kergwin erklärte, daß die Insel der Krone zugehöre und er fest entschlossen sey, dieselbe gegen jeden anderweitigen Anspruch zu vertheidigen, empfingen sie diese Erklärung unter allgemeinem Beifall und großem Jubel.

Kurze Zeit nachdem sich dieß in Bombay zugetragen, erhielt Child in Surat von diesem Vorfalle Nachricht. Er war hierüber aufs Höchste aufgebracht und in sichtlicher Unruhe. Im Vertrauen auf den pflichtgemäßen Gehorsam aber, den die Menschen ihrer gesetzlichen Obrigkeit zu leisten gewohnt sind, und in der Hoffnung, in dem aufrührischen Platze eine ihm persönlich ergebene Partei zu besitzen, verlor er keine Zeit, einige Bevollmächtigte abzusenden, um mit den Aufrührern zu unterhandeln, und sie zur Rückkehr zu ihren Pflichten aufzufordern. Die Bevollmächtigten kamen zu Bombay an, kehrten jedoch gleich Jorams Boten nicht wieder: anstatt Kergwin für ihren Auftrag zu gewinnen, wurden sie von ihm gewonnen, und machten gemeinschaftliche Sache mit den Unzufriedenen. Eben so war auch Child selbst, als er bald nachher mit drei Schiffen folgte, um das gute Vernehmen wieder herzustellen, nicht viel glücklicher. Er eröffnete zwar eine Kommunikation mit Kergwin, dieser wollte ihn aber nicht einmal sehen, sondern erklärte frei und offen, daß er fest entschlossen sey, den Platz um jeden Preis gegen jedermann, der es versuchen sollte seine Gewalt umzustürzen, so lange zu behaupten, bis es dem Könige gefalle, hierüber anders zu verfügen. Die Unterhändler, die Child später noch schickte, gingen alle über, und von der Schiffsmannschaft desertirten täglich viele Leute.

Gedemüthigt, entrüstet und wüthend vor Zorn, kehrte er unverrichteter Dinge um und hinterließ auf der Insel Kenery und in den holländischen Etablissements zu Wissavah, Spione, um

den Hergang in Bombay genau zu beobachten und ihm darüber zu berichten. Seine Schiffe schickte er nach England, um die aufgehäuften Waaren überzuführen, und seinen Oberen über die Wendung der Dinge Nachricht zu geben.

Diese Nachricht von der Revolte in Bombay erregte große Unruhe und Angst bei den Direktoren der Kompagnie. Bittschriften um Hülfe wurden an die Regierung eingereicht, und demzufolge eine Committee des Geheimen Raths augenblicklich niedergesetzt, um über die zu ergreifende Maßregeln zu berathen, wie sie die vorliegenden gefährlichen Umstände erfordern möchten. Diese Versammlung sprach sich aber zunächst dahin aus, daß das Privilegium der Kompagnie genauer bestimmt — eine Kommission, welche Bombay im Namen der Regierung zur Unterwerfung auffordern solle, mit ausgedehnten Regierungsvollmachten abgeschickt — und ein Generalpardon, für den Fall der freiwilligen Unterwerfung der Meuterer, für alle Einwohner, den Kapitän Kergwin, Fähnrich Thorburn, Kapitän Addeston und Lieutenant Fletcher als Rädelsführer ausgenommen, ausgefertigt werden sollte. Zugleich gab die Regierung Befehl zu Ausrüstung einer Flotte und Armee, um die Unterwerfung auf Befehl des Königs zu erzwingen; Thomas Grantham wurde zum Befehlshaber der Flotte und Gouverneur Child zum Kommandanten der Landarmee ernannt. Den Befehlshabern wurde zur strengen Pflicht gemacht, nur im äußersten Falle Gewalt zu gebrauchen; in der That verlangte auch die oberste Behörde, der Rath der Direktoren, daß Tyrrel, Kapitän des königlichen Schiffes Phönix, der Expedition vorangehen solle, um mit guten Worten die Ordnung wieder herzustellen. Es ist nicht genau bekannt, wie weit Kapitän Tyrrel die Absicht der Direktoren in Betreff der Führer des Aufruhrs kannte, wenn er sich einmal ihrer Person bemächtigt haben würde. Er schien in der Meinung abgegangen zu seyn, hierüber unumschränkte Vollmacht zu besitzen, und eine Klausel in den Instruktionen Childs bestätigt dieß einigermaßen. In demselben wird Child aufgefordert, wo möglich die Rädelsführer von der Amnestie auszuschließen, im Falle sie sich aber vor seiner Ankunft, in der Meinung in den Pardon mit eingeschlossen zu seyn, ergeben haben sollten, diese Bürgschaft nicht zu brechen, sondern nur ihr künftiges Benehmen genau zu überwachen, bei dem ersten Anzeichen erneuerter Unzufriedenheit aber sich ihrer augenblicklich zu bemächtigen, sie vor ein Kriegsgericht zu stellen und hinrichten zu lassen.

Doch Kapitän Kergwin und seine Gefährten waren zu klug, es bis aufs Aeußerste kommen zu lassen. Sie unterwarfen sich willig einem vom Könige ausgegangenen Befehle, übergaben Bombay an Kapitän Tyrrel, und sicherten sich so den Pardon, der nur ihren Anhängern allein zugedacht war, und es ist bemerkenswerth, daß sie weit größere Schwierigkeiten fanden, die Soldaten zu dieser neuen Ordnung der Dinge zu bereden, als es sie gekostet hatte, sie zum Aufstand zu bewegen. Die Soldaten waren so aufgebracht über die Zumuthung, wieder in den Dienst der Kompagnie zurückzukehren, daß sie kaum vermocht werden konnten, ihre Waffen niederzulegen; sie streckten diese auch nicht, bevor sie noch einen Versuch gemacht hatten, den Kommissär, welchem sie ihre Unterwürfigkeit bezeugen sollten, zu erschießen. Nichts desto weniger wurde doch Bombay zuerst dem Könige übergeben, und dann von diesem wieder an die Kompagnie abgetreten. Kapitän Kergwin und seine Freunde reisten sogleich nach England ab, während die übrigen einwilligten, noch einmal unter ihren früheren Herren Dienste zu nehmen.

Die Truppen, welche zur Unterdrückung der Meuterei abgesandt worden, waren nun auch angekommen, und trugen, da sie mit der alten Garnison vereinigt wurden, nicht wenig zur Verstärkung der Militärmacht bei. Auch fühlten sich, nachdem ihnen die Militärgesetze bewilligt worden, die Kaufleute mehr in Stand gesetzt, sich mit den Soldaten besser zu stellen. Wahrscheinlich ermunterte dieß den General Child zu einer kühneren Politik, als er bis jetzt befolgt hatte. So finden wir ihn unter Anderem im J. 1685 die Behörden von Hoogly tadeln, weil ihr Benehmen gegen den Nabob, der ihnen mehrere Beleidigungen zugefügt hatte, zu unterwürfig gewesen sey. Zu dieser Zeit wurden auch die Festungswerke um St. George erweitert und verstärkt, und zugleich dem Rath der Direktoren Mittheilungen gemacht, die sehr viel beitrugen, daß auch dieser seine Blicke weiter auszudehnen sich veranlaßt sah. Er entschloß sich demzufolge, größern Antheil an den Angelegenheiten der Landesregierungen und der europäischen Etablissements zu nehmen, und ließ für diesen Zweck sieben Kompagnien Soldaten anwerben, die erst bei ihrer Ankunft in Indien mit Civildienern als Offizieren versehen werden, und mit drei weiteren Kompagnien von gleicher Stärke verbunden von Bombay nach Bengalen abgehen sollten, um Tschittagong zu nehmen, und am Könige von Siam einige dem Handelsstande zugefügte Beleidigungen zu rächen. Tschittagong sollte nicht zurückgegeben werden, daher die Expedition für diesen Zweck 200 Stücke Geschütz mit sich führte, um damit die Wälle, die um den Platz aufgeworfen werden sollten, zu montiren, während weitere 40 Stücke dazu bestimmt wurden, die übrigen Stationen in einen besseren Vertheidigungsstand zu setzen.

Als hätten die Direktoren mit den Vorbereitungen zum Kriege mit dem Mogul noch nicht Arbeit genug, schickten sie auch dem Gouverneur von St. George den Befehl zu, die Partei des Königs von Golconda gegen die Holländer zu ergreifen, welche diesen mit einem Kriege bedrohten. Dieser Befehl kam jedoch erst im Frühjahre 1687 an, als die unausbleiblichen Folgen eines muthwillig begonnenen und höchst unklug geführten Krieges sich zu zeigen anfingen. Es wurde schon oben angeführt, daß die Verstärkungsmannschaft in einzelnen Abtheilungen von England abgeschickt wurde, mithin auch einzeln in Bengalen ankommen mußte. Ein Vorfall ereignete sich bald nach Landung des ersten Truppendetaschements zu Hoogly. Drei englische Soldaten kamen mit einigen Dienern des Nabobs in Streit, der zu Thätlichkeiten auf dem Bazar führte. Es entstand ein Tumult, worin die Engländer verwundet wurden, und als diesen zu ihrem Beistande, und um weitere Unordnungen zu verhüten, eine Kompagnie zugeschickt wurde, ward diese von den eingebornen Truppen angegriffen. Von beiden Seiten schlossen sich nun immer mehr Soldaten ihren Parteien an, so daß sich am Ende dieser persönliche Streit in ein allgemeines Ge-

fecht verwandelte, an dem auch die Flotte thätigen Antheil nahm, indem sie die Stadt beschoß. Die Engländer schlugen sich tapfer, hieben eine Menge der Eingebornen nieder, erbeuteten 11 Kanonen und verbrannten nicht weniger als 500 Häuser. Sie konnten aber nicht wagen, das Schlachtfeld zu behaupten, und so wurden nun alle Waaren zusammengepackt, die Faktorei verlassen, und der Rückzug nach Calcutta angetreten.

(Fortsetzung folgt.)

Die flämischen Erntearbeiter in Frankreich.

Französische Blätter aus dem Norden Frankreichs enthalten Folgendes: Seit Anfang Julius ziehen wieder die flämischen Erntearbeiter, die man im Norden Frankreichs picqueteurs, in der Nähe von Paris sapeurs nennt, über die Gränze, um sich ins Innere von Frankreich zu begeben. Diese arbeitsamen Menschen verbreiten sich in der Picardie und sogar bis an die Loire, um nach ihrer Methode mit der kleinen Sense zu mähen. Sie reisen zu Fuß, leben sehr gering, schlafen in den Scheunen, und gewinnen eine ziemlich runde Summe, die sie getreulich ihrer Familie zurückbringen, damit diese den Winter desto besser leben kann. Ihre sehr fördernde Art, das Korn zu mähen, hat besonders den Vortheil, die Halme hart an der Erde abzuschneiden und das Stroh in seiner ganzen Länge zu gewinnen. Mit jedem Jahre verbreitet sich diese Methode etwas weiter, und es läßt sich voraussehen, daß bald ein großer Theil Frankreichs die flämische Methode, das Korn zu mähen, annehmen wird, statt des Schneidens mit der Sichel, was viel mehr Zeit erfordert und das Stroh verdirbt.

Reise vom norwegischen Gebirge Fillefjeld nach Bergen.

1. Fahrt ins Thal hinab.

(Fortsetzung.)

Immer enger wird das Thal, immer düsterer die Kluft, immer stiller und ängstlicher werden die Reisenden furchtsam hinhorchend, ob das geheimnißvolle Schrecken, welches man überall verborgen glaubt, nicht irgendwo plötzlich hervorbreche. Aber nichts rührt sich, kein lebendiges Wesen regt sich in dieser Stille. Je weiter wir fahren, je mehr wir uns nach dem Ausgang sehnen, desto wilder und drohender rücken die überhängenden Zerklüftungen heran. Die beiden ungeheuren Thalwände scheinen immer unermeßlicher zu werden und sich über unsern Köpfen in den Wolken zu schließen. Unser Grauen wächst mit jedem Schritte unseres Pferdes, wir glauben an der Welt Ende zu seyn, und verlieren beinahe die Hoffnung zu einem glücklichen Ausgang, dabei rollen wir mit unserer schlechten Bauernkarre über die vortrefflichste Chaussee hinweg, ohne einen Stoß zu empfinden. Zu unserem nicht geringen Staunen erblickten wir mitten in diesem neuen Abschnitt, wo die Zerstörung am furchtbarsten ist, wo alles Leben und Wachsthum in der Natur zu erstarren scheint, abermals menschliche Wohnungen. Wir fanden hier zwei Gehöfte, deren trauriges Aeußere freilich die große Armuth der Bewohner deutlich genug zeigte. Eigentlich waren es wohl nur Hütten, denn der kleine Raum, den die Felsen übrig lassen, haben ihnen keinen großen Umfang gewährt. Das eine Gehöft liegt an der jenseitigen schroffen Thalwand, und zwar auf einer schmalen Wiesenterrasse, die sich hoch über der Kluft an jener ungeheuren Thalwand entlang zieht, es liegt dort unter und zwischen fürchterlichen Felsen, welche, von hier aus betrachtet, alle Verbindung mit der Welt abzuschneiden scheinen, denn ich konnte ungeachtet alles Suchens nicht einmal einen Fußsteg dahin entdecken. Das andere Gehöft hatte ebenfalls eine merkwürdige Lage diesseits hart an der Chaussee. Die kleinen hölzernen Vorraths- und Stallgebäude sind hier wie Vogelnester in den Höhlen und Klüften der Felsen eingeklebt, wobei der Bewohner, welcher zugleich der Baumeister ist, jeden Vorsprung der Felsen erfinderisch benutzte, um Dach oder Hinter- und Seitenwand zu sparen. Das Erstaunen nimmt zu, wenn man auf der steilen Abdachung, die sich links zur tiefen Felskluft hinabstürzt, dort Gerst- und Kartoffelstücke steht. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, auf welche gefahr- und mühevolle Weise diese Früchte hier angebaut wurden; indem man nicht ohne Schwindel auf diesem steilen Absturz stehen, geschweige denn noch arbeiten kann.

Bald darauf geht die Chaussee so hart an jener Kluft entlang, daß ein starkes Baumgeländer die Reisenden vor dem Hinabstürzen schützen muß. Diese Strecke heißt Gallerne. Dann geht es über eine Brücke hinweg, und zwar mitten durch die Staubwolke eines hohen Wasserfalles, der sich von der rechten Thalwand unmittelbar auf die Chaussee hinabstürzt. Das ganze Felsthal ist hier von dem Staubregen dieses Wasserfalles angefüllt, der ein imposantes Schauspiel gewährt, welches man freilich nur kurze Zeit genießen kann, wenn man nicht völlig durchnäßt werden soll. Dabei ist die Chaussee hier dennoch im besten Zustande, so daß wir im Galopp durch jene Regenwolke fuhren.

Wir biegen rechts um eine Felsecke und die Kluft wird plötzlich weiter, wir athmen wieder etwas freier, der Elv fließt langsamer und seine ruhigern Wellen schlagen an grasreiche Ufer. Wir sahen von Neuem einzelne Gehöfte, umgeben von frischen Wiesen und kleinen fruchtbaren Aeckern; aber niemals verliert sich der Eindruck, den hier in dieser Thalweite die prachtvollen Wasserfälle beim Rückblick auf uns hervorbrachten.

Mit einer neuen Wendung rechts fahren wir in das breitere Thal von Nieder Luisne ein, bei dessen Anblick der letzte Schwermuthsgedanke wich; ein Thal voll der schönsten und reizendsten Abwechslungen, die ein anmuthiges Gebirgsthal nur gewähren kann. Die beiden Thalwände, welche es wie zwei unersteigliche Riesenmauern einschließen, erheben sich noch immer zu einer beträchtlichen Höhe, gewähren aber hier einen angenehmen Anblick, da sie mit einer grünen Decke bis oben hinauf geschmückt und dabei ganz unbeholzt sind. Die Gehöfte folgen nun immer zahlreicher und dichter auf einander; umgeben mit Obstgärten und andern zierlichen Anlagen, werden wir immer froher und söhnen uns zuletzt mit der Gegend ganz wieder aus. Das vortheilhafte Aeußere der Wohnungen nährt in uns von Neuem den belebenden Gedanken einer gastlichen Aufnahme, die wir seit einigen Tagen entbehrt hatten; kurz unser ganzes Innere heiterte sich wieder auf.

(Schluß folgt.)

Nach englischen Blättern soll ein Amerikaner ein Mittel erfunden haben, Seefische auf unbestimmt lange Zeit in Reservoirs von süßem Wasser lebend zu erhalten. Zu Liverpool sey dieser Versuch mit vielem Erfolg wiederholt worden, und Londoner Kapitalisten stünden auf dem Punkt, zu dem Ende ein ungeheures Reservoir anzulegen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 219.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 August 1836.

Die Arbeiten der asiatischen Gesellschaft in Paris.

Das eben erschienene Juniusheft des asiatischen Journals enthält den am 2ten Mai dieses Jahres erstatteten, dießmal von Burnouf abgefaßten Bericht über die Arbeiten des Comité's dieser Gesellschaft hinsichtlich derjenigen Werke, mit deren Herausgabe sich dieselbe beschäftigt. Der Bericht ist ungewöhnlich mager, denn es scheint der Gesellschaft sehr an Fonds zu fehlen, um die Arbeiten, die sie gerne unternehmen möchte, durchzuführen. Allerdings hat auch die Gesellschaft Verluste erlitten, die nicht wenig empfindlich sind. Außer den vor zwei Jahren verstorbenen St. Martin, Abel Remusat, Chezy u. s. w. starb am Ende vorigen Jahres Klaproth, einer der thätigsten Mitarbeiter am Journal asiatique, so wie an den herauszugebenden Werken. Sein Tod unterbrach die Fortsetzung von zweien, die bereits begonnen waren, nämlich ein Mandschu-Wörterbuch und eine Grammatik der georgischen Sprache. Hinsichtlich des erstern war schon früher ein Unfall eingetreten, indem ein großer Theil des gefertigten Manuskripts in der Druckerei verloren ging; Klaproth wollte nie recht daran, seine Arbeit von Neuem zu beginnen, sey es, daß andre Arbeiten ihn in Anspruch nahmen, oder daß er Anstand nahm, ein Werk wieder aufzunehmen, wo er leicht seinen literarischen Gegnern in Rußland, denen vielleicht mehr Hülfsmittel als ihm zu Gebot standen, Blößen geben konnte. Wie dem auch seyn mochte, bei seinem Tode waren nur zwei Probebogen fertig, und das Comité der asiatischen Gesellschaft hielt es darum für angemessen, eine so wenig vorgeschrittene Arbeit völlig aufzugeben. Anders war es mit der georgischen Grammatik; von dieser waren bereits acht Bogen gedruckt, was etwa die Hälfte ausmachte, und somit wurde die Fortsetzung der schon so weit gediehenen Arbeit Herrn Brosset übergeben, der sich bereits durch seine Kenntnisse in der georgischen Sprache und Literatur ausgezeichnet hatte.

Mit nicht minderem Eifer verfolgt die Gesellschaft den Druck des Textes der Geographie Abulfedas, obgleich die Ausdehnung dieser Arbeit die Vollendung auch in diesem Jahre noch nicht erwarten läßt, denn bis jetzt sind nur dreizehn Bogen gedruckt, welche die allgemeine Einleitung des Werks und die Beschreibung Arabiens nebst den zahlreichen dazu gehörigen Tabellen enthalten. Um dem Werke die größtmögliche Vollkommenheit zu geben, entlehnte man das Manuskript der Leidener Bibliothek, welches von der eigenen Hand des Verfassers ist. Die Herren Reinaud, Slane und Sacy selbst sind mit der Arbeit beschäftigt, und ersterer hat es über sich genommen, zugleich eine französische Uebersetzung des Ganzen zu liefern.

Ein anderes Werk, an dem mit nicht minderem Interesse gearbeitet wird, sind die Papiere des öfters erwähnten Reisenden Schulz. Diese Papiere enthalten die Tagebücher während zweier Reisen in Curdistan, sind aber nur zum geringen Theil geordnet, ein großer Theil besteht aus einzelnen mit Bleistift und in einer Art stenographischer Schrift beschriebenen Blättern, die sich nur äußerst schwer entziffern lassen. Ungefähr 500 Seiten des Tagebuchs sind übersetzt,*) und wenn auch sehr große Lücken, namentlich in Betreff der Reise nach Wan, sich finden, so enthält doch das Uebrige eine Menge neuer Beobachtungen über dieß wenig bekannte Land. Der merkwürdigste Theil seiner hinterlassenen Papiere sind die während seiner Reise in Curdistan gesammelten Inschriften; die armenischen, georgischen und arabischen sind die unbedeutendern, weit wichtiger sind die Keilinschriften von Wan, die Schulz mit der größten Sorgfalt kopirte, wo er sie immer auffand, auf den Felsen des Schlosses von Wan und der Umgegend, auf den Mauern dieses Schlosses, in den Kirchen und Klöstern, die meistens aus den Trümmern alter Gebäude aufgeführt sind. Diese Inschriften, deren 42 sind, bilden eine eben so große Masse, als man bis jetzt überhaupt Denkmäler dieser Art besaß. Sie gehören alle demselben Schriftsystem an, das man in neuerer Zeit das assyrische nennt, weil die derartigen Denkmäler sich meist in dem alten Assyrien, unter den Ruinen Babylons und Ninives finden. Die Sammlung und Herausgabe einer so großen Zahl von Inschriften, unter denen manche vollkommen erhalten sind, ist namentlich darum von Bedeutung, weil sie jetzt die bisher gemachten Versuche zu Entzifferung der Keilinschriften bestätigen oder widerlegen müssen. Wichtig sind die Inschriften von Wan

*) Aller Wahrscheinlichkeit nach schrieb Schulz seine Bemerkungen deutsch nieder.

besonders auch darum, weil sie nothwendig manche Data über die alte Geschichte dieses Theils von Asien enthalten müssen, worüber wir bis jetzt noch so wenig wissen.

Das letzte Werk von Bedeutung, dessen Herausgabe gegenwärtig die Gesellschaft beschäftigt, ist die Sanskritchronik von Kaschmir. Kapitän Troyer hatte nach einem langen Aufenthalt in Indien eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes mitgebracht, dessen Wichtigkeit dadurch steigt, daß es das einzige eigentlich historische Werk ist, das man bisher in Indien auffand. Die Uebersetzung ist nach einem Manuskript und den ersten zu Calcutta gedruckten Blättern gemacht. Die Kommission für den öffentlichen Unterricht in Calcutta hatte den Druck beginnen lassen, Lord Bentinck aber die Fortsetzung untersagt, worauf die asiatische Gesellschaft Calcuttas ihn wieder aufnahm. Das Konseil der Pariser asiatischen Gesellschaft erkannte sogleich die Wichtigkeit des Gegenstandes, und beschloß den Druck des Textes und der Uebersetzung, forderte jedoch Hrn. Troyer auf, eine französische Uebersetzung statt einer deutschen zu liefern. Er fügte sich dieser Bedingung, und die Uebersetzung des ersten Buchs ist bereits vollendet. Hr. Troyer ließ auch sofort den Druck des Textes beginnen, und das Manuskript befindet sich bereits in der königlichen Druckerei.

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

(Fortsetzung.)

Dieß geschah im December 1686; die Nachricht von diesem Gefecht erregte in Madras große Besorgnisse, denn Präsident Gyfford hatte, den aus England erhaltenen Instruktionen gemäß, die Garnison so geschwächt, daß nicht mehr als 15 Mann zum täglichen Dienste übrig blieben. Er fühlte aber doch, daß in solchen Umständen ein keckes Auftreten mehr nützen werde, als Nachgiebigkeit, und machte daher den Holländern, welche damals gegen Masulipatam marschirten, Vorstellungen. Natürlicherweise wurden diese nicht beachtet, und der Platz fiel, während Gyfford bemüht war, einestheils den Mogul zu beschwichtigen, indem er ihm den Vorfall in Hoogly als einen bloßen Exzeß darzustellen, und zugleich Verstärkungen seiner geschwächten Besatzung aus Bombay an sich zu ziehen suchte. Nichts desto weniger wurde aber die Schlacht in Hoogly, wenn man sie so benennen kann, als keine unbedeutende Ruhestörung betrachtet, und beide Parteien rüsteten sich zu neuem Kampfe, der auch schon im Februar 1687 statt fand: dießmal waren die Engländer der angreifende Theil. Sie belagerten Hoogly, in welchen Platz sich der General des Nabobs geworfen hatte, schlugen seine Horden, vertrieben sie aus der Stadt, und bemächtigten sich derselben. Entschlossen, die durch ihre Tapferkeit errungenen Vortheile nicht wieder aufzugeben, warfen sie zu ihrer Vertheidigung einige Feldschanzen auf, und behaupteten sie bis der schlechte Erfolg ihrer Waffen an andern Orten dem Kriege eine von den Direktoren nicht erwartete Wendung gab.

Die verschiedenen Handelsanordnungen der Direktoren, so wie überhaupt die Civiladministration der ostindischen Besitzungen, kommen hier nicht in Betracht; doch ist zu bemerken, daß in diesem Jahre Bombay zur Regentschaft erhoben, und Child zum Generalgouverneur von Britisch-Indien ernannt wurde. Durch ungeschickte Ausübung seiner neuen Gewalt verwickelte er sich in einen Krieg, den er durchzuführen nicht im Stande war, und welcher den Waffenruhm seines Vaterlands sehr verdunkelte. Es ist beinahe keinem Zweifel unterworfen, daß Child ein eben so ehrgeiziger als halsstarriger Mann war. Er nahm den Kampf in Hoogly mit Ungestüm und leidenschaftlicher Hitze auf, und in Aussicht auf einen Bruch mit dem Mogul ließ er sich in eine Allianz mit Sevadschi ein. In Folge dieses politischen Mißgriffes schritt er augenblicklich zu Wegnahme einiger mit Lebensmitteln befrachteten Schiffe, die auf dem Wege waren zu der Flotte des Moguls zu stoßen. Aurenzgeb war aber nicht der Mann, sich diese Handlung gefallen zu lassen. Die Seddis, seine Admirale, wurden angewiesen deren Zurückgabe zu verlangen, und im Falle der Verweigerung oder auch nur des Aufschubs, sogleich zu Feindseligkeiten zu schreiten.

General Child fand aber nicht für gut, nachgiebig zu seyn, oder wollte wenigstens den Ersatz so lange als möglich verzögern, worauf der Seddi mit seiner ganzen Flotte vor Bombay rückte. Wir können diese Vorfälle nicht besser als mit den eigenen Worten eines Augenzeugen und Mithandelnden erzählen:

„Seddi Yacoup verlangte noch einmal mit guten Worten die Auslieferung seiner Schiffe, fügte jedoch bei, daß er im Weigerungsfalle sich genöthigt sehen würde, mit seiner Armee nach Bombay, wo seine Vorräthe niedergelegt seyen, zu marschiren, und daß er sicherlich, wenn seine Schiffe nicht bis zum 4ten Februar, welcher Termin sehr nahe war, freigegeben seyen, am 14ten in Bombay seyn werde. Aber auch hierauf erhielt er noch immer nur ausweichende Antworten, worauf er sein Versprechen alsbald erfüllte, denn in derselben Nacht landete er mit 20,000 Mann an einem Platze, Sori genannt, ungefähr 4 Meilen von dem Hauptfort entfernt. Sorglos hatte sich der Gouverneur auf die Stärke seiner Festungswerke, welche ausgedehnter und in einem besseren Vertheidigungszustande als je waren, verlassen; auch war er hinlänglich mit kleinen Schiffen versehen, die, um eine Landung zu verhindern und den Feind zur Rückkehr zu zwingen, auf den geeigneten Plätzen hätten vertheilt werden sollen. Aber alle diese höchst nothwendigen Maßregeln wurden vernachlässigt, und als der Seddi um Mitternacht landete, feuerte die Besatzung der nächsten Redoute einen Allarmschuß ab und ergriff die Flucht, worauf der Seddi dieses Werk besetzte. Um 1 Uhr Morgens gab auch das Kastell Allarmsignale, wodurch die ruhigen Bewohner außerhalb desselben so in Schrecken gesetzt wurden, daß die Frauen, weiße und schwarze, halbnackt und nur ihre Kinder mit sich nehmend, sich in das Fort flüchten wollten, das sie aber nicht aufnahm, sondern außerhalb der Wälle bis zu Tages Anbruch warten ließ.

„Den folgenden Tag marschirte der Seddi auf Mazagan, ein kleines Fort mit 14 Stücken Geschütz, und ungefähr auf Schußweite von dem Kastell entfernt. Bei Annäherung des Feindes ergriff auch die Besatzung dieses Forts, obschon es auf

einer Felsenspitze angelegt und von drei Seiten durch die See gedeckt war, in panischem Schrecken und in solcher Eile die Flucht, daß sie acht oder zehn mit Schätzen angefüllte Kisten, von denen nur beiläufig angegeben jede tausend Pfund enthielt, und vier weitere mit neuen Waffen, zurückließen, ungeachtet Matrosen in Booten abgeschickt wurden, dieselben in Sicherheit zu bringen; der kommandirende Offizier wußte aber nicht, daß ihm Gegenstände von solchem Werthe anvertraut waren, und so waren sie nebst den Kanonen und Mörsern, Pulver, Blei und Bomben ein sehr angenehmer Fund für Seddi Yaloup. Da er keinen Widerstand traf, detaschirte er eine kleine Abtheilung nach Matun, die armen Bauern zu plündern, und das dortige Fort zu nehmen, von dessen Besatzung er voraussetzte, daß sie gleich den Uebrigen die Flucht ergreifen werde, worin er sich auch nicht verrechnet hatte, denn die Truppen hatten sich schon vorher eingeschifft, und waren in Bombay angekommen ohne einen Feind gesehen zu haben. Der Seddi pflanzte, nachdem er von Mayagan Besitz genommen hatte, hier seine Flagge auf.

„Als am nächsten Morgen sich einige Feinde auf den Hügeln von Mayagan zeigten, was des Generals rechtgläubige Seele sehr verdroß, daß Ungläubige in feindlicher Absicht so nahe kommen sollten, berief er einen Günstling, einen Kapitän Piam zu sich, der kein besserer Soldat als er selbst war, übergab ihm zwei Kompagnien je 70 Mann stark, denen er einen gewissen vom Soldaten zum Lieutenant beförderten Monro, der in Tanger als Soldat gewesen war, beigab, um den Feind von den Hügeln zu vertreiben. Der Lieutenant schlug seinem Hauptmann vor, in einzelnen Abtheilungen gegen die Hügel vorzurücken, um die Kräfte des Feindes zu theilen. Der Kapitän nahm jedoch diesen Rath als eine Beleidigung auf, indem er dem Lieutenant erwiderte, daß wenn er Kommandirender wäre, es ihm zustünde den Angriff zu leiten, wie er es für angemessen fände, so er aber der Untergebene sey, habe er sich nach seinen Befehlen zu richten; und so ertheilte er nun den Befehl an die Mannschaft sich in eine Linie zu formiren, diese so weit als möglich auszudehnen, und wenn sie in der Nähe des Feindes angekommen seyen, ein allgemeines Feuer zu beginnen, wodurch der Feind in Furcht gerathen werde. Monro setzte sich dieser Anordnung ebenfalls entgegen, und stellte dem Hauptmann die Gefahr vor, in die er sich selbst und sie Alle durch diesen Angriffsplan stürzen könne, denn wenn der Feind sie, nachdem alle Gewehre abgefeuert seyen, und erst wieder geladen werden müßten, angriffe, sey Alles verloren. Aber auch dieß war vergebens; nichts war im Stande den Hauptmann von seinem Entwurfe abzubringen, und so führte er dann denselben aus, und ließ seine Leute feuern. Die Feinde, die an Anzahl den Engländern wie zehn zu eins überlegen, weit bessere Läufer, und besser eingeübt waren, Mann gegen Mann mit Schild und Schwert zu fechten, nahmen die günstige Gelegenheit, wo ihnen die Engländer eine Blöße gaben, sogleich wahr, und stürzten sich mit aller Schnelligkeit auf diese los; der Kapitän war der erste, der die Flucht ergriff, und der erste, der in der portugiesischen Kirche ankam, wo er seinen Muth sammelte, und sich nach seinen Leuten umsah, was wohl aus ihnen geworden sey. Der arme Monro fiel als ein Opfer seiner militärischen Pflicht, indem er sich dem Feinde, um sein weiteres Vordringen aufzuhalten, mit einer Flügelabtheilung die er kommandirte, entgegenwarf, aber am Ende von allen seinen Leuten bis auf eine kleine Schaar von 13 oder 14 tüchtigen Soldaten, die sich um ihn reihten, im Stiche gelassen und in Stücke gehauen wurde.

„Nachdem nun der Seddi Herr der ganzen Insel war, das Kastell und eine Strecke von einer halben Meile ausgenommen, die sich gegen Süden von demselben ausdehnte, errichtete er Batterien auf dem Hügel von Dangri, welcher den Hauptwall des Kastells dominirte, wodurch er die Garnison nicht wenig in Verlegenheit setzte; alsdann ließ er auf das Zollhaus-Gebäude, das indische Haus genannt, vier große Stücke aufpflanzen, besetzte Moodys Haus, das nur auf Schußweite vom Fort entfernt war, und das Frauenhaus durch weitere Batterien, so daß es sehr gefährlich war das Kastellthor zu passiren, bis wir einen halben Mond davor errichteten. Alle waffenfähige Leute wurden zum Dienste der Kompagnie gepreßt, worunter auch ich war. So vergingen die Monate vom April bis September in sehr übeln Umständen, da die Lebensmittel durch die Verstärkung von 3000 Sevadschi's, die als Hülfstruppen in den Dienst aufgenommen wurden, anfingen selten zu werden."

(Fortsetzung folgt.)

Reise vom norwegischen Gebirge Fillefjeld nach Bergen.

1. Fahrt ins Thal hinab.

(Schluß.)

Mittlerweile war es spät Abend geworden, und da der Stationsort seit Kurzem nach einem andern Gehöft verlegt war, den man durch keine Tafel bezeichnet hatte, so fuhren wir, ohne es zu wissen, vorbei. Als wir erfuhren, daß wir schon eine Strecke vorüber seyen, hatte mein alter Skiots, ungeachtet die Nacht hereingebrochen war, große Lust, gleich bis zum folgenden Stationsort weiter zu fahren. Doch die Erinnerung an ein früheres nächtliches Abenteuer mahnte mich zur Umkehr, und so erreichten wir noch bei guter Zeit unsern Bauerngasthof in Nieder Lulöne. Hier ward ich in eine große niedrige Stube geführt, die nach drei Seiten mit kleinen Fenstern versehen war, welche lange Zeit niemand geöffnet hatte, denn Hitze und Dunst überfielen uns, die Brust beklemmend und das Athmen erschwerend. Die Bewohner starrten uns staunend an, als wir mit großer Eilfertigkeit Alles aufrissen, was sich nur öffnen ließ. Mit der erfrischenden Abendluft zogen aber zugleich zahllose Mückenschwärme herein, die uns eine peinliche Nacht bereiteten. Auf mein Verlangen wurde mir schnell ein Abendbrod aufgetragen, und wenn es auch nur in gekochten Eiern, Schinken, Butter, Brod und Bier bestand, so waren dieß doch alles lang entbehrte und also willkommne geschätzte Gegenstände.

Andern Morgens setzten wir unsere Reise durch das reizende Thal von Nieder Lulöne fort, und erreichten bald die letzte Landstation Leerdalsöhren am großen Meerbusen Sogne Fjorden, der hier einen Nebenbusen, den Leerdals Fjorden, bildet. Bei einer drückenden Hitze fuhren wir auf dieser Station zwischen längern Aeckern hindurch, deren vollwichtiges und wogendes Getreide einen angenehmen Anblick gewährt.

Die schönen Fluren durchziehen aber die ganze Thalsohle bis an den breiten Elv, der zwischen blumigen bunten Wiesen am Fuß der linken Thalwand entlang fließt. Ringsumher liegen viele einzelne Gehöfte, zuweilen auch drei, vier dicht beisammen; ihr Aeußeres verräth Wohlstand und Civilisation. Die Thalränder erheben sich noch immer auf beiden Seiten senkrecht zu einer gewaltigen Höhe, sie sind unersteiglich, und gewähren also nirgends eine Kommunikation seitwärts. Obgleich ganz unbeholzt, erscheinen sie doch keineswegs unangenehm, denn sie sind bis oben hinauf mit einer grünen Decke von frischem Gras und Moos geziert. Die einzelnen Schneefelderchen, welche sich ganz oben auf der Krone entlang ziehen, erhöhen malerisch die Reize dieser romantischen Landschaft. Wir kamen bald darauf beim schönen Prediger-Gehöft vorbei, dessen sauberes und nettes Aeußere uns schon von weitem entgegenglänzt.

Um 10 Uhr Morgens langten wir schon bei dem großen und neuen Gehöft des Stationshalters Hansen in Leerdalsören an. Wir lernten in diesem Mann einen gebildeten Kaufmann kennen, der außer seiner Muttersprache auch fertig deutsch redete. Freundlich und zuvorkommend wurden wir vor der Thüre des Hauses empfangen, und ich kann nicht läugnen, daß die ganze Art und Weise, wie wir bis zu unserem Abzuge behandelt wurden, nicht allein mich angenehm überraschte, sondern auch wegen der großen Uneigennützigkeit in Verlegenheit setzte. In der Madame Hansen, welcher wir förmlich vorgestellt wurden, lernten wir eine wohlanständige feingewachsene Norwegerin kennen, mit der wir leider nur durch die gefällige und hülfreiche Sprachfertigkeit ihres Mannes eine Unterhaltung führen konnten.

Wie kommt ein gebildeter Kaufmann hieher? so fragten wir uns, so höre ich meine Leser fragen; hier am Ende der Welt zwischen einsamen verödeten Gebirgen. Es ist der Handel, der ihn bewog, hier sein Domicil aufzuschlagen. Wenn man bedenkt, daß auf der ganzen Tour von Christiania nach Bergen, eine Strecke von 70 bis 80 deutschen Meilen, keine Stadt vorkommt, so ist leicht begreiflich, wie ein einzelner Kaufmann, der keine Konkurrenz zu fürchten hat, nicht allein hier sehr gut bestehen, sondern sogar wohlhabend werden kann.

Hansen hält sich die mannichfaltigsten Gegenstände, die der wohlhabendere und ärmere Landmann nur immer bedarf. Zur Marktzeit strömen sie im Umkreis von 10 bis 20 Meilen aus allen Gebirgsthälern herbei, um aus Hansens Marktbuden ihre Bedürfnisse einzukaufen. Wir bemerkten einige hundert Schritte hinterm Gehöft eine ganze Doppelreihe solcher Marktbuden, die aus Balken und Bohlen fest und dauerhaft zusammengefügt sind, und gleich kleinen Wohnhäusern mit einem ordentlichen Dach versehen sind. Hierin läßt Hansen zur Marktzeit seine Waaren durch andere Leute auslegen, und behält bloß die Oberaufsicht über diesen Detailverkauf. Die Wasserverbindung von hier nach Bergen erleichtert den Waarentransport, und so versicherte uns derselbe, daß er hier mehr verdiene als in der Stadt Bergen selbst. Demzufolge vertritt der Ort Leerdalsören hier die Stelle einer Binnenstadt oder eines Marktfleckens, und erhält dadurch eine gewisse Wichtigkeit vor den übrigen Ortschaften.

Obgleich das Wohnhaus unseres Wirths aus Holz erbaut ist, so gibt es doch keinem andern Gebäude an Solidität, so wie an geschmackvoller innerer Einrichtung etwas nach. Es besteht aus zwei Etagen und enthält viele geräumige hohe Zimmer.

Nach einer kurzen Unterhaltung führte man uns in eine andere Stube, woselbst auf einem großen Tisch ein vortreffliches Frühstück servirt war. Seit einigen Tagen an nichts als Fladröd und dicke Milch gewöhnt, hatte der Anblick eines reich besetzten Tisches, auf dem neben Lachs und andern Fischarten auch verschiedene Braten standen, einen so unwiderstehlichen Reiz für uns, daß wir alles dieß mit einer Aufmerksamkeit betrachteten, die ans Unschickliche gränzte. Zuletzt kam gar noch der Schwager des Herrn Hansen, ein sehr wohlbeleibter norwegischer Lieutenant, der mit seiner Familie auf einige Tage zum Besuch angekommen war, mit einer Bowle Eierpunsch, um unser letztes Bischen Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, die wir bis jetzt der Gesellschaft noch geschenkt hatten. Der Herr Lieutenant schienen vom Exerziren und Manövriren noch nicht so viel ausgestanden zu haben, sie waren sehr gut genährt und an diesem Tisch ganz in ihrem Element. Wir konnten uns deutsch unterhalten, da der norwegische Offizier einen Werth darauf legt, deutsch sprechen zu können. — In Christiania besuchte ich die Kadettenanstalt, hier Kriegsakademie genannt, und fand zu meinem Erstaunen einen ausgebreiteten Lehrplan, worin Wissenschaften vorkommen, welche die jungen Eleven in andern Ländern, di sich nebst ihren Vorstehern oft so klug und vor Andern voraus dünken, kaum dem Namen nach kennen. Kein Zögling wird hier entlassen, der nicht deutsch und französisch sprechen gelernt hat. Ich ward von den Offizieren der Anstalt, die hier als Lehrer angestellt sind, mit großer Artigkeit herumgeführt; sie sprachen Alle geläufig und gut deutsch, obgleich sie nie nach Deutschland gekommen waren; sie zeigten mir manche zierliche und kunstvoll gearbeitete Modelle von Festungswerken, Brücken und von einem sehr komplicirten Bergwerk, was besonders interessant ist. Die jungen Leute waren eben beim Situationszeichnen beschäftigt. Hier hatte ich Gelegenheit die große Mühsamkeit und den Fleiß zu bewundern, den man allgemein auch auf diesen Zweig verwendet. Man überreichte mir zum Andenken eine große sehr sauber und korrekt gearbeitete Planzeichnung, die ich noch aufbewahre. Die verschiedenen Situationsgegenstände, auch die Schrift gleichen ganz den unsrigen, nur die Terrainbarstellung erforderte noch ganz eigene Kombinationen, da man in diesem Lande der Felsabstürze mit der Lehmann'schen Strichskala nirgends ausgereicht hätte; jedoch werden die reinen Erdböschungen nach dem Lehmann'schen Strichverhältniß wie bei uns gezeichnet.

Für die Darstellung der ausgebreiteten Felsgegenden hat man bloße Horizontallinien gewählt, die nach der mehr oder mindern Steilheit der allgemeinen Abdachung der Felsen enger und weitläufiger, so wie stärker und schwächer gezeichnet werden, und auf diese Weise nicht allein in ihren speziellen Formen recht grell und klar vor dem übrigen Bergterrain hervortreten, sondern auch den allgemeinen Zusammenhang und die Formation im Großen leicht und deutlich auffassen lassen. Hierauf ward mir die Bibliothek der Anstalt gezeigt, darunter ich viel ausgewählte deutsche Werke fand. Dieß Institut hat ein gewisser Anker aus Privatmitteln gestiftet. Späterhin wies man mir eine reichhaltige und belehrende Mineraliensammlung, wobei ich herzlich bedauerte nicht mehr Kenner davon zu seyn, um daraus augenblicklich den Nutzen zu ziehen, den solche für den Fremden bei der Untersuchung und Erforschung aller Naturmerkwürdigkeiten des Landes haben muß.

Diese Anstalt erzieht nach dem verhältnißmäßig kleinen Bedürfniß des Landes 40 Zöglinge, von denen 30 eine jährliche Pension von 90 Spezies (den Spezies zu 54 preußischen Silbergroschen) und 10 eine Pension von 250 Spezies erlegen. Es sind nicht bloß Offiziersöhne, sondern fähige Knaben aus jedem Stande. Es ist nur zu bedauern, daß das Haus so klein ist, und die jungen Leute vertheilt in der Stadt wohnen müssen. Nach Verlauf von fünf Jahren verlassen sie die Anstalt als Offiziere, nachdem sie vorher eine strenge Prüfung bestanden haben. Ein jeder erhält alsdann noch beim Abgang 80 Spezies aus dem Fonds des Instituts zu seiner Equipirung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 220.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 August 1836.

Die Frauen in Aegypten.

Die Harems sind keine unzugänglichen Heiligthümer mehr: europäische Damen, Aerzte und einige Kaufleute sind hineingedrungen, und wenn man auch die innigern Verhältnisse zwischen den Gatten nicht genau kennt, so kennt man doch die Wohnungen und ihre Einrichtungen. Ein Harem mit zahlreichen weißen und schwarzen Sklavinnen könnte nicht bestehen ohne eine strenge Hierarchie: über alle Frauen steht die gesetzmäßige Gattin, welcher die Herrschaft im Harem zukommt; sie führt die Aufsicht über alle Personen, die dasselbe bilden, Frauen und Kinder, sorgt für ihre Bedürfnisse, entscheidet Streitigkeiten, straft und belohnt. Sie ist gleichsam die Mutter dieser großen Familie, und die ihr zustehenden Rechte sind allzu wichtig, um getheilt werden zu können, aus Furcht also, daß die Eifersucht Zank und Streit im Harem verbreite, bringt der Gatte, wenn er mehrere rechtmäßige Frauen hat, sie niemals in Einem Hause unter; jede hat ihre besondere Wohnung, ihre Dienerinnen und Sklavinnen. Nach der Königin des Harems kommen die Sklavinnen, welche Kinder geboren haben, und dadurch frei geworden sind; auf sie folgen die einfachen Sklavinnen, welche die Ehre des Schnupftuchs genießen, aber nicht Mütter geworden sind, dann die Haussklavinnen, die meistens Schwarze oder Abyssinierinnen sind. Manchmal gewinnen solche Sklavinnen durch ihre Talente die Liebe des Herrn, steigen zum Range weißer Sklavinnen empor, und können dadurch, daß sie Mütter werden, sogar die Freiheit erlangen. Ueber alle diese Frauen herrscht der schwarze Eunuch, aber die Frauen Aegyptens haben es verstanden, ihn für sich zu gewinnen, indem sie ihn bestachen. Wie so manche alte, grauenhafte Sache verschwindet auch dieß: die Säbel sind nicht mehr die in den Erzählungen so furchtbaren zweischneidigen Klingen, die Eunuchen sind schwache Kinder geworden, und mehr die Diener als die Hüter der Frauen. Trotz mancher kläglichen Geschichten, die von in Aegypten gewesenen Europäern erzählt werden, ist es doch gewiß, daß die Ehemänner sich des Rechts über Leben und Tod ihrer Gattinnen nicht mehr bedienen. Der Orient ist ein Land, wo man leicht verzeiht und vergißt. Man könnte vielleicht sogar behaupten, daß mehr Europäer sich für die Untreue ihrer Frauen blutig rächen, als Moslems die ihrigen in einem Sack in den Nil werfen lassen.

Die Haremsfrauen sind, wie man versichert, sehr zuvorkommend, nehmen Europäerinnen mit Freundlichkeit auf, und machen eine Menge neugieriger Fragen über ihre Moden, ihre Lebensart, ihre Ehemänner und ihre Kinder, denn auf die Mutterschaft legen sie einen sehr hohen Werth; sobald sie nämlich Mütter geworden, ist ihnen, wenn sie auch die Liebe ihres Gemahls verlieren, doch die Achtung gesichert, und sie werden für den Rest ihrer Tage im Harem mit großen Rücksichten behandelt. Es gibt freilich so zahlreiche Harems, daß die meisten Frauen ohne Kinder bleiben. Solche werden vom Pascha und andern Vornehmen häufig an ihre Günstlinge und Diener verheurathet, welche sich durch eine solche Gunst sehr geehrt halten, und wohl hüten müssen, dieselbe auszuschlagen, weil sie dadurch ihren Gönner schwer beleidigen und sich einer sichern Ungnade aussetzen würden.

Das Obige gilt jedoch nur von großen Harems zu 5 bis 600 Personen, es gibt aber sehr viele zu sieben oder acht, selbst nur zu drei oder vier Personen, deren Organisation weit einfacher ist. Diese bürgerlichen Harems sind meistens bloß in einem entlegenen Theil des Hauses, nicht in besondern Wohnungen, und der Gemahl ist zugleich der Herr und der Aufseher. Frauen aus solchen Harems lassen sich manchmal in Liebesintriguen ein, wenn sie sich unter einander verstehen können, den Gemahl zu betrügen. Dieser hat dann keine andere Hoffnung, als den Pförtner oder einen andern Diener durch Geld so für sich zu gewinnen, daß er die Plane der Frauen genau beaufsichtigt und vereitelt. Einzelne Europäer, welche mit Sitten und Sprache vollkommen vertraut sind, wagen es in Frauenkleidern in die Harems einzudringen. Der Ehemann darf das Zimmer seiner Frau nicht betreten, sobald er die Papuschen einer fremden Frau an der Thüre sieht, und solche Besuche dauern oft mehrere Tage. Da man jedoch gegen den Ausbruch orientalischer Eifersucht stets auf der Hut seyn muß, so tragen die Europäer, welche Liebesintriguen anknüpfen, unter den weiten Frauenkleidern, in die sie gehüllt sind, gewöhnlich ihre europäische Tracht, um durch den Anblick derselben der ersten Wuth des Gemahls Ein-

halt zu thun, und Zeit für das Einschreiten des Konsuls zu gewinnen.

Die Frauen Aegyptens zerfallen in zwei große Klassen, die Fremden und die Eingebornen: die Fremden sind meist Sklavinnen aus Cirkassien, Georgien, Abyssinien, Kordofan, Sennaar u. s. w. Die eingebornen Frauen dagegen sind frei: dieß sind die Kophtinnen, Araberinnen, Jüdinnen und die durch langen Aufenthalt naturalisirten Türkinnen, Armenierinnen, Griechinnen und Levantinerinnen. Die europäischen Frauen sind die einzigen Fremden, welche frei sind; auf der andern Seite finden sich in einigen Harems noch etliche Griechinnen, die Ueberreste jener armen Kriegsgefangenen aus Morea, wo Sklavinnen auf den Märkten Aegyptens so wohlfeil wurden, daß man eine schöne Griechin für einige Büschel Zwiebeln kaufte. Der Türke muß in seinem Harem sehr gutmüthig und zärtlich seyn, daß diese Frauen die reine Luft ihrer Berge und ihre Freiheit um die goldenen Gefängnisse, wo sie nur geliebt werden, vergessen konnten.

Nachfolgendes ist eine Statistik der Frauen von Cairo, nach der man eine Idee von der Zahl und dem Verhältniß der Farben in ganz Aegypten bekommen kann; die Zahlen sind freilich, wie bei allen solchen Angaben im Orient, nur annäherungsweise. Man rechnet in Cairo und der Umgegend 1450 Harems vornehmer Moslems, die ungefähr 12,500 Frauen enthalten, davon zählen einige über 500 Frauen, andere nicht über sieben oder acht. Darunter sind 3200 freie türkische Frauen, 5600 georgische und cirkassische, 1800 schwarze, 1500 abyssinische und 400 griechische Sklavinnen, zusammen 12,500. Ferner rechnet man in Alt-Cairo, Bulak und Neu-Cairo an freien Frauen 6000 Kophtinnen, 1500 Armenierinnen, 1200 Jüdinnen, 600 Griechinnen, 500 Levantinerinnen, 300 Europäerinnen, 700 freie Almé's, Sängerinnen, Tänzerinnen u. s. w. Außerdem findet man 4000 abyssinische, 7000 schwarze Sklavinnen und 59,000 verheurathete Fellah's,*) zusammen 81,000.

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

(Fortsetzung.)

Wir haben nicht im Sinne, die Geschichte der indischen Kriege zu schreiben, sondern unser eigentlicher Zweck ist auf die Umstände und Verhältnisse aufmerksam zu machen, unter denen jene große, ruhmvolle Armee entstand; wir begnügen uns deßhalb mit der Angabe, daß der Seddi veranlaßt wurde, die Belagerung von Bombay aufzuheben, und die Sachen sich allmählich wieder ruhig und friedlich gestalteten. Unsere Hauptabsicht geht dahin, die Entstehung der einheimischen Truppen oder Sipahis zu schildern, und einzelner Fälle zu erwähnen, wo ihre Dienste sich als besonders nützlich erwiesen haben.

Obgleich Bombay die erste eigentliche Besitzung der Engländer im Orient war, so war doch die ganze Niederlassung so beschränkt angelegt, daß sie nicht mehr als ihre europäische Besatzung und einige Kompagnien Eingeborner enthalten konnte. Die letztern waren jedoch hinsichtlich der Kleidung, Disciplin und Ausrüstung ganz verschieden von dem, was sie jetzt sind. Sie waren in jeder Hinsicht Milizen, nur schwach einem militärischen Zwang unterworfen, und unterhielten wenig Verkehr mit Europäern: Musketen hatten sie zwar, machten aber davon weit weniger Gebrauch, als von Speeren, Schwertern und Schilden, woran sie gewöhnt waren. Doch konnte man sich ziemlich auf sie verlassen; sie hatten während der erwähnten Belagerung viele Kühnheit gezeigt, und brauchten nur etwas mehr Uebung, um sie allen asiatischen Truppen, die man gegen sie ins Gefecht führen konnte, überlegen zu machen.

Inzwischen behielten die englischen Niederlassungen am Hoogly und auf der Küste von Coromandel lange ihren ursprünglichen Charakter bloßer Faktoreien, und erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts nöthigte der wachsende Ehrgeiz der Franzosen die Vorsteher der Faktoreien Vertheidigungsmittel in Bereitschaft zu halten; doch geschah dieß immer noch in einem sehr kleinen Maßstab, und erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde ein Versuch gemacht, die Streitkräfte durch Zuziehung der Eingebornen zum Militärdienst zu vermehren. Die Kriege, in welche sich die Engländer als Hülfstruppen einheimischer Fürsten einließen, wurden nur mit europäischen Soldaten geführt: Holländer, Portugiesen, Engländer, Dänen wurden manchmal in Regimentern vereinigt, und hie und da mußte auch die Flotte ihr Kontingent liefern. Aber lange Zeit noch, nachdem ihre Nebenbuhler europäisch organisirte Sipahikompagnien hatten, nahmen die Engländer Anstand, ihre Reihen durch Aushebung aus denselben Menschenklassen, welche unter diesem oder jenem feindlichen Nabob gegen sie in den Waffen standen, zu vermehren; endlich zwang ihnen die Noth eine Einrichtung auf, ohne welche nicht nur die Herrschaft der Engländer in Indien niemals zu einem festen Bestand gekommen wäre, sondern ohne welche ihre Faktoreien sich auch durchaus auf die Länge nicht hätten halten können.

Im Jahre 1744 wurde der Krieg, den England und Frankreich einige Zeit schon als Hülfsmächte geführt hatten, endlich auch dem Namen nach zwischen diesen beiden Mächten geführt; und er verbreitete sich bald nicht nur nach Europa, sondern auch nach Amerika, Asien und Afrika, und wo immer die rivalen Flaggen sich trafen, begannen die Feindseligkeiten. Eigenthümlich ist, daß die Franzosen stets besser zum Kriege gerüstet waren, als die Engländer, und selbst in Indien, wo der Letztern überlegene Seemacht ihnen ohne Widerstreit das Uebergewicht hätte verleihen sollen, waren die Franzosen zum Angriff gerüstet zu einer Zeit, wo die Engländer nicht Mannschaft genug unter den Fahnen hatten, um die elenden Festungswerke, womit ihre Hauptniederlassungen umgeben waren, zu besetzen. Und während die Leitung der englischen Angelegenheiten in Indien an Kaufleute und Civilbeamte überlassen war, leiteten die französischen Interessen zwei Männer, wie Dupleix und Labourdonnais, der erste ein Staatsmann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten, der zweite ein Krieger von erprobter Geschicklichkeit,

*) Bekanntlich der Name, womit man die gemeinen, doch freien Araber bezeichnet.

großem Unternehmungsgeiste und ungemeiner Energie und Ausdauer. Labourdonnais namentlich kannte vollkommen die kritische Lage der Engländer, und war nicht müßig, sie zu benutzen. Er rüstete eine Eskadre aus, die, wenn auch schlecht versehen und übel bemannt, doch der Zahl nach es mit der englischen Flotte aufnehmen konnte, und errang nach einer unentschiedenen Schlacht wenigstens in so weit die Herrschaft zur See, daß er Madras völlig blockiren konnte.

Labourdonnais Entwürfe waren umfassender Art, denn er hatte nichts Geringeres im Sinne, als eine der englischen Niederlassungen an der Küste nach der andern zu bezwingen, und wäre er von Dupleix gehörig unterstützt worden, so wäre sein Unternehmen auch aller Wahrscheinlichkeit nach gelungen. Er eröffnete die Belagerung von Madras am 14ten September, indem er es von der Seeseite mit einer Flotte von neun Segeln, von der Landseite mit 1500 Europäern, 400 disciplinirten Negern aus Madagaskar und einer gleichen Anzahl wohlbewaffneter und gut geübter Sipahis angriff. Seine Landartillerie war zwar nicht sehr furchtbar, doch der in der Stadt vollkommen gewachsen, und die besten Hülfsmittel fand er in sich selbst. Am meisten hoffte er, und nicht umsonst, auf die völlige Desorganisation aller militärischen Anstalten der Engländer: er wußte, daß Madras, welches nebst dem dazu gehörigen Distrikt einen unermeßlichen Reichthum und eine Bevölkerung von 250,000 Seelen hatte, nur von einem schwachen Bataillon von 500 Mann besetzt war. In demselben verächtlichen Zustande waren die Befestigungswerke, die meist nur in einer gewöhnlichen Mauer bestanden, welche jeden Augenblick mit Leitern erstiegen werden konnte, falls man es für zu kostspielig hielt, sie einzuschießen. Von den drei Theilen, in welche Madras zerfällt, besaß nur einer, das Fort St. George, eine Bastion oder Brustwehr; von Kanonen und Mörsern war keine Rede. Gegen diesen offenen, schlecht versehenen Platz wurde von der See- und Landseite ein heftiges Feuer eröffnet, und die Verwirrung innerhalb der Mauern erreichte bald den Gipfel.

Wir haben diese Belagerung, welche nur fünf Tage dauerte, und mit Uebergabe des Platzes endigte, darum erwähnt, weil man bis zu ihr den wahren Anfang der englisch-ostindischen Armee verfolgen kann. Um sich gegen den drohenden Angriff Labourdonnais zu stärken, sammelten die Engländer eine Schaar Eingeborner, gaben ihnen Luntenflinten, Speere, Säbel und andere Waffen, und stellten sie unter den Befehl einiger englischen Beamten. Unter diesen war ein junger Mann, Namens Haliburton, der schon im Civildienste sich ausgezeichnete Mühe gegeben hatte, den Charakter der Eingebornen zu studiren, und auch jetzt, nachdem er die Feder mit dem Degen vertauscht hatte, bei den neugebackenen einheimischen Soldaten ungemein beliebt wurde. Freilich konnte er ihnen nicht das Selbstvertrauen einflößen, das sie später gewannen; dazu war weder die Zeit, noch der Ausgang der ersten Verwendung dieser Truppen günstig, aber er erreichte genug, um sich und andere zu überzeugen, daß man diese Leute nur richtig behandeln dürfe, um vorzügliche Soldaten aus ihnen zu bilden. Als er nach der Uebergabe von Madras mit mehrern andern glücklich entkommen war, erhielt er im folgenden Jahre ein Lieutenantspatent, und disciplinirte nun das erste Korps regelmäßiger Sipahis, welche die ostindische Kompagnie in ihre Dienste nahm. Diesen Auftrag erfüllte er zu seiner eigenen Ehre so wie zur Zufriedenheit und zum dauernden Vortheil seiner Vorgesetzten. Von diesem Augenblick an fühlten die in Ostindien anwesenden Behörden, daß ihnen Hülfsmittel an Mannschaft zu Gebot stünden, wovon sie sich vorher nichts hatten träumen lassen.

Die ersten Sipahis, welche man aushob und regelmäßig disciplinirte, scheinen mit großer Sorgfalt aus den Muhammedanern oder den höhern Kasten der Hindus ausgewählt worden zu seyn. Ein bedeutender Theil dieser letztern waren Radschputen, ein hochgesinnter, tapferer Stamm, großer Anhänglichkeit an die Führer fähig, aber sehr empfindlich im Punkte der Ehre. Einen auffallenden Beweis dieser beiden Charakterzüge gibt das Benehmen eines Mannes aus diesem Korps gegen Haliburton, so wie das Schicksal beider. Der Vorfall ereignete sich im Spätjahr 1748. Haliburton fand eines Tags Veranlassung, den Aufzug eines seiner Sipahis auf der Parade zu tadeln, und brauchte in einem Augenblick von Gereiztheit Ausdrücke, die der stolze Hindu nicht verzeihen konnte. Haliburton war von seinen Leuten angebetet, und keiner, selbst den erwähnten hitzigen Radschputen nicht ausgenommen, hätte einen Augenblick gezaudert, zu seiner Vertheidigung das Leben zu lassen. Aber das Gefühl verletzter Ehre gewann in dem Sipahi über jedes andere die Oberhand, und er schoß seinen Offizier auf der Stelle nieder: die Wunde war tödtlich, er siechte noch hin bis zum folgenden Tag, wo er starb, während sein Mörder auf der Stelle umkam. Seine Kameraden, wüthend über den Anblick ihres ermordeten Führers, hieben ihn augenblicklich in Stücke. Tausenderlei Erzählungen bezeugen, in welcher Achtung Haliburton bei seinen Sipahis stand, namentlich ist Folgendes auffallend: als etwa 40 Jahre später zu Madras eine Untersuchung über die Gültigkeit einiger alten Landbewilligungen statt fand, kamen einige mit Medaillen gezierte Veteranen herbei, und verlangten ihren Landantheil; als man sie fragte, wer sie seyen, erwiderten sie mit sichtlichem Stolze: „wir sind Sahibra sipahi," d. h. Soldaten des Herrn, nämlich Haliburtons.

(Fortsetzung folgt.)

Ein französischer Gefangener in Afrika.

Freitag den 5ten Junius Abends drängte sich die Menge in der Straße Bab-el-Oued um einen Mann mit langem Barte, gekleidet in einen alten Burnus, dessen Manieren sowohl als Tracht auf einen Araber eines entfernten Stammes deuteten, obgleich die Leichtigkeit, womit er sich französisch ausdrückte, diese Voraussetzung nicht zuließ. Wirklich ist auch der Mann, der damals der Gegenstand allgemeiner Neugierde war, ein Provençale, dem es, nachdem er mehr als vier Jahre unter den Arabern verlebt, und in die Sahara, jenseits der Beni-Mzabs, vorgedrungen war, endlich gelang, wieder nach Algier zurückzukehren. Folgendes ist ein kurzer Umriß seiner Abenteuer, wie wir sie von ihm erzählen hörten. „Baudouin, so heißt der Mann, ward, wiewohl in der Provence geboren, im Kollegium zu Turin in

Piemont erzogen, und spricht weit besser italienisch als französisch. Er war im Augenblick der Eroberung von Algier in der Absicht nach Afrika gekommen, sich eine Laufbahn zu schaffen. Als er eines Tages (im März 1832) in der Umgegend der Stadt spazieren ging, ward er von einer Abtheilung Araber von dem Stamme der Jeffers überfallen und auf ihr Gebiet abgeführt. Hier beschnitt man ihn, und gab ihm, nach Vertauschung seiner europäischen Kleider mit einer landesüblichen Tracht, eine Frau. Nachdem er nach Verlauf einiger Zeit seine Frau verstoßen, erweckte diese Handlung den Verdacht der Araber, die, da sie vermutheten, er hege die Absicht zu den Christen zurückzukehren, ihn an einen Marabut verkauften. Hier beginnt für unsern Landsmann eine Reihe von Reisen mit merkwürdigen Abenteuern und unglaublichen Strapazen. Sein Herr führte ihn bis in die Sahara, und er durchreiste so mit ihm eine beträchtliche Landstrecke, wo er reiche und bevölkerte Städte, so wie imposante Ruinen zerstörter Städte fand. Er bemerkte eine große Anzahl Inschriften, deren ihm unbekannte Charaktere keine Aehnlichkeit mit den arabischen, lateinischen oder griechischen Buchstaben haben. Baudouin erlangte endlich durch den Tod des Marabuts, welcher der Cholera unterlag, seine Freiheit wieder; denn diese Krankheit herrschte während des Jahres 1835 mit Heftigkeit bis ins Innere von Afrika. Von diesem Augenblick an faßte unser Landsmann den Gedanken, unter die Europäer zurückzukehren, was er mit Klugheit unter Vermeidung des direkten Weges ausführte. Die Vollkommenheit, mit der er sich arabisch ausdrückt, die tiefe Kenntniß, die er vom Koran besitzt, dessen Hälfte er auswendig weiß, und den er gelehrt commentirt, so wie seine beständigen Wanderungen von einem Stamme zum andern, gaben ihm die Mittel, seine eigentliche Abkunft völlig zu verbergen und für einen Araber von gutem Schrot und Korn zu gelten. Auf seinen Reisen konnte er sich seinen Lebensunterhalt nur dadurch verschaffen, daß er die Heilkunst nach Landesart, das heißt mittelst geheimnißvoller Charaktere, Amulette und anderer Kunstgriffe gleicher Art ausübte. Auf diese Weise war es ihm möglich, ohne auf seinem Wege beunruhigt zu werden, nach Algier zu gelangen. Der Bericht über diese in der Wüste zugebrachten vier Jahre, mit dessen Abfassung sich Baudouin gegenwärtig beschäftigt, kann nicht verfehlen, die öffentliche Neugierde lebhaft aufzuregen und das Interesse der gelehrten Welt, für welche dieser Theil des innern Afrika's noch mit einem geheimnißvollen Schleier bedeckt ist, zu erwecken.

Literarische Notizen.

Der öfters genannte Resident der ostindischen Kompagnie in Nepal, Herr Hodgson, schrieb an einen Freund, daß er während seines vieljährigen Aufenthalts in den Gebirgen von Nepal allmählich Materialien zur Beschreibung des Thierreichs in Nepal, namentlich der vierfüßigen Thiere und Vögel gesammelt habe, und daß es seine Absicht sey, seine Zeichnungen unter Beistand irgend einer Gesellschaft herauszugeben. Die Zeichnungen sind von zwei zu diesem Zweck besonders gebildeten einheimischen Künstlern entworfen, die Vögel alle in ihrer natürlichen Größe; die Zahl der Zeichnungen beträgt mehrere hundert.

In der Sitzung der Londoner asiatischen Gesellschaft vom 9ten Julius kamen mehrere sehr interessante Gegenstände vor. Der genannte Hodgson sandte eine zweite Reihe von Sanskritwerken über die Religion und Philosophie der Buddhisten; eine weitere Schenkung war die eines Herrn Which, und bestand aus einer bedeutenden Menge hauptsächlich Sanskritmanuskripte in dem Malayalama-Charakter auf Palmblättern und Papier; sie umfassen sämmtliche Vedas, und andere religiöse, philosophische, historische und vermischte Werke der Hindus. Ferner legte der Vorstand zwei alte japanische Münzen vor, die der bekannte Missionär Gützlaff eingesendet hatte; dieser ist nämlich eifrig beschäftigt, Materialien zur Erläuterung der Geschichte Japans zu sammeln. Schließlich wurde die Uebersetzung der Inschrift eines alten Hindusiegels vorgelesen, die der verstorbene Sir Ch. Wilkins gefertigt und Prof. Wilson mit Bemerkungen begleitet hatte. Das Siegel war in der Nähe von Behrampur gefunden worden, und die Inschrift ist in Charakteren geschrieben, die seit dem 7ten Jahrhundert in Indien außer Gebrauch sind. Mehrere gelehrte Pundits hatten die Entzifferung umsonst versucht. Die Inschrift enthält indeß weder Datum noch Ort, und ist somit nur für indische Paläographie, nicht für Geschichte merkwürdig.

In der Bibliothek der Tuilerien soll hinter einigen Büchern ein Manuskript in fünf Bänden von der Hand Ludwigs XVIII gefunden worden seyn. Es ist eine Art Selbstbiographie, oder eine Erzählung der Ereignisse, an denen er Theil nahm, vom Jahre 1788 bis 1802.

Herr Burton fand in Memphis in einem Grabmal ein Papyrusmanuskript, wahrscheinlich das größte, das jetzt bekannt ist, denn man schätzt seine Länge, wenn es vollkommen entrollt seyn wird, auf etwa 100 Fuß: die Breite beträgt 14 Zoll. Die Textur dieses Papyrus ist sehr merkwürdig, denn es sieht mehr wie Linnen aus, läßt sich verhältnißmäßig leicht abrollen, und ist nicht so brüchig als die sonstigen Papyrusrollen mit hieroglyphischen Charakteren.

Die Gesammtzahl der politischen, literarischen und wissenschaftlichen Journale Italiens beträgt 188. Davon erscheinen 26 zu Mailand, 11 zu Venedig, 8 zu Triest, 13 in Turin, 5 zu Genua, 4 zu Modena, 7 zu Florenz, 9 in Rom, 27 in Neapel, 10 in Sicilien und 2 in Sardinien.

Vermischte Nachrichten.

In Paris wurde ein neues Instrument, Physionotype, erfunden, um Büsten zu formen. Die Maschinerie soll in einer Art eingerichtet seyn, daß die Aehnlichkeit zu einer mechanischen Gewißheit werde. Gypsbüsten soll man auf diese Weise für fünf Franken machen. Auch soll man einen sogenannten Porträtspiegel erfunden haben, vermittelst dessen man ein Porträt in zwanzig Minuten zeichnen kann, indem ein besonders angebrachter Spiegel das Gesicht des zu zeichnenden Menschen so zurückwirft, daß man es mit Leichtigkeit nachbilden kann.

Herr Ramon de la Sagra, Direktor des botanischen Gartens zu Havana, befindet sich gegenwärtig zu Paris. Er hat die Zoologie, Mineralogie und Botanik der Insel Cuba sehr genau untersucht, und eine reiche Sammlung der Erzeugnisse dieser Insel nach Paris gebracht; darunter befindet sich auch ein lebendiges Krokodil von einer sehr seltenen Art, der Crocodilus rhombifer, dessen Vaterland man nicht kannte; es lebt auf der Insel Cuba, wo man auch den Crocodilus acutus fand, die einzigen Arten dieses Thieres, welche es in Amerika gibt; es findet sich auch auf Hayti, Martinique und in einem Theile des Kontinents. Außer diesen beiden Arten besitzt Amerika noch fünf andere Thiere derselben Familie, aber von einer verschiedenen Gattung, nämlich die Kaimans.

Die französische Regierung läßt gegenwärtig ältere Münzen umschmelzen, und es fand sich, daß sie etwas Gold enthielten. Bei den Sechsfrankenthalern gewann man 6½ Fr. bei 1000 Fr., so daß die Hälfte der Unkosten für die Umschmelzung aller Duodezimalmünzen erspart wurde. Auch prägt man alle Fünffrankenthaler von einer frühern Jahreszahl als 1835 um, 45,000 Franken gaben, die Umschmelzungskosten mit einbegriffen, einen reinen Vortheil von 1000 Fr.

Die französische Regierung hat jetzt einen regelmäßigen Dampfbootdienst zwischen Algier, Bona und Tunis einrichten lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 221.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 August 1836.

Skizzen aus Paris.

Feuersbrünste.

Bei der Einrichtung der Häuser, den vielen feuergefährlichen Gewerben, und der Art mit Feuer umzugehen, welche noch aus den Zeiten zu stammen scheint, wo die Häuser, wie die Fußböden und Treppen, noch ganz von Stein waren, ist es ein wahres Wunder, daß nicht weit mehr Feuersbrünste in Paris entstehen, als dieses der Fall ist. Zwar ist ihre Zahl nach den amtlichen Verzeichnissen sehr groß, man hört aber selten von bedeutenden, und im Durchschnitt kömmt nur alle drei Monate eine vor, von welcher die öffentlichen Blätter sprechen.

Wenn der Brand nicht gleich beim ersten Ausbruche sich als sehr gefahrdrohend zeigt, so nehmen die Nachbarn nur wenig andere Notiz davon, als die der Neugier, und das erste, was man thut, ist, die nächste Brandwache zu benachrichtigen, welche sogleich eine Abtheilung auf den Platz sendet, und, wenn ihre Kräfte nicht zureichen, die entfernteren Posten zu Hülfe ruft.

Diese Brandwache ist musterhaft organisirt, zu den kühnsten Anstrengungen eingeübt, und größeren und vielfältigeren Gefahren ausgesetzt, als jede Truppe in immerwährendem Kriege. Wie diese Männer klettern und auf abschüssigen Dächern gehen, auf freistehenden Mauern arbeiten, in Rauch und Qualm aushalten, muß man gesehen haben, um sich einen Begriff von ihren Leistungen machen zu können. Daß in einem Schauspielhause, in welchem das Feuer auf der Bühne auskömmt, und mit wüthender Schnelle um sich greift, die Logen, welche schon verkohlt sind, noch gelöscht werden — der Fall kam im Theater de la Gaité vor — daß ein mit Druckpapier und Bücherballen angefülltes Hinterhaus, welches nur Einen Zugang durch ein schmales Hofthor hat, noch so schnell durch Arbeit der Spritzen in Wasser gesetzt wird, daß das Papier wenigstens nicht verbrennt, wird hier ganz natürlich gefunden.

Die Brandwächter sind militärisch organisirt, haben ihre eigenen sehr zweckmäßigen Uebungen, werden aber zu häufig für ihren eigentlichen Dienst mit militärischen Uebungen beschäftigt, wie die öffentlichen Blätter behaupten. Die Messinghelme lassen diesen unerschrockenen Bürgern zwar sehr schön, müssen aber doch für ihren Dienst zu schwer seyn; sie eilen gewöhnlich in Futterkappen herbei, wenn Gefahr ist. Nur die Offiziere kommen in Helmen. Die Hauptwache dieses Korps ist in der Rue de la Paix, im ehemaligen Kloster der Kapuzinernonnen.

Wenn ein Brand ernsthaft wird, so werden sämmtliche Umstehende zum Wassertragen und Arbeiten an den Spritzen ohne Unterschied der Person requirirt. Man hat aber selten nöthig Gewalt zu brauchen, weil lebendiges Eingreifen in die Umstände in der Natur der Franzosen liegt. Beinahe jeder ernsthafte Brand kostet einigen Pompiers das Leben, und man konnte herzergreifende Scenen von Gattinnen und Verwandten um die rauchenden Trümmer des Theaters de la Gaité sehen, denn die eigentliche Löscharbeit steht ihnen allein zu, wie auch die Bewachung der Brandstätte bis zu völligem Verschwinden der Gefahr, wo alsdann Militärposten eintreten.

Wenn Nachts der Himmel sich plötzlich durch eine Feuersbrunst röthet, so gehen die Seßhaften nur bis an den nächsten Punkt, von welchem aus sie die Entfernung und das Quartier ungefähr beurtheilen können, und bleiben ganz ruhig dabei. Andere, mehr bewegliche, gehen dem Scheine nach, welcher sie oft bis ans Ende der Stadt führt. Die nächste Umgebung ist durch Militär abgesperrt, und nur Einwohner des Quartiers werden durch die Linie ein- und ausgelassen. Lärm und Spektakel sind hiebei weniger als in Deutschland, denn der Pariser handelt und duldet bei allen bedeutenden Vorfällen nach militärischen Formen. Mit Glocken wird nicht gestürmt. An thätiger Hülfe für Beschädigte und Verunglückte fehlt es nie. Der Hauptzulauf ist Tags nachher, wenn die Zeitungen davon gesprochen haben.

Wenn wir in Deutschland durch Nachtwächterruf, Runde des Hausherrn vor Schlafengehen, Bereithalten von Wasser, Verpichung der Feuereimer und Feuerschau, den Brandunglücken vor allem zuvorzukommen streben, so hat der Pariser nichts von allem diesem, aber wenn es einmal brennt, so löscht er schneller als wir. Es scheint mir auch in diesem einzelnen Falle der durchgehende nationelle Unterschied beider Völker in scharfen Linien hervorzutreten.

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

(Fortsetzung.)

Während der schlecht geführten Belagerung von Pondichery im Jahre 1747 und den Operationen gegen Devecotah unter Cope, scheinen die Sipahis wenig Gelegenheit gehabt zu haben, ihre Tapferkeit zu zeigen. Bei einem zweiten Angriff gegen letztern Ort jedoch unter Major Lawrence standen 1700 Sipahis neben 800 Engländern, und ihr Benehmen wird als äußerst tapfer geschildert: einige derselben, welche der stürmenden Abtheilung zur Unterstützung gesendet wurde, zeigten eine Kaltblütigkeit, die den besten Truppen Ehre gemacht hätte. Als Clive beim Marsche über die Ebene zwischen dem Colerun und dem Fuß der Bresche von Kavallerie angegriffen wurde, rettete die Sipahiabtheilung, welche ihm zu folgen beauftragt war, ihn und seine Leute von sicherem Verderben: sie eilten ihren überwältigten europäischen Kameraden zu Hülfe, feuerten mit bewundernswerther Sicherheit, und eröffneten wieder den freien Zugang zu der Stadt, die nun mit geringem Verlust genommen wurde.

Die nächste Gelegenheit, wobei die Sipahis der Madrasarmee sich besonders auszeichneten, war die Einnahme und Vertheidgung der Citadelle von Arcot unter Clive, eine Reihe höchst glänzender, ja man möchte sagen, romantischer Operationen. Die nähere Detaillirung dieser Vorfälle wird den Charakter der Sipahis, so wie die damalige Art indischer Kriegführung ins hellste Licht setzen.

Im Jahre 1756, als Kapitän Gingen sich innerhalb der Mauern von Tritschinapoly so gut vertheidigte als er konnte, hatte Clive den Auftrag, der belagerten Stadt Lebensmittel zuzuführen, wurde aber bald dieses Dienstes müde, und machte der Regierung einen kühnen Vorschlag. Die Stadt Arcot mit dem zugehörigen Gebiete war durch Veranstaltung von Dupleix in die Hände Tschandah Sahibs gefallen, eines Fürsten, der bei dem Kampfe zwischen den rivalisirenden europäischen Mächten sich den Feinden Englands angeschlossen hatte. Clive erwog, daß die Einnahme dieses Platzes der englischen Regierung nicht nur manche wichtige unmittelbare Vortheile gewähren würde, sondern auch, daß die moralische Wirkung eines solchen Schlags sich im ganzen Carnatic und namentlich im feindlichen Lager vor Tritschinapoly fühlbar machen werde. Er schlug demnach vor, Tschandah Sahibs Hauptstadt mit allen Truppen, die man erübrigen könne, zu überfallen, und seine Gründe erschienen den Mitgliedern des obersten Raths so triftig, daß sein Vorschlag völlig gutgeheißen wurde. Die Engländer waren aber damals so kläglich schwach, daß sie aus den beiden Präsidentschaften Madras und Fort St. David nur 500 Mann ziehen konnten, worunter 200 Europäer, der Rest Sipahis; nach Abmarsch dieser 500 Mann blieben im Fort St. David nur 100, und zum Schutz von Madras nur 50 Soldaten zurück. Clive musterte seine kleine Armee an letzterm Orte; unter ihm kommandirten nur sieben Engländer, v. n denen vier junge Kaufleute waren, und von den drei wirklichen Offizieren hatten zwei noch keinem Gefecht beigewohnt. Seine Artillerie bestand aus drei leichten Feldgeschützen von schwachem Kaliber, und waren nur sehr ungenügend mit Munition versehen. Dennoch unternahm er seinen Zug mit jener Zuversicht, die den Helden bezeichnet.

Am 29sten August erreichte er die Pagode von Congeveram, ein weitläufiges, prachtvolles Gebäude, das etwa 40 englische Meilen von der Küste entfernt ist, und erfuhr hier, daß der Platz, den er angreifen wollte, eine Besatzung von 1100 Mann habe. Durch diese Nachricht nicht entmuthigt, hielt er nur an, um Erfrischungen einzunehmen, und schickte nach Madras zurück, um einige Achtzehnpfünder zu verlangen, worauf er abermals aufbrach, und am 31sten in einer Entfernung von 10 englischen Meilen von Arcot anlangte. An diesem Tage wüthete ein furchtbares Gewitter, der Wind ward zum Orkan, und die Blitze entluden sich mit einer Schnelle und Heftigkeit, wie es selbst in Indien selten ist. Als das Gewitter am ärgsten tobte, erblickte die Garnison von Arcot Clive's Bataillon in vollem Marsche mit geschlossener Linie und festem Schritte, als wären die Elemente in tiefster Ruhe. Nun ist wohl bekannt, daß die Hindus damals, und großentheils noch jetzt, vor einem Gewittersturm eine abergläubische Furcht hegen. Tschandah Sahibs Leute, die wahrscheinlich ohne zu wanken einer Batterie entgegengerückt wären, wurden bei diesem Anblick von einem panischen Schrecken ergriffen, riefen aus, ihre Feinde seyen von übernatürlichen Kräften unterstützt, Widerstand also unnütz, und flohen voll Schrecken aus der Citadelle, von der Clive ohne Schwertschlag Besitz nahm. Doch war er zu klug, um nicht auf eine Rückkehr der Vernunft bei seinen Feinden zu rechnen, und traf deßhalb alle Anstalten, um die unerwartete Eroberung zu behaupten; da er übrigens gegen die feindlichen Einwohner gerecht und menschlich verfuhr, so zeigten diese keine Neigung, ihnen feindlich in den Weg zu treten.

Clive hatte sich in dem wahrscheinlichen Benehmen seines Feindes, sobald er sich von seinem Schrecken erholt haben würde, nicht getäuscht; die Besatzung machte an einem Ort, Namens Timery, 6 Meilen südwestlich von der Stadt Halt, und da sie dort durch 2000 Mann verstärkt wurde, trafen sie Anstalten zu einer Belagerung. Aber Clive wartete nicht bis er angegriffen wurde. Während seine Troßleute Mundvorräthe sammelten, und gemiethete Arbeiter die Festungswerke erweiterten und verstärkten, machte er mit 100 Europäern und 200 Sipahis einen Ausfall, griff den Feind mit großem Ungestüm an, und trieb ihn nach Timery zurück, was er jedoch nicht einnehmen konnte, weil seine Geschütze zu leicht waren; somit kehrte er um, beladen mit Beute, und mit der Gewißheit, daß seine Mannschaft an Zuversicht bedeutend gewonnen habe. Ueberhaupt versäumte er keine Gelegenheit, seinen Sipahis ihre Ueberlegenheit über Tschandah Sahibs Truppen zu fühlbar machen.

Inzwischen wurden zu Madras und Tritschinapoly von Seiten der Engländer bedeutende Anstrengungen gemacht, Clive zu verstärken und zu unterstützen, aber auch Tschandah Sahib rüstete sich, seine Hauptstadt wieder zu erobern. Die Engländer sandten die begehrten Achtzehnpfünder ab, und die zur Be-

wachung mitgegebene Abtheilung, die fast ganz aus Sipahis bestand, zeigte auf diesem gefährlichen Marsche eben so viel Muth als Ausdauer. Zweimal wurden sie von einer überlegenen Macht angegriffen, und Einmal auch wirklich zum Rückzug genöthigt, sobald aber der Feind sich entfernt hatte, setzten sie ihren Marsch weiter fort, und erreichten Arcot in Sicherheit. Und ein Glück war es für Clive, daß sie ankamen, denn zwei Tage später erhielt er sichere Nachricht, daß Radschah Sahib, des Nabobs Sohn, mit einem starken Korps aufgebrochen sey, und gleich darauf sah man auch seine Kolonnen in furchtbarer Schlachtordnung heranrücken. Clive hielt es nicht für gerathen, mit einer so überlegenen Macht auf freiem Felde ein Gefecht zu beginnen, auch hatte er nicht Truppen genug, um einen so großen, unbefestigten Ort, wie die Stadt war, zu vertheidigen; er zog also, wie der Feind herankam, die Außerposten zurück, und schloß sich in das Fort ein, das er aufs Aeußerste zu vertheidigen entschlossen war. Unter andern Vorsichtsmaßregeln die er angeordnet hatte, war auch die, daß er diejenigen Häuser, welche ans Glacis stießen, niederreißen ließ, einige waren indeß noch stehen geblieben, und diese wurden alsbald durch Schwärme von Schützen besetzt, deren Feuer so mörderisch war, daß sich auf den gegenüberliegenden Wällen niemand ohne augenscheinliche Lebensgefahr sehen lassen konnte.

An dieser gefahrvollen Stelle ließ Radschah Sahib seine Batterien errichten, und diese zeigten sich alsbald so furchtbar, daß Clive für nöthig hielt, einen Ausfall zu unternehmen. Dieser wurde um Mittag, wo indische Armeen meistentheils gewohnt sind, sich durch Schlaf zu erquicken, unternommen und mit ausgezeichneter Entschlossenheit ausgeführt. Etwa 40 Engländer und 100 erlesene Sipahis stahlen sich zu einem Ausfallpförtchen hinaus, sprangen plötzlich auf die Wälle, und stürzten mit solcher Eilfertigkeit in die Straßen, daß sie allenthalben die Wachen in den Tranchéen überwältigten. Aber jedes Haus in der Nähe der Batterie war mit Menschen angefüllt, und die Angreifer wurden mit einem solchen Kugelregen überschüttet, daß kein menschlicher Muth ausdauern konnte; sie erreichten indeß die Batterie, vernagelten einige Kanonen, zerstörten etliche Schanzwerkzeuge, und thaten außerdem jeden möglichen Schaden. Allein dieser Erfolg ward theuer erkauft; 16 Europäer mit Einschluß eines Offiziers wurden getödtet und eben so viele verwundet, während unter den Sipahis das Blutbad nur noch ärger war. Aber sie hielten tapfer aus: mehrere kehrten, als sie das Geschrei ihrer verwundeten Kameraden hörten, welche die europäische Nachhut in der Eile nicht mit fortnehmen konnte, zurück, und trugen sie ins Fort, wo sie der Befehlshaber mit dem lebhaftesten Danke empfing. Mit jedem Tage entwickelte sich mehr ihr Muth in dem Maße, als sie sich ihrer Wichtigkeit besser bewußt wurden.

Die Belagerung ging fort, mit allen Mühseligkeiten und Gefahren, und die Sipahis zeigten sich stets werth, an der Seite ihrer europäischen Kameraden zu stehen. Als Clive bemerkte, daß seine Achtzehnpfünder keine Dienste mehr leisteten, und er sein leichtes Geschütz nicht auf die Wälle bringen konnte, so baute er einen Thurm, von dem aus die Häuser, die ihn so belästigten, beherrscht wurden; dabei arbeitete kein Theil seiner Truppen emsiger mit Hacken und Spaten, als die Sipahis; *) auch halfen sie eine schwere indische Kanone auf die Spitze des Thurms hinaufzuziehen, deren 72 Pfund schwere Kugeln durch alle Gebäude und Aufwürfe durchschlugen. Aber nicht allein in solchen ihnen ungewohnten Arbeiten zeigte sich ihre Ausdauer und ihre Treue; die Lebensmittel wurden so selten im Fort, daß es sehr ungewiß wurde, ob man sich halten könne, bis die wiederholt dringend begehrte Hülfe aus der Präsidentschaft ankäme. Dieß wußte der Feind wohl, und er brauchte jede mögliche Ueberredung, — indem er Pfeile mit beschriebenen Papieren hereinschoß, mit den Schildwachen sprach u. dgl., — um die Treue der Sipahis zu erschüttern, aber alle Aufforderungen zum Abfall wurden mit Verachtung behandelt, und mehr als Einmal antwortete der Sipahi mit dem überzeugendsten aller Gründe, mit einer Kugel. Doch dieß ist noch nicht genug. Als nur noch ein schwacher Vorrath Reiß übrig, und alle andern Lebensmittel verzehrt waren, baten die Hindus ihren Befehlshaber, ihnen zu erlauben, den Reiß für die ganze Garnison zu kochen: „Eure englischen Soldaten können aus unsern Händen essen, wir nicht aus den ihrigen; sie sollen jedes Körnchen Reiß bekommen, und wir wollen uns mit dem Wasser, in welchem er gekocht wurde, begnügen.“ Gewiß kann man den Edelmuth und die Aufopferung nicht weiter treiben.

(Schluß folgt.)

*) Dieß wollen sie nämlich sonst nicht thun, weil sie es für die Arbeit niederer Kasten halten.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Zwanzigster Brief.

Es wäre mir ein Leichtes lange vergleichende Tabellen über Einnahmen und Ausgaben der hiesigen französischen Kolonialregierung, über die Schiffahrt und die Ein- und Ausfuhr der verschiedenen Häfen abzuschreiben, die denn auch, wenn sich die Kolonie in einem geordneten Zustande befände, allerdings der Mühe verlohnte genau zu studiren, als Mittel zu Lösung des großen Problems: Welchen Nutzen hat Frankreich von seiner Eroberung Algiers? Allein die Kolonie befindet sich nichts weniger als in einem geordneten Zustande. Ihr Nationalstolz wird, ich bin dessen versichert, die Franzosen vermögen, das Land zu behalten und von der Küste aus so weit als möglich nach dem Innern vorzudringen; auch bin ich noch immer überzeugt, daß gute Verwaltung der französischen Regierung und der civilisirten Welt eine wiewohl noch entfernte Aussicht auf glänzende Vortheile von dem Besitz der Regentschaft eröffnen werde. Die öffentliche Meinung in Frankreich selbst schwankt zwischen Stolz und Sparsamkeit, wer aber von beiden siegen wird, hängt noch von manchen Umständen ab, und unter diese gehört zuvörderst der jährliche Saldo der Ausgaben und Einnahmen der Kolonie.

Die Kosten für die Truppen in Algier hängen natürlich von deren Zahl oder Stärke ab. Gegenwärtig wird diese von den Offiziers, welche

ich darüber befragte, auf 25.000 Mann geschätzt. *) Lassen wir diese Schätzung gelten, und rechnen, daß jeder Mann jährlich auf 55 Pfd. St. zu stehen komme, so ergibt sich eine Summe von 805,000 Pfd. St. Wenn ich jedoch bedenke, daß ein britischer Kriegsminister mich einst versicherte, daß unsere Armee, Alles in Allem gerechnet, der Nation jährlich auf 80 Pfd. St. für den Mann zu stehen komme, so kann ich nicht glauben, daß Frankreich (in Algier wenigstens) sein Militär für weniger als mindestens die Hälfte dieses Betrages erhalten könne; demnach ergäbe sich für 25.000 streitbare Männer eine Summe von beiläufig einer Million Pfund Sterling, die Kosten der Civilverwaltung ungerechnet.

Nun erhebt sich die Frage, reicht diese Macht hin, um das Land zu erobern und besetzt zu halten? Ich bin kein Militär, wollte aber doch mein Leben verwetten, daß Napoleon selbst, wenn er noch lebte, die doppelte Anzahl verlangen würde. Die Franzosen könnten zwar wohl Algier, Oran, Budschia und Bona nebst einem Gebiet von einigen Meilen in die Runde um diese Städte mit 15.000 Mann besetzt halten; allein wer kann wissen, welchen Weg ihre Politik in dieser Hinsicht einhält, und wer könnte mithin bestimmen, wie hoch sich die militärischen Kosten zu Behauptung der Regentschaft belaufen werden.

Es erscheint mir demnach als eine wo nicht vage, doch zum Mindesten sehr weitschweifige Berechnung, die Kosten bestimmen zu wollen, welche Frankreich für die Behauptung der Regentschaft aufzuwenden hat. Kosten und Einnahmen hängen von Umständen ab. Genty de Bussy zufolge bezog die französische Kolonialregierung von Algier in der ersten Hälfte des Jahres 1834 von allen Einnahmsquellen der Regentschaft 1,111,661 Fr. 78 C., und nach mäßigem Ueberschlag die doppelte Summe für das ganze Jahr. Wer kann aber berechnen, wie hoch diese Einnahmen sich für die Zukunft belaufen werden? Der Ertrag der Einfuhrzölle hängt größtentheils von der Stärke des Heeres und der der Ausfuhrzölle von dem freundschaftlichen Verhältniß mit den Eingebornen ab.

Der erste Nutzen, welchen Frankreich von der Eroberung von Algier zog, bestand in der Konfiskation des Schatzes des Deys. Durch den bei der Uebergabe von Algier abgeschlossenen Vertrag wurde dem Dey von den Franzosen gestattet, sein Privatvermögen mit sich zu nehmen. Durch die Worte: „richesses personelles" im zweiten Artikel des Vertrages ward ohne Zweifel angedeutet, daß er den Staatsschatz zurücklassen müsse; den sämmtlichen Einwohnern der Stadt, Militär sowohl als Civil, sagte man Schutz ihres Eigenthums und Handels, ihrer Gewerbe und Religion zu; allein kaum hatten die Franzosen festen Fuß gefaßt, als auch General Bourmont eine allgemeine Verhaftnahme der Türken befahl, in deren Folge sie ihren Familien entrissen und auf Schiffe geschleppt wurden, um außer Landes geführt zu werden. Es lief ein Gerücht von einer Verschwörung um, wodurch dieser Schritt gerechtfertigt werden sollte, allein dieses rührte von dem Abschaum der Moslems und Juden her, die für ihre Spionerie bezahlt wurden, und man weiß ja wohl, wie solche Spione Geschichten von Verschwörungen selbst schmieden, wo man gar nicht daran denkt. Bei einem so ernsten Fall, wie die Verbannung dieser Männer, hätte man allerdings stärkere Beweise beibringen sollen, man fand jedoch nicht für gut ein öffentliches Verhör vorzunehmen. Erst im Jahre 1832 erklärten die Franzosen öffentlich, Beweise von einer Verschwörung in Händen zu haben, welche der damalige Generalgouverneur — doch wohl kein unparteiischer Richter — für authentisch erklärte, und den sehr milden Schluß zog, alle Türken müßten Theil daran genommen haben.

*) Herr Genty de Bussy gab den Effektivstand der algier'schen Armee am 1sten Januar 1834 auf 31,410 Mann an.

Als in Algier die dreifarbige Fahne an die Stelle der weißen trat, fanden die Eingebornen bei diesem Farbenwechsel nichts weniger als eine Verbesserung der Herrschaft. Das erste Dekret des Generals Clauzel vom 8ten September 1830 stellte alles unbewegliche Eigenthum des Deys (der Schatz war schon in Sicherheit gebracht) unter Sequester; auch das Eigenthum der Beys, oder Provinzialgouverneure, der deportirten Türken und das Eigenthum einer Korporation, die durch den Namen Korporation von Mekka und Medina bezeichnet wurde, erfuhren sämmtlich dasselbe Schicksal. Ein zweites Dekret des nämlichen Gouverneurs vom 7ten December desselben Jahres stellte die Häuser, Magazine, Lehengüter *) und alle Besitzungen, deren Einkünfte für die Moscheen oder sonst irgend einem andern Zweck verwendet wurden, ebenfalls unter Sequester. Die Verfügung wegen des Eigenthums des Deys und der Beys läßt sich entschuldigen, das Verfahren gegen die Besitzungen der deportirten Türken und das Eigenthum aller Korporationen aber, wovon selbst das milder Stiftungen nicht ausgeschlossen blieb, war ganz gewiß eine höchst ungerechte Maßregel.

Es scheint jedoch eine gerechte Vergeltung der Vorsehung zu seyn, daß diese herrlichen, ihren frühern Eigenthümern entrissenen Villa's den Franzosen nur wenig Nutzen brachten. Sie sind meist von Militär besetzt, und so zugerichtet worden, daß sie nicht mehr bewohnbar sind. Dabei wurden die herrlichsten Bäume umgehauen und die schönsten Anlagen muthwillig zerstört.

Das sequestrirte unbewegliche Eigenthum des Deys, der Beys und der verbannten Türken wird jetzt unter dem gemeinschaftlichen Titel: „National-Domaine," oder öffentliches Eigenthum, begriffen. Der Gedanke, religiöse Stiftungen zu sequestriren, ist den Franzosen selbst als unpolitisch und weitträchtig erschienen, und Genty de Bussy hat gegen den Vollzug dieser Dekrete gesprochen; ich für meinen Theil kann jedoch eine solche Verfügung nicht für ungerechter halten als jene, welche die Sequestration anderer Güter verfügte. Algier kapitulirte auf die Zusage hin, daß das Eigenthum, der Handel und das Gewerbe der Einwohner geschützt seyn sollten, und ist dieß geschehen? Ich gebe zu, daß es noch weit unpolitischer ist, die Eingebornen in religiöser Hinsicht zu beunruhigen, die Ungerechtigkeit aber bleibt immer gleich groß.

Man wird erstaunen zu hören, daß religiöse und mildthätige Stiftungen seit so vielen Jahrhunderten in einem so despotisch regierten Staate, wie Algier, unverletzt erhalten wurden; allein auch der Willkür des Deys waren Gränzen gesteckt. Zwar konnte er nach Belieben einen Mann köpfen lassen und sich sein Vermögen zueignen, religiöses Eigenthum aber mußte er unangetastet lassen. Die Mauren und Türken in allen Regentschaften der Berberei hatten, gleich allen wahren Gläubigen in muhammedanischen Ländern, eine Anzahl öffentlicher Stiftungen, welche von Zeit zu Zeit durch Geschenke und Vermächtnisse bereichert wurden. Ueber diese Stiftungen hielt die Religion ihren schützenden Schild, und Deys und Paschas waren gezwungen sie zu achten.

(Schluß folgt.)

*) Im Dekret steht das Wort Censives, was so viel bedeutet als Lehengüter, welche zu Erbzins berechtigt sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 222.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 August 1836.

Die Goldausbeute im Ural.

(Aus der nordischen Biene.)

Die Ausbeute an Gold, welche die Bergwerke im Ural jetzt abwerfen, bildet ohne Zweifel eine sehr bedeutende Quelle der russischen Staatseinkünfte. Der Ural, der eine so große Menge von Kupfer- und Eisenerz in sich schließt, enthält auch in seinem Schooße reiche Goldadern und goldführendes Gerölle. Die rste Entdeckung von Gold in der uralischen Kette fällt erst in dieß Jahrhundert, denn vor fünfzig Jahren kam noch keinem Bergmann in den uralischen Bergwerken der glückliche Gedanke, seine Aufmerksamkeit auf die Entdeckung von Goldadern nd Goldsand zu richten: nur auf Kupfer und Eisen wurde gegraben, und niemand dachte daran, daß an denselben Orten, wo das Eisenerz sich fand, auch reicher goldführender Sand oder noch reichere Goldadern zu finden seyen. Doch konnten diese Reichthümer nicht lange unbekannt bleiben. Die Bergwissenschaften schritten, wie andere Forschungen des menschlichen Verstandes, raschen Laufs vorwärts, und dem scharfen Blick der im Ural befindlichen Bergwerksbeamten, die durch viele ihren Vorfahren unbekannte Erfahrungen bereichert waren, konnte nicht lange entgehen, daß nach allen Wahrscheinlichkeitsberechnungen sich hier Gold finden müsse. Untersuchungen, die man in Folge der einmal gefaßten Idee anstellte, wurden schnell mit einem glücklichen Erfolg gekrönt, an vielen Orten wurden Sandschollen mit reichem Goldgehalt, und bald auch reiche Goldadern gefunden. Dieß bildet ohne Zweifel eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte des russischen Bergbaues. Uebrigens war der anfängliche Goldgewinn nur unbedeutend, und seine jetzige Wichtigkeit erreichte er erst in den letzten zehn Jahren. Aus den von der Regierung bekannt gemachten Nachrichten ersieht man, daß in den acht Jahren von 1827 bis 1834 auf sämmtlichen Staats- und Privatbergwerken außer dem Silber und Platina *) 2676 Pud reines Gold gewonnen wurden.

Man kann nicht umhin zu bemerken, daß der Goldgewinn einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Verbesserung der Bergwerksetablissements selbst hatte. Ihre Thätigkeit war zur Zeit, als man Gold zu gewinnen anfing, fast allenthalben beschränkt, und jetzt ist der Umfang ihrer Arbeiten in Vergleich mit der früheren Zeit noch geringer. Dieß kommt daher, daß der größte Theil der bergwerkskundigen Arbeiter sich von den Hüttenwerken zum Auswaschen des goldhaltigen Sandes und zur Bearbeitung der Goldadern wandte. Die natürliche Folge war, daß durch die verminderte Thätigkeit der Hüttenwerke der Zerstörung der Wälder Einhalt gethan wurde, denn obwohl auch beim Bergbau auf Gold noch Holz nothwendig ist, so ist dieß doch in bedeutend geringerem Grade der Fall. Die Wichtigkeit der Schonung der Wälder ist um so größer, als die Wälder um alle Bergwerke her ausnehmend stark gelichtet worden sind. Der Grund hievon liegt in der früher viel weit verbreiteten Thätigkeit der Hüttenwerke; die Gründer derselben mißbrauchten die ihnen von der Regierung verwilligten Vortheile auf eine arge Weise: bekanntlich gewährte die Regierung jedem neu errichteten Hüttenwerke zur Aufmunterung des Bergbaues gewisse Freijahre, während welcher das neue Hüttenwerk von der Bezahlung der Accisegelder für das in demselben gegossene Eisen frei war. Viele Hüttenbesitzer wollten die verwilligten Freijahre benützen, und aus den Hüttenwerken die möglichst großen Vortheile ziehen; deßhalb erweiterten sie den Bergbau über alles Maß, und erschöpften, ohne im Geringsten an die Zukunft zu denken, die Wälder auf eine schreckliche Art. Hiezu kommt noch die Unvorsichtigkeit, mit der man bei der Benützung der zu den Hüttenwerken gehörigen Wälder überhaupt verfuhr, indem man aus Unkenntniß aller Waldwirthschaft die Wälder gänzlich aushieb, so daß nicht leicht mehr ein Nachwuchs aufkommen konnte. Die Folge war, daß es mehr und mehr den Hüttenwerken an Holz gebrach, und so bringt die Goldwäscherei und die Bearbeitung der Goldadern den Hüttenbesitzern auch hinsichtlich der Schonung ihrer Wälder nicht unbedeutende Vortheile. Außerdem ist noch ein Umstand zu bemerken, welcher gleichfalls eine Folge des Goldgewinns ist, und einen sehr wichtigen Einfluß auf den Zustand der Hüttenwerke ausübt. Ehe man sich mit dem Goldwaschen und Goldgraben beschäftigte, mußten die Hüttenbesitzer ihre Geschäfte einschränken, und dadurch sank natürlicherweise die Erzeugung

*) An Silber wurde 9253 Pud, an Platina 756 P. gewonnen. Siehe Bergwerksjournal 1835. Nr. 8.

von Eisenwaaren gegen früher; aber darum stieg nicht der Werth dieser Eisenwaaren, sondern er fiel noch, weil die Nachfrage gegen früher sich ungemein vermindert hatte. Bei aller Einschränkung der Hüttenarbeiten können jetzt die Hüttenbesitzer ihre Waaren kaum mehr los werden, während sie früher bei einer doppelt so großen Menge von Waaren nie um den Absatz verlegen waren. Unter diesen Umständen brachte ihnen freilich die Entdeckung, daß der Ural in seinem Innern Gold verberge, einen doppelten Vortheil: sie konnten ihre Leute einträglicher beschäftigen, und entgingen zugleich einem höchst gedrückten Zustand, der ihnen unter anderen Umständen sicher bevorgestanden hätte.

Unter die wohlthätigen Folgen des Auffindens von Gold muß man auch rechnen, daß die Lebensweise und der ganze Zustand der Hüttenarbeiter sich wesentlich verbesserte: dieß versichern wenigstens viele glaubwürdige Leute, und es läßt sich auch kaum anders erwarten, da sie jetzt einen bedeutend höhern Lohn empfangen. Bei Sparsamkeit und verständiger Aufführung können die Meisterarbeiter (masterowie) bedeutende Summen ersparen. Freilich thun dieß nicht Alle, und es gibt manche darunter, die in dem vermehrten Einkommen nur das Mittel sehen, sich der Völlerei und allen möglichen Ausschweifungen zu überlassen. Doch suchen die Hüttenämter möglichst Einhalt zu thun.

(Schluß folgt.)

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

(Schluß.)

Von Zeit zu Zeit wurden Versuche gemacht, eine Verbindung zwischen der gefährdeten Garnison und Madras zu eröffnen; solche Versuche, wobei man unter tausenderlei Gefahren durch das feindliche Lager gehen mußte, konnten natürlich nur von Eingebornen angestellt werden. Obgleich es wohl bekannt war, daß ein Bote nach dem andern entdeckt und enthauptet worden war, indem die Köpfe derselben auf Stangen aufgesteckt wurden, um ihre in dem Fort zurückgebliebenen Kameraden von ihrem Schicksal zu benachrichtigen, so fehlte es doch nie an Leuten, welche sich abermals zu solchem Dienste erboten, und so wurden endlich die Behörden zu Madras von der hoffnungslosen Lage der Vertheidiger von Arcot in Kenntniß gesetzt. Eine Abtheilung von 100 Europäern und 200 Sipahis wurde nebst Mund- und Kriegsvorrath nach Arcot abgeschickt, und kam glücklich bis auf 30 Meilen von dem Orte ihrer Bestimmung an, hier aber wurden sie aufs heftigste von einer überlegenen Macht angefallen, der sie nicht zu widerstehen vermochten, und darum nothgedrungen nach Panamalli zurückweichen mußten. Als auf diese Weise alle Hoffnung gänzlich verloren schien, rettete ein glücklicher Zufall, oder vielmehr die Vorsehung, welche selten den Tapfern verläßt, Clive und seine kleine Schaar. Ein Mahrattenhäuptling, Namens Morari Rao, einer der herumstreifenden Abenteurer Indiens, welche ihre und ihres Stammes Schwerter oft dem Meistbietenden vermiethen, war von einem der kriegführenden Fürsten unter den gewöhnlichen Bedingungen in Sold genommen worden, stand eben damals etwa zwei Tagemärsche von Arcot im Lager, und beobachtete, wie es schien, den Ausgang des Kampfes hier und vor Tritschinapoly. Zu ihm kam aus eigenem Einfall einer von Clive's Sipahis; Morari Rao war schon seit geraumer Zeit erstaunt über die kühne, hartnäckige Vertheidigung des Schlosses, die Erzählung des Sipahis nahm sein lebhaftestes Interesse in Anspruch, und er beschloß eine Sache zu unterstützen, die bereits vom Himmel begünstigt schien, und wie er sagte, endlich siegen müsse. Er setzte demgemäß seine Truppen in Bewegung, aber Radschah Sahib war von seinen Spionen allzu gut bedient, um über die ihm drohende Gefahr lange in Ungewißheit zu bleiben, und er beschloß ihr zuvorzukommen.

Zwei Breschen waren in der Zwischenzeit in der Mauer der Citadelle bewerkstelligt worden, die eine 50, die andere 90 Fuß weit, und Radschah Sahib beschloß auf jede Gefahr hin einen Sturm zu versuchen. Zwar erkannte er wohl, daß Clive beide durch gezogene Gräben hatte abschneiden lassen, und daß dieselben durch aufgeworfene Parapets flankirt waren, hinter denen die Garnison ihr Feuer in ziemlicher Sicherheit unterhalten konnte; er wußte aber auch, daß Clive höchstens 120 streitfähige Leute, worunter kaum 20 Europäer aufstellen konnte, und er hielt es deßhalb für ganz natürlich, daß die bloße numerische Uebermacht siegen müsse, namentlich da es in seiner Macht stand, den Muth seiner Truppen durch religiösen Fanatismus zu steigern. Zu diesem Ende hatte er eines der großen muhammedanischen Feste gewählt, und er bestimmte diesen Tag, — es war der 14te November, — zur Ausführung seines gefährlichen Unternehmens. Der rechtgläubige Muhammedaner ist überzeugt, daß wer an einem solchen Feste im Kampfe gegen die Ungläubigen fällt, unmittelbar ins Paradies eingeht, und diese Ueberzeugung, wenn sie noch durch eine wohl angebrachte Dosis Opium verstärkt wird, gibt ihm den Muth, dem Tod unter allen Gestalten zu trotzen. Demgemäß rückten am 14ten Nov. zwei starke Kolonnen hinter den schützenden Häusern vor, sprangen in den Graben und begannen die Ruinen der Mauer eilfertig zu ersteigen; aber nicht einer von den Vordersten erreichte lebend die Spitze der Bresche. Die Garnison eröffnete ein so lebhaftes, wohl unterhaltenes und wohl gezieltes Feuer, daß die Angreifer in Massen die Bresche wieder hinabstürzten. Die Ueberlebenden wichen zurück hinter die schützenden Häuser, formirten sich abermals, und rückten von neuem über die Leichen ihrer erschlagenen Genossen vor, allein weder ihr natürlicher, noch ihr durch Opium gesteigerter Muth reichte aus, Clive's Heldenschaar war nicht zu erschüttern, und der Angriff schlug fehl.

Eine indische Armee, einmal geschlagen, läßt sich nicht wieder in Ordnung bringen. Radschah Sahibs Truppen ließen nicht nur vom Sturme ab, sondern durchbrachen auch, wie dieß bei solchen Truppen häufig ist, alle Bande des Gehorsams und lösten sich auf; viele gingen zu den Engländern über, eine weit größere Zahl eilte in ihre Heimath, während der Anführer mit denen, die seiner Fahne treu blieben, die Stadt unter dem Schutz der Nacht räumte, und auf dem Wege nach Tritschinapoly abzog. Aber er sollte nicht unbelästigt entkommen: mit

Tagesanbruch machte Clive einen Ausfall, ihn zu verfolgen, vereinigte sich auf seinem Marsche mit einer Abtheilung von Morari Rao's Truppen, so wie mit einer Schaar Europäer, die von Tschittapet herkam, erreichte endlich die Flüchtlinge und schlug sie völlig. Dann wandte er sich gegen Congeveram, das die Franzosen während der Belagerung der Citadelle in Besitz genommen hatten, und nahm es, nachdem er drei Tage nach einander hatte stürmen lassen.

Während dieses ganzen Feldzugs und noch mehrere Jahre später waren die disciplinirten Sipahis in einzelne von einander unabhängige Kompagnien, gewöhnlich von 100 Mann, getheilt, und von Subahdars oder einheimischen Kapitäns kommandirt. Selten geschah es, daß einer von diesen seiner Pflicht untreu wurde, während einer derselben, Namens Muhammed Esof, durch seine Talente und seinen Muth sich zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Sipahis aufschwang. Die indische Kriegsgeschichte jener Zeit nennt seinen Namen so oft und so ehrenvoll, als den der ausgezeichnetsten Europäer, die an jenem Kampfe Antheil nahmen.

In dem Maße als die Zahl der Sipahiarmee wuchs, erfuhr auch ihre Organisation einige Veränderung, und die unabhängigen Kompagnien wurden allmählich in Bataillone zusammengezogen. So finden wir, daß im J. 1776 sich in der Präsidentschaft Madras 10 Sipahibataillone befanden, von denen jedes aus 1000 Mann bestand und von drei europäischen Offizieren befehligt war. Diese Anzahl wird denjenigen, welche an die Verfügungen der neuern Zeit *) gewöhnt sind, völlig unzureichend erscheinen, und die Sache scheint auch einige Nachtheile gehabt zu haben, denn von Zeit zu Zeit wurde die Zahl der englischen Offiziere vermehrt, bis endlich jedes Bataillon einen Hauptmann, und jede Kompagnie einen Subalternoffizier hatte. Dieß war vielleicht, Alles recht erwogen, die vollkommenste Organisation, der diese Truppenmacht fähig war; wahrscheinlich war sie nie in einem brauchbarern Zustande, und gewiß nie eifriger und dienstwilliger, als zu der Zeit, wo der Sipahi noch zu höherem Rang und Ehrenstellen gelangen konnte. Freilich möchte wohl das beste Korps einheimischer Truppen ohne das Beispiel und die Leitung von Europäern keine sonderliche Brauchbarkeit entwickeln, aber man kann auch die Sache zu weit treiben, und die Anwesenheit von zu vielen Europäern wirkt auf die Sipahis, welche dadurch jeder Aussicht auf Beförderung beraubt werden, gewiß eben so nachtheilig, als wenn gar keine Europäer da wären.

Die Jahre 1780, 1781 und 1782 **) umfassen eine Periode mannichfacher Leiden für die Armee und die friedlichen Einwohner des Carnatic. Was die Armee betrifft, so gab es kaum ein Regiment, bei dem nicht der Sold seit zwanzig Monaten im Rückstand war, und obgleich die Mannschaft täglich eine Ration Reiß erhielt, so reichte dieß doch nicht hin, ihre Familien vor der verheerenden Hungersnoth zu schützen, welche damals das Gebiet der Kompagnie heimsuchte. Wenn man nun erwägt, daß der Hindu ungemein an seiner Familie hängt, daß er als verheuratheter Mann seine Frau und Kinder nicht minder liebt als sein eigenes Leben, daß, wenn noch unverheurathet, seine kindliche Zuneigung von der stärksten Art ist, dann muß man wohl anerkennen, daß eine Treue und eine Ausdauer, die sich auch nicht einmal ein Murren erlaubt, alles Lobes werth ist. Ueberdieß empfingen die Sipahis mit dem lebhaftesten Danke jede freundliche Bemühung, womit die europäischen Offiziere ihnen die Last der Leiden, die sie nicht heben konnten, zu erleichtern suchten, belohnten sie mit Anhänglichkeit, folgten freudig, wohin sie immer geführt wurden, und zeigten bei jeder Gelegenheit eben so viel aktiven Muth, als passive Entschlossenheit, wodurch sich der Hindu überhaupt auszeichnet. Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Sipahiarmee, wenigstens was die Präsidentschaft Madras anbelangt, damals auf dem Gipfel ihres Ruhmes stand.

Während der Feldzüge von 1790 und 1791 gegen Tippu Sultan fochten die Sipahis der Madrasarmee tapfer, aber die größere Zahl europäischer Truppen, die sich unter ihnen befand, verminderte die Gelegenheiten sich auszuzeichnen; und wenn auch ihre Disciplin sich verbesserte, fielen sie doch in ihrer eigenen Werthschätzung, denn die Sipahiarmee war gewissermaßen zu einer sekundären Truppe herabgesunken, und dadurch sank der Stolz der Soldaten, aus denen sie bestand. Ob es nöthig war, die Zahl der europäischen Truppen in Indien so sehr zu vermehren, wollen wir hier nicht untersuchen, aber die Folge davon, nämlich der schlimme Einfluß auf das Selbstgefühl der Sipahi und somit auf ihre Brauchbarkeit, läßt sich nicht läugnen.

Das Jahr 1796 ist merkwürdig durch eine abermalige Aenderung in der Organisation der Sipahiarmee: sie sollte künftig nicht mehr aus einzelnen, von einem Hauptmann und zehn Subalternoffizieren kommandirten Bataillonen bestehen, sondern Regimenter von zwei Bataillonen gebildet werden, welche durch europäische Offiziere von gleichem Rang und fast auch gleicher Anzahl wie die königlichen Regimenter befehligt wurden. Die natürliche Folge war, daß die Sipahioffiziere mit Einemmal der Sache, wenn auch nicht dem Namen nach, zu Unteroffizieren herabsanken. Bisher war die innere Verwaltung der Bataillone, das Beziehen der Wachen, die Adjutantendienste u. s. w. ausschließlich von Subahdars versehen worden; jetzt sollte ein Europäer, gewöhnlich ein ganz junger Mensch, Dienste versehen, wozu er weder durch eine mangelhafte Sprachkenntniß, noch durch seine geringe Diensterfahrung befähigt war, während der alte gediente Sipahioffizier sich den letzten Zugang zu Rang und Auszeichnung versperrt sah, und aufhörte, an der Ehre seines Korps einen sonderlichen Antheil zu nehmen. Das Aussehen und die Paradedisciplin der Truppen besserte sich allerdings, auch zeigten sie sich im J. 1799 in den Feldzügen gegen Tippu Sahib und bald darauf gegen die Mahratten nicht lässig im Kampf, aber das eigenthümliche Band, das die Mannschaft an die Offiziere und dadurch an die Regierung knüpfte, war zer-

*) Jetzt sind nämlich die Regimenter mit lauter englischen Offizieren fast in derselben Zahl wie bei den englischen Regimentern versehen.

**) Dieß war die Zeit, wo Heider Ali's Einfall ins Carnatic die indische Herrschaft in Indien an den Rand des Verderbens brachte.

rissen. Ein neues Band trat an die Stelle des alten, allein wenn man die Ursachen einiger spätern Aufstände genau untersucht, so wird man ohne Mühe erkennen, daß das neue weder so schnellkräftig noch so dauerhaft ist als das alte.

Chinesische Talismans.

Ein gewöhnlicher chinesischer Talisman ist das „hundert Familien Schloß;" um sich ein solches zu verschaffen, geht ein Vater bei seinen Freunden umher, und nachdem er von hundert verschiedenen Menschen einige Kupfermünzen des Landes erhalten hat, legt er selbst noch das Uebrige hinzu, um ein wie ein Schloß befestigtes Zierrath zu kaufen, das er seinem Kinde um den Nacken hängt, um dasselbe dadurch figürlich ans Leben zu ketten, und die hundert Personen auf eine geheimnißvolle Weise dazu beitragen zu lassen, daß es ein hohes Alter erreicht. Ein anderes von Kindern getragenes Zaubermittel ist die Figur des Kylin, eines fabelhaften Thieres, das bei der Geburt Konfutse's erschienen seyn soll, und darum den Kindern hohen Rang und Glück bedeutet. Am fünften Tage des fünften Mondes werden Sprossen und Zweige des Acorus calamus, einer Pflanze, die von den Chinesen gai genannt wird, an die Thüren der Häuser gelegt, damit nichts Böses hineinkomme. Der „Pfirsich Zauber" besteht in einer mit Blüthen bedeckten Sprosse dieses Baumes, welche am neuen Jahre zu demselben Zweck an den Thüren niedergelegt wird. Das Pakna, oder die acht mystischen Diagramme Fohis in Stein oder Metall gravirt, werden oft als Amulette getragen. Auch eine eigenthümliche Kürbißart, der Bouteillenkürbiß genannt, wird als ein Emblem eines langen Lebens, als Zierrath abgebildet. Den getrockneten Kürbiß selbst hängt man oft den mit ihren Eltern auf einem Boote lebenden Kindern um, wodurch sie, wenn zufälliger Weise über Bord gefallen, auf der Oberfläche des Wassers einige Zeit erhalten werden, bis man sie herausziehen kann.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Zwanzigster Brief.

(Schluß.)

Die bedeutendste dieser Stiftungen ist die von Mekka und Medina. „Sie ist, sagt Genty de Bussy, dazu bestimmt, die Moscheen in jenen heiligen Städten zu unterstützen, Almosen unter die Armen zu vertheilen, und jenen Moslems, welche die Reise nach Mekka nicht aus eigenen Mitteln bestreiten können, den Bedarf dazu zu verabreichen." Es fällt indeß auf, wenn dieser sonst so genaue Schriftsteller nach dieser Angabe ein Dokument beibringt, in welchem der Behauptung, daß die Pilgrime nach Mekka aus jenen Stiftungen unterstützt wurden, widersprochen wird. Dieses Dokument besteht in einer Reihe von Fragen an den Mufti von Algier über diese Stiftung, sammt dessen Antworten. Eine der Fragen lautet: „Bekommen die Moslems von Algier, welche die Pilgerfahrt machen, eine Unterstützung aus der Stiftung von Mekka und Medina?" worauf die Antwort lautet: „Nein." Dieser Widerspruch läßt sich nur in so fern erklären, als vielleicht arme Moslems, welche zufällig aus den heiligen Städten nach Algier kamen, Unterstützung zur Heimreise aus jenen Fonds erhielten.

Der merkwürdigste Umstand, der sich aus dem fraglichen Dokument ergibt, ist, daß Almosen auch an Christen verabreicht wurden. Die bestimmte Zeit zu Vertheilung derselben war Montags und Donnerstags Morgens, wobei die Armen in drei Klassen getheilt wurden, nämlich in Männer, Weiber und Kinder. Ein wohlthätiger Algierer vermachte sogar im vergangenen Jahrhundert eine bedeutende Summe zu Brod für die armen Christensklaven, und zwar mußte dieß gerade an dem Tage vertheilt werden, wo sie die kärglichste Nahrung erhielten.

Baron Pichon gibt eine Beschreibung von dieser wöchentlichen Almosenvertheilung, die gewiß noch besteht, obschon ich sie nicht mit angesehen habe. Der Ukil, oder Stiftungsverwalter, sitzt nebst zwei Beisitzern unter freiem Himmel; ein Haufe von vielleicht zweitausend Armen, größtentheils Weiber mit Kindern an der Hand, defilirt nach und nach an ihm vorüber, wobei dann jedem Individuum eine Gabe von vielleicht 1½ Sous verabreicht wird. Vormals, wo man in Algier ein Schaf für 15 Pence kaufen konnte, war dieß allerdings ein reichliches Almosen, bei den jetzigen Preisen der Lebensmittel aber darf man sich nicht wundern, die Bettler so mager zu sehen. Herr Pichon sagt, daß dieses Almosen aus den Stiftungen für Mekka genommen, der Ueberschuß aber an den Staatsschatz abgeliefert werde, um nicht etwa damit Intriguen und Aufstände gegen die Franzosen zu unterhalten.

Billig ist es zu sagen, daß, obschon ich keine Hoffnung habe den verbannten Türken je Gerechtigkeit widerfahren zu sehen, doch die Sequestration des Korporationseigenthums von den Franzosen nicht allgemein und für immer gut geheißen werden wird, denn Baron Pichon sagt, daß dieselbe nur theilweise stattgefunden, und daß man die Fonds zu Unterstützung der Moscheen in Algier niemals eingezogen habe. Zwar wurde allerdings eine Moschee abgebrochen und eine andere in eine katholische Kirche verwandelt, somit allerdings ein Bruch des Vertrages begangen, indeß läßt sich die erstere Maßregel damit entschuldigen, daß durch das Abbrechen der Moschee sammt ihren Nebengebäuden der einzige Marktplatz der Stadt erweitert, und eine Aussicht nach dem Meere eröffnet wurde, wodurch das düstere Algier an Licht und gesunder Luft gewann. So lange übrigens die afrikanische Kommission — ein Gerichtshof zu Untersuchung des Zustandes der afrikanischen Kolonie, der seine Berichte an die Regierung nach Paris sendet — ihre Arbeiten fortsetzt, ist auch die Frage wegen der Sequestrationen noch nicht als völlig entschieden zu betrachten.

Die Franzosen haben gewiß auch manches Gute in Algier gestiftet, und da ich jetzt von ihren Ungerechtigkeiten gesprochen habe, so ist es billig, daß ich in meinem nächsten Schreiben der Einrichtungen gedenke, welche Hoffnung geben, die Civilisation befördert zu sehen.

Gasbeleuchtung der Schiffe.

Die Bereitung des Gases macht täglich neue Fortschritte, und die Anwendung dieses Beleuchtungssystems erweitert sich mit jedem Tage. Man baut gegenwärtig zu Lamb-Lane einen Gasometer, welcher 162,681 Kubikfuß Gas fassen soll, und auf der Themse rüstet man ein Dampfschiff, das nach dem System des Lieutenants Englebue mit Gas beleuchtet werden soll. Ein Apparat mit zwei Retorten wird auf dem Herde der Dampfmaschine zwei Stunden vor Nacht angebracht, und liefert hinreichend Gas, um das Verdeck, die Kajüte, die Maschinenkammer und die Zwischendecke zu erhellen. Diese lebhaft gewünschte Verbesserung wird viele Unfälle verhüten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 223.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 August 1836.

Alpenreisen.

Alpenstraßen. — Die Crevola-Brücke. — Varzo's Dialekt. — Wasserbeschädigungen im Jahre 1834.

Die Tage sind vorüber, wo Albrecht von Haller ausrufen konnte: „Ueber die Alpen geht kein Rad." Manche frühere Maulthiersteige, hoch und gefahrvoll, zur Seite von Wildbächen an Felsenabstürze geklebt, sind jetzt zu Kunststraßen geworden, wodurch viele Handelsverhältnisse und militärische Beziehungen neue Impulse gewonnen haben, und heute ganze Armeen mit allem Train ohne Hinderniß und schlagfertig marschiren könnten, wo sonst fast nur Parteigänger und Guerillasbanden durchzukommen vermochten. Diese Alpen zu übersteigen, bringt jetzt keinen Ruhm mehr; aber zwischen Haller und unsern Tagen gab es freilich einen Napoleon.

Noch vor etwa einem Jahrzehent galt nebst dem Mont-Cenis die Simplonstraße für das kühnste der modernen Römerwerke, das an Festigkeit des Kunstbaues, so wie an großartiger Naturabwechselung der nächsten Umgebung nicht seines gleichen hatte, und, wie man glaubte, für alle Folgezeit der Gegenstand einstimmiger Bewunderung bleiben müsse. Seit zwischen Tyrol und dem Veltlin der Hochweg über das Stilfserjoch vollendet wurde, ist durch diesen jedoch der Ruhm des Simplon einigermaßen verdunkelt worden: denn wahrlich, aus der Hölle der Finstermünz bis auf die ewigen Gletscher des Orteles binnen zwei Tagen bequem und mit den schwersten Kutschen gelangen zu können, dieß will noch etwas mehr sagen, als von Brieg oder Domo d'Ossola aus das Bernhardiner-Hospiz zu erreichen. Dessen ungeachtet aber bleibt der Simplon immer noch gegenwärtig von hoher Wichtigkeit, und sein verwahrloster Zustand scheint es nur um so dringender zu erfordern, auch die Aufmerksamkeit des Entfernten, besonders des Einflußreichen wieder auf ihn zu richten. Es wäre bereits Pflicht der Pietät, ein solches Werk selbst einer späten Nachwelt zu erhalten, auch wenn es andere vielfältige Interessen nicht gebieterisch erheischten. Hoffentlich ist der gegenwärtige, durch Naturereignisse und Fahrlässigkeit herbeigeführte Verfall des piemontesischen Straßenantheiles nur ein vorübergehender Zustand.

Dieser italienisch-schweizerische Straßenzug ist als ein doppelter zu betrachten, und in einen weitern und einen mehr beschränkten abzutheilen. Er beginnt im schönern Süden eigentlich schon zu Mailand, bei dem ehemals so genannten Arco del Sempione oder Napoleone, dem heutigen Arco della Pace (Friedensbogen), diesem aus Marmor geschaffenen Epos, welches nebst den Dombauten eine neue lombardische Bildhauerschule ins Leben rief und den Ruhm von Marchese Caniola gesichert hat. Und er endet am herrlichen Rhonestrande von Genf, dicht vor jener Insel, die seit Kurzem mit der Bronzestatue Rousseau's prangt. Unter den südlichen Alpenabhängen läuft die Straße am Ufer des Lago maggiore, unter den nördlichen an jenem des Leman hin. Zwischen beiden Seen, im Vegetationsschmuck der wärmern gemäßigten Zone prangend, ragt der Simplon selbst mit seinen Gletschern, Torrenten und wild romantischen Schluchten empor, die durch den Kunstbau erst gebändigt und dem Menschen zinsbar gemacht wurden. Die Orte Domo d'Ossola und Brieg bezeichnen hier wieder eben so die Gränzpunkte des Bergweges, wie Mailand und Genf die Termen der Simplonstraße als großes Ganze sind.

Daß eine stets wenigstens 21 Fuß breite, durch Seitenmauern und prachtvolle Brücken geschützte Straße, die von Mailand bis Genf 71 Stunden Länge hat und oft die härtesten Granitfelsen durchbricht, ungeheure Summen kostete, wird man erklärlich finden. Achtzehn Millionen Franken wurden in fast allen Reisebeschreibungen und Handbüchern als Totalsumme genannt, was aber, selbst auf Napoleons Behauptung gestützt, offenbar noch zu wenig ist, da Ceard, ihr Baumeister, in seinem Memoire versichert, jede einzelne Stunde Weges in der italienischen Fläche, wo das Material dicht zur Hand liegt und die Arbeiter die wohlfeilsten von der Welt sind, habe gegen 900,000 Franken gekostet; aber freilich bezeichnet jene italienischen Strecken Ceard auch als la plus belle chose qui existe en ce genre. Die Straße schmiegt sich von Sesto Calende bis nach Baveno dicht an das westliche Ufer des Langen-Sees; was anfänglich General Chasseloup zu verhindern suchte, der sie von Baveno aus an den wenigstens tausend Fuß über den Lago maggiore erhabenen Orta-See, und erst von diesem nach Arena geleitet

sehen wollte. Nach vielfältigen Untersuchungen Ceards befahl jedoch Napoleon, ihr die heutige Bahn anzuweisen, und dadurch gewann sie einen außerordentlichen Naturreiz mehr, indem man mehr als fünf Stunden lang den Blick unausgesetzt auf dem lieblichen Wasserspiegel, insbesondere auf den borromäischen Inseln ruhen lassen kann. Die italienischen Künstler haben ihrerseits auch Alles aufgeboten, um die Straße dieser wunderschönen Gegend entsprechend auszuführen. Sie erhebt sich 16 Fuß über die Fluth, und ist eben so dauerhaft als prachtvoll vollendet. Eine feste, meisterlich erbaute Mauer schützt sie den ganzen See entlang, und auf der andern Seite ist der Felsen wieder so gesprengt oder die Erde so richtig abgeböscht und durch eine ähnliche Mauer gehalten, daß der Reisende gegen jedes Stein- oder Erdabgleiten völlig gesichert ist. Fünf volle Jahre, von 1800—1806 währte ihr Bau, und von dem Punkte an, wo sie das Ufer des Ticino und mit ihm zugleich den südlichsten Theil des Lago maggiore erreicht, bis zu dem 30 Stunden entfernten Dorfe Glyß im Wallis, wurden 611 Brücken und künstliche Wasserdurchlässe, größtentheils von Granit, aber theilweise auch nur von Holz ausgeführt, um sie zur Kriegszeit desto schneller abtragen, und somit feindliche Heerhaufen abhalten zu können.

Von Arona bis Algaby (deutsch Gsteig, italienisch Gabbio) hatten die italienischen Ingenieure 50 Brücken und 302 Wasserleitungen anzulegen, mußten mit Pulver und dem Hammer gegen 199,800 Kubikmeter Felsen sprengen, 280,000 Kubikmeter Mauern aufführen, und 1,530,000 Kubikmeter Erde wie andere Materialien herbeischaffen, um theils das Terrain zu ebnen, theils Spalten und Erdrisse damit zu verstopfen. Sie verwendeten zu ihren Arbeiten 175,000 Pfd. Pulver *) und 4—6000 Tag und Nacht beschäftigte Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Die Goldausbeute im Ural.

(Schluß.)

Der goldhaltige Sand im Ural wird auf doppelte Art gewonnen, entweder durch die gewöhnlichen bergmännischen Schachte, oder bloß durch Aufreißen des Bodens. Die Sandschollen, welche nicht tiefer als zwei oder drei Arschinen liegen, erhält man auf die letztere Art, indem Erde, Thon und andere Schichten, die kein Gold enthalten, und welche man Turf nennt, bloß auf die Seite geschafft werden. Das Einschlagen der Schachte ist weit kostspieliger, theils wegen der bergmännischen Arbeiten selbst, theils wegen der Fortschaffung des Wassers u. dergl.; indeß sind die tiefer liegenden Sandschollen sehr häufig auch die goldhaltigeren, und ersetzen somit reichlich die darauf verwandte höhere Auslage. Hinsichtlich des Reichthums der goldhaltigen Sandlager ist zu bemerken, daß man hie und da Schollen fand, wo man aus hundert Pud Sand bis drei Pfund Gold auswusch. Doch sind dieß Seltenheiten, und größtentheils enthalten 100 Pud Sand einen Solotnik Gold, bald etwas mehr, bald etwas weniger. Außerdem ist zu bemerken, daß die Sandschichten einer und derselben Grube an verschiedenen Stellen nicht gleichen Goldgehalt haben, ja oft in der Entfernung von wenigen Klaftern um das Doppelte, ja ums Dreifache abweichen. Hieraus wollen einige schließen, daß der goldführende Sand durch irgend eine heftige Erschütterung in seine jetzige Lage gekommen sey. Auch die Sandlager selbst weichen in Größe und Ausdehnung sehr von einander ab. Einige dieser Sandlager sind so groß, daß man im Laufe weniger Jahre über 200 Pud Gold gewann, und immer noch fortwährend große Goldsandstrecken aufgerissen werden. Die größten Goldlager finden sich in den Kreisen von Werch-Isetsk, Nischne-tagilsk, Kaßlinsk und Newiansk; die von Werch-Isetsk sind die bedeutendsten von Allen, denn im J. 1833 erhielt man dort über 57 Pud reines Gold.

Von welchem Umfang die Goldwäschereien sind, zeigt die große Menge Gold, welche jährlich aus dem Ural kommt: sie nehmen bedeutende Kapitalien in Anspruch und beschäftigen viele tausend Hände. Einzelne derselben sind so groß, daß sie allein tausend Menschen und darüber erfordern, namentlich in den Sommermonaten, wo das Aufgraben und Waschen der Sandschichten mit viel größerer Leichtigkeit vor sich geht als irgend zu einer Zeit des Jahres; bei den meisten Gruben sind indeß warme Wäschereien angelegt, und die Arbeit geht das ganze Jahr fort. Der Anblick einer solchen Thätigkeit hat viel Malerisches. Hier sieht man eine lange Reihe Waschbänke, an denen Hunderte von Personen arbeiten; einige führen den Sand herbei, andere vertheilen ihn an die Bänke. Der Steiger oder Vorstand übt genaue Aufsicht und seinem scharfen Blicke entgeht kein Müßiggänger. Aber die allgemeine Lebhaftigkeit und Bewegung vermehrt sich noch, wenn das Etablissement von dem Obervorsteher besucht wird; dann bemüht sich Alles vom letzten Arbeiter bis zum Aufseher seine Thätigkeit und seinen Eifer zu zeigen. Manchmal ertönen auch fröhliche Gesänge. Die malerische Vertheilung der Gruppen, die lebhafte Bewegung, welche dem Ganzen ein so abwechselndes Bild verleiht, selbst die meist schöne Lage an irgend einem Flüßchen, alles dieß bildet ein Gemälde, das des Pinsels eines Künstlers wohl würdig wäre.

Das Verfahren bei der Wäsche des goldführenden Sandes hat sich allmählich verbessert, und jetzt einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Der Erfolg der Wäschereien hängt hauptsächlich von der besseren oder schlechteren Beschaffenheit der Geräthe ab, welche zwei Hauptbedingungen erfüllen müssen, nämlich die Möglichkeit in einer bestimmten Zeit eine große Menge Sand zu waschen, und zugleich daß die Wäsche möglichst

*) Daß man zum Sprengen der Felsen auf dem ganzen Straßenzuge 160,000 Centner Pulver bedurfte, wie Arthur von Nordstern angibt, scheint unglaublich, da die Schweizerseite bei weitem weniger zu sprengen hatte, als die italienische, deren Pulverbedarf Ceard genau kennen mußte. Auch nicht ohne einige Emphase behauptet Matthisson: „Frankreich steht im entschiedensten Vortheile gegen Italien; denn die auf der Südseite größtentheils schon (im J. 1804) besiegten, und noch zu besiegenden Schwierigkeiten, verhalten sich gegen die auf der Nordseite ungefähr wie eine Weltumschiffung gegen eine Westindienfahrt, oder die Erklimmung des Pichincha gegen die Ersteigung des Vesuvs.“

rein gemacht werde, d. h. daß in dem hinaus geschwemmten Sande nicht auch noch Gold sich finde. Als die Goldwäschereien im Ural anfingen, brauchte man fast nur einfache Waschkörbe. Da sie von geringem Umfang sind und also wenig Raum einnehmen, so werden sie mit Vortheil bei kleinen Gruben angewandt, wo die Einrichtung anderer Geräthe wegen ihres größern Umfanges gar nicht wohl möglich ist, auch können diese Waschkörbe, eben weil sie klein sind, sehr leicht von einem Ort an den andern gebracht werden. Uebrigens erfüllen sie die beiden obigen Bedingungen keineswegs, und wenn sie noch auf einigen Wäschereien im Gebrauch sind, so ist dieß nur da der Fall, wo die größern nicht wohl angebracht werden können. Die sogenannten ungrischen Waschbänke sind jetzt in fast allgemeinem Gebrauch: sie sind meist nicht viel größer als die Waschkörbe, und können fast allenthalben gebraucht werden; das Waschen geht ungemein leicht von Statten, und bei gehöriger Aufsicht ist der ausgewaschene Sand sehr frei von Gold. An jeder Bank arbeiten drei Menschen: zwei stehen am Gitter, das von gegossenem oder geschmiedetem Eisen ist, und drücken den durch laufendes Wasser angefeuchteten Sand hindurch, der dritte breitet den durch das Gitter gegangenen Sand aus, und scheidet das Gold davon. Bei dieser Art zu waschen geht die Arbeit sehr schnell. Bei den Waschkörben und den ungrischen Waschbänken geschieht die Arbeit nur mit den Händen; bei andern Waschgeräthen, bei den Butaren, ssoimonowischen Fässern u. dgl. ist Wasserkraft nöthig: hier hat der Arbeiter nur den Sand aufzuhäufen und die Arbeit der Maschine zu beobachten, welche Alles, was er sonst selbst thun muß, verrichtet, und zwar, wie alle Maschinen, viel schneller. Aber neben diesem Nutzen haben die Maschinen auch ihre bedeutenden Nachtheile: sie können nur auf den ganz großen Werken in Anwendung gebracht werden, wo eine hinreichende Menge Wasser ist, und sie bequem aufgestellt werden können. Dieß ist keineswegs überall der Fall, und so muß man an vielen Orten zu den Waschbänken und selbst zu den Waschkörben seine Zuflucht nehmen, die man indeß möglichst zu vervollkommnen suchte. Dazu trug namentlich Hr. Kokscharow bei, der die dem Staate gehörigen Goldbergwerke zu Beresow zu beaufsichtigen hatte; auf den von ihm erbauten Waschbänken geht die Wäscherei viel reiner vor sich, ohne daß deßhalb die Menge des ausgewaschenen Sandes geringer wäre: auch ist das Geschäft für die Arbeiter minder anstrengend.

Ich kann nicht umhin hier die Reibwaschmaschine (rasmolotchno-promywatelnaja-maschina) zu erwähnen, welche Herr Klasjew, Vorstand der Werch-Isetischen Hüttenwerke einrichtete. Diese Maschine soll die thonigten Sandschichten zerstoßen, um sie zum Auswaschen besser herzurichten, denn das Auswaschen der thonigten Sandschichten auf die gewöhnliche Weise auf Waschkörben oder Waschbänken ist weder so rein, noch geht es so schnell von Statten, als es seyn sollte.

Auf den Privathüttenwerken werden auch viele freiwillige Arbeiter angenommen, und ihre Anzahl beträgt in den Sommermonaten manchmal die Hälfte der eigentlichen Hüttenarbeiter. Die Hüttenbesitzer gewinnen allerdings durch die vermehrte Arbeit auch mehr Gold, aber der goldführende Sand wird auch bälder erschöpft, und die Hüttenarbeiter werden am Ende selbst ohne Arbeit bleiben. Die freien gemietheten Arbeiter, welche jetzt in den Goldwäschereien Arbeit suchen, sind meist Bauern aus den, den Hüttenwerken naheliegenden Dörfern, und diese können ohne Zweifel auch andere nicht minder vortheilhafte Arbeit finden. *)

*) Dieß zeigt den bei den Russen immer mehr einwurzelnden Klassenunterschied, der Bauer soll keine andere Arbeit als bäuerliche verrichten. Bei der geringen Beschränkung, welcher die Kronbauern unterworfen sind, wird sich indeß diese schroffe Sonderung nicht lange durchführen lassen.

Die Insel Cuba. *)

Vor vierzehn Tagen hat mich der Dreimaster, die Dido von Hamburg, Kapitän von Lübeck, von Vera-Cruz kommend, hier ans Land gesetzt. Dieser wackere Kapitän nimmt hier eine Ladung Zucker ein, die er, nebst vier deutschen Bergleuten — die sich in Mexico ein kleines Vermögen erworben und an Bord der Dido gleich einen Vorgeschmack von dem geliebten Vaterlande nahmen, indem sie den Hund des Kapitäns auf deutsch liebkosten und Sauerkraut mit Pöckelfleisch kosteten — nach Hamburg führt.

Gleich bei der Einfahrt in den Hafen erkennt man, daß man in ein Land kommt, das von Revolutionen noch nicht heimgesucht wurde. Während der Ueberfahrt von Vera-Cruz ging ich bei mir selbst alle Ereignisse durch, von denen das unglückliche Amerika betroffen worden war. Ich dachte an das, was es gewesen und was es seyn könnte, und die Thränen traten mir in die Augen. Dieser Hafen von Vera-Cruz, zur Zeit der Spanier so belebt, ist jetzt nichts als eine Einöde. **) Fünf oder sechs französische, englische oder amerikanische Schiffe, die ich dort verließ, hatten — überdrüssig länger auf die Piaster zu warten, die von Mexico nicht herunterkommen wollten — sich angeschickt, Kampeschenholz zu laden. Der Robert Wilson verfaulte im Hafen; die einst so wachsame mexicanische Douane hat ihn konfiszirt, weil er einige Kisten mit Quartillos ***) eingeführt, und es so gewagt hatte, mit der mexikanischen Regierung in Konkurrenz zu treten. Der Dreidecker Asia, den sein spanischer Kapitän während des Unabhängigkeitskrieges den Insurgenten auslieferte, stand zu drei Viertheilen unter Wasser. Nur die Schanzverkleidung war noch sichtbar, und er bildete nun unter den Brandungen, von denen das Land umgeben ist, eine Klippe mehr, an der die Wogen sich brachen. Die Fregatte Guerrero, die man in einen schmutzigen, von Galeerensklaven bevölkerten Ponton verwandelt hatte, schaukelte langsam zwischen den Trümmern der Asia und dem Schloß. Eine Stunde von der

*) Aus dem Schreiben eines französischen Reisenden (Michel Chevalier) aus Havana vom 1sten Mai 1835.

**) Herr von Humboldt schätzt die Handelsbewegung dieses Hafens im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts auf 37 Millionen Piaster.

***) Eine kleine Kupfermünze, welche ¼ Real gilt, an innerem Werth aber vier- bis fünfmal geringer ist. Diese Münzen sind sehr schlecht geprägt, und nichts ist leichter als sie nachzumachen, wobei übrigens die falschen leicht so viel werth seyn können als die ächten. Die mexicanische Regierung zieht großen Nutzen von diesen Quartillos, und schlägt deren eine ungeheure Menge.

Google

Stadt, zwischen der kahlen Insel Sacrificios und dem Gestade, lag die französische Korvette, die Dordogne, vor Anker. Denkt man sich zwischen den in gemessener Entfernung von einander liegenden Handelsschiffen noch etwa fünf oder sechs Goeletten und einige Fischerboote, so ist das ganze Gemälde von diesem einst so blühenden Hafen vollendet. Jezt gehört es unter die Seltenheiten, wenn man auf dem Schloßthurm die ein Schiff ankündigenden Signale ausgesteckt sieht. So oft wir die Glocke hörten, die alsdann geläutet wird, liefen wir Alle herbei, um dieses seltene Schauspiel zu genießen. Die Bevölkerung der Stadt ist mit den Schiffen verschwunden. Vera-Cruz zählte 16,000 Einwohner, ohne die Garnison und die Ab- und Zureisenden, jezt beträgt sie kaum 4 oder 5000. Alles ist verfallen und verödet. Die berühmte Citadelle St. Juan d'Ulua, die Spanien mit so großen Kosten*) mitten in den Untiefen des Hafens erbaute, und die den furchtbarsten Nordweststürmen trozte, kann sich gegen die sorglose Faulheit der unabhängigen Mexicaner nicht halten, und verfällt.

Von weitem werden einige schlecht gekleidete Schildwachen zwischen den Schießscharten und auf den Wällen der Stadt sichtbar. Der Hafendamm wird nicht mehr unterhalten; jeden Winter löst die tobende See ganze Stücke davon ab, die nicht mehr ersezt werden. Die Kirchthürme der Stadt sind von Kugeln und Bomben beschädigt; der Bürgerkrieg, der während meiner Anwesenheit zu Mexico in Vera-Cruz ausbrach, hat die Spize des einen herabgeschlagen, den ich bei meiner ersten Durchreise noch ganz sah. Nur das gelbe Fieber nimmt nicht ab; wenn Vera-Cruz aufgehört hat das Hauptquartier des Handels des Golfs zu seyn, so ist es doch das der Pest geblieben. Als wir uns vom Lande entfernten und nur noch die Spize des Thurmes erblickten, mit dem schneebedeckten Gipfel des Orizaba dahinter, dessen Umrisse nur schwach am Horizont zu erkennen waren, dachte ich mir den entrüsteten Cortez auf dem Gebirge erscheinend, um mit einem Blick die Pygmäen zu Boden zu schmettern, die sein Werk zerstören.

In der Havana eröffnet sich eine ganz andere Scene. Was für Schiffe liegen da in der geräumigen Bai! **) Wir gingen den Tag nach Ostern ans Land; alle Fahrzeuge hatten dem Fest zu Ehren die Flaggen aufgezogen. Ich suchte die dreifarbige darunter, konnte aber unter der Masse spanischer und amerikanischer kaum einige entdecken. Mitten in dieser Flotte in ihrem Sonntagsstaate erhoben sich gleich Thürmen die alten Schiffe des spanischen Geschwaders, die sich in Kosten gesezt hatten, um so gut als möglich die unvertilgbaren Spuren der Zeit zu verlöschen. Tausende von bedeckten Barken lagen längs des Ufers. Die beiden ungeheuren Forts, Morro und La Cabana, deren Bastionen und Batterien durch die Felsen geschüzt sind, die die rechte Seite des Hafens, der Stadt gegenüber, begränzen, hatten ebenfalls große flatternde Fahnen ausgesteckt. Eine Bevölkerung von 150,000 Menschen aller Farben und Schattirungen erfüllte an diesem Tage die Straßen und Spaziergänge; Alle schienen zufrieden und fröhlich, die Sklaven so gut als die Freien. Die Negerinnen, für die hier nicht wie in Neu-Orleans eine Kleiderordnung besteht, stolzirten in Schleiern und seidenen Kleidern einher. Statt der unansehnlichen Rothhäute in den knappen Uniformen, welche die Besazung von Vera-Cruz und Mexico bilden, fand ich hier Soldaten, die mich durch ihr gutes Aussehen, ihre militärische Haltung und die herrlich zugeschnittenen, ganz den französischen ähnlichen Uniformen an unsere Corps d'Elite erinnerten. Ich glaube kaum, daß die Garde Karls X in ihren schönsten Tagen besser aussehende Regimenter aufzuzeigen gehabt, als die auf der Insel Cuba liegenden Truppen.

Diese Kolonie ist jezt im Besiz eines bedeutenden Handels; der Anbau der Kolonialartikel macht dort seit einem halben Jahrhundert rasche Fortschritte. Nach der Umwälzung auf St. Domingo verpflanzten die französischen Kolonisten ihre Industrie hieher, und das Ergebniß des Kaffeebaumes kommt jezt dem von St. Domingo zu seiner blühenden Zeit gleich.*) Auf St. Domingo wurde der Kaffee in den gebirgigen Distrikten betrieben, und daher ließen sich die Kolonisten auch hier anfänglich in solchen Gegenden nieder. Vor wenig Tagen erst besuchte ich diese Zufluchtsstätten.**) Der europäische Reisende, wenn er einige Zeit unter diesem reinen Himmel die frische und balsamische Gebirgsluft, bald auf den steilen Fußpfaden der Urwälder, bald unter dem Schatten von Bambus und Citronenbäumen genossen hat, fragt sich im Augenblick des Abschiednehmens oft, ob es nicht besser sey, dem unsteten Sinn, der ihn durch die Welt treibt, Fesseln anzulegen und sich in einem dieser friedlichen Winkel niederzulassen.

(Fortsezung folgt.)

Maestro Paganini, der sich gegenwärtig zu Herstellung seiner Gesundheit auf seiner Villa in der Nähe von Parma befindet, hat in den italienischen Zeitungen erklärt, daß alle Kompositionen, die in andern Ländern unter seinem Namen erschienen, unächt sind, und daß er bis jezt nichts herausgegeben hat, als 24 Capricci's für die Violine, 6 Sonatinas für Violin und Guitarre, und 6 Quartetts für Violin, Guitarre und Violoncell; er beabsichtige aber, alle seine Werke in Bälde herauszugeben.

---

*) Sie soll gegen 200 Millionen gekostet haben.

**) Die Schifffahrtsbewegung in den Häfen von Havana, Bordeaux und Havre stellt sich, wenn man nur die Schiffe für den auswärtigen Handel rechnet und die bloß mit Ballast geladenen wegläßt, folgendermaßen heraus:

	Eingelaufen.		Ausgelaufen.		Zusammen.	
	Zahl der Schiffe.	Tonnengehalt.	Zahl der Schiffe.	Tonnengehalt.	Schiffe.	Tonnengehalt.
Havana	982	194,674	914	150,277	1896	344,953
Havre	1035	213,262	502	114,061	1537	327,323
Bordeaux . . .	555	93,516	639	19,183	1247	212,709

Man begreift leicht, daß die Küstenfahrt von Bordeaux und Havre bedeutender ist als die von Havana.

*) Im Jahre 1789 führte die französische Kolonie St. Domingo an Kaffee

aus	30,500,000	Kilogr.
1790 belief sich die Ausfuhr von Cuba auf . .	85,200	—
1805	575,000	—
1815 außerordentliche Ernte . .	10,557,000	—
1830	20,528,000	—
1833	28,230,000	—
1834 erzeugten Martinique, Guadeloupe, Cayenne und Bourbon nicht mehr als . .	2,750,000	—
1834 wurden in Frankreich eingeführt . .	20,012,000	—
Hievon wurden verbraucht . . .	10,891,000	—

**) Die französischen Flüchtlinge wurden jedoch zur Zeit des Einfalles der Franzosen in Spanien im Jahre 1808 schlecht für das belohnt, was sie für die Insel Cuba gethan haben. Das Volk plünderte ihre Häuser und tödtete mehrere Kolonisten. Die meisten waren genöthigt die Insel zu verlassen, nachdem sie die mit so viel Mühe angelegten Pflanzungen um einen Spottpreis verkauft hatten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. **224.**

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 August 1836.

Die Guebern in Canton.

Eine der vielen bizarren Folgen, welche die englische Herrschaft in Indien nach sich zog, ist die Errichtung einer Menge von guebrischen Handelshäusern in Canton. Die Guebern, oder wie sie vorziehen genannt zu werden, die Parsen von Surat hatten längst einen ausgedehnten Handel mit China, wohin sie die Baumwolle von der Westküste von Indien schickten. Unter der friedlichen Herrschaft der Kompagnie wurde dieser jährlich wichtiger, und als dazu seit 20 Jahren noch der Handel mit Opium aus Malwa kam, so wurden die Interessen, welche die großen persischen Häuser in Bombay und Surat in Canton hatten, so bedeutend, daß sie anfingen, Mitglieder ihrer Familien dorthin zu schicken, um ihre Geschäfte direkt zu betreiben. So sind im Verlauf der Zeit etwa 20 persische Handelshäuser in Canton entstanden, welche bei der sprüchwörtlichen Rechtlichkeit und Thätigkeit ihrer Nation bald reich wurden, und gegenwärtig den größten Theil des Handels zwischen Indien und China in den Händen haben. Bei den Chinesen sind sie wegen ihrer friedliebenden Natur sehr beliebt. Sie haben dem Gouvernement nie Unannehmlichkeit gemacht, haben nichts von dem Nationalstolz an sich, der die europäischen Kaufleute in Canton in beständigem Mißtrauen gegen die Chinesen erhält, und sind für die Chinesen das wahre Ideal von Kaufleuten. Bei den heftigsten Streitigkeiten, welche aus Gelegenheit der Mission von Lord Napier sich erhoben, leisteten sie den Chinesen einen sehr wesentlichen Dienst. Lord Napier hatte aus allen brittischen Kaufleuten in Canton eine Handelskammer gebildet, auf welche er sich in seinen Ansprüchen gegen den Gouverneur von Canton zu stützen hoffte, darunter befanden sich nun auch die Parsen als englische Unterthanen. Als es nun zur Entscheidung kommen sollte, ob man dem chinesischen Gouvernement mit Gewalt widerstehen, den Handel abbrechen, und den Krieg erklären sollte, so stimmte der größte Theil der eigentlich englischen Mitglieder für die gewaltthätigsten Maßregeln, aber die Parsen für den Frieden, ihre Stimmen entschieden die Majorität, Lord Napier, der sich nun nicht mehr auf die Handelskammer stützen konnte, kehrte nach Macao zurück, und die Krisis ging vorüber. Es ist daher natürlich, daß die chinesische Administration die Parsen mit günstigeren Augen ansieht als die übrigen fremden Kaufleute, und liberal gegen sie verfährt. Die Cantoner Journale vom 25sten Julius 1835 enthalten eine Bittschrift der Parsen an den chinesischen Finanzadministrator der Provinz Canton, mit seiner Antwort, die einen Beweis dieses guten Vernehmens enthalten. Die Parsen setzen darin auseinander, daß alle rohe Seide bei der Ausfuhr denselben Zoll bezahle, nämlich 13 Unzen Silber per 133 Pfd. Gewicht. Daß dieser Zoll für Seide erster Klasse, welche 3—4 Dollars per Pfd. werth, billig sey, und von ihnen willig bezahlt werde, daß aber der Zoll auf die geringeren Sorten, welche per Centner von 133 Pfd. nur 75—175 Dollars werth seyen, ebenfalls 13 Unzen betrage, und viel zu hoch sey; daß daher der Handel mit diesen fast ausschließend in die Hände der Schmuggler gefallen sey, und der ehrliche Kaufmann so wie die Staatskasse gleich darunter leiden — sie bitten daher um eine Herabsetzung dieses Zolls, und seine Erhebung ad valorem. Ferner sey der Ausfuhrzoll auf Cassia lignea (chinesischen Zimmt) zu hoch, und sie bitten ihn von 6½ auf zwei Unzen per 133 Pfd. herabzusetzen. Diese Bittschrift ist von den Häuptern von 20 parsischen Häusern unterschrieben; und man kann sich des Lächelns nicht enthalten, wenn man Unterschriften darunter findet, wie folgende: Hormuz Sohn von Sapor, oder Sohrab Sohn von Rustem, Dschemschid, Sohn von Nuschirwan u. s. w. Die chinesische Finanzkammer antwortete ihnen, daß sie die kaiserlichen Zölle nicht herabsetzen könne, und nach Peking berichten müsse, daß sie aber die Lokalzölle, die in der Totalsumme begriffen seyen, erlassen werde, und seitdem bezahlen die geringeren Sorten von Seide nur 6 Unzen, und Lignea Cassia nur 2 Unzen Ausfuhrzoll.

Die Parsen sind unter allen Orientalen die, welche sich am leichtesten an europäische Civilisation gewöhnen, und am meisten von ihr angenommen haben. Die Häuser der reichen Parsen in Bombay sind mit Gas erleuchtet, sie haben Journale und öffentliche Vorlesungen, und in ihren Religionsstreitigkeiten haben sie an die Universität in Oxford und an die asiatische Gesellschaft in Paris appellirt, damit diese gelehrten Korpora-

tionen zwischen den verschiedenen Sekten entschieden. Sie haben lithographische Pressen, durch welche sie ihre Religionsbücher drucken, und sobald sie erfuhren, daß Professor Olshausen in Kiel, und Burnouf in Paris die Bücher von Zoroaster herausgeben, veranstalteten sie ihrerseits eine lithographische Ausgabe des Vendidad in Bombay, von der jedoch kein Exemplar nach Europa gekommen zu seyn scheint. Ihr kürzlich verstorbener hoher Priester Firuz schrieb ein episches Gedicht auf Georg IV unter dem Titel Georg Nameh, das aber weder ganz vollendet noch gedruckt worden zu seyn scheint.

Alpenreisen.

Alpenstraßen. – Die Crevola-Brücke. – Varzo's Dialekt. – Wasserbeschädigungen im Jahre 1834.

(Fortsetzung.)

Mit hoher Abneigung jedoch arbeitete das Schweizervolk an einer Straße, welche über dieselben Stellen führte, die kurz zuvor in den Jahren 1798 und 1799 von den Franzosen (den Beschützern der helvetischen Republik), mit dem Blut der unglücklichen Walliser getränkt, mit der Asche ihrer verbrannten Häuser und Ställe überstreut wurden; wo die Ernte nicht eingesammelt werden konnte, weil sich der Ueberrest der Bevölkerung in die entlegensten Felsschluchten geflüchtet hatte, wo zahllose Waisen, Krüppel und Greise später vom Hungertode bedroht waren, mit Einem Wort, wo „das gebildetste Volk der Erde" ärger gewüthet hatte, als Karaiben und empörte Sklaven zu thun pflegen. Viele Dörfer standen noch ausgeplündert und gleich wüsten Brandstätten da, als nach der Schlacht bei Zürich Wallis zum Zweitenmal von den Franzosen erobert wurde. Eine starke Division derselben besetzte das Land, und was man im Sommer etwa noch gerettet hatte, mußte den Soldaten nun geliefert werden. Im Frühjahr 1800 unternahm Bonaparte seinen berühmten Zug über den großen St. Bernhard; eine Brigade zog gleichzeitig unter Bethencourt über den Simplon: ungeheure Requisitionen, Fuhren, geringe Bezahlung und Vermehrung des Elends waren die Folgen dieser Begebenheit.

Kaum hatten die Einwohner einige Momente Ruhe, so fingen die Arbeiten an der Simplonstraße und damit auch die Bedrückungen des sie leitenden Generals Turreau an, und gleichzeitig wollte er die walliser Gemeinden durch Exekutionen zu Anerkennung der von ihm ernannten Behörden, und zu Erwählung ihm ergebener Munizipalitäten und Agenten zwingen. Wahrlich, man segnete damals Frankreichs Straßengeschenk in der Schweiz keineswegs, und Wallis am wenigsten wollte daran glauben, daß ihm einst wirklicher Vortheil daraus erwachsen würde. In einem aus Brieg in der Mitte Julius 1801 geschriebenen Briefe bemerkt man die Stelle: „Nach so vielem ausgestandenem Elend sind wir noch immer mit dem Unterhalt eines zahlreichen Haufens von Soldaten und Arbeitern, welche die Straße über den Simplon machen müssen, belastet; aber noch weit schreiender sind die Bedrückungen des Generals Turreau. Wir seufzen jedesmal, wenn es ihm einfällt, aus seinem Hauptquartier zu Domo d'Ossola nach Brieg zu kommen. Er zeigt so wenig Gefühl und Menschlichkeit, daß er auf Kosten dieser bedauernswürdigen Gemeinden seinen Offizieren köstliche Gastereien gibt. Ist es wohl möglich, daß französische Generale sich so mitten im Frieden gegen ein Volk betragen können, das für unabhängig erklärt wurde, mit Frankreich verbündet ist und schon so große und zahlreiche Opfer gebracht hat." Der Briefschreiber bedachte nicht, daß jene Unabhängigkeit des Wallis nichts weiter als die Losreißung von einem Staatenbunde war, dessen Vielköpfigkeit Bonaparte's Plan sonst leicht zerstört hätte, das ganze Rhonethal in eine Kaserne und militärische Station zu verwandeln, um willkürlich die Alpen übersteigen und Italien sowohl als Oestreich bedrohen zu können.

Bei der großartigsten Brücke des Simplon, wo das Antigoriothal sich östlich öffnet, um die vom Griesgletscher kommende tosende Tosa in den weiten Thalkessel hineinzusenden, bei der Brücke von Crevola war mein Begleiter im Prüfen verschiedener Weinsorten so vertieft, daß ich eine halbe Stunde lang an den Felsenabhängen umhersteigen konnte, die aus tafelartigem Granit und Schichten von weißem Marmor bestehen und mit mächtigen Opuntien prangen, das Staunen des Botanikers. Dieser Punkt ist einer von denen, wo ein Alpen besiegender Hannibal oder Napoleon seinen Kriegern das gelobte Land, la bella Italia, zeigen könnte, in üppiger Schönheit vor dem staunenden Blick ausgebreitet. Um diesen Reiz ganz zu fühlen, muß man freilich nicht aus der Lombardei und Piemont herauf, sondern aus dem Gletscher umthürmten Wallis herüber gekommen seyn: dann ist man durch den weiten Thalkessel Domo d'Ossolas unaussprechlich überrascht, aus welchem sich fünf durch Natur und Kunst reich geschmückte Thäler in die Alpen hineinsenken. Hier glaubt man selbst im Spätjahr Frühlingslüfte zu athmen; man ist dem wilden Steingeklipp eben so entflohen, wie etwa bei Im-Hoff den Wüsten der Grimsel, bevor der Wanderer das wahre Tempe des Oberhaslithales betritt. Und diese Crevolabrücke, wiewohl Ceards Entwurf, ist doch schon italienisches Kunstwerk. In zwei kühnen Bogen, jeder zu 63 Fuß Oeffnung, über die Doveria gespannt, und theils auf Felsenmassen, theils auf einen 70 Fuß hoch aufgethürmten Pfeiler und sonstige herrliche Fundamentalmauern gestützt, welche, wenn man auf der Seite des tief ins Antigoriothal eingegrabenen Dorfes Crevola die Schneckenstiege hinabgestiegen ist, wie Cyklopenmauern erscheinen und an die schönsten Arbeiten dieser Art am Ehrenbreitstein erinnern. Der große Marmorblock, oder jener fünfthalb Fuß breite und 52 Fuß lange Säulenschaft, der Jahre lang unfern dieser Brücke lag und von vielen Reisenden besprochen wurde, ist seit geraumer Zeit in seinem Bestimmungsorte Mailand angelangt und wirklich zu dem Bau des Arco della pace verwendet worden. Er bildete eine Masse von 509 Kubikfuß, hatte ein Gewicht von ungefähr 920 Centnern, und gab dem Dichter Wordsworth, einem der Chefs der sogenannten Lakisten-Schule, den Stoff zu einem seiner besten Sonette, das Lord Byron allerdings ebenfalls verschmäht, indem er Wordsworth geradezu für einen Idioten erklärt.

Mit schmerzlicher Lust verfolgte mein Auge den hellen Streif der wie ein Pfeil geradehin bis Domo schießenden Straße, nicht ohne Wehmuth, ein wie zur zweiten Heimath gewordenes Land von solcher Schönheit zu verlassen. Düster lag im nahen Norden die gegen Varzo führende Schlucht, nur halb aufgeschlossen und grimmig tobte die Doveria in den Felsabgrund hinab, als zürne sie ihre Alpenfreiheit zu verlieren, um einem italienischen Elemente unterthan zu werden, was deutscher Art und Sitte in Italien von jeher nicht genehm war. Ueber dieß alles hatte ich Zeit nachzudenken, da meine trinkenden neuen Freunde den Vorausgeeilten nicht früher als hinter der ersten Cantoniera bei Scarpie del Camino im Val di Vedro einholten, wo Dorf Varzo mit mehrern hundert Haushaltungen von der Anhöhe aus einiger Entfernung herabsieht und noch celtische Kolonie seyn mag; doch darüber später. Es lag in Ceard's Plane, die Straße dicht an diesem Dorfe vorbeizuführen, wodurch hier ihre Senkung, so wie die bald darauf folgende schnelle Steigung vermieden, und mancher Vortheil sowohl für den Reisenden als die Dorfbewohner selbst herbeigeführt worden wäre. Statt dessen aber leiteten sie gleich anfänglich die jungen französischen Ingenieure dem Flusse entlang, was jedoch nicht der einzige von ihnen begangene Fehler ist. Dieser Fluß, der stete Begleiter des Simplonreisenden auf italienischer Seite, größtentheils tosend und im engen Thalschlunde schäumend, wird gewöhnlich die Doveria, aber auch der Dovedro, wie nicht minder der Vedro vecchio genannt, und entspringt auf der Höhe des Simplon aus zwei Quellen, dem Krumbach und der Quina.

(Fortsetzung folgt.)

Reste der Urwelt im Thale von Mexico.

(Nach Latrobe's Rambler in Mexico.)

Bekanntlich hat das Hochthal von Mexico durch das Zurückziehen des Wassers in engere Gränzen bedeutende Veränderungen erlitten. Zu welcher Zeit und unter welchen Umständen diese Gewässer das Land zuerst überströmten, darüber schweigt selbst die Sage, denn das Volk, durch welches die wenigen Sagen, die wir über dieß Land besitzen, zu unserer Kenntniß gelangten, hatte erst seit wenigen Generationen in dem Thale gewohnt. Daß aber einst eine Zeit war, wo diese Gewässer, wenn sie überhaupt vorhanden waren, einen viel tiefern Stand hatten, und daß zugleich der Kontinent von einem in den rohen Künsten einer Halbcivilisation bedeutend fortgeschrittenen Volke bewohnt war, scheint eine unbestreitbare Thatsache. Vor einiger Zeit waren etliche Arbeiter auf dem nicht weit von Mexico entfernten Landgute Chapingo beschäftigt, in einem Theil der Ebene, von dem seit den drei letzten Jahrhunderten sich das Wasser allmählich zurückgezogen hat, einen Kanal auszugraben. Vier Fuß unter der Oberfläche stießen sie auf eine alte Straße, von deren Vorhandenseyn man nicht die geringste Vermuthung hatte: die Pallisaden aus Cederholz, welche auf beiden Seiten zur Straße eingeschlagen waren, fanden sich noch unverfault. Drei Fuß tiefer, an einer Stelle, die man für den Graben dieser alten Straße halten konnte, fand man ein ganzes Mastodontenskelett in blauem Thon. Viele Knochen gingen durch die sorglose Art, wie man sie ausgrub, verloren, es blieben aber immer noch genug übrig, um zu beweisen, daß das Thier sehr groß gewesen war. Der Durchmesser des Stoßzahnes soll 18 Zoll betragen haben. Die Ueberreste dieses großen Thieres finden sich auf dem Tafellande in Mexico und in dem Thale selbst in erstaunlicher Anzahl. Einer meiner Freunde hatte Theile eines Skeletts aus Guadalaxara, und in einem benachbarten Staate soll eine Barranca seyn, die wegen der Menge fossiler Ueberreste, die hier gefunden werden, von den Indiern den Namen Barranca de los Gigantes erhielt.

Die Insel Cuba.

(Fortsetzung.)

In diesen malerischen Wohnungen, deren gastfreundliche Bewohner nie aus meinem Andenken schwinden werden, haust jedoch nicht immer Glück und Wohlstand. Einige Jahre Anbau erschöpfen den Boden dieser zauberischen Thäler, und es ist unmöglich ihm durch Dünger die vorige Kraft wieder zu geben, weil die heftigen tropischen Regengüsse an diesen steilen Abhängen, sobald sie ihres Waldschmuckes beraubt sind, Alles auflösen und fortschwemmen. Der Kaffeebau hat sich daher in die Ebene gezogen, und entfaltet sich besonders auf dem ganz ebenen Boden des Bezirks S. Marco in reicher Pracht. Hier wohnen Franzosen, Spanier und Amerikaner unter einander, doch herrscht der französische Geschmack vor, und hat dem ganzen Bezirk den Charakter königlicher Größe aufgedrückt.

Bis zum Jahre 1789 herrschte der Schatten Ludwigs XIV in Frankreich. Versailles war der Olymp dieses großen Königs, und je weiter Franzosen der damaligen Zeit von ihrem Vaterlande entfernt wurden, um so mehr fühlten sie das Bedürfniß, das Abbild dieses königlichen Aufenthalts um sich her zu schaffen. So war auch Versailles der herrschende Gedanke bei der Eintheilung der großen Pflanzungen auf St. Domingo, und so glaubte ich auch Versailles vor mir aufstehen zu sehen, als ich die Ebene von St. Marco betrat. Man stelle sich die breiten, großen Zugänge Ludwigs XIV mit schnurgeraden Alleen besetzt vor, deren Grün ewig jung ist wie bei uns im Monat Mai, nur statt der Ulme den dicht belaubten Mangobaum; statt der Linde die Palme mit dem lothrechten gegen das Drittel seiner Höhe leicht geneigten Stamm, mit der glatten, reinen Rinde, die aussieht, als würde sie jeden Morgen mit Seife gewaschen, und mit der glänzend grünen Blätterkrone; statt der Kastanienbäume Bambuswände zu Gängen gebogen; statt der eisernen Gitter undurchdringliches Gebüsch von Citronenbäumen, und statt der Rasenplätze Kaffeesträucher mit bald grünen, bald rothen Kirschen, je nach der Jahreszeit. Hinter den Alleen eine Reihe Orangenbäume, nicht in Kübeln, sondern im freiem Boden, und sich biegend unter der Last der goldenen Früchte; hie und da alle möglichen tropischen Fruchtbäume und Bananenfelder; Potreros (große Pferche) für das Vieh, niedliche Häuser von Blumen umgeben, in denen der Kolibri schwärmt, und endlich elende Negerhütten — die Schattenseite des Gemäldes — denke man sich alles dieses unter dem Himmel der Antillen, von der erquickenden Abend- und Morgenluft durchfächelt, und man hat ein schwaches Bild von dem Bezirk San Marco.

Zur Zeit, wo die Spanier Herren von Südamerika, Mexico und Florida waren, diente ihnen Cuba gleichsam als Kostleiquartier, befestigtes Magazin. Durch eine seltsame Laune der Natur befindet sich an der ganzen mexicanischen Küste nicht ein einziger guter Hafen.

Louisiana ist nicht viel besser bedacht. Das Fahrwasser des Mississippi reicht nur selten für große Kriegsschiffe aus. In Florida ist der Hafen von Pensacola der einzige geräumige und bequeme. Die Insel Cuba dagegen ist trefflich mit Häfen, Rheden und Baien versehen. Ueberdieß beherrscht sie den Golf, dessen beide Einfahrten, den Kanal von Florida und den von Yucatan. Die Spanier verlegten daher den Sammelplatz ihrer Seemacht in den tropischen Meeren hieher. Nie thaten sie der Insel die Ehre an sie als eine Kolonie zu betrachten. Was war auch eine Insel wie diese für ein Volk, das einen ganzen Kontinent besaß, das in den Antillen zwei Drittel von St. Domingo, Trinidad, Porto Rico und mehrere kleine Inseln nicht zu rechnen, sein nannte. Es verzehrte Geld in Cuba, ohne sich die Mühe zu geben, ihm welches verdienen zu machen. Der Boden war kaum angebaut. Im Jahre 1760 war die Zuckerausfuhr, die sich jetzt auf 80 Millionen Kilogramme beläuft, ganz unbedeutend. Von dem Charakter der spanischen Etablissements auf Cuba kann man sich aus der in Havana von ihnen befolgten Bauart einen Begriff machen. Die Festungswerke sind gigantesk, die Stadt aber nimmt sich, gegen Mexico und Lima gehalten, mit ihren niedrigen Häusern, den engen und krummen Straßen wie eine Hütte neben einem Palast aus. Selbst die Kirchen haben hier nichts von der großartigen Pracht der in Mexico; mit diesen verglichen sind es nur Dorfkirchen.

Die Spanier erkannten den Werth von Cuba dann erst, als sie einen Kontinent weniger besaßen. Der Ruf: „Tod den Spaniern!" hallte von Californien bis zum Kap Horn wider. Bolivar hatte im Süden gesiegt; Iturbide die Trennung von Mexico vollendet. Die Spanier zogen sich auf Havana zurück; damals erst dachten sie an den Nutzen, den man von Cuba ziehen könnte. Um seinetwillen ließen sie das alte mit Hemmungen und Schwierigkeiten verbollwerkte Kolonialsystem fahren, und von diesem Augenblick an ist Cuba die blühendste Kolonie geworden. Bisher hatte sie dem Mutterlande, oder vielmehr Mexico, das die Milchkuh Spaniens war, jährlich zwei Millionen Piaster gekostet, und nun entrichtet sie der Kasse Sr. kathol. Majestät jährlich 1,500,000 Piaster, unterhält 25,000 Mann reguläre Truppen und eine Escadre — den letzten Rest der spanischen Marine — dabei bezahlt sie noch die Pensionen und Rücktrittsgehalte, und dennoch besteht keine direkte Steuer auf der Insel; zwei Drittel der öffentlichen Einkünfte liefern die Douanen, die durchaus nichts Bedrückendes haben.

Zu gleicher Zeit gestattete man dem Handel im Allgemeinen große Erleichterungen, und trug Sorge besondere schützende Maßregeln für den spanischen Handel vorzukehren, der sich von den Geschäften an der Küste des Festlandes ausgeschlossen sah. Man half hier durch Differentialzölle; so müssen die spanischen Waaren, welche jetzt nur 6¼ Prozent unter spanischer Flagge bezahlen, unter fremder Flagge 19¼ Prozent erlegen. Die spanischen Verbrauchsgegenstände sind durch die nämliche Vorkehrung gegen die Konkurrenz ausländischer Produkte geschützt. So zahlt z. B. ein Faß catalonischer Wein nur 1 Piaster 9 Cent., während ein Faß Bordeaux 8¼ Piaster erlegen muß. Der Differentialzoll für das Mehl ist 9 Piaster für das Faß;*) auch haben die Amerikaner, bei denen das Mehl nur 4½ bis 5 Piaster gilt, und die während des Kriegs Spaniens mit den vormaligen Kolonien des Festlandes das Privilegium an sich gerissen hatten, Cuba mit Mehl zu versorgen, seit sie sich zurückziehen mußten, Repressalien gegen die Insel angeordnet, deren Erfolg noch ungewiß ist. Seit dieser Zeit hat der spanische Handel auf Cuba neues Leben gewonnen, doch herrscht im Hafen noch immer die amerikanische Flagge vor.

*) Das amerikanische Faß hält 196 Pfund Mehl. Es muß bemerkt werden, daß das Mehl auf Cuba ein Luxusartikel ist, da der größte Theil der Bevölkerung von Mais, Bananen und Früchten lebt.

Die Insel Cuba hat das Glück, seit zwei Jahren einen Gouverneur zu besitzen, wie man ihn in den spanischen Kolonien selten findet — es ist dieß der General Don Miguel Tacon. Seine Vorgänger hatten, theils durch ein von den Umständen gebotenes Gehenlassen, theils durch sträfliche Nachlässigkeit, zu Allem geschwiegen und die Regierung in den Schatten gestellt. Zu dieser Zeit dachten die Cubaner wirklich daran die Kolonien des Festlandes nachzuahmen, und es wimmelte in der Nähe der Städte, besonders der Hauptstadt, von Verbrechern. Nach Sonnenuntergang war man in den Straßen von Havana seines Lebens nicht sicher, und sogar am hellen Tage mußten Kaufleute, die etwa Gelder einzukassiren hatten, sich von Militär begleiten lassen. Das Geschrei: „Diebe! Mörder!" hörte man die ganze Nacht. Unglaublich ist es, aber wahr — die Bewohner von Havana duldeten diese Tyrannei der Spitzbuben, und beschränkten sich darauf, bei der Regierung um Abhülfe zu bitten, die ihnen einmal durch den Mund des Gouverneurs die Antwort ertheilte: „Macht es wie ich und legt euch um 7 Uhr schlafen." Man verfolgte die Verbrecher nicht, und wurde ja einmal einer prozessirt, so vollzog man das Urtheil nicht, denn Richter und Kerkermeister setzten ihn gegen Erlegung einiger Unzen wieder in Freiheit. Das Räuberhandwerk war ein großes Gewerbe geworden; kaum wagten die Bestohlnen zu klagen oder Zeugenaussagen vor Gericht zu machen, weil sie die Rache der Räuber und noch mehr den Schutz der Gerechtigkeit fürchteten, der ihnen ungeheure Summen kostete.

Gleich bei seinem Amtsantritt benahm sich General Tacon wie ein Mann, dem es Ernst war dem Unwesen ein Ende zu machen. Er vergoß kein Blut — obschon einige Köpfe in eisernen Käfigen auf der Punta ausgestellt waren, ein öffentlicher Spaziergang, der dieses gräulichen Anblicks ungeachtet besucht wurde. Zuvörderst erließ er ein Dekret gegen Landstreicherei, und verbot bei Strafe öffentlicher Arbeit, Armen wie Reichen, verborgene Waffen zu tragen. Täglich ließ er starke Patrouillen umhergehen, die er oft selbst führte. Alle verdächtig Aussehenden wurden aufgegriffen, und fand man Waffen bei ihnen, so sperrte man sie in die Festung. Nach acht Tagen, oft schon am folgenden Morgen, legte man ihnen eine Kette an die Füße und führte sie zur Arbeit ab. Die Prozeßkosten fielen nicht mehr dem Kläger zur Last, und die Civil- und Militärbehörden wurden für strengen Vollzug der gesprochenen Urtheile verantwortlich gemacht. Ein vor einigen Monaten verurtheilter Bandit entkam, und da General Tacon Wind erhielt, daß ein angesehener Beamter sich von den Verwandten des Verbrechers hatte bestechen lassen, so mußte der Richter in den Kerker des Entsprungenen wandern.

(Schluß folgt.)

Man hat in den Minen von Anzin in einer Tiefe von 1100 Fuß einen fossilen Palmbaum gefunden, welcher aufrecht steht, und dessen Wurzeln den Boden mehrere Fuß tief durchdringen: der Stamm hat etwa 36 Zoll Durchmesser. Man will den Baum nach Paris ins Naturalienkabinet schicken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 225.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 August 1836.

Anzeichen von Aenderungen im englischen Militärsystem.

Die wiederholten Debatten im Parlament über die körperlichen Züchtigungen im englischen Heere sind auf einige Zeit wieder verstummt, haben aber wenigstens das Gute zurückgelassen, daß man sich sehr ernstlich mit der Sache zu beschäftigen anfängt. Was aber die Parlamentsdebatten, an deren Heftigkeit man gewöhnt ist, nicht vermochten, das hat die unüberlegte Aeußerung des Herzogs von Wellington über die preußische Armee und die Erwiederung des Generals von Grollmann zu Wege gebracht. Daß diese den wunden Fleck berührt, ersieht man aus den zornigen, zum Theil sehr unverständigen Antworten mehrerer englischen Offiziere, *) ein Ton, in den indeß die Klügern keineswegs einzustimmen geneigt sind, sondern nur, und zwar mit Recht, die gänzliche Verschiedenheit der Militärinstitutionen beider Länder, die kaum eine Vergleichung zulassen, hervorheben. Zu diesen Verständigen gehören namentlich auch mehrere Mitarbeiter der United Service Gazette, welche die tiefen Krebsschäden des englischen Militärwesens allzu wohl erkennen. Auf einen der bedeutendsten, die Käuflichkeit der Offiziersstellen, werden wir vielleicht später ausführlicher zu reden kommen, hier wollen wir bloß zweier Vorschläge erwähnen, welche in der United Service Gazette und dem United Service Journal enthalten sind: sie betreffen eine theilweise gesetzliche Abschaffung der Körperstrafen und eine neue Art von Rekrutirung für die Truppen. Bei der Anerkennung, welche namentlich das erstere Journal auch bei den höchsten Militärbehörden Englands errungen hat, und den besonderen Umständen, welche es nöthig machen, in der Sache der Körperstrafen wenigstens möglichst vielen guten Willen zu zeigen, und was die Rekrutirung betrifft, darauf zu sehen, bei einer schnell nöthig werdenden Vermehrung der Armee alsbald taugliche Leute zu erhalten, ohne zu sehr kostspieligen Anwerbungen seine Zuflucht nehmen zu müssen, ist es fast mit Sicherheit zu erwarten, daß beide Vorschläge nicht unbeachtet bleiben werden. Sie sind um so merkwürdiger, als sie eine Tendenz anzeigen, aus dem jetzigen, fast unhaltbar gewordenen Zustand herauszukommen.

Es kann keinem Unbefangenen entgehen, daß die Abschaffung der Körperstrafen in der englischen Armee bei dem fortdauernden und gewissermaßen nothwendigen Werbsystem gänzlich unthunlich ist. Da indeß doch in allen Regimentern sich einzelne befinden, die anders als mit der Peitsche zu traktiren sind, so wird vorgeschlagen, die Truppen in verschiedene Klassen einzutheilen, und zwar in drei: in die erste Klasse sollen diejenigen kommen, welche sich durch Ordnungsliebe in einem längern Dienst ausgezeichnet haben, und diese sollen 15 Pence (45 kr.) täglich erhalten; die zweite Klasse soll hauptsächlich aus den Neugeworbenen bestehen, und 12 Pence erhalten; die dritte mit einem Sold von 8 Pence soll aus denen bestehen, welche durch Kriegsgericht zu dieser Klasse verurtheilt wurden, und nun den körperlichen Züchtigungen, wie bisher unterliegen sollen.

Wir legen durchaus kein Gewicht auf die hier angegebenen Details, sondern beschränken uns nur auf die zwei Hauptpunkte, die Eintheilung in Klassen und die Verschiedenheit des Soldes für jede. Der letztere Umstand ist wichtig, weil allerdings der gediente und erprobte Soldat mehr werth ist, mehr leistet, und somit auch bessere Bezahlung verdient, als der Rekrute. Die Eintheilung in Klassen aber, wie sie eben vorgeschlagen wird, ist in England von weit größerer Bedeutung als auf dem Kontinent, wo durchaus die Konscription herrscht. Die Verschiedenheit der Diensinehmenden ist dort viel größer, und wechselt sogar nach den Regimentern sehr bedeutend. So erhalten zum Beispiel die Garderegimenter und die Kavallerie zum Theil einen vorzüglichen Schlag Leute, und es gibt Regimenter, wo Jahre lang vielleicht nicht Einmal die Peitsche in Anwendung gebracht wurde, während in andern Regimentern selten Monate vergehen, wo dieß nicht der Fall ist. Der Grund dieser auffallenden Verschiedenheit liegt in der Versendung der Truppen nach den Kolonien. Die Garde wird gar nicht, die Reiterei nur zu einem sehr geringen Theile nach Indien und andern ungesunden Gegenden verschickt; darum melden sich zur Garde und zur Reiterei eine Menge ordentlicher Leute, theils aus reiner Lust zum Soldatenleben, theils weil sie sich nicht in

*) Siehe United Service Journal vom Julius 1836.

Fabriken einsperren lassen mögen. Ehe man sich als gemeiner Soldat auf 20 Jahre nach Ostindien, oder auf acht bis zehn Jahre nach Westindien u. dgl. schicken läßt, wählt man eine andere Auskunft, wenn sich irgend eine bietet. Um unsern Lesern einen Begriff zu geben, in welcher Ausdehnung die Versendung statt findet, wollen wir eine kurze Uebersicht der Stationen der englischen Truppen am 1sten Julius d. J. geben. England besitzt zwei Regimenter Leibgarden und drei andere Garderegimenter zu Fuß, die alle in England stehen, und 99 Feldregimenter nebst zwei Bataillonen Jäger. Davon stehen 21 Regimenter in Ostindien und Ceylon, 16 Regimenter und ein Jägerbataillon in Gibraltar und dem Mittelmeer, 16 in Westindien, 9 Regimenter und ein Jägerbataillon in Canada und einigen andern Theilen Amerika's, 4 auf dem Kap, 1 auf St. Helena, 4 in Australien, 3 auf Mauritius, und also nur 22 oder etwas mehr als der fünfte Theil in England, Irland und Schottland. Erwägt man nun, daß Ostindien, Ceylon und Westindien, auch St. Helena, sehr ungesunde Länder für europäische Naturen sind, und daß in diesen Ländern von den ausgesendeten Regimentern 41 stehen, so ist nicht zu verwundern, wenn in solche Regimenter sich häufig Leute aufnehmen lassen, die durchaus sonst keine Aussicht haben, und somit meist Leute sehr zweideutigen Charakters sind. Von den 25 Reiterregimentern (mit Einschluß der königlichen Reitergarde) stehen nur vier in Indien, und da diese 20 Jahre dort zu bleiben haben, so ist die Aussicht nach Indien geschickt zu werden, und somit auf Lebenszeit verbannt zu seyn, — denn so sehen die Soldaten die Versetzung nach Indien an, — in einem Reiterregiment ohne Vergleich geringer, und es melden sich bei weitem mehr ordentliche Leute. Mit einer solchen Eintheilung der Mannschaft in Klassen hat man demnach den Vortheil, daß vielleicht in ganzen Regimentern die Peitsche so gut wie abgeschafft ist, ohne daß man deßhalb der Gefahr ausgesetzt wäre, eines scharfen Zwangsmittels gegen zügelloses Lumpengesindel beraubt zu seyn.

Der andere Vorschlag, der, wenn er anders angenommen wird, auf den Zustand der englischen Truppen nach und nach einen bedeutenden Einfluß ausüben muß, wird zuerst im Juliusheft des United Service Journal gemacht, unter der Ueberschrift: Vermehrung der Armee ohne Kosten. Der Vorschlag bezweckt nichts geringeres als eine Vermehrung der englischen Armee um 15,000 Mann, und scheint einem Artikel des Matrosengesetzes *) entnommen, demzufolge eine gewisse Anzahl Schiffsjungen auf jedem Schiffe, als Pflanzschule für künftige Matrosen, seyn müssen. In ähnlicher Art wird hier vorgeschlagen jedem Regiment eine Abtheilung von 150 Jungen von 15 bis 18 Jahren zuzugeben, mit 10 Pence täglich, und der Bedingung zwei Jahre um diesen Sold zu dienen, worauf sie bei gutem Verhalten in die Regimenter und in höheren Sold eintreten würden. Zur Bestreitung dieser Ausgabe sollte eine gleiche Anzahl Mannschaft beurlaubt werden. Die Sache würde allerdings, namentlich für die auswärtigen Besitzungen von großem Vortheil seyn: der Soldat würde leicht eine vortheilhafte Arbeit bekommen, und wäre im Nothfall bei ausbrechenden Feindseligkeiten im Augenblick anwesend, um wieder in die Reihen zu treten. Die nähere Ausführung gehört nicht hieher, bemerkenswerth ist aber, daß der Urheber des Aufsatzes keineswegs die Absicht hat, die Armee dadurch mehr vom Lande und den Soldaten vom Bürger loszureißen, sondern um in der Heimath genauere Aufsicht über die beurlaubten Soldaten führen zu können, im Gegentheil vorschlägt, zu dem alten englischen System zurückzukehren, die Regimenter nach den Grafschaften zu benennen, und möglichst nur in der Grafschaft zu rekrutiren. Der Hauptzweck des Vorschlags bleibt indeß, dem Lande eine ungeheure Ausgabe zu ersparen, weil beim Ausbruch eines Kriegs das Handgeld, das dem Soldaten gegeben werden muß, plötzlich sehr hoch steigt, und man dieser Ausgabe wenigstens für den Anfang überhoben wäre.

*) Siehe Ausland Nr. 185 v. d. J.

Alpenreisen.

Alpenstraßen. — Die Crevola-Brücke. — Varzo's Dialekt. — Wasserbeschädigungen im Jahre 1834.

(Fortsetzung.)

Iselle, wo ich zu übernachten beschloß, da wir Domo d'Ossola erst in der spätern Nachmittagsstunde verlassen hatten, ist die piemontesische Gränzstation des Simplon. Die ganze Ansiedlung besteht in einem Wirthshause und in dem nebenbei stehenden Zoll- und Gränzamte, wo friedlich gewordene Krieger Polizeidienste versehen, Pässe visitiren und sich nur in Scharmützeln gegen Schwärzer und ihresgleichen üben. Richtet man hier — läßt sich mit Pictet sagen — den Blick zu den Gipfeln der Bergkette, welche man durchwandert, empor, so stellen sich dieselben in einer abweichenden Gestaltung von denjenigen dar, die der Centralkette der Montblancs-Alpen angehören; sie erscheinen nicht wie diese, in schmale Zacken ausgespitzt (en aiguilles), sondern sie bestehen aus mächtigen Bänken oder Schichten, die ziemlich parallel am Horizont auslaufen, und deren verschiedentliche Färbung ungleiche Gebirgsarten vermuthen läßt, obgleich sie wahrscheinlich alle den Urgebirgen angehören.

Der Kommandant des Wachpostens hatte sich bald in Person eingefunden, um meinen Paß in Empfang zu nehmen.

„Wird dieser Herr wohl ein kleines Geschenk verschmähen," fragte ich den Wirth.

„Gewiß, er nimmt keinen Soldo, setzen Sie ihn nur auf die Probe.

„Ach, ich bin kein Versucher, und will nicht, daß seine loyale Gesinnung vor meiner Lira, wohl aber, daß Ihr guter Wein vor seinem Durst verschwinden soll. Bringen Sie uns eine Flasche vom Besten."

Nun war die Freundschaft geschlossen; so wie die Bouteillen sich auf dem Tische verdoppelten, wuchs auch die Gesellschaft an. Das heraufgezogene Gewitter, von Regen und Hagel begleitet, so wie die einbrechende Nacht scheuchten immer mehr Wanderer in diese sichere Zufluchtstätte, zumal da heute Markt-

tag in Ossola gewesen war, wozu auch die Alpenbevölkerung des Simplon hinabzuströmen pflegt. Der Wirth des weit höher an der Straße gelegenen Weilers Hondo war darunter begriffen; wir wollten am frühesten Morgen Reisegefährten, heut aber treue Tischgenossen seyn.

Da das Gespräch bald italienisch, bald französisch geführt wurde, so überraschte es mich nicht wenig, als die jüngere Hausdame an ihren Mann das Wort richtete: Da mi 's Messr! (gib mir das Messer!)

Come, rief ich aus, Voi parlate anche tedesco?

Nient' a fatto, Signore.

Na Messer, invece di coltello, è parola tedesca.

Non so, può essere; la mia moglie è di Varzo, dove si parla un linguaggio particolare, un Dialetto sconosciuto da pertutto.

Man muß auf Reisen gehen, um etwas zu erfahren!

Nun begann inter pocula ein kleines Examen der lachenden Schönen, und es ist erklärlich, daß, solchen Gesellschafterinnen gegenüber, zuerst von ihrem Schmuck oder ihrer Kleidung die Rede war. Man fing bei den Ohrringen, den Uradschin; an; kam dann auf das Hauptkleidungsstück (Raß), wo Oberjacke und Unterrock aus blauem Tuch nur Ein zusammenhängendes Stück bilden. Busard heißt die Halskrause, Scusall die Schürze, Panets das Tuch, Zavets der Schuh, Tschiatz der Strumpf und Ttschiärtsch der Fingerring. In dem kleinen Krug oder Pokal (Madschin) brachte man den Wein (Scabi) herbei; so auch den Tschin oder Stafeh, d. h. den Käse, nebst Bühr, der Butter, auf dem Albi oder Teller. La Tschià (Casa) heißt das Haus, Tschiarosa der Leuchter, Dscheschung das Becherglas, Patino das Bett, Gratarola das Riebeisen, Gjal (gallo) der Hahn, Gellin das Huhn, Pidriöl der Trichter, Durfohsa der Salat. Die Jahreszeiten lauten: Lafora, Dastaj, la Brüma und l'Invere; die Woche Smana (settimana); die Wochentage, mit dem Montag beginnend: Lünesdi, Marrdi, Mercoldi, Giëbjedi, Venedi, Sabadi und Menjedi; die Monate endlich: Iänneh, Fawreh, Maarts, Avril, Majsch, Gujn, Iü, Aost, Stembehr, Ottober, November, D'cember. Man zählt folgendermaßen: ujn, doj, trj, quater, tsching, seohs, sett, ott, nov, deehs, ujndehs, vint, tschint u. s. w. Nur noch Ein deutsches Wort konnte ich gegenwärtig erfahren; es ist das Löffje, der Löffel, der jedoch auch la palla heißt.

Was in diesem Dialekt, der auf das Dorf Varzo eingeschränkt ist und sich von jenem der nächsten Ortschaften so sehr unterscheidet, daß man z. B. in Crevola kein Wort davon versteht, was in ihm etwa der celtischen, was der romanischen, italienischen und deutschen Sprache angehören mag, lohnte wohl einer gründlichen Prüfung. *)

Eigenthümliche Lieder hat das Volk nicht; man singt selten und dann nichts weiter, als halb corrumpirte Opernarien. So scheint es wenigstens; da jedoch nähere deßhalb von mir an den Ufern des Lago maggiore und Lago d'Iseo, so wie in den piemontesischen Thälern angestellte Untersuchungen günstige Erfolge hatten, so läßt sich auch hier noch Manches hoffen. Man hat in den italienischen Alpen bisher immer nur Bergformen, Steine und Kräuter beachtet; es ist endlich Zeit auch einmal den Menschen ins Auge zu fassen und zu fragen, ob denn der Sprachforscher und Historiker, der Dichter und Ethnograph nicht noch reichere Ausbeute machen könnten, als der Mineraloge und Botaniker? ich vermuthe nicht allein, sondern weiß es mit Bestimmtheit, daß hier dem aufmerksamen, unterrichteten Forscher sich Schätze aufschließen werden.

(Schluß folgt.)

*) Ist es unter Andern nicht auffallend, daß in dem heutigen provenzalischen Dialekt, wie er um Marseille gesprochen wird, sich viele offenbar germanische Worte befinden? z. B. Baoumo, Balm, Grotte; Cat, Katze; Cherpo, Schärpe; Cooulet, Kohl; Esteri, Stier; Flascon, Flasche; Garbo, Garbe; Harnesch, Harnisch; Muscle, Muschel; Nuech, Nacht; Nas, Nase; Pechier, Becher, Krug; Ranzi, ranzig; Reinard, Reinhard, Fuchs; Relukar, lugen, schauen; Robo, Rad; Roonbar, rauben; Tasouo, Tasche; Tastar, tasten; Bespo, Wespe; Bibre, Biber u. a. m. Man sehe des Grafen von Villeneuve Statistique du Département des Bouches du Rhone, Band III, Marseille 1826. 4.

Ein Diner im Zelte Ibrahims, Beys von Mostaganem. *)

Abd-el-Kader hatte sich von seiner Niederlage zu Mascara wieder erholt; die kühnen Reiter, die er aus dem Innern der Wüste an sich gezogen hatte, durchschwärmten die Provinz Oran, und schlossen die auf das Lager von Raschgun beschränkten Truppen ein. Die Stämme der Bergia, der Ben-Jamers, der Medschers, der Huleb-Malef u. s. w. hatten sich aufs Neue für den Emir erklärt, den sie zur Zeit seines Unglücks im Stich gelassen. Diese Leute ritten auf den Straßen von Oran nach Tlemezen hin und her, und schnitten jedem, dem sie begegneten, den Kopf ab. Die Kuluglis (afrikanischen Türken), 5 bis 600 an der Zahl, hatten die kleine Stadt Mazagran verlassen, und sich unter die Kanonen der von unsern Truppen besetzten Plätze Mostaganem und Matamore geflüchtet; einige Stämme waren ihnen gefolgt und lagerten unter den Mauern der Stadt. Ibrahim, der Chef der Kuluglis, und von General Clauzel zum Bey von Mostaganem ernannt, hatte kaum erfahren, daß er von den Anhängern Abd-el-Kaders, an deren Spitze der Kallfat (sein Lieutenant) stand, angegriffen werden sollte, als er auch schon den französischen Offizieren ein Fest gab, um seinen Feinden zu zeigen, wie wenig er ihre Drohungen fürchte. Die Geladenen versammelten sich am 30sten Mai um 6 Uhr Abends im Lager Ibrahims, und es ging bei dieser Festlichkeit zu wie folgt.

Der Bey ist ein Mann von ungefähr 40 Jahren, ein geborner Bosniak, von offenem, freiem Benehmen und einer sehr ansehnlichen und würdigen Gestalt. Sein Bart war schwarz und sorgfältig gepflegt, und seine Kleidung prachtvoll; in seiner ganzen Haltung lag etwas Großartiges, seine Stimme war sehr angenehm und in seinem Lächeln lag etwas ungemein Liebliches. Er empfing uns am Eingang seines Zeltes, ließ uns durch seinen Dolmetscher bewillkommnen, und lud uns dann ein auf den prächtigen Teppichen Platz zu nehmen, mit denen

*) Von einem französischen Offizier der afrikanischen Armee.

der Boden belegt war. In diesem hohen, geräumigen und luftigen, inwendig mit rother Leinwand ausgefüttertem Zelte konnten 50 Personen bequem hin und her gehen. Zu beiden Seiten befanden sich auf Waffengerüsten einige Dutzend damascirte albanesische Flinten aufgehängt, mit Gold und Silber prachtvoll ausgelegt. Im Hintergrunde stand ein Diwan mit kostbaren Stoffen bedeckt und mit Gold durchwirkten Polstern belegt; über demselben hingen die prächtigen Waffen des Beys, und dahinter war eine kleine Oeffnung angebracht, die in ein anderes kleineres, zum Schlafgemach bestimmtes Zelt führte.

Gleich nach unserer Ankunft wurden wir von den Sklaven mit Wermuth-Sorbet bedient, und der Bey reichte seine silberne und vergoldete Dose, mit herrlichem Rosentabak gefüllt, herum. Bald darauf gab er das Zeichen sich zur Tafel zu setzen, denn eine solche, mit Messern, Gabeln und allem Erforderlichen wohl versehen, befand sich unter diesem Zelt, wo man bis jetzt noch nicht anders als auf den Fersen kauernd gegessen hatte. Es war dieß eine Galanterie Ibrahims, der uns durchaus auf europäische Weise bewirthen wollte. Während der erste Gang aufgetragen wurde, der aus einer Menge kleiner, stark gewürzter Schüsseln bestand, stellten sich zwei mit Pfählen bewaffnete Tschiaus (Würdenträger, die das Amt von Mundköchen und Scharfrichtern zugleich versehen) an den Eingang des Zeltes. Diese Pfähle hatten die Gestalt gewaltiger Gabeln, an deren Enden sich zwei ungeheure gebratene Schafe befanden. Zwei Schildwachen gleich, die auf das Kommando warten, standen sie bis zum zweiten Gange da; dann wurde das eine der Schafe zerlegt und das andere der Gefräßigkeit der türkischen und arabischen Häuptlinge überliefert, die sich ehrfurchtsvoll vor dem Bey verneigten und am andern Ende des Zeltes Platz nahmen, um uns das Schauspiel einer afrikanischen Mahlzeit zu geben. Zehn an der Zahl, auf der Erde rund um eine große Schüssel von weißem Blech sitzend, schlugen sie ihre scharfen Nägel in das schlecht gebratene Fleisch, rissen große Stücke heraus und zerbrachen die noch blutigen Rippen und das Rückgrat mit den Händen. Die Knorpel und Sehnen krachten unter ihren gewaltigen Kinnladen, und ungeheure Stücke wurden verschlungen. Die Augen auf die Riesenportion geheftet, die jeder in der Hand hielt, benagten sie die Knochen mit unmäßiger Gier bis aufs Mark, ohne sich darum zu bekümmern, was um sie vorging. Nach zehn Minuten war der ungeheure Braten verzehrt, und nachdem Alle sich abgewaschen hatten, wozu ein Krug mit Wasser in der Reihe herumging, standen sie auf, verbeugten sich vor dem Bey und gingen hinaus. (Schluß folgt.)

Die Insel Cuba.

(Schluß.)

Nachdem General Tacon gegen 2000 Landstreicher in Havana und der Umgegend zusammengefangen hatte, dachte er daran Nutzen von ihnen zu ziehen, um sie nicht umsonst füttern zu müssen. Er ließ sie also Straßen und Promenaden anlegen und ein großes Gefängniß bauen, Wasserleitungen herstellen und Abzugkanäle einrichten, an denen es in Havana gänzlich mangelte. Ferner schloß er die Spielhäuser und verbot das Monte, ein Hazardspiel, für das die Spanier der neuen Welt besonders eingenommen sind, auch in Privathäusern. Die Uebertreter wurden zu Geldstrafen verurtheilt, die man zum Unterhalt der Strafarbeiter verwendete, mithin kosten sämmtliche von dem General Tacon unternommene Bauten und Verschönerungen dem Staatsschatz fast gar nichts. Ueberdieß ertheilte er mehrern Vereinen die Befugniß, Verkaufshallen und andere öffentliche Anstalten zu errichten. Gegenwärtig wird eine für die Spanier ganz neue Anlage ausgeführt, nämlich eine Eisenbahn von Havana nach Guines im Innern der Insel.

Die Spanier sind ein großes Volk, aber es mangelt ihnen eine Eigenschaft oder vielmehr ein Sinn — der nämlich der Verbindung. Sie scheinen nicht zu ahnen, welchen Vortheil gute Straßen bringen, und lassen sich deren Anlage auf Cuba so wenig als anderswo angelegen seyn. Von Havana nach San Marco, oder dem Zuckerdistrikt von Guines, wäre es leicht eine herrliche Straße anzulegen, denn der Boden ist von Natur eben, auch fehlt es nicht an Steinen; dennoch hat man bis heute noch nicht daran gedacht, obschon während der Regenzeit alle Kommunikation zwischen Havana und dem Innern der Insel unterbrochen ist. Der Transport einer Zuckerkiste 15 Stunden weit bis zum Hafen kommt theurer zu stehen, als die Fracht von da nach Europa.*) Eine Eisenbahn würde daher große Erleichterung bieten und sehr einträglich werden, da man gern doppelt so viel Fracht zahlen würde, als in Frankreich gewöhnlich ist. Man könnte durch ihre Hülfe dem Anbau größere Ausdehnung geben, indem man ihn an Stellen verlegte, wo er jetzt ohne Nutzen seyn würde, weil es an Transportmitteln fehlt, die Produkte auf den Markt zu führen. Einige Eisenbahnen von mäßiger Ausdehnung würden bei der langen, schmalen Gestaltung der Insel hinreichen, um alle Theile derselben mit dem Hafen in Verbindung zu bringen. Der Anbau des Zuckers und Kaffees, der einträglichste von allen, nimmt nur ein sehr kleines Gebiet ein;**) binnen Kurzem wird daher die Eisenbahn von Guines, für die die Fonds schon beisammen sind, den Ingenios und den Cafetales***) neuen Raum zu größerer Ausdehnung verstatten. Dieß wird der Anfang einer industriellen Revolution werden, die sich fortpflanzt. Da der General Tacon Alles, was er unternimmt, rasch betreibt, so läßt sich erwarten, daß die Anlage bald zum Ziel geführt seyn wird.

Die amerikanische Bevölkerung unterscheidet sich scharf von den Spaniern, und besonders von den spanischen Creolen. In den Vereinigten Staaten würde man kaum begreifen können, wie es möglich war, daß eine Stadt von 150,000 Einwohnern und mit einer Besatzung von 10,000 Mann Jahre lang vor dem Dolch der Meuchelmörder zittern konnte. Freilich ist auch ein amerikanischer Gouverneur ein ganz anderer Mann als ein spanischer. Jetzt hat Cuba endlich einen Gouverneur, wie es ihn braucht, einen Mann, der sich um Alles bekümmert, der ein Despot, aber ein aufgeklärter civilisirender Despot ist. Nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit, sogar den ehelichen Frieden hat er schon oft wieder hergestellt, und er dürfte nur noch Priester seyn, um alle Gewalten in seiner Person zu vereinigen. General Tacon erscheint öffentlich nie anders als in der Uniform seines Grades, von seinen Adjutanten und einer Kavallerie-Eskorte umgeben. Auf der Promenade hat er allein das Vorrecht, sich eines Wagens mit vier Rädern bedienen zu dürfen, alle Uebrigen müssen sich mit einer zweirädrigen Volante mit Einem Pferde begnügen. Er ist das zweite Ich dieses spanischen Königthums, das zum Wohl der Völker mit dem Blendwerk der Macht und großen Vorrechten umgeben seyn muß. Der Spanier gleicht dem arabischen Pferd; um sich auf dem rechten Weg zu halten, muß er den Reiter und bald den Zaum, bald die Sporen fühlen.

*) Der Transport einer mit dem Holz 225 Kilogramme wiegenden Kiste Zucker kostet für eine Entfernung von 15 Stunden wenigstens 4 Piaster und bei schlechtem Weg 6, was zum niedrigsten Preis von 4 Piastern für die Tonne von 1000 Kilogramme 16 Piaster und zu 5 Piaster 20 Piaster oder 106 Franken 67 Centimen für die Tonne ausmacht; nun beträgt aber die Fracht nach Havre und Bordeaux nicht mehr als 70 Fr. für die Tonne.

**) Die Oberfläche der Insel hält ungefähr 6,420,000 Hektaren. Der Anbau aller Art nimmt im Ganzen nicht mehr als 524,000 Hektaren oder 1/12 des gesammten Flächeninhalts ein. Der ausschließlich mit Kaffee und Zuckerrohr bepflanzte Raum hält nur 161,000 Hektaren.

***) Diesen Namen gibt man den Zucker- und Kaffeepflanzungen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 226.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 August 1836.

Skizzen aus Paris.

Straßenpflaster.

Schon als Material zu den Barrikaden verdient das Pariser Straßenpflaster alle Beachtung, und es ist überdieß in beständiger Berührung mit dem Reisenden. Seine Zusammensetzung ist eigenthümlich, und für das gegebene Material so vorzüglich, daß es nähere Beschreibung verdient.

Die Steine werden im Walde von Fontainebleau gebrochen und sind harter Sandstein (grès). Sie werden als Würfel von 8 Zollen verarbeitet, und können demnach sechsmal gebraucht werden. Die Flickarbeiten geschehen, besonders in den Straßen wo Omnibus fahren, sehr häufig, die neue Arbeit wird aber mit zu viel Erde bedeckt, welches abscheulichen Koth erzeugt. Ein darüber von einem großen Arzt getadelter Pflasterer erwiderte, er mache es gerade wie er.

Diese Steine nehmen vom Straßenkoth eine blaugraue Farbe an. Wozu die schadhaften verwendet werden, erfuhr ich nicht. Mir scheint, sie würden zu macadamisirten Straßen sehr gut taugen.

Seit die umfassende Arbeit der Abzugskanäle in vollem Gang ist, sind viele Straßen mit den Rinnsteinen gegen die Fußpfade angelegt worden. Man beging hiebei den Fehler, die Fußpfade nicht so zu profiliren, daß der Rinnstein unter ihnen angebracht wurde. Nun bespritzt das Rad den Fußgänger noch unbarmherziger als früher.

Die Fußpfade sind eine wesentliche, aber noch lange nicht allgemeine Verbesserung des Pariser Lebens. Auch werden sie zuweilen von einem zu weichen Stein angelegt, welcher schnell ausgetreten und von den anstreifenden Rädern beschädigt wird. Auch geht die Dachtraufe noch meist ohne Rinne auf sie herab. Dennoch sind sie als Zeichen, daß der zu Fuß gehende Mittelstand an Bedeutung gewonnen habe, während die im Wagen Fahrenden nur an sich gedacht hatten, von Bedeutung. Jedes Jahr sieht deren neue entstehen, und die Hausbesitzer sind höchlich bei ihrer Errichtung betheiligt, weil dadurch die Fußgänger vor ihre Bude gezogen werden.

Da, wo die Fußpfade durch eine Querstraße unterbrochen werden, könnten sie füglich mit etwas größeren platteren Steinen zum Behuf der Ueberschreitung verbunden werden.

Die erwähnte Quadergestalt der Pflastersteine kann dem, welcher Paris nicht besuchte, die Leichtigkeit erklären, mit welcher in den Julinstagen unzählige Barrikaden errichtet wurden, ihre Festigkeit, das Anbringen von Schießscharten u. s. w. Glücklicherweise war die Jahreszeit gesund und trocken, sonst würde sich aus dem auf einmal hiedurch befreiten Koth ein höchst gefährliches Miasma gewiß entwickelt haben.

Nur den Tag nach einem tüchtigen Platzregen ist das Pflaster überall rein und steinfarbig. Manche Straßen sind während zehn Monaten nicht trocken; aber Faubourg St. Germain hat diesen Vorzug, weil weniger Wagen daselbst fahren, als auf der andern Seite. Auch sind die Fußpfade seltener in jenem Quartier.

Alpenreisen.

Alpenstraßen. — Die Crevola-Brücke. — Varzo's Dialekt. — Wasserbeschädigungen im Jahre 1834.

(Fortsetzung.)

Schon war eine Stunde vergangen, seit ich mich in mein Schlafzimmer zurückgezogen hatte, als ein wilder, aus der Wirthsstube heraufschallender Zank, der immer tobender wurde, mich endlich nach der Ursache dieses Skandals fragen ließ. Walliser und Piemonteser, immer noch bei den Weinflaschen sitzend, waren der Simplonstraße wegen in Wortwechsel gerathen.

Was? schrien die ersten, hat unser Land, das zehnmal ärmer ist, als das eurige, hat es auf der Walliser Seite die Straße nicht gleich wieder herstellen lassen, so sehr sie auch durch die Wassergüsse des vorigen Jahres zerstört worden war? Ihr aber laßt Alles zu Grunde gehen; es ist Schimpf und Schande, daß auf eurer Abtheilung Alles noch eben so wüst übereinander liegt, wie vor neun Monaten. Was hilft unsere Mühe, wenn wir von euch verrätherischerweise im Stich gelassen werden.

Wir brauchen weder euch noch eure Straße, lautete die Antwort; unser König hat andere Straßen genug die mehr

eintragen, und wegen der knauserigen Engländer, die etwa hier bequem fahren wollen, wird man nicht alle Jahre 30,000 Fr. für Schnee- und Felsenbrüche zahlen.

Zum Henker, ihr müßt sie aber zahlen, das steht im Vertrage; und wer sein Wort nicht hält, der . . . .

Hätte sich der nüchterne Theil der Anwesenden nicht ins Mittel gelegt, so wäre es offenbar zu Messerstichen gekommen; doch die Gegner wurden glücklicherweise getrennt und in entgegengesetzter Richtung zur Ruhe gebracht, nach Süd und Nord, der Lage ihrer Nachbarländer entsprechend.

In der That, es war der 27ste August 1834 nicht allein für den Simplon, sondern auch für die Straßen über das Stilfserjoch, den Splügen, Gotthard und Bernhardin, so wie für fast alle Thäler der penninischen und rhätischen Alpen ein Tag des Schreckens. Schwere, tobende Gewitter, die sich auf dem ganzen Gebirge vom Gotthard bis gegen das Tyrol entluden, ein 24 Stunden anhaltender heftiger Regen, und das von dem warmen Föhnwind verursachte außerordentliche Schmelzen des Alpenschnees und der Gletscher machten, daß plötzlich alle Bergwasser mit einer seit 194 Jahren nicht erhörten Gewalt losbrachen. Wasserfluthen, Felsblöcke, Erd- und Steinmassen, fortgeschwemmte Bäume mit Wurzeln und Kronen stürzten in die Thäler herab. Alle Bäche und die Flüsse, die sich aus denselben bilden, die Rhone, der Tessin, die Reuß, der Rhein in seinen verschiedenen Armen und dem vereinigten Hauptstrome, die Moesa, die Maira, der Inn, die Tosa, der Serio ꝛc. traten aus ihren Betten, stiegen zu einer nie erreichten Höhe, rissen alles ihnen Entgegentretende mit sich fort und überschwemmten ganze Thäler, wie das Rhonethal, das Wallis, das Thal von Urseren, einen Theil des Veltelin und Engadin, die graubündtischen Thäler des Vorder- und Hinterrheins, Misox, Bregell, Vals, Poschiavo, die Thalschluchten von Uri und Glarus, von Chiavenna, Antigorio, Formazza, Anzazca, Macugnaga u. a. m. Halbe Dörfer, Kirchen, Mühlen, fast alle Brücken, Straßendämme, viele Obstpflanzungen, Wiesen- und Waldstrecken und selbst Menschen wurden durch die Fluthen davon geführt. Der Landstrich, den die stärkste Verwüstung traf, mochte sich auf eine Länge von 30, und theilweise auf eine Breite von 20 Stunden belaufen. Man hatte nicht allein den ungeheuren Schaden zu beklagen, den viele Gemeinden, ja ganze Kantone an den kostspieligsten nun zerstörten Kunststraßen erlitten, und der sich für Graubündten allein auf mehr als einige Hunderttausend Schweizerfranken belief; nicht den Verlust der Güterbesitzer, deren Erdreich weggeschwemmt oder mit Steinen überdeckt worden; sondern insbesondere die Noth der Aermern und Aermsten, d. h. jener Tausende, deren Hütten und Habe, oder deren einziges Vieh zu Grunde gegangen, und besonders deren ganze Pflanzung, die für ein Jahr ihre Nahrung seyn sollte, vielleicht die einzige auf die sie hofften, durch das Wasser verwüstet wurde.

Auf piemontesischer Seite des Simplon zeigte sich eine Strecke von mehr als drei Stunden für Wagen unzugänglich, so daß 500 Mann aufgeboten werden mußten, um wenigstens die größten Hindernisse zu besiegen. Das Thal von Domo d'Ossola, wo das Wasser 6 Fuß hoch gestiegen war, glich einem See; die schöne Brücke von Vogogna war verschwunden, jene von Mignandone außerordentlich beschädigt; Domo selbst blieb der Gefahr ausgesetzt, ganz weggerissen zu werden, und jeden Tag erblickte man neue Leichen. Crevola's Glasfabrik konnte nur durch das Opfer ihrer Holzvorräthe erhalten werden, womit hier allein mehr als 12,000 Fr. verloren gingen.

Wie groß indeß auch immer die Unkosten seyn mochten, welche die öffentlichen Kassen des Wallis bereits zu tragen hatten; und obwohl die Wasserfluthen im Rhonethale einen Schaden verursacht hatten, der amtlich auf 1,116,890 Schweizerfranken berechnet wurde: so unterließ man es dennoch nicht, sogleich neue höchst beträchtliche Opfer zu bringen, um die gründliche Ausbesserung der Straße vorzunehmen, was von italienischer Seite nicht geschah. — Wenn ähnliche Streitigkeiten, wie jene in Iselle, sich daher noch täglich erneuern, so darf dieß keineswegs befremden. Die Straße liegt in der That eine halbe Stunde lang, insbesondere um Varzo und Iselle und noch etwas weiter hinauf, fast ganz in Trümmern, kaum fahrbar hergestellt. Viele Futtermauern, Brücken und Durchlässe haben gewaltige Einrisse bekommen, und mehrere Refuges stehen bereits seit Jahren als Ruinen da, durch herabgestürzte Steine zerschmettert. Jeder neue Regenguß macht, gleich einem Krebsschaden, das Uebel ärger, die Löcher stets größer: ja der Hochweg ist an vielen Stellen so ganz weggerissen, daß die Ueberreste nur wie vereinzelte Wälle oder Brückenköpfe erscheinen, und sie oft auf schmaler Nothstraße umfahren werden müssen, was bei großen Kutschen oder schwer bepackten Güterwagen mit wirklicher Gefahr verbunden ist und zu ewigen Klagen Anlaß gibt.

Solche Zerstörungen scheinen die Pictet'sche Ansicht von der außerordentlichen Festigkeit des hiesigen Gesteins zu bekämpfen; aber die plötzlich geschmolzenen und als Fluth herabstürzenden Gletscher haben nicht den natürlichen Felsen, sondern nur das aufgemauerte Menschenwerk angegriffen. Schwerlich hat sich die Doveria aus eigener Kraft ihr jetziges Bett gegraben, der Gußrand ihrer Kaskaden hat sich nur unmerklich erniedrigt und die Stellen, wo sie niederfallen, sind auch nur wenig ausgehöhlt. Unmittelbar unter dem Wasserbett stellen die Wände der mehr oder minder tiefen Schlucht, deren Grund das Wasser einnimmt, die scharfen Ecken ohne irgend eine Spur von Zerfressung ihrer ganzen Höhe nach dar. Aus solchen Thatsachen schließt Pictet, daß die Trennung der Wände der Bergschlucht die Wirkung irgend einer großen, frühern, und dem schwachen Wasserstrom, welchem sie später und seither Durchgang gewährt hat, fremdartigen Erschütterung seyn muß; daß im Laufe einer unbekannten Zahl von Jahrhunderten die ganze Wirkung des durchfließenden Wassers sich auf einige Abründung der Winkel des harten Gesteins beschränkt, von dem der höchst unregelmäßige Grundtheil der Schlucht gebildet wird, der sich im Lauf der Zeiten hinwieder auch weder verrückt noch merklich verändert.

Durch die Wiener Kongreßakte wurde die angemessene Unterhaltung der Simplonstraße förmlich stipulirt, was vorzüglich für das Wallis eine ungeheure Last ist, und alle merkantilischen Vortheile derselben so ziemlich aufzuwiegen scheint. Dessen

ungeachtet hat der arme Schweizerkanton seiner Verpflichtung stets gewissenhaft nachgelebt, obwohl die alljährlichen Kosten für das Schneeschaufeln allein gegen 14,000 Fr. betragen, die freilich unter den eingebornen Straßenarbeitern bleiben, und den armen Händlern von Simpelen sehr zu Statten kommen.

Das zu Anfang des Sommers 1816 verbreitete Gerücht, als wollte man die Straße zerfallen oder gar zerstören lassen, war ohne allen Grund; vielmehr sollte sie von beiden Seiten (der piemontesischen und wallisischen) im besten Stand erhalten werden, und noch wollte man mehrere Wirthshäuser und Schirmwohnungen zur Bequemlichkeit der Reisenden errichten, was aber unterblieb. Uebrigens hatten damals wirklich selbst vornehme, oder vielmehr einflußreiche Walliser den Wunsch zur Zerstörung aller Simplonarbeiten geäußert, „weil die Berührung mit Fremden, von denen das Volk Geld verdiene, dasselbe demoralisire;" doch die Regierung schritt über diese Vorstellung billigerweise zur Tagesordnung, und ließ damals, dann 1820 und so auch späterhin große Reparaturen vornehmen, die jedoch niemals kostspieliger waren als voriges Jahr. Wallis sandte zwei Deputirte eigens nach Turin, um deßhalb dringende Vorstellungen zu machen. Wenn auch — gab ihnen der König zur Antwort — wenn auch diese Straße, die nur einen sehr kurzen Raum des Gebietes seiner Staaten durchschneide, für ihn von untergeordneter Wichtigkeit sey, so genüge es ihm, abgesehen von dem allgemeinen Nutzen, daß die Kantone Wallis und Waadt, die er als gute Nachbarn und selbst als Freunde betrachte, einen so großen Werth darauf setzten, um auch ihn zu solcher Theilnahme zu vermögen. Er werde daher unverzüglich die geeigneten Befehle ertheilen, daß diese Straße wieder in guten Stand gestellt werde. Wenn dieser Zusage noch bis auf den heutigen Tag höchst mangelhaft entsprochen ist, so durfte es wohl nur den so sehr und unerwartet vermehrten Ausgaben des Turiner Hofes zuzuschreiben seyn.

(Schluß folgt.)

Statistik der Verbrechen in England und Wales.

In der Sitzung der statistischen Gesellschaft in London am 20sten Junius wurde von dem Esquire Samuel Redgrave eine Denkschrift über den Stand der Verbrechen im Jahre 1855 in England und Wales gelesen, die hauptsächlich bezweckte, das Verhältniß der Verbrechen, der Zahl und dem Grad nach, in den verschiedenen Grafschaften von England und Wales darzuthun. Die gegebenen Berechnungen beziehen sich nur auf die vor den Gerichtshöfen abgewandelten Vergehen, und sind auf die Akten gegründet, die, obschon sie die sichersten Beweise liefern, doch nicht die Zahl aller wirklich begangenen Verbrechen, sondern nur diejenigen angeben, welche vor Gericht verhandelt wurden.

Die Gesammtzahl derer, welche wegen anklagbarer Vergehen im Jahre 1855 vor den Assisen standen, beläuft sich auf 20,731, was, gegen die Bevölkerung gehalten, wie solche sich nach dem letzten Census herausstellte, ein Verhältniß von 1:681 ergibt. Die Stadt und Grafschaft Bristol hat die größte Verhältnißzahl von Vergehen: nämlich 1:272, dann kommt Middlesex mit 1:395. Zwei andere Grafschaften ergeben ein Verhältniß von nicht über 1:500, nämlich Warwick 1:445 und Surrey 1:485.

In den Grafschaften Lancaster, Glocester, Kent, Essex, Oxford, Stafford, Norfolk und Somerset ist das Verhältniß über 1:500 und unter 1:600; in den Grafschaften Hertford, Chester, Nottingham, Suffolk, Bucks und Cambridge über 1:600 und unter 1:700; in den Grafschaften Southampton, Leicester, Wilts, Sussex, Worcester, Berks, Huntingdon, Hereford, Monmouth, Lincoln, Dorset und Devon über 1:700 und unter 1:1000; in den Grafschaften Salop, York, Northampton, Rutland, Derby und Cornwall über 1:1000 und unter 1:1500, und endlich in den Grafschaften Durham, Cumberland, Northumberland und Westmoreland 1:1567, 1697, 1755 und 2201. In Wales stellt sich ein Durchschnittsverhältniß von 1:2545 heraus; das höchste zu Glamorganshire mit 1591 und das geringste zu Merionetshire mit 1:8289.

Das Ergebniß der gerichtlichen Verhandlungen war: 513 wurden zum Tode verurtheilt, 3629 zur Transportation, 9916 zu Gefängnißstrafe, 68 zur Peitsche, 551 zu Geldstrafen und 242 wurden gegen Bürgschaft entlassen. Dieß macht, mit Zurechnung von 11 Fällen, wo das Urtheil verschoben und die Angeklagten endlich begnadigt wurden, zusammen 14,729 Verurtheilte, oder 71 Prozent von der Zahl der Angeklagten. 25 Personen wurden wahnsinnig befunden, 4034 nach dem Verhör und 1943 ohne Verhör freigesprochen; somit beträgt die Zahl der Entlassenen 5977, oder nahe an 29 Prozent.

Von den Angeklagten waren 17,275 männlichen und 3456 weiblichen Geschlechts; hinsichtlich des Alters waren 346 zwölf Jahre und darunter alt; 2010 unter 16 und über 12; 6147 unter 21 und über 16, und 6617 waren unter 50 und über 21 Jahre alt. Der Verfasser legte das Ergebniß eines von ihm gemachten Versuches vor, den Grad von Unterricht zu ermitteln, welchen jeder von den vor die Gerichte Gestellten erhalten hatte, und es ergab sich, daß 8802 lesen und schreiben, 4521 nur lesen und 7070 keines von beiden konnten. Die Verhältnißzahl derer, die lesen und schreiben konnten, war in Middlesex 65.56 Prozent, in Leicester 55.46 Przt., in Durham 55.08 Przt., in Hants 52.72 Przt., in Cornwall 51.45 Przt., in Surrey 51.44 Przt. Das niedrigste, 50 Prozent nicht übersteigende Verhältniß ergab sich zu Wilts, Hertford und Bedford; in Berks, Salop, Cambridge, Essex, Norfolk, Suffolk, Derby und Worcester war es unter, und in Warwick, Lancaster, Oxford und Bucks kaum über 55 Prozent.

Herr Redgrave ging dann zu einem Vergleich mit frühern Jahren über. Seit dem Jahre 1805, wo zuerst authentische Dokumente in dieser Hinsicht bekannt gemacht wurden, hat die Zahl der Verbrechen regelmäßig zugenommen, und auf eine geringere Zunahme in dem einen folgte stets eine größere in dem nächsten Jahre. Im Jahre 1817 erfolgte die stärkste Zunahme, die sich bis dahin noch ergeben hatte, nämlich über 65 Prozent, und behauptete sich mit unbedeutenden Fluktuationen bis zum Jahre 1824. Im Jahre 1825 stellte sich wieder eine allmähliche Zunahme ein, und nach Verlauf einer andern Periode von sieben Jahren stieg sie bis über 52 Prozent. Im Jahre 1832 hatte das Verbrechen die höchste Stufe erreicht; 1855 nahm es um nahe an 4 Prozent ab. Im Jahre 1854 stellte sich eine Zunahme von 1 Prozent ein, im Jahre 1855 aber ergibt sich ein Zuwachs von nahe an 8 Prozent, was mit dem Ergebniß der letzten drei Jahre nicht viel weniger als 13 Prozent ausmacht.

Die Schrift schließt mit einer annähernden Berechnung hinsichtlich der Kosten, welche das Verbrechen verursacht. Aus amtlichen Papieren wird nachgewiesen, daß diese — für Untersuchung, Einkerkerung, Unterhalt, Transportation u. s. w. der Gefangenen — sich jährlich auf 716,457 Pfd. St. belaufen; die Bezahlung der Richter, Clerks und anderer Beamten ungerechnet. Die Kosten zu Unterhaltung der Londoner Polizei belaufen sich auf 500,000 Pfd. St. jährlich.

Ein Diner im Zelte Ibrahims, Beys von Mostaganem.

(Schluß.)

Wir waren inzwischen bis zum dritten Gang gekommen; die Zahl der aufwartenden Diener überstieg die der Gäste weit. Die Schüsseln von der Größe einer Untertasse folgten rasch auf einander, und es wurden Gerichte aufgetragen, die unserer Kochkunst ganz fremd waren; so z. B. Citronen und Orangen in Scheiben geschnitten, die nebst Oliven, Kardamomen und Muskatnüssen in ranzigem Oel schwammen, das ihnen als Sauce diente; dann geröstete und zerstampfte Mandeln und Pistazien mit schwarzem Pfeffer und Ingwer in säuerlicher Kamelsmilch, grüne Erbsen mit Cuscus und endlich geronnene Milch, statt des Zuckers mit gepulvertem Sandelholz bestreut.

Endlich stand Ibrahim zu unserem großen Vergnügen von der Tafel auf, und wir folgten seinem Beispiel. Die Ueberbleibsel des Diners wurden den vor dem Zelt versammelten Beduinen preisgegeben, die mit der Gefräßigkeit von Schakals darüber herfielen, sich die Bissen unter Schlagen, Kratzen und Balgen aus den Zähnen rissen, und dabei von Zeit zu Zeit von den Tschaus tüchtige Schläge bekamen, um die Ordnung wieder herzustellen. Nach diesem kleinen Intermezzo bat man uns, zu beiden Seiten des Zeltes Platz zu nehmen; im Hintergrunde saß der Bey mit untergeschlagenen Beinen auf dem Diwan, sein schönes Haupt mit einem Turban aus Kaschmirshawls geziert, hinter ihm seine trophäenartig aufgehängten prächtigen Waffen in glänzender Beleuchtung funkelnd, und rechts und links neben ihm befanden sich sechs Häuptlinge befreundeter Stämme. Die beiden ihm zunächst befindlichen kauerten auf ihren Fersen, zwei andere saßen auf den äußersten Enden des Diwans, und die beiden letzten standen aufrecht, in ihre Bernuß gewickelt, in geringer Entfernung auf Zwiebackkisten, so daß sie sämmtlich eine perspektivische Linie bildeten, von der Ibrahim der Mittelpunkt war. Die Mitte des Zeltes blieb frei, und vor dem Eingange trieben sich die Beduinen herum. Die Mannichfaltigkeit der Uniformen, der Glanz der Waffen und der Kostüme, und die Harmonie in Anordnung der Gruppen boten einen wahrhaft theatralischen Anblick.

Wir blickten uns gegenseitig voll Erwartung an, was nun geschehen werde, als plötzlich eine Salve aus kleinem Gewehr sich hören ließ, und sechs türkische Musiker, Lauten mit langen Hälsen in den Händen, sich zeigten. Nachdem sie ihre Fußbekleidung am Eingange abgelegt hatten, traten sie einer nach dem andern feierlich ein und gingen auf den Bey zu, der ihnen die Hand zum Kusse reichte. Als diese unerläßliche Ceremonie vorüber war, stellten sie sich in die Mitte des Zeltes und stimmten eine langsame höchst eintönige Musik von einem Gesang begleitet an, dessen Melodie viel Aehnliches mit dem näselnden Ton hatte, in welcher die Kapuziner ihre Bußpsalmen abzusingen pflegen. Sie besangen, wie der Dragoman uns verständigte, die Tugenden ihres Chefs, und die Tapferkeit und Großmuth der französischen Krieger. Wir waren dieser langweiligen Psalmodie bereits herzlich müde, als sieben beduinische Trobadours eintraten. Sechs von ihnen hatten spanische Mandolinen umhängen und der siebente hielt eine Bratsche in der Hand. Auch diese wiederholten die Ceremonie ihrer Vorgänger gegen Se. Hoheit den Bey, und während sie ihre Instrumente stimmten, ging die Dose mit Rosentabak herum, der uns sehr zu Statten kam, da die Ausdünstungen der Turko-Beduinen die Luft des Zeltes ziemlich verunreinigt hatten.

Man hörte schweigend zu; der Bogen kratzte auf den Saiten der Bratsche umher, die Mandolinen seufzten unter den sie pressenden Fingern, und die Kinder der Wüste stimmten mit rauhen kläglichen Kehltönen das Lob des Scheik Mezari an, vormals die festeste Stütze Abd-el-Kaders, und jetzt, seit Frankreich ihm großmüthig eine Pension von 6000 Franken auszahlt, unser Freund. Während der drei Viertelstunden, welche dieses ermüdende Klagelied dauerte, hatten wir gegen ein konvulsivisches Gähnen zu kämpfen, das unsere Kinnladen auszurenken drohte; viele von uns hielten nur mit Mühe die Augen offen, und nur die magische Dose verscheuchte den Schlaf. Endlich traten die Musiker ab, und schon glaubten wir die Sitzung aufgehoben; wir fühlten uns neu belebt, und schickten uns schon an Abschied zu nehmen, als wir zu unserem Schrecken vernahmen, daß wir die Kriegsmusik noch nicht gehört hätten, welche die Kinder der Wüste zum Kampf ermuntert, die Rosse wiehern macht und den Sieg herbeiführt. Der Bey hatte sie, wie der Dragoman uns sagte, bis zuletzt verspart, und wollte uns durchaus eine Freude damit machen. Vergebens erschöpften wir uns in den sinnreichsten Ausflüchten, nichts half, Ibrahim hatte sich nun einmal vorgenommen, diesen glänzenden Abend würdig zu beschließen, und so mußten wir uns denn noch eine halbe Stunde geduldig martern lassen. Plötzlich erschienen jetzt ein Dutzend Virtuosen am Eingange des Gezeltes, einige mit Hautbois mit fünf Löchern, andere mit Schilfpfeifen und einige mit Suppentöpfen in den Händen, aus denen der Boden herausgeschlagen war, und die man, mit Pergament überzogen, zu Tambourins umgeschaffen hatte. Auf ein Zeichen des Chefs begann eine Symphonie; die Hautbois kreischten, die Pfeifen heulten und die Tambourins polterten, daß uns die Ohren gellten, und nun begannen die Beduinen aus vollem Halse zu schreien, die Kamele ließen klagende Töne hören, die erschrockenen Hunde heulten, die Heerden blökten und sogar die Schakals stimmten aus weiter Ferne in dieses höllische Konzert mit ein. Jetzt konnte uns nichts mehr halten, und wir baten um Gnade, die der Bey auch bewilligte. Er schüttelte mit dem Kopfe, Alles verstummte und tiefe Stille folgte auf den gräulichen Lärm.

Es war Mitternacht; wir beurlaubten uns bei dem Bey, der sich heimlich etwas darauf zu Gute thun mochte, solche Pracht vor uns entfaltet und uns so viel Vergnügen verschafft zu haben; wir aber kamen von fürchterlichem Ohrensausen gepeinigt nach Mostaganem zurück, fest entschlossen, uns sämmtlich krank melden zu lassen, sobald dem wackern Ibrahim die Lust wieder ankommen sollte, uns nochmals einzuladen.

Man soll in Amerika die Entdeckung gemacht haben, daß die unter dem Namen Anthracit bekannten Steinkohlen für eine lange Reise ungleich geeigneter seyen, als Holzkohlen und andere Steinkohlengattungen, indem ihr Verbrauch und ihr Gewicht weit geringer seyen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.)

Nr. 227.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 August 1836.

Briefe über den spanischen Krieg. I. *)

Ich erinnere mich kaum einer so lieblichen Sommernacht, als die, in welcher ich mich auf dem Dampfboot Isabella nach Spanien einschiffte; lange schritt ich auf dem Verdeck auf und ab, während wir die ruhige See durchfurchten, und in dem herrlichen Mondlicht den Hafen von Plymouth und das entschwindende Ufer betrachteten. Unsere Gesellschaft bestand aus den Generalen Evans und Alava mit ihrem Stabe, und unter angenehmem Gespräch, bei schönem Wetter und ruhiger See durchschnitten wir die Bai von Biscaya und landeten am 13ten August 1835 Morgens zu Santander, seit welcher Zeit ich Augenzeuge und Mithandelnder in jedem Gefecht war, das die britische Legion oder die christinische Armee bestand. Mit Erlaubniß des Generals Evans, dessen Adjutant ich war, befand ich mich über zwei Monate im Hauptquartier Cordova's, und war also im Stande, von dem eigentlichen Kriegsschauplatz weit mehr zu sehen, als die meisten andern Engländer.

Unser Aufenthalt zu Santander dauerte nicht über 10 Tage, während welcher Zeit der General emsig beschäftigt war, mehrere Regimenter der Legion, die eine Stunde von der Stadt in einem Kloster lagen, zu inspiziren und zu organisiren. Die Truppen waren hier in jeder Hinsicht erbärmlich untergebracht, und die Einwohner schienen keineswegs geneigt, für die Nothdurft und Bequemlichkeit der Truppen irgend etwas beizusteuern, obwohl die Stadt und die ganze Provinz Santander der Sache Isabella's geneigt seyn sollen.

Santander ist die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens; das Land umher ist ausnehmend bergig und die Scenerie äußerst reizend, die Stadt aber klein und schmutzig; doch sind am Quay einige gute, kürzlich erst erbaute Häuser, die hauptsächlich von Kaufleuten bewohnt sind, denn der Handel des Platzes hat sich seit dem Anfang des Bürgerkriegs, wo keine Schiffe mehr in Bilbao einlaufen können, ungemein vermehrt. Der Hafen von Santander ist vortrefflich und kann Schiffe jeder Größe aufnehmen. Auf der der Stadt gegenüberliegenden Seite, im Dorfe Astelero, war früher eine bedeutende Gießerei.

*) Von Major Herbert Byng Hall.

Von Santander gingen wir im Dampfboot Isabella nach San Sebastian ab, und berührten unterwegs Portugalete, um mit dem Gouverneur zu kommuniziren. Es ist eine kleine, unregelmäßig gebaute und unbedeutende Stadt, die am Abhang eines Hügels liegt, und sich bis an die Mündung des Flusses Asua ausdehnt, der von Bilbao herkommt und dort seinen Namen in Ybaizabel umändert. Die Lage dieses Orts ist wichtig, da er die Einfahrt in den Fluß beherrscht, die stets schwierig und häufig gefährlich ist, da die starke Strömung der Fluth eine Sandbarre davor aufgeworfen hat, und bei niederem Wasser die Brandung so stark ist, daß nicht einmal Boote daselbst sicher einlaufen können. Die Stadt ist für den Augenblick durch Schießscharten und Barrikaden in Vertheidigungsstand gesetzt, sonst aber durchaus nicht fest.

Das Dampfboot Reyna Gobernadora ging in derselben Nacht von Santander ab, und nahm fast sämmtliche Truppen der Legion, mit Ausnahme der kürzlich erst aus England angelangten, an Bord. Wir wurden zu San Sebastian mit mehr Enthusiasmus empfangen, als zu Santander, obwohl ich nicht sagen kann, daß uns in einem dieser beiden Orte sonderliche Hülfe und Freundlichkeit zu Theil geworden wäre. Wir fanden hier das erste und zweite Regiment der Legion, die vor etwa einem Monat unter Kommando des Brigadiers Chichester, früher Majors im 60 Regimente, angekommen waren, und erstaunten nicht wenig über die Fortschritte, welche die beiden Korps in Organisation und Disciplin gemacht hatten.

Das Erstemal, wo ich die Carlisten in größerer Anzahl und im Gefecht sah, war am Sonntag den 30sten August; über dieß unbedeutende Gefecht ist viel gesprochen worden, ich habe aber in keinem englischen Blatte eine richtige Schilderung davon gefunden. Die Carlisten hatten seit mehreren Tagen schon Verschanzungen aufgeworfen auf der gegen San Sebastian zu liegenden Seite eines konischen Hügels, der, eine Legua von der Stadt und unmittelbar über der Venta von Oriamendi gelegen, die große Straße nach Ernani vollkommen beherrscht; letztere kleine Stadt liegt auf einer kleinen Anhöhe inmitten eines weiten Thales hinter der Venta, und ist auf der Südseite durch die felsigen Höhen von Santa Barbara geschützt. Die

große Straße von Vittoria über Tolosa nach Frankreich geht durch diese Stadt. Obgleich ich mich im Stabe des Generals Evans befand, und also Gelegenheit genug hatte, seine Absicht zu erfahren, so kann ich doch mit Grund behaupten, daß er nicht im Sinne hatte, eine starke Rekognoscirung vorzunehmen, und die Offiziere der Legion wußten so wenig, daß sie mit dem Feind zusammentreffen sollten, daß, als am 29sten Abends der Befehl bekannt gemacht wurde, am folgenden Morgen um 9 Uhr auf dem Glacis zur Parade zu erscheinen, die meisten dieß nur für eine Kirchenparade ansahen, und wie bei den englischen Regimentern Sitte ist, in Gallauniform dabei erschienen. Die Mannschaft hatte gefrühstückt, sonst aber keine Rationen erhalten, und waren ohne Tornister, Beweis genug, daß er noch in der Nacht oder sogar noch Nachmittags nach San Sebastian zurückkehren wollte, um so mehr als die Truppen kaum mehr Munition bei sich hatten, als sie gewöhnlich in den Patrontaschen mit sich führen. Als die Truppen der Legion nebst dem spanischen Regiment San Fernando und einem Bataillon Chapelgorris sich in Marschkolonnen gebildet hatten, zogen wir auf der großen Straße gegen die Venta von Oriamendi zu.

Etwa 500 oder 1000 Schritte von den Verschanzungen des Feindes schickte das Regiment San Fernando und die Chapelgorris eine Schützenlinie vor, und sie kamen bald ins Gefecht, indem der Feind hinter seinen Verschanzungen ein furchtbares Feuer auf sie eröffnete, und sich dann zurückzog; so gelang es ihnen binnen weniger als einer halben Stunde die feindliche Flanke zu umgehen und sich des Hügels oberhalb der Venta zu bemächtigen. Dieß war das Erstemal, daß ich die Carlisten im Gefecht sah, und ich wußte damals noch nicht, daß ihre Hauptstärke darin besteht, sich fechtend zurückzuziehen, und, wenn sie irgend Gelegenheit finden, dem Feind in die Flanke oder den Rücken zu fallen; diese Regel befolgen sie unwandelbar, wenn immer, was häufig der Fall ist, die Christinos nach einem Gefecht sich auf eine Stadt oder ein Dorf zurückziehen müssen, um dort ein Unterkommen zu finden. Auf diese Art verlieren sie vergleichungsweise wenig Leute, wogegen, wenn sie festen Stand halten wollten, ihr Verlust wahrscheinlich bedeutend wäre; auch läßt sich solchergestalt nicht leicht ein entscheidender Vortheil gegen sie gewinnen.

Die Chapelgorris nebst dem Regimente San Fernando zerstörten die Befestigungen des Feindes und folgten demselben mit vielem Muthe durch das Thal, in welchem die Stadt Ernani liegt, bis sie die Höhen von Santa Barbara erreichten, wo sie lebhaften Widerstand fanden, denn hier waren die Carlisten theils durch die Natur des Bodens, theils durch Felsen gedeckt. Es war nie der Wunsch des Generals Evans gewesen, daß die spanischen Truppen, welche von El Pastor oder Jaureguy *) kommandirt waren, so weit vorrücken sollten; da dieß aber einmal geschehen war, so ließ er das erste Regiment der britischen Legion zu ihrer Unterstützung nachrücken, und stellte die andern in Reserve auf in einer Stellung, welche das ganze Thal und die Stadt Ernani beherrschte; er selbst ging mit seinem Stab bis zu den Schützen vor, um seine Stellung genauer in Augenschein zu nehmen. Jetzt faßte General Evans den Entschluß Ernani zu besetzen, denn noch befand sich kein Bataillon des Feindes darin; in dieser Absicht sandte er einen Stabsoffizier nach San Sebastian zurück, um Rationen und mehr Munition kommen zu lassen, so wie den Ueberrest der Legion herbeizurufen. Hierin wurde er indeß durch den Grafen Alava gehindert, der zur Stelle und der ältere im Kommando war, so wie durch Jaureguy, der damals noch nicht unter dem unmittelbaren Befehl von Evans stand, und mit Alava es für nöthig hielt, die Legion nach der Stadt zurückzuführen.

Die spanischen Truppen hatten ihre Munition größtentheils verschossen, und die Nacht brach ein; nichts desto weniger zogen wir uns in größter Ordnung in die Stadt zurück. Die britische Legion hatte zwei oder drei verwundete Offiziere, unter denen ich mich selbst befand, und 20 todte und verwundete Gemeine. Die spanischen Truppen hatten mehr gelitten, die Carlisten aber wegen ihrer genauen Kenntniß des Landes und der Raschheit ihrer Bewegungen, wie es scheint, sehr unbedeutend: es waren meistens Bataillone aus der Provinz Guipuzcoa und von General Gomez befehligt.

(Fortsetzung folgt.)

Alpenreisen.

Alpenstraßen. — Die Crevola-Brücke. — Varzo's Dialekt. — Wasserbeschädigungen im Jahre 1834.

(Schluß.)

Uebrigens darf man sich freilich nur an die Entstehung eines solchen Werks erinnern, um es erklärlich zu finden, daß Piemont eben keinen großen Werth darauf legt, eine Militärstraße für fremde Truppen zu unterhalten, oder einigen eleganten Touristen zu Gefallen, die ihr „Italien" machen wollen, jedes Jahr Tausende seiner vollwichtigsten Zechinen zu opfern. Napoleon schien durch Ceard's Leistung zu sagen: il n'y a plus d'Alpes! so wie Ludwig XIV oder vielmehr Richelieu gesagt

*) Jaureguy ist der britischen Legion zugegeben, und seine große Kenntniß des Landes und der Einwohner machen seine Anwesenheit bei allen Vorfällen äußerst wünschenswerth; seine Festigkeit und sein offenes, männliches Wesen machte ihn bei den Engländern ungemein beliebt. Er ist von Mittelgröße, stark gebaut, und neigt sich zur Korpulenz; seine offene, gefällige Miene zeugt von Gutmüthigkeit, seine kleinen, aber glänzenden Augen mit der hohen breiten Stirne von Entschlossenheit. An seiner Seite hängt stets ein großer, schöner Säbel, auf den er nicht wenig stolz ist, und nicht mit Unrecht, denn er wurde in Tolosa, ganz in der Nähe seines Geburtsdorfs, verfertigt, und ihm, dem damaligen Guerillachef, für seinen patriotischen Eifer in dem Unabhängigkeitskriege von den Einwohnern zum Geschenk gemacht, welche ihn durch allgemeine Subscription angekauft hatten. Er ist stets mild in seinem Benehmen, entschlossen und unwandelbar in seinem Verhalten, und dabei aufrichtig im hohem Grade, zwei große Tugenden an einem Spanier. In der christinischen Armee scheint man seine militärischen Talente nicht hoch anzuschlagen, doch scheint Eifersucht über den hohen Rang, den er, der Plebejer, in der Armee erreichte, dabei im Spiele zu seyn.

hatte: il n'y a plus de Pyrenées! nebenbei wollte er seines Nachruhmes wegen dadurch vielleicht Alles verdunkeln, was die Fabeln jener Graecia mendax oder Roma mendacior uns von ihren Tagen erzählten; und fast sechs Jahre hindurch *) wurden keine Kosten fremder Kassen gespart, diesen Zweck zu erreichen. Unser Simplonweg mag dagegen heut in den Augen manches Kurzsichtigen fast nur für ein im Verfall befindliches Schaustück gelten, denn für Armeen ist er, Gott sey Dank, wenigstens für den Augenblick nicht bestimmt. Als Handelsstraße kann man ihn eben so wenig betrachten, da piemontesische und lombardische Mauthen ihn den Fabrikwaaren verschließen und seine geographische Lage ihn für den Welthandel überhaupt unwichtig macht. Unter-Wallis, Waadt und Genf haben durch diese Straße zwar den nächsten Vortheil, Hoch-Oberwallis aber leidet darunter und Piemonts Regierung fände nach dem Geäußerten wirklich ihre Rechnung eher darin, sie eingehen als für lange Dauer gesichert, und dadurch den Mont-Cenis beeinträchtigt zu sehen.

Man hat es befremdend gefunden, daß die beiden obersten Zehnden des Wallis das Riesenwerk nicht mit so günstigen Augen betrachten, als mancher heutige Reisende; aber dem ganzen Bezirk vom Rhonegletscher bis nach Brieg wurden dadurch so tiefe Wunden geschlagen, daß sie nur dann vielleicht zufrieden wären, wenn Piemont den Bau wirklich gänzlich in Verfall gerathen ließe. Nächst der Viehzucht lebte früherhin Ober-Wallis insbesondere von dem Ertrage der Saumfrachten über den Simplon und Griesgletscher, über die Grimsel, Furka und den Gotthard. Fast jeder Bauer hatte mehrere diesem Zweck allein gewidmete Saumrosse, die seinen Unterhalt mehr sicherten, als der durch Lawinen und Ueberschwemmungen stets gefährdete und sehr vereinzelte Ackerbau. Mit der Eröffnung des Simplon hörte natürlich alles Säumen über denselben auf; aber es nahm selbst über jeden andern Alpenpaß ab, da viele Frachtgüter sogleich auf der bequemern oder mehr sichern Straße verführt wurden, wenn dieß auch etwa mit Umwegen zu geschehen hatte. Die Ober-Walliser Bauern mußten nun die Saumrosse verkaufen, die bisher in gewisser Beziehung ebenfalls als ihre Melkkühe gelten konnten, und waren größtentheils wieder allein als Aelpler anzusehen, jedoch als solche, die bereits vom Baum der Erkenntniß, nicht des wahren, sondern des irdischen Treibens gekostet hatten, und deßhalb nicht mehr zu mittelalterlicher Sitteneinfachheit zurückzukehren vermochten; zumal da diese nun immer mehr durch Reisende beeinträchtigt wurde, die nicht stets wie Jean Jacques in geistreicher Gutmüthigkeit, sondern häufig als Spekulanten kamen.

Bei den seit Napoleons Sturz wieder ganz geänderten politischen Verhältnissen jener Staaten, durch welche die Straße läuft, die Lombardei, Piemont, Kanton Wallis und Kanton Genf, die jetzt vier verschiedene Herren, mit eben so verschiedenen Interessen angehören, während sie sonst nur Einen Gebieter hatten; bei dieser heutigen Lage der Dinge hat die Simplonstraße sich, man möchte sagen, fast schon überlebt; nur durch unangemessene Opfer, folglich durch einen unnatürlichen, eine Art Zwangszustand wird sie mühselig, beinahe nur noch Ehren halber aufrecht erhalten. Und ob zwar Piemont jetzt das reichste Land an schönen Bergstraßen ist, so bedenke man, was jede einzelne derselben zu unterhalten kostet. Seit dem ersten Frieden von Paris sah sich der König von Sardinien, dem Piemont zurückgegeben worden, im Besitz vieler großen durch Napoleon geschaffenen Alpenstraßen, d. h. des Mont-Cenis, in dem Thale des Arc über Lans-le-Bourg bis Turin; des Simplon, von Gondo bis Sesto Calende; des großen St. Bernhard im Aostathale; des kleinen St. Bernhard von Montmelian bis Aosta; des Mont-Genevre von dem höchsten Punkte des Gebirges bis in die Ebenen des Po; des Col de la Croix, vom Mont-Dauphin bis Pignerol; der Passage des Monte-Viso, von der Durance bis zu den Quellen des Po; des Col de l'Argentiere, von Barcelonette bis Coni; der Straße des Var, von Entrevaux bis Nizza; des Col de Tende, von Nizza nach Turin und endlich der Cornicke, von Nizza bis Genua.

Reise vom norwegischen Gebirge Fillefjeld nach Bergen.

2. Fahrt auf dem Fiord und Reise im Thal.

Jch kehre zur Fortsetzung unserer Reise von Leerdalsören zurück. Nachdem wir also bei Herrn Hansen ein vortreffliches Frühstück eingenommen und dessen gefällige Einladung zum Mittagessen, so sehr anlockend solche auch war, abgelehnt hatten, schickten wir uns zur Weiterreise auf dem langen Meerbusen an. Herr Hansen und sein Schwager geleiteten uns sehr artig bis zu dem grünen Meeresspiegel des großen Sognefiord, der unmittelbar hinter der letzten Marktbude begann, woselbst schon ein kleines Ruderboot mit einem Segel und zwei Ruderern zu unserer Aufnahme in Bereitschaft lag. Die mancherlei Erzählungen von den Stürmen in diesem Meerbusen, der von gewaltigen Felswänden eingeschlossen ist, welche jede Rettung starr von sich abweisen, dazu der Anblick dieses einzigen Fahrzeuges gegen die große Wasserfläche, welche im bewegten Zustande mit ihren kurzen spitzen Wellen ein leichtes gefährliches Spiel mit demselben treiben sollen, dieß Alles wäre nicht geeignet gewesen uns sehr froh und munter zu stimmen, wenn nicht der heitere Scherz unseres Wirthes und seines Schwagers die düstern Wolken verscheucht hätten, welche sich in unserer Phantasie zu heben begannen. Dazu kam jedoch noch, um uns fast gänzlich sorglos zu machen, ein heiterer blauer Himmel, wozu sich eine drückende Hitze und so stille Luft gesellte, daß der große Wasserspiegel ohne alle Bewegung so fest und starr da lag, wie die umgebenden Gebirge.

Mein alter treuer Bauer, der mich nun seit einigen Tagen mehr als 20 Meilen weit über die Gebirge gebracht hatte, fuhr noch zuletzt mein kleines Gepäck bis ans Meer, um sich hier von mir zu trennen. Das große Vertrauen, welches er in meine Berechnung seines Fahrlohnes setzte, da er die Meilenzahl der zurückgelegten Strecke nicht kannte, ferner seine ungeheuchelte Dankbarkeit, als ich ihm außerdem noch ein Trinkgeld gab, auf das er gar nicht gerechnet zu haben schien, nahmen mich so für ihn ein, daß mir der Abschied von ihm ordentlich rührend

*) Ecard selbst ist der Meinung, der Bau habe sich etwas zu lange verzögert; aber, fügt er hinzu: je ne l'attribue pas à un défaut d'administration, mais bien au défaut de subordination.

vorkam, um so mehr, wenn man an unsere Lohnfuhrleute gewöhnt ist, deren Benehmen genau nach der Größe des zu erwartenden Trinkgeldes abgewogen ist.

Mittags 12 Uhr fuhren wir also in einer großen Hitze über den glatten Spiegel des Meerbusens hinweg, dessen ruhiges Wasser bei dem hellen Sonnenschein eine auffallend schöne grüne Farbe zeigte, und uns, über 15 geographische Meilen von der Nordsee entfernt, erkennen ließ, daß wir uns, obgleich noch tief im Land, schon auf ihrem Wasser befanden. Es ist der längste Meereseinschnitt, den die See in der norwegischen Küste macht, indem er mit einer nördlichen Verzweigung dem Lyder Fjord wohl einige 20 geographische Meilen tief ins Festland eindringt.

Man hatte für mich ein weiches Heulager im Hintertheile des Bootes bereitet, auf dem ich ausgestreckt sehr bequem lag, während mir gegenüber meine beiden Ruderer schweißtriefend arbeiteten. Es war ein bejahrter und ein junger Ruderer, die vor mir in der gräßlichen Hitze ununterbrochen arbeiteten. Es ist Vorschrift der Regierung, daß immer ein erfahrner Bootsmann bei der oftmals gefahrvollen Fahrt dabei seyn muß. Wir hatten eine Strecke von 4½ norwegischen Wassermeilen bis Station Gudvangsören zurückzulegen, und da die norwegische Wassermeile noch größer als die Landmeile ist, diese aber schon 1½ deutsche Meilen beträgt, so hatten wir also eine Strecke von circa 7 deutschen Meilen vor uns. Ich zahlte für diese Fahrt nach Vorschrift 1 Spezies und 8 Mark (52½ Silbergroschen).

Der Meerbusen erscheint gleich anfangs sehr breit, daher die beiden hohen Felsufer nicht so hoch aussehen als sie sind. Beide sind bis oben hinauf ganz kahl, und das rechte hat, entblößt von jeder grünen Bedeckung, eine abschreckend weißgraue Farbe. Vor uns im Hintergrund erblicken wir hohe Schneegebirge.

Zuweilen, jedoch nur selten, erscheint am Fuß jener kahlen Ufer ein vorspringender schmaler Wiesenstrand, auf dem hie und da ein kleines Gehöft liegt, auch erblickt man an der Felswand selbst eine schmale Wiesenterrasse mit einem Wohnhause, das eine erhabene Lage über dem Wasserspiegel hat.

Als wir beim Gehöft Rossnoes, wo der Meerbusen eine Hauptwendung links macht, um die gewaltig steile und hohe Felsecke bogen, erhob sich plötzlich zu unserem Schrecken und zur Freude unserer Ruderer ein Wind, denn nun konnten sie die Ruder weglegen und das Segel spannen. Unser kleines Boot, was bis dahin so ruhig über den ebenen Spiegel hinwegglitt, fing an heftig zu schwanken, als ein leichtes Spiel der kurzen und spitzen Wellen. Es schien, als wenn bei dieser Wendung in dem eigentlichen großen Sognefjorden alle Schrecknisse der gefahrvollen Wasserreise zusammentreffen sollten, denn wir sahen uns mit einem Mal von furchtbaren Felswänden eingeschlossen, die ganz schroff zu einer Höhe von 2 bis 3000 Fuß aufsteigen, vielleicht eben so tief ins Wasser hinabschießen, und nirgends eine Landung und Rettung in Gefahr verstatten. Nirgends erblicken wir eine Wohnung, keinen Baum, nichts als die himmelhohen nackten schwarzgrauen Felsen, die sogar das Wasser verfinstern, dessen dunkle Wellen, von keinem Sonnenlicht erleuchtet, sich trübe fortwälzen. In der finstern Riesenkluft herrscht oft eine verhängnißvolle Stille, dann erheben sich plötzlich aus den wilden Schluchten und Zerklüftungen heftige Windstöße, ein schneller Sturm saust zwischen den Felswänden, das Wasser kräuselt sich in kurzen schwarzen Wellen, die sich pfeilschnell jagen, und oft verunglücken die kleinen Segelboote. Beide Ufer drohen dann mit gleicher Gefahr, und mit ängstlicher Sorgfalt sucht man sich von beiden entfernt zu halten. Eine frappante Erscheinung gewähren hier die Wasserfälle. Man denke sich längs der 2 bis 3000′ hohen dunkeln Felswand einen weißschäumenden Strahl hinabschießen. So erblickten wir mehrere, bald schmaler, bald breiter, aber das schaukelnde Fahrzeug stört in der ruhigen Betrachtung dieser seltenen und erhabenen Naturscenen. Da die ungeheuren Felswände in verschiedenen, oft plötzlich wechselnden Richtungen streichen, so ist auch der Windzug veränderlich, deßhalb kann das Segelboot nicht in der einmal angenommenen Direktion bleiben. Die Segel müssen öfter nach der sich verändernden Richtung des Windes herumgeworfen werden, und wenn hierin der passende Moment versäumt oder zu früh ergriffen wird, so ist das Umschlagen des kleinen Fahrzeuges sehr leicht möglich. Nur die große Gewandtheit und Sicherheit, welche die Leute bei dieser Prozedur zeigen, gewährt einigermaßen Beruhigung. Um unsere Lage noch schlimmer zu machen, mußte unglücklicherweise die alte Mütze des einen Ruderers ins Wasser fallen. Wir boten ihm den doppelten und dreifachen Werth, wenn er sie fahren lassen wolle, allein er war wie besessen auf dieß zerlumpte Kopfgestell, und so ward mit vermehrter Angst das Fahrzeug umgewandt, auf die Mütze förmlich Jagd gemacht, und triumphirend zog er sie wieder heraus.

Wir bogen hierauf abermals links und zwar aus dem großen Sognefjord heraus in eine südliche Verzweigung desselben, dem Nereimsfjord, hier ward es plötzlich wieder still, und da unsere Bootsleute noch immer, allein vergeblich auf Wind hofften, so ließen sie die Segel aufgespannt, wobei wir aber nicht von der Stelle kamen, bis wir ihnen endlich befahlen, die Ruder wieder zu ergreifen, was auch ohne Widerrede sogleich geschah.

Je weiter wir in den Nereimsfjord hineinfuhren, desto enger und dunkler ward er, und die beiden Felswände schienen immer höher zu steigen und sich über unsern Köpfen zu schließen. Desto greller und zauberhafter erscheinen die Wasserfälle, die an der ungeheuren Wand weißschäumend herabschossen. Zuletzt wird die Kluft so dunkel, daß wir uns nach einem baldigen glücklichen Ausgang sehnten. Siehe da! wir trauen kaum unsern Augen, erscheint in dieser furchtbaren Felsspalte ein dicht geschlossener Wohnort von 30 bis 40 Wohnhäusern, die dicht beisammen und knapp auf einem kleinen flachen Wiesenstrande liegen, der sich am Fuß jener ungeheuren Wand entlang zieht. Wir fanden bald darauf, diesem gegenüber, einen zweiten Ort mit 15 bis 20 Wohnhäusern. Ob hier wohl Menschen wohnen können? fragten wir uns gegenseitig mehrere Mal. Wovon und wie leben hier die Menschen, in dieser Felswüste, die jeder Verbindung mit der übrigen Welt (wenigstens zu Lande) ganz entbehren, die das Sonnenlicht selbst im Sommer nur wenige Stunden täglich genießen, und also den Reiz der langen Sommertage des Nordens nicht genießen? Je weiter wir in den Nereimsfjorden hineinfuhren, desto zahlreicher wurden die Wasserfälle von beiden Seiten, darunter einige mit stärkern Wassermassen imposante Schauspiele gewähren wegen der furchtbaren Höhe von einigen tausend Fußen, von der sie herabstürzen. Späterhin erscheinen auch noch einzelne Wohnhäuser hart am Fuß der ungeheuren Felswände. Sie sind klein, sehr einfach, und geben in ihrem ganzen Aeußern die große Dürftigkeit und Armuth zu erkennen, von denen ihre Bewohner gedrückt sind. (Forts. folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 228.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 August 1836.

Die asiatische Gesellschaft in Calcutta.

Die Gesellschaft hielt den 6ten Junius ihre jährliche Sitzung, und der Sekretär legte ihr den Bericht über das Jahr 1835 vor. Die besondere Lage, in welcher sich die Gesellschaft befindet, erfordert einige vorläufige Bemerkungen. Die asiatische Gesellschaft in Calcutta erschien bei ihrer Errichtung plötzlich wie ein glänzendes Meteor, die Reden von Sir William Jones, in denen er das unermeßliche Feld von Erforschungen, das vor ihr lag, mit so hellen Farben beschrieb, die Hoffnung eines unerwarteten Lichtes, das sich von Indien über die ganze alte Geschichte ergießen würde, und der Enthusiasmus, mit dem diese neuen Studien die Welt erfüllten, machten die Gesellschaft zur ersten in der Welt. Ihre Verhandlungen wurden in England durch einen doppelten Nachdruck, in Deutschland und Frankreich durch Uebersetzungen verbreitet, und jedermann kennt die Revolution, die sie fast in allen gelehrten Studien hervorgebracht haben. Aber nach und nach verlor die Gesellschaft ihren ersten Impuls, Jones, Colebrooke und andere ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder starben oder verließen Indien, und es bildeten sich neben ihr neue Mittelpunkte orientalischer Studien, welche die öffentliche Aufmerksamkeit theilten. Die großartigen Anstalten von Lord Wellesley in Fort William, der große Aufschwung der orientalischen Literatur in Frankreich, Deutschland und Rußland, die Bildung der chinesischen Gesellschaften von Batavia, Bombay, Madras, Paris und London, die Errichtung der Kommission für öffentliche Erziehung in Calcutta, die indische hohe Schule von Haileybury u. s. w. verdunkelten die Gesellschaft in Calcutta, die zwar noch immer ein bedeutender Nationalpunkt blieb, aber nicht mehr das ausschließende Interesse, wie zuvor, erregte. In den letzten Jahren schien sie ganz zu sinken, und sie erklärte mit dem 18ten Bande ihre Verhandlungen für geschlossen, da ihre Mittel ihr nicht erlaubten die Herausgabe derselben fortzusetzen. Allein der pietistische Fanatismus, welcher in der Regierung von Bengalen fast plötzlich die Oberhand erhielt, und die Zerstörung aller Etablissements für orientalische Gelehrsamkeit durchsetzte, änderte auf der Stelle die Lage der Gesellschaft. Sie sah sich wieder auf Einmal die einzige Stellvertreterin der Wissenschaft in Indien, und sie nahm ihre Rolle wieder auf, mit derselben Energie, die sie im Anfang ihrer Laufbahn gezeigt hatte. Sie zögerte nicht den Druck der von der Regierung aufgegebenen orientalischen Werke aufzunehmen, und die zwei ersten Bände des Mahabharat, die Chronik von Caschmir, der erste Band des medicinischen Werkes Susruta, und der sechste und letzte Band der Fetawa Alemgiri wurden im Laufe des Jahres vollendet. Der Erfolg hat ihre Erwartungen übertroffen, die bisherigen Druckkosten betrugen 4700 Rupien, und der Ertrag der Subscriptionen erhob sich auf 8070 R., welches größtentheils der Liberalität des Gouvernements zu danken ist, das 60 Ex. der Fetawa übernahm.

Die Gesellschaft hat sich noch nicht im Stande gesehen, den Druck einer neuen Reihe von Verhandlungen anzufangen, damit sie aber doch nicht ganz ohne Organ bleibe, gibt der Sekretär derselben, James Prinsep, seit 4 Jahren das Journal of the Asiatic Society of Bengal heraus. Es bildet jährlich einen Band von 40—45 Bogen mit 40—50 Kupfertafeln. Es hat zwar keinen Raum für ausführliche Abhandlungen, wie die, welche in den ehemaligen Verhandlungen der Gesellschaft Raum fanden, hält aber den Leser mit allen wissenschaftlichen Entdeckungen irgend einer Art, die in Indien gemacht werden, auf dem laufenden. Eine große Menge alter Inschriften, Münzen und Monumente sind in ihm erschienen und erklärt werden, es hat eine Menge geographischer Berichte über wenig bekannte Länder und Völkerstämme gegeben, ein großer Theil ist chemischen Analysen indischer Mineralien u. s. w. gewidmet, es enthält meteorologische und barometrische Tabellen, geologische Entdeckungen u. s. w., kurz es bildet die getreuesten Jahrbücher der Europäer in Indien, und sollte in keiner öffentlichen Bibliothek fehlen, da es zahlreiche Materialien für Studien aller Art enthält, welche sonst nirgends gefunden werden. Sein Preis ist mäßig, und beträgt in London 1½ Pfd. St. jährlich. Es ist auf keine Speculation dabei gerechnet, denn es bezahlt seine Kosten nicht; der Herausgeber hat seine Bilanz von den vier ersten Jahrgängen angegeben, sie lautet so:

Druckkosten	. . . . . .	11,296 Rupien
Kupfer	. . . .	3552 —
Korrespondenz und Transport		3436 —
	im Ganzen	21,385 —

der Ertrag belief sich dagegen nur auf 20,868 Rupien, worunter überdieß noch 2851 R. für rückständige Subscriptionen sind, welche wohl größtentheils nie bezahlt werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß europäische gelehrte Anstalten dem verdienstreichen Herausgeber durch ihre Subscriptionen wo nicht diese Opfer ersparen, doch wenigstens das Interesse zeigen, das sie an seinen uneigennützigen Bemühungen nehmen. Denn alle Europäer im Orient haben in ihren wissenschaftlichen Arbeiten nur das gelehrte Europa im Auge, wenn dieses ihnen seinen Beifall versagt, so werden sie bald der undankbaren Mühe satt.

Briefe über den spanischen Krieg. I.

(Fortsetzung.)

Die Anstrengungen des Tages warfen mich in einen tiefen Schlaf, der bis an den Morgen nach diesem unbedeutenden Gefecht dauerte, in welchem die jungen Truppen der Legion trotz ihrer erst seit Kurzem erfolgten Formirung viel Entschlossenheit und Muth zeigten. Als ich aufgestanden war, erfuhr ich, es seyen Depeschen angelangt, daß die Carlisten die Höhen unmittelbar über der Stadt und in der Nachbarschaft von Bilbao mit bedeutender Macht besetzt, und bereits alle Verbindung mit Portugalete vermittelst des Flusses abgeschnitten hätten; selbst auf das Boot einer englischen Kriegsbrik war von den Höhen von Aspi aus, auf dem rechten Ufer des Flusses, etwa eine halbe Legua von Portugalete, gefeuert, zwei Mann getödtet, und der Lieutenant schwer verwundet worden.

Die Nachricht, daß die Kommunikation abgeschnitten, und die Stadt der Gefahr einer zweiten Belagerung ausgesetzt sey, bestimmte General Evans, mit allen Truppen unter seinem Befehl aufzubrechen; zu dem Ende wurden zwei Bataillone der Legion noch an demselben Tage nach Portugalete eingeschifft, und der General, sein Stab, und der Rest des Hülfskorps folgte in wenigen Tagen. Wir kamen am Morgen des fünften Septembers zu Portugalete an, und brachten hier 3 bis 4000 Mann zusammen. Mit dieser Macht hoffte General Evans eine Verbindung mit den Generalen Espetero und Espeleta herzustellen, welche durch das Thal von Mena und Valmaseda gegen Somorostro zur Befreiung Bilbao's heranzogen. Die Carlisten warteten aber die Ankunft dieser kombinirten Streitmacht nicht ab, sondern zogen sich am folgenden Tage aus der Nachbarschaft von Bilbao nach Arrigoriaga und den benachbarten Dörfern zurück. Espetero und Espeleta zogen deßhalb ohne einen Schuß zu thun in der Stadt ein, und die Legion marschirte am folgenden Morgen eben dahin: ein Regiment nahm sein Quartier im Kloster Santa Clara, die andern in der Stadt, mit Ausnahme der Jäger unter General Rottenburg, welche zu Sarosa blieben, auf dem linken Ufer des Asua, halbwegs zwischen Portugalete und Bilbao, ein anderes Regiment blieb zu San Mames, eine halbe Legua von letzterer Stadt. Nur mit der größten Schwierigkeit konnte man Bettzeug für unsere Leute bekommen, und selbst an Stroh mangelte es so sehr, daß ein großer Theil der Truppen auf dem Pflaster und ohne alle Decke kampiren mußte.

Bilbao ist die Hauptstadt der Provinz Biscaya: seine Lage an den Ufern des Asua, welche von ziemlich großen Schiffen von Portugalete an, eine Strecke von drei Stunden, befahren werden kann, ist höchst malerisch. Mitten in dem grausamen, unglücklichen Bürgerkrieg, der von seinen Mauern ausging, verhält es sich ruhig in seinem kleinen, aber reichen und lieblichen Thal, umgeben von hohen bewaldeten Bergen. Die Stadt selbst ist klein, die Straßen eng, aber sehr rein, da kein Wagen in der Stadt fahren kann. Die Häuser sind sehr hoch, und meist von mehrern Familien bewohnt, welche die einzelnen Stockwerke inne haben, von denen die höhern für die bessern gelten. Bilbao war früher und ist auch noch jetzt ohne seinen Handel eine der reichsten Provinzialstädte und vorzüglich eine der wohlfeilsten, denn alle Lebensbedürfnisse sind im Ueberfluß vorhanden und sehr wohlfeil. Als militärischer Punkt bedeutet sie gar nichts, da sie rings von Bergen umgeben ist, von denen einer die Stadt beherrscht; wäre Zumala-Carreguy nicht umgekommen, so wäre sie gewiß in die Hände der Carlisten gefallen. Bei unserer Ankunft fanden wir nur einige temporäre Verschanzungen und Barrikaden, und nur den großen Bemühungen und unablässigen Bitten des General Evans gelang es, daß sie während der zwei Monate, wo die Legion hier in Garnison lag, in ordentlichen Vertheidigungsstand gesetzt wurde. Wenig Dank verdienten jedoch hiebei die Einwohner und die öffentlichen Behörden, von denen man kaum einen Piaster erhalten konnte, um die Kosten der Befestigung der Bandirahöhe oder des Signalpostens, welche die Stadt ganz beherrscht, und den Fluß gegen Portugalete zu bestreicht, decken zu können; es war in jeder Beziehung ein vorzüglicher Punkt, um ein zur Vertheidigung der Stadt bestimmtes Werk daselbst zu errichten. Nicht minder wichtig war der Punkt „el morro,“ welcher die neue Brücke beherrscht, die auf die Straße nach Durango und Orduña führt. Nur durch Drohungen und Bitten, und großentheils auch durch englische Hülfe, gelang es endlich, diese Werke zu vollenden, und dadurch die Wohnungen und das Eigenthum der Einwohner von Bilbao wenigstens gegen augenblickliche Anfälle zu schützen.

Ich verließ Portugalete mit dem General in dem Dampfboote Mazeppa, das bei hohem Wasser bis Bilbao hinauffahren konnte. Bei unserer Ankunft wurden wir von dem Grafen Mirasol, dem Gouverneur der Stadt, den Generalen Espetero und Espeleta empfangen, und von ihnen in das Haus von Don Juan Uhagon geführt, welcher einer der Deputirten der Provinz Biscaya war, aber seitdem aus unbekannten Gründen resignirte, und sich jetzt zu Bayonne aufhält. Da ich mit Graf Mirasol und den beiden Generalen während meines Aufenthalts in Bilbao öfters zusammenkam, und ihre nähere Bekanntschaft machte, so kann ich eine ziemlich genaue Schilderung von ihnen entwerfen.

Graf Mirasol ist von Person außerordentlich klein, so sehr, daß, als er während eines Gefechts unglücklicherweise in die Hände der Carlisten fiel, er seinen in der spanischen Armee ausnehmend einfachen Generalsrock auszog, sich für einen Trommler ausgab, und so sein Leben rettete, sonst wäre er ohne allen Zweifel erschossen worden; er selbst hat mir den Vorfall mehreremale erzählt. Sein Benehmen ist sehr gebildet und fein, und er ist einer von den wenigen Generalen, die in ihren Wünschen und Bemühungen für die Sache, die sie ergriffen haben, aufrichtig sind. Die Vertheidigung und Erhaltung Bilbao's bei der letzten Belagerung verdankt man durchaus seinen Anstrengungen und seiner Tapferkeit, und ich habe ihn in der Armee als einen tapfern Offizier und guten General schildern hören, obwohl es ihm an Selbstvertrauen fehle. Er hat jetzt seine Stelle als Gouverneur von Bilbao aufgegeben, oder ist entfernt worden, aus welchem Grunde weiß ich nicht, da Intriguen, Eifersucht und Ränke in Spanien Alles beherrschen.

Ueber Espetero kann ich meine Ansicht mit größerer Sicherheit geben, da ich mehr Gelegenheit hatte, seinen Charakter kennen zu lernen, auch habe ich von ihm viel Freundlichkeit und Gastfreiheit erfahren auf einem langen Marsche von Bilbao durch das Thal von La Mena nach Miranda del Ebro, wo ich ihn als Gast begleitete. Er ist von mittlerer Größe und hager, seine Gesichtsfarbe und seine Haare sind ausnehmend dunkel, und sein schwarzer Backenbart vereint mit einem besondern Glanz der Augen geben ihm einen Anstrich von Wildheit, der mit seinem natürlich milden Charakter nicht übereinstimmt. In Gefechten und andern schwierigen Lagen zeigt er ausnehmend viel persönlichen Muth und Entschlossenheit. Gegen seine Soldaten ist er sehr freundlich, denkt immer eher an ihre Bedürfnisse, als seine eigenen, und ist nicht sehr skrupulös solche zu befriedigen; darum ist er bei seinen Soldaten sehr beliebt. Aber diese guten Eigenschaften werden ziemlich aufgewogen durch seine Unbesonnenheit, seinen Mangel an taktischen Kenntnissen und allgemeiner Bildung, eine weit gehende Spielwuth, und eine Kälte des Herzens, daß er Schlächtereien wie ein Vergnügensschauspiel betrachtet. So ist Espetero, der sich in Amerika vielfach auszeichnete, gegen die Carlisten indeß noch nicht besonders glücklich war.

Mit Espeleta bin ich nicht so genau bekannt, als mit Espetero und Graf Mirasol, obwohl ich auch mit ihm öfters zusammenkam. Er befehligt die Reservearmee, und ist ein Schwager des (gewesenen) Kriegsministers Almodovar, wahrscheinlich der einzige Grund, weßhalb er sich in diesem Kommando befindet, denn er ist durchaus nicht geeignet dazu. Sein Benehmen ist ruhig, artig, aber ganz unmilitärisch, wenn ich so sagen darf, und vergebens habe ich bei ihm kriegerisches Talent zu entdecken gesucht. Während ich im Lande war, zeigte es sich hauptsächlich darin, daß er bei allen nöthigen Operationen zu spät oder zu früh bei der Hand war, und so fiel er gewöhnlich in die Klauen des Feindes, den er selten mit Erfolg im Feld bekämpfte. In einem jener Gedankenblitze, die so oft auf verwickelte Gegenstände ein helles Licht warfen, erklärte Napoleon die höchste Eigenschaft eines Generals sey Voraussicht; damit ist Espeleta ganz gewiß nicht sonderlich gesegnet. Von Person ist er schlank, sein Gesicht, das keineswegs Talent oder Belebtheit ausdrückt, ist für einen Spanier sehr weiß; er ist etwas über 50 Jahre alt.

(Schluß folgt.)

Entdeckung an Arthurs Sitz.

Ein Edinburgher Blatt meldet: Vor einiger Zeit spielten mehrere Kinder in der Nähe der Felsen, welche Arthurs Sitz umgeben, und bemerkten in einem derselben eine Spalte. An der Oeffnung standen drei Schiefersteine in konischer Form vor, augenscheinlich um die Höhlung gegen Wind und Wetter zu schützen. Nachdem sie diese Steine weggeräumt hatten, entdeckten sie eine kleine Höhle von etwa 12 □ Zoll, welche 17 lilliputartige Särge enthielt. In jedem derselben war eine kleine aus Holz geschnitzte menschliche Figur, wovon namentlich die Köpfe vorzüglich gearbeitet waren. Die kleinen Figuren waren vom Kopf bis zu den Füßen in Baumwollenzeuge eingewickelt, und man hatte augenscheinlich dieselben gerade so wie menschliche Leichen behandelt. Die Särge haben drei bis sechs Zoll Länge und sind aus Einem Stück. Statt der Nägel sind Kupfernadeln gebraucht. Lange Jahre müssen verflossen seyn seit der Beerdigung dieser Statuen, die augenscheinlich zu verschiedenen Epochen hingebracht wurden. Denn das erste Drittel der Särge ist, so wie die Mumien darin, vor Alter zerfallen, die letztern dagegen vollkommen gut erhalten.

Reise vom norwegischen Gebirge Filletjeld nach Bergen.

2. Fahrt auf dem Fjord und Reise im Thal.

(Fortsetzung.)

Erst in der Nacht um halb 12 Uhr langten wir in unserem sehnlichst erwünschten Ziele „dem Stationsort Gudvangsören“ glücklich an. Der Gastgifver, ein kleiner, wohlgenährter Kaufmann, war noch munter, und empfing uns artig und zuvorkommend; auch er treibt, wie der in Leerdalsören, ausgebreitete Handelsgeschäfte mit Kolonial- und andern Waaren, doch dieser richtete die Bezahlung meiner Zeche nach meinem von ihm überschätzten Geldbeutel ein. Hier waren wir sehr gut aufgenommen. Der Stationsort liegt fast am südlichsten Ende des Nereimsfjord, der sich bald in einen kleinen Fluß verwandelt, hier aber schon schmaler und bedeutend flacher geworden ist, so daß man in ihm kaum noch die unmittelbare Verbindung mit dem großen Weltmeere erkennt. Dagegen sind die Umgebungen des Stationsorts noch eben so rauh, wild und öde als zuvor. Rings umher steigen unmittelbar vom Wasserspiegel die nackten und schwarzen Felswände senkrecht zu einer Höhe von 2 bis 3000′ auf, und von ganz oben gießen die Wasserfälle ein weißschäumendes Band an denselben herab. Nirgends erblickt man einen Baum, die Luft ist in diesem großen Naturkeller verdunkelt, und nur die Gewinnsucht konnte unsern gar nicht melancholischen, vielmehr sehr muntern und lebenslustigen Gastwirth vermocht haben, sein Domicil hier aufzuschlagen. Wir hatten auf der letzten Wasserreise von Leerdalsören bis hier, eine Strecke von 7 deutschen Meilen, beinahe 12 Stunden zugebracht.

Von hier setzten wir unsere Reise zu Pferde fort, das Erstemal, wo wir reiten mußten. Wir verfolgten einen schmalen, aber ziemlich

fahrbaren Weg, der hart an der rechten Felswand entlang führt, und hätten wir einen eigenen Wagen bei uns geführt, so würde man uns gefahren haben. Die nun folgende Station gehört wegen der ausgezeichnet seltenen und für uns neuen Naturscenen zu der interessantesten unserer Reise. Es war so drückend heiß, wie wir es selten, selbst in Deutschland, gefunden haben. Wir passirten späterhin noch einen solchen Ort, Namens Voisstadören, der mit den beiden letztgenannten, Gudvangsören und Leerdalsören, die drei besten Binnenhandelsplätze des Stifts Bergen seyn soll.

Auf der folgenden Station ward anfangs die gewaltige Kluft, in der wir bis hieher gelangten, immer enger. Der Meerbusen verwandelte sich bald in einen Fluß, der von frischgrünenden Ufern eingeschlossen ist. Die Kluftwände erheben sich ganz schroff zu einer furchtbaren Höhe, gewähren nun aber keinen so abschreckenden Anblick, da sie unterhalb mit Laubholz geschmückt, weiter hinauf jedoch mit Gras und Moos bedeckt sind. Auch hier stürzen sich von ganz oben die Wasserstrahlen herab, deren Anblick uns schon gestern überraschte; unter ihnen zeichnet sich besonders der Keelfoß aus, der sich 2000' hoch hier ins enge Thal hinabstürzt. Der Weg ist zwar nur schmal, aber gut chaussirt, und bis auf einzelne wenige Stellen, wo sehr viel lose kleine Steine das Gehen und Reiten erschweren, doch im Ganzen in gutem fahrbarem Zustande.

Nachdem wir eine gute Stunde in dieser Kluft, meist bergan, fortgeritten waren, standen wir plötzlich vor einer steilen hohen Gebirgswand, die sich quer durchs Thal zog, und wie eine große Mauer das Thal abschließt.

Sie bildet die Gränzscheide des Hauptwasserzugs dieser Gegend. Die Chaussee führt in vielen Zickzacks zum Gipfel derselben mühsam hinauf, ist aber dabei in einem bewundernswerthen fahrbaren Zustande.

Jene hohe Scheidewand tritt in der Mitte mit einem konvexen Bogen vor, dadurch entstehen auf beiden Flügeln derselben, wo sie an die hohen Thalwände anschließt, zwei schroffe Gebirgswinkel, von denen der linke eine dunkle tiefe Felskluft bildet, in welcher der Stalemsfoß seine mächtige Wassermasse 1000' hoch und wildschäumend hinabstürzt. Wendet man gleichzeitig den Blick rechts, so erscheint höchst imposant der Serlefoß, der mit einer Höhe von 2000' von der rechten Thalwand, jedoch mit einigen Absätzen, herabstürzt, und bei seiner ansehnlichern Wassermasse wirklich ein majestätisches Schauspiel gewährt. Wir hatten einen heißen schönen Sommertag, und die hellste Beleuchtung erhöhte ungemein den Zauber dieses erhabenen Schauspieles. Es war als funkelte der schäumende Strahl des herrlichen Wasserfalles mit vielen verschiedenen Farben, und auf den Dünsten, die aus dem kochenden und brausenden Becken hoch in die Luft stiegen, bildete sich ein Regenbogen mit so bunten grellen Farben, wie ich solchen am Himmel nicht schöner gesehen habe.

Als wir die hohe Bergwand erklimmt hatten, stiegen wir auf der entgegengesetzten Seite sehr steil in 10 Minuten zur Station Stalem hinab, die also noch eine sehr erhabene Lage hat, und deren Umgebungen aus Fels und Wald bestehen, wild und jeden Anbaues unfähig sind. Wir fanden bei drückender Hitze statt einer ersehnten Erfrischung hier einen elenden Bauerngasthof, dessen einzelne Gebäude auf den schmalen Absätzen dieser steilen Bergwand überall eine knappe Lage haben, so daß man von einem Hause zum andern klettern muß. Auf unser Verlangen nach Speise und Trank erhielten wir nichts als saure Milch ohne Sahne, verdorbenes Bier und das nicht zu kauende Flatbröd. Die Butter präsentirte man uns auf einer hölzernen Scheibe, woselbst sie in einem großen runden Haufen aufgethürmt war. Man erzählte uns nachher, daß dieser Ort eigentlich kein Gastgiffergaard (Gasthof), sondern bloß eine Skiotsstafferie (Vorspannverschafferei) sey, wo man sich also auf anständige Verköstigung der Fremden nicht einrichte. Wir lernten späterhin zu unserem Mißvergnügen noch einige solche Orte gerade dann erst kennen, wenn wir der Restauration am meisten bedurften, und es ist gut vorher die Bekanntschaft solcher mangelhaften Stationen gemacht zu haben, damit man die bittern Täuschungen vermeiden und die täglichen Reiserouten danach eintheilen kann. Alles, was wir hier sahen, Tracht, Sitten, Einrichtung und Bauart der Wohnhäuser war so verschieden und anders, daß es uns schien, als seyen wir von jener hohen Bergwand in ein ganz neues fremdes Land hinabgestiegen. Aber auch der Charakter der ganzen Gegend änderte sich, und wenn uns auch Berge, Thäler und Felsen nicht verlassen, so erscheint doch Alles in einem mildern Licht, in einem kulturfähigern Zustand, und überhaupt in einem sanftern Charakter. Statt der furchtbaren Felsklüfte, die wir vom Fillefjeld bis hieher durchwanderten, und an denen man noch deutlich die Spuren ihrer plötzlichen Entstehung durch eine gewaltige Naturkraft erkennt, erscheinen jetzt liebliche anmuthige Thäler, geschmückt mit angebauten Feldern und den fruchtreichsten Wiesen, die in ihren vielfarbigen reizenden Blumenkleidern einen prächtigen Anblick gewähren, und auf unser Gemüth einen ganz andern Eindruck hervorbrachten, als jene abschreckenden und schaudererregenden Klüfte.

Alle Vertikaldimensionen erscheinen von jetzt an nicht mehr in dem riesenhaften grotesken Maßstab, und nur der Anblick der in der Ferne umherliegenden hohen Schnee- und Waldgebirge erinnert uns daran, daß wir noch im rauhen wilden Norwegen sind.

Mit der zunehmenden Wohlhabenheit scheint hier auch die Reinlichkeit, Ordnung und der ganze sittliche Zustand der Bewohner zuzunehmen. Man fühlt sich behaglicher unter ihnen, sie näherten sich uns mit mehr Freundlichkeit, offenem Zutrauen und mit einer seltenen Neugier, die von einer so artigen Bescheidenheit begleitet war, daß wir, ungeachtet ihrer vielen für uns zeitraubenden Fragen, doch nicht umhin konnten, ihnen, so weit es unsere Sprachfertigkeit gestattete, Bescheid zu geben. Bei ihrer sonderbaren Tracht fiel uns besonders der Kopfputz der Frauen auf, die ein stark gesteiftes leinenes schneeweißes Tuch so um die Stirn legen, daß es die Form einer nach hinten weit geöffneten Tüte erhält; dabei ist die Stirn frei und das Kopfhaar nirgends zu sehen. Ihre großen rothen wollenen Röcke mit vielen Falten und bunter Einfassung sehen nicht übel aus, wie denn überhaupt jeder Anzug, sey er auch noch so außergewöhnlich, allmählich doch gefällt, wenn Ordnung und Sauberkeit darin nicht vermißt werden.

Den Männern hängen die langen Haare frei und etwas wild ums Gesicht, dabei haben sie jedoch mit ihren rothen Zipfelmützen, die sie vor jedem Fremden bescheiden abziehen, ein treuherziges, munteres und kräftiges Ansehen.

Die Wohnstube, in die ich hineingeführt ward, war ziemlich dunkel, dabei aber sehr kühl, was bei der drückenden Hitze angenehm überraschte. Das Licht fiel spärlich von oben durch ein kleines Fenster herein, nach welchem die Balken der Wohnstube schräg hinaufführten, und so eine hochgewölbte Stubendecke bildeten. Die jungen Bauernbursche lagen auf Betten und Tischen lang ausgestreckt in der Stube umher, weil bei der unerhörten Hitze draußen niemand ausdauern konnte. Es war so heiß, daß ich selbst nicht weiter zu reiten vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 229.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 August 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Julius 1836.

Die Todten reiten schnell. Die Lebenden reiten schneller. Die Zeit übertrifft sie Alle. Diese Betrachtungen kamen mir, als ich am Abend des 29sten Julius der Beleuchtung und dem Feuerwerk entgegensah. Der Regen fiel in dichten Strömen und löschte die Lampen aus, so wie sie angezündet wurden. Das Feuerwerk ließ auf sich warten. Ich hatte Zeit und Gelegenheit um mich her zu schauen, mit körperlichem und geistigem Auge. Ich stand auf dem Revolutionsplatz, nahe an der Stelle, wo nächstens der Obelisk von Luxor aufgerichtet werden und die schöne gerade Linie der Aussicht von dem Schlosse der Tuilerien nach dem Triumphbogen der Etoile verkümmern wird. Es ist dieß eine Bemerkung, die sich jedem aufdringen muß, der unter dem Mittelgebäude des Schlosses heraus in den Garten tritt und von da seine Blicke nach jenem Denkmale schweifen läßt. Wie Schade! Der erste Blick trifft den zierlichen französischen Garten, der im Sommer so lieblich belebt wird durch die vielen Orangenbäume, die darin aufgestellt sind; sodann den dunkelbelaubten Wald mit seinen kernigen und kräftigen Linden und Kastanienbäumen, ein labender Ruhepunkt für das Auge, das von den hohen Gebäuden und dem Getümmel der Menschen ermüdet ist. Sodann das runde Bassin mit seinem silbernen Wasserstrahl und seinen treu verschwiegenen Schwänen. Weiterhin der Revolutionsplatz und die lange Allee der elysäischen Felder, die einen sanften Hügel hinansteigt und am Ende durch den Triumphbogen geschlossen und gekrönt ist. Schwerlich hat die neue Zeit irgend ein zweites Kunstwerk von so monumentaler Größe und Schönheit hervorgebracht, ein würdiger Eingang für die Stadt der Städte, ein würdiges Denkmal der Zeit, die den Plan und die Idee dazu faßte. Der Triumphbogen auf dem Carrousselplatz ist das lächerlichste und geschmackloseste Ding, welches je einen herrlichen und großartigen Ort verunstaltet hat. Der Triumphbogen der Etoile wird Alle die entschädigen, welche mit ungläubigem Achselzucken vor dem Schnitzwerk des Carroussel gestanden sind und sich gefragt haben: Was soll dieß eigentlich bedeuten, und wo waren Augen und Sinn des Kaisers, als er sich dieses Puppenwerk vor seinen Palast kleben ließ? Der neue, nach 27 Jahren endlich vollendete Bogen sollte am 29sten Julius feierlich eingeweiht, das heißt, die Basreliefs auf demselben sollten von den sie verhüllenden Decken entblößt, und den Blicken des Volkes überliefert, und das ganze Werk beleuchtet werden. Die verhängnißvolle Zeit, in welcher wir leben, in welcher das Heute nie durch das Gestern bedingt ist, die den König Louis Philipp gewissermaßen zum Gefangenen in seinem Schlosse gemacht hat, inmitten seines Volkes, dessen „einstimmige Wahl“ die dynastischen Blätter jeden Tag rühmen, hat es gewollt, daß diese Feier sich auf das natürliche und einfache Enthüllen, ohne die Gegenwart des Königs, beschränkt hat. Das Wetter war der Beleuchtung der elysäischen Felder nicht günstig, allein es vermochte nur Weniges an dem Triumphbogen selbst zu hindern. Derselbe stand in einem prachtvollen Feuerglanz, seine Decke war wie eine riesenmäßige Krone erhellt. Ist das Schicksal nicht launenvoll? vor mir hatte ich den Obelisk, dessen Sockel von Urgranit fertig dasteht, und bereit ist, den ägyptischen Fels aufzunehmen. Rechts hinaus den Triumphbogen, hinter mir die Madeleine. Lauter Erinnerungen des Kaisers und seines Kriegsruhms. Was jene vergangene Zeit nicht vollbringen konnte, hat die entgegengesetzte Epoche Louis Philipps vollbracht. Eine Wirkung ohne Ursache. Dort war Krieg und Ruhm; die Denkmäler erstarben in der Anlage. Hier ist Frieden und Scheu vor jedem kriegerischen Anstoß, und die Trophäen zieren in verschwenderischer Pracht die Kriegsmonumente. Louis Philipp ist der Maurermeister Napoleons und Herr Thiers sein Handlanger. Wie es aber dieser neuesten orleanischen Regierung nicht gegeben ist, irgendwie, wann und wo das Große in einem Gusse zu vollbringen, ohne Schaden noch Mangel und Anstöße der Stümperei, so auch in den beiden erwähnten Werken. Es fehlt dem Triumphbogen seine Krone, seine Schlußdecke, sein Riesenadler. Wird Louis Philipp wagen, ihn darauf zu setzen? Und warum sollte er das Angemessene, das Historischwahre und grandios Entsprechende nicht dürfen, nachdem er das Uebermaß des Lächerlichen gutgeheißen hat. Steht nicht unter den von der französischen Armee erfochtenen Siegen, die auf dem Triumphbogen eingegraben sind,

Leipzig? Warum nicht auch Waterloo, und wenn es weiter hinaufzinge, Roßbach?

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über den spanischen Krieg. I.

(Schluß.)

Am Tage nach unserer Ankunft zu Bilbao marschirte die Reservearmee nebst Espeteros Division und der Garnison auf der Alameda oder dem öffentlichen Spaziergang auf, um von General Evans inspizirt zu werden. Was die Mannschaft betrifft, so sah ich kaum je schönere Truppen; ich habe seitdem oft Gelegenheit gehabt, ihre guten Eigenschaften kennen zu lernen, und fand stets diese meine erste Meinung richtig. Sie können ungeheure Anstrengungen ertragen, legen unglaubliche Märsche zurück, und ertragen ohne das mindeste Murren oder Mißvergnügen mehr als gewöhnliche Entbehrungen. Ihre Kleidung besteht aus einem langen grauen Rock, über den die Riemen und der lange Sack geschlagen sind, — einen Tornister haben sie nicht, — und einem Tschako mit der Nummer ihres Regiments. Auf dem Marsch bemerkte ich oft mit Vergnügen ihre Gleichmüthigkeit und ihre Ausdauer bei jedem Wetter und unter allen Umständen, sie singen und rauchen ihre Cigarillos, vielleicht nach einem mehr als zwölfstündigen Fasten. Dieß gilt von der Infanterie.

Auch die Kavallerie ist gut, und die Pferde, obwohl klein und nicht sehr schnell, sind kräftig und ausdauernd; obgleich Stroh und Gerste die einzige Fourage ist, die sie im Norden Spaniens erhalten, so können sie doch lange Märsche auf den schlechtesten Bergwegen aushalten. Die Kavalleristen sind besonders gut zum Vorposten- und Vedettendienst abgerichtet, und sind vortreffliche Flanqueurs, was ihnen in dem Kriege, welchen sie zu bestehen haben, ausnehmend zu Statten kommt.

Ueber die Offiziere der Infanterie und der Kavallerie läßt sich im Allgemeinen wenig sagen. Sie sind größtentheils, mit Ausnahme der Zöglinge des Militärkollegiums, welche nur Offizierstellen in der Artillerie und dem Geniekorps erhalten, aus einer Klasse von Personen ausgewählt, die weder Erziehung, noch militärische Kenntnisse irgend einer Art haben; unter diesen zeigt sich im Allgemeinen Mangel an Enthusiasmus und Energie, Gleichgültigkeit in Bezug auf die Wohlfahrt ihres Landes und einen baldigen ehrenvollen Ausgang des Kriegs. Das Kaffeehaus, Hazardspiel und eine Cigarre scheint meistens der Gipfel ihrer Wünsche. Damit will ich indeß gar nicht behaupten, daß nicht Einzelne viel Tapferkeit und Talent zeigen, namentlich unter den Kavallerieoffizieren. Doch davon später; jetzt komme ich zu dem Gefecht von Arrigorlaga.

Am Morgen des 11ten Septembers marschirte die Reservearmee und Espeteros Division, beide unter dem Oberbefehl Espeletas frühzeitig von Bilbao aus, und zogen über die sogenannte neue Brücke, um sich in der Richtung von Orduña und Durango einen Durchgang zu erzwingen, und eine Verbindung mit Cordova herzustellen, dessen Hauptquartier damals zu Miranda del Ebro sich befand. Als ich um 9 Uhr Morgens wie gewöhnlich zu General Evans ging, um an seiner Tafel zu frühstücken, hörte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß so eben eine Ordonnanz eingetroffen sey mit der Nachricht, daß die Truppen, welche am Morgen Bilbao verlassen hätten, kaum eine Legua von der Stadt mit dem Vortrab der Carlisten ins Gefecht gekommen seyen, und sie bis zum Dorfe Arrigoriaga zurückgetrieben hätten, wo sie aber mit der Hauptmacht der Carlisten in einen hitzigen Kampf gerathen seyen.

Das Dorf Arrigoriaga ist drei starke Stunden von Bilbao entfernt, auf dem linken Ufer des Flusses Ybaizabel. Der bedeutendste Theil des Dorfs liegt hart an der Straße nach Orduña, nur wenige Häuser sind auf dem linken Ufer zerstreut: der Fluß ist nicht zu durchwaten, aber eine kleine, schmale Brücke führt hinüber; das Land auf beiden Seiten ist bergig, namentlich auf dem rechten Ufer des Flusses dicht bewaldet, und abschüssig bis an den Rand des Wassers.

Es ist kaum glaublich, daß diese beiden Generale über eine Woche kaum eine Legua von den Vorposten des Feindes standen, und nicht gewußt haben sollen, daß diese ihre Stellungen nicht verlassen hatten, so daß sie endlich, nachdem sie erklärt hatten, ohne einen Schuß zu thun sich mit Cordova vereinigen zu wollen, endlich dem Feind in die Hände fielen, der in Bereitschaft war sie zu empfangen. Verrätherei, gänzliche Unwissenheit oder Mangel an Thätigkeit, sich Nachrichten von den Bewegungen des Feindes zu verschaffen, konnten allein ein so schlimmes Resultat herbeiführen.

Sobald diese unangenehme und ganz unerwartete Nachricht einlief, ließ Evans sogleich die ganze Besatzung unter die Waffen treten, und marschirte mit zwei Bataillonen der Legion und einem Theil der Garnison unter Graf Mirasol Espeleta zu Hülfe. Bei unserer Ankunft zu Arrigoriaga fanden wir die Christinos in hitzigem Kampf mit dem Feind, der eine ausgedehnte feste Stellung am Ufer des Flusses besetzt hielt, während seine Schützen durch das dichte Gehölz gedeckt waren, das an vielen Stellen bis an die Ufer des Flusses sich heranzog. Auch waren sie im Besitz einiger Häuser am Eingang der Brücke, und unterhielten hier aus den Fenstern und durchgeschlagenen Schießscharten ein mörderisches Feuer auf die Christinos. Espetero und Espeleta hielten mit ihrem Stabe auf einer Höhe, von der aus man beide Armeen übersah, nicht außerhalb dem Bereich des feindlichen Feuers, denn mehrere Offiziere wurden hier verwundet. Die Christinos besetzten das linke Ufer des Flusses, das Terrain war aber hier offener, und so waren sie dem feindlichen Feuer mehr ausgesetzt, indeß waren sie Meister des größten Theils des Dorfes und ihr Feuer aus den Häusern mußte die Carlisten sehr belästigen.

Die Christinos hatten den Feind aus der unmittelbaren Nähe von Bilbao vertrieben, hätten sie aber den Fluß überschreiten wollen, so hätte dieß nur mit einem furchtbaren und nutzlosen Verlust geschehen können. General Evans erbot sich wiederholt, die Legion zum Angriff auf die Brücke zu führen, was wäre aber auch im glücklichen Fall das Resultat gewesen? Auf der andern Seite hätten sie sich in einer Schlucht, durch

die der Weg führt, eingeschlossen gefunden, die Carlisten hätten sie unfehlbar umringt, und wahrscheinlich in Stücke gehauen. Der Rückzug wurde deßhalb beschlossen, und dieß war das Beste, was man thun konnte, wäre es nur auf eine geeignete Weise in Ausführung gebracht worden. Dieß war jedoch nicht der Fall. Die Legion und die Besatzung von Bilbao erhielten Befehl, auf der großen Straße, auf der sie gekommen waren, auch wieder zurückzugehen, während die im Kampfe befindlichen Truppen auf dem geraden, aber bergigtern Wege sich zurückziehen sollten, der bei der neuen Brücke, über welche man nothwendig gehen muß, um in die Stadt zu kommen, sich wiederum mit der großen Straße vereinigt. Der Erfolg dieser Bewegung war leider höchst unglücklich: die Garnison und die englischen Truppen kamen in Bilbao an, ehe der Vortrab der retirirenden Truppen die Brücke erreichte, wo keine Reserve aufgestellt war, um ihren Rückzug zu decken. Die Folgen lassen sich leicht denken, und in wenigen Worten erzählen. Die Carlisten, welche gleich beim Beginn des Rückzugs die Brücke von Arrigoriaga überschritten hatten, folgten den Christinos mit vielem Muthe und unglaublicher Schnelligkeit. Die Christinos geriethen in völlige Unordnung und flohen den Berg herab auf die Brücke zu, welche in Einem Augenblick so vollgedrängt wurde, daß ein furchtbares Gemetzel hier erfolgte. General Evans, der seinem erhaltenen Befehl zufolge mit den Truppen nach Bilbao zurückgekehrt war, eilte zurück auf den Kampfplatz, und sah hier zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die Carlisten bereits den Eingang der Brücke besetzt hatten; er schickte sogleich nach dem 3ten und 6ten Regimente der Legion, und ich übernahm selbst die Ueberbringung eines dieser Befehle, wurde jedoch bei der Rückkehr zu dem General durch das Hereindringen der flüchtigen Spanier über eine halbe Stunde aufgehalten.

Als das dritte Regiment der Legion anlangte, gab General Evans zwei Kompagnien Befehl vorzurücken und die Brücke zu säubern. Espetero, der inzwischen an der Spitze weniger Lanciers der königlichen Garde einen muthigen Angriff gemacht, und dadurch den Andrang der Carlisten einigermaßen aufgehalten hatte, war durch eine Musketenkugel in den linken Arm verwundet, wollte sich aber doch nicht zurückziehen, bis die englischen Truppen die Brücke völlig gesäubert hatten. Als ich bei dieser Gelegenheit mich der Brücke näherte, sah ich deutlich, wie einige christinische Soldaten von den Carlisten bei den Kleidern gepackt, und über die niedere Brustwehr der Brücke geworfen wurden, wo sie durch den Fall unbeschädigt sich durch Schwimmen zu retten suchten: man fand aber am andern Morgen mehr als 25 Leichen im Strome. Hier sah ich auch zum Erstenmal das von [illegible] Spaniern gleich rasch geübte Verfahren, die Leute im Augenblick, wo sie fielen, auszuziehen und zu berauben. In diesem unglücklichen Gefecht können die Christinos nicht weniger als 700 Mann an Todten und Verwundeten verloren haben, abgesehen von dem Verlust mehrerer ihrer besten Offiziere. Auch der Verlust der Carlisten muß bedeutend gewesen seyn, doch geringer als der der Christinos.

So endete der 11te September, ein der Sache Isabella's gewiß nicht günstiger Tag. Hätten die christinischen Generale auch nur die gewöhnlichste im Kriege nothwendige Vorsicht befolgt, so würden sie die Stellung der Carlisten gekannt und den unnützen Kampf vermieden haben. Die Carlisten waren an diesem Tage von Eguia, Ituralde und Villareal kommandirt; auch zwei andere carlistische Generale waren anwesend, und Don Carlos wohnte selbst längere Zeit dem Gefechte bei. Alle navarresischen Bataillone, welche bei weitem die besten und tapfersten sind, wohnten dem Kampf bei.

Am Morgen nach dem Gefecht ritt ich nach dem Morro, der schon erwähnten Höhe, welche die Brücke beherrscht, und von der man eine weite Uebersicht über das umliegende Land hat. Die carlistischen Vorposten hielten noch den Eingang der Brücke auf dem gegenüber liegenden Ufer besetzt, und mehrere ihrer Bataillone hatten auf dem darüber sich erhebenden Bergabhange bivouakirt. Der Anblick mehrerer nackten Leichen, die in der Nähe des Bivouakfeuers herumlagen, widerte mich an, und noch unangenehmer fühlte ich mich berührt, als ich den Offizier, der, wie es schien, den Posten an der Brücke kommandirte, die Cigarre rauchend ruhig auf der Brustwehr sitzen und eine nackte, fast verwesende Leiche nur wenige Schritte vor ihm liegen sah. Ich wandte den Blick ab von dem Schauspiel, mit dem lebhaften Bedauern, daß ein so herrlicher Menschenschlag sich durch ein seiner Tapferkeit so unwürdiges Benehmen entehre.

Der Feind blieb mehrere Tage in seinen Stellungen, und marschirte dann in der Richtung von Oñate ab, einem der Lieblingssitze des carlistischen Gebirgshofes, wahrscheinlich darum ausgewählt, weil er von beinahe unzugänglichen Bergen umgeben ist. Einige Bataillone setzten ihren Marsch fort nach Navarra.

Englische Sprache bei den Birmanen.

Obrist Burney, der englische Gesandte bei den Birmanen, nahm bei seiner Abreise von Calcutta eine lithographische Presse mit, welche er in Ava dem Hof zeigte; die Schnelligkeit des Drucks erregte große Aufmerksamkeit; der Wungi (erster Minister) bat den Obristen ihm eine ähnliche Presse kommen zu lassen, und mehrere andere Große haben denselben Wunsch ausgedrückt. Der Gesandte sucht ebenfalls das Studium des Englischen zu verbreiten, und läßt dazu in Calcutta eine birmanische Uebersetzung des Lexikons von Johnson drucken, welche ursprünglich von Dr. Price unternommen, und von dem Prinzen von Mekra (dem Oheim des Königs) mit Hülfe von Mr. Lane, einem englischen Kaufmann in Ava, vollendet wurde. Die höhern Klassen der Birmanen zeigen einen großen Eifer englisch zu lernen, da sie sich im letzten Kriege von der Ueberlegenheit der Engländer im Kriege und in den Wissenschaften überzeugt haben.

Der englische Generalkommissär für die Provinz Tenasserim, Blundell, gibt sich ebenfalls die äußerste Mühe die Kenntniß der englischen Sprache in den von den Birmanen abgetretenen Provinzen auszubreiten. Das Gouvernement von Calcutta hat eine gewisse Summe zu seiner Disposition gestellt, die er auf die Errichtung englischer Schulen in Moulmein, Tavoy und Mergui verwendet; die von Moulmein steht unter dem amerikanischen Missionär Bennett und seiner Frau, und enthält etwa 100 Kinder verschiedener Kasten und Länder. Die erste Klasse hat bedeutende Fortschritte in Arithmetik und Geographie gemacht

Digitized by Google

und lernt englische Grammatik und Komposition, und den Gebrauch der Globen. Dabei werden jedoch die Landessprachen nicht vernachlässigt. Das Interesse, das die Eingebornen an den Fortschritten ihrer Kinder in europäischer Wissenschaft nehmen, ist über alle Erwartung lebhaft. Der englische Generalkommissär ist im Begriff eine halb englische, halb birmanische Zeitung zu stiften, und die amerikanischen Missionen in Meulmein haben alle Pressen, Typen, Papier und Setzer, die dazu nöthig sind, so daß man diesen Ort leicht zum Mittelpunkt der Civilisationsversuche in Birma machen kann. (Friend of India.)

Reise vom norwegischen Gebirge Filleſjeld nach Bergen.

2. Fahrt auf dem Fiord und Reise im Thal.

(Fortsetzung.)

Die nun folgende Station führt durch ein weites anmuthiges Thal, dessen Ränder sich zum Theil steil und hoch erheben, dabei aber mit schönen Wiesen und Laubholz geschmückt sind, besonders überraschend ist der Eintritt in das reizende Thal des Sees Opheim, dessen Ufer anfangs sanft ansteigen, und mit den fruchtbarsten Aeckern und Wiesen bedeckt sind. Viele große schöne Gehöfte liegen einzeln herum, und ihre Bewohner erfreuen sich des reichen Segens dieser Fluren. Weiter hinauf werden jene Ufer steiler und sind mit Laubwald bewachsen, aus dem die Gehöfte mit ihren freien Aeckern und Wiesenflecken hell hervorleuchten. Die Ufer erreichen mit ihrer langen Abdachung eine bedeutende Höhe. Den Hintergrund dieses schönen Gemäldes bildet in blauer Ferne ein hohes Schneegebirge. Das diesseitige Ufer stürzt vom Wege so steil nach dem großen See hinab, daß man nicht ohne Staunen die strotzenden Gerstenfelder betrachtet, welche sich auf demselben hinabziehen, indem man nicht begreift, wie solche angebaut wurden. Die hohe Fruchtbarkeit der ganzen Gegend hat einen gewissen Wohlstand verbreitet, der sich auch in den bessern Wohnungen, Kleidern und überhaupt in dem guten Aussehen der Menschen erkennen läßt. Die Fülle und Ueppigkeit des Getreidewuchses überraschte uns; aber der Anblick der Wiesen war für uns etwas Neues. Das reinste und feinste Gras wächst hoch und dicht aus dem Boden. Wir sahen hier einen seltenen Blumenflor in der mannichfaltigsten Farbenpracht, dessen Wohlgeruch die Luft erfüllt, und konnten uns nun wohl denken, wie das norwegische Pferd ohne Korn, vom bloßen Heu und Gras, so kräftig bleibt; denn welche Nahrungsstoffe mögen nicht von der Natur in diesen aromatischen Kräutern erzeugt werden. Wir kamen jetzt durch mehrere geschlossene Ortschaften, eine seltene Erscheinung in Norwegen, aber überall wo solche vorkommt, ein sicheres Zeichen der größern Fruchtbarkeit und Ertragsfähigkeit ausgedehnterer Landstrecken.

Als wir in der Station Vinie vor dem Gasthof anlangten, fanden wir dort eine zahlreiche Versammlung von Landleuten, die aus allen umliegenden Ortschaften mit ihren Frauen hieher geritten waren. Die Weiber saßen auf einem ganz eigenthümlich konstruirten Sattel, der, mit einer hohen runden Rücken- und Seitenlehne versehen, wie ein Lehnstuhl aussah, darin die Bauerdamen bequemer sitzen, als es auf den gewöhnlichen Damensätteln bei uns der Fall ist; freilich wird in Norwegen der gute Anblick und feine Anstand der größern Bequemlichkeit geopfert. Die vielen kleinen norwegischen Falken hatten alle ein munteres Ansehen, die Bauern lagerten bei ihren Pferden auf der Straße umher und trugen scharlachrothe Ueberröcke mit einem eigenen Schnitt, zahlreich mit Knöpfen besetzt. Man reichte uns im Gasthof Kaffee in sehr großen Tassen, und nennt diese Portionen „einen Komtoirkop Kaffee.“

Obgleich die durch diese Gegend führende Hauptstraße nach Bergen chaussirt und in sehr gutem fahrbarem Zustande ist, so begegnet man doch selten einem Fuhrwerk, immer nur Packpferden und reitenden Bauern, wenn nicht einmal ein Reisender mit einem eigenen Karriol die Gegend passirt. Ich muß vermuthen, daß die Bauern gar keine Reisekarren halten, da ich selbst auf mein ausdrückliches Verlangen danach doch immer Reitpferde zum weitern Fortkommen erhielt.

Auf der folgenden Station nach Tvinde passirten wir zuletzt wieder ein enges Felsthal, dessen Wände nicht hoch, aber mit kolossalen Felsblöcken versehen waren, die aus dem schönen Laubholz malerisch hervortreten. Die Chaussee führt dicht am rauschenden und schäumenden Elo entlang, und man erblickt nur selten ein einzelnes einsames Gehöfte; bei Station Tvinde wurden wir endlich durch den Anblick eines großen Wasserfalles überrascht, der an Breite, majestätischer Pracht und Schönheit alle übertraf, die wir bis jetzt gesehen hatten. Das enge Felsthal öffnet sich hier und bildet einen Kessel, in welchem das Gras mit einer großen Ueppigkeit zu einer ungewöhnlichen Höhe wächst.

Wir langten spät Abends hier an, und mußten wohl oder übel mit dem uns dargebotenen Nachtquartier vorlieb nehmen, da wir hier unglücklicherweise wieder nur eine Skiotsstafferie getroffen hatten. Mir ward das Vorrathsgebäude für die Nacht angewiesen, was von einer ganz kleinen Fensterlucke schwach beleuchtet war. Mein Lager bestand aus einer harten Matratze, dazu gab man mir eine langhaarige wollene Decke zum Zudecken, und so ruhte ich sanft, dicht umgeben von Milch-, Käse- und Buttergefäßen. Das Vorrathsgebäude steht zur bessern Bewahrung gegen die langgeschwänzten Ungeziefer auf vier Pfählen so hoch über dem Erdboden, daß ich auf einer ziemlich langen Treppe, die leicht hinweggenommen wird, von außen hinaufsteigen mußte. Jene vier Pfähle haben ebenfalls eine so zweckmäßige Gestalt, daß es den vierbeinigen Unholden unmöglich ist hinaufzuklettern. So hatte ich also bei allem Ungemach doch den Trost, hier wenigstens vor den lieblosesten Schmarotzern der nahestehenden Milchgefäße wie auf der Feste Königstein unangreifbar sicher zu ruhen.

Auf mein Verlangen nach leiblicher Stärkung erhielt ich weder heute Abend noch morgen früh etwas, und ich kann nicht sagen, ob man mich nicht verstand, oder nicht verstehen wollte. Kurz ich war, bis auf den obigen kleinen Trost, in jeder Beziehung in einer bedauernswerthen Lage, bis wir am andern Morgen das fruchtbare, weite und reizende Thal erreichten, in welchem uns das große geschlossene Dorf Voßwangen mit seiner hohen und weitläufig gebauten Kirche entgegen lachte. Es war der größte Ort, den wir auf der weiten Tour von Christiania nach Bergen gesehen hatten, und man kann sich also denken, daß unsere Hoffnung auf Erquickung sehr bald in Erfüllung ging. Ueberrascht von dem Anblick eines so großen Orts, wußten wir anfangs nicht, wohin wir zuerst den Blick in diesem Gemälde werfen sollten, welches sich plötzlich, hinter einem Berge hervortretend, vor uns in weiter Ferne ausbreitete. Unsere Augen hatten ringsumher volle Beschäftigung. Wir konnten uns aber doch nicht enthalten wenigstens die Nase nach den rauchenden Schornsteinen auszustrecken, wo Alles vortrefflich stand, denn in Voßwangen war Ting (d. i. eine Landtagsversammlung), und die hier versammelten Herren wollten eben ans zweite Frühstück gehen, welches natürlich aus einigen warmen Schüsseln, gewürzreichen Beafsteaks und Kotteletts bestehen muß, wenn es den wohlgenährten Repräsentanten und Beamten die geistigen und leiblichen Kräfte verleihen soll, deren sie zu ihren schwierigen Geschäften bedürfen. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 230.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 August 1836.

Sanskrit-Kollegium in Benares.

Eine der großen Unternehmungen, durch die Lord Wellesley sich als Generalgouverneur von Indien einen unsterblichen Namen gemacht hat, war die Errichtung hoher Schulen, worin die gelehrten Sprachen und die Wissenschaften des Orients gelehrt wurden. Sein Plan war nicht nur durch die Beförderung der von der ganzen Bevölkerung für heilig geachteten alten Literatur Indiens die fremde Herrschaft annehmlicher zu machen, sondern er hoffte durch Abkürzung der Methoden diese Studien, welche bisher das wahre Hinderniß aller Fortschritte gewesen waren, zu einem Mittel neuer Civilisation zu machen. Nach den Methoden der Braminen dauerte der Kursus von Sanskrit-Grammatik 12 Jahre, und der der Vedas, welcher darauf folgte, eine gleiche Zeit; die Folge war natürlich, daß die Schüler nach Vollendung dieser Studien zu alt waren, sich um etwas Anderes zu bekümmern, als die Gelehrsamkeit, die sie so mühselig erlernt hatten, ihrerseits wieder zu lehren. Der Heiligenschein, mit denen der Aberglaube des Volks sie umgab, genügte ihrem Ehrgeiz, und sie hatten keinen Grund über das hinausgehen zu wollen, was man sie auf diese Art in traditionellen Formeln mit so vieler Mühe gelehrt hatte. Lord Wellesley sah vollkommen ein, daß es umsonst sey, sich diesem herkömmlichen Zustande direkt zu widersetzen; seine Absicht ging daher dahin, in den von der Regierung zu stiftenden indischen hohen Schulen die Methoden des Lernens so abzukürzen, daß die Schüler noch als junge Männer das Ende des bisherigen Lehrkurses erreichten, und ihnen daher Zeit und Energie übrig bleibe, mit der Gelehrsamkeit ihrer Väter europäische Wissenschaften zu vereinigen, wozu er sie durch eine Aussicht auf Staatsdienste zu stimuliren hoffte. Dieser Plan gelang nur theilweise, da Wellesley nur wenige Europäer fand, die in seine Ideen einzugehen wußten, und die kurzsichtige Politik seiner Nachfolger beschränkte die Entwicklung des begonnenen Werks immer aufs neue. Dennoch ist Manches geschehen, und es war ein großer Triumph für die englische Regierung, die Errichtung des Sanskrit-Kollegiums gegen die Eifersucht der Braminen durchzusetzen, die jede Einmischung der Fremden in ihre heilige Literatur und in ihr Erziehungssystem mit äußerstem Widerwillen ansahen. Es ist mehr zu wünschen als zu hoffen, daß dieses Etablissement dem jämmerlichen System, das gegenwärtig in Calcutta herrscht, nicht unterliege. Wir entlehnen hier die Beschreibung dieser interessanten Anstalt dem so eben erschienenen neuesten Heft der Reise von Jacquemont; man könnte zwar einen weniger oberflächlichen Führer bei dem Besuch wünschen, als den frivolen französischen Reisenden, aber die Engländer haben uns bis jetzt keine Beschreibung gegeben.

„Kapitän Thoresby ist unter allen Europäern in Benares der, welcher sich am meisten mit orientalischer Literatur beschäftigt, und daher der beste Führer, den man für die heilige Stadt finden kann. Er kennt alle Hindus von hoher Kaste, und alle einigermaßen gelehrte Muhammedaner, so daß er sich in den Straßen von Benares vollkommen zu Hause fühlt. Er führte mich in das Sanskrit-Kollegium, dessen Direktor er ist. Das Haus ist im alten Styl, massiv, ohne regelmäßigen Plan, und seiner Bestimmung vollkommen angemessen. Alle Fenster gehen auf massive Balkone, welche an den engen Höfen herumlaufen, die Zimmer sind niedrig, die Thüren und Fenster enge, und die Treppen halsbrechend. Die verschiedenen Klassen nehmen das ganze Haus vom Erdgeschoß bis auf die Terrassen ein, welche das Dach bilden. Jede besteht aus 5—10 Schülern, welche in einem Kreis um den Lehrer herum kauern; dieser sitzt wie die Schüler auf seinen Fersen, nur mit dem Unterschied, daß er einen Teppich unter seinen Füßen hat. Im Durchschnitt sind die Schüler 24—25 Jahre alt, keiner weniger als 15, und viele über 30. Mehrere der Lehrer sind 80jährige Greise, sie und die Schüler sind alle von hoher Kaste, und man sieht kaum einige Kschatrias oder Radschputen unter dieser Menge von Braminen. Sie sind zum Theil Söhne reicher Landbesitzer oder Pensionäre großer Herren, zum Theil Söhne armer Bauern; die letztern sind trotz der kalten Jahreszeit kaum bekleidet, und auch die ersten sind nur in ein langes Stück Musselin gewickelt, das bisweilen eine breite rosenfarbige Bordure hat. Im Sommer wird selbst diese Kleidung unerträglich, und Lehrer und Schüler begnügen sich mit einem Gürtel um die Lenden.

„Der Unterricht ist nicht für Anfänger, und man nimmt

nur junge Leute in die Schule auf, welche schon einige Kenntnisse haben, sie bleiben 6—10 Jahre in der Schule. Diese besitzt eine ziemlich zahlreiche Bibliothek von Handschriften. Die Lektion besteht meistens in der Uebersetzung eines Buchs, von dem jeder Schüler ein Exemplar in der Hand hält; der Lehrer weiß es wenigstens auswendig, er recitirt einen Vers, läßt ihn von den Schülern wiederholen, analysirt ihn grammatisch und übersetzt ihn. Die Schüler sind überaus aufmerksam, und die Verschiedenheit ihrer Fortschritte hängt mehr von der ihrer Talente als der ihres Fleißes ab. Die, welche nur langsame Fortschritte machen, werden entlassen.

„In den höheren Klassen spricht der Lehrer Sanskrit mit den Schülern, diese sind Männer von wenigstens dreißig Jahren, und die Lektion wird zu einer philosophischen Konferenz, welche der Lehrer leitet. Die Lehrer dieser Klassen sind die berühmtesten Pandits von Indien, und der gelehrteste von ihnen ist ein Greis von 80 Jahren, Verfasser mehrerer poetischen und theologischen Werke. Man sagt, seine dialektische Kunst sey außerordentlich, so wie sein Gedächtniß, denn er weiß über 100 Bände auswendig, und bringt seit 30 Jahren nie ein Buch in die Lektion. Am Ende jedes Jahres werden Preise ausgetheilt, nach einem öffentlichen Examen, in welchem Lehrer und Schüler philosophische Fragen im Sanskrit diskutiren.

„Das Kollegium enthält 200 Schüler, und kostet 80,000 Fr. jährlich, von denen ein Theil von der Regierung, ein Theil von frommen Stiftungen bezahlt wird. Der alte Bramine, von dem ich gesprochen habe, erhält monatlich 200 Fr. und ist der bestbezahlte unter den Lehrern. Uebrigens scheinen Lehrer und Schüler, ihren Studien als einer heiligen Beschäftigung ergeben, wenig Werth auf Reichthümer zu legen, der Titel eines Pandit genügt ihrem Ehrgeiz, und ihre Studien scheinen ihr einziges Vergnügen zu seyn; man könnte sich ins Alterthum oder ins Mittelalter versetzt glauben. Obgleich das Kollegium unter englischer Aufsicht steht, so sind doch die Lehren, die darin vorgetragen werden, vollkommen rein indisch geblieben. Weder Lehrer noch Schüler verstehen ein Wort englisch, und obgleich ich einige Schüler unter einem Lehrer aus Caschmir persisch studiren sah, so ist dieß doch nur ein Nebenstudium, das wie ich glaube, vom Kapitän Thoresby eingeführt wurde, da er große Vorliebe für diese Sprache hat. Dieser scheint sehr beliebt bei den Schülern, und verdient es wegen des großen Interesse's, das er an ihnen nimmt. Als wir herausgingen, kam ein ärmlich gekleideter Knabe, und bat ihn um Aufnahme ins Kollegium. Er wurde sogleich examinirt, beantwortete die Fragen von Thoresby sehr gut, und fügte freiwillig eine lange und schwierige Tirade hinzu, die er analysirte und erklärte. Es fand sich, daß er trotz seiner kleinen Statur 16 Jahre alt war; er war ein Bramine, und seine Eltern gaben ihm trotz ihrer Armuth eine Pension von 3 Rupien (2 sächsische Thaler) monatlich, die hinreichten ihn während seiner Studien zu erhalten. Thoresby nahm ihn sogleich auf, und der Knabe trat fröhlich durch das Thor, als wäre es das Himmelsthor. Ich brauche wohl nicht zuzusetzen, daß die Lektionen gratis ertheilt werden."

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Julius 1830.

(Fortsetzung.)

Das Richtungslose des jetzigen Momentes, das Unwahre in seinem Treiben und Thun bewährt sich am Auffallendsten an der Madeleine. Der Kaiser hatte sie zum Tempel des Ruhms bestimmt. Es fehlte nicht an Ruhm, wenigstens nach den damals allein herrschenden militärischen Begriffen. Gleichwohl wurde die Madeleine unter dem Kaiserthum nicht vollendet. Die Restauration kam. Sie wollte ein Bethaus daraus machen. Es fehlte wahrlich nicht an Frömmigkeit und Andacht, mindestens nach den damals hervorgesuchten Formen der Aeußerlichkeit und Andächtelei. Dennoch hat die Restauration die Kirche der heiligen Madeleine unvollendet gelassen. Und heute, wo Frankreich weder Kriegsglorie noch Gottseligkeit, weder Lorbeeren noch Kirchenrauch, weder Helden noch Beter hat noch mag, steht die Madeleine vollbracht und in aller Schönheit ausgeschmückt als Kirche da. Als Kirche! Für wen? Wenn man nicht etwa eine geistliche Komödie darin spielen will, wie in St. Roch, so sehe ich wahrlich nicht ein, für wen sie errichtet ist. Das Volk in Paris bekümmert sich sehr wenig um die Betstühle, und Alles, was die gezwungene Scheinfrömmigkeit der neuen Dynastie bei ihm hervorbringen kann, ist ein spöttisches Kopfschütteln und ein Rückblick auf die ältern Bourbonen. Wo sind die Missionärs der Herzogin von Angoulème? Wo ist die silberne Madonna Karls des Zehnten? Es ist ein Jahr, da waren in den Buchhandlungen Voltaire, Diderot, Dupuis und Volney verboten. Allein man lachte des Verbotes, und die Gewalt der Polizei mußte der stärkern des Spottes weichen. Ich weiß nur Einen Rath, Louis Philipp möge aus der Madeleine ein Vaudeville-Theater machen. Nur diese Häuser sind stets voll andächtiger Zuschauer und Zuhörer.

Gerade auf der Stelle, wo ich stund, war einst die Bildsäule Ludwigs XV. Die Revolution warf sie zur Erde und setzte an ihren Platz die politische Guillotine, deren Erinnerung den Namen Ludwigs XVI, und jene von Robespierre und St. Juste als Anfangs- und Endpunkte zurückruft. Mit dem Konsulate und dem Kaiserthum verschwand das fürchterliche Werkzeug von dem Revolutionsplatz. Man guillotinirte weniger, man erschoß. Der Herzog von Enghien und Mallet sind die Gegenbilder aus dieser Periode. Von einem Sühnungsdenkmal Ludwigs XVI an dem Orte, wo er hingerichtet ward, ist unter der Restauration viel gesprochen worden. Die Juliusrevolution fand davon nichts als einige unförmliche Grundsteine, mit einem bretternen Verschlage umgeben, ungefähr in derselben kranken Gestalt, in welcher eine spätere Katastrophe das Juliusdenkmal auf dem Bastillenplatz antreffen wird. Nur mögen die Unterlassungsgründe verschieden seyn, denn die Restauration liebte das Andenken Ludwigs XVI! Was wird in 20 Jahren den Obelisk ersetzt haben? Schon jetzt ist der Plan zur Verschönerung des Revolutionsplatzes entworfen und seine Ausführung scheint nahe zu liegen. Es ist kaum denkbar, daß man diesen

Monolith, der die Perspektive dieses prachtvollen Ortes so sehr verunstaltet, unverrückt lassen werde, so schön und großartig auch sein Anblick an sich selbst ist.

In gerader Richtung vor mir hatte ich den Pont de la Révolution und jenseits desselben den Palast der Deputirtenkammer. Eine ganze Geschichte! Foy, Manuel, Stanislaus Girardin, Casimir Perrier, Lamarque, Lafayette sind todt. Die Deputirtenkammer ist Wittwe aller großen Namen, die sie verherrlicht haben, und die schönste Hoffnung, welche ihr noch blühte, hat ein frühes Grab zerstört. Armand Carrel stand auf dem Punkte Deputirter zu werden. Vielleicht hätte sein kräftiges, edles und kühnes Talent einen frischen Lebenshauch in diesen Moder gebracht. Die Kugel eines Geschäftmachers, der stupideste aller Zufälle, haben die Laufbahn eines Mannes unterbrochen, der vor allen seiner Partei berufen war, eine bedeutungsvolle Rolle zu spielen, wie er, von Allen, sich den schönsten Standpunkt als Schriftsteller und muthiger Oppositionsführer geschaffen hatte. Groß ist die Trauer an seinem Grabe. In der Einhelligkeit des Schmerzens, des Bedauerns und der Hochschätzung, welche bei seinem Tode laut wurden, liegt das schönste Denkmal, welches ihm gesetzt werden konnte. Es ist das Eigenthümliche eines edlen, großen Charakters, auch dem Feinde die verdiente Huldigung abzuzwingen, und der gerechten Wahrheit den Sieg zu verschaffen. So geschah es um die Leiche Carrels. „Frankreich wird sich vielleicht meiner erinnern," waren von seinen letzten Worten. Wehe Frankreich, wenn es nicht so wäre, die Zahl der Männer, die Talent und Charakter in schönem Einklange verbinden, ist nicht so groß, daß man um die Wahl verlegen wäre. Nur Stumpfsinn und tiefe Verderbtheit könnten ein solches Vergessen erklären.

(Schluß folgt.)

Ueber die neuesten Schiesversuche mit Perkussionskugeln.

Am 2ten und 9ten Julius dieses Jahres fanden auf dem Polygon von Toulon höchst wichtige Versuche für die Marine statt; es handelte sich um die Wirkung der von dem Obristen Jure erfundenen Perkussionskugeln. Der Nutzen dieser Projektile war seit acht Jahren durch Versuche zu Brest und zu Lorient bereits dargethan. Der Seeminister hat die Anfertigung einer gewissen Anzahl dieser Kugeln befohlen, die auf dem Geschwader vertheilt wurden. Die stattgehabten Versuche bezogen sich bloß auf die Vervollkommnung dieser Kugeln, ferner auf Bestätigung ihrer erstaunlichen Wirkung und auf Hebung des noch hie und da herrschenden Vorurtheils wegen der Möglichkeit des Zerspringens dieser Kugeln innerhalb des Rohres.

In dieser Beziehung fielen die Versuche genügend aus, denn sie bewiesen: 1) daß diese Hohlkugeln nicht häufiger im Rohre zerspringen als gewöhnliche Granaten; 2) daß, selbst wenn dieser Fall sich ereignet, weder das Geschützrohr beschädigt wird, noch die Mannschaft einer Gefahr ausgesetzt ist; 3) daß dieser Fall nicht dem Mechanismus der Perkussion zuzuschreiben ist, daß er vielmehr in dem mangelhaften Guß der Hohlkugel liegt; 4) endlich, daß man solche Zufälle durch hermetisches Einsetzen der Brandröhren beinahe ganz vermeiden kann.

Von 14 Schüssen, welche den 2ten Julius gethan wurden, traf dieser Fall nur einmal ein, woran aber, wie man aus dem Rückstande des Pulvers schließen konnte, der Mechanismus der Perkussion nicht schuld war. Die Versuche haben ferner bewiesen, daß die Wirkung dieser Projektile, wenn sie die Wand eines Schiffes treffen, beinahe unfehlbar ist, nur muß man die Ladungen in ein richtiges Verhältniß zu den Entfernungen bringen, damit die Explosion stets in der ersten Wand stattfindet; denn mit zu starker Ladung und auf eine nahe Entfernung springt die Hohlkugel vielleicht erst in der zweiten Wand, oder zwischen beiden. Nur ein Projektil sprang nicht, obgleich es beide Wände durchgeschlagen hatte; es war dieß eine Bombe ohne Schweif, nach einem neuen System konstruirt, wo der Mechanismus von der Art ist, daß die Explosion stattfinden soll, auf welchem Punkt die Hohlkugel auch aufschlägt. Bei frühern Versuchen hat man mit sehr schwachen innern Ladungen eine Explosion erhalten, ohne daß die Bombe sprang, indem das Pulver den Pfropf des Füllochs heraustrieb. Am 9ten Julius wurden zwei Versuche mit 5 Kugeln mit Schweif und mit 2 Kugeln ohne Schweif gemacht. Sie haben allen Forderungen entsprochen, nur eine Kugel hat ihren Schweif unterwegs verloren. Aus diesen und einigen früher angestellten Versuchen hat man Folgendes abgeleitet:

1) Daß Kugeln mit Schweif nie innerhalb des Rohres springen. 2) Daß, selbst wenn sie den Schweif verlieren, die Explosion dennoch stattfindet. 3) Daß Kugeln ohne Schweif, deren Mechanismus etwas verschieden und das Brandrohr länger ist, auch dem Zweck gut entsprechen; von 12 sind nur 2 im Rohre gesprungen, ohne daß behauptet werden kann, dieser Zufall könne dem Mechanismus zugeschrieben werden. 4) Daß die Fälle, in welchen die Bomben nicht springen, selten sind. Von 20 Kugeln mit Schweif drangen nur 2 ein, ohne zu springen, und von 12 Kugeln ohne Schweif nur eine. 5) Daß es nöthig ist, den hohlen Raum der Kugel mit allerlei brennbaren Stoffen zu füllen, weil sich sonst das Pulver in Staub verwandelt und nicht so leicht entzündet.

Reise vom norwegischen Gebirge Filletjeld nach Bergen.

V. Fahrt auf dem Fiord und Reise im Thal.

(Fortsetzung.)

Im großen Gasthof angelangt, priesen wir nach so langen und herben Entbehrungen unser glückliches Zusammentreffen mit dieser fröhlichen Gesellschaft wohlbekleideter Offiziere und Civilpersonen, die bei unserem Eintritt gerade im zweiten Frühstück schwelgten.

Die Frau Wirthin hatte solches in so reichlichem Maß bereitet, daß wir noch mit den Brosamen vollständig gesättigt wurden, und dabei gern die sehr vernachlässigte Toilette derselben übersahen, die mit ungekämmten Haaren geschäftig herumlief, und vor vieler Arbeit noch gar nicht dazu kommen konnte an sich selbst zu denken. Bei unserem Eintritt im Frühstückzimmer erhob sich der ganze Landtag sehr artig grüßend von seinen Sitzen, man räumte uns zuvorkommend die ersten Plätze ein, und wir fanden hier wieder das Zeugniß bestätigt, was man dem Norweger jeden Standes lassen muß, daß er eine Ehre und Auszeichnung darein setzt, den Fremden, wofür wir sogleich erkannt wurden, mit einer ungeheuchelten Achtung und wohlwollenden Freund-

lichkeit zu begegnen. Ein Offizier näherte sich uns mit einer gewissen würdevollen Dienstfertigkeit, und wir verdanken ihm und seinen Empfehlungen die Bekanntschaft mit einem sehr gebildeten und unterrichteten Ingenieur-Offizier in Bergen. Der Ort Boßwangen besteht aus einer langen Straße zweier zusammenhängenden Reihen Wohnhäuser. Gleich vornan steht eine Reihe jetzt geschlossener Marktbuden, die wie in Leerdalsören aus Balken und Bohlen gleich kleinen Wohnhäusern solid und fest zusammengeschlagen sind. Boßwangen selbst liegt in einem weiten gesegneten Thal, ein großer See schmückt die schöne Landschaft, und die hohen Schneegebirge umkreisen sie in weiter Ferne. Die vortreffliche Chaussee führt durch dieß große Thal, welches sich nahe vor der folgenden Station Evanger wieder verengt. Dieser Ort besteht nur aus einigen Gehöften, die mit ihrer kleinen Kirche am Anfang eines langen Sees liegen, und überdem von hohen steilen Bergen eng eingeschlossen eine einsame und kesselförmig abgeschlossene Lage haben.

Während wir hier in einem mittelmäßigen Bauerngasthof den Pferdewechsel abwarteten, kam von der entgegengesetzten Seite ein Prokurator an. Er war von übermäßig großer und starker Leibesgestalt, und ihm ward zur Weiterreise ein Reitpferd vorgeführt, welches unter den hiesigen Pferden, die an und für sich schon klein sind, durch seine geringe Größe auffiel. Wir sahen mit ängstlicher Besorgniß, wie sich der schwerfällige Reisende anschickte dieß schwache Thier zu besteigen, und es gehörte von seiner Seite viel Muth dazu, doch es trug ihn richtig fort, obgleich nur wenig fehlte, daß die Beine des Reiters den Boden berührten. Aber bald hielt derselbe wieder an; der eine Steigbügel war gerissen. Man sah an Allem, daß Pferd und Geschirr in keinem Verhältniß zu einer so ungewöhnlichen Last standen.

Die Reise nach der folgenden Station Bolstadören gehört wegen der merkwürdigen Art des Fortkommens zu der interessantesten der ganzen großen Tour. Die Berge, welche den vor uns liegenden See umgeben, sind so schroff und treten ringsherum so hart an denselben heran, daß die große Chaussee von Christiania nach Bergen hier abermals unterbrochen wird. Man ist gezwungen die nächstfolgende halbe Meile auf dem See mit einem Boot zurückzulegen, und kann alsdann wieder den Landweg aufnehmen. Wir hatten auf dem See noch nicht die folgende Station erreicht, als unsere Bootsfahrt zu Ende ging. Wir konnten nun die Reise bis Station Bolstadören entweder auf dem Landwege fortsetzen, oder noch zehnmal schneller auf einer Stromschnelle, die der enge Abfluß des Sees zwischen Felsen bildet. Die Bootsleute fragten uns, ob wir nun landen, oder mit ihnen durch jenen Foßen fahren wollten. Wir hielten diese Frage für einen Scherz, da es uns unmöglich schien, über die brausenden Wogen jener Stromschnelle ein Fahrzeug gefahrlos hinwegzubringen.

Aus Neugier nahmen wir das Anerbieten an, und es wäre uns bald wieder leid geworden, als wir von unsern unerschrockenen Bootsleuten ersucht wurden, die Sitzbretter zu verlassen und auf dem Boden des Kahns Platz zu nehmen. Nach der Schätzung brachten wir auf dieser halben Meile (norwegisch, ¼ deutsche Meilen) nicht volle zehn Minuten zu, woraus man sich einen Begriff von der reißenden Gewalt des Wassers machen kann, mit der wir in unserem kleinen Boot fortgeschleudert wurden. Als wir die seltsame Fahrt begannen, nahm der eine Bootsmann seinen Platz am Hintertheil des Kahns, um mit seinem Ruder der Steuermann und geschickte Lenker bei der gefährlichen Schnellfahrt zu seyn, während der andere Bootsmann im Vordertheil des Kahns ruderte.

Pfeilschnell stürzte das leichte Fahrzeug aus dem ruhigen Wasserspiegel des Sees in die Stromschnelle hinab, und die schäumenden spitzen Wogen warfen es spielend bald auf und nieder, dann wieder seitwärts, daß uns dabei ganz übel zu Muth wurde. Nicht ohne Schwindel sahen wir nach den Ufern, die scheinbar bei uns vorüberflogen, aber die kühne Gewandtheit unserer Bootsleute verdient hier einer besondern Erwähnung. Ungeachtet der großen Biegungen des reißenden Stromes wußten sie doch dem Kahn immer diejenige Richtung zu geben, bei der er nicht seitwärts in die ruhigere Wasserfläche schießen konnte, woselbst er wegen der Heftigkeit der nachstürzenden Wogen umgeworfen wäre. Es blieb uns unbegreiflich, wie die Leute das Fahrzeug wieder stromaufwärts bringen können, wenn wir auch annehmen, daß sie in der etwas ruhigern Wasserfläche dicht am Ufer hinaufrudern. Sie erhalten aber auch dafür mit vollem Recht das doppelte Skiotsgeld.

Nach 5 Uhr Abends langten wir in Station Bolstadören an, ein einzelnes Gehöft, welches in einem dunkeln Felskessel liegt, dessen schroffe, imposante Wände einen See umschließen, in den sich jene reißende Stromschnelle stürzt. Wir fanden in diesem einsam gelegenen Gehöfte eine vortreffliche Aufnahme und ein vorzügliches Nachtquartier; es ist dieß der dritte Handelsplatz für die Gebirgsbewohner. Der Wirth, ein einfacher Landmann, ist durch seinen Handel wohlhabend geworden.

Andern Morgens setzten wir unsere Reise nach Bergen zu Wasser fort. Wir akkordirten mit zwei Bootsleuten für diese ganze Tour von 9 deutschen Meilen 2 Spezies (2 Thaler 8 Silbergroschen), und ich hatte auf dieser Reise von Neuem Gelegenheit, die große Ausdauer der norwegischen Ruderer zu bewundern, welche bei der ununterbrochenen angestrengten Arbeit und der großen Hitze ihre muntere Laune nicht verlieren, besonders wenn man ihnen den Branntwein nicht zu sparsam reicht.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herr Belfour bemerkt in einem Memoire über einige hieroglyphische Inschriften astrologischer Art auf dem Sarg einer Mumie, daß der früher gewöhnliche abergläubische Gebrauch in den Kalendern, jedes Glied des Körpers unter ein besonderes Zeichen des Thierkreises zu stellen, schon von hohem Alter sey, und einem Aegyptier, Namens Nechepsos oder Nerepsos, zugeschrieben werden müsse, der mehrere Abhandlungen über Astronomie, Astrologie und Arzneiwissenschaft verfaßte, und zur Zeit von Sesostris lebte. Sein Zweck ist gewesen, die Aerzte, welche vermuthlich alle von der Priesterklasse waren, in den Stand zu setzen, für die Krankheiten jedes besondern Gliedes die angemessenen Mittel zu gebrauchen. Von den Aegyptiern ging dieser Aberglaube auf die Römer und Griechen über, kam dann zu den Arabern, von denen er auch in die Schule von Salerno und dadurch in die alte medizinische Praxis aller europäischen Länder überging.

•

Nach dem Schreiben eines französischen Offiziers aus Alexandrien ist das Original der berühmten zu Tivoli aufgefundenen und für das Werk des Lysippus gehaltenen Warwick-Vase in Aegypten entdeckt worden, und statt aus Marmor in Bronze ausgeführt. Der griechische Künstler stellt darin Alexander mit den Attributen des Bacchus dar, und die Köpfe, Gruppen u. s. w. stimmen völlig mit dem überein, was alte Schriftsteller davon berichten. Die Vase befindet sich im Besitz des französischen Konsuls Mimant.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 231.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 August 1836.

Stirling und Edinburgh.

Stirling ist das schottische Windsor. Von der Natur zum Königssitze bestimmt, liegt es auf hohen, steilen, von einer Seite tief abschüssigen Felsen, mitten in einer unbeschreiblich reizenden Ebene, und ist in fernen Horizonten von den schönen schottischen Hochland-Bergen begränzt. Es bildet den Mittelpunkt zwischen den beiden prächtigen Städten Edinburgh und Glasgow, zu seinen Füßen schlängelt sich der silberne Forth in tausend Krümmungen durch das reiche Thal, und es beherrscht in stiller Majestät die herrlichste Landschaft Schottlands. Auf dem kühnen Felsen erhebt sich die alte Burg, die mehrere Jahrhunderte die würdige Wohnung der schottischen Regenten war. Noch zeigt sich die Pracht seiner frühern königlichen Bewohner, und die stolze Veste trotzte in jener wilden Ritterzeit allen Angriffen. Von den Zinnen dieses edeln Schlosses sieht das Auge zwölf Schlachtfelder, welche die treuen Schotten siegreich für die Sache ihrer Herrscher mit ihrem Blute getränkt, und wo blühende Saaten den friedlichen Nachfolgern den Abstand zwischen jetzt und damals genießen lassen. Die grotesken Figuren, welche in den Vorhallen an den Wänden herum auf besondern Piedestalen ruhen, zeugen von phantastischer barocker Kunstperiode und überraschen den Eintretenden, der sich in die Höfe Alhambra's versetzt wähnt. Hier gebar die unglückliche Maria ihren verhängnißvollen Sohn, der später hier seinen Vetter Douglas ermordete. Alle Stuarte hielten hier Hof und der schöne Felsen, von dem die Damen den Turnieren zusahen, heißt auch jetzt noch der Damenfelsen. Die Aussicht vor den Fenstern ist 80 engl. Meilen lang und 18 breit, und die schönen Berge Lomond, Lady und die Campiangebirge bilden den dunkeln amphitheatralischen Horizont des paradiesischen Thales. Alles was Leben in eine Landschaft bringen kann, vereinigt sich in diesem berühmten Castle of Stirling, und die mannichfach gebildeten Hügel, die herrlichen Gehölze, besonders aber die konischen Berge Dunipace vereinigen sich mit der erhabenen Fernsicht, um diesen Punkt zu einem der schönsten der Erde zu machen. Es macht einen besondern Eindruck, vor diesem uralten Schottenpalaste die Hochländer Soldaten mit ihren nackten Beinen und althergestammten Kilt und malerisch drapirten Plaid Wache halten zu sehen, in der Tracht, in der ihre Vorfahren für das Recht ihrer Fürsten kämpften und starben. Allein wenn man Alles erschöpft zu haben glaubt, was der schöne Romantismus der Feudalzeit hervorgerufen hat, dann mache man sich erst auf nach Edinburgh, und besehe auf dem Wege das alte schön zwischen Bäumen gruppirte Schloß Linlithgow, wo Maria Stuart ihr Leben empfangen, um es nicht fern davon durch der Schwester Beil wieder zu verlieren, und nun eröffnet sich ein Anblick, der wohl seines Gleichen nicht hat. Zuerst tritt dem Auge das Kastell auf hohen Felsen über der Stadt hängend, mit seinen düstern dicken Mauern, hoch über einander emporragenden Wartthürmen, mit den zackigten Zinnen und den auf allen Facen die Felsenspitzen überragenden Wachhäuschen entgegen, Symbole der Kraft und Herrlichkeit der trotzigen Ritterzeit. Weit im Hintergrunde erhebt sich gerade über der Stadt wie ein grausiges Gespenst der hohe Basaltberg Arthursseat, der Thron des ritterlichen Arthur, und auf ihm das weiße Kreuz der Anthony-Kapelle, die durch Herders schönes Lied uns so nahe gerückt ist. Zwischen beiden jähen Bergrücken steht der schöne grüne Caltonhill, um den sich die zauberisch reizende Stadt lagert und auf dem die Monumente großer Männer des Vaterlandes stehen, während das schottische Parthenon, das erst mit der Façade beendet ist, dem Ganzen mehr den Anstrich einer griechischen Ruine gibt, obschon es in großartiger Tendenz und Ausführung durch die Regensburger Walhalla längst überflügelt wurde. Zwischen diesen prächtigen Bergformationen breitet sich nun die Stadt aus, welche an Gruppirung und Originalität durchaus einzig in der Welt dasteht. Die alte Stadt dehnt sich auf einem sanft vom Kastell ablaufenden steilen Bergrücken bis zu dem eine Meile entfernten, am Fuße des riesigen Arthursitzes gelegenen Königspalaste herab, und zeichnet sich durch seine 8 bis 10 Stockwerke hohen Häuser und ihre besondere, von der englischen ganz verschiedene Architektur, hohe Giebeldächer und sehr hohe Kamine aus. Die Straßen in dieser uralten Stadt sind zum Theil sehr breit und schön, die engen Gassen aber, welche sich auf beiden Seiten über die Abhänge herabziehen, sind unendlich steil und beschwerlich. Dieses ehrwürdige Konvolut alter Gebäude ist

Digitized by Google

nun von der neuen Stadt durch einen tiefen Graben oder vielmehr Thal getrennt, das in seinem Grunde ebenfalls mit Häusern besetzt und auf beiden Seiten mit Gras bewachsen ist, wodurch der malerische Anblick des Ganzen unendlich erhöht wird. Durch dieses Thal ziehen sich eine Menge Fußsteige nach beiden Höhen hinauf und eine schöne breite Brücke und ein Damm, auf dem das als griechischer Tempel erbaute königliche Institut für Gemälde steht, verbindet beide Stadttheile für Fuhrwerke. Die andere Seite des Thales, die Gränze der neuen Stadt, wird nach der ganzen Länge vom Kastell bis zum Caltonhill durch die Prinzenstraße abgeschnitten, welche in gerader Linie von einem zum andern Felsen läuft, an der Seite gegen das Thal hin offen und nur mit eisernen Balustraden versehen ist, und eine der schönsten Straßen der Welt bildet. Hinter ihr erhebt sich die neue Stadt in schönen wellenförmigen Hügeln, und steigt nur von der andern Seite gegen den Fluß Forth hinab, der sich stets breiter werdend mit dem Meere vereinigt, und in dessen drei Häfen, Portobello, Newhaven und Leith sich drei breite Straßen hinter dem Caltonhill aus der Stadt ergießen. Die neue Stadt darf kühn sich Dublin, London und Glasgow zur Seite stellen, im Vereine mit ihrer alten Nachbarin steht sie aber einzig in ihrer Art da, und ich möchte keinen Vergleich wagen mit irgend einer andern Stadt der Welt. König Jakob pflegte zu sagen, wenn er Edinburgh von dem jenseitigen Gestade zu Fife in der Abendbeleuchtung sah, es gleiche einem ausgebreiteten Purpurmantel mit goldenen Franzen. Ich näherte mich der Stadt Abends. Die ersten Beschäftigungen der Ankunft führten die Nacht heran, ohne daß wir uns umsehen konnten. Als wir auf die Princesstreet traten, wo wir wohnten, sahen wir eine unendliche Menge glänzender Lichter ringsum in Höhen und Tiefen schimmernd vor uns ausgebreitet, und da wir zuerst auf die Brücke geriethen, welche beide Stadttheile verbindet, so war es durchaus nicht möglich, uns über die magischen Effekte dieser Beleuchtung zu orientiren, bis wir tief hinab in das Thal und von dort hoch in die obere alte Stadt gestiegen waren, wo ein Leben und ein Geschrei und ein Handel und Wandel uns entgegentrat, dessen ich in nächtlicher eilfter Stunde, kaum in einer oberitalienischen Stadt ähnlich mich entsinnen kann. Es war Sonntag, und Alles eilte noch zu kaufen und zu verkaufen, da der folgende Sonntag jeden Verschleuß endete. Aecht italienische Stimmen erklangen in den dicht gedrängten Straßen, alle Buden waren offen, und die hier ganz besonders geschmackvoll geschnittenen Gassterne überstrahlten das bunte fröhliche Leben, von dem man in dem gemessenen steifen London durchaus keinen Begriff hat. Aus dem fröhlichen Markte tönte aber in allen Straßen die ewige schottische Bagpipe, der Dudelsack hervor, der in schrillenden, dem Schotten so theuren Tönen manch lustiges Paar zum Tarantella ähnlichen Tanze treibt.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Julius 1836.

(Schluß.)

Sollte man nicht an den Glücksstern von Ludwig Philipp glauben, wenn man sieht, wie das Schicksal allmählich alle Hindernisse seines Triumphes aus dem Wege räumt? Der König von Rom todt, die Herzogin von Berry entehrt, und ihre Partei zerstört, Lafayette todt, Carrel todt! Und doch, was für ein jammervolles Glück ist das seine! König eines Landes von 33 Millionen, an der Spitze der furchtbarsten Kriegsmacht, umgeben von seiner „treuen" Nationalgarde wagt er nicht die alljährliche Revue zu halten. In der Mitte der Bürgersoldaten und der Linientruppen wäre er gegen alle äußeren Angriffe geschützt gewesen: Er fürchtete also Meuterei unter seinen Wächtern selbst. Das allein erklärt die Unterlassung der Heerschau, denn ein anderes Gerücht, daß der König verwundet sey, entweder durch eine Kugel Alibaud's oder in Folge eines neuen Mordversuches in Neuilly, hat keine bestimmte Bestätigung erhalten. Gewiß ist indessen, daß alle innern Verhältnisse des Schlosses seit einiger Zeit mit einem Geheimnisse umgeben sind, das die sonderbarsten und abweichendsten Gerüchte rechtfertigen muß. Glücklicherweise für dasselbe ist hier nichts von Bestand, und die Erinnerung des Guten wie des Schlechten verschwindet vor der Allmacht des Augenblickes.

Es sind wenige Tage nur, als ich des Nachts über den Carousselplatz ging. Ich kam aus der Vorstadt St. Germain über den Pont-royal und ging nach dem Boulevard zu. Es war Mitternacht und von den Tuilerien dämmerte nur noch eine schwache Beleuchtung aus den obern Gemächern her. Mein Weg beschrieb die ganze Reihe der Mordanschläge auf Louis Philipp: der Pistolenschuß auf dem Pont-royal, Alibaud, Fieschi! Ich blieb lange Zeit vor dem eisernen Gitter des inneren Hofes stehen, den raschen Zeitwechsel in meinem Geiste überlegend. Auf diesem Platze, vielleicht an der Stelle, wo ich stund, irrte einst Marie Antoinette umher, als sie nächtlicherweile aus dem Schlosse sich schlich, um mit ihrem Gemahle Ludwig XVI aus Frankreich zu entfliehen. Sie verfehlte in dem alten Gemäuer und Gewinkel, welches damals den Carousselplatz vorstellte, den bezeichneten Ort, wo sie der Wagen erwartete, und verzögerte dadurch merklich die Flucht. Auf diesem Platze hielt am 8ten Thermidor Henrion an der Spitze seiner Artillerie mit brennenden Lunten und die Kanonen auf die Tuilerien gerichtet, in welchem der Konvent versammelt war und so eben Robespierre und St. Just zum Tode verurtheilt hatte. Diese beiden Volksrepräsentanten hatten sich in die Kommune von Paris zurückgezogen und Henrion den Befehl gegeben, das Schloß in den Boden zu schießen. Henrion vollzog den Befehl nicht. Als er sein Nichthandeln berichtete und zu rechtfertigen suchte, stürzte man ihn aus dem dritten Stockwerke auf die Straße, wo ihn ein Misthaufen schützend empfing, wie einst die östreichischen Kommissarien zu Prag. Aber Tags darauf betraten Robespierre und St. Just die Guillotine und die Partei des Bergs war gestürzt. In der Nähe meines Platzes mochte Ali-

baud gestanden seyn, als er sich mit der Schildwache unterhielt, in der Erwartung des Königs, und ehe er sich an die Einfahrt des innern Hofes begab. Hätte die Königin Marie Antoinette sich nicht verspätet, wäre die Flucht eiliger gewesen, so daß man sie in Varennes nicht eingeholt hätte; oder wären die Befehle der Kommune vollzogen und am 8ten Thermidor die Konventsglieder aus der Sitzung vertrieben worden; oder hätte Alibaud sein Ziel getroffen, das er mit so viel Kaltblütigkeit gewählt und berechnet hatte: wer weiß, wer kann berechnen, welche ganz andre Geschichte wir hätten oder erhalten würden! So blieb mir nur, als letzter Eindruck, der Zufall, der die menschlichen Dinge beherrscht, und die Erinnerung an das unaufhaltsame Zerstörungswerk der Zeit. Sechszehn Tage waren verflossen, daß Alibaud auf Louis Philipp geschossen. Innerhalb fünfzehn Tagen war die That geschehen, der Prozeß eingeleitet und geschlossen, und das Verdammungsurtheil durch die Guillotine vollzogen. Gott selbst richtet nicht so schnell.

Eine neue Bildsäule erregt in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit der Besucher des Tuileriengartens, und verdient sie im höchsten Grade. Der Spartacus, der noch immer seine Augen drohend auf die Tuilerien richtet, während seine Arme vor wie nach kalt bleiben und mit dem Reste seiner Ketten belastet sind, hat ein Gegenbild erhalten. Wer die Geschichte Louis Philipp nicht aus seinen Regierungsakten erkennen kann, der möge sie in den Steinen suchen. Am Ende des breiten Weges, der von der Rivolistraße nach dem Pont-royal zieht, steht ein Löwe von Barye, ein vollendetes Bild des Königs der Thiere, der unter seinen Füßen eine Schlange zertritt, die sich krümmt und ihr letztes Gift gegen ihn ausspeit. Der Sinn dieses Bildnisses ist handgreiflich, und von Jedermann begriffen worden. Ich brauche nur an die so lange besprochene und beschriene Hyder der Anarchie zu erinnern. Louis Philipp ist der majestätische Löwe, unter dessen gewaltiger Tatze das Julius-Volk, die Schlange verendet. Er ist der starke Sigurd, der Schlangenbändiger, und die Republik verblutet unter ihm. Während ich das Letztemal vor diesem steinernen Triumphe stand, hörte ich zwei verschiedene Aeußerungen, beide aus dem Volke kommend, die erste von einem Weibe, die zweite von einem Arbeiter in bloßen Armen und mit starker Stimme. „Es ist kein Wunder," sagte die erste, „daß der Löwe die Schlange bezwingt, er ist so stark, und sie ist so klein." „Ist es auch wirklich wahr?" sagte in sich selbst der Arbeiter. — Die Frau hatte nur gesehen, der Mann hatte gedacht. In diesem Doppelausdruck liegt Körper und Geist, Gestalt und Allegorie des Kunstwerkes und seiner Auffassung. Was wird Louis Philipp nächstes Jahr in seinem Garten aufstellen?

Die Insel Thera.

Die griechische Fabel erzählt, daß Latona, welche den künftigen Gott der hellenischen Race unter ihrem Herzen trug, vor dem Zorn einer eifersüchtigen Gottheit floh, ohne ein Asyl zu finden. Die Erde, verschworen mit ihrem Feinde, sank unter Latona's Fußtritt ein, und verweigerte jede Stelle, wo sie ihres Götterkindes genesen könnte. Da hob der Gott der Meere, gerührt von dem Jammer der unglücklichen Mutter, die grünende Delos aus dem Abgrunde, auf daß sie Latona zum Asyl und ihrem Sohne zur Wiege diene. Diese Mythe enthält unter poetischer Form die geologische Geschichte der meisten Inseln des griechischen Archipelagus, die in mehr oder minder entfernten Zeiten allmählich aus dem Meeresgrunde aufgestiegen sind. Die Beschreibung, welche Dr. Roß von der Insel Thera gibt, bestätigt durch seine neuen Beobachtungen die poetischen Ueberlieferungen der alten Mythologie.

Die ganze Insel wird durch einen großen, kegelförmigen, 2000 Fuß hohen Berg beherrscht, der aus Kalkfelsen und blauem Marmor besteht, und auf dessen Spitze sich das Kloster des heiligen Elias erhebt, das dem Berge seinen Namen gegeben hat. Von hier aus entfaltet sich das reizendste Gemälde vor den Augen des Reisenden. Im Süden verschwimmen Creta's weiße Berge mit dem blauen Horizont, und ohne Mühe unterscheidet man die Gipfel des Ida und des Daktys, welche die südliche Gränze des hellenischen Königreichs bilden. Im Osten erheben sich Asiens Küsten, und im Norden verliert sich das erstaunte Auge auf den bunten Gruppen der Cykladen.

Steile, den Einsturz drohende Abhänge führen von dem Kloster nach dem Messa-Bouno, einer Art von Isthmus, hinab, der den Elias-Berg mit dem tiefer liegenden Vorgebirge St. Stephanos verbindet. Die steilen Wände dieses Vorgebirges fallen von drei Seiten senkrecht gegen das Meer ab; auf seinem Gipfel liegen die Trümmer des alten Oea. Unweit davon erhebt sich die Kirche des heiligen Stephanos, nach welcher das Vorgebirge genannt wird. Der Rücken des Berges ist mit Ruinen bedeckt, unter denen man Mauern findet, welche theils mit vielseitig, theils mit rechtwinklig behauenen Steinen gebaut sind, woraus hervorgeht, daß die Griechen zuweilen an einem und demselben Gebäude beide Bauarten anwendeten.

Der Boden von Thera ist allenthalben mit einer Lage von weißem porösem Bimsstein bedeckt, dessen größte Stücke kaum faustdick sind, so sehr ward diese steinige Masse durch den Anbau allmählich zerschlagen. Heftet man den Blick auf diesen vulkanischen Boden, der nur aus Steinen und Asche besteht, so glaubt man anfangs, es sey der Vegetation nicht möglich, auf einer solchen Erde Wurzel zu fassen, und dennoch ist Thera eine der fruchtbarsten griechischen Inseln. Herodot, der große Landschafts- und Historienmaler, gab ihr sogar den Namen der überaus Schönen. Der Bimsstein behält immer, selbst zur Zeit der größten Trockenheit, so viel Feuchtigkeit, um kleine Pflanzen zu nähren. Dagegen kommen nur wenige Bäume auf Thera fort, mit Ausnahme der Zwergfeige. Nur in der Nähe der Kirchen sieht man hie und da kleine Gebüsche von Oliven, Palmen und Aloë.

Seit einem Jahrhundert sind Wein, Gerste und Baumwolle die einzigen Produkte dieser Insel, und selbst jetzt noch ist sie der einzige Punkt Griechenlands, auf welchem die Hitze der Temperatur und des Bodens Baumwolle mit Vortheil zu bauen gestattet. Allein dieses Produkt vermindert sich von Tag zu Tag. Seit der Wein von Thera in Rußland so günstige Aufnahme gefunden hat, haben die Einwohner ihre sämmtlichen Felder in Weingärten umgewandelt. Die ganze Insel ist heutzutage nichts mehr als ein Weinberg, der Weinbau macht die ganze Industrie und den Reichthum der Einwohner aus. Sie behandeln den Weinstock mit viel Intelligenz, und nach der Art, welche der Natur, und wenn man so sagen darf, der Armuth des Bodens am besten entspricht. Sie setzen die Rebstöcke übers Kreuz und sehr weit

Google

von einander entfernt, damit die Wurzeln Raum haben ihre Nahrung aus den Poren des Bimssteins zu ziehen. Die Reben werden sehr kurz geschnitten, so daß man ihnen nur eine geringe Zahl von Augen läßt. Dadurch gewinnt der Stock an Kraft und die Traube an Güte.

Um den großen Raum, der zwischen den Rebstöcken leer bleibt, zu benutzen, wird derselbe mit Gerste eingesäet, die man im April schneidet. Die einzelnen Weinberge werden durch Basaltmauern von einander getrennt, welche sich von einem Dorfe zum andern hinziehen. Daher gibt es auch nichts Sonderbareres, als den Anblick dieser Insel, von dem Berge Elias aus gesehen, sie gleicht dann einer großen weißen Fläche, die von langen schwarzen Linien durchschnitten ist, welche sich über die Abhänge und durch die Ebene hinschlängeln. Die Ebene selbst ist mit zahlreichen Dörfern bedeckt, zwischen denen sich hie und da grüne Gebüsche erheben. Der Wein von Thera ist weiß; je nachdem man ihn mehr oder minder lang gähren läßt, gleicht er entweder dem Rheinwein oder dem Champagner. Die Einwohner bereiten noch eine andere Gattung von geistigem Wein, den sie Vinsanto nennen, und der, wenn er in Europa mehr bekannt wäre, ohne Zweifel auf unsern Tafeln sehr gesucht würde. Die Art, wie er bereitet wird, ist folgende: Die Trauben werden 14 bis 15 Tage lang auf den Dächern getrocknet, ehe sie auf die Presse kommen, dadurch verlieren sie etwa ⅔ an Quantität, dagegen erhält der Wein große Süße, und wird ölig wie Syrup.

(Schluß folgt.)

Reise vom norwegischen Gebirge Fillefjeld nach Bergen.

2. Fahrt auf dem Fiord und Reise im Thal.

(Schluß.)

Wir fuhren auf dem ruhigen N. Oester Fjord hinab. Die Felsufer zu beiden Seiten werden immer niedriger, kahler und stellen zuletzt mit ihren abgerundeten weißgrauen Klippen ein abschreckendes Bild der ödesten Felsnatur dar, indem man zwischen ihnen nur selten ein einzelnes Gehöft erblickt. Zu Mittag kehrten wir in der Wasserstation Björnstangen ein, und fanden hier ein einzelnes zwischen lauter Klippen eng zusammengebautes kleines Gehöft. Wir wurden vortrefflich aufgenommen, ungeachtet uns die ganz kahlen Umgebungen kaum ein Stück Brod erwarten ließen; auch führte man uns in eine saubere Stube, kurz wir wurden hier vielfältig angenehm überrascht. Vor den Fenstern sahen wir nach der Wasserseite sogar einen kleinen Garten mit Obstbäumchen, Rosen und andern Blumen, die auf der dünnen Erdschichte, welche hier auf den Klippen liegt, ganz üppig wachsen.

Es fing an zu regnen und blieb dabei, denn man muß auch am Wetter merken, daß man sich der Stadt Bergen nähert, woselbst niemand, selbst im schönsten Sonnenschein, ohne Regenschirm sein Haus verläßt. Ein Engländer, welcher Bergen im Regen verlassen hatte, kehrte nach einigen Jahren hieher zurück, und da es abermals regnete, fragte er verwundernd oder satyrisch: „Regnet es denn noch in Bergen?"

Als wir uns Abends 7 Uhr Bergen näherten, hörte es, o Wunder! auf zu regnen, und wir fuhren beim schönsten Glanz der Abendsonne in den merkwürdigen Golf hinein, um den sich die Stadt amphitheatralisch und malerisch im länglichen Halbkreis erhebt.

Die kahlen niedrigen Klippen, die uns bis hieher begleiteten, und deren ödes und abschreckendes Aeußere noch durch das unaufhörliche Klagegeschrei zahlloser Seevögel, die in den Klippen nisten und brüten, einen eigenen nordischen Charakter erhalten, verwandeln sich mit einem Mal in hohe schroffe Felsgebirge, die bei einer Höhe von 2000 Fuß ein imposanteres Ansehen annehmen, und so einen höchst pittoresken Hintergrund für die malerische Ansicht der Stadt gewähren, da sie plötzlich und ganz schroff unmittelbar hinter der Stadt aufsteigen.

Von den einzelnen Hochterrassen derselben, die man nur auf schmalen steilen Fußpfaden erreichen kann, welche im Zickzack hinaufführen, blicken freundlich die hübschen Landhäuser herab, welche dem ganzen Gebirgsamphitheater noch einiges Leben gewähren, da es außer den wenigen Bäumen um dieselben, welche mühsam von Menschenhänden gepflanzt und gepflegt werden, ganz kahl ist, und in seinem dunkelbraunen Kolorit nicht sehr anlockend erscheint; nur ganz oben treten die kahlen Felsen zuweilen aus der grünen Decke hervor, mit der hier Alles bekleidet ist.

Gleich vorn am Eingang in dem eigentlichen Golf von Bergen erblicken wir zu beiden Seiten die schützenden Forts: links das größere, Bergenhuus, welches sich nur wenig über den Wasserspiegel erhebt, und mit seinen Kanonen die niedere Bestreichung des Eingangs gewährt. Rechts liegt das kleinere Fort Frederiksberg, etwas höher, dessen Kanonen die ferne und frühe Begrüßung vor dem Golf verrichten sollen. Außerdem hatten wir eine Batterie übersehen, die auf einer niedrigen Klippeninsel außerhalb des Hafens in der weitgeöffneten Mündung des großen Golfs angelegt ist. Sie liegt dabei etwas seitwärts in einem Winkel, so daß ihr verstecktes Feuer den in den Hafen einfahrenden Feind von hinten faßt.

Nachdem wir uns nun durch viele große und kleine Schiffe im Hafen mit unserem Boot mühsam durchgewunden hatten, landeten wir bei den sogenannten Toll-buden (Zollbuden). Die Lebhaftigkeit des Verkehrs, sowohl in den Straßen der Stadt als auf dem Hafen, ist bei weitem größer als in Christiania. Bergen ist in jeder Rücksicht die größte und bedeutendste Stadt Norwegens, und wenn sie gleich eng und unregelmäßig gebaut ist, und außerdem meist aus hölzernen Häusern besteht, so gewährt doch der saubere helle Anstrich derselben einen freundlichen Anblick. Im Hafen liegen holländische, dänische, spanische Schiffe, neben den merkwürdigen Fahrzeugen der Norlandsfahrer, bunt durch einander. Diese bringen Fische in ungeheurer Menge, welche sie gedörrt in ihren kleinen Segelbooten so hoch aufpacken, daß der halbe Mast davon bedeckt ist. Man begreift nicht, wie sie damit durch die Nordsee kommen, ohne umzuschlagen.

Da in Bergen die Hotels theuer sind, so suchen sich die Fremden Privatlogis. Ich fand ein solches bei einem Tischler, wo ich vortrefflich aufgenommen ward. Unter seinen Töchtern zeichnete sich die älteste durch eine in diesem Stande auffallende Geistesgewandtheit und Liebenswürdigkeit aus.

Obgleich sie nie in Deutschland gewesen war, so sprach sie doch fertig deutsch. Sie hatte es in der Schule gelernt. Ihr fehlt bloß der durch Uebung nur zu erlangende Accent.

Um 11 Uhr zog die Wachtparade auf: 60 Mann und 1 Tambour. Anzug und Dressur ist nachlässig, aber am schmutzigsten waren die Unteroffiziere.

Durch die Güte des Ingenieurlieutenants Mandal lernte ich später die einzelnen Forts und Bergen überhaupt mehr kennen, dessen Beschreibung ich mir vorbehalte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 232.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 August 1836.

Die Norduser des schwarzen Meers.

(Aus der nordischen Biene.)

Südrußland, das so weite Striche vortrefflichen Bodens und einen herrlichen Himmel hat, könnte die seinem Klima angemessenen Produkte, Korn, Oel, Farbmaterialien und Droguerien bei weitem über seinen eigenen Verbrauch erzeugen, bis zum Frieden von Kainardschi war dieß aber durchaus nicht der Fall. Nach diesem Zeitpunkt begann allmählich die Ausfuhr von Korn, da jedoch der Handel damit weder in den Preisen, noch in dem Begehr stetig ist, so siechte der russische Handel auf dem schwarzen Meere, bis die Verwaltung des neurussischen Landes an Graf Woronzow kam, der es verstand, die Erzeugung anderer Produkte anzuregen; jetzt wird aus den Häfen des schwarzen Meeres Lein, Hanf, Lein- und Hanföl, Leinsamen, Fett, Wachs, Honig, grobe Leinwand, Segeltuch, Seile, Pottasche, Kornbranntwein, Butter, Käse, Pökelfleisch, Seide u. dgl. ausgeführt, und die Nachfrage nach Korn ist stetiger geworden. Korn und Oelsamen (Leinsamen ausgenommen), aus Gegenden, die eine Landfracht von mehr als 400 W. nöthig machen, können selten die Kosten tragen, und so nahm der südliche Theil des Gouvernements Wolhynien, der nördliche der Gouvernements Kiew und Jekaterinoslawl, die Gouvernements Charkow, Poltawa, Tschernigow, einige Theile von Woronesh und Kursk und der größere Theil von Weißrußland längere Zeit nur geringen Antheil an dem Verschluß schwer zu transportirender Waaren durch die Häfen des schwarzen Meers. Jetzt aber, wo sie sich auf die Erzeugung obenerwähnter Gegenstände verlegt haben, steigt ihr sicherer Absatz nach allen russischen Häfen des schwarzen Meeres. Der vortheilhafte Absatz der Produkte wird, wenn keine politischen Hindernisse eintreten, durch sich selbst den Handel wieder herstellen, allein die Erfahrung lehrt, daß der natürliche Gang des Verkehrs, wenn er bloß der Zeit überlassen bleibt, langsam ist, wenn ihm nicht die Regierung ermunternd unter die Arme greift: Odessa, ohne Freihafen, hätte gegenwärtig noch nicht die Hälfte großer Bauten, und nicht den fünften Theil der Kapitalisten, die jetzt dort sich aufhalten, somit befänden sich dort auch nicht so viele Käufer russischer Produkte ohne besondere Bestellungen, die selten früher gemacht werden, als man sie gerade nöthig hat. Bekanntlich zahlen in Rußland die meisten eingeführten Waaren etwa 30 Prozent, und darum wagte, ehe der Freihafen in Odessa eingerichtet war, selten jemand mehr dahin zu führen, als er mit Sicherheit verkaufen konnte, aber seit Eröffnung des Freihafens gingen die Kapitalisten verschiedener Länder persönlich nach Odessa, oder schickten Anverwandte mit Waaren dahin, denn die Fracht nach Odessa kostet fast nichts, da die meisten fremden Schiffe ganz oder halb mit Ballast hingehen, indem um 200 Tonnen schwer ins Gewicht fallender russischer Produkte zu bezahlen, oft kaum eine Tonne theurer fremder Waaren nöthig ist. Dieß ist der hauptsächliche Grund des raschen Aufblühens von Odessa, die Kapitalien liefen ein, um russische Produkte auf Spekulation zu kaufen, und dieser Umstand belebte alle Arten von Industrie in denjenigen Landestheilen, welche einen leichten Absatz nach Odessa haben. So gewannen alle diejenigen, welche seit längerer Zeit Pachtungen in den südlichen Theilen der Gouvernements Kiew und Podolien haben, oder vor 25 Jahren Güter in Neurußland ankauften.

Die zu einem Stamme gehörigen Gouvernements Tschernigow, Poltawa und Charkow, die jetzt Einem Gouverneur anvertraut sind, umfassen einen der schönsten Landstriche Rußlands mit drei Millionen Menschen. Die Seelenzahl, welche sich seit 150 Jahren in Neurußland, dem kaukasischen Gouvernement, Tschernomorien und einigen Theilen der südlichen großrussischen Gouvernements niederließ, hat sich verdreifacht, und verdankt diese Vermehrung dem Boden, dem Klima und hauptsächlich der Lebensweise, indem sie sich in kleinen Familien ansiedelten. Die Sitte, in großen Familien zu leben, ist zwar ihrer eigenen Ansicht zufolge in landwirthschaftlicher Hinsicht vortheilhafter, denn im Großen wird weniger verzehrt und mehr Arbeit geleistet, aber dennoch sind sie davon abgegangen. In Großrußland bleibt von fünf Frauen Eine zu Hause und viere gehen aufs Feld, Eine sorgt für das Essen und andere Hausgeschäfte und vier spinnen. In Kleinrußland dagegen, wo in Einem Häuschen bloß der Mann mit seiner Frau wohnt, muß letztere größtentheils zu Hause bleiben, und sich den ganzen Tag mit

der Küche und der Aufsicht über das Hauswesen beschäftigen, dafür aber stillt sie ihr Kind selbst, und hat es stets unter ihren Augen: niemand fügt ihm ein Leid zu, oder öffnet Thüren und Fenster, daß es sich verkältet. In Großrußland dagegen füttert die Frau, welche zu Hause bleibt, alle Kinder mit dem Saughorn, und wenn sich die Familie in der Stube versammelt, so ist nach dem Sprüchwort „bei sieben Wärterinnen das Kind ohne Aufsicht.“ Wer sich von der Wahrheit der stärkern Volksvermehrung im kleinrussischen Stamme überzeugen will, vergleiche nur die Volkszählung in einigen großrussischen Orten mit denen in einigen kleinrussischen: er wird finden, daß unter 700 Seelen männlichen Geschlechts in Großrußland die Hälfte aus erwachsenen Männern besteht, während man unter einer gleichen Anzahl in Kleinrußland nur ein Drittheil erwachsener Leute findet, die übrigen sind bloß Kinder, von denen bei den Kleinrussen weit weniger sterben, als bei den Großrussen.

Die drei Gouvernements, welche den sanften Abhang des Landes von der Höhe der Oka bis zu den Ausläufern der Karpathen einnehmen, umfassen den besten Boden Rußlands, der früher zum Kriegsschauplatz zwischen Polen, Rußland und den Tataren der Krim diente, und jetzt zwar ruhig ist, allein hinsichtlich des Handels sich noch wegen der Entfernung von den Häfen in lethargischem Schlummer befindet. Um hier den Handel zu beleben, ist ein großes Unternehmen im Werke, nämlich die Schnellen des Dniepr bei Jekaterinoslawl zu umgehen, wodurch das ganze oberhalb der Schnellen liegende und zum Dnieprgebiet gehörige Land den Häfen des schwarzen Meers näher gerückt wird, namentlich wenn die Flüsse Pssiol, Worskla und Donez schiffbar gemacht werden, welcher Arbeit das Terrain keine sonderlichen Hindernisse entgegensetzt. Dazu wird die Regierung das Ihrige beitragen, und die Bewohner selbst sollen nicht abgeneigt seyn, nach Kräften dabei mitzuwirken. Dann erst kann hier der Handel ins Leben treten, wie er im mittlern Großrußland durch die Einrichtung der Wasserkommunikation mit dem Petersburger Hafen belebt wurde, ja der Verkehr wird lebhafter werden, da hier die Verbindung durch Flüsse statt durch Kanäle bewerkstelligt wird. Der südliche Theil des Gouvernements Orel, ja vielleicht das Ganze kann sich dem Don zuwenden mit denjenigen Produkten, die bisher nach Petersburg versandt wurden, denn die Verbindung aus den entlegenern Kreisen auf der Oka ist schon ziemlich kostspielig, und von der Oka nach Petersburg kostet der Transport eines Tschetwerts Getreide etwa acht Rubel, während er nach dem asowischen Meere nur zwei Rubel kosten würde.

(Schluß folgt.)

Stirling und Edinburgh.

(Schluß.)

Als endlich die Massen sich verliefen, als das Getöse sich verminderte, und die Glocken an den Unrath ausführenden Karren lauter tönten und die Nachtwächter in ihren schottischen Mänteln und mit ihren breiten Laternen Meister der Gasse blieben, da trat über den Höhen des Arthurberges der klare Mond hervor, und beleuchtete eine Scene, die kaum eine orientalische Stadt bieten kann. Die Contouren der alten Stadt glichen mit ihren Hasenkaminen den Zacken sarazenischer Mauern und Kastelle und der ganze erhabene Hintergrund schien eine fortgesetzte ungeheure Festung, aus denen die wunderbaren alten Kirchkuppeln wie Minarets hervorschauten. Aus dem ganzen Dunsthorizonte des bleichen Mondspiegels tauchten aber die unheimlichen Felsen des Kastelles und Caltonhills gleich Nebelgestalten auf, das ferne Meer warf einen magischen Reflex der silbernen Beleuchtung auf das schwarze ringsumgränzende Gebirge, und ein ossianischer Duft legte sich über diese bleiche Geistererscheinung, durch welche die tausend und tausend schimmernden Gasflammen der magischen Stadt wie Gestirne ferner Himmel in überirdischem Schimmer blitzten. Wahrlich, man pilgert so oft in das alte Rom aufs Colisseum, um die Mondbeleuchtung zu bewundern, man gehe und sehe Edinburgh vom Caltonhill, wenn der Mond über den Zinnen seiner alten Stadt emporsteigt und man wird kein schöneres Bild mehr verlangen.

Hätte Edinburgh italienische Sonne und italienische Luft, so könnte man es kühn neben Neapel auch bei Tage stellen, während die Mondbeleuchtung es weit schöner erscheinen läßt, als diese Meereskönigin. Welche Veränderung bringt aber in dieser Stadt eine Nacht hervor, und wo ist das Leben, das Getöse, die ausgelassene Lust von gestern. Es ist Sonntag und was ist ein Sonntag selbst in England gegen einen schottischen Sonntag, Todtenstille ringsum. Kopfhängend geht hier und dort ein Mensch sich an den verschlossenen und verhängten Häusern fortwindend zur Kirche. Im Gasthofe schleicht Alles auf den Fußspitzen die Treppe auf und ab, und niemand wagt es ein lautes Wort zu sprechen. Alle Geschäfte schweigen, man verkauft nicht, man kann nicht reisen, weder zu Wasser noch zu Lande, ja man kann nicht einmal fahren von einem Orte zum andern, und wehe dem Fremden, der pressirt ist, in Schottland weiter zu kommen, denn ich glaube man läßt ihn an den Turnpikes nicht einmal zu Fuße durch. In Glasgow sagte mir ein frommer Schotte bei Tische, er habe Morgens jemand frivole Melodien pfeifen hören, und sey deßwegen in eine andere Etage gezogen. Ich verschwieg ihm weislich, daß ich einige Rossinische Arien mir ins Gedächtniß gerufen hatte, denn er fand diese Entheiligung des Sabbaths most abominable. Als O'Connell vor einigen Wochen in Edinburgh war, befand sich bei dem ihm veranstalteten Gastmahle ein presbyterianischer Geistlicher. Es wurde Kirchengericht über ihn gehalten, und er von der Synode in drei Instanzen zur Entlassung verurtheilt, nicht weil er mit dem Agitator, sondern weil er mit einem Katholiken gegessen hatte. Von 500 Pfd. Einkünfte auf nichts reducirt, wurde er der Stifter einer „aller Sprachen-Gemeinde,“ die sehr zahlreich werden, und wo nach dem Testamente jeder eine andere Sprache, vulgo Unsinn, reden muß. So fordert man die Dissentersekten und diese sind in einer starken Aufregung, weil man von ihnen auch nach ihrer Lossagung von der schottischen Kirche die Abgaben für dieselbe fordert. Eine Predigt der hiesigen Kirche ist ein merkwürdiger Galimathias und ein solcher Mißbrauch

des Dogma's und alles christlichen Menschenverstandes, daß unsern Mystikern dabei selbst unheimlich zu Muth werden könnte. Der Bigottismus ist hier Fanatismus geworden, und das alte Testament regiert hier mehr wie das neue. Ich fand in einem Hause einige Bände unter dem Titel Family Shakspeare. Auf mein Befragen belehrte man mich, daß dieß eine eigene Ausgabe sey, in welcher alles Anzügliche entfernt ist und der große Dichter auf diese Art zugänglich für den Familienkreis gemacht sey. Sehr naiv hatte der verdienstvolle Herausgeber den Titel beigefügt to which nothing is added. Der gute Mann hatte es doch leichter gefunden, den Shakspeare zu beschneiden als etwas beizufügen. Auf meine Frage, ob sie nicht auch eine solche family holy Bible hätten, erhielt ich keine Entscheidung. Die Frömmigkeit besteht hier hauptsächlich im Besuch der Kirche, und das ist gerade keine Kleinigkeit, da die Predigt in der Regel drei Stunden dauert, und zweimal gehalten werden muß. Ein Advokat, ein Arzt, sie mögen auch noch so geschickte Männer seyn, würden in kein Haus gerufen werden, wenn sie nicht Sonntags zweimal im schwarzen Frack zur Kirche gingen.

Die gute Stadt Edinburgh hat ihren Ruhm, das andere Athen zu heißen, etwas theuer bezahlt, denn sie soll so verschuldet seyn, daß keine Rettung abzusehen ist. Man muß ihr aber zugestehen, daß alle ihre Unternehmungen vom feinsten Kunstsinn und besten Kunstgeschmack geleitet sind. Die öffentlichen Gebäude, so wie die ganze Anlage der Stadt zeugen von weit höhern Kunstansichten, als man sie in London findet, und die Erweiterung der alten Stadt gegen das Bergschloß hinauf wird sehr viel zu ihrer Schönheit beitragen. Die Universität, welche ihrer Vollendung nahe ist, darf mit den schönsten italienischen Gebäuden rivalisiren, und seine innere Einrichtung entspricht an Pracht und Zweckmäßigkeit dem Aeußern. Das naturhistorische Kabinet ist vielleicht das bestgeordnete und bestaufgestellte seiner Art, und die Bibliothek und Hörsaal sind herrlich. Die Säle und Advokatenbibliothek in dem ehemaligen Parlamentspalaste stehen ihnen würdig zur Seite. Hier hat die Wissenschaft ihren wahren Sitz in England, und nachdem die Initiative von hier ausgegangen ist, daß in fremder Literatur noch so Vieles für England zu lernen ist, fehlt es auch nur eines energischen Eingreifens der hier so allmächtigen Journale, um namentlich der deutschen Wissenschaft und Poesie vollen Eingang zu verschaffen. Es befinden sich hier mehrere tüchtige Männer, welche tief in deutsche Literatur eingedrungen sind und Alles anbieten, um ihre Landsleute von der Nothwendigkeit zu überzeugen, sich genauer mit ihren gründlichen Erzeugnissen und zarten Blumen bekannt zu machen. Es hält schwer, diesen neuen Ansichten Eingang zu verschaffen, da der Engländer gewöhnt ist, jedes deutsche Druckprodukt als pure Schwärmerei oder als Erzeugniß träumerischer Laune zu betrachten. Für Menschen die alles im Leben praktisch anwenden wollen, taugt freilich unsere Spekulation nicht viel. Einem jungen Mann hier verdankt unsere Literatur den größten Eingang in England. Dieß ist der Uebersetzer von Goethe's Faust, Herr Blackie, der nur einigemal im Edinburgh Review mit Beleuchtungen deutscher Schriftsteller hervorgetreten ist, und namentlich den Verfasser des Semilasso nach Verdienst gewürdigt hat. Ich fand hier das Literaturblatt Menzels, dessen bündige, kräftige, klare Kritik allgemein gefällt, und dessen Literaturgeschichte als das Gediegenste dieser Gattung anerkannt wird, was in Deutschland bisher erschienen ist. Rückert fängt an hier großes Aufsehen zu erregen, und eine Uebersetzung eines seiner schönsten Lieder von Hrn. Blackie im Review hat sehr angesprochen. So vereinigt sich in dieser herrlichen Stadt Alles, was dogmatischer Wahnsinn und hohe Aufklärung schaffen können. Während die Papisten gleichsam wie von Gott verfluchte Bestien behandelt werden, steigt man in die Tiefen fremder Poesie und Gelehrsamkeit, und beleuchtet die großen Werke unserer Denker. Alle Gegensätze berühren sich in diesem Lande, und neben den unzähligen Mäßigkeitsvereinen erheben sich hier Branntweinfabriken, welche dem Staate jährlich eine reine Rente von 500,000 Pfd. St. abwerfen. Allein wenn man von den Burgzinnen von Stirling und Edinburgh herabsieht auf diese blühenden herrlichen Fluren, auf diese schwellenden Masten, auf diese dampfenden Schiffe und Kessel, auf diese herrlichen Straßen und Eisenbahnen, welche das schönste Land in allen Richtungen durchschneiden, und man sieht den Wohlstand, die Sitte und Wohlfahrt von jetzt und sieht zurück, wie es sonst um diese bluttriefenden Kastelle ausgesehen haben mag, dann verzeiht man gern etwas viel religiöse Ausschweifung, und man vergibt so manches friedliche Branntweinräuschchen, denn der große unendliche Vorschritt ist unverkennbar, und an die Stelle der Willkür und Grausamkeit der alten Bergschlösser ist der Geist der Wissenschaft und des Gesetzes getreten, und die so lange mit Füßen getretene Menschheit kann nun ruhig und sicher die malerischen Denkmale eines wilden, weit hinter uns liegenden Feudallebens in ihren stolzen gebrochenen Burgen anstaunen.

Beispiel von Verbrennung des menschlichen Körpers.

Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art fand kürzlich zu Annay im Departement Avalon statt. Eine sehr fette Frau, die 74 Jahre alt und dem Branntweintrinken sehr ergeben war und allein lebte, ging eines Abends heim, wie gewöhnlich, und als sie am Morgen nicht erschien, erbrach man endlich die Thüre, wo sich ein schreckliches Schauspiel darbot. Nahe am Kamin lag ein Haufen Asche, und daneben an einem Ende ein Kopf, Hals, der obere Theil der Brust und ein Arm, am andern Ende einige untere Theile des Körpers, und ein Bein mit einem Schuh und einem Strumpf. Keine andere Spur von Feuer war zu entdecken, außer einer blauen Flamme, die auf einem langen Streif einer fettigen Flüssigkeit brannte und sich nicht auslöschen ließ. Aus allen Umständen schien hervorzugehen, daß sie vor dem Schlafengehen noch das Feuer hatte anblasen wollen, dasselbe sich ihr aber durch den Athem mittheilte, und so die Verbrennung erfolgte, indem nach der Ansicht mehrerer Physiker die sogenannte Selbstverbrennung des menschlichen Körpers nie stattfindet, ohne daß der zum Verbrennen prädisponirten Person eine Flamme in die Nähe kommt.

Die Insel Thera.

(Schluß.)

In dem kleinen Hafen von Thera herrscht während der guten Jahreszeit große Thätigkeit hinsichtlich der Einfuhr und der Ausfuhr. Der Weinhandel allein beschäftigt 30 bis 40 Kauffahrteischiffe. Eine Menge kleinerer Fahrzeuge holt auf den benachbarten Inseln diejenigen Bedürfnisse, welche auf Thera fehlen, das auf solche Weise das Geld für seine Weine gegen Produkte austauscht, die es nicht von seinem Boden verlangt, weil es diesen zu einer reichern Kultur verwendet. Man zählt etwa 600 Katholiken auf Thera, und wie auf Naxos sind diese die reichsten Eigenthümer, aber sie sind nicht die einzigen. Jeder Grieche besitzt hier seinen Weinberg, dessen mehr oder minder beträchtlicher Ertrag stets für seine Bedürfnisse hinreicht. Die Katholiken leben nicht abgesondert von den Griechen, sie schließen sich nicht, wie z. B. auf Naxos, in ihre isolirten Schlösser ein. Zu Thera bewohnen die Katholiken die Stadt gemeinschaftlich mit den Griechen und leben vermischt mit diesen.

Der Hafen von Thera ist zu klein, um die kaufmännische Marine der Insel zu fassen, auch verdient er kaum diesen Namen, indem er keinen Ankerplatz hat, und den Süd- und Südwestwinden ohne allen Schutz offen steht. Er bildet eine kleine Bucht von halbmondförmiger Gestalt, die höchstens 14 Bricks und Goeletten faßt; das Gestade bilden Bimsstein und Asche, welche jeden Augenblick in den Hafen zu stürzen drohen, und durch Basaltmauern gehalten werden müssen. Die Schiffe von Thera wären genöthigt entlegene Häfen zur Ueberwinterung aufzusuchen, wenn nicht die Natur für sie ein Wunder gethan und ihnen dadurch eine vortreffliche Rhede verschafft hätte; dieser neue Hafen liegt nahe bei Thera, auf einer vulkanischen Insel, die zum Erstenmal im Jahre 1707 den Wellen entstieg.

Zwei Inseln waren in älterer Zeit durch dieselbe Gewalt emporgetrieben worden, und glaubwürdige Geschichtschreiber haben uns die Erinnerung an diese großen Naturerscheinungen aufbewahrt. Strabo erzählt, daß etwa zwei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung das Meer zwischen den Inseln Thera und Therasia ganz in Feuer gestanden habe. Die Wogen waren dem Sieden nahe, das Meer war vier Tage lang in seinem untersten Grunde aufgewühlt; der Boden der Inseln bebte, und während dieses schrecklichen Sturmes erhob sich eine Lava-Insel aus den Wellen. Als der Orkan vorüber war, wagten es die Rhodier, damals die Herren der See, das neue Land zu betreten, das 12 Stadien im Umkreise maß; sie erbauten auf dem Gipfel der Insel einen Tempel zu Ehren Neptuns. Die Insel ist aus Basaltblöcken gebildet, die bis zu einer beträchtlichen Höhe wild durch und über einander liegen. Die Alten nannten sie Hiera (die Heilige); heutzutage heißt sie Palaia Kammeni (das alte Kammeni).

Eine zweite Insel ward auf dieselbe Weise unter der Regierung des Claudius, 46 bis 47 Jahre nach Christus, gebildet. Die Zeit dieser neuen Formation wird durch Seneca, Aurelius Viktor und Dio Cassius bekräftigt, die sowohl hinsichtlich der Thatsache, als des Jahres, in welchem sie sich ereignete, mit einander übereinstimmen. Die Insel Theia, heutzutage Micri Kammeni, ist basaltischen Ursprungs, wie die erste; sie liegt nordöstlich von Thera, nahe bei der Stadt, und noch jetzt bemerkt man einen aus Asche und Basalt gebildeten Krater auf derselben, der aber gegenwärtig ausgefüllt ist.

Im Mittelalter hatten neue vulkanische Ausbrüche statt, welche die theilweise Vergrößerung der bereits bestehenden Inseln zur Folge hatten; eine Inschrift in lateinischen Versen, die Tournefort citirt, und die man noch heutzutage in der Kirche von Paläoskaros sieht, bezeugt, daß eine heftige Eruption im Jahre 1457 stattfand.

Im Jahre 1707 erneuerte sich die gewaltsame Bildung einer Insel. Während des ganzen Sommers ward Thera durch furchtbare Erdbeben erschüttert; endlich nach zweimonatlichen Bewegungen trieb der Vulkan eine neue Insel aus dem Meere hervor, welche zwischen den beiden früher gebildeten lag und viel größer war als diese. Man nannte sie Nea oder Megale Kammeni (Neu oder Groß-Kammeni). Auf der Ostspitze derselben erhebt sich ein konischer Krater, der von dem auf Micri Kammeni nur durch eine Entfernung von 600 Schritten getrennt ist. Auf der Südostseite der Insel fließt vom Gestade eine eisenhaltige Quelle herab, welche das Meer weithin färbt; die kleine Bucht, in welche sich diese Quelle ergießt, bietet einen guten Ankerplatz für ein Kriegsschiff dar. Eine englische Fregatte hatte eines Tages hier geankert, als die Mannschaft nach einiger Zeit durch Zufall bemerkte, daß der Kupferbeschlag des Schiffes ganz vom Rost, der es bedeckt hatte, befreit war, und wie neu erglänzte; diese sonderbare Wirkung schrieb man natürlicherweise den Eisentheilen zu, mit welchem das Seewasser an dieser Stelle geschwängert ist. Seit jener Zeit ankern alle in diese Gegend kommenden Kriegsschiffe in den Gewässern der großen Kammeni, um ihren Kupferbeschlag zu säubern. Der Rest der Insel besteht aus Basaltblöcken, welche die sonderbarsten Gestalten bilden, und von Riesenhänden hier aufgethürmt zu seyn scheinen. Diese Felsenmassen bilden an drei Orten kleine wohlgeschützte Buchten, und natürliche, treffliche Häfen, in welchen 30 Kauffahrteischiffe recht gut Raum haben. Mit diesen Häfen hat die Natur die Bewohner von Thera beschenkt, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, ihre Marine seit einem Jahrhundert so beträchtlich zu vermehren. Die armen Einwohner müssen jedoch jeden Tag befürchten, daß eine neue Erschütterung ihre beschützenden Felsen wieder in den Abgrund hinabziehe, denn der Vulkan ist noch nicht erloschen, und läßt seine Thätigkeit von Zeit zu Zeit fühlen. Die Fischer wollen bemerkt haben, daß nahe bei der großen Kammeni sich bereits eine Felsenspitze aus dem Meere erhebe, und alljährlich um ein Beträchtliches steige.

Der Herbst beginnt auf Thera am 9ten September für die Ebene, die in der Nähe des Meeres liegt, gegen Süden offen ist und durch den Berg Elias gegen die Nordwinde geschützt wird. In den höher gelegenen Theilen der Insel, so wie in denjenigen, welche dem Nordwinde ausgesetzt sind, hat er um 7 bis 8 Tage später statt. Die Trauben werden in geflochtenen Körben gesammelt, und durch Menschen oder Maulthiere nach der Kannava gebracht; es ist dieß eine große in den Bimsstein gegrabene Vertiefung, wo die Pressen stehen, und die zugleich als Kufe dient. In dieser werden die Trauben mannshoch auf einander gelegt, so daß sie sich durch ihr eigenes Gewicht drücken; hierauf tritt man sie mit den Füßen und bringt den Rückstand unter die Presse. Der Most kommt in ein in den Boden gegrabenes Loch, das mit Kalk an den Wänden verstrichen ist, und von hier erst wird er in Fässer gefüllt. Da der Wein nebst den Fässern nach Rußland transportirt wird, so müssen die Einwohner jedes Jahr neue Fässer machen; das Holz dazu holen sie in Asien und in Thessalonich. Ehe sie es verarbeiten, benehmen sie ihm jeden Geruch, indem sie es entweder längere Zeit im Meere liegen lassen, oder es mit einer gewissen aromatischen Pflanze einreiben, die auf der Insel wächst.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 233.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 August 1836.

Alpenreisen.

General Bethencourt. — Wechsel der Naturerscheinungen. — Das thurmartige Gasthaus. — Gränze der Schweiz. — Die Galerie von Gondo oder Frissinone. — Dorf Simpelen. — Das alte Spittel und das neue Hospiz.

Eine Anekdote, welche bei manchen frühern Simplonreisenden, obwohl sehr flüchtig berührt, fast als Stereotypartikel in ihre Berichte überging, zeugt von dem kühnen Wagniß des Generals Bethencourt, der am 27sten Mai 1800 mit einer Truppenabtheilung von 1000 Mann in Iselle's Nähe einen 60 Fuß breiten Abgrund, dessen Brücke, oder vielmehr Steg, durch einen abgerissenen Felsen zerstört war, auf eine Weise überkletterte, wie es wahrlich keine Gemse nachzuthun vermöchte. Ein beherzter Freiwilliger wagte sich voran, und indem er, wie eine Mauerschwalbe an den Felsen hängend, seine Füße in die Felslöcher setzte, worein man sonst die Brückenbalken eingelassen hatte, kam er glücklich an den jenseitigen Bord des Abgrundes. Er befestigte zugleich ein Seil längs dem Absturze hin, das als schwacher Anhaltspunkt zuerst für General Bethencourt, dann für die übrige mit Waffen und Tornister beladene Mannschaft diente. Die Namen des Generals und der fränkischen sowohl als helvetischen Stabsoffiziere, die das Beispiel einer solchen Kühnheit gaben, sind schon in den Felsen, der ihnen den Uebergang versagte, eingegraben. Sie werden hier ihr schönstes Denkmal finden! Leider macht kein Mensch die Reisenden auf diese Inschrift aufmerksam; und ich selbst muß gestehen, sie nicht aufgefunden zu haben, da die Oertlichkeit des Bethencourt'schen Ueberganges heut zu wenig markirt ist, mithin durchaus nicht ins Auge fällt. Oder haben vielleicht auch hier allzu diensteifrige Polizeisoldaten die Geschichte um ein sinnvolles Denkmal ärmer gemacht? Fast sollte man es vermuthen.

Schon bei Iselle hat die Natur alles Sü liche verloren; gestern umflatterten mich noch, gleich im Aether schimmernden Blüthen, buntfarbige Schmetterlinge, darunter der auf der Nordseite der Alpen völlig unbekannte Zürgelbaumfalter (Hecaerge celtis) und viele andere Arten, die wohl auch in den wärmsten Theilen des Wallis angetroffen werden. Ich sah fliegende Laubkäfer, die bloß im milden Klima fortkommen, und mehrere nur blumenliebende Gattungen; heute aber zeigten sich, wenn die Sonne auf Augenblicke hervortrat, höchstens nur braune Alpenschmetterlinge; nur Laubkäfer und Curculionen hielten sich unter Steinen versteckt, und selbst die Bockkäfer fingen an eine Seltenheit zu werden. Statt Nuß- und Kastanienbäumen, ja statt Weiden und Erlen, statt des südlichen Lotusbaumes (Celtis australis), statt des großen Berggrasklee und der Martagonlilie, traf der Blick allein auf düstere Tannen, und die immer kleiner werdende schon subalpinische Vegetation.

Diese Partie des Weges scheint das eigentliche Reich des Alpen-Kühleborn zu seyn, besonders wenn es, wie dießmal, schon seit 20 Stunden geregnet hat. Dem Hinaufziehenden zur linken braust die Doveria in bald milchweißen, bald grünlichen Wellenstürzen der Tiefe zu, und von allen Seitenfelsen fallen über das braunschwarze, schieferartige Gestein bald Wasserbänder, bald wahre Torrenti als Kaskaden nieder, anfänglich, d. h. weiter unten heiter genug noch zwischen Alpenerlen, hohe Ulmen und sonstige Laubgebüsche hinein; ein Alpenboden mit Sennhütten dagegen ist nirgends zu sehen, die Felsen sind zu steil, als daß sich hier nur eine zehn Fuß breite Fläche zeigen könnte. Gestern war die Straße durch Hunderte von beladenen Maulthieren belebt, deren Eigenthümer den Markt von Domo d'Ossola besucht und sich mit den nöthigen Vorräthen versehen hatten; heute blieb sie um so verlassener, nur einzelne Wanderer begegneten uns, nur hie und da klingelten einige neugierige Ziegen an dem nahen Gestein. Vor der schönen Cantoniera von Paino hat ein starker Wasserfall ganz reizende Formen seines Wellenschlages: es scheint, als würden unaufhörlich lange feingeflochtene Silbererze über die schwarzen Felsen mehr als hundert Fuß hoch herabgeworfen.

Das Gasthaus von Gondo gleicht einer grauen Warte oder Ritterveste des 16ten Jahrhunderts mit einer Unzahl von Fenstern. In der Ferne glaubt man einen durchlöcherten Felsen vor sich zu sehen, so wenig unterscheidet sich in monotoner Färbung dieser melancholische Thurm von der düstern Umgebung. Und das kleine Kirchlein neben an, eine Art Steinklumpen, steht mehr wie ein Memento mori da, nur um darin für ehe-

mals oder später auf der Straße Verunglückte einen Stoßseufzer zum Himmel emporsenden zu können. Hätte ich nicht gewußt, daß ein Ritter Stockalper hier hauste, ich würde eine solche Ansiedlung für die Residenz des Nordwindes gehalten haben.

Man merkt es dem Bauwerk an, daß hier die Natur oft in Krämpfen liegt und dann gewaltig tobt, so daß solchen Anfällen nicht anders als durch sechs Fuß dicke Mauern zu widerstehen ist. Dreißig Jahre sind vorüber, seit Friedrich von Matthisson in diesem damals höchst unwirthlichen Gasthause eine Nacht verlebte, deren Abenteuer er malerisch genug schildert. Damals mußte auch der stattlichste Reisende sich hier statt des Wohnzimmers mit einer ehemaligen Küche begnügen, vom Rauche geschwärzt, in melancholischem Dämmerlicht schimmernd, wo plätschernde Wasserstrahlen von der Decke drangen, wo an der Thüre weder Schloß, noch Riegel, noch Klinke sich befand, und kaum ein morscher gebrechlicher Schemel aufzutreiben war. Das Bett erschien dieser Umgebung würdig, mit Lavater's „Repräsentanten des Satans" bevölkert, die es hier trieben, wie Gustav Nicolai es kaum in dem ihm so verhaßten Italien antraf. Er verließ mit den Empfindungen eines entkerkerten Gefangenen solch eine „Zigeunerschenke," in der selbst ein Feuerländer geklagt haben würde. Heut ist, wie ich zum Trost aller Simplonbesucher versichern kann, wenigstens im Innern Alles so nett und zierlich geworden, als man es in Wallis nur immer erwarten darf; obwohl das Aeußere freilich seinen rustiken Styl nicht verändern konnte, womit der Maler wenigstens zufrieden seyn wird.

Wer sich in Gesellschaft des Hauswirthes der ehemals verwünschten Burg nähert, tritt natürlich auch hinein; aber selbst jeder andere, wohlgemerkt aus Italien kommende Reisende wird es thun, dem es im naßkalten frostigen Sommer um geheizte Zimmer, um ganz erträgliche Bewirthung und darum zu thun ist, zum Erstenmal zierliche Walliserinnen zu sehen, und, wie St. Preur seiner Julie schreibt, Bekanntschaft zu machen avec leurs petites coiffures noires et le reste de leur ajustement, qui ne manque ni de simplicité, ni d'élégance. Rousseau hat vollkommen Recht und die Hausehre, Frau Rudolph, ist, obschon sie auf dem Simplon selbst geboren wurde, ja vielleicht gerade deßhalb von Mutter Alpennatur mit einem so stattlichen Körper und so schönem Kopfe ausgestattet worden, daß Frau von Stael ihr ganzes Deutschland darum gegeben hätte, ein ähnlich anziehendes Weib zu seyn. Jenes wallisische Hütchen, ein wahres mittelalterliches Tschappel, wie es im Tristan, Iwein und Wigalois beschrieben wird, macht sich ganz reizend auf solch üppig kastanienbraunem Haar: es ist eine breite, bunte Bänderkrone mit dem zartesten Stroh fein überflochten, und durch einen schmalen sanft geschwungenen Rand gegen die Sonne so förmlich zum „Schattenhut" geworden, wie es jener war, den Tristans Freund auf der für ihn so verhängnißvollen Brücke verlor. Dieses Hütchen, welches bei den reichen Edelfrauen des Landes bisweilen mit Spitzen besetzt ist, die 10 bis 12 Louisd'or kosten, dieß Hütchen ist dem Wallis so eigenthümlich, daß weder die übrigen schweizer-, noch die rhätischen oder norischen Alpen etwas Aehnliches haben, obwohl fast jedes größere Thal dieser Bezirke sich durch den mehr oder minder veränderten Kopfputz seiner Bewohnerinnen auszeichnet, und man ein starkes Bilderbuch nur mit dem so verschiedenen Haarschmuck der deutschen Aelplerinnen anfüllen könnte. Auffallend erscheint es wirklich, daß die so oft wechselnde, jede Eigenthümlichkeit gefährdende Mode alles Andere eher angreift als den Frauenkopf, der noch hartnäckig beim Alten bleibt, wenn schon die übrigen Körpertheile willig jeder Neuerung gehuldigt und sich in Schnitt und Farbe so rasch wechselnd bekleidet haben, wie es immer der Putzhändlerin beliebte. — Nächst diesem Hut gefällt hier noch das zierliche Mieder, aus welchem eine so volle Brust hervorquillt, daß Gottes Segen anzustaunen ist, wenn man Jahre lang die Armuth dieser Partien bei den meisten lombardischen Damen bedauert hat. Wahr freilich bleibt's, der Geist ist bei dem wallisischen Frauenvolk nicht so auf die Spitze getrieben, wie tiefer hinab im wälschen Lande, aber das Fleisch ist schöner, hier finden sich rothe und weiße Wangen bei gedrungener, strotzender Figur, denn man ist noch in Oberwallis, noch nicht in das Land der Martinacher Cretinen hinabgestiegen. Und endlich hört man wieder deutsche Laute, und zwar, trotz ihrer barbarischen Härte, milder klingende, als sie in Zürich selbst das schöne Geschlecht spricht, wenn es seinem Dialekt treu bleibt. Alles dieß heimelt den Deutschen an, und dem Vaterlandsgefühl scheint hier der Weltbürgersinn zu unterliegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nordufer des schwarzen Meers.

(Schluß.)

Wer in Rußland Spekulationen anfangen, Gelder gut anlegen, reizende Gegenden sehen will, der reise, statt nach Italien und der Schweiz zu gehen, vor Allem ans schwarze Meer, besuche die Krim und ihr südliches Ufer, wo durch russische Große jetzt prächtige Chausseen angelegt sind, und auf einer Strecke von 150 Wersten reizende Landsitze mit einander verbinden, wo man frische Kirschen findet, während 45 Werste davon jenseits der Berge in Sympheropol die Bäume erst zu blühen anfangen. Wer nach der Krim geht, reise nicht auf dem langen und langweiligen Wege über Perekop, sondern gehe nach Odessa, wo man noch Morgens um 7 Uhr auf dem herrlichen Quai frühstücken und Abends um 7 Uhr sich schon in der Krim befindet, vielleicht in Palästen, die den schönsten in Petersburg nichts nachgeben. Wer nicht in einzelnen Landhäusern bleiben will, gehe nach Odessa zurück, wo man alle Genüsse einer großen Stadt und eines Hafens in einem warmen Klima findet, und dabei, was in den großen europäischen Städten sehr selten ist, einen für alle Stände zugänglichen Preis fremder und russischer Produkte, frischer Südfrüchte und Gemüse aus dem Archipelagus und Konstantinopel, welche man vermittelst der Dampfboote so gut auf den Markt bringt, als die Erzeugnisse der umliegenden Dörfer. Daß an den herrlichsten See- und Flußfischen kein Mangel ist, läßt sich denken.

Auch die Luxusbedürfnisse sind in diesem der ganzen Handelswelt bequem zugänglichen Freihafen wohlfeil zu haben, französische, griechische, italienische und spanische Weine, Zucker, Kaffee u. s. w., meist um die Hälfte wohlfeiler als in Petersburg. Abends kann man die italienische Oper besuchen, welche den Opern vieler europäischer Hauptstädte nichts nachgibt. Die Einwohner Odessa's können vermittelst der Dampfboote jeden Augenblick die Ufer der Krim besuchen, und selbst Beamte und Kaufleute am Samstag dahin abgehen, und am Montag nach Odessa zurückkehren. Uebrigens werden auch die Landhäuser um Odessa her mit jedem Jahre reizender, und es gibt keine der Breite von Odessa angemessenen europäischen Früchte, die sich in den Gärten derselben nicht finden. Odessa war früher nur eine bedeutende Handels- und Geschäftsstadt, jetzt ist sie auch eine angenehme Stadt geworden, wo bloß zum Vergnügen und um der manchen Lebensbequemlichkeiten willen viele reiche und vornehme Leute aus ganz Rußland wohnen, namentlich Leute mit einem beschränkten, aber sichern Einkommen. Hier herrscht weder die lästige Etiquette noch das Geschwätz der kleinen Gouvernementsstädte, jeder lebt, wie es ihm beliebt, und ein kleines Einkommen reicht hin; besitzt einer nebenbei noch ein freies Kapital, so hat er nirgends in ganz Rußland Gelegenheit, es leichter und vortheilhafter zu verwenden.

Ein seit Kurzem in Odessa eingeführter Pflug, der den Boden eine halbe Arschine tief aufreißt, trat an die Stelle der ehemaligen Werkzeuge, so daß jetzt das Umbrechen einer Deßjätine Landes nicht über 50 Rubel zu stehen kommt, während es mit den alten Werkzeugen 1200 Rubel kostete. Darin liegt die Hoffnung auf Anlegung von Gärten und Wäldern in den Steppenstrichen, denn bekanntlich ist es nicht zu erwarten, daß in diesen Gegenden Gärten und Waldanlagen gedeihen, wenn der Boden nicht in einer bedeutenden Tiefe aufgerissen wird.

Nicht die Natur, sondern die asiatischen Völker verdrängten den slawischen Stamm von den Ufern des schwarzen Meeres nach Norden und Westen, jetzt aber, wo nichts ihm hinderlich in den Weg tritt, läßt er sich wiederum nieder in diesen Landstrichen, die vom Himmel mit schiffbaren Flüssen und einem Meere gesegnet sind, das Südrußland mit der ganzen Welt verbindet. Wie sehr die Güter im Werthe stiegen, mag man daraus abnehmen, daß Ländereien in Neurußland, die vor 20 Jahren angekauft wurden, jetzt das Doppelte gelten, und die auf dem südlichen Ufer der Krim von 20 R. für die Deßjätine auf 5000 stiegen, und zwar nicht, weil gerade einige reiche Leute Lust nach einem solchen Stück Land trugen, sondern weil eine mit Weinreben oder Oelbäumen bepflanzte Deßjätine Land ihrem Ertrage nach ein solches Kapital repräsentirt. Reiche Leute, welche werthvolle Güter auf dem südlichen Ufer der Krim haben, können noch jetzt auf der Nordseite der Berge wohlfeile Landstriche kaufen und einen Theil ihrer Bauern dorthin verpflanzen, um Arbeiter auf dem südlichen Ufer zu haben, wo der enge Raum und die Kostspieligkeit des Bodens nicht erlaubt, Dörfer zu gründen. Die Menschen vermehren sich, und das Land wird darum nicht größer: die Niederungen der Wolga und das südliche Sibirien sind ein aufgespartes Kapital für einen künftigen Ueberschuß der Bevölkerung Rußlands, das andern Ländern Europa's fehlt. Rußland hat indeß darum noch keine fremden Kolonisten nöthig, außer solche, die in Ackerbau, Fabrikwesen und Manufakturthätigkeit als Vorbilder dienen können.

Das Schilf der den Dniesterüberschwemmungen ausgesetzten Niederungen ist eine unerschöpfliche, jedes Jahr wieder emporwachsende Quelle von Brennmaterial, bedeckt gegen 700 □ W., und versieht Odessa auf Jahrhunderte mit Feuerungsmitteln; obwohl es in der Steppe liegt, wird es doch niemals daran Mangel leiden, wenn auch seine Bevölkerung so groß werden sollte, als die von Petersburg. Das Holz wird hier stets ein Luxus der Reichen bleiben, das Schilf aber befriedigt die Bedürfnisse der Masse.

Zwei Straßen führen aus Großrußland nach Odessa, eine über Krementschug und Elisabethgrad, die andere aus Moskau nach Kiew vermittelst der Diligence. Von Krementschug nach Odessa kommt man über zwar neue, doch ziemlich stark bewohnte und mit den nöthigen Bedürfnissen für Reisende versehene Orte. Von Kiew nach Odessa reist man auf der Post oder mit schnellfördernden Judenfuhrwerken durch die Gouvernements Podolien, Kiew und einen Theil von Cherson, die besten Landstriche von ganz Rußland, wo die Dörfer ganz in Gärten stecken, denn hier legen selbst die einfachsten Landleute Gärten an, die man in Großrußland nur bei den Städten findet; darum herrscht hier auch ein ungewöhnlicher Ueberfluß an allen Lebensbedürfnissen und eine wahrhaft patriarchalische Gastfreiheit. Alle möglichen Gartengewächse sind stets in Menge vorhanden, und bald werden auch die reichen Grundbesitzer der südlichen Krim den Ueberfluß ihrer Gärten, Weinberge und Felder auf den Markt von Odessa senden, um fremde Früchte und Waaren dagegen einzutauschen.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Ein und zwanzigster Brief.

Ehe ich zu den in meinem letzten Brief erwähnten neuen Einrichtungen der Franzosen in Algier komme, sey es mir vergönnt einiger Ansichten des Herrn Genty de Bussy hinsichtlich der Vortheile zu gedenken, welche die Kolonie aus einem religiösen und kommerziellen Verkehr mit Arabien ziehen könnte.

Die Pilgerfahrten nach Mekka waren zu allen Zeiten eines der Hauptverbindungsmittel der muhammedanischen Nationen unter einander. Es läßt sich mit Recht vermuthen, daß der Stifter des Islam nicht bloß Beförderung der Frömmigkeit im Auge hatte, als er den Gläubigen diese Pilgerschaften einschärfte, sondern daß seine Absicht dahin ging, sie durch Handel zu civilisiren und durch das Band der Religion fester unter einander zu verbinden. Jedenfalls entspannen sich Handelsverbindungen aus dieser religiösen Einrichtung.

Eine große Anzahl Muhammedaner aus den Regentschaften der Berberei und dem westlichern Afrika pflegte Mekka zu besuchen, und kehrte dann mit einem durch die Pilgerfahrt erlangten Ruf der Heiligkeit in die Heimath zurück, der ihnen auf die größte Auszeichnung im gesellschaftlichen Leben Anspruch gab. Sie hielten einen förmlichen

Triumpheinzug bei ihrer Rückkehr; die höchsten Beamten, und selbst regierende Herren, überhäuften sie mit Ehrenbezeugungen und Geschenken; Prozessionen zogen ihnen entgegen und Blumen wurden vor ihnen auf den Weg gestreut.

Ein Theil der Pilgrime von Algier pflegte sich den Karawanen anzuschließen, welche von Marokko aufbrachen, die Sandwüste von Westen nach Osten durchzogen und endlich unter den Mauern von Kairo lagerten. Jene Araber aber, die man Fellahs nennt, d. h. die, welche die fruchtbaren Ebenen zwischen den Verzweigungen der großen südlichen Gebirgskette bebauen, nebst den Kabylen, den unbesiegbaren Bewohnern der Gebirgsrücken des Atlas und die Einwohner der Städte und Dörfer im nördlichen Theil der Regentschaft, zogen, wenn sie nach Mekka pilgern wollten, zu den bedeutendern Häfen der Küste herab, und schifften sich nach Alexandrien ein.

Algier war demnach daran gewöhnt, jedes Jahr mehrere Schiffe mit Pilgrimen nach Osten absegeln zu sehen, und wenn sich ausgezeichnete Personen unter ihnen befanden, so gab der Dey seine eigenen Schiffe zur Fahrt her. Es wäre die beste Politik, wenn die Franzosen die Pilgerfahrt von hier nach Mekka so viel als möglich erleichterten; ja sie sollten sogar selbst zu gewissen bestimmten Zeiten Schiffe absenden, um die Pilgrime nach Aegypten zu führen. Die Kosten, meint Herr Genty de Bussy, könnten aus den Fonds der Mekka- und Medinastiftung bestritten werden. Dieß ist jedoch von keiner Erheblichkeit, da die Kosten der Ueberfahrt bis Aegypten nicht bedeutend sind; aber um den Rest der Reise bestreiten zu können, wären die andächtigen Moslems genöthigt, ihre Erzeugnisse auf den Markt von Algier zu bringen, und auf solche Weise würden dann die Franzosen nicht nur mit dem versehen, was sie bedürfen, sondern auch noch Gelegenheit finden, ihre aus Europa eingeführten Waaren zu verkaufen.

Es wäre demnach die zweckmäßigste Politik für Frankreich, diesen Verkehr zwischen Algier und Arabien zu unterhalten, und nicht nur für bequeme Abfahrt der Pilgrime, sondern auch für eine gleiche Heimreise zu sorgen. Vormals hatten die Pilger bedeckte Räume in Algier, wo sie ihre Waaren ablegen konnten, und es war für die nöthigen Quellen zur Tränke für ihr Vieh gesorgt. Die Vorstadt Bab-Azun enthielt früher mehrere Karawanserais, die jedoch nach der Eroberung in Kasernen und Spitäler verwandelt wurden. Es ist zwar allerdings nöthig, für Unterkunft der Soldaten zu sorgen, aber eben so wichtig ist es auch ihnen Unterhalt zu verschaffen, und das beste Mittel hiezu wäre, die Araber auf die französischen Märkte zu ziehen. Zudem ist es stets eine wohl zu beherzigende Regel, den religiösen Glauben eines Landes zu achten, und keine seiner unschädlichen Uebungen zu beschränken. Das einzige, was ich von den Mauren den Franzosen nachrühmen hörte, war, daß sie keine fanatischen Prediger des Christenthums zu ihnen geschickt hätten. Wären solche Missionäre gekommen, so hätten sie zum Anfang keine andern Proselyten gemacht, als den Abschaum des Pöbels, der nur darum zur christlichen Religion übergegangen wäre, um sich betrinken zu dürfen.

Eine der ersten unter den wohlthätigen Einrichtungen der Franzosen in Algier ist die Einführung der Arznei- und Wundarzneikunst. Die muhammedanische Lehre vom Fatalismus widerstreitet zwar der Anwendung der Heilkunde, doch haben wir Beweise, daß solcher Widerstand nicht unbesiegbar ist, weil Bagdad einst die erste medizinische Schule in der Welt besaß. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß die Eingebornen im Innern der Regentschaft den europäischen Aerzten alle Lust benommen haben, sich unter ihnen niederzulassen, denn mehrere, welche ihre Läden zu Mascara und an andern Orten eröffneten, und Flaschen mit buntfarbigen Flüssigkeiten u. s. w. vor ihre Fenster stellten, mußten aus Mangel an Kranken sich wieder entfernen; es läßt sich ferner nicht in Abrede stellen, daß die einfache Lebensweise der Berbern sie von den Aerzten unabhängiger macht als die weintrinkenden Europäer, allein auch unter den Eingebornen herrschen gewisse Krankheiten, die sich, aller Mäßigkeit ungeachtet, nicht vermeiden lassen, und die durch Enthaltsamkeit oft nur noch gefährlicher werden. Hieher gehören z. B. die Sumpffieber, gegen die der Wein sich als ein gutes Heilmittel erwiesen hat. Ferner muß noch bemerkt werden, daß fast alle Kabylen und Araber, die mit den Franzosen in Algier in Berührung kamen, keinen Widerwillen gegen die Aufnahme in ein französisches Spital zeigten. Ihre fatalistischen Bedenklichkeiten beschwichtigen sie durch folgendes Raisonnement: „Es war mir bestimmt krank zu werden — es war meine Bestimmung in ein französisches Spital gebracht zu werden — mein Schicksal wollte, daß ein französischer Doktor mir den Puls fühle und mich die Zunge herausstrecken lasse — es war mir bestimmt, daß sein Gehülfe mir Arzneien bringe, die mir durch den Leib fuhren und mich wieder herstellten — alles dieß war der Wille Gottes, sonst hätte es nicht geschehen können."

Die Krankheiten in Algier sind mehr zufällig als dem Lande eigen, oder vom Klima unzertrennlich, und das Klima der Regentschaft ist nur in gewissen Theilen derselben ungesund. Algier selbst halte ich für eben so gesund als die meisten europäischen Städte. Die drückende Sommerhitze wird von dem Nordwinde, der über das mittelländische Meer kommt, und durch die Südwestwinde gemildert, welche über das Hochland auf der doppelten Kette des Atlas wehen. In den sumpfigen Gegenden Algiers herrschen freilich eben so gut Fieber, als überall, wo es Sümpfe gibt, und die Ausdünstungen der zahllosen sumpfigen Landstrecken auf der Ebene von Metidschab längs des Flusses Haratsch, der südlichen und östlichen Linie der französischen Kantonirungen gegenüber, waren dem Militär sehr nachtheilig. Auch jene Eingebornen selbst, welche unter dem Namen der Zuaven in der französischen Armee dienen, leiden an diesem Sumpffieber, wiewohl in bedeutend geringerem Grade. Von 10 Franzosen werden 9 vom Fieber ergriffen, von den Eingebornen aber nur 1 von 3; auch werden die Zuaven schneller wieder hergestellt und sind Rückfällen weit minder ausgesetzt.

Die Ebene von Metidschab könnte jedoch leicht zu einem gesunden Aufenthalt gemacht werden, so daß sie ihren Namen, den sie von einer jungen schönen Prinzessin erhielt, mit mehr Recht verdiente. Durch Anlagen von Kanälen und Eindämmen des Hauptflusses würde dieser Zweck bald erreicht werden, und auch Bona würde durch dasselbe Verfahren ein gesunderes Klima erhalten. Die Franzosen haben die Absicht, alle zugänglichen Sümpfe der Regentschaft auszutrocknen, und es ist sehr zu wünschen, daß dieser Plan zur Ausführung komme.

(Schluß folgt.)

Die Erdbeben mehren sich gegenwärtig auf eine höchst auffallende Weise: während eine Nachricht über die andere aus Italien kommt, namentlich auch aus Oberitalien, und alle Umstände, vorzüglich die Konvergenz der Linien auf eine Bewegung in dem altvulkanischen Lande von Nordalbanien hindeuten, fehlen auch die Nachrichten aus andern Welttheilen nicht. In den ersten Monaten dieses Jahres — die Zeit ist noch nicht genau bekannt — fand ein heftiges Erdbeben auf Mindanao statt, wie es scheint in der Richtung gegen die Molukken hin. Am 23sten oder 25sten Junius fand eines in Centralamerika statt: man glaubt, daß der Berg Congrehoy östlich von Omoa einen vulkanischen Ausbruch gehabt habe. Der Ausbruch muß äußerst heftig gewesen seyn, denn man vernahm während 18 Stunden die Detonationen zu Belize in Honduras, was 200 (englische) Meilen entfernt ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. **234.**

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 August 1836.

Skizzen aus Paris.

Die englische Kolonie.

Diesen Namen verdient die bedeutende Anzahl Engländer, welche sich bleibend in Paris niedergelassen haben, und deren Zahl sich täglich mehrt. Einige haben sehr schöne Hotels erworben, wie Stakpeele, andere treiben Bank- und Börsengeschäfte, oder stehen an der Spitze großer Unternehmungen. Die meisten leben aus Oekonomie in Paris, besonders wenn sie Kinder zu erziehen haben, und sind gerade reich genug für Paris, während sie für ein anständiges Leben in London zu arm wären. Es ist erstaunlich, wie viele Engländer aller Klassen sich gegenwärtig in Paris befinden, bis auf Jokeys und Grooms herab. Auch ist die Armenkasse, für welche alljährlich unterzeichnet wird, sehr in Anspruch genommen.

Die unter Bischof Luscombe stehende episcopalische Kirche in der Straße Daguesseau ist ein schönes Denkmal des Gemeingeistes dieser Kolonie, und es ist bereits eine zweite, vom Bischof unabhängige, und von einem amerikanischen Geistlichen desservirte Kirche desselben Glaubens, aber ohne Anerkennung der Oberhoheit des Erzbischofs von Canterbury entstanden. Zudem haben die Methodisten eine oder mehrere besuchte Kapellen. Alles wird durch Unterzeichnungen unterhalten. Die Kirche der Rue Daguesseau ist rücksichtlich der Taufen und Trauungen und der Register eine halbamtliche von der Botschaft abhängige Pfarrkirche.

Die Zahl der in Paris wohnenden katholischen Irländer ist groß. Sie sind meist von alten Zeiten und den irländischen in königlichem Solde gewesenen Regimentern her mit dem französischen Adel verwandt, und haben auch sehr viele Wahlverwandtschaft mit den Franzosen.

Arbeiter in den Maschinenwerkstätten, Sattler, Wagenbauer, Apotheker, Aerzte, trifft man mehrere, welche der Landsmannschaft angehören; auch Weinhändler, Wirthe und Buchhändler. Viele reiche Junggesellen, wie Lord Seymour, Hr. Hope u. a. m., gehören rein der verzehrenden Klasse an und machen wirklich in aller Stille einen sehr großen Aufwand.

Sogleich nach dem Attentat des Julius konnte man sehen, wie leicht sich Alles bei den Engländern organisirt. Sie eröffneten sogleich die Unterzeichnung einer Adresse, welche in zwei Tgn bereits mit Unterschriften bedeckt war, und von Sir S. Smith mit englischer Anrede seiner Majestät übergeben und englisch beantwortet wurde.

Es ist keine geringe Ausgabe, englischer Botschafter in Paris zu seyn; die Zahl der Kommenden, Gehenden und Verweilenden ist sehr bedeutend, jeder macht Ansprüche auf Rücksichten und Bewirthung, und schon die Obliegenheit, eine solche Menge Landsleute bei Hofe vorzustellen und in den Abendgesellschaften im englischen Hotel zu empfangen, ist an sich sehr drückend.

Das Hotel wurde von der englischen Regierung der Prinzessin Borghese abgekauft, und ist das einzige, welches das Wappen, und zwar in Stein gehauen, über der Thür hat.

Die englische Kolonie wirkt vielfach auf das Leben der Pariser ein, und nicht nur die Comforts, sondern auch die Sonderbarkeiten werden ihnen nachgeahmt, wie bereits anderwärts erwähnt worden ist.

In den englischen Lesekabinetten bei Galignani und Bennis ist das praktische Treiben der hier wohnenden Engländer, die Behendigkeit der Vertheilung der Nachrichten, und besonders die Aufmerksamkeit auf die, welche Geld zu verdienen geben, sichtbar. Galignani's Messenger gibt hievon das beste Zeugniß. Er ist nicht nur für England die Quelle französischer Nachrichten für alle, welche die Pariser Blätter nicht kaufen können oder nicht kaufen wollen, sondern auch die bevorzugte Zeitung für die in Frankreich, und überhaupt östlich und südöstlich von Paris wohnenden Engländer, deren Zahl bekanntlich Legion ist, und welche in ihm alles Wichtige der englischen Blätter eben so schnell als durch diese selbst erhalten.

Bereits sind Roastbeefkuden, englische Brauereien, Mockturtlesuppen, Wettrennen, Steeplechases, Hahnenkämpfe, Jockey-Clubs, Soy und Ketchap, die reichbeleuchteten Apotheken und so vieles Andere mit den Insulanern in Paris eingewandert, und jedes Jahr wird der Engländer und des Englischen mehr bringen.

Die Nordamerikaner schließen sich hier in ihrer Lebensweise ganz an ihre älteren Brüder an, und vermehren, da sie zahl-

reich sind, die Kolonie, welche durch Thätigkeit, Beharrlichkeit und Zusammenwirken nicht nur sich hier englisch erhält, sondern auch andere bewegt, ihnen nachzuahmen.

Alpenreisen.

General Bethencourt. — Wechsel der Naturerscheinungen. — Das thurmartige Gasthaus. — Gränze der Schweiz. — Die Galerie von Gondo oder Frissinone. — Dorf Simpelen. — Das alte Spittel und das neue Hospiz.

(Fortsetzung.)

Aus den Fenstern des acht Stockwerks hohen Gunth- oder Ruden-Gasthofes erblickt man die nahen Berge Alpereno (deutsch Alpirn), dann die Furken, den eigentlichen Simplon und das Thal Zwischbergen, dessen naher Wasserfall von den Italienern Veira genannt wird. Durch diese Schlucht führt ein Gletscherweg ins Saaserthal, und dann aus diesem südlich über den Monte-Moro nach Macugnaga oder über die Eisabhänge des Mont-Cervin (des Matterhorns) in die westlichen Thäler des Monte-Rosa; nördlich dagegen durch das Vispertthal ins Wallis. Den letztern Pfad wählten am 20sten Julius 1833 drei Genfer, die Herren Marc Viridet, Edmond Boissier und Reuter, hatten aber bald die gehörige Richtung so sehr verloren, daß sie nur durch des Himmels Beistand sich aus dem Gletschergeklüft erretteten. Zwischbergen hat eine der Brieger Familie Stockalper gehörige Goldmine, die jetzt aber kein Golkonda ist, und auch dem Staate jährlich nur 135 Franken einträgt. Sonst mochte sie jedoch fast so ergiebig seyn, als die heutigen Macugnager Goldgruben, und ums Jahr 1770 behauptete Albrecht v. Haller von ihr in seinen Anmerkungen zu Guettard's Vergleich zwischen Canada und der Schweiz: „Der einzige helvetische Ort, wo das Gold mit einiger Erträglichkeit gesammelt wird, ist um den sehr hohen Berg Simpel. Man findet es in einem gelben und röthlichen Thone, und dieser trägt der adeligen Familie, der er zugehört und die ihn schmelzen läßt, doch ein nicht Geringes ein: man zerstößt Quecksilber mit dem Erz und spült das ins Quecksilber gesammelte Gold mit Wasser aus."

Ueberall ist man hier von Naturschönheiten erster Größe umgeben, wenn sie auch etwas tragischer Art und zu den belles horreurs zu zählen sind. Man friert hier unwillkürlich auch am wärmern Tage und wird gegen den Südländer etwas nachsichtiger gestimmt, wenn er bisweilen nicht allzu freundlich der Barbari del Nord gedenken mag. Was doch aber von individueller Stimmung oder gehöriger Sonnenbeleuchtung nicht Alles abhängt! mir erschien Alles feierlich, voll ernster Melancholie, ja abschreckend; Graf Theobald Walsh dagegen bezeichnet diese Schluchten von wilder Größe als das Malerisch-Schönste (le plus pittoresquement beau), was er auf seinen Reisen getroffen. „Hier, ruft er aus, findet man nicht nackte, verödete, eintönige Felsen, halb zertrümmert oder zerfressen durch Wassersturz und Winterstrenge, es sind schöne, kühne Massen, mit Moos bekleidet, von welchen Schlingpflanzen in zierlichen Gewinden herabhängen, oder Blumen in kräftiger Frische niederschauen." Dieß alles war für uns freilich schon aus dem Grunde nicht vorhanden, weil es fluthender Nebel verschlungen hatte.

In der Nähe Gondo's überschreitet man die piemontesische Gränze und es kostet Zoll, was dem Lombarden eine Neuigkeit ist, der vielleicht in seinem Leben keinen Schlagbaum gesehen hat. Gern zahlt ihn dießmal jedoch der Reisende, weil er für den Unterhalt der Straße dient, und nur der Unbillige murmelt etwa sein Point d'argent, point de Suisses!

Hinter Gondo beginnt der am kräftigsten ausgearbeitete Akt des Simplonschauspieles. Man trifft die großartigen Felsengewölbe an, die, wie Pictet mit so vieler Empfindung äußert, nicht bezeugen, daß irgend ein Theil von zwei Armeen die gegenseitige Metzelei überlebte; nicht, daß dieser oder jener Heerführer geschickter oder glücklicher als sein Gegner war, sondern daß menschliche Einsicht und Kunst einen edlen, nützlichen und fortdauernden Sieg über die Natur errangen, welche Völker von einander getrennt hatte, deren Bestimmung ist, sich einander behülflich zu seyn, und durch Handelsverkehr ihren Wohlstand zu mehren. Zwischen den Wasserarmen hat sich ein Felsengebirg bizarr geformt und so steil abfallend hineingeworfen, daß man nicht begreifen würde, wie früher auch nur eine Ziege über den Simplon kam, wenn man vergißt, daß die Straße eine andere Richtung hatte. Diese durch Erdbeben in Trümmer zerrissene Granitmassen greifen nach allen Seiten um sich, und scheinen den kühnen Fremdling mit Untergang zu bedrohen. Man ist wie in den Eingeweiden, wie unter den Knochen der Erde, und bei Nebelzügen gestaltet sich Alles hier so infernalisch, daß es nicht an Stoff zu Bewunderung und zu Schauer fehlt. Dem Wanderer vergeht hier dicht vor der längsten aller Galerien, wenn auch nicht das Sehen, doch das Hören, und kein menschlicher Laut vermag sich neben diesem aus dem Gletscher des Monte-Leone herabstürzenden salzweißen Torrente des Frissinone oder Alpirnbaches geltend zu machen, der als überbrückter Wasserfall in den Thalgrund mehr als 100 Fuß tief hinabfällt, um sogleich von der Doveria verschlungen zu werden. Diese Galerie von Gondo ist nebst der Crevola-Brücke der eigentliche Triumphbogen, welchen sich die Baukünstler zu ihrem eigenen Ruhm errichteten. Sie ist, einem hochgewölbten Saale ähnlich; durch den sehr harten, grobkörnigen Granit eröffnet, hat 222 Metres Länge, 8 Metres Breite und eben so viele Höhe und ward in Bogenlinie durchgebrochen, um im Fall der Noth die militärische Vertheidigung des wunderbaren Passes zu erleichtern. Fünfzehn Monate (sogar also im Winter, was hier etwas sagen will) arbeitete man unausgesetzt an dieser Art von Pausilippo, und griff ihn von drei Seiten zugleich an: von den sich entgegengesetzten, der italienischen und schweizerischen, und dann vom Mittelpunkte aus, wo der Felsen wie skarpirt ans Ufer der Doveria abfällt; und man zwei Seitenöffnungen ausmeißelte, um der Grotte Licht zu verschaffen. Sechs Mineur-Werkstätten, jede zu 20 Personen, vollendeten dieß Unternehmen, und aus den durchgebrochenen Höhlenfenstern wurden die abgesprengten Steine in den Abgrund geworfen. Tag und Nacht lösten sich die Arbeiter ab, selbst bei Fackelschein in dieser wild

romantischen Natur beschäftigt: wo dann die an Seile befestigten Steinhauer wie Geister über den Tiefen schwebten und von Zeit zu Zeit gewaltige Pulverexplosionen den Donner der nahen Waldbäche oder entfernterer Lawinenschläge übertäubten. Damals schienen hier, wo Natur und Kunst bezwungen wurde, die Felsen zu leben, so wimmelte Alles an und auf ihnen von kühnen, cyklopischen Gesellen, die bald auf senkrechten Leitern hinanstiegen, unter welchen der Strom hintobte, bald über schlüpfrige Bretter balancirten, die neben Abgründen schwankten. Zu beiden Enden der Galerie befindet sich eine Brücke, auf italienischer Seite von Stein, auf deutscher von Holz erbaut. Gianella und Bossi erwarben sich voll Muth und Ausdauer ein hohes Verdienst durch solch ein Werk, das ihren Namen erhalten wird, wenn er auch nicht in Stein gehauen wurde, wie man es jetzt noch thun sollte. Es wäre eine angemessenere Inschrift, als das an jüdische Geldinteressen mahnende heutige „AERE ITALO 1805," das vielleicht ein Finanzminister Prina, aber kein Archäolog wie Labus in Vorschlag bringen konnte: das salzburgische Te saxa loquuntur! stünde auch hier am angemessenern Orte. *) Noch gegenwärtig im Monat Junius fanden sich mehrere Schlitten in dieser Galerie, worin Postreisende und Briefe zur Winterzeit, die hier bisweilen auch mitten in den Sommer fällt, über den Berg gebracht werden. Sie sind aus so starken Bohlen gearbeitet, daß sie allenfalls selbst einem heftigen Schneesturze widerstehen und sind dabei hausartig ganz eingedeckt, freilich ohne Fensteröffnung, so daß man darin wie in tiefer Nacht sitzt, wenn man nicht etwa Licht brennen will, da es wenigstens nicht an Luftlöchern fehlt. Durch ein Pallisadengitter kann dieser Felsweg blockhausmäßig abgesperrt werden, um den Feindesanfall für einige Zeit zurückzudrängen; möge ein etwaiger künftiger Feind nur kein zweiter Bonaparte seyn.

Hie und da zeigt von jetzt an noch die in fremder Sprache mahnende Aufschrift „enrayez!" daß hier Franzosen bauten

*) Eine ungleich sinnigere, mit großen Buchstaben eingehauene Inschrift, darunter Tells Apfel von dem Pfeile durchbohrt, trägt, natürlich auf schweizerischer Seite, der Alpenpaß über den Splügen. Oestreichs Antheil an derselben Straße wurde ebenfalls mit einer Devise versehen, die jedoch, wie man leicht glauben wird, keine Warnung, sondern in klassischem Latein nur eine Anzeige oder geschichtliche Bemerkung über den Bau selbst enthält. Dasselbe gilt von den beiden andern großen Alpenstraßen der Lombardei: über das Stilfser-Joch (von den Italienern giogo dello Stelvio oder Monte Braulio genannt), und in Betreff der Straße von Lecco nach Colico am Ufer des Comer-Sees entlang, welche seit 1818 auf Oestreichs Kosten, insgesammt nach Donegani's Planen und unter seiner Oberleitung, vereint mit den Ingenieurn Porro, Leva und De Dominicis zur Ausführung kamen. Man sehe den 74sten Band der Biblioteca Italiana.

Italienern überhaupt verdankt man fast alle diese grandiosen Wege über die Alpen. So leitete vom Jahre 1818 beginnend, der tessinische Staatsrath Poccobelli von Melide am Luganer-See den Bau der Straße über den Bernhardin, der auch die Straße über den Monte-Cenere zwischen Lugano und dem Lago maggiore, und die des Schollberges im Kanton St. Gallen zu Stande gebracht hatte. Die Direktion des neuen Straßenbaues über den St. Gotthard führte der Italiener Colombara Caratti.

und Franzosen Baufehler begingen, sonst würde man nicht nöthig haben, den Radschuh anzulegen. In Refuge No. 9 treiben ein Schmied und eine Sennerin ihr einsames Wesen; das folgende Kantonnirungs- oder Zufluchtshaus aber steht mit zerschlagenem Dach und ohne Fensterstöcke als Ruine da, mehr den Vögeln des Himmels als den bedrängten Reisenden dienend. Die meisten dieser Gebäude auf deutscher Seite könnten 8—12 Pferde und 30—40 Menschen, und auf piemontesischem Gebiet, wo sie größer sind, noch weit mehr beherbergen, wenn sie in gehörigem Stande erhalten würden. Sie scheinen und sind allerdings neu, noch ziemlich ungebraucht und liegen trotz dessen bereits in Trümmern, was auf den Vorbeireisenden den widrigsten Eindruck macht.

Zu beiden Seiten des Weges beginnen von hier aus die vereinzelten Schnee- und Eisdecken, durch welche sich an manchen Punkten der den Wanderer begleitende Strom wie durch ein Gewölbe tobend hindurchdrängt. Die folgende 70 Metres lange Galerie und die zerstreuten Holzhäuser auf weitem Alpenboden sind der Bezirk von Algaby oder Gsteig, wo die Quina oder Quirna sich mit dem Kron- oder Krummbach (überall schwankend bestimmte Namen) *) vereinigt, um die Doveria oder Vericla zu bilden. Raoul-Rochette und insbesondere Jouy wollen zwischen Dovedro und Gsteig fast auf jedem Schritt (presque à chaque pas) Kreuze gefunden haben, wodurch die Punkte bezeichnet sind, an denen Reisende durch Bergstürze, Lawinen und der Himmel weiß auf welch' andere Art verunglückten. Die Augen eines Eremiten sind bisweilen schwach; wir mit unsern gesunden Sehkräften vermochten von all' jenen Schreckenszeichen wenig oder gar nichts zu entdecken.

Binnen einer halben Stunde hat der Fußgänger von Algaby aus Dorf Simpelen erreicht, das man auf der Hälfte des Weges zwischen Domo d'Ossola und Glyß oder Brieg 4548 Fuß über dem Meere und in wenig romantischem Alpenthale antrifft, nahe am brausenden, von Tannen umwachsenen Waldstrome. Wenn Simon in seinen Reisen diesen Ort als le village le plus élevé qu'il y ait en Europe bezeichnet, so irrt er sich gewaltig. Das Dorf St. Bernhardin im Misoxerthale liegt 5108 Fuß, Guarda in Graubündten 5140 Fuß, Dörfchen Scarla ebendaselbst 5580 Fuß und ein Dorf des Engadin sogar 5600 Fuß über dem Meer. Auch Tyrol und die norischen Alpen haben manche Ortschaften, weit höher liegend als Simpelen. Simons Angabe ist jedoch leicht zu übersehen; unverzeihlich dagegen ist es, wenn das Pariser Konversationslexikon, das

*) Diese Erscheinung wiederholt sich übrigens durch die ganze italienisch-schweizerische Alpenkette und verdient die Beachtung nicht nur des Philologen, sondern auch des Geschichtsforschers, dem es um Ergründung der Völker-Abstammung zu thun ist. Hier nur einige Beispiele zum vorläufigen Beweise! die graubündtnische merkwürdige Schneepyramide Rheinwaldspitze heißt im Thale von Misocco Piz d'Uccello, Piz Reml oder Remit; im Calancathale Stabi und in den tessinischen Thälern von Blegno Piz oder Pungion di Protestanti. Das Misoxerthal wird bald Val di Misocco, Masocco, Masax, Monsax und Mesolcina genannt. Der Splügen heißt auch Speinga oder Spelnca, Ursler und Colmen del orso.

Google

im Jahre 1832 begann, gleich im ersten Bande über die theilweise von Franzosen gebaute Simplonstraße Mittheilungen enthält, deren sich ein Schüler zu schämen hätte. Was soll man dazu sagen, wenn es dort von unserer Straße heißt: Elevé de dix mille trois cents vingt-sept pieds, elle conduit du pays de Vaud en Piemont!

(Fortsetzung folgt.)

Karte von Centralasien.

Herr Landresse hat der Akademie in seinem und der Herausgeber Namen eine Karte von Centralasien vorgelegt, die von Herrn Klaproth entworfen wurde, und wobei dieser Gelehrte alle die von den Missionairen zu Peking auf Befehl eines der letzten Kaiser von China gemachten und von ihm aus neueren Quellen — besonders aus chinesischen Schriftstellern — vervollständigten Mittheilungen seiner Arbeit zu Grunde legte.

In dem Begleitsschreiben heißt es unter Anderem: „Eine seltene Geschicklichkeit, ein ausgezeichneter Verein von Kenntnissen in der Geschichte, Geographie und den Sprachen des östlichen Asiens, die Zahl und der Werth der von ihm gesammelten Materialien haben Herrn Klaproth zu einer Gesammtheit von Resultaten geführt, die vielleicht niemand in Europa zu erreichen sich schmeicheln durfte. Er begnügte sich nicht bloß damit, mit dem Kompaß die Lage der von berühmten Nationen bewohnten Gegenden zu bestimmen, unrichtige und ungenaue Benennungen zu verbessern, unbestimmte Entfernungen zu berechnen und die Lage bisher unbekannter Orte anzugeben, sondern es gelang ihm auch durch wiederholte Zusammenstellungen und sinnreiche Deductionen, sogar die Gestaltung des Bodens in unermeßlichen Landstrichen zu bestimmen, die bis jetzt der Forschung der Wissenschaften unzugänglich waren. Zwanzigjährige Studien und Forschungen reichten zur Entwerfung dieser Karte kaum hin; auch war dieselbe dasjenige seiner Werke, auf das er den größten Werth legte, und das er als würdig betrachtete, den Ruhm zu erhöhen, auf den er bereits so viele Ansprüche hatte. Dieser Ruhm wird ihm auch sicher nicht fehlen, und der Tod konnte ihn nur des Vergnügens berauben, sich seiner zu erfreuen. Diese Arbeit, die sich glücklicherweise in allen ihren Theilen vollständig vorfand, wird jetzt einer letzten Revision unterworfen."

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Ein und zwanzigster Brief.

(Schluß.)

Die Araber selbst beginnen die Segnungen der Heilkunst einzusehen, denn einer Liste zufolge, die man mir zur Einsicht vorlegte, sind in den Monaten März, April und Mai 1834 274 von dem Oberarzt der Zuaven behandelt worden, von denen 255 geheilt waren, 52 noch in Behandlung blieben, und nur 9 als unheilbar sich erwiesen. Während der Monate April und Mai desselben Jahres wurden 51 Araber beiderlei Geschlechts, und im Alter von 18 Monaten bis zu 20 Jahren, geimpft.

Außer den Militärspitälern haben die Franzosen auch noch ein Civilspital und eine Apotheke in Algier errichtet, in welchem Kolonisten, Juden, Moslems u. s. w. ohne Unterschied aufgenommen werden. Die Zahl der dort behandelten Kranken seit Eröffnung der Anstalt im August 1832 bis zum ersten Januar 1834 beträgt, Herrn Genty de Bussy zufolge, 849. Die Zahl der Gestorbenen war leider sehr groß, allein die Sorgfalt, welche für die Kranken getragen wird — von denen jeder der Regierung zwei Schilling (1 fl. 12 kr.) täglich kostet — und die von den geheilt entlassenen Kabylen und Arabern in ihrer Heimath sehr gerühmt wurde, muß den Franzosen Anhang unter den Eingebornen verschaffen.

Während die Franzosen im Besitz von Coleah waren, faßten sie ebenfalls den Entschluß, ein Spital für die Araber zu errichten, wobei sie sogar von den Marabuts, oder Heiligen des Landes, unterstützt wurden. Dieß ist der wahre Weg zur Eroberung Afrika's. Zu Oran und Bona werden ebenfalls Civilspitäler errichtet. Es läßt sich mit Recht erwarten, daß Frankreich moralische und medizinische Kenntnisse über Algier verbreiten werde, und ich habe bereits in einem frühern Schreiben dessen gedacht, was für Erziehung geschieht. Die Kinder der Mauren lernen Lesen, Schreiben und Rechnen, nur läßt sich freilich nicht bestreiten, daß ein europäisches Kind aus dem, was es liest, mehr lernt als ein kleiner Moslem, dessen Lektüre sich auf den Koran beschränkt. Die algier'schen Pädagogen enthalten sich der häßlichen Geißelungsmethode, die leider in unsern Schulen noch nicht ganz abgeschafft ist, und die Ruthe, die sie als Scepter in der Hand führen, berührt nur die Schultern ihrer Zöglinge. Ich war Zeuge einer Unterrichtsstunde in einer algier'schen Schule; bei meinem Eintritt fand ich den Lehrer mit seinen Zöglingen auf dem Boden knieend und betend. Ich zog mich einige Minuten zurück, um sie ihre Andacht vollenden zu lassen, und als ich zurückkam, kauerten die Knaben über ihren Schiefertafeln, auf die sie arabische Buchstaben malten, und dabei die Worte — Verse aus dem Koran — vor sich hin murmelten. Alles ging eine Zeit lang recht ruhig vorüber, bald aber erkannte ich auch hier die Wahrheit von Juvenals Ausspruch, daß es eine schwere Arbeit für den Lehrer ist, so viele Knaben zu beaufsichtigen. Der orientalische Ernst begann einem sichtbaren Lächeln und hörbaren Kichern zu weichen, und nur durch einige Klapse gelang es dem Lehrer, die vorige Ruhe wieder herzustellen.

Ich wiederhole, daß die Franzosen in Algier nichts gefunden haben, was einer Lancaster'schen Schule ähnlich gesehen hätte, wohl aber bestanden schon lange vor der Eroberung Schulen gegenseitigen Unterrichts zu Algier, Bona und Oran, die den eingebornen Kindern — der Juden sowohl als der Moslems — offen standen. Zu Algier, das Dorf Delhy-Ibrahim mitgerechnet, und zu Oran und Bona besuchten am 1sten Julius 1834 517 Schüler — wovon ein Drittel Eingeborne — die Schulen des gegenseitigen Unterrichts; 48 von der angegebenen Zahl waren der arabischen Sprache Beflissene. Privatunterrichtsanstalten gibt es zwei für Knaben mit 72, und vier für Mädchen — wovon drei in Algier und eine in Oran — mit 169 Zöglingen.

Bemerkenswerth ist, daß die Juden die neu eröffneten Unterrichtsanstalten weit eifriger benutzen als die Mauren.

Aus den Katalogen der Kunstausstellungen im Louvre in den Jahren 1834, 1835 und 1836 geht hervor, daß in Frankreich über 200 Malerinnen leben, welche regelmäßig ihre Werke im Louvre ausstellen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 235.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 August 1836.

Jona und Staffa.

Tief im atlantischen Ocean liegen auf der Westküste des schottischen Hochlands die schönen hebridischen Eilande, das ultima Thule Europa's, ewig den donnernden Wogen des größten Meeres und seinen unbeschränkten Stürmen ausgesetzt. Und aus ihnen heraus treten zwei kleine Inseln, beide noch nicht lange bekannt und zugänglich, und die eine durch historische Romantik, die andere durch Naturwunder hoch berühmt. Hier sang Ossian seine unsterblichen Lieder, hier schlugen die kühnen Normänner ihre Sitze auf, hier beteten die Druiden in ihren Felsentempeln und hier hat sich auch Sitte und Sprache der alten Gälen erhalten. Jona oder Icolmkill, das die wenigen Einwohner J nennen, war einst die Sonne der westlichen Welt, der Edelstein des Oceans, der Licht ausstrahlte auf die in Barbarei und Rohheit versunkenen Nachbarländer, wo Religion und Wissen ihren Triumph feierten, und dem der Aberglaube jener Tage die Kraft beimaß, beim jüngsten Gerichte, wenn Wasserfluthen die übrige Welt verschlången, allein übrig zu bleiben und bewahrt zu werden vor allgemeiner Vernichtung. Jona wurde die Grabstätte der Großen der Erde, deren Leiber hieher gebracht wurden, um diesem schönen alten Glauben zu huldigen, und die Grabsteine von 18 schottischen, einem französischen, vier irländischen und acht norwegischen Königen beweisen, welche Macht dieses eigene Vorurtheil damals in Europa ausgeübt haben muß. Mit stiller Rührung betritt der Wanderer, der sich auf diesem fernen Eilande aussetzen läßt, das ungeheure Grab so vieler Mächtigen dieser Erde, die längst vergessen sind und über deren verwitterten Grabsteinen Hunderte von Generationen verblichen. Mit geheimem Schauer verweilt er in den uralten Ruinen der St. Orans Kapelle, die der heilige Columban um die Mitte des sechsten Jahrhunderts hier auf den Trümmern von Druidentempeln erbaute, und die in der allgemeinen Armuth und Rohheit des Styles, in der beständigen Wiederholung der niedern Kreisbogen alle Spuren der ältesten Gebäude christlicher Zeiten trägt, wie sie denn auch anerkannt die älteste Kirche Englands ist, während die Marienkirche einer neuern Zeit und vermuthlich dem 13ten Jahrhundert zugeschrieben werden muß. Ueberall mischt sich hier die Religion Odin's mit den Typen der christlichen Mythe, und wunderbar sieht man hier mehrere Basreliefs, welche heidnisches Opfer ausdrücken, neben dem Sündenfalle Adams im Paradiese abgebildet. Die kleine Insel ist von einigen Hunderten ganz reinen Hochländern bewohnt, die völlig im Naturzustande leben. Als wir ihre den irischen Hütten ganz ähnlichen Wohnungen besuchten, fanden wir einige kranke Kinder, und zwei junge englische Aerzte, die in unserer Gesellschaft sich befanden, versuchten einige Vorschriften zu ihrer Behandlung zu hinterlassen, allein es war nicht möglich, sich diesen Insulanern verständlich zu machen. Der Herzog von Argyle, dem die Insel gehört, thut Alles, um diesen uralten Sitz der Wissenschaften und die Monumente und Ruinen zu erhalten. Allein eine Predigt, welche ein Geistlicher aus Mull viermal im Jahre hält, ist Alles, was für den Unterricht seiner Einwohner geschieht, die sonst ganz sich selbst überlassen sind. Wir verließen das Königsgrab, dem wohl nichts Aehnliches auf der Erde zur Seite steht, um nach Staffa zu steuern, das durch seine Naturwunder so berühmt geworden ist, und dessen Anblick dennoch Alles übertrifft, was die kühnste Phantasie nach den so unzulänglichen Bildern und Beschreibungen sich davon ausmalen mag. Die Insel ist klein und unbewohnt, und der Versuch auf der grünen hohen Plattform, welche sich über seinen Basaltkolonnen hinzieht, ein Haus zu errichten, scheiterte an den atlantischen Stürmen, die es zerstörten, bevor es vollendet war. Staffa ist eine irreguläre ovale Figur, anderthalb englische Meilen im Umfang, das von allen Seiten senkrecht und in den wundervollsten Basaltformationen dem Ocean entsteigt. Seine höchste Höhe ist über 110 Fuß, und es ruht auf einer Grundlage von einem Konglomerat von Tuffsteinen, dem eine schwarzgraue, harte, kompakte Basaltsäulenbildung folgt, welche ähnlich der des Giants Causeway in Irland, diese noch an Schönheit, wenn schon nicht an Großartigkeit übertrifft. Die ganze Façade der Insel gegen Südwesten, die Bogen und Gründe der Höhlen, gleichen architektonischen Zeichnungen und sind längst mit den Kunstausdrücken dieser Wissenschaft beschrieben, und selbst die Oberfläche des Eilandes, auf welchem die Endspitzen der Basaltpfeiler auftauchen,

ist mit einem gewürfelten Parquetboden zu vergleichen. Die Höhlen sind so zahlreich, daß man das ganze Eiland davon durchdrungen ansehen muß, allein alle Wunder des Platzes sind auf der Westseite zusammengedrängt, und die Brandung, welche sich unaufhörlich an diesen Felsen bricht, macht den Zugang und die genaue Besichtigung eben so selten möglich als sie stets gefährlich bleiben wird. Wochenlang liegen oft die Reisenden in den benachbarten Hochlandinseln oder in dem fernen Hafen zu Oban, um den seltenen Augenblick zu errathen, wo der sturmreiche Ocean den Zugang in sein Heiligthum gestattet und Tausende mußten schon unverrichteter Dinge wieder abziehen. Im schlimmsten Wetter hatte ich die erst kurz errichtete Straße von Lochlomand über Tarbet und das reizende Inverary durchzogen, und traf gerade in Oban ein, als ein Dampfschiff nach Tobermory, dem Haupthafen von Mull abging. Hier brachten wir die Nacht in ängstlichen Erwartungen zu, allein wer schildert unser Entzücken, als am andern Morgen der so lange anhaltende Westwind, bei dem der Eingang unmöglich ist, sich in Nord umgesetzt hatte, und der brave Kapitän erklärte, er werde fahren. Nachdem wir die Insel Jona ohne Hinderniß besucht, und fast alle Passagiere den theuern Tribut der Seekrankheit, womit man diese schöne Fahrt in der Regel bezahlen muß, entrichtet hatten, näherten wir uns um Mittag dem ersehnten Ziele und in hoher Pracht lag das schöne Eiland mit der reichsten Säulenordnung der Welt, im ruhigen Ocean vor unsern Augen, und die Sonne beleuchtete das herrliche Schauspiel. Die Beleuchtung, welche in den wundervollsten Farbenspielen vom dunkeln Vorgrunde bis zu den in die hellsten Silbertinten in den Sonnenstrahlen sich auflösenden fernsten Gebirgen überspielte, war unbeschreiblich. Es ist in diesen Regionen keine Zeit zu versäumen. Rasch wechselt der Wind, rasch wechselt die Fluth, und um in das Innere der Höhlen zu dringen, müssen die Minuten abgewogen werden. Das Dampfschiff hielt, jeder eilte der erste im ausgesetzten Boote zu seyn. Je näher wir kamen, desto höher stieg unser Erstaunen. Die Pracht der Scene, welche sich vor uns ausbreitete, übertrifft alle Erwartungen, die durch die vielen poetischen Schilderungen aufs Aeußerste gespannt sind. Die ganze Seite des Eilandes ruht auf natürlichen Säulen, die meistens über 50 Fuß hoch sich in grandiosen Kolonnaden darstellen, und auf Felsenbetten ruhen. Wir näherten uns der schönsten Grotte der Welt, und obschon die sonst so schreckliche Brandung bei gegenwärtiger ruhiger See unbedeutend genannt wurde, so war sie doch heftig genug, um den Eingang sehr schwierig zu machen. Dieser führt zwischen Felsenmassen durch, welche einigemale so nahe beisammenstehen, daß die Ruder gehoben werden müssen, und der Augenblick genau abzusehen ist, wo die Woge steigt, um mit ihr hinüber zu kommen. So kamen wir in die Brandung, allein obschon der Kapitän befohlen und die Matrosen versprochen hatten, uns in die Höhle selbst zu führen, so änderten sie dieß doch im entscheidenden Augenblick unter dem später angewendeten Vorwande, daß ihr Boot zu leicht sey und sie besorgt hätten, daß es sich an den Felsen zerschellen würde; so mußten wir an einer nicht ganz bequemen Stelle, wo bereits die Säulen der Höhle beginnen, herausspringen, um zu Fuße in sie einzudringen. Der Eingang der Grotte ist 40 Fuß breit und 117 Fuß hoch. Sie ist ganz aus schwarzen Basaltsäulen geschnitten, die eben so elegant als grandios geformt sind. Das Meer, welches in der Höhle selbst ist, sieht schwarz wie Dinte aus, und bietet schon beim Eintritte in die nach hinten sich mehr schließende Grotte, mit der weißschäumenden Brandung einen malerischen Kontrast. Die Länge der Höhle ist über 370 Fuß, und die rechts und links innerhalb fortlaufenden Säulen tragen ein gewölbtes Dach, welches alle Dome der Welt beschämt. Die Formen sind durchaus in dem kühnsten Maßstabe und die Schönheit der Säulen ist vollendet. Um zu Fuß in das Innere dieses Wunders zu dringen, gibt es nur einen Weg, und dieser gehört unbezweifelt zu den allergefährlichsten. Ungefähr 30 bis 40 Fuß über dem Meeresschlunde der Höhle findet man auf der rechten Seite vom Eingange eine Reihe durch die Macht tausendjähriger Brandung gebrochener Säulen, welche es möglich machen, indem man von der einen zur andern zu gelangen trachtet, bis in das äußerste Ende vorzudringen. Der Raum, den man für diesen schlimmen Spaziergang hat, beträgt nicht mehr als um jederzeit den Fuß aufzusetzen, und da die Säulen in verschiedener Höhe abgebrochen sind, so muß man öfters an der einen hinabrutschen und auf die andere hinaufklettern. Anhaltspunkte gibt es begreiflich keine und dieser Felsenpfad ist so schmal, daß man nie über eine Fußbreite für seinen Körper hat, den man mit der äußersten Vorsicht an den Felsenwänden fortwinden muß. Gegen das Ende der Höhle zeigt sich ein neuer Uebelstand, indem die Macht der Brandung mehrere Säulen ganz aus der Reihe gerissen und dadurch Spalten erzeugt hat, welche man überspringen muß, welches freilich unter diesen Umständen, links die brausende Brandung in schwarzem Abgrunde und rechts die schroffe Felsenwand, oft sehr schwierig wird. Die meisten kehrten hier um. Wir aber zogen die Schuhe aus, um sicherer auf den schlüpfrigen Säulenfragmenten fortkommen zu können und waren für so viele Mühe reichlich belohnt, als wir endlich im Hintergrunde der Höhle ankamen. Lautlos horchten wir der himmlisch-majestätischen Sphärenmusik, wodurch die Fingalshöhle so berühmt geworden, und die sich bald mit den grandiosesten Tonmassen, bald mit dem Rollen des Donners, bald mit dem Klange einer schönen Stimme vergleichen läßt, je nachdem die akustischen Fibern dieses majestätischen Baues durch die an den Basaltfelsen brechenden Wogen berührt werden. Ungeachtet der Tiefe dieser Grotte empfängt sie doch Licht genug von ihrer erhabenen Felsenpforte, um im Stande zu seyn, die Namen zu lesen, welche im Hintergrunde von Reisenden eingegraben wurden, auch ist die Luft darin ganz frei von dem Dunste und Stickgas, welches sonst in großen Höhlen angetroffen wird. Ich habe mehrere Basaltsäulenformationen gesehen, allein die Regelmäßigkeit der Säulen, die Höhe des Bogens, die ganze Form und Eleganz dieser Schöpfung der Natur, welche machen, daß man sie für ein Werk der Kunst halten möchte, übertrifft Alles. Wie mag es hier brausen in furchtbarer Novembernacht, wenn die Wogen des ergrimmten Oceans über den schönen Säulenwänden zusammenschlagen und jedes Schiff verloren ist, das in diese

Gegend geworfen wird. Und wie wenn die Natur ihre Laune hätte zeigen wollen, denn es war das Erstemal in diesem sturmreichen Jahre, daß der Eingang möglich wurde, so hatten wir kaum die Anker gelichtet, als es in Strömen anfing zu gießen und zu stürmen, und wir das Glück, das seltene Glück, in der himmlischen Fingalshöhle gewesen zu seyn, doppelt zu schätzen wußten.

Alpenreisen.

General Bethencourt. — Wechsel der Naturerscheinungen. — Das thurmartige Gasthaus. — Gränze der Schweiz. — Die Galerie von Gondo oder Frissinone. — Dorf Simpelen. — Das alte Spittel und das neue Hospiz.

(Fortsetzung.)

Simpelen's, oder wie es auch genannt wird, Simpeldorfs 60 Häuser sehen aus, wie ganz aus rohen Steinklumpen zusammengefügt und der rauhen Witterung wegen mit ockergelben Moosen und Flechten fast ganz überzogen. Der bekannte englische Reisende Coxe erklärt diese Flechtenbekleidung für „wunderbar und romantisch." Ihm zufolge sind die hiesigen Moose vollkommen scharlachroth oder pomeranzenfarbig, und an denjenigen Stellen, wo sich die Häuser und Felsmassen dünner bekleidet zeigen, sind sie es mit einer winzigen, dem Grünspan völlig gleichenden Flechtenart, so zwar, daß sie ungeheuren Kupferblöcken gleichen. Diese Scene, fährt er fort, erinnerte mich an jene Wirkung, welche eine Gegend auf die Phantasie äußert, wenn man sie durch farbige Gläser betrachtet; denn obwohl die Veränderung der Gegenstände dabei nur auf der Farbe beruht, so glaubt man doch plötzlich in einen neuen Planeten versetzt zu seyn. Die Häuser dieses „neuen Planeten" haben sich auf der Alpenterrasse in sogenannter Krippelform, oder wie eine Schafheerde beim Gewitter zusammengedrängt, um so vor Orkan und Kälte etwas mehr gesichert zu seyn, und außer der Kirche ist noch eine Art gothischer Befestigungsthurm sichtbar. Man wird durch die Umgebung des Ortes einigermaßen an die Wildbäder von Leuck erinnert, die jedoch durch ungleich imposantere Felsenbegränzung und doch etwas mehr Kultur ausgezeichnet sind, während sich hier nur Wiesengründe zeigen, durchaus keine Obstbäume, keine Gärten, nur Lärchenbäume, wohl aber rings umher noch höhere Klippen und Hörner mit Schneestreifen und Gletscherarmen, von denen sich in dieser Gemeinde acht befinden, im Patois des Niederwallis Truinez, im romanischen Dialekt Graubündtens Glacars, Glischer, Wader, Wadret und Vadretto genannt; die beachtenswerthesten davon sind der Roßboden- und der Fletschgletscher.

Aber dessen ungeachtet trifft man viele Zufriedene, die vielleicht das „Hemd des Glücklichen" besitzen, und trotz neun Monaten Winter und drei Monaten Kälte ist hier noch nicht Lappland; es gibt mehrere Gasthöfe, darunter ein stattliches Hôtel de la croix blanche und dicht dabei eine Niederlage von Seidenstoffen, die ihre Schätze ebenfalls in französischer Sprache ausbietet. Madame Guingé und ihre elegante Tochter Margareth, dem Posthause zum Stern vorstehend, sind zwei mit Talent und Anmuth sprechende Pariserinnen und, ob zwar seit längerer Zeit hier einheimisch, dennoch so städtisch angethan, daß sich Depping wundern würde, der in seiner 1822 gedruckten Suisse von den hiesigen Leutchen behauptet: ils sont vêtus dans toutes les saisons de peaux de moutons. Hammelfelle sah ich hier allein auf dem Rücken der weidenden Schafe, und in der 1725 erbauten Kirche, wo das Volk sich zur letzten Messe eingefunden, war Alles gekleidet, wie in dem tiefer gelegenen Wallis. Aber, großer Gott, wie sieht es in dieser Kirche aus! noch toller als in Berns Kathedrale, wo man die gothische Architektur citronenfarb übermalt hat. Citronenfarb ist allerdings für einen mittelalterlichen Dom zierlich genug; Simpelen's Orgelchor und Presbyterium dagegen sind gar blau, roth, violett, gelb und schwarz durcheinander flammend angestrichen, und eben so buntscheckig sieht der heilige Bernhard vom Hochaltare nieder. Die Gewohnheit, alle Gebetbücher der Gemeinde Tag und Nacht auf den Kirchbänken offen liegen zu lassen, gefiel mir um so besser; ich blätterte in einer zu Einsiedeln gedruckten „Himmels-Tulipan," und war überrascht, darin an das mir so lieb gewordene Padua durch nachstehende Zeilen erinnert zu werden:

Wer Wunder sucht und Zeichen will,
Bei St. Antoni find't er viel:
Tod, Irrthum, Aussatz, Noth, Elend,
Der böse Geist selbst weicht behend;
Die Kranken werden auch zur Stund
Durch sein Verdienst frisch und gesund.
Das Meer wird still, die Eisenband'
Zerbrechen selbst, ohn' alle Hand!

Verlornes Glied, verlornes Gut
Sein Fürbitt wiederbringen thut;
Denn wer Hilf sucht, jung oder alt,
Gar leicht von ihm dieselb' erhalt.
Gefahr hört auf, die Noth vergeht,
Darum sein Lob auch ewig b'steht;
Frag' Padua, wo es bekannt,
Dieß zeuget uns fast jedes Land.
Das Meer wird still, die Eisenband'
Zerbrechen selbst, ohn' alle Hand!

Bei weniger Appetit hätte sich vielleicht noch manche Ausbeute gewinnen lassen, aber das gute, früh servirte Mittagessen von Frau Guingé wartete, und ich hatte alle Ursache eben so zufrieden zu seyn, als Pictet im Oktober 1820, der hier „einen warmen Speisesaal und ein treffliches Nachtessen" fand, und als Saussure, welcher Mitte Julius 1789 hier eine Nacht verlebte „dans une très-bonne auberge, chez le Capitaine Teyler." Bourrit dagegen klagt neun Jahre früher in seiner Schilderung der penninischen und rhätischen Alpen hier sowohl als auf dem St. Gotthard über die Ungastlichkeit der Einwohner, er vermißt an ihnen „diese Güte, diese Herzlichkeit, welche die Thäler und Berge der Schweiz charakterisiren," und meint, schon daraus ließe sich auf die Nähe Italiens schließen. Dieß scheint besser geworden zu seyn, seit Simpelen's Bewohner durch die neue Straße ziemlich viel Geld verdienen, weil es stets Transporte zu besorgen, Chausseen zu ver-

bessern oder Schnee zu schaufeln gibt, weil Alpenwirthschaft und Fremdenverkehr immer etwas eintragen, obwohl alle Lebensmittel aus Italien oder der Schweiz heraufgeschafft werden müssen. Die hiesigen Häuser sind gewissermaßen doppelt, außen von Stein, innen von Holz, und oft verschneien sie bis zum ersten Stockwerk, so daß man sich durchzugraben hat. Daß die kleinen Fenster der Alpen-, nicht der Gasthäuser, den ganzen Winter verschlossen bleiben, daß es fast neun Monate hindurch in den steinernen Oefen brennt, daß endlich die Stubenluft hier nicht die allerreinste seyn kann, bedarf keines Beweises.

Am Spiegel des Wirthszimmers suchte ich heut die Karte vergebens, durch welche ein zu Neapel wohnender Schneider den Durchreisenden sonst bereits auf dem Simplon seine Dienste anzubieten pflegte; hoffentlich ist nur die Karte, nicht der Schneider selbst zu Grunde gegangen! Was hier am 31sten August 1597 durch einen Bergfall zu Grunde ging, war das gesammte Dorf Simpelen, wobei 81 Personen ihr Leben verloren.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

Bei meiner Ankunft in Madras, am 21 April 1831, beschloß ich zu Lande nach Bombay zu gehen. Ich that sogleich die nöthigen Schritte, um mich hinsichtlich des besten Wegs, der Stationen, der Entfernungen u. s. w. zu erkundigen, wunderte mich aber nicht wenig über die in dieser Hinsicht nicht nur in Privatcirkeln, sondern sogar in Geschäftshäusern herrschende gänzliche Unwissenheit. Die Mühe und Beschwerden, die ich bei meinem Vorhaben zu überwinden hatte, veranlaßten mich, meine Erfahrungen zu Nutz und Frommen derer, welche dieselbe Reise unternehmen wollen, niederzuschreiben.

Das erste wofür man besorgt seyn muß, ist ein geräumiger, luftiger und nicht zu schwerer Palankin; die Kosten kommen nicht in Betracht, da man ihn in Bombay leicht verkaufen kann. Dieser Palankin muß mit Matten von Darrgras gut ausgefüttert seyn, und man thut wohl, diese, so oft die Gelegenheit dazu sich bietet, mit Wasser anzufeuchten, weil dieß nicht nur eine angenehme Kühle gewährt, sondern weil auch die Matten dann einen angenehmen Geruch verbreiten. Zwei Stangen von Bambus und ein Vorrath von Stricken sind ebenfalls nöthige Dinge, im Fall die Tragstangen des Palankins zerbrechen oder sonst beschädigt werden sollten. Die wesentlichste, oder Lebensfrage, bei dieser ganzen Ausrüstung sind die Speisen und Getränke. Beide sollen einfach seyn, und nicht in zu großer Menge auf einmal zu sich genommen werden, denn die Erfahrung lehrt, daß Mäßigkeit am sichersten gegen Krankheiten schützte. Gegen mögliche Unfälle dieser Art wird es jedoch gut seyn, wenn der Reisende ein paar Dutzend Pillen aus zwei Drachmen Calomel und 24 Gran Bilsenkrautextrakt bestehend, etwas auflösende Salze, Sennesblätter und etwas Pfeffermünzöl mit sich nimmt. Bei einem galligen Anfall werden eine oder zwei dieser Pillen, mit Absud von Sennesblättern und den Salzen, nebst zwei Tropfen des Pfeffermünzöls genommen, gute Dienste leisten. Rathsam wäre es auch eine Mixtur gegen Choleraanfälle mit sich zu nehmen. Alles Ueberflüssige muß man zurücklassen, weil dieß die Träger nur unnütz belastet und die Schnelligkeit der Reise hemmt.

Mehrere Tage vor der Abreise muß man an die Beamten schreiben, durch deren Distrikte die Reise führt, um die erforderlichen Träger in Bereitschaft zu finden und ohne Aufenthalt befördert zu werden. Gut wird es seyn, wenn man den andern Tag eine Copie desselben Briefs abgehen läßt, im Fall einer etwa verloren ginge. Es geschah mir zuweilen, daß Culey-Träger mich absetzten und darauf bestanden, nicht weiter gehen zu wollen als von ihrem Dorfe bis zum nächsten; in solchen Fällen that eine Drohung mit meinen Taschenpistolen und die Versicherung, daß ich sie der Behörde anzeigen würde, bessere Wirkung als stundenlanges Gezänk. In der unabhängigen Provinz Savanhur erklärte mir der Richter des Dorfs durch das ich kam, daß er keinen Befehl erhalten habe, mich mit Trägern zu versehen. Ich wartete einige Zeit, dann aber nahm ich meine Pistole heraus und fing an sie zu laden; dieß reichte hin: die Träger waren augenblicklich da und ich wurde mit Höflichkeiten überhäuft.

Die indischen Träger sind im Ganzen höflich und lenksam. Wenn sie einen Utscha Sahib zu tragen haben, so thun sie Alles, was in ihrer Macht steht, um ihm gefällig zu seyn, indem sie ihm Eier, heißes Wasser u. s. w. verschaffen und für seine Bequemlichkeit sorgen. Es ist ein Unterschied zwischen den Culey-Trägern und denen, welche regelmäßig verwendet werden; die Culies sind eben so ungeschickt und träge, als eigensinnig und ungefällig. Der Ruf, der den Reisenden vorausgeht, hat großen Einfluß auf das Benehmen der Träger gegen ihn. Junge unerfahrene Leute, und auch solche, die durch ihre Jugend nicht einmal entschuldigt werden können, lassen es sich beikommen, diese armen Träger zu schlagen, als wären sie Lastthiere oder Galeerensklaven; diesen geschieht es dann oft, daß sie mitten auf der Straße abgesetzt werden und daß ihre Träger davon laufen, wodurch sie in eine höchst fatale Lage gerathen. Die gewöhnlichen Träger legen bei heißer Witterung im Durchschnitt drei (englische) Meilen und bei kaltem Wetter vier in der Stunde zurück.

Am 1sten Mai 1831, Nachmittags 4 Uhr sagte ich Madras Lebewohl, und brach unter dem Geschrei meiner Träger, in eine dicke Wolke von Staub gehüllt, auf; von dieser beschwerlichen Begleitung wurden wir bis Arcot mehr oder weniger belästigt. Das Land bis dorthin bot einen höchst einförmigen Anblick, der nur hie und da durch einzeln stehende, wie verdorrt aussehende Bäume unterbrochen wurde. Die ganze Gegend sah, der Hitze und des Mangels an Regen wegen, wie verbrannt aus, was auf den Reisenden einen höchst unangenehmen Eindruck hervorbringt. Ich ließ meine Träger die ganze Nacht hindurch gehen, weil ich zu Cauvery Pauk ein Dak, oder Relais von Trägern zu finden, und Arcot um 9 Uhr Vormittags zu erreichen hoffte. Hierin fand ich mich getäuscht; es waren keine Träger da, und ich mußte die meinigen, bereits sehr ermüdeten gut bezahlen, um sie zum weitern Marsch zu bewegen. Zu Cauvery Pauk war nichts Merkwürdiges zu sehen und es befanden sich nur wenige Eingeborne auf der Straße, was ich als eine Folge der letzten großen Hungersnoth betrachtete. Auch hinter Cauvery Pauk sah das Land noch immer aus, als wäre es mit Feuer und Schwert verwüstet; an einer einzigen Stelle bemerkte ich Eingeborne beschäftigt, Getreide von Ochsen austreten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 236.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 August 1836.

Die neuere Literatur der Juden.

(Zur Geschichte der jüdischen Poesie von Abschluß der heiligen Schrift alten Bundes bis auf die neueste Zeit, von Franz Delitzsch.)

Nach einem langen wunderlichen Irrgange kehrt das Studium des Alten Testaments und der alttestamentlichen Sprache wieder dahin zurück, wovon es ausgegangen, zum Studium der talmudischen und rabbinischen Literatur. Die ältesten Beförderer des Studiums der hebräischen Sprache hatten ihre Kenntnisse bei gelehrten Rabbinern geholt, und über zwei Jahrhunderte lang besaß Deutschland unter seinen gelehrten Kennern des Hebräischen auch zahlreiche und gründliche Kenner der nachbiblischen, hauptsächlich rabbinischen Literatur. Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber begannen unsere Kenner des Hebräischen zu arabisiren, und wer auch nur oberflächlich mit der Geschichte der alttestamentlichen Exegese bekannt ist, weiß zur Genüge, daß man die Erklärungen aus dem Arabischen oft mit den Haaren herbeizog. Diese Narrheit trug indeß, wie manche andere, ihre wohlthätigen Früchte, das Studium des Arabischen ward befördert, und allmählich hat sich dieses, das lange nur als eine Art Anhängsel des Studiums der hebräischen Sprache betrieben wurde, endlich aus solchen Fesseln losgemacht, und man erlernt jetzt diese schöne, reiche und interessante Sprache um ihrer selbst und der zauberischen Fülle ihrer Literatur willen.

Als dieser Auswuchs des hebräischen Studiums seine größte Höhe erreichte, trat allmählich eine Reaktion ein, und man erkannte, daß wenn auch aus den gelehrten Bearbeitungen der hebräischen Sprache durch die Rabbiner bei den jetzigen Anforderungen für die grammatische Entwicklung wenig zu gewinnen sey, doch der nicht minder wichtige lexikographische Theil eine desto reichere Ausbeute hoffen lasse. So wandte man sich wieder an die jüdischen Schriftsteller, und fand bald, daß bei ihnen, namentlich bei denen aus der talmudischen Zeit (300 bis 600 n. Ch.) sich manche Tradition erhalten habe, welche für die Erklärung alttestamentlicher Stellen mehr leistet, als unsere spitzfindigste Exegetik. Auch wurde man durch das Studium dieser Schriften in den Geist dieser eigenthümlich ausgebildeten Sprache wieder mehr eingeweiht, indem man anstatt blos auf den in sich abgeschlossenen biblischen Hebraismus zu sehen, den die talmudischen Sprachklauber so weit möglich über Einen Leisten geschlagen, wiederum den Blick auf eine durch mehr als zwei Jahrtausende fortgebildete Sprache richten lernte.

Ein Ergebniß dieses neuaufgehenden Studiums ist auch die obengenannte Schrift, deren Hauptverdienst, abgesehen von dem mannichfachen gelehrten Interesse, darin besteht, daß sie den Blick auf die kaum beachtete neue Literatur des allenthalben zerstreuten jüdischen Volks richtet, und diese charakterisirt, indem sie zeigt, daß sie der Form und dem Inhalt nach an die ältere, sowohl biblische als nichtbiblische Literatur des hebräischen Volks sich anschließt. Von der Form, namentlich der metrischen, müssen wir hier gänzlich absehen, da dieß uns in das Labyrinth der hebräischen Sprachformen führen würde, worein wir unsern Leser nicht verwickeln wollen.

Es ist gewiß höchst interessant, den Gang einer Literatur zu verfolgen, die jetzt schon einen mehr als dritthalbtausendjährigen Bestand hat, und sich durch ein ganz eigenthümliches Gepräge von allen andern auszeichnet, mag man nun auch von der Idee, die Juden als das auserwählte Volk Gottes anzusehen, halten, was man will. Die Schriften des alten Testaments, die in ihrer einfachen Größe als wahre Denkmäler des Alterthums dastehen, sind der ewig klare Born, in dem die hebräische Literatur unter allen Schicksalswechseln des Volkes sich immer wieder verjüngte, wenn auch, je weiter von dem Urquell entfernt, der Strom immer trüber dahinzufließen scheint. Wie in unserer Geschichte, so muß man, wenn auch in ganz anderem Sinne, drei Perioden der hebräischen, oder im Grunde richtiger, der jüdischen Literatur, indem sie nicht immer hebräisch schrieb, unterscheiden, die alte, die mittlere und die neue Zeit. Die alte Periode zerfällt in zwei Unterabtheilungen der Zeit, die mittlere und neuere wegen der Zerstreuung des Volks in Unterabtheilungen je nach den Ländern.

Die nachbiblische Literatur der ältern Periode zerfällt in zwei sehr streng geschiedene Abtheilungen, das soferische Zeitalter, — sogenannt wegen der ununterbrochenen Kette der Soferim oder Synagogalhäupter, — welches noch, wenn auch in schwachem Nachklang selbstthätig ist, während das talmudische Zeitalter

durchaus nur den erhaltenen Stoff, wenn auch auf noch so mannichfache Weise verarbeitet. Es ist diese letztere Periode recht eigentlich das Zeitalter der Klage um die verlorene Nationalität und den zerstörten Tempel, das Volk schließt sie nur noch inniger, trotz mancher Apostasien zu der verwaschenen Philosophie jener Zeit, an die Ueberreste aus den glorreichern Perioden seiner Geschichte, und der alttestamentliche Stoff wird auf der einen Seite in zahlreichen gelehrten Abhandlungen, auf der andern in mannichfachen Sagen, Liedern und Allegorien behandelt. Darum ist die talmudische Literatur eine Art Vorbild frommer Anhänglichkeit an die Heiligthümer des Volkes und treuen Eifers für ihre Bewahrung und Erklärung geworden, obwohl sie einer freiern geistigen Entwicklung ermangelt.

Den Uebergang zur mittelalterlichen Literatur bildet das gaonische Zeitalter, sogenannt nach der vierhundert vier und achtzigjährigen Reihenfolge der Gaonen im persischen und arabischen Reich, deren Patriarchat mit dem letzten R. Hai Gaon im Jahre 997 nach Ch. unterging. Vorher standen sie als bezwungenes Volk unter den Römern, später, namentlich unter den Gaonen in Babylonien, traten sie zwar als abhängige, aber in sich freie Gemeinde unter Persern und Arabern auf, und wenn auch die wesentlichsten Theile ihrer Literatur bereits festgestellt waren, so konnte eine Einwirkung der aufblühenden arabischen Literatur dennoch nicht ausbleiben, ein Umstand, dessen Wichtigkeit erst in der folgenden Periode recht hervortrat.

Als das jüdische Patriarchat in Babylonien erloschen war, da tauchte die jüdische Literatur in Spanien und Italien auf, aber in wesentlich verschiedenem Geiste. Die universellere, wissenschaftliche Richtung, welche die jüdische Literatur am Ende des geonäischen Zeitalters theils durch nähere Bekanntschaft mit griechischer Literatur, theils durch die nahe Berührung mit den Arabern erhalten hatte, erhielt sich in Spanien unter den dortigen Arabern, wo das jüdische Volk einer später nie wieder erfahrenen Freiheit und Ehre genoß; daher die mannichfache blüthenreiche, großentheils weltliche Entfaltung ihres Schriftenthums. Mit den spanischen Moslems hatten sie die ganze Sagenwelt gemein, die sich auf die alttestamentliche Geschichte bezieht, und in den jüdischen Targumen schon ein Jahrtausend früher, auch in reinerer und würdigerer Form, enthalten war. Hiezu kommt noch die Stammverwandtschaft der Sprache, die eine Wechselwirkung beider Völker hervorrief, und viel dazu beitrug, die jüdische Literatur in Spanien weltlicher zu machen. Ganz anders war es in Italien; auf dieses und das mit ihm zusammenhängende abendländische Reich „vererbte sich mehr der Geist Palästina's, jener nationale, energische, glühend religiöse, vaterlandsliebende Geist der Hagada und der jerusalemischen Gemara." *) Der Grund dieser Erscheinung liegt aber wohl schwerlich in der Uebersiedlung zahlreicher palästinischer Juden nach Italien, sondern in dem schroffen Gegensatz, in den hier Judenthum und Christenthum, abendländische und orientalische Bildung, hebräische und romanische Sprachen mit einander treten. Uebrigens blühten Literatur und Poesie in beiden Ländern, und wenn in Italien allerdings die strenge Poesie der Pijuthin (Festgebete) vorherrscht, so fehlte es doch auch an einzelnen weltlichen Dichtern nicht, und Imanuel Romi verdiente wenigstens wegen seines zügellosen, selbst das Heiligste nicht achtenden Witzes den Namen des jüdischen Aretino.

Aber die Periode der Blüthe dauerte nicht lange, und sie sank namentlich in Spanien mit der sinkenden Herrschaft der maurischen Araber. Die Juden, stets auf Seite der duldsamen Araber gegen die unduldsamern Christen, werden auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel immer mehr verfolgt, und eine große Anzahl derselben wandert nach Holland, von wo sie sich allmählich in den slavischen Norden verbreiteten. An beiden Orten ist ein obwohl schwacher Nachklang hebräischer Literatur, in Holland, weil die Juden damals nirgends in der christlichen Welt so viele Freiheit genossen, in den slavischen Ländern, weil ihre Anzahl und die unter ihnen verbreiteten Kenntnisse ihnen Gelegenheit verliehen, sich in ihrer abgesonderten Nationalität zu behaupten.

Am wenigsten wollte dieß dagegen in Deutschland glücken, woran freilich früher ihre geringe Anzahl, und namentlich ihre gedrückte Stellung als sogenannte Kammerknechte Schuld waren. Zwar fehlte es bis auf die neueste Zeit nicht an Einzelnen, die der unnationalen Nachahmerei deutscher Geisteswerke den Geist der alttestamentlichen Poesie entgegensetzten, und dem flachen Deismus gegenüber die Fahne des alten zornigen Jehovagottes erhoben; aber diese einzelnen Bestrebungen scheinen in dem allgemeinen religiösen Gährungsprozeß unterzugehen, und immer schwächer zu werden, je mehr die bürgerlichen Scheidewände, welche bis jetzt noch die Juden von den übrigen Bürgern des Staats trennen, zusammenfallen. Wir können auf diesen Gegenstand, der ohnehin nur ein Incidenzpunkt in dem großen Kampfe um allgemeine bürgerliche Gleichstellung ist, nicht näher eingehen, und fügen nur noch über die Literatur der Juden in fremden Ländern einige spezielle Bemerkungen bei.

(Fortsetzung folgt.)

Alpenreisen.

General Bethencourt. — Wechsel der Naturerscheinungen. — Das thurmartige Gasthaus. — Gränze der Schweiz. — Die Galerie von Gondo oder Frissinone. — Dorf Simpelen. — Das alte Spittel und das neue Hospiz.

(Schluß.)

Von hier aus hat man noch anderthalb Stunden bis zum Hochplateau des ganzen Berges oder zu dem neuen Hospiz emporzusteigen, an den drei Häusern von Am Senk vorbei und über den Senkelbach, zur Seite bald Gletscher, bald weite Schneeflächen, bald schwarze Felsenrisse lassend. Doch die imposantesten Naturwunder scheinen sich erschöpft zu haben, die Gegend

*) Unter Hagada versteht man den Inbegriff der religiösen und geschichtlichen Auslegungen des Gesetzes. Die Gemara ist die Sammlung rabbinischer Erläuterungen zu Mischna, oder dem ungeschriebenen, traditionellen Gesetze.

wird steppenartig, worin das Refuge wie eine Karavanserai steht, und nur bisweilen durchkreuzt sie noch ein Wildstrom, der mitten auf die Straße fallen würde, wenn man nicht eine förmliche Brunnenstube ausgemauert hätte, so daß er wie in eine tiefe Cisterne hinabstürzt. Hier gibt es schöne Alpentriften mit umherklingelndem dunkelrothem Schweizervieh. Eine junge Schöne zog der Heerde voran und lockte sie durch eigenthümliche Schmeichellaute, von denen das „Hutjá, hutjá Kuráh! doba, doba, doba!" ganz besondere Wirkung zu machen schien. Nicht minder gefielen mir die schönen thurmhohen Lärchenbäume, hie und da so stark, daß sie kaum von zwei Männern zu umspannen sind; nur ist es Schade, sie immer mehr ausgerodet und nicht gehörig nachgepflanzt zu sehen. Auch nimmt ihre Höhe weiter empor so schnell ab, daß sie bald nur noch als am Boden kriechendes Krummholz erscheinen.

Bevor das neue Hospiz fertig wurde, mußte man sich mit dem alten „Spittel" behelfen, das aus ziemlich weiter Thalmulde, der Hauptstraße zur Linken, von hellgrünen Wiesenmatten herausblickt, schiefergedeckt und mit mehr als vierzig Fenstern versehen: ein ganz steinernes, schmales, fünf Stock hohes Gebäude, überragt von viereckigem, mit Blech bekleidetem Thurme. Man hat das Seitenstück zu Gondo's Wirthshause vor sich, eher einem Gefängniß, als der Wohnung eines freien Schweizers ähnlich. Die Familie der Barone Stockalper ist auch hier Eigenthümer und obwohl das Ganze von ihr zur Herberge bedrängter Reisenden bestimmt war, so schickte sie doch auch jeden Sommer ihre Kinder von Brieg herauf, um sie, allgemeinem Walliser Gebrauche entsprechend, dadurch der gefährlichen Hitze, den Ausdünstungen des Thales und somit allen Gefahren des Kretinismus zu entziehen. Dort unten gibt es keine lachende Aussicht, keinen Baum, nichts als hohe schneebedeckte Felsspitzen ringsumher, Alles öd und an die Gemmihöhe mahnend. Man glaubt es gern, wenn hier ein reisender Engländer ausruft: J know no word for such a place in England! Es ließe sich an Veit Webers Schreckenswohnung des Müllers im Thale denken, zumal wenn man sich erinnert, daß im November 1816 eine starke Räuberbande die Simplonstraße sehr unsicher machte und manche Reisende ganz ausgeplündert wurden. Endlich gelang es der wachsamen Polizei von Domo d'Ossola, mehrere der hiesigen Banditen einzufangen. Es waren Leute aller Nationen, meist flüchtige Soldaten von jenen Korps, die sich während der letzten Feldzüge in Oberitalien und der Schweiz aufgehalten hatten.

Das neue Hospiz, 6150 Fuß über dem Meere, liegt dessen ungeachtet noch 21 Fuß tiefer als der höchste Punkt des Straßenzuges, und zwar auch in einem Thalkessel, wenn man die noch höheren Eis- und Schneefelder berücksichtigt: aber eigentlich auf einem rauhen, graubraunen, vielfach durch Wildbäche zerrissenen Bergplateau; nur hie und da durch smaragdgrüne Grasstreife aufgehöht, worin die schönsten Alpenblumen, besonders Saxifragen und die purpurblauen Glocken- und Sternenzianen nicht blühen, sondern glühen. Welcher schnelle Wechsel der Naturerscheinungen! Hier noch 5 bis 600 Metres hoch, die mit sechs Gletschern belasteten obersten Simplonspitzen im Kreise umher, wie sie eisig auf den öden „Roßboden" herabschauen und ihre Quellen theils nach Italien, theils in die Schweiz hinabsenden. Hier die ganze Natur erstorben, nur kräftig genug, etwa unseres Novalis blaue Wunderblume in voller Schönheit hervorzubringen; und kaum eine halbe Tagereise südlich hinab, wandelt der entzückte Naturfreund, umtönt vom Nachtigallenschlag, umschwirrt vom Zirpen der Cikaden, auf Isola Madre und Isola bella im Lorbeerwalde, in Citronenhainen, im Schatten obeliskenartiger Cypressen, umblüht von den duftenden Kindern nicht nur der gemäßigten, sondern selbst der heißen Zone, von Aloe- und Cactusarten. Noch gestern wehten sanfte Winde Orangenblüthen auf mich herab, heut umflatterten mich große Schneeflocken; gestern hätte ich ein Bad in dem lauen See nehmen können, heut kam die Wärme des eingeheizten Zimmers mir sehr willkommen.

Auf dieser Scheidecke ist ein mächtiges Torfmoor gelagert, wie das übrigens von vielen Alpen gilt, die einst gleich dem Simplon Seen hatten,*) nun entweder ausgetrocknet, oder abgelaufen. Es scheint in drei verschiedenen Epochen gebildet zu seyn, da es aus drei Lagern besteht, die sich auch durch ihre mehr oder minder helle Farbe unterscheiden. Amoretti wunderte sich, in der Nähe dieses Moorgrundes Mitte September ganze Schaaren von Schwalben anzutreffen, die gegen den Hauptkamm der Alpen flogen; während sie die Thäler der Lombardei bekanntlich schon Anfang September verlassen, dagegen auffallend genug, aus den Schweizer Schluchten erst in der Mitte des Herbstmonats davon eilten. Es scheint dieß ein neuer Beweis zu seyn, daß diese Vögel nicht über das Meer ziehen, sondern wie die Fledermäuse den Winter erstarrt zubringen.

Im J. 1827 wurden die durch Napoleon begonnenen Bauten des neuen Hospiz von der Regierung des Standes Wallis dem St. Bernhardkloster überlassen, das hier auch zwei seiner Geistlichen unterhält, während sonst Kanonikus Daleve mit einem Genossen in der Stockalperischen Behausung als Fremden- und Krankenpfleger lebte. Dieß endlich fertig gewordene Haus scheint ein wahrer, für die Ewigkeit gebauter Palast zu seyn. Es ist 14 Fenster oder 60 Metres lang, 20 Metres breit, drei Stockwerk hoch, mit Schiefer gedeckt, lichtgelb gefärbt und mit grünen Jalousien versehen; auch fehlen die treuen Bernhardinerhunde nicht. Der niemals zufrierende Krummbach verschafft ihm das nöthige Wasser, welches sich hierauf theilt und hier dem Tessin und dem adriatischen Meer, dort der Rhone und dem mittelländischen Meer entgegeneilt. In solcher Einöde, wo der Gletscher in kalter Majestät die Natur beherrscht, scheint das Gebäude die durch Schneestürme überraschten Reisenden gastlich zu sich einzuladen. Da ich eine Nacht darin verlebte, um auch bei diesen Religiosen nähere Kunde über die Simplonverhältnisse einzuziehen, so hatte ich Gelegenheit, die Verstandes- und Herzensbildung der würdigen Priester kennen zu lernen.

Was hier erst seit Kurzem zu Stande kam, sollte nach einer 1801 erlassenen Verfügung Bonaparte's bereits vor 34 Jahren vollendet seyn. Er wollte auf dem Simplon sowohl, als

*) Dieser sonst vor dem Hospiz befindliche See hieß der Hobschen-See, sein Torfgrund wird mundartlich Turbenboden genannt.

auf dem Mont-Cenis ein ähnliches Hospiz errichtet wissen, wie es bereits auf dem großen St. Bernhard bestand. Diese drei Häuser sollten unter einer und derselben Oberleitung stehen; dann von den italienischen Regierungen so reichlich ausgestattet werden, daß jedes einzelne 20,000 Franken Einkünfte erhielte. Aber es blieb, wenigstens in Bezug auf den Simplon, beim Befehl, die Ausführung fand man späterhin nicht mehr angemessen, weil das Geld für ganz andere Zwecke, als für arme Reisende verwendet wurde. Man verlangte 45 Priester für beide Hospize; der ganze schweizerische Ordensstand hatte damals aber nicht den vierten Theil dieser Anzahl, und seit der Revolution fand sich niemand, der in denselben eintreten wollte. Das Kollegium von Sion, wo die Novizen sonst ihre Studien machten, zeigte sich in vollkommener Zerrüttung. Hiezu kam noch, daß die damaligen Religiosen des St. Bernhard beinahe sämmtlich krank waren und eine Veränderung der Luft in der Ebene suchen mußten. Den Verfall ihrer Gesundheit schrieben sie weniger noch den physischen und moralischen Drangsalen zu, die sie seit drei Jahren zu erdulden hatten, als vielmehr der durch den Aufenthalt der französischen Truppen in dem Kloster verursachten Ansteckung, indem man dasselbe in einen Pferdestall umgeschaffen hatte.

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

(Fortsetzung.)

Die Hitze wurde, so wie wir uns Wallatschanagow näherten, so fürchterlich drückend, daß sie die Füße meiner Träger versengte und ihnen Hitzblattern auf Rücken und Schultern aufzog. Die armen Leute waren so ganz erschöpft, daß sie mich an dem eben genannten Ort im Stich ließen und ich geduldig warten mußte, bis ein anderer Dak von Arcot herbeigeschafft werden konnte. Dieser Aufenthalt war Ursache, daß ich die nächste Station erst um vier Uhr Nachmittags erreichte und ich zudem der Tageshitze ausgesetzt war. Ich würde den Reisenden rathen, um 5 Uhr Nachmittags von Madras aufzubrechen, um so Arcot am folgenden Morgen um 8 Uhr zu erreichen; es ist von 3 bis 6 Uhr Nachmittags heißer als von 8 bis 10 Vormittags. Die Tageshitze muß man während der heißen Monate in Indien zu vermindern suchen, denn schon mancher Reisende ist in seinem Palankin gestorben und andere haben sich langwierige Krankheiten zugezogen, weil sie diese Vorsicht außer Acht ließen.

Zu Arcot wurde ich von einem Kriegsmann gastfreundlich aufgenommen und mit einem warmen Bad bedient, das meinen steifen Gliedmaßen sehr wohl bekam. Das Bad ist unter einem heißen Klima, besonders nach einer Reise, eine große Wohlthat, denn es mildert jene fieberische Erschöpfung, die man während langer Tagmärsche in der Hitze empfindet. Mein wackrer Wirth ging mit mir um die Kantonirungen spazieren, um mich das genießen zu lassen, was er frische Luft nannte; aber ach, die Luft war schwül zum Ersticken und regungslos wie das todte Meer. Arcot hat mehrere große Gebäude, die jedoch ganz unbewohnt und schlecht eingerichtet sind. Die Eingebornen, welche ich sah, waren meist Soldaten und zur Nation gehörige Leute. Arcot ist der heißeste Ort, der mir in Indien vorgekommen ist.

Am 3ten Mai brach ich um Mitternacht auf und kam durch die Citadelle von Vellur, eines der stärksten Bergforts in Indien, von einem breiten Graben umgeben, der mit Alligatoren bevölkert ist. Gegen Morgen hatte sich die Atmosphäre um Vieles verbessert und der erfreuliche Anblick von frischem Grün und gutem Anbau, belebt von grasenden Heerden von Ziegen und Hornvieh, begann sich zu entfalten. Die fruchtbaren Thäler waren allenthalben von hohen, kahlen Bergen umgeben. Um 8 Uhr langte ich zu Pollicondah an, wo ich während der Hitze des Tages in einem Bungalow blieb. Hier traf ich einen Fähndrich, der mit seiner Frau nach Bangalore reiste. Ich hatte für einen Reisenden recht gutes Essen, das ein alter Sipay besorgte, der mit bei der Einnahme von Seringapatam gewesen war, und nun diesen Ruheplatz für Reisende zu besorgen hatte. Er war ein sehr höflicher Mann, der uns reichlich mit Lebensbedürfnissen aller Art versah.

Um 5 Uhr Nachmittags setzte ich meine Reise nach Lallpett fort, wo es schöne Obstgärten gibt; da ich jedoch erst Nachts um 11 Uhr ankam, so konnte ich von den Früchten nur kosten. Um 1 Uhr Früh, am 4ten Mai kam ich an den Fuß der Ghats. Die Nacht war herrlich, der Himmel mit Myriaden leuchtender Sterne besäet; der Mond war eben aufgegangen und beleuchtete mit seinem Silberlicht die majestätischen Gebirgsscenen, die sich ringsum aufthürmten.

Mondlicht ist immer angenehm, wer es aber in Indien nicht gesehen hat, kann sich keinen Begriff von dem Reiz machen, den es über die Landschaft verbreitet. Kahle, sandige Ebenen selbst scheinen sich unter seinem Zauberlicht zu beleben und die zerstreuten und ärmlichen Erdhütten der Eingebornen gewinnen ein verschönertes Aussehen.

Der Weg die Ghats hinan war furchtbar steil, und schlängelt sich, von Bäumen und Gebüsch dicht beschattet, im Zickzack fort. Ich schritt meinen Trägern voraus, theils um die Gegend zu genießen, theils um den armen Leuten die Last zu erleichtern. Zwei Kulies mit dem Gepäck gingen voran, von einem Sipahi mit gezogenem Säbel begleitet. Die Reservträger hatten brennende Fackeln in den Händen, von Stücken Holz gemacht, dem man die Rinde abgezogen hatte, und das von einem Baume kam, der unsrer Eiche gleicht. Von diesem Holz werden Pfähle gemacht und an den verschiedenen Dörfern durch das ganze Land aufgestellt. Wir stiegen in der angegebenen Ordnung ungefähr halbwegs empor, wo wir an einen Engpaß kamen, der durch Bäume und dichtes Gebüsch ein so dunkles und unheimliches Aussehen erhielt, daß selbst unsre Fackeln ihn nur noch düstrer machten. Plötzlich ließ sich ein Geräusch zwischen den Bäumen hören, zwei riesige ungeformte Gestalten brachen aus dem Dickicht hervor und stellten sich uns gerade in den Weg. Meine beiden Kulies und der Sipahi warfen unter dem Geschrei Bogg! Bogg! (Tiger, Tiger!) mein Gepäck weg, und flüchteten eilig in das dichteste Gebüsch. Ich selbst stand starr vor Schrecken, fühlte jedoch, daß Sicherheit nicht immer durch die Flucht zu erlangen sey und bei dieser Gelegenheit gerade am wenigsten; ich blieb also wie eingewurzelt stehen, bis die Träger mit ihren Fackeln herbeikamen, bei deren Licht wir zu unserer großen Beruhigung erkannten, daß die Ungeheuer, die uns so in Schrecken gesetzt, nichts als zwei wilde Büffel waren, die sich friedlich wieder entfernten. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 237.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 August 1836.

Fountains Abbey.

(Von C. v. H.)

Je länger ich in England reise, desto mehr überzeuge ich mich, daß die gothische Architektur eine malerischere Ruine bildet, als die römische. Tausende pilgern alljährlich nach Rom, um das Coliseum anzustaunen; wie wenige kommen aber nach England, um diese herrlichen gothischen Tempel zu bewundern, die im Leben schon so schön, im Verfalle erst ihren höchsten Reiz finden. Melrose, „das die Fee aus schlanken Zweigen zusammengetragen, und durch Uebergießen aus heiliger Quelle in Stein verwandelt;" Roslyn, dieser Schmuck des schottischen Landes; Holyrood Chapel, das sich so schutzbedürftig dem Schloß-Asyle des Unglücks, des Mordes, und der Verbannung in Edinburg anschmiegt; das erhabene Vale Crucis im schönsten Thale von Wales, die erstaunliche Netley Abtey bei Southampton, die Heinrich VIII zerstörte, die stolze Rievoulx-Priory und die in ihrer fast gänzlichen Auflösung noch so reizende Byland Abbey: alle diese glänzenden Schöpfungen und erhabenen Ueberbleibsel gothischer Bauart verschwinden gegen die Tinteen Abbey und gegen die alles Andere an Umfang, Pracht und Würde übertreffende Fountains Abbey. Tinteen Abbey ist die rührendste, Fountains Abbey die erhabenste Kirchenruine. Tinteen Abbey ist die Idylle, Fountains Abbey das Epos der christlichen Baukunst. Wir hatten uns in dem reichen Yorkshire niedergelassen, um von einer beschwerlichen Reise durch die Hochlande auszuruhen, und vor unserm Scheiden aus dem nun ganz durchwanderten Großbritannien seine schönste Grafschaft kennen zu lernen. Hier zeigt sich Englands ganzer Reichthum, und die ewig in Kohlendampf gehüllten Fabrikstädte Leeds und Sheffield, die üppigen grünen Fluren, die Kühe und Stiere, die langhaarigen Schafe und die schönsten englischen Pferde, die harmlos an der belebten Straße nach Futter ledig herumlaufen, die städteähnlichen freundlichen Dörfer, die wohlgekleideten Bewohner, Alles zeigte uns, daß wir wieder auf wahrem englischem Boden waren, und schob die trüben Bilder des unglücklichen Irlands und des armen Hochlandes in den Hintergrund. Eine Kuppel kühner Renner zog an uns vorüber nach jenem York, einst die Hauptstadt der Römer, dem Geburtsorte des großen Konstantins, vor Kurzem noch die zweite Stadt des Reichs, und jetzt erst unter dem Qualm und Dampf der Manchester und Birminghamer Maschinenlenker erlegen. Sein Dom ragt aber noch weit über das Land hinaus und blickt bangend nach den schönen Ueberbleibseln seiner gothischen Vorfahren, die nirgends herrlicher zu finden, als gerade in der Nähe dieses noch aufrecht stehenden herrlichsten Münsters. Und wie nahe stund er auch schon dem Verderben durch die Flamme. Ich sprach vor einiger Zeit den Mann, der die schönste Kirche der Christenheit angezündet. Neben ihm in New-Bedlam wohnt der Mörder König Georgs. Was bewegt die Engländer, solche Verbrecher als Narren zu behandeln? Sie hängen einen armen Teufel, den die Noth treibt eine Banknote zu stehlen oder zu machen; wer aber ihre Kirche abbrennt und ihre Könige mordet, kommt ins Narrenhaus. Ich fand keinen verrückt. Sie haben das beste Leben und im Gegentheil ganz besondere Vergünstigungen. Der Brandstifter in York hat 52 Pfd. Kirchengeräthe gestohlen, also kann man seine Handlung keinem religiösen Fanatismus beimessen, obschon er Dissenter war. Er hat aber einen Schaden von 81,000 Pfd. St. verursacht. Wo aber fände sich das Land oder die Stadt, die für die Herstellung einer zerstörten Kirche solche Summen aufzubringen vermöchte. Ich glaubte die halbe Kirche noch in Trümmern zu finden, und hatte Mühe eine Spur des Brandes ausfindig zu machen. Einundfünfzigtausend Pfd. St. waren sogleich durch Subscription zusammengebracht worden, den Rest zahlte die Kirche selbst. Die Hälfte der Kirche mit Dach, Säulen, Bögen, dem herrlichen Schreinwerk und der berühmten Riesenorgel waren eine Beute der Flamme geworden, und heute, nach sieben Jahren, ist es nicht möglich, eine solche Zerstörung zu glauben, da Alles ganz im Geist des Alterthums, mit derselben Pracht wie ursprünglich hergestellt wurde, und überdieß das Schnitzwerk und die Orgel vielleicht noch besser ausgearbeitet wurden als sie früher waren. Das größte Fenster der Welt hatte mit seinen gemalten Scheiben sehr wenig gelitten, und war wirklich wunderähnlich erhalten worden, da der Brand rings umher sogar die Mauern zerstört hatte. Dagegen haben die Seitenfenster sehr

verloren und ich überzeugte mich, daß die gemalten Fenster im New-College in Oxford die so berühmten Yorker weit übertreffen, wie sie denn auch wohl die schönsten sind, die existiren. Uebrigens hat das Yorkermünster unbestritten die meisten Glasmalereien. Als man nach dem Brande den Schutt in der unter dem Dome stehenden älteren Kirche wegräumen wollte, fand man eine dritte noch ältere Kirche mit ganz eigens gebauten Pfeilern, die man förmlich ausgraben mußte, und um welche sich unverkennbar römische Mauern zogen. Ich wohnte einem Gottesdienste bei. Der Ton der Orgel hallt majestätisch in diesen großen Räumen, und die Recitativform des Gesanges, so wie die Kleidung der Geistlichen und Chorknaben nähert sich hier mehr dem katholischen Ritus. Die Mischung von schönen Bässen mit Sopran-Stimmen habe ich nur in der sixtinischen Kapelle von solch akustischen Wirkungen unterstützt gefunden. Während jedoch die Engländer die einzige Nation sind, die Kirchen baut und Kirchen erhält, so pflegen sie daneben auch mit geschmackvoller Achtung die Reste ihrer Gotteshäuser und schützen sie vor gänzlichem Verderben. Ihre schönen Ruinen sind so rein und schön gehalten, wie wirkliche Tempel. Fast ohne daß es zu bemerken, sind sie eingeschlossen, verwahrt und bewacht. Was hätte man aber aus unsern schönen Klosterruinen in Deutschland machen können, wenn die blinde Wuth des dreißigjährigen Krieges nicht so viel zerstört, oder wenn die noch blindere Säkularisirungs-Manier nicht auf die unverantwortlichste Weise die schönsten Fragmente der Baukunst zertrümmert hätte, um Steine zu verkaufen! Wer jedoch sehen will, was Verstand und Geschmack aus Ruinen machen kann, der gehe nach Studleypark bei Ripon, wo die vom ganzen Land verehrte ehrwürdige Miß Lawrence einen der schönsten Landsitze Englands bewohnt. Mitten in ihrem Parke, wo Kunst und Natur sich die Hand bieten, umgeben von uralten amerikanischen Bäumen und Lorbeerhügeln, erhebt sich in einem lieblichen grünen Thale die schönste Ruine der Christenheit, die Fountains Abbey, in einer Ausdehnung und Großartigkeit, wie kein anderes Land Aehnliches aufzuweisen hat. Fromme Mönche, welche das üppige Leben in York nicht mehr dulden wollten, waren ausgezogen, um sich in tiefer Wildniß eine ruhige Stätte zu suchen. Noch zeigt man die sieben Bäume, unter denen sie eine Hütte gebaut, und einen Winter verlebt, bis ihr Vorrath erschöpft und sie nur noch zwei Laibe Brod besaßen. Und ein Fremder bat sie um Unterkunft, und sie theilten ihr letztes Brod mit ihm. Dieß war aber ihr Glück und der Fremde erbaute ihnen das Kloster, dessen herrliche Ruinen noch jetzt der Stolz des Parks und eine Hauptzierde Englands sind. Wie rührend werden solche Ruinen durch die Legende, und wo finden in unserer zerstörten Zeit Menschen ein Asyl, die sich dem leeren Treiben der Welt entziehen wollen. Liegt aber in dieser sinnreichen Benützung der Ruine nicht eine Aufforderung an unsere Großen, das noch Vorhandene zu erhalten, um den Tod mit dem Leben zu verflechten? Und welche schönere Zierde kann es für große Gartenanlagen geben, als die rührendste Vergangenheit mit der reizenden Gegenwart zu vermählen?

Die neuere Literatur der Juden.

(Fortsetzung.)

Die jüdische nachbiblische Literatur zerfällt in zwei große Abtheilungen, in die nationale und antinationale. Während noch in Palästina die Synagogalhäupter, die Soferim herrschten, setzte sich ihr die ägyptisch-jüdische Literatur gegenüber, die kein nationales Kunstwerk hervorbrachte, obwohl die jüdische Nation in Aegypten ungemein reich und angesehen war; es erzeugte sich vielmehr durch den Zusammenstoß des westlichen Griechenthums und des Orientalismus eine wunderliche Mischphilosophie, theils ernst, theils frivol, aber immer unnational. In der spätern römischen Zeit entstand ein noch entarteteres Geschlecht von Belletristen, die mit heidnischen Formen der Poesie auch heidnische Sitte sich aneigneten. Jene Zeit bietet gar manche Vergleichungspunkte mit der unsern: in beiden sehen wir einen Geist der Zerstörung, der jede energische Individualität, der Einzelnen wie der Nationen, langsam aufzulösen droht. Ob unsere Zeit einer geistigen Vernichtung entgegengeht, wie die römische, ist freilich die Frage. Interessant bleibt indeß immer der Widerstand, den die zähe jüdische Nationalität diesem auflösenden Prinzip entgegensetzte. Freilich ging in dem Widerstand gegen alle Einflüsse, die seine Selbstständigkeit aufzulösen und zu amalgamiren schienen, auf eine Zeit lang alle Kunst unter, die ganze Literatur erhielt etwas Störriges, Schroffes — namentlich in der Kabbala, und nur später erst, als die Nationalität gerettet war, lebte eine freiere Ansicht wieder auf.

Ein Anfang von Kunst zeigt sich erst wieder in der Gaonenzeit, wo Sittensprüche und Sagenerzählungen, zwar noch ohne strengere Form, doch schon als selbstständige Erzeugnisse hervortraten. Ein höheres Streben erscheint jedoch erst in Italien und Spanien. Im letztern trat die jüdische Poesie und Literatur mit der arabischen in Wettstreit, in Italien zeigte sich der schroffe Gegensatz vom Judenthum und Christenthum; darum ist es nicht zu verwundern, wenn in Italien die liturgische Poesie in voller Blüthe stand, in Spanien dagegen aus dem universellern Standpunkt der Literatur sich eine Reaktion gegen den starren Geist des Talmud erhob, und Musa Maimuni, gewöhnlich Maimonides genannt, eine philosophische Deutung der Ueberlieferung geltend machte, und der streng an den Buchstaben haltenden Exegese gegenübertrat. Wie gewöhnlich erzeugte auch hier der Kampf zweier Parteien eine dritte, die sich in die Ruhe einer phantastischen Kontemplation zurückzog, und die Kabbala jenen jüdischen Gnosticismus anbaute, der im Morgenlande entsprossen, zuerst in Italien, Frankreich und Deutschland sich ausbreitete, wo die feindlichere Stellung zum Volke seine Ausbreitung begünstigte, doch aber auch durch die eben genannten Umstände begünstigt in Spanien Wurzel faßte.

Mit dem Ende des 13ten Jahrhunderts ist es mit aller nationalen Poesie und Literatur der Juden im westlichen Europa zu Ende. Der Ausgang des 13ten, das 14te und 15te Jahrhundert sehen die meisten Judenverfolgungen, und namentlich am Ende dieser Periode wurden sie aus der pyrenäischen Halbinsel verjagt, ihre ganze Literatur kommt im westlichen Europa

zum Stillstande, und die Folgen der Zerstreuung des Volkes treten schärfer hervor als je: Religionsgenossen aus den verschiedensten Ländern treffen zusammen, namentlich in Holland und dem slavischen Osten, aber ungeachtet des allen Zerstörungsversuchen trotzenden Einheitsverbands der Idee sind sie dennoch in Gesittung, Wissenschaft und Kunst einander entfremdet. Manche wanderten voll Trauer über das Schicksal ihres Volkes nach Palästina, und nochmals blühten dort einige Herbstrosen jüdischer Literatur auf, wie sie auch in Aegypten, der Berberei und namentlich im osmanischen Reiche noch einige späte Blüthen trieb. In diesen verhältnißmäßig viel rohern Ländern mochte sich ihre Eigenthümlichkeit stärker erhalten und ausprägen, aber in Europa neigt sich's sichtlich zum Ende.

Hier bieten sich vier Mittelpunkte dar, die wir nach einander übersichtlich behandeln müssen: die Niederlande, Deutschland, Italien und die slavischen Länder.

Die älteste jüdische Poesie, die liturgische, die von dem Kollegium der großen Synagoge ausging, und die außergottesdienstliche, die in den palästinischen und ägyptischen Apokryphen vorliegt, war Reminiscenz und gleichsam das Echo der Bibel; von ihr oder diesen beiden Quellen gehen auf der einen Seite die paitanische *) Poesie aus, ganz das Echo des Talmud oder der Hagada; auf der andern Seite die außergottesdienstliche, die gleichfalls theils Musiv der Schrift und des Talmud ist, theils wieder zur Schrift, der ewigen Urquelle, zurückstrebt. Diese Poesie ist national und religiös, ja sie ist recht eigentlich nur national, in so fern sie religiös ist. Jede freiere Weltansicht, jede Vermengung mit klassischer Poesie mußte ihr tödtlich seyn. In Amsterdam sammelte sich die mit ihrem Volk aus der pyrenäischen Halbinsel verbannte jüdische Wissenschaft und Kunst; es wurde seit dem 17ten Jahrhundert durch die Freigebigkeit der jüdischen Reichen, durch seine Gelehrtenvereine, seine Bibliotheken und Druckereien der Pflanzgarten jüdischer Geistesbildung für den ganzen europäischen Norden, sogar für das mittägige Italien und die Levante. Von den fernsten Gegenden her kamen Juden, um in diesem Asyl der Freiheit und Bildung zu wohnen. Aber die meisten der hier wohnenden Gelehrten schrieben spanisch und portugiesisch, nachher lateinisch, und nur wenige zeichneten sich als hebräische Dichter aus, unter welchen am meisten David Franko (hebr. Chofschi Mindis) hervorragte. Baruch Spinoza's Pantheismus, keine ganz vereinzelte Erscheinung, hatte das Seinige zur Auflösung aller Nationalität und alles nationalen Glaubens beigetragen, und das Studium der Schrift und der Ueberlieferung war so in Vergessenheit gekommen, daß sich endlich im J. 1815 eine Gesellschaft zur Wiedererweckung des Schrift- und Mischnastudiums unter dem Namen Toelet bildete, die ihre Geisteserzeugnisse in den Jahren 1820 und 1825 in zwei Bänden herausgab. Indeß zeigt die ganze Art der Vereinigung, daß sie ein künstliches Gewächs ist, das nicht mehr aus dem Volke hervorgeht, sondern das man in das Volk hinein zu legen versucht, und was auch die Verdienste der einzelnen Mitarbeiter seyn mögen, so möchte wohl das Ganze den beabsichtigten Zweck meist verfehlen. (Schluß folgt.)

*) So genannt von den Pijutbim oder religiösen Festgedichten.

Neues Boot.

Eine neue Art Boot, das durch seine Schnelligkeit mit einem Dampfboote zu rivalisiren scheint, ward kürzlich in Marseille erbaut. Es wird jedoch nicht durch Dampf in Bewegung gesetzt, sondern durch ein mechanisches, im Innern angebrachtes Rad, das ein Mann, auf dieselbe Art wie die Schleifer, ohne Beschwerlichkeit und Anstrengung treibt. Dieses Boot soll zur Fahrt für diejenigen bestimmt seyn, welche eine Lustpartie um den Hafen, oder einen Ausflug aufs Meer machen wollen.

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

(Fortsetzung.)

Meine Aufmerksamkeit wurde durch ein streifendes Licht angezogen, das einem Meteor ähnlich, hie und da durch das Gebüsch durchblitzte. Dieß kam, wie ich erfuhr, von der Tappal (Post) her, die Berg auf Berg ab, bis zum Ort ihrer Bestimmung eine Art Wettrennen hält. Das streifende Licht gewährte auf dieser fünf Meilen langen Straße, in dieser Gebirgswildniß, einen seltsamen Anblick. Als wir den Gipfel erreichten, war der Himmel leider dicht mit Wolken bedeckt und jede Fernsicht vereitelt. Hier geht die nördliche Abtheilung von Arcot zu Ende.

Ich stieg jetzt in meinen Palankin und kam bald in das Land Mysore (Meisur). Um 10 Uhr Vormittags, am 5ten Mai, erreichte ich Baitmangalam, wo ich, in einem von einem Eingebornen besorgten Bungalow alle Bequemlichkeit fand.

Um 2 Uhr Nachmittags verließ ich Baitmangalam und kam durch Worcunderpatnam — ein furchtbarer Name, aber nichts weiter. Das Land ist hier sehr gebirgig; Zuckerhutähnliche Felsenmassen, mit Forts auf ihren Spitzen, thürmen sich bis zu ziemlicher Höhe empor. Die Stadt besteht aus Häusern von Erde und ist mit hohen Wällen, ebenfalls von Erde umgeben. In diesen dürftigen Hütten leben die Nachkommen einheimischer Fürsten und Radschahs — vielleicht in gerader Linie von gekrönten Häuptern abstammend — und treiben ihren unbedeutenden Handel; jede Erinnerung an frühere Größe scheint erloschen.

Am 7ten Mai Abends, als die Sonne untergegangen war, machten wir uns nach Nursapur auf den Weg. So viel ich im Mondlicht bemerken konnte, war der Anbau besser als ich ihn bisher gesehen. Reihen von Bäumen, deren Laub von den Eingebornen mit der Betelnuß gebaut wird, beschattete den Eingang von Colas, und eine ziemliche Anzahl von Meiereien lag in der Gegend umher zerstreut. Die Stadt hat eine abgeschlossene malerische Lage. Als ich durch Mysore kam, konnte ich mich nicht genug über den Naturzustand wundern, in welchem selbst junge Mädchen von 10 bis 12 Jahren am hellen Tage umhergingen.

Da mir daran lag, Bangalore bei Tageslicht zu erreichen, so hielt ich mich zu Nursapur nicht auf, und kam um 1 Uhr Mittags, am 6 Mai durch Uscottah. Ich reiste die ganze Nacht durch und war sehr erfreut, als ich am Morgen, mit Tagesanbruch, den Schall der Hörner von Bangalore hörte; der Morgen war schön, die Luft

kühl, und troz meiner Ermüdung fühlte ich mich doch ungewöhnlich munter. Die Scenerie war höchst lieblich, schöne Wiesen breiteten sich aus und näher am Fort lagen schöne Gärten — ein herrlicher Anblick nach einer ermüdenden Reise durch ein kahles, ausgedorrtes Land mit schmuzigen Dörfern. Ich begegnete mehreren europäischen Herren und Damen, zu Pferd und zu Fuß, die das Bett so früh verlassen hatten, um einen erquickenden Morgenspaziergang zu machen. Es war mir als sey ich durch einen Zauberschlag aus einer Wildniß in ein Feenland versezt worden.

Obrist M. sandte mir einen Sipahi entgegen, der mich in sein gastliches Haus führte. Die Stadt hat, von Ferne gesehen, nichts Imposantes; die Häuser sind groß, stehen aber zerstreut und unregelmäßig. Bei Obrist M. traf ich mehrere Offiziere, die mich rund um die Linien des Forts und nach einem Palast führten, der dem Tippu Sahib gehört hatte. Man zeigte mir auch den Kerker des Obristen Bowser, wo sich die Tretmühle befand, die er treiben mußte. Wenn Tippu den Damen seines Harems eine Unterhaltung machen wollte, so mußte der arme Obrist in sein Rad gehen und seine Uebungen vornehmen.

An dem einen Ende des Plazes, dem Palast gegenüber, steht das Gebäude, welches zum Staatsgefängniß für den gefangenen Radschah von Curg bestimmt war. Das Gebäude ist groß genug, um nicht nur ihn selbst, sondern auch sein aus 200 Menschen bestehendes Gefolg zu beherbergen; die Fenster sind mit eisernen Gittern versehen und das Haus ist mit einer hohen Mauer umgeben. Die Bäume rund herum sind niedergehauen. Dieses Gebäude wurde in der unglaublich kurzen Zeit von acht oder neun (?) Tagen aufgerichtet, aber, gleich den meisten, so plözlich beschlossenen Unternehmungen, nicht zu seiner ursprünglichen Bestimmung verwendet und der Ex-Radschah in das sichere Fort von Vellore gebracht.

Aus der umliegenden Gegend werden eine Menge Tigerfelle nach Bangalore gebracht, für die von der Regierung eine Belohnung bezahlt wird, um dieses Raubthier auszurotten. Nach einer tüchtigen Mahlzeit verließ ich Bangalore um 10 Uhr Nachts, und kam durch die Städte Madavéram, Nellamungalam, Chickenumawray, Davarahisuhally und frühstükte am Morgen des 6ten Mai's zu Tumcur. Das Land war kahl und sandig; ich sah kein menschliches Wesen, keine Felder, keine Heerden in dieser traurigen Wüste. Ein verfallener Bungalow nahm mich auf, dessen verfallenes Dach und wie ein Sieb durchlöcherten Wände schlechten Schuz gegen Wind und Wetter verliehen.

Um 3 Uhr Nachmittags brach ich nach Biddery auf, wo ich einen prächtig ausgeschmükten und verzierten Wagen sah, von dem man zu verstehen gab, daß es die Staatsequipage des Teufels sey, dessen Gunst die armen getäuschten Eingebornen durch Opfer und Huldigungen zu gewinnen glauben. Die Leute waren hier sehr gastfreundlich und versorgten mich mit Milch, Eiern u. s. w. Nach Sonnenuntergang verließ ich Biddery mit zwanzig Trägern, welche brennende Fakeln trugen. Unterwegs erfuhr ich, daß vor Kurzem erst ein Eingeborner die Beute eines Raubthiers geworden sey, eine Nachricht, die mir eben nicht sehr zum Troste gereichte. Als wir den Dschungeln nahe kamen, war es bereits sehr finster und mein Sipahi rieth mir meine Pistolen bereit zu halten. Kaum hatten wir das Gebüsch betreten, als meine Träger auch schon das Geschrei Bogg! Bogg! erhoben, daß es weit im Walde wiederhallte. Obschon der Pfad sehr schmal und zu beiden Seiten mit dichtem Unterholz und langem Gras besezt war, in dem sich ein Tiger recht gut hätte verbergen können, so kamen wir doch unbelästigt durch. Man muß sich wundern, mit welcher Gleichgültigkeit sich die Eingebornen der offenbarsten Gefahr aussezen, denn obschon Postknechte und Palankinträger nicht selten von Tigern zerrissen werden, so betraten sie doch ohne Bedenken den blutgetränkten Pfad, denn in einem Lande des Fatalismus, der Zauberei und der Talismane kennt man die Furcht vor dem Tode kaum.

Während der Nacht kam ich durch eine elende Stadt, Namens Sirah, wo sich eine alte verfallene Moschee befindet, und am 7ten Mai langte ich mit Tagesanbruch zu Tonculhully an. Hier fand ich keinen Dak, oder regelmäßiges Relais von Trägern, und war daher genöthigt, gewöhnliche Kulies zu miethen, die den Palankin mit Kreuzstangen tragen, von denen zwei vor und zwei hinten quer über unterhalb des Palankins angebracht werden. Der Reisende muß Sorge tragen, daß diese Stangen nicht zu weit gegen das äußerste Ende der Handheben des Palankins befestigt werden, weil man sonst Gefahr läuft diese abzubrechen. Die Kulies sind sehr eingenommen für diese Art des Tragens, weil dadurch die Hebelkraft vermehrt und ihnen die Bürde erleichtert wird. Vier tragen vorn, und vier hinten, immer zwei zu jeder Seite, und da sie im Palankintragen — was sehr schwierig ist — nicht erfahren sind, so legen sie nur etwa zwei (englische) Meilen in der Stunde zurük. Oft wäre ich gern ausgestiegen und zu Fuß gegangen, wovon mich doch die brennende Hize abhielt. Zuweilen miethete ich mir die Tattus, oder Pferde der Potails, oder Dorfrichter, um mich von der ermüdenden eingesperrten Lage in dem Palankin etwas zu erholen.

Bei der Schwierigkeit in entfernteren Theilen des Landes regelmäßige Träger zu erhalten, muß man sich wundern, daß die Regierung noch nicht auf den Gedanken gekommen ist, auf der Straße nach den Hauptstädten, in gewissen Stationen von einander entfernt, Träger aufzustellen, was ihr nicht hoch zu stehen kommen würde, wenn sie diesen Leuten Ländereien für ihren Unterhalt anwiese und ihnen einen kleinen Gehalt aussezte. Die Einnahme des Stationsgeldes von den Reisenden würde die Regierung ohne Zweifel für ihre Auslagen hinlänglich deken. Mit den erwähnten Kulies kam ich den ganzen Tag nicht weiter als 24 Meilen — zwei Meilen in der Stunde — bald etwas weniger, bald etwas mehr.

(Fortsezung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Hr. Audubon, Verfasser des bekannten Werkes über die amerikanischen Vögel, verließ London und begibt sich, in Begleitung einer seiner Söhne, nach New-York, in der Absicht in den südlichen Staaten der Union einige Muster-Exemplare von Vögeln zur Ergänzung des vierten und lezten Bandes seines kostbaren Werkes zu suchen. Hr. Audubon nimmt eine große Anzahl Lerchen, Rothkehlchen und andere englische, in Amerika nicht einheimische Vögel mit, die er bei seiner Ankunft fliegen lassen will.

In Smyth's Reise von Lima nach Para findet sich folgende Notiz über die Boa constrictor: „In mehreren Häusern von Para in Brasilien finden die Bewohner ein Vergnügen daran, diese ungeheuren Reptilien aufzuziehen, und Hr. Smith, Konsul der Vereinigten Staaten, besizt deren mehrere, die man zur Ausrottung der Ratten im Hause hält. Diese Thiere sind manchmal 15 — 18 Fuß lang, und sollen nie Jemand Schaden zufügen; ihre Farben sind jedesmal nach dem Häuten glänzender.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 238.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 August 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 5.

Der Triumphbogen de l'Etoile.

Ein polnischer General erzählte mir eines Tages die einfache Art, in welcher sein Vaterland das Andenken an große Schlachten und Siege verherrlicht. Das Volk bildet durch gemeinsame Arbeit die erste Grundlage einer Erhöhung, die alljährlich am Jahrestag der Begebenheit durch neue Arbeit vermehrt wird, und nach und nach zum Hügel, zum Berg anwächst, je nach der mehr oder minder großen Wichtigkeit der Veranlassung. Zwischen diesen Denkmälern, die in ihrer natürlichen Einfalt etwas Großes bergen, und dem neuesten Kriegsmonument Frankreichs, welch ein Unterschied!

Auch die Römer, bei denen wir zuerst die Triumphbögen entstehen sehen, waren anfänglich weit entfernt von der Pracht, die sie später in denselben entfalteten. Man errichtete solche Bögen zur Verherrlichung der Feldherrn, welchen die Ehre eines Triumphzuges von dem Senate zuerkannt wurde. Sie waren von Holz und trugen die den Feinden entrissenen Waffen als Trophäen und die Bildsäule des Triumphators. Symbolische Darstellungen der besiegten Städte und Nationen zierten die Bogenpfeiler und waren an der Wölbung aufgehängt; man ließ freie Räume für die Musik und für Männer, die man mit Trophäen belastete.

Als man später den Triumphbögen eine höhere Bedeutung geben, als man sie zu einem bleibenden Geschichtsbuche machen wollte, das der Nachwelt die Erzählung großer Heldenthaten überliefern sollte, ward das Holz durch Steine, durch Marmor, Bronze und die kostbarsten Stoffe verdrängt, die Baukunst und die Bildhauerei verschwendeten ihre reichsten Hülfsmittel, um sie würdig zu gestalten. Ihr ursprünglicher Charakter war ausschließlich kriegerisch; nachher machte sie die Hofschmeichelei zum einfachen Fußgestell der Kaiserbilder.

Der größte Triumphbogen des Alterthums, den wir kennen, ist der Constantin's zu Rom. Er hat 65 Fuß 10 Zoll Höhe, 76 Fuß Breite und 20 Fuß 5 Zoll Dicke. Nach ihm der größte ist jener von Septimus Severus, welcher 61 Fuß hoch, 71 Fuß breit und 21 Fuß 8 Zoll dick ist. Triumphbögen aus der Römerzeit hat man nicht bloß im römischen Reiche und in der Stadt Rom zu suchen. Auch im Auslande befinden sich deren, z. B. in Athen der Triumphbogen Adrians. Unter den Arbeiten der Römer zeichnet sich aus der Bogen von Orange im Departement Vaucluse, im südlichen Frankreich, vermuthlich zu Ehren von Marius errichtet. Es ist das schönste Denkmal des Alterthums, das Frankreich besitzt, und hat 70 Fuß Höhe, und 66 Fuß Länge.

Vor allen neueren Werken der Art hat die Porte Saint-Denis unstreitig den Vorrang. Dieses Monument, welches Ludwig XIV zur Verherrlichung seines Feldzuges in den Rheinlanden errichten ließ, sollte die Werke des Alterthums übertreffen. Es hat 72 Fuß 9 Zoll Höhe, und 73 Fuß 9 Zoll Breite, und ist das Vorzüglichste, was in jener großen Bauzeit aufgeführt worden ist. Was man am Meisten daran bewundert, ist die leichte, anmuthige Form bei einer so bedeutenden Masse, das Ebenmaß und der Geschmack in allen Theilen, ein Vorzug, der eben nicht alle Werke Ludwigs des Vierzehnten begleitet. Der Baumeister hieß Blondel.

Daneben ist die Porte Saint-Martin, unter dem nämlichen „großen König" erbaut, ein wahres Meisterstück von Pfuscherei, Masse und Gewicht. Sollte Ludwig XIV auf deren Plan unmittelbarer mitgewirkt haben? Man ist geneigt es zu glauben, wenn man die hyperbolischen Siegergestalten ansieht, die darauf abgebildet sind, und unter welchen Ludwig XIV als Herkules mit der Allongeperücke, wie billig, den Vordergrund ausfüllt. Dann aber hat er mindestens von seinem Geschmacke keine sehr glänzende Probe gegeben.

Außer diesen beiden stund noch ein Triumphbogen am Eingang der Vorstadt St. Antoine, der zu Ehren von Heinrich II errichtet, und unter Ludwig XIV durch den Baumeister der Porte Saint-Denis aufgefrischt worden war. Er hatte mehrere ausgezeichnete Bildhauerarbeiten von Paul Ponce. Als man vor einigen Jahren die Zugänge des Bastillenplatzes erweiterte, ward er weggeräumt.

Der Triumphbogen de l'étoile hat als ersten Stifter den Kaiser Napoleon. Er sollte zu Ehren der französischen Heere errichtet werden. So sagt es das Dekret vom 18ten Februar 1806.

Der Kaiser wollte, daß er in riesenmäßiger Größe prange, wie die Kriegsthaten, deren Andenken er verherrlichen sollte. Er ist 152 Fuß 3 Zoll hoch; 157 Fuß 11 Zoll breit, und 68 Fuß 4 Zoll dick. Der Hauptbogen hat 90 Fuß 6 Zoll Höhe, und 45 Fuß Breite. Die Nebenbogen, welche den Hauptbogen von den beiden Seiten von Norden und von Süden her durchschneiden, sind 57 Fuß hoch und 25 Fuß 11 Zoll breit.

Die Grundlage dieses Werkes reicht 25 Schuh 9 Zoll unter die Erde, ist 187 Schuh und 10 Zoll lang, und 83 Schuh 11 Zoll breit.

Der erste Stein, welcher am 15ten August 1806 gelegt wurde, trägt folgende Inschrift:

> L'an 1806, le quinzième d'août, jour de l'anniversaire de la naissance de sa majesté Napoléon-le-Grand, cette pierre est la première qui a été posée. Le ministre de l'intérieur, M. de Champagnet.

Die Summen, welche darauf verwendet wurden, sind:

Unter dem Kaiserthum	3,209,713 Pfd.	56 C.
Unter der Restauration	3,000,778 —	68 —
Unter Louis Philipp	3,449,623 —	38 —
Im Ganzen	9,651,115 —	62 —

Hier folgen nun die äußern Verzierungen. Sie werden Ihnen einen anschaulichen Begriff des Ganzen geben. Der Triumphbogen steht am Ende der langen Allee, welche von den Tuilerien her durch die elysäischen Felder führt, bis an die Barriere de Neuilly reicht, und von da weiter nach Neuilly zieht. Die Barriere selbst und das Octroi-Bureau sind neben dem Triumphbogen. Er steht so, daß die beiden Hauptseiten, die eine den Tuilerien, die andere der nach Neuilly ziehenden Straße zugewendet sind. Die Straße geht durch die Bogenöffnung. Von den Nebenseiten, gleichfalls mit Durchgangsöffnungen versehen, sieht die Eine nach dem Faubourg du Roule und der Landschaft von Clichy, die andere nach Passy und Chaillot. Damit nun die Beschreibung des Einzelnen verständlich sey, werden wir Osten nennen, was sich auf der ersten Façade rechts neben dem Thorweg befindet; Norden, was sich auf der zweiten Façade rechts von dem Thorweg befindet; somit Süden die erste Mauer links, und Westen die zweite Mauer links von dem Thorwege. Diese Vertheilung ist vielleicht nicht die richtigste; indessen ist sie angenommen und wir werden ihr folgen. Wir denken uns dabei, daß der Zuschauer den Tuilerien den Rücken wendet.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuere Literatur der Juden.

(Schluß.)

Noch schärfer ist dieß Mißlingen nationaljüdischer Bestrebungen in Deutschland ausgeprägt. Vor der Reformation trägt die jüdische Literatur den ihr durch die Verfolgung aufgedrückten Charakter düsterer Abgeschlossenheit. Allmählich aber, als die deutsche Schriftsprache sich, von Luther angefangen, mehr und mehr ausbildete, begann auch eine jüdisch-deutsche Volksliteratur, die freilich kein reines Deutsch, sondern jenes chaotische Gemengsel der jüdischen Umgangssprache redete, die aus hebräischen, maurischen, romanischen und nordeuropäischen Grundstoffen zu einem seltsamen Ganzen verschmolz. Sagen, Mährchen, Sprüche, Traumdeutereien, Klage- und Erbauungslieder waren der hauptsächlichste Inhalt dieser wunderlichen Literatur, und selbst die Schrift wurde in dieser Mischsprache kommentirt. So verächtlich vielleicht manche auf diese Literatur schauen, so spricht sich darin doch die Art und Weise, und der Grad der Theilnahme der deutschen Juden an der deutschen Gesammtliteratur aus, und der Hauptumstand bleibt immer, daß die Volksliteratur der deutschen Juden deutsch und nicht hebräisch ist. Im Gegensatz zu dieser Volksliteratur erscheint die spätere gelehrte hebräische Literatur durchaus nur als ein Kunstprodukt, und die besten jüdischen Dichter der deutschen Schule waren eingewanderte Polen.

Naftali Wessely war der Begründer der deutschen Schule im Rabbinismus erzogen, und ging eigensinnig ganz vom orthodoxen Judenthum aus, aber so einen gewaltigen Anlauf er auch nahm, die jüdische Poesie zu den Prophetenzeiten zurückzuführen, so ist doch sein Styl, seine Gedanken, seine Bilder, Alles mehr deutsch, oft trivial und keineswegs orientalisch. Er verband sich mit Moses Mendelssohn, der sich sein Leben lang bemühte, den Stein der Weisen, d. h. die rechte Mitte zwischen Freigeisterei und Fanatismus zu finden, und sie gaben vereint eine hebräische Zeitschrift, betitelt „der Sammler" (ha-measef) heraus, aber der Zweck dem Fanatismus auf der einen, und der Irreligiosität auf der andern Seite entgegenzuarbeiten ward nicht erreicht. Hören wir wie unser Verfasser sich darüber äußert: „Stimmen aus dem entferntesten Norden und Süden, Osten und Westen klangen in dem Sammler zusammen, und wie die Poesien überhaupt der klarste Spiegel des innersten Lebens sind, so reflektiren sie auch im Measef sammt und sonders die Katastrophe des altnationalen Rabbinismus und die errungene Uebermacht eines leeren, begrifflichen Nationalismus. Es war natürlich, daß die kühn und schroff ausgesprochenen Ansichten, die unbarmherzig geißelnden Kritiken, die lobpreisende Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen außerhalb der Synagoge und andere rücksichtslose Beweise des anstößigsten religiösen Indifferentismus und allumfassenden Weltbürgersinns Irrungen und Mißverständnisse erregen mußten, so daß die Sammler endlich die Feder niederlegten." Wenn wir hinzufügen, daß der Sammler in den Jahren 1784 bis 1790 erschien, so ist die Erklärung der obigen Stelle hinreichend gegeben, und daß eine Wiederaufnahme des Sammlers im Jahre 1809 keinen bessern Erfolg hatte, wird nicht mehr verwundern.

Hinsichtlich der beabsichtigten Einwirkung auf den sittlichen und religiösen Zustand der Masse des jüdischen Volks war der „Sammler" ein verfehltes Unternehmen, als wissenschaftliche Zeitschrift aber nahm er einen ehrenvollen Platz ein; in dieselben Kategorien fallen auch die neuern, namentlich im östlichen Deutschland erschienenen und erscheinenden Zeitschriften, sie sind nur als wissenschaftliche Bestrebungen zu betrachten, und das Volk nimmt so viel und so wenig Antheil daran, als anderswo auch. Das aber ist nicht zu längnen, daß die neue durch Wessely

gegründete Schule völlig entartete, indem sie wider den Plan ihres Stifters alle Volksthümlichkeit aufgab, und sich mit Verlust aller Originalität und Selbstständigkeit der abendländischen, namentlich der deutschen Poesie anschloß.

Nationaler als in Deutschland blieb die hebräische Literatur in Italien, wo eine Familie, die Luzzatto's sich in dreien ihrer Mitglieder auszeichnete: Mose Chajim, Efraimo und der noch lebende Samuel David Luzzatto. Der erste ist der ausgezeichnetste; mit den schönsten Anlagen und einem glühenden Herzen erfaßte ihn die Größe der alttestamentlichen Poesie und das Schicksal seines Volks. Der Strudel sabatäischer Mystik riß ihn in schwärmerische Tiefen hinab, und namentlich in seiner Erläuterung des Predigers legte er, einer übernatürlichen Gnadenleitung sich rühmend, seine Gnosis nieder, und verfaßte 150 den biblischen parallel und täuschend nachgebildete Psalmen. Durch seine häretische Gnosis, seine Psalter und seine Ehelosigkeit, denn er lebte in strenger Ascese, empörte er viele Rabbinen gegen sich, und ward in Venedig mit dem Anathem belegt, ging dann nach Amsterdam und wallfahrtete endlich nach Jerusalem, wo er bald nach seiner Ankunft im 30sten Jahre starb. Ein solcher Mensch konnte kaum anders enden, und hält man sein Leben und Thun mit denen des so ganz heterogenen Mendelssohn zusammen, so möchte man geradezu behaupten, daß eine Regeneration des Judenthums aus sich heraus so gut wie unmöglich geworden sey, und daß alle Versuche, eine Nationalliteratur fortzusetzen, auf die Mehrzahl des jüdischen Volkes nur einen sehr geringen Einfluß üben werden.

Ganz anders gestaltete sich die Sache in Polen, wo die Juden im Vergleich mit Deutschland sich einer größern Freiheit und höhern Wohlstandes erfreuten, wo die jüdische Nationalität weniger durch Einflüsse der Intelligenz bedroht war, und sich die Juden nirgends besser als in Polen, wo sie in einer Anzahl von mehr als zwei Millionen zusammen leben, als Nation fühlen konnten. Darum ist es sehr erklärlich, daß sich in Polen, wo durch den Kampf der daselbst angesiedelten Karaiten mit den rabbinischen Juden schon seit längerer Zeit viel geistige Regsamkeit in nationalem Sinne sich kund that, gegen den verflachenden Germanismus eine scharfe Reaktion äußerte: so verließ Salomo ben Joel (aus) Dubno, der gelehrte Kenner der Masora, Mendelssohn und Deutschland, weil er an dem deutschen Reformwesen Anstoß nahm, und ging in sein Vaterland zurück. Am meisten ragt unter den Schriftstellern der jüdisch-slavischen Schule Satanow *) hervor, ein ganz eigenthümlicher Mann, gründlich in der jüdischen Tradition bewandert und zugleich ein freisinniger Philosoph, ein scharfsinniger Physiker und ein begeisterter Dichter. Sein bestes Werk sind die Weisheitssprüche Asaphs, freie Nachbildungen der biblischen Gnomologie, die ein Jugendlehrbuch geworden sind; mehr philosophisch und weit minder national sind seine Asaph-Psalmen. Nicht minder volksthümlich als die Gnomen Satanow's sind die meisten Werke Salomo Juda Rapoports aus Lemberg, des scharfsinnigen Kenners der jüdischen Literärgeschichte, in dessen sämmtlichen Werken sich mit wehmüthigem Anklange das Bewußtseyn der unvergänglichen Nationalität hindurchzieht.

Wir wollen dem Verfasser der vorliegenden Schrift gerne zugeben, daß die Geschichte, das Gesetz, und die Sage des jüdischen Volks reiche Schatzkammern einer jüdischen Nationalpoesie seyn mögen, ob aber diese Schatzkammern auch wieder sich öffnen, ob der rechte Schatzgräber kommen werde, das ist bei dem übermächtigen Einflusse der abendländischen Nationen auf die verhältnißmäßig an Anzahl schwachen Israeliten kaum zu erwarten. Der Geist abendländischer und orientalischer Poesie aber werden sich nie recht mit einander vertragen, und eine muß das Uebergewicht über die andere erhalten.

*) Eigentlich Isaak ha-Levi aus Satanow.

Alterthümer in Morinien.

Der letzte Band der Denkwürdigkeiten der Alterthumsforscher in Morinien enthält eine Notiz des Herrn Louis de Givenchy, Sekretair der Akademie, über einige in Morinien vorgefundene attische, römische, und mittelalterliche Denkmäler, der wir Nachstehendes entheben.

Herr de Givenchy hat erkannt, daß das angebliche Monument von Tergues, unweit Marquise, das der Archäolog Henri als einen Malus oder Cromlech beschreibt, nichts als eine Anhäufung von Steinen oder Kalkfelsspitzen ist, von denen der Regen die Erde weggeschwemmt hat. Aecht sind dagegen die Dolmens (oder Gräber der alten Gallier) von Ecluse und Wedrol. Der erste befindet sich zwei Stunden von Arras und man nennt ihn im Lande die „Hexenküche." Er besteht aus sechs ungeheuren platten Steinen und diente als Opferaltar. Der obere Stein ruht nur sehr leicht auf dreien von den fünf aufrecht stehenden Steinen. Einige Alterthumsforscher sind der Meinung, daß dieser Umstand keineswegs zufällig sey, sondern daß dieser Stein vorsätzlich so gelegt worden, um in oscillirende Bewegung gesetzt werden zu können. Bekanntlich bedienten die Druiden sich wirklich biegsamer Steine und weissagten aus der stärkern oder schwächern Bewegung, in die ihre betrügerische Geschicklichkeit dieselben zu setzen wußte. Dieser Dolmen bietet eine Eigenheit, die man nicht an allen Denkmalen dieser Art bemerkt. Auf der Oberfläche des obenauf liegenden Steines sieht man nämlich einige leicht gezogene Linien, die mit ungefähr zwanzig schrägen Höhlungen in Verbindung stehen, die ungefähr jede so viel fassen können, als ein gewöhnlicher Becher enthält. Herr von Givenchy glaubt, daß diese Höhlungen auf irgend einen mysteriösen Ritus der Druiden Bezug gehabt haben, keineswegs aber bestimmt gewesen seyen, zur Aufnahme und zum Abfluß des Blutes der Opfer zu dienen.

Unweit Arras befindet sich ein Druidenkreis oder Cromlech, im Lande die „sieben Mützen" genannt, wegen der Anzahl der Steine, aus denen er besteht. Es sind nur noch sechs davon vorhanden. In der Mitte auf einem Rasenhügel lag, wie man sagt, ein sehr großer Stein, von der Gestalt eines umgekehrten Zuckerhuts. Wenn man sich, sagt Hr. v. Givenchy, an das erinnert, was Cäsar von der Geschwindigkeit erzählt, mit der die Gallier sich mittelst auf Anhöhen angezündeter Feuer Nachrichten ertheilten, so wird man zu glauben versucht, daß dieser Cromlech zu diesem Zweck gedient habe, und dann wird man sich auch den Namen erklären können, den er

noch im 16ten Jahrhundert führte, wo man ihn das Feuersignal nannte. Es waren dieß die Telegraphen jener Zeit.

Die beiden Peulvans oder aufrechtstehenden Steine unweit St. Eloi haben ebenfalls die Aufmerksamkeit des Hrn. v. Givenchy auf sich gezogen. Einer derselben steht senkrecht, der andere stark geneigt. Es ist so viel als gewiß, daß die Zeit zu der geneigten Stellung des letzten nichts beigetragen hat, und es läßt sich deßhalb auf eine besondere Absicht bei der Aufstellung derselben schließen. Sie befinden sich mitten auf einer Ebene, können also nicht zu Signalen gedient haben, sondern müssen zum Gedächtniß eines wichtigen Ereignisses errichtet worden seyn. Da nun die Alterthumsforscher über die Meinung einig sind, daß ein aufrechtstehender Peulvan einen Sieg, und ein geneigt stehender, eine Niederlage bedeute, so glaubt Hr. v. Givenchy, daß die Peulvans von St. Eloi an einen Sieg erinnern, der jedoch durch den Tod eines berühmten Anführers oder einer großen Anzahl der Streiter erkauft worden sey.

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

(Fortsetzung.)

Zu Hirier fand ich gute regelmäßige Träger, mit denen ich Tschittledrug am 8ten Mai um 1 Uhr Morgens erreichte. Dieses Fort steht auf einem Hügel und es ist so fest, daß es für uneinnehmbar gehalten wird. Ueberhaupt sind die meisten dieser Forts von den Engländern nur durch Belagerung oder Ueberfall genommen worden, da sie vom Feind stets gut besetzt und befestigt waren. Tschittledrug hat ungeheure Wälle und Mauern; die Besatzung bestand aber aus 660 Reitern unter dem Befehl eines Eingebornen. Die anstoßenden Hütten sind klein und ärmlich; in der Stadt befindet sich ein muhamedanischer und ein Gentu-Tempel. Ich trat in der Wohnung des Residenten, einem alten großen Gebäude, ab.

Vor Sonnenaufgang besah ich das Innere des Forts, eines der merkwürdigsten in Indien, und vormals Residenz eines Poligar-Häuptlings, der hier seinen Hof hielt, bis er von Hyder Ali im Jahr 1776 verrätherisch vertrieben wurde. Die vormalige Wichtigkeit dieses Platzes läßt sich noch aus den verfallenen Mauern des Palastes entnehmen; rund herum thürmen sich riesige Felsenmassen auf, die keinen andern Ausgang bieten, als die kleine Pforte, durch die man gekommen ist.

Vor acht oder zehn Jahren hatten zwei brittische Offiziere der Garnison einen der Felsen erstiegen, um die erquickende Kühle des Abends zu genießen. Während sie hier ihre Cigarren schmauchten, fiel zufällig ein brennender Stummel in die Höhle unter ihnen, eine furchtbare Explosion erfolgte und die beiden Offiziere nebst zwei Matrosen und einem Hund, die sich in ihrer Begleitung befanden, wurden in die Luft gesprengt. Die Stelle, wo dieser tragische Verfall sich ereignete, trägt noch alle Spuren der Verwüstung. Eine Menge Affen und einige andächtige Hindus sind jetzt die einzigen Bewohner des verödeten Forts, denn die eingebornen Truppen ziehen vor, in der Nachbarschaft zu kantoniren, da die Hitze im Fort wegen der von den Felsen zurückgeworfenen Sonnenstrahlen im Sommer unerträglich ist.

Von hier aus kam ich in das Fort Myacondal, ein stark bevölkerter und wegen seiner schönen Weiber und Kinder berühmter Ort. Von Myacondal kam ich durch Davengra nach Harryhur, ein großes volkreiches Dorf und eine Militairstation, wo ich bei Obrist C... die herzlichste Aufnahme, aber keine Träger bereit fand, weil der Obrist nicht benachrichtigt worden war.

Am 9ten Mai mußte ich mich lange mit dem Vorsteher des Dorfs herumzanken, ehe ich Träger bekam, denn da ihnen der Potail fast alles abnimmt, was sie sich verdienen, so haben sie natürlich keine große Lust einen Palankin zu begleiten. Meine Pistolen mußten hier abermals Mittel schaffen und so konnte ich endlich nach 8½ Uhr Vormittags aufbrechen.

In geringer Entfernung von diesem Orte fließt der Tungabudra, der Mysore von dem südlichen Mahrattenlande, und die Präsidentschaft von Madras von der von Bombay scheidet. Den Fluß fand ich aus Mangel an Regen sehr seicht; eine Menge von Weibern war an seinem Ufer, theils mit Waschen, theils mit Wasserholen beschäftigt, während im Flusse selbst mehrere Gruppen von Badenden saßen. Die Weiber tragen das Wasser in großen Schalen sehr graziös auf den Köpfen; ihr ganzes Aeußeres, so wie ihr Anzug, erinnert an die Schilderungen des alten Testaments.

Bis nach Ranni Bednur, wo ich um 2 Uhr Nachmittags ankam, begegnete mir nichts Bemerkenswerthes; es ist dieß eine große Stadt mit Häusern von Erde, und berühmt wegen ihrer Seiden und Baumwollenmanufakturen. Fast in jedem Haus waren die Bewohner an ihren roh gearbeiteten Webestühlen beschäftigt. Da die Träger, von einem Sipahi begleitet, bereit waren, so verließ ich Bednur um 3 Uhr Nachmittags. Während der Nacht kam ich über den Fluß Wurdah, der fast ganz ausgetrocknet war, und am 10ten Mai um 6 Uhr Abends nach Savanur. Diese Stadt ist außerordentlich schmutzig und fast ganz verfallen, hat aber einen mit Früchten gut versehenen Bazar. Nach zwei Stunden verdrießlichen Wartens kamen endlich die Träger und erlösten mich aus diesem unangenehmen Aufenthalt. Dießmal hatte ich das Glück recht gute Leute zu bekommen, die mich rasch nach Ingly, einem Dorf, trugen, wo ich, wie sie sagten, ein frisches Relais finden würde. Leider war dieses aber nicht der Fall, und als ich gegen Mittag ankam, fand ich keinen einzigen Träger. Ich bivouaquirte mit mehreren eingebornen Kaufleuten, die sammt ihren Waaren zu Pferde reisten, unter einem großen Baum und schickte von da aus nach dem Potail, den ich durch mein gewöhnliches Auskunftsmittel endlich so weit brachte, daß mein Palankin nach Hobly transportirt wurde, während ich auf einer für eine Rupie gemietheten Klepper ihn begleitete.

Um 2 Uhr Nachmittags brach ich von Ingly auf und noch vor Sonnenuntergang wurden wir von einem furchtbaren Gewitter überfallen, das uns in so dichte Finsterniß hüllte, daß wir uns ganz verirrten; da jedoch der Fluß sehr seicht war, so gingen meine Träger stromaufwärts, wo sie, wie sie ganz richtig schlossen, doch endlich in ein Dorf kommen würden. Wir erreichten auch bald ein solches und nun ging ich sogleich in den Tappal, um meine Kleider zu trocknen. Hier erfuhr ich erst, wo wir uns befanden und zog Erkundigung über den Weg nach Hobly ein, wo wir erst um Mitternacht anlangten.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 239.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 August 1836.

Das schottische Hochland.

(Von E. v. H.)

Das Hochland wird so oft mit andern Gebirgsländern verglichen, und wie mir scheint, ganz mit Unrecht. Sein Reiz besteht gerade darin, daß es nicht seines Gleichen hat. Vor Allem fehlt ihm der Gletscher, diese Zierde der Alpenformation, und dann haben seine Gebirge, namentlich auf der Ostküste und in der Mitte, nicht die kühnen scharfen Konturen, welche Berglandschaften so malerisch machen. Hiedurch werden die Linien oft matt und schwankend, und man sollte glauben, daß die Bilder dadurch weich und kraftlos erscheinen müssen. Dieß ist jedoch nicht der Fall, und ich habe in keinem Gebirgslande solche wilde grausenerregende Bergschluchten und solche rauhe Landschaften gefunden, als in dem Hochlande. Und wo fände der Genremaler reichere Stoffe, als an diesen prächtigen Seen, dem Loch-Katarina, wo das Fräulein vom See, und dem Loch-Lachy, wo Waverley spielt, oder in den Schluchten des mit Schnee bedeckten Ben Nevis, oder auf den Morehills, oder an den prächtigen Katarakten von Foyers, oder in den wilden Berg- und Wasserstürzen von Sutherland, oder in den wundervollen Orkney- und Shetlandsinseln, oder endlich auf den Hebriden, diesen Zaubereilanden Skye, Mull, und endlich in dem wundererfüllten Staffa, der reichsten und schwersten Aufgabe, die ein Maler lösen sollte und die noch keiner befriedigend gelöst hat. In diesem Lande ist Berg an Berg gereiht, und vergebens forscht das Auge nach einer Ebene. Mühsam haben schmale Seen sich zwischen die dichten Berge gezwängt, und mühsam hat Menschenfleiß und englisches Gold diese Seen durch den einzigen Thalgrund, der durch die Hochlande läuft, mittelst eines Kanales in Verbindung gesetzt, und so das atlantische Meer mit der deutschen See verbunden. Immer wilder und unzugänglicher werden die Hochlande, je weiter man nach Norden eindringt, und hier mündet sich dieses feste Bollwerk Englands in das Meer und taucht in den Shetlands und dem fernen ewig kochenden Island wieder auf, um sich ganz im Nordpole zu verlieren. Das Klima ist sehr rauh, veränderlich, beinahe immer stürmisch und regnerisch. Man steht durch Kälte und Nässe bei einer Reise durch die Hochlande viel aus, und muß ganz besonders dazu vorgesehen seyn, da die gewöhnlichen Transportmittel ganz aufhören, und man meistens zu schlechten Karren oder zum Fußgehen reducirt ist. Mit dem englischen Comfort hat es plötzlich ein Ende, und es bildet einen bösen Kontrast, wenn man aus dem herrlichen Glasgow, welches übrigens das Schicksal der ganzen Westküste theilt, und von dem es sprüchwörtlich geworden, daß es dort immer regnet, und nur zur Abwechslung schneit, über die reizenden Seen kommt und nun sich in die westlichen und nördlichen Roßshire und Sutherland begibt, wie man plötzlich auf das dürftigste, unreinlichste, entbehrendste Leben stößt. Die englische Regierung hat schon seit dem vorigen Jahrhundert Alles gethan, um die wilden Highlander etwas zu humanisiren, und die wirksamsten Mittel, die Entfremdung der Nationaltracht und der eigenen Gesetze, haben bereits ziemlich Früchte getragen. Allein im Grunde ist das Hochlandvolk noch wild und ungezähmt, wie früher, wie es denn auch England seine besten Soldaten liefert. Der Grund des Hochlandes ist durchgehends und oft bis auf die höchsten Berge herauf Moor und Torfgrund, und viele Hütten sind ganz von diesem Material gebaut, die meisten aber damit bedeckt, so daß sie wirklich den irischen Wohnungen an Elend und Entbehrungen ziemlich gleich stehen. Die schöne Nationaltracht haben die Schotten schon nach den großen Revolten im vorigen Jahrhundert ablegen müssen, und nur das Plaid, dieser malerisch drappirte Tartan-Shawl, ist durchgehends geblieben. Es ist ein großes Stück Tuch, Tartan genannt, das man en Bandouillere und als Mantel tragen kann und dessen sich der Schäfer wie der Edelmann bedient. Nur die Kinder und die Soldaten haben das herrliche Nationalkostüm erhalten. Man kann nichts Niedlicheres sehen, als die hübschen Knaben mit ihren durch Gewohnheit der Entblößung erstarkten herrlichen nackten Beinchen, kurzen Schürzchen, Gürtel, enge Jacke, eine Art polnischer Mütze und zuweilen Zischmanartige Stiefelettchen, meistens aber barfuß. Die Farben der Trachten sind immer noch nach den uralten Clanschaften beibehalten, und man kennt die M'Donnalds, Argyle und die vielen andern berühmten Stämme von Weitem an den Plaids, die gleich den Dosen und andern Zeichen stets

die Clanfarben trager. Der Zwiespalt, in dem die wilden Clans ewig unter sich gelebt, und den die schottischen Könige stets zu nähren suchten, hat sich bis auf diese Tage fortgeerbt, obgleich längst Alles unter einer Herrschaft sich befindet. Die gälische Sprache ist ein Haupthinderniß der Assimilirung mit dem Niederlande, und die rauhen Scandinavier und Picten, die selbst der Römer nie zu bezwingen vermochte, stehen noch jetzt dem weichern Sachsennakat schroff entgegen. Man begreift die so lange bewahrte Unabhängigkeit dieses Landes, wenn man mühsam durch diese schmalen Pfade zieht, welche sich an höher und höher aufsteigenden Bergmassen fortwinden, auf deren Felsenriffen die so selten bezwongenen Schlösser der schottischen Clans auf das wilde Land herabhängen. Auch war das Erste, was nach der Vereinigung geschah, daß Militärstraßen gezogen wurden, und schon Cromwell suchte durch Forts den rebellischen Geist der kriegerischen Einwohner im Zaum zu halten. Allein bessere Früchte als militärische Gewalt hat offenbar die freiere Verbindung, die erwachten Handelsinteressen und die wenn gleich noch sehr geringe Industrie getragen, und namentlich hat die erstaunliche Dampfschifffahrt an den Küsten, auf den Inseln und auf dem kaledonischen Kanal durchs ganze Land sehr viel zur Civilisirung beigetragen. Wie der Reisende aber diese Bahnen verläßt, so erregt er schon das Befremden, er stößt auf die Scheu, welche das Ungewöhnte dem rohen Menschen einzuflößen pflegt, allein er findet gute und gastfreundschaftliche, wenn gleich im Naturstande lebende Menschen, mit denen es schlechterdings nicht möglich ist, sich verständlich zu machen, weßhalb auch die Engländer selbst nicht gerne ins Innere des Landes dringen. Von Inverneß, der Hauptstadt der Hochlande, ging früher nur Ein Weg nach Edinburg längs der Ostküste über Aberdeen, welches freilich ein bedeutender Umweg ist. Nun ist ein herrlicher Weg durch das Grampiangebirge gebaut worden, und die königliche Mail fährt seit einigen Monaten durch die Pässe von Dalwinnhie und die furchtbare und berühmte Schlucht von Killiecrankie, in deren tiefen Abgründen die Katarakten zweier Ströme brausen, und in deren Präzipissen der brave Dundee in grausiger Schlacht das Leben und König Jakob die Krone verlor, und über das reizende Dunkild hinaus in die Ebene von Perth, die schöne Bertha, welche die Römer einst mit der siebenhügligen theuren Roma verglichen, und wo das Auge unaufgehalten nach Birnamshill und Macbethcastle schweifen kann. Inverneß schwingt sich bereits zum Range der bedeutendern Seestädte. Seine Lage ist äußerst romantisch. Auf dem Hügel, der sich gerade über der Stadt erhebt, ist genau an der Stelle, wo Macbeths Schloß stund, eine sehr schöne Townhall ganz im Style der damaligen Schlösser gebaut und eben vollendet worden. Man zeigte uns die Stelle, wo der unglückliche Duncan erschlagen worden und seinen nicht fernen Begräbnißplatz. Die außerordentlichste Antiquität des Hochlands sind aber die sogenannten verglasten Schlösser (vitrified forts), und dieß um so mehr, als in ganz Europa nichts Aehnliches gefunden wurde. Erst im vorigen Jahrhunderte hat man die Entdeckung gemacht, daß mehrere rohe Befestigungen und Verschanzungen auf den Spitzen von Hügeln und Bergen stark verglast oder im Feuer gehärtet waren. Alle Bergspitzen, auf denen diese Forts angebracht sind, sind steil zulaufend und beherrschen Fernsichten. Sie befinden sich gewöhnlich auf einzeln stehenden konischen Bergspitzen und gleich Ringen laufen unter ihnen in gemessenen Zwischenräumen Wälle von 3 bis 4 Fuß hohen Steinen. Die Vitrifikation findet sich zuweilen nur an einzelnen Stellen, selten läuft sie ganz herum. Sie ist durch die Mauern im Allgemeinen gezogen und es erreicht diese seltsame Fusion zuweilen die Tiefe von 3—4 Fuß von der Oberfläche. Alle Gattungen von Felsen, die in der Nähe heimisch sind, finden sich in den Mauern, die im Ganzen aus rohen ungeheuern Steinmassen bestehen. Die gebrannten Substanzen erhielten nach ihrer Kühlung nicht selten eine Säulenbildung wie Basalt, während die Quarze und Feldspathe der ursprünglichen Felsen sich in herrliches Opal oder Porzellan verwandelten. Allein die gewöhnlichste Beschaffenheit der geglasten Steine ist die der Eisenschlacken. Auffallend bleibt es, daß alle diese Vitrified Castles niedergerissen und mühsam zerstört wurden, so daß man nur noch ihre Grundmauern findet. Daher auch der Irrthum, in dem man lange verharrte, daß diese Forts vulkanischen Ursprungs seyen. Unwiderlegliche chemische Analysen beweisen aber zur Genüge, das die Vitrifikation künstlich angewendet und als Cement zur Befestigung loser wilder Steine gebraucht worden war. So viel scheint mir wahrscheinlich, daß diese gebrannten Forts nur in Schottland bekannt waren, daß die Ramparts früher viel höher gewesen und daß Holz angewendet worden seyn muß, um sie zu erhöhen und zu verstärken, und daß durch den Brand dieses Holzes, entweder durch zufälliges Feuer oder bei Belagerungen, die Vitrifikation entstanden ist, oder daß diese Hügel zu Signalfeuern verwendet, und bei den Landungen der Scandinavier angewendet wurden, um das Land zu allarmiren. Jedenfalls bleibt diese Erscheinung als eine ganz isolirte in der Geschichte sehr der Beachtung werth, wie es denn kein Reisender bereuen soll, die schottischen Hochlande aufmerksam durchreist zu haben. Und wie sollte auch ein Land, in dem Ossian, der große Barde, seines unbezwinglichen Heldenvaters Fingal hehre Thaten sang, aus dem Shakspeare seine kühnsten Gedichte zog, in dem Walter Scott seine schönsten Novellen auf historischen Grundlagen schöpfte; ein Land, das nie bezwungen, nie unterjocht, den Stürmen aller Zeiten trotzte, und sich nur freiwillig und durch Zerwürfniß seiner Führer unterwarf, ein Land, in welchem die Natur alle ihre Wunder erschöpft und das Schönste mit dem Gräßlichsten gepaart, wie sollte ein solches Land nicht vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher, Maler und Naturfreunde in Anspruch nehmen, wenn auch sein gründlicher Besuch nicht ohne einige Entbehrungen und Mühseligkeiten erkauft werden kann.

Bilder aus Paris. Nr. 5.

Der Triumphbogen de l'Etoile.

(Fortsetzung.)

Jede dieser vier Mauerflächen zeigt, in ihrem untern Theile, eine Gruppe von Bildhauerarbeit in kolossalem Maßstabe. Die

Gruppe nämlich 36 Schuh Höhe und die Figuren sind 18 Schuh hoch.

Auf der Mauerfläche rechts des Thorweges, auf der Seite der Tuilerien, befindet sich der Auszug (1792). Der Kriegsgenius erhebt den Waffenruf und zeigt, mit der Spitze seines Schwertes, nach dem Orte hin, wo der Feind gefunden und besiegt werden soll. Es ist die Versinnlichung des berühmten Schlußverses des Marseiller Marsches:

Aux armes citoyens! formez vos bataillons;
Marchons, marchons.

In der Mitte der Gruppe gewahrt man einen Anführer, der seinen Helm schwingt, um die Bürgerhelden herbeizurufen. An ihn schmiegt sich ein Jüngling, stolz des Vertrauens, das ihm der Anführer beweist, indem er ihn mit dem einen Arm umschlingt und mit sich fortzieht, rechts von dem Zuschauer ist ein bereits bejahrter Mann, der gleichfalls das Schwert zieht und seinen Mantel abwirft, um sich in Gang zu setzen. Hinter diesem Manne ein Greis, der zu alt ist, um selbst thätigen Antheil an dem Kampfe zu nehmen, der aber dem Anführer Rathschläge gibt, die dieser schon nicht mehr hört. Links sitzt ein Krieger und spannt seinen Bogen; hinter dem Bogenschützen ein anderer Krieger im Panzerhemde; er hemmt seinen Lauf einen Augenblick, um die Trompete erschallen zu lassen, noch mehr hinten und nach der Mitte hin, zeigt sich der Kopf eines jungen Reiters, der ein Pferd bändigt. Ueber der ganzen Gruppe entfaltet sich die Nationalfahne.

Diese Gruppe ist von Rude.

Die Gruppe links vom Thorwege, auf der nämlichen Façade gegen die Tuilerien hin, ist von Cortot, Mitglied des Institutes. Sie stellt dar: den Triumph (1810). Der Kaiser wird von der Siegesgöttin gekrönt; die Fama verkündet seine Thaten, die Geschichte schreibt sie nieder. Die überwundenen Städte unterwerfen sich; die dem Feinde entrissenen Kriegstrophäen sind an einem Palmbaum aufgehängt. Weiterhin sieht man einen Gefangenen in Banden.

Die Gruppe rechts von dem Thorwege, auf der Façade gegen Neuilly, wenn man Neuilly den Rücken wendet, zeigt: den Widerstand (1814). Ein junger Krieger vertheidigt sein Vaterland, das von dem Feinde überzogen wird; auf der einen Seite umfaßt sein verwundeter Vater seine Knie; seine Frau will ihn zurückhalten, sie hat ein getödtetes Kind in den Armen. Hinter ihm stürzt ein tödtlich verwundeter Reiter vom Pferde; über der ganzen Gruppe der Genius der Zukunft, der den Jüngling zum Widerstand und zum Kampf ermuthigt.

Endlich die Gruppe links vom Thorwege, auf der nämlichen Façade, versinnlicht: den Frieden (1815). Ein Krieger steckt sein Schwert in die Scheide; links hält eine Frau ein Kind auf dem Knie und liebkos't es; ein anderes Kind lehnt sich an die Mutter und liest. Rechts eine männliche Gestalt, an einer Pflugschar beschäftigt, die von Getreide umgeben ist; hinten, ein Soldat als Ackerer, der, in seine Heimath zurückgekehrt, einen Stier bändigt, welchen er an den Pflug spannen will. Ueber der Gruppe, Minerva, mit Lorbeeren gekrönt, in der einen Hand eine Lanze, um die Ordnung aufrecht zu halten; mit der andern beschützt sie den Oelbaum. Diese beiden Gruppen sind von Etex.

Zwischen dem Impost und dem Gesimse des großen Bogens sind zwei Basreliefs angebracht, auf jeder der zwei Hauptfaçaden, und eine auf jeder der Seitenfaçaden.

Das Basrelief, auf der Seite der Tuilerien, rechts vom Bogen, stellt das Leichenbegängniß des Generals Marceau vor, der bei Hochsteinhall, am 19ten September 1796 getödtet ward. Marceau, von einem Tyrolerschützen getroffen, kann nicht weggebracht werden. Der Erzherzog Karl läßt ihn mit Sorgfalt behandeln, allein bald gibt er den Geist auf. Die östreichische Armee vereinigt sich mit der französischen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen; er wird unter dem Donner ihrer beiderseitigen Artillerie bestattet. Das Basrelief ist von Lemaire.

Das Basrelief links vom Bogen, auf der nämlichen Façade, von Seurre dem ältern, zeigt die Schlacht von Abukir (21sten Julius 1799). Ein Adjutant des Generals Bonaparte bringt diesem den gefangenen Mustapha, Pascha von Romelien, Oberbefehlshaber der ottomannischen Truppen, den Murat gefangen genommen hat.

Das Basrelief rechts auf der Façade gegen Neuilly, von Feuchère, schildert den Uebergang der Brücke von Arcole (5ten November 1796). Bonaparte, Zeuge der vergeblichen Versuche seiner Truppen, um die Oestreicher zurückzudrängen, ergreift eine Fahne, stürzt den Kugeln und Kartätschen trotzend, auf die Brücke und gelangt, von seinen Helden gefolgt, bis vor die feindlichen Feuerschlünde. Muiron, Oberst und Adjutant Bonaparte's, stellt sich vor ihn, um ihn zu schützen, und fällt tödtlich verwundet zu seinen Füßen.

Das Basrelief links auf derselben Façade, von Chaponiere, enthält die Einnahme von Alexandria (2ten Julius 1798). Kleber und seine Braven haben die Spitze der Wälle von Alexandria erreicht. Kleber, am Kopfe verwundet, greift mit der einen Hand nach seiner Wunde, mit der andern zeigt er auf den Feind und ruft den Franzosen, ihm zu folgen; ein Soldat ist im Begriff dem Türken, welcher den General verwundet hat, das Bajonnett in die Brust zu stoßen: ein junger nackter Aegyptier stürzt sich auf den Grenadier, während ein Muselmann die Flinte zurückhalten will und selbst von einem andern Bajonnettstiche durchbohrt wird. Hinter Kleber ist der Fahnenträger. Man unterscheidet einen Soldaten, welcher seine Patrone zerreißt, einen andern, der den Fuß auf den Wall setzt, und einen dritten, welcher seinen Kameraden herbeiwinkt.

(Fortsetzung folgt.)

Mosaik in Autun.

Das Seminar, welches Ludwig XIV in Autun erbauen ließ, liegt in der Mitte einer weiten Mauer, die in alten Zeiten zu einem weitschichtigen Tempel gehört zu haben scheint, dessen Grundlagen man im Jahre 1680 entdeckte. Dieser Platz heißt Champ-de-la-Corvée, und gehörte viele Jahrhunderte lang der Kirche. Er enthält die wichtigsten Denkmale für die Geschichte der Stadt Autun. Drei Inschriften, die man bei der Erbauung des Seminars auffand, haben die von den

Alterthumsforschern aufgeworfene Frage über die Lage des alten Bibracte zu Gunsten der Stadt Autun entschieden.

Man hielt diese an Alterthümern so reiche Fundgrube für erschöpft; aber man findet jezt, daß sorgfältig angestellte Nachgrabungen nicht ohne befriedigende Ergebnisse seyn würden. Denn seit zwei Jahren hat man Alterthümer von mancherlei Art, wie Münzen, kupferne und eiserne Werkzeuge, Marmorskulpturen u. s. f., gesammelt und in einem hiezu bestimmten Saal aufgestellt.

In diesem Jahre haben Arbeiter, die mit der Grabung eines Kanals beschäftigt waren, beinahe auf der Oberfläche des Bodens ein 6 Meter langes und fast eben so breites Mosaik gefunden. Das Gemälde in der Mitte stellt ein mit Wasser gefülltes Gefäß dar, auf dessen Rande zwei Vögel sizen. Man hält es für die Kopie eines der schönsten Kunstwerke, welche die Alten in dieser Gattung zu Stande gebracht haben. Der Raum, welcher das Gemälde selbst von den aus Mosaik bestehenden Rändern trennt, ist mit in Felder abgetheilten Zierrathen besezt, darin mannichfaltige Zeichnungen einen guten Effekt machen.

Der größere Theil dieser Mosaikarbeit ist vollkommen gut erhalten; der Rest hat bedeutend gelitten. Der Corridor, welcher in das Zimmer führt, das mit diesem kostbaren Kunstwerke verziert war, ist mit bunter Mosaik gepflastert. Die Nachgrabungen, die ein so glückliches Ergebniß hatten, werden fortgesezt. Sie bieten ein großes Interesse da, weil an der Stelle des Seminars, einer sehr wahrscheinlichen Vermuthung zufolge, der von Eumenes erwähnte prächtige Apollotempel stand.

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

(Fortsezung.)

Zu Hobly warteten die Träger bereits auf mich, und meiner Müdigkeit ungeachtet brach ich noch nach Dharwar auf. Der anbrechende Tag eröffnete mir eine herrliche Aussicht über das reiche, fruchtbare Land, wo der Baumwollenstrauch in Menge blüht. Es freut mich zu sehen, daß, der Apathie der Regierung ungeachtet, dieser Anbau sowohl in dieser, als auch in andern Provinzen von den Eingebornen betrieben wird. Obschon die Bewohner von Dharwar ihre Baumwolle nicht so gut reinigen, als dieß weiter gegen Norden geschieht, so sah ich hier doch Proben der feinsten Baumwolle. Noch bis vor Kurzem streckte die Ostindische Kompagnie den Reiots Summen Geldes vor, die von dem Ertrag der Ernte wieder erstattet wurden; es ist jedoch ein Befehl erlassen worden, der diese wohlthätige Maßregel aufhebt, was natürlich eine Abnahme des Anbaues zur Folge haben muß, da die Reiots nicht vermögend genug sind, um die nöthigen Arbeiter zu bezahlen. Es läßt sich indeß hoffen, daß unternehmende Kaufleute in dieser Hinsicht an die Stelle der Compagnie treten werden. Der Absaz, den die Eingebornen hier für ihr Product finden, ist so unsicher, daß ein größerer Wechsel im Preis stattfindet, als in irgend einem andern Theile Indiens. Im vergangenen Jahr stieg die ordinaire Baumwolle in Dharwar, wegen Mangels an diesem Artikel in Bombay und wegen der in China gebotenen hohen Preise auf 180, und fiel dann wieder um 50 Prozent. Eine Verbindung der reichen Eingebornen monopolisirte alle Baumwolle, alles Getreide u. s. w. und hielt es dann zu hohen Preisen, in der Hoffnung, daß die Eröffnung eines Handels mit China die Nachfrage steigern werde.

Die vorzüglichsten Baumwollendistrikte der Provinz Dharwar sind Now-Guna, Dummall, Pinsgard und Bahama, außer diesen gibt es noch sechs oder sieben kleine. Die Baumwolle wird in Dharwar gepackt, dann nach Wingarla und von da nach Bombay gesendet. Ich begegnete mehreren mit Stieren bespannten und mit Baumwolle beladenen Karren auf ihrem Wege nach Madras, die von da nach China verschifft werden sollte, wo sie unter dem Namen Madras-Baumwolle eingeführt wird. Die Versuchsanlagen der Kompagnie werden von einem Arzt beaufsichtigt, der in der Botanik erfahren ist und von einer Pflanzung zur andern reist, um solche Verbesserungen vorzunehmen, wie sie ihm zu Erzielung einer einträglichen Ernte erforderlich scheinen.

Am 11ten Mai um 7 Uhr Morgens kam ich nach Dharwar; die Gegend umher ist außerordentlich schön und von Obst und Gemüsegärten durchschnitten. Die Wege waren gut, meine Träger ebenfalls, nur fiel mir ihr Geschrei sehr zur Last. Dharwar ist eine große Militairstation und hat einige gute, aber sehr unregelmäßig beisammenstehende Häuser. Hier begann der Südwestmonsun und wir hatten häufige Gewitter mit Regen. Mit dem Richter der Provinz brachte ich einige recht angenehme Stunden zu. Ich kann nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit einen großen Irrthum zu berichtigen, der hinsichtlich der Obliegenheiten und des Rangs eines Einnehmers in Indien allgemein verbreitet zu seyn scheint. Der buchstäblichen Bedeutung des Worts zufolge glauben viele, daß dieser Name mit dem eines Steuereinsammlers in England gleichbedeutend sey; dem ist aber nicht so, denn diese Einnehmer in Indien haben eine weit ausgedehntere Befugniß, indem sie die Steuern je nach der Jahreszeit und der Ertragsfähigkeit der Provinz auflegen, erhöhen und vermindern. Es ist dieß mithin ein sehr wichtiger Posten, da sie der Regierung für die unermeßlichen Landeinkünfte von Indien verantwortlich sind. Auch ihre politische Jurisdiktion ist sehr ausgedehnt; die des Hrn. N. begriff ein Gebiet von mehr als 500 Meilen. Dabei sind sie sehr gut bezahlt und leben mehr als Vizekönige, denn als Privatleute. Wenn sie die Distrikte ihrer Provinzen bereisen, sind sie oft von einem Gefolge begleitet, dem manches eingebornen Fürsten gleich.

Das Gefängnißgebäude von Dharwar ist sehr geräumig und von hohen Mauern umschlossen, auf deren Zinnen Schildwachen stehen; dennoch hatten kurz vor meiner Ankunft sich mehrere Gefangene in Freiheit zu setzen gewußt. Sie wurden jedoch eingeholt und da sie sich nicht gutwillig ergeben wollten, einige zusammengehauen, andere schwer verwundet. Zur Zeit meiner Anwesenheit befanden sich nicht weniger als 750 Gefangene in dem Gebäude. Sie müssen während ihrer Haft Tischtücher, Seidenzeuge u. s. w. weben, worin sie eine solche Fertigkeit erlangt haben, daß die meisten Familien sich aus den Niederlagen des Gefängnisses versehen.

Die Kasernen der Stadt liegen ganz in Ruinen, weil sie von einem wahnsinnigen alten Weibe angezündet wurden. Die Barracken, welche man indeß aufgeschlagen hat, sind weder bequem noch reinlich. Am 12ten Mai um 6 Uhr Morgens verließ ich Dharwar mit acht Trägern, und kam um 9 Uhr Vormittags nach Gurrug. Das Land zwischen beiden Orten ist eine unfruchtbare Halde. Die Luft war kühl und bot Erleichterung gegen die aufsteigenden Staubwolken.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 240.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 August 1836.

Ueber die Bewohner der russisch-amerikanischen Kolonien. *)

Die russischen Kolonien haben wenig Gemeinsames mit den übrigen Kolonien der Europäer in Amerika, und lassen sich vielleicht nur mit den Besitzungen der Dänen auf dem westlichen Ufer von Grönland vergleichen. Das Klima dieses in Nebel gehüllten, und mit Sümpfen und Wäldern bedeckten oder ganz waldlosen, nur aus Felsen und hohen Bergen bestehenden Landes ist dem Ackerbau und der Viehzucht so sehr entgegen, daß die Russen wie die Eingebornen sich auf den Küstensaum und die Inseln beschränken, und für ihren Lebensunterhalt nur vom Meere abhängen: **) Fische und andere Seethiere bilden ihre hauptsächliche und oft einzige Nahrung. In dieser Lebensweise konnte sich natürlich durch die Anwesenheit der Russen nichts ändern, und auch ihre Kleidung blieb größtentheils dieselbe, nur daß an die Stelle der Felle häufig wollene und baumwollene Zeuge traten. Die Einführung der Fuchsfallen und des Schießgewehrs lieferte den Eingebornen bisher unbekannte Mittel, der wilden Thiere habhaft zu werden, deren große Menge in früherer Zeit ihnen die Erlegung der zu ihrem Unterhalt nothwendigen Anzahl sehr erleichterte. Indeß kann man mit Sicherheit behaupten, daß die Ureinwohner des Landes seit der Besetzung durch die Russen in den Künsten der Civilisation durchaus keine Fortschritte machten. Die kleine Anzahl Matrosen und Arbeiter, die sich in irgend einem Geschäfte Gewandtheit erworben haben, kann nicht in Anschlag kommen, da diese durch den Dienst für die Kompagnie ganz von ihren Landsleuten losgerissen sind. Die Bedürfnisse derselben haben sich gesteigert, und lasten um so schwerer auf ihnen, als sie dieselben nur vermittelst der Kompagnie befriedigen können; auch die Krankheiten haben sich vervielfältigt und an einigen Orten schon ihren Einfluß auf die junge Generation gezeigt: einzelne Ansiedlungen sind dünner geworden, andere ganz verschwunden, doch hat in der letzten Zeit die große Sterblichkeit aufgehört, und die Bevölkerung bleibt ungefähr dieselbe.

Diese Schilderung paßt auf die Bewohner Kadjaks und der aleutischen Inseln, über welche die Privilegien der Kompagnie sich erstrecken, denen zufolge jeder männliche Einwohner über 18 und unter 50 Jahren verpflichtet ist, derselben zu dienen, jedoch nur drei Jahre lang, nach deren Verfluß sie durch andere ersetzt werden müssen. *) Die Bewohner des Festlandes (mit Ausschluß der Kenaier, Tschugatschen und Aljasken), so wie die Kurilen sind völlig frei, und unterhalten mit der Kompagnie nur einen freiwilligen Tauschhandel.

Wahrheitsliebe und Menschlichkeit fordern, auf diese Lage der Aleuten und Kadjaken aufmerksam zu machen, es wäre indeß unbillig, wenn man sie der Kompagnie zur Last legen wollte. Ich will nicht behaupten, daß in jenem entlegenen Lande kein Mißbrauch der Gewalt statt gefunden, und daß Monopole hier nicht ähnliche Wirkungen, wie sonst allenthalben, geäußert haben, im Ganzen aber hat die Kompagnie in den vier Jahren von 1821, wo ihre Privilegien auf 20 Jahre erneuert wurden, die ihr unterworfenen Völker milde und vorsorglich behandelt. Die Wunden, die der Bevölkerung durch den Besuch zahlreicher Kaufleute und vor der letzten Reform des Kolonialregiments geschlagen wurden, werden nach Möglichkeit geheilt, die einzelnen Vorstände unterliegen für alle Bedrückungen und Benachtheiligungen einer strengen Verantwortlichkeit, und die Kompagnie opfert bedeutende Summen für wohlthätige Einrichtungen in allen Kolonien: in Neuarchangelsk, Kadjak, Unalaschka und Achta werden unentgeldliche Krankenhäuser und Schulen für die Einwohner errichtet, bei den Kirchen dieser Orte befinden sich Geistliche, die jedes Jahr auch die übrigen Theile der Kompagnie besuchen. Die wohlthätigen Folgen dieser Anstalten zeigten sich bald: die Aleuten, die Einwohner von Unalaschka und Achta

*) Aus H. Wrangels kurzen statistischen Bemerkungen über dieselben.

**) In Kadiak, Unalaschka und Achta, um von Roß nicht zu reden, unterhält die russisch-amerikanische Kompagnie Hornvieh, und erzeugt Kartoffeln, Rüben und andere Gemüse, aber die Aleuten zeigen bis jetzt nicht die gerigste Neigung, bei sich und für sich diese Anfänge von Landwirthschaft einzuführen.

*) Die Kompagnie braucht diese Leute hauptsächlich zum Fang wilder Thiere, bezahlt aber jedes Fell nach einer festbestimmten Taxe mit Waaren.

heißen nicht bloß Christen, sondern zeigen sich auch der christlichen Religion sehr ergeben, viele derselben können russisch lesen und schreiben, Waisen und Kinder aus zahlreichen Famil'en werden in Unterrichtsanstalten aufgenommen. Die Kompagnie bezahlt diejenigen Einwohner, welche dem ihr ertheilten Privilegium gemäß ihr dienen müssen, und verlangt ohne Belohnung keine Arbeit. Uebrigens ist diese Dienstverpflichtung das einzige, was die Regierung von ihnen verlangt, da sie weder Steuern zahlen noch Frohnen leisten müssen.

Die Kreolen bilden in den Kolonien einen eigenen Stand, und genießen alle Rechte der Kleinbürger in Rußland, ja sie haben noch den Vorzug vor diesen letztern, daß sie keine Staatssteuern zahlen, und nur der Kompagnie zu zehnjährigem Dienst verpflichtet sind, wenn sie auf ihre Kosten erzogen wurden. Die Kompagnie bemüht sich auf eine lobenswerthe Weise um die Bildung dieses Standes: viele Kreolen erhalten Unterricht in den höhern Lehranstalten zu Petersburg oder erlernen Künste und Gewerbe; viele erhalten ihre Erziehung in den Kolonien, und in der allgemeinen Meinung werden sie den Russen gleich geachtet. Einige sind Buchhalter, Wagmeister, Steuermänner, selbst Schiffskapitäne, Kirchendiener, und der ausgezeichnetste Geistliche in den Kolonien ist ein Kreole. Diese Kreolen sprechen alle das Russische vollkommen rein, aber nicht alle kennen die Sprache ihrer Mütter, das Aleutische oder Kadjak'sche; in ihrer Lebensart unterscheiden sie sich nicht von den Russen; sie zeigen viele Verstandesanlagen und eine besondere Neigung zu mechanischen Arbeiten. Gegenwärtig wächst erst die zweite Generation derselben heran.

Die Russen oder überhaupt die Europäer, die sich in den Kolonien befinden, bilden den dritten Stand und unterscheiden sich in bürgerlicher Hinsicht dadurch von den Kreolen, daß sie in derjenigen Klasse bleiben, in welcher sie in Rußland eingeschrieben sind, und alle Abgaben und Steuern zahlen, als ob sie in Rußland geblieben wären; nur von der Konscription sind sie frei. Hierin liegt ein Grund, weßhalb alle Russen nach Verlauf ihrer vertragsmäßigen Dienstzeit in ihr Vaterland zurückzukommen trachten, und nur sehr wenige für immer da bleiben. Wenn sonach von russischen Kolonien die Rede ist, so darf man keine Ansiedlung von Europäern in diesem Theile Amerika's erwarten; die Russen haben nur ihre Religion und ihre Sprache auf den amerikanischen Boden verpflanzt, sie selbst aber sind nur temporäre Besucher. Dieser Umstand hat einen sehr großen Einfluß auf den weiblichen Theil der Bevölkerung, der, so zu sagen ohne europäische Mütter, unsern Begriffen und Ansichten von Civilisation und gesellschaftlichem Leben fremd bleibt, und umgekehrt müssen die Frauen wieder auf die Begriffe, die Lebensgewohnheiten und die Sittlichkeit der Männer einwirken. Dieß ist sehr zu bedauern, und man kann sich des Wunsches nicht erwehren, daß in diesem Lande sich mehr Anhänglichkeit an Familienleben und häusliche Sitte begründen möchte, worauf die Wohlfahrt ganzer Völker, wie einzelner Gemeinden beruht.

Was die in den Kolonien lebenden Russen betrifft, so ist zu bemerken, daß sie alle ohne Ausnahme in Folge von Verträgen mit der Kompagnie hieher kommen; die unterste Klasse welche zu verschiedenen Arbeiten am Ufer und auf den Schiffen verwendet wird, *) bleiben 7 Jahre, die Beamten der Kolonialregierung, so wie die Flottenoffiziere nur 5. In dieser Kolonie gibt es weder Leibeigene, noch Verbannte, sondern nur Freie.

Bilder aus Paris. Nr. 5.

Der Triumphbogen de l'Etoile.

(Fortsetzung.)

Das Basrelief der nördlichen Seitenfaçade, also rechts, wenn man von den Tuilerien herkommt, von Gechter, zeigt die Schlacht von Austerlitz (4ten December 1805). Die Schlacht ist gewonnen, Napoleon hält die Garde zurück; die französische Infanterie stürzt sich mit dem Bajonnette auf die Russen und Oestreicher; der General Friand hat sich einer Muskete bemächtigt und geht mit dem Beispiel voran, Alles niederwerfend, was sich seinem Marsche widersetzt; der Feind, der auf dem Teich von Sokolnitz zurückgedrängt ist, vertheidigt sich hartnäckig; die Artillerie der Garde, von welcher man eine Batterie erblickt, schleudert Verheerung unter die Feinde, das Eis bricht, und die russische Infanterie und Kavallerie verschwinden; einige Soldaten suchen sich zu retten, indem sie sich an einander hängen.

Auf dem Basrelief der linken Seitenfaçade, von Marochetti, ist die Schlacht von Jemmappes (6ten November 1792). Dumouriez, Obergeneral, von seinem Generalstabe, den Generalen Ferraud, Stenneboſſe, Rosieres, Bloisières u. s. w. umgeben, belebt den Eifer seiner Truppen, die einen Augenblick durch die starke Stellung der Oestreicher aufgehalten wurden. Links sieht man den Oberst Thouvenot sich zum Angriff auf die rechte Flanke des Feindes werfen. Der General Drouet verliert das Bein durch einen Schuß, und wird verbunden. Unter den Generalen, welche mit Dumouriez vorauskommen, bemerkt man den Herzog von Chartres (heute Louis Philipp), welchem Dumouriez das Kommando des Centrums anvertraut. Er stellt die erschütterten Kolonnen wieder her, und nimmt die zweite Reihe der feindlichen Schanzen. Rechts wird ein östreichischer Oberoffizier gefangen genommen. Das erste Bataillon von Paris empfängt tapfer ein Korps Reiterei, welches dem in großer Unordnung zurückziehenden Flügel des Feindes zu Hülfe eilt. Die drei angedeuteten Dörfer sind Jemmappes, Cuesmes und Berthaimont. Clairfayt hat Jemmappes und Cuesmes besetzt. Beaumont kampirt oberhalb Berthaimont.

Die Fama's in den vier Bogengiebelfeldern der beiden großen Bogen sind von der Erfindung und Arbeit Pradier's, Mitglieds des Institutes.

In dem Fries des großen Gesimses umzieht den ganzen Umfang des Monumentes ein Basrelief, welches auf der Seite

*) Man nennt sie gewöhnlich promyschlenniki, ein Wort, womit man die Leute bezeichnet, welche um des Gewinns willen Jagd- und Fischfang betreiben; jetzt werden die auf den aleutischen Inseln befindlichen gemeinen Russen nicht mehr dazu verwendet, sondern nur die Ureinwohner.

von Paris und der Hälfte der Nebenseiten den Auszug der Armeen darstellt. In der Mitte sieht man die Volksvertreter vor dem Altare des Vaterlands, wie sie den Anführern der verschiedenen Heeresabtheilungen von Norden und Süden Fahnen austheilen; rechts und links setzen sich die Truppen in Bewegung. Auf der Seite von Neuilly und der andern Hälfte der Nebenfaçade ist die Rückkehr der Armee abgebildet; das wiedergeborene Frankreich, von Wohlstand und Ueberfluß umgeben, reicht den Heeresanführern Kränze; rechts und links bringen die Soldaten Denkmäler, Früchte ihrer Siege, herbei.

Idee und Ausführung dieses Frieses rührt von sechs verschiedenen Künstlern her. Die Mitte der Façade gegen Paris ist von Brun; der Theil rechts von Laitié, der links von Jacquet. Die Mitte der Façade gegen Neuilly von Caillouette; der Theil rechts von Seurre, dem ältern; der Theil links von Rude.

Auf den Schildern, welche in der Höhe der Attika angebracht sind, stehen 30 Namen, unter denjenigen Siegen ausgesucht, welche auf das Schicksal Frankreichs den größten Einfluß gehabt haben. Sie sind:

Valmy — Jemmappes — Fleurus — Montenotte — Lodi — Castiglione — Arcole — Rivoli — Pyramiden — Abukir — Allmaer — Zürich — Heliopolis — Marengo — Hohenlinden — Ulm — Austerlitz — Jena — Friedland — Somosierra — Eßling — Wagram — Moskowa — Lützen — Bautzen — Dresden — Hanau — Montmirail — Montereau — Ligny.

Es ist überflüssig, eine Erklärung jedes dieser Namen zu geben. Sie gehören der Geschichte der letzten 50 Jahre an, und sind allbekannt.

Die Giebelfelder der kleinen Seitenbogen stellen das Fußvolk und die Reiterei dar. Die Infanterie ist von Bra ausgeführt. Links steht der Grenadier, er ist in eine Fahne gehüllt, die den kaiserlichen Adler trägt; in der einen Hand hält er sein Gewehr im Ruhestand, mit der andern erhebt er einen Eichenast. Rechts ist der Jäger, der seine Waffe an sich gepreßt hält. Es scheint als ob er Jedem drohe, der ihm diese Waffe, oder den Siegeskranz, den er wacker erfochten hat, entreißen wollte.

Die Reiterei, welche sich auf der Seitenfaçade links befindet, ist von Valois. Die Gestalt links stellt die schwere Reiterei vor, in der Gestalt eines Karabiniers, der seine Standarte vertheidigt. Rechts ist die leichte Reiterei in der Gestalt eines Lanzenträgers, der seine Waffe ergreift.

Die Bogengiebelfelder der kleinen Bögen, unter dem großen Gewölbe, enthalten die Artillerie und die Marine; die Artillerie ist von de Bay. Die Gestalt links versinnlicht das schwere Geschütz: sie hält in der einen Hand eine Fahne, in der andern eine Bürgerkrone; jene rechts die leichte Artillerie; sie hat in der einen Hand einen Plan und einen Zirkel, in der andern die Zügel des Pferdes.

Die Marine ist von Seurre, dem jüngern. Links steht der Matrose, rechts der Seesoldat; die zu diesen Figuren gehörigen Attribute und Waffen umgeben sie.

Wiewohl die sämmtlichen historischen Verzierungen des Triumphbogens, so weit es thunlich war, in chronologischer und geographischer Ordnung angebracht sind, so ist es doch kaum möglich sie ohne eine ins Einzelne eingehende Erklärung zu fassen. Auf der Außenseite haben nur die oben schon erwähnten 30 Siege Platz finden können. Damit aber das Monument in größerem Maße den nationalen Kriegsruhm versinnliche, mußte eine bedeutendere Anzahl von Schlachten, Gefechten und merkwürdigen Belagerungen vereinigt werden. Dazu wurden die freien Räume im Innern des großen und des kleinen Bogengewölbes benützt. Natürlich konnte man auch hier nicht Alles aufnehmen und der Namen wären zu Viele geworden. Man hat sich daher, mit Umgehung der ruhmwürdigen Niederlagen und Rückzüge, beschränkt, unter den wirklichen Siegen die hervorstechendsten auszuwählen. Es sind deren 96, die nach den Kriegsschauplätzen im Norden, Osten, Süden und Westen und, mit möglichster Genauigkeit, nach ihrem Datum in folgende vier Abtheilungen gebracht sind:

Norden.	Osten.	Süden.	Westen.
Lille	Wertingen	Loano	Le Bastan
Hondscoote	Günzburg	Millesimo	Le Boulou
Wattignies	Elchingen	Dego	Burgos
Arlon	Dierenstein	Mondovi	Espinosa
Courtrai	Hollabrunn	Roveredo	Tudela
Tourcoing	Saalfeld	Bassano	Uclez
Aldenhoven	Halle	Saint-Georges	La Corogne
Maestricht	Prenzlau	Mantoue	Sarragosse
Weissenburg	Lübeck	Tagliamento	Valls
Landau	Pultusk	Sediman	Medelin
Neuwied	Eylau	Mont-Thabor	Maria-Belchite
Rastadt	Ostrolenka	Ebebreisse	Almonacid
Ettlingen	Danzig	Bassignano	Ocanna
Neresheim	Heilsberg	San-Giuliano	Alba-de-Tormes
Bamberg	Landshut	Dietikon	Vigne
Amberg	Eckmühl	Muttathal	Lerida
Friedberg	Regensburg	Genes	Ciudad-Rodrigo
Biberach	Raab	Le Var	Almeida
Altenkirchen	Mohilew	Montebello	Tortose
Echlingen	Smolensko	Le Mincio	Gebora
Kehl	Valontina	Caldiero	Badajoz
Engen	Polotsk	Castel-Franco	Taragone
Moeskirch	Krasnoe	Raguse	Sagonte
Hochstädt.	Wurschen	Gaete	Valence.

Auch hier können wir uns billig entheben, in die geschichtliche Erklärung eines jeden dieser Namen einzugehen. Doch ist es Pflicht, den Irrthum zu berichtigen, der sich in unserm letzten Artikel *) befindet: Leipzig steht nicht als Siegesort, und überhaupt nicht, eingegraben.

(Schluß folgt.)

*) Julius 1836. Nr. 229.

Eupleres Goudotii.

Eine neue Art von Säugethieren ist von Herrn Goudot in Madagascar entdeckt worden, und Herr Doyère, Professor am Kollegium Heinrichs IV, schlägt vor, sie Eupleres zu nennen. Es ist ein munteres schnelles Thier, mit dünnen Beinen und durchaus Sohlengänger, weil die Sohle des Fußes der einzige von Haaren freie Theil des ganzen Körpers ist. Es lebt auf der Oberfläche des Bodens, ist lang und schlank von Körper, und die Mitte des Leibes ist der der meisten An-

fektenfresser gleich. Seiner Anatomie nach zu urtheilen sind seine Gehörwerkzeuge so, wie die der meisten Insektenfresser, und aus der Größe seiner Augäpfel läßt sich schließen, daß sein Sehvermögen gut ist. Der Daumen ist bei weitem der kürzeste von seinen fünf Fingern, und alle sind mit scharfen, dünnen Nägeln besetzt, die das Thier halb einziehen kann. Die Eingebornen sagen, es grabe sich ein Loch in den Sand und lebe in Pfützen. Flaccurt gedenkt dieses Thieres unter dem Namen Falanou, und hielt es für eine Zibetkatze, ein Irrthum, der in mehrere Werke übergegangen ist. Das Thier, von dem hier die Rede ist, war zu jung, als daß es alle seine Zähne hätte haben können, jetzt hat es deren in der obern Kinnlade sechs Schneidezähne, und in der untern zwei Hundszähne, sechs spitzige und vier tuberkulose Stockzähne. Acht Schneidezähne, zwei Hundszähne mit doppelter Wurzel standen hinter denen in der obern, und vier spitzige Stockzähne und sechs mit fünf Tuberkeln jeder in der untern Kinnlade am Durchbrechen. Herr Doyère nennt es Herrn Goudot zu Ehren Eupleres Goudotii.

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

(Fortsetzung.)

Zu Garrug befindet sich ein sehr guter Bungalow, wo ich Herrn R —, einen Einnehmergehülfen, traf, mit dem ich frühstückte. Dieser Beamte muß einen ganzen Monat an diesem einsamen Ort verweilen, um seine Geschäfte zu besorgen, und wird nur sehr selten durch den Anblick eines europäischen Gesichts erfreut. Seine Lage ist indeß doch noch nicht so traurig, als die manches Offiziers, der oft Jahre lang nur von Sipahis umgeben ist und europäische Gesellschaft stets entbehrt; mehrere sind durch dieses drückende Gefühl der Einsamkeit schon wahnsinnig geworden. Wegen Mangels an Trägern mußte ich hier abermals warten, theils weil ich zu schnell gereist war, und theils auch, weil der Einnehmer auf seinem Besuch in der Provinz zu viele gebraucht hatte. Ich trieb dennoch einige Kulies auf, und verließ Garrug um 1 Uhr Mittags, um mich auf den Weg nach Padschapur zu machen; meine Träger krochen im buchstäblichen Sinn auf eine recht ärgerliche Weise mit mir fort. Wir kamen durch Sangolie, Nursurghi und Achtengesvall, und als am 13ten der Tag anbrach, lag Padschapur vor mir. Die Ansicht dieser Stadt ist imposant und romantisch; zwei lange, dicht mit Gebüsch bedeckte Gebirgsketten dehnen sich zu beiden Seiten aus, und ein tiefes Thal, mit reich belaubten Bäumen besetzt, bildet zu der am Ende des Thales auf einer Anhöhe gelegenen Stadt einen malerischen Zugang. Die auf den Ecken der Wälle emporragenden Thürme und die hohen Mauern, von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet, machten die Ansicht furchtbar und schön zugleich. Ich setzte über den Fluß Markundah, wo eine Menge Weiber badeten, wuschen und Wasser holten. Durch die Umgebungen der Stadt kommend, erreichte ich Whokirri um 9 Uhr Vormittags. Hier befinden sich einige vor ungefähr 200 Jahren von einem Moslem erbaute berühmte Gräber; sie sind von bedeutender Höhe, mit Kuppeln versehen und sehr fest von Steinen gebaut. Der ermüdete Wanderer findet hier einen angenehmen und kühlen Ruhepunkt. Viele reiche Eingeborne pflegen Tempel, Brücken, Friedhöfe, Wasserbehälter u. s. w. zu bauen, und andere bauen Schiffe und senden auf ihre Kosten Pilgrime nach Mekka, um an ihrer Statt am Grabe des Propheten die Andacht zu verrichten. Der Baumwollen- und Getreidebau stand herrlich; leider aber hat auch hier das Monopol seine eiserne Hand über das Land ausgestreckt, denn zwei oder drei reiche Eingeborne hatten ihre Kapitalien zusammengeschossen und alles Getreide aufgekauft, das sie nun zu beliebigen Preisen veräußerten. Gegen Mittag brach ich wieder auf, und kam mit meinen schlechten Trägern auf schlechten steinigen Wegen nach Tschickori.

Um 11 Uhr Nachts kam ich durch Errur und am 14ten Mai um 4 Uhr Morgens erreichte ich Mussal. Dieses Dorf fand ich in vollem Aufstand, denn ein Herold, der ein Instrument blies, das einem französischen Horn ziemlich ähnlich sah, und von einem Mahratten begleitet war, trat mir mit der Meldung entgegen, daß der Radscha Tschintaman Row von der beabsichtigten Reise eines Freundes des Herrn N.... durch sein Gebiet gehört habe, und ihn deßhalb einladen lasse bei ihm abzusteigen. Diese schmeichelhafte Einladung wurde in Begleitung von 21 Trägern, zwei Fackelträgern, vier Kulies und zwei Reitern, wie Garbisten ausgerüstet, überbracht, und dabei ein reich gezäumtes Pferd zu meinem Gebrauch vorgeführt, im Fall ich zu reiten wünsche. Ich stieg demnach zu Rosse und nun setzte sich der Zug nach Meritsch in Bewegung, wo wir um 7 Uhr Morgens Halt machten. Hier besuchte ich einige Braminentempel, in die mir der Eintritt gestattet wurde, nachdem ich zuvor meine Schuhe abgelegt hatte. Von außen waren diese Tempel sehr einfach, innen aber schön und reich verziert. Die Stadt selbst ist groß und volkreich, und mit einer hohen, mit Thürmen versehenen Mauer umgeben; die Straßen und Häuser aber sind sehr unsauber. Um 8 Uhr kam ich in das nahe gelegene Sangly, wo ich in der schönen Residenz des Radscha Tschintaman Row abtrat. Die Zimmer waren hier zwar nicht groß, aber sehr elegant, und auf europäische Weise mit Spiegeln, Sofa's u. s. w. eingerichtet; die Spiegel waren klein und lagen am Boden, was für die Eingebornen, die sich ihrer in gewisser Stellung bedienen, bequem ist. An den Palast stoßen schöne Gärten; herrliche Orangen-, Citronen- und Myrtenhaine hauchen balsamische Gerüche aus, und erinnern an die Schilderungen in Tausend und Einer Nacht.

Ich blieb beinahe 6 Stunden hier, ohne jedoch den Radscha zu sehen, der über den am Tage vorher erfolgten Tod seines einzigen Sohnes in den tiefsten Schmerz versunken war. Kurz vor meinem Ausbruch schickte er seinen Dolmetscher zu mir, um mich zu sich einzuladen, da ich jedoch vermuthete, daß dieß unter den angeführten Umständen nur eine Formalität sey, so entschuldigte ich mich damit, daß ich seinen Schmerz nicht stören wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bohren eines artesischen Brunnens von Aberdeen in Schottland bot folgendes zweifach ungewöhnliche Resultat: 1) gab es, obschon in Granit gegraben, Springwasser; 2) lieferte es solche thermometrische Anzeigen, daß man daraus auf eine bedeutend schnellere Wärmezunahme an diesem Punkte schließen sollte, als man an andern Orten bemerkt. Hr. Arago zog über die wahre mittlere Temperatur dieses Ortes Nachweisungen ein, und er konnte sich eine Reihe, in dieser Stadt angestellter und zehn Jahre hindurch fortgesetzter thermometrischer Beobachtungen verschaffen. Nach diesem war die mittlere Temperatur vollkommen bestimmbar, und er fand 8° 8. Nach dieser Basis nun wäre die Zunahme der Wärme in dem Aberdeener gebohrten Brunnen noch 1° auf 14 Meter Tiefe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 241.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 August 1836.

Ueber die militärische Benützung der Eisenbahnen.

Unter diesem Titel ist so eben zu Berlin eine kleine Broschüre erschienen, welche manche schätzbare Notiz enthält, und sich durch Unparteilichkeit und gründliche Sachkenntniß auszeichnet. Die Endresultate lassen sich in nachstehende Hauptpunkte zusammenziehen:

1. Eisenbahnen mit Lokomotiven werden sich in Deutschland, wenn sie wirklich ausgeführt werden sollten, wegen Mangels an Frequenz wahrscheinlich nur auf sehr wenigen Strecken halten; dagegen möchten die zur Förderung mit Pferden eingerichteten Bahnen, welche wohlfeiler herzustellen sind, und einen kleinern Verkehr ertragen, sich da, wo sie mit keinen guten Wassertransporten concurriren dürfen, auf den Hauptkommunikationen Deutschlands um so mehr rentiren, da sie den Güterverkehr befriedigen, und den Personenverkehr leicht auf 2, ja selbst auf $2^{1}/_{2}$ Meilen in der Stunde beschleunigen können: eine Geschwindigkeit, die für Deutschland schon ein Fortschritt ist.

2. Alle Eisenbahnen sind als gute Kommunikationen, die eine beschleunigte Herbeischaffung des Kriegsmaterials und der Verpflegung gestatten, der Kriegführung günstig.

3. Bei der Bewegung größerer Streitmassen auf Eisenbahnen ist es nothwendig, dieselben in Echellons zu zerlegen, die bei den vorhandenen Mitteln der frequentesten unter den bekannten Bahnen nicht stärker als 1000 Mann Infanterie, oder 200 Mann Reiterei oder 7 Geschütze seyn, und sich nur mit Distanzen von 8 zu 8 Stunden folgen können.

4. Bei den auf den deutschen Bahnen höchstens zu erwartenden Verkehrsverhältnissen können die Echellons aber nur den dritten Theil der eben gemachten Angaben, das ist 333 Mann Infanterie oder 66 Mann Reiterei oder $2^{1}/_{2}$ Geschütze stark seyn.

5. Nach diesen Angaben kann mithin ein Armeekorps von 24 Bataillonen, 28 Schwadronen und 96 Geschützen, oder 24,000 Mann Infanterie, 4200 Mann Kavallerie und 96 Geschütze, selbst wenn es die Park- und Proviantkolonnen, und die Feldlazarethe zurückläßt, erst in 20 Tagen *) 52 Meilen auf der Eisenbahn zurücklegen, welche 48 Meilen auf gewöhnlichem Wege gleich zu setzen sind. Diese würden aber bei gewöhnlichen Märschen in 16 Tagen, mithin 4 Tage früher gemacht werden, und ein solches Korps erst, wenn die Entfernung 65 Meilen beträgt, gleichzeitig auf der Eisenbahn, oder im Marsch am Ende der Bahn concentrirt seyn. Bei den in Deutschland zu erwartenden Verkehrsverhältnissen dürften aber, statt eines Korps von der angegebenen Stärke, nur eine Division von 8000 Mann Infanterie, 1400 Mann Kavallerie und 32 Geschützen die Bahn in jenem Zeitraum passirt haben.

6. Abgesehen von allen speziellen Annahmen, ergibt sich für irgend einen bestimmten Umfang der Transportkräfte ein Gesetz, wonach das Maximum der beschleunigten Bewegung nur für das Minimum der mit dieser Kraft bewegten Anzahl möglich ist, und ersteres daher in demselben Maße abnimmt, als die Anzahl bedeutender wird.

7. Je länger dagegen die zurückzulegende Strecke ist, desto größer wird der Zeitgewinn für eine bestimmte größere Truppenmasse; indem z. B. die 24 Bataillone, welche in 24 Tagen und 16 Stunden 48 Meilen zurücklegten, in 25 Tagen und 16 Stunden schon 96 Meilen fortgeschafft seyn können, während bei einer geringen Anzahl von Truppen die zurückgelegte Länge in geradem Verhältniß mit der dazu erforderlichen Zeit steht.

8. Die Benützung der Eisenbahnen zum Transport größerer Truppenmassen erscheint selbst da, wo sie an sich Zeit sparend ist, doch wegen der nothwendigen Echellonirung der Truppen nur für solche Bewegungen geeignet, in welchen man nicht fürchten darf, auf den Feind zu stoßen; also weniger in Richtungen, die mit der Front des Feindes parallel laufen, als in solchen, die aus dem Innern des Landes nach der Gränze führen, und vorzugsweise nur bei Reisemärschen.

9. Beim Truppentransporte sind die Eisenbahnen am wirksamsten für die Bewegung der Infanterie; die Reiterei dagegen wird von allen Waffen am wenigsten Vortheil daraus ziehen.

*) Nämlich 24 Bataillone in $8^{1}/_{3}$ Tagen; 4200 Mann Reiterei, zu 600 Mann täglich, in 7 Tagen, und 96 Geschütze, zu 22 täglich, in $4^{1}/_{3}$ Tagen.

10. Bei der Förderung durch Pferde, wenn die Mittel zu einer Frequenz, die der vorangegebenen gleich ist, vorhanden sind, treten dieselben Verhältnisse, und nur eine Vermehrung der Zeit um $12^1/_2$ Stunden für die gedachten 52 Meilen auf der Eisenbahn, welche einem gewöhnlichem Wege von 48 Meilen etwa gleich seyn möchten, ein.

11. Wenn es gelänge, die gewöhnlichen Fahrzeuge zum Transport auf den Eisenbahnen ohne große Kosten umzuändern, und dadurch die veranschlagten Mittel der Eisenbahnen durch vom Lande requirirte Wagen und Pferde vermehrt, also nach Maßgabe dieser Vermehrung auch größere Truppenmassen auf Einmal bewegt werden könnten, so könnte diese Einrichtung auch zur unmittelbaren Beschleunigung der Märsche der Artillerie und des Armeefuhrwesens auf den Eisenbahnen selbst führen.

13. Endlich kann für die beschleunigte Bewegung der Infanterie schon das in frühern Kriegen angewendete Mittel durch Aufbietung von Landfuhrwerk Resultate liefern, welche auf guten Chausseen nur wenig hinter denen durch die Eisenbahnen zu erreichenden zurückbleiben möchten, vor diesen aber den Vorzug größerer Einfachheit besitzen, während gute Chausseen zugleich eben so sehr die Beschleunigung der Märsche der Artillerie und des Fuhrwesens befördern, ohne dazu besondere Vorrichtungen nöthig zu machen.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 5.

Der Triumphbogen de l'Etoile.

(Schluß.)

Nachdem die Schlachtörter verherrlicht waren, mu te billigerweise ein Gleiches für die dabei thätigen Hauptpersonen geschehen. Man nahm daher, die nämliche örtliche Abtheilung nach Norden, Osten, Süden und Westen beibehaltend, 381 Obergenerale, worunter auch einige Brigadiere und Oberste, die auf dem Schlachtfelde geblieben sind, und grub sie je 96 auf den vier innern Wänden ein.

Unterhalb der Namen der Generale stehen die Namen der Armeen, die Frankreich auf allen Kriegsschauplätzen unterhalten hat.

Ueber einer jeden dieser vier Inschriftstafeln befindet sich ein Basrelief, welches durch Attribute und Sinnbilder die Siege des Nordens, des Ostens, des Südens und Westens darstellt.

Das Basrelief des Nordens stellt die Viktoria des Nordens vor, wie sie auf eine Tafel die von der französischen Armee über die östreichischen, russischen und preußischen Heere erfochtenen Siege eingräbt. In ihrer Nähe befinden sich Kriegsgenien, welche verschiedene Heeresabtheilungen versinnlichen und mit Beute beladen sind: der Eine hat Kränze an die Trophäen aufgehängt, der andere hält eine Palme, als Zeichen der Belohnung der Tapferkeit.

Ueber der Tafel des Ostens steht die Viktoria von Kriegsgenien und eroberten Waffen umgeben. Links will Einer dieser Genien zu neuen Thaten eilen und seinen Kameraden mit sich fortziehen; dieser aber das eroberte Land behalten, und pflanzt deßhalb seine Fahne in die Erde. Rechts setzt Einer der Genien seinem Begleiter einen Kranz auf das Haupt, um eher auszudrücken, daß er seine Verdienste anerkenne.

Die südliche Viktoria hält eine Tafel, auf welcher die Hauptsiege der Franzosen geschrieben sind. Links von ihr bilden die Genien eine Trophäe aus den Waffen der Ueberwundenen; rechts verewigt die Bildhauerei durch ihren Meisel die Züge Napoleons, während der Genius des Ruhmes Kränze um sein Brustbild windet.

Die Viktoria des Westens hält in ihren beiden Händen Lorberzweige, und streckt sie über die Kriegsgenien aus. Zwei von diesen Genien tragen einen Kranz von Obst und Frucht, als Sinnbild des Ueberflusses; die beiden andern reichen der Viktoria einen zerbrochenen Scepter und ein Diadem in Stücken dar.

Im J. 1814 wurde die Arbeit an dem Triumphbogen unterbrochen und erst im J. 1823 wieder aufgegriffen. Damals war das Werk nur bis zur Imposte gediehen. Anfänglich war die Restauration nicht abgeneigt das ganze Werk zu unterlassen. Als jedoch die Intervention in Spanien statt fand, gerieth man auf die Idee, das Denkmal der Republik und des Kaiserthums zur Verherrlichung des Dauphins zu bestimmen. Daraus wurde nichts.

Es war der Zeit nach Julius 1830 vorbehalten, das große Monument seiner Vollendung entgegenzuführen, und wenn Louis Philipp dabei irgend ein Lob verdient, so möchte ich das schönste darin finden, daß er die Idee desselben rein aufgefaßt, durch nichts verunstaltet, und deren Verwirklichung ihrem natürlichen, geschichtlichen Gang überlassen hat. So wie heute der Triumphbogen da steht, ist er nicht ein Denkmal, eine Vergötterung irgend eines Einzelnen, sondern es ist ein mächtiges Gesammtbild des ganzen Kriegsruhmes, der sich über Republik und Kaiserthum entfaltet hatte. Die Individuen haben darin jeder seinen gebührenden Platz, allein kein Einziges, auch nicht die hervorragendste Gestalt des Kaisers, erdrückt die übrigen. Die Zeit der Republik hat ihre republikanischen Insignien und die Inschrift R. F. (République française) auf den Fahnen; auch die ausländischen Namen in der großen Liste der Generale sind beibehalten worden, und sind ihres wohl erworbenen Platzes in der großen Kriegsfamilie unberaubt geblieben. Wir loben diese historische Wahrheit und die Achtung, die man vor der Gerechtigkeit beweist. Es ist dieß an sich nur eine einfache und natürliche Sache, eine Schuldigkeit. Aber nicht Alles, was einfach, natürlich und gerecht ist, geschieht, und man muß sich glücklich preisen, es verkünden zu können, da wo man es antrifft.

Den herrlichsten Eindruck macht das Basrelief rechts vom großen Durchgangsbogen, in der östlichen Mauermasse: der Auszug. Nichts ist kerniger, männlich schöner und ermuthigender als die Hauptgestalt des Kriegers in der Mitte, der den Helm in die Luft schwingt, und seinen jüngern Gefährten umfaßt. Der Künstler hat seinen Gegenstand wohl erfaßt und der Dichtung von Rouget de l'Isle eine würdige Lapidarform gegeben. Der Kriegsgenius drückt ganz die den Gemüthern jener ver-

hängnißvollen Zeit eigne Begeisterung und konvulsivische Energie aus. Wenn man ihn einige Zeit aufmerksam betrachtet, mit seinem weit geöffneten Mund, straffen Armen und ausdrucksvollen Zügen, mit den starren Augen, glaubt man seine Stimme zu vernehmen und ganz unwillkürlich stimmt man die Marseillaise an.

Wie kommt es doch, daß diese Figuren, wie Mann, wie Jüngling, wie Greis entweder ganz nackt, oder aber in römischer Waffenkleidung abgebildet sind. Sind wir nicht im J. 1792 und in wiefern war hier die Nothwendigkeit einer Verunstaltung des geschichtlichen Anzuges begründet?

Die Gruppe links von dem großen Bogen, die Viktoria, welche den Kaiser krönt, ist kälter als die vorige. Zum Theil liegt es in dem Gegenstande der Versinnlichung, zum Theil in der etwas schwerfälligen Bildung dieser menschlichen Figuren. Der Kaiser ist natürlich nicht ähnlich; es gibt keinen ähnlichen Napoleon, oder es gibt deren Millionen, wie man will. Darüber ist man längst gefaßt; etwas starken Kopf, breite Unterkiefer und glattes Haar, das sind die Hauptmerkmale, die man von einer Napoleonsfigur verlangt. Diese Erfordernisse hat er hier, also mag es gehen. Dießmal hat man ihm wenigstens den römischen Kaisermantel gegeben und der erhabenen Viktoria nicht zugemuthet, ein kleines Schulmeisterlein mit dem Siegeskranz zu krönen. Jeder begreift die Dinge nach seinem Maße. Herr Thiers hat dem Kaiser den Ludimagisters-Rock angezogen, und große Reiterstiefel dazu, nebst seiner eigenen Winzigkeit auf dem Absatz des Stiefels.

Eine andere Frage ist: Wird dieser Kaiser so lange dauern, als jener auf der Kolonne! sehr schwerlich. Die Steinmasse ist von dem gelblich-weißen Sandsteine, wie er in den Brüchen von Paris gefunden wird, es scheint mir kaum, daß er den zerstörenden Einwirkungen der Witterung widerstehen könne. Profano sit venia verbo!

Gehen wir nun durch den Bogen durch, und zeigen wir Neuilly den Rücken. Hier haben wir alsdann in dem Basrelief zu unsrer rechten Hand, in der westlichen Steinmasse, den Widerstand und links den Frieden, beide von Eter. Ich möchte diesen Arbeiten, wiewohl von einem ausgezeichneten Künstler herrührend, nicht unbedingtes Lob zuerkennen. Der Jüngling in der ersten Gruppe ist in der Stellung eines Erwartenden, nicht eines Kämpfenden; allerdings soll er nur den Widerstand versinnlichen, allein den streitenden, den thätigen Widerstand, Beweis dessen; um ihn her zeigt sich der Tod und Wunden; seine Haltung aber verräth keinen Kampf und von den Angreifenden gewahrt man gar nichts. Die Hauptfiguren der letzten Gruppe sind zu traurig. Der Krieger, der sein Schwert in die Scheide steckt, sieht aus wie ein resignirtes Opfer, als ob er sich einem harten Schicksal unterwerfe, deßgleichen der Mann rechts, der an der Pflugschar arbeitet; deßgleichen die Mutter. Aber vollkommen gelungen ist der Ausdruck des Kindes, das in seinem Buche liest.

Doch, was bedeutet diese Krittelei einzelner Unvollkommenheiten, die vielleicht andern nicht so erscheinen. Der Werth, die hohe bewundernswerthe Schönheit dieses Werkes liegt in seinem Ganzen, in dem Ebenmaße seiner Theile, in seinem großartigen Charakter. Ich sah es das Letztemal in der Morgensonne; die mächtig langen Alleen auf beiden Seiten dienten ihm als dunkler Grund, auf welchem sich der kühne Bau mit um so größerer Majestät erhob. Geschichtlich ist es schon merkwürdig genug, daß wir in unsrer heutigen, so bürgerlichen, so friedlichen Zeit ein Kriegsmonument vollenden sehen, das Alles beschämt, was die römische Größe und der Pomp eines Ludwig XIV Höchstes und Herrlichstes vollbracht haben. Man denke sich, daß der Triumphbogen de l'Etoile von einer spätern Generation plötzlich entdeckt, man denke sich, daß der Bewohner eines fernen Welttheiles, unbekannt mit europäischer Sitte und Geschichte, plötzlich an den Eingang von Paris versetzt werde und dieses Monument anschaue: welchen unbeschreiblichen Eindruck müßte es ihm machen? Aber auch, wie klein müßten ihm die Menschen daneben vorkommen!

Der Aufsatz fehlt noch. Es ist entschieden, daß irgend Etwas das Monument krönen soll! Was? weiß man noch nicht.

Einfluß des Luftdrucks auf die mittlere Meereshöhe.

Herr Daussy las in der französischen Akademie über diesen Gegenstand eine Abhandlung vor. In einem frühern Aufsatze über die Fluthen an den französischen Küsten hatte der Verfasser bereits den Einfluß des Luftdrucks auf die mittlere Höhe des Meeresstandes angedeutet, und aus einer großen Zahl von Beobachtungen, die er in Brest angestellt hatte, das Ergebniß gezogen, daß, wenn der Luftdruck das Quecksilber in einer Barometerröhre um ein Millimeter steigen macht, der mittlere Meeresstand ungefähr um 14 Millimeter tiefer geht, und man hat demnach an dem durchschnittlichen Meeresstand einen untrüglichen Barometer.

Herr Daussy hat auch in Lorient, Belle-Isle, Nantes und Paimboeuf Beobachtungen angestellt, welche das Obenangeführte bestätigten. Da aber die Winde auf die Höhe des Meeresstandes einen sehr bedeutenden Einfluß haben, so mußte dieser näher bestimmt und in Abrechnung gebracht werden, und man hat bei den hierüber angestellten Untersuchungen gefunden, daß schwache und mäßig starke Winde, ihre Richtung mag seyn, welche sie will, nur unbedeutenden Einfluß auf das Meer äußern, daß dagegen am genannten Ort sehr starke Nord- und Nordostwinde den Meeresstand ungefähr um drei Zoll niedriger machen, und daß derselbe sich bei heftigen Süd- und Südostwinden wieder um eben so viel hebt.

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

(Fortsetzung.)

Um 2 Uhr Nachmittags brach ich nach Pusa Sull auf, das ich am 16ten Mai mit Tagesanbruch erreichte; der Boden war hier fruchtbarer und besser angebaut, als ich ihn bis jetzt noch gesehen. Nachdem ich Bambrewarreh hinter mir hatte, fand ich nur wenig Bequemlichkeit

in einer unwohnlichen Pagode; ich hoffte hier einen Dak zu finden, sah mich aber getäuscht. In der Stadt und auf dem Marktplaz waren viele Käufer und Verkäufer anwesend. In dieser Verwirrung konnte ich nicht einmal einen Ochsenkarren erhalten, um meinen Palankin zu transportiren. Ich befand mich daher in einer höchst widerwärtigen Lage, und fühlte, indem ich auf das Gewühl um mich blickte, tief, daß ich ein Fremdling im fremden Lande sey. Nach Verlauf von ungefähr zwei Stunden schickte mir der Potail 20 bis 30 Bauern, die es in ihrer Lustigkeit für einen Spaß hielten, meinen Palankin bis zum nächsten Dorfe zu tragen, was vielleicht keiner von ihnen jemals noch in seinem Leben versucht hatte. Einer von ihnen bat mich einen Klepper zu besteigen, der neben einem alten Weibe stand, was ich denn auch ohne alle Umstände that. Das arme Weib erhob ein lautes Geschrei um ihr Pferd, und lief bis zum nächsten, drei Meilen entfernten Dorfe hinter uns her. Hier schieden meine Bauern von mir, und ich erhielt nun von Dorf zu Dorf Träger, bis ich nach Sattarah kam — 40 der längsten Meilen meiner ganzen Reise. Mit den Potails hatte ich wie gewöhnlich viel Zank und Streit, bis ich sie bewegen konnte, mir Kulies auch nur auf drei Meilen zu stellen; um sie bei guter Laune zu erhalten, bezahlte ich die ersten, die ich erhielt, im Voraus, dafür aber setzten sie mich im nächsten Dorfe nieder und liefen davon. Zwischen Pusa Suli und Sattarah (40 Meilen) hatte ich nicht weniger als 15 Relais Träger und eben so viel Pferde von den Potails.

Am 16ten mit Tagesanbruch kam ich endlich in die Nähe von Sattarah, wo ich abermals die kriegerischen Töne des Hornes hörte. Ich übergab meinen Palankin der Sorge des Potails im nächsten Dorfe an der Stadt, und wurde von einem Soldaten in die Wohnung des Adjutanten L... geführt, wo ich die herzlichste Aufnahme fand.

Adjutant L... rieth mir den Weg nach Bombay über die Mahabaleischwa-Berge statt über Punah zu nehmen, und seine Beschreibung von den Festlichkeiten, die gerade auf diesen Bergen gefeiert wurden, und von der Schönheit der Scenerie bestimmten mich seinem Rathe zu folgen. Ich will jedoch den Weg über Punah zu Nutz und Frommen anderer Reisenden hier angeben. Der Weg nach Punah führt über Divor, eine sehr schwierige Station von Sattarah aus; von da geht die Straße über Nira-Bridge. Punah kann man in 24 Stunden erreichen, doch muß man sich dann der Sonnenhitze des ganzen Tages aussetzen, weßhalb man besser thut, zu Nira-Bridge den Tag über liegen zu bleiben und lieber zwei Nächte durch zu reisen. Bricht man um 4 Uhr Nachmittags von Punah auf, so kann man um 10 Uhr Morgens nach Panwell kommen. Vor der Einschiffung nach Bombay muß die Fluth abgewartet werden, die sich bei Voll- und Neumond 50 Minuten nach 1 Uhr einstellt.

Nach einem tüchtigen Diner in dem geschmackvoll eingerichteten, mit einer Bibliothek, einem Billard u. s. w. versehenen Bungalow des Offizierskorps brach ich um Mitternacht von Sattarah auf, und begann am 17ten mit Tagesanbruch auf meinem Wege nach den Bergen die Ghauts hinanzusteigen. Ich war entschlossen diese Reise zu Fuße zu machen, um die Gegend besser zu genießen, fand aber bald, daß dieß schwieriger war, als ich vermuthet hatte, denn der Weg lief Zickzack, war sehr schlecht und der Staub unerträglich. Die Scenerie entschädigte indeß reichlich für diese Unbequemlichkeiten; hohe Berge, die Gipfel von Wolken umhüllt, wurden von himmelan strebenden Felsenspitzen weit überragt, und düsterer hie und da zerstreuter Wald, den vielleicht noch nie eines Menschen Fuß betreten, schien der Schlupfwinkel wilder Thiere zu seyn. Je näher ich dem Gipfel kam, um so kühler und belebender wurde die Luft, und das Auge ward plötzlich durch den angenehmen Anblick von Gruppen europäischer Landhäuser überrascht, welche die Gebirgsketten überragten. Ich nahm meinen Weg nach einem Landsitze des Herrn N...., Bohemia genannt, wo ich um 11 Uhr Vormittags anlangte. Die Häuser waren hier sämmtlich von Stein und so ziemlich in europäischem Styl gebaut. Man hat sich seit Kurzem auf die Berge gezogen, weil diese mit Recht als der gesundeste Aufenthalt im westlichen Indien betrachtet werden; die Landhäuser liegen sämmtlich in der Mitte schöner Gärten, in denen Gemüse und Früchte aller Art wachsen, und die gewöhnlich einen Flächenraum von 10 bis 20 Akres einnehmen. In der Nähe steht eine kleine englische Kirche. Das Gebirgsfarrenkraut, das in andern Gegenden Indiens sehr selten ist, wächst hier im Ueberfluß. Auf einer in die Augen fallenden Stelle steht ein Obelisk zum Andenken an Sir Sidney Beckwith.

Zur Zeit meiner Anwesenheit befand sich viel Gesellschaft in den Bergen, und es herrschte ein reges geselliges Leben, das einen schlagenden Gegensatz zu dem einförmigen, abgeschlossenen und ungesunden Aufenthalt in der Ebene unterhalb bot. Hier kann man nach Gefallen spazieren reiten und gehen, und der Jagdliebhaber findet hier Gelegenheit seine Lust am Bison zu büßen, eine Jagd, die jedoch sehr gefährlich ist. Ein junger Kornet war unlängst erst von einem solchen Thiere getödtet worden, das plötzlich aus dem Gebüsch auf ihn losstürzte und mit seinen spitzigen Hörnern ihn mehrere Mal durchbohrte. Dieses Unglücksfalles ungeachtet wird diese Art Jagd dennoch leidenschaftlich betrieben; wilde Katzen und Hyänen sind ebenfalls nicht selten. In der ersten Nacht meines Aufenthalts bei Herrn N.... kam eine Hyäne bis dicht an mein Zelt; Menschen, Hunde und Gewehre waren sogleich in Bewegung, aber das Thier entkam.

Es wurden Zurüstungen zu einem großen Ball gemacht, bei denen mir das Ehrenamt eines Blumisten zu Theil wurde. Alle Zimmer erhielten Ausschmückungen von Blumen, und die Verandah ward in einen Hain von Orangen-, Citronen- und Myrtenbäumen verwandelt. Eine zahlreiche Versammlung junger, schöner Damen bildete jedoch den bei weitem schönsten Schmuck des Balles.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Im Jahre 1834 hat die Pariser Verwaltung in Speisungsanstalten 12,729 Personen unterhalten; in den Spitälern 66,521 Kranke verpflegt; 75,250 Arme in Wohnung untergebracht, und 16,417 Findlinge und 1057 Waisen versorgt. Bei den Kindern kommt auf 4 ein Todesfall. Von den 66,521 Kranken haben 56,862 geheilt oder freiwillig die Spitäler verlassen; 4554 waren am Ende des Jahres noch in Behandlung; 5505 waren gestorben, so daß also etwas mehr als 1 auf 12 kommen. — Die mittlere Dauer des Aufenthalts in den Spitälern betrug im Jahre 1834 $25\frac{1}{10}$ Tag; dieselbe betrug in der vorangegangenen zehnjährigen Periode $40\frac{1}{10}$ Tag. Die täglichen Kosten für einen Kranken sind, wenn man den Durchschnitt von sämmtlichen Spitälern nimmt, ungefähr 1 Franken 65 Centimen.

Den 4ten August war zu Mons das Pflaster mit einer Menge gelber Ameisen bedeckt; die einen hatten Flügel, die andern, die Arbeiterinnen, hatten keine. Sie waren mit einem Mal an allen Theilen der Stadt, ohne daß man sich hätte erklären können, woher sie so plötzlich kamen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. **242.**

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 August 1836.

Ireland im Julius 1836.

(Von C. v. H.)

Im Hafen von Kingston warfen wir Anker und zahlreiche Boote ruderten heran, um uns ans Ufer zu bringen. Aus dem schweigsamen, jedes Geschäft geräuschlos abmachenden England kommend, fiel mir die Aktivität und Lebendigkeit dieser irischen Schiffsleute, die uns und unsere Effekten gleichsam im Sturme in die Nachen hinabtrugen, sehr auf. Wie wuchs aber mein Erstaunen, als die ganze Mauer und die Aufgangstreppe am Landungsplatze mit halbnackten, mit Lumpen weniger als nothdürftig behangenen Menschen übersäet war, die alle mit tollem Geschrei auf uns einstürzten, unserer Habseligkeiten sich bemächtigten und davon rannten. Jeder hatte immer nur ein Stück genommen und bis wir aus dem Schiff treten konnten, war Alles verschwunden. Ich gestehe, daß solche Momente nicht zu den angenehmsten auf Reisen gehören. Weit und breit keine Polizei, kein Mensch, mit dem man sprechen konnte, und nichts als Lumpen in Lumpen. Wir gingen zur Eisenbahn, die uns nach Dublin bringen sollte, um bei den dortigen Beamten Hülfe zu suchen, als wir zu nicht geringer Ueberraschung unsre sämmtliche Habe bei dem kochenden Dampfkessel säuberlich aufgestellt fanden und nun gerne die vielseitig geforderten Trinkgelder spendeten. Aehnliches findet man in Italien oft, allein so ganz aufsichtslos und so ganz ehrlich habe ich doch in keinem Theile der Erde Menschen in Lumpen gefunden, und diese erste Erfahrung über die Ehrlichkeit der Irländer habe ich noch oft Gelegenheit gefunden, als die schönste Seite dieses armen Volkes anzuerkennen. Die Eisenbahn von Kingston nach Dublin ist bis jetzt die einzige mir bekannte, die in Krümmung geht, da sie längs des runden Golfes und zum Theil über einen Damm hinzieht. Man hofft, daß in Zukunft die Schwierigkeiten der krummen Linien für die Eisenbahn keine Hindernisse mehr seyn werden. Wir durchflogen sie in gewöhnlicher Blitzesschnelle, und nun waren wir in dem herrlichen Dublin, einer der schönsten Städte der Welt, mit beinahe 300,000 Einwohnern, mit seinen großen breiten Straßen, die mit Regentstreet und Pallmall wetteifern können, mit seinem Green- und Merion-square, denen London nichts Aehnliches entgegenzusetzen hat, und mit diesen herrlichen Quais am Liffey, und dem Riesenmolo, der weit in den prachtvollen drei Meilen großen Golf hinausragt, und dem grandiosen Zollhause, und dem Trinity-Kollege, der Universität mit ihren vier schönen Höfen und der schönen Bank, wo früher das irische Parlament zusammentrat, der Börse, der Post, und besonders dem Justizgebäude der Four Fourts, welche alle wenig Vorzüglicheres in London finden würden. Die Gasthöfe sind vortrefflich, die Lebendigkeit auf den Straßen außerordentlich, und wenn ich auch die so oft behauptete Aehnlichkeit Dublins mit der Lage von Neapel nicht finden konnte, da ersteres ganz flach, letzteres ganz an Anhöhen liegt, so finde ich dagegen desto mehr Verwandtschaft dieser beiden herrlichen Städte im Leben und Treiben der Einwohner, im Geräusche und der erstaunlichen Lebhaftigkeit derselben und in den frappirenden Kontrasten zwischen höchstem Luxus und der äußersten Stufe menschlichen Elendes. Es ist nicht zu schildern, wie zerlumpt hier die Hälfte der Population herumgeht und herumliegt. Es ist sichtbar, daß die meisten zerlumpten Kleider nicht für ihre gegenwärtigen Besitzer gemacht sind und der Handel abgelegter Kleider bildet einen eigenen Handelszweig aus England und Schottland nach Ireland, so daß man annimmt, daß Millionen Menschen hier ihr ganzes Leben in fremden Lumpen durchleben müssen, ohne je ein neues Kleidungsstück an den Leib gebracht zu haben. Beim Italiener ist mir dieser abgerissene Zustand nie so sehr aufgefallen, da das Halbnackte unter seinem warmen Himmel nicht störend erscheint. Allein in dem nördlichen Ireland sind diese Blößen empörend, und der grausame Spottname Whiteboys, womit die Engländer die armen barfüßigen Pad's bezeichnen, möge hart auf diese tyrannischen Egoisten zurückfallen. Alle Gegensätze berühren sich in diesem unglücklichen Lande, und so hatten wir denn auch Gelegenheit die ganze schöne Welt Dublins im Rotundagarten beisammen zu finden, der von der einen Seite von einem Asyle verkrüppelter Menschen eingefaßt ist, und auf seinen grünen Terrassen den Blumenflor der mit den englischen Edelfrauen an Schönheit und Anmuth wetteifernden Irländerinnen wiegt, während das Elend ringsum gräßlich aus den zerbrochenen

Fenstern des Hospitals auf diesen frevelnden Gegensatz herab hohnlacht.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die militärische Benützung der Eisenbahnen.

(Schluß.)

Auf welche Weise der Verfasser zu diesen Endresultaten gelangt ist, wollen wir hier beispielsweise mit den Punkten Nr. 3, 4 und 5 zeigen.

Hiebei hat er die Verhältnisse der Liverpool-Manchester-Bahn zu Grunde gelegt, weil von dieser die Leistungen und Einrichtungen am bekanntesten sind, und namentlich deren Lokomotive als die vollkommensten anerkannt werden. Er ermittelt zunächst, wie viele Truppen mit den dort wirklich vorhandenen, wegen der äußerst bedeutenden Frequenz dieser Bahn sehr reichlichen Transportmitteln in einem Tage fortgeschafft werden können, und reducirt das erhaltene Maximum sofort auf Deutschlands Verkehrsverhältnisse.

Nach den Rechnungsabschlüssen der Liverpool-Manchester-Bahn werden auf derselben täglich 21 Personenfahrten und 15 Güterfahrten gemacht, damit 1300 Personen und 9920 Centner Güter einmal durch die Bahn bewegt, und es macht jede dienstfähige Lokomotive drei solcher Fahrten. Eine von diesen Fahrten ist indessen ein Rückweg, und daher für den vorliegenden Zweck nicht in Ansatz zu bringen; es ist vielmehr nothwendig, da hier bloß von der Bewegung in einerlei Richtung die Rede ist, daß zu drei vollen Fahrten noch drei leere hinzugerechnet werden.

Die Durchschnittszahl der täglich transportirten Reisenden beträgt, wie erwähnt 1300, oder 62 Personen auf jede Fahrt. Da jedoch ein Reisender mehr Bequemlichkeiten in Anspruch nehmen dürfte, als der Soldat, auch häufig mehr Gepäck bei sich führt, als dieser, so kann man annehmen, daß statt zweier Reisenden drei Infanteristen mit Gepäck fortgeschafft werden können. Die Leistungen der 21 Personenfahrten auf der Bahn betrügen demnach 1956 Mann, die Einer Personenfahrt 93 Mann. Wenn man nun die Lokomotiven für die Güterfahrten denen für die Personen gleichstellt, so können durch die 15 Güterfahrten, welche täglich über die Bahn gehen, nach demselben Verhältnisse noch 1393 Mann, oder durch sämmtliche Mittel der Liverpooler Bahn täglich 3543 fortgeschafft werden.

Selbst die Infanterie ist aber in freiem Felde nur als schlagfertig anzusehen, wenn sie eine gewisse Zahl Reitpferde für die Offiziere und einiges Attirail bei sich führt, das etwa 1440 Centner Gewicht für ein Infanterieregiment von 3000 Mann betragen dürfte.

Wie oben bemerkt worden, fördert man durch 15 Fahrten 9920 Centner, mithin durch 3 Fahrten 1984 Centner.

Da die obigen 1440 Centner nun aber nicht centnerweise verpackt werden können, sondern aus Menschen, Thieren und Fahrzeugen bestehen, auch für die Brigaden- und Divisionsstäbe eine Anzahl Pferde hinzukommen müßte, so wird man ziemlich begründet annehmen dürfen, daß drei Fahrten zur Fortschaffung jener Pferde, Wagen ꝛc. erforderlich seyen. Demnach würden drei von den oben berechneten 36 Personenfahrten in Abrechnung kommen müssen, mithin auch nur 1/12 weniger an Mannschaften, das ist 3061 Mann, bewegt werden können. Dieß ist etwa die Stärke eines Infanterieregiments mit Einschluß der Offiziere, und es stellt sich sonach als Maximum heraus: daß mit den Mitteln der Liverpooler Bahn in einem Tage ein solches Regiment von Manchester nach Liverpool transportirt werden könne.

Dabei darf man aber nicht außer Acht lassen, daß dieses Regiment, nicht gleichzeitig abgehen und ankommen kann, weil dieselben Lokomotiven mehrere Fahrten machen müssen, um den hier ermittelten Effekt hervorzubringen. Wenigstens wird der Transport daher in drei Echellons zerlegt werden müssen, mithin Ein Bataillon das Maximum seyn, was mit den hier angenommenen Mitteln auf Einmal bewegt werden kann. Eine Lokomotive braucht, um den Weg einmal zurückzulegen, 1½ Stunden, und muß hierauf 2—3 Stunden ruhen, um sie abzukühlen, einzuschmieren, von Neuem mit Wasser und Kohlen zu versehen, und genau zu revidiren, was zur Vermeidung von Unglücksfällen durchaus erforderlich ist. Es müssen daher von dem Augenblick der ersten Abfahrt wenigstens vergehen: für den Hin- und Rückweg drei Stunden, für die beiden Ruhezeiten fünf Stunden, im Ganzen also acht Stunden Unterschied zwischen dem Abgange des ersten und zweiten Echellons.

Wendet man dieses Ergebniß auf größere Entfernungen an, und setzt voraus, daß die Summe der zur Beförderung nöthigen Maschinen und Wagen in geradem Verhältnisse mit der größeren Länge der Bahn vermehrt würde, so gibt es zwei Fälle für die Betrachtung des Truppentransportes auf dieser; nämlich erstens, daß die Bahn in Stationen zerlegt sey von der Länge der Liverpooler Bahn, und am Ende einer jeden solchen Station die Truppen die Maschinen und Wagen wechseln; oder zweitens, daß alle Wagen von der ganzen Bahn, am Anfangspunkt vereinigt, in einer Kolonne die ganze Bahn durchliefen, und zum Empfange des neuen Transportes auch wieder gemeinschaftlich zurückkehrten. In dem erstern Falle würden drei Echellons von ein Bataillon Stärke mit acht Stunden Distance täglich in Bewegung gesetzt werden können. Sie würden die jedesmalige Entfernung von 6½ Meilen in 1½ Stunden zurücklegen, und auf der Station zum Absteigen, zum Befriedigen der Bedürfnisse, Wiederaufsteigen ꝛc. eben so viele Zeit erforderlich seyn. Das erste Bataillon würde mithin in 24 Stunden acht Stationen von der angenommenen Länge, das ist 52 Meilen auf der Eisenbahn; und da eine solche wegen der Zufälle des Terrains stets mehr Umwege als eine Straße machen muß, etwa 49 Meilen, das ist zwei Meilen in der Stunde, im Vergleich zu dem zu durchlaufenden gewöhnlichen Wege machen. Das zweite Echellon würde in acht Stunden folgen u. s. w. In acht Tagen und 16 Stunden würden also 24 Echellons oder 24 Bataillone am Endpunkte der Linie angelangt seyn.

Wird dagegen die Bahn zu acht Stationen von der Länge der Liverpooler angenommen, und man wollte so viele Truppen als möglich auf einmal transportiren, man brächte daher sämmt-

liche Maschinen und Wagen an den Anfangspunkt, so könnte man zugleich acht Bataillone auf die Bahn bringen. Es würden dieselben in $1^1/_2$ Stunden eine Station durchlaufen und zur Revision der Maschinen ꝛc. wie in Liverpool $2^1/_2$ Stunden ruhen müssen; dieß gibt für acht Stationen 12 Stunden, und für sieben Ruhezeiten 18 Stunden, zusammen 30 Stunden für die Ankunft der Tête am Endpunkte. Eine solche Kolonne würde indeß mindestens aus 12mal 8 oder 96 Lokomotivzügen bestehen, von denen jeder zwar nur 45 Schritte lang wäre, von dem nächstfolgenden aber 600 Schritte abbleiben müßte, wie dieß in England Gesetz ist, und auch hier beibehalten werden muß. Dadurch würde die Kolonne $6^1/_6$ deutsche Meilen lang werden, ein Umstand, der wichtig genug erscheint, um von dieser Art des Transportes abzusehen, wenn man erwägt, daß man sich mit einer Kolonne von dieser Länge durch ein 52 Meilen langes Defilee bewegen soll, aus dem man nicht eine Hand breit zur Seite weichen darf, und in welchem ein zufällig herabgefallenes Gewehr, ein Tornister, die an einer unglücklichen Stelle auf dem Bahngeleise liegen bleiben, die nächste Maschine zum Umsturze bringen und die ganze Kolonne aufhalten können. Ja, es ergibt diese Betrachtung, daß es selbst bei der zuerst angenommenen Art des Transportes in Echellons, wo ein jedes derselben dreiviertel Meilen lang wären, noch zweckmäßig seyn dürfte, dieselben in mehrere kleinere zu zerlegen, wodurch zugleich die Zeit beim Uebergange von einer Stationslänge zur andern noch abgekürzt, und die in 24 Stunden zu durchlaufende Meilenzahl noch vergrößert werden dürfte.

Wenn man daher bei dem erstern Resultate stehen bleibt, wonach 24 Bataillone in acht Tagen und 16 Stunden einen Weg von 48 Meilen zurücklegen können, so wäre dieß an sich allerdings ein bedeutender Vortheil, da sie marschirend hiezu, den Tag, inklusive der Ruhetage, zu drei Meilen, 16 Tage bedürfen würden.

Dabei darf aber nicht außer Acht gelassen werden, daß diese Annahme ein Maximum für die Leistungen der Eisenbahnen ist, zu welchem man gelangte, indem man annahm: daß die Lokomotiven mehr leisten und dauerhafter seyn sollten, als dieß auf der Liverpooler Bahn der Fall ist; daß die auf jener Bahn verwendeten Kräfte sich in demselben Maße auf deutschen Bahnen befinden sollen, während die kühnsten Projektenmacher bei uns nur ein Drittel von der dort statt findenden Frequenz für ihre Bahnen berechnen, mithin auch wohl nur in demselben Verhältnisse die Zahl der Lokomotiven ꝛc. zu erwarten stünde, und daß endlich die Schwierigkeiten, welche durch Einrichtung der Wagen für den Transport der Truppen ꝛc. entstehen könnten, so wie diejenigen unberücksichtigt geblieben sind, die bei solchen bedeutenden Transporten entstehen möchten, wenn die Bewegung Tag und Nacht durch fortgesetzt wird, wie hier angenommen ist.

Reduzirt man diese Annahme auf die deutschen Verkehrsverhältnisse, so wird man wohl noch immer ein vielleicht nicht zu erreichendes Maximum erhalten, wenn man die Transportkräfte nur zu einem Drittheil von dem veranschlagt, wozu sie hier angenommen werden, und wonach mithin nur acht Bataillone in acht Tagen und 16 Stunden 48 Meilen zurücklegen können; 24 Bataillone aber 24 Tage und 16 Stunden dazu brauchen würden, also in Reisemärschen 9 Tage früher an ihrer Bestimmung einträfen, als mit Lokomotiven auf Eisenbahnen.

Auf gleiche gründliche Weise untersucht der Verfasser auch die Schwierigkeiten des Transportes für Reiterei und Geschütz, und gelangt endlich zu den oben angegebenen zwölf Hauptresultaten.

Die Insel Pianosa.

Die toscanische Insel Pianosa mit ihrem zwar fruchtbaren, aber seit Jahrhunderten verwahrlosten Boden ward von dem königlich preußischen Konsul Stichling zu Livorno im Laufe des vorigen Jahres von der großherzoglichen Regierung von Toscana zum Behufe der Kolonisirung auf Aktien in Erbpacht genommen. Um die Verhältnisse dieser Insel mehr bekannt zu machen, hat Herr Alfred Reumont das große geographisch-statistische Werk über die italienischen Staaten von dem Florentiner Zuccagni-Orlandini benutzt, und eine gedrängte Beschreibung der Insel und ihrer Hülfsquellen, nebst einigen Notizen über diejenigen Arbeiten gegeben, welche fürs erste zum Zweck des Wiederanbaues dieser Insel vorzunehmen wären. Da die eben erschienene kleine Schrift den wenigsten unserer Leser zu Gesicht kommen dürfte, so theilen wir das Wissenswertheste derselben hier im Auszuge mit.

Die Insel Pianosa, im toscanischen Archipel, liegt zwischen Elba, Monte-Cristo und Corsica, unter dem 27° 45′ 50″ Länge und 42° 35′ 45″ Breite. Ihr Umfang beträgt etwa 15 toscanische Miglien, ihre Bodenfläche $5^2/_3$ Miglien; ihre geringste Entfernung von Elba 9 Miglien, während die Ueberfahrt von einer Insel zur andern sich wenigstens auf 15 beläuft.

Die Pianosa des tyrrhenischen Meeres, wie jene des adriatischen, welche zur Gruppe der Tremiten oder diomedeischen Inseln gehört, und aus einem unbewohnten Felsen besteht, erhält ihren Namen von ihrer ganz ebenen, je nach der Mitte zu etwas gesenkten Oberfläche. Auf dem ganzen Eilande findet sich nur ein Hügel, Gian Filippo genannt, von dessen Spitze man eine weite Aussicht auf das Meer genießt, nebst einigen andern unbedeutenden Erhöhungen, eine an dem Ort La Grotticoscia, eine andere bei La Querce gelegen. Der alte Name der Insel, Planasia, oder Planesia, hatte gleichen Ursprung.

Zu einer beträchtlichen Höhe steigt dieß flache Land über den Meeresspiegel empor; die Küsten sind unzugänglich, ausgenommen von der Seite des Hafens und der Darsena, so wie vom Strande von S. Giovanni und del Marchese her. Letzterer ist indessen sehr gefährlich. Die Kalkformation ist die vorherrschende; der erdige Theil besteht aus Tuff und Mergel, worin der Kalk vorherrscht. Travertin bildet den Hauptbestandtheil des festen und felsigen Erdreichs. An einigen Stellen findet man auch Thon, der den Boden minder locker macht. Auch unter den Lagen des conchylienhaltigen kohlensauren Kalks, auf die man bei dem Brunnen, La Botte genannt, stößt, findet man viel gewöhnlichen Töpferthon. Der Hügel Gian Filippo besteht zum Theil aus gewöhnlichem Marmor. Der Travertin ist über das ganze Eiland verbreitet; hie und da findet man auch eine Art Granit, woraus man in neuerer Zeit sehr gute Mühlsteine macht. Irrig ist die Annahme, daß sich auf der Insel verschiedene kostbare Marmor- und Granitsorten

vorfinden. An den Ueberbleibseln, die man für die von Thermen hält und die an der Landspitze del Bagno liegen, sieht man Reste von netzförmigen Marmorarbeiten; wahrscheinlich wurden diese von den Römern dahin geschafft.

Außer einer außerordentlichen Menge von Oelbäumen, welche jetzt zum Theil wild sind, aber von ehemaligem Anbau zeugen, wachsen auf der Pianosa der Erdbeerbaum (arbutus unedo), der Mastixbaum (Pistacia lentiscus), die Steineiche (Quercus ilex), der Johannisbrodbaum (Ceratonia siliqua), der Stinkbohnenbaum (Anagyris fœtida), der Sevenbaum (Juniperus sabina), der Rosmarin, ferner sehr dicke Meerzwiebeln und Lauch in ungeheurer Menge u. s. w.

Ehemals gab es auf der Insel sehr viele Hasen, die aber allmählich selten geworden sind. Nicht gering ist die Zahl der Feldmäuse, man kann sie jedoch mit leichter Mühe vernichten. In den gewöhnlichen Durchzugszeiten findet man eine Menge Wachteln, Lerchen, Krammetsvögel, Schnepfen. Hie und da weilet auch der Kranich hier. Unter den Wasservögeln verschiedener Gattungen kommt die Gans am häufigsten vor.

Das Klima der Insel ist milde und äußerst gesund. Ihre flache Form könnte der Vermuthung Raum geben, als wäre sie den Winden sehr ausgesetzt, und als müsse sie darunter leiden. Dieß ist indessen nicht der Fall. Der Nordwestwind (Maestrale), der Westwind und Südwest (Libeccio) stürmen zwar heftig gegen die Westküsten an, werden aber von den hohen Klippenmassen abgehalten; der Nord (Tramontana) und der Nordostwind (Greco levante) wehen niedrig und gelangen kaum zum äußersten Saum der Ostküste; der Scirocco ist niemals sehr heftig.

Trinkwasser fehlt der Insel nicht, denn außer verschiedenen Brunnen hat sie auch einige Quellen. Einer der Brunnen, die alle bis zu einer Tiefe von mehr denn 25 Braccien in Kalkstein ausgehauen sind, befindet sich in der Nähe des Forts und wird auch von den Soldaten benutzt. Das Wasser dieser Brunnen ist zwar nicht gerade vortrefflich, aber vollkommen trinkbar.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

(Schluß.)

Nur ungern verließ ich nach einem Aufenthalt von vier Tagen diesen reizenden Ort in den Mahabaleischwa-Bergen, und trat meine Reise am 20sten um 4 Uhr Nachmittags wieder an, von Herrn B.... einem der besten und kühnsten Jäger in Indien, zu Pferde begleitet. Er gab mir das Geleite bis an die Gränze der Ghats, mitten unter Staubwolken und einem Hagel von Dingen aller Art, welche die auf den Bäumen zerstreuten Affen nach uns warfen. Eine prächtige Aussicht auf das Meer breitete sich jetzt vor mir aus; die wohlbebauten Thäler unterhalb glänzten im herrlichsten Grün; ein starkes Fort hing am Rand eines gähnenden Abgrundes, und rauhe Felsen ragten weit über die angränzende Ebene empor. Seitwärts der Straße waren furchtbare Abgründe, so daß mir oft schwindlich wurde, wenn ich in die grausige Tiefe zu meinen Füßen hinabblickte; ein einziger falscher Tritt meiner Träger hätte uns vernichtet. Wir kamen jedoch glücklich in die Ebene hinab.

Bald nach Sonnenuntergang traf ich in Maha ein. Dieser Ort liegt an den Ufern des Banent und ist das Depot für Militärbedürfnisse, so daß viel Leben und Betriebsamkeit da herrscht. Die heiße, drückende Temperatur der Ebene fiel gegen die erfrischende Gebirgsluft unangenehm auf. Das ganze südliche Concan ist seines heißen Klima's wegen bekannt, und die langen Reihen kahler, sonnenverbrannter Felsen machen einen unangenehmen Eindruck. Mitten in der Nacht kamen wir am Saum eines unermeßlichen Dschengelwaldes an, dessen geheimnißvolles Dunkel wir mit leuchtenden Fackeln betraten; dieser Wald lag ungefähr halbwegs zwischen Maha und Indapur. Wir kamen glücklich durch, und langten am 21sten in Indapur an; hier fand ich treffliche neue Straßen von Nagutna bis zu den Bergen. Gegen Mittag kam ich nach Nagutna, ein räucheriges, verfallenes Dorf. Ich blieb im Bungalow, und vertrieb mir die Zeit damit, daß ich in dem Notizenbuch blätterte, das sich da vorfand. Ich stieß hier auf die sehr interessante Beschreibung eines Angriffes eines Tigers auf das Pferd des Herrn Wilson, eines geachteten Missionärs, der ungefähr sechs Wochen vor mir durch den Wald ritt. Er war eben ein wenig voraus, als ein ungeheurer Tiger gegen sein Pferd sprang, und, sein Ziel verfehlend, sich im Gebüsch verlor. Herr Wilson kehrte zu seiner Gesellschaft zurück, und kam mit dieser ohne weitere Gefahr durch den Wald. Das Dorf Nagutna steht am Ufer eines Flusses, an der Bombay gegenüberliegenden Küste. Es bildet eine Art Waarenlager für die zwischen Bombay und dem südlichen Concan hin und her reisenden Kaufleute. Reisende, welche nach Bombay gehen, müssen sich ein Boot vorher von Bombay bestellen, was ich denn ebenfalls nicht unterließ, und nach einigen Tagen das gewünschte Fahrzeug erhielt.

Um 11 Uhr Nachts nahm ich Abschied von der großen indischen Halbinsel, und reiste mit der Aussicht ab, meine Freunde in Bombay bald wieder zu sehen. Wir fuhren die ganze Nacht die Krümmungen des Flusses hinab dem Meere zu, das wir mit Tagesanbruch erreichten. Da Wind und Fluth uns entgegen waren, so gingen wir auf der Höhe von Carandschah Bunder vor Anker, und setzten die Fahrt erst wieder fort, als die Umstände es erlaubten. Um 2 Uhr Nachmittags betrat ich den Boden von Bombay. Den Aufenthalt ausgenommen, hatte ich in 10 Tagen und 10 Nächten eine Reise von nahe an 800 englischen Meilen zurückgelegt. Ich befand mich vollkommen wohl, nur hatte ich 15 Pfund an körperlichem Gewicht verloren. Von Herzen wünsche ich, daß Alle, die nach mir die Reise durch die indische Halbinsel unternehmen, keinen größern Verlust erleiden.

Vermischte Nachrichten.

Französische Journale gaben folgendes Verzeichniß der Israeliten, welche in Frankreich ausgezeichnete Stellungen einnahmen: ein Generallieutenant, 30 Offiziere aller Waffen, 18 Advokaten, 27 Aerzte, 5 Gelehrte, 5 Notare, 5 Sachwalter, 6 Professoren an den großen öffentlichen Unterrichtsanstalten, 12 Chefs großer industrieller Unternehmungen, 2 Bankiers (Freiherren), 1 Deputirter, und endlich ein Mitglied des Instituts — die größte Auszeichnung, die bis auf den heutigen Tag einem Israeliten sey's in Frankreich oder im Auslande bewilligt ward.

Man zählt bereits 31 vollständig wiederhergestellte Grabmäler von Königen, Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen in den Grüften der Kathedrale von Saint-Denis; 25 sind noch herzustellen, um die Gesammtreihe von Chlodwig bis auf Heinrich IV voll zu machen. Von diesem König an bis auf Ludwig XVIII müssen die Grabmäler noch gemacht werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 243.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 August 1836.

Unregelmäsige Reiterei der Engländer in Indien.

Außer den zehn Regimentern leichter Reiterei in Bengalen gibt es noch vier oder fünf Regimenter sogenannter unregelmäßiger oder Lokalreiterei. Die Engländer fanden solche schon als fliegende Truppen vor, und hatten in ihren Kriegen mit den eingebornen Fürsten viel von ihnen zu leiden. Freilich waren sie im Ganzen mehr lästig, als daß sie eigentlichen Schaden gethan hätten, manchmal aber boten sie doch auch eine keineswegs verächtliche Frontlinie dar, hielten das Vorrücken der Engländer auf, und hinderten stets den Marsch. Diese Art Kriegführung scheint zu den Gewohnheiten des nordindischen Stammes völlig zu passen, und die indischen Pferde sind auch zu diesem Dienst ungemein geeignet, denn die ächte einheimische Race kann unglaubliche Strapatzen ertragen. Tage und Wochen lang tragen sie ihre Reiter mit den Pentsch Ittihar oder fünf Erfordernissen, d. h. dem Säbel, Luntengewehr, Schild, Lanze und Sattel täglich 50—60 engl. M. weit. Nur die außerordentliche Sorgfalt, mit der das Pferd von dem Eingebornen behandelt wird, macht es fähig, die großen Anstrengungen zu machen, ohne daß es darunter leidet; im Augenblick, wo der Reiter absteigt, fängt er an, so ermüdet er selbst auch seyn mag, sein Pferd tüchtig abzureiben, was dessen ermattete Glieder außerordentlich stärkt, und es in den Stand setzt, tüchtig zu fressen und gesund zu schlafen. Dieß thun die Mahrattenweiber für ihre Ehemänner, und die an keinen Stall gewöhnten Pferde gedeihen an dem Pfahl, an den sie angebunden sind, mit einem oft sehr schmalen Futter besser, als die wohlgefütterten, aber von den lässigen Dienstboten nicht so gut abgeriebenen Pferde der Europäer.

Als die Engländer festen Fuß in Indien faßten, nahmen sie diese bei den Patans und Mahratten sehr beliebte Kriegsweise gleichfalls an, und hoben 8 Regimenter jedes von etwa 600 Mann aus. Ein Kapitän im regelmäßigen Dienste erhielt den Befehl über ein solches Regiment, und ihm wurden zwei Subalternoffiziere beigegeben, von denen einer die Dienste als zweiter Befehlshaber, der andere die eines Adjutanten versah. Außerdem befand sich von Europäern nur noch ein Militärarzt dabei; und der innere Dienst der Regimenter blieb also ganz in den Händen der einheimischen Offiziere. Die Mannschaft erhielt einen fixirten Sold von monatlich 20 Rupien, wofür sie sich ihre Gesammtausrüstung nebst ihren Pferden selbst anschaffen und unterhalten mußte. Da indeß viele dieser Soldaten das nöthige Geld für Pferde und sonstige Ausrüstung nicht aufbringen können, so leiht ihnen der Offizier diese Gegenstände gegen die Hälfte des Soldes oder 10 Rupien monatlich, wodurch die einheimischen Offiziere, welche sich damit befassen, viel Geld verdienen.

Diese Truppe hat auch Uniform, die jedoch von der der europäischen Soldaten, so wie der regelmäßigen Sipahi's gänzlich verschieden ist, und mehr den leichten fließenden Gewändern der Perser gleicht; sie besteht aus einem langen, bei einigen Regimentern gelben, bei andern rothen anliegenden Rock, einem Paar mäßig weiter Pumphosen, einem Shawl als Gürtel und einem Stahlhelm oder spitzigen Mütze. In den letzten Jahren wurde die Anzahl der Regimenter von 8 auf 5 reducirt, und der nur auf Verminderung des Militärs bedachte Lord Bentinck hatte im Sinne, sie gänzlich aufzuheben. Die Entlassung von drei Regimentern war ein vorläufiger Schritt, aber der allgemeine und lebhafte Widerstand der Lokalbeamten gegen die gänzliche Abschaffung einer so nützlichen Truppe nöthigte den Generalgouverneur von seinem Plane abzustehen. Die Soldaten dieser Regimenter unterstützen nämlich die Civilgewalt als berittene Polizei, in welcher Eigenschaft sie Suwars (Reiter) genannt werden; manchmal werden sie auch zum aktiven Dienst berufen und eines dieser Regimenter zeichnete sich im birmanischen Feldzug ehrenvoll aus. Wenn sie mit der Armee ins Feld ziehen, erhalten sie auch Pensionen, eine von ihnen sehr werth geachtete Anordnung, denn sie fühlen recht gut den Vortheil, nicht mehr wie ein unnützes Werkzeug zur Seite geworfen zu werden, wenn Alter und Krankheiten sie dienstunfähig gemacht haben. Als Polizeitruppe leisten sie die wichtigsten Dienste nicht nur durch die ungemein rasche Verfolgung der Verbrecher, sondern auch durch die Verhinderung von Verbrechen, da sie durch die Gewißheit einer augenblicklichen und selten ihr Ziel verfehlenden Verfolgung einen großen Schrecken erregt haben:

so trugen sie zur Unterdrückung des Thugs ungemein viel bei. Kleine Detaschements aus einem einheimischen Offizier und wenigen Mann bestehend, thun auf allen Civilstationen Dienste, und man vermehrt ihre Anzahl so oft man es für nöthig erachtet.

Dieselbe strenge militärische Ordnung, wie bei der regulären Sipahi-Armee, verlangt man von dieser Truppe nicht. Sie haben ihr eigenes Exercierreglement, in welchem manche der ermüdenden Details ausgelassen sind, die man zur Erhaltung der Disciplin bei andern Truppen für nöthig hält; indeß sind sie vortreffliche, gewandte Reiter, sie springen im vollsten Jagen des Pferdes ab und wieder auf, und treffen eine Bouteille mit nie fehlender Sicherheit mit ihrem Luntengewehr, das der eingeborene Indier trotz seiner Plumpheit wie ein Spielzeug handhabt. Da das Gewehr nur kleine Kugeln schießt und einen sehr langen Lauf hat, so trägt es viel weiter als die gewöhnlichen Musketen, denn man weiß Beispiele, daß es auf die Entfernung von 800 Schritt noch verwundet hat. Nicht minder gewandt ist der indische Reiter mit dem Speer und dem Säbel, in welch letzterer Waffe er jedoch unter den Engländern nicht nur gleich geübte, sondern auch überlegene Leute findet, da er sehr selten sich auf die Finten versteht, und sich dabei gewöhnlich bloß gibt.

Manchmal erscheinen sie in vollem Ringelpanzer, gewöhnlich aber bestehen ihre Schutzwaffen nur in einem Kaskette von polirtem Stahl, und Sturmband und Handschuhe sind mit dergleichen Schuppen belegt, doch tragen sie dieselben außer im Kriegsdienste selten. Ihre Pferde sind bei Revuen und feierlichen Gelegenheiten mit allerlei Flitter aufgeputzt und sonst seltsam ausgestattet, denn die Schweife der Pferde sind mit Mhendy gefärbt, *) und Sterne und Halbmonde auf die Stirne und Rücken derselben gemalt. Namentlich die Offiziere zeigen bei solchen Gelegenheiten ihren Reichthum: ein Federbusch mit Goldbehängen ragt über die Stirne empor, der Kopfschmuck ist mit reichen Buckeln verziert, und die Brust ist mit einer Menge Zierathen theils blauen Korallen, theils silbernen Kapseln mit Amuletten gegen das böse Auge behängt. Das beste Mittel gegen alle Arten von T'habba oder Zauberei besteht aus Tigerklauen in Gold oder Silber eingefaßt und um den Hals gehängt. Einige dieser Schutzmittel scheinen wesentlich und fehlen daher nur bei wenigen Pferden der Soldaten.

Diese sind meist Muhammedaner, oder eingeborne Indier aus dem Stamme der Patans; doch finden sich auch einige Radschputen darunter, und stets muß beim Eintritt in das Korps Zeugniß beigebracht werden, daß sie von angesehener Familie sind, denn sie halten ausnehmend auf den Adel ihres Stamms. Die europäischen Offiziere, die man, wenn sie einmal von der Sonne gebräunt sind, kaum mehr von den Eingebornen unterscheiden kann, sind meist vortrefflich beritten, entweder mit englischen Pferden, oder mit ächten Arabern oder Persern.

*) Diese Farben brauchen auch die Damen, um die innere Hand und die Fingerspitzen rosenfarb zu färben.

Ireland im Julius 1836.

(Fortsetzung.)

Wie wenige Ausländer hieher kommen, mußte uns an der Aufmerksamkeit auffallen, welche wir in den Straßen Dublins so wie später auf unserer Reise ins Innere des Landes erregten. Ein Schnurrbart, ein etwas auffallendes Aeußeres, besonders aber die fremde Sprache sind hinlänglich, um alle Augen nach dem Fremden zu richten. Das Philisterthum eines deutschen Landstädtchens ist großartig gegen die Neugierde, mit welcher man hier jedes exotische Menschenkind verfolgt, und schon im südlichen England hatten wir in einigen kleinern Städten förmliche Zusammenläufe veranlaßt, was uns begreiflich vielen Stoff zum Lachen gab. Im Rotundagarten ging dieß nun so weit, daß einige Herren, die Damen am Arme führten, uns geradezu ansprachen und uns sehr artig fragten, welcher Nation wir zugehörten, worauf wir denn, wie eingeführt, von allen Seiten mit der zuvorkommendsten Weise behandelt wurden. Der Engländer begnügt sich mit der bloßen Contemplation, der Irländer muß wissen, wen er vor sich hat, und dieß führte mich später in keine kleine Verlegenheit, als wir am Jahrestage der in Ireland von den Orangisten alljährlich hoch gefeierten Befreiungsschlacht an der Boyne, welche dem Feldherrn Grafen Schomberg das Leben gekostet, in Armagh ankamen, und einer meiner Reisegefährten, ein muthwilliger junger Mensch, sich ohne mein Wissen den Spaß gemacht hatte, mich für einen Enkel dieses Generals auszugeben. Es blieb mir nichts übrig, als die mir übertragene Rolle auszuspielen und die Einladung einer Deputation, bei der Prozession der Orangisten eine Fahne zu tragen, gutwillig anzunehmen. Zwei rasche Postpferde entrissen mich noch zu rechter Zeit diesem gefährlichen Lanziersgeschäfte, wobei ich leicht das Schicksal meines präsumtiven Ahnherrn etwas zu täuschend hätte nachahmen können, da es hier, wie bei allen solchen Gelegenheiten in Ireland, zu blutigen Köpfen kommen mußte, wenn nicht die Prozessionen selbst untersagt worden wären. In Ländern, die wie England mit der ganzen Welt in Verbindung sind, muß eine solche kleinliche Neugierde befremden, und dient als Beweis, wie wenig England von Fremden besucht wird. Allein die Engländer selbst haben wieder vor Ireland eine unüberwindliche Scheu, die im Grunde auf Furcht basirt und die Ursache ist, weßhalb dieses Land von seinen Beherrschern selbst so falsch beurtheilt und behandelt wurde. Der Engländer, der in Ireland reist, träumt nur von Halsabschneiden und Plündern, was Wunder also, wenn mancher Fremde sich dadurch abschrecken läßt, in das Innere dieses interessanten Landes zu gehen. Und doch ist es gewiß, daß man nirgends sicherer reisen kann, als gerade in diesem so verrufenen Lande, und eben so gewiß ist es, daß in London in Einem Tage mehr gestohlen und gemordet wird, als in Ireland oft in einem ganzen Jahre. Der Irländer ist ehrlich, offen, gesprächig, aber leichtsinnig und hat mit dem Neapolitaner wieder das gemein, daß er nicht arbeitet, so lange er etwas hat, wobei ihm Kartoffeln, so wie dem Neapolitaner Apfelsinen genügen. Hat er gar nichts mehr, dann ist er gleich

diesem der beste fleißigste Arbeiter, und da er zu Hause selten Arbeit findet, so geht er nach England und wird dort sehr gesucht und gut bezahlt. Man sieht Tausende dieser armen Irländer auf den englischen Wiesen und Feldern, sie gewöhnen sich dort an regelmäßigen Erwerb, und hierin liegt ein Hauptgrund der allmählich fortschreitenden Verbesserung der irischen Zustände.

Offenbar ist der Charakter und das Bedürfniß des Irländers in England noch immer nicht gehörig erkannt und die Abneigung gegen den Papismus, von dem sich selbst aufgeklärte Engländer nicht losmachen können, gründet sich auf die unüberwindliche Furcht vor dem Einflusse des Papstes und die beabsichtigte Präponderanz der katholischen Kirche. Man muß dieses Vorurtheil, das mit dem Engländer aufgewachsen ist, beständig vor Augen halten, um begreifen zu können, wie eine so erleuchtete denkende Nation durch eine für unsere Tage zur Chimäre gewordene Glaubensmacht zu solch' blindem Hasse, zu solch' unnatürlicher Mißhandlung ihrer unterdrückten Mitbürger sich bewegen lassen kann, und wenn O'Connell kein anderes Verdienst hätte, so müßte man ihm doch das zugestehen, daß es seiner Beharrlichkeit gelang, das Vorurtheil gegen sein bedrängtes Vaterland größtentheils besiegt, und eine Sympathie mit ihm in dem englischen Volke hervorgerufen zu haben, die, einmal Wurzel gefaßt, so leicht nicht mehr ausgerottet werden kann, und die im Bunde mit Rechtlichkeitssinn und Menschlichkeit über kurz oder lang zu dem schönen Resultate einer innigen Verschwisterung beider Nationen führen muß.

So wenig man nun behaupten darf, England zu kennen, wenn man bloß in London war, so wenig findet man einen genügenden Maßstab zur Beurtheilung von Ireland durch einen Besuch Dublins. Fast alle Hauptstädte schließen die Gegensätze von Reichthum und Armuth, von Laster und Tugend in sich. In die Thäler, auf die Berge, in die Hütten muß man pilgern, dort nur findet man das Volk, dort nur sieht man, was es besitzt, was es entbehren muß. Südlich von Dublin liegen die Ruinen der ehemaligen Hauptstadt Irelands entfernt von den Straßen in einem tiefen Thale, und die Trümmer von sieben Kirchen bezeichnen die Stelle, wo die alte Metropolis geherrscht hatte. Wer auf der Meeruferstraße über das von Naturschönheiten und Landsitzen überströmende Bray, das reizende Wicklow, das so unendlich schöne Avocathal gegen Arklow, wo das Rebellenheer zu Ende des vorigen Jahrhunderts vernichtet wurde, nach Wexford hin reist, der kann es nur an einzelnen üblen Hütten und armseligen Dörfern ahnen, welches Elend weiter hinein ins Land sich kund geben wird. Ireland ist beinahe durchgehends gebirgig. Wir durchstreiften die Grafschaft Wicklow, welche so berühmt wegen ihrer Schönheit ist, und nachdem wir den Felsenpaß Scalp passirt, kamen wir in das Schloß des 21jährigen Lords Powerscourt, der sich auch schon unter die Zahl der mit dem Titel Absentee's belegten irischen Großen begeben, welche an den Ufern der Seine und im Golf von Neapel das von Pächtern den armen Iren erpreßte Geld verprassen, und deren Vaterlandsliebe sie höchstens in der Season nach St. James treibt, ohne daß es ihnen einfiele über den Zustand ihrer Güter im Mindesten nachzudenken oder nachzusehen. Mangel an Comfort und wohl auch Furcht halten sie Jahre lang von Hause entfernt, bis diese Entfernung zur Gewohnheit geworden ist. Nur durch den Weg von diesem Parke des torystischen Abtrünnigen geschieden steht die bescheidene Wohnung des großen Curran Grattan, dem O'Connell des vorigen Jahrhunderts, dessen Sohn jetzt wieder die Rechte seines Volkes im Parlamente verficht. Auf solche Gegensätze trifft man in diesem von Faktionen zerrissenen Lande bei jedem Schritte, ohne daß die persönliche Freiheit durch Meinungsverschiedenheit je im Geringsten gefährdet würde. Dort in jenen wilden Thälern, in den tiefen Schluchten der Seen von Luggalla war der Feuerherd der Revolution gegen Ende des letzten Jahrhunderts, und diese unzugänglichen Thäler wurden erst nach gedämpfter Rebellion von der Regierung durch eine Militärstraße verbunden und durch Wachhäuser gesichert.

(Schluß folgt.)

Merkwürdige Heilung der Wasserscheu.

Kürzlich starb in Ireland ein Mann, der einst durch den Biß eines wüthenden Hundes in die Wasserscheu verfallen war, und auf eine sonderbare Art gerettet wurde. Nach dem Biß wurde er unwohl, und schnell entwickelten sich alle Symptome der Krankheit, welche sich bis zu einem solchen furchtbaren Grad entwickelte, daß seine Freunde den Entschluß faßten, seinen Leiden durch Erstickung ein Ende zu machen. Zu diesem Zweck legten sie eine Matratze auf das Estrich, legten den Unglücklichen mit Gewalt auf dieselbe nieder, deckten ihn mit einer andern Matratze zu und streckten sich nun selbst auf dieselbe hin, um ihm den Athem zu benehmen, während seine Frau und einige andere Verwandte den traurigen Ausgang in einem andern Gemach abwarteten. Die Anstrengungen, die der Kranke machte, und sein Röcheln waren schaudererregend, und die Gefühle der Frau während dieser Zeit unbeschreiblich. Als nach kurzer Zeit der Lärm allmählich aufhörte, stürzte sie mit wahnsinniger Verzweiflung herbei, riß mit fast übermenschlicher Kraft die Männer von dem Körper ihres Gatten weg, mit der Erklärung, daß sie es der Hand des Allmächtigen überlasse, wie er sterben solle, möge daraus entstehen, was da wolle. Als sie die Matratze von ihm entfernte, war er fast todt, und seine Anstrengungen waren so fürchterlich gewesen, daß er im Schweiß ganz gebadet war. Als man ihn nun aber eine Weile an die frische Luft brachte, ermunterte er sich und sagte den Umstehenden, daß er nicht mehr krank sey, und so war es auch in der That.

Die Insel Pianosa.

(Schluß.)

Die Pianosa besitzt neben einer ziemlich hervorragenden Landspitze einen Hafen von geringem Umfang, und diesem gegenüber eine kleine Darsena an der nach Elba hingewandten Ostseite. Der Hafen wird von zwei Landspitzen eingeschlossen, deren eine Punta della Teglia, die andere del Ferrino heißt. Die Teglia ist ein schroffer, etwa 80 Fuß über den Meeresspiegel sich emporhebender Felsen. Seine fast ebene Oberfläche hat die Form eines länglichen Dreiecks, und ragt mit einer

nicht über 15 Fuß breiten Spitze in die See hinaus. Napoleon, der von Elba aus die Insel zweimal besuchte, hatte die Absicht, hier eine Kaserne und ein Fort zu erbauen; aber die Einsprache des Generals Bertrand hinderte die Vollendung des erstern bereits begonnenen Werkes. Die toscanische Regierung befahl den Ausbau der Kaserne, welche jetzt der Besatzung dient, und groß genug ist, mehr als 100 Mann aufzunehmen. Ein kleines dem Sanitätsamte gehöriges Gebäude findet man bei der Punta Brigantina; ein ähnliches am entgegengesetzten Ende der Insel bei dem Strande del Marchese. Den Landleuten von Elba, welche gewohnt waren, die Pianosa des Getreidebaues wegen zu besuchen, dienten zum Wohnorte einige dreißig Grotten, an verschiedenen Stellen in konischer Gestalt in Tuff- und Kalkstein ausgehöhlt, und vielleicht die Vorrathskammern der alten Einwohner. Nicht fern vom Hafen finden sich etwa 12 geräumige Galerien, im Durchschnitt 2 Metres hoch, in den Felsen gehauen. An den Seitenwänden derselben bemerkt man verschiedene Nischen, eine über der andern, ohne Zweifel einst zur Aufnahme von Leichen bestimmt. Auch fand man bei den neuesten Ausgrabungen in einigen derselben, die mittelst Marmortafeln verschlossen waren, menschliche Gebeine, kleine Urnen von verschiedenen Formen und mehrere alte Münzen.

Die Sicherheit, welche gegenwärtig in diesem Theile des Mittelmeeres herrscht, scheint jene militärischen Vertheidigungsmaßregeln überflüssig zu machen; doch hat die Regierung, um jeden Grund zu Befürchtungen bei den neuen Ansiedlern zu entfernen, auch in dieser Beziehung bereits Maßregeln getroffen.

Die ungeheure Olivenwaldung ist ein hinlänglicher Beweis für die Sorgfalt, welche einst auf den Anbau der Insel verwandt wurde. Der Oelbaum ist eines der nützlichsten und am leichtesten fortkommenden Produkte dieses Himmelstrichs. Zwischen den Felsenmassen der Cala alla Ruta sieht man einige dieser Bäume von riesiger Größe, welche stets von der Meeresfluth umwogt werden, und doch fast jedes Jahr mit Früchten bedeckt sind. Die ältesten Bäume tragen noch Spuren der alten Pfropfreiser, also der künstlichen Pflege. Gegen die Mitte des Landes hin stößt man auf regelmäßige Anlagen. Napoleon, von der Menge der Oelbäume überrascht, ließ sie zählen, wo sich denn etwa 20,000, mit Ausschluß von mehr denn 10 000 wilden, ergab. Die Mastixbäume, welche zerstreut zwischen den Oliven wachsen, schaden diesen, indem sie den Wald so verdichten, daß an vielen Stellen der Luftzug fast unmöglich wird. Einige der zahllosen großen Wurzeln dieser Bäume wurden in Frankreich, ihres schönen Masers wegen, zu feinen Tischlerarbeiten benutzt.

Als Reste ehemaligen Anbaues müssen verschiedene Feigenbäume, die sich hie und da zerstreut finden, betrachtet werden; sie gehören den Gattungen von Pisa, Pescia, Piombino und Sardinien an und liefern schmackhafte Früchte. Von Obstbäumen ist nur ein gigantischer Birnbaum übrig. Bei dem Hügel Gian Filippo und im Umkreise des Hafens wachsen große Johannisbrodbäume. Ursprünglich aus Syrien und Egypten stammend, erheben sie ihre schlanken Stämme zu einer Höhe von 12 Metres, breiten ihre gekrümmten und glatten Aeste kreisförmig aus, und geben eine längliche Frucht, welche ein saftiges, süßes Fleisch mit harten, gelben Samenkörnern enthält. Grün oder unreif genossen, eine schädliche Nahrung für die wiederkäuenden Thiere, dienen sie, wenn sie zeitig geworden, als stärkendes und erquickendes Futter, namentlich für die Pferdegattung. Man weiß, daß die Genueser von dem Baume dieser Art, welche auf der Riviera di Ponente wachsen, im Handel bedeutenden Vortheil ziehen.

Die Insel hat keinen Mangel an Waldboden. Die Erdbeer- und Mastixbäume werden bedeutend groß, auch die Steineichen verkrüppeln nicht, wie auf Elba. Vor Alters scheinen Fichten nicht gefehlt zu haben. Es verdient übrigens noch bemerkt zu werden, daß Gras und Kräuter sehr hoch wachsen, und das Vieh zu gewissen Zeiten vortreffliche Weide findet.

Der nördliche Theil der Insel, il Marchese genannt, ist eine ziemlich schmale Landspitze von etwa 5 Miglien im Umfang, und wird vom übrigen Theil durch eine mit zwei Thoren versehene Mauer geschieden. Da der Boden dort im Durchschnitt unfruchtbar und nur mit Gesträuch und Kräutern bedeckt ist, so pflegt man daselbst das Vieh eingeschlossen zu halten, um die Saaten vor Beschädigung zu schützen.

Das Vieh, welches von Elba kommt, beläuft sich jährlich im Durchschnitt auf 200 Stück Rindvieh, 100 Pferde, 1000 — 2000 Schafe und etwa 500 Ziegen. Der ehemalige Ertrag der Getreideernte betrug gewöhnlich 6 — 7 Scheffel für einen. Meist säete man Waizen, bisweilen auch Roggen und Haber, welche sehr gut fortkommen. Auch Bohnen, Erbsen, Linsen ꝛc. lieferten namentlich da, wo der Boden aus Kalk und Thonerde besteht, lohnenden Ertrag. Der Weinstock gedeiht gleichfalls vortrefflich. Die Trauben sind weiß und dunkelfarbig, mit länglichen Beeren. Seit einigen Jahren hat der Kastellan einen Weinberg von etwa 18,000 Stöcken verschiedener Arten der besten toscanischen Reben angelegt, welcher bald die Mühe reichlich lohnte.

Am 15ten Febr. 1835 ward zwischen der toscanischen Regierung und dem preußischen Consul Stichling zu Livorno ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, gemäß dem diesem letztern die Insel Pianosa in Erbpacht gegeben wurde, der auch auf seine Nachkommen und Erben übergehen soll. Der jährlich zu erlegende Zins beträgt 1500 toscanische Lire oder 357 Thaler, mit Befreiung von allen Abgaben auf 10 Jahre. Der Vertrag erlaubt dem Erbpächter, sich Actionäre zuzugesellen, um das Unternehmen des Wiederanbaues und der Wiederbevölkerung der Insel leichter ausführen zu können. Der Plan eines solchen Actienvereins ist der kleinen Schrift am Ende beigefügt, eben so ein Plan der ganzen Insel.

Nach dem mit der Regierung abgeschlossenen Vertrage müssen wenigstens 20 Familien von Landleuten auf der Pianosa ansässig gemacht und für diese nach und nach eben so viele Pachthöfe eingerichtet werden. Der Erbpächter hat überdieß die Obliegenheit, die Olivenwaldung lichten und in guten Stand setzen zu lassen. Hierzu, wie zu andern Vorkehrungen, wird die Zeit von 10 Jahren anberaumt.

Aus der Zusammenstellung dessen, was hier nur flüchtig angedeutet wurde, kann mit Recht gefolgert werden, daß eine kenntnißreiche, weise Leitung der Arbeiten und eine vorsichtige Verwaltung unberechenbare Vortheile zu Wege bringen können, daß der durchschnittliche jährliche Ertrag der Oelbäume, des Viehes, der Maulbeer- und Mastixbäume und der Bienenzucht bedeutend ausfallen wird, so daß mit voller Ueberzeugung gesagt werden kann, in Toscana gebe es keine schönere und preiswürdigere, wie keine minder gewagte Unternehmung, als der Wiederanbau der Pianosa.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 244.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 August 1836.

Ireland im Julius 1836.

(Schluß.)

Ungefähr eine Meile von dieser Straße ab stößt man auf die ersten Spuren des vierzehn Jahrhundert alten Glendalongh oder Sevenchurches, das in den ersten Zeiten des Christenthums so berühmt war, und wohin jetzt selten der Fuß eines Reisenden dringt. Umgeben von den wilden Gebirgsschauern Wicklows, tief in romantischem Thale, bilden die Ruinen der sieben Kirchen eine malerische Ansicht. Wir gingen lange in den mit Epheu und Moos überwachsenen zum Theil noch ziemlich festen Ruinen herum, als ein alter Mann in einem schwarzen abgetragenen zerrissenen Anzuge, vermodertem Hute, herabhängenden schwarzen Strümpfen und zerfetzten Schuhen an uns vorbeieilte und in den Gängen einer der alten Kirchen verschwand. Diese mysteriöse Erscheinung lenkte unsere Aufmerksamkeit von den todten Ruinen zu dem lebendigen, und wir folgten diesem antiken Originale über die Felsen, welche in den Fluß als Uebergang gelegt sind, und bemerkten nun eine Violine, die zwischen den herabhängenden Frackschößen des Alten hervorschaute. Wir sprachen ihn an, und sogleich sammelten sich aus den benachbarten Hütten eine Menge neugieriger Irländer. Der alte Mann war einst wohlhabend gewesen, nun aber durch die Landesverhältnisse so herabgekommen, daß ihm nichts mehr geblieben, als seine Geige. Er spielte das herrliche Nationallied der Iren Remember thee! von Thomas Moore, eines der rührendsten Gesänge, die ich je gehört. Die Irländer sangen mit, und eine eigene Stimmung bemächtigte sich unser mitten unter den Leiben dieses unglücklichen Volkes, auf den Trümmern seiner einst so glänzenden Hauptstadt. Und der Alte führte uns nun in diese Hütten, oder besser diese Höhlen der entsetzlichsten Verarmung, die Alles an Elend überbietet, was ich selbst in Polen und Rußland angetroffen hatte. Eine irische Wohnung besteht aus über einander gelegten Steinen, mit Stroh oder Binsen überdeckt. Sie hat kein Fenster und keinen Schornstein, und anstatt der Thüre ist ein Loch, wodurch man in das Innere kriecht. In diesem inneren Raume ist aber nichts, gar nichts. Kein Stuhl, kein Bett, kein Tisch, kein Gefäß. Die Bewohner kauern sich am Boden um ein kärgliches Torffeuer herum, dessen Rauch sich mühsam durch das Thürloch zwingt, nachdem er sich gehörig innerhalb ausgearbeitet hatte. Das einzige Gefäß dieser Menschen ist ein Topf, ihre einzige Nahrung Kartoffel, welche sie bei ihrer Hütte anpflanzen und als Vorrath den Winter über in den Boden eingraben. In derselben Hütte wohnt das Schwein, der treueste Spielgenosse der irischen Kinder, der einzige Reichthum des Vaters. Allein diese Hütten sind wenigstens von oben geschlossen und geschützt, und sind noch Paläste gegen die Wohnungen des Elends in Cork und Tipperary, wo man selten eine gedeckte Wohnung antrifft, wo Wind und Regen nach Belieben aus- und einziehen, und wo Menschen wohnen, gegen welche der armseligste deutsche Bauer ein Gott ist. Und dieß alles geschieht in einem englischen Lande, dessen Boden so gut, vielleicht besser ist, als der englische, aus dessen Häfen jährlich für Millionen Getreide ausgeführt wird, und dessen Bewohner besteuert sind, wie die reichen Engländer, und allen Erwerb ihres sauren Schweißes hingeben müssen, um den Zwangsherren den Tribut zu entrichten. Ich habe diesen Zustand nicht für möglich gehalten unter einer Administration wie die an philanthropischen Phrasen so reiche englische, allein mit tiefem Schmerz überzeugte ich mich durch ganz Ireland, daß man immer noch vielleicht zu wenig gesagt, und daß selbst der vortreffliche Raumer, dessen vom wärmsten Gefühl diktirte Schilderungen der irischen Zustände in England fortwährend Anerkennung finden, das Craſſe dieses gränzenlosen Elendes nicht hinlänglich hervorgehoben hat. Mit nassen Augen zeigte der Alte nach der Kaserne, die von ferner Höhe in das Thal herabblitzt. Nun ist sie leer, sagte er feierlich, wir leben jetzt in Frieden, und brauchen keine Soldaten. Gott gebe, daß es so bleibe, und daß dem armen Lande geholfen werde, ohne daß es sich selbst zu helfen braucht." Es lag etwas Prophetisches in den Worten dieses verklärten Greises und in stummer Andacht und Resignation umlagerte ihn das Volk in Lumpen. Diese Resignation habe ich im ganzen Lande gefunden, und das Vertrauen in O'Connell ist unter den ärmsten Klassen unbegränzt. Man irrt sich, wenn man die katholische Partei als ausschließende Anhängerin O'Connell's ansieht.

Es hat unter ihr eben so viele Widersacher, als unter den Protestanten Freunde, und es ist schwer, in diesem Lande die Schattirung der Meinungen herauszufinden.

Die Weise zu reisen ist in Irland wie in England. Auf allen Hauptstraßen gehen Stagecoaches und königliche Mails, allein die Haltung von Wagen, Geschirr und Pferden nimmt hier den Charakter des allgemeinen Verfalls und der vorherrschenden Unreinlichkeit an. Die Wirthshäuser sind beinahe ganz von englischem Comfort entblößt, und zerbrochene Fenster, zerrissene Handtücher und Bettvorhänge, und unreine Betten finden sich überall. Eine Gattung Fuhrwerk, welche Irland ausschließlich besitzt, und das für Gebirgsreisen sehr geschickt ist, sind die sogenannten Gentry Car's, kleine, niedere, offene Fuhrwerke auf zwei Rädern, ganz aus Eisen und Leder, wo immer je zwei Personen rechts und links hinaussitzen und in der Mitte Raum für Gepäck ist. Sie werden von einem Pferde, zuweilen auch von hinter einander gespannten gezogen und gehen sehr rasch. In Dublin dienen nahe an zweitausend dieser kleinen Vehikel als Fiaker und in größerem Formate als Omnibus. Bedeckte Wagen sieht man wenige, und dieß ist auffallend in einem Lande, das angenommener Weise jede Woche 4—5 Regentage zählt, wobei denn freilich diese ganz schutzlosen Car's ein höchst unerfreuliches Transportmittel sind. Ich machte den herrlichen Weg an der Ostküste auf diese Weise mit einem englischen Dragoneroberst, der seine Stelle vor Kurzem um 5000 Pfund verkauft hatte, und nun ruhig mit seiner liebenswürdigen Familie in Cusbendal lebt, an dieser prächtigen Bai, vor welcher Schottlands Küsten und die kühnen Leuchtthürme der zwischen Irland und Schottland liegenden gefährlichen Klippen Maidenrocks genannt, ausgebreitet liegen. Wir besuchten das Schlachtfeld an der Boyne, ähnlich dem von Waterloo, wo ein die ganze Gegend auf dem entscheidenden Hügel dominirendes Obelisk Wilhelms III Sieg über den unglücklichen Jakob verewigt. Von hier folgt ein Schlachtfeld dem andern, wo die unglücklichen zum Sklavenjoche verurtheilten Irländer mit ihrem Blute stets alte Ketten abschüttelten, um sich in neue schlagen zu lassen. Als wir in Newry ankamen, war die Aufregung durch den famosen Brief O'Connell's, wo er zu einer Generalassociation auffordert, aufs höchste gestiegen und die Orangisten schossen auf den katholischen Bischof, der mit Mühe ihrer Wuth entrann. Mein Reisegefährte war selbst Orangist, billigte jedoch dieses Verfahren nicht, obschon er O'Connell und seinen Anhang verabscheute und mir versicherte, daß bei einer allenfallsigen Rebellion 500,000 bewaffnete Orangisten im Norden bereit stünden. Wir kamen nun auf die herrliche neue Straße, die seit 12 Monaten durch Parlamentsvorschüsse vollendet wurde, und die den Felsen abgezwungen von Glenarm nach Cushendal von den Ufern des Meeres fortzieht. Sie läßt sich nur mit der großen Parlamentsstraße durch Nord-Wales vergleichen, und ist ein hoher Triumph der englischen Ingenieure; durch sie ist der Weg gebahnt nach Ballycastle, wohin bis jetzt noch die Straße über hohe Berge führt, während man unten in den Moorgründen bereits die neue der Vollendung nahe fortziehen sieht. Im äußersten Theile Irelands aber, von dessen Küsten kein Land mehr bis Amerika sich findet, und an dessen steilen Felsen sich die Wogen des großen Oceans brechen, erhebt sich in hoher Pracht und Majestät ein Basaltgebirge, wundervoll und wie von Menschenhand und dem kühnsten Meisel gehauen in unvergleichlicher Schönheit, und kaum dürfte die Natur in irgend einem Lande ähnliche Wunder aufgehäuft haben. Dieß ist der Giants Causeway, der sich, ein hundertarmiger Briareus, gleich einem aus tausend und tausend an einander gereihten Säulen zusammengebildeten Damme weit ins Meer erstreckt, und von dem sich die schöne Sage erhielt, daß Riesen versucht hätten, durch ihn Ireland und Schottland zu verbinden, ein Glaube, der dadurch erklärbar wird, daß dieselbe Basaltbildung häufig tief in stiller See aufzutauchen scheint, und alle diese Ramifikationen in der Richtung von der auf ähnliche Art gebildeten Insel Staffa sich ausbreiten. Das Vorgebirge Fair Head führt den Reigen dieser grandiosen Scene und ist der würdige Anfang zu einer der erstaunlichsten Küstenformationen, die in der Welt zu finden sind. Der Riesendamm selbst erhebt sich nicht sehr hoch über die Oberfläche des Meeres, allein die meisterhaft an einander gefügten Säulen, die wie Mosaikarbeit aussehen, Treppen bilden, und in genauen convexen und conkaven Aushöhlungen auf einander gepaßt sind, zeigen ihre Wunder erst in der Tiefe der unergründlichen See, und überraschen bei jedem Schritte, den man über sie macht, durch die unendliche Regelmäßigkeit ihrer Arbeit. Ueber dem Damme zieht ein Basaltgebirge hin, das größtentheils aus eben so kühn gemeiselten Riesensäulen besteht, die bald in Gestalt einer Orgel, bald als römisches Amphitheater, immer aber in großen Bildern vor uns treten. Es ist unmöglich diese Pracht von Felsenbildung zu malen, geschweige denn zu beschreiben. Herrliche Höhlen, 60—100 Fuß lang, liegen in schauerlich lautloser Oede in diesen hohen Felsen, und wenn man die schäumende Brandung überstanden, tönen die monotonen Ruderschläge in diesen heiligen Domen der Natur hohl wiederhallend wie in den Gondeln Venedigs. Die 4—500 Fuß hohen Basaltgebirge, welche sich über mehrere Meilen ausdehnen, bilden in ihrer Erscheinung von der See aus vollständig den Anblick einer alten Feste im Riesenmaßstabe, mit enormen vorspringenden Werken, Bastionen, Contrescarpen und besonders eine Basaltgestalt, die Kaiserkrone genannt, sieht einem trotzig ins Meer hineinreichenden Kastell so gleich, daß man es der spanischen Armada nicht verargen konnte, wenn sie es in der Nacht beschoß, als ein Sturm sie dahin verschlagen hatte, und sie sich vor dem nicht fernen wilden Dunluce Castle wähnte. Der starre Fels rächte sich furchtbar, indem das Hauptschiff der Spanier daran zerschellte. Wir hatten bei heller ruhiger See unsere Fahrt um den Giants Causeway begonnen, und von vier kräftigen Ruderern und einem erfahrenen Führer geleitet, glitt unsere Barke über die mächtigen Wogen des Oceans dahin. Gegen Mittag hielten wir in dem romantischen Hufeisen, der schönsten Partie des Causeways, an, um unsere Mundvorräthe mit unserer Schiffsmannschaft zu theilen. Hohe, schroffe, schwarze Felsen schlossen uns ein, und in diesem tartarusähnlichen Schlunde sangen uns die von unserm Xeres begeisterten Matrosen irische Lieder. Allein die Wolken

zogen schwarz und schwärzer über unserm düstern Tafelzimmer herauf, die Brandung schlug immer brausender in die dunkle Höhle herein, und die Schiffer griffen plötzlich alle in die Ruder und brachten mühsam die Barke über die durch zwei Felsen brechende Brandung. Wir waren nun auf hoher See, die einen bedenklichen Charakter annahm. Immer stärker brauste der Wind, immer höher thürmten sich die Wellenberge, und warfen die leichte Barke thurmhoch auf und nieder. Nun galt es, sich durchzubringen. Mit der äußersten Anstrengung näherten wir uns dem Causeway, allein die größte Gefahr bestand darin, an den Felsen geworfen zu werden. Mit großer Kraft und Geschicklichkeit brachten uns die Schiffer zuweilen so weit nahe, daß einer herausspringen konnte, während sie dann sogleich wieder abzulenken suchten, um eine Weile darauf den nächsten auszuwerfen. Es war eine ganz unheimliche Geschichte: immer auf dem Sprunge, und nie vorher wissend, wohin zu springen. Wir kamen glücklich hinaus, doch die Schiffer mußten ihr Boot preisgeben. Es ist weit und breit kein Hafen, und dieses so wie die vielen Klippen und die dem Causeway gegenüber liegenden nahen Inseln machen diese Passage zu einer der gefährlichsten. Wir kletterten auf dem Damme selbst fort, allein der Sturm peitschte die Wellen mit so furchtbarer Heftigkeit uns nach, daß wir die Hoffnung aufgeben mußten, den gewöhnlichen Fußpfad zu erreichen und uns nur dadurch retten konnten, daß wir die Basaltgruppe, der König mit seinen Edlen genannt, erkletterten, und wir uns zwischen den hohen Felsenspalten einklemmten. Und nun entwickelte sich ein Schauspiel vor uns, dem nichts Aehnliches gedacht werden kann. Die mit Blitzesschnelligkeit dahineilenden Wolken senkten sich immer tiefer herab, der Sturm peitschte heulend den kochenden Ocean, und der Gischt und silberweiße Schaum schlug tobend und in schauderhaften Brandungen über die riesigen Felsen und prallte gebrochen von den stolzen ewig unzerstörten Basaltsäulen zurück. Erstarrt und wund konnten wir erst nach mehrern Stunden aus unserm Felsenneste herabsteigen, allein der Eindruck dieser großen Naturscene, die so viele Aehnlichkeit mit der Lage des Landes, dieses unglücklichen Landes hat, das wir durchziehen, bleibt mir fest ins Herz gegraben. Und warum hilft man diesem Lande nicht, das so reich an Naturherrlichkeit, so arm an Menschenglück ist? Warum die Welt und sich selbst durch Sophismen täuschen, wo das Elend so schrecklich klar vor Augen steht? Man verdankt unserm vortrefflichen Raumer sehr viel, daß er als unparteiischer Fremder und mit einer ihn ehrenden Wärme Irelands wahre Blößen vor Europa aufgedeckt, und Englands Tories und Radikale wetteifern sein Verdienst anzuerkennen. Es ist furchtbar in diesem Lande zu reisen und all' das namenlose Elend vor sich zu sehen. Es ist herzzerreißend, schrecklich, solches Elend bei jedem Schritte vor sich liegen zu sehen und nichts zu seiner Abhülfe bereit. Sind aber drei Millionen Menschen in Lumpen, halb nackt und Hunger sterbend, sind j[illegible] Tausende von Hütten, in denen man aus Mangel an Licht bei uns selbst nicht elendes Vieh unterbringen würde, jene Höhlen des gräßlichsten Elendes, in denen die irischen Parias ihr jämmerliches Daseyn verdämmern, sind diese entsetzlichen Erscheinungen der Entmenschung ganzer Völkerstämme nicht eine laut an die Pforten des Himmels schlagende Anklage gegen die englische Verwaltung aller Zeiten? Und hier zankt man sich auch um Munizipalreformen, Armengesetze, Korporationsbills und andere tödtende parlamentarische Gemeinplätze, während Freiheit des Handels, Gleichheit des Rechts und eigene Vermögensverwaltung doch allein helfen können, was jedermann weiß, jedermann sagt, und niemand durchsetzt. Und wenn nun eine kühne Natur sich erhebt, und den Menschen und Dingen die Maske abnimmt und die Sache beim rechten Namen nennt, und Recht fordert, und immer Recht, und kein Schwert zieht und keine Laternenpfähle errichtet, sondern festen Schrittes voranschreitet auf der Bahn der Beglückung seines armen Vaterlandes, dann wird Alles rührig und geschäftig, und die Leidenschaft macht den Agitator bald groß, bald klein, und die Einen erheben ihn zum Gott, die Andern ziehen ihn in den Schlamm. Und ich weiß nicht, ob dieser Mann die Proben alle bestehen kann, die noch seiner warten, und ob nicht die Lordschaft ihn eben so seines Nimbus berauben wird, wie der kräftige Brougham in ihr unterging; das aber sehe ich klar, indem ich gebrochenen Herzens durch das irische Elend gehe, daß jedem Manne, der sich immer solcher Sache annimmt, der höchste Dank der Menschheit gebührt. O'Connell steht da, wie die Basaltsäule seines Landes, im ringsumbrausenden Sturme, allein gegen die nie gebrochene Gewalt der größten Aristokratie der Erde kämpfend. Und ich weiß nicht, ob er ehrsüchtig, eitel, und was weiß ich Alles ist, was man ihm Schuld gibt; das aber sehe ich täglich in diesem seinem Lande, daß Ruhm genug zu erwerben ist, wenn er es auch nur zum Theile von seinem Elende befreit, und daß es nur von ihm abhing und noch abhängt, Ireland zu den Waffen zu rufen. Allein darin finde ich den höchsten Werth O'Connells, daß er Gewalt verschmäht, wo bessere Mittel friedlich zum Ziele führen, und so weit sieht man auch in Ireland, daß Reformen mit Blut gesiegelt nie gute Früchte tragen. Die konservative Partei behauptet, daß der irische Mirabeau weniger Muth und mehr Moralität besitzt als sein französisches Vorbild, allein kein denkender Mensch in den drei Königreichen zweifelt, daß O'Connell seinen Zweck erreichen und seinem Lande gleiche Rechte mit England verschaffen wird, wenn er anders die eingeschlagene Bahn der Mäßigung und Festigkeit nicht verläßt.

Bemerkungen über die Länder Congo und Loango.

Die Bewohner dieses Theiles von Afrika betrachten die Sonne als die Grundursache aller Naturwirkungen, ohne deren Einfluß Dunkelheit und Oede die Oberfläche der Erde bedeckten. Die Götzenbilder werden Fetische genannt, deren es eine unendliche Menge von allen Arten und Stoffen gibt. Die gewöhnlichsten sind Milch, Eier und Vögel. Unter letzteren betrachtet man die Rebhühner als so heilig, daß, wenn der Fuß eines todten Rebhuhns eine Speise berührte, Niemand davon würde kosten wollen, selbst wenn er Hungers sterben müßte. Ihre tragbaren Fetische sind grobe Nachahmungen der

Google

menschlichen Gestalt oder von Thieren, mit einem an die Brust befestigten Spiegelstück; junge Elephantenzähne, die mit einem schwarzen Teig gefüllt sind, in welchem sich Muscheln befinden; Zähne und Klauen von Tigern; Hörner von Ziegen und andern Thieren; Seemuscheln, die gleichfalls mit einem schwarzen Teig gefüllt sind; Säcke mit kostbaren Ingredienzien und kleine Flaschen mit geweihtem Schießpulver. Niemand trinkt einen Schluck, ohne dem Hauptfetisch, der gewöhnlich ein Elephantenzahn ist, eine Opfergabe darzubringen. Sie nehmen ihn in die linke Hand, und nachdem sie den Teig davon beleckt, schütten sie einen Schluck Wasser darüber, murmeln dann einige Worte, und gießen das, was übrig bleibt, auf die Platte, in welcher ihnen der Fetisch dargeboten wurde, oder von der sie ihn nahmen.

Der König von Tschimfuka oder Malemba darf weder Handel treiben, noch die Seehäfen besuchen; er muß in einem entfernten Theile des Landes bei den Priestern wohnen, um die große Niederlage ihrer religiösen Anstalt zu bewachen und die geheiligte Freistätte der Fetische zu hüten. Eben so wenig ist es ihm erlaubt, Kleider von ausländischer Manufaktur zu tragen, sondern er muß sich mit einem aus dem gröbsten Tuche verfertigten Kleide begnügen. Keiner der Prinzen wagt es, sich dem König in einem Kleide zu nähern, das nicht dem seinigen gleicht, und selbst die europäischen Officiere müssen sich, wenn sie dem König einen Höflichkeitsbesuch abstatten und ihm Geschenke bringen, dieser Regel unterwerfen.

Der König unterhält fünfhundert Frauen. Wenn in Angoya und Tschimfuka ein dem Range nach ausgezeichneter Mann stirbt, so wird seine sterbliche Hülle eine seinen Reichthümern und dem Range seiner Familie entsprechende Zeit hindurch aufbewahrt. Der Leichnam eines Prinzen wird vier Jahre lang nicht beerdigt. In Loango werden die Todten bei kleinem Feuer über Flechtwerk aus wohlriechendem Holz gebraten. In ersterem Falle wird der Leib beständig von Klagmännern bewacht, die von Zeit zu Zeit schreckliches Geheul und Wehklagen ausstoßen; sie zerreißen sich die Haare, stechen ihren Körper, als wenn sie den heftigsten Kummer empfänden, auf die unsinnigste Weise, und singen das Lob des Dahingeschiedenen, indem sie seine Güte, seine Stärke, seine Weisheit und seinen Muth preisen. Mehrmals des Tages bedecken sie den Leichnam, der gerade in der Mitte eines zu diesem Gebrauch geeigneten Hauses ist, anfangs mit aus Gräsern bereiteten Tüchern, die voll Falten sind, weil jedes Stück an das nächste unter ihm aufgenäht wird, und zuletzt mit Zeugen aus europäischen oder asiatischen Fabriken, bis der Leichnam eine enorme Dicke erlangt hat. Diese aus kostbaren Stoffen, Taffeten, Goldbrokat 2c. bestehenden Einhüllungen umfassen manchmal mehr als 200 Kubikfuß. Um das Eintreten der Fäulniß zu verzögern, werden täglich mehrere Gallonen Branntwein auf diese Masse geschüttet, und nachdem er durchgedrungen, in Kübeln gesammelt und von den Klagemännern als das köstlichste und heilsamste Getränk getrunken.

Folgendes ist die Begrüßungsart der Soul's: wenn zwei Personen gleichen Ranges einander begegnen, gibt die eine davon, sich auf das linke Knie niederlassend, den Saccula (eine Art Händeklatschen) und sagt: Katio cokoi e (wie befindest du dich?), worauf die andere auf dieselbe Weise antwortet: Keila ma bolta moine (sehr gut, ich danke dir!). Wenn sich ein Untergeordneter seinem Höheren nähert, ihn um eine Gunst zu bitten, wirft er sich zu Boden und streckt, indem er Staub auf seinen Kopf streut, seine Hände wie ein Bittender aus, mit den Worten: Betsavoe moine menu munta accū menu bavica accū (habe Mitleiden, mein Herr, ich bin dein Diener, ich bin dein Sklave).

Die Zahl und Mannichfaltigkeit der Affen in diesem Lande ist unglaublich. Myriaden einer kleinen Art dieser Thiere, von der Größe einer Katze und mit weißer Brust, versammeln sich alle Morgen auf den hohen Bäumen längs des Congo, in der Nähe des Maccataba, um ihren Durst zu stillen. Es ist dann ergötzlich zu sehen, mit welcher Schnelligkeit sie ihren Rückzug nehmen, und wie der Wald von ihrem geplauderähnlichen Geschrei wiedertönt. Gewöhnlich bauen sie ihre Nester, welche denen der Elstern gleichen, aber viel größer und aus trocknem Gras gemacht sind, auf den höchsten Bäumen. Den Eingang zu diesen Nestern bildet ein großes Loch; der obere Theil wird, um sie vor dem Regen zu schützen, bis zu einer ansehnlichen Höhe mit Gras bedeckt.

Die merkwürdigste Art von Affen ist der Pungo. Wenn er aufrecht steht, hat er sechs Fuß, und er soll die Stärke von zehn Männern besitzen. In diesem Fall könnte er, wenn er eben so wild wäre, als unumschränkter Gebieter in den Wäldern regieren. Uebrigens ist er, nach der Sage der Bewohner, das erste der Waldthiere. Er jagt mit seinen Tatzen den Elephanten vor sich her, und raubt oft die Frauen, wenn er sie in einiger Entfernung von ihrer Wohnung antrifft. Der Schimpensé ist in Europa unter dem Namen Orangutang oder Waldmensch bekannt. Er unterscheidet sich an Größe, Stärke und Scharfsinn bedeutend vom Pungo. Er ist sanfter und läßt sich leicht fangen und zähmen. Ein Augenzeuge versicherte uns, daß er in freier Luft auf dem Verdeck des Schiffes lag; daß er oft ein Halstuch um seinen Kopf wickelte, wie wenn er krank wäre; daß er sich einer Tasse bediente, um den Thee zu nehmen; daß er eine Orange mit einem Messer schälte und sich das Maul mit einer Serviette abwischte, und alles dieß mit vieler Gewandtheit.

Vermischte Nachrichten.

In den Gobelins wird eine Copie der berühmten Tapete von Bayeux, die der Zahn der Zeit täglich mehr zernagt, für das Museum von Versailles angefertigt. Diese Tapete wurde bekanntlich von der Königin Mathilde, während des Kriegszuges ihres Gemahls, Wilhelms des Eroberers, im J. 1066 mit der Nadel gestickt; sie ist 212 Fuß lang, 18 Zoll hoch, und stellt die Heldenthaten der Normannen auf jenem Zuge dar. Die Gesellschaft der Alterthumsforscher in London, die Frankreich um dieses Denkmal beneidet, hat durch einen Maler, Namens Stotkard, den sie eigens deßhalb nach Frankreich sandte, mit Hülfe der Camera lucida eine ganz genaue, 70 Fuß lange und 8 Zoll hohe Copie davon machen lassen; das erste Blatt derselben hat sogar ganz das Maß des Originals. Diese Arbeit hat der Gesellschaft 82,000 Franken gekostet. Keine der öffentlichen und Privatbibliotheken zu Paris besitzt ein Exemplar davon, und es befindet sich, so viel bekannt, nur ein einziges in Frankreich, das einem Privatmanne zu Caen gehört.

An der Küste von Brighton wurde unlängst ein ungeheurer Hummer oder Seekreds von dem ungewöhnlichen Gewicht von 9½ Pfund gefangen. Er maß vom äußersten Ende der Fühlhörner bis zur Schwanzspitze eine englische Elle, von der Nase bis zum Schwanze 22 Zoll, und hielt 16 Zoll im Umfang. Die Scheeren waren 8 Zoll lang und maßen 9 Zoll im Umfang.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat August.)

Nr. 245.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 September 1836.

Meroe.

(Mit zwei lithographirten Beilagen.)

Vielleicht das älteste Land, von dessen Civilisation eine Kunde zu uns gedrungen, ist Meroe. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ging die Kultur Aegyptens von einer aus Meroe gesandten Kolonie aus, und manche Umstände machen es wahrscheinlich, daß die alten Aegyptier, kein „ursprünglicher, nur sich selbst ähnlicher" Stamm waren, sondern eine Mischlingsrace, von einem in unvordenklicher über alle Sage hinaus liegender Zeit von Osten her eingewanderten Stamme, der sich mit dem von Süden vordringenden Geschlecht der Aethiopier verschmolz, und von diesen seine Kultur erhielt. Darauf deutet die schon im Herodot erhaltene Sage hin, daß Aegypten bis zur Katarakte von Philä einst ein Sumpf war, und daß von Süden gekommene Kolonisten das Land anbauten. Die Kultur des Priesterstaates Meroe drang längs dem Nilstrome hinab, wie die der Braminen am Ganges. Die alte Stadt Meroe, deren Lage sogar wir nicht mehr mit Sicherheit bestimmen können, war gleich berühmt durch ihren Handel, wie durch ihr Orakel. Gottesdienst und Handel gingen Hand in Hand.

Die Alten sprechen gewöhnlich von einer Insel Meroe; dieß ist das Land zwischen dem Astaboras und dem eigentlichen Nil, oder zwischen dem Atbora und dem Behar el Abjad. Indeß ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Herrschaft von Meroe sich gewöhnlich noch viel weiter gegen Norden erstreckt habe, wahrscheinlich bildete die Gegend der Katarakten *) die gewöhnliche Gränze, obwohl sie zu Zeiten stark überschritten wurde. Die Lage für den Handel ist eine der günstigsten. Von dem Hochlande herab, und von dem tiefen Westen und Südwesten Afrika's kamen die Karawanenzüge, und trafen mit den Waaren zusammen, die von Norden herauf, und wohl mehr noch von dem rothen Meere hergebracht wurden. Dadurch ward Meroe zum Emporium des Handels zwischen Südasien und ganz Afrika, und wohl möchte die Vermuthung nicht zu gewagt seyn, daß es seine vorherrschende Wichtigkeit erst durch die steigende Blüthe Carthago's verlor, welches ihm den reichsten Theil des Handels mit dem Süden entriß, so wie durch die Vervollkommnung der Schifffahrt bei den Aegyptiern, welche die Gefahren und Schwierigkeiten der Schifffahrt auf dem rothen Meere besiegen und gering achten lernten.

Wenig zahlreich und unzusammenhängend sind die historischen Nachrichten, welche von dem Staate Meroe, seiner innern Regierung und seinen äußern Verhältnissen auf uns gekommen sind, und was die Inschriften der noch erhaltenen Ruinen uns darüber kund thun werden, steht noch dahin. Immer aber lassen sich durch die Vergleichung der ägyptischen und äthiopischen Denkmäler, aus den freilich oft nur halb verstandenen, doch aber auch wieder durch Zusammentreffen mit neu entdeckten Inschriften merkwürdigen Nachrichten der Griechen und der hebräischen Geschichtsschreiber einzelne nicht uninteressante Punkte erheben. Ueber die ältere Geschichte, in so weit sie über die ägyptische hinausreicht, herrscht freilich die finsterste Nacht, aber aus der Zeitperiode, wo Meroe noch mächtig war, und Aegypten in seiner Blüthe stand, ist manche Nachricht zu uns gedrungen. So liefern die Denkmäler Aegyptens den historischen Beweis, daß während der 18ten ägyptischen Dynastie, d. h. zwischen dem 16ten und 13ten Jahrhundert vor Christo, lange Kriege zwischen Aegypten und Aethiopien geführt wurden, Kriege, in denen Aegypten die Oberhand gehabt zu haben scheint, denn, wie wir später sehen werden, wurden die Tempel zu Semneh von dem ägyptischen König Thothmes III erbaut, dessen Name auch noch auf einigen andern Denkmälern sich findet; Amunoph III, der Memnon der Griechen, hinterließ als Denkmal seiner noch tiefer im Innern Aethiopiens erfochtenen Siege den prachtvollen Tempel von Salib. Auch Amunophs III Sohn Amulek, muß einer Inschrift zufolge in Aethiopien eingedrungen seyn, doch nach Herodots Angabe hat nur Ramases II oder Sesostris, der große ägyptische Eroberer, der auch tief nach Asien hinein seine Waffen trug, wirklich sich zum Herren von Aethiopien gemacht, denn sein Name findet sich auf den Ruinen von Dsche-

*) Das ist zwischen 21° und 22½° N. B., wo nach der Berghaus'schen Karte der 6te bis 9te Katarakt sich befinden. Zwischen dem 9ten und 10ten oder von unten herauf gerechnet, zwischen dem 1sten und 2ten Katarakt finden sich nur ägyptische Tempel, keine äthiopischen.

bel el Birkel, und der dortige Tempel ist entweder von ihm erbaut oder doch wenigstens hergestellt.

In den folgenden Jahrhunderten aber wandte sich das Glück. Schon in der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts finden wir, daß äthiopische Könige ihre Heere nach Asien gegen Judäa führen, ob über Aegypten oder das rothe Meer, ist freilich nicht gesagt, doch beweist der Umstand an und für sich schon, daß die äthiopische Herrschaft gegen Norden wohl befestigt, und vielleicht gegen Osten in Arabien sehr ausgebreitet war. Bald aber ward Aegypten selbst von Meroe aus beherrscht, und die ägyptischen Denkmäler, wie die griechischen Schriftsteller, sagen einstimmig, daß über 40 Jahre lang drei äthiopische Könige im unbestrittenen Besitz Aegyptens waren. Diese drei Könige sind Schabak (Sabbakon), Schabatok oder Sevechus und Tirhakah oder Tarkaka unter diesem Namen besonders im alten Testament bekannt, der allen Umständen zufolge derselbe mit dem Sethos des Herodots zu seyn scheint. Nach dieser Zeit erhielt keiner der beiden Staaten mehr ein entschiedenes Uebergewicht über den andern, und bei den wenigen bekannten Kriegszügen anderer Völker gegen Aethiopien, wie dem von Cambyses, und dem der Römer unter Petronius erscheint die ehemalige Macht und Herrlichkeit äthiopischer Könige sehr vermindert.

Nur einen merkwürdigen Zug hat uns die Geschichte noch aufbewahrt, der uns jedoch einen Blick ins Innere dieses Staates werfen läßt. Erkamon, von den Griechen, die alle Namen zu gräcisiren suchten, Ergamenes genannt, herrschte zur Zeit des zweiten Ptolomäus über Aethiopien, und stürzte die alte Verfassung des Reichs. Bisher hatten nämlich die Priester des Ammon den König gewählt, und die ganze Gewalt des Staates so sehr in Händen gehabt, daß sie dem König auch den Befehl zu sterben zuschicken konnten, worauf er sich selbst den Tod geben mußte. Die langen Kriege zwischen Aegypten und Aethiopien hatten längst auch im ersteren Lande die priesterliche Verfassung umgestürzt, und unter Psammetich hatten 240,000 ägyptische Krieger, weil sie ihre Anforderungen nicht befriedigt sahen, die ihnen anvertrauten Posten verlassen, und waren zu den Aethiopiern übergegangen, deren König ihnen Ländereien anwies. Unter Psammetich wankte überhaupt die alte ägyptische Verfassung, und das Land ward, dem sonstigen System entgegen, dem Handel der Fremden, namentlich der Griechen, geöffnet. Eben so drang der griechische Geist, der zu jener Zeit die Rolle des jetzigen unruhvollen europäischen Geistes spielte, der sich so vielen Ländern anderer Welttheile zerstörend erweist, auch nach Aethiopien, und Ergamenes, „in der Weisheit Griechenlands unterrichtet," warf das Joch der Priester ab. „Er rückte," so erzählt Diodorus, „mit seinen Truppen vor die Feste, wo der goldene Tempel der Aethiopier stand, ließ alle Priester ermorden, und setzte eine neue Religion ein.

Mit der Herrschaft der Priester scheint das Glück aus beiden Ländern gewichen zu seyn, denn es gibt kein Land, dessen Wohlfahrt nicht bloß, sondern dessen Existenz von einer billigen, gerechten und namentlich einer stetigen Regierung abhängt, als das Uferland des Nils. Hier ist der Boden nichts, die Bewässerung alles, und um diese Bewässerung zu geben, bedarf es sehr der Erfahrung, der Wissenschaft und der Ausdauer, drei Dinge, welche die Priesterschaft beider Länder in einem hohen Grade besaß, die aber nicht auch das Eigenthum launenvoller, militärischer Despoten war. Mit dem Augenblick, wo die alte Verfassung fiel, mochten auch die weitläufigen, zum Theil jetzt noch sichtbaren Anstalten zu weit ausgedehnter Bewässerung zerfallen, und Armuth und Verödung ihre lange, traurige Bahn beginnen. Der Strom mehr und mehr sich selbst überlassen, wirkte verheerend, riß den fruchtbaren Boden fort, während der libysche Wind den Rest des Landes mit Sand bedeckte, und zur Unfruchtbarkeit verdammte. Darum hören wir in der Geschichte immer weniger und weniger von dem Volk der Aethiopier, nur eine schwache Kunde von Kriegen mit den räuberischen Blemmyern bringt noch zu uns, bis endlich durch den Sturm der arabischen Horden alles vollends in den Staub sinkt.

Dieß ist wohl in den Hauptzügen Alles, was wir von der Geschichte Meroe's wissen, einzelnes mag sich noch aus der nähern Untersuchung der Trümmer, und der allmählichen Entzifferung der Inschriften ergeben. Darum wollen wir eine kurze Uebersicht der interessantesten Ruinen mittheilen, welche zum Theil ein helles Licht auf einzelne Punkte der Geschichte werfen, und für die hohe Stufe von Civilisation zeugen, welche die Bewohner dieses Landstrichs errungen haben.

Etwas oberhalb der Vereinigung des Nils und Astaboras, auf dem rechten Ufer des erstern liegen die Trümmer einer Todtenstadt, deren Pyramiden denen von Dschigeh, zwar nicht an Größe, gleichkommen, sie aber an malerischem Effekt und zierlicher Bauart übertreffen. Alle haben einen Eingang, ein Propylon auf der Ostseite, *) ein Beweis, daß eine religiöse Idee zu Grunde lag; viele sind aber zum Theil zusammengestürzt, und bilden unförmliche Steinhaufen. Im Ganzen zählt man ihrer achtzig, und sie sind in drei Hauptgruppen vertheilt, von denen Eine, auf einem Hügel gelegen, eine weite Aussicht auf die Ebene beherrscht. Stellung, Anzahl und Art der Skulpturen lassen keinen Zweifel, daß es Grabdenkmäler von Königen sind. Indeß ist keine von denen, die noch stehen, viel über 60 Fuß hoch. Die Façaden der Eingänge sind sehr elegant, und zeigen ganz den Ursprung der ägyptischen Propyla. Einer dieser Portikos ist besonders merkwürdig, indem die Decke regelmäßig gewölbt ist, und die Steine nur durch den Seitendruck zusammengehalten werden; aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Aethiopier die Erfinder der Bogengewölbe. **) Leider bestehen diese Pyramiden aus Sandsteinen, wie sie in den ostwärts gelegenen Hügeln gebrochen wurden; dieser Stein ist etwas weicher, als der ägyptische, was nebst dem hohen Alter den zerfallenen Zustand eines großen Theils derselben erklärt, sowie auch, warum die Skulp-

*) Doch nicht streng, denn sie sind zum Theil gegen Norden, zum Theil gegen Südost geöffnet, die Hauptrichtung gegen Osten ist jedoch immer beibehalten.

**) Auffallend ist es, daß nach Hoskins, dem diese Notizen, so wie die beiliegenden lithographirten Blätter entnommen sind, sich in Aegypten nur wenig so regelmäßig erbaute Steingewölbe sich finden soll.

et Tirhaka.

turen und Hieroglyphen so verlöscht sind. Die Zeit und die glühenden Strahlen einer tropischen Sonne haben den Stein braunroth, an einigen Stellen sogar schwarz gefärbt; dieß ist kein geringer Beweis des ungemein hohen Alters dieser Bauten, da viele Jahrhunderte vergehen müssen, um einen hellfarbigen Sandstein so zu verwandeln.

Diese zahlreichen Pyramiden umfassen die Todtenstadt; wo aber liegt Meroe selbst? Ein großer Raum 1000 Schritte vom Flusse entfernt und eben so lang, mit gebrannten Backsteinen und andern Mauertrümmern überdeckt, deutet wohl die Stelle an, wo einst die alte hochberühmte Stadt lag, die gleich so manchen ihrer Schwestern so völlig verheert wurde, daß man selbst ihre Lage nicht mehr mit Gewißheit ausfindig machen kann. Einen Wahrscheinlichkeitsgrund, daß an der bezeichneten Stelle die Stadt einst stand, gibt eine Bemerkung Strabo's an die Hand, daß die Mauern der Häuser aus Backsteinen aufgeführt gewesen seyen. Wie zu Memphis, sieht man auch hier kaum die Spuren eines Palastes oder eines Tempels. Die wenigen Ueberreste zerfallen allmählich vollends in Staub, und nur Gazellen und ihre Verfolger, Hyänen und Wölfe streifen über die öden Ebenen und Hügel. Zu bemerken ist indeß, daß kein Name hier auf die Stadt Meroe deutet, wohl aber sechs Stunden Nilaufwärts auf dem rechten Ufer ein Meroir, und an einem ganz andern Orte, etwa 15 geogr. Meilen in gerader Linie, und wenigstens 50—60 geogr. M. am Strome abwärts ein Meroe oder Merawe liegt. Dennoch ist kaum zu zweifeln, daß ersteres die alte Hauptstadt ist, denn Hoskins will den Namen Meroe oder vielmehr Mero (koptisch M ε P H) in dem Portikus einer der Pyramiden in Hieroglyphenschrift gefunden haben, und alle neuern Reisenden und Karten stimmen in der Ortsangabe überein.

Ein besonderer Umstand scheint dafür zu sprechen. Auf demselben rechten Ufer, wie die Todtenstadt und die schwachen Reste der Hauptstadt selbst, nur ziemlich weit entfernt im innern Lande, in dem jetzt sogenannten Wady Oretaib liegen die Ruinen eines ungeheuren Gebäudes, dessen Umfang nach Hoskins 2850 Fuß beträgt: die Nordwest- und Südostseite haben eine Länge von 760 bis 770, die Südwest- und Nordostseite nur 660 Fuß, die Anlage des Gebäudes im Großen läßt sich noch völlig erkennen, aber sie zeichnet sich mehr durch Planlosigkeit und rohe Größe, als durch Geschmack und Kunstsinn aus. Der bekannte Reisende Cailliaud, der viele, aber zum Theil nicht sehr genaue Zeichnungen der äthiopischen Denkmäler mittheilte, erklärte es für eine Art Priestererziehungsinstitut, und Heeren sogar für das große Ammonium selbst. Keine von beiden Ansichten hat aber die geringste Wahrscheinlichkeit, denn der Umstand, daß der Bau von schlechten Architekten zu einer Zeit aufgeführt wurde, wo die Kunst in Aethiopien schon sehr im Sinken war, daß die Säulen großentheils nach griechischer Weise kannelirt und dem spätern ägyptischen Style nachgebildet sind, und vor Allem, daß nur wenige Abbildungen der Gottheiten und keine Hieroglyphen sich finden, womit doch sonst äthiopische und ägyptische Tempel und Heiligthümer reichlich ausgestattet sind, spricht durchaus dagegen. Hoskins setzt das Gebäude nach der Art der Skulpturen und der Architektur, und namentlich nach dem darin vorherrschenden weltlichen Sinn, — wenn gleich ein Tempel nicht fehlt, — in die ptolemäische Zeit, und glaubt, daß es ein Vergnügungsort der äthiopischen Könige während der Ueberschwemmung gewesen sey, um in der Zwischenzeit dem ungesunden Nilthale zu entfliehen. Die Mauer, welche das Gebäude rings umgab, hatte nur auf der Einen Seite auf der nordwestlichen drei Eingänge, die in einen 620 Fuß breiten und 141 Fuß tiefen Hof führten. Dem mittlern Haupteingange gegenüber war ein nur 8 Fuß breiter, aber 205' langer Gang, welcher nach dem Haupttempel führte, der inmitten eines Hofes lag, aber nur 47 Fuß Länge und $40^{1}/_{2}$ Fuß Breite hatte. Rings um den Tempel her laufen Säulen, auf der Südostseite in einer doppelten Reihe; im Innern des Tempels selbst sind die Ueberreste von vier Säulen. Ein anderer kleiner Tempel ist auf der Nordostseite, und wahrscheinlich ein dritter, kaum größerer auf der Südostseite. Im Uebrigen aber nehmen die großen Höfe und Zimmer bei weitem den meisten Raum ein, und man verliert sich ganz in der Masse auf einander folgender Zimmer, Korridore, großer und kleiner Höfe. Die Skulptur ist in Hautrelief, nicht weniger als $1^{3}/_{4}$ Zoll, aber der Styl ist ganz schlecht und deutet auf eine Epoche, wo die Künste in ihrem Heimathlande schon sehr entartet waren. Man sieht hier Thriphis mit dem Löwenkopf in Profil, die Gottheit mit dem Sperberkopfe (Horus); zwei Figuren, wie es scheint Göttinnen, aber nicht sehr deutlich en Face; eine Gottheit mit einem Gefäße, Kneph, en face mit einer Weltkugel auf der Brust u. dgl., aber keine Hieroglyphen, und man muß die Namen der Gottheiten nur aus ihren gewöhnlichen Attributen errathen. Alle diese Skulpturen fanden sich nur an der Vorderseite des mittlern Tempels, sonst mit Ausnahme zweier kolossalen Figuren nichts. Wäre dieß Gebäude, wie Heeren glaubt, wirklich das Ammonium, der ursprüngliche Sitz des Orakels von Jupiter Ammon, von dem Civilisation, Künste und Wissenschaften nach dem untern Nillande wanderten, gewiß hätten die Priester, die Wächter des Heiligthums den Tempel des großen Gottes mit angemessener Kunst und Pracht ausgeschmückt, die hieroglyphischen Erklärungen der Götterbilder, der Festaufzüge, die Opfer würden nicht fehlen, dagegen sind die Wände glatt, die wenigen Götterbilder nicht durch Hieroglyphen erläutert, und der gänzliche Mangel der letztern scheint fast auf die Periode hinzudeuten, wo die Priester des alten Kultus und ihre Wissenschaft von dem übermüthigen Könige verfolgt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Obelisk von Luxor wurde am 16ten August Morgens mittelst eines Zugapparats, aus vier Schiffswinden bestehend, in Bewegung gesetzt. Er rückte in gerader Linie fort, bis sein Schwerpunkt in die Zuglinie fiel, welche von den Tuilerien über die place de la Concorde nach dem Triumphbogen geht. In dieser Lage wird der Monolith auf eine sich umdrehende Plattform gebracht; diese kann in rotirende Bewegung gesetzt werden und ihn in die Richtung des neuen Wegs bringen, den er zu durchlaufen hat, um auf den Gipfel des Piedestals zu kommen.

Reisen
und
Länderbeschreibungen
der ältern und neuesten Zeit,
eine **Sammlung**
der interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik.
Mit Karten.
Als Erweiterung des Planes
des
Auslandes.

Herausgegeben von
Dr. E. Widenmann, Redakteur des Auslandes, und **Dr. H. Hauff**, Redakteur des Morgenblattes.

Von diesem mit mannichfachem Beifall aufgenommenen Werke sind bis jetzt neun Lieferungen erschienen, und die zehnte im Drucke. Die bisherigen Lieferungen sind folgende:

Erste Lieferung:	**Irelands gegenwärtiger Zustand.**	16 Ggr. oder 1 fl. 12 kr.
Zweite Lieferung:	**Algier, wie es ist. (Mit einer Karte.)**	21 Ggr. oder 1 fl. 30 kr.
Dritte Lieferung:	**Alexander Burnes' Reisen in Indien und Bukhara. I. Bd.**	1 Rthlr. 12 Ggr. oder 2 fl. 50 kr.
Vierte Lieferung:	**Irvings Ausflug in die Prairien.**	16 Ggr. oder 51 kr.
Fünfte Lieferung:	**Reiseschilderung und Umrisse aus südlichen Gegenden. Von Alfred Reumont.**	18 Ggr. oder 1 fl. 12 kr.
Sechste Lieferung:	**Briefe in die Heimath, geschrieben in den Jahren 1829 und 1830 auf einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten nach Mexiko. Von Koppe.**	20 Ggr. oder 1 fl. 21 kr.
Siebente Lieferung:	**Alexander Burnes' Reisen in Indien und Bukhara. II. Bd. (Mit einer Karte.)**	1 Rthlr. 16 Ggr.
Achte Lieferung:	**Ausflug nach Island. Von J. Barrow, jun. (Mit Holzschnitten.)** .	1 Rthlr. 4 Ggr.
Neunte Lieferung:	**Südafrikanische Skizzen. Von Thomas Pringle. (Mit einer Abbildung.)**	

Diese beiden letzten Lieferungen enthalten gewiß das Neueste und Interessanteste über jene beiden, wenn auch in sehr verschiedener Beziehung, wichtigen Punkte der Erde. Barrow, der Sohn des bekannten großen Geographen und Sekretärs der geographischen Gesellschaft in London, tritt mit seinen Reisen allmählich in die Fußstapfen seines Vaters, und seine Nachrichten über Island, wenn auch nicht immer neu, enthalten in kurzer Zusammenstellung das Wichtigste über dieß seltsame vulkanische Produkt, denn dieß ist im Grunde die ganze Insel. Die einzelnen, bei Gelegenheit der Seefahrt und des Zugs nach den Geisern gemachten Bemerkungen werden gewiß jeden Freund der Naturkunde interessiren. Pringle's südafrikanische Skizzen enthalten das treueste Bild des Zustandes der Kapkolonie seit den letzten fünfzehn Jahren, und obwohl in der einfachsten, nichts weniger als pretentiösen Sprache geschrieben, reihen sich seine Schilderungen doch würdig an Barrow, Lichtenstein, Levaillant, Sparrman, Kay, Thompson u. a. an; für die Geschichte der Zeit, welche er selbst auf dem Kap verlebte, wird er immer klassisch bleiben.

Mit Bedauern muß die Verlagshandlung bekennen, daß sie mit der Karte zum zweiten Bande von Burnes immer noch im Rückstande bleiben mußte, doch hofft sie dieselbe in kürzester Frist nachliefern zu können. Eine Krankheit des mit der Fertigung beauftragten Künstlers hat den leidigen Aufschub veranlaßt.

Uebrigens wird es sich die unterzeichnete Verlagshandlung angelegen seyn lassen, diese Sammlung fortwährend würdig auszustatten. Die nächsten zwei Lieferungen werden eine möglichst genaue Schilderung von den weitläufigen Ländern enthalten, die den Bundesstaat von Mexiko bilden, von der Hand desselben Verfassers, der die Briefe in die Heimath schrieb.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage: 2 Blätter. 1) Pyramiden in Meroe. 2) Abbildungen aus Tempeln.)

Nr. 246.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 September 1836.

Briefe über Spanien.

Reise durch Arragonien.

Saragossa im Julius 1836.

Wenn man die Gebirge von der Seite von Frankreich her erklimmt, und von einer Höhe zur andern bis zum Gipfel dieser imposanten Kette emporsteigt, findet man sich allenthalben von einer zauberischen Natur umgeben. Die Straße von Oleron, die einzige, welche die navarresischen Banden frei gelassen haben, zieht sich durch eine Felsenschlucht am Fluß Gave hinan, wo alle Reichthümer einer wilden Natur in üppiger Fülle sich ausbreiten. Der schmale Fußpfad folgt dem Laufe des Stromes; über sich sieht der Wanderer mit Schnee bedeckte Gipfel, der Abhang der Gebirge ist mit einer wuchernden Vegetation bedeckt — bald Bäume mit tief herabhängendem Laub, bald undurchdringliches Gebüsch, das den Boden wie ein kurzes dichtes Vließ überkleidet. Von der Höhe dieser schneeigen Gipfel stürzen schäumende Wasserfälle mit donnerndem Getös herab; das Wasser fällt neben dem Zuschauer nieder, und bricht sprudelnd unter seinen Füßen hervor. An den Berghalden hängen Hütten, die von Anbau umgeben sind, und mitten in diesen wilden Naturschönheiten die Betriebsamkeit des Menschen darstellen. Ich glaube nicht, daß irgendwo mehr Großartigkeit, Anmuth und Abwechslung in solcher Vereinigung gefunden werden kann. Kaum hat man jedoch den Gipfel erreicht, und steigt auf der Seite nach Spanien abwärts, so ändert sich auch der Anblick; allenthalben eine wilde, rauhe und unbewohnte Natur — es ist Leben und Tod, eine Oase und eine Wüste, kaum zwanzig Schritte von einander entfernt. Zwei Ströme bezeichnen den Weg; auf der französischen Seite der Gave, auf der spanischen der Gallego; die Straße verfolgt ihre tausend Krümmungen inmitten tiefer Abgründe. Einige Stunden vor der Gränze verläßt man den Wagen, um Maulthiere zu besteigen, die sicherste Weise, um in diesen holperichten Schluchten fortzukommen. Auf diesen Thieren kommt man am ersten Tag von Cerdos nach Confran, am zweiten nach Ayerbe, und man kann sich leicht vorstellen, wie ermüdend ein solcher Ritt von 19 Stunden bei 30° Wärme ist. Seit die Straße von Bayonne nach Catalonien gesperrt ist, gibt es keinen andern Weg um nach Spanien zu kommen. Nimmt man dazu die erbärmlichen Wirthshäuser, wo man ranziges Oel und Wein aus Schläuchen von Bocksfell bekommt, und Zimmer oder vielmehr Vorsäle mit vier bis fünf Betten findet, so kann man sich einen Begriff von den Annehmlichkeiten dieser Reise machen.

Das einzige Interessante auf dieser Seite sind die Maulthiertreiber, große, kräftige, flinke Leute, unermüdliche Fußgänger und kühne Reiter, die ihr Maulthier im gestreckten Trab auf den steinigen Wegen längs der Abgründe hintreiben. Ihr schöner Körperbau, die muskulösen Beine und die nackten Füße mit den hanfenen Sandalen, kündigen schon die kräftige Race der Arragonier an, von denen sie sich nur durch größere Lebendigkeit und Dienstfertigkeit auszeichnen. Von Zeit zu Zeit begegnet man einigen Gebirgsbewohnern, die, nach Frauenart auf schlechten Pferden sitzend, mit übergehängter Flinte auf die Jagd reiten, um etwas zum Abendessen zu schießen; diese an eine unabhängige Lebensweise gewöhnten Leute sind, die gebornen Parteigänger für jede Faktion, die das Joch der Centralregierung abschütteln will, deren sie nicht bedürfen, und deren Aufsicht sie belästigt.

Je weiter man in Arragonien vordringt, um so mehr entfaltet sich das Spanien ganz eigene Elend. Zu Jaca, einem festen Platze, der die Gebirgspässe beherrscht, und zu Gurrea, einem elenden Nest, wo man zum Frühstück anhält, wird man von Legionen Bettlern belagert; auf den Plätzen sieht man ganz nackte Kinder sich im Staube wälzen und sich gegenseitig das Ungeziefer ablesen. Uebrigens tragen die schmutzigen Wirthshäuser des Landes noch ganz die Physiognomie, die sie zu Don Quixote's Zeiten hatten: große von Pfeilern gestützte Säle, keine Stühle, sondern eine rings an der Mauer herumlaufende steinerne Bank; der Herd steht mitten im Saal, die Decke ist kegelförmig gebildet und dient als Schornstein, von den elenden ratatuilles, die man zu essen bekommt, gar nicht zu sprechen. Diese angeborene Faulheit, die nicht für den andern Morgen sorgt, konnte selbst durch die Gewinnsucht nicht besiegt werden, und zwischen Spanien und Frankreich erhebt sich

dadurch eine Schranke, noch höher und schwieriger zu durchbrechen als die Pyrenäen.

Worüber der Reisende bei seinem Eintritt in Spanien nicht wenig erstaunt, ist die Verkäuflichkeit, man könnte fast sagen, Bettelhaftigkeit der Douaniers. Die Verordnungen sind hier nicht weniger streng als in Frankreich; die Pässe und das Gepäck geben Anlaß zu einer Menge von kleinen Plackereien. Glücklicherweise weiß man schon längst, womit der Eifer der Douaniers sich beschwichtigen läßt; steckt man ihnen einen Piaster in die Hand, so kann man in Spanien einschwärzen, so viel man Lust hat. Vergißt man die Gabe zu reichen, so werden sie daran erinnern, und ihr könnt dann diesen ehrenwerthen Beamten, ohne Furcht, ihre Schamhaftigkeit zu beleidigen, euer Almosen öffentlich vor aller Augen geben, ohne daß sie viel Umstände machen.

Die Schönheit des spanischen Bodens ist klassisch, die Romanzen tönen davon wieder, und die Balladen von Citronenwäldern und dem fruchtbaren vom Himmel bevorzugten Klima versiegen nicht. Selbst ernstere Werke, wie z. B. die Geschichte des spanischen Kriegs, vom Grafen Toreno, sprechen von den fruchtbaren Feldern an den Ufern des Ebro, von den Olivenwäldern und dem Grün, das die glücklichen Gefilde schmückt. Diese Schilderungen mögen wohl vor Zeiten richtig gewesen seyn, jetzt aber würde man in ganz Frankreich — die Landes nicht ausgenommen — vergebens eine solche Kahlheit, Unfruchtbarkeit und Entvölkerung antreffen, wie im Thal des Gallego, das nach Saragossa führt. Auf einer Strecke von mehr als 25 Stunden findet man nicht einen einzigen Baum; ein staubiger Boden mit einzelnen Rosmarinsträuchern bedeckt, einige kleine Städte, wie Gurrea und Zuera, aber nicht ein einziges Dorf, das ist Alles, was man von Ayerbe bis nach Saragossa zu sehen bekommt. Der Blick übersieht einen Horizont von zwei bis drei Stunden im Umkreis, und in diesem weiten Raum ist nicht Eine Wohnung, kein Olivenwäldchen — ein Kiesboden, unabsehbar viel Rosmarin und eine mit dickem Staub erfüllte Atmosphäre, das ist Alles. Uebrigens wäre dieser dem Anschein nach so unfruchtbare Boden des besten Anbaus fähig; Tannen, Eichen und Kastanienbäume würden vortrefflich fortkommen und zugleich die Feuchtigkeit herbeiziehen, deren der Boden so sehr bedarf. Es geht indeß in Spanien damit, wie mit vielem Andern: man könnte wohl, aber man will nicht; der Mensch hat hier den Reichthum zu seinen Füßen liegen, will sich aber nicht die Mühe geben, ihn aufzuheben.

Meroe.

(Fortsetzung.)

Einen ganz andern entschieden priesterlichen Charakter tragen die Ruinen von Dschibel el Birkel nahe bei der oben erwähnten kleinen Stadt Mereeh, die auf der Insel Argo, die von Solib, Amarah und Semneh links dem Nil hinab. Dschibel el Birkel liegt unter 18½° N. B. und 49° 45′ O. L., Semneh dagegen schon unter 21½° N. B. und 48° 25′ O. L.

Dschibel el Birkel, der Berg Birkel, liegt eine starke Stunde östlich von der kleinen Stadt Mereeh oder Merawe, und ist eine inselartige Erhebung in einer weiten Ebene. Auf der Südseite sind die Ruinen, angebaute Felder und der Fluß, auf den andern Seiten stößt die Wüste daran, die ohne Zweifel hier, wie anderswo einen großen Theil des einst angebauten Landes überdeckt. Westlich vom Hügel an der Wüste liegen zwei Gruppen Pyramiden. Oestlich von den Tempeln, deren man noch 6—8 unterscheiden kann, sind die schwachen Reste der ehemaligen Stadt. An dem einen Tempel sind die östlichen und westlichen Seiten der Säulen mit dem Kopfe der Isis geschmückt, die zwei andern Seiten haben nur die Lotusblume, eine Einfachheit der Dekoration, wie man sie nie an ägyptischen Gebäuden dieser Art sieht. An dem Eingang in die aus dem Felsen ausgehöhlten Kammern sieht man *) sieben Säulen, deren Kapitäle mit dem Kopfe Athors verziert sind. Die Länge des Tempels ist 115½′, die Breite im Innern etwas über 50′. Die Seitenmauern scheinen aber nie über 5½′ hoch gewesen zu seyn. In der einen Felsenkammer ist der König Tirhaka abgebildet, wie er mit seiner Braut dem Amun Ra, oder Herrn der Herrscher Opfer darbringt. Dieß ist der einzige Name, die der Götter ausgenommen, welche in diesem Tempel sich finden, und wahrscheinlich ist auch Tirhaka sein Erbauer. Der Felsenkammern in diesem Tempel sind vier. Der Styl der Skulpturen gleicht sehr dem ägyptischen, und da diese Dynastie auch Aegypten besaß, so ist sehr wahrscheinlich, daß sie zum Theil von ägyptischen Künstlern ausgeführt wurden.

Ein noch merkwürdigeres Gebäude ist der große Tempel, dessen Gesammtlänge nahe an 500′ beträgt, von den zahllosen Säulen, die ihn im Innern und Aeußern schmückten, steht nur noch Eine, deren Kapital die Form einer Lotusknospe hat. Auf der Westseite des Propylon's erkennt man noch die Spuren einer ungeheuren Schlachtscene, und die Seitenmauern scheinen mit prachtvollen Prozessionen, ähnlich denen des schönen Portiko's zu Medinet Abu, bedeckt gewesen zu seyn. Zwar findet sich auf der einen Seite der Name Tirhaka's; auf einem Altar aber der Name eines ägyptischen Königs, wahrscheinlich Amunneith, und somit wird man diesen Tempel vielleicht auch mehr für ägyptisch erklären müssen. Freilich sind die architektonischen Zierathen und Skulpturen größtentheils zerstört. Wenn aber auch diese Tempel, wo nicht gerade auf ägyptische Erbauer, so doch auf die Einwirkung ägyptischer Kunst deuten, so sind dagegen die Pyramiden entschieden äthiopisch: sie haben beinahe ganz dieselben Portikos, wie die zu Meroe, und die Skulpturen, bei denen wieder die Hieroglyphen fehlen, sind augenscheinlich äthiopisch, wie man an den runden Armen und überhaupt der größern Körperfülle bemerkt: der Styl ist durchaus von dem in Tirhaka's Tempel verschieden, so daß Jahrhunderte vorübergehen mußten, ehe eine so bedeutende Veränderung vorgehen konnte. Die Mannichfaltigkeit und die Eleganz in der Anordnung der Gruppen steht nur wenigen Erzeugnissen ägyptischer Kunst nach. Eigenthümlich ist auch, daß der Sandstein,

---

*) Dieß ist eine unserer Abbildungen.

aus dem die Pyramiden aufgeführt sind, weit härter ist, als das Material, woraus die Tempel bestehen; ein sicherer Beweis, daß man sich augenscheinlich Mühe gab, diese Gebäude in einer Art aufzuführen, daß sie allen Stürmen der Zeit trotzen könnten. Sie müssen auch in der That von sehr hohem Alter seyn, vielleicht älter, als alle andern im Nilthal, die von Meroe und Nori *) ausgenommen. Sie sind die Grabmäler einer Dynastie von Königen, denn sie sind nicht nur eben so prächtig, wie die Pyramiden zu Meroe, sondern viele der Figuren in diesen Gräbern haben die Schlange, das Symbol des Königthums, über dem Haupte.

Je weiter hinab am Strome, desto mehr finden sich ägyptische Elemente in den Skulpturen, wenn man gleich mit Sicherheit die meisten den Aethiopiern zuschreiben kann. Auf der Insel Argo (19° 15′ bis 19° 30′ N. B.) finden sich zwei kolossale Statuen von grauem Granit, die jetzt zerbrochen am Boden liegen, aber niemals ganz vollendet worden zu seyn scheinen, worin vermuthlich auch der Grund liegt, daß sie mit gar keinen Hieroglyphen geziert sind. Die Figuren sind stehend in ägyptischer Weise, indem der eine Fuß etwas vor dem andern vorausgestellt ist; die merkwürdigen Zieräthen um Nacken und Knöchel sind ganz äthiopisch, und der um den Kopfputz laufende Kranz deutet auf einen Eroberer. Es läßt sich vermuthen, daß die nach Süden wieder vordringenden Aegyptier die zum Andenken der Eroberung ihres Landes durch die Aethiopier errichteten Statuen wieder umstürzten. Eine Strecke hinter diesen zerbrochenen Statuen ist ein schönes Fragment einer kleinen sitzenden Statue, auf welcher der Name Sabako's in Hieroglyphen eingegraben ist. Allen Umständen zufolge muß die Insel Argo stark bewohnt und gut angebaut gewesen seyn, denn es finden sich Spuren mehrerer Städte, auf deren Namen jedoch nichts hinweist.

Einen eigenthümlichen Beweis, wie mannichfach ägyptische und äthiopische Macht hier abwechselten, bieten die Ruinen von Solib (20° 37′ N. B.) und Amarah (21° 48′ N. B.), das erstere wahrscheinlich Phthuris, das zweite Berethis. Die ersteren, das prachtvollste und interessanteste Denkmal Aethiopiens nach den Pyramiden von Meroe, sind in Art und Gestaltung entschieden ägyptisch, während der nördlicher gelegene Tempel von Amarah eben so augenscheinlich äthiopisch ist. Ein Thorweg, 19′ breit und mit zwei Säulen geziert, führt in einen 53′ breiten, und 30′ tiefen Raum, in welchem die Reste von acht Säulen stehen. Leider ist keine Spur mehr von den Kapitälen übrig, aber von jeder Seite steht noch ein bedeutendes Stück aufrecht, und ist mit Skulpturen überdeckt; leider sind aber diese sehr mittelmäßig, und die Hieroglyphen so schlecht ausgeführt und so verwittert, daß sich kaum etwas entziffern läßt. Die unterste Reihe von Skulpturen an den Säulen stellt Nilgottheiten dar, und außerdem sieht man eine Göttin mit der Erdkugel, langen Hörnern und zwei Federn, eine andere mit einem einfachen Helm, ferner einen König, der dem Kneph opfert, welcher mit einem Widderkopf, der Erdkugel und zwei Federn dargestellt ist. Endlich Thriphis mit einem Tigerkopf, und die deutliche Gestalt Amun Ra's. In der Mitte der Säulen läuft eine Reihe Hieroglyphen herum, welche merkwürdige Titel und den Namen eines bisher unbekannten Königs enthalten.

Dagegen sind die beiden Tempel zu Semneh (21° 20′ N. B.) auf beiden Seiten des Stroms wieder ägyptisch, einigen Inschriften nach von Thothmes III, aber neuere Skulpturen aus römisch-ägyptischer Zeit haben zum Theil die alten verdrängt.

Ehe wir zu einigen Bemerkungen über die Künste Aethiopiens übergehen, wollen wir noch Einiges über unsere lithographischen Beilagen bemerken. Die Ansicht der Pyramiden von Meroe und des Propylon's am Tempel Tirhaka's sprechen für sich selbst; aber die Abbildung der Skulpturen in dem Portikus der innern Pyramide zu Meroe bedarf einiger Erläuterung.

Die Hauptfigur in diesem Blatte ist eine Königin, in einer langen am Hals und den Handgelenken und, was in ägyptischen Skulpturen gar nicht gewöhnlich ist, an den Beinen fest anschließenden Kleidung. Die ganze Gestalt ist den ägyptischen Skulpturen auffallend unähnlich, denn sie ist korpulent, ein bemerkenswerther Umstand, da diese runden Formen der eigenthümliche Charakterzug der äthiopischen Skulptur sind, und die Gestalten, wenn auch vielleicht etwas plumper, als die ägyptischen, doch dem Auge gefälliger machen. Man bemerkt leicht, daß die Unrichtigkeit der Verhältnisse eben so oft und in gewöhnlicher Art, wie bei den ägyptischen Skulpturen, vorkommt, z. B. die fehlerhafte Art das Auge zu zeichnen, die Kürze der Arme, und das Unvollendete der Figur. Diese Königin hat in der einen Hand die Peitsche des Osiris, in der andern eine Lotusblume; der Sitz, auf dem sie ruht, hat die Form eines Löwen und ist sehr wenig verschieden von denen, die man gewöhnlich auf den Mauern ägyptischer Tempel sieht. Ihre Sandalen sind denjenigen, wie sie die Bauern der Umgegend tragen, gar nicht unähnlich. Ihr gegenüber sind drei Reihen Figuren, deren erste gänzlich zerstört ist; die zweite ist beschädigt, doch noch hinreichend erhalten, um alle Hieroglyphen und Figuren verständlich zu machen. Die erste stellt eine Frau dar, welche der Königin Libationen darbringt. Das Gefäß, in welches die Flüssigkeit hineinfällt, hat eine in Aegypten durchaus ungebräuchliche Gestalt. Diese Figur hat dieselben runden Formen, wie die Königin, obgleich dieselben, wegen des kleinen Maßstabs in der Zeichnung weniger hervortreten. Hinter ihr sind sechs kleinere Figuren; die erste, welche beide Hände erhoben hat, ist nach den Attributen, so wie nach den Hieroglyphen der Gott Thoth; die zweite ist Horus, mit zwei Gefäßen in den Händen, aus

*) Nori liegt auf dem linken Ufer des Nil, nicht weit von Dschebel el Birkel. Hier finden sich die Spuren von 35 Pyramiden, von denen jedoch nur noch 15 einigermaßen erhalten sind. Einige derselben sind über 110′ hoch, also höher, als Alle, welche zu Meroe und Dschibel el Birkel sich finden. Zudem haben sie das Eigenthümliche, daß sie weder Portikos noch hieroglyphische Inschriften haben. Die größte derselben hat drei Absätze und ist auf der einen Seite verfallen, wo man dann die eigenthümliche Entdeckung machte, daß die sichtbare Pyramide nur der Ueberbau einer tiefer im Innern befindlichen war. Ein Beweis, daß das Land um diese Pyramiden her einst bebaut und bewohnt war, liegt darin, daß ein vom Nil ausgehender Kanal sich bis hieher erstreckte.

deren einem er Wasser auf Pflanzen gießt; dann folgt Anubis gleichfalls mit einem Gefäß in der Hand, auf seiner einen Seite hat er ein Gefäß, auf der andern den gewöhnlichen Untersatz der Lotusblume. Hierauf folgt Kneph, hinter dem ein rohes häßlich gestaltetes Gefäß steht und endlich zwei sehr verwitterte Figuren, von denen die eine nach den Hieroglyphen Seb seyn muß. In der dritten Reihe ist nur die Figur des Anubis erkennbar, welcher Libationen ausgießt. Diese Bilder stellen also die vier Gottheiten dar, welche gewöhnlich bei den Todtengerichten und bei den Mysterien der Todten abgebildet werden: Thoth, Horus, Anubis, Kneph bringen der Königin, der Bewohnerin des Grabes, ihre Opfer dar. Die Grundzüge der Mythologie sind demnach dieselben, wie in Aegypten.

(Schluß folgt.)

Iskardoh.

Folgende Bemerkungen sind ein Auszug aus den Noten, welche Capitän C. M. Wade, politischer Agent in Ludiana, in Bezug auf das Gebiet und die Regierung von Iskardoh (in Klein-Tibet) einer Mittheilung Charagh Ali's (eines von Ahmed Schah, dem Gelpo oder Herrscher dieses Landes, an ihn abgesandten Agenten) entnahm, und welche der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen im letzten November vorgelesen wurden.

Iskardoh ist ein gebirgiges, in Thäler von verschiedener Größe getheiltes Land. Es liegt gegen den Punkt hin, wo die Gebirge Belat Tak und Mus Tak zusammenkommen und die hohen Felsketten Tibets von den Ebenen und Thälern Turkestans trennen; unter den Eingebornen ist es insgemein unter dem Namen Beldestan bekannt.

Die Sage lautet, daß Alexander der Große auf einem Feldzuge gegen Khata oder Scythien hieher kam, und daß, da die Kotell Mustak oder die Mustak-Berge, die zwischen Yarkand und Khata liegen, zu dieser Zeit wegen des tiefen Schnees ungangbar waren, der Macedonier auf der jetzigen Lage der Stadt so lange Halt machte, bis man zum Uebergang eine Straße bahnen konnte, worauf er all sein überflüssiges Gepäck, sammt den Kranken, Alten und Schwachen unter seinen Truppen in einem Fort, welches er während seines dortigen Aufenthalts erbaute, zurückließ und gegen Khata vorrückte. Diese Ueberreste der Armee gründeten eine Stadt, der sie den Namen Iskandaria oder Alexandria gaben, die jetzt aber Iskardoh heißt.

Der Länge nach schätzt man das Gebiet von Iskardoh auf eilf Tagreisen, und seine muthmaßliche Breite beträgt etwa neun Tagreisen. Oestlich gränzt es an Ladakh, welches eilf, und westlich an Gilget, das neun Tagreisen von der Hauptstadt entfernt ist. Nördlich gränzt es an Yarkand, das zwölf, und südlich an Kaschmir, das neun Tagreisen entfernt ist. Ueber die Stärke der Bevölkerung läßt sich keine genaue Schätzung geben. Sie soll sich auf 300,000 Familien belaufen, was aller Wahrscheinlichkeit nach die wirkliche Zahl weit übersteigt. Das Volk wird in verschiedene Stämme getheilt, im Allgemeinen ist es unter dem Namen Baldi bekannt. Darunter befindet sich ein Stamm, dem seine Religionsgesetze vier Gebote vorschreiben: 1) alle weiblichen Kinder zu tödten; 2) keine Unwahrheiten zu sagen; 3) ihre Kampfgenossen am Tage der Schlacht nicht zu verlassen, und 4) Niemanden zu verläumden. Sie sollen, wie die andern tibetanischen Stämme phlegmatischer Gemüthsart seyn. *) Sie sind ein kräftiger, wohlgebildeter Volksstamm, mit frischer Gesichtsfarbe und guten Gesichtszügen, haben aber nur wenig Haar am Körper und kaum einen Bart. Sie sollen bei Unternehmungen unzuverlässig seyn, und eine verrätherische und ränkevolle Gemüthsart besitzen. Gerste, Weizen und Fleisch sind ihre Hauptnahrungsmittel; Reiß ist nicht allgemein im Gebrauch. Wer es erschwingen kann, trinkt gewöhnlich Thee zum Frühstück, und bei ihnen, wie bei ihren Nachbarn von Ladakh, werden die Besuchenden mit einer Tasse Thee empfangen. Der Gebrauch dieses Luxusartikels wird, obgleich er in hohem Preise steht, immer allgemeiner. In der Kleidung herrscht keine große Verschiedenheit von ihren Nachbarn von Ladakh. Die wohlhabende Klasse trägt durchgängig Kabas (eine Art Oberrock mit verbrämtem Rande) und Mützen ꝛc., während die Kleidung der Bauern aus Jamahs besteht, einer andern Art Oberrock, die früher in Indien sehr gebräuchlich war; er gleicht der Weste der indischen Tänzerinnen, und wird aus Pattu gemacht, der sowohl von grober als feiner Qualität aus Ziegenhaar verfertigt wird. Von demselben Stoffe tragen sie auch Mützen. Baumwolle wird hier keine erzeugt. Sie wird von Yarkand nach Kaschmir eingeführt, allein sehr wenige Leute tragen Baumwollenkleider. Ihre Häuser werden meistens aus Stein- und Holzschichten, mit flachen Dächern, gebaut, und sind zwei oder drei Stockwerk hoch; die weit hervorstehenden Dächer gleichen einigermaßen denen auf der Südseite der Himalaja-Gebirge.

(Schluß folgt.)

*) Asiatische Physiologen stellen die Behauptung auf, das Temperament der Menschen werde von der Beschaffenheit der thierischen oder vegetabilischen Produkte, wovon er sich nährt, mehr oder minder bestimmt; und den phlegmatischen Charakter der Bewohner von Klein-Tibet leiten sie demnach vom Genuß der Gerste, der Hirse und des Obstes her, die ihre Hauptnahrungsmittel bilden.

Vermischte Nachrichten.

In einer der jüngsten Sitzungen der akademischen Gesellschaft zu Falaise legte Herr von Brebisson ein durch oscillaria pharaonis Bory (ein sehr seltenes und wenig bekanntes Meergras) gefärbtes Wasser vor, welches eine merkwürdige, bis jetzt noch nicht bekannt gewordene Erscheinung darbietet. Das Wasser, in welches man diese Pflanze wenige Augenblicke, nachdem man sie abgepflückt, legt, nimmt eine dunkelrothe Farbe (Blut- oder Ockerfarbe) an, wenn man es in einem undurchsichtigen Gefäß betrachtet; bringt aber der Beobachter das Wasser in einem durchsichtigen Gefäß zwischen sein Auge und das Licht, so erscheint es schön indigoblau. Eine mit dieser Flüssigkeit gefüllte Glasflasche in die Sonne gestellt, erscheint auf der einen Seite blau, und auf der andern roth. Weißes in diese Flüssigkeit getauchtes Papier nimmt eine azurblaue und niemals eine rothe Farbe an.

Die neugierige Welt Londons strömte vor Kurzem der Niederlage eines Fischhändlers zu, um einen ungeheuern 4 Fuß langen und am Bauche 30 Zoll im Umfang haltenden Karpfen zu bewundern. Sein Gewicht betrug 22 Pfund. Wo er gefangen wurde, erfuhr man nicht, sondern nur so viel, daß er einem reichen Gutsbesitzer in der Gegend von Hampton gehöre.

In dem Sandsteinbruch zu Clagbennie, in der Nähe von Edinburg, wurde in einer Tiefe von 20 Fuß der vollkommen erhaltene Abdruck eines 27 Zoll langen und 15 Zoll breiten Fisches gefunden. Er scheint regelmäßig gepanzert gewesen zu seyn wie ein Krokodil, und ist ein schönes Exemplar einer noch auszumittelnden Species.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 247.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 September 1836.

Chinesische Städte. I.

Peking.

Der unterscheidende Zug aller großen Städte China's besteht in den hohen, schloßartigen Mauern von blauen Backsteinen, womit sie umgeben sind, und wovon die Mauern Pekings, die sich übrigens durch besondere Höhe und Dicke auszeichnen, ein gutes Probestück abgeben. Gleich dem alten Walle des Reichs bestehen sie aus aufgeschütteter Erde und Schutt, die auf beiden Seiten durch Backsteine festgehalten sind. Ihre Höhe beträgt etwa 30 Fuß, die dünne Brustwehr ist tief eingeschnitten und Schießscharten dazwischen angebracht, die aber keine Aehnlichkeit mit den regelmäßigen Schießscharten für das schwere Geschütz haben. Man sieht auch in der That selten Kanonen auf den Mauern, obgleich in der Nähe der Thore sich gewöhnlich einige befinden. Die Höhe und die große Masse dieser Mauer mit ihrer senkrechten Außenseite würde einer Breschbatterie leichtes Spiel geben, aber die Hauptwaffe in den Kriegen zwischen Chinesen und Tataren waren stets Bogen und Pfeile. Bei jedem Thore ist die Mauer doppelt, indem sie außerhalb desselben halbkreisförmig herumgezogen ist; der Eingang in der äußern Mauer steht dem Thore an der innern nicht gerade gegenüber, sondern ist um größerer Sicherheit willen seitwärts angebracht. *) Ueber beiden Thoren ragen Thürme von mehrern Stockwerken empor, worein Soldaten einquartiert sind. In Zwischenräumen von etwa 60 Yards sind flankirende Thürme von gleicher Höhe, die etwa 30 Fuß über die Courtine vorstehen. Nach den meisten Planen soll Peking rings von einem nassen Graben eingeschlossen seyn, dieser umgibt aber nur eine gewisse Strecke, denn als die englische Gesandtschaft im J. 1826 nach Peking kam, fand diese auf der Nordostseite nicht einmal einen trockenen Graben, und mehrere Herren derselben verließen ihre Wagen, und nahmen aus den zahlreichen Löchern, welche Zeit und Vernachlässigung in der Mauer verursacht hatten, aus Neugierde Stücke von Backsteinen heraus. Derselbe Fall war zu Nanking, dessen alte Mauer beinahe so hoch war, als die jetzige von Peking, aber an der Stelle, welche die Reisenden besuchten, war keine Spur eines Grabens mehr übrig.

Der Raum, den Nanking einnahm, war größer als der, den die Mauern von Peking umschließen, aber der größere Theil der von der alten Umwallung eingeschlossenen Fläche trägt jetzt auch nicht eine Spur mehr von Gebäuden, und die Stadt Kiang-ning-fu, wie sie jetzt heißt, nimmt nur einen Winkel der alten Stadt ein. Peking hat gleichfalls so viele leere Stellen von bedeutendem Umfang, daß man bei Betrachtung der niedern einstöckigen Häuser nicht begreift, daß eine so unmäßige Bevölkerung, wie von Einigen Peking zugeschrieben wird, hier Platz haben soll. Ein sehr großer Theil der nördlichen oder Tatarenstadt ist von den Palästen und Lustgärten des Kaisers eingenommen, der übrige Theil ist mit Regierungsgebäuden und Tempeln angefüllt, die alle große offene Höfe haben. Auch die Chinesenstadt im Süden hat große Plätze, die von unermeßlichen weitläufigen Gebäuden und Gärten eingenommen sind, wo der Kaiser dem Himmel opfert, und die jährliche Ceremonie des Pflügens u. dgl. vornimmt; außerdem gibt es große Seen und Küchengärten. Wenn man nun den Umfang Pekings noch so hoch anschlägt, so kann doch seine Bevölkerung schwerlich mehr als die von London betragen, obgleich man sie aufs Doppelte angegeben hat.

Pater Hyazinth Bitschurin, der als Mitglied der russischen Mission sich lange in der Hauptstadt aufhielt, hat eine sehr umständliche Beschreibung von ihr gegeben, die großen Theils auf persönliche Beobachtung gegründet ist. Die kurze Zeit, welche die Gesandtschaft Lord Macartney's hier zubrachte, gab wenige Gelegenheit zu Nachforschungen, aber Hr. Barrow, der zu Peking und Yuen-ming-yuen blieb, während die Gesandtschaft dem Kaiser über die Mauer hinausfolgte, benutzte seine Zeit gut, und theilte eine sehr malerische Schilderung dessen mit, was er selbst sah. Die Straßen Cantons und der meisten andern Städte sind ausnehmend eng, so daß nur drei oder vier Fußgänger neben einander gehen können. Die Hauptstraßen Pekings aber, welche die verschiedenen Thore mit einander verbinden, sind volle hundert Fuß breit. Diese sind ungepflastert, wahr-

*) Dieß ist bekanntlich bei vielen alten Befestigungen auch in Deutschland der Fall.

scheinlich wegen der Schwierigkeit und Kostspieligkeit, sich in der unermeßlichen Alluvialfläche, auf welcher die Stadt steht, Steine zu verschaffen. Jeder Einwohner wird von der Polizei angehalten, während der trockenen Monate den Theil der Straße vor seinem Haus zu reinigen und mit Wasser zu begießen, um den Staub niederzuschlagen; bei Regenwetter aber sollen die Hauptstraßen wegen Mangel an gehörigen Abzugsgräben, und in Folge der vollkommenen Ebenheit des Bodens, welche das Wasser nicht abfließen läßt, in einem abscheulichen Zustand seyn.

Sir G. Staunton beschreibt das Aussehen der Hauptstadt, als die Gesandtschaft sie auf dem Wege nach Yuen-ming-yuen durchzog, auf folgende Weise: „Die erste Straße erstreckt sich gerade gegen Westen, bis sie von der östlichen Mauer des kaiserlichen Palastes unterbrochen wird; diese Mauer heißt die gelbe,*) von der Farbe des kleinen Daches von gefärbten Ziegeln, mit denen sie gedeckt ist. Verschiedene öffentliche Gebäude, die man zu gleicher Zeit erblickt, sind auf dieselbe Weise gedeckt. Diese Dächer, welche von keinen Kaminen unterbrochen und an der Seite und auf der Spitze des Daches in leichten Krümmungen fortlaufen, was einen viel angenehmern Eindruck macht, als lange fortlaufende gerade Linien, sind mit einer Menge Bildern, theils wirklicher, theils phantastischer Gegenstände geschmückt; das Ganze glänzt bei hellem Sonnenschein wie Gold, und überrascht das Auge an einem Theile des Gebäudes, wo man es sonst nicht sucht, mit einem wunderbaren Anschein von Größe. Ungeheure Reißmagazine sieht man in der Nähe des Thores, und blickt man zur linken Seite längs der Stadtmauer hinab, so fällt ein hohes Gebäude in die Augen, das unter einer frühern Dynastie von dem Kaiser Yung-lo, dem Peking seine bedeutendsten Verschönerungen danken soll, zum Observatorium bestimmt wurde.

„Außer der Ankunft der Fremden trugen mehrere Umstände dazu bei, die breite Straße gedrängt voll zu machen. Ein Zug bewegte sich gegen das Thor, in welchem die weiße oder bräunliche Farbe (nach europäischen Begriffen) der denselben bildenden Personen einen Brautzug anzudeuten schien, aber daß es ein Trauerzug **) sey, zeigte der Anblick einiger jungen tief betrübten Leute mehr, als die Leiche selbst, die in einem schönen viereckigen Kasten eingeschlossen war, über welchem ein Baldachin mit den buntesten Farben prangte, und dem Fahnen von vielfarbiger Seide vorausgezogen. Hinter demselben erschienen Tragsessel mit weißem Tuche überdeckt, in welchem sich die weiblichen Verwandten des Verstorbenen befanden. Die weiße Farbe ist in China Zeichen der Trauer, und wird eifrigst von denjenigen vermieden, welche Gesinnungen anderer Art an den Tag zu legen wünschen; ***) man sieht sie deßhalb nie bei Trauungsceremonien, welche wir gleich darauf zu sehen Gelegenheit hatten, und wo die von ihrem Bräutigam bis jetzt ungesehene Dame in einem vergoldeten, bunt gemalten Stuhle getragen wird, um welchen Festons von künstlichen Blumen hängen. Umgeben ist der Stuhl von Verwandten und Dienern, welche das Hausgeräth tragen, die einzige Mitgift, welche die Eltern der Braut geben. Das Gedräng wurde nicht wenig vermehrt durch Mandarinen von hohem Rang, die stets mit zahlreicher Dienerschaft erscheinen, und noch mehr durch die Volkshaufen, welche sich um Auktionäre, Arzneiverkäufer, Wahrsager, Sänger, Gaukler und Erzähler drängen, die ihre Zuhörer um einige Tschan oder Kupfermünzen betrügen. Unter den Erzählungen, welche in diesem Augenblick die Einbildungskraft des Volks beschäftigten, spielte die Ankunft der Gesandtschaft keine unbedeutende Rolle. Die dem Kaiser überbrachten Geschenke sollten Alles enthalten, was es Seltenes in andern Ländern gab, oder was den Chinesen nicht bekannt sey. Von den mitgebrachten Thieren wurde ganz ernstlich erzählt, es sey ein Elephant von der Größe eines Affen und so wild wie ein Löwe darunter, und ein Hahn, der sich von Kohlen nähre.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Chinesischen eigentlich „die kaiserliche Mauer."

**) Die Chinesen, welche nicht gern Worte von übler Vorbedeutung gebrauchen, nennen einen Leichenzug „eine weiße Sache."

***) Man vermeidet sie als unglückweissagend; die Farbe der Beglückwünschung ist roth.

Meroe.

(Schluß.)

Diodorus sagt an einer Stelle, die Sprache der Hieroglyphen sey in Aegypten nur den Priestern bekannt gewesen, in Aethiopien aber vom Volke verstanden worden. Wir haben keinen Grund diese Angabe zu bezweifeln und sie erscheint, wenn sie wirklich wahr ist, viel wichtiger als Diodorus wohl einsah; denn sie stellt zugleich das gegenseitige Verhältniß der beiden Völker fest, und bestätigt die vielfach gehegte und durch mancherlei Sagen unterstützte Ansicht, daß Aegypten seine Bildung und seine Künste durch äthiopische Kolonien erhalten habe. Wenn in Aethiopien das Volk die Sprache der Hieroglyphen verstand, so konnte der Grund hievon nur darin liegen, daß diese Bilderschrift in Aethiopien aus der Sprache des Volkes heraus entstand, die bereits gebildete Hieroglyphenschrift aber durch Kolonien nach Aegypten verpflanzt wurde, wodurch eine Vermengung des Aethiopischen und der Sprache der Eingebornen, eine Mischlingssprache *) entstand, und somit die auf das reine Aethiopische gegründete Hieroglyphenschrift nicht mehr das Eigenthum der Mehrzahl, sondern nur einer besonders hiezu gebildeten Klasse seyn konnte.

Hiedurch scheint sich das Verhältniß der ägyptischen und äthiopischen Civilisation sehr bestimmt festzustellen, wenn wir gleich aus Mangel an Kenntniß namentlich der äthiopischen Civilisationsepochen noch bei weitem nicht im Stande sind, über die wechselseitige Einwirkung etwas Näheres anzugeben. Daß die Zeiten, in welchen die Pyramiden von Meroe und Neri, und die Tempel zu Dschibel el Birkel entstanden, sehr weit von einander entfernt seyn müssen, läßt sich ohne Mühe aus der Art und Ausführung der Skulpturen abnehmen. Aber wie

*) Siehe Nr. 288 vom vorigen Jahre „über den Einfluß der Schrift auf die Sprache."

lange dieser Zeitraum sey, darüber haben wir auch nicht die mindeste Andeutung, um so weniger, als die Pyramiden von Meroe in eine über alle Geschichte und Sage hinaus liegende Zeit hinaufzureichen scheinen. Einige Einwirkung äthiopischer Kunst auf die ägyptische in sehr alter Zeit läßt sich z. B. in der Sprengung der Bögen erkennen. Man findet ganz regelmäßig gesprengte Bögen in einer Pyramide zu Meroe, in den ägyptischen Gebäuden aber reicht keiner der bedeutenden Bögen über Thothmes III oder etwa 1500 vor Christo hinauf, und ganz regelmäßig erbaute, die bloß durch den Seitendruck der Steine sich halten, findet man in Aegypten erst unter Psammetich, welcher nach der äthiopischen Dynastie herrschte. Zwischen dem 15ten und 18ten Jahrhundert vor Christo scheint die bald feindliche, bald freundliche Berührung beider Länder am lebhaftesten gewesen zu seyn.

Daß die Aegyptier ihre Civilisation von Meroe entlehnt, geht auch beinahe unwidersprechlich aus ihrer Skulptur und Malerei hervor. Die Skulptur beider Länder hat dieselben Mängel, wenn auch die äthiopische mehr runde, angenehmere Form zeigt; beide gleichen sich in der Art die Profile darzustellen und in dem Mangel aller Perspektive. Hiebei ist zu bemerken, daß man in Aegypten von den alten Formen der Skulptur keineswegs abging, auch nachdem man bessere griechische und römische Muster kennen gelernt hatte. Diese zähe Beharrlichkeit bei den einmal hergebrachten Formen läßt sich nur daraus erklären, daß sich an diesen Styl in der Skulptur ein religiöses Vorurtheil knüpfte, denn bei den mannichfachen genauen Thierabbildungen und den sonst gezeigten hohen Geschicklichkeiten läßt sich gar kein Grund absehen, warum man nicht auch die menschliche Gestalt vollständiger und vollkommener hätte darstellen sollen. Indeß ist zu bemerken, daß die von ihnen angenommene und beibehaltene Form für heilige Gebäude gar nicht unpassend ist, und mehrere Reisende haben schon die Bemerkung gemacht, daß sie sich sehr bald an diese Mängel gewöhnten und endlich bewunderten, was ihnen anfangs so seltsam geschienen hatte; alle diejenigen, welche die Gräber der Könige zu Theben besuchten, sprechen mit enthusiastischer Bewunderung von der Schönheit und der reichen Harmonie der Farben, deren Geschmack in den Verzierungen, und dem magischen Effekt der Dekorationen. Was die Farben betrifft, so bieten diese noch eine besondere Merkwürdigkeit dar. Zwar findet sich in keinem äthiopischen Bau mehr eine Spur von Bemalung, doch sieht man sie in dem Portikus einer Pyramide zu Dschibel el Birkel noch hinreichend, um zu erkennen, daß das Koloriren dem der Aegyptier ähnlich war. Die Farbe, womit der menschliche Körper bemalt wurde, ist für Aegyptier und Aethiopier dieselbe, nämlich roth mit scharfem Unterschied von der schwarzen Negerrace. Konnten aber Aethiopier und Aegyptier, die zum Theil über 10—15° von einander entfernt lebten, gleich gefärbt seyn? Die Aegyptier malten mit sechs Farben, weiß, roth, grün, blau, gelb und schwarz, und von diesen war diejenige, welche der äthiopischen Hautfarbe am nächsten kam, doch wohl gewiß die rothe, was auch noch durch die Farbe der jetzigen Bebauer des Bodens bestätigt wird, obwohl diese durch eine Beimischung der stärker gebräunten südlichen Araber etwas dunkler gefärbt seyn mögen, als ihre Vorfahren. Die Kopten, die Abkömmlinge der Aegyptier sind heller als die Fellah's, und doch sehen diese im Vergleich mit den gegenwärtigen Einwohnern Aethiopiens weiß aus. Hätten die alten Aegyptier, wenn sie die menschlichen Figuren auf ihren Tempeln bemalen wollten, von den sechs Farben, die ihnen zu Gebot standen, nicht eher ein leichtes Gelb wählen sollen? Der Grund, warum sie gleichfalls roth wählten, kann wohl nur darin liegen, daß die ersten Kolonien, welche die Künste nach Aegypten brachten, ihre Gottheiten natürlicherweise auf dieselbe Art darstellten, wie im Mutterlande, und die ersten Könige und andere Opfer darbringende Personen waren begreiflicherweise Kolonisten. Voll Ehrfurcht für die ersten, ihnen überlieferten Vorbilder behielten die Aegyptier die rothe Farbe bei, und erkannten dadurch stillschweigend an, daß sie die Künste von Aethiopien her überkommen hätten. Es finden sich in Aegypten mehrere Abbildungen von schwarzen Menschen, aber diese tragen fast unwandelbar die Negerzüge an sich und selbst, wenn man mit dieser Farbe Aethiopier darzustellen beabsichtigte, so konnte diese Farbe nur ein später eingeführtes Unterscheidungszeichen seyn, um sie als eine schwärzere Nation zu bezeichnen, denn man findet die Aethiopier auf ihren eigenen Gebäuden genau mit derselben Farbe dargestellt, wie die Aegyptier von Theben und Memphis.

Die Denkmäler Aethiopiens bieten leider, wie schon bemerkt, keine Reihenfolge dar, aus denen man das allmächtige Steigen und Fallen der Künste verfolgen könnte. Aus dem Zeitalter der Pyramiden von Meroe und Nori finden sich keine Tempel und zwischen der ältesten Architektur und Skulptur, wie sie in den Pyramiden von Meroe und Nori sich zeigt, und denen im Tempel Tirhaka's, aus dem 8ten Jahrhundert vor Christo, ist, wie schon gesagt, ein so bedeutender Unterschied, daß viele Jahrhunderte inzwischen verlaufen müssen. Der Tempel Tirhaka's, obwohl ein prachtvolles Gebäude, steht am Ende der bessern Zeit äthiopischer Kunst, sie mußte bereits von der inzwischen groß gewordenen Tochter, der ägyptischen, borgen. Es neigt sichtlich zu Ende mit der alten Macht und Herrlichkeit: die langen Kriege mit Aegypten hatten ein unruhiges Geschlecht erzeugt, und das System der alten Priesterherrschaft beginnt zu wanken. Vier Jahrhundert später unter Erkamon ist es so tief gesunken, daß es diesem griechisch gebildeten, jedoch durch keine besonderen Thaten ausgezeichneten Könige, wie es scheint, ohne besondere Mühe gelang durch die Niedermetzlung der Priester die alte Reichsordnung zu vernichten: Kraft und Macht scheinen damals schon seit geraumer Zeit aus der Körperschaft der Priester entwichen gewesen zu seyn. Auch die Künste waren schon sehr gesunken, wie man aus dem Bastardstyl der weitläufigen Ruinen im Wady Owataib erkennt. Wie viele Jahrhunderte mögen damals seit der Erbauung der Pyramiden von Meroe, von Nori und von Dschibel el Birkel verflossen gewesen seyn! Man zählt am erstern Orte 80, am zweiten 42, am dritten 17 mehr oder minder erhaltene Pyramiden, und ihre Zahl scheint noch bei weitem größer gewesen zu seyn. Es läßt sich jetzt unmöglich mehr bestimmen, ob es die Grabmäler von Privatpersonen,

Google

von Königen oder Mitgliedern verschiedener königlicher Familien waren; die Abbildungen stellen öfters zwei Personen, einen König und seine Gemahlin, und nur in einem einzigen Falle bloß eine Königin dar. Die Gräber, welche man nach den Hieroglyphen als die Gräber von Königen und Königinnen erkennen muß, sind nicht größer, ja oft nicht einmal so groß, als viele der übrigen, und somit darf man mit Recht schließen, daß jede Pyramide für einen König oder einige Mitglieder einer königlichen Familie errichtet wurde. Wären sie bloß für regierende Häupter errichtet worden, so würde die große Anzahl derer, die man jetzt noch erkennen kann, abgesehen von denen, welche bereits die Wüste verschlang, uns in das graueste Alterthum zurückführen.

Verwegenheit zweier englischer Diebe.

In der kleinen, 25 Stunden von London entfernten Stadt Malmesbury trug sich unlängst ein seltsamer Vorfall zu. Ein junger elegant gekleideter Mensch kömmt nebst einem Bedienten, der einen kleinen Tisch trägt, auf den Marktplatz. Er stellt große Säcke auf, schüttet Goldstücke aus denselben auf den Tisch und ruft dem staunenden Volke zu: „Aechte Souverainsd'ors (ungefähr 12 fl.) zu 6 Pence (18 Kreuzer) das Stück! Wer will sein Glück versuchen und 12,000 Souverains zu 6 Pence das Stück kaufen? Eilen Sie, meine Herren und Damen, denn ich habe deren nicht für Jedermann.“

Eine Zeit lang fand seine Waare wenig Abgang, denn 6 Pence war zu viel, wenn die Souverains etwa nur vergoldete Rechenpfennige gewesen wären. Indeß befand sich unter der Menge ein Mann, der, nachdem er einige Stücke gekauft hatte, die Neugierigen bei Seite nahm und ihnen zuflüsterte: „Welch ein Unglück, daß ich nicht mehr Geld bei mir habe! der Mensch, den ihr da seht, ist der Agent des reichen Capitains Berkeley, der mit dem reichen Gutsbesitzer Roß, der ihn kennt, eine bedeutende Wette einging. Herr Berkeley hat gewettet, daß die 12,000 ächten Souverainsd'ors binnen einer Stunde nicht alle an Mann gebracht seyn würden; eine Viertelstunde ist schon verflossen, und ich habe keine Zeit mehr nach Hause zu gehen, um Geld zu holen.“

Nach dieser vertraulichen Mittheilung strömten die Betrogenen in Masse herbei, um die glänzenden Goldstücke zu kaufen, die auf der einen Seite das Bild des regierenden Königs, auf der Rückseite aber ein von der gangbaren Münze ganz verschiedenes Gepräge trugen. Der Verkäufer weiß nicht, was er sagen soll, und scheint sehr verdrießlich über den schnellen Abgang seiner Waare; seine üble Laune steigert aber das Vertrauen nur immer mehr und lockt neue Käufer an.

Die Täuschung schwand jedoch bald; ein in der Nähe wohnender Goldschmied, von dem Lärm herbeigelockt, bewies den Geprellten, daß die Rechenpfennige nicht einmal einen Penny werth seyen. Die wüthende Menge fiel hierauf über den angeblichen Agenten des Capitains Berkeley und seinen Genossen her, und beide konnten sich nur mit Mühe und mit Zurücklassung ihrer Waare und der bereits gemachten Einnahme retten.

Iskardoh.

(Schluß.)

Die gewöhnliche Volksreligion ist die muhamedanische der Schiiten-Sekte und der Anhänger des Imam Dschaffar; allein gegen Gilget zu befindet sich ein Volksstamm, der kein hinlänglich bestimmtes Religionssystem zu besitzen scheint: einige sind Götzendiener und beten Bäume an, während andere sich Muhamedaner nennen, aber wie die Hindus das Fleisch der Kühe nicht essen. Das Tibetanische ist gewöhnliche Landessprache, doch besitzt das Volk keine darin geschriebenen Bücher. Sie stehen nicht unter dem Einflusse der Lamas, und erhalten ihre Erziehung, die sich ausschließlich auf die Häuptlinge und die Priester beschränkt, in persischer Sprache. Sie besitzen kein Münzsystem in Rupien, Pice's oder Kouris. Das einzige Austauschmittel, das sie kennen, besteht in kleinen Stücken unverarbeiteten Goldes, das man im Lande sowohl in Minen als Flußbetten findet.

Die Regierung von Iskardoh ist unumschränkt, der Herrscher aber, Ahmed Schah, der seine Abstammung von dem israelitischen Joseph *) ableitet, ein milder und wohlwollender Mann; sein Titel lautet: Eegh mayum und bedeutet „der Herr der Berge;“ sein Volk aber nennt ihn Gelpo oder König, und seine Zinspflichtigen und kleinen Häuptlinge Ju. Er residirt gewöhnlich im Fort von Iskardoh. Die Dynastie des jetzigen Herrschers soll seit vierzehn Generationen im ununterbrochenen Besitze des Landes gewesen seyn. Er ist keinem fremden Staate Gehorsam schuldig; wenigstens ist er keinem zu Zins oder Dienst verpflichtet, die Sikhs versuchten jedoch ihre Eroberung jenseits Kaschmir in dieser Richtung auszudehnen, was Unruhe und Eifersucht in ihm erweckte. Es gibt keine stehende Armee; die Truppen Ahmed Schahs bestehen aus seinen Vasallen. Sie sind Grundbesitzer, die keinen regelmäßigen Sold empfangen, aber von der Steuer gegen Leistung von Militärdienst befreit sind. Tritt je ein Fall ein, der die Zusammenziehung einer nothwendigen Streitmacht erfordert, so ruft der Herrscher die Bauerschaft auf, und bildet daraus eine Art Landwehr. Er versieht sie mit Waffen und Schießbedarf, so lange sie beisammen behalten werden, und wenn ihre Dienste nicht mehr von Nöthen sind, liefern sie die Waffen ab und werden nach Haus entlassen. Die Staatseinkünfte werden in natura auf folgende Art eingezogen: von jedem Grundeigenthümer erhebt man je einen Kharwar (ungefähr 40 Silr's) Weizen, Gerste und Mustard oder Hirse. Einige der Zemindars bezahlen ihre Rente in einem Kharwar Ghi (Schmelzbutter), anstatt der drei andern Artikel. Vor ungefähr anderthalb Jahren verlautete das Gerücht, die Russen hätten Kaptschak genommen und seyen in Ilah, einem großen Handelsentrepôt, angekommen. Zwischen Ilah und dem russischen Gränzposten befindet sich ein großer See, an dessen Gränze die Russen ein Fort errichtet, und nicht weit davon eine Stadt erbaut haben sollen. Da die Chinesen mit den Russen in keine Feindseligkeiten verwickelt werden wollten, sollen sie ihnen zur Erkaufung des Friedens eine große Summe Geldes bezahlt haben. Der Häuptling von Ladakh ließ dem Kaiser von China wissen, daß die Engländer eine Straße nach Kaughri, in der Nähe von Ispiti, bauten, worauf der Kaiser einen Zandu (Untersuchungskommission) nach Arzeng sandte, um den Stand der Angelegenheiten auf dieser Seite zu beobachten, und zu gleicher Zeit Befehl gab, die Besatzung von Rodokh, zwölf Stationen von Ladakh, durch eine bedeutende Streitmacht zu verstärken.

*) Den die Muhamedaner für einen Propheten halten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 248.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 September 1836.

Briefe über Spanien.

Saragossa.

Im Julius 1836.

Endlich, nach einer Reise von 40 Stunden durch diese traurigen, entblößten Gefilde, sieht man Saragossa von Ferne liegen. Lange zuvor, ehe man hinkommt, bemerkt man die unzähligen Thürme und Kuppeln, die diesem berühmten Ort das Ansehen einer orientalischen Stadt verleihen. Saragossa, das ungefähr 50,000 Einwohner zählt, besitzt 48 Kirchen oder Klöster, von denen die meisten, seit Austreibung der Mönche, leer stehen. Die berühmte Kathedrale von Nuestra Señora del Pilar ragt über mehrere kleine Kuppeln mit gelb glasirten Ziegeln gedeckt, empor, was von weitem wie Gold oder polirtes Kupfer aussieht. Die Stadt ist nicht schön; die Straßen sind eng und schlecht gepflastert, und die schlecht gebauten Häuser grau angestrichen, was an den staubigen Boden des Landes erinnert. Aber diese Stadt besitzt dennoch einen Reiz, der nicht bloß auf den Erinnerungen beruht, die sie zurückruft und der ihr einen ganz besondern Stempel der Originalität ausdrückt. Dieses Schöne und Herrliche sind seine Bewohner. Wenn man diese athletisch gebauten Männer mit dem afrikanischen Auge, dem dichten Bart und dem würdevollen Gange sieht, glaubt man sich in den Orient versetzt, und man begreift wie Saragossa — in der Ebene gelegen, ohne Mauern und Gräben und von der Anhöhe Torrero beherrscht, die im Besitz der Franzosen war — zwei Belagerungen des französischen Heeres aushalten konnte, von denen die letzte 62 Tage dauerte. Die Leidenschaften der Aragonier lodern rasch auf, und erlöschen nur langsam; ihre Halsstarrigkeit ist, wie die der Biscayer, sprüchwörtlich geworden. Um sie bildlich darzustellen, zeichnet man gewöhnlich den Biscayer, wie er einen Nagel mit seinem Kopf in eine Mauer schlägt; den Aragonier aber stellt man dar, wie er den Kopf des Nagels in die Mauer rennt, indem er mit der Stirn gegen die Spitze desselben schlägt. Liest man die Beschreibung des Feldzugs von 1808, so überzeugt man sich, daß das Sprüchwort die Wahrheit sagt.

Die ruhmwürdigen Erinnerungen von 1808 haben nicht wenig dazu beigetragen den Stolz und das natürliche Unabhängigkeitsgefühl der Aragonier zu steigern. Obschon die alten, von Philipp II sehr beschränkten, und von Philipp V nach dem Erbfolgekriege definitiv abgeschafften Privilegien dieser Provinz jetzt nichts weiter als eine historische Erinnerung sind, so lebt doch der Geist der Unabhängigkeit, dem sie ihre Entstehung verdanken, noch immer in den Herzen der Aragonier. So sind sie in der Krise, welche jetzt Spanien bewegt, bis jetzt der Sache der Freiheit treu geblieben, und darf man ihnen glauben, so werden die Banden, welche das Königreich Valencia und Oberaragonien durchstreifen, es nicht wagen, sich vor Saragossa zu zeigen; nie werden seine Bewohner sich dem Prätendenten unterwerfen. Dieß hindert jedoch nicht, daß der Generalkapitän mit Zustimmung eines Theiles der Einwohner dem General Narvaez, der einige Tage vor meiner Ankunft im Namen der Königin Einlaß verlangte, diesen mit den stolzen Worten verweigerte, daß Saragossa sich selbst zu schützen wissen werde, und keines Beistandes bedürfe. San Miguel (der Generalkapitän) wurde abgesetzt, aber er hatte den Einwohnern aus der Seele gesprochen. Sie wollen nichts von Don Carlos wissen, weil sie Herren bei sich selbst bleiben möchten, und aus demselben Grunde haben sie die königlichen Hülfstruppen zurückgewiesen.

Unter den zahlreichen Kirchen von Saragossa sind zwei besonders interessant, nämlich die de la Seo und die von Nuestra Señora del Pilar. Die erstere ist reicher und in besserem Geschmack gebaut, die zweite aber durch das Wunder berühmt, das an dem Apostel St. Jakob geschah, als er sich nach Galizien begab. Als er zu beten begann, stieg die heilige Jungfrau, gerührt von seinem Flehen, vom Himmel herab, und setzte sich auf einen Pfeiler, von dem die Kirche den Namen trägt, und der mit Wunderkraft begabt ist. Eine sehr kleine Statue, die Mutter Gottes vorstellend, und prachtvoll gekleidet, ruht auf dem geheiligten Pfeiler, der hinwiederum in eine der unermeßlichen Säulen eingeschlossen ist, die das Gewölbe des Gebäudes tragen; eine in dem Stein gelassene Oeffnung erlaubt jedoch den Gläubigen, den innern Pfeiler andächtig zu küssen und der Gnaden theilhaftig zu werden, die mit dieser Handlung der Andacht verbunden sind. Jeden Sonntag, von 6 Uhr Morgens

bis 1 Uhr Mittags werden Messen in der Kapelle der heiligen Jungfrau gelesen, bei denen sich zwar nicht die Bürger, wohl aber der Pöbel in Masse einfindet. Da die Fenster dicht verhängt werden, so herrscht die tiefste Dunkelheit, Alles liegt auf den Knieen, und man hört außer der Stimme des Geistlichen nichts als das unaufhörliche Geräusch der Fächer, die sich in dieser Finsterniß wie Nachtvögel auf und nieder bewegen. Obschon der Skepticismus in Spanien Boden gewonnen hat, so scheinen doch diese rauhen Männer mit der behaarten Brust und den mächtig breiten Schultern mit einer Inbrunst zu beten, die etwas Furchtbares hat, wenn man an die Gräuel denkt, welche der Glaubens-Fanatismus — der jetzt zu schlummern scheint — vor Zeiten verübte.

Die Schönheit der Aragonier ist nicht sprüchwörtlich, wie die der Andalusier und Valencianer, und doch kann man sich nicht enthalten, die ihnen eigenthümliche Art der Schönheit zu bewundern, an welche die Augen in unserm nördlichern Klima nicht gewöhnt sind. Was bei den Frauen von Aragonien auffällt, ist ihr üppiger, lebenskräftiger Körperbau, die Reinheit ihres Teints und das Feuer der unter der schwarzen Mantilla hervorleuchtenden Augen; denn merkwürdig ist es, daß Schwarz die einzige Farbe ist, welche die Frauen — deren Tracht durch die französische Mode noch nicht entstellt wurde — unter diesem heißen Klima tragen. Der auf dem bloßen Kopf befestigte, bis auf die Schultern und Arme herabfallende Schleier hat etwas Klösterliches, das den jungen Weibern das Ansehen von Nonnen gibt, die von weltlichen Leidenschaften durchglüht sind und die Alten erscheinen dadurch wie Sibyllen und Wahrsagerinnen.

Ich breche hier ab, denn ich kann heute von nichts Bericht erstatten als von flüchtigen, ungeordneten Eindrücken, und doch — sind diese ersten Schritte in Spanien nicht gleichsam die Einleitung zum Ueberblick der folgenschweren Fragen, welche jetzt dieses unglückliche Land bewegen? Diese hohen Gebirge, welche es von Frankreich scheiden, die all ihren Reichthum, all ihren Schmuck gegen Frankreich kehren, und Spanien nur die rauhe, kahle Seite zuwenden; diese von der Natur zwischen die Verbindung beider Völker — die eines das andere so sehr bedürfen — gestellte Schranke; diese mühsamen Kommunikationen, ferner dieser fruchtbare und doch unbebaute Boden, diese durch Sorglosigkeit und Faulheit an den Thoren Frankreichs geschaffene Wüste, diese so schöne und so unglückliche, von der Natur so hoch begünstigte und von menschlicher Vorsicht so ganz verlassene Bevölkerung, diese Halsstarrigkeit des Charakters, diese Anhänglichkeit an die Vergangenheit bei Menschen, die einer Generation des 12ten Jahrhunderts gleichen, welche sich in unser Zeitalter verirrt hat, dieser Geist der Trennung, der individuellen Unabhängigkeit zu einer Zeit, wo sich alle Individuen in eine riesenhafte Centralgewalt auflösen sollten: alle diese flüchtigen Beobachtungen, die man hier gleichsam auf der Landstraße sammelt, deuten sie nicht das innere Uebel an, von dem Spanien verwüstet wird? Ist dieß nicht das lebende Problem, das näher zerlegt und seinem wahren Charakter nach erforscht werden muß, wenn man die innere Natur einer Revolution kennen lernen will, die der, von welcher unser Jahrhundert bereits Zeuge war, kaum nur dem Namen und entlehnten Kostüme nach gleicht.

Chinesische Städte. I.

Peking.

(Fortsetzung.)

„Sobald die zur Gesandtschaft gehörigen Personen an der Ostseite der gelben Mauer angekommen waren, wandten sie sich rechts und fanden auf der Nordseite weit weniger Gedräng und Lärmen, als an der erstern. Statt der Kaufläden waren hier nur Privathäuser, die eine sonderbare Figur machten, denn vor jedem Hause stand eine Mauer, damit Fremde nicht in den Hof hineinsehen könnten. Diese Mauer heißt die „Achtung." Vor den dreifachen Thoren, welche fast in der Mitte dieser Nordseite der Palastmauer sind, wurde Halt gemacht. Diese Mauer umschließt eine sehr große Strecke, die aber nicht eben ist, wie der Boden außerhalb, sondern es sind theils steile Anhöhen aufgeworfen, theils breite und tiefe Gruben gegraben, die jetzt mit Wasser gefüllt sind. Aus diesen künstlichen Seen, deren Ufer ganz unregelmäßig sind, erheben sich kleine Inseln mit einer Menge phantastischer Gebäude bedeckt und mit Bäumen bepflanzt. Auf den zu verschiedenen Höhen aufgeworfenen Hügeln stehen die Hauptpaläste des Kaisers. Das Ganze hat etwas Zauberhaftes. Von der Stelle, wo man durch das Thor einen Theil des eingeschlossenen Raumes überblicken kann, sieht man gegen Norden durch eine sich bis an die Stadtmauer erstreckende Straße das große bedeutend hohe Gebäude, das eine ungeheuer große Glocke von cylindrischer Form einschließt, die, wenn man mit einem hölzernen Hammer darauf schlägt, einen durch die ganze Hauptstadt deutlich hörbaren Ton von sich gibt. Weiter hinaus, doch etwas mehr links ist eines der nördlichen Thore, das sich durch seinen Wartthurm über die benachbarten Gebäude erhebt. Geht man über die Palastthore hinaus gerade gegen Westen, so sieht man zwischen der gelben Mauer und den nördlichen Gebäuden der Stadt auf einen See, der einige Akres Flächengehalt hat, und jetzt (im Herbste) mit den schildförmigen Blättern der nymphæa nelumbo, Lien-raha der Chinesen, überdeckt war. Die Straße setzte sich in westlicher Richtung durch die Stadt fort; man zeigte uns das Wohnhaus einiger Russen, und was noch seltsamer war, einen Buchladen, wo fremde Mannskripte verkauft wurden, unter denen sich eine Abschrift des Korans befunden haben soll. Einige Muhammedaner unterschieden sich durch ihre rothen Mützen; auch etliche Frauen waren da, meistens Eingeborne der Tatarei, oder von tatarischer Race. Ihre Füße waren nicht zusammengeschnürt, wie die der Chinesinnen, und ihre Schuhe mit breiten Zehen und zolldicken Sohlen waren so plump, als die der Chinesinnen unbegreiflich klein sind. Einige der erstern waren gut gekleidet, hatten feine Züge, und eine Gesichtsfarbe, welcher augenscheinlich durch Kunst nachgeholfen war. Eine dicke Lage Karmin auf der Mitte der Oberlippe aufgetragen, schien eine Lieblingsmode im Schminken. Einige derselben saßen in gedeckten Wagen, deren man, so wie

Pferde in verschiedenen Theilen der Stadt in Menge zu miethen findet.*) Einige tatarische Damen waren zu Pferde und ritten wie die Männer. Handwerksleute mit ihren Werkzeugen, welche Arbeit suchten, und Kleinkrämer, die ihre Waare zum Verkauf anboten, waren allenthalben zu sehen. Mehrere Straßen waren eng und am Eingang derselben Thore errichtet, in deren Nähe Wachen standen, wie man sagt, um allenfallsige Ruhestörungen in der Nähe gleich unterdrücken zu können. Diese Thore sind Nachts geschlossen, und werden nur in dringenden Fällen geöffnet. Der Zug der Gesandtschaft ging durch eine Straße, die sich durch die ganze Länge der Tatarenstadt fast 4 engl. Meilen weit erstreckt, und nur durch mehrere pai-lu's oder Triumphthore unterbrochen ist, ging an vielen Tempeln und andern geräumigen Gebäuden und Magazinen vorbei, und erreichte endlich über zwei Stunden, nachdem er das östliche Thor betreten, eines der westlichen Stadtthore."

Von hier zogen sie nach dem kaiserlichen Park von Peking, und der solchergestalt genau beschriebene Weg läßt sich leicht auf dem Plan von Peking verfolgen. Die Tatarenstadt, welche sie durchzogen, hat etwa drei (engl.) Meilen Breite von Ost nach West, und vier Meilen Länge von Süd nach Nord. Das von ihnen links beim Eingang der Stadt erblickte Observatorium ist das von Kin-sing oder dem Planeten Venus, in der Nähe der südöstlichen Ecke der Mauer. Neue Instrumente wurden auf Befehl Kang-hy's und unter Leitung der katholischen Missionäre für dasselbe angefertigt, und die astronomischen Instrumente, welche Lord Amherst mitbrachte, wurden später hier niedergelegt. Das hohe Gebäude mit der großen cylindrischen Glocke, welches die Reisenden zwischen dem nördlichen Ufer der kaiserlichen Mauer und am Ende der Tatarenstadt auf dieser Seite erblickten, ist der Tschung-lan oder Glockenthurm, in dessen Nähe sich die Amtswohnung des „Generals der neun Thore" befindet, dem die Polizei der Stadt übertragen ist. Durch Schläge mit einem hölzernen Hammer auf die mächtige Glocke macht man die fünf Wachten der Nacht bekannt, und man hört den Klang in dem größern Theile der Stadt.

Innerhalb des Umfangs der Tatarenstadt, nahe an dem südlichen Thore der kaiserlichen Mauer befinden sich die Gebäude der obersten Behörden, und nicht weit von ihnen ist das Kollegium der russischen Mission, welche aus zehn Personen besteht, und periodisch von Petersburg aus abgelöst wird. Nahe an dem westlichsten der drei südlichen Thore hatten die portugiesischen Jesuiten ihr Kollegium, aber der letzte dieser Brüderschaft, Padre S[illegible], wurde im J. 1827 fortgeschickt, und hat merkwürdige Nachrichten mitgetheilt. Die begünstigtsten Katholiken, die französischen Jesuiten, welche Kang-hy beschützte, hatten ihre Wohnung innerhalb der kaiserlichen Mauer, nahe bei dem See und den [illegible] gegen Nord und West. Der große von der kaiserlichen Mauer umschlossene Platz enthält etwa zwei (engl.) Quadratmeilen, liegt gerade im Mittelpunkt der Tatarenstadt, und kann nur von dazu ermächtigten Personen betreten werden. Seine Form entspricht den äußern Gränzen der Stadt, denn es ist ein nach einem sehr regelmäßigen Plane angelegtes längliches Viereck, und schließt eine dritte noch heiliger geachtete Mauer ein, welche ausschließlich zum Aufenthalt des Kaisers bestimmt ist, und die „verbotene Mauer" heißt. Diese umschließt die Privatpaläste des Kaisers und der Kaiserin, und steht durch ein Thor gegen Norden mit einem zwei Drittel Meilen langen Viereck in Verbindung, worin die künstlichen Hügel und Wälder liegen, die Sir G. Staunton auf dem Zug der Gesandtschaft durch Peking in der Entfernung sah. Die Architektur und Einrichtung der Paläste innerhalb der verbotenen Mauern sollen alle ähnlichen Gebäude in China weit übertreffen.

Hinsichtlich der Bevölkerung können die von der kaiserlichen Mauer und der innern oder verbotenen Mauer eingeschlossenen Flächen vergleichungsweise als leere Räume angesehen werden. Nach Pater Hyazinth nehmen die Seen und Gärten, die er sah, fast die ganze westliche Seite des größern Parallelogramms ein, indem der See allein über eine Meile lang ist. Dennoch kann man schließen, daß die Paläste und Gärten des chinesischen Kaisers würdig sind des Beherrschers so vieler Millionen Unterthanen, welche ein Drittheil des ganzen Menschengeschlechts ausmachen sollen. Da indeß ein so großer Theil des Raums, den die Hauptstadt einnimmt, für den Kaiser allein bestimmt ist, so ist es nicht leicht Platz zu finden für die übrigen drei Millionen, welche in der nördlichen Tataren- und der südlichen Chinesenstadt zusammen genommen wohnen sollen. Diese Zahl beträgt so viel als die ganze Bevölkerung Portugals nach dem neuesten Census, und wenn wir wirklich annehmen, daß die Zahl der Unterthanen, welche den Kaiser von China als ihren Herrn anerkennen, über 300 Millionen beträgt, so darf man sich nicht wundern, wenn er mit Verachtung von Staaten spricht, deren Gesammtbevölkerung nicht den hundertsten Theil seines „schwarzhaarigen Stammes" beträgt, wie er ihn nennt.

Auf der Ostseite der Tatarenstadt ist der Altar der Sonne, weil hier das Gestirn des Tages emporsteigt, und aus einem ähnlichen, aber wohl nicht demselben Grunde ist der Altar des Mondes auf der westlichen Seite, weil er zur Zeit des Vollmondes im Westen untergeht, während die Sonne auf der andern Seite emporsteigt. Diese Rücksicht auf die Stelle des Sonnenaufgangs erklärt mehrere Einzelnheiten in den chinesischen Sitten. Das Klima macht es nothwendig, alle Häuser mit der Fronte gegen Süden zu bauen, und sie gegen Norden geschlossen zu halten, um im Sommer den Südmanson zuzulassen, im Winter den Nordmanson abzuhalten. Die östliche Seite des Hauses ist die ehrenvollste, aus dem oben angegebenen Grunde, und der Hausherr heißt deßhalb Tong-ki, der Osten des Haushalts. Aber die linke Seite ist gleichfalls gegen Osten des Hauptsitzes in dem Empfangsaal, was den Umstand erklärt, daß bei ihnen die linke Seite für den Ehrenplatz gilt, ganz gegen die in andern Ländern herrschende Sitte.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Nur privilegirte Personen können so nahe beim Kaiser sich der Tragsessel bedienen, in andern Theilen der Stadt sind sie aber die gewöhnlichen Mittel, um sich von dem einen Ort an einen andern bringen zu lassen.

Physionomie von Neu-Orleans.

Das Journal de Havre theilt aus einer Privatkorrespondenz vom 26sten Junius 1836 Folgendes mit:

Das Land, das wir bewohnen, bietet ein wahrhaftes moralisches Panorama dar — eine Vereinigung der Laster aller Länder der Welt, wie der Tugenden und der Sitteneinfalt der Urzeit — und alles dieß in Berührung, im Widerstreit, im Zusammenstoß mit einander auf den öffentlichen Plätzen, in den Handelsverhältnissen (nicht aber in den geselligen Beziehungen, denn die Aristokratie behauptet hier ihre Rechte wie in jedem andern Lande); alle aber haben nur einen Zweck, den sie durch verschiedene Mittel anstreben — den Gelderwerb. Nach dem Tagésgeschäft begibt sich Jeder zur Ruhe, um am folgenden Tage aufs Neue anzufangen. Ueberall herrschen Einfachheit und feste Angewöhnung in dem, was die bürgerlichen und Militärbehörden betrifft; nie wird man in den Straßen eine Uniform, eine unterscheidende Kleidung antreffen. Vom Milizkorporal bis zum Civil- und Militärgouverneur des Staates Louisiana, selbst die Priester nicht ausgeschlossen, tritt Alles außerhalb seiner Amtsverrichtungen in die Stellung des bescheidenen Bürgers zurück, wie zuvor. Es gibt keine andern Truppen als Milizen (3 — 400 Mann Linientruppen ausgenommen, die sich nie zeigen), und noch dazu sind diese Milizen das Bizarrste, was man sehen kann. Die Formirung der Kompagnien geschieht auf eine ziemlich sonderbare Weise, die gewiß ihre gute Seite hat. Ein nach seinem Charakter ehrenwerther und einflußreicher Mann vereinigt sich mit einigen Freunden, organisirt eine Milizkompagnie, deren Gründer den Namen und die Uniform wählen; diese Kompagnie ergänzt sich jeden Tag aus Leuten, welche nur auf den Vorschlag der ersten Mitglieder, welche sie bilden, Zutritt erhalten; diese erneuern ihre Offiziere, ihre Unteroffiziere, und so findet sich denn die Kompagnie organisirt, indem sie sich an die Militärreglements des Staates hält. Daher rührt es auch, daß jede Nation die Uniform ihres Landes hat; die Spanier bildeten zwei schöne Kompagnien mit der spanischen Uniform, die Schweizer mit ihrer Uniform, dem Apfel und dem Pfeile Wilhelm Tells, die Amerikaner, die Deutschen, die Franzosen haben sämmtlich ihre besondere Kleidung, auch bei den allgemeinen Revuen; ein anziehendes Schauspiel bietet diese Vereinigung so verschiedener Uniformen dar, das Kommando in den verschiedenen Sprachen, während doch Alles unter Einer Fahne mit derselben Kokarde marschirt. Bei der geringsten augenblicklichen Ruhestörung, auf das erste Signal, sieht man dieses Amalgam in weniger als zehn Minuten auf seinem Posten, von einem und demselben Wunsche, der Handhabung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, beseelt. In einem solchen Falle verschwindet aller Nationalunterschied; es gibt dann keine Spanier, keine Franzosen, keine Amerikaner mehr, sondern nur Eine Masse für das allgemeine Interesse bewaffneter Bürger. Davon war ich Zeuge bei den letzten Unruhen, welche gewisse Missionäre veranlassen wollten, indem sie die uneingeschränkte Redefreiheit benützten, um die Emancipation der Sklaven zu predigen. Bei dieser Gelegenheit wollte eine Anzahl irländischer Arbeiter, bekannt durch ihren unruhigen Geist, diese Störungen benützen, um die Erhöhung des Arbeitslohnes zu erzwingen; ihre wiederholten Meetings (Versammlungen) gaben Verdacht; ein thätiger Dienst begann für die Nationalgarde. Eines Abends meldete man dem Kommandanten des Postens, ein junger Franzose, der sich bei einem dieser Meetings befand, habe offen die Miliz zu vertheidigen gewagt, weil an ihrer Thätigkeit die Plane der Ruhestörer scheiterten, die Menge habe sich seiner bemächtigt und drohe ihn an die Laternen aufzuknüpfen. Man läutete die Sturmglocke; in weniger als zwanzig Minuten standen über 4000 Mann unter den Waffen. Eine Stunde später war Alles wieder zur Ordnung zurückgekehrt, und mit Ausnahme einiger Patrouillen, welche die ganze Nacht hindurch die Runde machten, hatte sich Jedermann ruhig zu Bette gelegt, und ich erstaunte über die Energie, welche dieses freie Volk zu entwickeln vermochte. Die französischen Kompagnien sind die zahlreichsten. Auch haben wir hier Grenadiere, Lanziers, Dragoner, Husaren ꝛc., deren Uniformen vollkommen und getreu den französischen nachgebildet sind. An Tagen der Heerschau erscheinen die Oberoffiziere, die Generale und ihr Stab in glänzender Uniform, und von Kopf bis zu Fuß mit Stickereien verbrämt; eine Stunde nach der Heerschau ist alles dieses verschwunden, um dem bescheidenen Gewand eines guten Bürgers Platz zu machen, und die vollständige Verschmelzung stellt sich wieder her, wie vor der Feierlichkeit. Das Militär legt die Uniform ab nach der Inspektion, der Priester nach der Messe, wie der Schauspieler sein Kostume am Ende des Spiels.

Vermischte Nachrichten.

Beim Graben eines Brunnens auf einem dem Herrn Forceville Duvette in Feuillans gehörigen Grundstücke wurde in einer Tiefe von 20 Fuß ein alterthümliches Pflaster entdeckt. Es besteht aus einem 4 bis 5 Zoll dicken Anwurf von weißem Sand und Kalk, in den kleine Bruchstücke von Ziegel und einem bläulich grauen Steine eingefügt sind, die mit dem Cement eine feste Masse bilden, welche, nachdem sie polirt und vielleicht mit einem Firniß überzogen wurde, eine Art roth und grau graderten mussivischen Marmors dargestellt haben muß. Diese Masse ist sehr dauerhaft und wird in großen Stücken ausgebrochen; es war dieß das bei römischen Gebäuden gewöhnliche Pflaster. Ein starker Block dieses Pflasters, nebst mehreren in derselben Tiefe und an derselben Stelle gefundenen großen Knochen — Elephantenknochen, wie es heißt — wurden dem Maire übergeben.

Kürzlich kamen in der Menagerie des Jardin des Plantes zwei Kasuare an, die einzigen Arten, welche diese den Straußen verwandte Gattung bilden. Die erstere dieser Arten ist der behelmte Kasuar, der von den Inseln des indischen Archipelagus herrührt. Das Exemplar, das gegenwärtig in Paris ist, ist ein Männchen, welches vor einigen Wochen durch ein Handelsschiff von Bordeaux nach Europa gebracht wurde. Die andere Art ist der neuholländische Kasuar, wovon die Londoner zoologische Gesellschaft dem Pariser Museum zwei junge in London selbst geborne Individuen zum Geschenk machte. Die Kasuare vertheidigen sich gleich den Straußen mit den Füßen, und können die wilden Thiere oder den Jäger, der ihnen zu nahe kommt, mit einem einzigen Streich zu Boden schlagen.

Ein Bewohner von Orleans hat eine sehr sinnreiche und zugleich sehr einfache Maschine ausgedacht, deren Anwendung bei Ausschüttungsarbeiten wesentliche Dienste leisten dürfte. Es ist dieß ein Karren, der auf dem abzuräumenden Terrain in Bewegung gesetzt, sich selbst die Erde ohne andere Beihülfe, als die des Fuhrmanns, der ihn leitet, aufladet. Die ersten Versuche sind bereits auf der Insel Arrault damit angestellt worden; binnen 45 Sekunden war der Karren bloß durch seine Bewegung vollkommen beladen, und mehrmalige Versuche waren stets mit dem besten Erfolg gekrönt. Diese Erfindung im Großen angewendet, könnte bei Straßenbauten u. s. w. von großem Nutzen seyn. Der Erfinder hat sogleich bei seiner Behörde ein Patent genommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 249.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 September 1836.

Verhältniſs der Racen in Mexiko.

Ueber den gegenwärtigen Verhältnißſtand der verſchiedenen Hautfarben oder Racen iſt es ſehr ſchwierig eine wohlbegründete Meinung zu äußern. Die Mexikaner, wenn man ſie fragt, ſind zwar ſehr ſchnell mit der Antwort bei der Hand: „die Hälfte ihrer Population beſtehe aus Weißen, die andere Hälfte größtentheils aus Ureinwohnern mit einigen Miſchlingen und ſehr wenigen Negern" — ja man findet dieſelbe Anſicht in offiziellen und halboffiziellen Zeitungs- oder Kalenderartikeln ausgelegt. Nichts deſto weniger iſt ſie, außer was die geringfügige Negerzahl betrifft, grundfalſch. Ganz ohne allen Zweifel bilden die Indianer die bei weitem zahlreichſte Klaſſe; dann kommen die verſchiedenen Miſchlinge (Meſtizen, Zambos und Mulatten aller Grade); dann erſt die Weißen, endlich die Neger. Der Irrthum beruht darin, daß man nur Miſchungen des erſten oder höchſtens zweiten Grads als ſolche rechnet, die Terzeronen, Quarteronen, Quinteronen ꝛc. aber ſchon wieder zu den Weißen zählt, und zwar noch immer in Folge jener zur Kolonialzeit ſo bedeutenden, durch die Revolution zwar theoretiſch und rechtlich aufgehobenen, keineswegs aber ſchon aus den Sitten verdrängten Ariſtokratie des europäiſchen Blutes. Deßhalb, und weil jeder darauf hält allem Augenſchein zum Trotz für weiß zu gelten, würde es dann auch ganz unmöglich ſeyn, Bevölkerungstabellen mit genauer und wahrhafter Klaſſifikation der Hauptfarben aufgeſtellt zu erhalten; die Individuen würden rebelliſch werden, und der Alcalde, der dabei mit mehr Pflichttreue als Höflichkeit verfahren wollte, wäre ſeines Lebens nicht ſicher; es würde ein Spektakel ſeyn, als wenn man bei uns die Polizei herumſchicken wollte, um Alters- oder Schönheitsliſten der Frauen aufzunehmen. Auch wird die Regierung jetzt ſich wohl hüten, aus einer rein phyſiologiſchen Neugierde, deren Reſultat allen praktiſchen und politiſchen Werth verloren hat, dergleichen anzubefehlen; ſie hat vielmehr das verfaſſungsmäßige Prinzip aufrecht zu erhalten, vermöge deſſen alle ehemaligen Kaſten- und Farbenprivilegien im Prädikat des „mexikaniſchen Bürgers" erlöſchen und verſchmelzen! Humbold theilte bekanntlich die für das J. 1823 von ihm angenommenen 6,800,000 S. folgendermaßen ein:

Indianer	3,700,000
Weiße	1,230,000
Neger	10,000
Miſchlinge	1,860,000
	6,800,000

und dieſe Zahlen mögen damals vielleicht der Wahrheit ziemlich nahe gekommen ſeyn, obſchon mit Grund vermuthet werden kann, daß auch damals die Vorliebe für rein europäiſche Abſtammung ein beſtändiges Störungselement der Richtigkeit ſolcher Berechnung war, und manche Meſtizenſeele ſchon damals unter die Weißen ſich ungebührlich eingeſchlichen hat. Wollte man aber gar eine Klaſſifikation der jetzigen Bevölkerung von etwa 8 Millionen, auf derſelben Baſis und in derſelben Proportion vornehmen, und folglich (mit Beſeitigung der Bruchzahlen)

4,352,942	Indianer
1,447,059	Weiße
11,764	Neger
2,188,235	Miſchlinge

als jetzt in der Republik gegenwärtig angeben, ſo dürfte man ſich in ſtarkem Irrthum befinden. Denn es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die durch die Revolution manches Druckes entledigten Indianer ſeitdem in einem ſtärkern Verhältniſſe ſich vermehrten; daß reines europäiſches Blut ſeltener iſt als vor 10 Jahren, theils weil die vielen vertriebenen oder ausgewanderten Gachupines (europäiſche Spanier) durch Einwanderung aus andern europäiſchen Ländern ſchwerlich in der Zahl erſetzt wurden, theils weil die Racenkreuzung durch den politiſchen Zuſtand des Landes mehr als zuvor ſich begünſtigt fand; daß ferner die ſchon geringe Zahl reiner Neger relativ noch geringer wurde, weil überall keine neuen hinzukamen, und die ſchon anweſenden, der perſönlichen Freiheit zurückgegeben, ſich leichter mit den übrigen Einwohnern miſchten; daß alſo endlich die Zahl der Miſchlinge aller Farben in ſtärkerer Proportion als die oben gebrauchte ſich vergrößert haben mag. Alle auf dergleichen Raiſonnements gebauten Zahlen bleiben allerdings mehr oder weniger willkürlich und ungenau, doch ſcheint es, man entfernt ſich, bei Eintheilung der jetzigen Bevölkerung von Mexiko in

4,500,000 Indianer
1,000,000 Weiße
6000 Neger
2,494,000 Mischlinge aller Farben,

nicht sehr beträchtlich von der Wirklichkeit. — Nicht selten sind hier Fälle einer ungewöhnlich langen Lebensdauer, 90—100jährige Greise erregen wenig Aufsehen. Ja es lebte noch am 20sten Mai 1831 auf dem Landgut St. Cruz bei Altotongo, Kantons Jalocingo, Staats Veracruz, eine Frau Namens Maria Nicolosa Mendez, welche nach dem Kirchenbuche ihr 147stes Jahr zurückgelegt hatte, mit Ausnahme ihres etwas geschwächten Gehörs noch im vollen Gebrauch aller Sinne sich befand, Baumwolle spann, nähete, die Nadel ohne Brille einfädelte, und wenigstens einmal jede Woche eine Legua weit zu Fuß in die Messe ging. Im Kanton Ucapucan desselben Staats war während des Jahrs 1830 eine Frau im 136sten Jahre ihres Alters gestorben.

Chinesische Städte. I.

Peking.

(Fortsetzung.)

Die chinesische Stadt, welche südlich von der tatarischen oder der „Stadt der neun Thore“ liegt, ist nicht demselben strengen Polizeisystem unterworfen, wie die, in welcher der Kaiser wohnt; auch ihre Mauern und Vertheidigungsanstalten sind schlechter, und in der That nicht besser, als die der gewöhnlichen chinesischen Städte. Der eingeschlossene Raum ist eben so groß, als der der Tatarenstadt, aber einen sehr bedeutenden Theil nehmen die ungeheuren Höfe der Tempel des Himmels und des vergötterten Erfinders des Ackerbaus *) ein, wo der Kaiser jährlich opfert, und die Ceremonie der Umpflügung des heiligen Feldes vollzieht. Der Altar des Himmels steht in einem viereckigen Raume, der etwa 3 M. (engl.) im Umfang hat, nahe an der südlichen Mauer der chinesischen Stadt. Die Terrasse besteht aus drei Abtheilungen, deren Durchmesser von 120 Fuß auf 60 sich vermindert; jede Abstufung ist von einer marmornen Balustrade umgeben, und marmorne Treppen führen hinauf. Gegen den nordwestlichen Theil der Einschließungsmauer zu liegt der Palast der Enthaltsamkeit, wo der Kaiser drei Tage fastet, ehe er an der Wintersonnenwende dem Himmel die Opfer darbringt. Auf der andern Seite der großen Centralstraße, welche nach der tatarischen Stadt führt, und gerade dem Tempel des Himmels gegenüber, steht der Altar der Erde. Die viereckige Mauer hat zwei Meilen im Umfang und enthält das Feld, das der Kaiser und seine hohen Beamten Einmal im Jahre bepflügen, so wie den für die Opfer bestimmten Ertrag.

In der Nähe der Südostecke der Chinesenstadt sind ausgedehnte Teiche und große offene Plätze, die mit Korn und Gemüse zum Verbrauch von Peking angebaut sind. Gegen die Südwestecke, jenseits der Tempel des Himmels und der Erde ist ein mächtiger Teich, dem Genius des Wassers unter der Bezeichnung des Hi-lung oder schwarzen Drachen gewidmet, wo der Kaiser um Regen oder Trockenheit bittet, je nachdem das Land von Dürre oder Ueberschwemmung heimgesucht ist. Diese großen leeren Räume, nebst den weiten Strecken, welche die kaiserlichen Paläste und Gärten einnehmen, machen es sehr unwahrscheinlich, daß die Bevölkerung Pekings doppelt so groß, als die von London sey, namentlich da die Häuser nur Ein Stockwerk haben. Die minder strenge Polizei der Chinesenstadt macht, daß hieher viele aus der Tatarenstadt sich zurückziehen, wo die Vorsichtsmaßregeln für des Kaisers persönliche Sicherheit und Ruhe ein disciplinarisches System zur Folge haben, nicht unähnlich dem in einer Festung. Der „General der neun Thore,“ unter dessen Aufsicht die Polizei steht, wurde im Jahre 1816 abgesendet, um die englische Gesandtschaft zur Abreise von Yuen-ming-yuen zu drängen, und that sein Möglichstes, um sie in Unruhe zu versetzen, indem er ihnen sagte, daß er „eine Million Menschen“ befehlige.

An Gründen, weßhalb in der Tatarenstadt so scharfe Wache gehalten wird, scheint es nicht zu fehlen, wenn man erwägt, welche Gefahren aus einem temporären Mangel an Lebensmitteln in einer ungeheuer volkreichen Stadt entspringen können, welche größtentheils von Korn sich nährt, das aus den südlichen Provinzen herbeigebracht wird. Im J. 1824 wurde der Hof in lebhafte Unruhe versetzt durch die Folgen einer Dürre, welche in Peking zuerst Mangel, dann ansteckende Krankheiten erzeugte. Der jetzt noch regierende Kaiser erließ folgende Proklamation: „Das zahlreiche Hereinströmen einer hungrigen Volksmasse aus dem umliegenden Land hat zu einigen Räubereien von Nahrungsmitteln geführt, und wir haben bereits unsern Befehl gegeben, denselben Einhalt zu thun. Einer der Censoren hat berichtet, daß mehrere Vagabunden aus angeblichem Mangel und Noth auf den Märkten und andern öffentlichen Plätzen geplündert haben, gegen die Gesetze. Die geeigneten Behörden erhalten hiemit Befehle, Proklamationen hierüber zu erlassen, und eine strenge Kontrolle auszuüben, damit die Nachbarschaft der kaiserlichen Residenz genau und ordnungsmäßig beaufsichtigt werde. Da die Errichtung weiterer Spielhäuser, demselben Bericht zufolge, der Moral des Volkes äußerst nachtheilig ist, so muß die Polizei der Stadt gleichfalls einschreiten, und sie in Schranken halten.“

Bald darauf erschien folgender Erlaß: „Die verschiedenen Stationen zu Peking haben während einer langen Zeit Korn ausgetheilt, aber am 20sten Tage des 5ten Monats sollen sie alle geschlossen werden und die Vertheilungen aufhören, da der Stand der Vorräthe keine weitern Schenkungen gestattet. Die Ernte nähert sich jetzt, und das Volk kann in seine verschiedenen Distrikte zurückkehren, um seinen Unterhalt durch eigene Arbeit zu gewinnen. Der Gouverneur der Provinz soll den Distriktsbeamten auftragen, strenge Wache zu halten, zugleich das arme Volk beschwichtigen, und unsre väterliche Sorgfalt, die wir für dasselbe im Busen hegen, unterstützend, es abhalten, zerstreut und unstät umherzuwandern.“ Um die Dürre, welche diesen Mangel veranlaßt hatte, abzuwenden, befahl der Kaiser gewisse religiöse Ceremonien, aus welchem Edikt wir Nachstehen-

*) Dieser Tempel heißt manchmal auch der „Tempel der Erde.“

des entheben. „Wegen der Dürre in der Nachbarschaft der Hauptstadt und des schlechten Zustandes der Felder des Landmanns, welche umsonst einen befruchtenden Regen erwarteten, haben wir unsern Willen erklärt, daß Altäre zu Hi-lungtan*) und anderswo errichtet werden sollen. Obgleich während der letzten zehn Tage sich etwas Regen zeigte, so war es doch bei weitem nicht hinreichend, um die Erde zu befeuchten. So möge denn unser ältester Sohn Yi-heng am 7ten Tage des gegenwärtigen Monats ehrfurchtsvoll zu dem Tempel des Himmels gehen, um seine Andacht zu verrichten. Es möge unser kaiserlicher Verwandter, Mien-kai mit Ehrfurcht zu dem Tempel der Erde gehen, um zu opfern, und Mien-hia zu dem Tempel des Jahrs. Es möge unser Sohn Yi-tschaw gleichfalls opfern am Tempel der Winde... — Nachdem wir unsern Willen hinsichtlich der von den Prinzen und den hohen Beamten des Staats am 7ten dieses Monats zu vollziehenden Opfer erklärt haben, so verkünden wir unsere Absicht, an demselben Tage am Altar des schwarzen Drachen in Person Weihrauch zu verbrennen." Dieß mag als eine Probe der chinesischen Staatsregierung dienen.

Aber andere Gefahren umgaben den Kaiser in seiner Hauptstadt, entweder durch die Ränke von Verwandten, die sich gegen den Thron verschwören, oder durch den Verrath geheimer Gesellschaften, von denen wir später sprechen werden. „Obwohl die Thronfolge," bemerkt Padre Serra, „von der willkürlichen Ernennung des regierenden Fürsten abhängt, verhindert dieß doch nicht immer Usurpationen. Ein Beispiel hievon sah man bei der Thronbesteigung Yung-tschings, der seinem Vater, dem großen Kang-hi folgte. Der ernannte Prinz war der vierte, da er sich aber bei dem etwas unerwarteten Ableben des Kaisers in der Tatarei befand, drang Yung-tsching, der ein bevorrechteter Unterkönig (wang) war, in den Palast und bemächtigte sich des Ernennungsdokuments; vor das Zeichen vier setzte er keck das Zeichen der Zahl zehn, so daß er, der vierzehnte Sohn, der ernannte war. Er bemächtigte sich des Scepters, und ließ seinen Bruder verhaften und an einem Ort, vier Stunden nördlich von Peking, einkerkern, wo er auch gestorben seyn soll." Am 18ten Oktober 1813, als der verstorbene Kaiser, Kia-king von seinem Sommerausflug nach Dschi-fo oder den heißen Quellen, etwa 100 (engl.) Meilen von Peking zurückkehrte, drang eine Anzahl Verschwörer in den kaiserlichen Palast, und besetzte ihn eine Zeit lang. Der jetzige Kaiser, sein zweiter Sohn, soll seine Erhebung auf den Thron seiner damals bewiesenen Entschlossenheit danken.

Die erste Nachricht von diesem Ereigniß erhielt man durch eine Proklamation des Kaisers, aus der wir Nachstehendes mittheilen: „Achtzehn Jahre sind verflossen, seitdem ich, obwohl nur von untergeordneter Tugend, aufblickte, und mit tiefer Verehrung den Thron meines kaiserlichen Vaters einnahm, seit welcher Zeit ich nicht wagte, mich der Bequemlichkeit hinzugeben, oder die Regierungsangelegenheit zu vernachlässigen. Ich hatte aber den Thron bestiegen, als die Sekte der weißen Lilie vier Provinzen zum Aufstand verlockte, und das Volk mehr litt, als ich aussprechen kann. Ich befahl meinen Feldherrn, gegen sie vorzurücken, und brachte sie nach langem Kampfe zur Unterwerfung. Damals hoffte ich, daß ich mit meinen Kindern (dem Volke) wachsendes Glück und Ruhe genießen würde. Am 6ten Tage des 8ten Monats erhob die Sekte Tien-li (himmlische Vernunft), eine Bande Landstreicher, plötzlich Unruhen, that großen Schaden, und breitete sich von dem Distrikt Tschang-yuen in Pa-tsche-li nach dem von Tsar in Schantong aus. Eilig gab ich Wun, dem Vizekönig, Befehl eine Armee zu ihrer Vertilgung zu führen und die Ordnung herzustellen. Noch ging diese Sache in einer Entfernung von 100 Meilen von Peking ihren Gang, als plötzlich am 15ten Tag des 9ten Monats Aufstand unter meinem eigenen Arm sich erhob, das Unglück in meinem eigenen Hause entstand. Eine Räuberschaar von mehr als 70 Menschen, von der Sekte Tien-ly, verletzte das verbotene Thor, und drang herein; sie verwundeten die Wache und drangen in den innern Palast. Vier Rebellen wurden ergriffen und gefesselt, drei andere erstiegen die Mauer mit einer Fahne. Mein kaiserlicher zweiter Sohn ergriff ein Gewehr, und erschoß zwei von ihnen; mein Neffe tödtete den dritten. Diese Befreiung danke ich dem Muthe meines zweiten Sohnes."

(Fortsetzung folgt.)

*) Hi-lung, der schwarze Drache, bedeutet eigentlich den Saghalin oder Amur, den Hauptstrom der Mandschu-Tatarei, den die regierende Familie besonders verehrt; der Drache bezeichnet stets das Element des Wassers oder die Ströme.

Der vereitelte Selbstmord.

Einige Personen behaupten, die Manie des Selbstmordes sey ansteckend. Folgende Thatsache möchte dieß glaubwürdig erscheinen lassen. P....., bei der Pariser Polizeipräfektur angestellt und insbesondere dem Bureau der Selbstmorde zugetheilt, — hatte eine lebhafte Leidenschaft für ein junges Mädchen, die seine Liebe bald erwiederte. Da ihre Heurathsplane, welche hauptsächlich die Familie des jungen Mannes nicht zu billigen schien, Hindernisse fanden, so beschlossen die beiden Liebenden sich den Tod zu geben. Dem zufolge richtet P. an den Polizeipräfekten einen Brief, der sein Entlassungsgesuch, nebst der Bitte dasselbe anzunehmen enthält. Deßgleichen schreibt er an seinen Vater, und kündigt ihm seinen traurigen Entschluß an. Die jungen Leute gehen nach St. Germain, wo sie ihren Plan in Ausführung zu bringen gedenken. Ein Mahl, das letzte, das sie einnehmen sollen, wird bestellt. Sie setzen sich allein mit einander zu Tische; bald aber wirkt der edle Wein auf ihre Lebensgeister und bringt eine Wirkung hervor, denjenigen gerade entgegengesetzt, welche, ohne Molière's gesunden Verstand, La Fontaine, Boileau und den guten Chapelle, bei jenem berühmten Mahle von Auteuil, in die Seine geführt haben würde. Die Ermordungsprojekte werden aufgegeben; ein Spaziergang in dem schönen Forst von St. Germain beruhigte vollends die jungen Gemüther; die Liebenden begreifen, daß sie mit zwanzig Jahren etwas Besseres thun können, als sich zu tödten, und man hofft, sie werden nach mehrtägiger Abwesenheit zum Troste ihrer Familien wieder zurückkehren.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Zwei und zwanzigster Brief.

Oran, 5ten März 1835.

Am vergangenen Sonnabend schiffte ich mich zu Algier auf dem Dampfboote nach Oran ein. Das Wetter war uns mehrere Stunden lang günstig und ich fand Reisegesellschaft genug, um mir die Zeit mit mündlicher Unterhaltung zu vertreiben. Zuweilen unterhielt ich mich auch mit Lesen und fand da besonderes Interesse an den Abenteuern Peter Dumon's, eines Franzosen, der 34 Jahre als Sklave in Algier gelebt hatte. Herr Brown, der amerikanische Consul, der die Erzählung für ächt hielt, hatte sie aus einer Zeitschrift seines Vaterlandes abgeschrieben. Herr Brown hat den Mann selbst gesehn, und von ihm einen Umstand erfahren, der in seiner Erzählung nicht erwähnt wird, der aber das Gepräge der Wahrheit trägt. Dumon hatte nämlich während seiner Sklaverei so gar nichts von seinem Vaterlande gehört, daß die französische Revolution und die Herrschaft Napoleons ganz neue Dinge für ihn waren. Wenn die Erzählung von dem kretischen Philosophen, der 60 Jahre in einer Höhle schlief, wahr wäre, so gäbe sie ein Vorbild zu Dumon's Fall, nur mit dem Unterschied, daß der philosophische Schläfer glücklicher daran war, als der Christensklave.

Nachdem ich diese Erzählung gelesen hatte, ging ich in der Dämmerung auf der Schanze spazieren und war nahe genug, um eine auf dem Hauptverdeck beisammen stehende Gruppe von Soldaten von den Grausamkeiten sprechen zu hören, die unlängst von den Arabern an einigen in ihre Hände gefallenen Franzosen begangen worden waren. Der Wind hatte inzwischen stark in Westen umgesetzt, und mir wurde von der wogenden See fast so übel, als während der Ueberfahrt von Marseille. Sonntag Abends erhob sich ein förmlicher Sturm, und das aus den benachbarten Schlafstellen zu mir herüber tönende Gemurmel von Gebeten überzeugte mich, daß obschon vielleicht wenig Gefahr vorhanden war, dennoch große Furcht an Bord herrsche. Bei mir stieg erst gegen Mitternacht Besorgniß auf, als der Kapitän in die Kajüte hinabkam. Dieser war ein langer hagerer Mann von sehr bleicher Gesichtsfarbe, und da ich ihn zufällig noch nicht gesehen hatte, obschon ich mich seit mehreren Stunden an Bord befand, so hielt ich sein bleiches Aussehen, das durch das Lampenlicht noch erhöht wurde, für ein Zeichen von Furcht. Als er nun vollends meine Frage, ob Besorgniß vorhanden sey, mit Ja beantwortete, so schloß ich, es müsse doch nichts Kleines seyn, was einem erfahrenen Seemann bange machen könne.

„Aber worin besteht denn die Gefahr?" fragte ich. — „Der Sturm hat unsere beiden Halbsegel davon geführt." — „Nun und Sie haben doch andere an ihrer Stelle?" — „Keineswegs." — „Mein Gott, rief ich aus, ein englisches Schiff würde nie so unvorbereitet auf einen solchen Unfall in See stechen!" —

Diese von meiner Seite sehr unzeitige und unkluge Bemerkung erbitterte den Kapitän. „Und was wollen Sie denn thun?" fragte ich weiter; wollen Sie uns ans Ufer unter die Araber werfen?" — „Nein, erwiederte er, lieber ertrinken. Was ich thun werde, hängt von den Umständen ab. Dauert der Sturm fort, so muß ich entweder nach Algier zurücksegeln oder die spanische Küste zu erreichen suchen." — Und wie viel Kohlen haben Sie an Bord?" — „Noch auf 24 Stunden." — „Was! nicht mehr Kohlen!" — „Mein Herr Engländer, die Kohlen kommen von England und sind in Algier sehr selten. Ich höre, Sie sind ein Dichter; nun, ich kann Ihnen sagen, daß dieß eine sehr tragische Episode in Ihrer Geschichte bilden wird." — Mit diesen Worten überließ mich der Kapitän meinen Betrachtungen. Von einem andern Offizier, der in die Kajüte herabkam, erfuhr ich, daß wir ziemlich weit von der Küste entfernt seyen; nun denn, dachte ich, so fallen wir doch wenigstens den furchtbaren Eingebornen nicht in die Hände. Ich hatte indeß immer noch einige Hoffnung, daß der Kapitän die Gefahr übertrieben haben möchte, wiewohl einmal das Schiff von einer Woge so heftig getroffen wurde, daß ich glaubte, es müsse in Stücken gehen; da aber Alles glücklich vorüber ging, so stieg meine Hoffnung wieder. Vor Tagesanbruch hatte sich das tobende Meer so ziemlich wieder beruhigt, und der Kapitän kam herab zu uns, um uns mit der Nachricht zu erfreuen, daß die Gefahr vorüber sey. Ich legte mich schlafen, und als ich aufwachte, lagen wir vor Arzew vor Anker.

Arzew ist ein ziemlich sicherer Hafen, 50 Meilen von Oran; ich war herzlich froh ans Land steigen zu können, obschon ich nur ein kleines elendes Dorf fand. Die Franzosen haben hier eine Militärstation und ein kleines Fort mit 200 Mann Besatzung. Von den Ansiedlern sind zehn neue Häuser gebaut worden, worunter zwei Wirthshäuser, aus denen das Militär mit mehr Wein und Branntwein versehen wird, als ihm gut ist. Als ich an einer dieser Schenken vorüberkam, sah ich wie französische Soldaten einen armen zerlumpten Araber beschimpften und herumstießen, und endlich sogar einen Hund auf ihn hetzten. Der arme Numidier hatte um etwas zu essen gebeten und war damit zurückgescheucht worden, daß man ihm Wein anbot. Ich tadelte die Soldaten wegen ihrer Unmenschlichkeit, und ließ dem armen Hungerigen Speise reichen, die er gierig verschlang. Nachdem er gegessen hatte, bot ich ihm Wein, und obschon ich aus seinem ganzen Benehmen erkannte, daß er recht gut einsah, daß ich ihn nicht beschimpfen wolle, so dankte er doch mit einer Verbeugung, indem er mit der Hand gen Himmel deutete, als wolle er sagen, es sey verboten. Wir blieben bis zum folgenden Tag hier liegen, wo ich dann mit einem französischen Offizier der Besatzung, einem geschickten Botaniker, einen Ausflug von fünf Stunden im Umkreis des Dorfes machte.

(Schluß folgt.)

Professor Dorn las am 6ten Mai dieses Jahres in der russischen Akademie Proben aus dem Diwan des afghanischen Dichters Abdurrehman vor. Dieß hat besonderes Interesse wegen der Puschtu-Sprache, deren sich der genannte Dichter bedient. Herr Dorn bemerkt dabei Folgendes: „Mit Hülfe eines von mir sorgfältig zusammengestellten Wörterbuches sowohl, als einer aus eigener Lektüre verfaßten Grammatik, ist mir das Verständniß afghanischer Schriften bis zu einem gewissen Grade gelungen, und da mir in diesem Augenblick aus der Bibliothek des Staatsraths von Frähn die Benutzung zweier afghanischer Diwane von Abdurrehman und Mirza — Werke, die sich meines Wissens in Europa bloß noch auf dem ostindischen Hause in London befinden — vergönnt ist; so will ich hier einige kleine Proben als Vorläufer einer vollständigern Bearbeitung jener Diwane aus dem Diwan Abdurrehmans, des beliebtesten Dichters der Afghanen, mittheilen." Man hat also in kurzer Zeit eine vollständige Ausgabe zu erwarten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 250.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 September 1836.

Briefe über den spanischen Krieg. II.*)

Nach dem unglücklichen Ausgang des Gefechts zu Arrigoriaga, am 11ten Sept. 1835, brach die Division Espeleta's am 18ten wieder auf, da Espartero seiner schweren Wunde wegen genöthigt war zu Bilbao zu bleiben. Zu dieser Zeit schlugen die Truppen die Straße von Somorostro und Valmaseda durch das Thal von Mina nach Medina de Pomo ein, gingen bei Villacayo über den Ebro und stießen zu dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers, General Cordova, unweit Oña, von wo aus Espeleta sich gegen Miranda del Ebro wendete.

Von da an bis Mitte Oktobers erhielten wir wenig Nachrichten von Bedeutung hinsichtlich der Bewegungen des Feindes, und wir gewannen deßhalb einige Zeit zu Organisirung und Abrichtung der Mannschaft der Legion und zu Vollendung der Befestigungen in der Nähe von Bilbao, die bereits ziemlich weit vorgerückt waren.

Die Stärke der in der Stadt und deren unmittelbaren Nachbarschaft liegenden Hülfstruppen belief sich damals auf ungefähr 4500 Mann (die aus England angekommene und nur aus dem ersten Lanciersregiment bestehende Kavallerie lag in Santander); sie wurden mehr als Einmal vom Generallieutenant Evans gemustert und jedermann freute sich über das soldatische Aussehen der Mannschaft, und über ihre in so kurzer Zeit gemachten Fortschritte in Disciplin und Exercitium.

Hätte man damals und während des letzten für Spanien ungewöhnlich strengen Winters diese Truppen in den Städten Bilbao, St. Sebastian und Santander als Garnison gelassen, und dem Generallieutenant den unabhängigen Befehl über diese kleine Küstenarmee übertragen, statt ihn beim Beginn der rauhen Jahreszeit einen langen und ermüdenden Marsch über schlechte Gebirgsstraßen mit Truppen unternehmen zu lassen, die an Ertragung von Beschwerden nicht gewöhnt und zum größten Theil in dem Gebrauch ihrer Gewehre noch nicht geübt waren, — wozu noch Mangel an hinlänglichen Lebensmitteln kam — so hätten die von ihnen geleisteten Dienste gewiß die Erwartung aller für die Sache Isabellens II interessirten Parteien befriedigt, und weder Valmaseda noch Plencia mit ihren Garnisonen und Vorräthen würden, wie seitdem geschehen ist, in die Hände der Carlisten gefallen seyn.

Von diesen Städten werde ich später Gelegenheit haben zu sprechen, so wie auch von der Belagerung von St. Sebastian, das später durch das rasche lobenswerthe Einschreiten des Obristen Arbuthnot entsetzt wurde, der mit 300 Mann von der Legion von Santander noch zeitig genug herbeikam, um die Carlisten vom Einrücken in die Stadt abzuhalten, die bereits, aus Feigheit der Einwohner und der Besatzung auf dem Punkt stand übergeben zu werden, obschon sie einer der festesten Plätze in der Welt ist. Wenn ich jedoch noch beifüge, daß bei der Ankunft des Obristen Arbuthnot (der, beiläufig gesagt, Postkapitän *) in der brittischen Marine ist) sich auch nicht ein einziges Geschützstück in brauchbarem Zustande befand, obschon mehr als ein Jahr seit Ausbruch des Kriegs verstrichen war, so muß man dem tapfern Benehmen dieses wackern Offiziers und der unter ihm gestandenen Mannschaft um so größere Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Auch erhielt er wiederholt schriftliche Bitten vom Präsidenten des Ayuntamiento, die Stadt mit seiner Mannschaft nicht zu verlassen.

Am 19ten Okt., als General Espartero von seiner Wunde am Arm so weit wieder hergestellt war, daß er zu seiner Division stoßen konnte, die damals bei dem General Cordova war, verließ er Bilbao mit sechs Bataillonen Infanterie und einer Schwadron Husaren: einem Theil der vom Grafen Mirasol befehligten Besatzung. Bei dieser Gelegenheit wurde es dem Major Hugh Parker, einem der Adjutanten des Generallieutenants, und mir gestattet, den General Espartero auf dieser höchst interessanten Bewegung zu begleiten, die wir binnen vier Tagen ausführten, ohne auf eine Abtheilung des Feindes zu stoßen. Nachdem wir uns auf der Straße von Somorostro nach Burcido, von da nach Valmaseda und Medina de Pomo begeben hatten, und zu Frias über den Ebro gegangen waren, marschirten wir am rechten Ufer dieses Flusses fort, bis wir Miranda del Ebro erreichten.

*) Siehe Nr. 227 dieser Blätter von diesem Jahr.

*) Kapitän eines Kriegsschiffs von mehr als 20 Kanonen.

Digitized by Google

Hinsichtlich des Ebro fand sich meine Erwartung sehr getäuscht; ich hatte ihn mir, so weit von seiner Quelle, als eine zweite Themse vorgestellt, fand aber statt dessen einen an vielen Stellen, und selbst bei Saragossa, durchwatbaren Fluß. Selbst bei Miranda del Ebro, wo man ihn auf einer Brücke von sechs Bogen überschreitet, ist er, hinsichtlich seiner Tiefe, unbedeutend.

Zu Miranda wurde mir zum Erstenmal der Anblick der Christinischen Armee und ihres Oberbefehlshabers Cordova zu Theil, den wir dort mit 25 Bataillonen Infanterie und zwei Regimentern Kavallerie fanden, nämlich den Lanciers der königlichen Garde und einem schönen Husarenregimente in hellgelber Uniform, scherzweise die „gelben Batteriedeckel" genannt. Gleich nach meiner Ankunft wurde ich dem jungen Oberbefehlshaber durch seinen Bruder, den Obristen Ferdinand Cordova, vorgestellt, den ich zu St. Sebastian und Bilbao hatte kennen lernen. Er empfing mich sehr freundlich und mit dem Benehmen eines Mannes von Welt. Sehr überrascht war ich von seinem jugendlichen Aussehen, das durch seine schlanke Gestalt noch erhöht wird. Er ist ungefähr 33 Jahre alt, etwa 5 Fuß 9 Zoll hoch und ausgezeichnet mager; seine stark aus ihren Höhlen hervortretenden Augen verliehen ihm ein sehr geistreiches, aber ungefälliges Aussehen. Wäre er aufrichtig und freisinnig, so könnte er seinem unglücklichen Vaterlande große Dienste leisten; man muß ihm jedoch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er, gleich im Anfang des Kriegs, für die Sache zu deren Dienst er sich bekannte, viel gethan hat.

Ich blieb länger als zwei Monate bei diesem General und bin ihm für seine Gastfreundschaft und Aufmerksamkeit vielen Dank schuldig. Ich war, wenn es nur die Umstände gestatteten, ein täglicher Gast an seiner Tafel, und genoß zuweilen sein volles Zutrauen. Ich verdanke ihm auch mehr als Einen Beweis von Achtung, indem er nicht nur in seinen Depeschen an die Regierung mein Verhalten in den Gefechten am 27sten und 28sten Oktober bei Salvatierra und dem Kastell von Guevara rühmte, wofür ich den militärischen Orden des heil. Ferdinand erhielt, sondern mich auch während meiner Abwesenheit von der Legion gegen meinen eigenen General lobte. Ich diente ihm treu, wenigstens war dieß mein Bestreben.

Ueber Cordova's Benehmen ist viel hin und her gesprochen worden, und Viele waren der Meinung, er sey nicht entschlossen und entschieden genug aufgetreten und habe daher viele Gelegenheiten vorbeigehen lassen, wo er seiner Sache hätte nützlich werden können. Ich kann nicht so nachtheilig über ihn urtheilen, obschon ohne allen Zweifel Grund vorhanden ist, manche seiner Handlungen fehlerhaft zu finden; zudem war er früher ein eifriger Royalist. Von denen, welche seine frühere Geschichte kennen, habe ich jedoch erfahren, daß er, seit er sich zu einer liberalern Politik bekannte, sich nie von derselben entfernte, und dergleichen kleine Apostasien werden in Spanien nicht so widerwillig angesehen, als dieß, meiner Meinung nach, in England stets der Fall seyn wird.

Im Gefecht, wo ich öfter Gelegenheit hatte ihn zu sehen, ist er tapfer bis zur Tollkühnheit, und obschon seine militärischen Talente ihn nicht zum Befehl über eine Armee befähigen, so gilt er doch für einen guten Divisionsgeneral. Während er diesen Rang bekleidete, hat er, obschon von zahlreichen und unüberwindlichen Schwierigkeiten umringt, dennoch viel gethan, um den Truppen einen Enthusiasmus einzuflößen, der vorher nicht unter ihnen zu finden war. Es werden viele Anekdoten in Hinsicht seines Privatcharakters erzählt, über die ich nicht entscheiden will; sein Benehmen gegen General Evans und die Hülfstruppen kann ich indeß durchaus nicht billigen. Es ward ihm von dem brittischen General offen und aufrichtig begegnet; hätte er den unzähligen Freundschafts- und Hochachtungsversicherungen, die er gegen englische Soldaten und Offiziere aussprach, gemäß gehandelt und für ihre Bedürfnisse gesorgt, so würde er sich, statt ein allgemeines Gefühl des Mißtrauens gegen sich zu erwecken, einen treuen Verbündeten gewonnen haben.

Daß ihm, wie ich aus bester Quelle erfuhr, die nachgesuchte Entlassung vom Oberbefehl der Armee verweigert wurde, kann ich mir nur dadurch erklären, daß man keinen andern tauglichen, mit dem Lande und den bestehenden Umständen so gut bekannten Mann an seine Stelle finden konnte. Dem sey indeß wie ihm wolle, Cordova ist weit entfernt ein guter Führer der Christinischen Armee zu seyn, und würde in einer diplomatischen Stellung, in der er mehr heimisch ist, und wornach auch sein Ehrgeiz zu streben scheint, weit nützlichere Dienste leisten können. Zudem machen ihn seine schlechten Gesundheitsumstände zuweilen ungeduldig, und wenn er leidend ist, sogar heftig, und es ist wohl der Uebel größtes für ihn, in einem Lande, wie der Norden von Spanien, Tag für Tag einen Guerillakrieg führen zu müssen, bei dem es dem Gegner einen Vortheil einräumen heißt, wenn man nicht jeder Witterung trotzt und zu allen Stunden auf den Beinen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Städte. I.

Peking.

(Fortsetzung.)

Ungefähr acht (engl.) Meilen von Peking sind die Gärten oder vielmehr der Park von Yuen-ming-yuen, welchen Herr Barrow auf 12 engl. Quadratmeilen schätzt; da das Land auf dieser Seite von Peking gegen die große Mauer hin zu steigen beginnt, so hat die Abwechslung von Hügeln und Thälern Mittel zur Verschönerung dargeboten, welche die Kunst zu benützen nicht ermangelt hat. Nach der Beschreibung des letztern Schriftstellers wechseln in dieser Landschaft Wald und Wiesen, zwischen denen zahlreiche Kanäle, Bäche und Teiche sich finden, deren Ufer anscheinend zufällig aufgeworfen sind, um die freie Hand der Natur nachzuahmen. Einige Strecken sind angebaut, andere absichtlich wild gelassen, und wo Lusthäuser stehen, scheinen die Aussichten besonders ausgesucht worden zu seyn. Innerhalb dieser Gärten sollen sich nicht weniger als 30 verschiedene Wohnungen für den Kaiser und sein zahlreiches Gefolge von Ministern, Eunuchen und Dienern finden, die jede ein beträchtliches

Dorf ausmachen. Der Audienzsaal, den Hr. Barrow sah, stand auf einer vier Fuß hohen Plattform von Granit, und war von einer Reihe großer hölzerner Säulen umgeben, welche das Dach trugen; die Länge des Saals betrug 110', die Breite 42', die Höhe 20'. Der Boden war würflig mit Platten von grauem Marmor gepflastert, und der aus geschnitztem Holz bestehende Thron stand in einer Nische. Die ganze Meublirung des Saals bestand „in einem Paar metallener Pauken, zwei großen Gemälden, zwei Paar alter blauer Porzellanvasen, einigen Bänden Manuscripten und einem am einen Ende aufgestellten Tisch, auf welchem eine alte englische Kaminuhr aus dem 17ten Jahrhundert stand.

An einem Orte Namens Hai-tien, ganz in der Nähe dieser Gärten, fiel die seltsame Scene vor, welche mit der Entlassung von Lord Amhersts Gesandtschaft endigte. Als der Gesandte Morgens früh mit den Kommissären und einigen Herren von der Gesandtschaft ankam, begab er sich auf die Einladung des Herzogs Ho, wie man ihn nannte, der mit der Führung der Unterhandlungen beauftragt war, nach einer der temporairen Residenzen des Kaisers. Nachdem sie durch einen offenen Hof gekommen waren, wo eine ungeheure Anzahl Mandarinen in ihren Staatskleidern versammelt war, wies man sie in ein elendes Zimmer, das bald mit einer Menge wohlgekleideter Leute angefüllt war, unter denen sich Prinzen von Geblüt, die gelbe Gürtel trugen, zu Dutzenden befanden. Mit einer kindischen, unverständigen Neugierde, die aber mit dem müßigen, unordentlichen Leben, das viele derselben führen sollen, ganz übereinstimmte, untersuchten sie ohne alle Scheu die Kleidung und die Personen der Gesandtschaftsmitglieder, die aber durch eine lange Tagreise ermüdet, und aufgebracht über das Benehmen dieser Himmlischen, ihnen den Rücken wandten und sich zur Ruhe niederlegten. Bald erschien Herzog Ho, und überraschte den Gesandten nicht wenig mit dem Ansinnen, sich alsbald zur Audienz beim Kaiser zu verfügen, der ihn erwarte. Vergebens stellte Lord Amherst vor, daß erst der folgende Tag zur ersten Audienz bestimmt worden, und daß er ermüdet und bestaubt, wie sie Alle seyen, es sich weder für den Kaiser, noch für ihn selbst schicke, Seiner Majestät auf eine so unvorbereitete Weise aufzuwarten; überdem befinde er sich unwohl, und sey alsbaldiger Ruhe bedürftig. Herzog Ho wurde immer dringender, und vergaß sich endlich so weit, den Gesandten heftig am Arm zu packen; Lord Amherst stieß ihn augenblicklich zurück, die Herren der Gesandtschaft drängten sich um den Lord, und Alle drückten ihm den heftigsten Unwillen über eine solche Behandlung, so wie ihren festen Entschluß aus, an diesem Morgen zu keiner Audienz mehr zu gehen. Der Gesandte zog sich endlich zurück, und Herzog Ho schien es zufrieden, daß die Audienz erst am folgenden Morgen statt finden sollte. Es ist indeß aller Grund zur Vermuthung vorhanden, daß die Lokalbehörden von Canton ihn mit einer bedeutenden Summe bestochen hatten, die Absicht der Gesandtschaft zu vereiteln und eine Audienz beim Kaiser zu verhindern: die Gesandtschaft wenigstens war am Nachmittag desselben Tages schon auf ihrem Rückwege.

Die frühere Gesandtschaft Lord Macartney's im J. 1793 fand den Hof des Kaisers zu Dschi-ho, oder den heißen Quellen, in einiger Entfernung nordwärts von der großen Mauer in der Mandschu-Tatarei. Dieser Ort liegt einige tausend Fuß über der Ebene von Peking, wodurch es während der heftigen Hitze in der Hauptstadt zu einem kühlen Sommeraufenthalt wird. Die Gärten und Wohnhäuser des Kaisers, obwohl bedeutend, sind doch nicht so umfangreich, wie die von Yuen-ming-yuen. Die Unterbringung eines solchen Gefolges, wie der Kaiser gewöhnlich mit sich führt, erfordert jedoch immer eine Stadt. Peking selbst trotz seiner Größe, lebt fast allein von der Anwesenheit des Hofs und der höhern Regierungsbehörden, denn da es weder ein Seehafen, noch ein für den Binnenhandel und Manufakturen gut gelegener Platz ist, so erhält es fast seine ganze Wichtigkeit dadurch, daß der „Sohn des Himmels" darin wohnt.

Die weitläufigen Gebäude und die zahlreichen Dienerschaften werden hauptsächlich durch den Ueberschuß des Einkommens sowohl an Geld als an Vorräthen unterhalten, welche auf dem großen Kanal aus den Provinzen kommen. Ein kaiserlicher Verwandter ersten Rangs erhält nach dem Pater Serra 10,000 Taels jährlich aus der Schatzkammer, nebst einer bedeutenden Menge Reiß und über 300 Dienern. Da die fortdauernde Vermehrung dieser kostspieligen Klasse die Regierung bald zu Grunde richten würde, so steigen sie mit jeder Generation um Einen Rang herab, bis ihre Erben mit der fünften Generation nur noch das Vorrecht, den gelben Gürtel zu tragen, nebst dem einfachsten Lebensunterhalt zum Antheil erhalten. Von dieser Rangerniedrigung werden nur wenige aus besonderer Gunst ausgenommen, wie dieß bei einem Enkel Kien-longs der Fall war, dem der Kaiser den ersten Grad auf 10 Generationen hinaus sicherte. Die Ausgaben des Staats für einen Wang (Unterkönig) erster Klasse betragen etwa 60,000 Taels (240,000 fl.) jährlich, und dieß vermindert sich durch die verschiedenen Grade herab bis zu den einfachen Besitzern des gelben Gürtels, die monatlich nur noch drei Taels und zwei Säcke Reiß erhalten. Sie erhalten aber 100 Taels, wenn sie heurathen, und 120, im Fall eines Leichenbegängnisses, weßhalb sie, wie Serra behauptet, ihre Weiber sehr mißhandeln, weil sie nach dem Tode der einen Frau die ausgesetzte Summe für ihre Beerdigung, so wie die Mitgift für eine andere Frau erhalten, die sie augenblicklich heurathen! Im J. 1825 erschien folgender Befehl des Kaisers: „Der Wang-tschun-schan hat bei uns eine Bittschrift eingereicht, und unsere kaiserliche Gnade nachgesucht, um den Vorschuß seines Einkommens auf mehrere Jahre hinaus, um in den Stand gesetzt zu seyn, die Gräber seiner Familie wieder herzustellen. Wir gestatten, daß ihm sein Einkommen in baarem Gelde auf zehn Jahre ausbezahlt werde, und befehlen, daß man von seinem Einkommen ihm jährlich abziehe, bis das Ganze zurückbezahlt ist." Der Titel Wang ist der einzige, den der chinesische Kaiser dem König von England gibt, von dessen Stellvertreter man erwartet, daß er, wenn bei dem Herrscher der Welt vorgelassen, neunmal mit dem Haupte den Boden berührt.

(Schluß folgt.)

Falculia palliata.

Ein neuer Vogel, zu den Zugvögeln und unter die Upupae gehörig, ist von Herrn Goudot zu Madagaskar entdeckt worden, und bildet den Typus eines neuen und merkwürdigen Geschlechts. Der Schnabel ist sehr lang, gewölbt, zusammengedrückt oder platt wie eine Klinge, und kann mit einer kleinen Sense verglichen werden. Die an der Schnabelwurzel zu beiden Seiten befindlichen Nüstern sind nicht von den vorragenden Federn des Kopfes bedeckt. Die Flügel, welche in der Länge bis zur Mitte des Schweifes reichen, gehören, der Nomenklatur des Herrn Isidor Geoffroy zufolge, zu dem von ihm surobtus genannten Typus — d. h. die vierte und fünfte Schwungfeder ist die längste von allen. Die erste ist, wie bei dem Wiedehopf, außerordentlich kurz, und zum Fliegen ganz unnütz. Der Schweif ist viereckig und besteht aus zwölf Federn, von denen die äußern einen etwas längern Kiel haben als die übrigen. Der Fuß hat vorn drei und hinten eine Zehe, welche sämmtlich dick und mit gekrümmten Krallen versehen sind, zwischen denen sich an der Wurzel eine dicke Haut befindet, die Aehnlichkeit mit der der Sumpfvögel hat. Die einzige bis jetzt bekannte Spezies ist am Kopf, Hals und dem untern Theil des Leibes weiß; Rücken, Flügel und Schweif sind grünlich schwarz mit Metallglanz. Herr Isidor Geoffroy hat ihn Falculia palliata genannt. Er haust an den Ufern der Flüsse, und lebt von kleinen Wasserinsekten und den im Schlamm befindlichen organischen Ueberresten.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Zwei und zwanzigster Brief.

(Schluß.)

Arzew ist ein geräumiger Hafen, der noch immer von europäischen Schiffen im Winter als Zufluchtsort benützt wird. Der Ort wurde von den Römern Arsenaria genannt, und wird von Shaw nur als eine zu seiner Zeit kleine Stadt beschrieben; 50 Jahre später fand Leweson hier nur einige Hütten und Zelte, nebst einem dem Bay von Maskara gehörigen Getreidemagazin. Das umliegende Land ist wüst und sumpfig, und, Lewesen zufolge, nur von Löwen, Hyänen und Schakals bewohnt. Mir kam keines dieser Thiere zu Gesicht, mein Begleiter versicherte mich aber, daß man ihre Stimmen oft höre. Einige Meilen südlich von Arzew gibt es sehr ergiebige Salzquellen und Teiche, von denen man glaubt, daß sie die ganze Berberey mit Salz versehen könnten; zu Leweson's Zeit wurde diese Quelle des Reichthums von den Einwohnern gänzlich vernachlässigt, und ihre Unwissenheit hinsichtlich der Gewinnung des Salzes war so groß, daß das Wenige, was sie verbrauchten, aus Europa eingeführt wurde, und gesalzenes Fleisch oder gesalzene Fische und Butter ihnen ganz unbekannt waren. Ich fragte meinen Gefährten, ob denn die Eingebornen in dieser Hinsicht jetzt noch eben so unwissend seyen, konnte aber nichts weiter erfahren, als daß er glaube, sie bereiteten zwar jetzt etwas Salz, jedoch immer nur sehr wenig.

In geringer Entfernung westlich von Arzew fällt der Fluß Muktab in das Meer; es ist dieß wahrscheinlich der Castennus der Alten. Er nimmt mehrere Beiflüsse auf, worunter auch der Ouedel-Hamam, oder Badfluß, so genannt von einer warmen Quelle in seiner Nachbarschaft. Dicht bei Arzew finden sich noch die Spuren eines kleinen Dorfs, und weiter weg die einer bedeutenden Stadt, beides offenbar römische Ruinen.

Die Landschaft ist hier nicht so schön, wie zu Bougia oder auch zu Bona, aber dennoch nicht ohne Interesse. Die Ebenen und Schluchten waren bei weitem nicht so sumpfig, als ich sie zu finden erwartete, und hatten einen Reichthum an Alluvialboden, der durch die Gebirgswasser herabgeschwemmt wird. Es wachsen hier eine Menge von Zwergpalmen, die, obschon ein unbedeutender Baum, den Arabern doch nicht ohne Nutzen sind, da sie die Wurzeln essen und aus den Blättern Seile drehen und Körbe flechten. Nächst der Zwergpalme findet sich hier eine Art von Mastixbaum sehr häufig, auch sah ich weißen Goldwurz und wilden Spargel, der schmackhaft, nur etwas bitter ist. Lavendel und Wermuth wachsen in Menge; hier und da traf ich auf Stellen mit hochroth gefärbten Primeln, und auf eine Gattung von Wicken, deren Blüthe außerordentlich farbenreich ist.

Die einzige Merkwürdigkeit aus dem Thierreich, die mir in Arzew zu Gesicht kam, war ein Königsadler, der, seiner Kette am Fuß ungeachtet, verächtlich auf die Beschauenden herabblickte, und ein paar Gebirgs-Katzen, mit herrlich smaragdgrünen Augen und schönem lichtbraun gestecktem Pelz; sie waren etwa doppelt so groß, als die gewöhnlichen Hauskatzen.

Diesen Morgen um 10 Uhr kam unser Dampfboot nach Merks-el-Kebir (zwei Stunden von Oran), wo sich ein großes Fort befindet, noch von den Spaniern gebaut und jetzt mit der dreifarbigen Fahne geschmückt. Der Ankerplatz ist hier nicht sicher. Ich miethete sogleich ein Boot und fuhr mit meinem Gepäck nach Oran, wo das beste Quartier, das ich finden konnte, noch immer schlecht genug war. Die Stadt hat eine sehr malerische Lage, und da ich den brittischen Vice-Consul, Herrn Dalzell, den Sohn meines alten Freundes, des Professors der griechischen Sprache zu Edinburg, und den General Trezel, als Platzcommandanten hier finde, so verspreche ich mir einen angenehmen Aufenthalt.

Vermischte Nachrichten.

In der Nähe von Girvan in Schottland bemerkte unlängst ein Landmann mit seinen Leuten, wie ein Wiesel mehrere von den Schwalben in den Sand gebaute Nester angriff. Kaum war der Angriff geschehen, als auch schon eine Anzahl der tapfersten Schwalben auf den Räuber losstürzte, ihn am Schweif packte, die Hinterfüße in die Höhe hob und ihn mit großer Gewandtheit den Abhang hinabstürzte, auf den diese Nester reihenweis aufgebaut waren. Das Wiesel wiederholte seinen Angriff mehreremale, ward jedoch immer auf dieselbe Weise zurückgewiesen, und ließ endlich, ganz erschöpft, seinen Gegnern den Sieg.

*

Herr Harwood, englischer Chemiker zu York, hat einen Versuch gemacht, Flachs zu bleichen, der so günstig ausgefallen ist, daß die vorgelegten Muster großes Aufsehen unter den Fabrikanten gemacht haben und eine gänzliche Umwandlung und Verbesserung in der bisherigen Behandlung dieses Produkts erwarten lassen. Viele hielten die vorgelegten Muster für Seide, und der so bereitete Flachs läßt sich zum feinsten Garn für Verfertigung von Schleiern, Spitzen u. s. w. spinnen. Der Faden ist so außerordentlich schön, daß Kenner versichern, noch nie etwas Aehnliches gesehen zu haben, und der Meinung sind, daß diese Erfindung England großen Vortheil bringen werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 251.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 September 1836.

Chinesische Städte. I.

P e k i n g.

(Schluß.)

Zu Peking namentlich und in seiner Nachbarschaft treten die Privilegien der Tataren im Gegensatz gegen die Chinesen am stärksten hervor, und werden am offensten aufrecht erhalten. Einer so klugen Regierung, wie sich die der Mandschus stets gezeigt hat, konnte es nicht entgehen, daß bei der unermeßlichen Ueberzahl der ursprünglichen Einwohner China's die verständigste Politik darin bestünde, in der Verwaltung der Provinzen, namentlich der entfernteren, keine zu schreiende Parteilichkeit zu zeigen. Eine Untersuchung des chinesischen rothen Buchs gibt folgende Resultate. Von acht Vizekönigen, deren jeder zwei Provinzen oder Eine der größten verwaltet, sind nicht weniger als sechs Chinesen, und von fünfzehn stellvertretenden Gouverneurs zehn. Auf der andern Seite sind die höchsten und wichtigsten Militärkommandos stets Mandschus übertragen. Wahrscheinlich eignen sich die Chinesen besser für Civilstellen, wozu sie sich durch hinreichende Fortschritte in der ganz auf die alte Literatur des Landes gegründeten Gelehrsamkeit qualificiren müssen, während für militärische Befehlshaberstellen die Mandschus nicht nur durch Anlage und Erziehung besser geeignet sind, sondern auch in derselben der gegenwärtigen Dynastie eher treu bleiben werden. In der Nähe der Hauptstadt scheinen die Tataren ganz besondere Ansichten von Lokalrechten und Gerechtigkeiten zu hegen. Als Lord Macartney auf seinem Wege nach Tschi-ho nordwärts der großen Mauer kam, sollte einer seiner Begleiter, ein Mandschu, auf Befehl eines chinesischen Mandarins eine Züchtigung erhalten, erklärte sich aber alsbald mit großer Heftigkeit dagegen, indem er die Amtsgewalt des letztern auf jener Seite der Nationalgränze in Abrede stellte.

Das strenge Polizeisystem, wodurch eine so ungeheure Bevölkerung in Zucht und Ordnung gehalten wird, ist in allen verschiedenen Städten des Reichs wesentlich dasselbe. Ihre Wirksamkeit entspringt hauptsächlich aus dem Prinzip der Verantwortlichkeit, das einen so auffallenden Zug der chinesischen Regierungsweise bildet, und bei ihnen bis auf einen Punkt getrieben wird, der alle unsere Begriffe von Billigkeit überschreitet. Jede Stadt ist in Abtheilungen (kia) von je zehn Häusern getheilt, und zehn Kias machen ein Pao oder Hundert. Der Magistrat ist für seinen ganzen Distrikt, der Hunderter für seinen Pao, der Zehender für seinen Kia, und jeder Hauseigenthümer für seine Familie verantwortlich. Von dieser Autoritätsabstufung sind Fremde streng ausgeschlossen. Die Polizei macht ihre Sachen so summarisch ab, daß es keine Kleinigkeit ist, in ihre Hände zu fallen. Die Chinesen sagen von einem, der sich darin befindet, sprüchwörtlich: „das Fleisch ist auf dem Hackblock."

Die Thore aller chinesischen Städte werden bald nach dem Eintritt der Dunkelheit geöffnet, wo das Zeichen der ersten Wache durch das Anschlagen einer mächtigen Glocke oder Trommel in einem hochgelegenen Theile der Stadt gegeben wird. Am Ende jeder Straße ist ein starker Schlagbaum, der zugleich mit den Hauptthoren geschlossen wird; sie werden nur geöffnet, wenn jemand einen genügenden Grund anzugeben hat, weßhalb er sich so spät Nachts auf der Straße befindet, z. B. wenn jemand plötzlich eine Hebamme herbeizurufen hat. Jedermann muß eine Laterne tragen oder wird dafür gestraft. Wenn eine Nachtwache durch eine gewisse Anzahl Schläge auf die Glocke oder Trommel auf der Hauptstation angezeigt wird, so müssen alle übrigen folgen, ein Polizeisoldat geht von einem Wachtposten zum andern, und zeigt dabei durch das Zusammenschlagen zweier Bambusstäbe an, die wie vielte Wache es ist.

Die große Vorsicht, womit man für die Sicherheit des Kaisers sorgt, macht in Peking die Polizei hinsichtlich des Zutritts zu dem kaiserlichen Palast und seinen Umgebungen sehr streng. Nach dem Strafkoder müssen „die Familien aller Personen, welche innerhalb des Weichbilds der kaiserlichen Stadt letten, und nach dem Gesetz zum Tode verurtheilt wurden, so wie alle Personen, welche mit ihnen unter Einem Dach lebten, sich alsbald entfernen." Der Hauptdienst des Militärs in China ist die Ausübung der Polizei, und man muß zugestehen, daß mit Hülfe des unnachsichtlichen Verantwortlichkeitssystems in keinem Lande der Welt die Polizei wirksamer gehandhabt wird, als in China. Da die Regierung hinsichtlich der Mittel nicht

sehr skrupulös ist, so gelingt es ihr gewöhnlich auf die eine oder die andere Weise ihren Zweck zu erreichen, und oft macht sie die Schwäche ihrer Maßregeln durch Klugheit und Gewandtheit gut. Als im Anfang der Regierung der gegenwärtigen Mandschu-Dynastie die Seeräuber die Küsten verheerten, machte der Mangel an einer Flotte jeden thätigen Widerstand unmöglich; die Regierung griff daher zu einem indirekten Mittel, indem sie die Küstenbewohner zwang, 30 Li oder etwa 3 Stunden weit sich ins Innere des Landes zurückzuziehen, ein Plan, der sich als völlig wirksam erwies.

Europäer, die sich in China aufhielten, fanden meistens ihr Eigenthum so sicher, als es in irgend einem Theile der Welt seyn konnte, und in mehrern Fällen, wo schreiende Raubmorde verübt wurden, zeigte die Wirksamkeit der Polizei auf eine sehr augenfällige Weise, daß die Regierung nicht nur Willens, sondern auch im Stande sey, ihnen summarische Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Im Jahre 1816 ankerte das amerikanische Schiff Wabach mit einer Ladung Opium am Bord vor Macao, und da es nur von einer geringen Anzahl Matrosen bemannt war, wurde es plötzlich von einigen raubgierigen Chinesen angefallen, welche unter dem Vorwande, ihre Dienste als Lootsen anzubieten, an Bord kamen, die, welche sich auf dem Verdeck befanden, verwundeten oder ins Wasser zu springen nöthigten, den Rest der Mannschaft auf dem Vordertheil des Schiffs einsperrten, und die ganze Ladung plünderten. Als diese Thatsache der Lokalregierung, welche einen großen Abscheu vor seeräuberischen Gewaltthaten hat, angezeigt wurde, ergriff diese so rasche und wirksame Maßregeln zur Entdeckung der Verbrecher, daß die meisten derselben gefangen genommen, hingerichtet, und ihre Köpfe zur Warnung anderer auf den Felsen in der Nähe von Macao in Käfigen ausgestellt wurden.

Noch bemerkenswerther war der Fall mit dem französischen Schiff Navigateur im Jahre 1828. Dieses mußte in Folge des schlechten Wetters in Touron-Bay auf der Küste von Cochinchina einlaufen; der schlechte Zustand des Schiffs, die Schwierigkeit der Wiederausbesserung und die wohlbekannte Unfreundlichkeit der Lokalbehörden nöthigten den Kapitän, dasselbe dem König von Cochinchina zu verkaufen, und sich mit seinen werthvollsten Effekten an Bord einer chinesischen Dschonke nach Macao einzuschiffen. Hier wurden sie eines Morgens in geringer Entfernung von Macao von den verrätherischen Chinesen überfallen und sämmtlich ermordet, mit Ausnahme eines einzigen Matrosen, der, obwohl schwer verwundet, über Bord sprang und schwimmend sich nach einem Boote rettete, das ihn zu Macao ans Land setzte. Krank und verwundet wanderte er hier eine Zeit lang unbekannt in den Straßen umher, bis er endlich die französischen Missionäre auffand, durch welche die Nachricht vor den französischen Konsul und endlich an die chinesischen Mandarinen gelangte. Durch die von dem Matrosen erhobenen Aussagen wurden die chinesischen Passagiere, welche vor der Metzelei das Schiff verlassen hatten, ausgemittelt, und nach Canton entboten. Von ihnen erhielt man volles Zeugniß gegen die Verbrecher, und ein strenges Embargo wurde sogleich auf alle Fahrzeuge in den Häfen der Provinz Canton und der benachbarten Provinz gelegt. Die Mörder wurden bald in ihren Dschonken verhaftet und in eisernen Käfigen nach Canton zur Aburtheilung geführt. Auf des Kaisers strengen Befehl fanden Prozeß und Hinrichtung in Gegenwart der zu Canton sich aufhaltenden Europäer statt. Von 24 Angeklagten wurden 17 verurtheilt und sogleich enthauptet; der Anführer starb in Gegenwart der Europäer eines langsamen Todes.

Briefe über den spanischen Krieg. II.

(Fortsetzung.)

Bei unserer Ankunft zu Miranda fand ich den Obergeneral beim Frühstück, während dessen er mich unterrichtete, daß es seine Absicht sey, sich binnen einiger Stunden gegen Puebla in Bewegung zu setzen, — eine kleine, damals befestigte und von den Christinos mit einer kleinen Besatzung versehene Stadt an der Straße nach Vitoria, drei Leguas von Miranda. Die Carlisten hatten einige Tage früher eine Brücke über den Zadora bei Arminon, über die der Weg nach La Puebla und Vitoria führt, in die Luft gesprengt und für mehrere Tage der letztern Stadt alle Zufuhr abgeschnitten. Ferner erfuhr ich auch, daß sie die Anhöhen von Arganzon besetzt hielten, die einen Theil von der Stellung ausmachen, welche die britische Armee an dem ewig denkwürdigen Morgen der Schlacht von Vitoria inne hatte; zu La Puebla war am Abend vor der Schlacht das Hauptquartier des Herzogs von Wellington.

Da die Division Espartero's am Morgen bereits drei Leguas marschirt war, so wurden der Mannschaft zwei Stunden zur Erholung gestattet, während welcher die kleine Stadt Miranda del Ebro (so genannt weil sie an beiden Ufern des Flusses liegt, über den eine Brücke führt) im eigentlichsten Sinne des Worts vollgepfropft war, da die Ankunft der frischen Truppen die Armee Cordova's bis auf 31 Bataillone verstärkt hatte — Kavallerie und Artillerie ungerechnet. Mit dieser Streitmacht marschirten wir nach La Puebla, an welchem Ort, wie auch auf den umliegenden Dörfern für die Nacht Halt gemacht wurde. Obschon Nachmittags keine Spur vom Feinde zu sehen war, so sprach Cordova doch die Hoffnung aus, daß er ihn am nächsten Morgen treffen und angreifen werde. Das Herz schlug mir vor Erwartung, diese schönen Truppen am folgenden Tag im Kampfe zu sehen, allein für dießmal wurden meine Hoffnungen getäuscht, denn bei Tagesanbruch erfuhren wir von unsern Vorposten und Spionen, daß der Feind seine Stellung verlassen habe, und sich in der Richtung nach Salvatierra, dicht an der Stadt vorüber, zurückziehe. Ich habe seitdem erfahren, daß sich bei dieser Gelegenheit ein Zwist zwischen den carlistischen Generalen erhoben hatte; Iturralde und Moreno wollten den Angriff der Christinos abwarten, Villareal und Eguia aber waren der entgegengesetzten Meinung. Diese Nachricht änderte Cordova's Plan wesentlich, und wir marschirten auf der Straße nach Vitoria drei Leguas vorwärts ohne einen Schuß abzufeuern.

Auf unserm Marsch an diesem Tage trafen wir mit einer von dem Pfarrer Andrea befehligten Truppenabtheilung zusam-

men, die in der Nähe des Dorfes Nauclares aufgestellt war, um nöthigenfalls unser Vorrücken zu decken. Von diesem Mann, früher Mitglied der Kirche, der aber beim Beginn des Bürgerkriegs den Priesterrock mit der Zamara, oder Jacke von Schaffell, und dem Schwertgürtel vertauschte, werden eine Menge der seltsamsten Anekdoten erzählt. Es heißt allgemein, er habe zuerst dem Prätendenten das Anerbieten gemacht, 200 Mann für ihn zu organisiren, wenn er den Rang eines Kapitäns in der carlistischen Armee erhalten würde, was damals abgeschlagen wurde. Da er einmal entschlossen war, dem Waffenhandwerk sich zu widmen, so hat er sich seitdem sehr eifrig für die Sache Christinens gezeigt, und ist bei seiner genauen Kenntniß jedes Winkels in der Nähe von Vitoria und in der ganzen Provinz Alava sehr gut zu brauchen, um mit seinen Leuten manche feindliche Streifpartie oder manchen Vorposten aufzuheben. Sehr nützlich ist er auch, um Nachrichten hinsichtlich der carlistischen Bewegungen einzuziehen, weil er bei den Landleuten sehr gut bekannt, und bei ihnen wegen seiner Tapferkeit, Ausdauer, Mäßigung und Kaltblütigkeit in den augenscheinlichsten Gefahren in hoher Achtung steht.

Ein ihm sehr ähnlicher Mann, fast von demselben Charakter, ist Merino, der sich in der Armee des Don Carlos bis zum General empor geschwungen hat und als einer der grausamsten und blutdürstigsten Anhänger des Prätendenten geschildert wird, wiewohl ich nicht glauben kann, daß dieser von den zahlreichen von ihm begangenen Gräueln unterrichtet seyn könne.

Cordova's Armee rückte am 21sten Oktober in Vitoria ein, und blieb bis zum 27sten im Quartier; ich hatte mithin Muße genug, um alle Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen, wobei ich mich denn in meinen Erwartungen sehr getäuscht fand. Die Stadt liegt in einer ausgedehnten und wohl angebauten Ebene, bewässert von dem Flusse Zadora, der sich rund um die Stadt windet, eigentlich nicht viel mehr als ein Bach und nur deßhalb merkwürdig ist, weil in der Ausdehnung einer Legua so viele steinerne Brücken über ihn führen, als über die Themse von London bis Henley; auch seine Breite ist nicht bedeutend.

Während unsers Aufenthalts in Vitoria erkundigte sich Cordova sehr angelegentlich bei mir nach der Verwendbarkeit der Legion, worauf ich stets antwortete: „Ich halte die Hülfstruppen für vollkommen geeignet, Garnisonsdienste in Bilbao oder irgend einer andern Küstenstadt zu thun, was Sie in den Stand setzen würde, Ihre eigenen Truppen ablösen zu lassen, die Ihnen jetzt im Felde bessere Dienste leisten könnten als die Legion, die noch nicht geübt genug im Gebrauch ihrer Waffen ist, um so schnell laden und feuern zu können, als dieß bei der Art Krieg zu führen, für den die Truppen bestimmt sind, erforderlich ist." Cordova schien anfänglich meine Meinung zu theilen, dennoch aber gab er zu erkennen, daß ihm sehr viel daran gelegen sey die britische Legion nach Vitoria kommen zu lassen, da diese Stadt die Basis ihrer künftigen Operationen seyn sollte. Da ich sah, daß dieß sein Wunsch war, so sagte ich nichts weiter, als daß er in dieser Hinsicht nur seine Wünsche aussprechen möge, worauf General Evans es weder an Mühe noch Anstrengung fehlen lassen werde, um die Legion zu dem Marsch in Stand zu setzen.

Am Morgen nach dieser Unterredung marschirten Espartero und Graf Mirasol, begleitet vom Major Parker, Adjutant des Generallieutenants Evans, mit neun Bataillonen Infanterie und einer Schwadron Kavallerie auf der Straße von Villa-Real und Ochandiano nach Durango und Bilbao. Sie kamen auf diesem Weg durch das Herz der carlistischen Provinzen Alava und Biscaya und legten diesen Marsch in zwei Tagen zurück, ohne einen Mann zu verlieren. Diese Truppen sollten die Garnison von Bilbao verstärken, damit die britische Legion ihren Marsch nach Vitoria auf derselben Straße antreten könne.

(Fortsetzung folgt.)

Heimliche Ausschiffung eines Negerschiffes auf der Insel Bourbon.

Der Negerhandel ist abgeschafft und die Todesstrafe gegen die Negerhändler ausgesprochen; allein der Handel hat darum nicht weniger seinen Fortgang. Der einzige Unterschied besteht darin, daß, da man sich größerer Gefahr aussetzt, der Ertrag, den er abwirft, auch größer ist; die gewöhnliche Schadloshaltung bei jedem Handel. Wenn es zur Zeit der Kontinentalsperre einem kühnen Schiffe, mit seinem schlanken Bau, seinen braunen Segeln und verdächtigen Manövern gelang, die Argusaugen der britischen Kreuzer, die den Kontinent umgürteten, zu täuschen, so machte dieses Schiff mit seiner Zucker-, Kaffee- und Baumwollenladung diejenigen, die es ausgerüstet, zu Millionärs. Eben so ist es mit den Negerschiffen, welche ihre Ladung schwarzen Fleisches den Verfolgungen der menschenfreundlichen Fregatten Englands zu entziehen vermögen. Es ist ein heimlicher Handel, der mit großem Gewinn in allen unsern Kolonien getrieben wird; die Negerhändler spotten der Kreuzfahrten und der Gesetze. Sie verkaufen ihre menschliche Beilast an die Kolonisten, welche sich über die Philanthropie ungefähr eben so lustig machen, wie unsere europäischen Eigenthümer und Industriellen. Man schifft die Neger heimlich, oder doch so heimlich als möglich aus — das ist Alles. Ich selbst war einmal Augenzeuge von nachstehendem Vorgang:

Der Dreimaster Eugenie aus dem Hafen von Marseille, ein trefflicher Segler, befand sich auf der Rhede von St. Paul, an der Nordspitze der Insel Bourbon, fünf Stunden von St. Denis, vor Anker. Wenn gerade Nordostwinde wehen, ist diese Rhede sehr gefährlich, ja schrecklich. Bourbon besitzt keine geschützten Häfen, keinen sichern Ankerplatz; sobald schlechtes Wetter eintritt, muß man unter Segel gehen und so schnell als möglich das hohe Meer zu gewinnen suchen.

Unsere Ladung an Kaffee-, Zucker-, Pfeffer- und Gewürznelken-Ballen war nicht bereit; es bedurfte noch einiger Tage, um sie durch Sendungen aus dem Innern oder von der Küste zu ergänzen; die Gelegenheit war gut, um einen Ausflug in das Innere des Landes zu machen. Am 22sten December 182.. schiffte ich mich daher in einem Kahn der Eugenie mit einem jungen Kreolen ein, dessen Vater auf einer, am Ufer des Meeres und des Flusses la Possession, in der Bai gleiches Namens, liegenden Pflanzung wohnte.

Wir umsegelten die Pointe-aux-Galets, ließen den Fluß Marguet hinter uns, und landeten zwischen den Mündungen des Flusses la Possession und eines der vielen Gewässer, welche auf der ganzen Insel vom Gros-Morne, vom Piton-des-Neiges oder vom Piton-à-la-Fournaise nach dem Meere herabströmen.

Die Gastfreundschaft auf den Kolonien kann man fast eine patriarchalische nennen. Die Kolonisten im Innern des von den Pflanzungen entfernten Landes üben sie mit der ganzen Herzlichkeit der alten Zeiten; wenn man nur Europäer und besonders die Haut weiß ist, so darf man stets sicher seyn, gut von ihnen aufgenommen zu werden. Ein solcher Empfang ward auch uns von unsern Kolonisten zu Theil.

Längere Zeit wurde nun hingebracht mit Besuchen in seiner herrlichen Zuckersiederei, auf seinen reichen, mit Gewürznelken-, Kaffee- und Cacaobäumen bedeckten Feldern. Die Produkte, welche auf der Insel Bourbon angebaut werden, sind mannichfaltig, wie die Welttheile, denen sie ihrer geographischen Lage, ihrer Bevölkerung und der Aehnlichkeit ihres Klima's nach angehört: sie sind aus Asien, Afrika, Amerika und Europa, aus Indien und Frankreich hieher verpflanzt. Sie hat Getreide wie Beauce, Reiß wie Hindostan, Mais, Tabak wie Elsaß, oder Virginien und Maryland; auf ihr wächst die Ranken- und Kriechpflanze, welche den Pfeffer gibt, die beiden Lorbeerbäume, welche den Zimmt und die Muskatnuß liefern, der europäische Weinstock, der Brodbaum Oceaniens, die Erdbeeren unserer Gärten, die Benzoe, die Tamarinde und der Ebenholzbaum. Dieß ist ein kurzer Ueberblick beinahe der ganzen Vegetation der Erde.

Um dem Boden alle diese Reichthümer abzugewinnen, sind 65,000 Schwarze kaum hinreichend, und diese Güter sammt den Negern sind das Eigenthum von nur 13,000 Weißen. Es kommen sonach fast fünf schwarze Sklaven auf einen weißen Herrn, eine schaudererregende Statistik für die Zukunft der Kolonie, besonders in der gegenwärtigen Zeit, wodurch die Abschaffung des Handels und die Emancipation der englischen Sklaven im tiefsten Innern dieser zum Thier herabgewürdigten, eines glänzenden Erwachens aber fähigen Seelen Freiheitsgedanken erweckt werden.

Eines Tages ließ der Kolonist einen seiner Neger schlagen; als die häusliche Exekution vollendet war, biß sich der Neger bis auf den Knochen in den Arm, drehte sich gegen seinen Herrn und sagte: „Sieh, Herr, ob mein Blut nicht eben so roth ist, als das deinige." Es lag in den Worten dieses schwarzen Spartakus eine Prophezeiung und eine Erinnerung aus St. Domingo. Der Schwarze, der diese drohende Sprache führte, war aus den Sunda-Inseln, einer kühnen und thatkräftigen Race; einige Tage später langte eine zahlreiche Gesellschaft seiner Landsleute an.

Seit ich hier wohnte, hatte ich alle Abende bemerkt, daß sich der Intendant der Pflanzung auf dem höchstgelegenen Theile des Gutes an der Meeresküste als Wache aufstellte, seine Beobachtungen machte und bis zum Morgen wartete — eine sonderbare Vorsicht, von der man mir nie den Grund angeben wollte, und die ich mir aus der Furcht vor einem Angriff von Seite der Marons-Neger erklärte, welche die Umgegenden unsicher machten. Die Annehmlichkeiten eines freien Lebens inmitten unzugänglicher und unangreifbarer Gebirge, die Barbarei der Herren, die Erinnerungen an heimathliche Unabhängigkeit, die Beschwerden des Sklavenlebens, die Nothwendigkeit der Bestrafung eines Verbrechens zu entrinnen, — alles dieß trägt dazu bei, daß sich in den Kolonien die Einöden, die hohen Berge und tiefen Wälder immer mehr mit einer Menge Schwarzer bevölkern, die sich den Pflanzern und ihren Eigenthümern oft furchtbar machen. Die topographische Beschaffenheit der Insel Bourbon gewährt den flüchtigen und widerspänstigen Sklaven undurchdringliche Freistätten. Der höchste Berg, der Piton-des-Neiges, liegt 3067 Meter über der Meeresfläche, und der Anbau steigt nicht 800 Meter über dieses Niveau, häufig geht er nicht einmal so hoch. Ein Gürtel großer Wälder, der nur vor dem Vulkan des Piton-de-la-Fournaise, im Grand-Pays-Brulé offen und einigermaßen licht ist, liegt über dem angebauten Land und bedeckt das Gebirge. Alles dieß gehört den Marons-Negern. Allein ich täuschte mich mit meiner Vermuthung, ein Angriff dieser Art stand nicht bevor; der Ingrimm und die Rache der Schwarzen schliefen friedlich in ihren Höhlen; die civilisirten Herren konnten ihre Sklaven behaglich geißeln und zerfleischen. Einst wehte ein heftiger Ostwind; die hohen und tobenden Wellen wälzten und brachen sich schäumend nicht fern von den Mauern der Wohnung; die Nacht war schwarz, der Horizont stürmisch. Wir wollten eben mit dem Kolonisten über das Lieblingsthema unserer Unterhaltung, die Sklaverei und die Emancipation der Neger plaudern, als plötzlich der Intendant mit dem Ruf ins Zimmer stürzte: „Sie sind da, das Signal ist gegeben."

In einem Nu waren alle Neger des Gutes auf den Beinen. Wir liefen an die Küste, man sah anfangs nichts, allein der Intendant sagte: „Sie sind da." Bald stachen alle Piroguen, mit Ruderern besetzt, ins offene Meer, und nun erschien auf zwei Kabellängen vom Ufer, inmitten der Finsterniß von Himmel und Wasser, eine kleine unter Segel befindliche Goelette, welche die Wogen hin und her warfen; sie war nicht so thöricht zu ankern, weil sie dann zu augenblicklicher Flucht nicht bereit gewesen wäre. Die raschen Pirogues fuhren an das Schiff.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herr Olivi in Venedig hat in einer alten Erfindung Vervollkommnungen angebracht, welche zu der Hoffnung berechtigen, daß die Industrie große Vortheile davon ziehen werde. Es ist dieß die Kunst der Glasspinnerei. Das Verfahren des Herrn Olivi weicht von dem in andern Ländern üblichen darin ab, daß das Glas alle Schattirungen der Durchsichtigkeit und Undurchsichtigkeit annimmt. Es erweicht sich so sehr, daß man den Faden weben und beinahe bis zum Knoten verschlingen kann. Das so behandelte Glas behält seine Geschmeidigkeit und widersteht dem Druck. Besieht man das Gewebe durchs Licht, so erstaunt man über den Glanz und die Pracht der Farben.

Herr de Caux besitzt in seinem Schloß von Boyau, bei Trelon im Departement du Nord ein junges, hübsches Pferd, dessen Farbe sich schon dreimal geändert hat. Bis in sein zweites Jahr war es röthlich braun, später wurde es apfelgrau; bald hernach bekam es seine erste Farbe wieder, und in der Zeit, als diese Nachricht [illegible] gegeben wurde, fingen der Rücken und die Schultern an sich mit weißen Streifen zu zeichnen, so daß es vielleicht noch ganz weiß wird. Mehrere Thierärzte aus der Schule von Alfort haben dieses [illegible] Chamäleon besucht.

Man weiß, daß bei dem letzten Pferderennen in Good sich nicht weniger als 800 Diebe und Gauner eingefunden haben. Die Wachsamkeit der Polizei machte jedoch, daß die Plünderung von sehr geringem Belang war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 252.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 September 1836.

Handelshindernisse zu Marseille.

(Nach einem Schreiben im Temps.)

Marseille ist vielleicht die dritte Seestadt Europa's; sie steht an Wichtigkeit nur London und Liverpool nach, und doch fehlen ihr Einrichtungen, die zur Beförderung des Handels nothwendig sind. Sollte man sich's z. B. denken, daß die Kaufleute dieser Stadt, die sich vielleicht auf mehrere Tausende belaufen, genöthigt sind, alle Morgen zwei oder drei Stunden auf einem öffentlichen Platze, in einer Kreuzstraße zu kampiren, wo sie im Sommer der Gluth einer Provence-Sonne, und im Winter allen Einwirkungen schlechter Witterung, den Winden, dem Regen, dem Schnee ausgesetzt sind, mit den Füßen im Koth stehen, den öffentlichen Weg versperren und ihre Gesundheit ruiniren, um ihre Geschäfte abzumachen? Es gibt allerdings eine Viertelstunde von dem Mittelpunkte des Verkehrs etwas, was man Börse nennt. Beinahe am Ende des Hafens, am Stadthause bestimmte man dem Handel einen Saal von einigen Metern ins Gevierte. Es braucht jedoch nicht angeführt zu werden, daß dieser Ort verlassen bleibt. Der Handelsstand kennt vielleicht dessen Existenz nicht einmal; das Abhalten der Börse, das Verkaufen, Spekuliren, Alles geht im Freien auf dem öffentlichen Platze vor. Der Mangel eines wirklichen Entrepots dagegen, das diesen Namen verdient, eines Freihafens, eines Docks, macht sich dem Handel auf eine noch viel empfindlichere Weise fühlbar. Hier stellt sich die Douane, wie an andern Orten Frankreichs, als der Feind des Kaufmanns auf. Für einen Douanier ist ein Kaufmann ein verdächtiger Mann, den man bis zur Vexation überwachen und auf einer Blöße ertappen muß, koste es was es wolle. Wie man sich denken kann, erwiedern die Kaufleute der Douanenverwaltung Haß für Haß, und täglich vermehrt eine gewaltsame Berührung den aufgereizten Zustand. Es kann auch in der That nichts Erbärmlicheres geben, als die Verhältnisse des Kaufmanns mit der Douane. Mögen nun die Lebendigkeit in den Geschäften und die Versperrung des Hafens den langsamen Gang veranlassen, oder mag ein Douanenbeamter glauben, man brauche sich um eines Kaufmanns willen, den er als eine Art Untergeordneten betrachtet, nicht sehr zu beeilen — immer, in hemmt ein langsamer Gang alle Geschäfte; ein Schiff wartet manchmal mehrere Tage auf eine Erlaubniß zur Ausladung. Erst kürzlich blieb eine zum Voraus verkaufte Partie Seide drei Tage lang an Bord, ehe es möglich war einen Douanenbeamten zu treffen. Die Seide ist ein Artikel, der baar verkauft wird; der Käufer war genöthigt während dieser drei Tage eine zur Bezahlung des Verkäufers bestimmte sehr hohe Summe in Kasse zu behalten. Allein dieß heißt noch nichts, man bedarf auch einer Erlaubniß zur Wegschaffung der auf den Quai gebrachten Waare, man muß nach einem Beamten laufen, ihn unterwegs auffangen, und im Gehen die erforderlichen Formalitäten erfüllen. Hiezu sind einige Stunden, oft ein Tag erforderlich, und es läßt sich leicht denken, welche Verluste an Kapitalien, welchen Verlust selbst für die Douane ein solcher Zustand der Dinge veranlaßt. Ich war Zeuge der Flüche, die ein Kaufmann ganz wüthend gegen die Douane ausstieß; er hatte eben eine Partie Potasche auf den Quai bringen lassen, und sah, daß ein Gewitter im Anzuge und eine Quantität von beträchtlichem Werth, ehe er noch einen Douanier finden konnte, auszufließen drohte. Erst sehr spät kam er zum Ziele, und hätte sich das Gewitter, das auf dem Meere ausbrach, auch über Marseille entladen, so würde er eine ziemlich hohe Summe verloren haben.

Eine der bedeutendsten Unbequemlichkeiten, und diejenige, welche zu den lebhaftesten Reklamationen Veranlassung gibt, und den Bau eines großen und bequemen Docks so wünschenswerth macht, ist die Verwaltung, welche die Douane für das wirkliche Entrepot befolgt. Sollte man es glauben, daß die Lastträger, die von den Kaufleuten zur Abholung der Waaren aus diesem Entrepot abgeschickt werden, jeden Morgen die Douanen-Bureaux belagern und hier, um zu bestimmen, wann im Laufe des Tages die Reihe an sie kommt, loosen oder wohl, wenn nicht eine gewinnende Nummer einen begünstigt, sich auf den folgenden Tag verweisen lassen müssen? daß ein Kaufmann eine Partie Waaren für das Entrepot habe, daß er die Gelegenheit finde, sie unterzubringen, und das Schiff, das sie abführen soll, unter Segel zu gehen bereit sey, damit ist noch lange nicht

Alles abgemacht. Bis hieher hing der Erfolg der Sache von seinem Eifer, seiner Thätigkeit, seinen Kenntnissen, seiner Geschicklichkeit für die Geschäfte ab. Von da an aber hängt Alles vom Zufall ab! Wenn sein Lastträger nicht unter den Gewinnenden ist, wenn er sogar in Folge der Nummer, die er bekam, bis zum Ende des Tages warten muß — dann, lebe wohl, Frucht aller seiner Mühen! das Schiff geht ab, und die Waare bleibt ihm, um ihm vielleicht noch einmal Veranlassung zu ähnlichem Verdruß zu geben.

Zum Entrepot hat die Douane für jedes Loos, das bei ihr niedergelegt ist, einen Schlüssel; will man dieses Loos einem Käufer zeigen, so muß man von neuem nach dem Beamten laufen, und wiewohl sie überall sind, kann man sich doch nirgends treffen. Es ist ausdrücklich verboten, eine Probe aus dem Depot zu nehmen, und die Douane geht in ihrer Strenge so weit, daß sie sich selbst die Gebühren auf den Verlust zahlen läßt, den die Waare erleidet. Sonach zahlt der Kaufmann nicht nur für das, was er besitzt, sondern auch für das, was ihm die Gewalt der Umstände, der erzwungene Mangel an Aufsicht, das Auslaufen, die Feuchtigkeit, die Trockenheit entreißen konnte. Befände sich dieses Entrepot nur noch in einem einzigen, abgeschlossenen, eigens dazu bestimmten Gebäude, kurz in der Douane; aber nein! Die Magazine sind durch Privatwohnungen, durch Privatmagazine getrennt. Man muß Einen Ballen auf dieser, einen andern auf jener Seite suchen; es ist ein eben so mühsamer Dienst für die Douaniers wie für den Kaufmann, der die Verwaltung verwünscht und verflucht. Die Douane von Marseille trägt unter allen Häfen in Frankreich dem Staatsschatz am meisten ein. Die Einnahmen belaufen sich in einem gewöhnlichen Jahr auf 31 Millionen Franken. Man sollte wenigstens etwas im Interesse des Kaufmanns thun. Er beklagt sich nicht darüber, daß er zahlt; es gibt sogar keinen, der nicht gern in ein um ein Viertel höheres jährliches Abonnement willigte, als die Summe beträgt, die er im Durchschnitt Jahre bezahlt. Die zahllosen Plackereien, denen er preisgegeben ist, sind verderblicher für ihn, als alle Abgaben in der Welt.

Briefe über den spanischen Krieg. II.

(Fortsetzung.)

Auf Verlangen des Obergenerals kehrte ich damals nicht zu dem General Evans zurück, sondern blieb bei dem ersten, um, indem ich den Operationen der Christinischen Armee folgte, einige Kenntniß vom Stande des Kriegs, vom Lande selbst und dabei auch von der spanischen Sprache zu erwerben. Das letztere machte mir jedoch einige Schwierigkeit, da unsre unstete Lebensweise keine Zeit zum Lernen gestattete, und der General sowohl als auch mehrere Offiziere seines Stabs — meist junge Leute aus den ersten Familien Spaniens, die mithin eine bessere Erziehung genossen hatten, als die Offiziere der spanischen Armee im Allgemeinen — fertig Französisch sprachen, das mir ebenfalls geläufig war. Unter den Offizieren des Generalstabs erinnere ich mich mit Vergnügen an den jungen Grafen Pomorostro, von seinen Kameraden Pallo genannt, und seines jüngern Bruders, beide Adjutanten des Obergenerals. Mit Schmerz gedenke ich auch des Kapitäns Santiago von der königlichen Garde, meines Freundes und unzertrennlichen Gefährten, der sich ebenfalls beim Stab befand, und dessen Verlust ich im Gefecht von Artaban zu beklagen hatte, wo ihm eine Musketenkugel den Schenkelknochen zerschmetterte und in der Nähe des Knie's durchdrang. Sein Tod wurde indeß mehr durch Vernachlässigung und Mangel an ärztlicher Hülfe, als durch die Beschaffenheit der Wunde herbeigeführt, die, wie englische Wundärzte nach meiner Beschreibung mich versicherten, bei geeigneter Behandlung keineswegs gefährlich sey. Dieser junge Offizier erwies mir viele Gefälligkeit und Aufmerksamkeit; er war einer der besten und tapfersten unter Cordova's Stab und der Tod eines so jungen Mannes und unter solchen Umständen schmerzte mich tief.

Am 27sten, dem Tag nach dem Abmarsch Espartero's nach Bilbao, rückte Cordova sehr früh am Morgen mit 25 Bataillonen Infanterie — worunter zwei ausgezeichnet schöne Garderegimenter — einer Schwadron Kavallerie und Artillerie (welch letztere zum Theil aus kleinen Kanonen bestand, Gebirgsartillerie genannt, die auf Maulthieren transportirt wird und meiner Meinung nach ganz nutzlos ist) auf der Straße nach Salvatierra vor, das damals von den Carlisten besetzt war. Am Tag zuvor hatte der Obergeneral mir vertraut, daß es seine Absicht sey, diesen Ort anzugreifen, und zwar zu dem doppelten Zweck, um die Aufmerksamkeit des Feindes von Espartero abzuziehen und ihn zu einem Gefecht mit seinen eigenen Truppen zu nöthigen, da es hieß die Carlisten hätten sehr feste Stellungen in der Nähe von Salvatierra inne, und endlich noch um zu verhüten, daß der Feind die Legion auf ihrem Marsche von Bilbao aus nicht angreife. Dieser Plan war insofern gut, als der Feind, ohne seine Streitkräfte zu theilen, nicht beide Parteien angreifen konnte, und hätte er versucht, den General Espartero aufzuhalten, so hätte ihm Cordova mit der Wahrscheinlichkeit großen Erfolgs in den Rücken fallen können. Dieser Plan, der so vortheilhaft für die Christinos hätte ausfallen können, wurde indeß durch unvorhergesehene Umstände vereitelt.

Die Straße von Vittoria nach Salvatierra ist sehr gut, und die Entfernung beider Orte von einander beträgt ungefähr vier Leguas, von denen die beiden ersten durch die Dörfer Ariaga und Matacu führen, die seit dieser Zeit durch die Legion in temporären Vertheidigungsstand gesetzt worden sind. Das Land ist flach, doch hie und da mit Wald bedeckt und von vielen tiefen Gräben und Abzügen durchschnitten, die an vielen Stellen die Bewegungen der Kavallerie hemmen. So wie man sich Salvatierra nähert, in dessen Nachbarschaft das Thal der Borunda seinen Anfang nimmt, wird der Boden freier, aber auch hügelig. Auf der Landstraße, ungefähr halbwegs zwischen Salvatierra und Vitoria, steht die Herberge oder Venta von Echavari; dreiviertel Legua rechter Hand davon liegt das Dorf Allegria, und links in einiger Entfernung das Kastell von Guevara, das eine sehr feste Lage hat und das ganze Thal unterhalb beherrscht;

das Dorf Guevara, an dem der schmale Fluß Zabora vorüberfließt, liegt am Fuße des Kastells.

Die Armee machte Halt bei der Venta; sie hatte bereits ihre Feuer angezündet, denn die Witterung war damals zu dieser Jahreszeit in den baskischen Provinzen ziemlich kalt, und die Mannschaft schickte sich schon an, die Ueberbleibsel des Nachtessens vom Tag zuvor zuzubereiten, als die Kavallerievedetten in vollem Galopp mit der Nachricht angesprengt kamen, der Feind lasse sich auf den Anhöhen und unweit des Kastells Guevara sehen. Sogleich packten wir die Ueberreste unsers halb verzehrten Mahls wieder zusammen, bestiegen unsre Pferde und ritten rasch eine Anhöhe hinan, wo wir mit Hülfe unserer Fernröhre zwölf bis vierzehn carlistische Bataillone entdeckten, von denen einige augenscheinlich eine Bewegung zu unsrer Rechten machten, um unsern Marsch auf Salvatierra abzuschneiden oder aufzuhalten. Zum Glück gelang ihm dieß nicht. Cordova ließ sogleich eine Brigade gegen diese Stadt vorrücken, um die linke Flanke des Feindes zu umgehen und schickte eine zweite unter dem Befehl des Generals Oraa ab, um die rechte Flanke anzugreifen. Reserve und Artillerie ließ er auf der Landstraße aufstellen und rückte selbst mit dem Centrum vor, indem er eine Linie von Plänklern ausschickte, um denen des Feindes entgegen zu gehen, die ihr Feuer — wiewohl noch in einiger Entfernung — bereits begonnen hatten.

Ich muß bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß Cordova stets von einer Infanterie-Eskorte, Carbineros genannt, und einer kleinen Kavallerieabtheilung begleitet ist. Die Carbineros sind, im Ganzen genommen, die schönsten und unternehmendsten Leute, die ich noch je sah, und fähig, unerhörte Beschwerden zu ertragen; zuweilen laufen sie, im buchstäblichen Sinne des Worts, stundenweit neben den berittenen Offizieren des Generalstabs her. Viele von ihnen sind Navarresen, die theils von den Carlisten desertirten oder im Gefecht gefangen genommen und zu diesem Posten befördert wurden, was als eine Auszeichnung für Tapferkeit und gute Aufführung angesehen wird.

Diese Leute beginnen fast immer ein jedes Gefecht. Es sind ihrer nicht mehr als 50 an der Zahl, allein beim Anrücken des Feindes dehnen sie sich in eine Linie von Plänklern aus, und führen oft die kühnsten Unternehmungen aus; bei dem General bleiben nur wenige. Oft, nach einem langen und ermüdenden Tagmarsch (der zuweilen von den carlistischen Douaniers oder Peseteros unterbrochen wurde, die jedes Gebüsch und jeden vorragenden Felsen benützen, um von demselben aus in das Centrum einer marschirenden Kolonne zu feuern, und die sich dann, nachdem sie mehrere Menschen getödtet oder verwundet haben, auf Wegen flüchten, wo sie sicher sind nicht eingeholt zu werden) habe ich mich, nachdem ich mein Nachtquartier bei diesen Leuten aufgeschlagen hatte, an diesen Leuten ergötzt, die, durch die Straßen stolzirend, ihre wilden und schönen spanischen Romanzen unter Begleitung der Guitarre singen, die stets einer von ihnen mit sich führt. Man erzählt von einem solchen Carbinero, den die Reihe traf, dieses Instrument zu tragen, er habe in der Hitze des Gefechts ganz vergessen, welcher Schatz ihm anvertraut gewesen; als er nun, von seiner Tapferkeit zu weit geführt, furchtbar verwundet zu Boden gestürzt sey, und, unfähig sich aufzurichten, den Feind habe vordringen sehen, rief er seinen Kameraden zu: „Casancha, könnt ihr mich nicht retten, so rettet wenigstens die Guitarre, die vier Thaler gekostet hat."

Auch die Kavallerie-Eskorte bestand aus gleich tapfern und verwegenen Leuten, den besten Vedetten von der Welt; wie überhaupt die ganze Christinische Kavallerie im Piquet- und Vorpostendienst wohl erfahren ist.

(Fortsetzung folgt.)

Autographen Voltaire's.

Aus Aurich in Holland wird gemeldet, daß eine auf einem benachbarten Dorfe gemachte Entdeckung dort großes Aufsehen errege. Man fand daselbst unter einer Hinterlassenschaft einen Pack Papiere, die man anfänglich für die Abschrift irgend eines alten Werkes hielt, bald aber für Handschriften Voltaire's erkannte. Was diese Entdeckung um so interessanter macht, ist der Umstand, daß den Angaben der Gelehrten des Landes und einigen mitgetheilten Stellen zufolge sich ergibt, daß dieß wohl ganz oder zum Theil die bekannten im Jahre 1819 zu Ferney verschwundenen Papiere seyn könnten.

Bekanntlich bestimmte der letzte Wille Voltaire's, daß sein Schreibpult und ein anderer kleiner Schrank erst 50 Jahre nach seinem Tode geöffnet würden. Man stellte zu jener Zeit eine Menge Vermuthungen über ihren Inhalt an, von denen die vorherrschendsten die waren, daß die verschlossenen Papiere biographische Notizen von damals noch lebenden Personen, oder Prophezeiungen über die Zukunft des Landes enthielten. Ein kleines im Park von Ferney errichtetes Denkmal verschloß das Pult und den Schrank, die jedoch in dem angegebenen Jahre entwendet wurden, ohne daß man, aller Nachforschungen ungeachtet, erfahren konnte, wohin sie gekommen.

Heimliche Ausschiffung eines Negerschiffes auf der Insel Bourbon.

(Fortsetzung und Schluß.)

Alle meine Gedanken waren nun auf Kontrebande gerichtet; ich sagte es dem Kolonisten. „Sie haben's so ziemlich getroffen," antwortete er mir, „es ist wirklich Kontrebande; da eure Philanthropen uns dazu nöthigen, sie, die sich ohne Zweifel vorstellen, die 15,000 Weißen unserer Insel könnten für eine Kultur genügen, die 60,000 Neger beschäftigt. Famose Köpfe! Was Sie so sehr in Verlegenheit setzt, mein lieber Freund, ist nur die Ankunft der Hirondelle, des trefflichsten Seglers im indischen Meere, in der Bai von la Possession — eines Schiffes, das es im Lauf allen englischen Fregatten und Korvetten zuvorthut, und das uns eine Ladung Neger bringt. Sie sollen sie sehen. Sehen Sie, der Kapitän Michel, der die Goelette befehligt und der damit auf seiner zwölften Handelsreise ist, läßt sie an Bord der Piroguen einschiffen. Es ist ein wahrer Meerwolf dieß, der sich nie näher als auf Kanonenschußweite kommen läßt, und dieß noch dazu, um sich auf Unkosten der Kreuzer zu amüsiren; ein Lebemann übrigens; morgen, nachdem er die wenigen Waaren, die ihm

zur Verbergung der wahren Fracht seines Schiffes dienten, in St. Denis ausgeschifft, wird er mit uns zu Mittag speisen."

Während dieser Zeit gingen die Fahrzeuge ab und zu, beladen mit Schwarzen, die wie Waarenballen auf einander geschichtet waren. Man führte sie zu zwei und zwei gebunden in einen großen Schuppen, wo sie sich auf den Boden setzten, ganz stumpf und betäubt von dem Schauspiel, das sie überraschte, und von der schwindelerregenden Bewegung des Meeres, deren Wirkung sie noch nach ihrer Ausschiffung empfanden. Als sie alle am Boden saßen, ließ ihnen der Kolonist die Stricke, womit sie gebunden waren, abnehmen, und theilte Manioc unter sie aus. Mit Gier warfen sich die armen Schwarzen über diese fade und unschmackhafte Nahrung her. Freudig verzehrten sie ihn, ohne daß ein Gedanke des Bedauerns für ihr Vaterland, der Erinnerung für die Schmerzen, die sie so eben ausgestanden, der Furcht vor einer jammervollen Zukunft, ihr physisches Glück beunruhigt hätte.

Diese Ladung kam von Neu-Guinea. Die Geographen und Seefahrer behaupteten, der Menschenstamm, der diese Inselgruppe bewohne, und sich Papus oder Badschus nenne, habe ein zurückstoßendes und garstiges Aeußeres. Mit aller Achtung vor den Kenntnissen der Geographen und vor den Beobachtungen der Seefahrer muß ich bekennen, daß ich dieß nach den Mustern, die ich auf Bourbon gesehen habe, und besonders nach der Ladung der Hirondelle zu urtheilen, für einen Irrthum halte. Unter diesen Schwarzen befanden sich herrliche Männer, und die Frauen waren größtentheils ihrer schönen Formen und regelmäßigen Gesichtszüge wegen, die einen der besondern Charakterzüge des malayischen Volksstammes bilden, merkwürdig. Diese Schönheit einer Sklavin gibt ihr wenigstens eine Bürgschaft gegen barbarische Behandlung; die Kette der Sklaverei und der Stock üben ihre verdummende Wirkung in minderem Grade an dem schönen Leib eines schwarzen Weibes. Denn welches auch die Anmuth und Vollkommenheit des weißen Menschenschlags ist, es gibt nichts so Schlankes, so üppig Geformtes, wie eine Negerin.

Als das Mahl geendigt war, wurde eine Wache alter Schwarzer um den Schuppen aufgestellt. Man kann sich auf den Sklaven zur Bewachung des Sklaven verlassen. Keine Aufsicht ist tyrannischer und argwöhnischer, als die des Sklaven über seinen Mitsklaven: nicht nur erfüllt er den härtesten Befehl, sondern er findet in dessen Vollziehung eine boshafte und barbarische Freude. Ungeachtet der Wind von offener See her wehte, war die Hirondelle doch sofort nach der Ausschiffung verschwunden, sey es, daß die englische Korvette, die zwischen Mauritius und Bourbon kreuzte, durch die schwarzen Wolken hindurch am Horizont erschienen, oder daß der Kapitän sich beeilt hatte, zu landen. Am folgenden Morgen lag sie, bescheiden wie ein kleines unbedeutendes Handelsschiff, das von Sumatra oder Bengalen gekommen, vor Saint Denis vor Anker; das Zwischendeck, der Kiel, Alles war gereinigt, es fand sich keine Spur mehr von Negern; ja der Kapitän und die Mannschaft hatten die Vorsicht so weit getrieben, das Schiff zu durchräuchern, um dadurch den Negergeruch — ein durchdringender, obgleich fader Geruch, der sich selbst in dem Holzwerk der Negerschiffe festsetzt — gänzlich zu vertilgen.

Als wir Mittags bei Tische saßen, erzählte uns Kapitän Michel nach einander alle Umstände seiner Reise. Beim Nachtische wurden die großen europäischen Philanthropen, die den Negerhandel und die Negersklaverei vernichten möchten, die Zielscheibe des bittersten Spottes. „Mein Freund," — sagte der Kapitän, indem er sich an mich wandte, da ich, wiewohl schüchtern, der Anwalt der Emancipation und das Organ der Negerfreunde war — „mein Freund, Sie glauben gewiß, die Neger seyen Menschen wie Sie und ich; man sieht wohl, daß Sie von Europa kommen und dieselben nicht kennen, ganz besonders aber, daß Sie den Handel nie trieben. Lassen wir jedoch, um Ihnen ein Vergnügen zu machen, ich sage nicht, um Ihnen eine Ehre zu erweisen, diese Meinung sogar gelten, meinen Sie denn, daß diese verdorbenen und viehischen Menschen sowohl in Amerika als in Indien übler behandelt werden als die Soldaten?" Dabei leerte der Kapitän sein Glas. Was sollte man auf dieses Argument antworten? Die Sklaverei der Schwarzen ward sonach als gerecht und gesetzlich erklärt; die Philanthropen und Philosophen von Raynal an bis zu Wilberforce wurden noch einmal verwünscht und lächerlich gemacht, inmitten eines Toasts auf den Champagner (denn man trinkt auf Bourbon Champagner). Um endlich das Ganze durch ein Paradoxon zu krönen, wurde der Handel für das ehrenwertheste und vortheilhafteste Geschäft erklärt.

Die Eigenthümer der benachbarten Pflanzungen waren von der Erscheinung der Hirondelle und der Ausschiffung der Ladung in Kenntniß gesetzt worden. Sie kamen herbei, um sich in dieselbe zu theilen, denn man mußte sich wohl hüten, sie auf einem regelmäßigen Markt auszubieten; der Betrug der Einführung wäre zu leicht entdeckt worden. Beim Verkaufe fanden keine langen Debatten statt, einige Piaster mehr für den Stärksten, einige Piaster mehr für die Schönste, eine rasche physische Untersuchung der zur Versteigerung ausgesetzten Sklaven, dann den gemeinen Haufen verkauft, wie das Vieh und die Lastthiere auf der Place de Poissy oder auf dem Pferdemarkt. Innerhalb zwei Stunden war Alles verkauft. Die sorglosen Herren führten ihre neuen Sklaven, die sämmtlich voll Freude und wonnetrunken waren in dem Gefühle, ihre Hände frei, die Erde unter ihren Füßen und das Meer hinter ihnen ferne zu sehen. Denn eine Lage ertragen zu müssen, wie die jüngste, in welcher sich die in den Schiffen, besonders seit dem Verbot des Sklavenhandels, aufgeschichteten Neger befinden, dieß ist so entsetzlich und gräßlich, daß man leicht dieses Glück einer Quasibefreiung begreift.

Einige Tage später, als Kapitän Michel seine Fracht in Geld umgesetzt, lud er Branntweine, Reiß, Quincaillerie und einige andere Waaren in St. Denis; er ging wieder unter Segel, verlor sich in die indischen Meere, nahm seinen Weg nach Oceanien, um eine neue Ladung Schwarzer für diejenigen Pflanzer der Kolonie zu suchen, die sie gut bezahlen. Nach der Berechnung, die wir anstellten, könnte der Negerhändler-Kapitän, wenn die englischen Kreuzer ihn in seinem Handel nicht aufhalten, auf fünf Reisen eine Million rein gewinnen, sich nach Paris in die Chaussée d'Antin zurückziehen, und sich sogar, wie ein großer Abolitionist meiner Bekanntschaft, der ehedem den gleichen Handel trieb, in eine philanthropische Emancipationsgesellschaft aufnehmen lassen. Er kam noch nicht, allein ich erwarte ihn, und er wird kommen, wenn er nicht als rückfälliger und unverbesserlicher Negerhändler an seine Großraae aufgeknüpft wird.

Bei angestellten Nachsuchungen zu la St. Chapelle fand man die Originalschriften des Processes der Jungfrau von Orleans. Am Rande ihres Verhörsprotokolls ist ihr Portrait gezeichnet, das ohne Zweifel der Greffier in einem müßigen Augenblick machte, und das früheren allen Portraits der Jeanne d'Arc als Muster diente.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 253.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 September 1836.

Die Kopten.

1. Die Kopten in politischer Hinsicht.

Die koptische Race zeichnet sich unter den zahlreichen Stämmen, die man in Aegypten findet, durch eine lebendige und ausdauernde Intelligenz aus. Man betrachtet sie als die Nachkommen der alten Aegyptier und mithin als die eigentlichen Eingebornen des Landes. Mit Ausnahme einiger Familien von Landleuten, die im Said (Oberägypten) wohnen, und den Namen der Pharauni unter sich erhalten haben, bewahrten die Kopten keinen der charakteristischen Züge ihrer Vorfahren; sie haben deren Sprache, ihre Traditionen, kurz Alles — ja sogar jene glückliche Anstelligkeit für mechanische Künste vergessen, die so viel zu Steigerung des Luxus und der Wohlhabenheit des alten Aegyptens beitrug.

Die Pharauni stellen noch alle Originalzüge des ägyptischen Typus, so wie wir sie aus den Basreliefs und den Skulpturen der alten Tempel kennen gelernt haben, treu dar; die Kopten von Cairo aber haben von jenem alten Geschlecht nichts unter sich erhalten, als den glühenden Eifer für das Studium und für geistige Arbeiten. Fast nur unter sich kultiviren sie die einzige positive Wissenschaft, die man jetzt noch im Orient findet — die Rechenkunst. Dieser beharrliche rechenmeisterische Geist hat sie allen den verschiedenen Völkern, welche sich durch Eroberung nach und nach in den Besitz von Aegypten setzten, unentbehrlich gemacht. Jetzt, unter der türkischen Herrschaft, ist ihnen das ganze Verwaltungsgeschäft, das Ordnung und Regelmäßigkeit erheischt, anvertraut. Die Türken wissen wohl zu herrschen, können aber größtentheils weder lesen noch schreiben; sie waren mithin genöthigt, das gesammte Rechnungswesen, beim Civil und Militär, bei der Verwaltung und der Steuererhebung den Kopten zu übertragen. Kurz man findet in ganz Aegypten keinen mit der Centralregierung in Cairo in Verbindung stehenden Beamten, der nicht seinen Kopten unter dem Titel eines Malem (Schreiber, Gelehrter) zur Seite hätte. Die Mehrheit der Kopten ist mithin als Schreiber bei den öffentlichen Angelegenheiten angestellt, und nur ein kleiner Theil unter ihnen widmet sich dem Handel, besonders, wenn es möglich ist, sich den Schutz eines europäischen Konsuls zu verschaffen. Einige treiben auch in dem ausschließlich von ihnen bewohnten Quartier, unweit vom Ezbekich, irgend ein Handwerk, und andere findet man auf den großen Märkten des Delta als Hausirer und zugleich als öffentliche, herumziehende Schreiber für die Fellahs vom Lande.

So wie alle Racen, welche sich nicht mit denen von einem andern Typus vermischen, sind auch die Kopten sehr ausgeartet. Es scheint, daß die Bewohner großer Hauptstädte zu Belebung ihres durch den Mangel an reiner Luft entarteten Bluts einer heilsamen und wiederherstellenden Kraft bedürfen, die sie durch die Vermischung mit freien und lebenskräftigen Typen gewinnen. Der zahlreichen Vermischung mit den herrlichen tscherkessischen, georgischen und griechischen Racen muß man die Schönheit der Osmanlis zuschreiben. Die Kopten aber arten täglich mehr aus, weil sie sich weder mit den Moslems noch mit den andern christlichen Völkern Aegyptens vermischen; ihr Gesicht ist — edler Züge ungeachtet — ohne Ausdruck, ihr Blut ohne Wärme. Sie sind weit entfernt an ihre Emancipation zu denken, und daher auch weit entfernt sie zu verdienen. Ihr Unterhalt ist ihnen auf lange Zeit hinaus gesichert, weil sie lesen und schreiben können, und deßhalb für die Verwaltung des Landes unentbehrlich sind; Thorheit aber wäre es, von einer politischen Kombination träumen zu wollen, die sie berufen könnte, die Macht und eine gleiche bürgerliche Stellung mit den Moslems zu theilen. Die ganze Frage der Verbesserung ihrer Lage beruht auf der Civilisation des Volkes selbst, das die Vorsehung ihnen zum Herrn gesetzt hat.

Um sich zu überzeugen, daß die Kopten nicht berufen sind, ihre Nationalität einst wieder zu erwecken, und Theil an der Regierung ihres Landes zu nehmen, darf man sie nur ein einziges Mal in Gegenwart der türkischen Beamten sehen. Wenn ihre Pflicht oder ihr Interesse sie zu einem vornehmen Türken ruft, so stellen sie die ganze Niedrigkeit, in welche die Sklaverei sie gestürzt hat, zur Schau. Unbeweglich, in demüthiger Stellung, die Hände über den Bauch gefaltet, warten sie Stunden lang, ohne ihre Gegenwart auch nur durch die leiseste Bewegung zu verrathen, bis der Türke zufällig einen Blick auf sie wirft, und

Digitized by Google

sie kurz und verächtlich fragt, was ihr Begehren sey. Die Türken sind vielleicht nur deßhalb so stolz gegen die Christen, weil sie täglich so herabgewürdigte Menschen vor Augen haben. Und diese Kopten, die man eben sich demüthig beugen sah, um die Verachtung aufzunehmen, mit der man sie überschüttete, sind nicht mehr zu erkennen, sobald sie die Schwelle ihres Hauses betreten haben. In ihren vier Mauern erwacht der außerhalb unter die Füße getretene Stolz; sie werden grob, launenhaft, brutal. Im Orient wird der außer dem Hause gedrückte Mensch in demselben zum Tyrannen.

Briefe über den spanischen Krieg. II.

(Fortsetzung.)

Der Feind hatte, wie bereits erwähnt, sein Feuer auf unsre Plänkler eröffnet und es wurde von diesen kräftig erwiedert, indem sie gegen den Fuß der Anhöhe vordrangen, auf der das Kastell von Guevara liegt, um über eine kleine über den Zadora führende Brücke zu gehen.

Ich blieb einige Zeit bei dem Oberbefehlshaber auf einer Anhöhe, von der aus wir, da das umliegende Land offen war, das ganze Schlachtfeld übersehen konnten. Der Feind entwickelte eine sehr ausgedehnte Linie von Guerillas, doch schien sein Hauptzweck zu seyn, die Stellung von Guevara zu behaupten, da er durch die Brigade Bigy's, die seine linke Flanke bereits in Unordnung gebracht hatte, daran verhindert worden war, unsern Marsch nach Salvatierra abzuschneiden. Auch Oraa hatte bereits einen erfolgreichen Angriff auf die feindliche rechte Flanke unternommen, worauf Cordova sein Centrum verstärkte, einen heftigen Angriff unternahm, den Uebergang über den Zadora durchsetzte, und, wiewohl nicht ohne bedeutenden Verlust, am Fuß der Stellung von Guevara sich festsetzte. Sobald dieß ausgeführt war, verdoppelten die Christinos ihre Anstrengungen, und es gelang ihnen endlich, die feste Stellung des Feindes einzunehmen, der sich in großer Verwirrung und mit bedeutendem Verlust in das Thal auf der entgegengesetzten Seite zurückzog, das sehr waldig ist, sich nach Villa Real ausdehnt und von der Straße nach Frankreich durchschnitten wird. Dieser letztere Angriff ward hauptsächlich von den Obristen Elio und Guerrea geleitet. Dem ersten wurde bei dieser Gelegenheit nun schon das vierte Pferd in diesem Jahr unter dem Leibe getödtet. Er war ein tapferer und ausgezeichneter Offizier, der seitdem zu Orduña grausam ermordet worden ist. Der letztere ist ein Sohn des Brigadiers Guerrea, und jetzt zum Stab des Generals Evans versetzt. Seiner gründlichen Kenntniß der englischen Sprache und seines liebenswürdigen Betragens wegen wird er von Allen, denen das Vergnügen seiner Bekanntschaft zu Theil wird, sehr geschätzt.

Während des letzten Theils des Angriffs auf das Kastell ritt ich auf den Gipfel der Anhöhe. Die Carlisten waren gerade im Rückzuge begriffen, und hatten mehrere ihrer Bataillone im dichten Wald unterhalb aufgestellt. Ihre Guerillas unterhielten indeß noch immer ein lebhaftes Feuer, so daß ich glaubte, sie hätten es auf mein englisches Pferd, das ich an diesem Tage ritt, abgesehen, und mir das Pfeifen ihrer Kugeln nichts weniger als angenehm war.

Nach diesen über den Feind errungenen Vortheilen glaubte ich, Cordova würde ein gleichzeitiges Vorrücken befehlen. Er zeigte jedoch die Unmöglichkeit den Zadora zu passiren, der den Fuß des Kastells von Guevara einschließt, und, indem er das Thal hinter demselben durchschneidet, an den Dörfern Arna und Suaso di Gambia vorüberfließt. Da nun nur eine einzige kleine Brücke über denselben führt, so hätte der durch die dichte Waldung, bei welcher unsre Truppen vorüber mußten, geschützte Feind eine furchtbare Niederlage unter denselben anrichten können; hiezu kommt noch, daß der General am Tage vorher beschlossen hatte, in die Stadt Salvatierra einzurücken, wo man vermuthete, daß der Feind seine Getreide- und Montirungsmagazine angelegt habe. Um dieß ins Werk zu setzen, befahl der General den Truppen sich nach und nach vom Schlachtfeld zurückzuziehen, und auf der Straße nach der erwähnten Stadt vorzurücken. Ich hatte vorher die Carlisten fechten sehen und wußte recht wohl, daß sie viel zu schlau seyen, um sich eine solche Gelegenheit, unsre Nachhut überfallen zu können, entschlüpfen zu lassen. In ängstlicher Spannung erwartete ich daher die Centralposition von Guevara von den Christinos geräumt zu sehen, die sie eben erst gewonnen hatten. Meine Vermuthungen waren leider nur zu sehr gegründet; denn kaum hatten wir die Anhöhe verlassen und kaum war der letzte Mann die kleine Brücke über den Zadora auf der Seite von Salvatierra wieder passirt, als ich auch schon den Vortrab der carlistischen Guerillas wieder von ihrer frühern Stellung Besitz nehmen und wie Wölfe auf ihre Beute die Felsenabhänge herabstürzen sah. Sie eröffneten sogleich ein mörderisches Feuer auf unsre Nachhut.

Von Neugierde getrieben, die Bewegungen des Feindes bei unserm Rückzug zu beobachten, verließ ich das Kastell erst mit den letzten Plänklern, und da ich das Gedräng an der Brücke fürchtete, so benutzte ich die Schnelligkeit meines englischen Pferdes, um den Stab Cordova's zu erreichen; denn wäre ich gefangen worden, so war mein Tod unvermeidlich. Selbst da wo der Obergeneral sich befand, fielen die Kugeln so dicht, daß drei Pferde der Offiziere seines Stabes todt niederstürzten und er selbst von einer Kugel leicht getroffen wurde, deren Wirkung nur durch den Mantel gehemmt ward, den er trug.

In diesem Augenblick begannen die Christinos sehr zu eilen und ich fürchtete schon, dieses Gefecht, das anfangs so erfolgreich für sie gewesen, würde mit einem ungeordneten Rückzug schließen. Cordova's Geistesgegenwart rettete jedoch die Armee. Indem er den Degen zog und die ihn begleitenden Offiziere aufforderte dasselbe zu thun, stellte er sich an die Spitze der Truppen, die dadurch wieder Muth gewannen, und — wiewohl immer noch ziemlich in Unordnung — den Feind angriffen und glücklich zurücktrieben. Cordova benutzte diesen günstigen Augenblick, und befahl einer Schwadron der königlichen Lanciers anzugreifen, was diese, der Beschaffenheit des Bodens ungeachtet, mit vielem Erfolg that, mehrere Feinde tödtete und gefangen nahm, und unter den Carlisten — die große Furcht vor der Kavallerie

haben — einen so großen Schrecken verbreitete, daß die Christinische Armee Zeit gewann, ihren Marsch auf der Straße von Salvatierra — wiewohl nicht unbelästigt — fortzusetzen. Die Kavallerie verlor eine Anzahl Pferde und die Infanterie kam nach Beendigung dieses Gefechts, das durchaus keinen Vortheil brachte und von dem beide Parteien sich den Sieg zuschrieben, ermüdet und niedergeschlagen in die Stadt.

Da ich länger als zwölf Stunden zu Pferde gesessen, so war ich herzlich froh, mich auf das erste beste Bett werfen zu können, das zu bekommen war; eine Bequemlichkeit, die sich eben so schwer austreiben ließ, als ein Nachtessen, mit dem ich erst um zwei Uhr Morgens bedient ward, und das mir, obschon schlecht genug, nach 16stündigem Fasten vortrefflich schmeckte.

Von Salvatierra läßt sich wenig sagen; es ist eine kleine Stadt, am Ausgang des Thals der Borunda gelegen, durch welche die Heerstraße nach Pamplona führt. Während des Kommando's des Generals Valdez war sie in Besitz der Christinos und von diesen temporär befestigt, später aber von dem genannten General wieder aufgegeben worden, weil er sie für eine Stellung hielt, die mit großen Opfern zu behaupten nicht rathsam sey. Diese Meinung war ohne allen Zweifel ganz unrichtig, und die Christinos haben seitdem Ursache genug gefunden, sie zu bedauern. Die Befestigungen sind von den Carlisten zerstört worden, und die Stadt befindet sich — je nachdem das Kriegsglück es will — bald im Besitz der einen, bald in dem der andern Partei.

In der Nacht unsers Einrückens fanden wir die Stadt ganz menschenleer, mit Ausnahme einiger alten Weiber, die ihre Wohnungen nicht verlassen konnten; nicht Ein Mann war zu sehen, und dieß ist, wie ich später fand, in jeder Stadt und jedem Dorf der baskischen Provinzen und Navarra der Fall. So wie die Truppen der Königin anrücken, verlassen nicht nur die Männer, sondern auch der größere Theil der jüngern Weiber ihre Häuser, nehmen mit, was sie nur fortbringen können, und vergraben oder verbergen außerdem noch jeden Gegenstand von Werth, damit er den Christinos nicht in die Hände falle.

In vielen Dörfern hielt es schwer, einen Laib Brod zu bekommen, man mochte bieten was man wollte; so entschlossen waren die Einwohner, der Sache, für die sie die Waffen ergriffen hatten, auf jede nur mögliche Weise zu dienen. Obschon Viele noch immer der Meinung sind, daß die Entfernung oder der Tod des Prätendenten dem Krieg ein Ende machen würde, so bin ich doch weit entfernt dieß zu glauben, sondern vielmehr fest überzeugt, daß weder die persönlichen Rechte Isabellens noch des Don Carlos die Beweggründe sind, welche das Volk veranlassen den Kampf in Navarra und den baskischen Provinzen mit so viel Hartnäckigkeit und Barbarei fortzuführen.

Während des Gefechts am 27sten Oktober und am Tag vorher hatte ich Gelegenheit genug, die carlistischen Truppen genau zu beobachten. Ihre Kleidung, die ich näher beschreiben werde, ist der Art, wie der Krieg geführt wird, besonders angemessen, und sie sind — obgleich dieß die allgemeine Meinung ist, die ich anfangs selbst theilte — weder schlecht gekleidet noch ausgerüstet, sondern sogar in vielen Stücken noch besser versehen als die Christinos.

Die Infanterie trägt Mützen von blauem Tuch, denen ähnlich, wie sie vor einigen Jahren von den englischen und französischen Damen getragen wurden, und dadurch ausgezeichnet, daß sie aus Einem Stücke gewoben und außerordentlich leicht sind; sie kommen alle aus Frankreich. Die kurze braune oder blaue Jacke mit rothem Kragen und Aufschlägen paßt weit besser für lange Märsche, als die langen Röcke der Christinos. Ein lederner Gürtel, Canana genannt, welcher vorn dreißig Höhlungen oder Behälter für Patronen hat, umschließt die Hüften, und diese Einrichtung scheint mir — besonders für leichte Infanterie beim Plänkeln — weit passender als die Patrontaschen unsrer Truppen.

Die Uniformen der carlistischen Kavallerie, die sämmtlich aus Lanciers besteht, unterscheiden sich nicht wesentlich von denen der Infanterie, mit der Ausnahme jedoch, daß ihre Mützen roth und nicht blau sind. Eine Schwadron war, wie ich bemerkte, ganz roth gekleidet. Auch die Offiziere des Don Carlos tragen durchgängig Mützen mit silbernen Quasten, wodurch sie sich von ihrer Mannschaft unterscheiden. Die Zamara, oder Jacke von Schaffell, wird im Winter von den Offizieren beider Parteien ebenfalls häufig getragen; und obschon sie, wenn man darin verwundet wird, ein gefährliches Kleidungsstück ist, so gewährt sie doch trefflichen Schutz gegen die rauhen Winde von Navarra.

(Fortsetzung folgt.)

Adam Smith und Dupuytren.

Es gibt Männer, deren Lebenslauf, wie die Urgeschichte mancher Völker, mit Abenteuern beginnt. Adam Smith und Dupuytren sind Beispiele von der Wahrheit dieser Behauptung. Der erstere ward zu Kirkaldy, einer kleinen Stadt in Fifeshire, der andere zu Pierre-Buffiere, einem Städtchen in Haute Vienne, in Frankreich geboren. Beide wurden als Kinder von drei Jahren aus ihrer Heimath entführt, als sie eben vor der Thüre spielten; der eine seinem Oheim, der andere seinem Vater. Adam Smith von einer Zigeunerbande — Dupuytren von einer reichen Reisenden aus Toulouse, die sich nach einem Kinde umsah, dem kleinen Dupuytren begegnete, und, entzückt über sein krauses Haar und sein hübsches Gesicht, ihn als ihren Sohn mit sich nahm. Adam Smith kam jedoch zu seinem Oheim, Dupuytren zu seinem Vater zurück. Der Familie seines Oheims wiedergegeben, erfüllte Adam Smith seine Bestimmung, damit aber Dupuytren die seine erfüllen konnte, mußte er ein zweites Mal, obgleich dießmal nicht gewaltsam, entführt werden, durch eines jener zufällig scheinenden Verhängnisse, die auf das Schicksal eines Menschen oft einen so wichtigen Einfluß haben. Er war im Jahre 1774 geboren, und hatte, trotz der dürftigen Umstände seines Vaters, seine Studien im Jahre 1789 im Kollegium zu Magna Laval begonnen. Er war damals 15 Jahre alt. Seine Ferien brachte er in Pierre-Buffiere zu, wo man ihn aber niemals mit den andern Knaben auf dem öffentlichen Platze spielen sah. Zu jener Zeit kam ein Kavallerieregiment in das Städtchen, dessen Kommandant gleich der Dame von Toulouse seine Augen auf den jungen

Dupuytren warf, und von seiner Lebhaftigkeit und den von ihm gegebenen Antworten auf vorgelegte Fragen entzückt war. Er machte den Antrag, den Knaben mit nach Paris zu nehmen; die Eltern willigten ein, und der Offizier that ihn in ein Kollegium, dessen Vorsteher sein Bruder war, wo der junge Dupuytren sich bereits durch die Talente auszeichnete, die seinen Namen auf die Nachwelt bringen werden.

Britische Disciplin.

Aus St. Sebastian wird vom 31sten Julius geschrieben: „Diesen Morgen ward das Urtheil des Kriegsgerichts an einem Soldaten vollzogen, der auf voller Parade gerufen hatte, er werde dem ersten Offizier oder dem ersten seiner Kameraden, der ihm nahe zu kommen wage, das Bajonnet durch den Leib stoßen. Er empfing fünfzig Peitschenhiebe in Gegenwart seiner unter den Waffen stehenden Brigade, ohne einen Schrei auszustoßen, ohne eine Klage hören zu lassen. Als man ihm den letzten Hieb gegeben und ihn von dem Baum, an den er gebunden war, losgemacht hatte, rief er im höhnendsten Tone mit lauter Stimme: „Hurrah, meine Freunde! Hurrah! es ist zu Ende, es that mir nicht sehr wehe, obgleich sie nicht sanft zuschlugen.“ Diese unpassende Aeußerung würde ungeahndet geblieben seyn, wenn er nicht mit Zorn und ohne das geringste Zeichen der Reue zu erkennen zu geben, zuletzt noch einen mit frischem Wasser gefüllten zinnernen Topf, den ihm einer der Tambours, welche die Züchtigung vorgenommen, reichte, von sich geworfen hätte. Wahrlich, wenn unter den zahlreichen Truppen, welche Zeugen davon waren, die geringste Neigung zur Revolte vorhanden gewesen wäre, so würde dieses Betragen sie sofort zum Ausbruche gebracht haben; auch ließ die Strafe nicht auf sich warten. Der Obrist Kerby, der die Parade kommandirte, bildete alsbald einen außerordentlichen Kriegsrath, aus einem Major und sechs Hauptleuten bestehend, die sogleich inmitten des Carre's in Berathschlagung traten. Bei diesem Anblick verging dem Schuldigen völlig der Muth und die Prahlerei; er hatte nicht vorausgesehen, daß eine Verfügung bestehe, um ihn sofort nach der ersten Züchtigung, die ihm auferlegt worden, abzuurtheilen. Er stürzte auf die Kniee, bat unter Thränen und Schluchzen um Verzeihung, und erklärte, er habe in Fieberhitze gehandelt, und der Zustand von Ueberreizung, worein die Peitschenhiebe ihn versetzten, seyen Schuld, daß er nicht gewußt habe, was er thue und rede. Er gelobte ein vortrefflicher Soldat zu werden, wenn man ihm dießmal Verzeihung schenke. Alle seine Bitten blieben unbeantwortet. Indessen setzte der Kriegsrath seine Berathschlagung fort, und beschloß, ihm wegen des Verbrechens der Meuterei und Rebellion während der Parade sogleich 150 Peitschenhiebe geben zu lassen. Der Gefangene stellte seine Bitten ein, gebärdete sich, als sey er unwohl und könne sich nicht aufrecht halten. Man hob ihn vom Boden auf, und band ihn abermals an den Baum, an dem er seine erste Strafe ausgestanden hatte. Die Tambours rüsteten ihre Peitschen. Der Obrist Kerby hielt an die unter Waffen stehende Brigade eine Anrede, zeigte die Größe und Strafbarkeit des Vergehens, bestand auf der Nothwendigkeit, jene Disciplin, welche der englischen Armee in der Meinung Europa's eine so hohe Stellung anweise, besonders im Auslande zu handhaben, zuletzt aber begnadigte er den Schuldigen. Diese doppelte Scene brachte eine wundervolle Wirkung auf das Gemüth der Soldaten und der Bewohner dieses Landes hervor. Was aber wird General Evans dazu sagen, — er, der sich so oft und so energisch gegen die Anwendung körperlicher Züchtigungen aussprach?

Ein anderer Offizier von Evans, der Obrist Fitzgerald, war in seinen Bemühungen, die Disciplin in den Reihen der britischen Legion aufrecht zu halten, nicht so glücklich als der Obrist Kerby. Es handelte sich davon, den größern Theil derselben nach Santander einzuschiffen. Das 5te Linienregiment weigerte sich zu marschiren, bis man ihm seinen rückständigen Sold ausbezahlt habe. Will man sich an die Etymologie des Wortes halten, so hatte es nicht unrecht; denn es gibt keine Soldaten mehr, wenn es keinen Sold mehr gibt. Wenigstens ist dieß wahr hinsichtlich einer Truppe Condottieri, welche ihre Dienste und ihr Blut für einen zum Voraus bedungenen Sold in einer Sache verkauften, die weder die ihrige, noch die ihres Vaterlandes ist. Da der Obrist Fitzgerald kein Geld zur Austheilung unter die Soldaten besaß, so wollte er ihnen das Einzige geben, was in seiner Macht stand — Peitschenhiebe. Er ließ alle Truppen unter die Waffen treten, versammelte einen Kriegsrath in der Mitte eines Carre's und ließ vier oder fünf der Rädelsführer zur Strafe von 100 Hieben mit der plombirten Peitsche auf die nackten Schultern verurtheilen. Die Verurtheilten wurden nun jeder an einen Baum gebunden, die zur Vollstreckung befehligten Tambours verweigerten aber den Gehorsam. Der Obrist Fitzgerald fragte hierauf den Major, der das dritte Regiment, welches den Namen der „Grenadiere von Westminster“ führt, kommandirte, ob er seiner Mannschaft sicher sey. Als dieser bejahend antwortete, ging der Obrist auf das dritte Regiment zu, und befahl ihm zu laden und Pulver aufzuschütten, um sofort die rebellischen Tambours zu erschießen. Das dritte Regiment gehorchte, bis auf das Kommandowort Feuer! Als dieses schreckliche Wort ausgesprochen wurde, setzten alle das Gewehr bei Fuß. Der Obrist Fitzgerald sah, daß es um die Disciplin geschehen sey, und zog sich, gefolgt von seinem Stabe, unter den höhnenden und wiederholten Hurrahs des fünften Regiments zurück.

Vermischte Nachrichten.

Unter dem Schutt eines Hauses, das man jetzt in Metz wieder aufbaut, hat man ein aus Steinblöcken von 35 bis 50 Kubikfuß bestehendes römisches Bauwerk entdeckt. Mehrere dieser Steine sind mit Zierrathen und Einsetzrosen von bewunderungswürdiger Arbeit besetzt, und unter andern ist daselbst auch ein leider verstümmeltes Basrelief zu sehen, auf welchem eine, vor einer Draperie stehende in ihren Mantel gehüllte Person, mit befehlend ausgestrecktem Arm vorgestellt ist. Dieses Bauwerk war offenbar ein öffentliches; vielleicht ein Tempel oder Triumphbogen.

*

Im letzten Jahre wurden im russischen Reich 85.000 Maulbeerbäume gepflanzt, ungefähr 2600 Pud Seide erzeugt. Die Masse des im demselben Jahr in Rußland erzeugten Weines beträgt 1.644.200 Barrel (ein Barrel beträgt ungefähr 32 Gallonen). In der Krimm allein werden 600 verschiedene Weinsorten gebaut, unter welchen auch französische, griechische und Rhein-Weine sind.

*

Die Bauern um Boulogne haben seit einiger Zeit bemerkt, daß ihr Vieh von gewissen Futterkräutern erkrankte. Mehrere Kühe sind gestorben. Die schädliche Pflanze war ranunculus sceleratus.

*

Man beschäftigt sich gegenwärtig damit, in Nantes die Beleuchtung durch tragbares nicht comprimirtes Gas einzurichten. In Rouen, Rheims, Sedan, Saint-Quentin und in andern Städten ist sie bereits in voller Thätigkeit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 254.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 September 1836.

Skizzen aus Paris.

Die Börse.

Wenn nicht mit klaren Buchstaben über dem Eingang zur Börse stünde: Bourse et tribunal de commerce, so könnte man sie eher für einen von Dämonen aus Griechenland hieher getragenen Jupiterstempel, für ein reines Prunkgebäude oder eine französische Walhalla halten. Sie ist amphiprostylos peripteros, wie die Gelehrten zu besserer Erläuterung zu sagen pflegen, hat zwei Fronten, und ist von einem hohen und zu schmächtigen Säulengange umgeben, wie ihre Zwillingsschwester, die Magdalenenkirche. In dieser Höhe dienen die Säulen nur, den Fenstern das Licht zu nehmen, ein breiterer, etwa 30 Fuß hoher Portikus würde ungleich zweckmäßiger angebracht gewesen seyn. Eben so zweckwidrig ist das kostbare, vom eisernen Dachgesparre gehaltene Tonnengewölbe im Innern. Es dient nur, um den Lärm für einen Neuling beinahe unerträglich zu machen. Es erweckt ein peinliches Gefühl, so große Summen, so löbliche Intentionen so zweckwidrig, ja mit epigrammatischer Prätension verschwendet zu sehen, ohne eine Spur von charakteristischer Komposition.

Vor dem Gitter der Freitreppe halten schon Mittags 1 Uhr die elegantesten Kabriolets, in den Säulengängen stehen Gruppen umher. Der Eintritt, wo die Stöcke — eben wegen des beständigen Ablegens ein bedeutendes Passivkapital — abgegeben werden, läßt den Weg in die Börse selbst und das Aufsteigen in die Galerien offen, von wo man das Handelstribunal besuchen kann. Die rings umherlaufende Galerie ist sehr schön mit geschmackvollem Uhrwerke geziert, und bietet den Anblick der grau in grau gemalten, halberhobene Arbeit täuschend nachahmenden Bilder der Decke. Das Handelstribunal sitzt in einem sehr schönen geräumigen Saale. Die Parteien sprechen hier oft selbst, die Verhandlung ist kurz, klar, und die Gründe, welche die Richter nach kurzer Berathung der Urthel vorausschickt, sind bündig. Die Advokaten sind mit kleinen schwarzen Fähnchen, welche unter dem Kragen eingebunden sind, sichtlich an die Gränze zweier Zeiten gestellt, auch meist junge Männer. Die Richter sind im alterthümlichen Kostume. Auf hohem Stuhle, zwischen ihnen und dem Publikum, thront der Polizeisoldat. Das Publikum geht und kommt beständig. Das geräumige Vorzimmer ist mit Anschlägen des Gerichtshofes tapezirt.

Gegen $1^1/_2$ beginnt das Parquet. Man denke sich einen eingeschrankten Gang vom Hintergrunde gegen die Mitte, vor diesem ein eben so eingeschranktes Rund, in diesem ein kleineres erhöhtes Rund, um welches ein Auftritt läuft. Da stehen die Mäkler der Stockbörse, Wechselbriefe und Alles unter einander anbietend, zuschlagend oder verweigernd. Gegen das Publikum, welches dieses Parquet summend umgibt, steht ein Ausrufer, welcher die Abschlüsse mit Stentorstimme ins Publikum ruft. Zunächst an den Schranken stehen die Beauftragten der Bankiers mit ihren Schreibtafeln. Je weiter gegen den Eingang, desto ruhiger sehen die Besucher aus. Um $2^1/_2$ wird die amtliche Stockbörse, werden aber nicht die Geschäfte geschlossen, welche an der linken Seite vom Eingang noch lange und oft sehr lebhaft fortdauern. Die Gesichter, welche man hier erblickt, haben einen ganz eigenthümlichen Ausdruck. Gewinnsucht, schlecht verhehlte Furcht, lauschende Aufmerksamkeit, oft auch kecke Spielerkälte begegnen dem unbefangenen Beobachter. Neuigkeiten hört man oft, ohne sie am Kurse zu spüren, spürt man öfter am Kurse, ohne sie zu hören. Wenn die wirklichen festen Besitzer der Fonds unruhig werden und verkaufen wollen — si les fonds arrivent, ist der Kunstausdruck — dann gibt es wahrhafte Stürme auf der Börse, welche überhaupt sehr leicht Eindrücke annimmt, und sich im Kauf und Verkauf weit schwankender zeigt als London und Amsterdam.

Von Waarengeschäften spürt man wenig auf der Börse, sie scheinen meist durch Mäkler in den einzelnen Komptoiren abgemacht zu werden.

Den Frauen, welche sonst in großer Anzahl erschienen und Käufe und Verkäufe verfügten, ist der Eingang in die Galerie der Börse neuerlich untersagt worden. Sie stellen sich jetzt hinter der Börse an das Gitter und geben von da aus Aufträge. Sie gewähren in keiner Hinsicht einen erfreulichen Anblick.

Zuweilen läßt die Regierung eingelaufene telegraphische Depeschen in der Börse anschlagen, häufiger soll, nach der Aus-

sage böser Zungen, eine auf diesem Wege eingelaufene Nachricht von den Gewalthabern zu Ausbeutung der Börse benützt und die Nachricht erst alsdann preisgegeben werden, wenn die Operation geendigt ist, oder man sogleich eine Gegenoperation machen will. Man erklärt hieraus viele sehr schnell aufgeschossene Vermögen. Das Spiel wird wirklich auf eine großartige, aber auf eine Weise getrieben, welche ich meinem deutschen Vaterlande nicht wünschen möchte. Auch scheint diese Beschäftigung nicht gerade glücklich zu machen, nach dem Ausdruck der Gesichter zu urtheilen. Nur unter den Mäklern sieht man einige Köpfe mit dem Ausdruck der Befriedigung.

Briefe über den spanischen Krieg. II.

(Fortsetzung.)

Am 28sten Morgens weckte mich das Horn, das die Truppen zusammenrief, aus dem Schlafe. Ich stand sogleich auf, und begab mich in die Wohnung des Obergenerals, wo ich erfuhr, daß der Feind dieselbe Stellung wie Tags zuvor, nur in weit größerer Anzahl besetzt habe, indem während der Nacht mehrere Bataillone zu ihm gestoßen seyen, daß Cordova aber dennoch die Absicht habe, auf derselben Straße nach Vitoria zurückzukehren, und zwar ohne sich in ein Gefecht einzulassen.

Wir marschirten ungefähr um 9 Uhr Morgens aus Salvatierra aus, und mochten etwa eine Legua zurückgelegt haben, als wir den Feind bemerkten, der sich an den Abhängen des Gebirgs unweit des Kastells von Guevara in Massen, mit einer Schwadron Kavallerie auf jeder Flanke und einer Linie Guerillas in der Fronte, auf einer Strecke von bedeutender Ausdehnung aufgestellt hatte, und mit einer Truppenzahl von 25 bis 30 Bataillonen hier augenscheinlich auf uns wartete.

Ich habe schon erwähnt, daß es nicht in der Absicht Cordova's lag, sich an diesem Tage in ein Gefecht einzulassen, weil er viele am vorigen Tage Verwundete mit sich führte, die er im Hospital zu Vitoria unterbringen wollte, und dann auch weil er den Plan hatte über Villareal und Ochandiano zu gehen, um die vorrückende Legion bei dem berüchtigten Paß von Gorhea, unweit Durango zu decken.

In Folge dieses Plans gab er den Truppen den Befehl zum Marsch, indem er die Verwundeten und die Artillerie in die Mitte nahm, zugleich aber auch Plänkler von der rechten Flanke ausschickte, die dem Feind gegenüber war, um jeden Angriff auf die auf der Landstraße fortmarschirende Hauptmacht zu verhindern. Auf diese Weise kamen wir bis nach Mataneo (einem ungefähr zwei Leguas von Vitoria entfernten Dorfe), wo der Boden mehr mit Wald bedeckt, und so von Gräben durchschnitten ist, daß die schnelle Bewegung der Truppen gehemmt ward.

Hiervon zog der Feind sogleich Vortheil und griff, von Bäumen und Anhöhen gedeckt, unsre Nachhut lebhaft an. Wiederholter und erfolgreicher Kavallerieangriffe ungeachtet, hörte er nicht auf uns zu belästigen, bis wir in das eine kleine halbe Legua von Vitoria entfernte Dorf Ariaga kamen. Trotz dieser Hindernisse wurde die Bewegung dennoch auf die beste Art ausgeführt und nie zeigten die Christinos mehr Ausdauer als an diesem Tage. Zugleich hatte ich hier eben so wie am 27sten Gelegenheit mich von der furchtbaren Stärke und Thätigkeit ihrer Gegner zu überzeugen, die so häufig geringschätzig beurtheilt werden.

Ich schreibe weder für Cordova noch für Eguia ein Bulletin, und muß daher sagen, daß der Verlust in diesen beiden Gefechten nicht weniger als 600 bis 800 Mann auf jeder Seite betragen haben kann; dennoch litten aber die Carlisten am ersten Tag weit mehr, als die Christinos, die Gefangenen ungerechnet, die wir dem Feind während des letzten Theiles des Gefechts durch Kavallerieangriffe abnahmen, bei denen General Villareal nahe daran war getödtet zu werden, da er sich — wie damals wenigstens berichtet wurde — in einem Hause des Dorfes Guevara versteckt befand, durch das unsre Kavallerie nach ihrem Angriff zurückkehrte.

Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß die Carlisten auf derselben Stelle und an denselben Tagen — nämlich am 27sten und 28sten Oktober — Jahrs vorher einen entscheidenden Sieg über die Christinos davon trugen.

Wir blieben zwei Tage in Vitoria und rückten am 31sten nach Villareal vor, in dessen Nähe wir mit der Legion zusammenzutreffen hofften, die, wie man vermuthete, auf dieser Straße kommen sollte. Zu Villareal wurde gefrühstückt, und da Cordova keine bestimmte Nachricht hinsichtlich des Marsches der Legion hatte, so beschloß er seinen Weg nach Ochandiano zu verfolgen und die Anhöhen des furchtbaren Passes von Gorhea zu besetzen, durch den die Straße von Durango führt, in welchem Ort die Legion, wie er glaubte, ihr Nachtquartier aufschlagen würde.

Die Landstraße von Villareal nach Ochandiano ist zu beiden Seiten des Camino real, oder der Landstraße, dicht mit Wald bedeckt, und hätten die Carlisten von unserm Marsch in dieser Richtung Kenntniß gehabt, so würden wir ohne Zweifel unsre Kühnheit schwer haben büßen müssen. Glücklicherweise erreichten wir aber den Ort unserer Bestimmung, ohne auch nur von einem einzigen Schuß belästigt zu werden. Bei unserer Ankunft fand sich jedoch ein Bauer mit der Nachricht vor, daß die Legion bald nach ihrem Ausmarsch wieder umgekehrt sey, und sich nach Portugalete begeben habe, mit der Absicht den Weg gegen Castro einzuschlagen.

Cordova war anfangs sehr unwillig über die Nachricht, die mich ebenfalls sehr unangenehm überraschte, da ich fest überzeugt war, daß der moralische Eindruck, den der Durchzug von 6000 Mann britischer Hülfstruppen durch das Herz der carlistischen Provinzen machen mußte, viel zu glücklicher Beendigung des von allen Parteien beklagten unheilvollen Kriegs beigetragen haben würde. Ich war jedoch fest überzeugt, daß General Evans entweder Nachrichten erhalten haben müsse, die ihn bewogen hatten, seinen Plan zu ändern, oder bestimmte Befehle einen andern Weg einzuschlagen, welch letzteres auch in der That der Fall gewesen war. Spione hatten ihn versichert, daß eine bedeutende carlistische Truppenzahl die Anhöhen besetzt und

unfern des Dorfs Arrigoriaga vorüber gekommen sey, um seine Vereinigung mit den Christinos zu hindern. Diese Nachricht war jedoch falsch. Mit seinen jungen ungeübten, an lange Märsche und den Guerillakrieg nicht gewöhnten und im Gebrauch ihrer Waffen noch wenig erfahrenen Soldaten hätte jedenfalls der Erfolg eines solchen Zugs nicht anders als nachtheilig ausfallen können, und zudem wurde ihm von Jauregny und El Pastor, die damals unter ihm standen, und die mit dem Land genau bekannt waren, gerathen, den Weg durch das Thal von Mena einzuschlagen. Alles dieß hätte jedoch den General Evans nicht bewegen können, seinen Plan aufzugeben, hätte er nicht vom Kriegsminister den Befehl erhalten, den von ihm eingeschlagenen Weg zu nehmen; und obschon zu bedauern seyn möchte, daß solche Befehle gegeben wurden, so bewies der Erfolg gleichwohl, daß sie nicht unklug waren.

Es gingen Gerüchte, als sey die Legion zum Rückmarsch auf Bilbao gezwungen, und ihr von den Carlisten eine Niederlage beigebracht worden. Dieß war jedoch nicht der Fall, da nicht eher ein Schuß abgefeuert oder ein Mann verloren wurde, als bis sie in die Nähe von Somorostro kam, das in einer ganz andern Richtung liegt; und auch dort ward nur Ein Scharfschütz getödtet und ein Packpferd eines Offiziers von den Bauern fortgeführt, die dort immer im Hinterhalt liegen, um jeden Unglücklichen, der so unbesonnen ist, seine Kolonne zu verlassen, zu ermorden und auszuplündern.

(Schluß folgt.)

Merkwürdige astronomische Uhr.

Ein Uhrmacher in Brüssel, Herr Raingo, beendigte kürzlich ein Werk von größter Schönheit. Es ist eine Pendeluhr, an welcher eine eigene, kreisförmig sich bewegende Kugel befestigt ist, um nach dem Systeme des Kopernikus alle Elemente der Kosmographie und verschiedene Phänomene der Natur zu zeigen. Sie zeigt die Tages- und Jahresbewegung der Erde um sich und um die Sonne in ihrer vollkommenen Neigung der Ekliptik. Indem die Erde ihre Bahn durchläuft, bildet sie durch Annäherung an die Sonne und Entfernung von derselben, nach dem Gange der Jahreszeiten, ihre elliptische Bewegung. Kreise drehen sich in allen Richtungen um die Weltkugel, und zeigen das Ab- und Zunehmen der Tage, nach den Jahreszeiten, für alle Länder der Erde. Bewegliche Zeiger bezeichnen für alle Länder das Auf- und Untergehen der Sonne und ihre Höhe; ferner zeigen sie die Zeit der Nachtgleichen und der Solstitien. Ein bewegliches Zifferblatt, das sich über der Erde befindet, läßt nach Belieben die Stunde in allen Ländern erkennen. Man sieht die Tages- und Jahresbewegung des Mondes um die Erde, seine Phasen und die Mond- und Sonnenfinsternisse. Der Mond zeigt seine elliptische Bewegung, was seine Erdnähe, seine Erdferne und die Veränderung der Mondtage nach ihren zu- und abnehmenden Wirkungen erkennen läßt. Ein Zeiger bestimmt die Stunde des Auf- und Untergangs dieses Planeten in allen Ländern der Erde. Indem die Kugel die Sonnenbahn durchläuft, bezeichnet sie die Tage der Monate, ihre Namen, die Grade und die Zeichen des Thierkreises; der Gang der gemeinen und Schaltjahre zeigt durch seine eigene Bewegung den Zeitpunkt an, in welchem man das Räderwerk der Kugel, was nur alle vier Jahre geschieht, wieder aufziehen muß.

Die Katakomben der Kapuziner zu Palermo.

Als wir in das Kapuzinerkloster traten, empfingen uns drei oder vier Brüder mit langen Bärten, groben Kutten, die mittelst eines um den Leib geschlagenen Seiles zusammengehalten waren. Der eine von ihnen erbot sich mit Zuvorkommenheit, uns in die Cellen und Kapellen zu führen. Der Zweck unseres Besuches war die Besichtigung der Katakomben dieses Klosters. Ich sagte es unserem Führer, der bald vor einer auf den großen Kreuzgang gehenden Thüre hielt. Eine lange Reihe Treppen führte uns in die Mitte dreier Grüfte, deren jede mittelst eines am äußersten Ende des Gewölbes angebrachten Fensters erhellt war. Nie konnte man ein grausenerregenderes Schauspiel sehen. Die Mauern waren voll enger Nischen, aus denen in vorwärts geneigter Richtung, und als wollten sie auf die Besucher herabfallen, die aufgetrockneten Leiber einer Menge, in ihre Ordensgewänder gekleideter Mönche hingen. Ihre Hände waren über die Brust gekreuzt, oder hingen an ihren Seiten herab. Ihre geschwärzten und eingedrückten Gesichter hatten indessen noch den Ausdruck des Lebens; ihre Haarkronen sträubten sich um ihre nackten Schädel empor; ihre öfters lückenhaften Zähne hatten sich in ihrem abscheulich geöffneten Munde geschwärzt. Ihre Nasen waren eingezogen, ihre Wangen eingefallen und durchlöchert. Man hätte die Unglücklichen eher für gräßlich verwundet als für todt halten können. Ein Zettel mit dem Namen jedes Bruders, dem Tage seiner Geburt, seiner Einkleidung und seines Todes hing an seiner Kapuze. Vor den Nischen sah man, in drei oder vier Reihen aufgestellt, lange, mit phantastischen Gemälden bedeckte Särge, die, wie uns der Mönch sagte, die sterblichen Hüllen edler Sicilianer enthielten. Auf einem langen Brett oberhalb der Mönche saßen ungefähr hundert Kinder von 1 bis 5 Jahren auf kleinen Sesseln, die ihnen während ihres Lebens zum Gebrauch gedient hatten. Alle waren aufs heiterste gekleidet: Mützen jedes Geschmacks bedeckten ihre kleinen geschwärzten Köpfe; die meisten hielten Puppen oder Polichinelle; zwei oder drei hatten einen Hund oder einen ausgestopften Papagai auf ihren Knieen. Die lebhafteste Einbildungskraft könnte kaum etwas Monströseres zu Tage bringen, als diese Sammlung kleiner ausgetrockneter Gestalten, und den Kontrast dieser Leichname mit ihren lustigen Kostümen. Eines dieser Kinder hatte eine Peitsche in der Hand, und sein frei erhobener Arm schien schlagen zu wollen; allein die Halsmuskeln dieses kleinen Todten waren verfault; sein Kopf hing auf die Brust herab, und seine neben ihm liegende herabgefallene Mütze zeigte den kleinen kahlen Schädel in grotesker Stellung. Dieses zugleich entsetzliche und komische Schauspiel entriß mir ein Mephistophelisches Lächeln. Der alte Mönch ward durch diese Ehrfurchtlosigkeit beleidigt; er gab es zu erkennen, und ich hüllte mich wieder in den schmerzlichen Ausdruck meines Ernstes. Das Lächeln in Gegenwart einer solchen Scene konnte ohnehin nur eine flüchtige Erscheinung seyn.

Wir fanden mehrere lange Galerien, welche dieselben Bewohner hatten, nämlich todte in ihren Nischen aufgehängte Mönche, vor ihnen die Särge der Edlen, über ihnen in Reihen geordnete Kinder auf ihren Sesseln. „Es befinden sich mehr als 8000 Leichname, sowohl Mönche als Weltliche, in diesen Grüften,“ sagte unser Führer; „einige sind sehr alt. Derjenige, den Sie hier sehen, ist seit 150 Jahren in seiner Nische; Sie lesen auf dem Zettel das Datum seiner Geburt.“ Es war keiner der weniger gut erhaltenen. Seine Zunge hing aus dem

Digitized by Google

Munde. Der Bruder nahm sie zwischen seine Finger, bewegte sie herab und hinauf und ließ sie wider die Zähne schlagen; sie glich einem Stück trockner Fischhaut, und war so spitzig wie ein Nagel. — Im Hintergrunde der letzten Passage war eine neuerbaute Gruft für die Frauen vorbehalten. Wir zählten derer neun, die auf weißen Kissen lagen. „Sie starben alle in diesem Jahre," bemerkte unser Cicerone; „diese hier gehörte einer der ältesten Familien Siciliens an; ihre Zwillingsschwester — man konnte die eine von der andern nicht unterscheiden — ist heute die schönste Frau von Palermo." Die arme Todte lag auf dem Rücken, hinter einem Gitter, mit einem Bouquet künstlicher weißer Rosen in ihrem Gürtel und einer Maßliebenkrone in ihren schwarzen Haaren. Ihre kleinen Hände und ihre der Luft ausgesetzte Gestalt waren schon geschwärzt, und auf ihrer Haut, die kaum getrocknet schien, bemerkte ich mehrere kleine weiße Ameisen. Ich schlug mit einer Gerte, die ich in der Hand hatte, leicht auf das Brett, worauf der Leichnam lag, und in demselben Augenblick stürzte sich die häßliche Ameisenmenge, von dem Schlag erschreckt, in Schwärmen aus dem Munde und den Nasenlöchern. — Als wir die Treppe wieder erreichten, zeigte uns der Bruder tiefere Nischen, worein die Leichen während der sechs ersten Monate gestellt werden. Glücklicherweise befand sich zur Zeit unseres Besuches kein frischer Leichnam hier. „Der Geruch ist während einer oder zwei Wochen unerträglich," sagte uns der Mönch, „aber man läßt sie hier trocknen, um sie dann nach ihrem Geschlecht und ihrem Stand in die Grüfte zu bringen. Ein um den Leib angebrachtes Seil hält jeden Mönch in seiner engen Nische fest, und er bleibt hier, bis die von den Würmern zerfressenen Knochen sich ablösen und in Staub zerfallen." Wir beeilten uns, die düstere Treppe wieder hinaufzusteigen, und nachdem wir dem Mönch unser Geschenk gemacht, nahmen wir den Weg aus dem Kreuzgang nach unserem Wagen, als zwei Brüder mit einer Sänfte, deren Schieber geschlossen waren, eintraten. Unser Cicerone rief uns zurück und öffnete die Thüre. Eine alte Frau mit grauem Kopfe saß darin und war mittelst zweier Seile und zweier Ringe befestigt. Sie war an demselben Morgen gestorben, und sollte nun, in ihre reichsten Gewänder gekleidet, ihren Platz in den Katakomben einnehmen. Der Kontrast der lividen und leichenhaften Hautfarbe der Gestorbenen mit der blendenden Weiße ihres Atlasgewandes trieb mich durch ein unsägliches Gefühl von Entsetzen und Abscheu zurück. Wie langsam fand ich nun den Trott des Pferdes, das uns von dem Kloster entfernte! Wie sehr trachtete ich, mich gänzlich aus dieser Todesatmosphäre zu entfernen, worin wir uns nahezu eine halbe Stunde aufgehalten hatten.

Vermischte Nachrichten.

Ein sehr merkwürdiger Fund wurde unlängst in der Nähe von Moulins gemacht. Ein Mann, der im Walde von Pomay einen Baum gefällt hatte, sah in einem in dessen Stamm befindlichen Loch etwas glänzen. Er glaubte, es seyen die leuchtenden Augen einer Schlange und schlug mit dem Stock darnach; da das vermeinte Reptil aber unbeweglich blieb, so untersuchte er die Sache näher, befreite den leuchtenden Gegenstand von den Rindenstücken und Blättern, von denen er zum Theil bedeckt war, und fand nun eine schöne goldene Tabaksdose. Der ehrliche Landmann, der sich vorstellte, daß sie von einem Diebe hier versteckt worden sey, trug seinen Fund zum königl. Prokurator, der nach gepflogener Untersuchung entdeckte, daß diese Dose dieselbe sey, welche vor ungefähr 12 Jahren dem Advokaten Willefort zu Moulins, nebst einer bedeutenden Summe Geldes, aus seinem Arbeitszimmer gestohlen worden war. Der zu den Galeeren verurtheilte Dieb war bereits seit einem Jahr gestorben.

Die Korvette Bonite, die unter den Befehlen Levaillants eine Reise um die Welt macht, legte vor einiger Zeit zu Monte-Video bei; zu dieser Zeit der Umschiffung hatten die Offiziere des Schiffs bereits zahlreiche meteorologische und hydrographische Beobachtungen gemacht, und die Naturforscher mehrere ganz neue und höchst interessante Gegenstände der verschiedenen Naturreiche gesammelt.

Man schreibt aus Nimwegen, daß man auf dem unter dem Namen „die heidnische Kapelle" bekannten Gebäude, im Schlosse von Walkhof, die Inschrift wieder hergestellt habe, die man noch vor einigen Jahren zu Ehren des Claudius Civilis darauf las, der, wie man glaubt, nach dem ruhmreichen Kampfe von Xanten gegen die Römer sich auf die Höhen zurückzog, wo jetzt Walkhof steht. Diese Inschrift ist folgendermaßen abgefaßt:

Hic stetit, hic frendens aquilas, hic lumine torvo
Claudius ultrices vidit adesse manus.

Als Napoleon im Jahre 1811 in Nimwegen erwartet wurde, glaubte man, diese Inschrift vertilgen zu müssen.

Auf den afrikanischen Küsten gibt es einen Handelszweig, der die Aufmerksamkeit der Regierung verdient: die Korallenfischerei. Während des achtzehnten Jahrhunderts war dieß einer der einträglichsten Erwerbszweige für die Kompagnie, die denselben ausbeutete. Zur Zeit der Revolution ward sie unterbrochen, allein von 1826 auf 1827, wo die Niederreißung der Etablissements der Calle stattfand, betrug die Durchschnittszahl der Fischerfahrzeuge 175 und der jährliche Ertrag 50,000 Kilogramme. Im Jahre 1832 zählte man nur 60 mit dieser Fischerei beschäftigte Fahrzeuge; diese Zahl hob sich im Jahre 1835 auf 100, gegenwärtig zählt man ihrer 160, von denen bloß 10 französischen Eigenthümern angehören. Die fremden Fahrzeuge, die sich mit der Korallenfischerei auf den Küsten der Regentschaft abgeben, bezahlen eine jährliche Taxe von 1060 Franken, und die Fischerei dauert sechs Monate im Jahre.

In Carse of Gowrie, einem Theil der Provinz Perth in Schottland, fand man in einem Steinbruch, in der Nähe von Inchture, ein sehr interessantes Exemplar eines fossilen Fisches. Er ist ungefähr 15 Zoll breit und 29 Zoll lang. Die Form ist gut ausgedrückt. Er ist in den rothen Sandstein dieses Bezirks, einer Felsart von etwas höherem Alter als der Burdiehouse-Kalkstein, eingeschlossen.

Die Schenkungen von den Freunden biblischer Erziehung in Liverpool belaufen sich auf 10,521 Pfd. 5 Sch. 2½ D., und die jährlichen Subscriptionen auf 865 Pfd. 15 Sch. Die Zahl der Kinder, die in den bereits in Wirksamkeit getretenen Schulen Unterricht erhalten, übersteigt 1100. In der Süd-Schule befinden sich 276 Knaben, 197 Mädchen und 80 jüngere Kinder — im Ganzen 553. In der Nord-Schule befinden sich 400 Knaben, 230 Mädchen — im Ganzen 630, was eine Gesammtsumme von 1183 für beide Schulen gibt.

Ein Apotheker in Frankreich entdeckte ein Verfahren, mittelst dessen das Brod der Soldaten weiß wird, ohne daß die Ration (1½ Pfund) auf einen höhern Preis (7½ Centimen) zu stehen käme. Er bot der Regierung sein Geheimniß an. Man ließ ihn nach Paris kommen, um zu sehen, worin sein Verfahren bestehe. Er vertraute es auf eidliche Treue einer aus Medizinern und Chemikern bestehenden Kommission, die keine Einwendung dawider zu machen hatte. Hierauf machte man in Gegenwart des Herrn Boissy d'Anglas, Direktors der Proviantanstalt, und des Erfinders dieses Verfahrens eine Probe. Das Mehl ward geknetet, das Brod gebacken und geprüft. Man versichert, daß es alle guten Eigenschaften in sich vereinige, und für den Geschmack sehr angenehm sey. Kurz, der Erfolg bewährte sich dergestalt, daß man von einer ansehnlichen Belohnung für den Urheber des Verfahrens spricht, um ihm sein Geheimniß abzukaufen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 255.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 September 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 6.

Der Orang-Outan. – Die Truands im Jahr 1836. – Viktor Hugo auf Reisen. – Mademoiselle Taglioni.

Wie wollen Sie, daß dieses Volk unglücklich sey? Die Natur hat seinen stärksten Instinkt, sein heftigstes Bedürfniß in die Neugierde gelegt, und Alles vereinigt sich, um dieses stete Verlangen nach Neuem zu befriedigen. Ist es nicht ein Zwillingsbruderpaar von Siam, so ist es eine Mordgeschichte in der Art von Fieschi; ist es nicht der Triumphbogen de l'Etoile, so ist es der naturhistorische Garten mit seinen bunten Bewohnern, wahrlich auch eine glückliche Bevölkerung, deren Wohnung, Nahrung und Behaglichkeit unendlich sorgsamer gehegt und gepflegt wird, als je bei neun Zehntheilen der Pariser Einwohner. Ich beneide sie darum. Oft wenn ich die Hirsche und Rehe in ihrem lustigen Gehege, im saftigen Grase, neben der frischen Quelle gelagert sah; oder den herrlichen Tiger, der vor Ungeduld die Stäbe seines eisernen Käfigs erzittern machte; oder den unerschütterlich ruhigen Löwen, der nur der Sonne sein majestätisches Antlitz entgegen hält, und auf alles Uebrige, Menschen und Thiere, mit einer tiefen Verachtung herabsieht, habe ich mich Stunden lang in ihre Lage hineingedacht, mich vergnügt, und es kam mir zuletzt vor, als müßte all das Gethier gar nicht unglücklich seyn. Die Freiheit ist nur ein dem Menschen angebornes göttliches Element. Und was hat er damit angefangen? Achtet Er sie nicht höher, als eine verächtliche Waare, wofern nur seine Leibesnahrung nicht fehlt, wie sollte sich der Tiger und der Bär, der Affe und der Strauß im königlichen Quartier und in königlicher Kost unglücklich finden?

Das beneidenswertheste Loos haben die Bären, in ihrem steinernen Empfangsaale. Um ihren Pallast sammelt sich stets die auserlesenste Gesellschaft, Soldaten, Kindermägde, Gassenjungen, Engländer und Invaliden in schönem Kranze. Die Bären sind die Aristokraten des Thierstaates, sie leben nur in ausgezeichnetem Cirkel. Wer nicht gerade auf zierliche Wortfügung und Korrektheit der Endungen sieht, der findet da Stoff zur Unterhaltung, versteht sich in Bärenart. Die Schlauheit des Publikums besteht darin, an einem langen Bindfaden ein Stück Brod zu befestigen, und es auf den in der Mitte der Tiefe stehenden Baum zu schleudern. Steigt der Bär, der alsbald den Köder gewahrt, auf den Baum, um ihn zu fassen, so zieht man den Faden zurück und lacht den Bären aus. Ist er wieder auf dem Boden, so wirft man von neuem das Brod auf den Baum, und sofort bis es genug ist. Dabei werden witzige Gespräche geführt, denn der Rekrut und die Kinderwärterin haben das Privilegium des animalischen Witzes. Sie reden so vernünftig, wie die Bären immerhin. Eines Tages wollte ein Soldat das Spiel der Jungen nachahmen. Er zog aus seiner Tasche, statt eines dünnen Fadens, einen starken Strick hervor, mit dem er einen Pack Tornister zusammen gebunden hatte. An diesem Strick befestigte er ein Stück Brod und hielt es dem geduldigen Martin bald auf den Rücken, bald auf die Nase, bald vor die Augen. Der Bär springt nach dem Strick, und da er ihn so stark fühlt, faßt er ihn, und fängt an, daran hinauf zu klettern, seinem Gönner entgegen, der vor Schrecken bleich wird, da er seinen Spielkameraden sich zu ihm heranbemühen sieht. Der Tschako fällt ihm vom Kopfe, die Augen wurden ihm stier, allein das einfachste Rettungsmittel kommt ihm nicht ein. Er drückt die Hand krampfhaft zu. Als der Bär beinahe an der Höhe der Ringmauer angelangt ist, zieht ein ächtes Kind von Paris, ein Vorlauf von Gamin, sein Taschenmesser und schneidet vor der Hand des Rekruten den Strick rasch entzwei. Imbécille! sagt er diesem, mit einer Miene voll verächtlichen Bedauerns. Pautz! stürzt der Bär in seinen Behälter zurück, und brummt laut vor Schmerz. Tiens, je ne pensais pas à cela! bemerkt der Rekrut, indem er seinen Tschako aufrafft, und sich dem Gelächter der Umstehenden entzieht.

Alle übrige Einwohnerschaft des Jardin des plantes ist in der neuesten Zeit vor dem Orang-Outan in den Hintergrund getreten. Ein schönes Thierchen, wenn es ein Thier ist, bei meiner Seele; nicht zwar „von zierlichem Wuchs und schlankem Bau wie eine Jungfrau,“ wie ein Pariser Blatt sagte, aber sicher eine der merkwürdigsten naturhistorischen Erscheinungen. Um ihn genau zu betrachten, besuchte ich ihn in dem Innern seiner Gemächer. Er hat nämlich, abgeschieden von dem ge-

meinen Pöbel der Affen, zwei Zimmer im ersten Stocke; in denen er sich abwechselnd aufhält. In der Mitte dieser Zimmer ist ein Strick an der Oberdecke angebracht, vermittelst dessen er sich wollüstig hin und herwiegt, wie auf einer Schaukel. Das ist eines seiner Vergnügen. Sobald er allein ist, langweilt er sich, dann fängt er an, seinen Gesellschaftssinn auf jede erdenkliche Weise zu äußern. Er klagt, er seufzt, er ruft, so zu sagen! klopft mit seinem Kopfe an die Thüre, wie ein Mensch, und sieht durch das Schlüsselloch, ob man ihn nicht bald erlösen wird. Er schläft in einer Wiege, und wird in den Schlaf gesungen; entfernt sich sein Wächter, bevor er eingeschlafen ist, so weint er jämmerlich. Sehr sinnig ist die Art und Weise, wie er mit der Familie seines Aufsehers verkehrt. Er folgt ihr überall nach. Sein Lieblingsplatz ist neben dem Kamin, wo er den Zubereitungen der Mahlzeit zusieht. Er sitzt auf einem Stuhle zusammengekauert wie ein müder Mensch, und sieht bald ins Feuer, bald diesen, bald jenen an. Jeder Schall, jede Bewegung um ihn her nimmt seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Ist endlich der Tisch gedeckt, so setzt er sich an seinen Platz, man bindet ihm die Serviette vor, er ißt Suppe, er ißt Fleisch, Gemüse, trinkt Wein, und bedient sich dabei, wie seine Tischgefährten, des Löffels, der Gabel, und des Glases. Seine Hand ist ganz dazu gebildet. Sie gleicht der runzlichen, braunen Hand eines Greises, nur ist der Daumen etwas kleiner und mehr zurück, als bei dem Menschen. Mit dem kleinen Kinde des Hüters hat er eine Freundschaft geschlossen, die man nicht ohne Rührung sehen kann, besonders wenn man den Kontrast seines gutmüthigen Naturells gegen die tyrannisch boshafte Quälerei des Kindes vergleicht. Sobald das Kind hervortritt, eilt er auf dasselbe zu, umfaßt es am Hals und küßt es zärtlich, wobei er sein Gesicht wie anheimelnd an das des Kleinen schmiegt. Nie wird er ungeduldig oder tückisch. Ich sah selbst zu, wie der Junge ihn mit einem Stocke schlug und mißhandelte. Man sah dem Affen den Schmerz und das Unglück auf dem Gesichte an, aber Alles was er that, um sich zu schützen, war, daß er sich anfänglich das Gesicht und den Kopf mit den Händen bedeckte, und da dieß nicht half, sich auf Gesicht und Bauch niederwarf, und die Schläge über sich ergehen ließ. Es gibt viele Menschen, die nicht schöner sind als der Orang-Outan, und wenn man ihn in menschliche Kleidung hüllte, und unter eine Reihe von alten Gesichtern mit Negerbildung setzte, so würde es sehr schwer seyn, den Stummen von den Redenden zu unterscheiden. Den Orang-Outan kunstgemäß zu beschreiben, überlasse ich der Wissenschaft. Hr. Geoffroy St. Hilaire hat schon einige Buch Papier über ihn verschrieben. Ich kann Ihnen ein leichtes Mittel geben, sich den Anblick des interessanten Individuums zu versinnlichen. Haben Sie jemals das Bild von Mayeur gesehen? Der Orang-Outan ist Mayeur, wie ein Tropfen Wasser dem andern gleicht. Ziehen Sie dem Orang-Outan die Nationalgardisten-Uniform an, die dem Mayeur so herrlich steht, so wird man sie vielleicht beide für Affen halten, aber sicherlich den Orang-Outan nicht mehr als seinen Kameraden.

(Schluß folgt.)

Briefe über den spanischen Krieg. II.

(Schluß.)

Mein Nachtquartier zu Ochandiano war so schlecht, als es nur seyn konnte und gleichwohl brachten wir die Nacht fröhlich hin. Zwei von Cordova's Adjutanten theilten mein Loos, und bei den schlechten Betten und dem Mangel an Mitteln unsern Hunger zu stillen, brachten wir unter freundlichem Gespräch, bei Grog und Cigarren, die Zeit hin, bis uns vor Ermüdung die Augen zufielen, und wir des Schmutzes und anderer unangenehmer Nachbarschaft in spanischen Betten ungeachtet in einen gesunden Schlaf versanken.

Der nebelige Morgen fand uns abermals auf der Straße nach Vitoria, und verlieh den in den ausgedehnten Waldungen dieser Gegend verborgenen Peseteros oder Douaneros Schutz genug, uns zuweilen mit ihren Kugeln zu begrüßen, was zu keiner Zeit angenehm und für einen leeren Magen an einem kalten Novembermorgen sicher ein schlechtes Frühstück ist.

Cordova schien sehr verdrießlich und zwar, wie ich leicht denken konnte, der getäuschten Hoffnung wegen, unser englisch-spanisches Korps in Vitoria einzuführen. Er war nicht so freundlich wie gewöhnlich, und da ich der einzig gegenwärtige Engländer war, so mußte ich seine üble Laune und den Spott meiner Bekannten unter den spanischen Offizieren — die sämmtlich sehr begierig waren mit der Legion zusammenzutreffen — über die fehlgeschlagene Hoffnung der Vereinigung ertragen.

Nachdem der Nebel sich verzogen hatte, beleuchtete die Sonne unsern abermaligen Einzug in die Hauptstadt Alava's und da eben Sonntag war, so lockte die Neugier eine Menge der Einwohner heraus, um die rothen Röcke zu sehen. Ihre Hoffnung fand sich jedoch getäuscht, was mir um so mehr leid that, als sie — ob auf Befehl des Generals oder aus eigenem Antrieb weiß ich nicht — wirklich Anstalten zum ehrenvollen Empfang meiner Kameraden getroffen hatten. Flaggen wehten und Schnupftücher waren bereit geschwenkt zu werden, wurden es aber nicht. Unter der zu unserer Begrüßung versammelten Menge konnte ich nur wenige der in Spanien so hoch gepriesenen leuchtenden Augen hübscher Mädchen entdecken. Die Theaterlogen waren ebenfalls für die Offiziere der Legion aufbehalten worden und die Schauspieler spielten daher vor einem leeren Hause. Da jedoch die Kosten entweder von Cordova oder aus der Militärkasse bezahlt waren, so muß das Ausbleiben der Legion diesen schlecht bezahlten Künstlern ein unerwartetes Vergnügen verschafft haben.

Wir blieben nur Eine Nacht in Vitoria, weil die Carlisten den größern Theil ihrer Streitkräfte in der Richtung nach Navarra zu gezogen hatten. Vergebens habe ich mich bemüht, zuverlässige Nachrichten hinsichtlich der numerischen Stärke der carlistischen Armee zu erhalten; die Gerüchte in dieser Hinsicht sind so vielfältig und so wenig glaubwürdig, daß ich nur nach dem, was ich selbst sah und nach den Angaben eines Kapitäns von den Guiden, der von den Carlisten desertirte und in Vitoria zu uns kam, ein annäherndes Urtheil fällen konnte; dieser Mann war ein Deutscher und entkam unter ganz besondern

Umständen. Dann hatte ich auch einen sehr verständigen Burschen als Reitknecht, der beim Regiment San Fernando gestanden war, dann gefangen wurde, sechs Monate in der Armee des Don Carlos gedient hatte, und während des Gefechts am 27sten wieder zu den Christinos übergegangen war. Durch diese Leute und mehrere Bauern erfuhr ich, daß die absolute numerische Stärke der carlistischen Armee 30,000 Mann nicht überstiege, von denen nie mehr als 18,000 ins Feld gestellt, die übrigen aber als Douaneros oder Zollwächter, Spione oder bei Transporten verwendet würden; ein kleinerer Theil befindet sich auf Urlaub um das Feld zu bauen. Von den Navarresen sind viele während der Weinlese und zu der Jahreszeit, wo die Reben ausgeschnitten werden, abwesend. Ich bin dessen ungeachtet der festen Meinung, daß wenn Zumalacarreguy im Stande gewesen wäre, sich hinlänglich mit Waffen zu versehen, und sich, statt Bilbao zu belagern, bemüht hätte, während der letzten Zeit des Kommando's des Generals Valdez, — wo die Christinische Armee sich in weit größerer Zerrüttung befand als jetzt — über den Ebro zu gehen, jeder waffenfähige Mann in den baskischen Provinzen und Navarra seiner Fahne zugeströmt seyn würde. Diese Zeit ist jedoch vorüber, und die Carlisten beschränken sich jetzt klüglich auf ihre Gebirgsdistrikte.

Was die Christinos betrifft, so sind diese natürlich genöthigt, eine sehr ausgedehnte Occupationslinie zu besetzen, die rechter Hand von Pamplona durch das Thal des Ribeira nach Lodosa, von da an dem Ebro nach Frias und Modena de Poma führt, welches (mit Ausnahme des Dorfes Toricello an den Gränzen der Provinz Santander, welches entweder ganz unvertheidigt oder nur bei gelegentlichen Eskorten von einigen Nationalgardisten besetzt ist) der beste Ort linker Hand ist. Hiezu kommen noch die Garnisonen von Bilbao, San Sebastian, Vitoria und andern kleinen Städten, so daß ich glaube, Cordova könnte im Nothfall eine Armee von 20,000 Mann ins Feld stellen, die fremden Legionen ungerechnet. Es war eine Zeit, wo die britische Legion sicher gegen 5000 Mann dienstfähige Leute zählte; als ich aber das Hauptquartier verließ, waren 3500 bis 4000 Mann zum Dienst gänzlich unfähig und die algierische Legion, die kurz vorher zur Operationsarmee von Vitoria gestoßen war, zählte nicht über 3000 Kampffähige, die aber sehr brauchbar und vortrefflich disciplinirt sind. Eine portugiesische Brigade war, so viel ich weiß, damals nach Burgos gekommen, bis zum März aber noch nicht in aktiven Dienst getreten. Selbst mit diesen Hülfstruppen, durch welche die für Cordova verfügbare Mannschaft bis auf 30,000 anwächst, werden die Christinos — meiner Meinung nach — der Beschaffenheit des von den Carlisten besetzten Landes und einer Menge anderer Umstände wegen, stets gegen die letztern im Nachtheil stehen, und dieß selbst dann noch, wenn sie auch die doppelte Truppenzahl ins Feld stellen könnten. Die Aushebung der Recienta (Rekruten) hatte mit einigem Erfolg begonnen, doch wird noch eine ziemliche Zeit vergehen, bis diese Leute so weit abgerichtet sind, daß sie Garnisonsdienste in einer Stadt versehen können, damit Cordova in den Stand gesetzt wird, die Besatzungen von Bilbao und Santander an sich zu ziehen.

Wir verließen Vitoria und schlugen die Straße nach Miranda del Ebro ein, wo die Armee einige Tage Halt machte. An diesen Ort kam Obrist Wylde, der britische Kommissär, zu uns, dessen Bekanntschaft ich bereits in Bilbao gemacht hatte und dessen Ankunft mir viel Vergnügen machte, da sein gefälliges weltmännisches Benehmen ihm Jedermanns Achtung gewann. Niemand hätte besser für die Bequemlichkeit und die der Legion zustehenden Rechte sorgen können als er, und ich fürchte, eben dieß dürfte ihm Gefahr drohen, wenn er das Unglück haben sollte, in die Hände der Carlisten zu fallen. Von ihm erfuhr ich, daß General Evans bereits in Villacayo angekommen sey und binnen Kurzem zu Briviesca erwartet wurde, wo er für einige Zeit zu bleiben gedachte, um die zu Bilbao so gut begonnene Organisation der Legion zu vollenden. Dieser Plan wurde jedoch bald darauf aufgegeben, weil man unbegreiflicherweise sich beeilte, neugeworbene und halb abgerichtete Truppen ins Feld zu stellen.

Phormium tenax.

Am Ufer der Waldbäche und im Grunde der Schluchten von Neu-Seeland wächst eine Pflanze, die sowohl mit der Schwertlilie als der Aloë Aehnlichkeit hat. Sie war von den Naturforschern Phormium tenax genannt, und ist der Hanf der Eingebornen. Sie schaben sie mit großen Muschelschalen, trennen dann den Hanf und den Bast mit den Fingern, und weben alsdann Matten und Spitzen daraus, die sie im Thau bleichen. Die Schönheit dieser Gewebe zog die Aufmerksamkeit der Seefahrer auf sich. Schon im Jahre 1827 hatten mehrere englische Kaufleute mit dieser Pflanze Versuche angestellt. Weder Kapitalien noch mechanische Mittel wurden dabei gespart; man konnte sie aber nicht von dem Gummiharz, welches aus derselben aussickert, befreien, noch sie zum Weben geschmeidig genug machen. Ein französischer Fabrikant, Herr Liénard, regulirte und vervollkommte kürzlich die bis jetzt stationär gebliebenen Versuche der Engländer. Er errichtete zu Pont-Remy eine Spinnerei für diese Pflanze. Die Zeuge, die wir bei der Ausstellung sahen, erschienen uns eben so schön, aber viel solider, geschmeidiger, leichter, als die Leinenzeuge. Wir glaubten, sie dürften für die Marine und das Fuhrwesen von Nutzen seyn. Bereits zeigte sich mehrfache und wiederholte Nachfrage. Eine Haupteigenthümlichkeit des Gewebes besteht darin, daß man es fünf, sechs, sieben Monate, ohne eine Veränderung zu erleiden, im Wasser liegen lassen kann. Zahlreiche Erfahrungen an Netzen und Tauen lassen hierüber keinen Zweifel mehr. Die Fabrik Herrn Liénards in Pont-Remy beschäftigt mehr als tausend Arbeiter, und ehe einige Monate vergehen, wird die rasche Ausdehnung dieser Fabrik diese Zahl, wie man uns versichert, auf mehr als dreitausend erhöhen. Ehe man diese Pflanze in einen spinnbaren Zustand bringt, erleidet sie sieben wenig kostspielige Manipulationen. Wenn man bis zum Kämmen Alles zusammenrechnet, kommt der Centner nicht einmal auf sechs Franken zu stehen.

Die Fregatte Thetis.

Der Untergang der Fregatte Thetis und die unverhoffte Rettung der an ihrem Bord befindlichen werthvollen Ladung ist aus öffentlichen Blättern bekannt, und auch vom Ausland bereits mitgetheilt worden.

Herr Dickinson, Kapitän des britischen Schiffes Lightning, wurde bei der Rettung der Güter der genannten Fregatte verwendet, und hat nun einen umständlichen Bericht über sein Verfahren bei dieser Gelegenheit mitgetheilt, der mit um so größerem Interesse gelesen werden dürfte, als hier abermals ein Beweis vorliegt, wie viel man mit Muth, Geschicklichkeit und Ausdauer selbst in Fällen vermag, wo — wie hier — jede Hoffnung des Erfolgs verschwunden scheint.

Die Nachricht von dem Untergang der Thetis wurde dem Oberbefehlshaber der südamerikanischen Station, Kontreadmiral Baker, damals zu Rio-Janeiro, vom Lieutenant Hamilton, einem Offizier der Thetis, in einem Schreiben mitgetheilt, das von Kap Frio aus, wo der Schiffbruch stattfand, zu Land befördert ward. Der Admiral begab sich sogleich mit mehrern Schiffen nach dem angegebenen Punkt, begnügte sich jedoch damit, eines derselben zu Bewachung des Wracks und zu Auffischung von werthvollen Gegenständen aufzustellen, die etwa emporgetrieben werden könnten, und nachdem er die noch lebenden Offiziere und Matrosen der Thetis nach Rio-Janeiro eingeschifft hatte, gab er allem Anschein nach jeden Gedanken an Rettung der Ladung des Schiffes auf.

Kapitän Dickinson, der sich damals zufällig zu Rio befand, glaubte indeß, daß es doch noch möglich seyn könne, die verlorne Ladung wieder zu gewinnen, und bei der Rückkehr des Admirals Baker von Kap Frio legte er demselben seinen Plan zu diesem Ende vor, und erhielt von ihm die Erlaubniß zu dessen Ausführung. Die zu seiner Verfügung stehenden Mittel ließen nur wenig hoffen, da in der ganzen Stadt weder ein mit der nöthigen Kenntniß ausgerüsteter Mann, noch ein tauglicher Apparat aufzufinden war. Der Kapitän suchte jedoch diese Schwierigkeiten zu überwinden; es gelang ihm Leute zu finden, die sich zu seinem Zweck abrichten ließen, und mit unendlicher Mühe brachte er den Bau einer großen Taucherglocke zu Stande.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, segelte er am 25sten Januar 1831 ab, und lief am 30sten im Hafen von Frio ein. Er machte sich sogleich daran, die Küste zu untersuchen und die Lage des Wracks ausfindig zu machen, von dem jedoch keine Spur mehr zu entdecken war. Die Stelle, wo die Thetis untergegangen war, ist eine Art Bucht, nur an der südwestlichen Seite offen, und folglich an dieser der ganzen Gewalt des atlantischen Oceans bloßgestellt. Der Grund war mit großen unregelmäßigen Felsen besetzt, und die Küste bestand aus rauhen fast senkrechten Klippen von 80 bis zu 194 Fuß Höhe. Nachdem der Kapitän alle diese Umstände wohl erforscht und sich mit der vermuthlichen Lage des Wracks bekannt gemacht hatte, beschloß er, sich an sein Unternehmen zu wagen. Sein Schiff, der Lightning, ward dicht ans Ufer gelegt, und auf den Felsen Zelte zu Aufbewahrung der Vorräthe u. s. w. aufgeschlagen. Fast zwei Monate verstrichen, während welcher Kapitän Dickinson und seine Leute sich den größten Entbehrungen ausgesetzt sahen, und mit unvorhergesehenen Hindernissen der größten Art zu kämpfen hatten. Der erste Schatz wurde am 27sten März entdeckt, wo die mit der Taucherglocke arbeitende Mannschaft, die Mützen mit Dollars und einige sogar mit Gold gefüllt, emporkamen. Sie wurden mit drei Freudenrufen begrüßt, die von den rings die Bucht umgebenden Klippen widerhallten, wie sie wohl an dieser Stelle noch nicht gehört worden waren, und von der Mannschaft auf den Anhöhen und einigen zufällig anwesenden Eingebornen wiederholt.

Der Eifer der Mannschaft wurde nach dieser Entdeckung so groß, daß Kapitän Dickinson, um demselben zu genügen und zugleich sein Werk zu fördern, den neuen und gefährlichen Versuch unternahm, mit der Taucherglocke bei Nacht zu arbeiten, um dem Unternehmen Tag und Nacht zu widmen. Außer dem Lightning hatte der Kapitän noch eine Schaluppe, einen Schooner und eine brasilische Barkasse zur Verfügung, und um die Arbeit mit der Taucherglocke bei Nacht zu fördern, wurden diese vier Fahrzeuge in ein Viereck zusammengestellt, mit Fackeln über jedem Stern und an jedem Hinterdeck, um so die gehörige Beleuchtung unter dem Wasser zu erhalten. Diese Unternehmungen wurden mit dem besten Erfolg gekrönt und große Summen emporgeholt. Außer der Unterbringung dieser Schätze, lag dem Kapitän noch die schwere Sorge ob, sie vor Beraubung zu schützen, was nicht leicht war. Auch wurde er durch die Mißgunst der Eingebornen belästigt, die sich einbildeten, die Engländer wollten eine Niederlassung auf der Insel gründen, und deßhalb der Regierung zu Rio-Janeiro Vorstellungen machten. Dieß nöthigte ihn fortwährend in Zelten zu leben, statt sich bequemere Wohnungen aufbauen zu können. Seine Leute wurden von Krankheiten befallen, und hatten von den unzähligen Insekten dieses Klima's ungemein zu leiden; des Ungeziefers, der Schlangen und Raubthiere nicht zu gedenken. Bis zum 18ten Mai waren ungefähr 130.000 Dollars in Geld und in Barren in Sicherheit gebracht. Um diese Zeit kam das britische Schiff Eden mit dem Kapitän Owen zu Kap Frio an, und Kapitän Dickinson hatte die Freude, diesem 124.000 Dollars an Werth für die Bank von England in seinem Namen und dem der übrigen Retter der versunkenen Schätze mitzugeben.

Er setzte seine Arbeiten, mit Ausnahme eines kurzen Besuches in Rio, im August, bis zum März des nächsten Jahres fort. Um diese Zeit kam die britische Schaluppe Algerine an, die ihm von dem Admiral den Befehl brachte, seine Arbeiten dem Befehlshaber der Schaluppe, Herrn Roos, zu übergeben, der sie dann auch fortsetzte. Der Gesammtverlust durch den Untergang der Thetis belief sich auf 810.000 Dollars, von denen Kapitän Dickinson ungefähr 589,000 und Kapitän Roos 161.500 rettete.

Vermischte Nachrichten.

Ein schönes Exemplar des kolossalen Rochen (Cephaloptera —?) ward dem United Service Museum von dem Lieutenant J. H. St. John zum Geschenk gemacht; es ist ein Fötus. Die Mutter ward von Lieutenant St. John und Andern in Jamaica getödtet, und maß ungefähr fünfzehn Fuß sowohl in die Länge als in die Breite. Die Kraft dieses Ungeheuers war so groß, daß, nachdem es von fünf Harpunen und mehrern Flintenkugeln getroffen worden, es mit Leichtigkeit vier Boote sammt ihrer Mannschaft fortschleppte und endlich, nach einem fünfstündigen Kampfe, mit Wunden bedeckt an die Küste gezogen wurde. Der nun im Museum in Scotland-Yard befindliche Fötus mißt fünf Fuß drei Zoll in der Länge und vier und einen halben Fuß in der Breite.

Ein Bauer aus der Gemeinde Feugarolles, Namens Raymond Rabanel, ein kräftiger sechzigjähriger Greis, kehrte von seinen Feldarbeiten nach Hause zurück, als er mit seinem Wagen an einen Bienenstock stieß, der sich auf seinem Wege befand. Die aufgebrachten Bienen stürzten sich über den Bauer her und stachen ihn mit solcher Wuth, daß der Unglückliche den heftigen Schmerzen unterlag und todt vom Platze getragen wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 256.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 September 1836.

Das Reisen in England.

(Von C. v. H.)

Der Transportmittel für Reisende gibt es in England zweierlei, nämlich öffentliche Kutschen oder Postpferde. Die erstern zerfallen wieder in Stage=Coaches, die von Privatgesellschaften gehalten werden, und Mails, welche die Briefe verführen und einem Guard (Kondukteur) der Regierung unterstellt sind. Beide haben große elegante Wagen, nur mit dem Unterschiede, daß die Mail hinten nur einen Platz für den die rothe königliche Livree führenden Guard hat, während auf den Privatkutschen hinten Passagiere sitzen. Den Mails muß Alles ausweichen, weßhalb der Guard eine Trompete führt, die aber im Tone und der Behandlung den Hörnern unserer Hirten, wenn sie Morgens das liebe Vieh zusammen blasen, nicht unähnlich sind. Die Regierung gibt die Pferderelais in Pacht, und da es überhaupt mit dem Pferdewechsel in England eine eigene Bewandtniß hat, so muß dieses deutlicher ausgeführt werden. Wenn eine Gesellschaft zusammengetreten ist, um auf einer Straße eine Eilfahrt zu etabliren, so kauft sie die nöthigen Pferde und stellt alle 10—12 Meilen die Relais auf. Dieß geschieht in Dörfern, oder noch lieber in ganz einsamen kleinen Häuschen, woran Stallungen gebaut werden. Hier bleibt der nöthige Dienst den Stallleuten, welches durch ganz England die verlässigsten Dienstboten sind. Nun werden die Kutscher geworben, welches bei der ganzen Unternehmung das Schwierigste ist. Diese Leute bilden eine ganz eigene Klasse der Gesellschaft, und nehmen nicht den letzten Platz in ihr ein. Sie stehen im Ansehen und mit einer großen Menge Personen in Verkehr und Bekanntschaft. Ich habe deren getroffen, die 25—30 Jahre auf derselben Straße hin= und herfuhren, und die Kenntniß von Menschen und Pferden ist bei diesen Veteranen bewundernswürdig. Es ist keine kleine Arbeit um dieses Kutscherleben. Der Kutscher fährt in der Regel 50—100 Meilen unaufhaltsam fort, bekommt alle 10 Meilen vier andere meist junge feurige Pferde vor sich, die er vom Bocke halb stehend, halb sitzend mit der angespanntesten Aufmerksamkeit und einem Aufwand von Kraft und Entschlossenheit lenken muß, die bei solcher Dauer nur durch Gewöhnung von frühester Jugend auf erklärt werden kann. Ich habe niemals einen englischen Kutscher den Kopf verlieren sehen, und selbst bei den desparatesten Fällen behalten sie eine unerschütterliche Ruhe und Besonnenheit. Die größten Probiersteine dieser Eigenschaften sind die sogenannten Oppositions. Wenn nämlich auf einer Straße Konkurrenz entsteht, da es Niemanden in England benommen ist, einen Eilwagenkurs zu errichten, so heißt dieß Opposition, wobei das Publikum immer gewinnt, da die Preise herabgedrückt werden und die Geschwindigkeit zunimmt. Ich fuhr mit der Mail eines Morgens ab, und in diesem Augenblicke fliegt eine Stagecoach um die Ecke, legt vier neue Pferde vor und uns nach. Nun entstand ein förmliches Wettrennen, und obschon die Mails in der Regel die besten Pferde haben, so gelang es doch der Stage, durch ein kühnes Manöuvre vorzukommen. Die Mail machte nun ihr Recht geltend, und der Guard blies sich fast die Lunge aus, da aber beide Wagen in voller Carriere dahin flogen, war an ein Vorfahren nicht mehr zu denken, bis immer wieder der eine oder der andere Wagen neue Relais verlegte, welches aber mit unendlicher Schnelligkeit geschieht. Nachdem dieses Wettrennen mehrere Stunden gedauert, erwachte der ganze Stolz der Royal Mail, und ich werde den vor Zorn glühenden Kutscher nicht vergessen, als er eben wieder vier neue sich bäumende Goldfuchsen vorgespannt bekommen hatte, und nun mit einem God d . . . davon flog. Bald hatten wir die Kutsche eingeholt, und nun überrannten unsere Pferde ohne Peitschenschlag, wie von eigener Ambition getrieben, im rasenden Rennen die Stagecoach, an der wir von Achse und Graben einen Zoll entfernt vorbeistürzten und sie nun ganz hinter uns ließen, worauf sich der Triumphator lächelnd und zufrieden nach uns umwandte, um unsere Huldigungen zu empfangen. Ich gestehe, daß kein geringer Grad von Geschicklichkeit dazu gehört, vier Pferde, die stets im Zustande des Durchgehens sind, so zu regieren, daß kein Unglück geschieht, und kann es Niemanden verargen, wenn er in solchen Augenblicken, wo das Leben von 18 Menschen an einem Nagel, an einer Schraube hängt, etwas Herzklopfen empfindet. Derlei Dinge wären aber auf keiner andern Straße, als auf englischen zu versuchen, und die Einrichtung mit den

Wagen dient auch dazu, Unglück zu verhüten. Die Wagen bleiben nämlich stets im Besitze des Sattlers, der sie gefertigt und für sie haftet. Man kann leicht denken, daß sie gut im Stande erhalten werden, da dieß im Vortheile des Besitzers liegt, und mir ist bisher kein Beispiel vorgekommen, daß etwas an einem Wagen gebrochen wäre, obgleich die Regel ist, in der Stunde Zeit, 10 engl. Meilen, auf 2 deutsche 9 engl. Meilen gerechnet, zurückzulegen, welches auf den Bahnen von Birmingham, Liverpool, Edinburg nur bis auf 12 Meilen gesteigert wird, wo dann die Pferde stets sich in vollem Laufen befinden müssen. Die Pferdgeschirre sind von vortrefflichem Leder, meistens mit gelbem Beschläge und Alles sehr solid in Haken gehängt. Nie sieht man etwas im Geschirr mangeln, und die schönen Pferde funkeln, wenn sie aus den Stallungen kommen, so schön sind sie und ihre Geschirre gehalten. Sie werden aber auch vortrefflich behandelt und rohe Behandlung gegen diese edeln Thiere ist in England eben so selten, als Bosheit oder Unart in den Pferden selbst. Der einzige Fehler ist, daß man sie zum Theil zu früh einspannt. Ich fuhr mit einem Postzuge, worunter sich drei 5jährige Postpferde befanden, und das älteste 6 Jahre hatte. Sie waren voll Uebermuth und versuchten mehrmal durchzugehen. Wir kamen in Shrewsbury in vollem Laufe heran, um eine scharfe Ecke aufs Trottoir und der Wagen war im Stürzen, als der Kutscher auf die vier Pferde einen furchtbaren Hieb führte und diese dadurch einen solchen raschen Zug den Berg hinauf machten, daß der Wagen wieder herüber gerissen wurde, und es nun im Carriere das Pflaster hinaufging. Ohne diese Entschlossenheit lag der Wagen zerschmettert. Kontrolle gibt es in allen diesen Dingen keine als die Oeffentlichkeit und Verlust der Reputation, die dem Kutscher schrecklicher wäre, als alle Strafen. Der Kutscher kümmert sich um die nähern Details nicht. Wenn er erscheint, ist Alles schon gepackt, die Reisenden sitzen auf ihren Plätzen, die Pferde sind angespannt, die Grooms hängen an ihnen, um sie zu besänftigen. Ein Jokey legt zwei breite Kissen auf den Kutscherbock, den Cloak (Mantel) des Herrn Coachman, säuberlich darüber, und nun endlich erscheint dieser, wohlgenährt und kupferwangig, schreitet ruhig einmal um die Pferde herum, ergreift sodann die vier Leitseile, steigt auf seinen Bock, empfängt eine jener schönen Peitschen, die man nirgends nachmachen kann, grüßt seine Umgebungen, und auf das herausschallende All right des Porters oder Guards fliegen die Pferde davon, ohne einer Peitsche zu bedürfen. Dieser Ausdruck bezeichnet in England im Allgemeinen das Beendigen einer Sache und wird bei allen Gelegenheiten gebraucht. Wenn der Guard sich hinten aufschwingt und sein All right ruft, sind die Pferde schon im Galopp von der Stelle. Die englischen Kutschen müssen Passagiere mit ihren Effekten aufnehmen, wo es verlangt wird, und das Erheben des Fingers eines auf der Straße Wartenden oder Herbeieilenden ist hinlänglich, um den Wagen im schnellsten Laufe zum Stehen zu bringen. Der Passagier setzt sich dahin, wo Platz ist, und die Effekten werden mit unglaublicher Geschwindigkeit und Geschick gepackt. Das kleinliche Abwägen der Koffer, wie es zur Plage der Reisenden in mehrern Staaten Deutschlands angetroffen wird, kennt man hier nicht. Und dennoch habe ich nie gesehen, daß ein Gegenstand im Packen beschädigt worden wäre, welches freilich größtentheils von den vortrefflichen Straßen herrührt, ohne welche übrigens Menschen und Güter nicht so leicht auf den öffentlichen Wagen placirt werden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 5.

Der Orang-Outan. — Die Truands im Jahr 1836. — Victor Hugo auf Reisen. — Mademoiselle Taglioni.

(Schluß.)

Alles ist nur Wiederholung im Leben. Dermalen ist es die Reihe der Truands, die Paris zum Schauplatze ihrer mächtlichen Industrie auserseben haben, und darin schalten, als ob es keinen Polizeipräfekten und kein zahlloses Heer von Schergen, Sbirren, Häschern, Stadtsergenten und Soldaten gäbe. Es ist heute, in dem Paris von 1836, wie es in dem Paris des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts war, als die berüchtigten Wunderhöfe beim Anbruch der Nacht ihr gräuliches Gesindel von Dieben, Beutelschneidern und Spitzbuben, wie eine umherwandernde Kloake über Paris ergossen. Damals spielten die Theater bei hellem Tage, weil es nicht gerathen war, nach 4 Uhr im Winter noch die abgelegenen Straßen zu betreten. Soll es wieder dahin kommen? Man muß die Industrie und den praktischen Geist bewundern, mit welchen die Diebe den günstigen Zeitpunkt ihres Treibens benutzen. Seitdem Alibaud mit einer Stockflinte nach dem König geschossen hat, werden alle Stöcke, Röhre, die nur irgend wie eine Vertheidigungswaffe, wäre es auch nur einen Bleiknopf, enthalten, in Beschlag genommen. Das Zuchtgericht straft und der Stock, wie kostbar er auch sey, und was für Ersatzanbietungen Sie machen mögen, ist unrettbar verloren. Und wenn Sie aus dem Gerichtssaale nach Hause kehren, etwas spät in der Nacht, so empfängt Sie beim Herumbiegen um eine Ecke eine Gesellschaft von 4, 5, 6 bis 8 Gaunern, die Ihnen Uhr, Hut, Geld und Kostbarkeiten abnehmen, Ihnen mit Messerstichen und Knüttelschlägen aufwarten und Sie für todt auf der Erde liegen lassen. Ich wohne in einem dieser angenehmen Quartiere, in welchem vor wenigen Tagen der Direktor des Journals le bon Sens überfallen und gräßlich mißhandelt worden ist. Natürlich, die Anfallenden sind gewiß, daß man Ihnen keine unglimpfliche Waffe entgegensetzen werde. Alle Dolche, alle Stockdegen und Eisenröhre sind untersagt, und die Polizei? Ja lieber Himmel, die hat Anderes zu thun, als sich um die persönliche Sicherheit der Bürger zu bekümmern. Sie kennt nur eine Sicherheit, das Gefängniß, und dahin bringt sie Jeden, der Miene macht, ein republikanisches Lied auch nur zu denken. Wäre ihr Schutz nicht der Feindseligkeit der Diebe gleich, so könnte man nichts Besseres thun, als den witzigen Rath des Corsaire zu befolgen. „Ihr klagt,“ sagt er, „daß die Spitzbuben Euch auf der Straße anfallen und berauben, und daß die Polizei sich nicht sehen läßt,

warum ruft Ihr nicht gleich beim Eintritt in die Straße: vive la république. Ihr könnt überzeugt seyn, daß Euch dann eine Bedeckung bis auf die Polizeipräfektur nicht fehlen wird." Leider hilft der beste Witz nicht zu Allem. Man muß sich übrigens nicht wundern, daß die Polizei in diesen Kleinigkeiten unthätig bleibt. Sie hat Wichtigeres zu thun. Davon muß man sich überzeugen, wenn man jetzt eine Ausfahrt von Louis Philipp sieht. Von den Tuilerien an ist der Verkehr über den Pont-royal und längs des Quai's durch eine Unzahl Polizeidiener untersagt, unmöglich gemacht, Polizei links, Polizei rechts, Polizei vor dem Wagen, Polizei hinten, Polizei auf dem Brustgeländer der Seine, Polizei rechts auf der Terrasse der Tuilerien und diese Terrasse selbst dem Publikum verschlossen. So geht es in unabsehbarer Länge durch die elysäischen Felder fort, gegen Neuilly zu. Es lebe der König! wohl, das ist aber kein Grund, daß wir wie feindliches, erobertes Land den nächtlichen Kroaten preisgegeben werden.

Die Literatur schläft in diesem Augenblick. Ich habe Ihnen von einigen Ausnahmswerken gediegenen, hohen Werthes zu sprechen, nächstens und besonders. Von andern vorübergehenden Berühmtheiten des Tages, Blüthen der Kameradschaft und der Wohldienerei, der bezahlten Zeitungsartikel und wechselseitigen Weihrauchstreuung habe ich nichts sagen wollen: es eckelt mir davor. So z. B. vor dem letzten Roman von J. Janin, diesem schriftstellerischen Eiertänzer. Was wollen sie von einem Menschen erwarten, der keinen eigenen Gedanken, kein Herz im Busen, kein Gefühl von menschlicher Ehre besitzt. Ich habe keine Bewunderung für eine Schreibart, in der die Worte Alles sind, und die Gedanken nichts. Ich denke mit Quintilian, daß die wahre Beredsamkeit eine Gabe des Herzens ist, nicht des Kopfes. In dem Styl von Janin zumal ist mir das monotone Geschwätze und Geklirre zuwider.

Ich habe schon lange Lust, Ihnen ein umfassendes Bild von einigen der jungen Celebritäten in der Literatur zu geben. Will ich sie noch malen, während ihr Stern glänzt, so muß ich eilen. Einer um den andern sinkt. Victor Hugo entschlüpft nur noch, ich möchte nicht schon eine Schlußgränze in seinem Leben ziehen. In diesem Kopfe ist Kraft und Genie, nur leider mehr Manier und affektirte Gemeinheit. Es ist nicht zum Ausstehen, wie dieser Mann in dem mühevollen Haschen nach Eigenthümlichkeit sich stets der plumpesten Trivialität in die Arme wirft. Neulich machte er eine Reise in die Bretagne. Indem er auf dem Gestade des Meers wandelte, gewahrte er, daß es Oceane gebe unter der Hirnschale wie unter dem Himmel. Das soll eine Idee von kolossaler Originalität seyn! Ein anderer badet sich im Meer, und wenn er poetisch reden will, so fischt er „in den Fluthen des Oceans." Victor Hugo badet sich in dem „Speichel (Salive) des alten Oceans." Wohl bekomm's! warum nicht „in dem Geifer" und was die sauberen Ausdrücke mehr sind? Der Dichter will seinem Freund, an den er schreibt, die Stadt Fougères schildern. Das fängt er also an: ich komme auf Fougères zurück. Ich will durchaus, daß Sie Fougères sehen. Denken Sie sich einen Löffel (entschuldigen Sie den abgeschmackten Anfang). Der Löffel, das ist das Schloß; die Stadt ist der Stiel; auf das Schloß „rongé de verdure" (was das heißen soll, weiß ich nicht, vielleicht heißt es nichts) setzen Sie sieben Thürme, alle von verschiedener Form, Höhe und Zeit; auf den Stiel des Löffels häufen Sie einen unentwirrbaren Knäul von großen und kleinen Thürmen, von alten feudalen Mauern mit alten Hütten bedeckt, von zackigen Gipfeln, spitzen Dächern, steinernen Fenstern, durchsichtigen Balkonen, Maschikuli's Gärten und Terrassen; hängen Sie jenes Schloß an diese Stadt, und stellen Sie das Ganze abhängig und in der Quere in eines der weitesten und tiefsten Thäler. Durchschneiden Sie das Ganze mit dem fließenden und engen Wasser der Vilaine, auf der jeden Tag vier oder fünf Mühlen klappern. Lassen Sie die Dächer rauchen, die Mädchen spinnen, und Sie haben Fougères; was sagen Sie dazu?" Und so weiter einige Seiten hindurch.

Unter originellen Schauspielen auf dem Ufer des Meers ziehe ich dasjenige vor, welches sich vor einigen Tagen zu Gruissan in der Nähe von Narbonne zugetragen hat: Meyerbeer's Robert der Teufel, auf einer Barke aufgeführt, durch eine Bande herumziehender Schauspieler. Das Orchester bestand aus einer Trommel und einer Pfeife. Die Zuhörer hielten das Ufer besetzt, theils stehend, theils sitzend und bildeten ein Auditorium von höchst malerischem Anblick. Schon früher war Robert der Teufel in Carcassonne unter Begleitung einer einzigen Geige gespielt worden. Es scheint mir, daß dieß Erscheinungen sind, die dem Talente von Meyerbeer ein eben so glänzendes Zeugniß ausstellen als aller Pomp und Reichthum der großen Oper zu Paris.

Die neueste und wichtigste Angelegenheit in der Weltgeschichte, von unermeßlicher Bedeutung für das Gleichgewicht der europäischen Staaten und die fortwährende Civilisation der Menschheit, ist das Wiederauftreten der Mademoiselle Taglioni auf der Bühne der großen Oper. Enfin, Mlle. Taglioni nous est rendue, Dieu soit loué! Das ist der Text. Aber die Kommentare würde ein Quartband nicht fassen. Blumenkränze, Kronen und Devisen, mit Versen und Glückwünschen regneten auf die angebetete Tänzerin herab. Man erzählt, daß ganze Familien der noblen Faubourg von dem Lande nach Paris gekommen sind, um sie zu sehen, daß die Diplomatie ihre Verhandlungen ausgesetzt und den Spaniern hat sagen lassen, sie möchten einige Tage mit ihrer Revolution warten, bis die große Begebenheit in Paris vorüber wäre. Glückliche Taglioni, was ist Louis Philipp im Vergleich zu Dir!

Ein Neger des Zuengas-Stammes.

(Erinnerung aus St. Paul in Brasilien.)

Morgens den 20sten Oktober 1835 überholten mich eine Stunde von St. Paul, auf einem Wege, den das Feuer mitten durch einen dichten, noch von keiner Axt berührten Wald gebahnt hatte, etwa hundert mit Kaffeesäcken beladene Neger, singend und nach dem Takt des Gesanges marschirend. Ein Mulatte befand sich unter der Truppe, und begleitete mit einem kleinen Instrument den Gesang, dessen Refrain die Neger wiederholten. Einige Schritte hinter ihnen sah ich den Feitor (Oberaufseher), der sein Pferd tummelte und mit einer langen Peitsche

knallte und den Schultern der Saumseligen Hiebe zutheilte. Beim Uebergang über den kleinen Schlangenfluß (rio das Scobras), der die Straße durchschneidet, gleitete einer dieser Neger, der eine bequemere Furt, als diejenige, wo seine Kameraden hinübergingen, gesucht hatte, einen Abhang hinunter bis in den Fluß, und nicht ohne Mühe konnte er seinen Sack wieder herausziehen. Der Feitor hatte die Verlegenheit, worin er sich befand, nicht bemerkt, und trieb fortwährend die Neger vor sich her, wie man auf unsern Straßen die Ochsen zum Schlachthaus treibt. Indessen hatte Papagall (so hieß dieser Neger) vergebliche Versuche gemacht, den Sack, der durch die Nässe schwerer geworden, wieder auf seinen Rücken zu laden, und wartete, wie es schien, bis ein Neger hinüber wollte, um sich helfen zu lassen. Hier nun, am Ufer des Flusses, fand ich ihn, ruhig dasitzend und sich seine von den Dornen zerrissenen blutenden Füße waschend. Obgleich mir ein schweres eisernes Halsband, das er trug, auf den ersten Blick zeigte, daß es ein Widerspänstiger war, den man strafte, so trug ich doch kein Bedenken, ihn, meiner Gewohnheit gemäß, zu grüßen. Ein sardonisches, boshaftes Lächeln, das ich auf seinen dicken rothen Lippen bemerkte, nahm mich nicht für ihn ein; seine großen, hervorstehenden Augen richteten sich auf mich, sobald er mich bemerkte; dann wandte er mir verächtlich den Rücken, ohne meinen Gruß zu erwidern.

Diese Handlungsweise ließ mich leicht einen Unglücklichen erkennen, der mich ohne Zweifel mit seinen weißen Quälern in eine Kategorie stellte. Weit entfernt aber, mich darüber zu ärgern, erregte vielmehr seine Verachtung meine Neugierde. Ich ging auf ihn zu, und fragte ihn, ob ich ihm bei Wiederaufnahme seiner Last behülflich seyn solle. Bei diesen Worten erhob er den Kopf, betrachtete mich mit zorniger Miene, und sagte mir in gutem Portugiesisch: „Herr, ich bin nicht zum Lachen aufgelegt.“ — „Du denkst schlimm, Rapas, erwiederte ich alsbald; konntest du glauben, ich wollte deines Elendes spotten? Gott ist mein Zeuge, ich wollte dir nur einen Dienst erweisen.“ — „Ein großer Dienst, antwortete er, weil meine Kameraden schon weit sind und ich noch da bin; aber sollte ich auch bis morgen dableiben, ich würde von einem Weißen keinen Dienst annehmen.“ — „Man muß wohl Ausnahmen machen, erwiderte ich ihm; was würde denn sonst aus der Menschlichkeit?“ — „Die Menschlichkeit!“ antwortete er ironisch: „ah! dieses Wort ist sehr schön; aber ich möchte wissen, was du von der Menschlichkeit dächtest, wenn du ein Sklave wärest, wie ich; wenn du, wie ich, nur eine Zukunft von Schmerzen und Peitschenhieben vor dir hättest! Wenn du dich jede Nacht in deinen Träumen an den Orten deiner Kindheit befändest, frei wie ein Schakal, und bei deinem Erwachen in Wirklichkeit nichts als endlose Sklaverei vor dir sähest, so würdest du keinen so hohen Begriff von der Menschlichkeit haben.“ Er schwieg, schüttelte den Kopf, zog seinen Sack auf eine erhöhte Stelle und schickte sich an, ihn auf seine Schultern zu laden. Ich war ihm beigestanden und hatte seine Hand berührt, ohne es zu wagen, ihm ein tröstendes Wort zuzuflüstern. Er begriff mein Schweigen. „Weißer, du bist der Erste von deiner Farbe, der sich herabließ, oder vielmehr, der sich groß genug zeigte, um sich zu erniedrigen, einem armen Neger zu helfen. Ob ich es schon nicht gern habe, daß man mich beklagt, so danke ich dir doch für deine Sorgfalt, die du mir bezeugst. Aber sage mir, würdest du, wenn noch andere Weiße dagewesen wären, wenn ich z. B. dieses Dienstes auf einem Platze von St. Paul bedurft hätte, mir geholfen haben? Hättest du dich nicht geschämt?“ — „Nein! könnte ich dir ein Verbrechen aus der Farbe machen, die Gott dir gab? Du bist Sklave; aber du verkauftest dich nicht selbst, du hattest kein Recht dazu.“ — „Ich hörte niemals solche Reden in der Gesellschaft eines Weißen; dennoch sah ich eine große Zahl dieser Europäer, die von Hütte zu Hütte gehen, um Bänder zu verkaufen, und die, um nicht mehr zu sagen, eben so böse sind, wie die Herren in diesem Lande; ich kannte sogar einige, welche Neger kauften, denen sie höchstens nur Ruhe ließen, daß sie nur wenigstens nicht starben.“ — „Dieß kommt daher, weil die meisten dieser Herren der Auswurf der Gesellschaft ihres Landes sind, wie der schmuzige Schaum von den Wellen ausgestoßen wird.“ — „Aber du, Weißer, der du so verständig von Andern sprichst, kamst du nicht nach Brasilien, um Contos de Reis *) zu gewinnen?“ — „Ich kam hieher, wie ich anderswo war; ich suche zu leben, mich zu unterrichten, und ich finde mein Glück darin in der weiten Welt herumzulaufen.“ — „Wie glücklich bist du, Samos (junger Mann)! Oh, wenn ich so frei wäre, wie du, ich würde mich auch gern auf der Erde herumtreiben und den armen Sklaven trösten! Aber ich gehöre nicht mir; der Herr hat Alles gekauft, Geist, Blut, Fleisch und Knochen; er that mehr, er verwundete mich bis in mein tiefstes Innere, weil er mich von meinem Kinde trennte, das er verkaufte. Liebes Kind! das mich wenigstens an die Züge seiner Mutter erinnerte, die neben mir starb im Kiel des Negerschiffes. Ach! sechs und zwanzig Monde zeigten sich seitdem in ihrem Glanze, und nicht Ein glücklicher Tag, nicht Ein liebender Blick ward mir!“

(Schluß folgt.)

Archäologische Notizen.

In der Gegend von Puy, im Dorfe Margeaix, hat man einen römischen Tempel durch Nachgrabungen zu Tage gefördert, der mit Meisterstücken der Bildhauerkunst und dem herrlichsten Marmor geziert ist. Man fand eine Anzahl von architektonischen Bruchstücken, Kapitälern, Säulenschäften, Piedestalen, irdenen und bronzenen Geschirren u. s. w., einen Najadenkopf mit Wasserpflanzen umkränzt, drei geflügelte Cupido's, von denen einer unverletzt, das Haupt mit Blumen bekränzt, in der Stellung eines Fischers mit der Angel auf einem Altar sitzt. Ein anderer mit Früchten und Weintrauben gekrönter Cupido läßt einen Sperber fliegen; der dritte ist mit Aehren und Kirschen gekrönt. Diese drei Cupido's hatten wahrscheinlich noch einen mit Eiszapfen gekrönten Bruder, so daß die ganze Gruppe wahrscheinlich die vier Jahreszeiten vorstellte. Die 5½ Fuß hohen Statuen sind hinsichtlich des Styls und der Grazie bewundernswerth und sicher aus den besten Zeiten der römischen Bildhauerkunst. Noch hat man zwei Delphine, diese Begleiter der Venus, den Kopf gesenkt und die Schweife verschlungen — wie man sie auf römischen Münzen abgebildet sieht — und endlich die Trümmer einer großen Wanne gefunden.

In einer Entfernung von ungefähr 4 bis 500 Metres von dem französischen Städtchen Cavignac du Bugue hat man beim Umbrechen eines Stück Landes Gräber entdeckt, die für gallischen oder römischen Ursprungs gehalten werden. Diese Gräber bestehen aus behauenen Steinen, jedes aus einem einzigen Stück, sind fast alle 6 Fuß lang und mit einem Stein von gleicher Länge und 7 bis 8 Zoll Dicke bedeckt. Leider hat man in allen keine Spur gefunden, welche Aufschluß hinsichtlich ihres Alters geben könnte. Unter den Gebeinen fand sich indeß ein kupferner Ring, auf dem sich Umrisse von Buchstaben oder römischen Ziffern erkennen lassen, die aber sämmtlich ganz vom Rost zerfressen sind. Man hat bis jetzt fünfzehn solche Gräber entdeckt und findet deren noch immer mehr.

*) Reis ist eine portugiesische Geldsorte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 257.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 September 1836.

Die Kopten.

2. Die koptischen Frauen.

Das Loos der koptischen Frauen unterscheidet sich auf den ersten Anblick nur wenig von dem der Türkinnen. Wie diese, gehen sie nie anders aus dem Hause, als in einen großen schwarzen Schleier, Habarah genannt, gehüllt. Ohne die Gesetze der Bescheidenheit und Schamhaftigkeit zu verletzen, dürfen sie auf keiner Straße stehen bleiben, um mit einem Manne zu sprechen. Außer ihrem Hause sind sie der ganzen Strenge der Gesetze unterworfen, welche die Moslems ihren Frauen auferlegt haben. Von ihnen kann man mit Recht sagen, daß der Schleier das verabscheuungswerthe Abzeichen der Sklaverei sey, denn man sieht, daß er ihnen schwer wird, daß sie ihn nur mit Widerwillen tragen, und sich wahrhaft eingekerkert in ihm fühlen. Weit entfernt, die ungezwungene Leichtigkeit und die Anmuth zu besitzen, welche die Araberin auch unter dem Schleier behauptet, schleichen die koptischen Frauen mit ihren Pantoffeln traurig durch den Staub einher, während die muntern, flinken Araberinnen aus ihrem Schleier eine Zierde, eine Draperie zu machen wissen; ihre Kleidung läßt beinahe ihre ganzen Umrisse errathen und ihr Gang entzückt, so zierlich und reizend ist er.

Im Innern ihres Harems ist die Lebensweise der koptischen Frauen mehr mit der der Männer verschmolzen, als sich mit den türkischen Gebräuchen vertragen würde. So können sie sich z. B. mit ihren Männern zu Tische setzen, selbst wenn Fremde mit essen. Gleich den Frauen des Moslems dürfen sie in Abwesenheit des Mannes keinen Besuch annehmen; ist dieser aber gegenwärtig, so können sie sich ungehindert in den Kreis setzen und Theil am Gespräch nehmen. Man bemerkt indeß leicht, daß jene Versammlungen, bei denen Frauen mit Männern in Berührung kommen, die nicht zu ihrer Familie gehören, die Frauen von der Zurückhaltung und Schamhaftigkeit entwöhnen, die bei ihnen jene Eigenschaften ersetzen sollten, welche aus Mangel an Erziehung nicht ausgebildet werden konnten. Da Züchtigkeit den Unterhaltungen der Männer fremd ist, so nimmt das Gespräch oft eine sehr freie Wendung, und gewöhnt die Frauen an eine Leichtfertigkeit in Rede und Benehmen, die auf ihr späteres Betragen Einfluß hat.

Die Beichte gewährt den koptischen Frauen eine Freiheit, welche die Türkinnen nicht besitzen. Zu jeder Stunde und in ihrem geheimsten Zimmer können sie ihre Geistlichen empfangen. Sobald der Mann an der Thür ihres Zimmers die schwarzen Pantoffeln eines Abouna (Paters) erblickt, entfernt er sich ohne weitere Erkundigung, denn seine Gattin ist in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten begriffen. Einigen Männern flößt die Eifersucht allerdings Verdacht gegen diese schwarzen Pantoffeln ein, allein sie trösten sich mit dem arabischen Sprüchwort: „die Neugier geht dem Unglück stets voran."

Die koptischen Frauen scheinen sehr andächtig, da sie ihre Kirchen sehr fleißig besuchen; doch liegt die Ursache dieses häufigen Besuchs mehr in dem Wunsch sich zu zerstreuen, da die Kirche für sie zugleich ein Sammelplatz ist, den sie wie einen Vergnügungsort betrachten. Sobald sie eingetreten sind, entschleiern sie sich, sehen sich nach ihren Freundinnen um, laufen ihnen geräuschvoll entgegen, entledigen sich der beengenden Kleidung und benehmen sich ganz so, als ob sie zu Hause wären. Die jüngern necken sich, sprechen und lachen laut, und die ältern, ärgerlich über diesen Tumult, der die Worte ihres Gebets übertäubt, beklagen sich laut und schlafen nach vergeblichen Bemühungen die Ruhe herzustellen, theils ein, theils vergessen sie ihren Zorn, indem sie sich erinnern, daß sie es in ihrer Jugend auch nicht besser gemacht haben. Das verschlossene Gitter, welches die Weiber von den Männern trennt, scheint sie auch von Gott zu scheiden, so wenig wissen sie ihren Geist zu sammeln. Durch das Gitter lauschen sie nach den schönsten jungen Männern, machen sich unter einander auf sie aufmerksam, zergliedern ihre moralischen und physischen Eigenschaften, und erzählen sich scandalose Geschichten. In der Kirche werden Badegesellschaften, Spaziergänge in Gärten und Besuche bei Freundinnen verabredet, die mehrere Tage dauern dürfen, und sich zu eigentlichen Festen ausdehnen; und mehr als Ein junges Weib, die Augen auf einen Turban geheftet, der sich künstlich um ein junges Haupt windet, sinnt schon auf die Ränke, die sie anwenden muß, um dem Gegenstand ihrer Neigung nahe zu kommen.

Digitized by Google

Es läßt sich leicht denken, daß die koptischen Frauen bei dieser Gleichgültigkeit gegen den eigentlichen Zweck des Kirchenbesuchs und bei ihrer Lauigkeit in der Religion, auch die Treue gegen ihre Männer nicht heilig bewahren. Dieß ist vielleicht das unvermeidliche Geschick aller Sklavenvölker, denen die Ueberwinder nicht gestatten, Theil an den Vergünstigungen ihres politischen Gesetzes zu nehmen; denn wenn das bürgerliche Gesetz, welches die Gebote der Religion durch Uebereinstimmung befestigen soll, ihnen seinen Schutz versagt, so müssen diese Gebote immer lockerer werden, je mehr Religion und Glaube in den Herzen erlöschen. Das politische Gesetz der Moslems hat keinen Bezug auf das Privatleben der Kopten; es verleiht ihnen wohl Schutz, kümmert sich jedoch nicht um ihre Heurathen. Aus dieser Ursache, und auch vielleicht aus noch andern, die wir hier nicht untersuchen wollen, haben die koptischen Frauen im Ganzen genommen alle Achtung vor dem Bande der Ehe verloren, und man gibt ihnen Schuld, sie seyen der Buhlerei sehr ergeben. Bei dieser Zügellosigkeit finden sie die Mittel, ihre unmäßige Liebe zum Putz zu befriedigen, und sie benützen jene Art von Freiheit, die sie in ihren Harems genießen, desto eifriger, um ihren verliebten Intriguen nachzuhängen. Die ältlichen Frauen, welche von Haus zu Haus gehen, um Toilettenartikel zu verkaufen, besonders aber die Dienerschaft des Hauses, bieten ihnen hierzu bereitwillige Unterstützung. Der größte Theil der den Christen Dienenden sind Moslems, die sich mit Vergnügen dazu hergeben, Liebeshändel zu befördern, weil ihnen dieß ein Bakhchich (Geschenk) einträgt, um ihr Stillschweigen zu erkaufen. Zudem fühlen sie eine boshafte Freude bei dem Gedanken, ihre Herren betrügen zu können, denen sie nur selten ergeben sind, theils weil sie streng von ihnen behandelt werden, und dann weil sie Christen sind.

Die koptische Ehe ist die christliche Monogamie, keineswegs aber die unauflösliche Monogamie der Katholiken. Es war unmöglich, daß die christliche Religion unter einem so warmen Himmel, umgeben von einer so üppigen Natur, sich bis auf die Höhe entwickeln konnte, wie dieß im Occident der Fall war. Ueberdieß verpflanzten die Moslems, als sie die christlichen Länder in Besitz nahmen, Sitten und Gebräuche unter die Bevölkerung, deren Tradition bei diesen noch nicht ganz erloschen ist, und die das Christenthum wie man aus den zahlreichen Ketzereien seiner Bekenner schließen muß, noch nicht völlig verdrängt hat. Die Ehescheidung erschien den christlichen Nationen des Orients als ein glücklicher Mittelweg zwischen der moslemitischen Polygamie und der christlichen Monogamie. Viele koptische Frauen nahmen, indem sie sich dieser bequemen moralischen Kombination fügten, größten Theils gar bald die Neigung zur Veränderlichkeit, welche den Bekennern des Islams in dieser Hinsicht eigen ist, und den Geschmack an Ehescheidungen an, wodurch der Moslem aus der Klasse des Kleinbürgers sich auszeichnet. Was die Europäer eine koptische Heurath zu nennen pflegen, ist das Ergebniß einer solchen Amalgamation der Sitten, eine Art freiwilliger Vereinigung, die durch kein Gesetz genehmigt, aber durch den Gebrauch dergestalt geheiligt ist, daß man sie jetzt ohne alle Vermittlung eines Priesters, der den Bund einsegnet, schließen kann. Wie bei der türkischen Ehe, steht auch hier dem Manne die Freiheit der Ehescheidung nach ihrer ganzen Ausdehnung zu Gebote, aber nach dem fast im ganzen Orient herrschenden Gebrauche muß er die Frau ausstatten. Indem er sie ehelicht, sichert er ihr durch Kontrakt eine gewisse Summe als Mitgift zu, und verpflichtet sich, ihr die eine Hälfte am Hochzeitstage und die andere dann zu bezahlen, wenn es ihm einfallen sollte die Ehescheidung zu begehren. Da der Mann seine Frau ohne Angabe eines Grundes fortschicken kann, so ist es billig, daß er sie für die Ungewißheit, der ihre Zukunft bloßgestellt ist, einigermaßen entschädigt, und ihr auf so lange Unterhalt zusichere, bis sie Gelegenheit hat, eine andere Heurath zu schließen.

Mehrere Europäer haben solche Ehen geschlossen, um im Orient die Annehmlichkeit eigner Wirthschaft zu genießen, ohne doch deßhalb der Hoffnung zu entsagen, mit der Zeit in ihr Vaterland zurückkehren zu können. Zudem ist dieß für sie der beste Weg, Arabisch zu lernen und sich in die orientalischen Sitten einzuweihen, allein es hält schwer zwei oder drei zu nennen, die bei solchen Vereinigungen glücklich gewesen wären. Man kann sich keinen Begriff von der Gewandtheit und Habsucht machen, mit der die koptischen Frauen die Unkunde der Europäer in den Gebräuchen des Landes und der Lebensweise auszubeuten verstehen. Nie vergessen sie, daß ihre Männer Ausländer sind, und sie über kurz oder lang verlassen werden, und deßhalb betrügen sie sie unbarmherzig, um sich für die Zukunft sicher zu stellen.

Bemerkt muß indeß werden, daß die wohlhabenden Familien unter den Kopten ihre Töchter nie zu solchen kurzdauernden Heurathen hergeben. Die koptischen Frauen sind im Allgemeinen ziemlich hübsch, nur ist die Entwicklung ihrer Formen etwas schwerfällig; es fehlt ihnen an Tournüre. Ihre Gesichtsfarbe ist meist bleich und matt. Selten findet man muntere von leidenschaftlichem Ausdruck belebte Physiognomien. Die Araber sagen von ihnen: „Es sind wandelnde und sprechende Leichen, sie haben kein Blut unter der Haut." Die verschlossene Lebensweise im Harem ist der Schönheit der Haut bei weißen Frauen sehr schädlich, wogegen bei den Araberinnen der umgekehrte Fall eintritt, denen der Schatten der Harems die zu große Röthe der Haut nimmt, ihr eine schöne bräunliche Farbe und Wärme verleiht, und sie weich wie Sammet und glatt wie Atlas macht. Die koptischen Frauen sprechen arabisch gleich allen ägyptischen Moslemitinnen.

Das Reisen in England.

(Fortsetzung.)

Die Wagen sind durchgehends niederer und haben breitere Spur, als in irgend einem andern Lande, welches wieder nur durch die ebenen Wege möglich ist, in denen nie eine Fahrgeleisspur zu finden ist, weßhalb auch von dem ewigen grausamen Rütteln und Schütteln, die manche Eilfahrt bei uns oder in Frankreich zum Märtyrthum machen, hier keine Rede ist. Der

Wagen selbst enthält vier Passagiere und zahlt doppelten Preis. Dieß heißt Jeside. Außen sitzen hinten auf eleganten schwebenden Bänkchen acht Personen, je zu vier und vier gegenüber, die mit dem Rücken gegen den Wagenkasten oder das Gepäck etwas höher, um die Aussicht zu genießen. Mitten auf dem Wagendache liegt die schwere Bagage, Koffer, Kisten, bloß von einem leichten Rande festgehalten, welches am besten beweist, daß die Straße keine Erschütterung hervorbringt, sonst müßte auf der ersten Station bereits Alles herabgeschleudert seyn. Vorn sitzen wieder vier Passagiere mit dem Rücken an das Gepäck gelehnt auf einem schmalen Bänkchen, und die Position der an den Rändern sitzenden scheint auf den ersten Blick etwas prekär, da sie nur mit leichten eisernen Stäben eingefaßt sind und keine Unterlage für die Füße haben, die geradezu frei in der Luft hängen. Die Bänke sind ohne alle Bekleidung, ja größtentheils nach Außen mit eisernem Beschläge versehen, welches denn doch bei anhaltendem Fahren ungeachtet der sanften Bewegung lästig werden muß. Alle diese Einrichtungen gründen sich auf die Geschwindigkeit, womit man von einem Orte zum andern gelangt, weßhalb man auch in England so spät Morgens reist. Vor 7 gehen wenige Wagen ab, und nur die ganz großen Entfernungen, wie von London nach Wales, nach Edinburg, Liverpool, bringen Morgens 5½ Uhr die Kutschen in Bewegung. Für solche Fälle rathe ich nun jedem, sich mit einem guten Kissen oder Mantel zur Unterlage, und mit einem der nun allgemeinen wasserdichten Mackintosh-Mäntel zu versehen, und allenfalls etwas Brod und Fleisch zu sich zu stecken, da man wohl zum Frühstück (lunch) und Mittagessen anhält, für erstes aber nur 10, für letztes 15 Minuten gerechnet sind, welches bei der Menge Menschen sehr wenig ist. Auf die Ankündigung des Kutschers, daß man sich so und so lange verweile, entleert sich der Wagen mit unglaublicher Eile und Alles stürzt in das Diningroom, wo ein großer Tisch mit kalter Küche bedeckt ist. In England ist es Sitte, daß jeder sich von den kolossalen Fleischstücken herabschneidet, was ihm beliebt, und man setzt immer der nachfolgenden Gesellschaft vor, was die abgegangene übrig gelassen hat, bis Alles auf die letzten Knochen abgezehrt ist. Dieß will nun freilich gewöhnt seyn, und obschon die großen Roastbeefs, Hams und schinkenähnlichen Round of Beefs sich eben so appetitlich ansehen als essen lassen, so hat doch jener große Abnagungsprozeß nichts sehr Einladendes und will, wie schon gesagt, gewöhnt seyn. Von Desert und allen Feinheiten der Tischfreuden ist in England überhaupt nicht die Rede. Ein durch Wasser gezogener grasähnlicher Salat ohne Essig und Oel macht die Würze des Tisches aus, und nur der Riesenlaib Chesterkäse, der in einem enormen Mahagonykübel dem Einzelnen so gut wie der Masse nach jedem Früh- und Mittagsmahl vorgesetzt wird, bildet den Schlußstein desselben. Kaffee wird in England schlecht gemacht, und wird selten, besonders nicht zum Verdauungsprozeß getrunken. Eine Tasse mußten wir nach Tische mehrmals mit zwei Schillingen bezahlen, worin ein Grund liegt, davon abzustehen. Ein solcher Repas kostet nun ohne Bier und Wein 3 bis 5 Schillinge. Ein Glas Scherry (Xeres) wird gewöhnlich darauf gesetzt, weil die englische Küche durchaus stärkere Weine zur Verarbeitung bedarf. Lautlos hat sich dieser ganze Akt abgespielt, und lautlos hat jeder wieder seinen Sitz auf dem Wagen eingenommen. Die Engländer sind wie die Uhren, sie gehen nicht, wenn man sie nicht aufzieht, und wir Fremde mußten stets die Initiative ergreifen, worauf denn Alle sich gerne zum freundlichen Gespräche hingaben. Der schönste Platz der Outside ist der Kutscherbock, wo ein Passagier sitzen kann. Da es hier keine numerirten Plätze gibt, so muß man zuerst da seyn, um ihn einzunehmen, oder dem Kutscher einige Schillinge in die Hand drücken. Es ist eine Freude, die stets wechselnden herrlichen Postzüge unter der geschickten Hand im größten Gehorsam auf den schönen Straßen fortgaloppiren zu sehen, und dabei freien Blick über die wunderbaren grünen Matten, herrlichen Baumgruppen und ewig wechselnden Landschaften des englischen Zaubergartens zu genießen, während die Mittheilung über alle Passagiere der Außenseite hin sehr bequem ist, wenn man sich erst kennen gelernt hat. Der Kutscher führt die vier Leitseile in der linken, die zierliche Peitsche in der rechten Hand. Die Wagen weichen in England alle links aus, und es ist ein eigener Anblick, wenn sich zwei vollgepackte Wagen in vollem Laufe begegnen und die Kutscher sich wechselseitig durch Erhebung der die Peitsche führenden rechten Hand und Ausstreckung des kleinen Fingers gravitätisch salutiren. Dieß ist der Gruß aller Fahrenden, und der Grandseigneur erwiedert, sein Gigpferd führend, die Begrüßung des Stagecoachmans auf dieselbe nur etwas leichter markirte Weise.

(Schluß folgt.)

Ueber den Handel von Astrachan und auf dem kaspischen Meere.

Astrachan, ehemals die Hauptstadt des mächtigen tatarischen Königreichs Astrachan, jetzt eines gleichnamigen Gouvernements im asiatischen Rußland, ist noch immer eine der größten, reichsten und bevölkertsten Städte dieses Riesenreichs, denn sie zählt beinahe 4000 Häuser und 42.000 Einwohner,*) was die Einwohnerzahl aller russischen Städte, Petersburg, Moskau und Riga ausgenommen, übersteigt. Sie ist 306 Meilen von Petersburg entfernt, und liegt auf einer Insel in der Wolga, etwa sieben Meilen von der Mündung dieses Flusses ins kaspische Meer, in einer ungesunden und wenig fruchtbaren Steppe. Diese alte, ansehnliche und wichtige Handelsstadt hat einen armenischen und indianischen Kaufhof, der von Kaufleuten aus Multan, Persien, Armenien, Indien u. s. w. bewohnt wird, eine Admiralität, einen Hafen, eine Schiffswerfte, einen russischen Kaufhof (Gostinoi-Dwor) u. s. w. — Außer jener Anzahl beständiger Einwohner halten sich des Handels und der Fischerei wegen auch noch viele Fremde hier auf. Man findet in der Stadt gegen 180 größere und kleinere Fabriken und Manufakturen, besonders Seiden-, Baumwollen-, Leinwand-, Schleier- und Gürtelwebereien, Chagrin-, Juften- und Saffiangerbereien, Seifensiedereien, Lichtziehereien u. a. m. Es wird hier auch Seidenbau getrieben, so wie man gleichfalls auch alle nöthigen Künstler und Handwerker daselbst antrifft. Die Hauptsache aber ist der Handel

*) Im Frühjahr und Sommer bei eröffneter Schifffahrt gegen 70,000.

sowohl auf der von ihrem Ursprunge bis zum Ausflusse ins kaspische Meer 600 Meilen weit strömenden Wolga, als auf dem kaspischen Meere selbst, von dem Astrachan der wichtigste Stapelplaz ist. Besonders werden von hier aus eine große Menge Waaren nicht nur in die benachbarten russischen Provinzen, sondern auch nach Persien, Armenien, nach dem Lande der Kirgisen, in die Bucharei, nach Bukhara, Indien und in andere Länder verführt. Es laufen indessen nicht gar zu viele Schiffe jährlich auf dem kaspischen Meere aus; desto lebhafter und ausgebreiteter ist dagegen der Handel und die Schiffahrt auf der Wolga. — Merkwürdig sind auch in und vor der Stadt die vielen Obst- und Weingärten, aus welchen leztern sehr vieler und zum Theil guter, obgleich nicht haltbarer Wein gewonnen wird. In der benachbarten Slobode *) Gilan wohnen viele Perser, welche Seiden- und Baumwollenzeuge weben.

Ehemals war der Handel von Astrachan noch weit ansehnlicher als jezt. Durch die immerwährenden Unruhen in Persien, durch die häufigen Rebellionen und das trozige Betragen der Tataren ist er ziemlich verringert worden. In der Mitte des verwichenen Jahrhunderts erstreckte sich der Handel daselbst bis nach China und Bukhara, von woher die Russen Getreide, Obst, Baumwolle, Seide, Tabak u. s. w. holten, und es war hier ein äußerst lebhafter Verkehr zwischen Persern, Armeniern, Bucharen, Kirgisen und Russen. Zwar ist noch nicht alle Gemeinschaft zwischen diesen Gegenden und Völkern abgebrochen, aber der Handel ist dennoch größtentheils nur auf das russische Gebiet und Persien eingeschränkt. Es finden sich hier fast zu jeder Zeit 50 bis 60 Fahrzeuge von 70 bis 100 Lasten zum persischen Handel, wovon einige der Krone gehören und kleine Kanonen führen. Sie werden von einem Kommandeur geführt, der Lieutenantsrang hat und unter der dasigen Admiralität steht. Diese ist gemeiniglich mit allen Vorräthen für die Schiffe versehen, sowohl zum Gebrauche der Kronfahrzeuge, als solcher, die zum Dienste der Kaufleute gehalten werden.

Die Handelsschiffe bringen den Gränzstädten Kisljär und Tarki, die am kaspischen Meere liegen und ebenfalls in verschiedene Provinzen Persiens handeln, für gewisse bestimmte Preise Lebensmittel und andere Waaren zu. Gelegentlich werden sie auch von den Persern gebraucht, Lebensmittel von Gilan nach Baku, Derbent und andern Oertern zu bringen. Es werden von Astrachan aus vorzüglich Juften, Saffiane, Chagrin, Seidenwaaren, baumwollene Tücher, Leinwand, Wollentücher und europäische Manufakturwaaren verschifft, die größtentheils für Rechnung der Armenier nach Persien gehen. Dagegen bringen die Schiffe wieder verschiedene persische Manufakturwaaren mit zurück, vornehmlich die von Kasan, als seidene mit Gold gewirkte Gürtel zum Gebrauch der Kavallerieoffiziere, besonders bei den Polen, gewobene Seide und Steffe, die mit Kattun melirt sind, Kattun, Reiß, rohe Seide, kleine Quantitäten von Spezereien u. a. m. Sie bringen auch wohl Rhabarber mit; da sich aber die Regierung den Handel mit dieser theuren Waare selbst zugeeignet hat, so ist es Privatpersonen bei schwerer Strafe verboten, damit zu handeln.

Der Handel nach Bukhara und überhaupt in die Bucharei ist noch immer ansehnlich. Bukhara selbst ist eine sehr große und volkreiche Stadt, die der Größe und Bevölkerung Moskau's gleichkommt. Sie ist die Residenz des Khans und liegt am Soghd, hat weitläufige Bazars, große Magazine und Waarenniederlagen, viele Kattun-, Baumwollen- und Seidenfabriken, und treibt einen starken, ausgebreiteten Handel nach Persien, besonders nach Rußland. Die vornehmsten Handelsartikel sind: Kattun, Lämmerfelle, Federn, Reiß, Vieh, Seife, Baumwolle, Baumwollengarn; ferner Sammet, Seide, Tuch und mit Gold durchwirkte Gürtel, die sie aus Persien bekommen und nach Astrachan zu Markte bringen; auch wird vieles wollenes Tuch, Indigo, Chalon, Korallen, Cochenille, seidene Tücher aus Persien von den Bucharen nach Astrachan gebracht. Rhabarber, Moschus und Bibergeil, nebst vielen andern kostbaren Spezereien, bekommen sie von den Kalmüken und von Taschkent.

*) Slobode heißt im Russischen ein Flecken oder eine Vorstadt.

(Fortsezung folgt.)

Ein Neger des Zuengas-Stammes.

(Schluß.)

Kaum hatte er diese leztern Worte gesprochen, als wir uns vor einer Station befanden, Casa de sechos et mulhados, die am Wege lag. Ich forderte hier meinen schwarzen Gefährten auf sich zu erfrischen; er ließ sich nicht zweimal bitten, und als wir durch die sympathetische Wirkung einer Bouteille Portwein vertraut geworden, machte er mir eine Beschreibung von den Ufern des Sees Marawi, an dem er seine Kindheit verlebt; besonders verweilte er gern bei den glücklichen Zeiten seines Nomadenlebens; mit beredtem Munde sprach er mir von den hundertjährigen Wäldern, in denen er seine Jugend in Glük und Freiheit zugebracht. Auch schilderte er mir unter Verwünschungen und krampfhaften Bewegungen die Portugiesen der Küste von Mozambique.

„Sie sind es, sagte er mir, welche die Uneinigkeit zwischen meinem Stamme und dem von Morinha stifteten, die zu meiner Niederlage beitrugen, die mich um ein elendes Stück Zeug kauften und mich in Ketten hieher führten. O Rache!..... Ja, Rache! was auch der Priester von St. Paul darüber sagen mag. Dieser Priester, er, der keine Rührung kennt, weil er nicht leidet, er sagt, man müsse seinen Feinden verzeihen; die Rache gezieme sich nur den Bösen, den schwachen Seelen, die keine Kraft besizen sich zu besiegen...... Nun, Adieu, denke manchmal an mich, an Papagali, den unglüklichen König des Stammes der Zuengas!"...

Noch hatte ich mich nicht von dem Erstaunen erholt, worein mich diese lezten Worte versezt hatten, als der Ex-König schon fern war. Ich sezte, voll von diesem Zusammentreffen, meinen Weg fort, und es schlug zwölf Uhr, als ich in St. Paul ankam.

Als ich drei Tage später von dem Landhause eines Franzosen zurükkehrte, wohin ich Tags zuvor gegangen war, wurde ich durch ein Zusammenströmen von Leuten, Weißer, Schwarzer, Mulatten, Indianer, Mestizen aufgehalten, die sich um drei Balken herumdrängten, deren zwei, senkrecht in den Boden gepflanzt, den dritten waagrecht über ihre Enden gelegten trugen. Ich fragte nach dem Gegenstand dieses Zusammenlaufes. Man antwortete mir, man sey im Begriff einen Neger zu hängen, der, nachdem er ungerecht gestraft worden, die sieben Weißen, welche sich in der Pflanzung des Senhor dom Manoël da Silva, seines Herrn, befanden, ermordet habe, und daß leztern mit ausgesuchter Grausamkeit lebendig begraben worden. Ich wollte mich entfernen; die Menge drükte mich; ich befand mich gerade unter dem Galgen. Ich machte neue Anstrengungen, um mich dem Anblik einer solchen Hinrichtung zu entziehen; allein sey es, daß ichs nicht im Stande war, oder daß ein Instinkt der Neugierde mich zurükhielt, ich warf einen Blik aufs Schaffot. Gelbe Hosen, wie diejenigen, welche Papagali trug, riefen mir den König von Zuengas ins Gedächtniß; ich erhob die Augen — er war's!!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 258.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 September 1836.

Chinesische Städte. II.

Nanking und Canton.

Obschon der Umfang der alten Mauern Nankings größer ist, als der der gegenwärtigen Hauptstadt von China, so steht doch der größere Theil des Bodens jetzt entweder leer oder ist in angebautes Feld verwandelt. Die neueste britische Gesandtschaft nach China, im Jahr 1816, hatte Gelegenheit sich hievon zu überzeugen, da sie vom 21sten bis zum 23sten Oktober in der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt aufgehalten wurde. Die Gelegenheit ward hinlänglich benützt, und die Freiheit, welche uns zur Befriedigung unserer Neugierde gelassen wurde, ward durch einen Vorfall noch vermehrt, bei dem die Festigkeit des Gesandten eine günstige Wirkung machte.

Bald nachdem die Flotte von Booten, welche die Gesandtschaft trug, auf dem großen Flusse Kiang, welcher einige Meilen nordwestlich von der alten Hauptstadt fließt, die Vorstädte von Nanking erreicht hatte, wurde der Gesandte durch die Berichte einiger Herren seiner Begleitung, die einen Theil der Stadt innerhalb der Mauern durchforscht hatten, ohne daß man ihnen ein Hinderniß in den Weg gelegt hätte, veranlaßt, das nächste Thor an der Nordwestseite zu besichtigen. Kaum war er jedoch dahin gekommen, als ein Mandarin von untergeordnetem Range zu Pferde, und von einem Haufen Soldaten gefolgt, herbeieilte und das Thor dem Gesandten und seinen Begleitern vor der Nase zusperrte. Ueber dieses Benehmen aufgebracht, verlangte der Gesandte die Oeffnung des Thors unter der Erklärung, daß er nicht eher von der Stelle gehen werde, als bis seinem Verlangen Genüge geschehen sey, eine Forderung, die indeß von dem Mandarin, der sich auf sehr unhöfliche Weise mit seinen Leuten entfernte, nicht erfüllt wurde. Der Gesandte schickte hierauf sogleich zu dem kaiserlichen Legaten, der der Gesandtschaft als Führer beigegeben war; auf die Verwendung des Letzteren wurde sogleich ein Mandarin von der Klasse des blauen Knopfs abgeschickt um das Thor öffnen zu lassen. Der Gesandte zeigte sich mit dieser Genugthuung zufrieden, und lehnte es vor der Hand ab, in die Stadt zu gehen. Dieser Vorfall machte auf die versammelte Volksmenge den günstigsten Eindruck, so daß Alle sich höflicher benahmen als bisher, und wir uns ungehindert innerhalb der Mauer umsehen konnten. Hier sahen wir, von einem mit Hochwald bedeckten Hügel, den neuen Theil der Stadt gegen Süden, der kaum ein Drittheil der unermeßlichen Bodenfläche einnimmt.

Der alte Name Nanking (südliche Hauptstadt) ist noch immer üblich, wird aber in öffentlichen Dokumenten nicht mehr gebraucht, sondern Kiang-ning-fu geschrieben, was so viel bedeutet als eine Stadt ersten Rangs, oder eigentlich nur die Hauptstadt einer Provinz. Der Porzellanthurm von Nanking (an dem jedoch nur die Ziegel von Porzellan sind) fällt schon von fern in die Augen, und reizte einige von unserer Gesellschaft, die innere Stadt zu besuchen, um ihn näher zu betrachten. Sie kamen ungehindert bis in die Vorstadt, wurden aber, als sie weiter gingen von einem so dichten Volkshaufen umgeben, daß es unklug gewesen wäre, weiter zu gehen. Befriedigend war es indeß immer, so weit in der alten Hauptstadt von China gekommen zu seyn, die von keiner der frühern Gesandtschaften noch besucht worden war. Nachstehendes ist eine bei dieser Gelegenheit von Sir George Staunton entworfene, aus seinem noch ungedruckten Tagebuch entnommene Schilderung.

„Die Aussicht von der Spitze des Hügels (innerhalb der Mauern) belohnte uns reichlich für die Mühe des Hinaufsteigens, denn es lag hier ein vollkommenes Panorama vor unsern Blicken. Auf der einen Seite, gleichsam zu unsern Füßen, befand sich die Vorstadt, die wir eben verlassen hatten, der prächtige Fluß Yang-tse-kiang mit seinen verschiedenen Armen oder vielmehr Unterabtheilungen; jenseits desselben die Pagode der Stadt, Pu-keu-hien genannt, und am Saum des Horizontes dehnte sich eine Gebirgskette aus. Auf der andern Seite lag ein schönes, einige Stunden langes Thal, das, nebst einigen aus ihm sich erhebenden niederern Hügeln, innerhalb der alten Gränzen der kaiserlichen Stadt sich befindet. Mit Hülfe eines Fernrohrs konnten wir fast den ganzen Umkreis der Mauern übersehen, doch sahen wir uns innerhalb des ungeheuren Raums, den sie einschließen vergebens nach menschlichen Wohnungen und nach Spuren der einstigen zahlreichen Bevölkerung dieser vormaligen Hauptstadt von China um. Sogar

die Ruinen der Gebäude, die doch früher hier gestanden seyn müssen, sind gänzlich verschwunden, und Gruppen von Bäumen, Obstgärten, bebaute Felder und einige wenige Landhäuser an ihre Stelle getreten. In der Ferne, jenseits eines hohen Bergrückens, gegen Westen, konnten wir unterscheiden, daß über einem Theil des Thales Rauchwolken hingen, durch welche einige bedeutende Gebäude durchschimmerten, die ohne Zweifel zu dem noch bewohnten Theile der Stadt gehörten. Ziemlich deutlich ließen sich die Dächer von zwei oder drei tempelähnlichen Gebäuden, zwei gewölbte Thore und drei Pagoden erkennen, deren eine wir wegen ihrer alles überragenden Höhe und Stattlichkeit, und wegen ihrer Lage in der Nähe des Flusses, für den berühmten Porzellanthurm erkannten, was auch von unsern chinesischen Führern bestätigt wurde."

Die Verwüstung, welche dieser alte Sitz der eingebornen Herrscher des Landes erfuhr, schreibt sich ohne Zweifel von den tatarischen Eroberern her, die in der Wuth des Kriegs den kaiserlichen Palast und sogar die Gräber zerstörten. Es läßt sich jedoch zu Erklärung des Umstande, daß außer der großen chinesischen Mauer, so wenig alte Baudenkmale im Lande angetroffen werden, noch eine andere Ursache anführen, und diese ist die wenig feste Bauart der Chinesen. Die Säulen sind größtentheils von Holz, das bei dem Wechsel der Witterung natürlich dem Verderben ausgesetzt ist; nur die neunstöckigen, Pagoden genannten Gebäude, bestehen aus festem Mauerwerk von Backsteinen, und diese erhalten sich daher auch am längsten. Die Pagode von Nanking steht oben an unter den religiösen Gebäuden dieser Art, an die anfänglich Tempel angebaut waren, deren Kirchthürme sie bildeten. Mehrere sind neben den dazu gehörigen gottesdienstlichen Anstalten und Gebäuden noch vorhanden, nur der sogenannte Porzellanthurm von Nanking, von dem einer der Begleiter der Gesandtschaft eine Abbildung nebst angehängter Beschreibung kaufte, steht isolirt. Er ist nahe an 200 Fuß hoch, die Grundmauern, auf denen er sich erhebt, sind achteckig, und die spiralförmige Treppe ist in der festen Mauer angebracht, welche den hohlen Raum umgibt, der sich bis zum Gipfel des Gebäudes ausdehnt. In den Nischen an den Seiten der Treppe sind die Bildnisse Budh's oder der Gottheit Kuan-yin angebracht.

Da Nanking unter 32° 04' Breite liegt, so hat das herrliche Klima, nebst der Nähe des großen Flusses Kiang eine bedeutende Volksmenge hier fest gehalten, die einen Handel treibt, der noch immer beträchtlich genannt werden kann, wiewohl er viel von seiner vormaligen Ausdehnung verloren hat. Außer den hiesigen Seidenwaaren und dem bekannten Baumwollenzeug, das den Namen der Stadt führt, schätzen die Chinesen besonders auch das Papier und die Tusche, welche hier verfertigt werden. Das starke Papier, das man in England gewöhnlich Reispapier nennt, wird ebenfalls hier in der Nähe aus einer zu den Leguminosen gehörigen, Tung-tsao genannten Pflanze verfertigt, die, gleich der Binse, in sumpfigen Gegenden wächst. Als der Pirat Koschinga die westlichen Küsten verwüstete, segelte er leicht die Mündung des Kiang hinan bis Nanking, und es läßt sich mit Recht vermuthen, daß eine europäische Flotte hier einen der verwundbarsten Theile des Reichs finden würde, da der Kanal — ein wenig unterhalb der Stadt gegen das Meer — in den großen Fluß mündet. Durch eine gleichzeitige Blokade der Mündung des Kanals und des Yang-tse-kiang würde demnach das Reich und besonders Peking in große Noth versetzt werden, weil dieses letztere größtentheils aus den südlichen Provinzen mit Lebensmitteln versehen wird.

Nanking liegt nahezu halbwegs zwischen Peking und Canton — den beiden wichtigsten äußersten Punkten von China gegen Norden und Süden. Der bedeutenden Verschiedenheit des Klima's ungeachtet, die sich bei nicht weniger als siebenzehn Breitegraden herausstellen muß, ist dennoch die Bauart der Städte und Flecken, und ihre Häuser durch das ganze Reich von überraschender Gleichförmigkeit. Der hervorstechendste Zug in der Bauweise ist die Niedrigkeit der Häuser und die engen Straßen, die gewöhnlich mit flachen Steinen gepflastert und nur für Fußgänger oder höchstens für Sänften berechnet sind. Der Weg wird zuweilen von jenen dreifachen Pforten durchkreuzt, die man mit Unrecht Triumphbögen genannt hat, die aber nicht von gewölbter sondern von viereckiger Bauart sind, und zum Gedächtniß von Personen errichtet zu seyn scheinen, die sich durch Talente oder Tugenden auszeichneten. Eine andere Art von Denkmälern besteht aus einer großen steinernen Platte, Schi-pai genannt, die 8 Fuß hoch, 2 breit, ½ Schuh dick und mit Inschriften bedeckt ist, die sich auf irgend eine von dem Kaiser verliehene Ehrenbezeugung oder das Verdienst einer ausgezeichneten Person beziehen. Sie werden stets senkrecht auf einer von derselben Steinart ausgehauenen Schildkröte aufgerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Das Reisen in England.

(Schluß.)

Wenn der Kutscher keinen Guard hinten hat, welches auf ganz ebenen Straßen oft der Fall ist, so muß er herabsteigen, um einem kommenden oder gehenden Passagier behülflich zu seyn. Er übergibt die Leitseile und Peitsche dem neben ihm sitzenden Gentleman und dieses Amt ist stets an den Bockplatz geknüpft. Rasch steckt er nun die Effekten des Kommenden in die großen Behälter unter den hintern und vordern Outsidebänken und schwingt sich wieder auf seinen Thron. Man macht sich in der That keinen Begriff, wie schnell sich dieß Alles abmacht. Der Kutscher erwartet von jedem Reisenden eine Kleinigkeit, die er auch wohl verdient. Die Plätze sind theuer, wo keine Opposition besteht, welches aber freilich nur noch auf wenigen Straßen Englands der Fall ist; wo diese aber ist, da werden sie auch oft ins Unbegreifliche verringert. Frauenzimmer reisen hier sehr viele auf den öffentlichen Wägen, und die ehrerbietige Auszeichnung, welche man in diesem Lande dem schönen Geschlechte beweist, gestattet jedem einzelnen Mädchen, ohne Sorge jeden Platz auf der Landkutsche einzunehmen. Sie ist sicher, mit aller Aufmerksamkeit behandelt zu werden und ein allgemeines Bestreben zu finden, ihr dienstfertig und gefällig

zu seyn. Von rohen Reden, wie man sie leider nur noch zu häufig auf deutschen Eilwagen hören muß, kann ohnehin in einem Lande strenger Moral und feinen Sittentaktes, wie England, keine Rede seyn. Die royal Mails unterscheiden sich nun von diesen Kutschen nur durch die geringere Anzahl von Passagieren, die sie aufnehmen können, und haben nichts Königliches an sich, als die rothe goldverbrämte Hofkleidung des Guards. Wagen und Pferde sind in Pacht gegeben, allein nicht wie bei unsern löblichen Einrichtungen an den Wenigstnehmenden, sondern an den Schnellestfahrenden, daher die Mails doch in der Regel Alles andere an Geschwindigkeit übertreffen. Die Regierung kümmert sich nicht um die Transportirung der Passagiere, welches alles Sache der Gesellschaft und des sie vertretenden Kutschers ist. Wenn der Regierungsguard Briefe und Depeschen zur rechten Zeit bringt, so wird bezahlt, geht aber dieser Dienst nicht regelmäßig, wird das Privilegium entzogen. Die Posten sind zwar unter einer Generaladministration vereinigt, welche sich jedoch um nichts als die Regulirung der Kurse und die Korrespondenz mit dem Auslande bekümmert und sich enormes Briefporto bezahlen läßt. Das Projekt einer Vereinigung mit den benachbarten Staaten wird wohl Chimäre bleiben, besonders da Deutschland auf keine Weise entgegen gekommen ist. Postpferde kann jeder halten, der es der Regierung anzeigt, und auch aus dieser Konkurrenz entstehen angenehme Folgen. Dieses ist nun die zweite Art in England zu reisen, die zwar langsamer und theurer, aber weit bequemer ist, als das Fahren auf öffentlichen Wagen. Die Relais habe ich sehr ungleich gefunden, und man fährt zuweilen nur acht bis zehn, zuweilen aber zwanzig und mehrere Meilen auf einer Station. Daß die Postpferde den öffentlichen Kutschen nicht gleichkommen, fand ich einigemale, als ich Mails nachfahren wollte, die kurzen Vorsprung genommen hatten und die ich nicht einholen konnte. Da die Posten nicht in königlichem Dienste sind, so kann von Livreen auch keine Rede seyn. Dagegen sieht der Anzug der stets auf dem Sattelpferde reitenden Postboys, die graue Hüte oder schwarze Käppchen, runde Jacken von gestreiftem Sommerzeug, weiß und blau oder roth, knappe weißlederne Hosen und Stiefel mit gelben Stülpen und silbernen Sporen tragen, sehr leicht und gefällig aus. Auch darf man in diesem Lande nicht in Verlegenheit seyn, wenn man keinen eigenen Wagen besitzt. Jeder der Postpferde hält, hat auch eine Auswahl eleganter Wagen für jede Anzahl von Reisenden und jede Art von Gepäck, das hier mit unglaublicher Hast und Sicherheit umgepackt wird. Die angenehmste und allgemeinste Gattung sind die Landau Coupés, zweisitzig und so eingerichtet, daß der Reisende bei eintretender übler Witterung sich selbst durch einen Zug bedecken kann und nun hinter Fenstern sitzt. In einem Lande, wo es fast jeden Tag regnet und gleich wieder der herrlichste Sonnenschein folgt, ist diese Einrichtung nothwendig. Die Meile mit Postpferden wird in der Regel mit 16 Pence bezahlt, doch haben die Oppositions dieß auch schon auf einen Schilling herabgedrückt. Der Postboy erhält drei Pence die Meile. Den Schilling zu 12 Pence oder 56 kr. leichten Geldes gerechnet, wird man diese Taxe sehr billig finden. Eine Unannehmlichkeit, welche den Postreisenden begleitet, sind die vielen Barrieren, Turnpikes genannt, an denen der Zolleinnehmer in einem kleinen Häuschen oder runden Thürmchen wohnt. Ich habe dieser Zölle, welche zu Erhaltung der Wege von den Gemeinden erhoben werden, in einer Tagesreise 28 gezählt, welches bei jedesmaliger Schillingabgabe beträchtliche Kosten verursacht. Man fühlt das Lästige auch in England so sehr, daß im Parlamente der Antrag gestellt ist, die Regierung solle die Unterhaltung der Straßen übernehmen, die Straßenzölle aufheben und dagegen eine allgemeine Wegsteuer erheben. Ich kann es nur bedauern, daß diese Maßregel, welche von der Regierung angenommen wurde, nicht bereits vor meiner Reise durch England in Wirksamkeit getreten ist. Bis jetzt besteht nur eine durch Parlamentsakte erbaute Straße, nämlich die durch Wales, welche übrigens Alles übertrifft, was ich jemals von vortrefflichen Chausseen in Europa gesehen habe. Alle Straßen in England sind macadamisirt, und es wäre wohl an der Zeit, diese hinlänglich geprüfte Art der Chaussirung auch in andern Ländern einzuführen, welche nur in einer Grundlage gleichmäßig zerbröckelter und gestampfter Steine besteht, wodurch eine Ebenheit des Bodens hervorgeht, die mit einem Parkett verglichen werden darf. Die englischen Straßen sind nicht sehr breit, und ganz flach, wodurch schon allein der Gefahr des Umwerfens vorgebeugt ist. Rechts und links gehen Rasenfußwege, oder ebenfalls macadamisirte oder selbst mit Quadern belegte Trottoirs. Abzuggräben habe ich beinahe keine gefunden, und doch sind die Straßen stets trocken und eben. Leichte zierlich gezogene Hecken ziehen sich an ihnen als Einfassung der Felder hin, und Alles bekundet die fleissige Hand kenntnißreicher Behandlung. Die Ausbesserung der Wege geschieht stets fragmentarisch aber unausgesetzt, so daß man sie kaum gewahrt und nie durch sie aufgehalten oder gehindert wird. Bei den größern Städten stehen auf stundenweite Entfernungen Gaslichter an den Straßen, und die Sicherheit ist so groß, daß man nie von einem gewaltsamen Anfalle oder Beraubungen hört, die sonst Stoff zu Romanen gaben und jetzt noch in den Köpfen reicher Reisenden spucken. Daß nun in einem Lande, wo solche Wege und solch rasches Fahren besteht, das Bedürfniß der Eisenbahnen nicht so lebhaft sich ausspricht, wie bei unsern schneckenartigen sogenannten Eilwagen und schlechten Chausseen, ist begreiflich. Und dennoch wird der Bau derselben unaufhaltsam betrieben, so daß binnen einem Jahre die Bahn von London nach Birmingham und in zwei Jahren die nach Manchester vollendet seyn wird, während Eisenwege nach allen andern Richtungen im Werke sind. Die Geschwindigkeit dieser Bahnen ist gerade das Doppelte der öffentlichen Kutschen, da man auf der Bahn von Manchester nach Liverpool 36 Meilen in $1\frac{1}{2}$ Stunde und zuweilen in $1\frac{1}{4}$ Stunde zurücklegt. Für den Engländer, dem Alles daran liegt, so rasch als möglich von einem Orte zu dem andern zu kommen, ist diese Erfindung von unendlichem Werth. Wir dürften zufrieden seyn, wenn wir nur erst einmal die Flugeseile der Stagecoaches erreichten; es ist aber zu bezweifeln, ob wir bei unsrer lieben deutschen Bedenklichkeit und Umständlichkeit jemals die eine, geschweige die andere Reiseart werden erreichen können.

Digitized by Google

Alter Bergbau in England.

Bei einer der jüngsten Versammlungen der Mitglieder der Bergwerksgesellschaft von Westcork kam die Art und Weise zur Sprache, in welcher die Dänen, zur Zeit als sie noch die britischen Inseln besuchten, ihr Kupfer gewannen. Dieß geschah, indem sie Schachte oder Gruben von einigen Fuß Tiefe einschlugen, dann auf dem Erzgang Feuer anmachten und so das Kupfer in der Erde schmelzten. In den Bergwerken der Gesellschaft auf der Horse-Insel (in der Grafschaft Cork) sind mehrere solcher alterthümlichen Arbeiten untersucht worden, und aus dem Reichthum und der Ausdehnung des Erzgangs, der ungefähr 15 Fuß breit ist, läßt sich abnehmen, daß die Kenntnisse der damaligen Dänen im Bergbau auf der niedrigsten Stufe standen. Der in der größten Grube entdeckte Gang besteht aus einer schiefrigen Substanz mit Flußspath untermischt, und enthält eine so unendliche Menge kleiner Adern des reichsten Erzes, daß man mit der Spitzhaue nirgends einschlagen kann, ohne Metall zu finden. Einige merkwürdige Hämmer nebst andern Instrumenten und auch mehrere eherne Pfannen wurden gefunden. Hinsichtlich dieser Schachte bestehen mehrere Sagen im Lande, die, nebst den bereits erwähnten Umständen, auf die Vermuthung führen, daß sie einer noch frühern Periode als der dänischen angehören. Es ist ein historisches Faktum, daß die Karthaginenser die Zinngruben in Cornwallis ausbeuteten. Das Notium des Ptolemäus, oder Mizen Head, ist nur wenige Stunden von der Horse-Insel entfernt, und da der ganze Distrikt, von dem jene Insel einen Theil ausmacht, eine einzige Schichte von Mineralien bildet, so läßt sich nicht denken, daß jene Insel von dem unternehmenden Volk unbeachtet geblieben seyn sollte. Eine andere, drei Meilen von der Horse-Insel entfernte Kupfermine, wo das Erz ebenfalls sehr reichhaltig ist, wird jetzt von der Gesellschaft ausgebeutet; dieses Erz hält, wie sich aus einer Untersuchung ergab, 85 Prozent Kupfer. Der Ort, wo diese Mine liegt, wird Ballydehob genannt, was im Irischen so viel als Goldstadt bedeutet.

Ueber den Handel von Astrachan und auf dem kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

Astrachans Handel war schon zu Ende des 15ten Jahrhunderts bedeutend. Im Jahre 1475 fand der venetianische Gesandte Ambrosio Contareni daselbst einen ausgebreiteten Verkehr mit Reiß, Seide und seidenen Zeugen, welche über das kaspische Meer hieher gebracht wurden. Auch befanden sich um diese Zeit schon Russen des Handels wegen hier. Astrachan sowohl als die umliegende salzreiche Gegend lieferte schon um diese Zeit eine große Menge Salz nach Rußland, welches auf der Wolga in die Oka und von da nach Moskau geführt wurde. Die günstige Lage an der Wolga und die Nachbarschaft des kaspischen Meeres, wodurch die Handlung und Verbindung mit Persien ungemein erleichtert wurde, erhoben Astrachan unter der tatarischen Herrschaft zu einer der vorzüglichsten Handelsstädte. Ihre Eroberung war daher für Rußland ein großer Gewinn, der sich durch den Besitz der Wolga und durch die Mitherrschaft auf dem kaspischen Meere noch mehr erhöhte. Denn nunmehr verbreitete sich der russische Handel nach und nach über Astrachan nach Persien, Armenien, Kandahar, Turkistan, in die Bucharei und in die meisten am kaspischen Meere gelegenen Provinzen. Selbst mit Arabien muß Astrachan, wenn auch nur eine mittelbare, Verbindung gehabt haben; denn Olearius in seiner persischen Reisebeschreibung erwähnt 1656 daselbst des Kaffees, der bisher in Europa unbekannt war.*) — Aus den meisten dieser Provinzen strömten Kaufleute nach Astrachan, die sich daselbst entweder häuslich niederließen, oder nur so lange da aufhielten, als es ihre Handelsgeschäfte erforderten.

Da man aus Persien und aus der Bucharei solche Produkte von den Küsten des kaspischen Meeres erhielt, die nicht so leicht aus andern Gegenden erhalten werden konnten, so bestrebten sich bald andere europäische Nationen, Mitgenossen dieses Handels zu werden. Vorzüglich bemühten sich die Engländer, diese von jeher so industriöse Nation, diesen wichtigen Handelszweig an sich zu ziehen, um ihn mit dem Handel über Archangel zu verbinden.

Anton Jenkinson unternahm 1558, als Bevollmächtigter der englischen nach Rußland handelnden Kompagnie, die erste Reise nach dem kaspischen Meere. Sein Augenmerk war aber mehr auf die Bucharei, als auf die südlichen Provinzen dieses Meeres gerichtet. In Gesellschaft persischer und bucharischer Kaufleute reiste er von Astrachan nach der Bucharei ab. Allein er fand hier die gehofften Handelsvortheile nicht. Hohe Zölle und der geringe Absatz der mitgebrachten Waaren (denn Buchara hatte über Smyrna und Aleppo große Zufuhr erhalten) vernichteten jede Hoffnung, einen vortheilhaften Handelsweg von England aus nach der Bucharei zu eröffnen.

Jetzt wurde von eben dieser Nation Persien als der Zielpunkt des Handels ausersehen, und Jenkinson war abermals der Unternehmer davon. Im Jahre 1562 reiste er über das kaspische Meer nach Schirwan, und von da nach Schamachie und endlich an den Hof des Schach Thamas nach Chasbin. Hier zeigte sich aber ebenfalls kein günstiger Zeitpunkt, um einen unmittelbaren Handelstraktat mit dem Schach von Persien schließen zu können. Das Einzige, was Jenkinson auf dieser Reise zum Besten des englischen Handels gewonnen hatte, war eine von dem Khan Abdullah zu Schamachie erhaltene Handelsfreiheit, die ihm gestattete, seine Waaren zollfrei in dessen Staaten einzuführen.

Nach dieser Einleitung reisten von 1564 an mehrere englische Faktoren in Handelsangelegenheiten nach Persien. Einer, Namens Arthur Edwards, war 1566 so glücklich, vom Schach Thamas einen Schutzbrief zu erhalten, wodurch alle englischen Waaren zollfrei nach Persien eingeführt werden durften. Man suchte daher diesem Handel von nun an einen immer größern Wirkungskreis zu verschaffen. Selbst manche Hindernisse und Unglücksfälle schlugen den Muth der Engländer nicht nieder. Bis 1578 war daher dieser Handel überaus ausgedehnt, lebhaft und einträglich. Da aber in eben diesem Jahre der Faktor Jeffry Ducket auf seiner Rückreise aus Persien, sich genöthigt sah, widriger Winde halber unweit der Mündungen der Wolga zu landen, so wurde er von räuberischen Kosaken überfallen, mehrere seiner Begleiter ermordet und das ganze Schiff ausgeplündert. Durch Unterstützung des Statthalters von Astrachan erhielten zwar die Engländer den größten Theil ihrer verlornen Güter wieder, allein dieser Unfall und die Unsicherheit, die auf der Wolga sowohl als an den nördlichen Küsten des kaspischen Meeres von den Kosaken zu befürchten war, verursachten in den bisherigen Handelsgeschäften eine abermalige Stockung.

(Fortsetzung folgt.)

*) In Marseille wurde der Kaffee erst im Jahre 1644 als Getränk bekannt.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 259.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 September 1836.

Skizzen aus Paris.

Palais royal.

Die Verkleinerung des Gartens des Palais royal und die Errichtung der Arkaden durch den Vater des jetzt regierenden Königs der Franzosen waren ein bedeutendes Zeichen der industriell werdenden Zeit. Zugleich wurde ein Vereinigungspunkt gegeben, wo man, vor Wind, Sonne und Regen geschützt, sich besprechen, seine Ideen austauschen konnte, und welcher die Entwicklung der Revolution bekanntlich beschleunigte, während der daran liegende Palast auf seine Weise auch nicht unthätig war.

Dieses in seiner Art einzige Konglomerat von Palast, Kaufhof und Theatern entstand durch Vereinigung des Hotels Rambouillet mit ausgefüllten Stadtgräben und angekauften Gärten, und bietet, von der Rue St. Honoré aus gesehen, einen ansehnlichen Privatpalast dar, dessen Inneres mehr prachtvoll als wohnlich ist. Die geschichtlichen Vorfälle des Palastes und des vielbewegten Lebens des jetzigen Besitzers sind in einer Reihe von Gemälden dargestellt. Eine Art hängenden Gartens über der Gallerie Orleans ist der einzige, den Besitzern offenstehende, ausschließliche Spaziergang. Die Buden dringen hinter dem rechten Flügel bis an die Rue St. Honoré vor. Die Gallerie Orleans hat die abscheuliche Gallerie de Bois würdig ersetzt, und ist wirklich sehr schön. Der von oben beleuchtete Gang, die mit Säulen gezierten Lauben gegen Hof und Garten sind besonders Nachts sehr schön. Die Ornamente sind, was hier selten ist, nicht verschwendet, und an den widerhallenden Lärm gewöhnt man sich bald.

Der Leser verlangt vielleicht zu wissen, wie sich diese so berühmte Oertlichkeit in neuester Zeit gestaltet habe. Hierauf soll mit Folgendem gedient und nur eine oberflächliche Kenntniß dieser Hauptstadt von Paris, als aus andern unzähligen Beschreibungen geschöpft, vorausgesetzt werden.

Die Buden erhalten sich im alten Glanz, ja vermehren denselben noch, besonders die Schneider durch ungeheure Spiegelscheiben und Aushängung prächtiger Schlafröcke von kostbarem Stoff. Noch ist das öffentliche Spiel in Nr. 113, aber von Leuten, welche etwas auf sich halten, nicht besucht. Die Cafés sind noch die alten. Café de Foy hat nun die Wirthschaft im Garten. Very hat seine Säle erneuert und seine Preise etwas herabgesetzt. Er hat einen gefährlichen Nebenbuhler am Restaurant au grand Vatel der Passage Radzivil gegenüber erhalten. Die Abende sind ungleich minder glänzend als ehemals, seit die Nymphen verschwunden sind. Der Garten ist durch eine sehr schöne, aber nicht immer springende Fontaine und durch Bronzecopien des belvederischen Apolls und der Diana von Fontainebleau geziert, bei welchen man aber unbegreiflicherweise die Stützen beibehalten hat, welcher nur die Marmorstatuen bedürfen.

Das gewerbliche Leben ist weder so glänzend noch so ausschließlich auf diese Oertlichkeit beschränkt, als es früher in seinen ausgezeichnetsten Erscheinungen war. Jedoch sind viele der gekanntesten Namen in ihrem Fach unter den Miethsleuten der Buden. Eine Bude von der Breite einer Arkade kostet mit Entresol und Keller 3000 Fr. Miethe, und so oft ich auch in den Arkaden lustwandelte, ich zählte nie 50, oft nur 7—10 Käufer in den 150 Buden, an welchen mein Ringgang mich vorbeiführte. Es ist daher häufiger Wechsel in den Buden bemerklich, aber wie in einer Schlacht stellt sich sogleich ein neuer muthiger Kämpfer an den Platz des Gefallenen.

Morgens sind es neben den Zeitungslesern vorzüglich die Kindermädchen mit ihren Zöglingen, welche den Garten bevölkern. Letztere lassen beinahe unter jedem Baum Spuren ihres Dagewesenseyns, und der Eigenthümer hätte vielleicht wohl gethan, für kleine Vespasiennes zu sorgen. Während der guten Jahreszeit sind die Stühle beinahe den ganzen Tag besetzt, besonders Abends. Nachts macht die reichliche Gasbeleuchtung eine magische Wirkung. Der Garten wird um dieselbe Zeit wie der der Tuilerien geschlossen, und wird es auch wenn Schnee fällt, um die ungezogene Jugend zu verhindern, ihn zum Schlachtfelde des Schneeballenkampfes zu wählen.

Die sonderbarsten Wesen, welche das Palais royal ihre Heimath nennen können, sind aber — Sperlinge. Sie leben friedlich den ganzen Tag, außer wenn Mittags die Sonne scheint und den Böller durch ein Brennglas entzündet. Kinder, Alte, Wärterinnen füttern sie in den eingezäunten Rasenplätzen reich-

Digitized by Google

lich, und sie sind zahm wie nirgends, fett und besonders die jüngsten von einem allerliebsten Ausdruck der Keckheit, des Selbstvertrauens und Muthwillens. So kann man im Herzen des Herzens von Paris eine ganz unerwartete Idyllenscene schauen oder aufführen helfen.

Chinesische Städte. II.

Nanking und Canton.

(Fortsetzung.)

Der Theil von Canton, in welchem die europäischen Faktoreien sich befinden, ist nichts als eine Vorstadt, und enthält keine der bereits beschriebenen Verzierungen; die Eintheilung der Straßen aber und die Bauart der Häuser und Läden ist ganz so, wie innerhalb der Stadtmauern. Die Läden der Chinesen sind gegen die Straße zu meist ganz offen, die in den wenigen dem europäischen Handel gewidmeten Gassen aber sind von anderer Bauart, und so eingerichtet, daß das Innere den Blicken von Außen nicht so sehr bloßgestellt ist. Jede einzelne Straße ist gewöhnlich einem bestimmten Handelszweig gewidmet, und man findet da z. B. eine Zimmermannsstraße oder vielmehr Platz; eine Raritätenstraße (Curiosity-Street, wie sie von den Engländern genannt wird), und wo man ächte und nachgemachte Alterthümer feil bietet; dann eine Apothekerstraße, die voller Droguerieläden ist, deren Schubladen niedlich eingerichtet und mit schönen Aufschriften versehen, meist jedoch mit einfachen Dingen gefüllt sind. Neben jedem Laden hängt von oben herab ein großer hölzerner, gefirnißter und vergoldeter Schild, auf dem die Namen des Inhabers und der Artikel, mit denen er handelt, verzeichnet stehen. Diese auf beiden Seiten beschriebenen Tafeln hängen so, daß jeder, der sich dem Laden nähert, bequem Alles lesen kann, was darauf geschrieben steht, und der Anblick dieser bunten und vergoldeten Aushängeschilde verleiht den bessern Straßen ein recht heiteres Aussehen.

Die Aufschriften in den Läden sind zuweilen recht belustigend, und geben zugleich Zeugniß von der Genauigkeit und Betriebsamkeit der Handelsleute dieses Volks. Wir haben unter andern folgende gelesen: „Schwatzen und langes Sitzen schadet dem Geschäft." — „Frühere Kunden haben Vorsicht gelehrt — es wird nichts auf Borg gegeben." — „Ein kleiner Strom fließt auch!" — „Aechte Waare, billige Preise." — „Der Handel dreht sich um wie ein Rad" u. s. w. Die Polizei muß hier sehr gut oder das Volk sehr ehrlich seyn, denn gerade einige der am reichsten versehenen Läden sind dem Anlauf von der Straße her ganz besonders ausgesetzt. Die Bewohner der verschiedenen Distrikte haben indeß ein Wacht- und Beaufsichtigungssystem unter sich organisirt, und während der Nacht sind die Straßen an beiden Enden durch Thore gesperrt, die von der regelmäßigen Polizei bewacht werden.

Die bedeutendsten mit dem europäischen und amerikanischen Handel in Verbindung stehenden Läden sind diejenigen, welche die Kaufleute in Seidenzeugen, lackirten und geschnitzten Waaren und allen jenen kleinern Artikeln inne haben, die den Hongkaufleuten nicht zugewiesen sind; diese letztern haben das ausschließliche Recht mit Thee, Baumwolle und andern bedeutenden Waaren zu handeln. Wenn die Hongkaufleute zuweilen Miene machen, ihre Privilegien über die bestimmten Gränzen auszudehnen, und in den ohnehin schon eng begränzten Handel der Ladenbesitzer einzugreifen, so treten diese gewöhnlich zusammen und widersetzen sich in Masse. Gegen Ende des Jahrs 1834 zeigten sich die Hongkaufleute geneigt, das ganze Gewicht ihrer ausschließenden Privilegien gegen den englischen Freihandel geltend zu machen, und ihre Vorrechte noch dadurch zu erweitern, daß sie den Ladenbesitzern ihre herkömmlichen Handelsartikel entzogen. Dieß hatte eine bedeutende Gährung unter den letztern und eine Art Handelsverein, aus Manufakturbesitzern und Handelsleuten bestehend, zur Folge, die sich an die Regierung wendeten, und endlich den früher besessenen Antheil am Handel zurück erhielten.

Die Seidenweber und Händler bilden sehr häufig Vereine, um ihre Handelsregeln sowohl, als auch die Arbeitslöhne und Waarenpreise aufrecht zu halten. Die Strafe für Uebertretung der Gesetze des Vereins besteht darin, daß der Schuldige ganz allein die Kosten einer dramatischen Vorstellung tragen muß, die drei Tage dauert, und die Hälfte des Werths der gegen die Regel verkauften Waare zu Unterhaltung der Kaufmannshalle zu bezahlen hat, deren jede wohlhabende Handelskorporation in jeder Hauptstadt ihre eigene hat. Die Gesandtschaft von 1816 bemerkte zu Kan-tschan-fu, einer der bedeutendsten Städte der Provinz Kian-se, daß bei weitem die meisten der größern Gebäude Kaufmannshallen waren, die den verschiedenen Korporationen der Handelsleute gehörten. Der größte Saal in der Börse der Grüntheekaufleute (die auf ihrer Reise nach Canton durch diese Stadt kommen) wurde Heitschan-Tang, oder Heisan-Halle, genannt. In der Bestimmung dieser Gebäude liegt eine seltsame Vermischung religiöser und kommerzieller Zwecke. Meist enthalten sie einen Tempel für Budh, oder einer andern Lokalgottheit, und dienen dann noch als Börse, Einkehr- und Speisehaus für die Gesellschaft von Kaufleuten, denen sie angehören.

Als die achtbare Korporation der Seidenhändler im J. 1833 eines ihrer Mitglieder von einem Amerikaner bei Gelegenheit des Abschlusses eines Lieferungskontraktes auf Seidenwaaren unbillig behandelt glaubte, erließ sie nachstehende drollige Bekanntmachung gegen denselben: „Bei Handelsangelegenheiten sind Chinesen und Ausländer einander vollkommen gleich; im rechtlichen und billigen Verkauf besteht durchaus kein Unterschied zwischen ihnen. Sobald die Waaren abgeliefert sind, wird der Betrag sogleich bezahlt; keine böswilligen Schwierigkeiten werden erhoben, keine Anzeige gemacht. Da hält sich nun aber in der schwedischen Faktorei, Nr. 2, ein amerikanischer Teufel Namens Hot *) auf, dem eine wölfische Gierigkeit zur andern Natur geworden ist. Er treibt einen Alleinhandel mit Seidenwaaren und andern Artikeln für die Amerikaner. Ein gieriger Geiz erfüllt sein Herz. Er fordert lange Zahlungsfristen, handelt um Vieles und nimmt zuletzt nur wenig, in der versteck-

---

*) Die chinesische Verstümmlung des Namens.

ten und schändlichen Absicht auszuklauben und zu wählen. Er würde euch auf einen Edelstein zeigen, und sagen es sey ein Pflasterstein, und euch dann den tödtlichen Trank der Herabsetzung des Preises reichen. Und dann, wenn die Zahlungsfrist kommt, würde er euch noch mehr Abzüge machen. Er zieht dem Handelsmann die Haut sammt dem Fleische ab. Da er wohl weiß, daß Waaren, die einmal für ihn zugerichtet sind, von Niemand sonst genommen werden, so benützte er dieß, um den Preis herabzudrücken, wobei er von den chinesischen Mäcklern in seiner Schlechtigkeit bereitwillig unterstützt ward, so daß wir von dem Wolf zerrissen und vom Wallfisch verschlungen worden sind. Wir sind zu Fisch und Fleisch für ihn geworden — unser Eigenthum ist unwiederbringlich verloren — unsere Herzen verabscheuen ihn, und deßhalb haben wir dieses Klaglied gegen ihn erlassen. Alle Weber von Atlas, Seide und Krepp stimmen der obigen Erklärung bei."

Die größte Gefahr, denen die Häuser und Läden in Canton ausgesetzt sind, ist die Feuersgefahr, die sehr oft nicht bloß zufällig ausbricht. Die Chinesen haben unsere Feuerspritzen fast allgemein eingeführt, die sie zuweilen auch selbst und zwar gut genug verfertigen, um dem Zweck zu entsprechen. Der Fatalismus, der unter dem chinesischen Volke herrscht, macht, daß sie mit dem Feuer sehr unvorsichtig umgehen, und daß die häufig wiederkehrenden Unglücksfälle — ja selbst die furchtbare Feuersbrunst im J. 1822, wo fast die ganze Stadt ein Raub der Flammen wurde — keinen Eindruck machen. Wenn die trockenen Nordwinde den Eintritt des Winters verkünden, erläßt der Vicekönig stets eine Warnung an den Pöbel, um die Brandstiftungen zu verhüten, die dieser oft in der Absicht unternimmt, um in der Verwirrung ungestört rauben zu können. Wirklich brechen auch in dieser Jahreszeit — wo sie am schnellsten sich verbreiten und am schwersten zu löschen sind — die meisten Feuersbrünste aus.

An Landstreichern und Bettlern ist in Canton ein eben so großer Ueberfluß, als in vielen der größern Städte Europa's. Mehrere Krüppel unter den letzteren bieten wegen der großen Unwissenheit der Chinesen in chirurgischen Operationen einen eben so empörenden als mitleidenswerthen Anblick dar. Armentaxen hat man hier nicht, wohl aber einige mildthätige Anstalten, „klein an Zahl und Umfang," wie der Verfasser einer unlängst in Canton selbst herausgekommenen Beschreibung dieser Stadt sagt. Diese Anstalten bestehen, nach Angabe jener Schrift, in folgenden: 1) Das Findelhaus, außerhalb der Stadtmauern, gegen Osten. Es ist für 200 bis 300 Kinder eingerichtet, und seine Unterhaltung kostet jährlich 2522 Taels oder ungefähr 850 Pfd. St.; 2) Yangtsewuen, ein Hospital für alte, kranke oder blinde Leute, die Niemand haben, der für sie sorgt. Es steht unfern des Findelhauses und genießt, eben so wie dieses, den kaiserlichen Schutz, indem es jährlich 5100 Taels empfängt. Diese Summen werden hauptsächlich von dem Zoll bestritten, den die mit Reiß nach Canton kommenden ausländischen Schiffe bezahlen müssen. 3) Ma-fung-yuen; ein Spital für Aussätzige, ebenfalls an der Ostseite der Stadt. Die Zahl der Kranken in demselben beläuft sich auf über 300, die, wie es heißt, für 300 Taels des Jahrs erhalten werden! Die Lage der Aussätzigen ist in China besonders traurig, da sie gleich beim ersten Erscheinen der Krankheit aus der Gesellschaft und von ihren Familien verstoßen werden, was wahrscheinlich geschieht, um die Verbreitung durch Ansteckung zu verhüten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fluss Brohe in Esthland und dessen Bette.

Dieser Fluß, der an sich nicht bedeutend, hat eine Eigenheit, die er mit mehrern Flüssen und Bächen Esthlands theilt, nämlich daß er zu Zeiten an manchen Orten von der Oberfläche verschwindet und man durch sein trocknes Bette fährt; ein Umstand, der wohl Vielen bekannt, die den Kuiwasdagi bei Neuenhoff, oder den Jeglechtschen Bach unterhalb der Brücke im Sommer passirt sind. Beim Hofe Kostifer treibt die Brohe, nachdem sie einen Flächenraum von circa 25 Wersten zurückgelegt, eine große Wassermühle und eine Dreschmaschine, und der Wasserspiegel oberhalb des Dammes ist bedeutend. Höchstens hundert Faden unterhalb des Hofes sieht man diesen Fluß in einer trägen Pfütze verschwinden, in welcher sich eine Menge Strudel zeigen, als Beweis, daß das Wasser sich in die Tiefe verliert; noch einige Faden unterhalb dieser Pfütze sieht man einen engen Kanal, in welchen das Wasser auf der Oberfläche fließend sich in eine bedeutende Tiefe stürzt. Hierauf verschwindet das Wasser ganz. Im Frühling und Herbst aber überfüllt sich dieser Kanal, das Wasser ergießt sich nach allen Seiten, und die Gegend von Kostifer gleicht einem offenen Meere. Dort, wo man im Sommer bequem mit Kutschen und Pferden passirt, läuft man Gefahr zu ertrinken, und die hohe Jeglechtsche Brücke, die im Sommer auf dem Trocknen stand, wird dem auf der Petersburger Straße Reisenden willkommen seyn. Steigt man nun zur trocknen Jahreszeit in das verlassene Flußbette bei Kostifer hinab, welches sich von dem oben erwähnten Kanal bis zur Jeglechtschen Brücke überall zeigt, so wird man aufs Aeußerste überrascht durch die grotesken Gestaltungen der Felsmassen, die sich hier dem Auge darstellen. Es dient dieß trockne Flußbette als bequemer Fliesbruch, der hier in ganz besonderer Dauerhaftigkeit gefunden wird, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil man ohne Mühe die tiefern Schichten des Flötzes benutzen kann, da das Wasser ihn oft bis auf seinen untersten grün gesprengten Grund von Erde entblößt und abgewaschen hat. Je tiefer aber der Fliesß hervorgeholt wird, desto dauerhafter ist er, während er in andern Gegenden, wo man ihn, mit großer Mühe die Erde wegräumend, auf der Oberfläche bricht, verwittert und oft ganz zu Schutt zerfällt. Hier in der Tiefe des trocknen Flußbettes findet man eine neue Welt, von der man auf der öden Fläche keine Ahnung hatte. Es nähern sich nämlich die Felsmassen oft dergestalt, daß sie nur einem einzelnen Fußgänger den Weg offen lassen, der jedoch von oben Licht erhält, auf ganz betretenem Pfade. Nun erweitern sich die Felswände wiederum, und man befindet sich in einem engen Thale, das, rund von Felsen eingeengt, im Innern eine sehr üppige Grasvegetation enthält, welche sich zahlreiche Schaf- und Rinderheerden zu Nutze machen, die hier ihr Futter finden. Ein balsamischer Geruch erfüllt das Thal, ähnlich dem Geruch der Veilchen. Bei der Untersuchung zeigte sich's, daß dieser eine Folge des kurz vorher gefallenen Regens, der eine Moosart befeuchtet hatte, die fast ziegelroth sich auf den Fliesen erzeugt. Die Halle, durch welche wir Fußlän-

Google

traten, ist nicht die einzige Aussicht aus diesem Thale, wir sehen der Schluchten wohl zehn rund um uns, die alle einen Ausgang gewähren, und man sehe sich vor, daß man nicht unbedacht den rechten Rückweg verfehle. Einen leitenden Faden, ja Laterne und selbstzündende Schwefelhölzchen rathe ich dem forschenden Liebhaber in dieses Labyrinth mitzunehmen. Bald führt ihn einer dieser Wege in schaurige Tiefe, in welcher ein Stein durch eine Spalte fallend nach langem Fall ins Wasser taucht, bald sprudelt aus einer andern Ecke dem Durstenden herrliches Quellwasser entgegen. Die schönsten Versteinerungen in den Felsmassen und frei auf der Erde liegend zeigen uns das Alterthum dieser Höhlenwelt. Der esthnische Name der Gegend deutet auch auf diese Wunder: Joelehmae, d. i. ein mit einem Blatte bedeckter Bach, auf welchem sich ein Berg befindet. Einen Berg sieht man aber bei Jeglecht bekanntlich auf der Oberfläche nicht. So mag der esthnische Name des eben genannten Gutes Kostifer (Kostiwerre) von jener Fläche herrühren, die zwischen der Petersburger Straße und dem Hofe sich vom 18ten bis zum 20sten Werstpfahl erstreckt. Diese Fläche hat höchst wahrscheinlich einst ein Schlachtfeld gebildet, da auf derselben noch viele Hügel sich erheben, voll Todtengebeine und alter Waffen.

Ueber den Handel von Astrachan und auf dem kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

Ein neues Unglück im Jahre 1580 schreckte die Engländer noch mehr von der fernern Fahrt nach Schirwan ab; denn Christoph Burrough hatte in dem genannten Jahre seine Rückfahrt aus Persien in einer schon zu späten Jahrszeit angetreten, so daß man die Mündungen der Wolga schon zugefroren fand und das Schiff selbst von den Eisschollen zerschmettert wurde. Die Mannschaft sah sich den größten Gefahren ausgesetzt, und nur mit vieler Mühe konnten Menschen und Ladung noch gerettet werden.

Diese und mehrere ähnliche Unfälle, nebst den im ersten Viertel des 17ten Jahrhunderts in Rußland obwaltenden innern Unruhen, wobei den Räubereien der Kosaken an der Wolga kein Einhalt gethan werden konnte, machte es unmöglich, daß Engländer auf diesem Wege ferner nach Persien handeln konnten. Doch wurde dieser Handel von russischer Seite besonders aus Astrachan ausgebreiteter, weil man nicht mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Persien blieb inzwischen in den Augen der meisten europäischen Mächte ein Gegenstand wichtiger Handelsunternehmungen. Sogar Friedrich III, Herzog von Holstein, suchte diesen Handel in sein Land zu ziehen. Nach Chardins Vermuthung*) war dieß aber mehr eine Spekulation der Stadt Hamburg, die bloß unter holsteinischer Firma diesen Handel zu führen und an sich zu ziehen suchte. Doch dem sey wie ihm wolle, so ist gleichwohl von der deßwegen aus Holstein erst nach Rußland, dann nach Persien abgesandten kostbaren Gesandtschaft kein anderer Vortheil erwachsen, als daß man Rußland, das kaspische Meer, dessen westliche Küsten und Persien durch die bekannte Reisebeschreibung von Olearius, der ein Mitglied dieser Gesandtschaft war, genauer kennen lernte.

Nichts war natürlicher, als daß Rußland selbst auf diesen Handel aufmerksamer wurde, da andere Nationen sich so eifrig bestrebten, ihn an sich zu ziehen. Nur war bei den Russen die so nöthige Kenntniß von der Schiffahrt und selbst der Schiffbau noch im Stande der Kindheit, ohne welche doch unmöglich ein vortheilhafter Handel nach Persien über das kaspische Meer zu Stande kommen konnte. Der Zaar Alexei Michailowitsch ließ daher durch Schiffszimmerleute, die er aus Holland verschrieb, am Ausflusse des Moskwaflusses in die Okka zu diesem Behufe ein Schiff bauen, das 1669 auf der Wolga, von holländischen Schiffern geführt, nach Astrachan abging.

Zum Unglück aber erfolgte dieses Unternehmen gerade zu der Zeit, als die Ufer der untern Wolga und die Küsten des kaspischen Meeres von den donischen Kosaken beunruhigt und verwüstet wurden. Dieß geschah von 1667 bis 1671. Diese Räuber, unter Anführung ihres Oberhauptes, Stenko Rasin, bemächtigten sich selbst der Stadt Astrachan, die damals schon eine vortreffliche Handelsstadt war, wo Kaufleute aus der Bucharei, Krim, aus Nogai, der Kalmükei, aus Persien und Indien zusammen kamen und den Handel belebten. Astrachan wurde geplündert, das neu erbaute Schiff verbrannt, und solchergestalt durch diese räuberische Horde der erste Keim zu einer größern Handelsthätigkeit von Seite Rußlands auf einmal wieder vernichtet.

Die Lage dieses Reichs zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, das durch den Krieg mit Karl XII genug beschäftigt war, ließ an keine feste und ausgebreitete Handelsverbindung mit Persien denken: wenigstens geschah es nicht von Nationalrussen. Der sämmtliche Handel in Astrachan ging um dieselbe Zeit allein durch die Hände der Armenier, die sowohl persische Produkte, als Seide und seidene Waaren nach Rußland einführten, als auch dagegen europäische Fabrikate, vorzüglich holländische Tücher, mit Vortheil wieder in Persien abzusetzen wußten. Kenntniß des Landes und Bekanntschaft mit der persischen Sprache machten sie auch zu diesem Handel geschickter, als jede andere Nation, und zumal die noch wenig geübten Russen. Peter I unterstützte selbst diesen Handelsgeist der Armenier durch eine Konvention, die er im Jahre 1711 mit ihnen schloß. Er ertheilte ihnen nämlich die Freiheit des alleinigen Seidenhandels durch ganz Rußland, unter der Bedingung, daß alle Seide aus Persien allein nach Rußland und keine nach der Türkei geführt werden sollte. Das letztere übertraten die Armenier zwar einige Mal, sie wußten sich aber dennoch in den ihnen zugestandenen Handelsfreiheiten zu erhalten.

Kaum sah sich Peter I gegen die schwedischen Angriffe gesichert, so dachte er auch auf der Südseite seines Reichs eine feste Handelsverbindung mit Persien zu errichten. Für beide Reiche war dieses um so nöthiger, als die persischen Provinzen an der Westküste des kaspischen Meeres sich 1712 gegen ihren rechtmäßigen Regenten empört hatten. Bei dieser Gelegenheit wurde die Stadt Schamachie geplündert und die daselbst sich befindenden russischen Kaufleute ihres Vermögens beraubt, das man auf vier Millionen Rubel schätzte.

Um deßwegen Genugthuung zu erhalten und zugleich die empörten Provinzen am kaspischen Meere als einen Mittelstaat zwischen Persien und Rußland, wodurch die Sicherheit des Handels gefördert wurde, wieder zu vermitteln, schloß Peter I mit dem Schach Hussein 1718 einen förmlichen Handelstraktat, und versprach dem Schach gegen seine [illegible] Untergebenen Schutz und Beistand, der dadurch erfolgte, daß alle persischen am kaspischen Meere liegenden Provinzen, Dagestan, Schirwan, Gilan, Masanderan und Astarabat, vermöge eines 1723 zwischen Persien und Rußland abgeschlossenen Traktats, dem letztern Reiche förmlich abgetreten wurden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe dessen Reisen, französische Ausgabe, Bd. 2. S. 109.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 260.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 September 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 7.

Eine Musikstunde in der Vorstadt St. Jaques.

Ich komme so eben aus einer Versammlung, deren Idee vor weniger Zeit eine lächerliche Chimäre geschienen hätte. Man hat den Franzosen so oft gesagt, und sie haben es sich selbst so oft wiederholt, daß sie keinen Sinn für Musik haben, daß es zum nationalen Glaubensbekenntniß geworden ist. Daß dem wirklich so sey, schien auch mir jedesmal, wann ich dem natürlichen, ungeregelten Laute der untern Volksklassen horchte, wiewohl ich mir einen auffallenden Widerspruch nie beseitigen konnte: Wie, das Volk der Chansons par excellence sollte kein Ohr für Gesang, keinen Sinn für Tonkunst haben? Wie das erklären? Dank sey dem Kunstsinne und der unermüdlichen Beharrlichkeit von Mainzer, die befriedigende Lösung dieses Zweifels ist gefunden: auch die Franzosen haben Ohren, Gefühl und Stimmen für Harmonie und Melodie.

Fern von dem sausenden und brausenden Getümmel des schwelgenden Mittelpunktes der Hauptstadt, in einem Quartiere, wo man um 1 Uhr zu Mittag speist und um 8 Uhr zu Nacht ißt, fern von dem Zauberglanz des Palais royal und den Festtagsröcken des Tuileriegartens, in einer Gegend, wo Paris schon aufgehört und das Land noch nicht angefangen hat, hinter dem Pantheon, in der Vorstadt St. Jaques, Place de l'Estrapade hat Mainzer einige hundert junge Leute um sich versammelt, und ertheilt ihnen Unterricht im Gesange; versteht sich unentgeltlich. Als ich in das Amphitheater trat, war die Versammlung eben mit theoretischen Uebungen beschäftigt. Theorie ist hier nicht schulmäßig zu nehmen; es gibt in der Musik keine absolute Theorie; jeder Schritt ist zugleich eine Ausübung im praktischen Sinne. Der Lehrer hatte auf eine große schwarze Tafel verschiedene Musikstücke geschrieben, ein- und zweistimmige, welche die Versammlung auf die einfache Tonangabe eines Klaviers von der Tafel absang. In dieser ersten Hälfte der Stunde sangen die Schüler nicht Worte, sondern die Noten nach ihren französischen Benennungen. Ich bewunderte ganz besonders die Festigkeit des Taktes, die Sicherheit des Tones in den zweistimmigen Gesängen, im Baßschlüssel, ich bewunderte die Fertigkeit, mit welcher man die Vorschläge, die Viertels- und Achtels-Noten der Eingänge, und die sich neckenden Fugen der zwei Stimmen meisterte. Ich war in diese Versammlung gegangen, weil ich etwas Edles, Ehrenvolles und Lobenswerthes in dem Vorsatz erkannte, die schönste Gabe der Götter, die Musik aus ihren privilegirten Gemächern in die Reihen des Volks einzupflanzen; ich war gekommen, mit liebevoller Hegung der Idee und mit der Absicht, der Ausführung derselben volle Nachsicht angedeihen zu lassen. Wahrlich, man bedurfte meiner Güte nicht, ich war unbefangen und frei in meiner Würdigung, und um so aufmerksamer. Zuletzt sang ich mit, denn die wahre Kraft des Gesanges bewegt das Herz und reißt mit sich fort; der schöne Mythus von Amphion und Orpheus ist kein anderer. Es liegt in dieser Schule, in der ein ausgezeichneter Künstler seine Zeit dem Volke opfert, im Monat August, in einer fürchterlichen Hitze, er leidend und dabei unermüdlich, in welcher zwei, dreihundert Personen sich zusammenfinden, die sich vielleicht nie gesehen haben, hier ein Student im gelockten Haare, dort ein Schlosserjunge mit einer schwarzen und einer rothen Wange, hier ein Briefträger in seiner Uniform, dort ein Soldat mit seinem farbigen Rocke, Alles chaotisch im Anschein, und durch den einzigen Zauber des Gesanges plötzlich zu einer Verbrüderung, zu einer Gesellschaft Fremder vereinigt; es liegt in dieser Schule etwas so Wohlthuendes, so Erfreuliches, so Poetisches in der Idee, so Großes in ihren möglichen Ergebnissen, daß man ihrem Urheber nicht genug lobende Aufmunterung zollen kann. Es gibt also für den Arbeiter, der von seinem Tagwerke ermattet ist, eine süßere Erholung, als die der Schenke und der Karten! Hier sind alle Ausflüchte abgeschnitten, hier lacht kein materieller Gewinn im Hintergrunde, und keine Behörde ertheilt der Sache eine amtliche Unterstützung. Der Arbeiter hat, um in diese Singschule zu gehen, keinen andern Antrieb, als seinen Willen, seine Lust, seinen Sinn, seinen Geschmack zur Musik. Er handelt frei, und frei kommt er in den Hundstagen sich in einen geschlossenen Saal einzusperren, und drei, vier, fünfmal den nämlichen Gesang zu wiederholen, bis ein zufriedener Wink des Meisters ihm das freudige Gefühl des Gelingens, des Fortschrittes gibt. Das ist der einzige Lohn, aber er ist stärker als

alles Andere. Es war die sechzehnte Lektion, welcher ich beiwohnte. Die Schüler, die diese Schule besuchen, hatten von dem Studium der Musik, von Noten, von Takt, von Theorie auch nicht eine Idee; an Uebung, an Verständniß, an Vorbereitung ist nicht zu denken; was sie erlernen, erlernen sie in der Stunde ihrer Lektion. Um so bewunderswürdiger ist ihr Fortschritt.

Der zweite Theil der Stunde war dem mehrstimmigen Harmoniegesang gewidmet. Hier waren es nicht mehr bloße Noten, sondern poetische Gesänge von Lamartine, von J. B. Rousseau, von Demoliére, welche die Schüler mit Kraft und Einklang sangen, und deren Inhalt für die sinnige Auswahl des Lehrers zeugten. Mainzer hat jede Woche drei solcher Musikstunden, einmal in Faubourg St. Jaques, das andremal am entgegengesetzten Ende, in der St. Antoine.

Unter den anwesenden Personen bemerkte ich mehrere politische Flüchtlinge, sodann de Potter, die Dichterin Melanie Walder, den Bildhauer David, und den Abbé de Lamennais. Auf dem ausdrucksvollen Gesichte dieses letztern strahlte die freudige Theilnahme an einem so volksthümlichen und so poetischen Schauspiele.

Chinesische Städte. II.

Nanking und Canton.

(Fortsetzung.)

Die beste Unterstützung der Armen besteht in China darin, daß die allgemeine Meinung einstimmig fordert, daß der Wohlhabende für seine ärmeren Verwandten sorge, und daß der Staat sich weigert, denen Unterstützung zu reichen, die noch arbeiten können, oder die Freunde haben, die für sie zu sorgen im Stande sind. Die Achtung, welche die Chinesen ihren verstorbenen Vorfahren zollen, und der herrschende Gebrauch von „Clanschaften," oder Gesellschaften, die eine gemeinsame Abkunft ansprechen, gibt auch den niedern Klassen jenes Selbstgefühl, das man in England nur bei Personen von Familie findet, und durch das die Schotten so allgemein sich auszeichnen. Die Eingebornen der Provinzen Canton und Fokien sind in ganz China diejenigen, welche sich ganz besonders durch diesen Clansgeist und durch die Reibungen auszeichnen, zu welchen derselbe Anlaß gibt. So waren im J. 1817 zu Fokien zwei Clans mit einander zerfallen. Der Name des einen war Tsae, der des andern Wang, und nachdem beide sich versammelt hatten, entspann sich ein Gefecht, bei dem von beiden Seiten mehrere auf dem Platze blieben, und sogar etliche Häuser zerstört wurden. Die Polizei bemächtigte sich der Rädelsführer, allein der überwundene Clan griff seinen Feind nochmals an, und tödtete mehrere seiner Gegner, bis endlich die Regierung durch das Militär die Ordnung wieder herstellen ließ. Sogar außer Landes nehmen die Chinesen diesen Ahnenstolz mit sich. Ihre Geschicklichkeit als Landbauer hatte veranlaßt, daß man einige hundert nach St. Helena zog. Zufällig traf es sich, daß hier Chinesen von zwei Clans aus verschiedenen Provinzen zusammen trafen, die im J. 1819 einen Zwist mit einander gehabt hatten, und sich nun ein förmliches Treffen lieferten. Einige Sergeanten der britischen Besatzung versuchten Frieden zu stiften, allein der stärkere Clan zog sich eine steile Anhöhe hinan, von wo er auf den schwächern, der sich den Sergeanten angeschlossen hatte, Steine herabrollte, so daß sich die britischen Soldaten endlich, um ihrer eigenen Sicherheit willen, genöthigt sahen, Feuer zu geben, wodurch mehrere Chinesen getödtet und endlich Ruhe und Friede wieder hergestellt wurden.

Jene Verbindungen aber, die von der chinesischen Regierung am meisten gefürchtet werden, sind die geheimen Gesellschaften, die sich, unter verschiedenen mysteriösen Namen entweder zu religiösen oder politischen Zwecken, oder auch für beide zugleich bilden. Unter die religiösen Verbindungen gehört die Gesellschaft der Wasserlilie (eine geheiligte Pflanze), und die der Weihrauchverbrenner; beide sind in der siebenten Sektion des Sching-yu angeführt und, nebst dem katholischen Gottesdienst, den man damit vermengt hat, verboten. Der gegenwärtige schwache Zustand der Regierung macht, daß sie besonders mißtrauisch gegen geheime Verbindungen aller Art ist, und deren Vorsteher unnachsichtlich und grausam bestraft. Der Hauptgegenstand ihrer Furcht und Verfolgung ist aber die San-ho-hoey, oder Dreifaltigkeitsgesellschaft, von der Dr. Milne im J. 1823 einiges Nähere mittheilte. Der Name dieser Gesellschaft scheint andeuten zu sollen, daß wenn Himmel, Erde und Menschen sich mit ihnen verbinden, es ihr gelingen werde, die gegenwärtige Tatardynastie zu stürzen, und daß bis dahin Alles aufzubieten sey, um dieses Ereigniß zur Reife zu bringen.

Im Oktober 1828 fand ein im britischen Kompagniedienst angestellter Beamter auf dem protestantischen Begräbnißplatz zu Macao eine Schrift, von der nachstehend eine Uebersetzung folgt. Der Engländer, der den Inhalt verstand, schickte das Papier sogleich an den Mandarin des Distrikts, mit dem er bekannt war, der ihn aber dringend bat, die ganze Sache geheim zu halten, weil er sonst schon dafür streng bestraft werden würde, daß man eine so aufrührerische Schrift in seinem Bezirke gefunden habe. Die Schrift lautete folgendermaßen.

„Groß war das Volk der Mitte — blühend die himmlische Dynastie;
Tausend Länder sandten ihr Tribut — zehntausend Nationen waren lehenspflichtig.
Aber die Tataren rissen sie durch Betrug an sich — dieß grollende Gefühl läßt sich nicht beschwichtigen.
Werbt Soldaten, schafft Pferde an — entrollt die wehende Standarte;
Hebt Truppen aus, ergreift die Waffen — das Mandschugeschlecht laßt uns vertilgen."

Dr. Milne's Bericht über die Dreifaltigkeitsgesellschaft, deren Organisation er sich zu erforschen bemühte, ist so merkwürdig, daß er besonderer Erwähnung verdient. Der Name dieser Verbindung bedeutet: „Die Gesellschaft der Drei vereinigt," nämlich Himmel, Erde und der Mensch. *) Unter der Regierung Keakings, gegen Anfang des jetzigen Jahrhunderts, breitete sich die Dreifaltigkeitsgesellschaft unter einem andern Na-

---

*) Unter diese drei Hauptrubriken ist eine wohlbekannte chinesische Encyklopädie geordnet.

men rasch in den Provinzen aus, und hätte die Regierung fast gestürzt. Im J. 1803 wurden ihre Umtriebe jedoch vereitelt, die Hauptanführer derselben ergriffen und hingerichtet, so daß es in dem offiziellen Bericht an den Kaiser hieß, „auch nicht ein einziges Mitglied dieser rebellischen Vereinigung sey am Leben geblieben.“ Dem war jedoch nicht so, sie besteht noch unter dem Schleier des Geheimnisses, und hat den Namen angenommen, den sie jetzt trägt.

Die Gesellschaft scheint bei ihrer Gründung etwas der Freimaurerei Aehnliches im Auge gehabt, und sich zu dem einfachen Zweck verbunden zu haben, sich gegenseitig Schutz und Beistand zu gewähren; als aber ihre Zahl zunahm, artete dieser löbliche Zweck in Gewaltthaten, Räubereien, Versuche zum Umsturz der Regierung und Erlangung politischer Macht durch Vertreibung der Tatardynastie aus. Auch in fremden Kolonien, wie z. B. in Batavia, Singapur und Malacca, bestehen wirkliche oder vielleicht auch nur angebliche Zweige dieser Gesellschaft, die sich sowohl zu gegenseitigem Beistand als auch zu Räubereien und andern Unordnungen unter einander verbinden. Sie verpflichten sich, sich gegenseitig gegen Angriffe der Polizei zu vertheidigen und den Mitgliedern ihrer Gesellschaft beizustehen, um sich den Nachstellungen der Justiz zu entziehen. Findet eines der Mitglieder sich beleidigt, so nehmen die übrigen Antheil an der Sache und helfen ihm zur Rache. Dieses Zusammenhalten im Glück und Unglück drückt sich in ihrem Wahlspruch aus.

„Das Gute wechselseitig theilen,
Das Böse gegenseitig tragen.“

Die Leitung der Gesellschaft ist an drei Personen übertragen, genannt Ko (ältere Brüder); ähnlich den Freimaurern die sich ebenfalls Brüder nennen. Von der innern Disciplin konnte Dr. Milne nur wenig erfahren. Die Statuten der Gesellschaft sollen auf Tuch geschrieben seyn, um sie nöthigenfalls auf eine Zeit lang in einen Brunnen oder an einem andern Ort verbergen zu können.

Die Ceremonie der Aufnahme geschieht, wie man sagt, bei Nacht. Der Eid der Verschwiegenheit wird auf ein Götzenbild geleistet, und eine Summe Geldes zu Bestreitung der allgemeinen Ausgaben erlegt. Auch findet eine Ceremonie statt, Kuo-Kiao (das Gehen über die Brücke) genannt, welche Brücke aus Schwertern besteht, die man über zwei Tische legt, daß die Spitzen in der Mitte zusammentreffen und so eine Art Bogen bilden. Die Personen, welche den Eid entgegen nehmen, befinden sich unter dieser Brücke und der Ye-ko, oder oberste Bruder, liest die Artikel des Eides, von denen ein jeder von dem neuen Mitglied bejahend beantwortet wird. Dann schneidet der oberste Bruder einem Hahn den Kopf ab — die gewöhnliche Form bei einem chinesischen Eid, was so viel sagen will als: „So sollen alle sterben, die das Geheimniß verrathen.“ Einige der Zeichen, durch die sich die Mitglieder unter einander zu erkennen geben, bestehen in mystischen Zahlen, bei denen die Zahl drei die Hauptrolle spielt. Andere Zeichen bestehen in gewissen Fingerbewegungen. Will ein Bruder entdecken, ob jemand von dem Verein sich in einer Gesellschaft befinde, so hebt er seine Theetasse oder seine Kopfbedeckung auf eigene Weise mit drei Fingern empor, was durch ein entsprechendes Zeichen erwidert wird. Die Brüder haben ein gemeinsames Siegel, das in einer fünfeckigen Figur besteht, in welche gewisse nur dem Eingeweihten verständliche Charaktere eingegraben sind.

Die gefährlichen oder geradezu schlechten Grundsätze ausgenommen, hat die San-ho-hoey viele Aehnlichkeit mit den Freimaurern. Sie leitet auch ihren Ursprung, wiewohl unter anderm Namen, aus dem frühesten Alterthum ab. Die Mitglieder schwören bei ihrer Aufnahme wohlthätig und brüderlich zu seyn, wie die Freimaurer. Die Aehnlichkeit in den Ceremonien der Aufnahme ist schlagend. Auch die Zeichen mit den Fingern scheinen Aehnlichkeit zu verrathen. „Viele,“ sagt Dr. Milne ferner, „haben behauptet, daß das Geheimniß der Freimaurerei in den Worten: „Freiheit und Gleichheit“ bestehe, und wenn dem so ist, so liegt dem Ausdruck "Heung-te" (Brüder) der Dreifaltigkeitsgesellschaft eine ähnliche Idee zu Grunde.“ Ob die San-ho-hoey etwas den Logen der Freimaurer Aehnliches haben, will Dr. Milne nicht behaupten, doch glaubt er, daß das chinesische Gesetz gegen diese Gesellschaft zu streng sey, als daß es etwas dergleichen gestatten könne. Zweige dieser Gesellschaft sind auf den meisten Inseln und Ansiedlungen des malavischen Archipels verbreitet. Sie haben zuweilen den Vollzug der britischen Gesetze gegen chinesische Verbrecher gehemmt, und mithin könnten durch die schnelle Zunahme dieses Theils der Bevölkerung jene Gesellschaften gefährlich werden, wenn nicht die kräftigsten Vorkehrungen zu ihrer Unterdrückung getroffen werden.

Die vorsichtige Politik der chinesischen Regierung, die stets wachsam ist, um die Bildung jeder politischen Gesellschaft unter dem Deckmantel der Religion zu hintertreiben, gestattet keine Errichtung von Tempeln oder andern Anstalten, welche nicht streng rechtgläubig sind, oder sich doch wenigstens innerhalb der Lehre des Confucius oder der der geduldeten Sekten von Fo und Tao halten. Im J. 1824 erließ der Kaiser folgendes Edikt: „Das Volk mit falscher Lehre täuschen, ist ein großes Vergehen gegen die Gesetze. Dem Bericht des Censors zufolge ist abermals der abergläubischen Lehre des Wu-tung, drei Meilen westlich von Su-tschau-Tu, ein Tempel errichtet worden. Unter der Regierung Kanghy's wurde der Tempel zerstört, die Götzenbilder verbrannt, und der Aberglaube auf lange Zeit unterdrückt; jetzt aber werden Opfer gebracht, wie zuvor. Die Heren setzen ein angebliches Vertrauen in die Vorhersagungen der Geister, und versprechen Erfüllung von Hoffnungen und Wünschen. Gestattet dem einfältigen Volke nicht, ferner Opfer darzubringen, und sich den Verehrern des Aberglaubens beizugesellen. Die Magistrate sollen an die Familienhäupter die Weisung erlassen, strenge Aufsicht über ihre Angehörigen zu führen. Lasset das System des falschen Gottesdienstes, sammt seinem Verbrennen von Weihrauch, nur darauf berechnet das unwissende Volk zu betrugen, schwer bestrafen, da wo es entdeckt wird, damit die öffentliche Sittlichkeit bewahrt, und die Menschen auf dem rechten Weg erhalten werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Solenodon paradoxus.

Man verdankt Herrn Brandt, Director des kaiserlichen Museums von St. Petersburg, die Beschreibung eines neuen, durch seine besondern Kennzeichen eben so wohl als durch sein Vaterland höchst merkwürdigen Säugethieres. Dieses Thier, das einer Wanderratte der Größe nach gleicht, lebt auf St. Domingo, von wo man es durch Herrn Joyer erhielt. Es hat den Wuchs der Spitzmäuse, und nähert sich durch sein Gebiß den Bisamratten. Herr Brandt betrachtet es als den Typus einer neuen Art, und gibt ihm den Namen Solenodon paradoxus. Das Thier hat einen langgezogenen Schädel und zwanzig Zähne in jeder Kinnlade, nämlich sechs Schneidezähne, sechs falsche und acht wahre Backenzähne; sein Wuchs, welcher dem der Spitzmäuse gleicht, erinnert zugleich an die Gestalt der kleinen Beutelthierarten; seine Schnauze ist rüsselartig verlängert; seine Augen sind klein, die Ohren groß, gerundet, beinahe nackt; sein Leib ist mit sehr kurzen, seidenartigen und an den Hintertheilen sehr sparsamen Haaren bedeckt; die Füße sind zum Laufen sehr geeignet und zum Gehen auf der ganzen Fußsohle eingerichtet; sie haben fünf Zehen welche durch keine Membran mit einander verbunden sind. Die Nägel sind sichelförmig und an den Vorderfüßen länger; der Schwanz ist gestreckt, dünn und größtentheils schuppig. Die Lebensart dieses Thieres ist unbekannt.

Ueber den Handel von Astrachan und auf dem kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

Peter I sah sich demnach als Besitzer der nördlichen, westlichen und südlichen Küsten des kaspischen Meeres, wodurch nun auch der Handel auf diesen Gewässern sicherer und ausgebreiteter getrieben werden konnte. Um aber diesem Handel auch mehrere innere Festigkeit zu geben, wurde zugleich eine persische Handelsgesellschaft errichtet. Diese würde unstreitig von weit größerem Nutzen gewesen seyn, wenn sachkundige Männer den Plan dazu entworfen hätten. Denn es war ein großer Fehler bei der Errichtung dieser Handelsgesellschaft, daß der Fonds nur aus 400 Aktien und jede aus nicht mehr als 150 Rubel bestand. Mit dieser geringen Summe konnten unmöglich ausgebreitete Geschäfte unternommen werden. Indem verursachte die Unbekanntschaft der Russen in dergleichen Handelsgeschäften einen Aufwand, der mit dem Gewinn in keinem Verhältnisse stand. Dieser Umstand und der bald darauf (1725) erfolgte Tod Peters I und seiner Nachfolger bestimmte die Kaiserin Anna, die gemachten persischen Eroberungen gegen andere zugestandene Handelsvorrechte an Persien wieder zurückzugeben.

Diese Zurückgabe war daher für Rußland eher ein Gewinn als Verlust. Aber auch von den erhaltenen Handelsfreiheiten konnte man wenig Gebrauch machen. Es mangelte ein Alles belebender Geist, der weder Gefahren noch einzelne Unglücksfälle scheute. Kurz der Handel schlummerte, bis im Jahre 1758 eine neue Gesellschaft von Kaufleuten zusammentrat und jene unter Peter I gestifteten Fonds und Aktien erneuerte. Ihre Hauptkomptoirs waren zu Astrachan, Petersburg, Moskau und Kisljar. Sie war aber ebenfalls nur von kurzer Dauer und wenig Wirksamkeit. Die unaufhörlichen Unruhen in Persien und die beständigen Kriege waren dem Handel wenig günstig. Nur unter Kerim Khan, der am längsten regierte, blühte der Handel zwischen Persien und Rußland am schönsten. Hiezu trug die Vernichtung der 1758 errichteten Handelsgesellschaft sehr Vieles bei, die 1762 durch Peter III erfolgte. Von nun an konnten alle russischen Kaufleute ohne Unterschied zollfreien Handel nach Persien treiben.

Diese bessere Einrichtung der Verkehrsverhältnisse wurde auch von Katharina II bestätigt. Um dem Handel noch mehr Plan und Festigkeit zu geben, wurde verordnet, daß an der persischen Küste nur zwei Häfen, Baku und Enseli, besucht werden sollten, wo unter Aufsicht angestellter Konsuln die Rechte der russischen Nation gesichert, und die Kaufleute selbst von fernern willkürlichen, oft gefährlichen Unternehmungen und Reisen ins Innere von Persien abgehalten werden sollten. Durch Ausführung dieser Regulative gewann der persische Handel augenscheinlich und erweiterte sich von Jahr zu Jahr. Zur Uebersicht mag folgende Vergleichung zwischen dem ehemaligen Monopol und nachherigen freien Handel dienen.

Im Jahre 1760 betrug der ganze Werth der Ein- und Ausfuhr in Astrachan und Kisljär 391,000 Rubel, wobei Rußland 80,000 Rubel in der Bilanz verlor. 1768 war die Summe in diesen Städten schon auf 757,000 Rubel gestiegen, wobei Rußland in der Bilanz 120,000 Rubel gewann. 1775 betrug die Ein- und Ausfuhr 955,000 Rubel. Der Gewinn für Rußland war 512,000 Rubel, wovon der Krone allein 6000 Rubel an Zoll anheim fiel. Seitdem stieg der Handel immer höher, so daß er im Jahre 1798 an Ausfuhr 1,870,000 Rubel und an Einfuhr 1,300,000 Rubel betrug, und 1802 bis zu 2 Millionen Einfuhr und 1,450,000 Rubel Ausfuhr gestiegen war. Die ganze Handelsmasse betrug also beinahe 5½ Millionen Rubel, wovon ohne den Zoll in der Bilanz für Rußland beinahe 1 Million gewonnen war.

Während der letztern kriegerischen Vorfälle zwischen Rußland und Persien ist zwar dieser Handel wieder etwas gesunken, und auch in der jetzigen Krise dauert diese Störung noch fort; allein ein wieder hergestellter Friede kann ihn bald auf den vorigen, wo nicht auf einen noch höhern Flor emporheben, auch dann, wann selbst die neuen Eroberungen wieder an Persien zurückfallen sollten. England hat sich oft bemüht, einen Handel mit Persien anzuknüpfen, allein weder dieser, noch einer andern europäischen Nation ist es geglückt, und es scheint, daß er bloß für Rußland allein recht geeignet sey. Die Vorkehrungen, welche man seit 40 Jahren in diesem Reiche getroffen hat, zwecken auch alle dahin ab, diesen Handel für dasselbe fest zu begründen. Katharina II gab jedem Fremden, der sich in Astrachan oder an einem andern zu diesem Gouvernement gehörigen Orte häuslich niederlassen und Fabriken und Manufakturen errichten würde, eine dreißigjährige Befreiung von allen Abgaben und vollkommene Unabhängigkeit im Betriebe seines Gewerbes. Nach diesen zugestandenen Privilegien wuchs auch Astrachan an Bevölkerung und unternehmender Thätigkeit zusehends. Außer Russen, Armeniern, Bucharen und Indiern strömten auch Deutsche, Engländer und Franzosen dahin, und unter ihnen zeichneten sich besonders die Deutschen und Engländer durch wichtige Handelsunternehmungen aus, und machten in denselben ansehnliche und Gewinn bringende Fortschritte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Museum der naturhistorischen Gesellschaft zu Manchester enthält den Schädel eines Pferdes, das 62 Jahre alt wurde. Das unglückliche Thier brachte sein Leben hin mit dem Fortziehen der Schiffe auf den Kanälen von Manchester.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 261.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 September 1836.

Die Zigeuner in Rußland und Spanien.

Erster Brief. *)

23sten September 1835.

Einer der Hauptzwecke meiner Reise nach Moskau war der Wunsch, einen besondern Theil der Bevölkerung dieser Stadt kennen zu lernen, für den ich nach Allem, was ich von ihm hörte, ein besonderes Interesse gewonnen hatte. Bald nach meiner Ankunft suchte ich mein Vorhaben auszuführen, und ich glaube nun, daß das, was ich hier mitzutheilen gedenke, für den Christen und Philosophen von Interesse seyn wird. Ich meine nämlich das Volk der Zigeuner, oder Rommany, wie sie selbst sich nennen, von dem mehrere Tausende in und um Moskau wohnen, die ihren Lebensunterhalt auf verschiedene Weise gewinnen. Jene, welche gewohnt waren, dieses Volk als wandernde Barbaren zu betrachten, unzugänglich für Civilisation und unfähig, die Segnungen eines ruhigen ansäßigen Lebens zu schätzen, werden sich wundern, wenn sie hören, daß mehrere derselben in Moskau große schöne Häuser bewohnen, in schönen Equipagen erscheinen, und daß, wenn sie sich wirklich von der bessern Klasse der Russen unterscheiden, dieß nur durch ihre persönlichen und geistigen Vorzüge vor den Russen der Fall ist.

Diese merkwürdige, Moskau eigenthümliche Erscheinung ist hauptsächlich von den Zigeunerinnen herbeigeführt worden, die sich seit unvordenklicher Zeit schon bemühten, ihre Stimmen bis zu einem solchen Grade auszubilden, daß im Herzen eines Landes, wo der Gesang zu einer größern Vollkommenheit gediehen ist, als vielleicht in keinem andern der Welt, dennoch die vorzüglichern Zigeunerchöre der allgemeinen Stimme des Publikums zufolge für unübertrefflich gelten. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die berühmte Catalani so von Bewunderung durchdrungen war für die Vorzüge einer zigeunischen Sängerin — die, nachdem die erstere vor einer glänzenden Versammlung in Moskau gesungen, vortrat, und durch die Kraft ihrer melodischen Stimme Alles entzückte — daß sie einen kostbaren Shawl von großem Werth, den sie von dem Papste zum Geschenk erhalten, von den Schultern nahm, die Zigeunerin umarmte und sie nöthigte, ihn anzunehmen, indem sie sagte, der Shawl sey eigentlich für eine unübertreffliche Sängerin bestimmt gewesen, was sie, wie sie jetzt gehört habe, nicht sey.

Die Summen, welche diese Sängerinnen verdienen, sind so groß, daß sie mit ihren Männern im Ueberfluß leben können. Viele von ihnen sind sogar mit Edelleuten verheurathet, und jeder, der nur einige Zeit in Rußland sich aufgehalten hat, wird erfahren haben, daß die liebenswürdige, talentvolle und häusliche Gattin des Grafen Alexander T****** von Geburt eine Zigeunerin ist, und vormals eine der Zierden des Sängerchors ihres Volkes war, wie sie jetzt eine Zierde der verheuratheten Damen unter dem russischen Adel ist. Man muß jedoch nicht glauben, daß alle Zigeunerinnen so talentvoll und achtungswerth sind, es gibt vielmehr auch viele niedriger stehende Geschöpfe unter ihnen, die in Wirthshäusern und in den Gärten der Umgebung der Stadt singen und deren Männer vom Pferdehandel und dergleichen leben. Der Hauptaufenthaltsort dieser Klasse ist Marina Rotsche, ungefähr zwei Werste von Moskau, und dorthin fuhr ich von meinem Lohnbedienten begleitet.

Bei meiner Ankunft strömten die Zigeuner aus ihren Zelten und dem kleinen Wirthshaus und umringten meinen Wagen. Ich sprach einige Worte in dem mir bekannten englischen Zigeunerdialekt zu ihnen, worauf sich ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung erhob, der sich in einen ganzen Strom von Melodieen auflöste, unter denen das Lied: Ah kak mi toute karmama (Oh, wie lieb' ich dich), die vorherrschendste war, weil sie mich anfänglich für einen ihrer Brüder hielten, der in der Türkei, China und andern Ländern auf Reisen war und nun über das große Pani (Wasser) gekommen sey, sie zu besuchen.

Ihre Gesichter waren ganz die der Zigeuner in England: Braun, größtentheils schön, ein feuriges Auge, scheuer, aber sinniger Blick und kohlschwarzes Haar. Ich richtete viele Fragen an sie, besonders hinsichtlich ihrer Religion und ihres

*) Diese Briefe wurden von einem englischen Gelehrten im Athenäum mitgetheilt.

Stammlandes. Sie erwiderten, daß sie an den „Teufel" *) glaubten, der, seltsam genug, in ihrer Sprache so viel als Gott bedeutet, daß sie einen bösen Geist, Bengel genannt, fürchten, und daß ihre Väter aus dem Rommanylande gekommen wären, daß sie aber nicht wüßten, wo dieses Land liege. Sie sangen viele Lieder in der russischen und der Rommanysprache; die erstern waren moderne Opernlieder, die letztern aber unstreitig alterthümlich, da ihr Metrum mit der russischen Prosodie durchaus nichts Aehnliches hatte, und das Ganze überhaupt einen Charakter trug, der weder europäisch noch modern war.

Ich besuchte diesen Ort während meines Aufenthalts in Moskau mehreremale, und sprach mit ihnen über ihr sündliches Leben, die Erscheinung und das Leiden Jesu, und nahm mit den Worten Abschied von ihnen, daß ich hoffe, sie würden bald mit dem Worte des ewigen Lebens in ihrer Muttersprache versehen werden, die sie weit höher als die russische zu schätzen scheinen. Sie hörten mir aufmerksam zu und benahmen sich, so lange ich bei ihnen war, vollkommen tadellos.

Chinesische Städte. II.

Nanking und Canton.

(Fortsetzung.)

Die bereits erwähnte Beschreibung von Canton theilt auch einen kurzen Bericht über die in dieser Stadt befindlichen vorzüglicheren und von der Regierung gestatteten Tempel mit, der zugleich als Muster aller übrigen in den meisten Städten des Reichs gelten kann. „Der Kuang-heao-tse, oder der Tempel der „glänzenden kindlichen Pflicht," ist einer der größten, und steht innerhalb der Mauern unweit der nordwestlichen Ecke der Stadt. Zur Erhaltung seiner Priester, 200 an der Zahl, ist er mit vielen Ländereien dotirt, und soll schon zur Zeit der „drei Königreiche" — im J. 250 nach Christus — erbaut worden seyn. Ein anderer Tempel mit einer höhern Pagode oder Minaret ist in der That eine moslemitische Moschee, gebaut (wie die Chinesen sagen) von Ausländern, unter der Tang-Dynastie, als die Araber nach Canton Handel trieben. Der Moslems sind ungefähr 3000 an der Zahl; sie werden von den Chinesen als Leute bezeichnet, „die keine Götzenbilder haben und kein Schweinfleisch essen wollen." **)

*) Herrn Roberts zufolge Duvvel.

**) Die Chinesen sagen von den Moslems: „Das Volk dieser Nation betet allein den Himmel an, auch erweist es keinem andern Wesen oder Ding in der Welt göttliche Ehren. Die Reichen sind freigebig gegen die Armen, und alle andern Leute aus den übrigen Theilen des Landes werden als Freunde aufgenommen (hiemit ist wahrscheinlich die Gastfreundschaft der Araber gemeint). Ihre Begräbnißfeierlichkeiten sind einfach; in Canton werden sie ohne Sarg begraben. Das Gehäuse, in welchem der Verstorbene zu Grabe getragen wird, hat einen falschen Boden, den man herauszieht, damit der Leichnam in das Grab falle. Fällt er das Gesicht gegen den Himmel gewendet, so wird dieser Umstand als eine Vorbedeutung künftiger Glückseligkeit angesehen; kehrt der Leichnam aber das Gesicht gegen den Boden, so gilt dieß als ein unglückliches Zeichen. Zu den Zeiten Tschin's und Suy's (ungefähr um das 7te Jahrhundert) kamen sie zuerst nach China und dann zur See nach Canton. Nach der Yuen's (Mongolen) Dynastie breiteten sie sich weit im Lande aus, und nun findet man sie überall in Menge."

Außer minder bedeutenden befindet sich auch — ungefähr eine dreiviertel Meile nördlich von den fremden Faktoreien, in der Vorstadt jenseits der Stadtmauern — ein buddhistischer Tempel mit 100 Priestern in Canton, die ein jährliches Einkommen von 7000 Taels beziehen. Der Tempel sammt seinen Grundstücken nimmt einige Akres Land ein, und hat mehrere geräumige Hallen, von denen eine vor Kurzem erst von einem Sohne Howqua's, des Hongkaufmanns, gebaut wurde. In einem Theil des Tempels befindet sich ein großes Bild Budha's und ein anderes von Kuan-yin, der Göttin, welche „das Nothgeschrei der Sterblichen hört" und ihnen beisteht. Dieses Bild wird meist von Weibern angebetet. Ein anderer sehr großer dem Budha geweihter Tempel sammt Kloster liegt auf der andern Seite des Flusses, den europäischen Faktoreien fast gegenüber.

Neben diesen Tempeln hat Canton — so wie jede andere bedeutende Stadt des Landes — auch einen der Majestät und dem langen Leben des Kaisers geweihten, unter dem Namen Wan-schau-kung, d. h. „Halle der zehntausend Jahre." Die Mauern und Einrichtung dieses Tempels sind gelb, und jedes Jahr, am Geburtstag des Kaisers, versammeln sich der Vicekönig und die vornehmsten Civil- und Militärbeamten in demselben, um dem Kaiser ihre Verehrung zu bezeugen. Die Feierlichkeiten gehen ganz so vor sich, als ob er in Person anwesend wäre. Keine Stühle werden gestattet, sondern jeder hat ein Polster bei sich, auf das er sich mit gekreuzten Beinen auf den Boden niedersetzt.

Unter die ansehnlichsten Gebäude, wenigstens was das Aeußere betrifft, gehören die ausländischen Faktoreien, die einen sehr beschränkten Raum längs dem Ufer des Flusses in der südwestlichen Vorstadt einnehmen. Dieser kleine Raum, der durchaus nicht gestattet eine größere Anzahl von handeltreibenden aufzunehmen, nebst der Weigerung der chinesischen Regierung, einen größern Platz zu bewilligen, muß bald eine Unterhandlung mit den Lokalbehörden herbeiführen. Diese Faktoreien, nebst einem großen Theil der Häuser der Vorstädte, in denen sie liegen, sind auf einer sumpfigen Fläche am Fluß, und folglich auf Pfahlwerke erbaut, so daß sie gerade über der Hochwassermark liegen. Die heftigen Regengüsse während des Sommers von 1833 und 1834 führten eine Ueberschwemmung des Flusses herbei, welche die Faktoreigebäude mehrere Fuß hoch unter Wasser setzte. Boote fuhren auf den Straßen von einer Wohnung zur andern, und man sah sogar Netze auswerfen, um zu fischen. Krankheiten unter Eingebornen und Europäern waren die Folge davon, und wenn solche Ueberschwemmungen häufig wiederkehren, so dürften die Faktoreien sich mehr und mehr als unzureichend erweisen, zumal da der Zudrang derer, die ihr Glück in Canton suchen wollen, immer größer wird. Es bleibt also nichts übrig, als neue Gebäude in gesunderer und vom Hochwasser nicht erreichter Lage zu errichten.

Der nachstehende Bericht von der Ueberschwemmung im J. 1833 erschien in dem zu Canton herauskommenden Chinese Repository. „Am 5ten und 6ten September, heißt es, war der Stand des Wassers am höchsten, da es an den östlichen Thoren der Stadt, die höher liegen, als die Faktoreien, vier bis fünf Fuß hoch gestiegen war. In der Nacht des 5ten war das Wetter ruhig und heiter, und man konnte das dumpfe Gemurmel der Strömung des Flusses in den Faktoreien deutlich unterscheiden. Am 7ten begann das Wasser nach und nach zu fallen, erreichte aber erst nach dem 16ten, als die Springfluthen vorüber waren, seinen gewöhnlichen Stand wieder. Länger als eine Woche, während der Dauer der Ueberschwemmung war die Strömung des Flusses so reißend, daß alle Schifffahrt nach Wampoa unterbrochen war, und selbst leichte Kähne von europäischen Matrosen geführt, die größte Mühe hatten, Canton zu erreichen." Die Hungersnoth, welche durch diese Ueberschwemmung in der Provinz herbeigeführt ward, hatte einen bedeutenden Einfluß auf europäische Schifffahrt und Handel, da Aus- und Einfuhr zugleich in Stocken geriethen. Diese gegen alle frühere beispiellose Ueberschwemmung soll durch Nachlässigkeit oder Unverstand der Regierung herbeigeführt worden seyn, indem man versäumt hatte, die stark beschädigten Dämme zwischen Canton und dem Hochlande gegen Norden und Westen wieder herzustellen. Da die Ueberschwemmung auch 1834 wiederkehrte, so läßt sich dieß auch für folgende Jahre befürchten.

Es scheint vielleicht unglaublich, daß die Fronte der sämmtlichen Gebäude, in denen Kaufleute aller Nationen zu Betreibung ihrer Handelsgeschäfte in Canton zusammengedrängt sind, nicht mehr als 700 bis 800 Fuß messen sollte, und doch ist dem so. Jedes Gebäude, deren dreizehn sind, dehnt sich rückwärts ungefähr 130 Schritt in ein langes schmales Gäßchen aus, zu dessen beiden Seiten herab, als auch über den Gewölben, die es überspannen, sich die engen Wohnungen englischer, französischer, amerikanischer und anderer Handelsleute befinden, von denen Viele, wo nicht Alle, ihr Leben im Dienste des Mammons hinbringen, ohne ein weibliches Gesicht zu sehen, und ohne ein anderes Vergnügen zu haben, als das Klingen der Thaler zu hören, die von den chinesischen Geldwechslern bei Ausgabe und Einnahme stets gewogen und untersucht werden. Vor mehreren Jahren war eine bedeutende Anzahl von Flaggen, die dänische, schwedische, östreichische u. s. w. neben der englischen, holländischen und amerikanischen an der Vorderseite der Faktoreien ausgesteckt, seit den letzten 25 Jahren aber sind die drei letzten nebst der französischen dreifarbigen, die gleich nach der Revolution von 1830 ausgesteckt wurde, die einzigen fremden, welche man hier sieht.

Die europäischen Faktoreien werden von den Chinesen „die dreizehn Hongs" genannt; das Wort Hong bedeutet in ihrer Sprache eine Handelsanstalt oder eine Waarenniederlage. Ihrer Gewohnheit zufolge bezeichnen sie jede Faktorei noch mit einem besondern Namen, der sich entweder auf die Flagge, oder irgend einen andern Umstand bezieht. So wurde die östreichische oder kaiserliche Faktorei der „Zwillingsadler Hong," die dänische der „Hong von der gelben Flagge," die der ostindischen Kompagnie „der Hong, welcher die Ruhe befestigt," die amerikanische „der Hong der großen Quellen" genannt, und so fort. Oestlich von allen diesen Faktoreien zieht sich ein schmaler Kanal des Flusses, ein stinkender Graben hin, der einen Theil der Stadtmauer umgibt, und diesem Theil von Canton zugleich als Abzugsgraben dient. Hinter den Faktoreien dehnt sich eine enge Straße aus, die zu den Waarenniederlagen der Hongkaufleute führt, von denen aus hölzerne oder steinerne Stufen zum Fluß hinabführen, auf denen man den Thee und andere Waaren, die verladen werden sollen, in die Schiffe bringt.

Der Raum, den die Faktoreien einnehmen, wird von zwei Gassen durchschnitten, von denen die eine die „Chinastraße" genannt wird, und die andere den sehr bezeichnenden Namen der „Schweingasse" führt. Die erstere ist breiter, als die chinesischen Straßen zu seyn pflegen, und in ihr befinden sich die Läden der Kleinkrämer, die mit geschnitzten und lackirten Waaren, Seidenzeug und andern Artikeln handeln, nach denen die Fremden fragen. Die Aufmerksamkeit des Ausländers wird hier durch Inschriften an den Läden in europäischem Charakter angezogen, die weit mehr versprechen, als sie halten. So nennt sich z. B. der elendeste Sudler einen „geschickten Porträtmaler" u. s. w. Die Fenster, statt wie in England oder Frankreich mit lockenden Auslagen geziert zu seyn, sind vielmehr durch schwarze düstere Läden geschlossen, und nur durch ein Loch in der Decke kommt etwas Licht von außen hinein. Die Krämer selbst, statt den Käufern rasch und höflich entgegenzukommen, breiten vielmehr die verlangte Waare langsam und oft verdrossen aus, so daß das Einkaufen in Canton eben kein angenehmer Zeitvertreib ist.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Rüstungen.

Acht sehr merkwürdige französische Rüstungen wurden kürzlich in Paris in dem Antiken- und Medaillenkabinet der königlichen Bibliothek dem Publikum zugänglich gemacht. Diese Rüstungen, welche man ehedem in der Gallerie des Prinzen von Condé zu Chantilly aufbewahrt hatte, waren zur Zeit der Revolution in die Rüstkammer versetzt worden. Glücklicherweise wurden sie dem Vandalismus, der während dieser stürmischen Jahre viele Kunstgegenstände zerstörte, und der sie um so mehr bedrohte, als sie königlichen Personen gehört hatten, entzogen. Herr Dumersan erhielt im Floreal des Jahres V der Republik (1797) den Auftrag, sie wegzunehmen und ins Antikenkabinet zu bringen, welches damals unter der Leitung der Herren Barthélemy de Courçay und Millin, seinen Vorgesetzten, stand. Man stellte diese Rüstungen in einem besondern Saal auf; allein ihre Existenz war Künstlern und Liebhabern wie unbekannt. Talma nahm nach einer derselben das Muster einer Rüstung, die er für die Aufführung seiner Ritterrollen machen ließ. Die Rüstung Sully's ward dem Grafen von Dijon anvertraut, um dem Künstler, der die Statue Heinrichs IV verfertigte, welche dieser hochherzige Bürger auf seine Kosten in der Stadt Nérac errichten ließ, zum Studium zu dienen. Die zu Chantilly erhaltene Sage schrieb diese Rüstungen Philipp von Valois, Heinrich II, Heinrich IV, Ludwig XIII und Sully zu. Von zwei sehr kleinen Rüstungen gehörte die eine dem jungen Herzog von Burgund, dem Enkel Lud-

by Google

wigs XIV. Die achte hatte keine Bezeichnung. Bei diesen Rüstungen befanden sich zwei Degen Heinrichs IV: der eine, mit erhaben gearbeiteten Edelsteinen auf Muscheln verziert, welche Könige von Frankreich darstellen; an dem andern, der sein Schlachtdegen war, befindet sich eine Pistole. Auch war unter ihnen die Rüstung Ludwigs XIV, mit einem prächtigen ziselirten silbernen Ringkragen verziert, Ludwig XIII vorstellend, wie er von vier Welttheilen Geschenke erhält. Diese schöne Rüstung, welche lange Zeit in dem Medaillenkabinet ausgestellt gewesen, ward vor ungefähr zwanzig Jahren dem Museum der Artillerie übergeben. Die interessanteste unter diesen Rüstungen ist ohne Widerspruch die Heinrichs II.

Ueber den Handel von Astrachan und auf dem kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

Auch durch die Unterwerfung und nähere Verbindung des großen Landstrichs von Kartalinien und Grusien (oder Georgien) hat Rußlands Handel an den Küsten des kaspischen Meeres seit 1783 einen neuen und beträchtlichen Zuwachs erhalten. Denn dadurch ist nicht nur ein freier Handelsweg in diese Provinzen, sondern auch von dieser Seite in den Kaukasus geöffnet worden. Wenn auch auf diesem Handelswege nicht Millionen gewonnen werden, so bleibt er doch für die mittlern Klassen des Kaufmannsstandes kein geringer Gegenstand des merkantilischen Gewerbes, und öffnet mancher einträglichen Spekulation den Zugang.

Was insbesondere noch den Handel und die Schiffahrt von Astrachan anlangt, so ist die Einfahrt in das kaspische Meer zur Zeit der Frühlingsüberschwemmungen von da am leichtesten und bequemsten. Schiffe, die im Sommer oder Herbst von Astrachan bis Tschetire-Bugry *) oft einige Wochen nöthig haben, legen zu dieser Zeit die Fahrt in zwei Tagen zurück. Doch ist auch genaue Kenntniß und Vorsicht nöthig, um nicht aus dem tiefen Fahrwasser auf bedeckte Inseln zu gerathen. — In Rücksicht des Handels steht Astrachan, ungeachtet seiner vortheilhaften Lage, doch nur auf der dritten Stufe der russischen Handelsstädte, nämlich nach der Masse des ganzen Handelsumsatzes, wozu ungefähr eine Summe von 4 bis 7 Millionen Rubel gerechnet werden könnte. **) Die Entfernung von einem europäischen Hafen, die isolirte Lage des kaspischen Meeres, noch mehr aber der so oft gestörte Handel mit Persien, waren bisher die Hindernisse, daß Astrachan nicht zu einer der ersten Handelsstädte des russischen Reichs emporgestiegen ist. Wenige Städte der Erde können ihr an die Seite gesetzt werden, die einen solchen Fluß, als die Wolga ist, beherrschen. Ueber 400 Meilen weit können dieser Stadt Produkte auf demselben zugeführt werden.

Das interessanteste und lebhafteste Schauspiel gewährt dieser majestätische Strom bei Astrachan im Junius und Julius, wenn auf demselben eine Menge schwer belastete Fahrzeuge mit den mannichfaltigsten Produkten aus den obern Gegenden Rußlands ankommen. Die Zahl dieser größern Fahrzeuge aller Art beläuft sich nur allein um diese Zeit auf 2 bis 500. Aber außerdem kommen auch noch gegen 10,000 kleinere Fahrzeuge oder Fischerböte an, die allein zum Behuf der Fischerei herbeischwimmen. Ein solches Boot ist allemal wenigstens mit zwei Menschen besetzt, und das Gewühl ist unbeschreiblich.

Den ausgebreitetsten Handel treibt Astrachan in Friedenszeiten, wie schon erwähnt ist, mit Persien und nach Indien. In den Jahren 1795 bis 1796 wurde er aber wegen der innern Unruhen in Persien und des dadurch mit Rußland entstandenen Kriegs sehr unterbrochen und zum Theil völlig gehemmt. Aus Persien erhält übrigens Astrachan an Hauptprodukten nicht nur rohe Seide, seidene Zeuge, Baumwolle, roh, gesponnen und verarbeitet, sondern auch edle Früchte, als Mandeln, Feigen, Pomeranzen, Rosinen, Oliven, trockne Pfirschen; ferner Baumöl, Galläpfel, Saffran, Reiß und mehrere Apothekerspezereien. Versendet werden nach Persien: feine Tücher, Leinwand, Farbematerialien, Glas, Korallen, Spiegel, Stahl- und Eisenwaaren, metallene Geräthe, kupferne Geschirre u. s. w.

Aus Indien bringen die Indianer Seide und Baumwolle, die feinsten Zeuge und Tücher aus beiden gearbeitet, und andere edle indische Produkte und Fabrikate. — Aus der Bucharei und Khiwa wird der Handel meistens durch Karawanen geführt, oder auch über das kaspische Meer bis zum Hafen Strangischlak. Astrachan erhält aus diesen Ländern besonders Baumwolle und baumwollene Zeuge, halbseidene Zeuge, Lämmerfelle u. dgl. m. — Tücher, Farbematerialien, Leinenzeug, Bärenfelle und anderes Pelzwerk, Juften, kurze Waare u. s. w. dienen zur Ausfuhr dahin.

(Fortsetzung folgt.)

*) D. i. die vier Hügel, eine der letzten Inseln, welche durch die Mündungen der Wolga gebildet wird. Bei der Einfahrt in die Wolga dient sie zugleich als Merkzeichen.

**) Demnach würde St. Petersburg zur ersten, Riga zur zweiten, Astrachan, Archangel, Reval, Narwa, Wiburg, Pernau, Libau und andere als Seestädte zur dritten Klasse gezählt werden können.

Archäologische Notizen.

Auf dem Kirchhof zu Hemel Hempstead, in der englischen Grafschaft Herford, fand man unlängst eine merkwürdige Antiquität. Als man nämlich ein Grab bereitete und der Todtengräber die Erde bereits bis zu vier Fuß Tiefe aufgeworfen hatte, stieß der Spaten auf einen festen Körper, der bei näherer Besichtigung für einen aus Stein gehauenen Sargdeckel erkannt wurde. Unter demselben fand man den ganzen noch gut erhaltenen Sarg, den man später herausnahm; die darin enthaltenen Gebeine zerfielen aber, sobald sie an die Luft kamen, in Staub. Auf dem Sargdeckel befindet sich eine zum Theil durch die Zeit zerstörte, jedoch noch so weit lesbare Inschrift, um aus derselben zu erkennen, daß der Sarg die Asche des berühmten Offa, Königs des angelsächsischen Mercia, enthalte, der die Abtei St. Alban wieder aufbaute und im achten Jahrhundert starb. Der Sarg ist auf ganz eigene Weise ausgehauen und überhaupt einzig in seiner Art. Die Kirche, wo man ihn fand, wurde im siebenten Jahrhundert erbaut.

Für den Alterthumsforscher ist die Kirche von St. Denis eines der reichsten Museen in Europa; sie besitzt Skulpturen aus dem fünften Jahrhundert, Mosaiken aus dem eilften, getriebene Arbeit aus den Zeiten Karls des Großen, andere noch ältere von wundervoller Arbeit, herrliche Glasmalereien und endlich Gräber durch die Bildhauerarbeiten der größten Künstler aus der Zeit der Wiedergeburt der Künste geziert; leider hat man diese letztern Schätze durch Uebertünchen ruinirt.

Als man unlängst einen Theil einer großen durch eine Unterlage von Steinen gestützten Hecke an der Nordseite der Gäßchen St. Martin zu Rennes niederhieb, fand man ein Grab, allem Anschein nach von hohem Alterthum. Dieses bei 6 Fuß lange und 18 bis 20 Zoll breite Grab bestand aus sehr festen rothen Backsteinen. Diejenigen, welche den Boden bildeten, waren in rechten Winkeln gehauen, um sich besser an die auf der schmalen Seite aufrechtstehenden anzuschließen. Innerhalb lagen Gebeine, die größtentheils zerfallen waren, und mit dem Kalk, der das Grab ausfüllte, Eine Masse bildeten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. W denmann.

Nr. 262.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 September 1836.

Skizzen aus Ireland. I.

Die Stellung der Parteien im Jahre 1827.

„Emancipation" war die Losung der ganzen katholischen Bevölkerung Irelands geworden, von den Klippen des Riesenweges an der Küste von Antrim bis zum Kap Clear an der südwestlichsten Spitze von Cork. Der Ruf, welchen die Stifter und Führer der katholischen Association in Dublin erschallen ließen, hallte wieder bis in die Hütte des ärmsten katholischen Bauers und unter den hungersterbenden Bettlern an der Landstraße. Was O'Connell, Sheil und andere Häupter der Partei in Capelstreet *) verkündeten, flog, durch die ergebene Presse verbreitet, alltäglich über die ganze Insel und wurde geglaubt, wie ein Evangelium. Was der stehende Ausschuß in der Hauptstadt gebot, wurde in den Grafschaften pünktlicher als je eine Parlamentsakte vollzogen, was er verlangte, als heiligste Gewissensschuld an die bis ins letzte Dorf verbreiteten Filialcommitteen entrichtet. Jeder trug freudig zur katholischen Steuer nach Kräften Pfund, Schilling oder Pence bei, denn es galt ja „Emancipation!" In diesem einen Worte koncentrirte das Volk alle seine Wünsche, seine Hoffnungen, und Pandorens Büchse schloß nicht bald so viele Wundergaben in sich, als man damals in Ireland von der Emancipation erwartete. Die Wortführer, groß und klein, waren um so weniger karg mit Verheißungen, je mehr dieselben den Eifer ihrer Glaubensgenossen spornten und die Zwecke der sogenannten „friedlichen Agitation" erfüllten. Man muß ganz die mannichfachen Uebel kennen, an welchen die Insel und ihre Bewohner seit Jahrhunderten gelitten haben, man muß mit dem Charakter und den Leidenschaften des Volks vertraut seyn, wenn man verstehen will, was Alles die angeborene reiche Einbildungskraft der Iren von der Maßregel erwartete, für welche 1827 und 1828 das Land in einer Aufregung war, die nur deßhalb nicht in einen offenen Aufstand überging, weil derselbe nicht in dem Plan der Häupter lag, da sie wohl erkannten, daß von einer Insurrektion für ihre Sache Alles zu fürchten, nichts zu hoffen sey. Besonders die letztverflossenen drei Jahrhunderte leben weit frischer im Gedächtniß der Iren, als in irgend eines andern Volks, weil alle ihre Umgebungen sie ununterbrochen bitter genug daran mahnen. Die Schicksale jeder einzelnen Familie sind mehr oder weniger eng mit der Geschichte des Landes verflochten, und daher werden die von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Erzählungen von den Kämpfen und Leiden, der Hinrichtung oder der Beraubung der Väter, Groß- und Urgroßväter zugleich die Träger einer Art von Volkshistorie, die Haß und Hoffnungen stets frisch erhält. Was es eigentlich um die „Mancipation," wie der Bauer es nannte, sey, darüber waren die Begriffe der niedern Klassen höchst unklar, und selbst die Mittelstände verbanden damit Ansichten, die ihrem eigentlichen Gehalt nach von denen des Landvolks nur in so ferne verschieden waren, daß ihre Phantasie auf andere Gegenstände sich richtete, die ihren Beschäftigungen und besondern Verhältnissen näher lagen. Die Grundidee, welche dabei vorherrschte, war ohne Zweifel überall gleich und ganz dieselbe, welche die Seele der frühern Aufstände und Rebellionen gewesen war. Die Association und die Führer verlangten zwar nur gleiche Rechte und gleiche Freiheiten mit den Protestanten, aber das Volk übersetzte sich beide auf seine eigene Weise. „Lange genug," hieß es, „haben die Sassenachs uns den Fuß auf den Nacken gesetzt; es ist Zeit, daß das Spiel endlich Einmal umgekehrt wird und wir das Regiment über sie erhalten." In diesem Sinne äußerte sich das Volk mit angeborner Schlauheit nach Umständen mehr oder weniger laut, und besonders in den südlichen Grafschaften wurden katholische Herren, denen es um ihrer Religion willen wie den Seinigen vertraute, nicht selten gefragt, ob denn die Zeit der „Auferstehung" nicht bald kommen werde. Ließ man sich dort mit den Bauern in ein weiteres Gespräch ein, so erfuhr man bald, daß nach ihren Begriffen die „Mancipation" ein gewisses Nondescript, ein undefinirtes Surrogat für eine Rebellion sey, wozu die Lust, ungeachtet des unglücklichen Ausgangs von 1798, doch durch das angenehme Andenken an das geniale Drunter und Drüber jener Periode um so lebhafter forterhalten wird, je mehr die Iren sich in steten Raufereien und Kämpfen, gleichviel, welcher Art, gefallen

*) Eine Straße in Dublin, wo der Hauptausschuß der Association gewöhnlich seine Sitzungen hielt.

und je Größeres sie für die Besserung ihrer persönlichen Umstände davon erwarteten. Voran unter ihren Hoffnungen stand fast allgemein das Aufhören von Pacht und Zehnten, obwohl sich die Verfechter der Emancipation im Parlament hierüber ganz anders äußerten. Der katholische Bauer betrachtet sich als den rechtmäßigen Besitzer des Bodens, den er inne hat; der protestantische Gutsherr gilt ihm, wie der protestantische Prediger des Kirchspiels, für einen Usurpator, dessen Occupation sich nur auf das Schwert und den Strick gründe, womit der blutige Cromwell und Wilhelm III vor Zeiten die katholischen Besitzer entweder hinopferten oder sie durch die Furcht davor die Flucht zu nehmen zwangen. Eine Verjährung erkennen die irischen Bauern nicht an, und wenn sie daher gegenwärtig Pacht und Zehnten entrichten müssen, so geschiehts ihrer Meinung nach nicht um des Rechts, sondern um der leidigen Gewalt willen, welche sich in der Form von ungerechten Gesetzen, von Truppen und Polizeisoldaten erhalten habe. Die eigentlichen rechtmäßigen Erben jener ehemaligen erschlagenen, gehängten oder verjagten katholischen Besitzer sind nur sie, die gegenwärtigen Inhaber des Bodens. Ob sie mit denselben verwandt, von ihnen abgestammt sind oder nicht, thut nichts zur Sache, denn sie sind ja Katholiken und gehören als solche zur Familie. Daß bei diesen Ansichten noch eine dunkle Idee von den unter Jakob I aufgehobenen Clanschaften vorwaltet, ist wohl nicht zu läugnen, und wird auch theilweis noch durch manche andere Umstände, z. B. dadurch bestätigt, daß das Volk in seinen Gesprächen einen katholischen Besitzer immer bloß bei seinem Vor- und Zunamen nennt, während dem Protestanten unfehlbar das „Herr" vorgesetzt wird, eine Unterscheidung, die man auf der ganzen Insel stark markirt findet. Was nun gar den protestantischen Prediger anlangt, so ist dieser natürlich noch weit verhaßter als der Gutsherr, und gilt ihnen für den Repräsentanten alles Unrechts, was in religiöser Hinsicht seit drei Jahrhunderten an der katholischen Gemeinde geübt worden ist. Er hat ihnen nicht bloß ihre Kirche geraubt und enthält sie ihnen jetzt vor, sondern will auch noch obendrein für den Raub und sein Nichtsthun mit dem Zehnten bezahlt seyn, um sie nach Herzenslust Götzendiener schimpfen zu können, wenn sie sich nicht zu seiner Ketzerei bekehren lassen wollen. Daß er noch dazu meistens auch Friedensrichter ist, macht ihn gewöhnlich noch verhaßter.

Aehnliche Ansichten, Hoffnungen und Wünsche nährte das Volk in hundertfachen Beziehungen, und erwartete in Allem die Realisirung von der Emancipation. Inzwischen waren es keineswegs die niedern Klassen allein, die ihre wirklichen Rechte mit einer Anzahl vermeintlicher in einander wirrten und aus dem Gemisch ihre Ideen von der zu erringenden Emancipation zusammenstellten; selbst unter den Gebildetern fand man der ausschweifenden Hoffnungen genug, und namentlich hörte man nicht selten von einer Reklamirung der ehemals konfiszirten Güter sprechen, unbekümmert, ob solche vielleicht schon an die dritte, vierte, ja zehnte Hand übergangen sey. Freilich gingen wenige so weit, dergleichen sofort zu erwarten oder zu fordern, sondern man redete davon nur wie von etwas sehr Fernliegendem, was wahrscheinlich wohl nie geschehen werde, was man auch nicht gerade verlangen wolle; allein die ernsthafte Art, wie darüber politisirt wurde, ließ wohl durchblicken, daß man jene Schlösser keineswegs als Luftschlösser betrachte, und sich nur nach der Macht sehne, solche Reklamationen durchsetzen zu können. Die Häupter der Agitation und der umsichtigere Theil der Emancipationspartei rechneten freilich nicht in solchen geometrischen Progressionen, aber schlau genug hüteten sie sich wohl, der Einbildungskraft des Volks Schranken zu setzen, die seinen Eifer gelähmt haben und der größtmöglichen Aufregung, die man dadurch bezweckte, hinderlich gewesen seyn würden.

Unter diesen Verhältnissen erklärt es sich leicht, daß die große Mehrzahl der irischen Protestanten in den Bewegungen der Association nur Vorzeichen und Vorbereitungen zur Erneuerung der Scenen von 1798 sehen wollten. Man hatte sich einmal daran gewöhnt, die Katholiken als eine Helotenklasse zu betrachten, die beständig mit Zaum und Gebiß regiert werden müsse. Im Geheim war man sich des eigenen Unrechts gegen sie recht wohl bewußt, aber die bessere innere Stimme, welche für das Recht sprach, wurde leicht durch die großen Vortheile überläubt, welche sich auf das bestehende System der Ungleichheit gründeten, während obendrein frühere Scenen und die Bekanntschaft mit den jetzigen Erwartungen der Bevölkerung jenes Glaubens unüberwindliche Besorgnisse einflößten, die in mehrfachen Hinsichten nur zu guten Grund hatten, zu gleicher Zeit aber auch alle auf Rechnung der Religion gesetzt wurden. Deßhalb suchte man emsig alles von den Katholiken verübte Unrecht, alle ihre Fehler und Leidenschaften, alle Gräuel und Verbrechen hervor, um daraus Argumente für die Nothwendigkeit der Erhaltung protestantischer Obergewalt zu entlehnen, und bezeichnete alle Vertreter gleicher Rechte und Freiheiten als Verräther an König, Kirche und Konstitution. Selbst viele der billigern Protestanten, die unter andern Umständen und bei einem andern Charakter des Volks der Emancipation sehr geneigt gewesen seyn würden, ja die in der That eine solche Maßregel für die englischen und schottischen Katholiken bevorworteten, fürchteten sich in Ireland, irgend eine Gewalt, irgend ein Vorrecht aus den Händen zu geben, weil sie sich überzeugt hielten, daß die Katholiken jede Koncession sogleich in Waffen gegen die Protestanten verwandeln würden. Man fühlte die eigene dreihundertjährige Schuld und fürchtete die Vergeltung. Große Erbitterung erregte es daher, daß selbst der damalige Lord-Lieutenant der Insel, der Marquis von Anglesea, die katholischen Ansprüche begünstigte und sogar der Association öffentlich zugerufen hatte: „agitirt! agitirt! agitirt!" Solche Worte vom Stellvertreter des protestantischen Königs erschienen der Torypartei fast gleichbedeutend mit Hochverrath, und es versteht sich daher von selbst, daß der erlauchte Beförderer der Emancipation von seinem vicekönigllichen Posten abberufen werden mußte. Indessen so kühn und drohend auch die Katholiken ihr Haupt erhoben, so mancherlei Besorgnisse auch die regelmäßige Organisation der Association und ihrer exekutiven Gewalt einzuflößen geeignet war, so glaubten ihre Gegner doch jedem Ansturm auf die protestantische Ascendenz trotzen zu können. Daß ein großer Kampf sich vorbereitete, ward schon nach der Entlassung des

Parlaments im Jahre 1828 klar genug, aber die Torypartei hielt sich des Ausgangs um so mehr versichert, da sie nicht nur in der Orangeverbrüderung ein durch Reichthum, Macht und Ansehn gewaltiges Bollwerk besaß, sondern auch auf die große Ueberzahl der eifrigen Antipapisten in England und Schottland rechnen durfte. Am meisten aber fand sie sich beruhigt, weil sie das Ruder des Staats in den Händen ihres eigenen Hauptes und Champions wußte; Wellington, der Held von hundert Schlachten, der indische Heere und französische Armeen geschlagen, der die Macht des Weltstürmers Bonaparte gebrochen, werde, meinte man, jede Schilderhebung irischer Rebellen leicht zu Boden schmettern. In dieser Erwartung würde man freilich sich auch wohl schwerlich geirrt haben, aber worin man sich irrte, war die Schilderhebung selbst, obwohl es auf beiden Seiten keineswegs an Leuten mangelte, die eine solche, wenn gleich aus sehr verschiedenen Gründen, eifrig wünschten, — Katholiken, weil sie davon schnellere und ausgedehntere Förderung ihrer Zwecke hofften, — Protestanten, weil sie dadurch die trotzigen Heloten wieder gänzlich und auf lange Zeiten hin zum unterwürfigen Gehorsam zu bringen, und sie für ihr „unverschämtes Streben" nach Gleichheit mit den bevorrechteten Bekennern der Hochkirche züchtigen zu können gedachten.

Solches waren die Verhältnisse, als die neuen Parlamentswahlen begannen, wobei dießmal von allen Parteien um so außerordentlichere Anstrengungen gemacht wurden, je mehr und je Wichtigeres für jede von dem Ausgang derselben abhing. Die Unruhe, welche bis dahin auf der Insel geherrscht hatte, schien sich jetzt verdoppeln zu wollen; die tausendgliedrige Association regte sich in allen ihren Gelenken zugleich, und das Centralcommittee in Dublin entfaltete eine Energie, die den Bestrebungen der Orangelogen mehr als die Wage zu halten schien. Nach allen Theilen der Insel wurden Agenten auf Agenten entsendet, um sich über die Kandidaten mit den Lokalcommitteen zu verständigen, mit diesen gemeinsam das wählende Volk vom gesetz-, aber nicht gebrauchswidrigen Einfluß der Gutsbesitzer loszureißen und an jedem Wahlorte die katholische Kraft zu concentriren. Die ganze Mitwirkung des Klerus wurde in Anspruch genommen, und wie überhaupt schon die große Mehrzahl desselben Glieder der Association waren, so gab es damals im Durchschnitt nur höchst wenige Priester, die nicht vereint mit den Layhäuptern all ihre Kraft daran gesetzt hätten, die Wahl von Kandidaten zu erzwingen, die auf dem Flur des Unterhauses für das Aufhören des katholischen Helotenthums, die Austilgung jenes politischen Brandmals hätten stimmen wollen, welches kaum ein Achtel der Bevölkerung siebenthalb Millionen ihrer Mitbürger um deren Glaubensbekenntnisses willen aufgedrückt hatte. Ganz ein Gleiches geschah aber auch von der protestantischen Seite, wo die Geistlichkeit, ohnehin schon fast rein politischer Natur, sich in den Harnisch warf, um unter orangefarbenem Banner für die Aufrechthaltung des glorreichen Andenkens Wilhelms III, für protestantische Obermacht gegen das Aufkommen der „Götzendienerei" zu streiten, welches eine nicht undeutliche Ahnung sie als gleichbedeutend mit dem Verlust von Kirchensteuern und Zehnten erkennen ließ.

Römische Alterthümer in Tlemsen.

Der Begräbnißplatz der Juden zu Tlemsen enthält eine Menge von Steinen mit alterthümlichen Inschriften. Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß alle diese Steine von altrömischen Bauwerken herkommen, und daß die meisten noch mit lateinischen Inschriften bedeckt sind. Die Israeliten, von denen man hierüber Erklärung verlangte, wichen einer bestimmten Antwort aus, doch erfuhr man nachmals, daß sie die Steine bei der Moschee Agadia unterhalb Tlemsen geholt hatten. Ein Caid versicherte, in einer Geschichte von Tlemsen — die er leider auf seiner Flucht verloren hatte — gelesen zu haben, daß diese Moschee von den Steinen gebaut worden sey, die man aus einer römischen Stadt habe holen lassen, welche vier Stunden von Tlemsen gegen Südwest liegen soll. Unter den Inschriften auf den Grabsteinen befinden sich doppelte und neben einander stehende auf demselben Steine, wie z. B. folgende:

DMS	DMS
VALER	AVRE
IA SAR	LIVS I (A)
DOI VI	NVARI
XIT AN	VS VIXI
NS IXX	TAN XXX
HSR	NANI ......

Man glaubt, daß die Buchstaben DMS der ersten Zeile eine Abkürzung der Worte Deo maximo sanctissimo seyen. Jene Valeria Sarbel, welche 19 Jahre, und jener Aurelius Jannarius, der 30 Jahre lebte, sind ohne Zweifel Eheleute. Die Buchstaben HSR, welche am Schluß der ersten Grabschrift stehen, scheinen eine Abkürzung der Worte Habeat sempiternam requiem zu seyn. Was das abgebrochene Wort NANI...... betrifft, welches mit kleinern Buchstaben als die übrigen geschrieben ist, so glaubt man, daß es der Name dessen seyn könnte, der die Inschrift eingegraben hat. Eine andere Inschrift, die interessanter ist, als die übrigen, weil sie ein Datum enthält, sagt Folgendes: „Gott, dem Großen und Heiligen, Valeria Materna, welche 33 Jahre lebte. Ihr Gatte errichtete ihr dieses ewige Haus im Jahre 591 nach der Erlösung der Welt." — Auffallend ist das geringe Alter der Personen auf den Leichensteinen von Tlemsen. Das Gegentheil findet sich auf ähnlichen Steinen, die man in Bougia fand, und doch ist Tlemsen eben so gesund, als das Klima von Bougia schädlich. Die Zeit muß mithin große Veränderungen in dem Gesundheitszustande beider Lokalitäten bewirkt haben, und es würde dieser Umstand unerklärlich erscheinen, wüßte man nicht, welchen Einfluß der Anbau des Menschen in dieser Hinsicht übt.

Ueber den Handel von Astrachan und auf dem kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

Unter die vorzüglichsten ausländischen Waaren, welche Astrachan theils auf der Wolga, theils auch im Winter auf Schlitten erhält, gehören Zucker, Kaffee, Gewürze, Farbematerialien, feine Tücher, Galanterie-, Eisen- und Stahlwaaren aller Art. Die meisten derselben werden schon von St. Petersburg dahin spedirt, indem sie in Twer auf der Wolga abgesandt werden. Andere gehen auch von Moskau ab,

besonders im Winter auf Schlitten, wenn die Schifffahrt gehemmt ist. Wie hoch der Werth der Einfuhr von dieser Seite beträgt, kann man aus folgendem mitgetheilten Verzeichnisse nach runden Zahlen, dessen Richtigkeit durch die weggelassenen kleinern Zahlen wenig verliert, ersehen.

Im Jahre 1798 erhielt Astrachan über St. Petersburg und Moskau:

Färbematerialien, als: Indigo, Cochenille, Vitriol, Sandal, Fernambuk, Alaun, Orlean, Grünspan u. s. w. für	450.000	Rubel
Gewürze	70.000	—
Zucker	120.000	—
Kaffee	60.000	—
Ausländische feine Tücher	350.000	—
Galanteriewaaren, Uhren u. dgl.	62.000	—
Feine ausländische Leinwand	24.000	—
Seidene Waaren verschiedener Art	15.000	—
Papier verschiedener Gattungen	12.000	—
Mobilien, Steinzeug, Glaswaaren	25.000	—
Ausländische Weine, Früchte u. s. w.	50.000	—
Summe	1,198.000	Rubel

Von eigenen russischen Produkten, Fabrik- und Manufakturwaaren erhielt Astrachan in demselben Jahre sowohl auf der Wolga als auch zu Lande folgende:

Juften und andere Sorten von Leder für	50.000	Rubel
Pelzwerk	55.000	—
Eisen, Stangen, Platten	140.000	—
Kupfer in Platten und verarbeitet	67.000	—
Fabrikwaaren von Eisen, Messing u. s. w.	155.000	—
Leinene und baumwollene Zeuge	80.000	—
Grobes Tuch	20.000	—
Tabak	16.000	—
Roggen	34.000	—
Roggenmehl	28.000	—
Weizen	44.000	—
Weizenmehl	39.000	—
Gerstengrütze	47.000	—
Holz zum Bau	60.000	—
Holz zum Brennen	50.000	—
Hölzerne Geräthe	30.000	—
Glaswaaren, irdene Geschirre u. s. w.	25.000	—
Summe	880,000	Rubel

Rechnet man die obigen Einfuhrartikel dazu, die über St. Petersburg und Moskau nach Astrachan geliefert werden, so beträgt die sämmtliche Einfuhr über 2 Millionen Rubel. Die Hälfte dieser Waaren, oft auch gegen $2/3$, gehen wieder nach Kisljär und in die übrigen Häfen des kaspischen Meeres. Vergleicht man diese Summe mit der, welche Güldenstädt *) von 1775 anführt, und die 629,672 Rubel für die sämmtliche Ausfuhr aus Astrachan und Kisljär nach den übrigen Häfen des kaspischen Meeres beträgt, so geht hervor, daß der Handel in Astrachan seit beinahe 30 Jahren über $1/3$ höher gestiegen ist.

Eine andere sehr genaue und authentische Angabe über die Ein- und Ausfuhr von Astrachan in dem Jahre 1799, die von dem Kommerzkollegium in St. Petersburg herrührt und deßwegen um so zuverlässiger scheint, ist folgende:

*) Im St. Petersburgischen Journal, Bd. 3. S. 268 u. f.

Werth der sämmtlichen Einfuhr	550.288	Rubel
— — — Ausfuhr	804,347	—
Betrag des Zolls	60.310	—

Hiezu kommen noch eigene Fabrikate, welche Astrachan größtentheils mit zur Masse der Ausfuhr hinzufügt. Diese sind vorzüglich Seidenwaaren, Chagrin, Seife, Salpeter, Thran und Fische. Es wird aber in Astrachan sehr viel Seide verarbeitet, ungeachtet der Seidenbau in diesen Gegenden noch lange nicht die dazu erforderliche Quantität liefert. Mangel an Menschen und an der so nöthigen Aufmerksamkeit, die bei diesem Geschäft ganz vorzüglich erfordert wird, so wie die Leichtigkeit, die Seide aus Persien zu ziehen, sind die Ursachen der bisherigen Vernachlässigung. Die Seide, welche in Astrachan verarbeitet wird, liefert daher fast allein Persien. Die Armenier unterhalten die meisten Fabriken, deren man größere und kleinere gegen 100 zählt; aber die wichtigste gehört der Krone. Am häufigsten werden seidene Tücher, Taffete, Strümpfe, Bänder und andere leichte Zeuge gemacht, die in Rußland selbst den stärksten Absatz finden. Von 5000 Pud Seide (à 40 Pfund), die ungefähr jährlich aus Persien eingeführt werden, wird mehr als die Hälfte in Astrachan selbst verarbeitet; die übrige geht nach Moskau und St. Petersburg in die dasigen Fabriken. — Der Umsatz, den die Astrachan'schen Seidenfabriken jährlich machen, steigt zu einer Summe von 2 bis 500,000 Rubel.

Nächst den Seidenfabriken ist die Zubereitung des Chagrin eine der vornehmsten Beschäftigungen der dasigen Armenier. Er wird nirgends besser als in dieser Stadt, von den härtern Rückenstücken der Pferdehäute, welche die Tataren und Kalmüken liefern, und deren Zubereitung in einem der frühern Hefte dieses Journals ist beschrieben worden, verfertigt. Dieser Chagrin wird sowohl in Rußland selbst an die Tataren, das Stück für 1 bis 1½ Rubel, als auch nach Persien und an die kaukasischen Völker zu vielen 1000 Stücken verkauft. Im Durchschnitt kann man 25 bis 30,000 Rubel für diesen Artikel rechnen, den Astrachan jährlich absetzt.

Die sogenannte tatarische Seife wird von den Tataren aus Seehundsthran verfertigt. Davon wird für etwa 20 bis 25,000 Rubel nach Rußland und halb so viel nach den kaspischen Häfen verführt. Thran, Fische, Kaviar und andere aus dem Gewässer gewonnene Produkte liefern den Bürgern und sonstigen Einwohnern von Astrachan den vornehmsten Gewinn, und sie treiben mit diesen Produkten, vorzüglich mit Thran, nach den mittlern Gegenden Rußlands, insbesondere aber nach Kasan (wo er in den Juftengerbereien gebraucht wird) einen wichtigen Handel.

Noch könnte sich Astrachan einen wichtigen Handels- und Erwerbszweig durch die Zubereitung der Soda eigen machen. Keine Gegend des Erdbodens hat vielleicht mehr Sodapflanzen, als die an der untern Wolga, an den Küsten des kaspischen Meeres, auf den Steppen zwischen dem Uralfluß, der Wolga und Kuma. Da dieses Salz, welches die Sodapflanzen liefern, bei Fabriken, Manufakturen, in Färbereien u. s. w. auf eine so mannichfaltige Art angewandt werden kann, so würde die Gewinnung desselben keinen unbedeutenden Artikel des Handels abgeben.

(Schluß folgt.)

Auf einem Feld in dem Kirchspiel Castle Hedingham in England wurde dieses Jahr eine ungewöhnliche Hafererndte gehalten. Einige der Stängel waren so dick wie Schilf und erreichten eine Höhe von 5½ Fuß. Von diesem nicht gar großen Feld wurden 400 Garben geerntet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 263.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 September 1836.

Die Tapete von Bayeux.

Wir haben in der letzten Nummer des vorigen Monats die interessante Tapete von Bayeux berührt. Folgendes ist das Nähere über dieselbe: Sie wurde von der Königin Mathilde, Gemahlin Wilhelms des Eroberers, bald nach der Expedition ihres Gemahls mit der Nadel gestickt im J. 1066. Erst im 18ten Jahrhundert wurde sie von dem Pater Montfaucon wieder entdeckt, und wiewohl sie 212 Fuß lang und 18 Zoll breit ist, bleibt doch sehr wahrscheinlich, daß sie nur theilweise auf uns gekommen ist, denn sie hört mit der Niederlage und dem Tode Harolds in der entscheidenden Schlacht von Hastings auf. Die Krönung des siegreichen Wilhelm fehlt darauf, und das Ende dieses Denkmals ist so beschädigt, daß der Rest davon abgetrennt wurde oder zu Grunde ging. Dieser lange Streifen Leinwand, welchen die Hände einer Königin verzierten, beginnt die Reihe seiner Darstellungen mit dem Augenblick, wo Eduard, König von England, der sein Ende herannahen sieht und keine Nachkommenschaft hat, die Augen auf Wilhelm, Herzog der Normandie, als Nachfolger seiner Krone wirft; die Arbeit Mathildens läßt sodann den Betrachter der Abreise Harolds beiwohnen, der nach Frankreich kommt und diese Nachricht an Wilhelm überbringt. Wir sehen ihn zu Pferde von seinem Palast abgehen und sich einschiffen; dann finden wir ihn wieder vom Sturm auf die Küste von Ponthieu geworfen, wo ihn der Graf Gui als Gefangenen zurückbehält, ihn gänzlich beraubt, und nur auf die Drohungen des Herzogs der Normandie ihm die Freiheit wieder gibt. Wir übergehen die Expedition, welche Wilhelm und Harold zusammen gegen Conan, Herzog der Bretagne, unternahmen; deßgleichen die Belagerungen von Dol und Dinan, deren kein Geschichtschreiber erwähnt, wo indessen Harold und Wilhelm, der Tapete zufolge, Sieger waren, und kommen auf die gegen Harold gerichtete englische Expedition, der sich bei Eduards Tode des Thrones, dessen Anerbieten er selbst an Wilhelm überbracht, bemächtigte. Die Tapete stellt uns letztere vor, wie Wilhelm auf seinem Throne sitzt, und eine große Flotte zur Ueberführung einer zahlreichen Mannschaft bauen läßt. Die Königin Mathilde fügte ganz einfach folgende Inschrift — denn jede Darstellung ist mit einem erklärenden Text begleitet — bei: „Hic Wilhelmus dux jussit naves ædificare.“ Wir sehen Arbeiter, von denen die einen Bäume fällen, die andern Bretter hobeln, und ein wenig weiter unten, nach Vollendung der Flotte bemerken wir Leute, die mit dem Laden von Kriegsvorräthen beschäftigt sind. Wilhelm von Poitiers und Wilhelm von Jumièges geben die Stärke der Flotte auf 3000 Schiffe an, und der Verfasser des Romans le Rou behauptet, 696 Schiffe seyen allein zur Ueberführung der Harnische und Waffen bestimmt gewesen. Endlich landet Wilhelm in England, und diese ganze gewaltige Armee steigt aus der großen Flotte ans Land. Sein Feldherr ordnet alsbald ein großes und glänzendes Mahl an, dem uns Mathilde beiwohnen läßt, und wir sehen, wie in Homer, militärische Küche und Fest unter freiem Himmel. Bald kommt Harold mit seiner Armee an, und man rüstet sich beiderseits zur Schlacht. Wilhelm besiehlt nicht, wie man behauptete, die Verbrennung der Schiffe, um zu siegen oder zu sterben, sondern er kommunizirt, nimmt seine Reliquien zu sich, ergreift seine Lanze, welche ein von dem Papst ihm zugesandtes Banner ziert, und marschirt mit einer Keule wider den Feind. Der Fürst, sein Pferd, seine Soldaten alle sind mit Eisen bedeckt; man glaubt einen Eisenklumpen zu sehen. Hier findet sich folgende Inschrift: Hic milites exiérunt de Hastenga et venêrunt ad prælium contra Haroldum regem. Dann sehen wir Wilhelm seine Armee haranguiren, seine Soldaten, nach dem Wahlspruch, „Weisheit mit Tapferkeit zu paaren,“ zum Kampfe ermahnen wider die Engländer, und die Schlacht beginnt. Ein auffallender Umstand ist es, daß die Tapete nicht, wie die Geschichtschreiber jener Zeit, des Tailleser erwähnt, des tapfern Jongleurs, wie er sein Schwert mit der rechten Hand in die Luft emporschleudert und geschickt mit der linken wieder auffängt, und vor allem Heer die Lieder von Kaiser Karl, von Roland und Oliver, von letzterer Kampf und Tod im Thale Ronceval, erschallen läßt über Hastings Feld.

Nun folgt ein wahres Handgemenge jener Zeit. Man erstaunt über diese Schwertstreiche, die Reihen sinken hin, wie von der Sense niedergemäht, die Pfeile verfinstern die Luft. End-

lich, nachdem drei Pferde unter ihm getödtet, entscheidet Wilhelm den Sieg; Harold ist todt niedergestreckt, seine Armee ist getrennt, zerrissen. Man sieht einen normannischen Ritter vom Pferd steigen, und dem englischen König den Schenkel abhauen als Trophäe. Hier aber wird die Tapete undeutlich und weiter hinaus hört sie auf.

Chinesische Städte. II.

Nanking und Canton.

(Fortsetzung.)

Die Schweingasse läßt sich nicht leicht durch Vergleichung beschreiben, da vielleicht in keiner europäischen Stadt ein so enges und schmutziges Gäßchen zu finden seyn dürfte. Die Läden in derselben sind von nichtswürdigen Chinesen besetzt, die den armen unwissenden Matrosen einen über betäubende oder berauschende Kräuter abgezogenen Branntwein verkaufen, und sie dann, wenn sie durch den Genuß dieser vergifteten Liköre bis zum Vieh herabgesunken sind, meist noch schlagen und berauben, bis endlich die nach ihnen ausgeschickten Kameraden sie in einem oft sehr traurigen Zustand in ihr Boot zurückbringen. Dieses Gäßchen war es, wo vor mehrern Jahren so manche jener Mordthaten begangen wurde, die zu so vielen Zwistigkeiten mit der Regierung Anlaß gaben, bis endlich die Kompagniebehörden alle Boote sammt deren Mannschaft unter Aufsicht des Oberbefehlshabers der Flotte stellten. Zugleich wurde Alles aufgeboten, um die Branntweinhändler durch schwere Strafen zu einem rechtlichern Benehmen anzuhalten.

Jene, welche früher Gelegenheit hatten, Zeuge von den furchtbaren Tumulten zu seyn, die in diesem Gäßchen vorfielen, machen folgende Beschreibung davon: Einige herumziehende und gaffende Matrosen hatten es kaum betreten, als sie auch schon von den Ladenbesitzern mit How you do Jack begrüßt wurden, worauf ein gegenseitiger Austausch von vertrauten Benennungen, wie z. B. Tom, Bill, Ned u. s. w. zu folgen pflegte, die Angeredeten mochten nun Christen oder Heiden seyn. Dann wurden den Matrosen Pfeifen gereicht und fleißig Grog eingeschenkt. Fragte man endlich nach der Zeche und die unverschämten Chinesen verlangten mehrere Thaler für das, was vielleicht einige Penny werth war, so entspann sich natürlich eine Rauferei, bei der die Matrosen von der Uebermacht zurückgeschlagen wurden. Bald kamen sie jedoch mit Verstärkung wieder, und nun ging es selten ohne Mord und Todtschlag ab.

Ueber die eigentliche Zahl der einheimischen Bevölkerung von Canton ist viel gestritten worden, doch hat man so wenig zuverlässige Nachrichten hierüber, daß die Frage noch immer unentschieden ist. Die übertriebenen Angaben, welche von einer Million sprechen, verdienen keinen Glauben, denn da man binnen zwei Stunden zu Fuße um die ganze Stadt herumgehen kann, auch die Häuser nicht höher als Ein Stockwerk sind, so läßt sich schwer erklären, wie eine so große Menge Menschen auf einem so kleinen Raume Platz finden sollte.

Ein großer Theil des Manufakturgeschäfts der Stadt wird auch in der That nicht an Ort und Stelle, sondern in einem Ort, Foschan genannt, betrieben, der 10 bis 12 Meilen höher hinauf am Flusse liegt. Dieser Strom, der bei der Stadt Canton so groß ist, daß er die größten Dschonken von 800—1000 Tonnen trägt, verliert sehr viel von seiner Größe bei einer Stadt, Namens San-schuey Hien, die nur 36 Meilen oberhalb Canton liegt und ihren Namen daher hat, weil bei ihr der Fluß drei Arme bildet, von denen der eine von Norden, der andere von Westen herkommt und der dritte, jene beiden in sich vereinigend, zur Stadt hinabführt. Das Land zu beiden Seiten des Flusses ist unendlich schön. Auf den Niederungen liegen zahlreiche mit Waldung, größtentheils mit Föhren, bedeckte Hügel zerstreut, die aus dem angebauten Flachlande gleich Inseln emportauchen. Die Ufer des Flusses sind dicht mit Orangen-, Pfirsich- und Pisangbäumen bepflanzt, und die Erfahrung hat gezeigt, daß sie in diesem fruchtbaren oft befeuchteten Boden besser gedeihen als anderswo.

Ein nicht minder bemerkenswerther Gegenstand auf dem Wasser in der Nähe von Canton sind die ungeheuren Flöße von Föhrenstämmen, die so häufig von Norden und Westen her nach der Stadt herabkommen. Sie sind oft mehrere hundert Schritte lang und bestehen nicht selten aus mehrern zusammengebundenen Flößen, die einen unglaublichen Raum einnehmen. Sie werden mittelst langer Ruder von Bambus den Fluß hinabgesteuert und von wenigen Personen geleitet, die ihre Hütten auf dem Floß aufschlagen.

Von der eigentlichen Bevölkerung Cantons wohnt ein keineswegs unbedeutender Theil in Dschonken, Barken und kleinen Booten auf dem Flusse. Ein großer Theil der letztern sind Tankea oder „Eierhaus"-Boote — so genannt, weil sie hinsichtlich ihrer Form einem der Länge nach durchschnittenen Ei gleichen. Sie sind meist nur 10 bis 12 Fuß lang, ungefähr 6 Fuß breit und so niedrig, daß man kaum aufrecht in ihnen stehen kann. Ihre Bedachung besteht aus Bambus oder jenen Matten, die als Segel dienen, ist so wie das Dach eines Wagens gestaltet, sehr leicht und schützt ziemlich gegen die Witterung. Ganze Familien leben in solchen Booten, und werden als ein besonderer Theil der Bevölkerung betrachtet, der unter eigenen Gesetzen lebt und sich mit den Leuten am Ufer nicht durch die Ehe verbindet.

Die großen Flöße und die Menge von Schiffen, großen und kleinen Booten würden sich indeß, wie man leicht denken kann, nicht ohne die größte Verwirrung auf dem Floß bewegen, wenn nicht die größte Ordnung unter dieser Wasserbevölkerung herrschte und aufrecht gehalten würde, was um so leichter geschehen kann, da die niedern Klassen der Chinesen wirklich besser erzogen und gesitteter sind, als die irgend eines andern Volks gewöhnlich zu seyn pflegen.

Die lange Erfahrung in Canton wohnender Europäer, die täglich in Geschäften oder zum Vergnügen auf dem Fluß zu fahren Gelegenheit hatten, hat die obigen Bemerkungen bestätigt, und sich zugleich auch gegen die den Chinesen Schuld gegebene häufige Ermordung der weiblichen Kinder erhoben, eine Gewohn-

heit, deren Bestehen in gewissen beschränkten Gränzen jedoch Niemand zu läugnen wagt; daß dieser Gebrauch von den Chinesen selbst mißbilligt wird, erhellt aus den nachstehenden Stellen aus einem chinesischen Werke, aus denen zugleich erhellt, daß diese grausame Sitte großentheils Folge der durch das gesetzlich gestattete Konkubinat entstehenden Eifersucht ist. „Das Ertränken der Kinder," heißt es in jenem Buche, „hängt, obwohl es das Werk eines grausamen Weibes ist, dennoch vom Willen des Mannes ab; spricht sich dieser dagegen aus, so darf das Weib nichts thun. Ist das Kind von einer Magd geboren, und die Frau will es nicht dulden, so könnt ihr es nach dem ersten Monat irgend einer andern Familie übergeben und ihm einen andern Namen als den eurigen beilegen, wodurch es doch mindestens am Leben erhalten wird."

In so fern allgemeine Sittenlosigkeit dazu beitragen kann, den Kindermord zu befördern, gilt Canton bei den Chinesen als der zügelloseste Ort, sowohl wegen des Einflusses, den das dortige Klima auf den Menschen übt, als auch wegen des Reichthums, der dort durch den auswärtigen Handel in Umlauf kommt. Eine Stelle in dieser Stadt erhalten, wird von den Chinesen vorzugsweise „nach Canton befördert werden genannt," so häufig sind dort die Mittel, sich zu bereichern. Die Zahl der dort lebenden Müßiggänger und Landstreicher liefert einen Beweis der Lasterhaftigkeit dieser Provinzhauptstadt, und eine merkwürdige im Jahre 1820 gemachte Entdeckung zeigte die übeln Folgen, welche das System einer häuslichen Sklaverei und eines gesetzlich gestatteten Konkubinats nach sich zieht. Es zeigte sich nämlich damals, daß seit langer Zeit schon ein regelmäßiger Menschendiebstahl getrieben worden war. Man verdankte diese Entdeckung den beharrlichen Bemühungen eines Seidenwebers, dessen Lehrling, der Sohn eines Freundes, durch jene Diebe abhanden gekommen war. Der Fall wurde sogleich an die Regierung berichtet, und der Ort, wo die Menschenräuber sich zu versammeln pflegten, umzingelt. Man fand in dem Hause sechs Männer und drei Weiber, die dieses schändliche Gewerbe seit Jahren getrieben und die Kinder in andere Provinzen geschickt hatten, wo sie als Sklaven verkauft wurden. Die Verbrecher kamen auf die Tortur, auf der zwei von ihnen starben; die übrigen wurden in Ketten durch die Straßen geführt und von den bei ihnen noch vorgefundenen geraubten Kindern gehauen, dann aber theils hingerichtet, theils in die Tatarei transportirt.

(Schluß folgt.)

Todesfall durch Arzneimißbrauch.

Unlängst wurde zu Hull in England der Leichnam einer verheurratheten Frau geöffnet, die, der Angabe zufolge, am Gebrauch der bekannten Morison'schen Pillen gestorben war. Der Mann der Verstorbenen sagte aus, sie sey eben nicht sehr leidend gewesen, habe sich aber zuweilen unwohl befunden und zuletzt an der sogenannten Windsucht gelitten. Sie nahm sechs Stück Morison'sche Pillen, welche keine Wirkung machten. Der Mann ging hierauf zu Herrn Lamott, auf dessen Rath die Kranke acht Stück von denselben Pillen, dann zehn, dann zwölf und endlich fünfzehn alle drei Stunden nahm. Die Dosis wurde dann vermindert und endlich mit dem Mittel ausgesetzt. Nach zwei Tagen starb die Frau. Die Chirurgen, welche die Sektion vornahmen, erklärten, daß der Tod in Folge einer durch außerordentlich reizende Mittel herbeigeführten Gedärmentzündung erfolgt sey. Die Jury erließ nach einstündiger Berathung ein Verdikt: „Daß der Tod der Verschiedenen durch Krankheit in Verbindung mit Anwendung zweckwidriger Mittel und durch große Unwissenheit des Arztes herbeigeführt worden sey." Der Coroner (Todtenbeschauer) erklärte hierauf, die Jury müsse in diesem Fall ein Verdikt auf Todtschlag gegen Herrn Lamott erlassen. Der Präsident der Jury genehmigte dieß, worauf sodann der Verhaftsbefehl gegen Herrn Lamott ausgefertigt wurde.

Ueber den Handel von Astrachan und auf dem kaspischen Meere.

(Schluß.)

Der Handel mit Persien war wegen der letzten Kriegsunruhen unmittelbar unterbrochen worden. Dagegen gewannen aber die Bürger von Astrachan durch eine vergrößerte Schifffahrt und stärkere Fracht zu den russischen Truppen nach Persien. Der Friede belebte den Handel aufs Neue, wenn dieser nicht wieder durch die getrübten Aussichten gestört wird. Es ist schon oben gezeigt worden, daß die rohe Seide das Hauptprodukt ist, welches aus Persien gezogen wird. Im Jahre 1798 betrug der Werth dieser in Astrachan eingeführten Seide 520.000 Rubel. Hiezu kam für 180.000 Rubel rohe und gesponnene Baumwolle, baumwollene Zeuge für 74,000 Rubel, Reiß, Früchte und Spezereien für 50.000 Rubel, welches zusammen über 800,000 Rubel Einfuhr aus Persien beträgt, die aber in einigen andern Jahren bis zu 1 Million Rubel gestiegen war. Im Jahre 1775 betrug die Ausfuhr aus Persien nicht mehr als 516,800 Rubel; dagegen war aber auch, wie vorher schon angeführt wurde, die Einfuhr verhältnißmäßig kleiner. Da außerdem die persischen Produkte mehrentheils gegen russische, besonders gegen Pelzwerk, Justen, Leinwand, Weizenmehl und gegen andere ausländische, vorzüglich gegen holländische und englische Tücher vertauscht werden, so gewinnen die Russen, oder vielmehr die Astrachan'schen Armenier, bei diesem Tausche etwas Ansehnliches, so daß dadurch der Handelsgewinn noch mehr auf die Seite der Russen hingeleitet wird.

Die Indier setzen durch ihre Ein- und Ausfuhr jährlich etwa 4 bis 500.000 Rubel um. Geborne Astrachaner beschäftigen sich indessen mit dem Handel weniger als die Fremden, die sich daselbst niedergelassen haben. Daher haben auch die Armenier ihren eigenen Kaufhof, so wie gleichfalls die dasigen Indier. In beiden wird nur des Morgens im Großen verkauft; in den russischen Buden und Kaufhöfen ist erst gegen Abend der Hauptverkehr. Dieß geschieht im Sommer aus Bequemlichkeit wegen der großen Sonnenhitze, und selbst im Winter behält man diese Gewohnheit bei.

Die ganze sogenannte kaukasische Linie längs dem reißenden Terekstrome wird ebenfalls, außer noch von Kislijär her, von Astrachan aus mit russischen und europäischen Produkten versehen. Dieser Umsatz macht jährlich eine Summe von 3 bis 400,000 Rubel aus.

Ungeachtet Astrachan kein eigenes Getreide erzeugt, sondern den größten Vorrath durch eine Strecke von mehr als 2000 Wersten aus

den getreidereichsten Provinzen Rußlands erhält, so ist es doch daselbst, so wie andere nothwendige Lebensmittel, nach Verhältniß in einem ziemlich niedrigen Preise. Aus dem folgenden Verzeichnisse wird man ersehen, daß Astrachan ein Ort ist, wo die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens um billige Preise zu erhalten sind. Es kostete nämlich daselbst im Jahre 1798 im Herbst, wo gewöhnlich keine Zufuhr zu erwarten ist,

1 Tschetwert *) Roggen	2 Rubel 50 Kopeken bis 3 Rubel
1 Kul **) Roggenmehl	3 — bis 3 Rubel 50 Kopeken
1 Tschetwert Weizen	3 — 50 Kopeken bis 4 Rubel
1 Pud Weizenmehl	70 bis 80 Kopeken
1 Tshetwert Gerste	1 Rubel 80 Kopeken bis 2 Rubel
1 Dergleichen Gerstengrütze	2 — 50 — — 2 — 60 Kop.
1 Pud gutes Rindfleisch	50 bis 60 Kopeken
1 — Kalbfleisch	45 — 50 —
1 — Schaffleisch	40 — 45 —
1 — Fische	50 — 60 —
1 — Salz	20 — 25 —
1 Wedro (Eimer à 12 Maß) junger Astrachan'scher Wein	3 Rubel bis 3 Rubel 80 Kop.
1 Balken 5 Faden lang und am dünnsten Ende 8 bis 9 Zoll dick	40 bis 50 Kopeken
Dergleichen 6 Faden lang und 9 bis 10 Zoll dick	60 — 70 —
100 Bretter 14 Zoll breit und 1½ Zoll dick, 20 Fuß lang	35 bis 40 Rubel
1 Kubikfaden Brennholz	3 Rub. 50 Kop. bis 4 Rub.

Ausländische Waaren sind dagegen wegen des weitern Transports natürlich weit theurer als in Moskau und St. Petersburg. So kostete z. B. in dem genannten Jahre in Astrachan 1 Pfund Zucker 80 bis 85 Kopeken, 1 Pfund Kaffee 60 bis 65 Kopeken, 1 Arschine feines holländisches oder englisches Tuch 10 bis 12 Rubel, ***) die in Petersburg oder Moskau etwa mit 8 bis 9 Rubeln bezahlt worden wäre. Und was mögen dergleichen Kolonialwaaren und Manufakturartikel wohl jetzt daselbst kosten?

Eine Karawane von Petersburg bis Gilan in Persien, oder umgekehrt, braucht wenigstens ¼ Jahr Zeit auf der Reise, ehe sie an Ort und Stelle kommt. Man rechnet gewöhnlich von Gilan nach Astrachan wegen der Quarantaine und anderer Vorfälle 30 Tage; von da nach Zarizyn 10; von hier nach Moskau 35 und von da nach St. Petersburg 20, in allem 95 Tage. Die bequemsten Jahreszeiten zu einer Reise nach Astrachan sind die Monate Mai, Junius und Julius für die Sommer-, und der Januar und Februar für die Winterkarawanen.

Vermischte Nachrichten.

Der in Chili wohnende Franzose, Herr Gay, hat der Akademie der Wissenschaften zu Paris die Mittheilung gemacht, daß er zur Zeit des großen Erdbebens in Chili, im Februar 1835, große Abweichungen in den täglichen Bewegungen der Magnetnadel beobachtet habe; bei den schwächern Erschütterungen waren auch die Abweichungen unbedeutender. Seine Beobachtungen beliefen sich auf mehr als 2000, welche ihn sämmtlich überzeugten, daß die magnetischen Erscheinungen sich in diesem Welttheil vollkommener darstellen als in Europa; denn statt zweier täglicher Bewegungen erhielt er deren drei: eine Morgens gegen Osten, eine zweite Mittags gegen Westen und eine dritte Abends abermals gegen Osten. Diese dreifache Bewegung betrachtet er als permanent, und hält die große Kette der Cordilleren für eine der hierauf einwirkenden Ursachen.

Ein Grundbesitzer im Eure-Departement, dem die Blattläuse seit mehrern Jahren viele Aepfelstämmchen in seiner Baumschule zerstörten, ist es gelungen, diese Insekten durch Auflösung von schwarzer Seife zu vertreiben. Dieses Mittel kostet wenig, und besteht darin, daß man die aufgelöste Seife mittelst eines Pinsels auf alle jene Stellen der Bäume, wo man die Insekten sieht, und besonders auf den obern Theil der Wurzeln aufträgt. Es läßt sich leicht bei den jungen Stämmchen in Baumschulen, bei den eben erst gepfropften und bei den Spalierbäumen anwenden. Nur bei ganz großen, frei stehenden und mit einer dicken Rinde versehenen Aepfelbäumen dürfte es sich als unausführbar erweisen.

Herr Engelhardt, Professor zu Dorpat, war der erste, der nach den auf seiner Reise im Ural gemachten Bemerkungen auf die Vermuthung kam, daß diese Gebirge Diamanten enthalten müßten. Seinen Anweisungen gemäß ließ die russische Regierung Nachgrabungen veranstalten, die jedoch ohne Erfolg blieben. Graf Polié, Eigenthümer des Gebiets, wo Gold und Platina gegraben wird, war glücklicher, und die ersten russischen Diamanten wurden auf seinem Grund und Boden gerade zu der Zeit gefunden, wo Herr von Humboldt seine Reise im asiatischen Rußland unternahm. Die Zahl der bis jetzt zu Tage geförderten Diamanten beläuft sich nicht über 34 oder 35, und die durch ihre Auffsuchung veranlaßten Kosten betragen 320,000 Franken.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat, um die allzu große Zusammenpackung armer europäischer Auswanderer in Schiffen zu verhüten, wodurch oft Krankheiten ausbrachen, beschlossen, daß künftig nur auf je fünf Tonnen von der Ladungsfähigkeit eines Schiffes zwei Passagiere eingenommen werden sollen. In Canada, wo ein gleiches Gesetz vergebens vorgeschlagen wurde, hat der Einfluß der habgierigen Schiffseigenthümer den Sieg davon getragen. Im Jahre 1834 kamen zwei englische Schiffe nach Quebek, eines von 440 Tonnen mit 500 Passagieren und das andere von 340 Tonnen mit 368 Auswanderern.

Der französische Schiffskapitän, Graf G. R., schrieb unlängst an ein Journal, um die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf ein Denkmal aus dem Mittelalter zu lenken, das sich in der Kathedrale von Chartres eingemauert befindet. Auf der Seitenfläche der Eingangsthürme dieser schönen Kirche sieht man in einer Nische eine steinerne Figur, einen auf den Hinterfüßen aufrechtstehenden Esel vorstellend, der mit einer so weiten Draperie umgeben ist, daß die Körperform sich nicht unterscheiden läßt. Unter dem linken Vorderfuß hält das Thier eine große an seinem Halse hängende Leier, auf der es mit dem rechten Vorderfuße spielt; das Ganze ist über Lebensgröße. Anfangs nannte man diese Figur: l'ane qui vielle (der Esel, welcher die Leier spielt), mit der Zeit wurde aber diese Benennung verunstaltet, und der herrschende Name ward: l'ane qui veille (der Esel, welcher Wache hält). Man kennt den Ursprung und die Bedeutung dieser Skulptur zu Chartres nicht.

Aus den von Herrn Chevallier gemachten und gesammelten Erfahrungen ergibt sich, daß jede Erde und jeder Dünger, welche salpeterhaltig sind, der Erzeugung der Runkelrübe Schaden bringen, weil sie derselben ein Salz mittheilen, das auf ihren Organismus und die Qualität des zu erwartenden Zuckers nachtheilig einwirkt.

*) Das allgemeine Getreidemaß in Rußland beträgt etwa drei Erfurtische Scheffel.

**) Kul ist im Russischen eigentlich ein Bast- oder Mattensack; dann aber auch das Maß, welches ein solcher Sack halten muß, nämlich 1 Tschetwert oder 3 Schäffel.

***) Es sind hier immer Silberrubel zu verstehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 264.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 September 1836.

Skizzen aus Ireland. II.

Der Wahlkampf in Cavan.

Heftig war der Kampf in Clare, um so heftiger, weil dort das anerkannte Haupt der Association, Daniel O'Connell, sich zur Wahl gestellt hatte, und die Tories Alles daran setzten, um nur ihn nicht triumphiren zu sehen; aber dennoch, trotz der enormen Anstrengungen und der enormen Geldspenden, unterlag ihm sein torystischer Mitbewerber, und das Volk wählte den katholischen Agitator, obwohl das Gesetz ihm damals noch die Thüre von St. Stephan versperrt hielt. Indessen so viel auch die Wahlen in Munster vor allen andern schon deßhalb besprochen wurden, weil dort die Bevölkerung zur großen Mehrzahl, ja mancher Orten fast ausschließlich katholisch ist, so gaben ihnen doch mehrere Scenen in Ulster nichts nach, obwohl hier der Hauptsitz des protestantischen Theils der Bevölkerung sich findet. Am hitzigsten geriethen die Parteien an einander in Cavan, und der Wahlstreit im Hauptort dieser Grafschaft erhielt um so mehr Bedeutung, da ganz gleichzeitig in einem nur wenige Stunden davon entfernten Flecken ein verschiedenartiger dreitägiger Kampf entbrannte, der Gemetzel und Brandstiftung mit sich führte, und im eigentlichsten Sinne eine Glaubensparteifehde genannt werden muß.

Obgleich die Grafschaft nur zwei Glieder ins vereinigte Parlament stellt, so erschienen doch nicht weniger als fünf Kandidaten im Felde, und begannen, wie üblich, schon einige Wochen vor dem Nominationstage ihre Stimmwerbung. Die bisherigen beiden Repräsentanten waren Herr Sneyd und Herr Henry Maxwell gewesen, beide Hochwürdenträger in der Orangenloge von Ireland. Der erstere, ein reicher Großhändler und Gutsbesitzer, welcher wenige Jahre später in Dublin auf offener Straße am hellen Mittage von einem beleidigten oder wahnsinnigen Individuum meuchlings erschossen wurde, zog sich jetzt ins Privatleben zurück; der letztere dagegen wurde damals, wie auch noch jetzt, als ein feststehendes Inventarium in der Vertretung der Grafschaft betrachtet. Sein persönlicher Einfluß in der Gegend ist zwar noch nicht einmal so bedeutend, als die Talente, welche er im Unterhause höchstens dann an den Tag zu legen strebt, wenn Angriffe auf die Orangisten gemacht werden. Indessen ungeachtet man bei Verhandlung aller übrigen Maßregeln ihn so ziemlich als ein taubstummes Glied der Gesetzgebung bezeichnen darf, und die von ihm für seine Kommittenten zu erwartenden Dienste fast ausschließlich in stillschweigenden Voten mit der Ultratorypartei bestehen, so kann er doch bei der Parlamentswahl in Cavan stets Ansprüche geltend machen, die nicht leicht zu widerlegen sind. Sein Vater besitzt nach dem Gesetz das doppelte Prädikat „honorable und hochwürdig," denn er ist der Bruder des bekannten Lord Farnham und ein Geistlicher der anglikanischen Kirche. Er hat eine sehr einträgliche Pfarre mit einer nicht unbedeutenden Seelsorge, lebt jedoch nichts desto weniger seit geraumer Zeit ganz in Frankreich, um seinen Gläubigern oder vielmehr dem Schuldgefängnisse in Ireland zu entgehen. Da er sich aber eine lange Reihe von Jahren auch nicht ein Einzigesmal unter seinen Pfarrkindern hatte blicken lassen, so wurden endlich, vermuthlich auf Anstiften seiner Kreditoren, die Beschwerden über seinen Absentismus so laut, daß es zu förmlichen und wiederholten Klagen beim Bischof kam, der denn auch zuletzt wider seinen Willen, aber nothgedrungen, gegen den Hirten, der seine Schafe bloß schor, aber nicht weidete, zu procediren im Begriff war. Inzwischen wußte der hochwürdige Seelsorger das bischöfliche Verfahren schnell durch eine kurze Anwesenheit wieder rückgängig zu machen. Eines Sonntags nämlich, als die Gemeinde eben in die Kirche ging, um sich von dem Küster die Gebete der Liturgie vorlesen zu lassen, kam plötzlich ein Wagen mit vier Postpferden auf den Kirchhof gefahren, und heraus stieg, zum Erstaunen aller, die sich seiner noch erinnerten, der honorable und hochwürdige Herr Maxwell, verrichtete den Gottesdienst, hielt eine Predigt kurz und erbaulich, und stieg dann eilends wieder in die Karosse, um eben so schnell zu verschwinden, wie er gekommen war. Ehe seine Gläubiger noch erfahren konnten, daß er in Ireland sey, befand er sich schon wieder jenseits des Kanals in Sicherheit. Obwohl nun aber unter solchen Umständen Se. Hochwürden bei einer Parlamentswahl seinem Sohne nicht persönlich dienen kann, so ist es doch für Letztern ein hinreichend günstiges Verhältniß, daß er der Neffe und

muthmaßliche Erbe des kinderlosen Lord Farnhams, eines hoch-60jährigen Wittwers ist, dem, falls er zuerst stirbt, Ehren-Maxwell in seinen Titeln und Gütern succedirt, um dieselben bei seinem Ableben wieder an Henry zu überlassen. Lord Farnham hat daher dem Letztern schon seit längerer Zeit vorläufig ein bedeutendes Jahrgehalt ausgesetzt und läßt ihm außerdem bei jeder Parlamentswahl seinen ganzen Einfluß zu Gute kommen, der völlig genügt, um ihn gegen die Gefahr des Durchfallens zu sichern. Der Lord hat nämlich in der Grafschaft so ausgedehnte Güter und weiß seine Pächter auf denselben, ungeachtet aller Agitation, durch Fürsorge auf der einen und durch Furcht vor Vertreibung aus Haus und Hof auf der andern Seite stets in solcher Abhängigkeit von sich zu erhalten, daß es selbst den vereinigten Wünschen der übrigen Tories der Grafschaft nicht möglich seyn würde, den von Se. Herrlichkeit aufgestellten Kandidaten zu verdrängen, ohne überhaupt die Interessen ihrer Partei zu opfern und durch einen solchen innern Zwist den Liberalen gewonnen Spiel zu geben. Auf diese triftigen Gründe gestützt, hielt Maxwell es daher auch dießmal für überflüssig, persönlich den Wählern den Hof zu machen, und schickte seiner Gewohnheit gemäß nur kurze Episteln an die Gutsbesitzer, sie um „ihre Stimme und Interesse" zu ersuchen, wie die übliche Phrase lautet.

Der zweite der sich anmeldenden Kandidaten war ein „Nabob von Trincomalee," Sir William Young, ein hochtoristischer Baronet, der in Indien im Dienste der Kompagnie ein gewaltiges Vermögen zusammengehäuft, und mit einem Theil desselben in Cavan Schloß Bailieborough mit der dazu gehörigen kleinen Stadt, mehrern Dörfern und beträchtlichen Ländereien gekauft hatte, somit zu den größern Grundeigenthümern der Gegend gehörte. An dem Sitz im Parlament an und für sich selbst war ihm wenig gelegen, doch suchte er denselben, um dadurch mehr Einfluß bei der ostindischen Kompagnie zu gewinnen, und besonders um bei der nächsten Vakanz seine Wahl zum Direktor völlig zu sichern, da er bei der eben geschlossenen Ballotirung nur um eine geringe Stimmenzahl hinter seinem glücklichen Nebenbuhler zurückgeblieben war. Der dritte Bewerber war ein Herr Saunderson von Schloß Saunderson, ein reicher Landbesitzer, der viele einflußreiche persönliche Freunde in der Grafschaft hatte, den jedoch die Tories nicht recht haben mochten, weil er ein sogenannter independenter Whig ist, während die katholische Partei noch weniger von ihm wissen wollte, da er der Emancipation entgegen war, und sich, ungeachtet seiner sonst gemäßigten Ansichten, durchaus nicht verpflichten wollte, für eine solche Maßregel zu stimmen, selbst wenn er dadurch seine Erwählung sichern könnte. Die beiden letzten Kandidaten waren die Herren Southwell und Coote, beide Liberale und Emancipatoren, aber auch beide so tief in Schulden, daß man ihnen vielleicht nicht ohne Grund nachsagte, sie wünschten nur deßhalb gewählt zu werden, um durch das parlamentarische Privilegium gegen die leidigen Häscher des Sherifs gesichert zu seyn, da bekanntlich kein Glied des Ober- oder Unterhauses Schulden halber verhaftet werden kann. Southwell, ein Protestant, aber Neffe des katholischen Lords gleiches Namens, besaß große Güter und wäre, wie seine Freunde versicherten, ein reicher Mann gewesen, wenn er nicht nach dem Ableben seines Vaters aus kindlichem Pflichtgefühl alle dessen bedeutenden persönlichen Verbindlichkeiten übernommen hätte, wozu nur guter Wille, nicht aber das englische Gesetz ihn nöthigen konnte. Coote dagegen ist ein natürlicher Sohn des letzten Lord Bellamount, welcher ihm sehr großes Landeigenthum hinterlassen hatte, dessen Einkünfte jedoch für die Bedürfnisse des lebenslustigen Herrn so wenig genügten, daß er sich niemals mit Sicherheit hinauswagen konnte und die Pforten von Bellamount Forest beständig geschlossen halten mußte, um den etwa lauernden Schergen den Eintritt zu sperren, und sich vor einer Vertauschung seines Prachtschlosses mit den häßlichen Mauern des Schuldgefängnisses von Cavan zu wahren. Ein Glück für ihn war es, daß die jährlich gewählten Hochsherifs der Grafschaft in der Regel zu seinen guten Freunden gehörten, und der Untersherif daher die Verhaftsbefehle, welche er Namens seines Obern auf Verlangen der klagbaren Kreditoren pflichtmäßig ausstellen mußte, seinen Trabanten nicht eben dringend anbefahl, so daß es Coote eine Reihe von Jahren hindurch glückte, Schulden auf Schulden zu machen, Verhaftsbefehle zu Dutzenden gegen sich in Cirkulation zu haben und dennoch Festivitäten und Bälle zu geben und zu besuchen, ohne daß seine Gläubiger im Stande gewesen wären, sich seiner zu bemächtigen, weil nach englischem Gesetz „des Mannes Haus des Mannes Burg ist," und nur in Kriminalfällen es den Häschern freisteht, verschlossene Thore und Thüren zu erbrechen, um sich des zu verhaftenden Individuums zu versichern, während sie in Schuldsachen allein auf List und Schlauheit angewiesen sind, und meistens wie Diebe sich einschleichen oder ihren Fang sonst unversehens machen müssen. Nur vor einem Zusammentreffen mit dem Hochsherif selbst mußte er sich hüten, da dieser dann dem Gesetz zufolge die Verhaftung persönlich würde haben vollziehen müssen; aber es war ein wohl verstandenes Ding, daß beide niemals zugleich denselben Ort besuchten und sich auf diese Weise gegenseitige Artigkeit bezeigten. Erst mehrere Jahre nach der Wahl von 1827 glückte es der Schlauheit eines Dubliners Kreditors, ihn auf einem Balle in einer benachbarten Grafschaft verhaften zu lassen, wo er dann im Gefängniß blieb, bis er nach vielen eben nicht ehrenvollen Manövern endlich von der Wohlthat der Insolvenzakte Gebrauch machte, um nur seine Freiheit wieder zu erlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Städte. II.

Nanking und Canton.

(Schluß.)

Die großen Piratenflotten, welche oft Jahre lang nach einander die südlichen Küsten heimsuchten, und deren sich die Regierung nur durch einen Vergleich mit ihnen entledigen konnte, erklären gewissermaßen das Daseyn einer Küstenbevölkerung in den beiden Provinzen Canton und Fokien, die sich durch Wild-

heit des Charakters so sehr von der friedliebenden Gemüthsart der übrigen Chinesen unterscheidet. Wahrscheinlich um diese Wildheit im Zaume zu halten, und dann auch um die europäischen Handelsleute zu beschützen, unterhält die chinesische Regierung eine so ungewöhnliche Anzahl von Truppen und Kriegsdschonken in der Provinz Canton. In geringer Entfernung unterhalb der Faktoreien befindet sich die Schiffswerfte, wo man fortwährend beschäftigt ist, Schiffe zu bauen oder auszubessern. Die Chinesen erkennen indeß die Ueberlegenheit der europäischen Marine recht wohl an, und der Kaiser hat vor nicht langer Zeit ein Dekret erlassen, in dem er über den Verfall seiner Seemacht schalt.

Die Landmacht, welche in und um Canton versammelt ist, wird auf 7000 Mann angegeben, allein ein großer Theil derselben besteht aus Polizeimannschaft und nicht aus regelmäßigen Soldaten, obschon beide mit dem chinesischen Namen Ping bezeichnet werden. Einer der Vicekönige der Provinz erließ nach einem Zug der Truppen von Canton gegen die unabhängigen Gebirgsbewohner, bei welcher Gelegenheit die erstern sich sehr schlecht hielten, folgenden merkwürdigen Tagsbefehl: „Wer davonläuft, soll enthauptet werden. Wenn der Feind anrückt, soll jeder, der zittert oder mit seinem Kameraden flüstert, sterben. Wenn das Gefecht beginnt, sollen Pulver, Kugeln und Pfeile nicht in weite Ferne unnütz verschossen, sondern bis auf den Kampf in größerer Nähe aufbewahrt werden, weil es sonst eben so gut wäre, als würde man mit gebundenen Händen todt geschlagen. Wird ein Mandarin verwundet oder gefangen, so muß die Mannschaft Alles thun, um ihn zu befreien; versäumt sie dieß, so muß sie sterben. Der Soldat, der seinen Feind tapfer tödtet, soll belohnt werden, wer aber sein eigenes Verdienst lügenhaft übertreibt, oder das von Andern sich anmaßt, soll enthauptet werden. Wer die Trommel hört und nicht vorrückt, oder den Gong (das chinesische Becken) und nicht retirirt, muß sterben. Strenge Befolgung der Kriegsgesetze ist das einzige Mittel, um aus Feigen Tapfere zu machen."

Die chinesische Regierung hat vergebens große Summen aufgewendet, um die Einfahrt in den Fluß für europäische Kriegsschiffe unmöglich zu machen. Dennoch lief schon im J. 1816 die britische Fregatte Alceste fast ohne Widerstand in dieselbe ein, und wie Lord Napier im September 1834 den Einlaß erzwang, ist aus den damals erschienenen Berichten in öffentlichen Blättern hinlänglich bekannt. Von den beiden Fregatten Imogene und Andromache aus hatte man damals Gelegenheit zu beobachten, wie stark die zu beiden Seiten der Boca Tigris liegenden Forts mit Geschütz versehen waren, wonach sich folgende Zahlen ergaben:

	Schießscharten	Kanonen
Rechter Hand das alte Anangkop-Fort	16	16
neue ditto	40	40
Linker Hand, Insel-Batterie (doppelte Reihe)	32	59
Tigerinsel-Batterie . .	32	18
Gesammtzahl der Kanonen		113

Bei dieser Angabe sind zwei kleinere Forts nicht mitgerechnet, welche so ziemlich außer Schußweite liegen, und da übrigens die obige Zählung nach dem Gefecht vorgenommen ward, so ist es auch möglich, daß viele von den Kanonen der größern Batterien durch das Feuer der britischen Schiffe demontirt wurden.

Der Weinhandel von Paris.

Frankreich hat 2,130,000 Hektare Weinland, welche 2,250,000 Winzern oder Eigenthümern Beschäftigung geben, und in einem mittlern Jahre 45 Millionen Hektolitres Wein erzeugen.

6.000.000 Hektoliter werden in Branntwein verwandelt;
1.360.000 ins Ausland verführt;
900.000 in Reserve in die Keller gelagert, und
36.740.000 jährlich im Lande selbst verbraucht.
45.000.000 Hektoliter.

Auf jeden einzelnen Bewohner Frankreichs kann man hievon jährlich im Durchschnitt rechnen:

In 41 Städten Frankreichs	110 bis 150 Litres	
— 29 — —	150 — 200 —	
— 10 — —	200 — 250 —	
— 7 — —	250 — 300 —	
— 1 (La Rochelle)	300 — 350 —	
— 1 (Mont de Marsan)	400 — —	

Die Konsumtion von Paris, nach einer Bevölkerung von 900.000 Seelen berechnet, stellt sich, nach dem Ertrag der Oktroigebühr von 1835 berechnet, für den Kopf heraus mit . . 133⅓ Litre

Hiezu kommen noch 50.000 Fässer selbst fabrizirter Weine, macht für den Kopf jährlich . . . 15 —

Außerhalb der Barrieren getrunkene Weine, um den Eingangszoll zu ersparen, für jeden Einwohner der Hauptstadt jährlich . . . . 35 —

Zusammen 183⅓ Litre

In Paris ist der Wein am theuersten und am schlechtesten, und es wird hinsichtlich der Klassifikation der Bevölkerung dessen am wenigsten getrunken.

Die Erhebung von Oktroigebühren macht, daß man den Wein verfälscht, die Verfälschung zieht Krankheiten und Abscheu vor dem Wein nach sich, und der hohe Preis vermindert die Konsumtion.

Die Weine, welche in Paris getrunken werden, lassen sich in folgende eintheilen:

Aus dem Süden. 150,000 Hektolitres. — Tavel, St. Geniez, Roquemaure, St. Gilles, Bagnols, Gaillac, St. Georges, St. Christol, Collioure, Narbonne, Brignolles, Bandol, Marseille und Roussillon.

Obschon diese Weine Geist genug haben, um 1/6 ihres Volumens in Branntwein von 22° oder 1/7 in Weingeist von 33° zu verwandeln, so wird ihnen doch bei der Versendung im Lande selbst 1/10, 1/12 oder 1/20 Branntwein von 22° beigemischt; auch lassen sich diese Weine 20 bis 30 Jahre aufbewahren, und sollten eigentlich 6, 8 und 10 Jahre lang auf dem Lager bleiben, ehe sie zur Konsumtion hergegeben würden.

Côte d'Or. 45,000 Hektolitres. — Dieses Departement, so genannt wegen seiner reichen und trefflichen Erzeugnisse, schickt nur wenig Wein nach Paris, weil der dasige Weinhandel solchen Sorten

dem Vorzug gibt, welche der Fabrikation die ergiebigsten Hülfsmittel bieten.

Maconnais und Beaujolais. 140,000 Hektolitres. — Diese Weine sind im Ganzen genommen schwer und geistig, weil viele Weinbergsbesitzer sie mit Weinen aus dem Süden zu verstärken pflegen. Sie müssen 3 bis 4 Jahre liegen, ehe sie getrunken werden können.

Nieder-Burgund; gute Weine 136,000 Hektolitres. — Die unter dem Namen Niederburgunder bekannten Weine werden einzig in dem Departement Yonne gebaut, das im Durchschnitt jährlich gegen eine Million Hektoliter erzeugt. Weniger stark als der Hochburgunder, eignet er sich zu einem guten, gesunden Tischwein.

Niederburgund, Gammai, ordinärer Wein 408,000 Hektoliter. Außer ihren guten Weinen, die größtentheils von dem Departements aufgekauft werden, erzeugt diese Weingegend auch noch viele ordinäre Weine, die von einer Rebe gewonnen werden, die unter dem Namen **Gammai** bekannt ist und deren Anbau sich reißend schnell vermehrt, seit sich die Weinfabrikation zwischen die Produktion und die Konsumtion gestellt hat.

Loire. 160,000 Hektolitres. — Unter dieser Benennung sind die sehr ordinären Nantesischen weißen Weine begriffen; ferner die ebenfalls meist ganz weißen Weine von Anjou und die von Tourraine, gewöhnlich Weine von Cher genannt. Diese letztern sind dunkel, stark und geistig, und eignen sich, so wie die Weine des Südens, zur Mischung mit schwächern Sorten.

Die Weine von Orleans, Perche, la Beauce und Gatinais sind meist so schwach, daß sie sich mit Mühe höchstens zwei Jahre lang aufbewahren lassen.

Auvergne. 50,000 Hektolitres. — Diese Weine sind theils roth, theils weiß; ihr Hauptverdienst ist, daß sie sich, wie die von Orleans und die Gammai's von Niederburgund, gut mischen lassen. Sie schlagen im ersten Jahre während der Hitze oft um, und lassen sich nur mit Mühe zwei Jahre aufbewahren.

Bordelais. 112,000 Hektolitres. — Unter dieser Benennung sind die Weine von Poitou und Saintonge begriffen, die von den Weinhändlern zu Mischungen benutzt werden, wenn sie wohlfeil sind.

Umgegend von Paris. 194,000 Hektolitres. — Der einzige Weindistrikt von Argenteuil erzeugt 80 bis 100 Stückfässer. Dieser Wein, so schlecht er auch ist, findet seiner Wohlfeilheit wegen doch Absatz und wird mit andern gemischt.

Seinewasser. 105,000 Hektolitres.

Der größere Theil aller dieser Weine könnte nicht für sich allein getrunken werden; die einen, weil sie, um trinkbar zu werden, mehrere Jahre liegen müssen, die andern, weil sie so schlecht sind, daß man sie ohne Beimischung von südlichen Weinen gar nicht genießen könnte.

Man darf sich nach allem dem gar nicht darüber wundern, wenn in Paris die Spitäler gefüllt sind, und die Bürgerklasse so häufig von Magen-, Eingeweide- und Nervenkrankheiten heimgesucht wird, da der größte Theil von den 1,500,000 Hektolitres Wein, welche dort getrunken werden, Erzeugniß der Fabrikation ist, und die Mischungen aus neuen weißen und rothen Weinen bestehen, von denen die einen zu sauer, die andern zu alkoholhaltig sind.

Wenn man nun von dieser im Großhandel leider allgemein verbreiteten Weinverfälschung auf das blickt, was im Kleinverkauf durch Weinhefen, Birnenmost, Weingeist, Wasser und färbende Stoffe mit dem Wein vorgenommen wird, so muß man nur staunen über die Gefahren, denen der Weintrinker in Paris ausgesetzt ist. Zwei Drittheile der zum Verkauf ausgebotenen Weine wird **Macon** genannt, weil dieß nicht nur der am leichtesten nachzuahmende, sondern auch der gewinnbringendste für den Verkauf ist. Deßhalb pflegt man auch im Pariser Weingeschäft sprüchwörtlich zu sagen: „Immer Macon verkaufen und niemals welchen einkaufen.“

(Fortsetzung folgt.)

Miltons Uhr.

Eine dürftige Familie in Yorkshire erhielt unlängst aus Amerika ein Kästchen als Theil der Erbschaft eines alten Verwandten, dessen Vorfahren England bald nach der Revolution verlassen hatten. Dieses Kästchen enthielt mehrere Geldstücke aus der Zeit der Königin Elisabeth, Jakobs und Karls I geprägt, bei denen sich auch eine alte Uhr befand, für die ein Uhrmacher den armen Leuten 2 Schilling 9 Pence, als den Werth des silbernen Gehäuses, bezahlte. Diese Uhr lag lange in einer Schublade, bis endlich durch das öftere Auf- und Zumachen derselben die Uhr durch die ihr mitgetheilte Bewegung so weit geglättet war, daß der neue Eigenthümer in einer Ecke des Gehäuses die folgenden Worte entdeckte: Johanni Miltono 1621. Auch der Name des Verfertigers war lesbar geworden, so wie seine Adresse: Pope's Head-Alley London. Name und Adresse fanden sich in dem von der Uhrmacherzunft zu jener Zeit geführten Registern wirklich vor. Die Verwaltung des britischen Museums steht mit dem Eigenthümer dieser Reliquie des großen Dichters in Unterhandlung und hat ihm eine bedeutende Summe geboten.

Vermischte Nachrichten.

Die Felsen, welche im Golf von Santorini im griechischen Archipel nach und nach bis zum Meeresspiegel emporstiegen, fahren fort sich so schnell zu erheben, daß sie im Jahre 1840 — wenn sie anders in demselben Verhältniß aufzusteigen fortfahren — schon auf den Namen einer Insel Anspruch machen könnten. Man hält den unterseeischen Vulkan für erloschen, allein das Emporsteigen des Bodens scheint auf vielfache Anstrengungen zu Eruptionen während der letzten 50 Jahre zu deuten.

Die rosenrothe Farbe, welche dem englischen Porzellan zur Zierde gereicht, war bis jetzt in Frankreich nicht zu finden, und wenn man hier dergleichen verlangte, wurde es in England gekauft. Herr Malagutti, in der Manufaktur von Sèvres angestellt, hat diese Farbe so lange chemisch untersucht, bis es ihm gelang sie zu bereiten. Im Verfolg seiner Versuche entdeckte er eine andere dem Karmoisinlack ähnliche Farbe, die weit dauerhafter als irgend eine aus thierischen Stoffen gezogene Farbe ist, und die in der Oelmalerei vortheilhaft angewendet werden kann.

Aus dem von der Verwaltung der Spitäler zu Paris erstatteten Rechenschaftsbericht ergibt sich, daß in den 13 Spitälern und Versorgungshäusern, in den 4 besondern und den 8 allgemeinen Wohlthätigkeitsanstalten der Hauptstadt angestellt sind: 75 Aerzte, 56 Chirurgen, 15 Apotheker und 13 Zöglinge; für den allgemeinen Dienst in den Sälen 349 Schwestern und Novizen, 206 Aufseher und 1256 Dienstboten; 30 Geistliche, 1 Meßner und 1 Vorsänger; 14 Architekten, Aufseher, Abschätzer und Werkmeister; 162 Agenten, Oekonomen, Büreaubeamte, Aufwärter, Ausgeher, Lehrer und Lehrerinnen. Für die Centralverwaltung sind angestellt: 115 Personen, worunter 4 Administratoren. Gesammtzahl des angestellten Personals: 2421.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.)

Nr. 265.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 September 1836.

Die Felsenruinen bei Szulyok im Trentschiner Comitate.

(Mitgetheilt von Fr. C . . t.)

Eine kolossale, eine halbe Meile lange, ununterbrochene Kette rauher Gebirge und schroffer Felsen umgibt den schmalen Thalweg, welcher sich von Silein (Zilina) bis über Szulyok hinaus erstreckt. Rechter Hand von der Straße steigt auf einem ganz lothrechten Felsen das alte Schloß Lictora, Ehrfurcht gebietend empor. Von dem furchtbaren Felsen, den das Gekrächze menschenscheuer Geschöpfe dem Wanderer unheimlich macht, blickt das Auge in das tiefe enge Thal, wie in einen Schlund. Ueberraschend und wohlthuend, für das Auge, ist der heitere Anblick dieses Thales. Das in demselben liegende Dorf Szulyok wird von slawakischen, meist wohlhabenden Einwohnern bewohnt, hat jedoch nicht viel urbaren Boden und dieser ist nur mit Haidekorn und etwas Hafer bestellt. Es zählt unter seinen Einwohnern viel Edelleute.

Die Berge, zwischen welchen das Dorf wie in einem Kessel liegt, sind an manchen Orten dichter, an manchen aber sehr spärlich mit Wachholdergesträuchen, Tannen, Ahorn und krüpplichen Buchen bewachsen. Die merkwürdigen Felsen von Szulyok nehmen ihren Anfang eine halbe Stunde von dem tief im Gebirge liegenden Dörfchen Szabathka. Man fährt in einem engen Thale zwischen schroffen, kühn emporragenden Felsen aufwärts, welche am Fuße hie und da mit Gesträuch spärlich bewachsen sind; oben hingegen erblickt man lauter kahles Gestein, und gleich Adlernestern Ruinen alter Schlösser, über deren Erbauung und Schicksale man nichts mehr weiß. Auf der Höhe des Gebirges schlängelt sich der Weg in den mannichfaltigsten Krümmungen dahin, und gewährt eine herrliche Aussicht über einen großen Theil des Trentschiner Comitats. Nun aber erblickt man weiterhin zwischen kahlen Felsen den Eingang in ein ganz neues Gebiet. Eine ungeheure Kette nackter Felsen, auf welchen keine Spur von Vegetation das Auge erquickt, gibt einen ergreifenden Anblick. Sie scheinen dem Thal und Dorf Szulyok, welche von denselben amphitheatralisch umgeben sind, jähen Einsturz zu drohen. Sie erheben sich bald in ungeheuren ununterbrochenen Massen in eine Höhe von mehreren hundert Klaftern, bald erscheinen sie als eine große Mosaik aus lauter Trümmern zusammengesetzt und künstlich über einander gethürmt, bald steigen sie als senkrechte Pfeiler und gigantische Obelisken in die Wolken hinauf. Die Kuppen dieser Felsen, welche solche merkwürdige Gestalten zeigen, führen daher auch eigene Namen im Munde des Volks. So zeigt man z. B. hier dem Fremden einen Herkules, Theseus, Dr. Luther u. a. m. Der höchste derselben heißt der „Gehörnte" (in der Landessprache Rohatschin), seine Höhe beträgt, neuern Ausmessungen zufolge, über 600 Klafter, von dessen Spitze in die schauerliche Tiefe hinabzublicken nur Wenige den Muth haben. Auf einer der steilsten Spitzen dieses Felsens sieht man noch die Ringmauern einer Veste nebst einer Warte und einige Fenster stehen, die übrigen Reste derselben liegen völlig in Schutt.

Das hintere Ende des Dorfs Szulyok ist mit Felsen beinahe ganz verpallisadirt, so zwar, daß das Dorf für den Unkundigen nur einen Eingang, keineswegs aber einen Ausgang zu haben scheint. Nur ein ganz schmaler Weg windet sich zwischen den senkrecht zu beiden Seiten aufsteigenden Felsenwänden, zuweilen auch unter weit überragenden Gewölben, die von den Klippen gebildet werden, hindurch.

Skizzen aus Ireland. II.

Der Wahlkampf in Cavan.

(Fortsetzung.)

Maxwell abgerechnet, waren sämmtliche Kandidaten sehr eifrig in ihrer Stimmwerbung (canvass) und durchfuhren die Grafschaft nach allen Richtungen in einem Aufzuge, der etwa im umgekehrten Verhältniß mit ihren Vermögensumständen stand. Southwell begrüßte Niemanden anders, als in einer eleganten Karosse mit vier Postpferden; Coote galoppirte durch die Gegend in einem splendiden Phaëton mit prachtvoll geschirrten Braunen, Sir William und Saunderson dagegen kamen einfach in ihren Kabriolets. Die Besuche Aller galten indessen fast ausschließlich nur den Gentlemen; um die Pächter bemühte

sich keiner direkt, da man ihre Abhängigkeit von den Gutsherren als Axiom voraussetzte und sich daher nur der Letztern versichern zu dürfen glaubte. Weil jedoch weit die Mehrzahl dieser der Torypartei angehörte, so waren die beiden Emancipatoren eben nicht glücklich in ihren Bewerbungen von Oben herab; dagegen waren aber für sie eine Menge anderer Canvasser im Felde, die das Ding mit ziemlichem Erfolg von Unten herauf betrieben. Namentlich waren in dieser Beziehung die Priester und alle die großen und kleinen Agenten der Association und eine Menge anderer Leute thätig, die nicht viel anders zu thun hatten und sich ihren täglichen Unterhalt dadurch verschafften; die ersten übten die Werbung in den Kapellen oder den Wohnungen, die übrigen auf den Märkten, in den Branntweinschenken oder wo sich sonst Volk zusammenfand. Die Tories nahmen die Furcht oder die Anhänglichkeit der Bauern an ihre Person in Anspruch und wirkten nach Umständen durch die eine oder die andere; die Katholischen dagegen schürten den Glaubenseifer, rissen alle alten Wunden auf, und ermuthigten durch Vorspiegelungen, gegründet und ungegründet, zum Widerstande gegen die Diktatur und den Druck der protestantischen Herren. Die abhängige Klasse der Stimmfähigen hatte also keine leichte Wahl, denn auf der einen Seite stand ihr Brod und Obdach und auf die andere stellte man ihre Religion. Je mehr die erstern Interessen bei ihrer Gutsherrschaft in Gefahr kamen, desto mehr zog sie ihre Neigung zu den liberalen Kandidaten, desto größer war aber auch wieder ihre Furcht vor dem Bettelstabe, welcher ihnen großentheils nur zu leicht in die Hand gegeben werden konnte, weil besonders die kleinern Pächter sich selten rühmen können, mit ihrem Grundzins nicht im Rückstande zu seyn. Diese kleinen Pächter aber machten damals die große Mehrzahl der Stimmenden aus, da bis 1829 jeder wahlberechtigt war, dem sein gepachtetes Grundstück nach Abzug der Pacht 40 Schillinge Reinertrag gewährte, weßhalb diese Klasse überhaupt mit dem Namen Forty-shilling-freeholders bezeichnet wurde. Auf diese nun rechnete die Emancipationspartei vorzüglich und wandte Alles an, um bei ihr Haß und Enthusiasmus aufs Höchste zu treiben, um an den Abstimmungstagen selbst durch eine außerordentliche Exaltation den Ausschlag geben zu können.

So erschien endlich mit dem achten August der Nominationstag, um die ganze Bewegung der Grafschaft in ihrem Hauptorte zu concentriren. Die beiden einzigen erträglichen Gasthäuser von Cavan sammt allen Bier- und Branntweinschenken waren längst zuvor von den Wahlbetreibungscommitteen der verschiedenen Kandidaten in Beschlag genommen, und ein Unterkommen fand sich selbst in Privathäusern für Niemand, der nicht schon im Voraus sein Quartier gemacht hatte. Schon mit Tagesanbruch strömte das Volk auf allen Wegen auf Karren und Wagen, zu Pferde und zu Fuß, gestiefelt und beschuht, barfuß und in Lumpen im buntesten Gewimmel heran, denn wo es Branntwein, Tumult und Schläge gibt, bedarf es für das irische Landvolk nie einer Einladung, die hier zum Ueberfluß in Form dringender Mahnungen gegeben war. Schon unterwegs wurde dem Whiskey, wie sich von selbst versteht, als viaticum wacker zugesprochen, und die abzeichnenden Bänder und Farben, womit die Pächter jedes Kandidaten nach Sitte dekorirt waren, gaben schon weit von Cavan Anlaß zu sonderlichen Vorpartieen, die mitunter derb und blutrünstig genug ausfielen. In der Stadt selbst waren alle Mauern und Straßenecken mit Anschlagzetteln von oft vier und fünf Schuh Länge bedeckt, deren Farben nicht bunter seyn konnten, als ihr Inhalt. In den Hauptgassen nach dem Court-House zu, wo sonst die Assisen gehalten werden, waren, als ob die zahlreichen Kneipen der Stadt nicht ausgereicht hätten, Zelte und Buden, wie zum Jahrmarkte aufgeschlagen, um die rüstigen Wähler mit Whiskey, nach Belieben roh (rein) oder in Punsch umgewandelt, zu regaliren und zu inspiriren. Farbige Fahnen und ein großes Wahrzeichen verkündeten, „in welches Kandidaten Interesse“ hier traktirt werde. Ueberall bezahlte Bänkelsänger Lob- oder Spottlieder auf die Bewerber, ihre Parteien und Ansprüche absingend, je drolliger und derber, je besser, je mehr aber auch respektiven Knüffen und Püffen, wo nicht Aergerm, ausgesetzt; Drehorgler bis zum Ueberdruß Parteilieder ableiernd, worunter „protestantische Burschen,“ „Boynestrom“ und „Croppies *) liegt still“ von der einen, und „St. Patricks Tag“ und „auf mit der weißen Kokarde!“ von der andern Seite den meisten Lärm verursachten und die meisten blauen Augen und blutigen Gesichter nach sich zogen; unter jedem Haufen ein größerer oder kleinerer Anwald, der für Geld und gute Worte seine Lunge und seinen Witz nicht scheute, die ihn bezahlenden Kandidaten mit allen möglichen Tugenden ausstaffirte, den Gegnern kein gutes Haar ließ und nach Umständen der Emancipation oder dem Antipapstthum das Wort redete. Dieser Wirrwarr dauerte in steigender Progression über die ganze Zeit der Wahl fort. Die Nomination war erst um zwölf Uhr angesetzt, allein schon zwei Stunden früher zog von einem orangebeschärpten Agenten zu Pferde geführt, Lord Farnhams Tenantry (seine Pächter) in Prozession unter klingendem Spiel auf den Platz am Court-Hause, vor welchem die Hustings, das für die Redner bestimmte Brettergerüst, aufgeschlagen waren. Alle diese Leute waren mit Maxwells Farben geschmückt, die man bei einer großen Zahl noch mit Orangebändern und Orangelilien gepaart sah. Vorauf trug man ihnen eine große orange- und purpurfarbige Standarte, und in Zwischenräumen bemerkte man eine Menge kleinerer Banner mit allerlei antikatholischen Devisen, obgleich viele dieser Pächter Katholiken waren und gewiß mit bitterm Widerwillen hinter solchen Fahnen herzogen. Auch an Bildern fehlte es nicht auf diesen Flaggen, von denen die meisten Spöttereien über die Gegenpartei und ihre Religion enthielten, aber zur Fürsorge stets von einem Haufen stämmiger Orangisten mit tüchtigen Knitteln umgeben waren. Auf ähnliche Weise kamen bald darauf Sir William Youngs Pächter, doch mit weniger Orangezeichen, aber bei weitem reinlicher und ordentlicher gekleidet, überhaupt wohlhabender aussehend, als die andern. Ihnen folgten Saundersons, Southwells und Cootes Tenants, wie sich von selbst versteht, ebenfalls in Procession, mit Musik und Bannern sich gegen die Hustings drängend. In

*) Ein Schimpfname für die Katholiken.

Intervallen zogen auch die übrigen Wähler, meist zu Fünfzigen und Hunderten heran und gewöhnlich mit Führern zu Pferde voraus, in denen man bei der Emancipationspartei großentheils katholische Priester erkannte, denen überall Banner mit auf Emancipation und gleiche Rechte hindeutenden Inschriften folgten, während es ausdrücklich bemerkt zu werden verdient, daß die Inschriften und Mottos dieser Partei bei weitem nicht so beleidigend für die Gegner waren, als dieß auf der protestantischen Seite gerügt zu werden verdient. Da inzwischen der Platz vor dem Courthause nur beschränkt ist, so entstand zwischen den verschiedenen Parteien, die alle nach den Hustings zu strebten, bald ein Gedränge, in welchem gegenseitig faktiose Rufe als Losung dienten. Je größer die zusammenströmende Masse war, desto schwieriger wurde es, Friedensbrüche und eine allgemeine Schlägerei zu verhüten, die durch reichliche Einnahme von Branntwein bei vielen ziemlich gut vorbereitet war, und hauptsächlich nur durch die Anstrengung der Führer verhütet wurde. Endlich erschien die anberaumte Stunde und mit ihr auf den Hustings die Wahlcommitteen der verschiedenen Kandidaten. Von den letztern waren jedoch nur Maxwell, Sir William und Saunderson persönlich anwesend, da die beiden andern sich aus Furcht vor Schuldverhaftung nicht sehen lassen durften. Der Hochsherif Ralf Clarke Bell, einer der heftigsten Orangisten, verlas nun den „Writ" oder das Wahlausschreiben und forderte der Sitte gemäß die Wähler auf, zwei Glieder ins vereinigte Parlament zu stellen. Nachdem noch das Verbot wegen Bestechung (bribery-act) abgelesen war, trat sodann ein Milizoberst, ein reicher Landbesitzer, vor, um Herrn Maxwell als „eine passende und geeignete Person, die Grafschaft zu repräsentiren" der Versammlung in Vorschlag zu bringen. Da der Sprecher jedoch aus gar manchen Ursachen ohnehin schon beim Volke nichts weniger als beliebt war, so erhob sich alsbald von allen Seiten das wildeste Geschrei. „Unglück über euch, Oberst P—tt, packt euch und macht Gentlemen Platz, die ihre Tenants nicht schinden, wie ihr!" — „Scheert euch nach Haus! Emancipation wollen wir, und dazu brauchen wir euer häßliches Kartoffelgesicht nicht!" — „Ihr seyd der größte Lügner in der ganzen Grafschaft!" — „Der Teufel hole den Gutsherrn, der dem armen Mann 30 Schillinge für den Morgen Morastland abpreßt und der kranken Wittwe Flanagan das Stroh unterm Leibe weg verkauft!" — „Wir wollen keine Tyrannen, weder euch noch den blutigen Orangemann, für den ihr das Maul so voll nehmt!" — Solche und meistens noch weit unzierlichere Redensarten, denen von der andern Seite mit: „kein Papstthum! — fahrt fort! — lange lebe Maxwell! — zum Galgen mit den Papisten! — Croppies, liegt still!" u. s. w. geantwortet wurde, gingen in wenigen Minuten in einen solchen Lärm und Tumult über, daß der Oberst zwar heftig gestikulirte und fortwährend den Mund bewegte, aber sich den Nächststehenden nicht hörbar machen konnte. Nachdem hierauf noch ein anderer Herr vergebens versucht hatte, sich Gehör zu verschaffen, um den Vorschlag zu unterstützen, trat der Lordlieutenant der Grafschaft, der Marquis von Headfort, ein Whig, an die Front der Hustings, um Southwell zu proponiren. Ihn begrüßte ein lautes Hurrah von der katholischen Partei. „More power to jour elbow, your Lordship!" schrien ihm, so wie er nur seinen Hut abnahm, ein paar vierschrötige Pots zu; aber alsbald erhob sich auch das Grunzen und Schmähen der Orangisten. Ein Haufen derselben nicht weit vom Gerüst hob ein großes Bild in die Höhe, auf dem der Teufel mit dem Papste abfuhr, und ein Kerl mit einer großen Orangekokarde am Hut überschrie alle andern: „zur Hölle mit euch sammt dem Papst und möge der Satan euch beide mit Priestern steinigen!" Jetzt stieg der Aufruhr aufs Höchste; die Katholiken arbeiteten gegen die Hustings zu, um sich des Bildes zu bemächtigen, aber die Menschenmasse stand so dick und gepfropft, daß an Durchdringen nicht zu denken war, und nur einige von hinten geworfene Steine die gehässige Repräsentation und ihre Träger trafen, gelegentlich aber auch Sr. Herrlichkeit um die Ohren summten. Auf ganz ähnliche Weise erging es allen übrigen Herren, welche Kandidaten proponirten oder sekundirten, während von Zeit zu Zeit Enden, Knittel, Steine und alle möglichen werfbaren Gegenstände nach den Hustings hin sausten. Die Scene auf denselben glich einer mimischen Vorstellung und nur höchst selten vermochten sogar die Personen auf dem Gerüst selbst zwei Worte hinter einander zu erhaschen. Als endlich auch Maxwell, Sir William Young und Saunderson nach einander haranguirten, gings ihnen um kein Haar breit besser, im Gegentheil ihre schönen Reden und Versprechungen, ihre Komplimente und ihre Ausfälle, Alles verschwamm in den gränzenlosen Lärm, der mit jeder Minute zuzunehmen schien, bis zuletzt, nachdem auch Saunderson seine Pantomime geendet, der Sherif eine Händeerhebung als Zeichen der Abstimmung verlangte. Die meisten Hände, gewöhnlich paarweis erhoben, schienen für Maxwell in die Höhe zu kommen; für die übrigen mochten die Zahlen etwa gleich seyn, doch Hr. Bell, der nach seinen Wünschen abschätzte, erklärte, daß die Wahl auf Maxwell und Sir William gefallen sey. Hiemit waren indessen die übrigen Parteien nicht zufrieden und forderten daher sogleich eine Einzelnabstimmung, deren Anfang sofort auf den folgenden Tag anberaumt wurde, und die um so nöthiger war, da ein großer Theil der erhobenen Hände Weibern und Leuten angehörte, die gar kein Stimmrecht besaßen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Untersuchungen

über den Einfluß des Luftdrucks auf den Meeresstand.*)

In unserem Blatt vom 28sten August wurden die Untersuchungen des Herrn Daussy über den Einfluß des Luftdrucks auf den Höhestand der Meeresfläche angeführt. Herr Lubbock hat nun in England neue Untersuchungen über diese bis jetzt unbekannte Mitursache der Veränderung des Wasserstandes angestellt. Herr Lubbock verglich die Wasserstände und Fluthzeiten, die Dession im Jahre 1784 bei Liverpool untersucht und bestimmt hatte, mit den Barometerhöhen desselben Jahres, deren Angabe von Hutchinson herrührt, und zog das Resultat, daß auf $^1/_{10}$ Zoll Sinkung des Quecksilbers im Barometer 1 Zoll Erhöhung des Wasserstandes kommt.

*) Siehe Nr. 241 des Auslands v. d. J.

Digitized by Google

Der Weinhandel von Paris.

(Fortsetzung.)

Von den 80,000 Stückfässern, die vom dem Macon im Durchschnitt jährlich in Paris ankommen, wird ein Theil in die Departements versendet, und ein anderer — die geringern Sorten begreifend — wird zu Mischungen verwendet. Mithin sind von den 500,000 Fässern, die in Paris unter dem Namen Macon verkauft werden, höchstens 30,000 reines und unverfälschtes Gewächs. Jener, welcher nur den Namen führt, wird auf folgende Weise bereitet:

Zu einem Faß Macon von 212 Litres werden in Paris genommen

60 Litres ordinärer Niederburgunder, zu 60 Franken das Faß von 272 Lit., macht 13 Fr. 25 C.

50 Litres Wein von Cher, zu 70 Fr. das Faß von 245 Lit., 14 Fr. 60 C.

50 Litres Wein aus dem Süden, zu 65 Fr. das Faß von 220 Lit., 14 Fr. 80 C.

52 Litres weißer Wein vom Anjou, zu 70 Fr. das Faß von 245 Lit., 14 Fr. 85 C.

Zusammen 212 Litres im Preis von 57 Fr. 50 C.

Während in Macon selbst das Faß guter, zwei bis drei Jahre alter Wein zu 60 bis 70 Fr. verkauft wird, kommt der in Paris verfertigte nur 57 Fr. 50 C. zu stehen; dieß ist ein gutes Mittel, sich die Transportkosten u. s. w. zu ersparen.

Von den Weinen aus dem Süden und aus Cher ziehen die Pariser Fabrikanten großen Vortheil. Die stark gefärbten und alkoholhaltigen Weine vertragen eine starke Beimischung von Wasser, und es bringt doppelten Gewinn, wenn man am Eingangszoll und dem Einkaufspreis zugleich Ersparnisse machen kann.

Die Weine in Boutillen, zum Preis von 8, 9 und 10 Sous, bestehen in Paris fast durchgehends aus einem Drittel Wasser, einem Drittel Wein aus dem Süden und einem Drittel Wein von der Loire.

So wie die Weine vom Macon, werden auch die von Bordeaux und der Côte d'Or in Paris nachgemacht. Der Weinkenner weiß ihn zwar an dem Geschmack der verschiedenen unter einander gemischten Sorten leicht vom ächten zu unterscheiden, allein dieß schreckt die Weinfabrikanten nicht ab, und ihre Zuversicht gibt sich durch den ewig wiederholten Refrain kund! „Es gibt mehr Liebhaber als Kenner.“

Das Verfahren bei der Fabrikation wechselt je nach den Verhältnissen dessen, der sich damit abgibt; Grundregel ist jedoch, daß die ordinären Weine der Loire, von Niederburgund, Auvergne, Bordelais und der Umgegend von Paris ihres wohlfeilen Preises wegen die Hauptbestandtheile der Mischung ausmachen. Der Wein des Südens gibt ihr die Farbe, die Milde und den Geist; der beigemischte weiße Wein nimmt ihr zum Theil den sauern und herben Geschmack des jungen Gewächses, und dabei erspart man durch die sehr leichte Fabrikation die Kosten und die Sorgen einer zwei-, drei- und vierjährigen Aufbewahrung, deren die Weine bedürften, um abzuliegen, und zu einem angenehmen und gesunden Getränk zu werden.

Aus diesem Fabrikationssystem ergibt sich, daß Paris aus allen Weingegenden Frankreichs nur den Ausschuß bekommt, und daß die guten französischen Weine in den Departements und im Ausland getrunken werden.

Der neue Wein ist nicht sobald gewonnen, als er auch schon nach Paris gesandt, und dort, in Folge der Mischungen, die damit vorgenommen werden, sogleich verkauft und getrunken wird.

Besonders bei ungünstigen Jahrgängen, wie 1816, 1817, 1829 und 1835, wo die gewonnenen Weine kaum Abnehmer finden, schlägt Paris sich ins Mittel und nimmt den Weinbauern ihr schlechtes Gewächs ab. Die Weine von 1835, die zum großen Theil aus verfaulten Trauben gekeltert wurden, weder Farbe noch Weingeschmack hatten, und so schlecht waren, daß sie in ihrem Normalzustande weder getrunken noch aufbewahrt werden konnten, gingen in Masse nach Paris.

Das einzige Departement der Yonne hat seit der Ernte von 1835 bis jetzt nahe an 400,000 Feuillets *) gesandt; die Umgegend von Paris hat ungefähr 200,000 Fässer erzeugt; die Loire, Auvergne und Bordelais haben ebenfalls ihren Beitrag gesendet, und mithin wird die Ernte von 1835 in Paris bald verbraucht werden.

Es fehlt also an guten Weinen? wird der Kenner fragen, wenn er diese Umstände hört. O nein, dieß ist keineswegs der Fall; die Ernte von 1834 ist ungemein reichlich ausgefallen. Die Pariser Weinhändler finden nur die Weine von 1835 wohlfeiler und geben ihnen den Vorzug; auch sind die Weine aus dem Süden, mit denen das vorjährige Gewächs trinkbar gemacht werden muß, jetzt sehr gesucht und theuer.

Man sieht mithin, daß die Weine, wie das Jahr sie bringt, und so schlecht sie auch immer seyn mögen, zur Konsumtion für Paris dienen, und daß solche Weine durch Mischung verschiedener Sorten trinkbar gemacht werden müssen, weil sonst der von 1835, der seit neun Monaten den Verbrauch in Paris hauptsächlich deckt, gar nicht hätte abgesetzt werden können.

Diese Frage ist sehr ernster Natur, weil sie auf die Wohlfahrt und Gesundheit einer großen Bevölkerung Einfluß hat, und weil die Interessen des Handels und des Anbaues durch solche der Gesundheit nachtheilige Verfälschungen bei einem Handelszweig, bei welchem gewissenhafte Redlichkeit die Grundlage seyn sollte, nicht wenig leiden müssen.

Wer könnte wohl daran zweifeln, daß das Gerücht von diesen Verfälschungen nicht eine Hauptursache der Verminderung der französischen Ausfuhr sey, und daß auf diese Weise eine sehr bedeutende Quelle des Einkommens für das Land versiegen könnte? Auf der andern Seite ist diese Verminderung der Weinausfuhr und Konsumtion ein offenbarer Verlust für den Handel und Anbau, und zwar hauptsächlich deßhalb, weil der immer mehr Ausdehnung gewinnende Weinbau mit jedem Tage die Quantität des Erzeugnisses vermehrt und neue Absatzwege erfordert.

Wenn die Weinbauer ihren Vortheil dabei finden, ihr schlechtes Gewächs nach Paris schicken zu können, so kann dieß nur zum Nachtheil der übrigen Weine geschehen, deren Absatz vernachlässigt wird, und dieß ist dann kein Vortheil mehr.

Der leichte Absatz, den die ordinären Weine finden, und der verhältnißmäßig größere Gewinn, den sie abwerfen, veranlaßt viele Weinbauer, die guten Weinstöcke durch eine ordinäre, grobe Art zu ersetzen, die mehr trägt, und so die Qualität der Quantität aufzuopfern. Wenn nun, wie zu hoffen steht, die Handelsverbindungen Frankreichs mit England, Belgien, Deutschland u. s. w. in der Folge mehr Ausdehnung gewinnen sollten, dann würden sich die französischen Weine als zu geringhaltig zeigen, mithin, da sie nicht haltbar sind, vom Ausland verworfen werden, und die mit dem Anbau vorgenommene Veränderung sich gar bald als höchst nachtheilig für die Interessen des Landes erweisen.

(Schluß folgt.)

*) Ein Feuillet enthält ungefähr 140 Bouteillen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 266.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 September 1836.

Die chinesische Tatarei.

In einer Denkschrift über die chinesische Tatarei und Khoten von Herrn Wathen, persischem Sekretär bei der Regierung von Bombay, finden sich folgende Angaben über die im Volk verbreitete Meinung hinsichtlich der chinesischen Regierung und über die Mittel, durch welche die Europäer sich dort Zugang verschaffen könnten:

„Die chinesische Regierung," heißt es in dieser Schrift, „ist in allen diesen Ländern sehr unpopulär, denn es scheint in ihrem System durchaus nichts zu liegen, was darauf berechnet wäre, die Bewohner der Unterwerfung unter die Fremdherrschaft geneigt zu machen. Die Abneigung, welche man im ganzen Lande gegen die Chinesen hegt, ist neuerlich dadurch noch vermehrt worden, daß die Einwohner von ihnen gezwungen wurden, weitläufige Befestigungen anzulegen und ummauerte Städte zu bauen. Die moslemitischen Fürsten, Häuptlinge u. s. w. sollen sich — wie von Eingebornen, die durch Indien kamen, versichert wird — zu den chinesischen Residenten oder Umbauns fast in derselben Stellung und in denselben Verhältnissen befinden, als die Nawabs, Radschahs u. s. w. in Indien zu den Residenten der britischen Regierung. Die Chinesen bekümmern sich nämlich wenig um die eigentliche Verwaltung der Regierung und Gesetze, die sie den einheimischen Fürsten überlassen, sondern beziehen nur die Einkünfte; den Fürsten u. s. w. sind große Ländereien angewiesen.

„In Yarkend weiß man, daß Indien von einer europäischen Nation (Feringis) beherrscht wird, und es heißt, daß die Chinesen sehr hohe Begriffe von der Macht der Engländer hegen, und sie mit einem ängstlichen Gefühl betrachten, weil im Lande die Meinung herrsche, daß China in die Hände der Britten fallen werde.

„Ein Europäer, in die Landestracht gekleidet und mit langgewachsenem Barte würde, wenn er in Begleitung der von Mekka zurückkehrenden Karawane käme, ohne Schwierigkeit die chinesische Tatarei betreten können; ein noch bequemerer Weg dazu wäre aber über Kokan und Kaschgar, den große Karawanen von Kaufleuten zu nehmen pflegen. Wer jedoch diese Reise unternehmen wollte, müßte Türkisch sprechen, da nur wenige der Landeseingebornen die persische Sprache verstehen, wogegen im Lande Kokan und der unabhängigen Tatarei die Bevölkerung ganzer Städte keine andere Sprache spricht. Es würde einem Europäer auf die angegebene Weise sogar nicht schwer fallen bis nach Peking zu kommen. Es ist hiezu nur ein Paß vom Gouverneur erforderlich, den der Reisende erhält, wenn er den chinesischen Beamten einige Tenkehs entrichtet und vorgibt, er treibe Handelsgeschäfte. Die Leute, von denen ich diese Nachrichten erhielt, erzählten mir, daß vor einigen Jahren ein Europäer in der Landestracht nach Yarkend kam, jedoch zufällig erkannt und vor den Gouverneur gebracht wurde, der ihn mit der Tortur bedrohte, wenn er nicht bekennen wolle, wer er sey, ihn aber zugleich versicherte, daß er gut behandelt werden solle, wenn er die Wahrheit sage. Dieß that der Europäer und wurde hierauf aus dem Lande geschafft.

Skizzen aus Ireland. II.

Der Wahlkampf in Cavan.

(Fortsetzung.)

Tobend, wie dieses Vorspiel gewesen war, so konnte es doch nur als eine Miniaturvorstellung der nachfolgenden Scenen gelten. Nachdem der Sherif die Versammlung entlassen hatte, lüfteten sich nach und nach die dichten Massen; aber je mehr Luft und Raum wurde, desto heftiger äußerte sich auch der Parteigeist, und da Southwell und Coote ohne Frage die Favoriten bei der Masse waren, so wurden die drei andern Kandidaten sammt ihren Proponenten und sonstigen Vertretern mitunter beim Nachhausegehen übel genug traktirt. Wenige von ihnen erreichten ihre Wohnungen oder das Gasthaus mit ganzen Röcken; mehreren Herren von den Committeen wurden ihre Kleider buchstäblich in Stücken von dem Leibe gerissen, und wenn die vom Sherif herbei beorderten Dragoner zuweilen auch etwas aufräumten, so gab dieß nur Gelegenheit zu einem Steinhagel, der oft dick und hart genug fiel. Der Rest des Tages wurde nun von den Gentlemen größtentheils mit An

ordnungen für die Stimmabnahme hingebracht; vom Volk dagegen, Wählern und Nichtwählern, begab nur ein Theil sich nach Hause, die übrigen zerstreuten sich in die Buden und Branntweinschenken, wo Betrunkene bald im Ueberfluß zu finden waren. Sobald aber der Whiskey seine Wirkung äußerte, so begannen auch aller Orten die Schlägereien, welchen die Polizei und das Militär um so weniger Einhalt zu thun im Stande war, da sich im Gefängniß des Orts schon eine ziemliche Zahl von Kriminal- und anderen Gefangenen vorfand und die Kerker bei weitem nicht ausgereicht haben würden, die Tumultuanten dieses, viel weniger noch der übrigen Tage zu fassen. Die Behörden ließen daher dem nationalen Hang zu Raufereien und Borkämpfen ziemlich freien Lauf und begnügten sich damit, gröberen Excessen und Generalaktionen vorzubeugen, konnten aber nicht einmal verhindern, daß alltäglich eine tüchtige Portion Fensterglas in Scherben verwandelt wurde. Da man nun im Voraus arge Auftritte erwartet hatte, und damals in der Grafschaft sich gar kein Militär stationirt befand, so hatte man von Dundalk und einem andern noch entfernteren Orte eine Eskadron Dragoner und eine Kompagnie Infanterie requirirt, außerdem aber auch noch die Polizeimacht aus der ganzen Grafschaft hieher zusammengezogen. Daß indessen dieses Aggregat von Ruhestiftern bei weitem nicht für solche Massen von rauflustigen und durch Branntwein nicht weniger als durch Parteiaufregung wild gemachten rohen Massen hinreichte, begreift sich um so leichter, wenn man weiß, daß die britischen Gesetze das Einschreiten bewaffneter Macht bei Parlamentswahlen mit sehr eifersüchtigen Augen hüten und nur im äußersten Nothfall gestatten, so daß selbst die höchsten Behörden sich gar Vieles gefallen lassen müssen, was in Deutschland unerhört scheinen dürfte. Wenn man indessen von der großen Zahl der betrunkenen Forty-shilling-freeholders und anderer Leute beider Geschlechter aus den niedern Klassen spricht, so ist es auch billig, die höhern nicht weiter zu schonen, als sie es verdienen. Selbst unter den Gentlemen befanden sich leider nicht wenige, die nach dem Diner, oder vielmehr nach den darauf landessittlicher Weise folgenden Potationen, niemals vom Tisch aufstanden, sondern zu Bette getragen werden mußten. Die verschiedenen Zimmer, wo die einzelnen Committeen der respektiven Kandidaten speisten, boten schon um zehn und eilf Uhr Abends häufig Scenen dar, die zwar gentiler seyn mochten, als die der Bauerngelage, die aber oft nicht weniger widerlich waren, ohne daß die übrigen Herren besondern Anstoß daran genommen hätten. Daß einer eine Rede halten wollte, und ehe er noch drei Worte gesprochen hatte, total betrunken unter den Tisch fiel, war gar nichts Neues, und gehörte zu den regelmäßigen Abendergötzlichkeiten derer, die auf bessern Füßen standen oder eine größere Capacität besaßen. Mehrere, die übrigens zu den reichsten und sonst geachtetsten Gentlemen der Gegend gehörten, gingen in dieser Hinsicht in ihrer Unbekümmertheit so weit, daß sie jeden Morgen beim gemeinsamen Frühstück fragten, wem von den Herren sie für das gestrige Geleit ins Bett verpflichtet seyen? Wären nicht glücklicherweise die zusammenspeisenden, oder vielmehr zusammentrinkenden Gentlemen stets alle von einer Partei gewesen, so würde jeder Morgen von einem Dutzend Schußduellen haben erzählen können, so wie er von zahllosen Boxereien unter den Nicht-Gentlemen berichten konnte.

Sobald man sich am folgenden Tage von dem „schweren Feldzuge" des vorigen Abends erholt hatte, ging es nun an die Abstimmung. Jeder Kandidat oder eigentlich die für ihn und auf seine Kosten handelnde Committee hatte eine Menge Agenten, von welchen ein Theil seine Voters, d. h. die für ihn votiren wollenden oder sollenden, von in und außerhalb der Stadt zusammentrieb, während andere dieselben zu den Wahlbuden (poll booths) im Courthause führten, und sie dort vor den stimmabnehmenden Beamten votiren ließen. Eine dritte Klasse von Agenten war mit Haranguen beschäftigt, wofür jeder erhöhte Platz, gleichviel ob ein Fenster im zweiten Stock oder der Deckel einer herbeigezogenen Landkutsche als Katheder dienen mußte, und wobei unter den Hörern beständig einige handfeste Applaudirer aufgestellt waren, die außer ihrem wohlklingenden Beifallsgeschrei sich zugleich in Bereitschaft halten mußten, den Widerwärtigen auf faktische Weise den Mund zu stopfen. Daß viele Wähler ihr Gedächtniß in den Schenken zurückließen, gab den Votantenjägern nicht selten Gelegenheit sie für ganz verschiedene Kandidaten zum Stimmen zu bringen, als für die, welchen ihr Votum eigentlich zugedacht gewesen war. Besonders häufig war diese Verwechselung zwischen Saunderson und Southwell, da bei weitem die Mehrheit der Freeholders höchstens Einen von den Bewerbern kannte, für welche man ihre Stimme in Anspruch nahm. In den Pollbuden selbst, deren für jeden Kandidaten eine war, wurde zwar immer nur eine kleine Zahl Wähler auf einmal eingelassen, doch kam es auch dort nicht selten zu Streitigkeiten nicht sowohl zwischen den Votanten als zwischen den Rechtsanwälden. Jeder Kandidat nämlich für sich einzeln, oder nach Umständen zwei, die gemeinsame Sache machen, zusammen, stellen neben dem Stimmregistrator einen Advokaten hin, der nach Erforderniß die unzulässigen Voten für die Mitbewerber seines Clienten zurückweisen, oder die Wähler des Letztern gegen Zurückweisungen von Seiten der Gegenpartei möglichst vertheidigen muß. Diesen Rechtsanwälden liegt es daher ob, sich so genau als möglich über die Stimmberechtigung der Leute zu unterrichten, und auch durch ihre Organe horchen zu lassen, ob etwa der Widerpart zu Bestechungen irgend einer Art seine Zuflucht nimmt, in welchem Fall sie dem als bestochen verdächtigen Votanten den Bestechungs-Eid (bribery-oath) deferiren. Die Endentscheidung über die Zulässigkeit eines Votums steht jedoch nicht diesen Anwälden, sondern den Registratoren zu, die natürlich stets Rechtsgelehrte seyn müssen. Daß es nun besonders für die Wähler der Torykandidaten und Saundersons häufig kein Leichtes war, zu den Pollbuden zu gelangen, ohne verunglimpft, oder vielmehr ohne gemißhandelt zu werden, versteht sich um so mehr von sich selbst, da Maxwells höchst eigene Person, ungeachtet seiner Anwartschaft auf den künftigen Grundbesitz der Stadt Cavan und der zugehörigen Ländereien, so wenig geschont wurde, daß man ihn während der ganzen Wahlzeit niemals anders als von oben bis unten mit Koth beworfen im Orte einhergehen sah, wogegen ihn

weder Polizei noch Truppen schützen konnten. Häufig geschah ein förmlicher Sturm auf die Voter; man umringte sie sammt den Agenten, warf sie in den Koth, bläute sie aufs Schmählichste durch, und schleppte sie geradeswegs in die Buden der populären Kandidaten, nachdem man ihnen unter Androhung noch größerer Mißhandlungen das Versprechen, für Coote und Southwell zu stimmen, abgepreßt hatte. Verschiedene Mal besetzte die katholische Partei alle Zugänge zum Courthause, und trieb jeden zurück, der nicht für ihre Kandidaten votiren wollte. Selbst die angesehensten Herren der Grafschaft wurden durch einen Steinhagel zum Rückzuge gezwungen und konnten nur unter Dragoner-Eskorte zu ihrem Ziele gelangen. Viele Leute, die für Maxwell und Sir William gestimmt hatten, vermochte man nur dadurch der Volkswuth zu entziehen, daß man sie unter starker Bedeckung ins Stadtgefängniß schaffte, und von dort erst mitten in der Nacht nach Hause entließ. Die Priester hießen zwar diese Excesse keineswegs gut, und steuerten ihnen auch zuweilen — selbst mit Peitschenhieben, — indessen gingen sie mindestens in so fern mit üblem Beispiel voran, daß sie die Wähler ihrer Gemeinden ohne Umstände von den Pollbuden der Gegenpartei weg und zu denen ihrer Kandidaten hinzogen. Daß sie sammt und sonders für die beiden Emancipatoren stimmten und das Volk in diesem Sinne eifrig haranguirten, kann ihnen unter diesen Umständen wohl schwerlich verargt werden, aber die Art und Weise ihrer Haranguen überschritt nicht selten alle Gränzen des clerischen Anstandes, während sie es auch an geistlichen Drohungen nicht fehlen ließen. Namentlich kann es nicht, in Abrede gestellt werden, daß sie „den Schurken, welche gegen Gott und ihre Kirche stimmen würden," unter den stärksten Ausdrücken mit Exkommunikation und dem höllischen Feuer drohten. Manche gaben zwar ihr Votum ruhiger ab, und übten den ihnen zu Gebote stehenden Einfluß mit mehr Diskretion, aber diese wurden ihrerseits wieder von einem politischen Schneider und einem agitirenden Gastwirth, ein paar notorischen Feuerbränden, fast noch ärger und lauter denuncirt als die Orangisten selbst. Mehrmals wurde der Tumult so groß, und der Steinhagel so grob, daß der Offizier der Kavallerie dringend bat, man möge ihm doch Befehl geben, die „Vagabunden" einmal zu chargiren. „In Coventry," sagte er, „schickte uns der Sherif aus der Stadt, aber nicht lange darauf [illegible] ihn der Pöbel hinter uns her, so daß er uns nun bitten mußte, loszulegen. Wir ließen unsere Pferde ausgreifen, feuerten drei Chargen, lasen neun Aeser auf, und der Spektakel war zu Ende. Wenn man mir nur einen Befehl gibt, so will ich auch hier mit den Lumpen bald fertig werden." Inzwischen war es wohl gethan, daß man dem kampflustigen Herrn hier nicht den gewünschten Spielraum gönnte, da das irische Landvolk, was solche Sachen anlangt, von anderm Schrot ist, als der durchaus feige englische Pöbel, der zwar die Rothröcke nach Herzenslust insultirt, so lange sie unthätig sind, dagegen aber, sobald es ans Einhauen kommt, unfehlbar, wie alle Maulhelden, das Hasenpanier ergreift, womit die Irländer nicht so schnell bei der Hand sind, so daß ein Angriff von Seiten des ohnehin nur schwachen Militärs hier unfehlbar ein schreckliches Blutbad nach sich gezogen hätte, da die meisten Bauern mit ihren dicken Shillelahs bewaffnet waren.

Der Aufruhr des zweiten Polltages war dem des ersten mindestens gleich. Um die etwa Schwankenden zu ermuthigen, bot die Emancipationspartei, welche schon Abends zuvor mehr Stimmen registrirt hatte, als ihre Gegner, Alles auf, um die Zahl ihrer Votanten auf eine imposante Art zu schwellen. In der That gelang ihr dieß auch so sehr, daß selbst Sir William Young am Erfolge verzweifelnd, zum großen Aerger der ihn unterstützenden Herren, von seiner Seite den Wahlstreit aufgab. Hätte er noch 2 bis 3 Tage länger ausgehalten, so wäre sein Sitz im Parlament gewiß gewesen, aber reich, wie der Nabob war, scheute er doch die fernern Kosten, welche sich bis dahin für ihn schon auf nahe an dritthalb tausend Pfund Sterling belaufen haben sollen. Diese Summe mag in Deutschland enorm scheinen, aber man muß bedenken, wie viele Agenten und Anwälde aller Art er täglich mit Summen von ein bis zu zehn Pfund zu bezahlen, wie viele Herren er — und zwar noble — zu traktiren hatte, und wie hungrig oder lieber, wie durstig die Wähler selbst waren, von welchen obendrein mancher eine klingende Freundschaftszusicherung nicht verschmähte, während außer diesem allem schon vor dem Nominationstage ein hübsches Paket Banknoten an allerlei Personen in Umlauf gesetzt worden seyn mußte. In England würden die meisten Kandidaten froh seyn, wenn sie mit einer solchen „Kleinigkeit" davon kämen, aber dort hat man Beispiele, daß einem Parlamentsgliede seine Wahl an 30,000 Pfd. (360,000 fl.) gekostet hat, wobei freilich der Transport entfernter Voter zur Wahlstätte und zurück eingeschlossen ist. Je mehr die Torypartei sich über diese „schäbige Desertion" des „bengalischen Tigers," wie man ihn getauft hatte, ärgerte, desto größer war das Frohlocken ihrer Gegner. Sir William hätte zwar sein „Interesse" ausdrücklich auf Saunderson übertragen, allein dieß hinderte eine große Zahl selbst von seinen eigenen Tenants nicht, zu Coote und Southwell überzugehen, deren Kostenaufwand, beiläufig erwähnt, verhältnißmäßig sehr gering war, weil die Agitation der katholischen Association ihnen viele Agenten ersparte, und sie die Wünsche des Volks für sich hatten. Lord Farnham selbst wurde im ersten Augenblick bedenklich, und obwohl er Saunderson die zweiten Stimmen seiner Pächter versprochen hatte, so erklärte er doch jetzt, er werde, falls er Maxwells Wahl gefährdet sehe, für diesen „Plumper" geben, d. h. jeden der von ihm abhängigen Wähler seine beiden Stimmen für ihn registriren lassen, welche jedoch dann nur einfach zählen.

(Schluß folgt.)

Statistische Angaben über den russischen Handel.

Offiziellen Berichten über den Handel Rußlands während des Jahres 1835 zufolge hat die Einfuhr an Baumwollen-, Linnen- und Seidenwaaren zugenommen, besonders aber die in Seidenwaaren. Im Jahre 1833 betrug die Einfuhr dieser letztern 7 Millionen, im Jahre 1835 aber 9 Millionen Rubel. Die Einfuhr von Linnenwaaren ist in denselben Jahren von 764,712 auf 1,001,541, und die der Baum-

Digitized by Google

wollenwaaren von 5.185.386 auf 6.844.845 Rubel gestiegen. Die Einfuhr von Wollenstoffen aber ist von 7.154.552 auf 6.166.478 Rubel gefallen. Im Handel mit Polen hat man die Bemerkung gemacht, daß die Einfuhr polnischer Tücher sich fast um eine Million Rubel vermindert hat, während doch die Einfuhr von Schafwolle von 2857 auf 14.572 Pfund gestiegen ist, und die Ausfuhr russischer Wolle nach Polen von 772.894 Rubeln auf 506.868 herabsank. Im Ganzen ist in Polen aller Anschein zu fortschreitender Verbesserung hinsichtlich der Bodenkultur vorhanden. In Finnland hatte die Getreideausfuhr gegen 1834 um 500.000 Rubel an Werth zugenommen. Im Jahre 1833 beliefen sich die zu Kiachta verkauften Baumwollenzeuge auf 270.000 und 1835 auf 750.000 Rubel. Die russischen Wollentücher warfen im Jahre 1833 447.000 und 1835 716.000 Rubel ab. Die Zahl der in den russischen Häfen im Jahre 1835 angekommenen Schiffe belief sich auf 4194, wovon 2239 mit Waaren und 250 mit Getreide und geistigen Getränken beladen waren. Die Zolleinnahme betrug in diesem Jahre 80.768.221 Rubel, wovon 8 Prozent für den Unterhalt der gesammten Zollverwaltung in Abzug kommen.

Der Weinhandel von Paris.

(Schluß.)

Das sonst auf seine guten Weine so stolze Frankreich wird mithin einen wahren, innern Werth gegen einen konventionellen vertauscht haben, dessen Ueberfluß selbst ihm Verlegenheiten bereiten muß.

Dieß sind die nachtheiligen Folgen der Weinfabrikation zu Paris, welche Gegenwart und Zukunft zugleich bloßstellt. Es ist daher in jeder Hinsicht höchst wichtig, daß die Gesetzgebung sich ernstlich bemühe, dieses Uebel mit der Wurzel auszurotten, da die in den Artikeln 318, 475 und 476 des Strafgesetzbuchs gegen die Weinverfälschung vorgeschriebenen Bestimmungen, und das kaiserliche Dekret vom 15ten December 1813 sich als unzureichend erweisen. Freilich läßt sich aber auch nicht läugnen, daß eine so leicht zu bewerkstelligende Verfälschung, die, da keine mineralischen Substanzen dabei angewendet werden, selbst durch chemische Untersuchung nicht leicht zu entdecken ist, nur sehr schwer gänzlich zu verhindern seyn dürfte.

Das beste Mittel zum Zweck wäre, eine Herabsetzung der Eingangszölle auf die Weine in Paris, was den Weintrinker in den Stand setzen würde, sich bessern Wein zu verschaffen, ohne deßhalb mehr ausgeben zu dürfen als bisher.

Das Beispiel Englands beweist, daß das Interesse des Konsumenten sowohl, als das des Fiskus auf einer Ermäßigung des Zolles beruhe, und daß die Herabsetzung desselben die Einkünfte des Schatzes vermehre. Durch Befolgung dieses Systems hat die britische Regierung alle Berechnungen der Kontrebande scheitern gemacht und nach und nach ihre Einkünfte vermehrt, indem sie zugleich die materielle Wohlfahrt der Bewohner des Landes erhöhte. Auch reichte ein halbes Jahrhundert geschickter Verwaltung — von 1780 bis 1830 — hin, um die Bevölkerung zu verdoppeln und die Konsumtion der für die Bequemlichkeit derselben erforderlichen Artikel zu verdreifachen.

Hohe Zölle, wie sie in Frankreich sind, reizen zum Unterschleif, indem sie dem Konsumenten zugleich Genüsse entziehen. Dieser Satz ist so ausgemacht wahr, daß es kaum eines Beispiels zu dessen Beweis bedürfte.

Zu Lyon beträgt die Oktroigebühr 5 Fr. 20 C., und der Bewohner dieser Stadt verzehrt im Durchschnitt nicht mehr als 155 Litres Wein des Jahres. In den Vorstädten Guillotière, Vaise und Serin, wo der Oktroi nur 85 C. beträgt, steigt die Konsumtion auf 283 Litres für den Kopf. Dieses Resultat stellt sich allenthalben heraus: die Konsumtion steigt und fällt, je nach dem niedern oder höhern Oktroi.

Der Wein ist in Frankreich außer der direkten Steuer auch noch mit indirekten Abgaben, Oktrois und Licenzen, bis zum enormen Betrag von 98 Millionen belastet. Paris allein bezahlt das Fünftel dieser Summe mit 19.039.742 Fr. 85 C. Im Jahre 1835 nahm die Stadt Paris für Oktroi ein . . . . . 10.834.095 Fr. 50 C.
der Schatz für indirekte Steuer . . . 8.205.613 — 35 —
und doch macht Paris, seiner Bevölkerung nach, nur den 38sten Theil von Frankreich aus, und verzehrt nur den 55sten Theil der Weine, welche jährlich daselbst getrunken werden.

Die Regierung setzte nach der Revolution von 1830 die Eingangszölle herab, und die Einkünfte der Stadt und des Schatzes erlitten eine Verminderung. Allein dieses Resultat wird durch die Auswanderung vieler Familien, die Sparsamkeit der Bürgerklasse und die beschränkte Lage der Arbeiter zu jener Zeit erklärt, und beweist nichts gegen das System der Zollermäßigung. Jetzt, wo Alles in seinem Geleise geht, würde ein Versuch, den man in dieser Hinsicht machte, beweisen, daß es leicht wäre den Konsumenten zu begünstigen, ohne deßhalb die Hülfsquellen der Verwaltung zu schmälern. Den Weinverfälschern muß die Regierung vor Allem das Handwerk legen, denn diese sind es, welche die gute Wirkung einer Herabsetzung der Zölle aufheben, da, so lange der Wein, den man in Paris bekommt, kein reines Getränk ist, die Konsumtion sich nicht über die gegenwärtige Ziffer erheben wird.

Vermischte Nachrichten.

Die Zahl der seit zwei bis drei Jahren in der Gegend von Lille errichteten Fabriken übersteigt allen Glauben. In einem Rayon von zwei bis drei Stunden um die Stadt zählt man deren 55. In den übrigen Gemeindebezirken stellt sich so ziemlich ein gleiches Verhältniß heraus. Auch ist der Werth der Grundstücke ganz außerordentlich gestiegen. Ein Hektar gutes Land, der sonst zu 3500 bis 4000 Franken verkauft ward, gilt jetzt 5500 Fr., und der Pacht von 80 bis 85 Fr. für den Hektar ist bis auf 150 bis 170 Fr. gestiegen.

Herr Barie aus dem Haag hat der französischen Akademie der Wissenschaften einen Bericht über das merkwürdige Wachsthum und Gedeihen eines Pappelbaumes Bericht erstattet, der vom Blitz getroffen worden. Der Blitz schlug einige Zweige von der Krone des Baumes ab, fuhr dann von oben an der nördlichen Seite des Stammes herab, ohne die Rinde zu beschädigen, und schlug bei den Wurzeln in den Boden, aus dem er zwei große Massen, jede etwa von einem Kubikfuß, umwendete. Der Baum maß damals, im Julius, 12 Zoll im Umfang, und im nächsten April war er schon doppelt so stark, während die neben ihm stehenden Bäume um nichts zugenommen hatten. Zu gleicher Zeit war er so saftreich, daß die Rinde borst und das Wasser herauslief.

Herr Lakanal hat der französischen Akademie der Wissenschaften einen Bericht über seine Versuche erstattet, den Wein- und Oelbau in den Vereinigten Staaten einheimisch zu machen. Es scheint, daß seine Versuche nicht gelungen, und er genöthigt ist, deren Fortsetzung aufzugeben. In Kentucky erhielt er, nachdem er Weinstöcke in verschiedenen Bodenarten aufgezogen hatte, Trauben, die eintrockneten, bevor sie zur Reife gelangten, und deren Saft sogleich zu Essig wurde. Die Frucht der Olivenbäume kam nie zur Reife.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 267.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 September 1836.

Skizzen aus Irland. II.

(Schluß.)

Schlacht von Muff.

Wie überhaupt auf den britischen Inseln in allen Geschäften, war natürlich auch hier der Sonntag in Bezug auf die Wahlprozeduren ein Ruhetag, konnte aber dagegen in anderer Hinsicht als ein Rüsttag bezeichnet werden. Mehrere Stunden von Cavan und näher an Kingscourt liegt der Flecken Muff, wo alljährlich am 12ten August, oder Sonntags halber den Tag darnach, ein großer Viehmarkt abgehalten wird, der gewöhnlich drei Tage dauert. Die Einwohner dieses Orts waren lauter Katholiken mit Ausnahme eines protestantischen Schenkwirths, und seines Neffen, sammt beider Familien, welche zwei neben einanderstehende Häuser bewohnten, und als eifrige Orangisten bekannt waren. Da jene Zeit noch zu den Rosentagen des Orangismus gehörte, so hatten diese zwei Individuen nicht ermangelt am berüchtigten 12ten Julius, dem Jahrestage der Schlacht an der Boyne, ihre Häuser zum großen Aerger der übrigen Einwohner mit Orangeguirlanden zu behängen. Um den Ingrimm der Katholiken noch zu erhöhen, war außerdem eine Orangisten-Prozession mit beleidigender Musik durch den Ort gezogen und hatte die Absingung von Parteiliedern mit einer Menge von Freudenschüssen begleitet, wobei auch die Gladfords, die oben bezeichneten Zwei, ihr Pulver nicht gespart hatten. Da solche Aufzüge, wenn auch gerade nicht die regelmäßig damit verbundenen Excesse, bis vor kurzer Zeit gewissermaßen privilegirt waren, so hatten mehrere Friedensrichter der Gegend, die selbst dem „loyalen Verein" angehörten, eine hinreichende Anzahl Polizeisoldaten beordert, um etwaige Friedensbrüche zu verhindern und die Prozession auf ihrem Zuge von einem Ort zum andern gegen alle Angriffe zu schützen. Die Katholiken und namentlich die hier sehr zahlreichen Bandmänner waren dadurch freilich genöthigt worden, sich ruhig zu verhalten, ungeachtet die Orangisten, auf diesen Rückhalt trotzend, sich manchen insultirenden Unfug erlaubt hatten; indessen die Rache schlief nur. Obwohl auch die nächsten Wochen ohne merkliche Anzeichen beabsichtigter Feindseligkeiten vorübergingen, so wurde es doch später klar, daß ein weit verbreitetes Komplott geschmiedet worden seyn mußte, dem man aber bis auf die heutige Stunde nicht auf den Grund gekommen ist. Während nämlich die ganze Polizei des Distrikts nach Cavan abgezogen war, und dort so wenig wie das Militär auch nur einen Augenblick entbehrt werden konnte, sah man in den letzten Tagen vor dem erwähnten Viehmarkt auf allen Landstraßen eine ungewöhnliche Menge von Leuten, die in Trupps zu Zehnen und Zwanzigen, mit gewaltigen Eichenprügeln bewaffnet, alle ihren Weg nach Muff nahmen. Die große Mehrzahl derselben waren Fremdlinge in der Grafschaft, und schienen ihrem Aussehen nach von ziemlich entfernten Gegenden der Insel zu kommen; da jedoch Alles mit der Parlamentswahl beschäftigt war, so wurde hierauf nur wenig geachtet. Ein Jahrmarkt wirkt überhaupt, namentlich in Irland, mit magnetischem Zauber auf das Landvolk, und zum Ueberfluß gestattete nun noch der Sonntag einem großen Theil der in Cavan versammelten, wie der bereits zurückgekehrten oder noch auf dem Wege dorthin begriffenen Bauern recht Zeit und Muße, sich ebenfalls zu den Freuden von Muff zu begeben, um, wenn nicht ihr Vieh, doch ihre Haut zu Markte zu bieten.

Der Zusammenlauf war daher schon früh am Montag außerordentlich; nicht bloß der Ort, sondern auch das angränzende Feld war gedrängt voll, und die Gladfords merkten bald, daß man etwas im Schilde führe, was ihnen nichts Gutes bringen werde. Sie schickten daher in Eile einen Boten nach dem zwei Stunden entfernten Kingcourt, um einem dortigen Friedensrichter, dem einzigen der ganzen Gegend, der von Cavan zurück war, ihre Gefahr zu melden, und um schleunige Hülfe zu bitten. Dieser Herr, leider notorisch feig und überhaupt wenig geeignet für sein Amt, brachte etwa 30 Mann von der Yeomanry, der rein protestantischen Bürgermiliz, zusammen, und begab sich mit diesen nach Muff. Da indessen bis sieben Uhr Abends hier Alles ruhig abging, und Se. Ehren vermuthlich die Dunkelheit fürchtete, so erklärte er es für überflüssig länger zu verweilen und ritt, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, nach Hause. Die Yeomen ihrerseits hielten ihre

Gegenwart für sehr nothwendig und merkten recht gut, daß der würdige Friedenerichter nur sein theures Selbst vor Einbruch der Nacht in Sicherheit zu bringen wünschte; da sie aber nicht ohne Führer bleiben wollten, so schulterten auch sie ihre Musketen und gaben dem Herrn das Geleit, welches zweifelsohne ihm eben so willkommen als ersehnt war. Daß ihre Besorgnisse indessen nicht ungegründet gewesen waren, zeigte sich nur zu bald: denn noch war der Friedensrichter keine zehn Minuten zu Hause, als schon ein Expresser zu Pferde ihm die Nachricht brachte, daß eine furchtbare Schlägerei begonnen, und es wahrscheinlich auf Ermordung aller in Muff anwesenden Protestanten abgesehen sey. Die Yeomen von Kingscourt erklärten sich sogleich bereit aufs Neue auszuziehen, aber der vorsichtige Rechtspfleger hielt seine Mittel für unzureichend, und der Bote mußte ohne Hülfe wieder umkehren.

Den ersten Anlaß, obwohl natürlich keineswegs die Ursache zum Losbrechen des verhaltenen Grimmes, hatte ein Streit mit der Frau des einen Glasford gegeben. Kaum hatten nämlich die Yeomen den Markt eine Stunde verlassen, als ein Paar Leute mit ihr Händel anfingen, sie vor ihrer eigenen Hausthür zu Boden schlugen und gröblich mißhandelten. Der Mann eilte zu ihrem Beistande herzu, zog sie mit Gewalt ins Haus und verschloß die Thür. Dieser Auftritt gab das Signal zu einem allgemeinen Sturm auf das Haus. Mit dem furchtbaren Geschrei: „Tod den Protestanten!“ drängte die Menge gegen die Thür und die Fenster, welche glücklich noch von innen gehörig versichert worden waren und allen Einbruchsversuchen Trotz boten. Drinnen befand sich außer der Familie noch eine Anzahl anderer Protestanten, die natürlich mit dem Hausherrn gemeinsame Sache machten. Da der wüthende Haufe sich jede Minute mehrte und der Andrang immer wilder wurde, so griffen sie zu den Schießgewehren und feuerten durch die Fenster; aber dieß hatte keinen andern Erfolg, als daß die Katholiken gleiche Waffen herbeiholten, und nun ein förmliches Hin- und Wiederschießen begann, wodurch mehrere der Außenstehenden schwer verletzt wurden. Als alle Bemühungen die Hausthür zu sprengen vergeblich waren, liefen bei einbrechender Dunkelheit einige nach Feuerbränden und in wenigen Minuten darauf standen die Strohdächer der Häuser beider Protestanten — denn auch die andere Wohnung hatte einen gleichen Angriff erfahren — in lichten Flammen, während das Schießen mit verdoppelter Heftigkeit fortdauerte. Nur mit genauer Noth gelang es den Inwohnern durch ihre Gärten mit dem Leben zu entkommen, ihre Häuser aber, mit Allem, was darin war, wurden bis auf die Erde niedergebrannt. Doch auch hiermit war das Toben der rachgierigen Menge noch nicht gestillt: denn von allen Seiten strömten neue Haufen von beiden Parteien herbei; die Schlägerei wurde bis spät in die Nacht fortgesetzt und selbst dann nur unterbrochen, um am nächsten Morgen wieder zu beginnen. In der Zwischenzeit flogen nach allen Richtungen Kouriere, wie man es wohl nennen kann. Einer, der beritten war, jagte ein Paar englische Meilen, bis er das Haus irgend eines bekannten Bauern von seiner Partei erreichte, borgte dessen frisches Pferd und galoppirte ohne Aufenthalt weiter, um auf seinem ganzen Wege die Nachricht zu verbreiten, daß man „bei der Arbeit sey.“ Wenn der erste ermüdet war, übernahm ein anderer die Weiterbeförderung der Botschaft, um das kampflustige Volk selbst aus den anliegenden Grafschaften Meath und Monagham aufzubieten. In wenigen Stunden waren auf solche Weise die Bauern weit und breit von den Vorgängen unterrichtet, griffen zu ihren Schillelahs und nach Umständen zu Schießgewehren und eilten dem Kampfplatz zu, da es für Wenige einer weitern Kunde bedurfte, als daß es über die feindliche Partei hergehe. Weiber und Kinder liefen willig von einem Hause zum andern und oft weit über Feld, um dafür zu sorgen, daß die Nachricht an jeden gelange und keiner daheim bleibe, wo es eine so pflichtmäßige Schlägerei gelte. Viele von den Protestanten der Gegend wurden von einem panischen Schrecken ergriffen, flüchteten sich noch in der Nacht in die Parks und Wirthschaftsgebäude der meistens noch in Cavan anwesenden Gentlemen und bewaffneten sich dort, so gut sie konnten. In dem Dorfe Megbearacloon öffnete der protestantische Pfarrverweser ihnen die Kirche, welche bald mit Männern, Weibern und Kindern gefüllt war, die alle ermordet zu werden fürchteten. Wo dagegen die Protestanten dichter zusammen wohnten, griffen sie ebenfalls zu den Waffen, rotteten sich zusammen und eilten nach Muff. Die Schlägerei des zweiten Tages ging daher in eine förmliche weit ausgedehnte Schlacht über, und dauerte, stets von neuen Haufen unterstützt, wieder bis auf den Abend fort. Die Protestanten hatten zwar ziemlich gleiche Zahlen gemustert, zogen aber dennoch meistens den Kürzern. Ueber 20 Menschen, worunter auch ein paar Weiber, kamen zu Tode; eine noch weit größere Zahl wurde schwer verwundet und blieb theilweise auf den Feldern liegen, wo ihre Verwandten sie später aufsuchten. Noch mehrere Tage nachher fand man ein paar Todte in den Gräben, die Niemand in der Gegend kannte. Da es glücklicherweise auf beiden Seiten an Pulver noch mehr als an Gewehren gebrach, so schlugen sie sich fast nur mit Knitteln und Fäusten, oder griffen zu Steinen, wo sie deren fanden; aber der ganze Kampf wurde mit einer Brutalität geführt, von der man in Deutschland, Gott sey Dank, keinen anschaulichen Begriff hat, und die in ganz Europa schwerlich ihres Gleichen findet. Nur die gegenwärtigen Gräuelscenen in Spanien sind noch scheußlicherer Art, und unterscheiden sich von den irischen durch ihre heimtückische Tigernatur und einen Charakter feiger Bosheit, mit der die rohe Wildheit der Iren nichts gemein hat, zu welchen gräßlichen Handlungen dieselbe auch mitunter führen mag, besonders wenn Whiskey mit im Spiel ist.

Noch am selbigen Abend strömte ein Haufe von mehrern hundert Katholiken nach Kingscourt, brach dort in alle Schmieden oder wo er sonst Feuergewehre zu finden hoffte, ein, bemächtigte sich sämmtlicher Waffen und des etwa vorräthigen Pulvers, und würde noch weit größere Excesse verübt haben, wenn sich nicht, wahrscheinlich durch Protestanten, das Gerücht verbreitet hätte, daß ein starker Trupp Lanciers von Longford im Anzuge sey, wo im Uebrigen damals sich gar kein Militär befand. Auf diese Nachricht räumten sie eiligst den Ort mit ihrer Beute und zogen wieder nach Muff, wo die Schlägerei

Digitized by Google

am dritten Tage abermals begann, doch dießmal sich bald nach verschiedenen Richtungen versprengte, weil man jeden Augenblick die Ankunft jener Lanciers erwartete und besonders die bei der Brandstiftung und den verschiedenen Hauseinbrüchen betheiligten Individuen gerade nicht in so unangenehme Hände zu fallen wünschen mochten. Inzwischen war hiemit die Ruhe in der Gegend nichts weniger als hergestellt.

Sobald die Nachricht von den ersten Auftritten nach Cavan kam, geriethen die Behörden in nicht geringe Bestürzung. Die Polizei und die Truppen, welche man dort beisammen hatte, reichten ohnehin nur mühsam aus, gröbere Excesse zu verhüten, und bei Entfernung selbst nur eines Theils derselben standen noch ärgere Scenen als in Muff zu befürchten. Außerdem besorgte man, vielleicht nicht ganz ohne Grund, daß die Combattanten von jenem Flecken auf den Einfall kommen könnten, ihr Theil zu der schwebenden Parlamentswahl beizutragen, wodurch ein allgemeines Blutbad unvermeidlich geworden seyn würde. Man fertigte daher Eilboten nach allen Seiten ab, wo sich Truppen oder größere Polizeistationen befanden, aber auch in den andern Grafschaften herrschte fast überall der Parlamentswahlen halber so große Gährung, daß man sich nirgends entblößen mochte. Nur von Virginia kamen Polizeisoldaten herbei, doch erst nach Beendigung des Kampfes und überdieß in so geringer Zahl, daß sie unfraglich schlecht gefahren seyn würden, wenn sie früh genug eingetroffen wären, um in das Gefecht einzuschreiten, da das irische Landvolk bekanntermaßen nichts mehr haßt, als die Polizei. Die Gegend von Muff und Kingscourt blieb daher auf mehrere Stunden im Umkreise noch lange Zeit in einem Zustande völliger Anarchie. Alle Tage sah man Haufen von Tumultuanten unter Waffen und Bannern umherziehen, die die gröbsten Excesse verübten, bis endlich erst nach mehr als einer Woche aus der Grafschaft Kildare und ihrer Nachbarschaft etwa 300 Mann der regulären Polizeimacht unter fünf Offizieren anlangten und dicht bei Muff auf freiem Felde ein Zeltlager aufschlugen, in welchem sie etwa einen Monat verblieben, bis das Land wieder zur Ruhe gebracht und eine große Anzahl Individuen eingezogen und hinter Schloß und Riegel gesetzt war, um vor die Assisen gestellt zu werden. Von sämmtlichen Arrestanten konnten jedoch nachmals nur fünf oder sechs zur Strafe der Deportation verurtheilt werden, theils weil mehrere der Thätigsten sich aus dem Staub gemacht hatten, theils weil man gegen die Verhafteten keine hinlänglichen Zeugen finden konnte.

In Cavan war indessen, ungeachtet der drohenden Ereignisse in Muff, obwohl unter fortwährendem Aufruhr die Wahlabstimmung vorgeschritten. Die katholischen Geistlichen und die weltlichen Führer ihrer Partei schienen jeden folgenden Tag ihren Eifer verdoppeln zu wollen, aber dessen ungeachtet dauerte die Freude über Sir William Youngs Rücktritt nur wenige Tage. Was auch die Gefühle der Massen der katholischen Wähler seyn mochten, ihre Voten fielen großentheils im Sinne ihrer Gutsherren aus, und unter diesen befanden sich, außer etwa dem Marquis von Headfort, fast gar keine Männer von einigem Einfluß, die den katholischen Ansprüchen hold gewesen wären. Sobald daher durch Sir Williams Entsagung die Stimmen der Antiemancipatoren sich von drei auf zwei Kandidaten concentrirt hatten, war auch Saundersons Erwählung so gut wie Maxwells gewiß, und weder die Agenten der Association noch die Priester konnten Southwells und Cootes Niederlage verhindern. Als am siebenten Wahltage endlich beide Parteien ihre Voten erschöpft hatten, und der Poll geschlossen wurde, zählte selbst Southwell nicht einmal volle tausend Stimmen, Coote aber noch bedeutend weniger als sein Kollege. Der Hochsherif begab sich daher abermals auf die Hustings, um die Summe der für jeden Bewerber registrirten Stimmen zu verkünden, und als Schlußergebniß Maxwell mit Saunderson für die rechtmäßig gewählten Parlamentsglieder der Grafschaft zu erklären. Das Finale machte hierauf am folgenden Tage der übliche Triumphzug (chairing) der Gewählten. Um 12 Uhr ertönte das sogenannte lustige Geläut (mory peal) aller Glocken, Musikbanden spielten den bekannten Marsch: „seht der Siegesheld erscheint," und unter Voraustragung von orange- und purpurfarbenen Bannern wurden nun beide Herren in ein paar festlich geschmückten Wagen unter dem Hurrah und Vivatrufen der Antipapisten und den Execrationen der Katholiken durch die Hauptstraßen der Stadt geführt. Maxwells Wagen war ganz mit Orange und Purpur bedeckt, Saunderson dagegen hatte als Independent den seinigen nur mit weißen Bändern und Fahnen dekoriren lassen. Beide waren von einem zahlreichen Cortege der Gentlemen ihrer Partei umringt, welche dann, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, am Abend gemeinsam die unter dem Namen eines Wahldiners bekannten Orgien feierten. Diese Wahl von 1827 kann so ziemlich als eine Probe der Stärke beider Parteien in der Grafschaft gelten. Die nachmalige Aufhebung des Stimmrechts der Forty-shilling-freeholders hat nur dazu beigetragen, die Macht der Tories dort noch mehr zu stützen, und weder die Reformbill noch der Einfluß der Whigminister haben bisher die Katholiken ermuthigen können, wieder einen Kandidaten in ihrem Sinne aufzustellen, obwohl es auch seit jener Periode in diesem Theile der Insel so unruhig zugegangen ist, daß man nicht nur die Polizei bedeutend verstärken, sondern auch Militär in die Hauptorte legen mußte.

Antoine Jean Saint-Martin.

(Nekrolog.) *)

Antoine Jean Saint-Martin wurde am 17ten Januar 1791 in einer ehrbaren Kaufmannsfamilie zu Paris geboren. Von seinen Eltern zu Ausübung des Gewerbes bestimmt, das sie selbst betrieben, und schon in früher Jugend berufen einen Theil der Geschäfte ihnen abzunehmen, hatte er in seinen jüngern Jahren natürlich nur wenig Gelegenheit seine Aufmerksamkeit der römischen und griechischen Vorzeit zu widmen. Sobald er sich jedoch von dem natürlichen Hang Rechenschaft zu geben vermochte, der ihn mehr zu der Kultur seines Geistes als zu Handelsspekulationen trieb, widmete er den Tag seinen Pflichten,

*) Aus einem in der französischen Akademie am 5ten August gehaltenen Vortrag.

by Google

die Nacht aber den Studien, und fühlte sich hoch beglückt, wenn er den Tag über von seinen Geschäften einige Stunden erübrigen und sie seinen Lieblingsbeschäftigungen zuwenden konnte.

Er besuchte die Centralschule im vormaligen Collège des Quatre Nations. Das Studium der Geschichte und Geographie, das er mit dem der griechischen und lateinischen Sprache verband, flößte ihm eine ganz besondere Vorliebe für den Orient ein. Mitschüler Abel Remusat's, ward dessen Gesellschaft ein neues Motiv für ihn, sich seiner Neigung zu überlassen. Um einen desto größern Reichthum von Materialien zu seiner Verfügung zu haben, und bei deren Anwendung durch eine sicherere Kritik geleitet zu werden, beschloß er die Hauptsprachen des Orients zu studiren.

Die im Jahre 1795 gegründete und der königlichen Bibliothek beigegebene Schule der lebenden orientalischen Sprachen war anfangs nur dem Unterricht im Arabischen, Persischen und Türkischen gewidmet. Nach Verlauf einiger Jahre kam noch ein Lehrstuhl für die armenische Sprache hinzu — den Paris bis dahin noch nicht gehabt hatte — und man verband mit dem Studium der gelehrten arabischen Sprache auch noch das der Volkssprache. In dieser Schule machte sich Saint-Martin das Arabische, Persische, Türkische und Armenische eigen; das letztere besonders betrieb er mit großer Vorliebe, und bemühte sich später auch noch Kenntniß im Georgischen zu erwerben, ein Studium, für das damals durchaus keine Hülfsmittel vorhanden waren. Auch das Idiom, in dem die noch vorhandenen Fragmente der Lehre Zoroasters abgefaßt sind, ward Gegenstand seiner Forschungen. Uebrigens waren die Sprachen für ihn nur Mittel, um zum Zweck zu gelangen; die Analyse und Synthese einer jeden derselben zu studiren, erschien ihm als ein Ueberfluß, der den Genuß der Früchte, welche man von ihrer Kenntniß zu erwarten berechtigt ist, nur verzögert. Saint-Martin, mit seinem vortrefflichen Gedächtniß, seinem lebhaften, feurigen Geiste, der sich ausschließlich den Studien widmete, gewann bald hinreichende Kenntniß von allen diesen Sprachen, um die historischen Schätze ausbeuten zu können, die sie ihm boten.

Im Jahre 1814 wurde er zum Sekretär der „Gesellschaft der Alterthumsforscher" in Frankreich ernannt, die an die Stelle der seit 1810 bestehenden „celtischen Akademie" trat, und zugleich ward ihm der Auftrag, die Eröffnungsrede der neuen Gesellschaft zu halten. Auch die „Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften" wurde bald auf den jungen Mann, der sich mit so vielem Eifer dem Studium der Literatur und den Sprachen des Orients widmete, aufmerksam, und nahm im Jahre 1818 den Vorschlag an, eine von Saint-Martin verfaßte Denkschrift über die Geschichte und Geographie von Messene und Characene — Gegenden des westlichen Asiens, deren Lage und Gränzen schwer zu lösende Probleme bieten — vortragen zu hören. Diese vom Verfasser niemals herausgegebene Denkschrift wird für die Literatur nicht verloren gehen, sondern den Werken Saint-Martins einverleibt werden, mit deren Herausgabe Herr Lajard von der Regierung beauftragt worden ist.

Zur nämlichen Zeit gab der kaum 27 Jahre alte Saint-Martin seine „historischen und geographischen Denkschriften über Armenien" heraus, die Frucht mehrjähriger Forschungen, von denen ein Theil bereits fünf Jahre früher hätte erscheinen können, wenn ein damals noch so junger Mann ohne Namen und literarischen Ruf einen Verleger zu finden erwarten durfte, der unternehmend genug gewesen wäre, den Druck eines solchen Werkes zu wagen. Dieses Werk, das ohne Rivalen dastand, erhob seinen Verfasser sogleich zum Rang der Orientalisten, zu denen sein Vaterland sich Glück wünschen kann, und wenn es auch seitdem Gegenstand einer vielleicht gerechten, wiewohl eben nicht gutmeinenden Beurtheilung geworden ist, so bleibt es deßhalb dennoch immer das einzige Werk, in welchem man schätzbare Notizen aller Art über Armenien findet. Einer der merkwürdigsten Umstände, dem Saint-Martin eine lange Untersuchung widmete, war die chinesische Abstammung mehrerer fremden und mächtigen, zu verschiedenen Zeitpunkten in Armenien ansässigen Familien. Die Beweise, auf welche er die Authenticität dieser Traditionen stützt, heben vielleicht nicht alle aufsteigenden Zweifel, machen aber jedenfalls nebst mehrern andern auf Geschichte oder Geographie bezüglichen Fragen der Gelehrsamkeit des Verfassers Ehre, und verleihen diesem Werk — welches zudem mehrere armenische Texte enthält und mithin für Verbreitung der Kenntniß dieser Sprache von Nutzen seyn kann — großes Interesse.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Offiziellen Berichten aus St. Petersburg zufolge sind daselbst im Jahre 1832 605 Personen (524 Männer und 81 Weiber) eines plötzlichen Todes gestorben. Im Jahre 1833 starben 569 Individuen plötzlich, wovon 353 Männer und 216 Weiber; mithin zusammen 877 Männer und 297 Weiber, die während der genannten beiden Jahre von einem schnellen Tode hingerafft wurden. Die Ursachen dieser Todesfälle waren Schlagflüsse und Folge des Trinkens. Im Winter und an Festtagen kommen solche plötzliche Todesfälle am häufigsten vor. Im Jahre 1833 wurden 78 Männer und 24 Frauen auf den Straßen und vor den Trottoirs liegend gefunden, die meist schon todt waren. Die Selbstmorde beliefen sich während der Jahre 1831, 1832 und 1833 auf 104. Die meisten fanden im Winter statt, während in Paris die Zahl derselben im Frühjahre am höchsten zu steigen pflegt.

Kürzlich wurde von dem Arzt des Civilhospitals zu la Charité im Departement Nièvre die seltene Operation des Bauchschnittes gemacht an einer Frau, die schon seit 18 Monaten sich schwanger glaubte, und bei der sich das Kind in der Bauchhöhle entwickelt hatte. Man fand in der Bauchhöhle eine Sackgeschwulst von der Größe des Kopfs eines reifen Kindes, die an das Zwerchfell angeheftet war; diese Sackgeschwulst enthielt ein Convolut von rothen, unentwirrbar in einander verflochtenen Haaren. Einige derselben, die abgesondert von der Masse der übrigen waren, maßen 6 bis 7 Zoll.

Im Jahre 1834 wurden in Frankreich 155 öffentliche Beamte, nämlich: 1 Präfekt, 28 Maires oder Adjunkten, 3 Polizeikommissäre, 2 Einnehmer, 1 Hafenwächter, 64 Forst- und 44 Douanenbeamten wegen Amtsvergehen angeklagt. Bei 63 wurde die gerichtliche Verfolgung aufgehoben und 76 wurden vor die Tribunale gestellt. Ueber 51 von diesen letztern fällten die Verwaltungen, zu denen sie gehörten, das Urtheil, und über 25 ward unter königlicher Genehmigung vom Staatsrath entschieden. Von jenen 76 Beamten sind 2 während der Untersuchung gestorben, über 7 ist das Urtheil noch nicht gefällt, und 47 sind entlassen oder freigesprochen worden. Die übrigen wurden verurtheilt: 1 zur Zwangsarbeit, 9 zu Gefängniß- und 10 zu Geldstrafe.

Eine große Eiche im Wald von Cerisy, unter dem Namen der Quenesse bekannt, in geringer Entfernung rechts von der Heerstraße nach St. Lo, wird für 8 bis 900 Jahre alt gehalten. Im Jahre 1824 maß sie dicht an der Wurzel 36 Fuß im Umfang, und war 65 Fuß hoch. Der Stamm ist jetzt hohl und kann 14 bis 15 Personen fassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 268.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 September 1836.

Der Platten-See.

(Mitgetheilt von Fr. C . . r.)

Im Westen der Niederungen Ungarns zieht eine Wassertiefe hin, welche in mehrfacher Hinsicht naturhistorisch merkwürdig, unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung verdient. Dieß ist der Platten-See oder Balaton, auch das ungrische Meer genannt, eines der größten Wasserbecken auf unserm Festlande. Er liegt zwischen dem Sumegher, Szalader und Weszprimer Comitate, in einer überaus fruchtbaren, aber von ungeheuren Morästen durchschnittenen Ebene, aus welcher stellenweise rebenumgürtete Höhen emporsteigen, die mit zahlreichen Dörfern und einzelnen Wohnsitzen geschmückt, seine Ufer umkränzen, und dadurch einen Theil der anliegenden Orte vor dem tobenden Elemente schützen. Mehrere dieser Dörfer haben eine höchst anmuthige Lage, auf den Landzungen und Inseln, welche sein Ufer bilden, und worunter besonders die Halbinsel sich auszeichnet, aus deren Grund die reiche Benediktiner-Abtei Tihany gar lieblich emportaucht. Ueberhaupt könnte die Landschaft vorzüglich schön genannt werden, wenn nicht die vielen und ungeheuren Moräste dieselbe verunstalteten und die Luft verpesteten.

Der Platten-See hat eine längliche Gestalt, und erstreckt sich in gerader Richtung von Osten gegen Westen. Nach den neuesten Ausmessungen beträgt seine Länge 40,000 Klafter. Seine Breite ist verschieden, bei Fok beträgt dieselbe 8000, bei Tihany 6000, an den meisten übrigen Orten nicht viel über 3000 Klafter. Seine größte bis jetzt bekannte Tiefe ist bei der Benediktiner-Abtei 82 Fuß, bei Ferrelhar 57 Fuß. Der See erhält sein Wasser größtentheils durch den Szala-Fluß, welcher bei Hidveg, wo er mit der letzten langen Brücke bedeckt ist, sich zu ergießen und zu verbreiten anfängt. Außerdem bekommt er Zuflüsse durch 14 Wildbäche, 17 Mühlbäche und durch zahlreiche Quellen, die theils an seinen Ufern, mehrentheils aber aus seiner Tiefe hervorsprudeln, unter deren erstern wir vier mächtige, kohlensaures Eisenwasser führende Quellen bemerkten. Gleich wie den See, so umgeben auch die in denselben sich ergießenden Gewässer große, unzugängliche, mit riedigem Gras bewachsene Sümpfe und Moorgründe, die eine Bodenfläche, im Umfang von beinahe 30 Meilen, unbrauchbar machen, und die Atmosphäre mit Miasmen aller Art schwängern, wodurch insbesondere die bösartigen Fieber erzeugt werden, die gleichsam endemisch unter den dortigen Einwohnern herrschen.

Schon seit vielen Jahren wird an der Vereinigung dieses Sees mit der Donau, mittelst der Sarviz gearbeitet, wodurch nicht allein Handel und Gewerbe gewinnen, sondern hauptsächlich auch den auf Oekonomie, so wie auf das Klima so verderblich einwirkenden Ueberschwemmungen Einhalt gethan würde. Für die Landwirthschaft würde überdieß eine beträchtliche Erweiterung der urbaren Gründe und für die dortigen Einwohner ein der Gesundheit zuträglicheres Klima erzweckt. Hierin, so wie an Trockenlegung der Moräste wurde zwar bisher bereits sehr viel geleistet, zur nachdrücklichen und vollständigen Ausführung eines an Zeit und Geld so kostspieligen Unternehmens, waren jedoch einzelne Kräfte nicht hinreichend; es bedurfte also einer Gesammtkraft. Dieß veranlaßte schon auf dem letzten Reichstage die Ernennung einer königlichen Kommission, deren Obsorge die besondere Leitung dieser Arbeiten übertragen wurde. Rasch schreitet nun das große Unternehmen vorwärts, allein Jahre werden hingehen, bis man seiner Vollendung entgegensehen darf.

Eine naturhistorische Merkwürdigkeit des Platten-Sees sind die vielen versteinerten Ziegenklauen, welche vornehmlich bei der Halbinsel Tihany in großer Anzahl gefunden, nicht selten aber auch vom Wasser ausgeworfen werden. Ueber den Ursprung dieses Petrefakts geht im Munde des Volks eine Sage, die wir hier kürzlich mittheilen wollen. Andreas, Vetter des Königs Stephan von Ungarn, sey, als er noch Prinz war, einst aus dem gelobten Lande von einem Kreuzzuge heimkehrend, in der drückendsten Armuth gewesen. Am Platten-See, im Szalader Comitate angelangt, traf er einen Hirten an, von welchem er eine Summe Geldes verlangte, auf welches Begehren der Hirt entrüstet ausrief: „Gott weiß es, daß ich arm bin und kein Geld habe!" Hierauf versetzte Andreas: „Wenn es Gott weiß, daß du Geld hast, so strafe er dich und deine Heerde!" Durch diese Antwort getroffen, stürzte sich der Hirte sammt seiner Heerde also gleich in den See. Daher sollen nun die Klauen

der Ziegen versteinert wieder zum Vorschein kommen. Der Gestalt nach hat dieses Petrefakt allerdings viel Aehnlichkeit mit den Ziegenklauen, und könnte Unwissende leicht auf diesen Irrthum führen. Das Kennerauge jedoch erkannte sie für nichts Anderes, als eine Art versteinerter Muscheln, deren Original, wie die Originale vieler andern Petrefakten, gänzlich unbekannt ist. In der umliegenden Gegend benützt man diese Ziegenklauen zum medizinischen Gebrauche, indem sie, pulverisirt, den an Augenkrankheiten leidenden Pferden, so wie auch dem Hornvieh als wohlthätiges Heilmittel eingeblasen werden. Indessen beruht auch diese Heilmaxime größtentheils auf Unwissenheit, indem es nichts Anderes, als feiner kohlensaurer Kalk ist, und jeder andere feine, spathartige Stein oder Muschelkalk denselben Dienst leisten würde.

Eine andere naturhistorische Merkwürdigkeit des Platten-Sees ist der an der Ecke bei Fok ausgeschwemmte häufige Eisensand. (Dieser See ist somit das einzige bis jetzt bekannte süße Gewässer, welches Eisensand auswirft.) Vom Schlamme gereinigt, wird dieser Sand mithin als Streusand verkauft. Unter dem Vergrößerungsglase betrachtet, zeigt dieser Sand deutlich Stücke von schönem weißem Quarz, von verschiedenen Edelsteinen und Halbedelsteinen, als: Granaten, Rubinen, Smaragde, Onyre, Amethyste u. s. w. Auch wird dieser Sand vom Magnete angezogen.

Die Natur hat übrigens diesen See auch hinsichtlich seiner Inwohner nichts weniger als stiefmütterlich ausgestattet; denn er enthält einen enormen Reichthum an Fischottern und Fischen mannichfacher Art. Unter letztern ist der weit und breit berühmte Fogas (Zahnfisch) vorzüglich bemerkenswerth. Man erkennt ihn an zwei hervorragenden Zähnen oder Hauern. Getrocknet wird derselbe, als besondere Delikatesse, sehr weit verführt. Ferner fängt man hier eine eigene Art von Kropffischen, welchen bloß das Meersalz mangelt, um sie für Häringe zu halten, oder in diese umzubilden. Nebst unzähligen andern Fischen, schmackhaften Schildkröten und Krebsen findet man in den häufigen Rohrgebüschen eine eigene Gattung Vögel, welche man Nimmersatt (Gödeny) nennt, deren schneeweißes dicht pflaumigtes Fell eine sehr warme Winterkleidung gibt. Aus seinem Schnabel werden kleine Geigen verfertigt, deren Ton angenehm und ziemlich laut ist; aus seinem gegen zwei Schuh langen Kropf hingegen Geld- und Tabaksbeutel.

(Schluß folgt.)

Die Zigeuner in Rußland und Spanien.

Zweiter Brief. *)

Madrid, 19ten Julius 1836.

Am 6ten Januar (1836) Mittags gegen 1 Uhr ging ich über die Brücke der Guadiana, auf der Gränze zwischen Portugal und Spanien, und kam nach Badajoz, einer festen spanischen Stadt von ungefähr 8000 Einwohnern. Ich dankte Gott, der mich glücklich durch die Wildnisse von Alentejo geführt hatte — die am meisten durch Räuber unsichere Provinz von Portugal — wo mir auf einer fünftägigen Reise, von niemand, als einem fast blödsinnigen Burschen begleitet, der die Maulthiere, welche mich und mein Gepäck trugen, wieder zurückbringen sollte, auch nicht der geringste Unfall zugestoßen war. Es war nicht meine Absicht mich lange in Badajoz aufzuhalten, und da eben eine Reisegelegenheit bereit war, am folgenden Tage nach Madrid abzugehen, so entschloß ich mich sie zu benützen.

Am andern Morgen stand ich eben an der Thüre des Wirthshauses, wo ich abgestiegen war; der Himmel war mit düstern Wolken bedeckt und drohte mit Regen. Ich dachte an das unglückliche, in Anarchie und Verwirrung gestürzte Land, das ich eben betreten hatte; plötzlich kamen zwei in lange Mäntel gewickelte Männer die enge, fast ganz verödete Straße herab, und wollten eben, der mir zunächst gehende mit gegen mich gekehrtem Gesicht, vorübergehen. Auf den ersten Anblick erkannte ich, wer diese Männer seyen; ich klopfte den nächsten auf die Schulter und beide standen still. Dann sprach ich ein gewisses Wort, worauf der Angeredete mit einem Ausruf des Erstaunens auf die von mir erwartete Weise antwortete. Diese Männer gehörten der großen, über jeden Theil der civilisirten Erde verbreiteten Familie der Zigeuner an, deren eigentlicher Name jedoch Rommany zu seyn scheint, weil sie sich und ihre Sprache selbst in weit von einander entfernten Ländern so zu nennen pflegen. Wir begannen in dem spanischen Dialekt dieser Sprache, mit dem ich ziemlich vertraut war, mit einander zu sprechen. Auf meine Frage, ob sich mehrere ihres Volks in Badajoz und dessen Nachbarschaft befänden, erhielt ich die Antwort, daß etwa neun oder zehn Familien in der Stadt wohnten und daß noch mehrere sich in Merida, einer ungefähr neun Leguas entfernten Stadt aufhielten. Ich fragte weiter, womit sie ihren Unterhalt verdienten, worauf sie erwiderten, daß sie mit Pferden, Maulthieren u. s. w. handelten; die in Badajoz lebenden Zigeuner wären jedoch sämmtlich arm, mit Ausnahme eines einzigen, der außerordentlich mubalballo (reich) sey, da er viele Pferde und anderes Vieh besäße. Als die beiden Männer ihre Mäntel aus einander schlugen, sah ich, daß ihre Unterkleider zerrissen waren.

Beide verließen mich eilig, um ihren Kameraden in der Stadt zu sagen, daß ein Fremder angekommen sey, der so gut „Romanny" spräche, als sie selbst, Augen und Gesicht eines Gitano (Zigeuners) habe und von demselben cratti (Blut) zu seyn scheine. Binnen weniger als einer halben Stunde war die Straße vor dem Wirthshause voll von Männern, Weibern und Kindern der Aegyptier. Ich trat unter sie und fühlte mich tief ergriffen, als ich das Elend, den Schmutz und die Lumpen erblickte, die mir hier entgegen traten. Noch nie war mir eine ähnliche Menschenmenge in gleich elendem Zustande vorgekommen, und das Schlimmste dabei war noch der verworfene Ausdruck in ihren Gesichtern, der deutlich zeigte, daß sie mit Verbrechen aller Art vertraut seyen. Nachdem sie eine Menge Fragen an mich gerichtet, und mir Gesicht, Hände und Kleidung betastet hatten, entfernten sie sich wieder.

---

*) Der erste findet sich in Nr. 261 des Auslandes v. d. Jahre.

Mein Zusammentreffen mit diesen bedauernswerthen Menschen war Ursache, daß ich länger in Badajoz blieb, als ich anfangs Willens war. Ich wünschte mit ihrer Lage und Lebensweise bekannt zu werden, und vor Allem von Christus und seinem Wort mit ihnen zu sprechen, weßhalb sich denn mein Aufenthalt bis auf beinahe drei Wochen verlängerte.

Ich brachte diese Zeit fast beständig unter ihnen zu, und da ich ihre Sprache redete, mithin als einer der Ihrigen von Ihnen betrachtet wurde, so hatte ich bessere Gelegenheit als jeder andere, zu einer richtigen Ansicht hinsichtlich ihres Charakters zu gelangen. Das Ergebniß meiner Beobachtungen war, daß die spanischen Gitanos die verworfenste und elendeste Menschenklasse sind, die auf der Erde nur immer gefunden werden kann. Ihre große Verdorbenheit kann vielleicht großentheils dem Umstande zugeschrieben werden, daß sie ihr herumziehendes Leben aufgegeben und Bewohner der Städte geworden sind, wo sie zu den ihnen eigenthümlichen schlechten Gewohnheiten noch die des Pöbels angenommen haben. Ihr Mund fließt von Abscheulichkeiten über, und in keinem Land der Erde habe ich noch so häufig, so entsetzlich und auf so ganz eigene Weise fluchen hören.

Religion haben sie gar nicht; nie besuchen sie die Messe noch gehen sie zur Beichte, und nie nennen sie den Namen Gottes, Jesu oder der Jungfrau, außer in ihren Flüchen. Aus dem, was ich von ihnen erfuhr, scheint hervorzugehen, daß ihre Voreltern an Seelenwanderung glaubten; sie selbst aber verspotteten diese Lehre und waren der Meinung, daß die Seele mit dem Körper zu leben aufhöre. Das Argument, was sie für diese Meinung anführten, war vernünftig genug:

„Wir waren," sagten sie, „gottlos und elend genug in diesem Leben, warum sollten wir zu einem neuen Leben aufwachen?"

Ich übersetzte einige Stellen aus der heiligen Schrift in ihre Sprache, die ich ihnen oft vorlas, namentlich die Gleichnisse von Lazarus und vom verlornen Sohne und sagte ihnen, daß der letztere so gottlos gewesen als sie, und daß beide eben so viel, wo nicht noch mehr gelitten, daß aber die Leiden des erstern, der stets auf eine segenreiche Auferstehung gehofft, in der andern Welt dadurch belohnt werden, daß er in die Gesellschaft Abrahams und der Propheten aufgenommen worden, und daß der verlorne Sohn nach aufrichtiger Reue Vergebung seiner Sünden erhalten, und er dieselbe Liebe als der gute Sohn genossen habe. Sie hörten mir mit Verwunderung zu, doch erregten leider nicht die göttlichen Wahrheiten ihre Aufmerksamkeit, sondern nur der Umstand, daß ihre gebrochene Mundart geschrieben und gelesen werden könne. Die einzige Aeußerung, die ich über meine Lehre von ihnen hörte, war eher negativer Art, und kam von einem Weibe, das zu mir sagte: „Bruder, du erzählst uns seltsame Dinge, obschon sie vielleicht nicht erlogen sind; vor einem Monat noch würde ich eher diese Geschichte geglaubt haben, als daß ich heute sehen sollte, daß man das Rommany schreiben könne."

Diese Zigeuner sind im Besitz einer Menge von Liedern oder Couplets, die sie zur Guitarre singen. Um mich besser in der Sprache zu üben, schrieb ich gegen 100 dieser Couplets nieder, die von nichts als Pferdedieberei, Mord und Todschlag und verschiedenen Zufällen des Zigeunerlebens in Spanien handelten. Doch fanden sich auch einige wenige zarte und schöne Gedanken in denselben.

Ueber die Vertreibung ihrer Väter aus Aegypten hat sich folgende Sage unter ihnen erhalten: „Es begab sich, daß Pharao der König zahllose Heere sammelte um Krieg zu führen, und nachdem er die ganze Welt erobert, forderte er Gott heraus, vom Himmel herabzusteigen und mit ihm zu kämpfen; der Herr aber erwiderte: „Niemand soll mit mir kämpfen;" darauf öffnete der Herr einen Berg, und warf darein Pharao den König und seine zahllosen Heere, so daß die Aegypter ohne Schutz waren, und ihre Feinde gegen sie aufstanden, und sie weit umher zerstreuten."

Englischer Gaunerkniff.

Unlängst trat ein höchst elegant gekleideter Herr, zwei kostbare Ringe an den Fingern, mit goldenen Petschaften an der Uhr, in das Hotel eines berühmten Restaurateurs im Westende von London und bestellte ein kostbares Diner. Theure Gerichte aller Art bildeten gleichsam nur den Eingang zu diesem Lukullischen Mahl, und mit innigem Behagen sah der Aufwärter ein Gericht nach dem andern verschwinden, zum Voraus schon den aus dem guten Appetit des Gastes erwachsenden Gewinn berechnend. Später wurden zwei Bouteillen Champagner gefordert und getrunken; eine schöne Melone ward auf den Tisch gesetzt und verschwand; ein Körbchen mit Pfirsichen folgte der Melone — kurz es war kein ausgesuchtes Gericht mehr im Haus vorhanden, von dem nicht gebracht und das nicht verzehrt worden wäre. Kaum war jedoch die letzte Bouteille Champagner getrunken, als ein Beamter des Sheriffs, von einem Polizeidiener begleitet, ins Zimmer trat, den Fremden fragte, ob er nicht Thompson heiße, und auf dessen bejahende Antwort sogleich einen Wagen herbeirief, in den der wackere Esser mit Gewalt gesetzt wurde. Dem Kutscher wurde zugerufen nach der Bow-Street zu fahren, und der Aufwärter bedeutet, sich auf das Polizeiamt in dieser Straße zu verfügen, wo er das Geld empfangen werde, das der Betrüger schuldig geworden. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß man auf dem Amte von nichts wußte, und daß der Gast, der Beamte und der Polizeidiener drei Gauner waren, die vielleicht noch an demselben Mittag in einem andern Stadtbezirk die aufgeführte Scene, natürlich mit veränderter Rollenbesetzung, wiederholten.

Antoine Jean Saint-Martin.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1818 hatte die Akademie einer Denkschrift des Herrn Champollion d. jüng., „über die Chronologie der Könige von Aegypten, der Nachfolger Alexanders," den Preis zuerkannt; ein Gegenstand, der große Schwierigkeiten zu überwinden bot, und der später durch die im Lande selbst gemachten Entdeckungen einige Aufklärung erhielt. Diese Denkschrift erschien im Jahre 1819 unter dem Titel: „Annalen der Lagiden," im Druck. Saint-Martin, der die Chronologie zu seinem besondern Studium gemacht hatte, fand, oder glaubte wenigstens in den Berechnungen des Verfassers und in der von ihm für den Tod

Alexanders angenommenen Zeit bedeutende Irrungen zu finden, und gab deßhalb eine kritische Beleuchtung jener Denkschrift heraus unter dem Titel: „Neue Untersuchungen über die Zeit des Todes Alexanders und die Chronologie der Ptolemäer.“ Der Verfasser der „Annalen“ antwortete auf diese Kritik, und diese Antwort gab zu einer Entgegnung Anlaß, in welcher Saint-Martin darauf bestand, daß der Tod Alexanders — die Grundlage dieser ganzen Chronologie — in das Jahr 324 vor Christus falle, und worin das von Champollion hinsichtlich des macedonischen Jahres angenommene System bekämpft wurde. Es möge genügen hier noch zu bemerken, daß dieselben Fragen später von dem gelehrten Ideler in Berlin einer neuen Untersuchung unterworfen wurden, und daß derselbe weder mit dem einen, noch mit dem andern der französischen Chronologen vollkommen übereinstimmte.

Als die Akademie im Jahre 1820 Herrn Töchon d'Annecy, den sie nur kurze Zeit den Ihrigen nannte, durch den Tod verlor, wurde Saint-Martin an dessen Stelle gewählt. Bemerkenswerth ist, daß Herr Töchon, als er auf dem Sterbebett lag, seinen Nachfolger in der Akademie selbst dazu ausersah, sein wichtiges Werk, das ihm eine Stelle unter den ausgezeichnetsten Numismatikern sichert, zu vollenden und herauszugeben; es ist nämlich hier die Rede von den „historischen und geographischen Forschungen über die Denkmünzen der Nomen oder Bezirke Aegyptens,“ wobei Saint-Martin die dem Werk vorgedruckte interessante Notiz über das Leben und die Werke Töchons schrieb.

Während der zwölf Jahre, welche der Verstorbene Mitglied der Akademie war, zollte er ihr seinen Tribut durch eine bedeutende Anzahl von Denkschriften, von denen jedoch keine während seines Lebens in der Sammlung der Akademie erschienen ist, weil er versäumte, sie dem Sekretär zuzustellen. Seine Familie hat dieß jetzt gethan, und sie füllen nun einen bedeutenden Theil des zwölften Bandes der Sammlung der Akademie. So theilte er derselben unter Anderem auch mehrere Notizen über ägyptische und andere Alterthümer mit, worunter eine vom Jahre 1822 über den Zodiakus von Denderah, die er sogleich drucken ließ; die übrigen erschienen im Journal des Savans und in dem der asiatischen Gesellschaft, unter deren Begründer und eifrige Mitarbeiter auch er gehörte.

Im Jahre 1824 wurde Saint-Martin zum Verweser der Bibliothek des Arsenals ernannt, und in demselben Jahre unternahm er auch eine neue Ausgabe von Le Beau's Geschichte des Verfalls des römischen Reichs, von dem er die ersten dreizehn Bände in Druck gab; fortgesetzt und vollendet wird das Werk von Herrn Brosset dem jüngern, dem Freund und Schüler des Verstorbenen, den man als den Begründer des Studiums der georgischen Sprache in Frankreich, ja vielleicht in Europa ansehen kann.

Im Jahre 1825 wurde der Verstorbene auf Ansuchen des Direktors der königlichen Druckerei dieser prachtvollen Anstalt beigegeben, wo er Gelegenheit fand der orientalischen Literatur auch auf andere Weise nützlich zu werden. Der bereits vorhandene große Reichthum an Schrift ward durch seine Sorgfalt durch Zend- und Pehlwi-Lettern und die sogenannte Keilschrift noch vermehrt, die auf den ältesten Denkmälern Persiens gefunden wird, und auch im babylonischen Reiche zu Hause gewesen zu seyn scheint.

Der Name Saint-Martins knüpfte sich bald an alle Institutionen, wo die orientalischen Denkmäler und Sprachen eines Vertreters bedurften. Im Jahre 1828 ward er berufen an der Redaktion des Journals des Savans Theil zu nehmen. Schon hatte er mehrere Artikel für dasselbe geschrieben, ehe er einen Platz unter den Redaktoren einnahm, und die Jahrgänge dieses Blattes von 1828, 1829 und 1830 verdanken ihm mehrere schätzbare Notizen. Seine ohnehin zahlreichen Arbeiten wurden im Jahre 1827 durch das Vertrauen noch vermehrt, welches der Herr Staatsrath d'Hauterive, Archivar des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, und der Baron Damas, damals Minister dieses Departements, in ihn setzten. Diesem Ministerium beigegeben, um den Beziehungen Frankreichs zu den Ländern des Orients nachzuforschen, verwendete er den Einfluß, den ihm das Vertrauen des Ministers verlieh, um jenen jungen unglücklichen Reisenden, Schulz, in die Levante zu senden. Er selbst entwarf die Instruktionen hinsichtlich des einzuschlagenden Weges und der zu unternehmenden Forschungen. Des unglücklichen Ausgangs ungeachtet, den Schulz hätte vermeiden können, wenn er der Stimme der Klugheit Gehör gegeben, und sich nicht von seinem Eifer hätte hinreißen lassen, war diese Reise doch nicht ohne allen Erfolg. Man hat durch sie mehrere bis dahin noch gänzlich unbekannte Schriften in Keilschrift gewonnen, und die deutsch geschriebenen Journale des Reisenden, mit deren Uebersetzung man beschäftigt ist, sind sicher nicht ohne Interesse.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das Franklin Journal theilt nachstehende Beschreibung von wasserdichten Schuhen mit, wie sie in dem in den Vereinigten Staaten vom Erfinder erhaltenen Patent angegeben ist: „Die Sohlen können von geflochtenem Flachs, Hanf oder von dem innern Theil der Rinde des Lindenbaumes gemacht werden. Zum obern Theil kann man jede Art von Tuch gebrauchen, und dann wird der Schuh mit Leinwand oder Baumwollenzeug ausgefüttert. Die Sohlen werden hierauf mit einer Komposition aus Leinöl, Colophonium, weißem Vitriol, feinem Eichenholzsägmehl und Terpenthingeist überstrichen, wodurch dieselben, sobald der Ueberzug getrocknet ist, vollkommen wasserdicht werden.

Herr Hamy hat dem Museum zu Boulogne eine jetzt sehr selten gewordene Medaille vorgelegt, die Napoleon zu Erinnerung an seine beabsichtigte Landung in England schlagen ließ. Auf der einen Seite sieht man Napoleons Brustbild mit Lorbeeren gekrönt und mit der Inschrift: Napoléon Empereur, und auf der andern Herkules, der mit seinen Armen ein Ungeheuer, halb Mensch, halb Fisch, erstickt. Um diese Gruppe befindet sich die Inschrift: Descente en Angleterre. Auf dem Rand liest man die zu vorschnellen Worte: Frappée à Londres en 1804.

Ein kleiner Dreidecker, der den Namen Neptun führt, und ungefähr sechs Fuß lang ist, ward kürzlich in Cherbourg für Rechnung des königlichen Museums der Marine gebaut. Dieses lilliputische Schiff ist ein Meisterwerk von Geduld und Kunst, das den geschickten Arbeitern, die es machten, und Herrn Paul Leroux, nach dessen Plan und unter dessen Leitung es gebaut ward, zum Ruhme gereicht. Es ist auf 120 Stückpforten gebohrt und trägt auch eben so viele kleine Kanonen. Bemastung, Takelwerk, nichts, selbst nicht die kleinste Nebensache fehlt darin. Alles ist mit einer Genauigkeit in der Proportion, einer Vollendung in den Details, einer Schönheit des Ganzen, einer Anmuth, einer Geschicklichkeit gemacht, die bewundernswerth sind. Dieser verjüngte Dreidecker kostete 9 bis 10,000 Franken.

Man fängt gegenwärtig in Paris eine Straße an zu bauen, die mit der kleinen Axe des Platzes des Innocens parallel geht; sie läuft durch die Straßen von Arche-pepin und Aiguillière und wird sich in das Quai von la Ferraille einmünden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 269.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 September 1836.

Das Klima von Mexiko.

(Aus einem unter der Presse befindlichen Werk über Merito.)

Was die Merikaner unter der bei ihnen gebräuchlichen sechsfachen Eintheilung ihres Himmelsstrichs in tierra caliente, und muy caliente (heiß und sehr heiß) templada und muy templada (mild und sehr mild), fria und muy fria (kalt und sehr kalt) eigentlich verstehen, und vollends nach welchen Grundsätzen sie die praktische Anwendung handhaben, lernt man nimmermehr aus Büchern, kaum wenn Jahre lang in ihrer Mitte lebend. Ich bezweifle die Richtigkeit der Ward'schen Behauptung, daß sie keinen allgemein gültigen Begriff damit verbinden, und gewöhnlich nur ein relatives, nicht ein absolutes Verhältniß durch den Ausdruck bezeichnen; denn sie sind nicht nur alle einig, daß die Gipfel der Vulkane in tierra muy fria liegen, und die Niederungen von Medellin oder Acapulco in tierra muy caliente, sondern auch in vielen andern Punkten der zwischen diesen Extremen liegenden Schattirungen. Kein Merikaner bezweifelt die Qualität seiner Hauptstadt als tierra fria; überhaupt sind übereinstimmende Urtheile über den Gegenstand häufiger als abweichende. Welche Merkmale sich aber denselben zum Grunde legen, ist schwer herauszufinden. Das von Humboldt angegebene mittlere Verhältniß des Thermometerstandes ist es gewiß nicht, denn die Urtheile sind alt, viel älter als meteorologische Wissenschaft in diesem Lande; ja es scheint mir nicht unmöglich, daß sie alt-indianischer Abstammung sind. Ueberdem bewegen sie sich sehr häufig außerhalb jener theoretisch gezogenen Gränze, wie z. B. die übereinstimmende unnachsichtliche Qualifikation der Hauptstadt als tierra fria, ungeachtet ihrer Mitteltemperatur von + 17 C. Ein zuweilen vorkommendes Sinken des Thermometers unter den Gefrierpunkt gehört ebenfalls nicht wesentlich zur Begründung dieser Qualifikation; denn auf sehr vielen Punkten unstreitiger tierra fria kommt es niemals vor, und auch in der Hauptstadt nur höchst selten. Eben so wenig ist die Vegetation ein sicheres Merkmal. In Bezug auf einige Bodenprodukte wäre eine Vegetationsbarriere zwischen tierra fria und templada allenfalls wohl aufzufinden, obgleich auch hier nicht ohne Schwierigkeit; und immer würde bemerkt werden, daß die Benennung fast allenthalben früher eintritt, als irgend eine Spur der sie begründen sollenden Pflanzenwelt. Kein Merikaner z. B. wird sich bedenken, das zwischen Toluca und Temascaltepec liegende S. Miguel de las Ranchos als tierra templada anzusprechen; dennoch ist man daselbst noch von der ganzen Vegetation der Hochebene umringt, und erst gegen 200 Fuß tiefer stößt man auf die ersten Exemplare einiger in größerer Höhe dieses Breitegrades nicht gedeihenden baumartigen Convolveln. Zwischen tierra fria und caliente würde vollends die Bestimmung einer nothwendigen Vegetationsscheide noch viel schwieriger, ja geradezu unmöglich seyn. Man hat die immer grünen Eichen bei El Encero, unfern Jalapa, als eine solche genannt; aber dieselbe Eiche findet sich in den Wäldern von Alvarado und Medellin, also in unstreitiger tierra caliente und sogar muy caliente. Zwar scheint in der Art und Weise wie die Merikaner einige vegetabilische Nahrungsmittel als kalt oder warm bezeichnen, ein analogischer Fingerzeig zu liegen, als ob wirklich dennoch der Vegetationscharakter ihr Urtheil über Kälte oder Wärme einer Gegend bestimmte; denn sie nennen z. B. Weizenbrod eine kalte Speise, und Gerste ein kaltes Pferdefutter, und Weizen wie Gerste gedeihen zur vollkommenen Frucht nur in tierra fria dieses Landes. Allein der Mais wächst ebenfalls daselbst, und dieser gilt ihnen allenthalben für ein warmes Nahrungsmittel. Auch gebrauchen sie dieselbe Distinktion für verschiedene Fleischsorten, welche weder mit der Vegetation etwas zu schaffen haben, noch auch ausschließlich dem einen oder andern Klima angehören; sie nennen z. B. Kalbfleisch muy fria, und Hasenfleisch caliente, und beides so gut in den Thälern, als auf der Hochebene. Ja, was noch entscheidender ist, mir ward einst auf meine Frage: „warum sie den Genuß ihrer in Europa so beliebten Vanille vermeiden?" geantwortet: „es demasiado fria;" und doch wächst dieses Gewürz eben nur in tierra muy caliente! nach allem diesem ist es mir sehr wahrscheinlich, daß jene populäre Eintheilung merikanischer Klima-Varietäten weder auf durchschnittlichen Schattentemperaturen beruht, noch auf Typen der Pflanzenwelt, sondern auf zwei ganz andern Wahrnehmungen;

erstlich auf der auf gewissen Erhöhungsstufen des Bodens über die Meeresfläche erscheinenden großen Differenz zwischen Sonnen- und Schattentemperatur, und dem daraus hervorgehenden Bedürfniß wärmerer Wohnungen; zweitens auf dem die verschiedenen Landestheile eigenthümlich beherrschenden Krankheits-Charakter. Was die erste dieser Erscheinungen betrifft, so ist sie allerdings nur bei Bestimmung des Charakters von tierra fria und templada anwendbar, bei diesen beiden aber ganz vollkommen. Man wird niemals eine Gegend zu tierra templada rechnen können, wo die geringere Volksklasse, außerhalb der Städte in gemauerten oder Lehmhütten, gedeckt mit Schindeln oder Luftsteinen, wohnt; und umgekehrt wird niemals von tierra fria die Rede seyn, wo dieselben Wohnungen durchsichtig aus Bambus- oder Cactusstäben angelegt, und nur mit Blättern gedeckt sind. Wie genau sich diese Gränze scheide, und wie sie als klimatischer Bestimmungsgrund diene, sieht man unter Andern recht klar am Dorfe S. Miguel del Soldado etwa auf der Hälfte des großen Gebirgsabhanges zwischen las Vigas und Jalapa. Dort findet man, von der Hochebene herabkommend, den Schlußpunkt der tierra fria, obgleich schon Feigenbäume im Freien wachsen, und selbst einzelne Granatbäume; aber alle Häuser des Dorfs sind noch von Erde oder Mauerwerk. 200 Schritte weiter, nach Herabsteigung eines kurzen, aber steilen Abhanges, trifft man die ersten Rohrhütten in unbestrittener tierra templada, und sie dauern dann ununterbrochen bis zur Küste. Allgemein gültig für alle drei Klimastufen ist das Merkmal der endemischen Krankheitsformen. Wo das schwarze Erbrechen, oder das gelbe Fieber, oder der westliche Küsten-Typhus herrschen, ist zuverlässig tierra caliente; wo mal de costado (Lungenentzündung) und Rheumatismen die gewöhnlichsten Krankheitsformen sind, zuverlässig tierra fria; wo weder jene noch diese regelmäßig und häufig vorkommen, tierra templada. Die durchgreifende Charakteristik dieser Merkmale scheint noch durch den bekannten Umstand in helleres Licht gesetzt zu werden, daß Bewohner der tierra fria, wenn zur tierra caliente hinabsteigend, den hier endemischen Krankheiten vorzugsweise ausgesetzt sind und umgekehrt die Bewohner der letztern den eigenthümlichen Krankheitsformen der ersteren, wenn sie in dieselbe sich hinaufbegeben.

Der Platten-See.

(Schluß.)

Bei dem unsern vom Platten-See gelegenen Flecken Körags-beörs, dem Stammsitz der fürstlich Batyan'schen Familie, findet man die schönsten und ergiebigsten Steinbrüche, und den an Rohr und wohlschmeckenden Fischen reichen Carmpeto-See, der sein Wasser ohne Zweifel vom Platten-See erhält, und dessen Umfang eine gute halbe Stunde beträgt. Die Landschaft dieses kleinen Sees ist lieblicher und abwechselnder, besonders auf der Seite des Szalader Comitats, wo die Felsen und Bergabhänge mit zahllosen Rebenpflanzungen geschmückt sind, die eine vorzügliche Weinsorte liefern.

Das Wasser des Platten-Sees ist besonders leicht, hat einen angenehmen süßen Geschmack, und läßt sich ein paar Jahre hindurch in einem Keller aufbewahren, ohne die geringste Spur eines Fäulniß-Ueberganges bemerken zu lassen. Merkwürdig ist übrigens, daß sein Wasser in immerwährender, anscheinend kochender, Bewegung ist, selbst beim ruhigsten Wetter, und bei der tiefsten Windstille. Diese Bewegungen sind insbesondere zur Abendzeit stark, wo er laut brauset, stark schäumt, Wellen wirft und selbe ans Ufer treibt, wodurch eine Art Ebbe und Fluth entsteht. Am auffallendsten sollen aber diese Bewegungen zur Zeit des Vollmondes seyn, wo gegen die Mitternachtsstunde sein Wasser plötzlich unter furchtbarem Wogen und Schäumen steigt, zu welcher Zeit sich denn auch die Badquellen heftiger und schneller ergießen. Nach Mitternacht wird dann der See allmählich wieder ruhiger. Wenn man die immerwährende Bewegung des Sees in Betrachtung zieht, die eigentlich durch die Kohlensäure der aus seiner Tiefe hervorsprudelnden Quellen hervorgebracht wird, so erklärt sich dadurch, daß nur diese mit Eisentheilen gemischte Kohlensäure es ist, wodurch das Wasser stets rein und frisch erhalten wird. Die Farbe des Wassers ist gewöhnlich klar und weiß, nur wenn der See bei heftigen Winden oder Stürmen Wogen wirft und braust, oder wenn ein Gewitter im Anzug ist, erscheint es dunkel und bläulich. Bemerkenswerth ist endlich, daß der See niemals zufriert.

Die Umgebungen dieses Sees bilden 57 zum Theil ansehnliche Ortschaften, unter denen sich 5 Marktflecken, 31 Dörfer und 20 Prädien befinden. Vorzüglich bemerkenswerth unter diesen sind, der gräflich Teszletics'sche Marktflecken und das Schloß Keszthely mit einer Ueberfahrt nach Batyan, welche der vormalige Kammer-Vicepräsident Graf Paul Teszletics durch einen holländischen Schiffmeister mit bedeutenden Kosten einrichten ließ; ferner das Prädium Terrekvar, auf einer Landzunge im See, wo man mit Verwunderung noch Ueberreste einer römischen Stadt findet, welche den Tafeln des Ptolemäus Philadelphus zufolge, die Stadt Cybalis gewesen seyn soll, daher auch in den oben erwähnten Tabellen der Platten-See Lacus ad Cybalim genannt wird. Hier wurden vor Kurzem auch viele römische Alterthümer, als: Tempel, Bäder, Opfergefäße, Urnen und römische Münzen ausgegraben.

Keszthely ist bekannt durch sein Georgicon, welches sein Daseyn so wie auch seine äußerst zweckmäßige, theoretisch-praktisch-ökonomische Einrichtung dem benannten Grafen Paul Teszletics verdankt, woraus schon viele gebildete Wirthschaftsbeamte und Oekonomen hervorgegangen sind. Der Ort hat etwa 10,000 Einwohner, und außer diesem Institut ein Lyceum, Schullehrerseminar und andere Bildungsanstalten. In der Nähe des Orts ist auch ein Bach bemerkenswerth, Hevviz genannt, welcher als ein, besonders in scorbutischen, syphilitischen, herpetischen u. a. Uebeln, sehr heilsames Schwefelbad bekannt ist. Das Wasser hat eine beträchtliche Menge Schwefelwasserstoffgas und eine Temperatur von 32° Rr. Es ist auffallend, daß ungeachtet die-

ser Hitze, welche der Bach hat, dennoch kleine, aber nicht genießbare Fische in demselben fortkommen.

Ueber die Entstehung dieses Sees läßt sich nichts Bestimmtes angeben. Es ging vormals hier die wunderliche Sage, daß dieser See bei der Geburt des Heilandes plötzlich aus der Erde entsprungen sey. Wahrscheinlich ist er jedoch, wie alle dergleichen Seen, ein Ueberrest jenes ungeheuren Sees, der einst den größten Theil von Ungarn bedeckte. Für die Vermuthung, daß die Römer diese Gegend kannten und bewohnten, sprechen schon die vielen Denkmale, die hier aufgefunden worden, und immer noch aufgefunden werden. Unter ihnen stand der See mittelst eines Kanals mit der Donau in Verbindung, wodurch jener um ein Beträchtliches an Größe verloren haben mag. Höchst wahrscheinlich ist der Sio-Fluß eben dieser Kanal gewesen, welcher, da er bei Simontornyna in die Sarviz fällt, mittelst derselben den Zusammenhang des Platten-Sees mit der Donau herstellt. Daß der See vormals um Vieles größer gewesen seyn müsse, davon sieht man deutliche Spuren, welche keinen Zweifel übrig lassen, wenn man auf dem gebahnten Weg gegen Keszthely zufährt, wo man immer ein altes tiefes Bett mit einem hohen Damme zur Seite bemerkt, welches jetzt mit den herrlichsten Saatfeldern prangt.

Der Name Balaton, welchen der Platten-See in der Sprache der Magyaren trägt, dankt seine Entstehung ursprünglich den Illyriern, in deren Sprache dieses Wort ein stehendes Gewässer bezeichnet.

Schottisches Geschichtswerk.

Herr Kempe, ein berühmter Alterthumsforscher zu London, hat unlängst der antiquarischen Gesellschaft dieser Stadt ein merkwürdiges zu Loseley aufgefundenes, auf die Geschichte von Schottland bezügliches Dokument mitgetheilt. Es ist dieß eine offizielle von dem Regenten Murray erlassene Proklamation, in der er sich bemüht die politischen Stürme ausführlich zu schildern, welche Schottland in den Jahren 1567 und 1568 erschütterten. Der Verfasser erzählt die Ermordung des Prinzen Heinrich Darnley, dessen Mörder, Graf Bothwell, lange ungestraft blieb, geht dann alle Umstände bei der Heurath Bothwells mit der Königin Maria Stuart bis ins Einzelne durch, schildert die Niederlage, welche die verbündeten schottischen Lords ihren Truppen beibrachten, und malt die Flucht Bothwells, die Gefangenschaft der Königin im Fort von Loch-Leven, ihre Entweichung u. s. w. mit den lebhaftesten Farben. Dieser Bericht, der bis jetzt unbekannte Umstände enthält, ist im schottischen Dialekt geschrieben, und bietet eine seltsame Mischung des Altsächsischen, Französischen und Lateinischen; der Styl aber ist blendend und kräftig. Herr Kempe ist der Meinung, daß dieses merkwürdige Aktenstück aus der Feder Georg Buchanans, des berühmten schottischen Geschichtschreibers, sey, der Vormund des Grafen Murray, natürlichen Sohnes Jakobs V, war. Dieses seit länger als zwei Jahrhunderten unbekannt gebliebene kostbare Dokument ist mit schwarzen Buchstaben gedruckt, und trägt auf der ersten Seite unterhalb folgende Bemerkung: „Gedruckt zu Edinburg, von Robert Lekprevik, Buchdrucker Sr. Majestät. Im Jahre MDLXVIII.“

Antoine Jean Saint-Martin.

(Schluß.)

Es ist alle Ursache vorhanden zu glauben, daß Saint-Martin durch verschiedene Druckschriften wesentlich dazu beigetragen hat, Karl X zur Eroberung von Algier zu bestimmen. Das Vertrauen, welches er durch seine verschiedenen Arbeiten einflößte, in denen Politik und Literatur sich in unmittelbarer Berührung befanden, trug ohne Zweifel viel dazu bei, ihn auf eine politische Bahn zu lenken, deren traurige Folgen die beiden letzten Jahre seines Lebens sehr verbittert haben. Es darf nicht befremden, wenn Gelehrte, die fast nur in vergangenen Jahrhunderten, so zu sagen unter einer andern Hemisphäre gelebt haben, sich in der Politik Theorien bilden, bei denen auf nichts weniger, als auf ihre Zeitgenossen Rücksicht genommen wird. Von solchen Illusionen waren ohne Zweifel auch jene sonst schätzbaren Schriftsteller befangen, die, indem sie Anfangs 1829 ein Journal gründeten, dem sie den Namen Universel gaben, sich schmeichelten, die öffentliche Meinung in Frankreich jenen Ideen zuzulenken, die ihnen allein geeignet schienen, Frankreich vor neuen Erschütterungen zu bewahren. Das Traurigste dabei war, daß sie allem Anschein nach dazu beitrugen, eine Regierung, welche die Richtung der Gemüther und die Umstände, unter denen sie lebte, verkannte, in einem unheilvollen Irrthum zu erhalten.

Der Antheil, den er an der Herausgabe des Universel hatte, ist bekannt, aber nicht jedermann weiß es, daß das, was er schrieb, aus seiner vollen Ueberzeugung hervorging, und daß Ehrgeiz nicht den mindesten Antheil daran hatte. Sein Antheil an den Doktrinen dieses Blattes, den zu verläugnen er durchaus nicht der Mann war, kostete ihm, in Folge der neuen Ordnung der Dinge nach der Julirevolution, nicht nur seine Stelle im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, sondern auch die bei der Bibliothek des Arsenals. Dieses Mißgeschick erweckte selbst bei jenen Gelehrten, welche einer andern politischen Richtung als der seinigen folgten, lebhafte Theilnahme, und kaum war der Lehrstuhl für Geschichte am College de France durch den Rücktritt Herrn Daunou's erledigt, als auch Saint-Martin von den versammelten Professoren und der Akademie der schönen Wissenschaften für denselben vorgeschlagen wurde. Die Erinnerungen an 1830 waren jedoch noch zu lebendig, und der Vorschlag blieb erfolglos. Um jedoch gerecht zu seyn, muß bemerkt werden, daß auch die Machthaber das allgemeine Interesse theilten, welches der Verstorbene einflößte, und daß sich aus der Aufnahme, welche die Verwendungen seiner Freunde fanden, schließen ließ, daß die Strenge, mit der man gegen ihn verfahren war, sich bald mildern werde. Leider wurde er gerade damals von der Krankheit befallen, die zu jener Zeit so viele Opfer in der Hauptstadt absorbirte.

Kaum fünf Wochen nach dem Tode seines Freundes Remusat, der am 2ten Junius 1832 erfolgte, schied auch Saint-Martin am 10ten Julius nach zweitägiger Krankheit aus diesem Leben.

Außer den bereits erwähnten, vor den Augen des Publikums liegenden Schriften hat er noch mehrere Werke hinterlassen, an die er die letzte Feile noch nicht gelegt, und von denen einige noch unvollständig sind. Von seinen Untersuchungen über Messene und Characene war bereits die Rede; es muß nun auch noch einer Geschichte der Arsaciden gedacht werden, welche alle Zweige dieser mächtigen Familie um-

fassen sollte, deren er vier unterschied, nämlich: die persischen Arsaciden, die armenischen, die indischen oder baktrischen, und dann noch einen vierten Zweig, den er mit dem Namen der nördlichen Arsaciden bezeichnete. Palmyra, Zenobia und die Familie dieser Helden waren Gegenstand eines andern Werkes, von dem der Akademie im Jahre 1821 ein Bruchstück mitgetheilt wurde, das aber unvollendet geblieben ist.

Wiederholt hatte er eine umfassende Arbeit über die Chronologie des Alterthums angekündigt, und sich geschmeichelt, die Lösung einiger bedeutenden Schwierigkeiten in dieser Hinsicht entdeckt zu haben. Von diesem Werk, das er mehr überdacht als ausgeführt zu haben scheint, wurden nur einige unvollständige Bruchstücke gefunden. Ein anderer Theil der von ihm hinterlassenen Manuskripte besteht in Uebersetzungen, biographischen, geographischen, literarhistorischen und bibliographischen Artikeln, bestimmt, einen Anhang zu d'Herbelot's orientalischer Bibliothek zu bilden. Außer dem Journal des Savans und dem asiatischen Journal hat er auch die Biographie universelle mit schätzbaren auf den Orient bezüglichen Artikeln bereichert.

Alle diese Arbeiten lassen schließen, was er noch geleistet haben würde, hätte es der Vorsehung nicht gefallen ihn im kräftigsten Mannesalter — im 42sten Jahre seines Lebens — abzurufen. Er starb am 10ten Julius 1832. Er war mit Madame Marie Adelaide Cairasco, Wittwe des Herrn Caster, vermählt; kein Kind ging aus dieser Ehe hervor.

Sein Nachfolger in der Akademie ist Herr Stanislaus Julien.

Vererbte Mißbildung.

Zu Leyton, einem kleinen Dorf in der Grafschaft Essex in England, ungefähr fünf Meilen östlich von London, lebt ein armer Strohdecker und Hackenmacher, Namens Thomas Spackman, der folgende nicht gerade seltene Mißbildung an sich trägt. Er hat an jedem Fuß sechs Zehen, und noch vor wenigen Jahren hatte er auch an jeder Hand, außer dem Daumen, fünf Finger. Durch Zufall verlor er bei der Arbeit den kleinen Finger der linken Hand, doch zeigt ein kleiner übrig gebliebener Stummel die Stelle noch an, wo der überzählige Finger sich befand. Diese überzähligen Finger sind eben so wie die gleichen Zehen nicht gegliedert, sonst aber von ganz normaler Gestalt; sie haben keine Sehnen oder Flechsen, sondern sind, wie es scheint, nur durch leichte Ligamente mit der Hand verbunden. Besonders bemerkenswerth ist nun aber, daß sein Urgroßvater, kurz alle seine Vorfahren durch diese überzähligen Finger und Zehen ausgezeichnet waren. Auch er hat mehrere Kinder mit diesen seltsamen Auswüchsen. Nur eine Tochter von 12 Jahren macht eine Ausnahme, die regelmäßig gebildete Hände hat.

Vermischte Nachrichten.

Bei Ausführung der Arbeiten an dem neuen Quai, den man bei Straßburg errichtet, schaffte man große Massen Kies aus dem Flusse; diese Aufschüttung führte zur Entdeckung einer ziemlich bedeutenden Anzahl Medaillen und Münzen aus verschiedenen mehr oder weniger entfernten Zeitpunkten. Die meisten sind aus Gold, und haben einen, denen der Dukaten entsprechenden Werth und Gehalt. Es sind Florentiner Münzen; sie zeigen auf der einen Seite die blühende Lilie mit verschiedenen Umschriften; auf der Rückseite fast aller bemerkt man einen heiligen Johannes mit der Inschrift seines Namens. Auch fand man Silbermünzen, die theils der Zeit vor, theils nach der Vereinigung Straßburgs mit Frankreich angehören. Endlich finden sich unter diesen Gegenständen merkwürdige kupferne Rechenpfennige, die zur Weihe der Erinnerung an die Erfindung der Buchdruckerkunst geschlagen wurden. Die Arbeit dieser letztern ist grob; man sieht auf der einen Seite Gutenberg, wie er eine Platte zusammensetzt, und auf der andern das Alphabet in einer Form.

Man reißt gegenwärtig in Paris die alten Gemäuer nieder, welche den Winkel der Rue Neuve-de-la-Ferme und die Straße des Matharins bilden. Bald werden sich an ihrer Stelle dauerhafte und mit bedeutendem Kostenaufwand gebaute Häuser erheben. Sie sollen, wie man sagt, in gleicher Linie mit der Rue Neuve-de-la-Ferme, und zwar so aufgeführt werden, daß die Straße Tronchet, die am einen Ende am Magdalenen-Tempel aufhört, am andern sich in die Rue Neuve-de-la-Ferme verlieren wird, ungefähr so, wie die Cairo-Straße sich an die Straße Bourbon Villeneuve anschließt. Auch will man die Oeffnung der Straße Tronchet verengern, sobald die Spitze der Saint Germainer Eisenbahnlinie am Ende dieser Straße, in der Straße des Matharins, hergestellt wird.

Man geht gegenwärtig in Frankreich damit um, alle Ortsnamen, die sich in verschiedenen Gegenden wiederholen, abzuändern; die Irrthümer, welche die Post, öfter aber noch Privatpersonen begehen, die nicht dafür sorgen, daß der Name des Departements auf den Briefen, die man absendet, bemerkt wird, veranlaßten diese von dem Postdirektor dem Ministerium des Innern vorgeschlagene Maßregel. Falls dieses Projekt in der Ausführung auf Schwierigkeiten stoßen sollte, würde man jeder Stadt, die sich in diesem Falle befände, noch einen neuen Namen beifügen, wie man z. B. Noisy-le-Sec von Noisy-sur-Seine, Noisy-sur-Marne, Villeneuve l'Etang von Villeneuve St. Georges u. s. w. unterscheidet.

Man erfand in den Vereinigten Staaten eine Maschine, welche deren Erfinder, Herr Henri Blair, Corn planter nennt. Er stellte sie kürzlich in Washington öffentlich aus. Der Intelligencer beschreibt sie als eine sehr einfache und scharfsinnig konstruirte Maschine, die durch ein Pferd in Bewegung gesetzt wird. Zu derselben Zeit, in welcher sie die Furche zieht, säet sie in passendem Zwischenraum und in gehöriger Menge das Getreide aus, und zwar mit so großer Schnelligkeit, als es ein den Pflug ziehendes Pferd zu thun im Stande ist. Der Erfinder glaubt durch diese Maschine die Arbeit von acht Mann zu ersparen. Er ist im Begriff einige Veränderungen mit ihr vorzunehmen, um sie auch zum Anbau der Baumwolle gebrauchen zu können.

Kürzlich trug der Sohn eines Einwohners von St. Quentin, gegen 10 Uhr Abends, einen Brief auf die Post; er bemerkte ein Individuum, das sich bei seiner Annäherung eilig entfernte. Als er seinen Brief in den Briefkasten legte, fand er einen Messingdrath darin, dessen beide Enden hakenförmig gebogen waren. Der Unbekannte war ohne Zweifel ein Dieb, der irgend einen Brief von Werth zu entwenden versuchte. Diese Thatsache ward der Polizei angezeigt. Noch ein anderes Mittel wandten die Gauner an, auf das auch schon aufmerksam gemacht wurde: sie brachten nämlich ein sehr dünnes Netz in die Büchse, das die Briefe auf ihrem Durchgang aufhält. Auf diese Weise wurden wahrscheinlich hier, oder anderswo, Effekten entwendet, von denen man glaubte, sie seyen auf der Post verloren gegangen.

Ein Mechaniker zu Utrecht, Namens Meyerhofer, hat ein Notenpult erfunden, auf dem die Blätter sich mittelst eines leichten Drucks mit dem Fuß umwenden lassen. Der Erfinder hat ein Patent erhalten.

Die Bewohner des Walddistrikts der Gemeindebezirke Rocroi und Mezieres schicken im Herbst eine große Menge Wildpret und Vögel nach Paris. An Krammetsvögeln allein senden sie wöchentlich 20,000 Dutzend ab.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 270.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 September 1836.

Die Pariser Diebe.

Im südöstlichsten Winkel von Paris erhebt sich ein weitläufiges schwarzes Gebäude mit dicken Gitterfenstern und noch dickern Mauern, welches von einer ganz besondern Menschenrace und einem ganz fremdartigen, aber ganz modernen Volke bewohnt, und zwischen der rue des ballets, rue du Roi-de Sicile und rue pavée, wie zwischen seinen natürlichen Gränzen eingeschlossen ist. Wehe dem Armen, welcher an der Küste dieses unheimlichen, schrecklichen Landes Schiffbruch leidet, wo das Sonnenlicht nur in matten Strahlen hereinbricht, wo Fluchen, Heulen und Zähneklappern ewig an der Tagesordnung sind und das Lächeln sich nur auf satanischen Lippen zeigt. Die Force ist nämlich das Staatsgefängniß für Verbrecher und Diebe, welche hier in Erwartung ihres Urtheilspruchs ein gesellschaftliches Leben führen, das seine eigenen Sitten, Gebräuche und seine besondere Sprache hat. In diesem Kloak ist nichts mehr rein, weder die gegenseitigen Verhältnisse, noch die Herzens- und Geistesbedürfnisse, weder die Erinnerungen, noch die Hoffnungen, weder die Reue, noch die neuen Vorsätze. Die Meuchelmörder rühmen sich ihrer Handstreiche mit einer cynischen Gleichgültigkeit, mit einer Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit, welche der bürgerlichen Gesellschaft eine neue Reihe von ähnlichen Heldenthaten verspricht, wenn es der Schlauheit des Gefangenen gelingt, die Justiz zu betrügen; denn diese allein sucht man hier zu hintergehen, und an der ihrem Schutze anvertrauten Gesellschaft allein sinnen sie grausames Wiedervergeltungsrecht zu üben. Es ist ein für alle Male angenommen, daß man im Gefängniß nicht mehr stiehlt, betrügt und tödtet.

Die Landessprache der Force scheint ausschließlich aus den Schmutzredensarten zusammengesetzt zu seyn, welche die gewöhnlichen Wörterbücher aus ihren Kolonnen gestrichen haben; in diesen Räumen gibt es eigentlich keine cynischen Ausdrücke mehr, denn aus solchen besteht die regelmäßige Syntax. Die Sprache der Halle ist höflich und geglättet dagegen. Wie glücklich ist der Fremde, welchen sein philanthropischer Eifer hieher führt, daß er kein Wort davon versteht, wenn sich die Bewohner dieser Orte in dem Gefängniß-Rothwelsch, im Styl der alten Pariserhöfe, kurz in jener geheimen und mystifizirenden Diebessprache, Argot benannt, unterhalten, vermittelst deren zwei Männer sich vor Eurer Nase, Euer Leben oder Eure Börse theilen, bevor Ihr nur im geringsten Zeit habt, es zu ahnen. Die Gefängnißwärter und Stockmeister allein sprechen das edle Argot eben so geläufig, als die Handwerksgenossen.

Die Diebe in Paris bilden nämlich eine eigene Zunft, oder richtiger, mehrere Zünfte, welche verschiedene Professionen, Gewerbe und Künste treiben, die Einen mit Talent und Geschicklichkeit, die Andern mit Genie und Ueberlegenheit. Erstere Eigenschaften sind für denjenigen, welcher als Lehrling in die ehrbare Zunft aufgenommen seyn will, unerläßliche Bedingungen; letztere sind Privilegien einzelner außergewöhnlicher Naturen, welche hier wie überall im Leben unbestrittene Monopole verleiben. Le premier des tireurs, le roi des charrieurs, le Soprano des chanteurs sind Würden- und Ehrentitel, welche nur den begabtesten ihres Fachs zu Theil werden.

Dieselben Bedürfnisse und dieselben Gefahren haben natürlich die Diebe gezwungen, sich eigens zu organisiren und eigenen Gesetzen zu unterwerfen; mitten in einem Staatenverbande, dessen ehrliche Leute sich einander bestehlen, ohne zusammen zu halten, haben sie eine Spitzbubenbande gebildet, deren Mitglieder sich nie unter einander plündern, sondern sich gegenseitig beistehen. In ihrer rohen, barbarischen Sprache haben sie Ausdrücke für Liebe und Freundschaft: gi, mon ange, ja, mein Bester; c'est un bon zig — das ist ein guter Kamerad. Sie gebrauchen bestimmte Schimpfworte gegen den Egoismus, taupage, und besonders reich ist ihr Idiom an kräftigen Bezeichnungen des Verraths, über den sie ein für alle Mal den Bannfluch ausgesprochen haben, den jeder von ihnen in Vollzug setzen darf. Sie gehorchen ferner feststehenden Gesetzen, haben jedoch keine Huissiers und Gendarmerie, welche über die Beobachtung derselben wachen; sie leben in Verbindungen ohne Verfassungsurkunde, und haben unter sich einen Hülfsverein, eine Art Sparkasse eingerichtet, deren Register aber noch keine Polizei in Beschlag genommen hat, weil die Ausgabe- und Einnahmposten einzig und allein durch gutes Gedächtniß und treue Ueberlieferung geordnet werden. Das Geld gelangt sicher an den Ort

seiner Bestimmung; denn geprägtes Geld aus der königlichen Münze hat noch niemand kompromittirt.

Der Betrag einer solchen täglichen Unterstützung ist je nach dem Verdienste und dem Stande dessen, der die Unterstützung empfängt, verschieden; der geringste Beitrag ist 10 Sous täglich, welche hinreichen, um sich einzelne kleine Genüsse, wie Tabak, Branntwein u. dgl. zu verschaffen; denn die Gefängnißkost ist schmal, und obige Bedürfnisse sind für Menschen jener Art unentbehrlich geworden. Der König der Taschendiebe aber, welcher vor einem Jahre seine Residenz in der Force zu nehmen gezwungen war, hat zu seiner Zeit den hohen Tagssold von 50 Franken ausbezahlt bekommen, von welcher Civilliste er einen freigebigen Gebrauch machte, da er einen zahlreichen Hof um seine Person versammelt hatte. Eines Tags befand sich sein Intendant in Geldverlegenheit und hatte ihm nur 30 Fr. zustellen lassen, welche Se. Majestät dem Ueberbringer ins Gesicht warfen, ohne ein Wort weiter dabei zu sagen; noch vor Sonnenuntergang desselben Tages traf die richtige Summe ohne Abzug ein.

An dieser fürstlichen Tafel laufen schlechte Späße und Witze dem guten Weine den Rang ab; die Gäste erzählen sich unter lautem Jubel und Beifallklatschen ihre Großthaten, Abenteuer und Kriegslisten; man lacht daselbst aus vollem Halse über den pantre, panture oder gonze, wie der ehrliche Bürgersmann heißt, der gutmüthig genug ist, sich überlisten zu lassen, und den nach den Begriffen dieser Herren die Vorsehung eigens dazu in die Welt gesetzt hat, um betrogen und bestohlen zu werden; man spottet über diejenigen, welche auf eine ungeschickte, tölpelhafte Weise ein Handwerk debütirt haben; man trinkt auf die Gesundheit der abwesenden Freunde, mögen sie frei oder schon auf den Galeeren (au pré) seyn; Trinklieder in der üblichen Landessprache, in dem noblen Dialekt, bigorne, arguche, argot, auch jar genannt, wechseln mit schlüpfrigen und verliebten Gesängen in derselben Mundart ab, worin man den Wein, die Liebe und die Unzucht feiert, und nachdem man les amours du grinche et de sa girofle — das Liebesverhältniß des Spitzbuben und seiner Schönen — les joies des tantes et de leurs barbillons — Ausdrücke, die sich nicht füglich ins Deutsche übersetzen lassen, — nachdem man, sage ich, diese rührenden Verhältnisse besungen hat, endet das Gelag in bacchantischem Getöse, wo jeder nach Herzenslust hineinschreit und flucht.

Alle diese Bewohner der Force trieben, wie bemerkt, noch unlängst ihr eigenes Handwerk. Bevor sie die Ausübung desselben anfingen, hatte erst jeder seine Talente, seine Kräfte, seine natürlichen Anlagen und körperlichen Eigenschaften befragt. Das Genie und Talent zeigte sich gar bald gewandt in der Anwendung der Lehren und Vorschriften; jedoch schuf sich das Genie hier, wie auch anderswo, neue Regeln, neue Kunstgriffe und bereicherte die Industrie mit neuen Entdeckungen und Erfindungen. Wir wollen jetzt den Leser mit den verschiedenen Professionen der Pariser Diebe bekannt machen.

Ich nenne zuerst den Escarpe, und stelle diesen an die Spitze aus demselben Grunde, wornach ich ihn auch ans Ende stellen könnte; das ist nämlich der Meuchelmörder von Profession, welcher denkt, wenn man böse seyn will, muß man es nicht halb seyn, und daß die Todten allein nicht wieder aufstehen, um die Lebenden dem Arm der Gerechtigkeit zu überliefern. Menschen dieser Art sind, Gott sey Dank, selten; sie leben einsam und allein, wie Laien, verflucht von ihrer Natur, bemitleidet von den Vorübergehenden, geflohen von Jedermann; sie passen für keine Gesellschaft, einige höchst wenige Ausnahmen abgerechnet. Was die Diebe von Profession anlangt, so kann jeder von ihnen in den Fall kommen, wo die Nothwendigkeit es gebietet, Mörder zu werden, weil es jedem Diebe begegnen kann, daß er sich in die Lage eines Menschen versetzt sieht, der ungerechter Weise tödtet, um dem Schicksal zu entgehen, gerechter Weise getödtet zu werden. Die Annalen der Gerichtspflege haben mehr als einen solchen Unglücklichen aufzuweisen, welche diese Zufälle als schreckliche, unabwendbare Fatalität beweint haben.

Der generische Ausdruck für Diebe beiderlei Geschlechts ist, grinche, grincheuse oder pégre; die bösen kleinen Diebe heißen pégriots oder pégres à marteau. Tireurs, fourlines oder fourlineurs nennt man die Diebe, welche die Taschen anderer Leute als ihre Handschuhe betrachten, die Portefeuilles aus den Röcken schneiden und die Uhren oder Foulards aus dem Sacke „ziehen." Dieß sind jedenfalls die fashionabelsten Diebe, die Aristokraten unter den Spitzbuben, welche nöthig haben, daß man sie in seiner Nähe leidet, ohne den mindesten Verdacht zu schöpfen, und von denen man sich bei einem Gedränge am wenigsten entfernt, weil sie oft die ehrlichste Miene von der Welt haben und immer sehr sorgfältig gekleidet sind. Um die Brieftasche mit Banknoten zu bekommen, schneiden sie mit einem Rasier- oder scharfen Federmesser den Rock in der Gegend der Brieftasche auf und praktiziren mit seltener Geschicklichkeit den Gegenstand ihrer Wünsche durch diese Oeffnung hindurch, welche der Schneider wahrhaftig nicht gemacht hat. Wenn sie Einem die Uhr oder den Geldbeutel aus dem Sacke ziehen wollen, kreuzen sie mit philosophischer Ruhe die Arme und visitiren mit der unter der Achselhöhle verborgenen Hand Eure Taschen, indem sie ganz artig eine Unterhaltung mit Euch anknüpfen oder eine Bewegung machen, welche die Aufmerksamkeit des Pantre von ihnen ablenkt. Haben sie hingegen ihr Augenmerk auf die hintern Rocktaschen gerichtet, so stecken sie ihre Hände unter die Schöße ihres Ueberrocks, so, daß sie mit der Hand durch die eigens dazu angebrachten Fugen ihrer beiden Rockblätter hindurch langen können, und wenn man in diesem Falle nicht von einem mit dem Manöver bekannten Aufpasser gewarnt wird, hat man nicht die leiseste Ahnung davon, daß man von Leuten bestohlen oder, um mit den Gaunern zu reden, bearbeitet wird, die uns den Rücken zugedreht haben. Die Industrieritter haben selbst an den Fingerspitzen Augen. Mitunter aber ist der Pantre — ein Spottname, den die Taschendiebe jedem ihrer Opfer ohne Unterschied des Ranges und Standes geben, — mitunter, sage ich, ist der Pantre ein ehrlicher Mann, der durch Schaden gewitzigt worden und den truc, den Strich, kennt, weßhalb er seine Uhr mit der Kette in den Sack gesteckt hat, welches dem faiseur de montres die Ziehung dergestalt erschwert, daß die wenigsten und nur die größten Künstler ihres

Fachs sich an diese Operation wagen, deren Klippen kein Debütant umsteuert.

Carreurs nennt man die Industrieritter, welche in die Läden gehen, dort um einige Waaren handeln und zu dem Ende einen Fünffranken-Thaler oder einen Napoleon gewechselt zu haben wünschen, den sie vor sich aufs Büreau hinlegen, darauf aber einen günstigen Augenblick wahrnehmen und mit höflicher Verbeugung das gewechselte Geld einstreichen und dazu noch ihr eigenes mit fortnehmen, indem sie den Kaufmann in Zweifel lassen, ob er betrogen worden sey, oder das ausgewechselte Geldstück in seine Chatulle gethan habe.

Détourneur heißt derjenige, welcher sich speziell damit befaßt, die vor den Boutiken ausgelegten oder ausgehängten Waaren zu stehlen. Charrieur oder charrida nennt man den Dieb, welcher mit Hülfe einer oder mehrerer Spießgesellen betrügt. Gewöhnlich sind die beiden Charrieurs zwei Spitzbuben von Profession, welche gemeinschaftlich Verabredung getroffen hatten, einen leichtgläubigen oder habgierigen Teufel zu angeln. Der eine von diesen zwei Dieben heißt l'Américain und der andere le Jardinier. Meistens führen sie ihre Anschläge auf folgende Weise aus: Der „Gärtner" redet den ersten besten Vorübergehenden, dem er es am Ohrläppchen ansieht, daß er ins Netz fällt, mit diesen Worten an: „Da treffe ich eben einen Ausländer, welcher mir schon seit einer halben Stunde ein Lied vorergelt (barogonine), das ich endlich zu verstehen anfange. Er hat ausländische Goldstücke, welche in Frankreich keinen Cours haben, und die er gern umsetzen möchte; er hat mehrere Rollen davon bei sich. So viel ich gesehen habe, sind es Goldstücke von 20 bis 22 Fr. Werth; er sagt, daß man ihm schon 8 Fr. dafür geboten habe. Wenn Sie gerade Geld bei sich hätten, könnten wir ein hübsches Preßtchen bei diesem Handel machen." „Laßt einmal die Goldstücke sehen," erwidert der von der Hoffnung auf so leichten Gewinn angelockte Pantre; wir wollen sie zum nächsten Goldschmidt oder Changeur tragen und sie schätzen lassen." Darauf wird der Amerikaner herbeigerufen, der seine Goldrollen zeigt, in die Tasche greift und eine Handvoll Goldstücke hervorholt. Der Pantre nimmt eines davon und begibt sich mit dem Gärtner auf den Weg, um den Werth tariren zu lassen, und wechselt darauf dem Amerikaner mehrere Rollen ab. Wenn er nach geschlossenem Handel heimkommt und seinen Schatz zählen und ordnen will, findet er in jeder Rolle nichts als ein mit Blei ausgegossenes Stück Holz, dessen beide Enden mit einem Goldstück versehen sind: er ist „begärthert," jardiné.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Kingston.*)

Eine kleine Beschädigung am Steuerruder nöthigte uns, auf Jamaica zu landen. Wir liefen daher am 19ten April in dem Hafen von Port-Royal, auf der Südseite dieser Insel, ein. Port-Royal ist ein schöner Hafen, durch eine Bucht gebildet, welche sich über eine deutsche Meile bis Kingston, die Hauptstadt der Insel, erstreckt. Jamaica, obgleich früher an Spanien gehörig, ist schon seit längerer Zeit eine englische Kolonie. Der Sitz des Gouverneurs ist nicht in Kingston, sondern in Spanish-Town, zwei deutsche Meilen weiter westlich gelegen. Die Bevölkerung der Insel besteht aus Europäern, Negern, Mulatten und einer kleinen Anzahl Eingebornen, welche im Gebirge fast außer aller Gemeinschaft mit den übrigen Einwohnern leben.

Um die Zeit unseres kurzen Aufenthalts auf Jamaica möglichst zu benutzen, bestieg ich in Gesellschaft eines englischen Offiziers ein Kanot, das uns nach Kingston bringen sollte. Das Kanot, in welchem wir uns befanden, war ziemlich geräumig, übrigens nach westindischer Art nur aus einem Baumstamm gefertigt. Der Stamm ist bloß ausgehöhlt, und das Kanot eben so hoch als weit, und daher dem Umschlagen leicht ausgesetzt. Auf jeder Seite ist ein sechs Zoll hohes Brett befestigt, um das Hereinschlagen der Wellen zu erschweren; es faßt zehn bis zwölf Mann. Das unsrige war mit vier Negern als Ruderern und einem fünften als Steuermann bemannt, alle starke, gut gebaute Leute, schwarz wie Ebenholz und von der ausgezeichnetsten afrikanischen Gesichtsbildung. Ein rothes oder blaues Hemde, ein Paar weite weiße Beinkleider und ein Strohhut bilden ihre ganze Bekleidung. — Von vielen Punkten der seichten Bucht aus gesehen, bietet die Insel Jamaica einen herrlichen Anblick dar. Im Vordergrunde hat man die Bucht selbst, belebt durch eine Menge verschiedenartiger Fahrzeuge; an ihrem Ufer die Stadt Kingston von bedeutendem Umfange und im Hintergrunde das sich amphitheatralisch erhebende Gebirge. Kingston soll damals (1825) 40.000 Einwohner gezählt haben, von welchen 12.000 Europäer, 5500 Mulatten, eben so viele freie Neger und 21.000 schwarze Sklaven waren. Durch eine Verordnung des Parlaments ist bekanntlich die Sklaverei jetzt auf sämmtlichen westindischen Besitzungen Englands aufgehoben.

Kingston ist eine bedeutende Handelsstadt, doch weder lebhaft, noch angenehm. Das Klima ist äußerst heiß, und das gelbe Fieber rafft viele Menschen, besonders solche weg, die nicht daran gewöhnt sind. Die Stadt hat breite, rechtwinklige Straßen, ist jedoch nicht gepflastert. Die Häuser sind zweistöckig und von Mauerziegeln, nach englischer Art, erbaut. Selten sieht man Glasfenster, welche gewöhnlich durch Jalousien ersetzt sind. Das Erdgeschoß ist gewöhnlich zu Waarengewölben, Kaufläden und Komptoirs, der erste Stock aber zur Wohnung eingerichtet. Die Stadt ist weitläufig gebaut, selten schließen viele Häuser dicht an einander, und da man es verhütet, sich den Sonnenstrahlen während der größern Tageshitze auszusetzen, so findet man die Straßen meist leer und öde.

Auffallend ist die Mehrzahl der Neger in der Bevölkerung von Kingston; sie sind fast die einzigen Menschen, welche man außer den Häusern sieht. Die Männer sind im Allgemeinen stark gebaut und von mittlerer Statur. Meist tragen sie leichte Sommerkleidung, die sich von der europäischen wenig unterscheidet. Auch die Frauen tragen sich nach europäischer Weise, fallen aber durch ihren besondern Geschmack mehr auf, als die Männer. — Denkt man sich eine Negerin mit ziemlich vorstehendem Kinn, aufgeworfenen Lippen, glänzend weißen Zähnen, hoher, weit zurückliegender Stirne und kurzen krausen Haaren, den Kopf mit einem rothen oder bunten Tuche umwunden, in einem

*) Aus dem kürzlich erschienenen Werk des Herrn J. Burkart: Aufenthalt und Reisen in Mexico in den Jahren 1825 bis 1834, aus welchem wir unsern Lesern das Interessanteste über das Land, Leben und die Sitten der Einwohner mittheilen werden.

weißen, zwei- bis dreimal garnirten Kleide, tief ausgeschnitten, mit kurzen Aermeln, der Hals mit einer Schnur blauer oder rother Glaskorallen geschmückt und einen ähnlichen Schmuck als Armbänder, dabei barfuß oder mit nachlässiger Fußbekleidung, so hat man ein Bild, wie man solches häufig in Kingston sieht.

Eine Einladung, welche ich mit meinem Begleiter von dessen Bekannten nach einer zwei Stunden von Kingston gelegenen Zuckerpflanzung erhalten hatte, verschaffte mir Gelegenheit, einen Blick auf die Umgegend von Kingston zu werfen. Um der großen Hitze des Tages auszuweichen, wählten wir die dritte Morgenstunde zur Abreise nach Constanz-Spring. — In der Nähe von Kingston ist die Gegend flach und öde, nur Palmen und Aloë scheinen hier fortzukommen. Im Vorbeisegeln an den kleinen westindischen Inseln hatte ich die tropische Pflanzenwelt bewundert und schön gefunden; jetzt sah ich sie in der Nähe und änderte meine Ansicht. Der große Unterschied zwischen dem ins Gelbe fallenden Grün dieser Pflanzen und dem frischen Grün unserer deutschen Pflanzenwelt im Frühjahr, der gänzliche Mangel an Wiesen, Gras und ähnlichen Kräutern, welche im April auf Jamaica schon gänzlich verdorrt und von der Sonne verbrannt sind, und die Abwesenheit von Singvögeln stimmte meine Meinung von der Herrlichkeit der Antillen sehr herunter.

In größerer Entfernung von Kingston betraten wir hügeliges Land; nun ward die Gegend wieder schöner, denn Laubholz schmückte Berg und Thal. Am Fuße des Gebirges, in einer der schönsten Lagen, befand sich die Pflanzung Constanz-Spring, mit einer herrlichen Aussicht auf die Stadt, die Bucht und das Meer. Die Arbeitsgebäude sind von dem Wohnhause getrennt. Das Haus, dem Anschein nach eine Sommerwohnung, war leicht, aus Fachwerk und Ziegeln gebaut. Es war einstöckig und hatte nur wenig Fenster, die ganze innere Einrichtung war englisch. Zwei Engländer nebst ihren Gefährtinnen, zwei jungen, lebhaften Mulattinnen von recht brauner Gesichtsfarbe, nebst der Mutter der letztern, waren seine Bewohner. Wir besuchten die Zuckerpflanzung, die Arbeitsgebäude und einen schönen großen Garten, welcher die herrlichsten westindischen und europäischen Früchte bot. Auf der Pflanzung Constanz-Spring wurden die Negersklaven mit vieler Menschlichkeit behandelt und nicht gar sehr durch Arbeit gedrückt. Ein Gleiches kann ich indessen nicht von den Negersklaven unseres Gasthauses in Kingston sagen. Ein verwachsener Neger war mit der Aufsicht über sie beauftragt; er trug beständig eine lange Hetzpeitsche in der Hand, und ermangelte nicht, bei jedem kleinen Vergehen der Neger Gebrauch davon zu machen.

In einem weit bessern Verhältniß wie die Neger, doch nicht den Europäern gleich, stehen die Mulatten. Häufig leben Europäer auf den westindischen Inseln mit einer Mulattin, ohne irgend eine kirchliche Trauung, da Vorurtheile eine förmliche Heurath verhindern. Oft wird jedoch ein gerichtlicher Vertrag geschlossen, durch welchen der Mutter und den Kindern ein bestimmtes Vermögen, gewisse Rechte u. s. w. gesichert werden. Im dem Hause üben solche Frauen alle Rechte einer Gattin aus, doch dürfen sie in keiner öffentlichen Gesellschaft von Europäern erscheinen, wo überhaupt keine farbigen Menschen zugelassen und geduldet werden. Diese Frauen sollen gewöhnlich ein musterhaftes Leben führen, und ihren Männern mit aufrichtiger Liebe ergeben seyn, so daß solche Verbindungen oft für das ganze Leben dauern, wenn sie nicht durch die Rückkehr des Mannes nach seinem Vaterlande brechen oder aufgehoben werden. Die Mulattinnen sind häufig gebildet und einnehmend in ihrem Aeußern, so daß zu bedauern ist, daß ein oft kaum merklicher Unterschied der Farbe sie auf eine solche Stufe der Erniedrigung setzt.

Auf dem Rückwege fuhren wir durch die Garnison der auf Jamaica stationirten englischen Truppen, eine Stunde von Kingston gelegen. — Bei einem großen Mittagsmahle, zu dem ich gebeten war, hoffte ich die westindische Küche kennen zu lernen. Die Gerichte waren jedoch größtentheils auf englische Weise zubereitet. Der Nachtisch, aus Früchten der verschiedensten Art bestehend, kann nur auf den westindischen Inseln so gut und reich gefunden werden. Die Bedienung bestand ganz aus Negern. Jeder Gast wurde von einem Sklaven servirt, während sechs andere unter den Befehlen eines Aufsehers mit Auf- und Abtragen der Speisen beauftragt waren. — Nach unserer Rückkehr an Bord des Schiffes Sophia lichteten wir am folgenden Morgen die Anker; ein günstiger Wind schwellte unsere Segel und am 9ten Mai erblickten wir die Küsten Tampico's. Allein so herrlich sich die Küsten der westindischen Inseln dem Seereisenden zeigen, so wenig versprechend und öde sind die mexicanischen. Südlich von der Mündung des Tampico-Flusses ist die Küste niedrig und flach. Vergebens sucht das Auge hohes Gebirge am fernen Horizont; sandige Ufer und etwas hügeliges Land ist Alles, was man erblickt.

Vermischte Nachrichten.

Unlängst wurde bei Membury in England eine dichte Dunstsäule von einem gewaltigen Wirbelwind bis in die Nähe der Oberfläche des Bodens herabgetrieben. Ueber die mit geschnittenem Getreide bedeckten Felder brausend, zerstreute der Wind die Garben nach allen Richtungen hin in die Luft, und würde ohne Zweifel auch unter den Menschen und den weidenden Heerden großes Unglück angerichtet haben, wenn er auf seinem Zuge mit solchen in Berührung gekommen wäre; glücklicherweise aber wurde seine Gewalt durch kräftigere Hemmnisse gebrochen, und er legte sich, ohne weiteres Unheil anzurichten. Die Bewegung dieser Erscheinung war von einem summenden Geräusch begleitet, und Einige wollen gesehen haben, daß zuweilen leuchtende Funken aus der Dunstsäule hervorfuhren.

Bei einer Industrieausstellung in London bemerkte man eine Dampfflinte, mit welcher 70 Kugeln in 4 Sekunden gegen eine eiserne Platte abgeschossen wurden. Sie kann sogleich wieder mit derselben Anzahl Kugeln geladen werden, die man nach Belieben entweder eine nach der andern, oder alle auf einmal abschießen kann, so daß es möglich wird 420 Kugeln in einer Minute oder 25,000 in einer Stunde abzuschießen. Der Flintenlauf ward der Sicherheit wegen in einer gegebenen Richtung befestigt, im Krieg angewendet, läßt er sich jedoch auf einem Zapfen drehen und nach allen Richtungen, gleich einem Bombenmörser, wenden.

Bei dem Dorfe Mont-Jouts (Nièvre) hat man eine reiche Erzader entdeckt. Zweihundert Arbeiter sind mit Untersuchung des Bodens beschäftigt. Der Raum, den sie einnimmt, beträgt, so weit man bis jetzt ausgemittelt hat, 80 bis 100 Hektaren; die Dicke der Erzgänge ist noch nicht bekannt, obschon man bereits mehr als 25 Fuß tief eingeschlagen. Das Mineral ist rein, und bedarf nichts als einer Wäsche von fließendem Wasser, um zur Verwendung geeignet zu seyn. Es ist die reichste Mine im Nivernais.

Unlängst hat man im Gebiet der Gemeinde von Oost-Roosbeke, in Holland, am Bache Mandel, aus einer Tiefe von acht Fuß, eine große Eiche ausgegraben, deren Holz hart wie Stein und glänzend schwarz ist. Der Stamm ist 11 bis 13 Fuß dick und drei Personen können auf der Fläche seiner Breite neben einander gehen. Die Rinde muß seit langer Zeit schon verschwunden gewesen seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 271.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 September 1836.

Die niedern Kasten in Indien.

Mit den Kastenunterschieden in Indien sind häufig selbst unterrichtete Personen, die sich längere Zeit in Indien aufgehalten haben, in hohem Grade unbekannt, und daher kommen die vielen Verstöße, die von den Fremden gegen die indische Sitte in dieser Beziehung gemacht werden. Es ist für einen, der in den europäischen Begriffen von Menschengleichheit aufgewachsen ist, ungemein schwierig, in diese seltsame sociale Ordnung einzugehen, die namentlich auf der untersten Stufe, den Pariahs, die den fünften Theil der gesammten Bevölkerung ausmachen, auf eine höchst drückende Art lastet.

Einige sind der Meinung, daß das Wort Pariah durch Verstümmlung von Paharri oder Paharripah entstanden sey, was so viel als „Gebirgsbewohner" bedeutet. Alle Gebirgsbewohner in ganz Indien sind Hindus, und werden mit Recht als die Urbewohner des Bodens betrachtet. Sie haben indeß die brahminischen Lehren nicht angenommen, wissen nichts von Kastenunterschied, haben nur wenig Vorurtheile und kümmern sich so wenig darum, was sie essen oder trinken, daß diejenigen, deren Umstände es gestatten, sich gern Fleisch und berauschende Getränke zu verschaffen suchen. Diese Leute werden von den Bewohnern der Ebene verachtet, und die geringschätzigen Ausdrücke, in denen diese letztern von jenen Rindfleischessern sprechen, haben viele Europäer zu dem Glauben verleitet, daß Alle, welche dergleichen sich zu Schulden kommen lassen, Pariahs seyen. Die Worte Pahar-ripah, womit man die ausgestoßene Kaste bezeichnen will, werden von den eingebornen Indern bei ihren Gesprächen unter sich selten oder nie gebraucht; sprechen sie aber mit Leuten, die mit den Sitten und Gebräuchen des Landes wenig oder gar nicht bekannt sind, so bedienen sie sich derselben, wenn von der verworfenen Kaste die Rede ist, und veranlassen Ausländer dasselbe zu thun, woher es kommt, daß besonders zu Calcutta und in der Nachbarschaft der Ausdruck Paharripah, in Pariah zusammengezogen, von den Europäern gebraucht wird, um alle jene zu bezeichnen, die von den angesehenen Hindus als Auswürflinge betrachtet werden. Die frühern britischen Ansiedler in der Präsidentschaft Bengalen bekümmerten sich wenig oder gar nicht um den Kastenunterschied, der auch selbst jetzt noch von der Mehrheit der in Indien lebenden Engländer wenig oder gar nicht berücksichtigt wird. Die geringe Kenntniß, die sie in dieser Hinsicht etwa besitzen, wird ihnen durch die Zwistigkeiten gleichsam aufgenöthigt, die es zuweilen unter ihrer Dienerschaft gibt, da diese nicht gehörig beigelegt werden können, wenn der Herr nicht mit dem zwischen ihnen bestehenden Kastenunterschied bekannt ist. Es gibt viele Militärs und auch einige Civilisten (wiewohl die letztere Klasse mit dem Dastur, oder Landesgebrauch, gewöhnlich besser bekannt zu seyn pflegt), welche die verschiedenen Kasten, zu denen ihre Dienerschaft gehört, durchaus nicht kennen; bei einigen soll die Unwissenheit sogar so weit gehen, daß ihnen selbst der Unterschied zwischen einem Moslem und einem Hindu unbekannt ist. Solche begehen dann gewaltige Verstöße gegen die Landessitte, und werden z. B. einen Khidmetghar (Aufwärter bei Tafel) dingen, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieser Diener ein Magh, ein schmutzig aussehender, Ekel erregender Bewohner der Küste von Tschittagong — die man häufig in englischen Häusern in Calcutta, aber selten oder nie in den obern Provinzen findet — oder ein Mater, d. h. ein Pariah sey. Dergleichen geschah in Calcutta, wo früher moslemitische Diener nicht selten sich weigerten, einen Schinken auf die Tafel ihrer Herren zu setzen; häufig, und selbst jetzt noch, kommen Beispiele von solcher Nichtachtung der Landessitte vor. So lange der Kastenunterschied von den Eingebornen als ein wesentlicher Theil ihrer Landesinstitutionen betrachtet wird, muß der Europäer ihn so weit achten, daß er keine Mißgriffe begeht, die ihn in dem nachtheiligsten Lichte erscheinen lassen; und zudem gewinnt der Fremde dadurch, daß er bei den Dienern, die er annimmt, auch die ihren Beschäftigungen entsprechenden Kasten berücksichtigt, mehr als er glaubt.

Die Sipahis und die Eingebornen überhaupt bilden sich ihre Begriffe von der Würde ihrer Offiziere und der unter sie versetzten Europäer nach den Kasten ihrer Dienerschaft. Je höher und folglich auch je geachteter die Kaste ist, der die Diener eines Angrey Bahadur (so viel als Mylord) angehören, um so größer ist auch die Achtung, in der er bei den Sipahis,

Google

den Eingebornen aller Klassen in seiner Nähe, und sogar bei seinen eignen Leuten steht. Die Dienerschaft der Familien in der Präsidentschaft Bengalen, wo die Schranken des Kastenunterschiedes noch schärfer gezogen und lästiger sind, als in den beiden übrigen, sollte stets aus Moslems und Hindus von verschiedenem Rang bestehen, weil das Klima zu drückend ist, als daß Europäer oder selbst Indo-Britten verwendet werden könnten. Jene, welche der strengen Sitte des Landes sich fügen, und die für jedes Geschäft geeigneten Diener wählen wollen, müssen dabei auf folgende Sekten und Religionen Rücksicht nehmen. Ein Khansaman, oder Proviantmeister, sollte stets entweder ein Indo-Portugiese oder ein Moslem seyn; ist er das Letztere (denn der erstere ist nicht leicht zu bekommen), so sey er ein Scheikh oder Pathan, denn wenn auch unter den Anhängern des Propheten in Indien keine Kasten bestehen, so herrscht doch ein großer Unterschied unter ihnen. Ist er ein Scheikh, so kann er darauf Anspruch machen von der Nebendienerschaft stets mit Scheikh-si und wenn ein Pathan, mit Khan-sahib angeredet zu werden. Sollte es sich aber fügen — was jedoch ein sehr seltener Fall ist — daß er ein Seid, oder Abkömmling von der Familie des Propheten wäre, so wird er von seinen Gefährten Mir-Sahib genannt. Da der Khansaman an der Spitze der Dienerschaft steht, so sollte er stets ein achtbarer Mann seyn, und gleiche Rücksicht wäre auch hinsichtlich des ihm zunächst stehenden Kochs zu nehmen, da Leute, welche mit Lebensmitteln zu thun haben, hinsichtlich ihrer Lebensweise so fleckenlos als möglich seyn müssen. Der Koch, oder Bawartschi, wie er in Indien genannt wird, ist eine höchst wichtige Person und sein Ehrentitel sowohl als der des Schneiders lautet Khalifadschi. Von Anfang der Welt standen diejenigen, welche die Nahrung bereiteten und den Körper bekleideten, in Ehren, und dieß hat sich in Indien noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Da kein Hindu von hoher Kaste eine Küche betreten würde, die durch Abschlachten eines ihm heiligen Thieres befleckt ist, so muß als Koch ein Moslem aufgenommen werden, weil auch der minder eitle, aber mit den Gewohnheiten der verworfenen Kaste der Pariahs bekannte Europäer vor dem Gedanken zurückschaudern würde, von dem Fleische zu essen, das durch die Hände eines solchen gegangen ist, und mithin die Wahl eines solchen zum Koch vermieden werden muß.

Vor dem Einfall der Muhammedaner in Indien wußte man nichts von Schneidern, da die von den Eingebornen getragene Kleidung in einem oder mehreren langen Stücken von Musselin, Kattun u. s. w. bestand, die rings um den Körper gefaltet wurden. Diese Art von Draperie wird noch jetzt von mehrern Hindus, besonders in Bengalen, getragen, und man muß gestehen, daß sie recht gut kleidet. Andere dagegen haben die muselmännische Aermelweste und Beinkleider angenommen, und so sind mithin Schneider unter den Anhängern Brahma's aufgestanden, die jedoch mit ihren Rivalen unter den Moslems nicht in die Schranken treten können. Die Abbars oder Kellermeister; die Kidmetghars oder Aufwärter bei Tisch, die Hukah-Burdah oder Pfeifenträger, die Massaltschi oder Küchenjungen und die Murghi-Wallah oder Aufseher über das Geflügel, sollten sämmtlich Moslems seyn, so wie auch die Bhisti oder Wasserträger und die Durwan oder Thürhüter. Auch der Surwan oder Kameltreiber, sollte demselben Glauben angehören, und um das Hauswesen ganz tadellos herzustellen, muß noch ein muhammedanischer Ferasch oder Stubenbodenfeger für die innern Gemächer aufgenommen werden, da der Mater oder Pariah der Regel nach nur zur Reinigung außerhalb verwendet werden darf, wiewohl bei Europäern unter hundert Fällen neunundneunzig vorkommen, wo dem letztern auch die Reinhaltung der innern Zimmer übertragen ist. Die bessern Klassen der Eingebornen halten die Gegenwart eines Mater für so befleckend, daß sogar die Teppiche für verunreinigt gelten, die er betritt; kein Hindu oder Muselmann würde ihn in seinem Hause dulden, und selbst der Verdacht, daß er irgend einen zu dem Haushalt eines einheimischen Fürsten gehörigen Gegenstand berührt haben könnte, würde einem solchen Unglücklichen eine martervolle Todesstrafe zuziehen. Welchen Abscheu und Widerwillen die höhern Klassen der Indier gegen diese Ausgestoßenen hegen, gab sich unlängst erst bei der Hinrichtung des Nawab Schamseddin zu Dehli kund. Als der Fürst die verhängnißvolle Leiter hinanstieg, blickte er den Mann an, der ihm den letzten fürchterlichen Dienst erweisen sollte, und fragte ihn, ob er ein Mater sey. Als dieß bejaht wurde, sprach der Nawab kein Wort mehr, aber der tiefe Schmerz, der sein Inneres bei dem Gedanken zerriß, daß ein Verworfener, der sonst nie vor seinen Augen zu erscheinen wagen durfte, ihn jetzt berühren dürfe, spiegelte sich auf seinem Gesicht. Nur ein Mensch aus der verworfenen Kaste gibt sich in Indien zum Scharfrichter her, und man hat viele Beispiele, daß Sipahis (gleichviel ob Brahminen oder Moslems), wenn sie zum Galgen verurtheilt waren, von den anwesenden Offizieren die Gunst erbaten und erhielten, sich selbst aufknüpfen zu dürfen, um sich nur nicht durch Berührung von einem Mater verunreinigen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Die Pariser Diebe.

(Schluß.)

Die Charrieurs wechseln mit ihren Diebesrollen auf tausendfältige Art; die ebenbeschriebene heißt charriage au change. Eben so häufig als diese ist die charriage au pot. Mit Bewilligung des Gärtners und des Pantre thut man nämlich den Schatz in einen Topf, welchen man in die Erde vergräbt, wo er dann in ihrer Abwesenheit von dem mit einverstandenen Charrieur gestohlen wird, welcher dafür den halben Antheil von der Beute erhält. Eine dritte noch häufiger vorkommende Art ist die charriage au jeu, wo der fremde oder einheimische Pantre auf irgend eine Weise zum Spiel eingeladen und tüchtig ausgeplündert wird. Die Fremden werden in der Regel folgendermaßen angeführt: der Gärtner sieht nämlich Jemand in Betrachtung eines der öffentlichen Bauwerke von Paris versunken; er nähert sich ihm, bückt sich und hebt ein Zweifrankenstück vom

Boden auf, welches er dem Fremden wieder zuzustellen eilt, da dieser es ohne Zweifel so eben verloren hat. Der Pantre weigert sich natürlich, das dargebotene Geld anzunehmen, der Finder macht Miene es wieder wegzuwerfen, denn er will es auch nicht behalten; da fällt diesem plötzlich ein Ausweg ein, der Beiden aus der Verlegenheit hilft und dem edelmüthigen Wetteifer ein Ende macht. Er schlägt nämlich vor, in das nächste Kafé zu gehen und dort den Fund gemeinschaftlich zu verzehren. Gesagt, gethan; man ißt, man trinkt; die Unterhaltung stockt; da drängt sich natürlich die Frage auf, ob der Herr spiele; — garçon les billes! oder un jeu d'écarté! — und unterdeß sind bereits zwei oder drei Amerikaner herbeigeschlichen, welche auf Beute lauerten; der Fremde geht mit leeren Taschen in sein Hotel zurück.

Die vierte Art dieser Spitzbüberei ist endlich die charriage à la mécanique, die schändlichste von allen, denn sie besteht darin, einen Vorübergehenden Abends beim Kragen zu erwischen und ihm vermittelst der Kravatte die Gurgel zuzudrücken, daß er nicht schreien kann. In dieser Stellung wird er auf den Schultern des Jardinier so lange und so weit fortgetragen, bis der Amerikaner ihn völlig ausgeplündert hat, — — eine Operation, nach deren Beendigung der arme Patient oft den Geist aufgegeben hat, in welchem Falle man ihn in den Kanal Saint-Martin wirft, in dessen Umgebungen jenes erstickende Handwerk besonders geübt wird, weil die Einsamkeit des Orts es begünstigt.

Die Diebe, welche Nachts über die Mauer steigen oder durch die Fenster einbrechen, heißen Vanternier, abgeleitet von vanterne, worunter in der Gaunersprache das Fenster verstanden wird. Diebe, welche zur Nachtzeit die Thüren gewaltsam erbrechen oder sie mit Dietrichen und falschen Schlüsseln öffnen, nennt man Caroubleurs, von carouble, der nachgemachte Schlüssel; die endlich, welche bei hellem Tage sich in die Häuser schleichen und in die Zimmer dringen, wo sie Niemand anzutreffen glauben, heißen Bonjouriers; denn wenn Jemand im Zimmer ist, bitten sie höflichst um Verzeihung und wünschen beim Weggehen ein freundliches bon jour.

Ein empörendes Gewerbe treiben die sogenannten Chanteurs, welche das Laster der Sodomiterei exploitiren. Diese Schändlichen haben in der Regel hübsche Knaben zu ihrer Disposition, welche sie Abends zu dem oder jenem vornehmen Herrn beordern, welcher sich seit seiner klassischen Studien die Wünsche Anakreons für Bathyllus und die Seufzer Virgils für den wohlgestalteten Alexis zu lebhaft zu Herzen genommen hat. Der junge Adonis sorgt dafür, daß er den Sünder nach einem günstigen, abgelegenen Ort hin verlockt, wo plötzlich ein Sergeant de ville aus seinem Versteck hervorspringt und beide inflagranti delicto abfaßt. Au nom de la loi je vous arrête: suivez-moi chez le commissaire de police. Der Adonis geht verschämt voran, bittre Thränen der Reue vergießend und der alte Sünder bittet unterwegs den harten Mann des Gesetzes und der öffentlichen Moral, ihn frei zu lassen; aber alle Vorstellungen und flehenden Geberden sind vergebens, obschon der Bittsteller sie mit dem Geklimper von Fünffrankenthalern begleitet. Der Polizeisergeant ist unbestechlich; der Viertelskommissär macht dagegen eine weniger unerbittliche Miene und auf seinem Bureau wird die Sache durch blanke Münze oder Bankbillets beigelegt, worauf man den procès-verbal ins Feuer wirft. Lange Zeit hindurch haben die Geprellten nicht geahnt, daß diese Diener der exekutiven Gewalt nicht aus der Rue de Jerusalem, sondern aus dem Bagno von Brest herstammten.

Eine schuldlosere Lebensweise als der Chanteur führt der Guepeur, der Vagabund ohne Obdach, der Zigeuner aus der Umgegend von Paris, welcher Abends auf den Boulevards singt und Nachts in den Steinbrüchen von Montmartre und Montfaucon schläft. Winters sucht er sich sein Nachtlager in der Nähe von Kalköfen, und Sommers in den Kornfeldern und Weinbergen. Woher er seinen täglichen Lebensbedarf zieht, weiß Niemand.

Zuletzt erwähne ich noch den Fourgua oder Fourgue, den Hehler einer ganzen Diebesbande, welcher die gestohlenen Sachen in seinem Laden aufnimmt und für den Verkauf derselben sorgt. Die Diebe treten zu einer Thür herein, erhalten den Preis für ihre Waaren und schlüpfen zur andern Thür wieder hinaus. Fast gleichzeitig mit ihnen wandert auch schon die gestohlene Waare wieder aus dem Laden, um in einer befreundeten Fabrik umgearbeitet zu werden, und ein solches Aussehen zu bekommen, daß der frühere Eigenthümer sie unmöglich wieder erkennen kann. Solche Hehler sollen keine zwei Stunden brauchen, um eine ganze Equipage, Wagen, Geschirr und Pferde unkenntlich zu machen. Die schlauesten der Fourguas gelangen bald zu einem ansehnlichen Vermögen und ziehen sich dann von dem gefährlichen Geschäft zurück, um den Rest ihrer Tage in einer angenehmen Villeggiatura bei Paris hinzubringen, wenn die Polizei sie ungeschoren läßt.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Drei und zwanzigster Brief.

Oran, 15ten März 1835.

Diese einst große und volkreiche, jetzt aber unbedeutende und von nur einigen Tausend Seelen bewohnte Stadt liegt unter 35° 50′ nördlicher Breite und 3° westlicher Länge von Paris. Sie steht theils am Meeresufer, an der Mündung einer geräumigen Schlucht, theils auf den Ebenen zu beiden Seiten jener Schlucht. Die Rhede bietet einen malerischen Anblick, doch ist sie seicht, den Winden ausgesetzt und für Schiffe von starkem Tonnengehalt nicht zum Ankerplatz geeignet. Die Ansicht von Oran ist gefällig und imposant zugleich; die Straßen gerade und breiter, als die von Algier, und mit diesen verglichen, wahrhaft paradiesisch zu nennen. Die Stadt hat sechs Thore und ist jetzt von einer Mauer nebst mehreren Außenwerken umgeben; die Mauer wird von Entfernung zu Entfernung von herrlichen Forts flankirt, die sich noch von den Spaniern herschreiben. Das Klima ist in diesem Augenblick köstlich und sehr gesund — jedoch nur für solche nicht, die an der Lunge leiden. Die Sterblichkeit ist hier geringer als in Algier, wiewohl auch das Klima dieser Stadt nicht ungesund genannt werden kann. Der gewöhnliche Krankenstand unter der französischen Besatzung ist 1 von

100 und übersteigt nur selten fünf Prozent; ein Verhältniß, das sich zudem nur in den höchsten Monaten herauszustellen pflegt, wo die Soldaten meist unmäßig im Genuß von Obst und Branntwein sind.

Die erwähnte Schlucht theilt die obere Stadt in zwei Hälften, die durch eine schöne Brücke, ebenfalls noch von den Spaniern sich herschreibend, mit einander verbunden sind. Der Gebirgsbach, der hier fließt, hat das ganze Jahr über Wasser, und ist stark genug, um mehrere Mühlen zu treiben. Ein schöneres als dieses von zwei Städten eingeschlossene Thal kann man sich kaum denken. Zu beiden Seiten des Baches steigen terrassenförmig angelegte Gärten empor, reich mit Fruchtbäumen und Blumen versehen, und wiederhallend von den lieblichen Tönen gefiederter Sänger. Während das Ohr sich an deren Gesang und dem Rauschen des Stromes ergözt, schwelgen Gesicht und Geruch in der reichen Fülle von Orangen-, Mandel- und Pfirsichblüthen.

Selten fühlte ich mich fröhlicher gestimmt, als wenn ich vom Meeresufer nach dem obern Theil von Oran emporstieg. Die Erinnerungen an die spanische und maurische Geschichte, welche hier geweckt werden, das gewaltige Kastell von Santa-Cruz auf dem Gipfel des Berges Rammra, 1600 Fuß über dem Meeresspiegel, an der nächsten Spize jener Gebirgskette, welche sich drei Stunden weit bis nach Mers-el-Kebir hinzieht, wo ebenfalls herrliche spanische Festungswerke nebst den Minarets mehrerer Moscheen emporsteigen, und dann der Anblick der dreifarbigen Fahne auf dem Thurm und der Citadelle — alles dieß lenkt die Gedanken des Betrachtenden auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich.

Die Spanier gaben im Jahre 1791 Oran den Mauren zurück, nachdem sie es länger als hundert Jahre besezt gehalten, und mehrere Millionen darauf verwendet hatten, um es uneinnehmbar zu machen. Ein Erdbeben begrub indeß in einer einzigen unglücklichen Nacht mehrere Tausende der Bewohner unter den Trümmern ihrer Häuser, und obschon die Festungswerke nicht ganz zerstört worden waren, so zogen doch die Spanier, des Besizes herzlich müde, ab, und übergaben Stadt und Provinz Oran durch Vertrag dem Dey von Algier.

Nachdem ich dem britischen Vicekonsul, Herrn Dalzell, meine Aufwartung gemacht hatte, begab ich mich in die „Neue Kasba“ — so genannt im Gegensaz zu einer ältern, die jezt in Ruinen liegt — um dem französischen Kommandanten, General Trezel, meine Achtung zu bezeugen. Diese neue Kasba hat schöne Mauern, Batterien, welche das Meer und die Stadt beherrschen, einen tiefen Graben mit Gegenwällen und noch einige Ueberbleibsel eines bedeckten Weges. Hier sind Kasernen für 500 Mann Infanterie und 200 Mann Kavallerie. In allen Höfen befinden sich Springbrunnen und laufendes Wasser. Das Einlaßthor ist ganz aus behauenen Steinen aufgeführt und ein wahres Musterwerk der Architektur. Der General und seine liebenswürdige Gattin nahmen mich sehr freundschaftlich auf, und luden mich ein für allemal zu ihren Abendgesellschaften ein.

Das bereits erwähnte Fort Santa-Cruz ist noch immer fest genug, um jeden Angriff auf die Stadt von dieser Seite abzuweisen, und könnte so weit hergestellt werden, daß eine starke Garnison Raum hätte. Jezt aber steht es verlassen, obschon es die Franzosen besezt hielten, als die Araber Oran das Leztemal angriffen. Ich besuchte es an einem schönen Tage; doch machte der Anblick der Verwüstung, die düstern Treppen und die verödeten Zimmer einen so unangenehmen Eindruck auf mich, daß ich herzlich froh war, einige muntere Franzosen bei mir zu haben. Von Santa-Cruz aus betrachtet, erscheinen die Gebäude der unten liegenden Stadt wie Kartenhäuser. Von der Stadt aus schweift der Blick über ein weites, ödes Land bis zu einem zwanzig Meilen langen Salzsee hin, den noch kein Boot befahren, weil er zu seicht dazu ist. Doch gereicht dieser See dem Lande selbst zu großer Wohlthat, weil an seinen im Sommer trocken liegenden Ufern Salz in so großer Menge gefunden wird, daß man 100 Pfund zu sieben Sous verkauft.

Man hat in Santa-Cruz unterirdische Gänge entdeckt, die vom Kastell aus bis zu drei Meilen entfernten Stellen der Ebene unterhalb führen. Unter den schauerlichen Mauern der verlassenen Festung heulen jezt die Schakals der Umgegend ihr Abendkonzert und schlagen hier ihr Nachtquartier auf, indem sie das alte Gemäuer zugleich mit sehr lästigen Gästen bevölkern, denn wir kamen über und über mit Flöhen bedeckt nach Oran zurück.

Westlich von der Stadt befinden sich noch zwei kleinere Forts an der Straße nach Mers-el-Kebir, die noch gut erhalten und von den Franzosen besezt sind. Auf dem Wall eines derselben steht noch ein eiserner Pfahl aufgerichtet, an dem zu den Zeiten der Mauren Verbrecher gespießt wurden.

An der südöstlichen Seite der Stadt sieht man noch die Ruinen von den Befestigungen und den viereckigen Thürmen, welche Oran von jener Seite her einst uneinnehmbar machten. Jezt ist es nicht mehr so, denn vor nicht ganz einem Jahre wären die Araber gerade von hier aus beinahe in die Stadt gedrungen. Alle diese Befestigungen rühren von den Spaniern her, und sind von Steinen erbaut, die ein großer Steinbruch in der Nähe lieferte, in dem oft versteinerte Fische gefunden worden sind.

Die spanische Bevölkerung von Oran bewohnte eine ausgedehnte Fläche, die von dem maurischen Stadttheil durch die Schlucht und den erwähnten Gebirgsbach getrennt war. Selten nur habe ich etwas für die Phantasie Imposanteres gesehen, als diese Ruinen von Kirchen und Palästen, diese Ueberbleibsel von Pläzen, Straßen und Häusern, von Nesseln und Unkraut aller Art überwuchert, wie diese weite Ebene sie jezt bietet. Dieser Plaz, obschon kein gebahnter Pfad sich hier befindet, ist dennoch mein Lieblingsspaziergang, nicht bloß deßhalb, weil er mir ein Gemälde der einst so stolzen Stadt vor die Seele führt, in deren Trümmern jezt die Hyäne haust und die Natter sich verbirgt, sondern auch, weil hier eine Auswahl von wilden Blumen des Landes wächst, von denen ich mir eine Sammlung anlege. Um mit den Schlangen in keine unangenehme Berührung zu kommen, halte ich mich so viel möglich auf freiem Boden und ziehe mit einem Haken am Ende meines Stockes die Pflanzen von unzugänglichen Stellen weg. Ein einziges Mal nur wagte ich mich in eine Tiefe, wo ich eine Nessel sah, deren Stängel ohne alle Uebertreibung so dick war als der Stab eines Regenschirmes. Ich konnte dieses Prachtexemplar jedoch nicht bekommen und mußte mit verbrannten Fingern wieder abziehen.

(Fortsezung folgt.)

In einem Garten einer der Vorstädte von Beauvais ist ein 5 Fuß 5 Zoll langer und 3 Fuß breiter bleierner Sarg gefunden worden, der ein Skelett enthielt, dessen Schädel mit einem glänzenden Mineralgrün bedeckt war, und das am Handgelenk ein Armband von Achat trug. Der Deckel war mit Reliefs, jedoch auf eine Art geziert, die sich nicht beschreiben läßt. Eine gläserne Phiole mit langem, schmalem Hals und großem Bauch und ein gläserner Becher wurden ebenfalls im Sarge gefunden, sonst aber weder Medaillen noch Münzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 272.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 September 1836.

Kunst und Alterthümer in Frankreich.

1. Das Hotel de Cluny in Paris.

In der Rue des Mathurins St. Jacques zu Paris steht auf klassischem Boden ein Haus, das, bis jetzt wenig von Deutschen beachtet, die Aufmerksamkeit eines jeden Fremden verdient, nicht nur weil es, ein ehrwürdiger Zeuge früher Jahrhunderte, an Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Paris reich ist und Spuren der Baukunst verschiedener Zeiträume darbietet, sondern auch wegen einer äußerst sehenswürdigen Sammlung von Kunstgegenständen aus den letzten Zeiten des Mittelalters bis zum 17ten Jahrhundert. Das Hotel de Cluny, heute das Eigenthum eines sehr gelehrten Kunstfreundes, Herrn von Sommérard's, verdankt seinen Namen den Aebten von Cluny, die es seit dem Jahre 1269 mehrere Jahrhunderte hindurch bewohnt haben. Yves de Verg, Abt des Klosters Cluny (welches über dem Sorbonneplatz lag und spurlos verschwunden ist), stiftete in dem eben genannten Jahre die Schule von Cluny, deren letzte Ueberbleibsel in einem Hause am Sorbonneplatz erst vor ganz kurzer Zeit abgetragen wurden. Der Bequemlichkeit wegen schlug er seinen Wohnsitz in dem sogenannten alten Schlosse auf, das von dieser Zeit an Hotel de Cluny genannt wurde. Einer seiner Nachfolger, Jacques Amboise, ließ es unter Ludwig XII Regierung im Jahre 1490 fast ganz neu aufbauen, wozu er die für jene Zeit ungeheure Summe von 50,000 Engelchen oder Angelots verwendete. Das Gebäude trägt, wie mehrere andere damals erbaute Schlösser Frankreichs, das Gepräge des Uebergangsstyls mit nach und nach erfolgten Abänderungen.

Gleich beim Eintritt in den Vorhof des Hotels wird das Auge des Beschauers auf die linke Vorderseite des Gebäudes geleitet, und durch den Anblick der gothischen Fenster und des zierlichen Schnörkelwerks des Daches angenehm überrascht. Die Mauer des Erdgeschosses links zeigt in der Mitte einen auswendig gothisch, inwendig aber vollkommen kreisförmig gewölbten Bogengang, einst der Eingang aus dem Vorhofe in den innern Hof des Palastes der Thermen. Bei dem im 15ten Jahrhundert ausgeführten Bau des Hotels hat man die von Römerhänden aufgerichtete Mauer benutzt, welche aus abwechselnden Schichten von kleinen Quadern und von 22 Zoll langen Ziegeln besteht, die durch einen kieselhart gewordenen Kitt mit einander verbunden sind, und nur das Auswendige hat man im Style des beginnenden Uebergangs gebaut.

Ueber die Geschichte dieses Hauses läßt sich kurz gefaßt Folgendes sagen.

Es ist unbestritten, daß auf der Stelle des Hotels und des daneben befindlichen ehemaligen Mathurinerklosters der von Constantinus Chlorus, oder wie auch behauptet wird, von dessen Enkel Julian erbaute Palast der Thermen (palatium thermarum) stand. Eine unterirdische Röhrenleitung führte das Wasser aus der Quelle von Rungis, heute Arcueil, einem großen Wasserbehälter zu, der zur Speisung der Bäder diente und den man heute noch linker Hand vom Eingangsthore auf dem Hofe sehen kann; er wird sogar benutzt. Eine Ader der von Jacques de Brosse unter Maria von Medicis angelegten Wasserleitung, welche einen Theil des Quartiers St. Jacques mit Quellwasser von Arcueil versieht, führt auch ihm welches zu, das aus einer täglich dreimal geöffneten Röhre springt. Mehrere Kaiser, namentlich Valentin I, Gratian, Valens 2c., haben diesen aus mehrern ansehnlichen Gebäuden bestehenden Palast kürzere oder längere Zeit bewohnt. Von dem allgemeinen Rückzuge der Römer aus Gallien bis zu dem Haupteinfalle und der festen Niederlassung der Germanen, also in jenem Zeitraume von einigen Jahrzehnten, während dessen das Land sich selbst überlassen blieb, wurde der Palast durchaus nicht benutzt, und die Wasserleitung gerieth in Verfall. Erst im Jahre 1544, als an dem Thore St. Jacques Vertheidigungswerke gegen Karls V herannahendes Heer aufgeworfen wurden, entdeckte man ihre Spuren wieder, und wurde auf den Gedanken der Anlage eines ähnlichen Werks gebracht.

Auf dem sanften Abhange der Höhe Mont St. Geneviève, deren höchster Punkt durch das Pantheon bezeichnet ist, mitten unter Gärten und Wiesen liegend, die sich auf dem linken Ufer der Seine ausdehnten, schien der Palast der Thermen den Frankenkönigen ein erhabener und anmuthiger Wohnsitz. Hierzu diente er mehrere Jahrhunderte lang, denen aus den beiden

ersten Fürstengeschlechtern, namentlich Chlodwig und Childebert. Der letzte pflegte, wie S. Foix berichtet, von dem Palaste zu Fuß durch seine Gärten nach der Kirche St. Vincent — früher ein Tempel der Isis, heute die Kirche St. Germain-des-prés — zu gehen. Dieser Schriftsteller versichert auch, daß Gisla und Rotrude, die liebenswürdigen Töchter Karls des Großen, nach ihres Vaters Tode von Ludwig dem Frommen hieher verbannt worden seyen. Einige wollen sogar den Palast der Thermen zum Schauplatze jenes so schön erfundenen Liebesabenteuers Eginhards machen, wofür aber jeder Beweis fehlt. Es scheint, daß der Palast der Thermen schon zur Zeit der Merovinger unter dem Namen des alten Schlosses (vieux château) allgemein bekannt gewesen ist; er hat ihn auch, wie oben bemerkt wurde, bis 1269 behalten. Nachdem die Könige aus dem dritten Stamme ihren Sitz nach dem an der Seine liegenden Palast der Grafen von Paris, dem heutigen Justizpalaste, verlegt hatten, wurde das alte Schloß vernachlässigt; auch haben die Normannen auf einem ihrer Streifzüge den östlichen, seitdem nicht wieder aufgebauten Theil desselben zerstört. Als merkwürdig wird von den Geschichtschreibern angeführt, daß unter Heinrich III eine Schauspielergesellschaft eine Zeit lang Vorstellungen in diesem Wohnsitze eines Abts von Cluny gegeben habe, bis sie im J. 1584 durch einen Parlamentsbeschluß untersagt wurden. Oft diente das Hotel de Cluny Verfolgten zur Zuflucht, z. B. im J. 1565 dem Kardinal von Lothringen nach seinem bekannten Unfall in der Straße St. Denis; der Aebtissin Arnauld mit den Nonnen von Port-roval im J. 1625, um den Verfolgungen der Jesuiten zu entgehen 2c. Aber auch von Liebesabenteuern ist es ein stummer Zeuge gewesen; das Anziehendste darunter ist wohl Folgendes.

Noch nicht drei Monate besaß Ludwig XII seine dritte Gemahlin, die Prinzessin Maria von England, als er, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen, starb. Der junge Graf von Angoulême, Enkel des Herzogs von Orleans, also der nachmalige König Franz I, war zum Thronfolger bestimmt. Brantome bemerkt: „an Maria lag es nicht, daß sie keine Kinder hatte. Sie wendete daher allerhand Mittel an, um sich wenigstens für einige Zeit eine Macht zu erhalten, deren Zauber sie während einer achtzigtägigen Herrschaft hinlänglich kennen gelernt hatte.“ Maria sprengte aus, sie sey guter Hoffnung und wußte durch gewisse Vorkehrungen die Wahrscheinlichkeit dieses Gerüchtes anschaulich zu machen. Die Herzogin von Angoulême hatte aber ein scharfes Auge, und ließ, besorgt für die Sache ihres Sohnes, die schöne Wittwe überall und beständig beobachten. Eines Tages hinterbrachte man ihr, Maria werde sich mit einbrechender Nacht, vermuthlich eines galanten Abenteuers wegen, nach dem Hotel de Cluny begeben. Als Ludwig XII Maria von England geheurathet hatte, schickte er den jungen Franz nach Boulogne, um sie bei ihrer Landung zu empfangen. Sie war das schönste, reizendste Weib ihrer Zeit, und niemand konnte dieß tiefer empfinden, als der dafür überaus empfängliche Franz. Sie sehen und lieben war das Werk des Augenblicks. Aber auch sie soll ihn nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet haben, und beide, sagt man, würden einander vielleicht zu gut geworden seyn, hätte ihnen nur das tückische Geschick Zeit und Gelegenheit gegönnt. Der Funke der Liebe erhielt sich im Herzen des jungen Prinzen und war bereits zur heftigen Flamme gediehen, als die Herzogin von Angoulême die ihr zugekommene Nachricht als ein unfehlbares Mittel, sie zu löschen, ergriff. Sie veranstaltete geschickt, daß der Prinz wie durch einen Zufall erfuhr, die Königin werde Abends einer Zusammenkunft im Hotel de Cluny beiwohnen, und, wie sie richtig vorhergesehen hatte, flog er, von Liebe, Neugier und Eifersucht getrieben, zur bestimmten Stunde dorthin. Er läßt sich stürmisch ein Gemach nach dem andern aufschließen, — er hätte vielleicht Frankreichs Krone für einen Kuß von der holden Engländerin verscherzt,— und als sich zuletzt das heute nach ihm benannte Zimmer vor ihm erschließt, erblickt er mit Entsetzen den Gegenstand seiner zärtlichsten Träume in den Armen Charles Brandon's, ihres Milchbruders. Noch stand er in seiner Enttäuschung wie versteinert da, als seine Mutter, die ihm heimlich auf dem Fuße gefolgt war, in Begleitung von mehrern vornehmen Männern hereintrat, und dem Abte von Cluny, der sich unter ihnen befand, den Auftrag ertheilte, in der anstoßenden Kapelle sofort dem überraschten Liebespaare den ehelichen Segen zu ertheilen. So ward die Königin Maria die Gemahlin ihres ersten Geliebten, des nachmaligen Herzogs von Suffolk, eine Ehe, aus welcher Johanna Gray hervorgegangen ist.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die in jeder Hinsicht merkwürdige Sammlung von Kunsterzeugnissen aus ältern Zeiten. Herr von Sommérard hat sie im ersten Stockwerke in den verschiedenen Gemächern aufgestellt und diese mit Namen bezeichnet, die an ihre geschichtliche Bedeutung erinnern.

(Fortsetzung folgt.)

Die niedern Kasten in Indien.

(Schluß.)

In Calcutta wird das Amt eines Khansaman zuweilen durch einen Parsi oder Feueranbeter besetzt, gegen den die Eingebornen nichts einzuwenden haben, da diese Leute bei ihnen in Achtung stehen, obschon sie Gewohnheiten haben, welche dem Europäer eben nicht angenehm seyn können. Die Zahl der Anhänger dieses Glaubens ist in Bengalen jedoch sehr klein und in Bombay, wo sie zahlreich sind, kann man sie nicht wohl um sich haben, weil ihre Religion ihnen vorschreibt, eine musselinene Aermelweste, die sie auf dem bloßen Leibe tragen, nicht eher — selbst beim Baden nicht — abzulegen, bis sie ihnen buchstäblich vom Leibe fällt. Eine andere Seltsamkeit der Anhänger dieser Sekte besteht darin, daß sie sich weigern ein Licht auszulöschen, was ihnen, als Feueranbetern, die Vorschriften ihrer Religion verbieten.

Die Zahl der weiblichen Dienerschaft in einer solchen europäischen Haushaltung in Indien ist, gegen die der männlichen gehalten, unbedeutend; außer der Ayah oder Kammerfrau der Dame vom Hause, die eine Portugiesin oder eine Bekennerin

des Islams seyn sollte, findet man in mehreren Häusern noch eine Amme oder Dheia, für welchen Posten eine Portugiesin den Vorzug hat. Eine Matranni, oder Frau aus der verachteten Kaste nehmen, hieße gegen die Begriffe der Eingebornen allzu sehr anstoßen, da man diesen Unglücklichen Schuld gibt, daß sie sogar Aas essen und ihr Glaube ihnen zur Pflicht mache, gelegentlich selbst die ekelhaftesten Nahrungsmittel ohne allen Abscheu zu genießen.

Der Glaube der Seices oder Stallknechte kommt nicht in Betracht, obschon man sagt, daß der türkische Pferdeknecht stattlicher aussehe, der Hindu aber mehr für die Pferde besorgt sey. Der Träger oder Bediente wird gewöhnlich aus den Anhängern Brahma's gewählt, obschon sich kein besonderer Grund angeben läßt. Diese Klasse wird in mehrere Sekten eingetheilt, die, obgleich alle Hindus, dennoch verschiedene Gebräuche befolgen. In Calcutta und durch ganz Bengalen und Orissa sind die Träger Bengalen oder Uriahs. Die letztern, welche eine hohe Meinung von ihrem Werthe haben, geben sich ein gewaltiges Ansehen; sie sind von den übrigen Trägern dadurch leicht zu unterscheiden, daß sie sich Stirn und Nase mit einer Mischung von gelbem Ocker und Sandelholz bestreichen. Die Träger des Oberlandes sind ebenfalls in mehrere Kasten abgetheilt, von denen die Rewanni die besten sind; die übrigen, besonders die Turaha, stehen in dem Rufe dem Trunk ergeben zu seyn. Die Dhobis oder Wäscher bilden eine eigene Klasse; die Hindus, welche dieses Gewerbe treiben, werden mehr geschätzt als die wenigen Moslems, die sich damit beschäftigen. Die Kulassis oder Zeltaufschläger, werden ebenfalls in mehrere Kasten als Thoris, Tschumars und Dusads eingetheilt. Die Kuhhirten und Schäfer gehören zwei verschiedenen Kasten an, die nur selten eine andere Beschäftigung wählen. Die Garri-wan oder Fuhrleute sind gewöhnlich Hindus, und mehrere Kasten aus ihnen, als z. B. die Gwalas, Kulwyas u. s. w., treiben dieses Gewerbe; die letztern beschäftigen sich zugleich mit Zuckerbäckerei. Auf der sorgfältigen Auswahl der genannten Leute beruht der regelmäßige Gang einer Haushaltung, und wenn dort lebende Europäer sich in dieser Hinsicht beschweren, so ist bei neun Fällen unter zehn die schlechte Auswahl Schuld, die sie hinsichtlich ihrer Dienerschaft trafen. Angesehene Hindus scheuen sich deßhalb auch europäische Familien zu besuchen, weil sie fürchten dort mit Leuten in Berührung zu kommen, welche die Sitte ihnen gebietet zu meiden. Ein Hindu von Rang zu Lucknow willigte nur dann erst ein bei einem britischen Offizier zu speisen, als er sich überzeugt hatte, daß der Koch des letztern ein Moslem sey, indem er, wenn er ein Hindu gewesen wäre, nur ein Mater seyn konnte.

Das indische Militär zu Madras und Bombay wurde aus allen Kasten rekrutirt, und die Erfahrung hat den britischen Behörden gezeigt, daß die Maters, sobald sie Gelegenheit fanden durch einen ehrenvollen Dienst ihrer furchtbaren Sklaverei ledig zu werden, gute gemeine Soldaten wurden; sobald man sie aber beförderte und mehr sich selbst überließ, ergaben sie sich meist dem Trunk und kehrten zu ihrer vorigen unsaubern Lebensweise zurück. Welchen Rang sie im Militär auch immer einnehmen mochten, so erkannten sie doch stets, daß die Stelle, die sie in der Gesellschaft behaupteten, immer dieselbe bliebe, und der Abscheu ihrer Landsleute von höherer Kaste gegen sie, sich um nichts gemildert habe. Die Reform in dieser Hinsicht muß daher, wie bereits gesagt, bei den höhern Klassen beginnen, und diese dazu angehalten werden durch Aufgeben ihrer Vorurtheile die Emancipation ihrer unglücklichen Brüder zu beginnen. Das bengalische Militär war stets durch seine ordentlichen und gesitteten Rekruten ausgezeichnet, und doch sind die verschiedenen Kasten und Sekten, zu denen die Sipahis gehören, zahlreicher als man glaubt. Die Braminen gehen im Range den übrigen vor und werden ihrerseits noch in verschiedene Klassen abgetheilt, als: Kunaugia-Braminen und Ajudia-Braminen, von denen die letztern ihren Namen von der Provinz Oude tragen; und dann gibt es wieder Braminen, die durch eine Zusatzbenennung bezeichnet werden, wie z. B. Persand, Sukal, Ditschik, Missur u. s. w. Ferner haben mehrere Radschputen das Recht das Wörtchen Singh ihren Namen beizufügen. Außer diesen sind noch tadellos: Ahir und Gwala, beide Kuhhirten; Lodh, deren Mitglieder sich mit Landwirthschaft beschäftigen; Kurmi, Gärtner und Gemüsehändler; Tamuli, die sich einzig und allein mit dem Anbau der Pflanze beschäftigen die das Paan-Blatt liefert, und endlich noch die Kaste Gurrchi, deren Glieder Schafhirten sind.

Die Muhammedaner, welche in den Militärdienst treten, sind größtentheils Scheiks und Pathans; obwohl zahlreich genug, werden sie in den Infanterieregimentern der Zahl nach von den Hindus übertroffen, da man annehmen kann, daß in jeder Kompagnie unter vier Mann drei Hindus sind. Von diesen letztern sind ein Drittheil Braminen und die übrigen Radschputen und Leute aus den niedern Kasten. Bei Anwerbung von Moslems ist besonders darauf zu sehen, daß sie kein den Hindus anstößiges Gewerbe getrieben haben; denn kaum wurde einst in einem Regiment entdeckt, daß ein neu aufgenommener Muhammedaner früher ein Metzger gewesen, als er sich auch schon flüchten mußte um sein Leben zu retten, da die Braminen einen Menschen, der Blut, und besonders das der ihnen heiligen Kuh vergossen hat, niemals neben sich dulden. Es ist daher auch beschlossen worden, Braminen, ihres herrschsüchtigen Wesens und ihrer Unduldsamkeit halber, nie mehr zum Militär zuzulassen. Die Moslems werden vorgezogen, weil sie lenksamer sind, und aus diesen und den Radschputen soll neuen Verordnungen zufolge die Armee künftig rekrutirt werden, da die letztern zudem kriegerischer und mit Leib und Seele Soldaten sind. Dieß erklärt auch die Schwierigkeit, welche die Moguls fanden, als sie, nachdem bereits ganz Hindostan erobert war, die Unterjochung der Radschputen unternahmen. Hier stand die ganze männliche Bevölkerung, jung und alt, auf, um die Angreifenden zurückzuschlagen, und als endlich die Moslems des Landes Meister wurden, fanden sie es fast ganz ausgestorben, weil die Bevölkerung im Kampfe beinahe ganz aufgerieben worden war. Anders ist es dagegen in Bengalen, wo man ganze Distrikte findet, die nicht einen einzigen streitbaren Mann aufzustellen vermögen. Deßhalb kann man sich auch auf Reisen,

Digitized by Google

mag das Gefolge, das man bei sich hat, auch noch so groß seyn, im Fall eines Angriffs immer nur auf jene seiner Leute verlassen, welche einer kriegerischen Kaste angehören.

Noch muß einer andern Kaste, Gudschars genannt, gedacht werden, welche die nordwestlichen Provinzen von Britisch-Indien bewohnt und von der viele ihrer Angehörigen in der Nähe von Dehli gefunden werden. Diese Leute bauen das Feld, und beschäftigen sich vorzugsweise mit der Anpflanzung von Wassermelonen. Während der Zeit des Jahres, wo dieser Anbau ihnen keine Beschäftigung gibt, verfertigen sie Seile. Diese Gudschars nähern sich den Pariahs so ziemlich, und sind auch eben so wenig delikat hinsichtlich ihrer Nahrung, da sie Ratten und Mäuse zu essen pflegen. Noch gibt es eine herumziehende Kaste, Nuths genannt, die viel Aehnliches mit den in mehrern europäischen Ländern lebenden Zigeunern hat. Diese Leute flechten Körbe und Matten und die jungen Mädchen suchen durch Tanz und trügerische Künste Geld zu verdienen. Unter ihren Weibern, Nuth-nis genannt, findet man manches hübsche und ausdrucksvolle Gesicht. Alle sind sehr schlank gewachsen, und ihre Gesichtsfarbe ist dunkler als die der übrigen Eingebornen. Die Buchalicias oder Vogelfänger, bilden ebenfalls eine eigene auf niederer Stufe stehende Kaste. Außer den bereits aufgezählten gibt es noch folgende mehr oder minder geachtete Kasten als: Dhars, die das Hornvieh hüten; Koris, welche Weber sind, Kandus, die sich mit Zuckerbäckerei abgeben u.s.w.

Die Maters theilen sich in zwei Kasten, nämlich in Tirabhai und Halalkhar; beide stehen auf gleich niederer Stufe, und führen eine gleich ekelhafte Lebensweise, indem sie Reptilien verzehren, die von andern verabscheut werden, und es sind nur gewisse Glaubensartikel, welche diese Trennung herbeiführte.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Drei und zwanzigster Brief.

(Fortsetzung.)

Die hiesige Umgebung ist indeß doch noch nicht so reich an wilden Pflanzen des Landes, als die Felder um Algier; dort aber hielt ich mich während der Wintermonate auf, während hier der Frühling alle Blüthen entfaltet. Hier findet man Goldwurz mit bläulichweißen Blüthen, der oft 6 Fuß hoch ist. Der wilde Knoblauch hat schöne Blüthen von derselben Farbe; die wilde Tulpe aber, die Jussieu zu den Liliaceen rechnet, ist der Stolz dieser Gefilde, und nicht etwa bloß eine Zierde für das Auge, wie unsere Gartentulpe, sondern sie haucht auch aus ihren goldglänzenden Glocken einen Wohlgeruch aus, dem der weißen Lilie ähnlich. Die Ochsenzunge mit ihren dunkelblauen und Linus ruber mit seinen rothen Blüthen, so wie der Convolvulus, der hier weit größere Blumen trägt als in Europa, schmücken den Boden, als wäre er mit einem bunten Teppich belegt, auf dem Ferrula communis mit ihrem das Auge erquickenden Grün zu ungeheurer Höhe emporwächst. Der Quendel, eine Art wilden Thymians, ist hier häufig und von trefflichem Geruch, so wie auch Alissum montanum. Von Malven finden sich verschiedene Arten, von denen Malva arborescens die offizinellste, Rotundifolia aber, meinem Geschmack nach, die malerischste ist. Presida alba, mit ihrem hohen Stängel und weißen Blüthen, und Chrysanthemum majus, das wie eine riesige Camille aussieht, gewähren nicht minder einen angenehmen Anblick. Ich will Sie jedoch nicht länger mit Aufzählung botanischer Namen langweilen und nur noch der allerliebsten Miotis annua gedenken, die sich hier am Boden ausnimmt wie ein Punkt vom saphirblauen Firmament in eine Kapsel von Smaragd gelegt.

Ich hatte von meiner botanischen Exkursion einen guten Appetit mit nach Hause gebracht, den zu befriedigen es nicht an Mitteln fehlte, da das Fleisch hier in Privathäusern und an der Wirthstafel weit besser ist, als in Algier. Für 65 Franken monatlich bekam ich zweimal des Tages zu essen, nämlich ein Gabelfrühstück und ein Mittagsmahl. Obschon Fleisch, Fische und Geflügel hier zweimal wohlfeiler sind, als in Algier, so glaube ich doch nicht, daß der Gastgeber bei diesem Preis großen Gewinn machen kann, und so war es auch, wie ich aus dem Mund der Wirthin selbst erfuhr, wirklich. Da ich eines Tages der letzte am Tisch war, machte ich ihr einige Komplimente über ihre Küche und die gastronomischen Kräfte ihrer Gäste; damit aber hatte ich die zarteste Seite ihres Herzens berührt. „Ach, mein Herr, hub sie an, wenn alle ein Gewissen hätten, wie Sie, und sich mit ein paar Gerichten begnügten, so könnten wir bei unserem Geschäft bestehen; aber diese Raben, diese Vielfraße! — Die Mägen dieser Ungeheuer sind unser Verderben," fügte sie bei, ihre Thränen mit der Schürze trocknend. „Ich sage es meinem Mann alle Tage, daß wir uns mit unserer Kocherei nicht so viele Mühe geben sollten, denn je besser die Speisen bereitet sind, um so gieriger werden sie verschlungen." Ich konnte der Frau nicht Unrecht geben, denn ich sah selbst, daß ein dicker Major einen Eierkuchen, ein Huhn, Schinken und eine wenigstens einen halben Fuß hoch aufgethürmte Pyramide von Coteletts zu sich nahm.

Da einmal von Eierkuchen die Rede ist, so muß ich Ihnen doch noch erzählen, daß ich gleich am Tage nach meiner Ankunft an der Tafel des Generals Trezel einen recht delikaten von Straußeneiern aß. Die geladenen Gäste waren; mit Ausnahme meiner Person und eines spanischen Geistlichen, sämmtlich Militärs. Der Geistliche war ein Freund von Mina und ein eifriger Konstitutioneller, der unter Anderem sagte, es sey widersinnig, behaupten zu wollen, daß die katholische Religion der Freiheit nachtheilig und dem göttlichen Recht der Könige günstig sey, denn es wären weit mehr katholische als protestantische Herrscher entthront worden, und der Katholicismus sey ein natürlicher Verbündeter des Republikanismus. Ich war mit meinem Straußeneierkuchen so sehr beschäftigt, und der Mann erinnerte mich so stark an O'Connell, daß ich keinen Widerspruch vorbringen konnte.

Auch einige recht hübsche Damen fanden sich ein, von denen eine mir erzählte, daß sie schon vom Fleisch eines Löwen gekostet und es im Geschmack gutem Kalbfleisch ähnlich gefunden habe. Sogar von einem Schakal hatte die Dame gespeist und das Gericht war ihr wie Wildpret vorgekommen. Bei der ganzen übrigen Unterhaltung zeigte sie sich jedoch zart und weiblich. Ich sagte ihr, daß ihr Mund viel zu schön sey für solche Speise.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 273.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 September 1836.

Die phrenologische Gesellschaft von Paris.

Am 23sten vorigen Monats hielt die phrenologische Gesellschaft von Paris ihre sechste jährliche Sitzung im Saal St. Jean des Hotel-de-Ville. Diese Feierlichkeit lockte eine große Masse von Zuhörern herbei, unter denen man auch durch Kunst und Wissenschaft ausgezeichnete Personen bemerkte. Reden, reich an Thatsachen und Gedanken über die Zukunft der phrenologischen Wissenschaft, über die praktischen Resultate, die aus ihr hervorgehen werden, über ihre genaue Beziehung zur Psychologie, ernteten nach einander wiederholten lauten Beifall ein. Das Wichtigste aber in der ganzen Sitzung war ohne Zweifel der Bericht, den Dr. Gaubert, der Generalsekretär der Gesellschaft, über die im Jahre 1836 vollendeten Arbeiten der Gesellschaft erstattete, und dem wir das Interessanteste entnehmen.

Herr Gaubert zeigte unter Andern seinen Zuhörern den Schädel einer Frau und sagte: „dieser Schädel wurde dem Dr. Leroy, einem der ehrenwerthen Mitglieder unserer Gesellschaft, im vergangenen Jahr vorgelegt; die Herrn Vitry und Navarre und drei Zöglinge in dem königlichen Spital zu Versailles, forderten ihn auf, unter ihren Augen die phrenologische Untersuchung vorzunehmen. Sie wollten wissen, ob Herr Leroy im Stande sey, Aufschlüsse über den Charakter dieser Frau zu geben, die sie während ihres Lebens gekannt hatten. Sie machten ihm dabei bemerklich, daß in ihrem Leben ein charakteristischer Zug vorhanden gewesen sey. Dieser eigenthümliche Zug war nun zunächst zu bestimmen. Leroy zeigte nun, daß die seitlichen Theile des Schädels weit und sehr stark entwickelt seyen, im Vergleich mit den obern und vordern; er schloß daraus, daß er an jenen Stellen das Organ der Seelenkräfte suchen müsse, die besonders stark ausgeprägt seyn sollten, und fand als dieselben die Organe der Schlauheit und der Neigung zum Besitz. Wie erstaunten die Andern, als sie dieses hörten: die Frau war in der That höchst geizig und wucherisch, und ihre Bekanntschaft mit dieser hervorstechenden Leidenschaft der Verstorbenen war es, was sie zum Entschluß brachte, diesen Kopf phrenologisch untersuchen zu lassen. Sie forderten nun den Herrn Leroy auf, Herrn Dubois, Greffier des Gerichtshofs von Versailles, diese Entdeckung mitzutheilen, worauf Leroy von Herrn Dubois einen Brief erhielt, worin ihm derselbe erklärte, daß er in den 20 Jahren, in welchem er die Angelegenheiten der Madame Cheron (so hieß die Verstorbene) besorgt hatte, sie von Grund aus habe kennen lernen, und seine phrenologischen Resultate vollkommen bestätigen könne.

Herr Leroy schrieb nun auch an Dr. Bron, von dem er wußte, daß derselbe die Verstorbene sehr genau gekannt hatte. Er theilte aber demselben das Ergebniß seiner phrenologischen Untersuchung nicht mit, sondern bat ihn nur, ihm zu sagen, was er von den Gewohnheiten und dem Charakter der Madame Cheron wisse. Die Antwort des Dr. Bron war folgende:

„Die Wittwe Cheron hatte sehr scharf ausgeprägte Züge: sie war geizig, liebte das Geld mit der heftigsten Leidenschaft, und suchte dasselbe durch jedes Mittel zu bekommen. Dabei aber hatte sie auch ihre Freude an schönen und kostbaren Gegenständen, und diese Frau, die in ihrem Essen um einen Sou knickerte, hatte eine reiche Silberservice, Schüsseln, andere Gefäße, und zwei Dutzend silberne Bestecke. Ihre Hemden flickte sie, bis kein guter Faden mehr an ihnen war; gleichwohl hatte sie deren 10 bis 12 Dutzende, von denen sie aber nur die schlechten trug. Neben ganz schlechten Kleidern hatte sie ein Prachtkleid von Seide und einen italienischen Strohhut, der sie 250 Franken gekostet hatte. Oft sah man Madame Cheron, die doch 5—6000 Fr. jährliche Renten hatten, wie sie einem armen Fischer seine alten Hosen flickte, um von Zeit zu Zeit ein Gericht Fische von ihm zu bekommen. Nächst diesem mit Prunksucht verbundenen Geiz, war ihre hervorstechendste Eigenschaft eine bis ins Unglaubliche gehende, raffinirte Pfiffigkeit.

„Sie war neugierig, aber nicht geschwätzig. Sie verkehrte nicht mit ihren Nachbarn. Sie war nicht streitsüchtig, aber sehr eigensinnig. Sie war nicht furchtsam, machte die Muthige, wollte Niemand um sich haben, aber umgab sich mit Vorsichtsmaßregeln. Sie liebte die Kinder nicht. Sie hat vielleicht ihre eigenen Kleinen nie zu sehen oder zu umarmen begehrt. Sie ging viel in die Kirche, aber ohne wahre Religiosität. Sie liebte viele und ausgesuchte Speisen, wenn nicht der Geiz sie an der Befriedigung dieser Begierde gehindert hätte. Aus

Google

einem Stück Speck und einem Kohlhaupt machte sie sich ein Gericht, an dem sie mehrere Tage aß."

„Eine ähnliche Untersuchung wurde mit den unserer Gesellschaft zugesendeten Schädeln von Henry und seiner Frau, die einen Mord begangen hatten, angestellt, und einer unserer Kollegen, Hr. Dumoutier, hat ein eben so genaues Urtheil gefällt, wie das vorhin angeführte von Hrn. Leroy. Er hat, ohne im mindesten zu schwanken, bei Vergleichung beider Schädel den Ausspruch gethan, daß das Weib des Henry weit mehr Verstand, Schlauheit und Festigkeit des Willens besessen, und ihren Mann beherrscht und geleitet haben müsse. Die nach der Untersuchung abgelesene Notiz bestätigte das Urtheil vollkommen.

„Neben diese Fälle, wo wir vom Unbekannten zum Bekannten fortgingen, und das schon gebildete phrenologische Urtheil erst hinten nach durch Zusammenhalten desselben mit den Handlungen bestätigten, stellen wir solche Fälle, wo uns die Handlungen eines Menschen zum Voraus bekannt sind, und nun dieselbe durch die phrenologische Untersuchung erklärt werden sollen. Der gelehrte Präsident unserer Gesellschaft, Hr. Fossati, hat diesen Gang der Untersuchung vor unsern Augen an dem Kopf des berühmten Bellini eingeschlagen. Die an seinem Schädel sehr bemerkbare Entwicklung des Wohlwollens gibt den Werken dieses großen Künstlers den rührenden Ausdruck, der eigentlich ihr Hauptstempel ist; das wenig entwickelte Organ des Muths stimmt zusammen mit der nachlässigen und weichlichen Grazie, die sein Talent bezeichnet. Die Organe für Zeit und Zusammenfügung, sind gleichfalls schwach bei Bellini, und sind Ursache, daß der Rhythmus überhaupt die schwächste Seite an seinen Werken ist, und in seinen Melodien nichts Anhaltendes, keine Dauer ist. Bellini spielt auf dem Fortepiano nicht gut, nicht einmal seine eigene Kompositionen. Dagegen sind die Organe der Zeit und der Zusammenfügung sehr stark entwickelt bei Paër und bei Rossini. Die Vergleichung der Köpfe von Paganini und Bellini hat unserem Kollegen Anlaß zu einem interessanten Parallelismus gegeben.

„Der Abdruck des Schädels eines Neuseeländers, hat Hrn. Dumoutier Gelegenheit zu tiefern Untersuchungen übgr die verschiedene Organisation des Hirns bei den verschiedenen Menschenracen gegeben.

„Die Köpfe von Lacenaire, Avril, wurden gleichfalls von uns untersucht. Auch hier war die körperliche Organisation übereinstimmend mit den Richtungen, welche diese Menschen in ihrem Leben beherrschten; aber ohne daß wir diese Uebereinstimmung so bis ins Kleinliche verfolgt hätten, wie man es uns nachsagt. Fieschi war durch seine physische Organisation hartnäckig, eitel, starker Leidenschaften fähig. Lacenaire hat eine reiche Organisation, sein Schädel zeigt uns, was eine falsche Erziehung aus einem energischen Charakter machen kann."

Kunst und Alterthümer in Frankreich.

1. Das Hotel de Cluny in Paris.

(Fortsetzung.)

Wir betraten zuerst die schön erhaltene Kapelle, welche, so wie das meiste von dem, was sie enthält, aus dem Zeitraume von 1490 bis 1510 herrührt. Chorhemdenladen, Altartische, Chorpulte, Bet- und Beichtstühle, Alles was zum Kirchendienste gehört, trägt das Gepräge jener Zeit, das auch in der reichen Arbeit der Kreuzgewölbe und in dem auf dem Karnieß fortlaufenden, mit kleinen Figuren untermischten Gewinde von Weinlaub, Trauben und andern Früchten deutlich hervortritt. Ein schöner Schild, der wie mehrere andere Stücke die vereinten Wappen von Frankreich und Bretagne (Lilien und Hermelin) trägt; ein großes Altarblatt hinter dem Altartische, seitwärts vom Allerheiligsten, aus der Abtei Eberborn bei Hasselt; die schöne Glasmalerei der Fenster; die mannichfaltigen und verschiedenartigen Waffen fesseln die Aufmerksamkeit des Beschauers zunächst. Die vergoldeten Gruppen und Figuren, welche auf den Gesimsen stehen und die zwölf Traghimmel von den mit Goldleder besetzten untern Feldern trennen, sind vom J. 1587; sie stellen das Leben, die Kreuzigung, den Tod und die Auferstehung Christi vor, und machten einst einen Theil des herrlichen Altarblattes aus, das bruchstückweise aus der berühmten Abtei St. Riquier bei Abbeville hieher gekommen ist. Einige Figuren und mehrere Laden von Elfenbein oder Kupfer sind aus dem 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert, ein schönes Crucifix aus dem zwölften. Daneben stehen Hostiengefäße, Schüsseln, Kelche von Schmelzwerk mit Kupfer durchzogen, und mit erhaben gearbeitetem Grund, sämmtlich byzantinische, bis jetzt noch nicht nachgeahmte Werke, einige derselben vom J. 1209. Mehrere kupferne Bischofsstäbe aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert, Kästchen mit zierlichen Abtheilungen von Elfenbein, Knochen 2c., auf denen Thaten aus den Kreuzzügen oder aus Ritterromanen eingearbeitet, oder die mit Mosaik oder mit gefärbtem Elfenbein belegt sind, erkennt man für Kunstwerke von Palästina aus dem 15ten Jahrhundert. Eine Monstranz von vergoldetem Kupfer ist vom Jahre 1304. Ein elfenbeinerner Bischofsstab, an welchem die Arbeit der darauf bossirten Figuren Bewunderung verdient, ist darum merkwürdig, weil ihn Ludwig XI nach der Vereinigung Burgunds mit Frankreich dem damaligen Bischof von Dijon geschenkt hatte, der ihm zurück schrieb: „ich nehme ihn an, aber ich empfange ihn nur von Gott." Einige Diptiken und Triptiken von verschiedener Größe und aus verschiedenen Zeiten sind artige Künsteleien; die kleinste derselben von Cederholz enthält in zwei eiförmigen, etwa 15 Linien im Durchmesser haltenden Medaillons mehr als achtzig Figuren, Gegenstände aus der Leidensgeschichte. Zwölf länglich runde Emaillen von Limoges, von dem berühmten Leonard de Limoges im J. 1557 gemalt, beweisen, wie hoch dieser Zweig der Kunst damals bereits in Frankreich stand. Unter den in der Kapelle befindlichen Gemälden sind einige von Lucas Cranach, Hemmeling, Holbein, auch mehrere griechische Wachsgemälde. Die Glasmalerei der Fenster ist aus der Zeit von 1529—1535 und mit Ausnahme einer Scheibe, worauf die Kreuztragung dargestellt ist und die sich in der Kapelle vorfand, von Herrn von Sommérard aus dem Auslande erworben. Sehenswerth ist eine Anzahl von Gebetbüchlein, die auf Pergament abgedruckt und mit einer Menge von gestochenen Bildern geschmückt sind. Da die Zeitangabe nirgends fehlt, so läßt sich die Fortbildung

der Kupferstecherkunst zwischen 1488 und 1520 vortrefflich daran wahrnehmen. Mehrere religiöse Handschriften aus dem 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert, mit vielen Titelzeichnungen versehen, können als schätzbare Denkmäler der Schönschreibekunst jener Zeit betrachtet werden. Unter den auf dem Chorpulte liegenden Handschriften zeichnet sich eine von Paulus von Leon in groß Quart aus; sie soll der Königin Anna zum Geschenk gemacht worden seyn, und enthält nebst vielen Blumenzeichnungen der Anfangsbuchstaben, 275 Bildchen. Ein anderes, nicht minder reiches Gebetbüchlein war einst das Eigenthum Heinrich des Dritten und sein unzertrennlicher Gefährte, das er seit Entstehung seiner unvergänglichen Liebe zu Maria von Cleve mit unzähligen Thränen benetzt hat.

Das Zimmer Franz I, oder auch der weißen Königin*) enthält eine Menge Sachen, die diesem Könige oder seinen fünf unmittelbaren Nachfolgern zu eigenem Gebrauche gedient haben. Ein Schachspiel mit Figuren von Bergkrystall, dessen Bret aus Feldern von hellem und farbigem Hyalin zusammengesetzt ist, wurde Ludwig dem Heiligen von dem Assassinenfürsten — dem Alten vom Berge — zum Geschenk gemacht, und ist in Syrien verfertigt. Ein achtseitiges Kästchen, dessen Deckel äußerst sauber in Elfenbein gearbeitete Darstellungen in einigen zierlichen Abtheilungen enthält, ist aus dem 13ten Jahrhundert, und in Palästina gemacht. Ein großes Bettgestelle mit einem, von Karyatiden getragenen Himmel ist vollkommen im Geschmacke des 16ten Jahrhunderts, der ersten Zeit der Wiedergeburt der Künste, gearbeitet. Mars und Bellona wehren den Eintritt in dasselbe, und beweisen dadurch, daß es das Ruhelager eines ihnen werthen Kriegers war, und zwar eines Bourbons, wie man aus den Delphinen, die aus dem Schnörkelwerk neben dem Kopfkissen hervorragen, und aus den lilienbesäeten Herzogs- und Grafenkronen am Karnieß erkennt. Ein schlafendes Weib, die Geliebte eines der Guisen vorstellend, ist ein hübsches kleines Bildwerk von Goujon. Unter den Gemälden dieses Zimmers ist eines von Albrecht Dürer: in der Mitte Christus mit den heiligen Frauen, auf den beiden Flügelklappen einige Auftritte aus der Leidensgeschichte. Ein vom Schlosse Aret herstammendes Gemälde stellt mit großer Treue das Schlafzimmer einer vornehmen Dame von Franz I Hofe dar. Außerdem findet man auch einige deutsche Gemälde aus der Zeit der Erfindung der Oelmalerei, und ein Bildniß Karls V. Die Steigbügel und einer von den Sporen, deren sich Franz I in der Schlacht von Pavia bedient hat, verdienen einen Augenblick betrachtet zu werden. Die ersten sind von vergoldetem Messing, von Stahlstäben gestützt, auf den Seiten Salamander, die sich auf ihren zusammengerollten Schwänzen aufrichten und auf ihren Köpfen die französische Krone mit der Umschrift „nutrisco et extinguo" tragen. Der Sporn ist von Stahl, das Rädchen durch in einander geschlungene Lilien gebildet. Ein Schild von getriebener Arbeit, der in der Loire gefunden wurde, und ein Helm von ähnlicher Arbeit scheinen aus einer frühern Zeit herzurühren. Nächst aller Art von, mitunter sehr schönen, Waffen sieht man in diesem Zimmer Pulverhörner, von Stahl, Elfenbein, Hirschhorn mit getriebener oder eingegrabener Arbeit, in großer Menge. Ein Christuskind auf dem Schoße der Jungfrau, Basrelief von Elfenbein, ist ein schönes florentinisches Werk aus dem 15ten Jahrhundert; nicht weniger schön sind: ein Reliquenkästchen von Korallen, und ein Relief von Elfenbein — die Familie der Satyrn — das erste aus Spanien. Merkwürdig ist ein kleines Büchlein, nämlich das Horoskop Heinrichs II und der Gebieterin seines Herzens, mit einem kupfernen Einbande.

(Schluß folgt.)

*) Bis zu Heinrichs des vierten Zeit wurden die Wittwen der Könige „reines blanches" genannt.

Das Departement des Landes.

Eine neue industrielle Bewegung in dem Handel mit harzigen Stoffen hat die Wichtigkeit der Gegenden, wo Fichten wachsen, und demnach, dem Journal des Landes zufolge, die Wichtigkeit dieses Departements gar sehr erhöht. Sonst wurde das Faß Harz zu 20 bis 22 Franken verkauft, ein Preis, den die Kosten des Transports und der Gewinnung des Harzes selbst größtentheils verschlangen; sonst sahen die Grundbesitzer ihre Waldungen vor Alter fast zu Grunde gehen, ohne daß sie Gelegenheit gehabt hätten durch Holzschlag Nutzen aus ihnen zu ziehen; sonst bezogen die Landeigenthümer jenes Departements, von einem wahren Ocean von Steppen umgeben, und außer aller Verbindung lebend, nur wenig Einkünfte von ihrem Harz und gar keine von ihrem Holz, waren genöthigt das für ihren Bedarf erforderliche Getreide anzubauen und eine große Menge Land unbenutzt liegen zu lassen, zur Weide des für Erzeugung des nöthigen Düngers unerläßlichen Viehes, und jetzt wird das Faß Harz mit 50 bis 80 Franken bezahlt, eine Menge neuer Hüttenwerke haben den Werth des Fichtenholzes gesteigert, und Dampfmaschinen verwandeln die Stämme in den Wäldern in Bretter, welche durch die Schifffahrt in die fernsten Länder verführt werden. Jetzt können nun auch diese Gegenden ihren Getreidebedarf aus solchen beziehen, die für diesen Anbau geeignet sind — kurz jenes sonst so arme Departement kann sehr reich werden, wenn die Bewohner auf den Getreidebau verzichten und sich nur mit der Kultur der Fichten beschäftigen. Die Natur hat diesen Gegenden neben jenem Ueberfluß an Holz auch einen Reichthum an Mineralien geschenkt, deren Ausbeute die Einkünfte des Landes vermehrt. Sonst brachte ein Hektar Fichtenwaldung 8 bis 10 Franken ein, jetzt wirft er wenigstens 30 bis 40 ab. Es ist zugleich auch der Plan zu Anlegung einer Eisenbahn gemacht worden, die Mont de Marsan mit Bordeaux, die Garonne, durch die Midouze, mit dem Adour verbinden und Mont de Marsan zum Mittelpunkt eines bedeutenden Handels machen würde.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Drei und zwanzigster Brief.

(Schluß.)

Im Hause des Oberbefehlshabers hatte ich Gelegenheit alle Offiziere höhern Grades kennen zu lernen, und fand es der Mühe werth ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Es gibt Engländer, die theils aus

Vorurtheil, theils aus Unwissenheit die französischen Offiziere für nichts weiter als gute Soldaten ohne alle wissenschaftliche Bildung halten. Dieses alberne Vorurtheil habe ich bei denen, die ich in der Regentschaft Algier kennen lernte, widerlegt gefunden, indem ich viele traf, die sich eifrig den Wissenschaften widmeten. Viele von ihnen beschäftigten sich mit dem Studium der arabischen Literatur und Geschichte, andere sind Botaniker und Zoologen, und das Zeichnen ist eine unter ihnen fast allgemein verbreitete Geschicklichkeit.

Vor einigen Tagen begleitete ich den General Trezel auf seine Aufforderung auf einem Ausfluge, den er an der Spitze seiner Brigade ins Innere des Landes unternahm. Wir bestanden keine des Erzählens werthen Abenteuer, und stießen, an Einer Stelle ausgenommen, auf keine Eingebornen. Auf Meilen weit, von Oran aus, ist die Gebirgskette, die von Süden nach dem Meere zu sich hinzieht, kahl und steinig, und die Ebene unbebaut. Goldwurz wächst in Menge auf ihr, und zwar so hoch, daß ich die Spitzen im Vorbeireiten erreichen konnte; hie und da fanden sich Stellen mit Tulpen und Ochsenzunge bedeckt. Einen Augenblick sahen wir eine weiße Gazelle, die sich aber rasch in den vielen Goldwurz verlor. Glücklicherweise erlaubte die militärische Eskorte nicht sie zu verfolgen. Der Widerhall der Militärmusik in dieser wilden Gegend brachte einen eigenen Eindruck hervor. Kein Zelt, kein Araber, kein Kamel, nichts war zu sehen; es schien, als sey jedes lebendes Wesen vor den Franzosen geflohen. Nur ein majestätischer Adler schwebte über den Truppen und schien sich an der Militärmusik zu ergötzen. Noch immer erinnere ich mich lebhaft des herrlichen Thieres, wie es bald himmelanwärts stieg, bald wieder pfeilschnell herabschoß, so daß seine Umrisse im Schatten auf dem sonnenbeschienenen Boden sichtbar wurden, und wie es dann abermals in elliptischen Kreisen sich drehend emporstieg, oder zuweilen vor uns herflog, den behaubten Kopf rückwärts nach uns gewendet, mit seinen glänzenden Augen uns anblickend. Ein Franzose unter Waffen, dachte ich bei mir selbst, kann wohl nicht leicht einen Adler über sich schweben sehen, ohne daß gewisse Erinnerungen in ihm wach würden, und so war es auch, denn alle Gesichter rings um mich hatten einen ernsten Ausdruck angenommen. Ich theilte meine Gedanken einem neben mir reitenden Offizier mit, der mir erwiderte: „Es ist hier der Ort nicht zu solchen Bemerkungen, aber sie haben vollkommen Recht.“ — Der Versicht des Offiziers zum Trotz wendete ich mich um, und sagte zu einem ältlichen Kavalleriesergenten: „Welch ein edler Vogel!“ — „Wohl wahr, antwortete er mit Nachdruck, der Adler ist mehr werth als der Hahn.“

Nach einem Wege von drei Stunden kamen wir zu einer großen Cisterne, aus der wir Wasser für uns und unsere Pferde schöpften, und uns eine halbe Stunde aufhielten, um zu frühstücken, wozu einige vorausgegangene Marketender Vorbereitungen getroffen hatten. Ein armer arabischer Knabe, der einige Kühe neben der Cisterne hütete, antwortete auf die Frage des Kapitäns Lagondie, Adjutanten des Generals Trezel, wo denn der Stamm hingekommen sey, der sich immer in dieser Gegend aufgehalten, daß Alle, ausgenommen die Leute von seines Vaters Zelt, in die Wüste gezogen seyen. Dieß war eine Lüge, denn man wußte, daß sie nur den Franzosen aus dem Wege gegangen waren. „Um so größere Schande für Euch Franzosen,“ sagte ich zu Lagondie.

Bei meiner Rückkehr nach Oran wurde ich noch an demselben Tage, und zwar nicht zum erstenmal, durch Beweise von der außerordentlichen Neigung zum Trunk überrascht, die unter den gemeinen französischen Soldaten herrschte. Ich konnte nicht umhin, in dieser Hinsicht gegen die mit mir speisenden Offiziere zu äußern, daß, so sehr ich auch die in der englischen Armee eingeführte Peitschenstrafe verabscheue, ich dennoch glaube, daß es den Trunkenbolden einen Dienst erweisen hieße, wenn man sie durch solche Mittel von ihrem Laster entwöhne. „Da irren Sie, mein Herr, erwiderte ein erfahrner Offizier, die Rückkehr zu einem solchen System wäre bei uns nicht mehr ausführbar. Ganz Frankreich würde sich dagegen empören, und niemand wagen es vorzuschlagen. Was die Trunkenheit betrifft, so können Sie versichert seyn, daß, wenn Frankreich Gefahr drohen sollte, die Soldaten dieses Laster selbst ablegen und es an ihren eigenen Kameraden bestrafen würden.“ Ich glaube, der Mann hatte Recht, wenn er versicherte, die Franzosen würden bei Annäherung einer gemeinsamen Gefahr nüchtern.

Unsere Nachbarschaft wird gelegentlich von einer noch höhern Person, als einem Adler, nämlich vom König der vierfüßigen Thiere selbst besucht. Ich habe nicht die Ehre gehabt Se. Majestät selbst zu sehen, wohl aber das gefahrlose Vergnügen genossen, seine Stimme von weitem zu hören, und zwar am gestrigen Abend, wo ich mich etwa bis auf eine Viertelmeile von den Mauern von Oran entfernt hatte. Mit ein Paar französischen Soldaten, die ich unterwegs traf, kam ich jedoch glücklich nach der Stadt zurück. Der Löwe, der mich in einigen Schrecken gesetzt hatte, wurde an demselben Abend von einigen Eingebornen gejagt und erlegt, denen er ein Kamel zerrissen hatte. Ich sah den königlichen Leichnam bei dem General Trezel, der ihn für 40 Franken an sich gebracht hatte. Er maß ohne den Schweif sieben englische Fuß. Alle anwesenden Naturkundigen stimmten in der Meinung überein, daß er höchstens drei Jahre alt seyn könne, da er sehr schlank und ohne Mähne war. Die Zunge ward an des Generals Tafel gespeist und schmeckte wie eine Rindszunge.

Der Schrecken, den dieses Thier allenthalben verbreitet hatte, stand mit seiner Jugend in seltsamem Kontrast; an dem Abend, wo er seine Stimme hatte hören lassen, und auch noch an den beiden folgenden, waren die Hyänen und Schakals, die ihr Geheul sonst regelmäßig ertönen ließen, ganz stumm.

Ich habe bereits meiner Bekanntschaft mit dem spanischen Geistlichen gedacht. Wir trafen uns am folgenden Morgen, und er entschuldigte sich, meinen Besuch nicht erwidert zu haben. „Ich war genöthigt, sagte er, bei der Hinrichtung eines Schakals zugegen zu seyn.“ — „Ich hoffe, entgegnete ich, Sie haben gute Jagd gemacht.“ — „Jagd? „Ich war da, um ihm die Tröstungen der Religion zu spenden.“ — „Wahrhaftig?“ — „Ja, ja, gewiß, und ich versichere Sie, er starb als ein bußfertiger Christ, obschon er ein sehr lockeres Leben geführt hatte.“ — „Das pflegen die Schakals nicht anders zu halten, sagte ich, was war denn aber sein Hauptvergehen?“ — „Er war dem Trunk ergeben, und da er einst in der Beinkleidertasche eines andern Schakals einige Franks entdeckte, so tödtete er ihn, um Branntwein zu kaufen.“ — „Was Teufel, fuhr ich auf, Schakals in Beinkleidern, die Branntwein trinken und als bußfertige Christen sterben! Wie soll ich das verstehen? Sie werden doch einem wilden Thier nicht die Tröstungen der Religion gespendet haben?“ — Hier brach der Geistliche in ein unmäßiges Gelächter aus und sagte endlich: „Wissen Sie denn nicht, daß die Soldaten von der leichten Infanterie Schakals genannt werden?“

Weil eben von Schakals die Rede ist, so muß ich Ihnen sagen, daß ich ein ganz junges Thier dieser Art von einem Araber gekauft habe. Es leckte meine Hand ab, als ob es Schutz bei mir suche, und so war denn die Berührung seiner Zunge eine beredte Aufforderung für mich. Es ist ein munteres Thier, mit gelbem Pelz, einem ziemlich großen Schweif und leuchtenden, muthwilligen, blauen Augen. Es macht mir vielen Spaß, und ich habe doch mindestens die Beruhigung, daß es — seine Fehler mögen übrigens seyn, welche sie wollen — wenigstens keinen Branntwein trinken wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 274.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 September 1836.

Ueber die Zigeuner und ihre Sprache.

(Vom Professor Dr. Fedor Possart.)

Die Physiognomie der Zigeuner ist mitunter höchst ausdrucksvoll, auf ihrer Stirn dagegen, von langen, glänzend schwarzen Haaren umwallt, ist tiefe Melancholie zu lesen; düster blickt das schwarze Auge unter den dunkeln Wimpern hervor und die ganze Schwere des traurigen Geschickes dieses ausgestoßenen Volkes scheint auf seinem Gemüthe zu lasten. Mit Einem Worte, das Volk hat etwas Leidendes, und dennoch drückt das Auge der Männer oft einen kecken Unternehmungsgeist aus. Von Natur hat der Zigeuner treffliche Anlagen, zu Allem hat er Talent, in Ungarn sind noch jetzt die Zigeuner die trefflichsten Musikanten, sie wissen alle Instrumente mit einer großen Fertigkeit zu behandeln, und geben wirklich recht phantasiereiche Komponisten ab, wenn sie auch selten eine Note kennen. Vorzüglich geschickt sind sie im Schmiedehandwerk, und die Bergwerke in Siebenbürgen werden noch jetzt vorzugsweise von diesem Volke bearbeitet. Zigeuner waren es, welche in Ungarn und Siebenbürgen Kanonenkugeln, die ersten Schießgewehre, und anderes Kriegsgeräthe verfertigten, Zigeuner sind es, welche die Toilette der walachischen Weiber mit Halsketten, Ohrgehängen, Ringen und andern Geschmeiden aus Zinn oder versilbertem Messingblech versehen, und doch blickt der stolze und dumme Walach mit tiefer Verachtung auf jene Unglücklichen herab!

Im Sommer hausen die Zigeuner gewöhnlich in den Wäldern, im Winter vereinzeln sie sich in den Dörfern, und finden sie dort kein Obdach, so sind sie glücklich, wenn sie nur von Ort zu Ort ziehen, ungebahnte Wege und düstere Gebirgsschluchten aufsuchen können. Zum Ackerbau hat der Zigeuner, da er ein herumziehendes Leben gewohnt ist, durchaus keine Neigung, doch hat Fürst Milosch von Serbien versucht, sie an den Ackerbau zu gewöhnen; der erste Versuch ist in Poscharewatz und einigen andern Orten bereits gemacht, und gut gelungen; sie leben dort glücklich, essen das Brod des von ihnen angebauten Kukurutz und werden gewiß noch mehr civilisirt werden, wenn man sie nur menschlich behandelt. Gewöhnlich wirft man den Zigeunern Hang zur Dieberei vor, und wohl nicht ganz mit Unrecht, doch habe ich unter denen, welche man civilisirt hatte, recht fleißige und ordentliche gefunden.

Merkwürdig ist die Sprache der Zigeuner, die auf ein hohes Alter hinweist und ich bin fest überzeugt, daß sie eine indische ist, und aus der Gegend in der Nähe von Persien herstammt. Alle Infinitive der Zeitwörter endigen auf en und lassen ihre Wurzel leicht erkennen, z. B. keraben, machen, sanskrit kri, pers. kjerden; vergl. das lateinische creare; meraben, sterben, sanskrit mri, pers. murden, slavisch smerti, mit vorgesetztem s; daben, geben, sanskrit da, pers. daden, slavisch dati, hier liegt da als Stamm zu Grunde; pien, trinken, sanskrit pi, griech. πίνω, slavisch piti. Hülfszeitwörter oder vielmehr Grundverba hat der Zigeuner zwei me hom, ich bin und waben, werden, kommen. Die Zeiten des Verbi sind mangelhaft, der größere Theil der Verba hat nur einsylbige Imperative, z. B. pen, rede, sob, schlafe, de, gib; dagegen sagt man choche, lüge, durke, sage wahr u. s. w. Das Präsens wird durch Anfügung des Präsens von waben von dem Imperativ jedes Wortes gebildet. Das Futurum muß, sobald man undeutlich werden kann, durch Zusätze bezeichnet werden, das eigentliche Futurum fehlt ganz. Das Präteritum bildet man durch Verbindung des Imperativs mit me hom, ich bin, indem man aber h in d verwandelt, z. B. me pen dom. Doch es würde zu weit führen, wenn ich hier in das Grammatische der Zigeuner-Sprache weiter einginge, daher ich nur noch Einiges über den Geist derselben bemerke.

Im Ganzen ist die Sprache äußerst wortarm, Ausdrücke für abstrakte Gegenstände, mangeln ihr fast ganz. Die Wörter die dem Zigeuner fehlen, ersetzt er durch fremde; ist er z. B. in Ungarn, so gebraucht er ungarische Wörter, ist er in Serbien, so gebraucht er serbische. Die Deklination der Hauptwörter ist höchst merkwürdig. Für den Nominativ und Accusativ hat der Zigeuner besondere Formen, andere Verhältnisse werden durch Postpositionen ausgedrückt, z. B. kola piresde, dem Fuße, kola piresder, des Fußes oder von dem Fuße, kola pireha, mit dem Fuße. Jahreszeiten kennt der Zigeuner nur zwei, wind, Winter, und nieli, Sommer, wahrscheinlich, weil es im Süden eigentlich nur zwei gibt. Die Tage der Woche werden

nicht unterschieden, nur der Sonntag hat eine Benennung gurke, welches Wort auch Woche bedeutet; deisale, heißt: Morgen, ratli, Nacht; für Abend gibt es kein Wort. Es ist schönes Wetter, wird durch bi schukker dives ausgedrückt, wörtlich: es ist schöner Tag; gane dele sig prischido, es wird bald regnen; wörtlich: jetzt regnet es bald. An Thiernamen ist die Sprache sehr arm, deßgleichen an Ausdrücken um Handwerker zu bezeichnen; grai, heißt: Pferd, baraga esheri, Esel, wörtlich: langohriges Thier, womit zu vergleichen das persische diräz kusch, Langohr; gurmni, Kuh, bakero, Schaf, murge, Katze, dschukkel, Hund, schoschoi, Hase, renade, Fuchs, franz. renard; beveritza, Eichhörnchen, ist slavisch, stachlingero, Igel, tschirklo, Vogel, baschno, Hahn, dachni, Henne, bapi, Gans, matscho, Fisch (ist indischen Ursprungs), sap, Schlange, giri, Ameise, dschombe, Frosch, dschub, Laus u. s. w. Die Namen der Handwerker endigen sich meistens auf kero oder gero, z. B. maseskero, Metzger (von mas Fleisch), mareskero, Bäcker, kirchingero, Schuhmacher, suwiäkero, Schneider, sastringero, Schmied (von saster, Eisen, welches Wort auch Eis bedeutet), matschingero, Fischer, stadingero, Hutmacher, jaringero, Mützenmacher, schelengero, Seiler, finetringero, Glaser, gambaingero, Uhrmacher, bakringero, Schäfer. Devel, Gott, hängt mit dem persischen dew zusammen, manusch, Mensch, sanskrit manuschia; molibo, Blei, neugriech. μολύβι: repani, Rübe, neugriech. ῥεπάνι, slavisch repa; schero, Haupt, hebr. schir; dant, Zahn, sanskrit danta; goni, Ellbogen, hängt vielleicht mit dem sanskrit. ganu, Knie zusammen; mass, Fleisch, slavisch meso, jak, Auge, slavisch oko; pien, trinken, wird wie das neugriechische πίνω auch in der Bedeutung rauchen gebraucht, z. B. pien tuuli, Tabak rauchen. Bach, Fluß, Strom, See, Meer, benennt der Zigeuner mit häni, Wasser. Von den Zahlen bemerken wir: jek, eins, pers. jek; dui, zwei, pers. du; stahr, vier, pers. dschehar, bansch, fünf, pers. pendsch, efta, sieben, pers. heft, ochdo, acht, lateinisch und griechisch octo, ennia, neun, griech. ἐννέα. Aus diesen wenigen Worten wird man ersehen, wie alt die Sprache der Zigeuner seyn muß. Ueber die Grammatik denken wir an einem andern Orte noch zu sprechen.

Kunst und Alterthümer in Frankreich.

1. Das Hotel de Cluny in Paris.

(Schluß.)

Gegenüber dem Wappenschilde des Königs, über welchem die französische Krone steht, ist eine Art Thierkreis, aus 24 kleinen sphärischen Schaumünzen bestehend, auf denen man Buchstaben und Zahlen sieht, die vermuthlich den 24 größern den Hauptwappenschild umgebenden entsprechen, um im Augenblicke der Geburt die Stellung gewisser Gestirne, denen man mächtigen Einfluß auf Leben und Tod des Neugebornen zuschrieb, zu bestimmen. Auf der Rückseite ist der Schild mit Kettenzügen von Halbmonden umgeben, durch welche die Bewegung der andern Planeten, in ihrem Verhältnisse mit dem Aufgang des Mondes geleitet wird. Gewiß ist diese doppelte Nativitätsstellung ein einziges Werk in seiner Art.

In dem an Franz des Ersten Zimmer stoßenden Salon ist beinahe das sämmtliche Hausgeräthe von Ebenholz, und stammt bis auf einen ältern großen Schreibtisch von spanischer Arbeit aus der Zeit der Wiedergeburt der Kunst. Unter den Bild- und Spiegelrahmen sind einige aus der neuern Zeit. Eine Gruppe von Elfenbein, „die Tugend das Laster züchtigend,“ ist eine schöne Arbeit von Johann von Bologna. Zwei Knöpfe von einem römischen Senatorensessel, eine bekränzte von kleinen Figuren umgebene Bacchantin und einige Löwenköpfe von Bergkrystall sind römische oder griechische Kunsterzeugnisse. Eine kleine Gruppe, den Wiederstreit der beiden Naturen darstellend, eine jugendliche Schönheit, zu deren Füßen ein Unhold liegt, ist eine vortreffliche Arbeit in Buchsbaumholz, und soll von Albrecht Dürer, nach einigen von Vischer seyn. Bewunderswürdig wegen der Geschmeidigkeit der Formen und des schönen Fleisches sind einige Kinderfiguren von Elfenbein, von Duquesnoi, genannt Franz der Flamänder.

Die in der Galerie, einem langen Vorsaale, stehenden Mobilien sind ebenfalls meist aus der Zeit der Wiedergeburt. Eine Lade mit gewölbtem Deckel, eine Marmorgruppe, „die Vorstellung im Tempel,“ und drei vierseitige Cippen, von denen die eine verschiedene Episoden aus der Belagerung von Troja in buntem Relief darstellt, sind gelungene Werke aus dem Anfange des 16ten Jahrhundert. Eine Gruppe, auf der zweiten Cippe stehend, ist aus Holz geschnitzt, „eine Königin theilt auf dem Sterbebette ihrem Sohne ihren letzten Willen mit,“ und scheint der spanischen Schule unter Karl V anzugehören. Der Ausdruck des tiefen Nachdenkens und der Betrachtung spricht sich auf den Gesichtern der umstehenden Aerzte und Räthe unvergleichlich aus. Auf der dritten Cippe steht ein Schränkchen mit Flügelthüren, das aus der Uebergangszeit herrührt, wie man aus den gothischen Bogen und den auf den Thürfeldern angebrachten Arabesken erkennt. Einige Kästchen und Laden, von denen die eine mit Schilden und Wappen aus der Zeit des Einfalls der Engländer unter Karl VII geziert ist; ein Christus an der Säule von Sebastian del Piombo, eine vortreffliche Arbeit in Birnbaumholz, mehrere Basreliefs in Marmor, Alabaster und Holz sind aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts. Unter den in diesem Zimmer befindlichen Gemälden ist ein „St. Petrus in Banden“ *) von Van Eick, genannt Johann von Brügge. Es ist vielleicht eines der ersten Oelgemälde, und stellt ein unter Tiberius vorgegangenes Ereigniß vor. Tracht und Gebräuche des Zeitalters Karls VI sind treu dargestellt. An dem Gürtel des Kerkermeisters des Apostels hängt eine Tasche, aus der man den Gebrauch der Stahlbeschläge ersieht, so wie man sich auch überzeugt, daß durch die Länge der Schuhschnäbel (poulaine) die Rangverschiedenheit ausgedrückt wurde. Während der Schnabelschuh eines gewöhnlichen Ritters 18 Zoll betrug, hatte der eines Barons 2 Fuß, und der eines Prinzen 30 Zoll Länge.

*) S. Pierre-ès-liens en Souliers à la Poulaine.

Digitized by Google

Die Hintergalerie ist ein kleines Zimmer, durch welches man von der Galerie nach dem Zimmer der Thermen gelangt. Von den in ihr befindlichen Kunstsachen verdient ein wohlerhaltenes Gemälde von Lucas von Leyden „die Verkündigung" genauer betrachtet zu werden, weil es die Mannichfaltigkeit der Trachten eben so treu darstellt, als alles Einzelne, in so ferne es sich auf die Lebenszeit des Meisters bezieht.

Das Zimmer der Thermen stand früher durch ein Kabinet in unmittelbarer Verbindung mit dem großen Saale des Thermenpalasts; es enthält gleichfalls mehrere sehr schätzbare Kunstwerke. Die mit schönen Arabesken geschmückte Thüre stammt von Poitiers. Die ausgezeichnetsten Kunstsachen dieses Zimmers sind etwa folgende.

Ein Medaillon, auf welchem „die Begrüßung des Engels," welcher Faunen, Satyrn und mehrere Götter beiwohnen, dargestellt ist. Ein großer Schrank von Ebenholz, mit Flügelthüren und geschmücktem Tabernakel. Ein überaus hübsch gearbeiteter Schenktisch aus der florentinischen Schule, und ein anderer mit Burgunder Bildarbeit. Eine Entführung, die Enthauptung St. Johannis, beides schöne Holzarbeiten im Style Albrecht Dürers. Die Kreuztragung, ein schön erfundenes Basrelief; zwei kleine marmorne Bildsäulen, „die Jungfrau und der Vogel."

Alle Gemächer, deren bis jetzt gedacht wurde, befinden sich in dem Theile des Hotels, auf welchem der eigentliche Palast der Cäsarn stand; der übrige westliche Theil des Gebäudes ist auf dem Grunde und auf den Trümmern des Palastes der Thermen erbaut. Die oben erwähnte Mauer von unzerstörbarer Härte, welche die Wand der Galerie von dem Salon bis bis zu dem Hinterkabinet bildet und an den großen Saal des Thermenpalastes stößt, dann aber zwischen der Treppe des Haupteingangs und dem Speisesaale bis an die Rue des Mathurins fortläuft, ist unbedingt ein Werk der Römer. Der Speisesaal, den wir nunmehr betreten, gehört also dem Palaste der Thermen an. Beim Eintritte in denselben versetzt man sich in die Zeit der Reformation, und glaubt einem bürgerlichen Feste, zu welchem alle Vorbereitungen getroffen zu seyn scheinen, beiwohnen zu sollen. Ein runder Tisch mit einem Tuche von Cretonneleinwand gedeckt, steht in der Mitte; auf ihm sieht man eine Anzahl vollständiger Gedecke, Teller von Fayence oder Töpferarbeit jener Zeit, und Messer, Gabeln und Löffeln von mannichfaltiger Form und zum Theil sehr zierlicher Arbeit; daneben Trinkgeschirre und Tischgeräthe aller Art. Zur Seite stehen flamändische Anrichter und Schenktische, welche allerhand Becher, Pokale und Schüsseln, einige derselben aus den berühmtesten Werkstätten des 15ten und 16ten Jahrhunderts, aus Limoges, Montpellier, Faenza ꝛc. enthalten. Die meisten Gegenstände in diesem Zimmer sind Erzeugnisse deutscher Kunst; auf den Glasmalereien der Fenster und auf den meisten Trinkgeschirren stehen deutsche Trink- und Sittensprüche.

Das letzte der Zimmer, in denen Herr v. Sommérard seine schöne Sammlung aufgestellt hat, ist das Heinrichs IV: es ist reich an vielerlei Gegenständen aus der Zeit dieses Königs, und enthält unter andern sein Bildniß von Abraham Boos.

Tlalpujahua und seine Bewohner.

(Aus Burkardts Werke.)

In einer schönen Gebirgsgegend, am Fuße des Cerro del Gallo, ist der Bergwerksort Tlalpujahua erbaut. Bei der Wahl seiner Lage scheint man mehr die nahe gelegenen Bergwerke, als die Bequemlichkeit seiner Bewohner berücksichtigt zu haben, denn der Bergabhang, auf welchem der Ort liegt, ist sehr abschüssig, und die Straßen haben ein sehr bedeutendes Ansteigen gegen den Berg hin. Die Gebäude liegen fast amphitheatralisch über einander, so daß häufig der Eingang des einen Hauses in einer Ebene mit dem Dache des niedriger gelegenen sich befindet.

Die nähere Umgebung von Tlalpujahua ist sehr bevölkert; eine große Zahl kleiner Ortschaften liegen in seiner Nähe, deren Bewohner früher bei dem Bergbau reichlichen Verdienst fanden, jetzt aber auf die Arbeiten des Ackerbaues angewiesen sind. Die Bevölkerung von Tlalpujahua beträgt, diese Ortschaften mit eingerechnet, gegen 12,000 Seelen. Die Gebirge der Umgegend sind mit reichen Laub- und Nadelholzwaldungen bedeckt. Das Klima ist gesund; wärmer, aber weniger feucht und veränderlich als jenes von Chico oder Real del Monte. In den tiefer gelegenen Thälern werden Mais, Gerste, Weizen, Bohnen, spanischer Pfeffer, Zwiebeln, Kürbisse und mehrere andere Küchengewächse gezogen. Mais ist das Hauptprodukt des Ackerbaues; seine größte Anwendung findet er zu Fütterung der Pferde, Maulthiere, Esel u. s. w., auch bildet er ein Hauptnahrungsmittel der ärmern Klasse. An Obst ist die Umgegend von Tlalpujahua arm, und nur die Gärten weniger benachbarter Meiereien bieten einige mittelmäßige Früchte dar.

Durch seine hohe Lage über dem Meere wird die Atmosphäre von Tlalpujahua stets durch sanfte Winde bewegt und gereinigt, wodurch sich der Ort den größten Theil des Jahres hindurch eines heitern Himmels erfreut.

Eine große Anzahl von Eingebornen (Indianern) bewohnt die Gegend von Tlalpujahua, doch nur selten den Ort selbst. Hier fanden wir einige Spanier, die Mehrzahl der Bewohner bestand indessen aus Abkömmlingen von Indianern und Spaniern (Mestizen), welche sich aber gewöhnlich den Namen von Kreolen beilegen.

Die Hautfarbe der Mestizen ist gewöhnlich gelb. Häufig kommen gemischte Ehen zwischen Mestizen und Spaniern vor; die Ehen zwischen Mestizen und Indianern sind jetzt sehr selten. Die Hautfarbe der aus jenen Ehen gezeugten Kinder nähert sich immer mehr dem Weißen, so daß man bei vielen Mestizen nicht mehr zu unterscheiden vermag, ob sie wirkliche Mestizen oder Kreolen sind. Obgleich jetzt unter der freien republikanischen Verfassung alle eingebornen Mexicaner ohne Unterschied der Abkunft ganz gleiche bürgerliche Rechte haben, so ist die reine weiße Hautfarbe doch stets am liebsten gesehen. Den Müttern kann man daher keine größere Freude machen, als wenn man die weiße Hautfarbe ihrer Kinder lobt.

Die Mestizen zweiter oder dritter Abkunft dürfen im Allgemeinen für einen schönen Menschenschlag gelten. Ihre Hautfarbe, wenn auch nicht ganz weiß, ist doch nicht auffallend braun, sondern nur etwas dunkel, wie man sie im südlichen Europa häufig sieht. Dabei ist das Haar gewöhnlich schwarz, eben so das Auge, von starken Augenbraunen beschattet, der Blick lebhaft, feurig, so wie ihr ganzes Wesen. Sie sind stark gebaut und gut gewachsen, von mittlerer Statur.

Digitized by Google

Tlalpujahua hat ziemlich weite, gerade, unter rechten Winkeln sich schneidende Straßen und drei öffentliche Pläße. Unter den Häusern befinden sich mehrere bedeutende Gebäude. Die Wohnungen sind in Mexico im Allgemeinen für ein warmes Klima berechnet, obwohl die große Höhe mancher Orte über dem Meere es angenehm machen würde, wenn sie mehr Schuß gegen die Kälte darböten. Sehr häufig wird in Stein gebaut, und alle größern Gebäude sind von dieser Art; die kleinern Wohnungen, besonders auf dem Lande, werden aus Lehmziegeln gefertigt. Da man keine Keller baut, so wird das Fundament selten sehr tief gegraben. Die Wohnung der ärmern Klasse Mexico's enthält selten mehr als eine Wohnstube, gewöhnlich mit dem Namen Sala belegt, eine Schlafstube und eine Küche. Die Thüre der Sala ist gewöhnlich der Haupteingang des Hauses, und führt daher unmittelbar auf die Straße; selten hat eine solche Sala mehr als eine Fensteröffnung, ohne Glasscheiben, nur durch einen Laden verschlossen; dieser wird selten geöffnet, gewöhnlich läßt man das nöthige Licht zur Thüre hereinfallen. Aus der Sala führt eine in einer Ecke angebrachte Thüre nach dem Schlafzimmer und wo möglich eine ihr diagonalstehende nach der Küche.

Die Häuser der reichern Mexicaner sind in einem ganz geschlossenen Viereck erbaut, wo dann der innere Raum, zu dem man durch das Hauptthor gelangt, als Hofraum oder als Blumengärtchen benuzt ist. Dieser innere Raum ist gewöhnlich auf einer oder auf mehrern Seiten des Hauses mit einem breiten, mit dem Hause unter einem und demselben Dache stehenden Seitengange (Corredor) versehen, von welchem aus mehrere Thüren und Fenster nach den verschiedenen Gemächern des Hauses gehen. Die Zimmer eines solchen Hauses bestehen gewöhnlich in einem ziemlich großen Saale, einem Speisezimmer, mehrern Schlafstuben, Küche, Gesindezimmer u. s. w. Ist das Haus zweistöckig, so wird das Erdgeschoß nur selten von dem Eigenthümer bewohnt, sondern zum Waarenlager, Komptoir, Sattelkammer u. s. w. benuzt, auch wohl mit besondern Thüren auf der Straßenseite versehen, von dem Hof und obern Haus ganz abgeschlossen und an ärmere Familien vermiethet. Die Zimmerdecke ist selbst in den besten Häusern nicht bekleidet; gewöhnlich zeigen sich die nur wenig bearbeiteten Balken dem Auge ohne alle Verzierung, selten sind sie bemalt und noch seltener mit bemalter Leinwand überzogen. Der Boden ist gewöhnlich in den Zimmern mit viereckigen Ziegeln ausgelegt. Die Wände der Zimmer sind in der Regel weiß getüncht. In dem Saale fehlt selten ein großes Bild der heiligen Jungfrau oder des Heilands am Kreuze; einige andere Heiligenbilder und Wandleuchter, gewöhnlich von Blech, vollenden die Verzierung der Wände, und dienen nur dazu, um die Nacktheit eines solchen Saales noch mehr hervorzuheben. Spiegel und Vorhänge fehlen ganz.

An dem einen Ende des Saales, gewöhnlich unter dem Marien- oder Christusbilde, ist der Fußboden in der ganzen Breite des Saales mit einem drei Ellen breiten altmodischen Fußteppiche belegt. Auf dieser Seite stehen in beiden Ecken ganz kleine bunt gemalte Ecktische, mit einem Heiligenbilde aus Wachs und andern Verzierungen. Strohbänke, oder hölzerne Bänke mit Kissen belegt, kaum 14 Zoll hoch, von einem Ecktische zum andern reichend, befinden sich auf dem Teppiche. Mit ähnlichen Bänken ist noch ein Drittel der übrigen Wände, der Rest aber mit dicht an einander stehenden Stühlen ausgefüllt. Erhält man Besuch, so werden die Stühle nicht vorgerückt und den Gästen angeboten, sondern einige derselben nehmen auf den auf den Teppichen stehenden Bänken neben den Frauen des Hauses Plaz, die übrigen Besuchenden aber sezen sich an den Wänden herum, wo es ihnen gefällt. Das Speisezimmer ist gewöhnlich der Küche so nahe wie möglich, und zeichnet sich häufig durch Mangel an hinreichendem Licht aus. Die Schlafstuben sind eben so einfach ausgestattet, wie die übrigen Zimmer. Das Bett, ein paar Stühle, ein Tisch und ein auf hölzernen Böcken stehender Koffer sind Alles, was man hier findet. Die Bettstelle gleicht einer Soldatenpritsche, auf ihr liegt eine große dicke Matraze von Schafwolle nebst Betttüchern und baumwollener Decke. Dieser Zuschnitt des Ganzen hat sich freilich in der Hauptstadt schon sehr verändert.

Vermischte Nachrichten.

Herr Dussumier von Bordeaux, der seit zehn Jahren die Menagerie des Museums für Naturgeschichte in Paris mit mehrern Thieren bereichert hat, die er auf seinen Reisen nach den Molukken, in Indien und im Kap sich verschafft hatte, hat jener Anstalt abermals die nachstehenden seltenen Thiere zum Geschenk gemacht: 1) Eine Löwin von den östlichen Ufern des Indus, ein um so schäzbareres Thier, als man noch nicht weiß, ob die Löwen aus dem mittägigen Asien zu derselben Art gehören als die afrikanischen; 2) eine große, dem Panther durch ihre schwarzen Flecken auf dem gelblichen Fell sich nähernde Kazenart, welche Herr Dussumier für die Unze Buffons hält; seit dem berühmten Naturforscher ist die Unze nicht wieder zum Vorschein gekommen, und die Existenz derselben erscheint mehrern Naturkundigen als unerwiesen; 3) einen Eber von der Küste von Malabar, von dem europäischen verschieden; 4) eine männliche Antilope mit vier Hörnern und drei Weibchen, eine fast gänzlich unbekannte und in Europa lebend noch nicht gesehene Art; 5) eine Antilope vom Kap, von den Holländern Duikenbock (tauchende Ziege) genannt, wegen der Art, wie sie zu springen pflegt, und die in Europa bisher nur ausgestopft gesehen worden war; 6) einen männlichen und einen weiblichen Muntschack, eine merkwürdige Hirschart, mit Hauern versehen, wie die Bisamhirsche; einen männlichen Schweinshirsch nebst einem weiblichen; sehr seltene Thiere, von denen Herr Dussumier im vergangenen Jahre schon drei Exemplare lieferte, die sich vermehrt haben; 8) zwei Arten Makaks; 9) zwei Arten Ichneumons und 10) zwei Schafarten, die eine von Kutsch, die andere von Bombay.

Alle diese Thiere haben nicht nur den Beschwerden einer langen Seereise getrozt, was bei wilden Thieren so selten der Fall ist, sondern auch die Stürme glücklich überstanden, von denen das Schiff mehrere Mal bedroht war.

Herr Dussumier hat mehrere Reisen auf einem nach seiner Angabe gebauten Schiff gemacht, dem er den bezeichnenden Namen Buffon gegeben hat. Dieses Schiff hat ausgedient, weßhalb er zu einer abermaligen Reise nach Indien ein neues mit Lunetten hat bauen lassen, in denen er Gewächshäuser anbringen läßt, um tropische Pflanzen mitzubringen. Dieses Schiff wird Georg Cuvier genannt werden.

Der merkwürdigste Erdäpfelstängel, den man noch gesehen, wächst am Eingang von Lord Lismore's schönem Landsiz, Shanbally Castle, unweit Clogheen. Er mißt bereits 8 Fuß in der Höhe, und die an demselben hängenden zahllosen Erdäpfel, worunter viele von ungewöhnlicher Größe, liegen in keiner Furche, sondern auf dem harten Boden, und sind nur mit Erde bedeckt. Der Mann, der diese Riesenpflanze pflegt, glaubt, daß sie bis Michaeli, wo er die Erdäpfel erst einzusammeln gedenkt, das Doppelte ihrer jezigen Höhe erreicht haben werde.

Ein Tuchhändler zu Stow on the Wold in England besizt ein von ihm selbst aufgezogenes Kaninchen, welches größer seyn dürfte, als in England noch je eines gesehen wurde. Obschon erst 15 Monate alt, wiegt es doch schon mehr als 10 Pfund. Der Eigenthümer glaubt, daß es an Fette und Gewicht noch immer mehr zunehmen werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat September.)

Nr. 275.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Oktober 1836.

Ausflug in die Umgebungen Merikos.

(Aus Latrobe's Rambler in Meriko.)

Die zu unserm Aufenthalt in Meriko bestimmte Zeit ging so schnell zu Ende, daß wir, um auch nur noch etwas von den Umgebungen zu sehen, schon im Anfang Aprils uns zu einem Ausflug entschließen mußten. Am 8ten d. M. rollte demgemäß zum besondern Dienst und Trost der Invaliden unsrer Gesellschaft eine mächtige merikanische Karosse, die auf ihrem Gerüste gewaltig hin und her schwankte, von zehn Maulthieren gezogen majestätisch vor unsere Thüre. Hr. M'Euen und ich zu Pferde nebst unsern zwei Schildknappen, Garcias und Mariano, bildeten die Eskorte; alle waren, wie natürlich bis an die Zähne bewaffnet. Zwei Mozos leiteten die Maulthiere. Die Kutsche war nicht übel, denn sie war so fest gebaut, daß man sie als eine temporäre Citadelle hätte gebrauchen können, und einmal in Bewegung gesetzt, rollte sie rumpelnd über das Pflaster hin und zum Thore von San Lazaro hinaus, der neuen Calzada zu, welche nach den Bergen jenseits der Südgränze des Sees von Tezcuco führte. Der Morgen war glänzend hell, und die Luft von unbeschreiblicher Reinheit.

Die Straße führt gerade auf die vulkanische Masse, Peñon viejo genannt, zu, welche am alten Ufer des Sees gegen Süden liegt, und unterschieden werden muß von dem andern Peñon gleichen Ursprungs, der die heißen Quellen enthält und zwischen der Stadt und dem See liegt. Lange setzten wir unsern Weg fort durch weite Flächen, von denen das Wasser des Sees sich seit langer Zeit zurückgezogen hat, und einen wegen seiner schwammigen Natur und der Sodaerzeugung auf seiner Oberfläche zum Ackerbau nur sehr wenig tauglichen Boden zurückließ. Die höhern Theile sind einem rohen System von Wasserableitung und Ackerbau unterworfen, und zahlreiche Viehheerden darüber verbreitet.

Der Peñon viejo ist eine mächtige mißfarbige Masse von geschmolzenen Stoffen, mit einer Menge Höhlen, und zeigt überall die Spuren des wilden Elements, dem er seine Erhebung aus dem Abgrund verdankt. Wie wir weiter zogen, sahen wir einen vulkanischen Gipfel nach dem andern zu unsrer Linken emporsteigen, und sich von den ferner gelegenen Ketten trennen, mit denen er anfangs in Verbindung zu stehen schien; indessen lagen breite Striche ebenen Marschbodens dazwischen. Als wir am Peñon viejo vorüber waren, näherten wir uns dem Fuße des vulkanischen Gipfels von Ajotla; dann verließen wir aber zu Santa Martha die große Calzada, und verfolgten einen Pfad über die halb ausgetrockneten Marschländer am südlichen Ende des Tezcucosees, bis wir auf terra ferma das Dorf Santa Madalena erreichten. Als wir vor der alten Dorfkirche und einer dunkeln Gruppe italienischer Cypressen vorüber und, gegen Norden gewandt, über einen mit Viehheerden und Haciendas besetzten hügeligen Landstrich zogen, wurden die Aussichten immer schöner und interessanter. Der Popocatepetl und sein Nachbar erhoben sich gegen Süden über die zahllosen Kegelgipfel mittlerer Höhe; beide waren viel weiter herab mit Schnee bedeckt, als drei Wochen vorher bei unsrer Ankunft, und selbst der Ajusco zeigte bedeutende Schneestrecken. Die ganze Breite des Sees lag jetzt zwischen uns und der Stadt, und die Luftspiegelung ergab eine höchst seltsame optische Täuschung. Die weißen Gebäude und farbigen Dome der Hauptstadt schienen gleich einer Flotte schneeweißer Segel auf der blauen Oberfläche der Gewässer zu schimmern, welche sich scheinbar weit nach der andern Seite hin bis zum Fuße des Felsen von Chapultepec und der dahinter liegenden Berge erstreckten. Der Peñon de los Baños erschien nochmals als eine Insel, denn dieß jetzt trügliche und unwahre Gemälde war vor 300 Jahren eine Wirklichkeit.

Die Seen von Meriko bieten einige äußerst interessante Erscheinungen dar. Obgleich unwidersprechlich die Hand des Menschen viel zur Verminderung des Wassers in den Seen beitrug, so ist es doch auch wahrscheinlich, daß natürliche, dasselbe Resultat herbeiführende Ursachen seit Jahrhunderten in Wirksamkeit waren, vielleicht seit dem Tage, wo das Aufhören heftiger vulkanischer Erschütterungen das Bassin und Tafelland von Meriko mit allen seinen chaotisch durch einander geworfenen flüssigen und festen Theilen den Wirkungen der gewöhnlichen und langsamern Kräfte der Natur überließ. Es ist unwahrscheinlich, daß jemals eine regelmäßige Einströmung von

Digitized by Google

Wasser statt fand, die mit der großen Verdunstung, welche unter dem Einfluß des Klima's und der physischen Construktion des Landes stets statt gefunden haben muß, irgend in Verhältniß gestanden wäre. Von den fünf Seen von Mexiko: Tezcuco, Xochimilco, Chalco, Cristobal und Zumpango, ist der von Tezcuco der größte, der mittelste, am meisten mit Salztheilen geschwängert, und liegt am tiefsten. Nicht Einer besitzt einen natürlichen Abfluß aus dem Thale von Mexiko, und im Falle einer der vier andern Seen überströmt, ist der Tezcuco das einzige Reservoir, in das sie sich entleeren können. Die Gewässer, die in den Tezcuco, Xochimilco und Cristobal fallen, sind so unbedeutend, daß sie wenig oder gar nicht in Betracht kommen können, aber der Chalco am südlichen und der Zumpango am nördlichen Ende der Kette empfangen so bedeutende Flüsse, daß diese unter Mitwirkung anderer Ursachen mächtig über ihre Ufer treten und den Stand des Wassers im See Tezcuco erheben können. Dieß war nach der Sage vor der Eroberung mehrmals der Fall, und selbst seit dem 17ten Jahrhundert sind die Gewässer des Tezcuco mehrmals so sehr gestiegen, daß die Stadt dadurch in große Gefahr gerieth, und einmal die meisten Straßen vier oder fünf Jahre nach einander viele Fuß tief unter Wasser standen. *) Das Pflaster der Plaza Mayor selbst, die höchst gelegene Bodenstrecke in der Stadt Mexiko liegt mehrere Fuß tiefer als die Oberfläche des Sees von Chalco. Nichts desto weniger ist die vereinte Wirkung der außerordentlichen Verdunstung in dem nackten, über die Wolken erhobenen Tafellande, welches dadurch den Sonnenstrahlen gänzlich bloßgestellt ist, und der abnehmenden Infiltration durch die Verheerung der Wälder in den Ebenen und auf den Bergen, so wie endlich der künstlichen Entwässerungsmittel, welche die Spanier seit zwei Jahrhunderten anlegten, um das überflüssige Wasser nach Norden abzuleiten, so groß gewesen, daß die sämmtlichen Seen auf allen Seiten sich in engere Gränzen zurückgezogen, und namentlich die Oberfläche des Sees von Tezcuco bedeutend abgenommen hat. Das gegenwärtige Ufer ist bereits 14,763 Fuß von dem Mittelpunkte der Stadt entfernt, die einst vom See umgeben war, und auf allen Seiten bezeichnen weite Flächen und sumpfige Wiesen sein altes Bett.

Die große Hacienda von Chapingo, welche wir bald erreichten, liegt über eine Stunde vom Ufer des Sees, Mexiko gerade gegenüber. Der Intendant der Hacienda, an den wir Empfehlungsschreiben hatten, war nicht zu Hause, wir wurden jedoch von einem der höhern Hausbedienten dieses weitläuftigen Gebäudes höflich und zuvorkommend empfangen, und frühstückten nach unserm siebenstündigen Ritte mit ungewöhnlichem Appetit.

Die Ländereien, welche die Hacienda bilden, gehören zu den reichsten in dem Thale von Mexiko; ehemals hatten sie, wie viele andere werthvolle Güter auf derselben Seite des Sees den Jesuiten gehört, später kamen sie in den Besitz des Marquis Vibanco und gehören nun dem verbannten General Moran. Das Wohnhaus, obwohl geräumig, kann sich doch an Größe und Bauart kaum mit den anstoßenden Wirthschaftsgebäuden messen, unter denen zwei Troges oder Scheunen durch ihre Größe und massive Bauart sich auszeichnen; die größte derselben mißt über 200 Fuß in die Länge und gegen 70 in die Breite: sie sind bestimmt die gesammte Mais- und Weizenernte des Guts aufzunehmen. Der Boden ist ausnehmend fruchtbar gemacht durch das vortreffliche Bewässerungssystem, indem das Wasser durch steinerne Kanäle von den östlichen Bergen hergeleitet wird; man schätzt das jährliche Einkommen dieses Guts auf 60,000 Piaster.

Wir schickten den Wagen und die Maulthiere nach der nur eine kleine Legua entfernten Stadt Tezcuco, und setzten uns im Lauf des Nachmittags zu Pferde, um einige interessante Gegenstände in der Nachbarschaft zu besuchen. Die zahlreichen Spalten in dem Boden nöthigten uns zu einem bedeutenden Umwege, um nach der alten, aber verfallenen Stadt Huejutla zu gelangen, welche jetzt zu einem bloßen indianischen Dorfe herabgesunken ist, während die große von den Spaniern bald nach der Eroberung erbaute Kirche und die seltsamen aztekischen Ruinen genugsam beweisen, daß hier vor und nach der Eroberung eine sehr bedeutende Stadt stand. Die Kirche ist auf einer erhöhten Plattform errichtet, von der man auf einer breiten Treppe nach einer zweiten Ringmauer hinabsteigt; diese letztere ist mit einer Rasendecke bewachsen und von 17 mächtigen Olivenbäumen überschattet, die nach der Tradition die ersten waren, die von den Eroberern in Neuspanien gepflanzt wurden. Ihr ehrwürdiges Ansehen zeugt für ihr hohes Alter. Die indianischen Ruinen sind mannichfacher Art, bestehen jedoch meistens nur noch aus Schutthaufen. Die Mauer des Palastes ist indeß eine der größten Merkwürdigkeiten im Lande; sie ist immer noch von bedeutender Ausdehnung, und wo sie nicht zusammengestürzt ist, scheint sie 20—30 Fuß hoch und 6—8 Fuß dick gewesen zu seyn. Sie ist nicht gleichförmig gebaut, sondern Form und Art des Mauerwerks wechseln in den verschiedenen Höhen; um die mittlere Höhe z. B. ist eine Lage von großen Steinen, lauter lange cylindrische Massen, mit den runden Enden gegen Außen gekehrt. Folgt man dieser Mauer eine Strecke weit gegen Osten, so bricht sie plötzlich ab an einer tiefen Spalte oder Barranca, die von Osten nach Westen läuft, und auf dieser Seite eine natürliche Befestigung bildet. Die Straße führt durch den berühmten Bogen hinüber, in dessen Betreff die Alterthumsforscher so getheilter Meinung sind; denn während die einen trotz aller Unwahrscheinlichkeit behaupten, daß es ein ächt indianischer Bau sey, der einen Theil der alterthümlichen Bauten in der Nachbarschaft gebildet habe, wollen die andern sogar die Unmöglichkeit eines indianischen Ursprungs beweisen. Allerdings ist es eine seltsame Anomalie, in diesem einzelnen Falle den Grundsatz der Bogensprengung so richtig entwickelt zu finden, während man in allen andern Theilen des Kontinents gegen Norden und auf der Hochfläche von Mexiko augenscheinlich erkennen muß, daß die indianischen Baukünstler mit der Bogensprengung gänzlich unbekannt waren. Sieht man jedoch

*) 1555, 1580, 1605—1607 waren Ueberschwemmungsjahre, und am 20sten Junius 1627 wurde die Hauptstadt durch einen Zusammenfluß verschiedener Umstände unter Wasser gesetzt, und blieb es bis zum J. 1634.

diesen Bogen selbst, so muß man gestehen, daß sich gleich viel für die eine wie für die andere Meinung sagen läßt; denn der Bogen ist von der rohesten Bauart, viel zu roh, als daß er spanischen Ursprungs seyn könnte. Zudem hat derselbe die spitzige Form, welche die natürlichste für einen noch furchtsamen Baumeister scheint, in dem die Wahrheit des Grundsatzes der Bogensprengung aufgedämmert, aber noch nicht recht zur Klarheit gediehen ist. Die Höhe über dem Bett der Barranca beträgt etwa 40 Fuß. Eine in den indianischen Hütten angestellte Jagd nach fortschaffbaren Alterthümern wurde durch die Erwerbung eines häßlichen Götzenbildes in sitzender Stellung belohnt, das aus einer harten vulkanischen Masse ausgehauen war. Das Bild war vollständig mit Ausnahme einer Ecke des Mundes, in die der Indianer, der es ausgrub, mit der Pflugschar gestoßen und einige Zähne zertrümmert hatte. Da das Bild für fortschaffungswürdig erklärt worden war, so erhielt es unter dem hochtönenden Namen Huizilopochtli einen Platz im Wagen an der Seite des Käufers.

Wir wandten uns jetzt gegen den konischen Berg von Tezcocingo, einem untergeordneten Ausläufer der großen Ostkette: die Gegend zeigte viel Maguey-Pflanzungen, und das Land war mit Hecken von einer schlanken Kaktusart durchzogen. Lange ehe wir die Kirche von La Navidad erreichten, welche dem Anschein nach hart unter dem steilen und spitzigen Berg liegt, auf dem sich der Gegenstand unserer Nachforschung, das Baño de Montezuma befindet, war es augenscheinlich, daß die Nacht uns inmitten unsers Ausflugs überraschen würde. Hiedurch nicht abgeschreckt, galoppirten wir vorwärts über die große Ebene, und unter der Leitung eines indianischen Führers, dessen Beistand wir uns im letztern Dorfe gesichert hatten, begannen wir zwischen den zerstreuten Nopal- und Maguey-Pflanzungen den Berg hinaufzusteigen. Scherben von Töpfergeschirren, zerbrochene Messer und Pfeile von Obsidian, zerstörte Terrassen und alte Mauern waren über die ganze Oberfläche zerstreut. Weiteres Reiten war nun unmöglich, wir befestigten unsre geduldigen Pferde an die Nopalbüsche, und folgten unserm indianischen Führer zu Fuße, bald über Felsen kletternd, bald mühsam zwischen Buschwerk sich durcharbeitend. Als wir die schmale Kette erreichten, welche den konischen Berg mit einem weiter rückwärts gelegenen verbindet, stießen wir auf die Reste einer Mauer und einer Straße, und etwas höher hinauf am Fuße eines kleinen Abhangs, der mit indianischen Feigen und Gras überwachsen war, fanden wir den Felsen durch Menschenhand in eine große glatte Fläche umgewandelt. Auf dieser perpendikulären Felsenwand befand sich früher ein alter indianischer Kalender eingehauen, da aber die Indianer sahen, daß der Platz häufig von Fremden aus der Hauptstadt besucht wurde, setzten sie sich in den Kopf, hier müsse eine Silberader seyn, und machten sich alsbald an die Arbeit, um diese auszufinden, verlöschten die Skulptur und gruben mehrere Ellen tief einen Stollen in den harten Fels.

Von dieser Stelle aus kamen wir in wenigen Minuten auf die Spitze des Bergs, die Sonne sank eben hinter die Berge auf der andern Seite des Thals, und herrlich war der Anblick, der sich unter unsern Füßen ausbreitete: der ganze See von Tezcuco mit dem umliegenden Land und den Bergen auf beiden Seiten lag vor uns.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von M. Leake.

Obwohl zwischen den Reisen des bekannten Alterthumsforschers und der Herausgabe derselben eine lange Zeit verflossen ist und seitdem Manches veraltete, so glauben wir doch unsern Lesern einen Dienst zu erzeigen, wenn wir einzelne Bruchstücke daraus mittheilen, um so mehr, als der gelehrte Verfasser seine Erzählung mit steten Rückblicken nicht bloß auf das klassische Alterthum, sondern auch auf die spätere römische Zeit, auf das griechische Kaiserthum u. s. w. begleitet. Schon in den mannichfachen Namen derselben Ortschaften liegt oft eine ganze Geschichte, und Einzelnes möchte um so interessanter seyn, als die Entstehung des Königreichs Griechenland und der immer näher rückende Sturz des türkischen Reichs, dessen entferntere Glieder ganz nach Art alternder asiatischer Staaten mehr und mehr sich emancipiren oder mächtigen aufstrebenden Nachbarn zur Beute werden, und endlich der drohende Kampf um die Erbschaft der türkischen Pforte manchen jener seit Jahrhunderten fast vergessenen Gegenden und Orte vielleicht eine neue Berühmtheit verleihen. An der Abgerissenheit der einzelnen Bemerkungen darf sich der Leser nicht stoßen, indem der Verfasser es für angemessen hielt, in seinem Werke die Form eines Tagebuchs beizubehalten.

Erste Reise. Epirus.

Aulon, das seinen alten Namen in der gewöhnlichen romaischen Form Avlona (italienisch Valona) erhalten hat, liegt eine starke halbe Stunde von der Bai, hat eine erträgliche Werfte und ein elendes Fort. Die Stadt liegt in einem dicht mit Oliven bewachsenen engen Thale, weiterhin sind zerrissene gleichfalls mit Oliven bewachsene Hügel, und nordwärts dehnt sich eine waldige Ebene aus. Eine Stunde südlich von der Stadt erhebt sich ein steiler Hügel, auf dessen Spitze das verfallene Schloß von Kanina liegt, das in der byzantinischen Zeit auf ältern Ueberresten aufgeführt wurde. Nicht weit südlich von der Höhe von Kanina beginnt eine Kette steiler Berge, die nur durch ein schmales Thal von den Acroceraunia getrennt ist, welches Gebirge von der Landseite denselben zurückstoßenden Anblick darbietet, wie an der Seeseite, und eine schmale waldbewachsene Felsenkette bildet, die das Thal etwa vier Stunden an dem Ende des Golfs mit einer schroffen Höhe schließt. Dieses Thal ist ein Theil des Distrikts von Khimasa, und enthält ein großes Dorf, Namens Dukai, griechisch Dukadhes, unterhalb welchem am Südende des Golfs der Hafen liegt, Pashaliman von den Eingebornen, Porto Ragusco von den Italienern genannt, nahe an der Mündung eines Flusses, der von der Höhe der Acroceraunia herab durch das Thal von Dukadhes fließt. Oestlich von der Mündung des Flusses ist eine Reihe von Lagunen, in deren Mitte die Ruinen des alten Oricum, jetzt Erikhó, liegen. Der genannte Fluß ist vielleicht der Celydnus des Ptolemäus, wenn gleich die Lage nicht ganz entspricht. Porto Ragusco ist wohl das Panormus von Strabo.

Der Hafen von Avlona ist größtentheils von hohen Bergen umgeben, aber dennoch heftigen Windstößen ausgesetzt. Wenn heftiger

Digitized by Google

Wind weht, ist die Rhede von Avlona nicht sicher, und der gewöhnliche Ankerplatz ist bei Sazona, dem alten Sason, eine zur Römerzeit berüchtigte Piratenstation. Die Tiefe des Golfs zwischen Avlona und Sazona beträgt 10 bis 15 Faden, gegen Süden ist sie viel größer, in der Nähe von Oricum und Avlona aber nur 2 bis 4 Faden. Ueberall ist der Boden ein zäher Schlamm, der von den umliegenden Bergen abgesetzt wurde. Von hier aus wird außer etwas Getreide häufig Erdpech verschifft, das sich drei Stunden östlich von Avlona an einem Berge findet, den die Italiener Mga della Pegola nennen, dessen eigentlicher Name aber Khudesi ist. Die italienischen Schiffe, die hieher kommen, sind häufig von der Pielago genannten Gattung, die von der Manzera und Trabaccolo genannten nicht sehr verschieden ist; sie zeichnen sich durch einen ausnehmend hohen Hauptmast aus, machen bei gutem Winde sehr schnelle Fahrten, bei den Sommerpassatwinden und noch mehr bei den heftigen Südwinden im Herbst und Winter geht es schlecht, im erstern Fall fahren sie oft von Corfu nach Triest in zehn Tagen, im letztern brauchen sie häufig drei bis vier Monate.

Unten am Abhange des höchsten der acroceraunischen oder khimariotischen Berge liegt das Dorf Palasa, wahrscheinlich das alte Palästus. Die Strada Bianca der italienischen Karten, Aspri Ruga der Griechen, ist ein breites Bergstrombett, das auf der Spitze des Berges von Palasa entspringt, und nordwärts von diesem Dorfe gerade nach der See hinabläuft. Südlich von Palasa ist eine Reihe Dörfer an der Seite des Berges bis an den Eingang des Kanals von Corfu, die alle früher zum Khimariotenbunde gehörten, aber später von Ali Pascha bezwungen wurden.

Der Verfasser hielt hierauf zu Corfu an, und fuhr von da in einem offenen Boote hinüber nach dem Hafen der vierzig Heiligen auf der epirotisch-albanischen Küste, wohin ein ziemlich bedeutender Handel mit Früchten, Reiß und Oel getrieben wird. Auf der nordwestlichen Seite dieses Hafens sind ausgedehnte Ruinen am Fuße der dürren Felsenhügel, aus denen dieser ganze Theil der epirotischen Küste besteht. Die Ruinen stammen noch aus den bessern Zeiten des griechischen Reichs. Auf dem Gipfel des Hügels, welcher sich im Rücken der Scala[*]) erhebt, liegen die Ruinen der Kirche der vierzig Heiligen, welche dem Orte den Namen στοὺς Ἁγίους Σαράντα gaben. Diese Kirche soll einen Theil eines Klosters gebildet haben, von dem aber nichts mehr übrig ist, als die zerstörte Kirche, welche mit drei Kuppeln und sieben Halbkuppeln bedeckt war.

An der Scala schließt ein roher Molo ein kleines Bassin oder Cothon ein, das für die kleinen Boote, die allein den Hafen besuchen, hinreichend ist, obwohl auch größere Fahrzeuge, wären diese für den Handel von Epirus nöthig, einen guten gegen die Südost- und Nordweststürme geschützten Ankerplatz finden würden.

*) Scala, türkisch Iskele, dem Italienischen entnommen, bedeutet in der Levante einen Handelsort, von der größten Handelsstadt an bis zu einem Platze, wo ein einzelnes Magazin zur Belebung des Küstenhandels hinreicht.

Der Hafen der vierzig Heiligen kann nur dem alten Hafen Onchesmus entsprechen, der nach Cicero ein Ort von einiger Bedeutung und der gewöhnliche Abfahrtspunkt für die von Epirus nach Italien gehenden Schiffe gewesen seyn muß.

Der Verfasser wollte möglichst bald nach Corfu zurück, mußte aber theils wegen schlechtem Wetter, theils weil die Griechen ihre Festtage feierten, einige Tage liegen bleiben, worüber er die Bemerkung macht, daß die Feste, die Fasten und die Furcht der Griechen dem Reisen große Hindernisse in den Weg legen; denn während ihrer Feste wollen sie nicht arbeiten und die langen und streng beobachteten Fasten machen sie zu jeder größern Anstrengung unfähig. Endlich aber konnte er dennoch aufbrechen, kam aber an demselben Tage nicht weiter als Nivizza. „Der Berg, auf dessen mittlerem Abhang das Dorf liegt, ist auf beiden Seiten von der übrigen Seeseite getrennt, und gegen Osten theils durch den steilen Berg, theils durch den reißenden Fluß an dessen Fuße geschützt. Nivizza war einst eine große und blühende Stadt, und die wichtigste der unabhängigen christlichen Städte, welche damals längs der ganzen Küste von Buthrotum bis Aulon sich ausdehnten. Durch die Stärke ihrer Lage widerstand sie allen Angriffen Ali Paschas, bis dieser endlich im Jahre 1798 die Franzosen überredete eine Schaar Albanier in seinen eigenen Schiffen durch die Meerenge von Corfu führen zu dürfen. Dieß hatten ihm, auf ihre Verträge mit der Pforte gestützt, die Venetianer fortwährend abgeschlagen; aber die Franzosen ließen es zu, da ihnen bei ihren Absichten auf die Türkei daran gelegen war, Ali für sich zu gewinnen, und sie nicht vermutheten, welchen Gebrauch er von der ihm ertheilten Erlaubniß machen würde. Er setzte seine Truppen bei den Scala's von Nivizza und den vierzig Heiligen ans Land, und um den Erfolg seiner Unternehmung um so besser zu sichern, wählte er den Ostersonntag Morgen zum Angriff, wo alle Einwohner waffenlos und im Gebet begriffen waren. So eroberte er mit Leichtigkeit nicht nur Nivizza, sondern noch zwei andere Dörfer gegen Norden, deren Besitz ihm die Herrschaft über die ganze Küste bis an die Stadt Khimara sicherte. Nivizza und die beiden andern Dörfer sind jetzt wenig mehr als Ruinen, da der Pascha viele der Einwohner fortschleppte und zur Arbeit auf seinen Landgütern bei Trikkala verwendete.

(Fortsetzung folgt.)

Einem Bericht der medizinischen Fakultät zufolge, hinsichtlich des Einflusses, welchen der Anblick von körperlichen Gebrechen, die von Bettlern oft zur Schau gestellt werden, auf Frauen haben kann, die sich im ersten Stadium ihrer Schwangerschaft befinden, ist in Paris durch eine Polizeiverordnung solchen Unglücklichen das Herumschweifen in den Straßen untersagt worden. Eine Untersuchung hinsichtlich der Existenzmittel eines jeden wird angestellt, und jeder, dem es wirklich an solchen gebricht, in eine eigens zu diesem Zweck auf dem Lande errichtete Versorgungsanstalt gebracht werden, wo man Alle, deren Gebrechen es gestatten, zu einer ihnen angemessenen Arbeit anhalten wird.

☞ Mit diesem Blatte wird Nr. 66 der Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes ausgegeben. Inhalt: Proben neuerer russischer Dichtungen. 1. An Rußlands Feinde (Von Puschkin.) — Das **Dictionnaire de l'Académie française.** — Der alte Matrose. (Romanzencyklus von Coleridge.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 276.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Oktober 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 8.

Blätter deutscher Literatur in Paris.

Die Revue du Nord ist nach einem Bestand von einem Jahre ausgeblieben. Die Balance hat sich nur mit Mühe während eines Vierteljahres erhalten. Erstere stand unter der Direktion von Boulet, letztere wurde von Börne herausgegeben. Es ist zu bedauern, daß diese beiden Organe so schnell wieder abgetreten sind; übrigens darf man sich nicht allzu sehr darüber wundern. Die Franzosen sind überhaupt nicht die Nation der Revuen, ich spreche von den literarischen, nicht von den militärischen; sie wollen schnell, viele und kurze Artikel auf einmal lesen, und das Alles darf nicht mehr Mühe kosten, als das behagliche Einschlürfen einer Tasse Kaffee gerade verträgt. Daher sind die Tagsblätter, die Journale politischen und literarischen Inhaltes, ihre Lieblingskost. Man liest sein tägliches Pensum in dem Constitutionnel oder in den Débats, und wenn es hoch kommt, so liest man ein ganzes feuilleton littéraire im Temps, und damit hat man Probe eines großen Liebhabers und Verehrers der Literatur abgegeben, aber mehr möge auch niemand verlangen. Daher kommt es, daß selbst die französischen Revues, z. B. die Revue des deux Mondes, unstreitig die vorzüglichste in Paris, sodann die Revue de Paris, nicht so viel Abonnenten haben, um ihre Kosten zu decken. Wäre es nicht eine Buchhändlerspekulation, so würden sie, mindestens die Revue des deux Mondes, längst eingegangen seyn. Aber die Herausgeber sind Verleger; sie kaufen von beliebten Schriftstellern die Artikel um einen bedeutenden Preis, wogegen sie zugleich das Recht erlangen, sie gesammelt als ein Buch zu verlegen.

Das Land der Revues ist England. Dort wo die Weiber in einem einförmigen Familienkreise eingeschlossen leben, und wo der Sonntag allerheiligst gehalten und bei Leibe keine Hand an Nichts gerührt wird, wo die Fröhlichkeit gegen die Religion und die guten Sitten ist, da wird gelesen und gelesen. Samstags werden die meisten Magazine's und Wochenblätter und Revues gedruckt, und Sonntags fällt Alles zusammen wie ein dichter Segen in das englische Familien-Innere, wo Jeder sich ein Stück nach Belieben heraussucht.

In Frankreich verwendet man auf die Lektüre nur eben so viel Zeit als man gerade muß, und Alles, was eine Spannung des Geistes, der Aufmerksamkeit droht, wird als zu lang, als zu ernsthaft auf die Seite gelegt. C'est trop sérieux, das ist das Schlagwort, mit welchem allen bisherigen Versuchen ausländischer Revues der Stab gebrochen wurde. C'est trop sérieux, sagte mir ein junger Franzos von der Revue du Nord, die das bunteste Mancherlei aller Arten unter einander gab. C'est trop sérieux, ein Anderer, von der Balance sprechend; von der Balance, die ganz der treue Ausdruck des sprudelnden lebhaften Witzes und der unermüdlichen Antithesen ihres Verfassers war. Nachdem ich die erste Nummer dieser Zeitschrift gelesen hatte, sagte ich mir, daß Börne die Form getroffen habe, in welcher man zu den Franzosen sprechen muß, besonders dann, wann man ihnen ein Interesse für Etwas beibringen will, was nicht Paris, ja nicht einmal Frankreich ist. Nach einem oder anderthalb Monaten erfuhr ich, daß die Balance einen Einzigen französischen Abonnenten zähle! Die übrigen der nun stark gewordenen Gesammtzahl waren, mindestens in der ersten Zeit, lauter Ausländer! Und dennoch ist nicht zu läugnen, daß in dem öffentlichen Geschmacke, in der Beurtheilung fremder, besonders der deutschen Literatur eine sehr namhafte und sehr wohlthätige Reaktion eingetreten ist. Das absolute Ignoriren dessen, was jenseits der französischen Gränzpfähle vorging, die krasse Unwissenheit, die nur in dem sie begleitenden Dünkel und vornehmen Spotte ihr Gleiches hatte, das lächerliche Fremdseyn mit Allem, was nicht französisch ist, so wie wir unter dem Kaiserthum es erlebt haben, und um welcher Ursache willen man allein schon das Andenken Napoleons verwünschen sollte; die ächt bourbonische, gottverheissene, liederlich frohe, legitime Vernachlässigung deutschen Wissens, deutscher Literatur, deutscher Kunst und Poesie, haben einem entgegengesetzten Bestreben Platz gemacht, das zwar erst noch im Aufkeimen ist, mit allerlei Vorurtheilen und Schwierigkeiten zu kämpfen hat, das aber in einiger Zeit, und mittelst etwas sorgsamer Pflege zu einer erfreulichen Blüthe gedeihen wird. Ich meine das Verlangen nach dem Verstehen deutscher Sprache und Literatur. Davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man die

öffentlichen Vorlesungen besucht. Sey es bei Fauriel oder Guigniault, bei Lenormant oder St. Marc-Girardin, bei Lerminier oder Ampère Sohn u. s. w., überall wird deutscher Wissenschaft, deutscher Philosophie, deutschem Fleiße und unermüdlichem Forschungsgeiste die gebührende und wahrhaft erfreuliche Anerkennung gezollt. Ich kann betheuern, daß ich die süßesten Augenblicke meines Lebens in Paris in diesen Vorlesungssälen zugebracht habe; das männlich schöne, wenn auch im Grunde nur schuldige, Gerechtseyn von Seite der Geistescoryphäen einer großen Nation gegen die einer andern, thut unendlich wohl, ich möchte darin eine der schönsten Palmen der auf die Napoleonische Kriegsherrschaft gefolgten Ruhe erkennen. Sicherlich gebührt an diesem Fortschritte dem ehemaligen und abermaligen Minister Guizot ein großer Antheil. Selbst Gelehrter und Arbeiter im deutschen Sinne, hat er mit Kennerblick gewürdigt, was unsere Nation Großes hervorgebracht und verbreitet hat; seine Vorlesungen zeigten überall die Spuren des Studiums nach germanischer Art.

Von oben herab ausgehend, drang dieser Sinn allmählich in die Massen und in die Erziehung. Jetzt schon sind wenig wohlhabende Familien, die das Deutsche nicht als ein unerläßliches Erforderniß in dem Erziehungsprogramm ihrer Kinder betrachten; jetzt schon drängen sich die jungen Leute zu dem Cursus über deutsche Sprache und selbst die Damen verschmähen nicht, diese „barbarische" Sprache zu erlernen. Ein kleiner Impuls der Regierung, und die deutsche Sprache wird zur Modesache, wie es die englische geworden ist. Dieser Impuls aber gehört unter die sehr möglichen Dinge, es bedarf dazu nur eines einsichtsvollen Ministers, der den Zug der Zeit begreift und ihr folgt; warum sollte der nicht kommen?

In Wahrheit, die schönere Rolle, in diesem Sinne, ist Frankreich beschieden. Es wirft mehr und mehr den Hochmuth einer geträumten geistigen Oberherrschaft ab, und bietet deutscher Intelligenz freundlich die Hand. Wie sehr ist es zu bedauern, daß in demselben Maße, in welchem Frankreich vorwärts schreitet, in Deutschland eine wahre Wuth, eine blinde Anfeindung und schülerhafte Verwerfung alles Französischen in oft groteskem Maße sich Bahn bricht. Man will das Studium der französischen Sprache verbieten, mindestens erschweren: Glaubt man dadurch einen Vorzug über die Franzosen zu erlangen, die jetzt gerade unsere Sprache studiren? Man möchte gern zwischen Frankreich und Deutschland eine eherne Gränzmauer ziehen, und ein Anathem in Masse gegen das Erstere verhängen. Die Unwissenheit und der daraus herfließende Spott der Franzosen vor zehn und zwanzig Jahren waren jämmerlich und lächerlich, aber die Franzosen waren Ignoranten: Glauben die Fürsprecher der modernen Franzosenhasserei, die nach jenen kommen, und die Entschuldigung der Ignoranz nicht anrufen können, dem verdienten Urtheile zu entrinnen? Ihr Beginnen ist in dem Maße ungerechter, als sie die Zeit, die Erfahrung und die ehrenvolle Sinnesänderung der Franzosen selbst gegen sich haben. Aller Enthusiasmus wie alles Verwerfen in Masse ist abgeschmackt und fällt als eine strafende Waffe auf seinen Bekenner zurück.

Ausflug in die Umgebungen Merikos.

(Fortsetzung.)

So geneigt wir auch seyn mochten, uns lange an diesem Anblick zu ergötzen, so konnten wir doch wegen der einbrechenden Dämmerung nicht lange verweilen, stiegen schief hinab und erreichten bald das sogenannte Bad, nämlich zwei seltsame Bassins von ungefähr 2½ Fuß im Durchmesser, die in eine bastionartig vorspringende feste Felsenmasse eingehauen, und von glatten eingehauenen Sitzen und kleinen Höhlen umgeben war, deren Bestimmung ich mir freilich nicht erklären konnte. Was das sogenannte Bad Montezuma's betrifft, so mochte es, wenn man will, ein Fußbad seyn, aber für jeden König, der größer war, als der Feenkönig Oberon, wäre es eine baare Unmöglichkeit gewesen, darin unterzutauchen.

Der ganze Berg trägt bis an den Gipfel die Spuren von Menschenhand; viele der Porphyrblöcke, aus denen er besteht, sind zu glatten horizontalen Flächen behauen. Aber die allenthalben bemerkliche Zerstörung ist so grob, daß man jetzt unmöglich sagen kann, welcher Theil der Oberfläche künstlich ist, oder nicht. Durch welche Mittel Völker, die den Gebrauch des Eisens nicht kannten, in so harten Felsen so vollkommen geglättete Werke aufführten, ist schwer zu sagen: manche glauben, es seyen Werkzeuge von gemischtem Zinn und Kupfer gebraucht worden, andere sind der Meinung, daß mühselige Reibung das Hauptmittel gewesen sey. Was auch immer die eigentliche Bestimmung dieser unerklärlichen Ruinen oder die Zeit ihrer Erbauung gewesen seyn mag, gewiß ist, daß der ganze Berg, der sich 5 bis 600 Fuß über die Ebene erhebt, mit künstlichen Werken einer oder der andern Art bedeckt war. Sie sind wahrscheinlich eher toltekischen *) als aztekischen Ursprungs, und können vielleicht mit noch mehr Wahrscheinlichkeit einem weit ältern Volke zugeschrieben werden.

Unser Herabsteigen ging sehr schnell; es war Nacht, als wir aus der tiefern Barranca, welche den Fuß des Berges von Tezcocingo von den Ebenen scheidet, hervorkamen, und La Navidad erreichten. Der Wind blies kalt, aber wir galoppirten rasch vorwärts, und in weniger als einer Stunde gelangten wir nach der Meson zu Tezcuco, wo unsere Diener und unser Wagen schon lange vor uns angekommen waren. Die Ankunft von vier bewaffneten Reitern zu dieser späten Abendzeit schien einige Aufregung in der kleinen Stadt zu veranlassen, und das Gerücht davon drang bald zum Kommandanten, der es für angemessen hielt, uns einen offiziellen Besuch abzustatten, bei dem er sich aber sehr scheu benahm; nachdem er sich jedoch überzeugt hatte, daß wir ehrliche Leute seyen, entschuldigte er sich und sagte, die Zeiten seyen schlimm, und man habe geargwohnt, wir gehörten zu Canalizza's Insurgenten. Bald darauf kam, gleichfalls offiziell angekündigt, der Sekretär des Alcalde mit demselben höflichen Begehr, daß wir sagen möchten, wer wir seyen.

*) Der Verfasser fällt auch in den weit verbreiteten Irrthum, die Tolteken als ein besonderes Volk anzusehen; das Wort „Toltek" bedeutet nichts Anderes als Baumeister, und nur die Unkenntniß der indianischen Sprachen war an dem lange beibehaltenen Irrthum Schuld.

er hatte gehört, wir seyen eine Abtheilung Ladrones. Beruhigt durch die von den Beamten eingezogenen Nachrichten konnte indeß das gute Volk von Tezcuco in Ruhe schlafen.

Ein oberflächlicher Beobachter findet wenig Ueberreste, welche den alten Anspruch Tezcucos rechtfertigen, die zweite Stadt des mexikanischen Reichs gewesen zu seyn. Doch war dieß nach den spanischen Geschichtsschreibern ohne allen Widerspruch der Fall, und ich zweifle nicht, daß eine genaue Nachforschung manches für den Alterthumskenner sehr Interessante zu Tage fördern würde. Die Ruinen der Grabhügel und anderer Bauten aus an der Sonne getrockneten Backsteinen, untermischt mit Plattformen und Terrassen von bedeutender Ausdehnung, sind noch erkennbar, und man behauptet, daß viele spanische Gebäude aus den Ruinen der Teocallis erbaut worden seyen. Ich bedaure mehr, als ich sagen kann, daß ich genöthigt war, so schnell mich wieder von diesem interessanten Orte zu entfernen, und ich möchte jeden Freund des Alterthums, der Neuspanien besucht, auffordern, seine Aufmerksamkeit hieher zu richten. Hier machte Cortez die Vorbereitungen zu seinem letzten glücklichen Angriff auf die Hauptstadt des Reichs, und die Stelle, wo er seine Brigantinen vom Stapel laufen ließ, wird noch durch eine nahe an der Stadt befindliche Brücke, Puente de las Brigantinas genannt, bezeichnet. Damals muß der See viel näher an der Stadt gewesen seyn, aber wie bei Mexiko, ist jetzt ein Streifen von mehr als zwei Leguas Breite zwischen dem See und der Stadt.

Auf dieser breiten Ebene, auf welche unsere Bekannte in der Hauptstadt namentlich unsre Aufmerksamkeit gerichtet hatten, befand sich ein merkwürdiger Gegenstand, nämlich der Contador, ein Cypressenwäldchen, dem das Volk den Namen Montezumas Garten beilegte. Am folgenden Morgen stiegen wir frühzeitig zu Pferde und ließen den Wagen während unsrer Abwesenheit packen. Kaum waren wir über die Gärten in der unmittelbaren Nähe der Stadt hinaus, so sahen wir auch schon den Contador vor uns liegen, der sich durch seine dunkle Blättermasse in der leeren Ebene, stark hervorhob. Kein Baum, kein Hügelchen war in Umgebung dieses Wäldchens zu sehen, das früher gänzlich vom See umschlossen gewesen seyn muß. Die 300 bis 400 Bäume, aus denen es bestand, waren in einem Viereck von bedeutender Größe gepflanzt, das zum Theil gegen Osten offen war. Ein kleineres Parallelogramm, höher als der umliegende Boden mit einem tiefen Graben herum, bemerkt man an der nordwestlichen Ecke. Ich fand bei näherer Untersuchung, daß dieß ein Porphyrfels war. Das Innere des großen Vierecks ist selbst jetzt noch nur sehr wenig über den jetzigen Spiegel des Sees erhoben, und so sumpfig, daß wir mit unsern Pferden fast einsanken, als wir darüber zu setzen versuchten. Nur an dem Fuße der sehr nahe an einander gepflanzten Bäume ist der Boden indeß hart; viele derselben sind ungemein groß, denn sie haben zum Theil über 40 Fuß im Umfang, und gehören sämmtlich der herrlichen Art an, die unter dem Namen cupressus disticha bekannt ist. Ein hoch aufgeschütteter Damm, der von der Nordostecke ausläuft, verband einst augenscheinlich diesen Inselgarten mit dem festen Lande.

Es ist kein Grund vorhanden, weßhalb nicht dieser Ort einer der zahlreichen Gärten Montezumas seyn sollte, aber diese alten Bäume reichen in ein viel höheres Alterthum hinauf. Wenige Ueberreste des Alterthums im Thale von Mexiko haben mich so interessirt, wie dieß einsame Wäldchen.

Ehe ich die Ufer des Sees von Tezcuco verließ, will ich einen Umstand erwähnen, der auf seltsame Vermuthungen führt. Man hat in der Nähe der Hacienda von Chapingo in einem Theil der Ebene, von dem das Wasser sich während der drei letzten Jahrhunderte allmählich zurückgezogen hatte, vier Fuß unter dem Boden eine alte Straße gefunden, von deren Existenz man auch nicht die entfernteste Vermuthung hatte. Mehrere solcher sehr solid gebauten und gepflasterten Straßen ziehen sich theils durch die flachen und niedern Strecken des Thals hin, theils kann man sie Meilen weit über das trockene Tafelland und die Berge verfolgen. Wer hat nun diese Straße aufgeführt? und zu welchem Ende wurden sie in einem Lande erbaut, wo Lastthiere unbekannt waren? Sollten sie etwa in eine Zeit hinaufreichen, wo noch die Mastodonten, deren fossile Ueberreste man allenthalben in dem Thale von Mexiko trifft, in dem Lande hausten, und sollten diese Thiere von den Menschen gezähmt und zur Arbeit gebraucht worden seyn? Beinahe sollte man auf eine solche Vermuthung gerathen, wenn man mit Skulpturen bedeckte oder sonst mit dem Meisel bearbeitete an Stellen findet, die unmöglich ihre natürliche Lage gewesen seyn können.

(Fortsetzung folgt.)

Ehe zweier Frauen.

Vor einiger Zeit wurde in einer Straße von New-York eine Frau in Mannskleidern verhaftet. Einige Zeit nachher stellte sich eine andere Frau von zweideutigem Benehmen auf dem Polizeibureau und verlangte James Walker zu sehen (diesen Namen hatte die Gefangene vor Entdeckung ihres Geschlechts), und fügte bei, daß derselbe ihr Gatte sey. Auf diese merkwürdige Entdeckung hin wurde James, eigentlich aber Johanna Walker, von Neuem einem Verhör unterworfen, und in demselben machte sie die Angabe, sie sey in Liverpool geboren, ihr wahrer Name sey Georges Moore Wilson; der Name Georges werde in England häufig Frauen gegeben; ihre Eltern seyen während ihrer Kindheit gestorben; übel behandelt von den Freunden, denen sie von ihren Eltern bei ihrem Tod anvertraut worden war, sey sie in ihrem zwölften Jahre, als Knabe verkleidet, nach Schottland entlaufen, woselbst sie fortwährend in Mannskleidern bis in ihr siebenzehntes Jahr gearbeitet habe. Sie heurathete sodann Miß Elisa Commings und schiffte sich nach Quebek ein. Ihrer Gattin entdeckte sie ihr Geschlecht; dessen ungeachtet lebten sie als Eheleute mit einander. Fünfzehn Jahre verlebten sie unter mannichfachem Glückswechsel mit einander, und verbargen ihr Geheimniß fortwährend so gut, daß selbst der Vater der Gattin, welcher mehrere Jahre bei ihnen zubrachte, nichts merkte.

Man kann sich die Wuth der Frau denken, als man das wahre Geschlecht ihres Gatten entdeckte. In den Rocktaschen der Gefangenen fand man einen Ehekontrakt, woraus hervorging, daß sie wirklich in der von ihr im Verhör angegebenen Zeit die Hochzeit gefeiert hatte.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von M. Leake.

Erste Reise. Epirus.

(Fortsetzung.)

Wenn man den Berg herabgestiegen ist, muß man am Ende der Ebene, nahe an der Stelle, wo der Fluß aus den Bergen hervortritt, über denselben setzen: er ist nicht sehr tief, aber ausnehmend reißend, und das steinige Bett bietet den Pferden einen so unsichern Boden dar, daß sie beim Durchreiten zittern; Pferde und Reiter müssen sich auf den Führer verlassen, der zu Fuße nebenher geht, beide unterstützt und dem Reiter stets wiederholt, nach dem Ufer und nicht nach dem Wasser zu sehen, um nicht schwindlich zu werden. Eine halbe Stunde jenseits des Flusses kommt man an den Bergstrom von Delvino, und endlich an den Paß dieses Namens, aus dem der Bergstrom hervorkommt. Die Stadt Delvino ist meist von moslemitischen Albaniern bewohnt, welche acht oder zehn kleine Moscheen haben; die Zahl der Griechen, welche nur die östliche, Laka genannte Vorstadt bewohnen, beträgt nur etwa dreißig Familien. Die türkischen Häuser liegen an den Abhängen der Hügel auf beiden Seiten des Bergstroms auf einer Strecke von beinahe einer Stunde, da sie, wie in albanischen Städten gewöhnlich, sehr weit von einander entfernt sind wegen der zahlreichen Streitigkeiten und Kriege unter den φαραις oder Familienbündnissen, worein sämmtliche albanische Gemeinden getheilt sind. Die Christen von Delvino bereiten Wein, reinigen und spinnen etwas eingeführten Hanf zu dickem Garn, woraus sie Schuhe bereiten. Auch Säbel, wie die Albanesen sie tragen, werden hier gemacht, so wie alle verschiedenen Theile der Gewehre, die Läufe ausgenommen. Unterhalb des Schlosses ist ein elender Bazar.

Am andern Morgen erstieg der Verfasser den Berg im Rücken von Delvino; seine Seiten sind mit großen Weingärten bedeckt, die einen leichten angenehmen Wein geben, der jedoch vor dem Sommer noch gewöhnlich sauer wird. Der Paß führte zwischen rauhen unfruchtbaren Hügeln fort, bis sie gegen halb zehn Uhr an dem kleinen Dorfe Kardhikaki anlangten, wo die Quellen eines der Flüßchen sind, die zur Bildung der Wistriza beitragen. Hier pflügten Bauern den Boden mit einem leichten von zwei Ochsen gezogenen Pflug, die Schollen müssen aber nachher mit einer Haue klein zerschlagen werden. Endlich kamen sie in einen tiefen, rings von Bergen umgebenen Landstrich, der von den verschiedenen Flüßchen bewässert ist, welche mit einander die Wistriza bilden. Von hier führt der Weg durch eine schmale Schlucht nach Grabiza in die Ebene von Arghyrogastro, die jedoch damals (es war Ende Decembers) einen sehr unangenehmen Anblick darbot, was freilich im Frühjahr ganz anders seyn mag, wo diejenigen Strecken, welche jetzt wegen ihrer vollkommenen Ebenheit wenig besser als ein Sumpf waren, sich mit herrlichen Korn-, Mais- und Tabakernten bedecken.

Sie übernachteten in dem Dorfe Theriakates. Der Papas, in dessen Haus sie wohnten, baute Land, das er von dem moslemitischen Herrn des Dorfes in Besitz hatte; er versicherte, im Sommer sey nicht nur die Ebene ganz trocken, sondern auch der Fluß, und die Luft sey nicht ungesund. Dem Dorfe Theriakates gegenüber liegt die Stadt Libokhovo; hinter diesem erheben sich zwei Ketten, zwischen denen der albanische Distrikt Liontja liegt. Die Bevölkerung desselben ist durch ihre Geschicklichkeit in der Bewässerung des Landes berühmt, und findet in dieser Beziehung Beschäftigung zu Konstantinopel und in andern Theilen des türkischen Reichs. Unterhalb Libokhovo am Rande der Ebene sieht man einige Gebäude, wo der Schnupftabak gemacht wird, wegen dessen dieß Thal so berühmt ist; in der Mitte der Ebene liegen die Ruinen eines kleinen Theaters aus der römischen Zeit, es ist aber jetzt unzugänglich, da die ganze Ebene bis an die Felsen von Theriakates ein Sumpf ist. Das ganze Thal heißt bei den Griechen Deropoli, was die Albanier nach ihrer gewohnten Weise Deropugl aussprechen; der Fluß heißt Dryno oder Druno. Arghyrokastro, die Hauptstadt, enthält etwa 2000 moslemitische Familien, Libokhovo die Hälfte; in jedem von beiden Orten sind etwa 100 christliche Häuser.

Der Weg nach Joannina von dem Derveni, oder Wachthause, von Grabiza, folgt der Ebene von Deropoli gegen Süden. Dann setzt man über den Dryno, worauf der Weg die östlichen Berge hinan geht, von denen viele Bergwasser nach dem Flusse zuströmen und auf ihrem Laufe mehrere Tabaksmühlen treiben. Hierauf geht der Weg durch die Thäler von Xerovalto und Tzerovina, führt über den Kalama in der Nähe seiner Quelle und dann hinab in die Ebene von Joannina.

Leake wollte nicht nach Argyrokastro gehen, wo damals Ali Pascha und eine mächtige Partei in der Stadt sich feindlich gegenüber standen, und ging deßhalb über den Khan Valaré, oder nach albanischer Aussprache Valiaré, welcher fünf Stunden von Tepeleni liegt, über Gariani den Berg hinauf nach Labovo, oder Liabovo, das fast auf der höchsten Kette liegt, und nur von Christen bewohnt ist. Auf dem Gipfel der Kette oberhalb Labovo steht Tschalade in einer den Stürmen so ausgesetzten Lage, daß man Erde und Steine auf den Dächern aufhäufen muß, damit sie nicht fortgerissen werden. Von einem Gipfel dieser Kette, Strakavetzi genannt, soll man das Kloster Aghio Naum, in der Nähe von Bitoglia, sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herr Rouche, Hauseigenthümer zu Dalpich im Bezirk von Thionville, veranstaltete vor einiger Zeit Nachgrabungen in einem Hof seines Hauses, in welchem er vor zwei Jahren zwei außerordentlich große Schäfte römischer Säulen gefunden hatte. Er entdeckte dießesmal eine Art Gußform, die, wie unsere Druckerpresse, die darauf eingegrabene Inschrift wiedergeben kann. Diese Form hat 2 Zoll Länge, 1½ Zoll Höhe und ungefähr 6 Linien Dicke. Sie ist von gehärtetem Thon, und zeigt zwei Inschriften mit eingegrabenen und verkehrten Buchstaben, so daß der Abdruck die Worte in gerader Richtung und erhaben gibt.

Die beiden Inschriften sind diese:

Q. VALERJ SEXTJ. STAC
TVM. AD. CALJGJNES
OPOBALSAMATVM
C. VJTALJAMANDER
... ONJS. C. LORONO

Man hat schon in den Jahren 1809 und 1810 zu Naix ähnliche Inschriften in thönernen Formen gefunden, welche Dr. Begin in einem Brief an Dr. Pariset beschrieb. Der erstere gibt folgende Uebersetzung der oben angeführten Inschrift: „Balsam des Quintus Valerius Sextus gegen verdunkeltes Gesicht, und das Mandragoraextrakt des Cajus Lorona ... des Cajus.“ Er vermuthet, Valerius und Cajus seyen Augenärzte gewesen, und die bei den Nachgrabungen zu Dalpich aufgefundenen Formen haben dazu gedient, die Gefäße, in denen die Heilmittel enthalten waren, zu bezeichnen.

Am 21sten Julius d. J. fand in Neubraunschweig ein ziemlich heftiger Erdstoß mit unterirdischem Donner verbunden, statt. Die Richtung des Stoßes wird nicht angegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 277.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Oktober 1836.

Die jüdischen Frauen in Aegypten.

Die Stellung der jüdischen Frauen in Aegypten ist noch freier als die der koptischen und armenischen. Wenn sie auch an öffentlichen Orten genöthigt sind, den Schleier zu tragen und das zurückhaltende Benehmen der muselmännischen Frauen sich anzueignen, so wissen sie doch im Innern ihres Hauses sich eine so achtunggebietende Stellung zu geben, daß sie fast auf gleicher Stufe mit ihren Männern stehen. Sie führen die Haushaltung ohne eine Aufsicht und sind mehr die Gehülfinnen als die Sklavinnen ihrer Gatten. Die jüdische Frau versteht die Geldgeschäfte anzunehmend, sie verwaltet die Haushaltungskasse, bringt so viel ihr möglich für ihre persönliche Rechnung auf die Seite, und ist sehr bemüht sich einen Schatz von Putz- und Schmuckwaaren zusammenzubringen, worüber ihr Gatte kein Recht hat. Häufig kennt er den Werth desselben nicht, und manchmal ist ihm selbst sein Daseyn ganz unbekannt. Die Frau ist viel eifriger, für sich und für ihre Garderobe als für ihre Haushaltung einzukaufen. Daher sieht man häufig in halb verfallenen Häusern, mitten in unordentlich aussehenden und fast unmeublirten Zimmern die Frauen prächtig gekleidet sitzen, die nichts an ihrer Toilette gespart haben, keine Caschemir-Shawls, keine Goldstoffe, Diamanten und andere Edelsteine. Neben diesen geputzten Frauen, deren Kleidung einer Sultanin keine Schande machen würde, sieht man einen Mann, abgemagert durch Arbeit, hohläugig, mit gelben dürren Fingern, in zerlumptem Gewande; ein alter schmutzig schwarzer Turban um seinen Kopf gewunden hält kaum seine Haare zusammen, die in ungleichen Löckchen herunterhängen; seine Schuhe, die er am Eingang des Gemachs ausgezogen hat, sind schmutzig; sein Sacktuch ist ein Lumpen, sein indigofarbiges Hemd hat um seinen Hals einen blauen Streif gemacht, der das Aussehen eines Sklavenhalsbandes gibt. Dieß ist der Gatte der Schönen, der mit ihr ißt, bei ihr schläft. Das Erstaunen, das die Fremden über diesen seltsamen Contrast äußern, erwidern die Juden mit der Erklärung, daß sie die Livrée der Armuth anlegen müssen, um sich den Plackereien und Erpressungen der Regierung zu entziehen. Alle ihre Reichthümer stecken sie in den Putz ihrer Frauen, weil das Eigenthum unverletzlich und heilig ist, nicht nur für die gewöhnlichen Gläubiger, sondern selbst für die Regierung. Kommt eine Geldverlegenheit, so können sie die Diamanten verkaufen, deren innerer Werth sich stets gleich bleibt, während der Werth der Münzen, die der Pascha schlagen läßt, alle Jahr wechselt. Diejenigen, welche die Aufopferungsfähigkeit ihrer Frauen nicht für stark genug halten, vergraben beträchtliche Summen in Gold- und Silberstangen, ohne irgend Jemand das Geheimniß ihres Reichthums anzuvertrauen. Daher kann jeder, der ein altes verfallenes Haus kauft, hoffen, vielleicht einen verborgenen Schatz zu finden.

Die Christen können mit weit weniger Gefahr das Innere ihrer Häuser verzieren und in der Nähe der Stadt einen Garten mit Bäumen und einem Bach kaufen: aber der Jude, argwöhnischer und der Tyrannei der Regierung mehr ausgesetzt, besitzt in der Regel nur ein schlechtes Haus, und sein ganzes Vermögen steckt häufig in den Edelsteinen, die das Haar seiner Gattin schmücken. Am Sonnabend sitzt diese, mit ihren prächtigsten Kleidern angethan, an dem Fenster, um die Spaziergänger zu sehen, die sich in das Labyrinth der engen Gäßchen des Judenquartiers verirren; drei Fuß vor ihren Augen ist das Fenstergitter des gegenüberstehenden Hauses, und wenn sie gegen den Himmel sieht, so erblickt sie nichts als einen schmalen Streifen seines Blau's, das zwischen den Dächern durchscheint. Aber ihr Gatte ist bei ihr, stolz auf ihre Schönheit und Pracht; er liebt sie so sehr, als das Gold und die Edelsteine, von denen ihre Kleider blitzen, und sein Haupt auf ihren Knien wiegend, singt sie ihre Liebeslieder, die ihm Balsam in seine Seele gießen.

Die jüdischen Frauen zeichnen sich vor allen andern orientalischen Frauen durch ihre eheliche Treue aus. Die Stärke ihres Glaubens und ihr hoher Nationalstolz schützen sie vor Verirrungen, die so häufig die Ruhe der Familien stören. Wenn sie von den muselmännischen und christlichen Frauen verachtet sind, so vergelten sie ihnen dieß reichlich. Sie würden sich für befleckt und entehrt halten, mit ihren fremden Unterdrückern näher zu verkehren. Doch gerathen von Zeit zu Zeit Jüdinnen von seltener Schönheit durch den Verlust ihrer Familie in ein

unordentliches Leben. Aber selbst in solcher Erniedrigung betragen sie sich wie Königinnen und unterscheiden sich von dem Haufen der gemeinen Dirnen. Die Schönheit der jüdischen Frauen im Orient ist merkwürdig; ihre Züge sind höchst regelmäßig, Majestät ruht auf ihrem Antlitz, ihre Augen sind schwarz und glänzend, ihr Wuchs ist schlank; alle ihre Bewegungen sind rasch, und zeigen eine verführerische wehmüthige Grazie. Aber, wie allen Frauen des Orients, fehlt ihnen die Farbe, was vielleicht von ihrem zurückgezogenen Leben herrührt, das sie der Sonne nicht aussetzt. Die Männer haben bei weitem nicht dieselbe Regelmäßigkeit der Züge. Manchmal findet man noch junge Unbärtige von männlicher Schönheit. Aber die ausgewachsenen Männer haben alle eine gemeine gedrückte Gesichtsbildung. Sollte dieser Contrast von der verschiedenen Lebensweise herrühren? Die Frau, durch ihre Zurückgezogenheit vor der Berührung mit den Unterdrückern ihrer Nation geschützt, erhielt ihre Schönheit und Würde, während der Mann, der täglich der Schande und Gefahr die Stirne bieten muß, von dem Druck politischer Entwürdigung niedergebeugt ist.

Man wirft den jüdischen Frauen nicht mit Unrecht vor, daß ihre Sorge für Ordnung und Reinlichkeit im Innern ihrer Wohnungen nicht sehr groß ist. Sie gebrauchen die Bäder weniger häufig, als die muselmännischen Frauen, und man sieht sie häufig unordentlich und nachlässig gekleidet. Ihre Kinder sind häufig wegen ihres Schmutzes wirklich eckelhaft. Dieser Vorwurf der Unreinlichkeit und nachlässiger Bequemlichkeit kann übrigens sämmtlichen Frauen des Orients gemacht werden.

Nach dem israelitischen Gesetz ist die Ehe nicht unauflöslich. Es gibt mehrere Fälle, wo auf Scheidung angetragen werden kann. Zuerst Ehebruch, dann Unverträglichkeit der Charaktere; endlich kommt auch oft die Scheidung durch eine gegenseitige Uebereinkunft zu Stande. Auch minder bedeutende Umstände als die oben angeführten können auf die Ehe Einfluß haben. So ist die Unfruchtbarkeit der Frau ein Grund nicht sowohl für Scheidung als für Doppelehe. Nach zehn unfruchtbaren Jahren hat der Mann das Recht, neben der ersten noch eine andere Frau zu nehmen. Es gibt auch eine Scheidung auf eine bestimmte Zeit: wenn der Mann auf eine Reise geht, so wird übereingekommen, daß für den Fall des Ausbleibens über einen bestimmten Termin die Ehe aufgelöst seyn solle, und beide Theile die Freiheit haben, eine neue Verbindung einzugehen.

Bei den Juden bringt die Frau ein Heurathgut in die Ehe, wovon im Orient das Gegentheil der Gebrauch ist; der Mann hat die Verpflichtung dasselbe nebst einem Ergänzungsdrittel zurückzuerstatten, wenn die Ehe durch seine Schuld aufgelöst wird. Das jüdische Gesetz ist also wohl hinsichtlich der Mannichfaltigkeit der Kombinationen in Ehesachen am weitesten ausgebildet; es betrachtet die Ehe als einen Vertrag, in welchem die verschiedensten Bedingungen gemacht werden können. Dieß hängt ohne Zweifel mit der Beweglichkeit und Unbeständigkeit der Lebensweise der Juden zusammen, mit ihren Reisen durch alle Welt, wobei sie sich immer den respektiven Landesgesetzen fügen müssen, die von einander oft wunderlich abweichen. Daher kommt es, daß man in ihrem Ehegesetz, ob dasselbe sich gleich auf Monogamie oder vielmehr auf die Doppelehe beschränkt, doch beiden Theilen eine ungewöhnliche Freiheit läßt. Die jüdischen Frauen zeichnen sich aber auch vor allen Frauen des Orients dadurch aus, daß sie das praktische Gefühl der Gleichstellung mit ihrem Mann am stärksten haben, und sich mit seinem Leben am festesten vereinigen.

Ausflug in die Umgebungen Mexikos.

(Fortsetzung.)

Als wir im Laufe des Morgens Tezcuco verließen, schlugen wir den Weg gegen Nordosten ein. Ein Ritt von fünf Leguas, über staubige Straßen und durch malerische Dörfer, deren Hütten durch die dichten Kaktushecken fast verborgen waren, brachte uns an den Abhang eines Hügels, von dem aus man das Thal von San Juan Teotihuacan übersah. Die beiden mächtigen pyramidalischen Massen, die sich inmitten der Ebene erheben, welche ehemals Micoatl oder der Pfad der Todten hieß, fesseln augenblicklich die Aufmerksamkeit. Sie liegen eine kleine Stunde östlich von der Stadt, welche, von schattigen Wäldchen umgeben, und allenthalben reichlich mit klarem Wasser versehen, uns nach dem Ritte in der glühenden Sonne ein wahres Paradies zu seyn schien.

Da sich meine Gefährten, wie Nachmittags gewöhnlich, zu trägem Schlummer niederlegten, so begann ich meine Beobachtungen allein anzustellen. Hart an der Stadt finden sich Schutthaufen, augenscheinlich aus sehr alter Zeit, und bei näherer Untersuchung fand ich, daß sie meistens aus alten Töpfergeschirren, zerbrochenen Messern und Pfeilspitzen aus Obsidian bestanden. Aehnliche Trümmer lagen auf einem großen Theil der Ebene zwischen der Stadt und den Pyramiden, welche nahe an der Straße nach Otumba liegen.

Wie auf diesem Tafelland gewöhnlich, folgten auf diese drückende Hitze des Morgens am Nachmittag einige Wirbelwinde und eine Menge wandernder Staubsäulen, einige mehr als hundert Fuß hoch, zogen über die Ebene hin nach allen Richtungen. Eine davon kam auch an mir vorüber, und ich erstaunte über die Schnelligkeit der Spiralbewegung und über die Heftigkeit des Rauschens, das sie begleitete.

Wenn man sich den Pyramiden nähert, führt ein Maulthierpfad an der kleineren von beiden südwärts vorüber nach dem Hause der Sonne. *) Die Entfernung dieses letztern von dem Hause des Monds beträgt nicht ganz eine Viertelstunde. Die Zeit, die Hitze und der Regen eines tropischen Klima's, die Wirbelwinde und zahllose Menschengeschlechter haben nach und nach die ungeheure Masse von Erde und Steinen vermindert, und die Symmetrie des Baus zerstört. Die Ecken haben

*) Die Dimensionen der Pyramiden von Teotihuacan werden gewöhnlich auf folgende Weise angegeben: Tonatiuh Ytzagual, das Haus der Sonne: Grundlinie 682 Fuß, perpendikuläre Höhe 180 Fuß. Metzli Ytzagual, Haus des Monds, Höhe 144 Fuß. Die Grundlinie ist nicht genau anzugeben.

längst ihre Schärfe verloren, und die verschiedenen Plattformen oder Terrassen viel von ihrer Breite, immer aber noch sind von den vier Stockwerken, aus denen die große Pyramide bestand, drei selbst auf die Entfernung von mehreren Stunden deutlich zu unterscheiden. Bei der kleinern sind sie schwerer zu erkennen. Ich vermuthe, daß die wirkliche Basis unter dem jetzigen Boden liegt, der durch den vielen herabgestürzten Schutt und die darauf wachsenden Nopalbäume und Unterholz bedeutend erhöht scheint. Die Terrassen haben an vielen Stellen ihre äußere Bedeckung von lachsfarbigem Gypsmörtel behalten. Unähnlich den scharf zugespitzten Pyramiden Aegyptens *) sind diese Bauten, wie die meisten Teocallis von Mexiko, in verschiedenen Stockwerken erbaut, und endigen mit einer Plattform, auf der vermuthlich ein kleines Gebäude stand. Auf dem Gipfel des Hauses des Monds lassen sich die Ruinen eines solchen Gebäudes noch erkennen, aber von der größern Pyramide ist jede Spur desselben gänzlich verschwunden.

Ich hatte in Abwesenheit meiner Gefährten hinreichend Zeit, von dem merkwürdigen Schauspiel, das mich umgab, genaue Kenntniß zu nehmen. Das Haus des Monds zeigte sich, wie ich schon angegeben, etwa eine halbe Stunde gegen Norden mit zwei Tumuli's an den beiden südlichen Ecken, und zweien dazwischen an der südlichen Basis. Eine erhöhte Terrasse, die ein bedeutendes Parallelogramm bildet, dehnte sich davor aus, mit 3 kleinen symmetrisch aufgestellten Pyramiden auf der einen und 7 oder 8 auf der andern Seite. Von der Stufe am Ende dieser Terrasse ging ein breiter, noch leicht kenntlicher Weg gerade nach Süden am Hause der Sonne vorüber, welches, wie der kleinere Bau, genau nach den vier Weltgegenden gerichtet ist. Unzählige Gruppen kleiner pyramidalischer Tumuli stehen in größerer oder geringerer Entfernung auf beiden Seiten dieser großen Straße, welche genau in der Richtung nach dem merkwürdigen Berge von Tezcocingo Stunden weit durch die Ebene führt. Ist nicht dieß vielleicht der eigentliche Micoatl oder Pfad der Todten?

Man mag auf der großen Fläche zu seinen Füßen hinsehen wo man will, so erblickt man unzählige gestaltlose Massen von Schutt. Muß nicht dieß weite Feld zum Grab für Millionen gedient haben? Ostwärts in der Entfernung weniger Stunden erhebt sich eine unbedeutende Kette, welche das Thal von San Juan Teotihuacan von den Ebenen von Otumba scheidet; westwärts ruht das Auge auf freundlichen Wäldchen und den Kirchen der Stadt und der benachbarten Dörfer mit der weiten Aussicht im Hintergrund, wo das Thal sich auf die blauen Gewässer des Tezcucosees und das Hochthal von Mexiko mit dessen doppelter Reihe stolzer Berge öffnet. In einer solchen Gegend, umgeben von den Denkmälern, deren Geschichte bis jetzt den ernstesten Forschungen unbekannt blieb, ist der Sinn des Menschen zum Nachdenken gestimmt. Es liegt wenig daran, ob der Ursprung der umherliegenden Gegenstände in den undurchdringlichen Nebel vergangener Zeiten gehüllt ist, daß bisher der Eifer und der Verstand der klügsten Forscher an der Entzifferung dieser Denkmäler erlahmte, man fühlt sich immer wieder gedrungen zum Nachdenken.

Unsre Kenntniß von der Geschichte dieses ganzen ungeheuren Kontinents und Mexikos insbesondere geht auf wenig mehr als drei Jahrhunderte zurück; von da an leiten die unsichern Jahrbücher der Eingebornen uns nur noch etwa 150 Jahre vor der Eroberung durch die Spanier, nämlich bis auf die Gründung des mexikanischen Reichs, zurück. Der schwache Schimmer ihrer Sagengeschichte über die Zeit der aztekischen Einwanderung und die der vorausgegangenen Völker verschwindet, wenn man ihm folgt, in gänzliche Finsterniß, und weist kaum auf eine fernere Periode, als die Mitte des siebenten Jahrhunderts zurück. Zu jener Zeit sollen die Tolteken *) aus ihrem ursprünglichen Lande im Nordosten ausgewandert, und in Anahuac oder dem großen Tafellande und Thale von Mexiko eingebrochen seyn. Ihre Wanderung gegen Süden scheint langsam gewesen zu seyn, und ein ganzes Jahrhundert gedauert zu haben, mehrere Landstriche werden als die Orte ihres temporären Aufenthalts bezeichnet, ehe sie sich fest niederließen; der Hauptsitz ihrer Regierung war zu Tula, wenige Leguas nördlich von dem Thale von Mexiko.

Sie waren nach dem Zeugniß aller nachfolgenden Stämme die civilisirteste aller Nationen, die im Besitze von Anahuac waren, lebten in Städten unter einer regelmäßigen Regierung, besaßen Kenntniß der Hieroglyphenschrift, kannten den Guß der Metalle, den Bau von Mais und Baumwolle, zeigten große Geschicklichkeit in mechanischen Künsten, und zeichneten sich namentlich durch eine sinnreiche astronomische Zeitabtheilung aus. Sie beherrschten den mittlern Theil des Landes vier Jahrhunderte lang, wo sie, wie es scheint, durch Hunger und Krankheit hingerafft, und die meisten ihrer Städte verödet wurden. Ein Theil der Uebriggebliebenen zog südwärts nach dem Isthmus, nur wenige blieben in der heiligen Stadt Cholula.

Hundert Jahre später, ungefähr um 1170 wanderten, gleichfalls aus dem Norden, die Chichimeken ein, und ließen sich in dem verlassenen Lande nieder; auch sie standen unter einer monarchischen Regierung, waren aber weit weniger civilisirt als ihre Vorgänger, und hinsichtlich der Künste des Lebens und ihrer einfachen Sonnenverehrung scheinen sie mit den Natchez in Louisiana gleich zu stehen. Andere Stämme, unter denen die Acolhuanen die bedeutendsten waren, folgten. Indeß scheinen sie, troß der mannichfachen Benennungen, Sprößlinge jenes zahlreichen Geschlechts gewesen zu seyn, dessen unbekannter Sitz nordwärts lag in dem unerforschten Lande nördlich und östlich von Californien zwischen dem Westabhang der Felsengebirge und dem stillen Ocean. Die Monarchie der Acolhuanen dauerte mehrere Jahrhunderte, bis die emporstrebenden Mexikaner oder Azteken, der letzte der sieben Stämme der Nahuatlacs, welche vor den Acolhuanen nach Anahuac gekommen waren, ihr ein Ende machten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nach Pococke war indeß eine der ägyptischen Pyramiden, die von Sakkara, genau nach diesem Plane erbaut.

*) D. h. die Erbauer (der Pyramiden u. s. w.)

Google

Archäologischer Fund.

Eine weibliche Statue mit einem Hunds- oder Sphynxkörper, dem Anschein nach von hohem Alterthum, ist unlängst zu Nantes beim Abtragen einer alten Mauer gefunden worden. Der wegen seines Charakters merkwürdige Kopf ist gut erhalten; die Form und die einzelnen Theile des Körpers erinnern an die Statuen der Isis und der Jo, und lassen vermuthen, daß sie ägyptischen Ursprungs sey. Unter dem untern Theil des Leibes bemerkt man zwei Reihen Brüste, was die eben ausgesprochene Meinung zu bestätigen scheint. Diese Statue diente wahrscheinlich zur Zierde eines Grabes.

Es ist dieß nicht die erste Antiquität, welche auf diesem Platze gefunden ward, der von dem alten Tempel des Volianus an, der da stand, wo jetzt die Kirche von St. Peter steht, bis zum Präfekturplatz, zur Zeit der Römerherrschaft ein Begräbnißplatz war. Die hier aufgedeckten Gräber enthielten außer Kohlen, Asche und antiken Gefäßen noch eine Menge anderer Gegenstände römischer Arbeit.

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von M. Leake.

Erste Reise. Epirus.

(Fortsetzung.)

Bald nachdem man Labovo verlassen hat, erblickt man Gardhiki am nördlichen Ende der Kette von Arghyrokastro auf einer Höhe, die von einem Thal umgeben ist, in welchem die Belitza dem Dryno zuströmt. Die Vereinigung beider Gewässer findet etwas unterhalb dem Khan von Baliaré statt. Sie zogen nun hinauf nach der Brücke von Subaschi, von wo es noch 2½ Stunden bis Tepeleni ist, der ehemaligen Residenz Ali Paschas. Das Dorf Tepeleni, das damals (1804) nicht mehr als 80 oder 90 moslemitische Familien zählte und eine abgesonderte christliche Vorstadt hatte, verschönerte die Gegend keineswegs, aber der Palast Ali Paschas, der auf einem tafelförmigen Vorsprung gegen den Fluß, die Viosa, hin stand, ist eines der romantischsten und freundlichsten Landhäuser, die man sich denken kann. Das Dorf ist von Weingärten umgeben, die einen schlechten rothen Wein hervorbringen, in den höher gelegenen Ländereien wird Weizen und Gerste gebaut, in den Niederungen am Flusse aber Kalambokki.*)

Auf der entgegengesetzten Seite des Flusses erhebt sich ein steiler und hoher Berg, Namens Trebuschin; von dem ähnlich gestalteten Berge von Khormovo ist er nur durch die Viosa getrennt, welche eine Stunde oberhalb Tepeleni aus einer Boghazi oder engen Schlucht zwischen beiden Bergen hervorkommt. Diese enge Schlucht zwischen beiden Bergen heißt τὰ στενὰ τῆς Βιώσης, die Eingeweide der Viosa. Sie dehnen sich vier Stunden weit gegen Osten aus, auf welcher Strecke der Fluß zwischen zwei hohen, allenthalben steilen und an einigen Orten perpendikulären Bergen hinfließt. Diese Engen endigen am Dorfe Klissura,**) oberhalb dessen das Thal sich erweitert, und von da an fast in gleicher Weite eine beträchtliche Strecke über Premiti hinaus fortläuft. Zu Klissura baute Ali Pascha eine Feste in einer hohen Lage über dem rechten Ufer des Flusses, und machte sich so zum Meister beider Ausgänge dieses wichtigen Defilé's, das, wie kaum zu zweifeln, die Fauces Antigonenses, oder Αοῖ στενὰ, in der Nähe von Antigonia sind, wo Philipp, der Sohn des Demetrius, vergebens das Vorrücken des römischen Konsuls Titus Quinctius Flaminius durch Epirus aufzuhalten suchte.

Plutarch sagt, Pyrrhus sey ein eifriger Höfling und in seiner Jugend ungemein bemüht gewesen, die Freundschaft mächtiger Personen zu erwerben. Dieß ist im Allgemeinen noch der albanische Charakter: sie sind sehr emsig, sich die Gunst ihrer Vorgesetzten zu sichern, und bleiben ihnen treu, so lange sie regelmäßig bezahlt sind. Ihre häufigen Aufstände sind gewöhnlich die Folge nicht gehaltener Versprechungen, denn diejenigen, welche sie in Sold nehmen, beginnen oft eine Unternehmung ohne zureichende Geldmittel, und hoffen, daß der Erfolg diese vermehren werde. Die Albanesen, im Allgemeinen ärmer als die Türken, sind auch mäßiger in ihren Erwartungen, ausdauernder, mit Entbehrungen von Jugend auf vertrauter, aber eben so geldgierig und weit sparsamer. Der albanische Soldat wird entweder plündern oder von der schlechtesten Kost leben, um nur seinen Sold zu ersparen, denn sein Hauptzweck ist, mit einem wohlgefüllten Gürtel zurückzukehren, denn wie bei den Römern, ist bei den Albanesen der Gürtel die Schatzkiste. Ihre militärischen Eigenschaften machen sie mehr für den Partisankrieg, als für den Kampf Mann gegen Mann tauglich, obwohl es ihnen in der Regel keineswegs an Muth fehlt. Ein großer Vortheil der Albanesen liegt darin, daß sie für die rohen Waaren, deren sie benöthigt sind, nicht von andern Ländern abhängen. Ihre Waffen werden in Albanien gefertigt, mit Ausnahme der Flintenläufe, die meist aus dem nördlichen Italien kommen, obwohl eine schlechtere Art von Flinten- und Pistolenläufen zu Skobra, Prisrend, Kalkandere, Pristina und Grevenó verfertigt werden. Die Muskete, wie die Albanesen sie führen, ist sehr unbequem, denn sie ist lang und schwer, ohne ein Gleichgewicht in dem Kolben, der auffallend dünn und leicht ist, weßhalb man ohne aufzulegen nicht wohl zielen kann.

Das grobe wollene Tuch, das die Albanesen bei ihren Oberkleidern tragen, wird hauptsächlich zu Skobra gemacht: es ist ein dickes, weißes Tuch, das gut aussieht, und mit einer breiten Borte verziert, eines der schönsten Nationalkostüme in Europa bildet. — Die Streitigkeiten der Häuptlinge unter einander gereichen den untern Klassen zum Vergnügen, und sind eine stete Erwerbsquelle für sie. Da die Macht der Häuptlinge sehr verschieden ist, so schließen die geringern mit den mächtigern Verträge ab über die Vermiethung ihrer Dienste und der ihrer Anhänger. Sind die feindlichen Parteien Leute von Bedeutung, so ist das Erste, daß sie geschickte Agenten absenden, um über die Dienste der untergeordneten Häuptlinge zu unterhandeln, die für ihre Leute natürlich den größtmöglichen Sold herauszuschlagen suchen, aber nie mit mehr als der Hälfte oder zwei Drittheilen der versprochenen Mannschaft auf dem bestimmten Platze erscheinen. Deßhalb sind sie auch den Musterungen sehr abgeneigt, und ein Großwesir, der eine solche einst versuchen wollte, sah sein Zelt von hundert Kugeln durchlöchert. Die Kriegführung der Albanesen beschränkt sich namentlich darauf, hinter Bäumen und Felsen hervor aus großen Entfernungen zu feuern, und da nur die Häuptlinge es ernstlich meinen, sind ihre Feldzüge langsam und kostspielig, und ihre Kriege, die selten von langer Dauer sind, führen noch seltener zu entscheidenden Resultaten. Wer die bestgefüllte Börse hat, darf sich einen endlichen Erfolg versprechen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß Wort bedeutet hier wahrscheinlich Mais, sonst gebraucht man das Wort in Albanien eher für holcus sorgum, oder Guineakorn.

**) Κλεισοῦρα, κλείω, schließen, ein Wort aus dem mittlern Griechischen, um einen Paß oder einen in einem Paß gelegenen festen Platz zu bezeichnen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 278.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Oktober 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 8.

„Feldblümlein“ an der großen Oper zu Paris.

Wer mich an einem schönen Frühlingstage dieses Jahres gefragt hätte: Was ist die Vaterlandsliebe? so würde ich ihm geantwortet haben: Die Vaterlandsliebe ist die süße Erinnerung an eines jener Mährchen, die uns auf blumiger Wiese oder in der Abenddämmerung am freundlichen Winterofen erzählt wurden, und denen wir mit halbgeschlossenen Augen und weitgeöffneten Ohren horchten. Denn als ich diese einfache Erklärung des tiefsten der menschlichen Gefühle fand, lag ich im Wald von Boulogne unter dem schönsten Baume des Bezirkes, über mir der blaue Himmel und das jungfräuliche Grün des Frühlingslaubes, der Liebesruf der Vögel, und in mir eine ganze Welt von lieblichen, zarten Geschöpfen aus jenem phantastischen Reiche, das der vaterländischen Sage und der heimathlichen Erzählung seine Entstehung dankt, ich las — in Grimm's Kindermährchen. Alle Größe der Welt, aller Glanz, alle Gebilde unsers ehrgeizigen und schalen Treibens waren verschwunden vor dieser wundervollen Stimme, vor diesem heiligen Anklange des Vaterlandes. Jakob Grimm hat sich durch seine Riesenarbeit der deutschen Sprachlehre, Rechtsalterthümer und Mythologie die Achtung, die dankbare Anerkennung, die Verehrung der gelehrten Welt erworben. Seine Werke sind im Auslande meine treuen Begleiter, ich kenne keinen würdigern Vertreter des deutschen Landes und seiner treuen Liebe zur Wissenschaft. Allein es gibt ein schöneres Gefühl als das der Achtung und Verehrung, es ist die dankbare Liebe, mit welcher jeder, der die Grimm'schen Kindermährchen gelesen hat, ihrem würdigen Sammler zugethan seyn muß. Nur wer die schönen Worte des Kindes zu seiner Mutter in einem unsrer mittelalterlichen Dichter, „ich liege Dir im Herzen und thue Deinen Augen wohl,“ in ganzer Seele empfindet, vermag es, von seinem ernsten Sitze gelehrter Forschung herabzusteigen, und sich in die treuherzige Kinderwelt zu mischen, wie ein alter Freund.

Meine Leser werden kaum errathen können, in welcher Verbindung diese deutschen Empfindungen mit der großen Oper zu Paris stehen.

In jenen Wanderungen in die Reiche der Meer- und Flußweiber, der Undinen und Nixen und Elfen war mir stets ein großer Zweifel geblieben: Wie mögen wohl die reizenden, liebeduftenden Wohnungen dieser nassen Gottheiten ausgesehen haben? Ein bequemes, köstliches Haus, ein Schloß unter dem Wasser, wie stellt sich das dar? Weder Grimm noch Musäus gaben mir gehörigen Aufschluß. Nunmehr weiß ich, was ich so sehr zu erfahren wünschte. Die Zauberruthe, die hinter den Coulissen der großen Oper waltet, hat mich jene Pracht in Wirklichkeit erschauen lassen.

Es war einmal, im 15ten Jahrhundert, ein Graf von Mering, oder Neyding, oder Ferembach, oder Alles zusammen, der an den Ufern der Donau in Schwaben hauste. Der Graf war schön, jung und reich, er hätte gern geheurathet, allein er wagte nicht anzufragen. Ein unerklärliches Schicksal hatte die drei Weiber seines ältern Bruders getroffen; alle drei waren in der Hochzeitnacht gestorben. Er fürchtete ein ähnliches Loos. Da kam ihm der Gedanke, seine Gattin, statt in den hohen und vornehmen Familien seines eigenen Standes, in der Hütte der Landbewohner, ein ungekünsteltes und einfaches Naturkind, zu suchen. Die Sage des Thales hatte ihm Kunde gebracht von einem wunderschönen Mädchen, welches an den Ufern der Donau weilte und dessen Herkunft und Schicksal ein geheimnißvolles Dunkel umgab. Jeden Morgen gewahrte man sie ihr Gebet an dem Rande des Flusses halten und einen Strauß Blumen in das Wasser werfen. Einmal sogar wollte ihre alte Amme das Bild des Donaustromes in den Fluthen gesehen haben. Man nannte sie Feldblümlein. Ihr Anblick war genug, um den Grafen mit Liebe für sie zu erfüllen. Er veranstaltete ein großes Fest auf seiner Burg, und lud dazu alle Jungfrauen des Landes ein, mit der Ankündigung, daß er sich unter den schönsten seine gräfliche Gattin erkiesen wollte. Diese Einladung gelangte auch in die friedliche Wohnung Feldblümleins, der Graf hatte dessen Sorge getragen, und die alte Irmengarde bestand darauf, daß ihre liebliche Pflegetochter auch zu dem Feste ginge. Dieß geschah, und der Graf erklärte ihr seine Liebe in

Digitized by Google

Gegenwart aller der schönen und stattlichen Jungfrauen. Allein Feldblümlein liebte einen Andern, ihr Herz gehörte einem Edelknaben des Grafen, der sie in ihrer Einsamkeit gefunden hatte. Der Graf will Gewalt brauchen, und da Feldblümlein alle Rettung verloren sieht, springt sie auf die Flußmauer, und stürzt sich in die Donau. Alle Bemühungen sie zu retten bleiben fruchtlos.

Von Gram niedergebeugt und seiner Sinne beraubt, irrt der Edelknabe an dem Ufer der Donau auf und nieder, und seufzt nach seiner schönen Geliebten. Endlich will er sich selbst in den Fluß stürzen. Da hört er eine sanfte Musik und bald steigt eine weibliche Gestalt aus den Wellen empor. Es ist Feldblümlein; allein wie nahe er sie auch bei sich sieht, greifen kann er sie nicht, und da er die Hände ausstreckt, um sie zu haschen, entschlüpft sie ihm und verbirgt sich von Neuem in dem Strom. Dießmal säumt er nicht länger und folgt ihr kopfüber in die Fluth. Er sinkt und sinkt und schläft in einer neuen Welt ein. Es ist die Wohnung Feldblümleins, ist die Flußgrotte einer gütigen Nymphe. Der Edelknabe sieht sich von einer Menge holder Geschöpfe umgeben, allein er kann Feldblümlein nicht erkennen; alle sind verschleiert. Doch hängt von diesem Erkennen sein Glück ab; kann er sie unter ihren Gespielinnen ausfinden, so gehört sie sein eigen. Ein anmuthiges neckendes Spiel beginnt, und das liebende Herz erkennt endlich die Einzige an dem Strauß Vergißmeinnicht, den sie in der Hand gehalten, in dem Augenblick als sie sich in die Wellen stürzte. Der Zauber ist gelöst, die Beschützerin Feldblümleins willigt ein, das glückliche Paar der Oberwelt zurückzugeben und der Edelknabe und Feldblümlein, auf einem glänzenden Muschelthrone, steigen zu der Oberfläche des Flusses hinan, wo sie den Grafen und das versammelte Volk mit Staunen und Freude erfüllen.

Diese Dichtung ächter deutscher Volkssagen war würdig, auf der reichsten Bühne der Welt versinnlicht zu werden, und um deßwillen gehört mein Bericht in den Bereich des „Auslandes.“ Die große Oper konnte der Lieblichkeit der Sage selbst nichts verleihen, so mächtig ist sie nicht. Allein in der Ausführung der Bilder, den zauberischen Verwandlungen hat sie ihre Aufgabe würdig gelöst. Bei dem Anblick des unterflüssigen Reiches und des Aufenthaltes der Undinen fühlte ich eine gewisse feuchte Behaglichkeit, die mich in jene Welt hinüberzauberte. An den langen polypenartigen Pflanzen und Schilfgewächsen, an der gleichmäßigen Richtung aller Vegetation erkennt man das Wasserreich, ohne im mindesten seine bewegende Gewalt zu empfinden. Die atmosphärische Luft ist durchsichtig, aber alle Gegenstände und Gestalten erscheinen gleichwohl wie hinter einem Wasserspiegel, leicht verschleiert und umwölkt. Mit Einem Worte, so und nicht anders muß es in dem Königreiche der Rhein- und Donaugöttinnen ausgesehen haben, und ich begreife, daß der Edelknabe mit Bedauern aus demselben schied.

Nichts gleicht dem Prunk, dem Reichthum der Bühnenausschmückung dieser Ausführung. Die Einbildungskraft der hier wirkenden Künstler überrascht den Zuschauer bei jedem neuen Stücke der großen Oper, und setzt ihn in Erstaunen. Mehrere Scenen, wie z. B. jene der Ritterburg mit einem großartigen Bogengewölbe, unter welchem hindurch man die Donau mit ihren reizenden Ufergegenden erblickt, das duftende, stille Thal der Wohnung Feldblümleins und zuletzt die Flußgrotte sind wahre Meisterstücke der Landschaftsmalerei und gehören auf gleichen Rang mit den kunstvollen Leistungen des Diorama's. Hier kann ich natürlich nur nennen, ohne näher zu beschreiben.

Wie billig ward die Rolle Feldblümleins durch die Anmuth der Md. Taglioni verherrlicht. Es ist auch dem ernsteren Sinne erlaubt, einer so ausnahmsweise begünstigten Künstlerin die gerechte und verdiente Huldigung darzubieten. Das Talent, bis zu dieser ätherischen Höhe hinaufgebildet, wird zum Genie und die Tänzerin zum geschichtlichen Ruhm einer Epoche. Das Geheimniß dieser Nacht in dem Tanze der Md. Taglioni liegt in dem ihr allein vergönnten Zauber der Grazie, der Weichheit, dem in die Lufträume hinüberfließenden Zartgefühl ihrer Bewegungen und vor Allem in der bis hierher unerreichten Züchtigkeit ihrer freiesten Uebungen.

Nachdem sie aus der Tiefe des Donaustromes in die sichtbare Welt wiedergekehrt war, lief sie einen Augenblick Gefahr, unter dem aus den Logen herabfließenden Regen der Blumensträuße zu verschwinden.

In diesem Augenblicke empfand ich ein freudiges Gefühl, welches wohl keiner der französischen Bewunderer geahnet hätte. Was Paris Ausgezeichnetes in Tanz und musikalischer Bildung besitzt, ist deutscher Abkunft oder Bildung. Md. Taglioni ist Deutsche von Erziehung und Schule; die Schwestern Elsler sind Deutsche; Mainzer, der in diesem Augenblicke das Musik liebende Publikum in Paris durch seine Singschulen in eine fieberhafte Bewegung setzt, weil er ihm zum Erstenmale bewirkt, daß die Franzosen singen lernen können, wofern sie nur wollen, ist ein Deutscher, voll warmer, poetischer Liebe für seine Kunst, und den eigenen Ruhm in jenem seines sangreichen Vaterlandes suchend. Und die Franzosen bewundern die Einen wie die Andern darum nicht minder aufrichtig und warm.

Ausflug in die Umgebungen Merikos.

(Fortsetzung.)

Die sieben Stämme der Nahuatlaks scheinen zu gleicher Zeit aus ihrer nördlichen Heimath ausgewandert zu seyn; nachdem sie dreimal längere Zeit angehalten, brach Uneinigkeit unter ihnen aus, und die Azteken trennten sich von ihren Brüdern. Die sechs ersten zogen gegen Süden, und ließen sich dort nieder, während es noch viele Jahre dauerte, ehe der siebente, durch Weissagungen geleitet, gleichfalls sich im Thale von Meriko niederließ, wo sie ihre Hauptstadt an der jetzigen Stelle derselben mitten in den Wassern des Sees von Tezcuco gründeten. Wie die meisten ihnen vorangegangenen Völker nahmen auch sie so viel von dem Ackerbau, den Künsten und der Halbkultur der Tolteken an, als davon noch übrig war, und ihre Zeiteintheilung, ihre Mythologie und vermuthlich auch viele ihrer religiösen Gebräuche sind von den Tolteken entlehnt.

Digitized by Google

Während ihrer hundertjährigen Wanderung in Anahuac vor ihrer schließlichen Niederlassung sollen die Azteken vor der Macht der Acolhuanen erlegen seyn; endlich nahmen auch sie die monarchische Regierungsform an, gewannen die Oberhand und behaupteten sie bis zur Ankunft der Spanier. Damals fanden sich Ueberreste der meisten hier erwähnten Stämme an verschiedenen Orten im Lande, vermischt mit den schwachen Urstämmen eines ganz verschiedenen Geschlechts, die, wie es scheint, das Plateau von Anahuac vor uralter Zeit bewohnt hatten.

Und nun, wer baute die Pyramiden von San Juan Teotihuacan? wer legte den Grundstein zu dem kolossalen Teocalli von Cholula? Einige sagen, die Tolteken, andere die Olmeken oder Xicalancas, Völker von gleich hohem Alter, und alle stimmen überein, sie in die früheste Zeit zu versetzen, wovon die Sage berichtet. Der Ursprung der mächtigen pyramidalischen Denkmäler in Asien ward von manchen Gelehrten möglichst genau erforscht, und die Aehnlichkeit zwischen diesen asiatischen Denkmälern, wie sie uns von den Alten beschrieben werden, und den Teocallis oder Tempeln des alten Volks von Anahuac läßt sich auch von dem Zweifelreichsten durchaus nicht läugnen, und wenn noch ein Zweifel darüber vorhanden seyn könnte, so würde die Sage über die Pyramide von Cholula, welche so sehr der Sage vom Thurm zu Babel gleicht, denselben vollends heben. Sie lautet folgendermaßen: „Vor der großen Ueberschwemmung, welche 4800 Jahre nach Erschaffung der Welt statt fand, war das Land Anahuac von Riesen bewohnt, welche alle in der Ueberschwemmung umkamen, oder in Fische verwandelt wurden, mit Ausnahme von sieben, welche in Höhlen flohen. Als das Wasser wieder sank, ging einer der Riesen, Namens Xelhua, mit dem Namen der Baumeister, nach Cholula, wo er zum Gedächtnißmal des Berges Tlaloc, in welchem er und seine sechs Brüder ein Asyl gefunden hatten, einen künstlichen Hügel in Form einer Pyramide baute. Er ließ Backsteine machen in der Provinz Tlanamalco am Fuße des Gebirgs Cocotl, und befahl, diese durch eine Reihe von Menschen, welche dieselben von Hand zu Hand gehen ließen, nach Cholula zu schaffen. Die Götter betrachteten dieß Gebäude, dessen Spitze die Wolken erreichen sollte, mit Zorn, und aufgebracht über den kühnen Versuch Xelhua's warfen, sie Feuer auf die Pyramide herab. Eine Menge der Arbeiter kamen um, das Werk wurde nicht fortgesetzt, und das Denkmal dem Gott der Luft, Quezalcoatl, gewidmet." Sollte man nach dieser Erzählung nicht glauben, daß die mosaische Nachricht von der Sündfluth durch phönizische Seefahrer zu den Völkern Amerika's gedrungen sey?

Als ich mich nach dem Hause des Mondes verfügte, fand ich meine beiden Gefährten emsig beschäftigt, die Wahrheit der zu Mexiko erhaltenen Nachricht zu untersuchen, daß ein Eingang in die Pyramide entdeckt worden sey. Die fragliche Oeffnung findet sich auch wirklich an der Südseite der Pyramide, auf zwei Drittel der Gesammthöhe, wahrscheinlich in einer Fläche mit der dritten Terrasse. Dieß ist nicht so leicht genau zu bestimmen, denn die ganze Form dieser kleinern Pyramide ist bei weitem nicht so gut erhalten, als in der größern. Eine Anzahl indianischer Weiber und Kinder stand am Eingang, der kaum größer war als ein Fuchsloch, und nachdem ich mich zum Theil meiner Kleider entledigt, kroch ich gleichfalls mit einem Lichte bewaffnet hinein in einen engen Gang, der etwa 30 Fuß weit abwärts führte, worauf ich in eine offene Galerie kam, an deren Ende, wenige Schritte entfernt, ich meine Gefährten am Rande zweier Brunnen fand, die nach der Länge des zurückgelegten Weges berechnet sich etwa in der Mitte der Pyramide befinden mochten. Einer meiner Gefährten hatte den Muth, sich an einem Strick in die Oeffnung linker Hand 15 Fuß tief hinunter zu lassen, machte jedoch keine weitere Entdeckung. Der andere Brunnen war noch weniger tief, und von einem weitern Gange war nichts zu entdecken. Die Mauern des Durchgangs sowohl als die Seitenwände der Brunnen, so weit man sehen konnte, waren von ungebrannten Ziegeln aufgeführt. Andere und wichtigere Höhlungen mögen vielleicht da seyn, man ist aber bis jetzt noch auf keine andern gestoßen. Im Haus der Sonne hat man noch gar keinen Eingang entdeckt.

Von den Indianern, für welche unser Abenteuer nur ein Gegenstand des Schreckens und der Neugierde war, kauften wir gegen hundert von den eigenthümlichen Köpfen von Terra cotta, die mit Bruchstücken von Obsidianmessern und Pfeilen vermischt, sich in unerschöpflicher Menge in vielen Theilen Mexiko's finden, namentlich aber in der Nähe dieser Pyramiden und auf der benachbarten Ebene von Otumba. Warum und wozu diese Bilder von dem Volk in so ungeheurer Menge gemacht werden, hat man, meines Wissens wenigstens, bis jetzt nicht entdecken können. Bei weitem die große Mehrzahl von denen, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, sahen sich außerordentlich ähnlich, sowohl in den stark markirten Zügen des Gesichts, als im Gesichtswinkel und der Höhe und Bildung der Stirne; leider ist der Hinterkopf niemals in seinem vollen Umfange gegeben. Die Physiognomie hat durchaus nichts gemein mit den gegenwärtigen indianischen Stämmen von aztekischer Race. Manchmal haben die Köpfe eine breite, verzierte Tiara, meistens aber drchaus keine Verzierung, und mit Ausnahme von wenigen, welche augenscheinlich als Zierrathen an irdenen Gefäßen dienten, scheinen sie alle in ihrem ursprünglichen Zustande gefunden worden zu seyn. Die Komposition ist ein schöner leicht gebrannter Thon.

Bruchstücke von Töpferarbeiten verschiedener Farben und eine kleine gebrannte Thonmasse mit zwei Oeffnungen neben einander, die, was auch ihr ursprünglicher Zweck gewesen seyn mag, keinen schlechten Leuchter für denjenigen abgeben würde, der keinen andern hat, so wie eine unbegreifliche Menge Pfeile und viereckige Messerklingen bis zwei Zoll lang von Obsidia oder vielmehr Jaspis finden sich allenthalben. Die Gleichförmigkeit der Ecken, die sich bemerklich macht, und mehrere andere Umstände lassen mich glauben, daß diejenigen, welche die Messerklingen verfertigt, den Obsidian auf eine Art zu bearbeiten verstanden, daß sie den muschelartigen Bruch benützten. In der Nähe von Real del Monte finden sich alte, wie man sagt, unerschöpfliche Obsidianminen, die in sehr alter Zeit bearbeitet worden seyn müssen.

Leider vergaßen wir den sogenannten „Ohnmachtstein" zu

Google

besuchen, der in der Tiefe zwischen zwei kleinern Pyramiden am Fuße des Hauses des Monds liegt. Es ist eine große viereckige Masse mit Skulpturen auf einer Seite, und nach dem Volksglauben sinkt jeder, der sich darauf setzt, todt nieder. In Mexiko hatten wir von einem europäischen Bekannten eine Anekdote gehört, welche diese unglaubliche Tradition auf eine eigenthümliche Weise bestätigte.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von M. Leake.

Erste Reise. Epirus.

(Fortsetzung.)

Die Albanesen lieben die Jagd, und fast jeder Landeigenthümer hält Jagdhunde, um Hasen zu jagen, was ihr Lieblingsvergnügen ist. Auch gibt es auf den Bergen eine Menge rothbeiniger Rebhühner, man fängt sie aber bloß in Netzen.

Die Anzahl der Christen in vielen Theilen Albaniens ist noch immer bedeutend. In der bischöflichen Provinz Joannina ist die Zahl der Moslems in Vergleich mit der der Christen nur klein, aber in der von Korytza sind viele Dörfer ganz muhammedanisch; in einigen Dörfern sind Muhammedaner mit griechischen Frauen verheurathet, deren Söhne als Moslems und die Töchter als Christinnen erzogen werden: hier wird Schweinefleisch und Hammelfleisch an derselben Tafel gegessen. Die Provinz Beligrad oder Berat gränzt westlich an die von Korytza, ihr Metropolitan heißt Bischof von Belagrada, — so haben nämlich die Griechen das sclavonische Wort Beligrad (Weißenburg) umgeformt. In den Provinzen Korytza und Belagrada, so wie weiter nördlich, soll der Islam sehr im Zunehmen seyn: Beispiele sind vorgekommen, daß ganze Dörfer auf einmal vom christlichen Glauben abfielen. Dieß war namentlich unter den Karamuratajes der Fall, welche den Berg Nemertzika und das benachbarte Thal der Viosa bewohnen. Solche Beispiele, nebst den Vortheilen, welche eine Nation von Lohnsoldaten darin findet, der herrschenden Religion statt einer solchen anzugehören, die sie zum Gegenstand der Verachtung und Mißhandlung von Seite der Gewalthabenden macht, sind mächtige Beweggründe zum Abfall. Die Christen, welche sich mehr als die Moslems mit Ackerbau und Handel beschäftigen, zeigen Neigung, sich der Unterdrückung ihrer andersgläubigen Landsleute zu entziehen, und Ländereien in Griechenland oder sonst wo zu erwerben;*) so ist alle Aussicht vorhanden, daß Albanien, einst ein christliches Land, in nicht sehr ferner Zeit fast ganz muhammedanisch werden wird. Eben so erging es unter den sclavonischen Nationen der europäischen Türkei von Griechenland bis an die Donau, doch, Bosnien ausgenommen, nicht in demselben Verhältniß.

Am 6ten Januar brach Leake wieder von Tepeleni auf, und zog bis zur Brücke von Subaschi auf demselben Wege zurück; jenseits der Brücke aber schlug er die Richtung nach Arghyrokastro ein und übernachtete zu Stepezi. Anfangs wollten die Leute ihn nicht aufnehmen, und als der ihn begleitende Bulubaschi ihnen drohte, erwiderten sie ruhig: wir sind arm und haben nichts; wir haben bloß unser Leben zu verlieren; bald aber änderten sie den Ton, als sie erfuhren, daß sie bezahlt werden sollten, und erklärten, wenn der König von England Soldaten brauche, so sey das ganze Dorf, 300 Mann an der Zahl, bereit in seine Dienste zu treten. Einer derselben bemerkte, man könnte leichter 50 albanische Soldaten als einen englischen bezahlen. — Unterhalb in der Ebene, etwa halbwegs zwischen Stepezi und dem Khan Valiare liegen die Ruinen von Dhrynopoli, welches eine kleine befestigte Stadt aus der Zeit des griechischen Kaiserreichs gewesen zu seyn scheint. Von Stepezi aus zogen sie westwärts über die nahegelegenen Höhen, und kamen nach drei Stunden an der Beliza in dem Thal von Gardhiki an, welches auf allen Seiten von steilen und hohen Bergen eingeschlossen ist. Gardhiki liegt an der Seite und auf dem Gipfel eines steilen Berges, am rechten Ufer der Beliza, und seine Lage ist eine der wildesten, die man sich denken kann; es wohnen 800 muhammedanische Familien daselbst, und 20 bis 30 griechische Häuser liegen auf der entgegengesetzten Seite der Schlucht, welche südwestlich die Stadt begränzt.

In den Gebirgen gegen Westen und Norden bis gegen Khimara sollen halbnackte Wilde wohnen, ein armes, aber kühnes Geschlecht, Gulimidhen genannt, eine Unterabtheilung des großen Stammes der Liape, griechisch Liapiden genannt, vielleicht eine Kolonie der Lapithen aus Thessalien.

Der Häuptling des Orts, bei welchem Leake wohnte, gab ihm nachstehenden Bericht über die allgemeine Topographie Albaniens, und die Abtheilungen seiner Stämme: die großen Unterabtheilungen der Albanesen sind vier, Ngeghe, Tosche, Liape und Tschame, im Griechischen *Γκέγκιδες*, *Τόσκιδες*, *Λάπιδες* oder *Λιάμπιδες* und *Τζάμιδες*, ihre verschiedenen Länder werden im Griechischen geschrieben: *Γκεγκεριά*, *Τοσκεριά*, *Λιαμπουριά* und *Τζαμουριά*. Die Ngeghe besitzen die Distrikte von Skodra, Kavaya, Kroya, Tyrana, Duras (im Italienischen Durazzo), Pekin, einen Theil des Distrikts Elbasan, die zwei Dibras und Dschura am Drin, Kurtzova, Kalkandere und Pristina. In dem Distrikte von Skodra wohnt eine bedeutende Anzahl lateinischer Christen dieses Stammes, Merdhites genannt, welche dem Pascha von Skodra 60 Para's für jedes Haus zahlen müssen; sie gelten für so gute Soldaten als die andern Ngeghe. Die Tosche dehnen sich nordwärts von der Gränze von Delvino an die von Pekin und Elbasan aus, und besitzen Gardhiki, Arghyrokastro, Libochovo, Premedi, Dangli-Kolonia, Skrapari, Berat, Malakastra, Mizakia, Avlona. Die Liape bewohnen das ganze Uferland gegen Süden und Westen von den Gränzen der Toschen und hinab bis Delvino, wo die Tschame beginnen, welche das ganze Uferland mit Einschluß von Suli und landeinwärts bis zu den griechischen Distrikten von Pogoniani und Joannina wohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die medizinische Fakultät zu Paris hat in ihrer jährlichen außerordentlichen Sitzung den von Portal ausgesetzten Preis für die beste Untersuchung „über den Einfluß der pathologisch-medizinischen Anatomie seit Morgagni bis auf unsere Zeit“ dem Herrn Risueno de Amador, Doktor der Fakultät zu Montpellier, zuerkannt. Sein Werk wird als eine der wichtigsten und verdienstvollsten Arbeiten bezeichnet. Herr Risueno de Amador hatte vor sechs Jahren eine ähnliche Auszeichnung bei einer Preisbewerbung im Fach der medizinischen Literatur und Philosophie, ausgeschrieben vom Doktor Moreau de la Sarthe, erhalten. Die Akademie hat beschlossen, daß die Denkschrift auf ihre Kosten gedruckt werde, und eine besondere Kommission ist damit beauftragt worden, den Verfasser zum korrespondirenden Mitglied der Akademie vorzuschlagen.

*) Vielleicht liegt hierin der Grund des neuerlich vermehrten Einströmens von Albanesen in Griechenland.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 279.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Oktober 1836.

Orientalische Literatur in Paris.

Paris, 20sten September.

Die orientalische Literatur schien in Paris durch den Tod von Remusat, Saint Martin, Chezy und Klaproth ihren Todesstoß erhalten zu haben, aber sie hat hier tiefe Wurzel gefaßt, und der Reichthum der königlichen Bibliothek, so wie die Liberalität der Regierung in Unterstützung der zu erscheinenden Werke, deren Kosten von den Herausgebern nicht bestritten werden könnten, und eine gewisse Popularität, welche diese Studien in der neuesten Zeit erlangt haben, erhalten sie auf der Höhe die sie einmal erreicht haben. Es lautet sonderbar von der Popularität von Studien zu reden, welche so entfernt von dem Kreise der Beschäftigungen und der Kenntnisse aller andern Zweige der Gelehrsamkeit, und noch weit mehr von der großen Masse der Leser stehen, aber es ist doch unläugbar, daß die orientalische Literatur in diesem Augenblick eine bedeutende Popularität hier erreicht hat. Es braucht dafür keines andern Beweises, als der Menge von Artikeln, welche die täglichen politischen Blätter über orientalische Werke enthalten, denn die Redakteurs derselben wissen zu gut, welche Art von Nahrung ihr Publikum verlangt, um einem unpopulären Zweige von Studien so vielen Raum zu geben. Es ist die Mode, alle Wissenschaften historisch darzustellen, und man könnte keine Vorlesung in der Rechtsschule, in der Sorbonne, oder dem Collége de France besuchen, ohne von Menu, Zoroaster und Confucius zu hören, und je weniger die Materialien noch zugänglich sind, um so anziehender scheint die Beschäftigung damit für Laien zu seyn. So unvollkommen und so falsch meistens diese Anwendungen unserer bis jetzt so geringen Kenntnisse von orientalischen Alterthümern auf die Geschichte sind, so haben sie doch den Vortheil, daß sie den Eifer des Studiums derselben unterhalten, indem die Orientalisten fühlen, daß sie ein Publikum haben, das ihre Entdeckungen mit Eifer, oft mit Enthusiasmus und einer Art abergläubischer Verehrung aufnimmt, und der Wunsch, diese Erwartungen zu erfüllen, übt zugleich einen sehr günstigen Einfluß auf die Richtung ihrer Studien aus. Der Streit zwischen der historischen und poetischen Schule der Orientalisten, der vor zehn Jahren mit so großer Bitterkeit herrschte, ist gegenwärtig, nach dem Tode der Chefs der historischen Partei, stillschweigend zu ihrem Vortheil entschieden, und die ganze Tendenz der orientalischen Schule ist durchaus historisch geworden. Nicht als ob Gedichte ausgeschlossen worden wären, aber man beschäftigt sich nur mit derjenigen Klasse derselben, die historischen Werth hat, und den geistigen Zustand einer Nation in einer gegebenen Epoche lebhaft vor Augen stellt. In diesem Gesichtspunkte ist kürzlich eine kurze, aber sehr interessante Brochure über alte arabische Poesie erschienen, unter dem Titel: Lettres sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme, par Fresnel. Paris chez Barrois. 114 Seiten in 8°. Der Verfasser hat sich seit fünf Jahren in Cairo mit alter arabischer Poesie beschäftigt, mit Hülfe eines der gelehrtesten Scheikhs der Moschee Alazhar, er selbst ist ein Mann von Geist, dem man zwar einige wunderliche Dinge in der Einleitung und in den Noten vorbeigehen lassen muß, der aber dem Leser ein lebendigeres Bild der vorislamitischen Araber gibt, als bei allem philologischen Verdienst Reiske, Schultens u. a. gethan haben. Der Verfasser hat seit der Abfassung dieser Briefe neue Materialien entdeckt, welche ihm eine reiche Ausbeute für altarabische Geschichte und Poesie versprechen. Einen neuen Beweis der historischen Tendenz der Studien über orientalische Poesie wird die Sammlung altarabischer Dichter geben, welche ein irländischer Orientalist, Mac Guckin von Slane, gegenwärtig in Paris herausgibt. Die erste Lieferung enthält die Gedichte von Amrulkais mit einer lateinischen Uebersetzung, einer Auswahl arabischer Glossen, dem Leben des Dichters aus dem Kitab al Aghani u. s. w., sie ist beinahe gedruckt, und wird nächstens erscheinen. Das Kriegsministerium hat die Geschichte der Berbern von Ibn Khaldun in Konstantinopel abschreiben lassen, und läßt sie hier übersetzen, die Regierung will eine Reihe arabischer Werke über die Herrschaft der Araber in Nordafrika herausgeben lassen. Das beträchtlichste Werk über arabische Literatur das im Drucke ist, ist die Geschichte und Literatur der Drusen von Silvestre de Sacy; der Verfasser hatte seit 20 Jahren alle Werke der Drusen aufgesucht und in Syrien aufsuchen lassen, und nach unendlicher Mühe die ganze Literatur der Sekte, bestehend aus 65 kleinen Büchern, zusammen-

gebracht. Diese sind in einem ganz besondern arabischen Dialekt geschrieben, der sich grammatisch und lexikalisch von dem klassischen Arabischen sehr unterscheidet; Hr. von Sacy hat ihn analysirt und eine Grammatik desselben verfaßt, welche dem Werke einverleibt wird. Dieses wird den Text und die Uebersetzung der sämmtlichen drusischen Bücher, eine Darstellung der Lehren der Sekte, und eine Geschichte derselben enthalten, so daß man gewiß seyn kann, daß dieser dunkle Punkt der orientalischen Geschichte endlich vollkommen aufgeklärt seyn wird, und auf eine Art, die nichts mehr zu wünschen übrig lassen wird. Das Werk wird aus vier Quartbänden bestehen. Die alte Geschichte von Persien hat durch die memoires sur deux inscriptions cuneiformes par E. Burnouf einen ungehofften Fortschritt gemacht. Das Studium der Zendsprache, welches in den letzten Jahren so eifrig und so glücklich betrieben worden ist, gab die natürliche Hoffnung, daß es den Schlüssel zu den persepolitanischen Inschriften liefern werde, aber man konnte nicht voraussehen, daß dieses große Resultat so schnell erreicht würde. Ein in der Geschichte der Wissenschaften sehr gewöhnliches Ereigniß, daß dieselbe Entdeckung von zwei Seiten zu gleicher Zeit und ganz unabhängig von einander geschieht, hat sich auch hier gezeigt; während Burnouf seine Memoiren hier herausgab, ließ sein Freund Lassen eine ganz ähnliche Arbeit in Bonn drucken. Die Resultate sind in vielem ähnlich, in manchen, namentlich in der Lesart einiger Buchstaben, widersprechen sie sich, aber die zunehmende Masse des Materials von Inschriften in Keilschrift läßt mit Gewißheit hoffen, daß die Details, welche noch in Ungewißheit sind, bald ins Reine gebracht werden. Man kann wohl behaupten, daß die Erklärung der Pfeilschrift auf Einmal einen unendlich größern Fortschritt gemacht habe, als die der ägyptischen Hieroglyphen seit dem ersten Versuche ihrer Entzifferung bis auf den heutigen Tag.

(Schluß folgt.)

Ausflug in die Umgebungen Mexikos.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen geleiteten wir zeitig unser gewichtiges Fuhrwerk gegen Norden nach dem See Zumpango, über einen Landstrich, wo, wie es schien, die Räuber so zahlreich waren, wie die Nopalbüsche. Eine Bergreihe, über welche unser Morgenritt nach Tecama führte, gewährte uns häufige Aussichten auf die Seen in der Ebene, namentlich auf den von San Christobal, zwischen welchem und den Sümpfen des Tezcucosees die Spanier eines der schönsten Denkmäler ihrer Geschicklichkeit und Pracht in Erbauung des berühmten Deichs hinterließen, wodurch das Ueberströmen des Wassers aus dem höhern in den niedern verhindert wird; seine Länge beträgt 1500 Varas, seine Breite zehn, seine Höhe drei bis vier. Der ganze Bau ist eine Masse soliden Mauerwerks.

Nach einem kurzen Aufenthalt zu Tecama stiegen wir hinab in die große Ebene, die zweifelsohne einst mit Wasser bedeckt, von den gegenwärtigen Ufern des Sees an rund um eine Gruppe vulkanischer Berge gegen den Fuß der großen Kette läuft, welche das Thal von Mexiko gegen Norden und Nordosten schließt.

Zumpango liegt etwa fünf Leguas von Tecama oder acht von San Juan Teotihuacan. Man kann sich einen Begriff von der gänzlichen Unwissenheit machen, welche in der Hauptstadt unter den höhern Ständen, sowohl Eingebornen als Europäern über die Topographie des Landes herrscht, wenn ich versichere, daß wir diesen Ausflug wie eine Entdeckungsreise antraten, ohne im Stande zu seyn, die geringste sichere Nachricht über die Ausführbarkeit unseres Plans zu erhalten, obwohl wir eine Woche lang allenthalben Nachfragen anstellten. Die Möglichkeit, um an das südliche Ende des Tezcucosees nach der Stadt dieses Namens zu gelangen, ward wiederholt gänzlich in Abrede gestellt, die Entfernungen wurden verdreifacht, und der Plan, mit unserm Fuhrwerk von San Juan Teotihuacan nach Huehuetoca zu gehen, wurde als ganz chimärisch verlacht. Wir hatten nicht nur keine großen Schwierigkeiten zu bestehen, sondern machten auch die Entdeckung, daß Alles, was wir über die Entfernungen gehört hatten, sehr übertrieben worden sey.

Die Stadt Zumpango enthält, so viel wir finden konnten, nichts Bemerkenswerthes, aber das nördliche Ufer des Sees gleichen Namens, das wir im Laufe des Nachmittags umzogen, ist sehr angenehm. Wir kamen durch einige malerische Dörfer, und gewannen dann die freie Ebene. Unsre Straße führte uns hart an den Mauern der großen Hacienda von Jalpa vorüber, und früh am Abend kamen wir in das Dorf Huehuetoca, dessen massive Kirche uns lange als Merkzeichen gedient hatte. Weder das Dorf, noch das umliegende Land bieten etwas Merkwürdiges dar, aber in dem Desague Real enthält diese sonst uninteressante Ecke des Thals von Mexiko eines der riesenhaftesten Denkmale menschlicher Erfindungskraft und Ausdauer.

Bekanntlich hat die Natur keinen natürlichen Ausfluß für die Gewässer der fünf Seen des Thals geschaffen, und in Zeiten außerordentlicher und plötzlicher Anschwellungen muß sich der Ueberfluß an Wasser aller der höher gelegenen Seen im Norden und Süden in den mittlern oder Tezcucosee ergießen, dessen Spiegel der tiefste im ganzen Thale ist. Dadurch wurde sowohl das alte Tenochtitlan als das jetzige Mexiko wiederholt großen Ueberschwemmungen ausgesetzt, troß der oben erwähnten allmählichen Abnahme der Gewässer im Tezcucosee. Da die Aufmerksamkeit der spanischen Vizekönige solchergestalt gebieterisch auf diesen Gegenstand gelenkt wurde, so entwarf im Anfang des 17ten Jahrhunderts ein spanischer Ingenieur, Enrico Martinez, einen Plan, vermittelst dessen das überströmende Wasser aus den beiden nördlichen Seen San Christobal und Zumpango nordwärts abgeleitet werden sollte, da sie wegen der Art und Größe ihrer Zuflüsse am leichtesten austreten konnten. Die bedeutende Depression und die Schmalheit des Bergwalls, der das Thal in der Nähe des Sees von Zumpango nordwärts einschließt, begünstigte die Erbauung eines Tunnels, durch den alles über eine gewisse Höhe steigende Wasser nach dem Fluß Tula, dem Hauptzweig des Panuco, abgeleitet werden sollte.

Dieses große Werk begann im J. 1607, und bei Ausführung desselben durch die Hände der Indianer sollen Hunderte

von diesen durch das Einstürzen von Erdmassen und andere Zufälle umgekommen seyn. Doch was bedeutete dieß, und was kümmerte man sich darum? Die Arbeit mußte gethan werden, und wenn man Indianer brauchte, schickte man eine Abtheilung Reiterei in die entlegenen Dörfer, und ließ die armen Eingebornen gleich wilden Thieren mit dem Lasso einfangen und zur Arbeit herbeischleppen. Das Andenken an das, was ihre Vorfahren damals und später bei Huehuetoca erduldeten, ist bei dem jetzigen Geschlechte noch nicht erloschen.

Eine unterirdische Galerie, 20,000 Fuß lang, wurde endlich beendigt, aber im J. 1629 stürzte die Decke ein, und stopfte den Kanal, während zugleich ungewöhnliche Regengüsse die Wasser des Sees von Tezcuco dermaßen schwellten, daß das ganze alte Seebett und die Straßen von Meriko selbst mit Ausnahme von einigen sehr hoch gelegenen Punkten drei Fuß hoch mit Wasser bedeckt wurden, und bis 1634 überschwemmt blieben. Während dieser Zeit wurde eine Menge Plane entworfen, und man sprach sogar von der Nothwendigkeit, die Hauptstadt gänzlich zu verlassen, und sie oberhalb Tacuba neu aufzubauen; endlich aber kam man überein, den Tunnel durch den Hügel von Nochistongo in einen offenen Durchstich zu verwandeln. Dieß wurde nach vieljähriger Arbeit, mannichfachen Verzögerungen und mit unendlichen Kosten und Verlust an Menschenleben ausgeführt, jedoch erst im Jahre 1789 vollendet. Die Kosten dieses ungeheuren Kanals und der zahlreichen dabei nöthigen Dämme stiegen weit über sechs Millionen Piaster.

Am Morgen nach unserer Ankunft war ein Besuch am Desague Real unser einziges Geschäft, und wir ritten demselben entlang bis zum Gipfel des Bergs, durch welchen er geführt wurde. Hier ist er auf eine Tiefe von 196 Fuß perpendikulärer Höhe durch abwechselnde Lagen von Thon und lockerem Kies und Sand eingeschnitten, und hat oben eine Breite von 300 Fuß. Nordwärts verliert ihn das Auge in der Entfernung, da er sich gegen den Tula hinabsenkt, südwärts erscheint er wie ein tiefer Graben, der sich quer durch die Ebene zieht gegen die nordöstliche Ecke des Zumpangosees. Von einem Ende zum andern beträgt seine Länge über 67,000 Fuß, oder nahe an drei geographische Meilen.

Zu der Zeit, wo wir ihn besuchten, floß nur wenig Wasser gegen Norden, und uns schien wahrscheinlich, daß die Menge Schutt, die durch das Einstürzen der Kieslage und das Auswaschen der Thonschichten allmählich in den Kanal fällt, mit der Zeit ein ernstes Hinderniß für den Abfluß des Wassers werden könne. Allerdings hat dieß kostspielige Unternehmen dem Zweck, für den es unternommen wurde, in so weit entsprochen, sollte aber eine ungewöhnliche, doch keineswegs unmögliche Verkettung von Umständen die südlichen Seen außerordentlich steigen machen, so wäre die Gefahr für die Hauptstadt so groß wie vorher.

Nachdem wir den Morgen mit der Besichtigung dieses großen Werks zugebracht, rüsteten wir uns auf dem geraden Wege nach dem 11 Leguas entfernten Meriko zurück, wo wir mit der sinkenden Sonne ankamen. Unser ganzer Ausflug hatte vier Tage gedauert.

Zahl der Bierbräuer in England.

Aus Parlamentsurkunden geht hervor, daß die Zahl der Bierbräuer in England 2099 beträgt, welche 16,412,440 Bushel Malz verbrauchen; die Zahl der Gastwirthe (victuellers), die ihr eigenes Bier brauen, beträgt 56,962, und diese verbrauchen 9.521.797 Bushel Malz. Außerdem gibt es 56.536 Personen, die Bierschank treiben dürfen, und von diesen brauen 14.840 ihr Bier selbst, und verbrauchen 5.702.417 B. In Schottland verbrauchen 212 Bierbräuer 988,800 Bushel, und von 17,026 Gastwirthen brauen 335 ihr eigenes Bier, und verbrauchen 110,580 B. Malz. In Ireland sind 915 Bierbräuer, welche 1,819.587 Bushel Malz brauchen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von M. Leake.

Erste Reise. Epirus.

(Fortsetzung.)

Zu Gardhiki sind einige Ruinen eines Schlosses, das Sultan Bajazet nach seiner Eroberung des Landes erbaut haben soll, das jedoch vermuthlich viel älter und höchst wahrscheinlich hellenisch ist. Die Höhen um die Stadt her sind meistens mit Weingärten bekleidet, welche einen angenehmen leichten Wein erzeugen, der fast farblos ist, und den auch die Muhammedaner des Orts ohne Bedenklichkeit trinken. Etwas Weizen und Gerste werden auf den niedern Höhen gebaut, das tiefere Thal aber bringt kaum etwas Anderes hervor als Kalambokki (Mais), denn der Boden ist arm und steinig und den Ueberströmungen des Flusses ausgesetzt. Solche Lagen passen dazu ungemein, da die Pflanze zur Nahrung für ihre saftigen Stängel viel Feuchtigkeit braucht und am besten in niedern Gründen gedeiht, die im Winter von Natur überschwemmt oder im Sommer künstlich bewässert werden können; auch paßt die Pflanze wegen ihres reichlichen Ertrags ungemein für eine arme und zahlreiche Bevölkerung, wie die von Albanien. Dem Anbau des Mais und Tabaks verdanken einzelne Albanesen hauptsächlich die Geschicklichkeit in der Führung von Wasserleitungen, wofür sie in andern Theilen der Türkei bekannt sind.

Am 8ten Jannar brachen sie um 8½ Uhr Morgens von Gardhiki auf, und zogen in der Richtung einer gegen Südwesten gelegenen Oeffnung in den Bergen, der Paß von Starsitza genannt, der den Gipfel Pilo-Wuni von dem Berg von Sopoti trennt; der Name Starsitza gilt namentlich von einem türkischen Brunnen auf der Höhe der Kette, wo der Weg abwärts gegen die Ebene von Delvino sich zu senken beginnt. Nach 4 Uhr Abends trafen sie in Delvino ein, nachdem sie an den Ruinen einer alten Slavenstadt Kamenitza vorbeigezogen waren. Am folgenden Morgen schickte Leake sein Gepäck nach den vierzig Heiligen voraus und ging nach Finiki, welches links von der geraden Straße etwa drei Stunden von Delvino liegt. Der ganze Berg von Finiki ist von hellenischen Mauern umgeben. Am südöstlichen Ende war die Citadelle, 600 Fuß lang, von der noch einige 12 bis 20 Fuß hohe Mauerreste standen. Die Mauerarbeit ist von der dritten Gattung, d. h. sie ist in Reihen angelegt, die aber weder sehr regelmäßig noch gleich sind, auch sind die Steine nicht alle viereckig, obwohl sie so genau an einander passen, als in der zweiten oder polygonalen, und in der vierten oder regelmäßigen Gattung hellenischer Mauerarbeit.

Das neue Dorf Finiki, das nur aus wenigen Hütten besteht, liegt gerade unter der Citadelle gegen Südwesten. Ungefähr in der Mitte der Höhe lag ein sehr großes Theater, von dem nur noch ein kleines Stück Mauer steht, welche die obern Sitze von hinten umgab. Das Theater lag genau in der Richtung gegen das Dorf „Vierzig Heilige“ und Cerfa. Zwischen dem Theater und dem nordwestlichen Ende der Citadelle sind die Ruinen eines römischen Baues, welcher aus Reihen von Backsteinen aufgeführt war, welche mit einem Mauerwerk aus rohen Steinen abwechselten, eine Bauart, die zur Zeit des Sinkens des römischen Reichs und am Anfang des griechischen nicht ungewöhnlich war. Auch sind einige Ruinen von neuern Bauten da, welche beweisen, daß Phönice noch bis in spätere Zeit blühte. Unter den Nachfolgern Konstantins war es eine der bedeutendern Städte des Regierungsbezirks von Epirus; Justinian stellte es her und legte die neuen Bauten auf einer benachbarten Höhe an, da die niedere Lage im Thale manche Nachtheile mit sich gebracht hatte. Auf dem Hügel der Akropolis findet man deßhalb einige Reste von Säulen, die nicht rund, sondern vielecki̇g sind, eine Mode, welche das Zeitalter Justinians bezeichnet. Als die Römer zuerst festen Fuß in Griechenland faßten, war Phönice die festeste, mächtigste und reichste Stadt in Epirus; dennoch wurde sie im Jahre 250 vor Christo ohne Schwertstreich eingenommen, freilich damals durch Verrath der in der Stadt befindlichen Soldtruppen. Die genaue Bestimmung der Lage von Phönice ist ausnehmend nützlich zur Aufhellung der Topographie des angränzenden Theils von Chaonien, und hilft namentlich die Meinung feststellen hinsichtlich der schwierigen Lage von Antigonela, welches allen Umständen zufolge an der Stelle des jetzigen Tepeleni lag. Die nächste Frage in der vergleichenden Geographie dieses Theils von Epirus ist die Lage von Phanote, das an der Stelle des heutigen Gardhiki gewesen seyn muß; die Festigkeit und merkwürdige Lage dieser Stadt mitten in einem Thale, das von einem Amphitheater von Bergen umgeben war, durch welche nur zwei enge Pässe führen, sind ein genügender Grund zu der Annahme, daß hier eine der Hauptfesten von Chaonia lag.*) Die Stadt Eläus, welche nebst Phönice und Antigonela zu den Städten des innern Chaoniens gezählt wird, lag wohl in dem Thale zwischen Argyrokastro und Libochovo; dieser Name ist um so bemerkenswerther, als er ursprünglich wohl von der Menge der Olivenbäume in diesem Distrikt herrührte, in welcher Hinsicht er sehr gut auf dieses Thal des Dryno paßt; denn obwohl von hohen Bergen umgeben, die einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind und einer der kältesten Theile von Epirus, ist das Thal doch einer von den wenigen von der See entfernten Landstrichen in Griechenland und Albanien, wo sich noch jetzt Olivenbäume finden. Die Stadt Eläus lag vermuthlich auf den Höhen Argyrokastro gegenüber, wo noch einige hellenische Trümmer vorhanden seyn sollen. Das kleine Theater und andere Trümmer in der Ebene unterhalb Libochovo sind von römischer Bauart, und bezeichnen wohl die Stelle einer von Hadrian gegründeten und von Justinian hergestellten Stadt, die Anfangs Hadrianopolis, nachher, doch, wie es scheint, nur auf kurze Zeit, Justinianopolis hieß.

Obwohl Argyrokastro keine besondern Kennzeichen von hohem Alter hat, so mag der Name doch wohl von den Argyrinern abgeleitet werden, welche nach Lykophron und andern griechischen Schriftstellern ein epirotisches Volk waren, und, wie es scheint, im Norden von Epirus wohnten, da er sie mit den Akrokerauniern zusammenstellt; noch jetzt bezeichnet das Wort Argyrinos manchmal einen Einwohner von Argyrokastro. (Schluß folgt.)

*) Hier theilen wir bloß das Resultat mit; die historisch-topographische Beweisführung für diese Angaben muß man im Werke selbst nachlesen.

Vermischte Nachrichten.

Man entdeckte kürzlich in Athen ein für die Alterthumsforscher sehr interessantes Denkmal; es ist ein antikes Grab von größter Schönheit, mit Skulpturen verziert, unter denen man vier Löwen in halb-erhabener Arbeit an den vier Ecken des Denkmals bemerkt. Unsere Gelehrten halten es für das Grab eines der berühmten athenischen Feldherren. Die Gebeine, welche dieses kostbare Denkmal enthielt, zerfielen, sobald man den Deckel wegnahm, in Staub. Man fand auf diesem Grabe keine Inschrift; es ist wahrscheinlich, daß es eine hatte, und daß sie mit der Zeit gänzlich verschwand.

Zu Lyon ist man allgemein der Meinung, daß dieses Jahr mehr Seide angekauft worden sey, als zu irgend einer andern Zeit. Der vom Präfekten an das Generalkonseil erstattete Bericht enthält indeß eine Stelle, welche dieser Meinung geradezu widerspricht, indem es heißt: „Im Jahre 1835 betrug die in den öffentlichen Magazinen niedergelegte Seide 745.125 Kilogramme, während sie sich 1834 auf nur 561.829 belief. Das erste Semester von 1836 zeigt eine Abnahme; es ergeben sich nur 363.887 Kilogr., was für das ganze Jahr 727.774 Kilogr. ausmachen würde.“

Während des Abbrechens eines alten Gebäudes an den Ufern der Bièvre kamen die Arbeiter in einen Keller, wo sie einen hölzernen noch vollkommen erhaltenen Sarg in einer Höhlung von Stein eingeschlossen fanden. Die Gebeine, welche er enthielt, waren unvollständig und der doppelte eiserne Riegel so verrostet, daß der Sarg von selbst aufging. Auf demselben waren mehrere gothische Buchstaben und der Name Rollo sichtbar. Man vermuthet, daß hier der Begräbnißplatz eines der nordischen Piraten oder vielleicht der alten Normannen war, welche diesen Theil von Europa im 9ten Jahrhundert verwüsteten.

Zu Manchester hat man eine Erfindung zu Verbesserung der Seidenfabrikation gemacht, die dem englischen Handel in diesem Artikel eben so sehr zum Vortheil, als dem französischen und italienischen zum Nachtheil gereichen dürfte. Es hat sich nämlich erwiesen, daß sich die Dampfmaschinen auch für diesen Industriezweig anwenden lassen, und daß ein kleines Mädchen mit deren Hülfe in einem Tage mehr als zwei Männer verfertigen kann. Die Maschine, durch Dampf getrieben, nimmt nur halb so viel Raum ein als die sonst gewöhnliche, und der bisherige Apparat ist durch einen einfachen ersetzt, der mit weit mehr Präcision arbeitet.

☞ Mit diesem Blatte wird Nr. 67 der Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes ausgegeben. Inhalt: Das **Dictionnaire de l'Académie française.** (Schluß.) — Der alte Matrose. Ein Romanzencyklus von Coleridge. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 280.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Oktober 1836.

Alpenreisen.

3. Die Nordseite des Simplon. — Entbehrungen der Straßenbauer. — Erdbeben am Fuße des Simplon. — Das Napoleonsloch. — Ritter Georg Auf-der-Flue.

In Gesellschaft eines verdienstvollen Schweizeroffiziers, des Obristen v. C., welcher, eben so wie sein Landsmann General Rotten, auch in Spanien mit Auszeichnung gefochten hatte, verließ ich beim Anbruch des schönsten Sommertages Herrn Kanonikus Arletaz und mit ihm zugleich das von zahlreichen, hohen Schneestangen umgebene Hospiz. Wir stiegen nun, den Wagen vorausschickend, dem Rhonethal entgegen, um uns nicht eher als in dem 4018 Fuß tiefer liegenden Pfarrdorfe Glys einige Zeit aufzuhalten, und dann Brieg und seine nächste Umgebung in Augenschein zu nehmen, aus deren Schluchten die Simplonstraße sich zur Höhe emporwindet.

Wählt man vom Hospiz aus den ehemaligen Pfad, so hat man zwar mehr Unbequemlichkeiten zu überwinden, gewinnt aber zwei Stunden Zeit, weil der neue Weg in ungeheuren Ausbiegungen sich an die Konturen zuerst des Ganter-, dann des Saltinethales anschmiegt und wahre Schlangenwindungen macht, ohne gerade deßhalb, wie ein neuerer Reisender will, der Wendeltreppe zu gleichen, die sich um einen Thurm legt. Dieß ließe sich eher von der 8610 Fuß hoch emporführenden Straße über das Stillser-Joch sagen, welche vierunddreißig kunstreich aufgemauerte Zickzacke hat. Man kommt auch auf diesem schweizerischen Bergabhange durch mehrere Galerien. Die ziemlich stark abfallende Straße, über nackte, glatte, sphäroidische Granitflächen, hat an und für sich wenig Eigenthümlichkeiten; um so imposanter aber sind die benachbarten Alpen, von denen insbesondere der Kaltwasser-Gletscher, woraus die Saltine entspringt, mit seinen Kaskaden ein höchst malerisches Bild gewährt. Oestlich fällt der Blick auf das Hipshorn, westlich auf das Erizhorn, an dessen Abendseite das Nanzer-Thal liegt. Die nächste, 122 Schritt lange Galerie hat auch während des Sommers große Eisblöcke, und Eiszapfen hängen darin oft gleich mächtigen Stalaktiten an der Decke und an den Seitenwänden. Sagt jedoch Meyer von Knonau: „eine der Simplongalerien ist durch Gletschereis gehauen," so muß eine solche Aeußerung doppelt befremden, wenn man sie in einem geographischen Schulbuche findet. Mit viel Phantasie weiß ein liebenswürdiger Reisender von dieser Grotte zu erzählen, die ihm feenartiger erschien als alle andere Galerien, weil er sie in einem nur selten so ausgebildeten Strahlenschmucke sah. Tausend glänzende Eisstalaktiten hingen damals hier wie zu einer Ausziehrung des Gewölbes, und an die Seitenwände lehnten sich leuchtende Eispilaster hinauf. Eine reiche Quelle unterhält zuerst diese glänzenden Zierden, dann stürzt sie mit Geräusch in die Galerie; und ihre Schaumtropfen fliegen allerdings wie Brillantwürmer hin und her, wenn der Sonnenstrahl sie beleuchtet.

Vor fast sechszig Jahren, wo Johannes von Müller hier noch den alten Maulthierpfad einschlagen mußte, ging dieß freilich beschwerlicher als heut. Steil senkte sich der Simplon gegen Wallis hinab, so abschüssig, daß man an schrecklichen Abgründen in der engen Röhre einer alten hölzernen Wasserleitung, die der Fels beinahe bedeckte, hindurchreisen mußte. Brieg sah man auch damals bald, aber noch krümmte sich die Straße über einen andern Berg und betrog den ermüdeten Wanderer, der endlich Naters, sein großartiges Schloß und so auch Glyß nicht ohne den Wunsch wahrnahm, bald aus der damals so menschenleeren Oede Erlösung zu finden.

Hinter der Ganterbrücke, wo zwei Wildbäche sich vereinigen und aus der Tiefe die Weiler von Ried und Schlucht heraufblicken, stand sonst die, romantischen Einsiedeleien ähnliche Wohnung Polonceau's, der von hier aus die Straßenarbeiten leitete. Vor ihr hatte er einen Springbrunnen und einen großen Vogelkäfig mit zahlreichen Kanarienvögeln und befiederten Bergbewohnern angebracht, die auf Fichtenzweigen umherhüpften und den Wanderer fröhlich zu begrüßen schienen. Obgleich Polonceau eben so wenig eigentlicher Begründer der Straße ist, als seine übrigen Gefährten es waren, so bleibt diesen unermüdet thätigen Männern doch immer noch Ruhm genug! Sie hatten etwa fünf Jahre hindurch mit jeder Art von Entbehrung zu kämpfen, und es gehörte eine ganz besondere Vorliebe für ihr Geschäft und große Ausdauer dazu, so lange von

der Heimath und ihrer Familie sich zu verbannen, in ungünstigem Klima inmitten unter wenig gebildetem Volke zu leben, dem fast alle Bequemlichkeiten des Daseyns unbekannt sind, und sie mithin auch nicht Anderen zu verschaffen weiß. Nächstdem bedurfte es Muth genug, bei mehreren Tausend, so sehr durch Sitte und Sprache verschiedenen Werkleuten auszuharren, von denen gar Manche Flüchtlinge waren, die sich offenbar nur den Händen der strafenden Gerechtigkeit entzogen hatten. Matthisson traf diese Arbeiter in voller Beschäftigung und schildert sie als eine armselige Menschenklasse, meistens Italiener, die, nur um dem Hungertode auszuweichen, dieses wahre Galeerenleben wählten, das ihnen kaum Polenta genug abwarf, um ihre kümmerliche Existenz zu fristen. Sie bildeten eine Gesellschaft, bei deren Anblicke nichts natürlicher seyn konnte, als die Vorstellung, man habe die Zuchthäuser und Kerker der gesammten italienischen Republik bis auf den letzten Mann ausgeleert. Diese Elenden wohnten in kleinen dürftig zusammengeflickten Baracken, die gruppenweis, gleich hottentottischen Kraals, am Ufer des Bergstroms lagen.

Man nähert sich jetzt einer von jenen Kalvari-Anhöhen, zu welcher kleine Kapellen emporführen, und womit wallisische Frömmigkeit so viele Bergabhänge versehen hat. Der Blick in die Tiefe bleibt stets wie auf einem prachtvollen Belvedere: in der Ferne zeigt sich der Thalgrund mit der blitzenden Rhone und den sie begränzenden Felsen; den ganzen Norden verschließen Eisgebirge, insbesondere die Gletscher des Lortschthales und ein Theil der übrigen Ferner zwischen Wallis und dem Kanton Bern, deren Nadeln und Pyramiden sich in den Himmelsazur emporschwingen, und die in der That dastehen, wie „die in weiße, silbergestickte Mäntel gehüllten Chorführer des großen Weltdrama's."

Dieser Blick auf die Alpen des Berner Oberlandes, an deren jenseitigem Fuße sich die Thäler von Lauterbrunnen und Grindelwald hinziehen, enthüllt ein Gemälde vom großartigsten Style, während jenes auf des Simplons Südseite dagegen lachender, mit Einem Worte italienisch erscheint. Schwer ist es, über den Vorzug beider Hochlandschaften abzusprechen! Nordische männliche Kraft mit ernster Schönheit gepaart, dürfte indeß eben solchen Anspruch auf Gefallen haben, als jener ausonische Reiz, wo das Graziöse vorherrscht und alles Erhabene zurückgedrängt wird. Beim Weiterschreiten entfaltet sich das Plateau von Brieg immer mehr mit seinen hellschimmernden Thürmen, belebt durch verschiedenen Anbau und zahlreiche Dörfer; seine Landschaft aber mehr nur wie ein Miniaturgemälde, wie durch ein umgekehrtes Fernrohr klein und in zierlichen Umrissen zeigend. Ganz in der Nähe dagegen hat man die dunkle Tiefe des Saltinethales, welches von dem Geräusch des zwischen Hütten und Wiesen silberweiß hindurchbrausenden Stromes widerhallt. Auch ist der Wanderer von schöner Lärchenwaldung umgeben, woraus das aus feinkörnigem Schiefer bestehende schroffe Mäder- und Glyßhorn emporragen, deren graue Farbe von dem gesättigten Grün ringsumher malerisch absticht. Alles ist wild und lachend zugleich, voll überraschender Kontraste, und die Großartigkeit einer solchen Natur läßt sogar allen Architekturschmuck des kunstliebenden Italiens, an den mancher Reisende seit Jahren gewöhnt seyn mag, weniger vermissen, obwohl sich beim Anblick wallisischer Bauten Vergleiche zwischen hier und dort gewaltsam aufdrängen.

(Fortsetzung folgt.)

Orientalische Literatur in Paris.

(Schluß.)

Der erste Band der allgemeinen Geschichte von Tabari, übersetzt von Dubeux, ist erschienen. Das Schicksal des Buches von Tabari ist sonderbar genug: der Verfasser lebte im neunten Jahrhundert, und verfaßte seine Chronik in arabischer Sprache. Sie wurde im zehnten Jahrhundert ins Persische übersetzt, und diese Uebersetzung verdrängte das Original so vollkommen, daß dieses lange für verloren galt, und die persische Uebersetzung wieder aufs neue ins Arabische übertragen wurde. Aber vor einigen Jahren entdeckte Kosegarten einen Theil des arabischen Originals, und begann die Herausgabe desselben; Dubeux bedient sich der persischen Uebersetzung. Tabari ist ein im Orient überaus geachteter Historiker, der aber diesen großen Ruhm kaum verdient, und in jeder Rücksicht unter Masudi steht. Die französische Uebersetzung von Tabari erscheint auf Kosten der englischen Gesellschaft für orientalische Uebersetzungen, wird aber in der königlichen Druckerei hier gedruckt. Diese hat endlich auch einigen Fortschritt in dem Druck der großen Sammlung orientalischer Klassiker gemacht, die schon seit acht Jahren angekündigt und angefangen ist. Der erste Band der Geschichte der Mongolen von Raschideddin, und ein halber Band des Buchs der Könige von Firdusi sind gedruckt und werden nächstens erscheinen. Die Sammlung wird in Folio mit unglaublichem Luxus gedruckt. Der Rand der Seiten ist mit Arabesken bedeckt, welche die nachahmen sollen, welche man in orientalischen Handschriften bisweilen findet. Text und Uebersetzung befinden sich auf gegenüberstehenden Seiten; die Herausgabe soll künftig schneller gehen, und wenn die Herausgeber das Ende ihrer Werke erleben wollen, so ist es auch höchst nöthig. Die Sprüchwörter von Meidani für dieselbe Sammlung sind angefangen und der Druck des Wischnupurana mit einer neuen Sanskritschrift wird nächstens begonnen werden. Das ganze Unternehmen ist das größte und kostspieligste, das je für orientalische Literatur begonnen wurde.

Remusats hinterlassene Uebersetzung der indischen Reisebeschreibung der chinesischen Buddhisten ist gedruckt, und wird in wenigen Wochen ausgegeben werden, sobald nämlich die dazu nöthigen Karten korrigirt und abgezogen seyn werden. Die von Klaproth hinterlassene Karte von Hochasien ist in vier Blättern erschienen. Sie ist ein Werk von großem Verdienst, das auf Kosten der Akademie von Berlin gestochen worden ist. Seine Beschreibung von China wird endlich auch gedruckt werden, sie wird zwei Quartbände bilden, davon erster aus einer allgemeinen Geographie des Reiches, und einer statistischen Beschreibung desselben besteht, der zweite aus den Spezialbe-

graphien der Provinzen; diese letztern sind zwar nicht ganz vollendet, aber ein hiesiger Sinologe hat übernommen, das Fehlende zu ergänzen. Der Nachlaß von Saint Martin wird von seinem Freunde Lejard herausgegeben, und der erste Band ist beinahe fertig. Man hatte auch den Nachlaß von Chezy angekündigt, es scheint aber nicht mehr die Rede davon zu seyn. Jacquet hat eine Sammlung aller bis jetzt bekannten Sanskritinschriften angefangen, welcher er eine bisher inedirte Sammlung, welche der asiatischen Gesellschaft gehört, und andere neue Materialien einverleiben will. Die große Wichtigkeit, welche indische Inschriften, bei dem fast gänzlichen Mangel an Geschichte, für Chronologie und Genealogie der großen Familien haben, macht das Unternehmen verdienstlich, obgleich die meisten dieser Denkmäler an sich höchst unbedeutend sind, und nur Abtretungen von Land an Braminen oder dergleichen Privatkontrakte enthalten. Der Druck der Sanskritchronik von Kaschemir, welchen der ehemalige östreichische Stabsoffizier, Hauptmann Troyer, für die asiatische Gesellschaft besorgt, ist angefangen. Der Herausgeber war zweimal als Adjutant mit Lord William Bentink in Indien gewesen, wo er sich ungewöhnlich gründliche Kenntnisse in der orientalischen Literatur erworben hat, und mehrere Jahre die Direktion des Sanskritkollegiums in Calcutta geführt hatte. Er hat viele Uebersetzungen indischer und persischer Werke mitgebracht, unter Anderm eine Uebersetzung des Dabistan, welche er jetzt, da Shea in Hayleybury gestorben ist, ohne die seinige vollendet zu haben, herauszugeben im Begriffe ist. Es ist eines der wichtigsten Werke über Religionsgeschichte, welche der Orient besitzt, und bisher nur aus dem ersten Kapitel bekannt, das Gladwin ins Englische und Dalberg nach ihm ins Deutsche übersetzt hat, und das gerade den unhistorischen Theil des Buchs bildet, und unübersetzt hätte bleiben können. Stanislas Julien kündigt eine vollständige Ausgabe des Taoteking von Laotse mit einem chinesischen Commentar aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. und einer Uebersetzung von Text und Commentar an, welche auf Kosten der asiatischen Gesellschaft erscheinen wird. Es ist einer der wichtigsten Beiträge, den die Geschichte der Philosophie an der orientalischen Literatur zu erwerben hat, und um so unentbehrlicher, als die Jesuiten in China dieses Werk, so wie alle aus derselben Schule, gänzlich vernachlässigt haben.

Es ließe sich dieser Liste der von der orientalischen Schule in Paris angefangenen Werke noch Manches beisetzen, aber das Bisherige mag hinreichen, den gegenwärtigen Geist derselben zu beurtheilen und zu beweisen, daß der Verlust so vieler großen Meister sie nicht in ihrem Fortschritt aufgehalten hat. Dieses Resultat verdankt Frankreich dem Reichthum von Handschriften der königlichen Bibliothek weit mehr als allem Andern, und der Mangel an Handschriften ist das einzige Hinderniß, das Deutschland hindert, auch in orientalischer Literatur die erste Stelle unter den gelehrten Nationen einzunehmen. Es wäre noch Zeit in Berlin, München oder Göttingen eine große orientalische Bibliothek zu gründen, denn in dem Augenblick, wo die Druckerei bei den verschiedenen orientalischen Völkern eingeführt wird, sind Mannskripte am leichtesten und wohlfeilsten zu haben, aber in einem halben Jahrhundert werden sie großentheils verschwunden seyn. Orientalisten in Deutschland haben Einen großen Vortheil über französische in der unendlich größern Wohlfeilheit des Drucks orientalischer Werke, dieser ist hier in Folge der Art von Monopol, welches die königliche Druckerei besitzt, auf eine solche Höhe gesteigert worden, daß es unmöglich ist, ein orientalisches Werk ohne beträchtliche Subskriptionen der Ministerien, oder ohne große Opfer von Seiten des Verfassers zu drucken. Dieser Vortheil ist so bedeutend, daß er bei der gegenwärtigen Tendenz nach orientalischen Studien allein hinreichte, Deutschland den Vorrang über Frankreich in orientalischer Literatur zu sichern, wenn die Handschriften nicht so selten wären.

Der Guacharo.

Herr L'Herminier hat der französischen Akademie der Wissenschaften einen ausgestopften Guacharo von Guadeloupe nebst einer neue Angaben über diese Vögel enthaltenden Beschreibung gesendet. Herr L'Herminier machte sich mit dem Vorsatz auf den Weg, sich einen alten Guacharo zum Ausstopfen und einige Junge aus dem Nest zum Aufziehen zu verschaffen; es gelang ihm jedoch nur das letztere. Ein Herr Bauperthuy, der sich damals in Cumana befand, und von der Vergeblichkeit des Versuchs, einen solchen Vogel zu schießen, überzeugt war, traf andere Anstalten. Im Augenblick, wo die Alten ihre Schlupfwinkel verlassen wollten, um Futter zu suchen, stellte er einige Indianer mit langen Schilfstäben an den Eingang der Höhle, die beständig in der Luft herumschlagen mußten. Anfangs schienen die Guacharos erschrecken, und nicht geneigt, die Höhle zu verlassen, sondern flogen, dem Anschein nach sehr beängstigt, im Innern hin und her. Endlich faßten sie Muth und suchten den Ausflug mit Gewalt durchzusetzen, was den meisten gelang, drei aber wurden erschlagen und ausgestopft. Die Verdauungsorgane dieser Vögel sind ihrer Größe wegen merkwürdig, und sie scheinen ganz von Vegetabilien zu leben, da durchaus weder Insekten noch sonstige thierische Stoffe im Magen gefunden wurden. Das Fett, um dessen willen sie so berühmt sind, und das durch die Haut dringt, wenn man sie drückt, befindet sich im Innern des Vogels im flüssigen Zustand, und erhält sich, wenn er getödtet wird, auch noch bei drei Monate lang so, wenn es ein wenig gesalzen wird. Es ist geruchlos, schmeckt wie Schweinsfett und sieht aus wie Mandelöl. Herr Bauperthuy bestätigte Humboldts Angabe, daß es unmöglich sey, die jungen Guacharos aufzuziehen, denn von zehn ausgenommenen starben acht in den ersten beiden Monaten und nur zwei lebten drei Monate. Das Futter, welches sie in der Gefangenschaft am liebsten aßen, waren klein geschnittene Bananen. Je jünger die Vögel, um so leichter sind sie zu füttern, doch öffnen sie den Schnabel nie eher, als wenn sie hungrig sind. Der Guacharo ist ein melancholischer Vogel; den Schweif hält er aufwärts und den Schnabel gegen den Boden gerichtet. In dieser Stellung bleibt er, bis man ihm nahe kommt, und sieht aus wie eine Kröte. Wird er berührt, so stößt er ein scharfes Geschrei aus, dessen unangenehmer Ton schwer zu beschreiben ist. Den Tag über sucht er dunkle Plätze; Nachts aber fliegt er aus, schreit und schlägt mit den Flügeln. Die Hunde fürchtet er sehr; er vertheidigt sich mit seinem Schnabel und geht nur mit Mühe, wobei er von einer Seite zur andern wankt. Seine Augen sind schwarz, nicht größer als die einer Henne, und der ganze Vogel hat einen [illegible] Geruch.

fast wie der Sturmvogel. Die alten sind mager und zäh, die jungen aber zart und fett. Die Körner oder Semilla der Guacharos, denen die Indianer so wunderbare Eigenschaften zuschreiben, sind Samenkörner verschiedener Pflanzen, welche der Vogel auswirft, nachdem er die Fruchthülle davon getrennt; ein solches Korn, Malaca genannt, ist rund oder länglich und sehr aromatisch.

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von M. Leake.

Erste Reise. Epirus.

(Schluß.)

Von dem Hafen der vierzig Heiligen ging Leake statt nach Corfu nach dem Hafen Palerimo, dem alten Panormus, das Strabo als einen großen Hafen mitten in den keraunischen Bergen beschreibt, und dadurch deutlich von dem Panormus von Oricum unterscheidet. Von Palerimo aus ging er mit geringer Begleitung zu Fuße nach Khimara, da keine Lastthiere zu bekommen waren, und der Weg auch kaum welche zuließ. Nachdem sie über die Bergkette am Ende der nördlichen Berge gekommen waren, gelangten sie nach kurzem Marsch in ein kleines Thal, wo die Seiten der Berge mit Velanidhies (quercus Aegilops) bewachsen waren, d. h. mit Eichen, welche die Vallonea hervorbringen; sie hatten noch (11ten Januar) ihre Blätter vom vorigen Jahre, können aber doch nicht wohl immer grün genannt werden. Wir stießen auf einige Schäfer, denen der uns begleitende Matrose nach einigen Begrüßungsworten seine Tabacksdose anbot, das gewöhnliche Kompliment in Albanien, und in so wilden, unabhängigen Gegenden eine nothwendige Aufforderung zu gegenseitigem Wohlwollen. Als Gegenkompliment riefen die Schäfer ihre Hunde an sich, die einen allgemeinen Angriff auf uns gemacht hatten. Bald erblickten wir Khimara auf der Höhe eines spitzigen Bergs, und betraten das umliegende angebaute Land, das aus vielen Weinbergen, einigen Weizen- und Gerstenfeldern bestand. Auf einer Spitze unterhalb der höhern Berge rechts steht das Kloster der Panaghia, links ist der Hafen von Khimara, der den Westwinden ausgesetzt ist, gegen alle andern Winde aber kleinern Schiffen guten Schutz gewährt.

Am Abend kamen in dem Hause, wo Leake wohnte, viele Albaneser zusammen, setzten sich mit untergeschlagenen Beinen um das Feuer, und erzählten von ihren Abenteuern in neapolitanischen und andern Diensten, denn viele derselben suchen auswärts einen Lebensunterhalt als Soldaten. Einer führte an, er sey im italienischen Krieg mit Napoleon zusammengetroffen, der viele Fragen über diesen Theil Albaniens an ihn machte, und ihm zu Triest sagte, er wolle 40,000 Mann nach Corfu und eben so viele nach Avlona schicken. Alle sprechen mit Stolz von ihrer Freiheit, d. h. von ihrer Unabhängigkeit vom türkischen Joch, während sie zugleich ihre innere Anarchie und Zwistigkeiten beklagen, und einstimmig sagen, sie würden den Segen einer guten Regierung freudig von den Händen jedes europäischen Monarchen empfangen, den Türken aber würden sie sich jeder Zeit widersetzen. Sie zahlen weder den Kharatsch, noch eine andere Abgabe, mit Ausnahme von 80 Paras auf den Kopf jährlich an den Pascha von Berat für die Freiheit, nach seinen Häfen zu handeln. Das Weiderecht auf den Ländereien der Stadt Khimara, das Recht Velanidhi auf den Bergen zu sammeln und in der nördlichen Bai von Palerimo zu fischen, genießen alle Einwohner gemeinsam. Mais wächst in der an die nördlichen Berge stoßenden Ebene, wo zwei die Stadt umgebende Wildbäche im Winter austreten. Weizen wächst in guten Jahren in hinreichender Menge für den jährlichen Verbrauch. Velanidhi, in guten Jahren etwas weniges Weizen und manchmal etwas Wein, der von trockner Art und ohne Blume ist, sind die einzigen Ausfuhrgegenstände. Der Berg hinter Khimara soll mit Föhren, die zu Masten taugen, bewachsen seyn, und man könnte sie mit geringen Kosten herabschaffen, aber Armuth und innere Zerwürfnisse stehen einem solchen Unternehmen entgegen.

Das Dorf, oder, wie die Eingebornen es gern nennen, die Stadt Khimara enthält 300 Familien, die in fünf Familienbündnisse oder φρατρίαις zerfallen. Die Khimarioten verheurathen sich oft mit den Einwohnern von Vuano, dessen Gebiet von dem khimariotischen nur durch den Kamm der nordwestlichen Kette getrennt ist. Nichts desto weniger sind diese beiden Orte auf sehr argwöhnischem und oft ganz feindlichem Fuße. Dieß ist die gewöhnliche Stellung benachbarter Städte in Albanien.

Der Name Khimara wird im Allgemeinen der ganzen akrokeraunischen Kette vom Kap Kefali bis zum Kap Glossa (italienisch linguetta), das Thal von Oricum mit eingeschlossen, beigelegt. Die Städte liegen von Süden nach Norden in folgender Ordnung: Nivitza, Lekovo, Piliernes, Sopotó, Kieperó, Khimara, Vuno, Dhrymadhes, Palasa und Dukadhes. Alle diese, mit Ausnahme des letztern, das gegen den Golf von Avlona hinsieht, liegen auf dem westlichen Abhang. Alle haben beinahe dieselben halbbarbarischen Sitten und Gebräuche; die Männer sprechen fast sämmtlich das Griechische, einige, die außer Landes waren, auch das Italienische, die Weiber aber kennen fast nur das Albanesische.

Khimara liegt auf einer steilen Felsenhöhe, ist auf zwei Seiten durch die tiefe Schlucht eines Bergstroms gedeckt, und alle äußern Häuser sind zur Vertheidigung eingerichtet; so gelang es den Einwohnern immer, die Angriffe der Türken zurückzuweisen und sich hier zu erhalten. Von Khimara nach Tepeleni rechnet man zur Winterszeit vier Tage, obwohl die gerade Entfernung nur fünf geographische Meilen beträgt. Am ersten Tage kommt man nach Kutzi, am dritten nach Nivitza an der Suzista, die gleich andern Gewässern des Landes in der regnerischen Jahreszeit sehr schwer zu passiren ist. Nivitza ist von muhammedanischen Liape bewohnt, und soll auf einem steilen von tiefen Schluchten und Bergwassern umgebenen Felsen liegen, wo beträchtliche Ueberreste alter Mauern und in dem Schlosse namentlich ein ganzes Thor erhalten seyn soll. Wer noch diese Mauern sah, erklärt, daß sie einigen Stücken von hellenischem Mauerwerk, das neuern Häusern in Khimara als Grundlage dient, völlig ähnlich sehen. Das Mauerwerk ist ziemlich regelmäßig, indem keiner der Steinblöcke mehr als fünf Seiten hat. Diese Ueberreste lassen, in Verbindung mit dem Namen, kaum einen Zweifel, daß hier das alte Chimära stand, dessen Plinius erwähnt. In einem Privathause sollte eine gut erhaltene Inschrift seyn, dasselbe gehörte jedoch zu einer feindlichen Phratrie, und so konnte Leake nicht dahin kommen.

Da weder die Jahreszeit, noch das zweifelhafte Benehmen der Landesbewohner gestatteten Khimara genauer zu erforschen, so mußte Leake umkehren. Ein seltsamer Umstand ist es, daß in diesem ganzen Theil von Albanien, so wie in vielen Theilen Griechenlands, es die herrschende Ansicht der Eingebornen ist, daß das Land früher den Spaniern gehörte, und alle Ruinen das Werk dieser Nation seyen; die Ruinen bei Vierzigheiligen, das Schloß von Delvino, die Ruinen in der Ebene von Deropugl, die Ueberreste eines alten türkischen Schlosses zu Tepeleni und selbst die hellenischen Mauern von Phönice sind ihrer Meinung nach spanischen Ursprungs. Es ist nicht leicht einzusehen, wie diese Meinung entstand, denn die Catalanen, die einzigen Spanier, welche sich dauernd in Griechenland niederließen,*) schlugen ihre Wohnsitze nicht hier auf, und nicht Eine der Ruinen von Epirus kann mit irgend einer Wahrscheinlichkeit ihnen zugeschrieben werden.

*) Im Anfang des 14ten Jahrhunderts.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur, Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 281.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Oktober 1836.

Die weissen Sklavinnen in Aegypten.

Die weißen Sklavinnen, die man in Aegypten findet, sind Georgierinnen, Cirkassierinnen und einige Griechinnen. Ihre Anzahl beträgt gegen 6000 und sie finden sich nur in den Harems der Reichen und Großen. Schon jung aus ihrem Lande weggeführt, werden sie von den Besitzern großer Harems gekauft, nachdem Weiber, die zu diesem Dienste bestimmt sind, sie genau untersucht, und ihre Reinheit und die Untadelhaftigkeit ihrer Formen konstatirt haben. Zuerst dienen sie den rechtmäßigen Gattinnen als Kammerfrauen; diese bieten Alles auf, um die Reize ihrer Sklavinnen zu erhalten und zu erhöhen, und lehren sie Musik, Tanz und Gesang, um sich wenigstens den Dank ihres Gatten zu bewahren, und ihm eine schöne Sklavin anbieten zu können, wenn dieser, nachdem sie Jugend und Schönheit verloren haben, sie verläßt. Dann öffnet sich für eine solche Sklavin eine Reihe schöner Tage: mit Geschenken von ihrem Herrn überhäuft, wenn sie das Glück hat, Mutter zu werden, sieht sie ihr Kind fast immer legitimirt, und sich selbst für frei erklärt. Bleibt sie unfruchtbar, so verheurathet sie ihr Herr an einen seiner Schützlinge, und sie gelangt nun ihrerseits zur Herrschaft über ein aus mehrern Sklavinnen bestehendes Harem. In diesem Fall übt sie über ihren Gatten einen großen Einfluß aus, denn sie ist die Ursache seines Glücks, und sie allein kann bewirken, daß der Regen der Wohlthaten des Herrn fortwährend auf ihr Haus falle.

So günstig auch das Gesetz des Islam für die Männer ist, so protestiren die Frauen doch häufig gegen die Polygamie. Oft erhält ein Mann die Hand seiner Gattin nur unter der ausdrücklichen Bedingung, keine zweite rechtmäßige Gattin zu nehmen, so lange nicht die erste Heurath durch eine Scheidung annullirt ist. Darum heurathen manche Moslems gar nicht, weil sie die Unannehmlichkeiten gern vermeiden wollen, in die sie stets mit der Familie der Gattin gerathen, wenn die Ehe nicht gut ausfällt; sie kaufen dann junge Sklavinnen, deren Erziehung sie durch geschickte Matronen vervollständigen lassen. Der Ehe mit einer einzigen Frau ziehen die Männer eine solche allerdings nicht gesetzliche, aber durch die Sitten gestattete Polygamie vor. Die meisten Türken in Aegypten haben diesen Gebrauch angenommen, weil sie nicht gerne mit arabischen Familien sich verbinden, deren Geschwätzigkeit und unruhigen Geist sie scheuen. Wenn sie das Land verlassen, geben sie diese Sklavinnen häufig ihren Kreaturen zur Ehe.

Die Heurathen mit weißen Sklavinnen üben einen wohlthätigen Einfluß auf die Türken aus, und untergraben allmählich die Tyrannei der moslemitischen Sitten gegen die Frauen. Diese Georgierinnen, Cirkassierinnen und Griechinnen, welche ihre Freiheit, ihr Vaterland und Religion in dem reichen und wollüstigen Leben des Harems so leicht vergessen, können doch die Spuren einer Erziehung unter freien und christlichen Völkern nicht verwischen. Sie bewahren in der Ehe einen Rest von Unabhängigkeit, und mischen in den Glauben des Islam Wünsche und Träume von Emancipation, die mit der Zeit in das Leben des Orients eindringen müssen.

Alle weißen Sklavinnen gelangen freilich nicht durch Mutterschaft und Liebe zur Freiheit; viele sind ihr ganzes Leben lang verurtheilt zu einer sehr subalternen Gefangenschaft in den Harems, wo sie nur hoffen können, die Günstlinge und Vertrautinnen irgend einer vorgezogenen Gattin zu werden. Wenn es wahr ist, wie man versichert, daß es in Cirkassien und Georgien Väter gibt, die aller Strenge der russischen Gesetze zum Trotz ihre Töchter selbst auf den Markt führen; wenn sogar einige dieser unglücklichen Opfer, stolz auf ihre Schönheit und verführt durch die glänzenden Schilderungen der Sultaninnen, sich gern in die Sklaverei führen lassen, so ist es nicht mehr als billig, daß sie manchmal in den schwelgerischen Gräbern statt des gehofften Glücks Langeweile und Vernachlässigung finden zur Strafe für ihren schimpflichen Ehrgeiz.

Die weißen Sklavinnen indeß, die man jetzt in Aegypten verkauft, sind weit entfernt, den Ruf von Schönheit zu verdienen, den die Georgierinnen, Cirkassierinnen und Griechinnen erworben hatten. Sie tragen gewöhnlich das Gepräge ihres niedern Ursprungs in der Gemeinheit ihrer Züge und dem gänzlichen Mangel an Ausdruck in ihrer Physiognomie. Jetzt gibt es keinen Stoff mehr zu Erzählungen von geraubten und verkauften Fürstentöchtern: aus diesen unglücklichen Sklavinnen

Digitized by Google

werden keine Sultaninnen mehr, die durch vereinte Anmuth des Körpers und Geistes Alles entzücken. Wegen der Seltenheit indeß kostet eine weiße, noch jungfräuliche Sklavin immer noch gegen 6000 Franken, und oft findet man ein und zwei Jahre lang gar keine. Dieses Verschwinden der weißen Sklavinnen wird im Orient lebhaft gefühlt werden und einen großen Einfluß auf die Sitten äußern, indem es eine Annäherung zwischen der muselmännischen Bevölkerung und den ihr unterworfenen Christen beschleunigt. Man erinnere sich nur einiger neuern Vorfälle, welche beweisen, daß der Mangel an weißen Sklavinnen manchen Türken veranlaßte, seine Augen auf christliche Frauen und namentlich auf Europäerinnen zu werfen. Sultan Mahmud selbst hatte eine Leidenschaft für die Tochter eines Gasthofbesitzers in Pera gefaßt; in Smyrna verlangte ein vornehmer Türke von einem jungen Europäer seine Schwester, und bot ihm dagegen alle Frauen seines Harems an. Solche Beispiele können Folgen haben.

Alpenreisen.

3. Die Nordseite des Simplon. — Entbehrungen der Straßenbauer. — Erdbeben am Fuße des Simplon. — Das Napoleonsloch. — Ritter Georg Auf-der-Flue.

(Fortsetzung.)

Merkwürdig genug trägt diese Felsenumgebung der Simplonstraße an vielen Punkten deutliche Spuren von wiederholten Erderschütterungen, wodurch, eben so wie in der Jurakette, ganze Wälder versanken, Berge einstürzten und sonstige Felsenspalten, Erdabgleitungen und Abrisse statt fanden. In der Nähe des Simplon erfolgte an dem schrecklichen 27sten August 1834 ein Gletschersturz vom Borthelhorn, und veränderte die ganze Gestalt dieses Firns. Ja mit den meisten Gletschern des bereisten Schweizer Hochgebirges ereigneten sich damals große Veränderungen, indem sich die in den Schluchten gegen die Niederungen herablaufenden Gletscherarme sehr zerklüfteten und vorwärts schoben. In einem Ausläufer des Hüffifirns, im Kanton Uri, wurde dadurch das Gerippe eines Gemsenjägers zu Tage gefördert, der vor dreizehn Jahren in einer Gletscherspalte den Tod fand. Man entdeckte zugleich sein Taschenmesser, seine Uhr und den Eisenbeschlag des Gewehres; doch das Holz des Schaftes war verschwunden.

Pictets Ansicht: die Thaleinschnitte der heutigen Simplonstraße hätten nicht durch Gewässer, sondern durch gewaltsame Erschütterungen in vorhistorischer Zeit ihre Entstehung erhalten, wird auch durch die ähnlichen Erscheinungen bestätigt, welche während der letzten Monate des Jahres 1755 zu Brieg sowohl und auf dessen Bergen, als auch im ganzen Rhonethale Angst und Schrecken verbreiteten. Wo sich dasselbe gegen den Genfer-See ausmündet, im Bezirk von Aelen, und bis in die Nähe des Simplon, fingen viele seit zwei Jahren versiegte Quellen plötzlich wieder an zu strömen und zwar mit erhöhter Gewalt, so zwar, daß die Salzquelle aux Fondements sich von zehn bis zwölf Zubern in einer Viertelstunde auf zweiundzwanzig vermehrte. Den ganzen Monat November hindurch zitterte um Brieg die Erde Tag und Nacht unter den Füßen der Einwohner, und nicht selten drohten außerordentlich starke Stöße allen Gebäuden den Einsturz. Am 9ten December Nachmittags halb drei Uhr erreichte das Erdbeben hier eine furchtbare Gewalt und die Magnetnadel neigte sich um fünf Zwölftheile eines Grades mehr nach Westen, was durch kein bloßes Luftzittern bewirkt wurde, denn die Fässer bewegten sich in den Kellern und der Wein rollte, daß man sein Geräusch vernehmen konnte. Von einem Naturfreunde war schon früher ein unbewaffneter, aber mit Eisenfeilstaub bestreuter, dreiundzwanzig Loth schwerer Magnet senkrecht aufgehängt worden, dessen Pole sich nach der Mittagslinie wandten, von welcher sie kaum um einen Grad abwichen. Dieser wurde während des Erdbebens nebst seiner Schnur südwärts in die Höhe getrieben, so daß die Schnur mit der Perpendiculare, die sie zuvor gegen Norden machte, einen Winkel von einigen vierzig Graden bildete, und in dieser Stellung blieb die Schnur so lange, als das Erdbeben währte, d. h. mehr als eine Minute. Zugleich wurden die Feilspäne um den Nordpol von ihrer abstehenden Richtung gegen den Magnet niedergedrückt, und einige fielen ab; die um den Südpol klebenden Eisenstäubchen blieben dagegen unbeweglich. Mit dem letzten Stoße des Erdbebens fiel der Magnet gegen Norden zurück, schwang sich mehrmals hin und her, behauptete dann seine vorige senkrechte Richtung und auch die Feilstäubchen richteten sich wieder empor.

Briegs Einwohner flüchteten auf das freie Feld hinaus. Die Erde bekam auch viele von Süd nach Nord laufende Risse, die eine Stunde lang quer durch das Thal gingen und den Boden tief spalteten. Man sah im Grunde an einigen Orten das Wasser und an andern sprang es sprudelnd heraus; doch schlossen sich jene Spalten wieder nach vierzehn Tagen. Es liegt der lateinische Brief eines Brieger Jesuiten an einen seiner Freunde vor mir (geschrieben den 5ten Januar 1756), woraus folgende Stelle obige Nachrichten ergänzen wird, die ebenfalls aus gleichzeitigen Ueberlieferungen stammen: „Am 9ten December haben sich Häuser, Thürme und Berge über unsern Häuptern so sehr geneigt und die Erde hat sich so heftig bewegt, daß wir glaubten, ihre Oeffnungen würden uns verschlingen. Ueberall fielen die Schornsteine von den Dächern, verschiedene Häuser stürzten ein und die andern alle bekamen Risse; es ist mir unmöglich, genügend zu schildern, wie traurig dieß alles gewesen. Man hörte überall ein schreckliches Getöse in den Bergen und durch das ganze Thal und wußte nicht wohin zu fliehen, um in Sicherheit zu seyn. Endlich haben wir uns in den oberen Garten unsers Kollegiums unter eine kleine Hütte geflüchtet, die ich in Eil zimmerte, um da den Ausgang oder unser Ende zu erwarten. Hier hielten wir uns drei volle Tage in der Kälte auf, wo sich unsern Augen die schrecklichsten Schauspiele zeigten; wir sahen verschiedene eingestürzte Thürme, den zu Glyß, zu Naters und den auf dem Mundberge. Endlich, da wir es wagten, wieder in unser Haus und in die Kirche zu gehen, fanden wir aller Orten die Zeichen der größten Gefahr, und daß das

ganze Gebäude gewiß in Trümmer zerfallen müßte, wenn noch eine starke Erderschütterung kommen sollte; aber bisher sind dieselben immer schwächer geworden, obwohl sie noch nicht gänzlich endeten. Den 20sten December um 11 Uhr des Nachts ereignete sich ein so heftiger Stoß, daß verschiedene Felsen von den Bergen herunterrollten, wovon einer, der neben unser Haus hinfiel, unsere Scheune umstürzte, und das nächste Feld fast ganz bedeckte. Den 27sten December um Vesperzeit bebte die Erde so sehr, daß wir besorgten in der Erde begraben zu werden. Den 3ten Januar Vormittags um halb zehn Uhr erschreckte uns eine gleich heftige Bewegung. Ich melde nur die starken Stöße, denn schwächere haben wir jetzt schon bis in den dritten Monat unzählige gespürt, und auch heute zittert die Erde, wie unsere Gemüther, noch immer fort. Die Schönheit unseres Thales und mancher benachbarten Thalgegenden ist gänzlich verschwunden, und statt dessen sieht man nichts als die traurigste Verwüstung; Ueberschwemmungen haben die Wiesen verderbt; man sieht aller Orten eingestürzte Häuser, fast alle stehenden sind unbewohnbar; die Böden sind herunter gefallen, alle Gewölbe sind beschädigt und gespalten, nichts hält mehr zusammen. Zu Glyß ist der Rosenkranzaltar umgeworfen, mit dem darüber befindlichen Boden, den der bis zum vierten Theile eingefallene Thurm zerschmetterte. Zu Naters ist in der Kirche ein Drittheil des Gewölbes mit der Orgel eingestürzt. Aber noch will ich von unserem Kollegium und unserer Kirche sprechen, und Ihnen nur mit wenig Worten sagen, daß uns kein Winkel mehr zur Sicherheit dient. Wir suchen die Gebäude nun überall mit Eisenklammern zu binden, und vor allem jene Punkte zu befestigen, die wir zunächst bedürfen. Es wird ungemeine Kosten erfordern, nur bis wir wieder mit Sicherheit unter unserem Dache wohnen können; zur frühern Schönheit werden diese Gebäude nie mehr kommen. Obgleich nun solch Elend großen Schaden gethan, so ist doch glücklicherweise kein Mensch getödtet, ja nicht einmal verletzt worden."

(Schluß folgt.)

Die Messe von Nischnei-Nowgorod. *)

Der Oca scheidet die Stadt von dem Ort, wo die Messe gehalten wird, und um dahin zu gelangen, muß man über eine ungefähr 1500 Schritte lange Brücke gehen, deren erste Hälfte auf Pontons, die zweite aber auf Pfählen ruht. Man begegnet auf derselben einer stets ununterbrochenen Reihe von Wagen mit Waaren beladen, und auf den Trottoirs wird man von einer geschäftigen, allenthalben sich drängenden Menschenmenge gestoßen. Diese Brücke, welche um Mitternacht aufgehoben wird, um die Barken durchzulassen, führt auf eine Halbinsel, wo man so zu sagen den Prolog der Messe findet. Auf der einen Seite sieht man unermeßliche von fremden Restaurateurs bewohnte Barracken; glühende Oefen nehmen den Raum vor diesen Speisesälen neuer Art ein, wo der Fußboden aus Sand und das Dach aus der Rinde von Lindenbäumen besteht. Eine Menge von Garköchen ist unaufhörlich beschäftigt, Fleisch und Kuchen zu bereiten, und die Vorübergehenden, ohne sich in ihrer Beschäftigung zu unterbrechen, zu dem Mahl einzuladen, das sie bereiten. Von Entfernung zu Entfernung verkünden Schilde mit der Aufschrift: Jarmuskaïa vinostavka, das von der Messe verliehene Vorrecht, starke Getränke verkaufen zu dürfen, und ein fröhlich vor der Thüre der Bude herumtaumelnder Zecher beweist, daß er den Text des Privilegiums zu seinem oder vielmehr zum Vortheil des Wirths erklärt hat. In die Erde gepflanzte Lanzen kündigen den Eingang zu den Wachtposten der zum Theil mit der Meßpolizei beauftragten Kosaken an. Den Garküchen gegenüber befinden sich Wohnungen, wo eine andere Gattung von Gewerbsthätigkeit herrscht; große, ganz offene Werkstätten sind von Schuhmachern besetzt, die, ihres Fleißes ungeachtet, den Bedürfnissen der zahllosen Fußgänger, deren Schuhwerk dem zerstörenden Einfluß einer langen, beschwerlichen Reise unterlag, kaum genügen können. Neben diesen arbeitsamen Handwerkern befinden sich die Bäckereien, welche diese sich durchkreuzende Menschenmasse zu versorgen haben. Die Brode, welche hier gebacken werden, bestehen aus ordinärem und halbweißem Weizenbrode und haben die Form von Kommißlaiben.

Auf der entgegengesetzten Seite der Halbinsel sind die Zelte der Gaukler und Seiltänzer aufgeschlagen. Hier unterhält Bajazzo, den man den obligaten Sekundanten aller Volksfeste nennen könnte, durch Sprünge und Lazzis die Schiffer, die nach Ankunft der Barken nichts mehr zu thun haben. Der schnarrende Ton einer verstimmten Geige vermischt sich mit dem Kreischen einer Klarinette und schwebt über dem verwirrten Geräusch der Menge. Dreißig Kegelbahnen neben einander, unter bedeckten Gängen von wenigstens 25 Fuß Länge, tragen zur Vermehrung des Vergnügens des gemeinen Volks bei, und das unaufhörliche Rollen der Kugeln bildet gleichsam einen verstimmten Baß zu dem Orchester der Gaukler. Jene, welche nur Zeitvertreib suchen, spielen die gewöhnliche Partie; Andere aber, die das Kegelspiel als einen Erwerbszweig ansehen, zerfallen in Bankiers und Pointeurs. Wenn der Bankier die Einlagen gedeckt hat, sucht er den mittelsten Kegel (den König) allein umzuwerfen, und gelingt ihm dieß, so zieht er den ganzen Einsatz. Solche Leute spielen mit vieler Geschicklichkeit und sind ihres Wurfs so ziemlich gewiß, verstellen sich aber oft, um die Pointeurs nicht gleich abzuschrecken. Ein wenig weiter weg findet man die Fleischer mit nervigen Armen und blutgetränkter Schürze beschäftigt, den von der langen dem Tod entgegen gemachten Reise erschöpften Ochsen zu schlagen oder dem Schaf den Hals abzuschneiden. Ganze Wolken von Raben schwärmen um diese Schlachthäuser herum, und stürzen, ohne sich von dem Lärm rings umher verscheuchen zu lassen, auf den blutigen Abfall herab, den sie zu ihrer Nahrung entführen. Kaum haben die erwürgten Thiere aufgehört zu leben, so wird das noch rauchende Fleisch auch schon zum Verkauf ausgelegt und die Felle zum Trocknen ausgebreitet, um auch sie an den Mann zu bringen.

Ueberschreitet man nun auch noch die zweite Hälfte der Brücke, so kommt man auf das linke Ufer des Oca, wo die eigentliche Messe gehalten wird, wo man den Weg nicht durch Vergnügen Suchende, sondern von Käufern und Verkäufern versperrt findet. Hausierer bieten hier dem Vorübergehenden Alles feil, was er nur immer bedürfen kann. Die Einen tragen verschiedene Kleidungsstücke auf den Schultern, während Andere kleine Kisten angehängt haben, in denen sie Quincailleriewaaren und falschen Schmuck feil bieten. Unter diesen

*) Mitgetheilt von dem Grafen Lavau in den Nouvelles Annales des Voyages.

Hausiererin sieht man manche Verkäuferin, die ihren ganzen Waarenvorrath am Halsband oder im Gürtel trägt. Das Halsband besteht aus Stecknadeln, Ohrringen, Kreuzen, Ringen, Zwirn, Perlen und andern kleinen Artikeln für den Putz einer Bäuerin oder Krämersfrau, und der Gürtel verschließt mehrere Restchen von Gold- und Silberstoff. Eine solche Verkäuferin hatte sich und ihr Waarenlager in einen Mantel (ducha greika) von Silberstoff, mit violettem Grund und mit Marder besetzt, gehüllt. Obschon dieses Kleidungsstück nicht mehr neu war, so führte es doch durch seinen Glanz eine junge Bäuerin in Versuchung, die alsbald still stand, es betrachtete und untersuchte, und in deren Augen der Wunsch, es zu besitzen, deutlich geschrieben stand. Das Lächeln der Verkäuferin gab zu verstehen, daß sie das stumme Spiel der Bäuerin begriffen habe, und nun begann sie sogleich ihre Waare anzupreisen. „Es ist feines Silber und der Pelz ziemlich gut erhalten, sagte sie; der Stoff ist nicht ganz neu, aber auch nicht abgetragen, und was kann man übrigens bei jetziger Zeit Wohlfeileres kaufen. Die Bewunderung der Bäuerin stieg zu wahrhaft leidenschaftlicher Höhe; nach langem Anstand forschte sie erröthend nach dem Preise, der sich auf 55 Rubel belief. Diese Summe ist freilich hoch — wie lange muß man nicht arbeiten, um sie zusammenzubringen; aber die Ducha graika ist auch gar zu schön! Der Mann würde freilich nie so viel Geld für Putz opfern, dafür aber ist es auch eine Ausgabe, die man nur einmal im Leben zu machen braucht. — Dieß waren die Gedanken, die sich ungefähr aus den Augen der Bäuerin entziffern ließen, die sich gar nicht mehr von der sich ungeduldig stellenden Verkäuferin trennen konnte. Da die Bäuerin unglücklicherweise kein Geld bei sich hatte, so war es unmöglich, den Handel auf der Stelle zu schließen. Sie erkundigte sich daher nach der Wohnung der Verkäuferin, die ihr aber keinen bestimmten Aufenthaltsort angeben, sondern ihr nur versprechen konnte, sie in dem Gang, wo man sich getroffen, auf- und abgehend zu erwarten. Die Hausiererin ging, und war gewiß schon 30 Schritte entfernt, als die Bäuerin noch immer auf ihrem Platze stand, mit schmerzlichem Lächeln das Wort slavna (prächtig) von den Lippen hauchte und schnell verschwand. „Wird sie wohl wieder kommen?“ fragte ich die Verkäuferin. „Wenn sie das geforderte Geld auftreiben kann, gewiß.“ war die Antwort. Leider muß es aber auch unter den Bauern knurrige Ehemänner geben, denn drei Tage später war der Mantel noch unverkauft.

Man kann auf der Messe auch nicht um den geringsten Gegenstand feilschen, ohne sich sogleich von müßigen Zuschauern umringt zu sehen, und so war es auch der Fall bei dem eben erzählten Handel. Indem ich meinen Weg fortsetzte, fiel mir die Mannichfaltigkeit der Kleidertrachten auf. Ein Armenier, den man an der Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge und seinem Knebelbart erkannte, schritt eilig vorwärts; aus seinem belebten Blick und seinem raschen Gebärdenspiel ließ sich leicht erkennen, daß er einer Nation angehöre, unter der man Mäkler findet, die den größten Theil des Handels von Persien und den benachbarten Provinzen in ihren Händen haben; so wie ein bedeutender Theil des Handels mit der Türkei und dem Archipel durch die Hände der Griechen geht. Je nach dem Stand dessen, mit dem sie zu thun haben, nehmen sie bald einen hohen, bald einen unterwürfigen Ton an, und wissen stets mit großer Feinheit den Weg zu beurtheilen, der sie zum vorgesteckten Ziele führt. Nach ihm kam ein Perser langsamen Ganges und gemessenen Schrittes, theils aus Gewohnheit, theils weil er mit seinen Pantoffeln im Sande nicht fortkam. Man erkannte in ihm einen jener großen Kapitalisten des Orients, die nur eine kleine Anzahl von Gegenständen in ihren Spekulationskreis ziehen, als z. B. Kaschmirshawls, Perlen, Edelsteine u. s. w. Er trug in seinem Aeußern ganz die Selbstgenügsamkeit, welche der Reichthum verleiht, und sein Blick verrieth all die Apathie, welche jenen Schätze sammelnden Völkern eigen ist, die sich nicht trauen ihren Reichthum zu genießen, aus Furcht, sich desselben beraubt zu sehen. Er handelte um ein Stückchen Kuchen mit eben so viel Ernst und Beharrlichkeit, als hätte es einen Kauf von Millionen an Werth gegolten.

Bald erschien ein Tatar, dem sein weißer Hut viele Aehnlichkeit mit einer der ältesten Figuren des italienischen Theaters gab. Mit schlenkernden Armen und gleichgültigem oder verächtlichem Blick schritt er einher, kleine Gegenstände in der Hand haltend, die er an den Mann zu bringen suchte; hatte man aber Lust zu denselben, so mußte man den ersten Schritt thun. „Kniaz!“ (Fürst) riefen die vor ihren Buden sitzenden russischen Kommis ihm höhnend zu, „Kniaz, nur ein Narr könnte seine Waare so überbieten, wie du.“ — „Nur ein Narr, wie du, kann meine Waare so herabsetzen!“ erwiderte der Tatar gleichgültig. Endlich ruft ihn ein Vorübergehender an und untersucht eine chinesische Pfeife, welche sich unter den Waaren des Tataren befand. Um den Preis befragt, fordert der letztere 25 Rubel für eine Sache, die höchstens zehn werth war. Der Käufer schrie lange über den ungeheuren Preis, ohne von dem Tataren, der mit unerschütterlichem Gleichmuth Scherze und Schmähreden hinnahm, einen Nachlaß erhalten zu können. Endlich, durch seine Ungeduld aufs Aeußerste getrieben, oder vielleicht, um sich an der Verlegenheit des Tataren zu belustigen, erklärt der Käufer, nicht mehr als zehn Rubel geben zu wollen, die er auch wirklich auf eine nahestehende Bank wirft. Jetzt aber hätte man sehen sollen, wie der einen Augenblick zuvor noch so kalte und gleichgültige Mann plötzlich in einen Zustand von Wahnsinn überging, seinen Hut in die Luft warf, seine Kleider aufriß und in wahrer Verzweiflung Allah und Craul (Wache) rief. Auf sein Geschrei war die Straße sogleich mit einer erstaunten Menschenmenge gefüllt, die nichts Geringeres als einen Mord vermutheten. Kaum waren die nöthigen Erläuterungen gegeben, als sich auch schon alle Blicke auf den Käufer richteten, der sich endlich glücklich schätzte, den Tataren mit Bezahlung der geforderten 25 Rubel beschwichtigen zu können, und sich mit dem festen Vorsatz davon schlich, nie mehr mit Hausierern solcher Art einen Handel zu machen. Kaum sah der Tatar sich im Besitz des verlangten Geldes, als er auch schon seine vorige Gleichgültigkeit wieder annahm, und seinen Weg so ruhig fortsetzte, als habe er gar keinen Theil an dem durch ihn veranlaßten Auflauf gehabt. Die Tataren sind es auch, die auf der Messe das Geschäft der Lastträger versehen und die schwere Arbeit in den Barracken verrichten. Sie sind sehr fleißig und verrichten das ihnen Vorgeschriebene ohne Murren. Ihre Tracht ist sehr mannichfaltig; man sieht deren in Blousen von grober, weißer Leinwand mit rothen Stickereien auf der Mitte des Rückens und den Armen; andere tragen ähnliche blaue Blousen. Den Kopf bedecken einige mit Turbans, andere mit Hüten oder einfachen Plattmützen. Die Weiber tragen Mützen von Baumwollenzeug, und von einer Form, die keineswegs dazu dient, sie zu verschönern.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 282.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Oktober 1836.

Briefe über den spanischen Krieg.

Dritter Brief. *)

In Gesellschaft mit Oberst Wylde und Oberst Baraido, dem portugiesischen Kommissär, brach ich am 5ten Nov. nach Briviesca auf, in der Hoffnung, mit meinen Kameraden von der Legion abermals zusammenzutreffen. Als wir daselbst ankamen, fanden wir sie noch nicht, da sie zwei Tage zu Villacayo und Madina de Poma angehalten hatten, um die Leute ausruhen zu lassen, welche, an lange Märsche über bergige Gegenden nicht gewöhnt, äußerst ermüdet waren, obgleich der Weg ziemlich gut war. Wir bemühten uns deßhalb sogleich bei dem Gouverneur und andern Behörden für die Truppen bei ihrer Ankunft eine hinreichende Menge Rationen und eine bequeme Unterkunft bereit zu halten, die man auch versprach und uns mit Versicherungen überhäufte, daß für Alles in reichlicher Menge gesorgt werden solle; aber auch hier, wie in den meisten Fällen gewannen wir mit unsern Bitten und Bemühungen nur wenig. Briviesca, auf der großen Straße von Miranda nach Burgos, ungefähr in der Mitte zwischen beiden Städten gelegen, hat eine schöne Lage in einem schmalen, aber fruchtbaren Thale, nicht ferne vom Ebro. Für eine Armee bietet es nur wenig Unterkunftsmittel dar, das Land ist aber offen, mit Korn und andern Lebensmitteln reichlich versehen, und zudem befindet sich zu Burgos eine vortreffliche Reiterkaserne, wo auch Oberst Kinlochs Regiment nachher einquartirt wurde; hätte man es auch nur kurze Zeit dort gelassen, so würden die Pferde, die durch den Marsch und den Mangel an gehöriger Nahrung sehr gelitten hatten, bald wieder in dienstfähigen Stand gekommen seyn. Aber, sey es auf Anrathen Cordovas oder auf Befehl des Kriegsministers, oder von wem immer veranlaßt, stets war eine ganz unbegreifliche und unentschuldbare Uebereilung in den Bewegungen der britischen Hülfstruppen; die Absichten und Beweggründe, welche einem solchen Verfahren von Seite der spanischen Behörden zum Grunde lagen, konnte weder mein Scharfsinn noch meine militärische Erfahrung ergründen.

*) Siehe den ersten Nr. 227 ff., den zweiten Nr. 250 ff.

Da ich General Evans nicht zu Briviesca fand, so trennte ich mich von Oberst Baraido, und ritt, von vier Husaren begleitet, nach Oña, wo wir übernachteten. Hier ist ein prächtiges Kloster, dessen Besitzthümer an Land und Geld unermeßlich seyn sollen. Wir wurden von den Mönchen durch die ungeheuren Korridore, zahlreiche Zimmer und endlich auch in die Kapelle geführt. Ich konnte indeß weder eines von den schönen Gemälden, noch von den reichen Geschirren entdecken, die, wie ich geglaubt hatte, in allen spanischen Klöstern sich finden, und die Gastfreundschaft unserer Wirthe ging nicht so weit, uns ein Glas Wein anzubieten, womit, wie wir wußten, ihr Keller angefüllt war, und wovon wir später nur mit Schwierigkeit eine Bouteille erkauften.

Das Kloster ist, wie viele andere, jetzt aufgehoben, und die Mönche empfangen die Summe von sechs Realen für den Tag zu ihrem Unterhalte. Ich habe Grund zu glauben, daß viele zu Don Carlos Armee stießen, der es an Priestern und Mönchen nicht mangelt, die Uebrigen sind entweder nach Hause gegangen oder setzen ihren Beruf einzeln fort, und obwohl ich ihre Unterdrückung keineswegs vertheidigen will, so bin ich doch vollkommen überzeugt, daß zwei Drittheile des Elends und der Faktionen Spaniens aus der Bigotterie und dem Fanatismus seiner Geistlichen entspringen, und dennoch wird jeder Reisende in diesem Lande sich überzeugen, daß es an wahrer Frömmigkeit bedeutend fehlt.

Während wir am folgenden Morgen am Frühstück saßen, wurden wir durch den Anblick eines Offiziers und einer Abtheilung englischer Lanciers erfreut, die vorausgesendet worden waren, um Quartier zu machen. Von dem Offizier erhielt ich die angenehme Nachricht, daß General Evans mit dem Vortrab der Legion nur noch zwei Leguas entfernt sey; unsere Lage in der unmittelbaren Nachbarschaft eines großen Klosters und in einem ganz carlistisch gesinnten Orte mit einer so kleinen Eskorte war nicht die angenehmste, und so setzten wir uns ohne Verzug zu Pferde, um dem General entgegen zu reiten. Bald traf ich ihn, und Alles bestürmte mich nun mit Fragen über die Bewegungen des Feindes und genaue Nachrichten über die Gefechte der spanischen Armee, denen ich beigewohnt hatte.

Wir kehrten mit dem General zurück nach Oña, wo wir abermals die Nacht zubrachten. Viele von der Legion, namentlich die Kavallerie, wurden in den ungeheuren Korridoren des Klosters einquartirt, und die Mönche, durch die Anwesenheit der Hülfstruppen liberaler geworden, versahen die Tafel des Generals mit einem ganz erträglichen Abendessen, dem wir tüchtig zusprachen, und am andern Morgen ihnen Lebewohl sagten, um nach Briviesca aufzubrechen, wo wir Nachmittags ankamen und den spanischen Kommandanten bereits antrafen.

Man hat im Publikum viele Anekdoten über die Gastereien und die gegenseitigen Komplimente beider Generale bekannt gemacht, die Gastereien bestanden aber in einem einzigen Mittagsmahl, das Cordova dem General Evans bei seiner Ankunft in einem ausnehmend schlechten Gasthause gab, wozu drei Personen vom Stab, worunter auch ich, eingeladen wurden, und General Evans, der ein spanisches Pferd für die verteufelten Gebirgspfade brauchte, nahm ein solches von Cordova an, und gab ihm dagegen eines seiner besten englischen Pferde, das viermal so viel werth war, als der spanische Klepper. So weit ging die unbegränzte Freigebigkeit des spanischen Generals gegen seinen Alliirten.

Die unerwartete Nachricht, daß der carlistische General Guerguez mit 4000 Mann eine Diversion nach Aragonien gemacht habe, machte den beiderseitigen Artigkeiten ein Ende, und am folgenden Morgen, nachdem er geruht hatte, über eine zu seiner Inspektion ausgerückte Schwadron englischer Lanciers seine Zufriedenheit auszudrücken, eilte er in möglichster Schnelle nach Haro, um zum Hauptkorps seiner Armee zu stoßen, die im Begriff stand gegen Navarra anzurücken. Schon war auch ein Courier abgeordnet worden, mit dem Befehl an Brigadier Vigo, mit zwei Bataillonen der königlichen Garde und vier Linienregimentern eiligst den Bewegungen von Guerguez zu folgen, und wo möglich seine Verbindung mit den Carlisten von Catalonien abzuschneiden, welche der Zweck seines Unternehmens schien.

Obgleich ich erkannte, wie groß die Vortheile seyen, wenn ich der spanischen Operationsarmee folgte, so verließ ich doch meine Freunde und Gefährten mit lebhaftem Bedauern, um so mehr, als ich Grund zur Besorgniß hatte, in einem der zahlreichen und nutzlosen Gefechte und Scharmützel, denen ich beiwohnen würde, durch eine Kugel für immer verhindert zu werden, sie wieder zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Alpenreisen.

8. Die Nordseite des Simplon. — Entbehrungen der Straßenbauer. — Erdbeben am Fuße des Simplon. — Das Napoleonsloch. — Ritter Georg Auf-der-Flue.

(Schluß.)

Wallis ist dem Erdbeben überhaupt sehr ausgesetzt, und mein unterrichteter Begleiter wußte noch von mancher ähnlichen Erscheinung zu erzählen. Unter solchen Gesprächen waren wir, eine starke Viertelstunde von Brieg entfernt, unfern des Dorfes Glys an die Brücke über die Saltine gekommen, welche die Bergstraße eben so würdig schließt, als die Brücke bei Crevola sie auf der italienischen Seite eröffnet. Sie hat 83 Fuß Oeffnung, so wie 100 Fuß Höhe und ist die einzige ganz eingedeckte des gesammten Straßenzuges. Dicht in ihrer Nähe wurde noch eine Galerie durch den Fels gebrochen, um dem Wildbach einen Abfluß zu schaffen. Dieß ist das von den Brieger Einwohnern sogenannte Napoleonsloch, von dem man behauptet, der Kaiser habe es mit eigener Hand gesprengt, weil kein Mensch Muth bezeigte, die Lunte anzuzünden, da es durch brüchigen Schiefer führt. Obwohl sich diese Sage eben so ungegründet zeigt, als die zweite von des großen Feldherrn Grimsel-Uebergang, so beweist sie doch gleichfalls, wie populär und wie so sehr Mann des Volkes Napoleon war. Soll einmal jene Grotte an Napoleon erinnern, so wäre einige Veränderung ihres Namens anzuempfehlen. Uebrigens heißt freilich auch das Gebäude, welches man in Zürich als die ehemalige Behausung Karls des Großen bezeichnet, „zum Loch," und den ganzen tiefen Thaleinschnitt der Limmat, worin Badens berühmte Heilbäder liegen, nennt der Eingeborne selbst nur „das Badener Loch."

Dorf Glys, wo die Simplonstraße in das Rhonethal des Wallis hinabtritt und einmündet, ist wunderschön gelegen, und auch seine große gothische Kirche ladet zum Besuch ein, obwohl sie, in dieser Beziehung ein würdiges Seitenstück zu Simpelens Gotteshaus — von Außen und Innen höchst geschmacklos gelbroth bemalt wurde, und das auf grünlichen Sandsteinsäulen ruhende Vorgebäude dem ursprünglichen Baustyle nicht entspricht. Wir traten hinein, um die beiden gothischen, reich vergoldeten Seitenaltäre, insbesondere den zur Linken zu besichtigen, gestiftet von Georg Auf-der-Flue, latinisirend Supersax genannt, weiland ein hoch angesehener Ritter und Landmann in Wallis, der hier, auf den äußeren Altarflügelthüren, mit seiner „schönen Frauen aus dem Land," mit zwölf Söhnen und eilf Töchtern knieend abgebildet ist, und aus den Wolken herab von Christus und Maria gesegnet wird. Diesem Altar gegenüber steht in Stein gehauen eine erläuternde lateinische Inschrift, deutsch also lautend: „Zu Ehren der heiligen Anna, Mutter der göttlichen Jungfrau, hat Georg von Supersax, Ritter, diese Kapelle im Jahre der Gnade 1519 gegründet, dann den Altar errichtet und bereichert aus Dankbarkeit für die 23 Kinder, welche ihm seine Gemahlin Margaretha gab." (Haeredibus suis reservato, cum ex Margareta uxore natos XXIII genuisset.) Die Malerei wäre eines Martin Schön nicht unwürdig; alle Gesichter scheinen Portraite zu seyn, und tragen den Stempel solcher Naturwahrheit, daß Johannes Stumphius in seiner 1606 gedruckten Schweizerchronik nicht übel sagt: „So die Contrafaktur der Tafeln, wie ich die gesehen hab, gerecht, ist mir schönere Gestalt von Eltern und so viel Kinder nit für Augen kommen."

Die Schweiz, welche im Ganzen genommen, alles Andere eher ist als kunstübend, hat einen so großen Mangel an einheimischen älteren Bildern, daß schon deßhalb diese Darstellung

mehr Aufmerksamkeit und weit eher eine Nachbildung in treuen Umrissen verdient hätte, als so manche schwach wiedergegebene Landschaft, die in den „Alpenrosen“ zur Ungebühr häufig aufgenommen wurden. Den Züricher Neujahrblättern ist dieses Gemälde und dessen kritische Erläuterung anzuempfehlen; zumal da es jenen Mann und sein Geschlecht darstellt, dessen romantisches Leben schon längst einen schweizerischen Walter Scott erwartet. Guicciardini und Paul Giovio gedenken mit hohem Lobe dieses geistig und körperlich starken Mannes, den sie durch kühne Kriegsthaten, in Mailands und Frankreichs Heeren geübt, kannten; und der „von Person ein schöner und truzlicher Mann gewesen ist, auch ein hoch Gemüthe hatte und sich einem Fürsten verglichen.“ Supersax war der geschworene Feind eines schlauen, staatsklugen Kirchenfürsten, eines Kardinal Schinner, der ihn, seinen Landsmann, nach Rom zu locken wußte, wo er in die Engelsburg eingesperrt und erst auf nachdrückliche Verwendung des Königs von Frankreich befreit wurde. Georg Auf-der-Flue (vom Felsen) eilte in die Heimath, rief die Mazze oder den Volkssturm gegen Schinner auf, und vertrieb diesen Bischof und Landesfürsten aus dem Wallis: die Folge davon war der päpstliche Bannstrahl gegen die Walliser. Um die Bulle in allen Theilen der Schweiz verkünden zu lassen, bedurfte der Kardinal zuvor der Bewilligung sämmtlicher eidgenossischen Stände: denn damals hatte noch kein Carlo Borromeo Helvetien mit einem Nuncius beschenkt. Die im J. 1512 ertheilte Antwort lautete ganz naiv: Sie seyen dergleichen Acht und Bann nicht gewohnt, und dessen zu allen Zeiten erlassen gewesen; wo solches in Uebung käme, wäre zu besorgen, daß den Eidgenossen insgesammt große Beschwerde hieraus entstehen möchte; man sollte sie also mit dergleichen Händeln verschonen. Dergleichen Händel aber waren die Seele der damaligen Staatskunst, und zehn Jahre später wußte geistliche Intrigue es dahin zu bringen, daß Georg vom Volk beschuldigt wurde: „mit etlichen Missiven und Geschriften wider das Vaterland gehandelt, auch etwan vom König aus Frankreich merkliche Summen Golds empfangen, und doch den Landleuten davon nit ein Spreuer gegeben zu haben.“ Man drohte jetzt ihm selbst mit der Mazze, weßhalb er auf einem Schlitten aus dem Lande gen Vivis (Vevey) an den Genfersee fuhr, bald darauf starb und dort auch begraben liegt. Klagend ruft, mit Bezug auf solches Loos, ein alter Schriftsteller aus: „Niemand möge dem Glück, Aufgang und zeitlichen Wohlstand zu viel vertrauen, sondern sich auf Gott, die unbewegliche Grundfeste, stützen; dann alle Schöne, Zierd und Herrlichkeit des Fleisches ist eitel. Sobald der gewaltig Gott vom Himmel seinen Blast und Wind darein laßt gehen, verwelket und verdirbt sie wie die Blümlein auf der Haiden!“

Geographische Vertheilung der Pflanzen in Ireland.

Herr Mackay las in der Versammlung der englischen Naturforscher ein Memoire über diesen Gegenstand vor, und führt darin 195 Arten auf, nebst einigen vergleichenden Angaben über die Pflanzenarten, die der Umgegend von Dublin und Edinburg, so wie den Südküsten Schottlands eigenthümlich sind. Dabei machte er auf die auffallende Verschiedenheit der Vegetation Schottlands und Irelands aufmerksam, eine Verschiedenheit, die ihren Grund theils in der südlichern Lage Irelands, in der weit geringern Höhe seiner Berge und in dem Umstande hat, daß es der Einwirkung des westlichen Oceans mehr ausgesetzt ist, wodurch sein Klima feuchter wird. Auch ist Schottland reicher an Alpenpflanzen, und Mackay zählt 25 Arten sowohl von Alpen- als andern Pflanzen auf, die sich in Ireland nicht finden. Einige Pflanzen der Westküste Irelands stammen aus den Gebirgen von Spanien und Portugal. Der Verfasser gibt eine Liste von 21 ireländischen Pflanzenarten, die sich niemals in andern Theilen Großbritanniens fanden, und den eigenthümlichen Umstand darbieten, daß sie auch dem Westabhang der Pyrenäen angehören.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

(Fortsetzung.)

In den ersten Tagen ist die Ruhe auffallend, welche in allen Gängen herrscht, wo eine große Anzahl Buden der Eigenthümer noch harrt. Man sieht nur wenig Leute, und in den Straßen begegnet man fast nichts als langen Reihen von Kibitken und Wagen, welche die aus den Barken ausgeladenen Kisten und Fässer herbeiführen. Während der eine, mit Auspacken seiner Waare beschäftigt, seine Bude sorgfältig verschlossen hält, um das Publikum im Augenblick des Verkaufs zu überraschen, öffnet der andere die Vorderseite seines Waarenlagers rasch, um seine Kostbarkeiten zur Schau zu stellen. Obschon die Menschenmenge von Tag zu Tag zunimmt, so glaubt man sich doch mehr unter einer Masse von Neugierigen und müßigen Beschauern, als unter Handeltreibenden zu befinden, weil die Käufer mit anscheinender Gleichgültigkeit den Augenblick abwarten, wo die Preise sich so zu sagen von selbst machen. Die den Augenblick der Eröffnung der Messe verkündenden Flaggen sind schon seit wenigstens zehn Tagen aufgehißt, bevor man vom Abschluß eines einigermaßen bedeutenden Geschäfts hört. Die Langweile schleicht von Bude zu Bude und lähmt die Kommis, die kaum noch den Mund zu öffnen vermögen, um die Vorübergehenden zum Einkauf ihres Bedarfs einzuladen. Plötzlich aber ändert sich die Szene: Fuhrwerk von allen Gattungen drängt sich an Fuhrwerk, und führt die gewöhnlichen Meßbesucher herbei, die mit den Wirthschaftsersparnissen eines ganzen Jahres acht Tage lang den Detailhandel beleben, während die Großhändler ihrerseits nun auch beginnen bedeutende Geschäfte abzuschließen. Dann herrscht auf der Messe und in der Umgegend die regste Thätigkeit, und das häufiger werdende Geld zerstreut nach und nach die Wolken, die sich auf den Stirnen der Spekulanten zusammengezogen hatten.

Was die Messe von Nischnei-Nowgorod besonders auszeichnet, ist die Masse von Waaren, die sich hier zusammenfindet, und die große Auswahl, welche sich in dieser Hinsicht bietet. Hier findet man Alles, von der groben Matte bis zum reichsten europäischen oder asiatischen Stoff, oder von der Glasperle, für das Halsband einer Tschuwasche bestimmt, bis zu den kostbarsten Brillanten und Perlen. Zudem trifft man hier auch Niederlagen, die sich durch ihren ganz besondern Waareninhalt auszeichnen, wie z. B. jene, wo die Erzeugnisse aus den Eisen-

Digitized by Google

schmelzen des Herrn Demidow verkauft werden, oder die Buden, wo man die Elfenbeinarbeiten aus Archangel feilbietet, welche an Feinheit den Brüsseler Spitzen gleichkommen, und die Dosen aus damascirtem Silber, das nirgends so schön geliefert wird als in Rußland. In der Balagane (Bude) eines dieser Kaufleute aus Archangel oder Ustiug befand sich ein höchst merkwürdiger Gegenstand, nämlich ein ganzer Stoßzahn eines Mammuth, der sich noch unversteinert erhalten hatte. Er war an den Ufern des Jenissei gefunden und auf der Messe von Irbit für 155 Rubel verkauft worden, wog 4 Pud 22 Pfund und hielt bei 12 Werschecks Dicke 4½ Arschinen in der Länge. Seit 15 Jahren hatte der Kaufmann diesen Zahn auf die Messe gebracht und ihn stets wieder mit nach Hause genommen, weil sich kein Käufer finden wollte. Ich war bereits entschlossen den Vorschlag zu machen, daß man diese Seltenheit der naturforschenden Gesellschaft zu Moskau anbieten solle, als sich ein Liebhaber fand, der den sehr hohen Preis von 1000 Rubeln dafür bezahlte.

Nachdem man die Budenreihen in der großen Straße des Bazars, wo Mode- und Luxusartikel feilgeboten werden, und auch jene Reihe, wo Tuch verkauft wird, ihrer ganzen Länge nach durchschritten hat, kommt man auf die nördliche Seite, wo die griechische Kirche steht. Es ist dieß ein schönes mit einem Dom von vier Kuppeln überwölbtes Gebäude. Das Innere, dessen architektonische Ausschmückung der korinthischen Ordnung angehört, ist einfach, reich und imposant zugleich. Der festtägliche Gottesdienst wird hier von einem Bischof mit vieler Pracht gehalten, und am 1sten August ward die Wasserweihe von einer zahlreichen und prächtig gekleideten Geistlichkeit in Prozession vollzogen. Unter den Fahnen, welche man bei dieser Gelegenheit trug, glaubte ich die des Posharsky *) zu bemerken. Auf der andern Seite eines Kanals erhebt sich die Moschee, welche die Toleranz der russischen Regierung hier für das religiöse Bedürfniß der Moslems errichten ließ, da ein großer Theil der zur Meßzeit nach Nischnei strömenden Bevölkerung dem Islam zugethan ist. Rußland ist das einzige Land, wo die Stimme des Mollah, der die Gläubigen zum Gebet ruft, sich mit den Tönen der christlichen Glocke vereinigt. Der Baumeister hat dieser Moschee nicht die gewöhnliche Form orientalischer Gebäude gegeben, wahrscheinlich um sie mit der gegenüberstehenden armenischen Kirche in Symmetrie zu bringen. Statt einer Kuppel mit vier Minarets an den Ecken des Gebäudes hat er einen einfachen von einer Galerie umgebenen Glockenthurm aufgeführt, der in eine Spitze ausläuft, auf der ein Halbmond sich befindet. Das Innere bildet durch die Eintheilung der Gewölbe die Form eines Kreuzes, und man könnte sie mithin, ohne die geringste Aenderung in der Bauart vornehmen zu dürfen, sogleich in eine christliche Kirche verwandeln. Als ich das Erstemal hinging, war das Gebäude noch nicht ganz fertig und die Maurer eben mit dem Uebertünchen beschäftigt; dennoch kamen jeden Augenblick Tataren, die es nicht erwarten konnten, in den Besitz eines Rechts zu treten, das ihnen auf christlichem Boden so selten zu Theil wird. Als ich zu dem Gebetplatz emporstieg, der sich in der obern Etage befindet, fand ich daselbst einen blinden Greis, der, nachdem er lange in sich zusammengesunken in Betrachtungen verloren dagesessen war, sich mehrere Mal mit der Stirn gegen die Erde neigte, und, so oft er sich erhob, die erloschenen Augen gen Himmel richtete, wobei die schnelle Bewegung seiner Lippen auf die Brünstigkeit seines Gebets schließen ließ. Von einer Zeit zur andern rief er ein Kind zu sich, das ihm als Führer diente, und dieses führte ihn zu den Mauern, gleichsam damit er sich durch Betastung derselben von dem Bestand eines gottesdienstlichen Gebäudes für seine Glaubensgenossen überzeugen könne. Diesen armen blinden Greis konnte keine Handelsspekulation nach Nischnei geführt haben; seine Reise war also mehr eine Pilgerschaft nach einem geweihten Ort, und er war so glücklich, der erste Moslem zu seyn, der hier dankbare Gebete für den Stifter der Moschee zum Himmel sandte.

Freitags am 5ten August, als ich die Moschee wieder besuchte, war die Einweihungsfeierlichkeit schon vorüber. Da sie zu klein ist, als daß sie alle die Anhänger des Propheten hätte fassen können, die sich an diesem Tage versammelten, so fanden die zuletzt Angekommenen sogar den Gang der untern Etage schon gedrängt voll. Ohne sich verdrießlich darüber zu zeigen, zogen sie ihre Kleider aus, setzten sich, nachdem sie sich auch ihrer Pantoffeln entledigt, mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden, nahmen den Kopf in die Hände und begannen zu beten. In langen Reihen sitzend, das Gesicht gegen Morgen gewendet, waren Alle so sehr in Betrachtungen versunken, daß sie auf die Menge von Zuschauern, welche die Neugier herbeigezogen hatte, gar nicht Acht gaben; doch muß man diesen letztern zum Ruhme nachsagen, daß sie die Frömmigkeit der Moslems durch tiefes Schweigen ehrten, das nur ein einziges Mal durch einen unglücklichen Hausierer unterbrochen ward, der mit großem Geschrei Tabak ausbot. Er wurde indeß von den zu Erhaltung der Ordnung aufgestellten Kosaken sogleich vertrieben.

Man brachte einen Todten zur Moschee, in die man ihn jedoch nicht hineintrug, vielleicht weil die Moslems einen Leichnam für einen unreinen Gegenstand halten. Er war in ein Stück Tuch und in Matten gewickelt, und lag auf einer von acht Männern getragenen Bahre. Ein Tatar sprach ein Gebet, und dann begann sich der Zug, von einer bedeutenden Menge Moslems und Christen gefolgt, nach der Wolga zu in Bewegung zu setzen. An der zu Abhaltung des Austritts des Flusses errichteten Böschung angekommen, gruben sie ein Grab in der Richtung von Westen nach Osten, in das sie den Leichnam ohne weitere Ceremonie warfen. Nachdem das Grab zugeworfen war, bildeten sie einen Hügel darauf, auf dem sie zwei Pfähle, einen beim Haupt und den andern bei den Füßen, aufpflanzten. Hierauf kauerten sich Alle im Kreis um das Grab nieder, und einer der Anwesenden psalmodirte mit oft unterbrochener Stimme ein Gebet. Als dieses zu Ende war, erhob sich die schweigende Menge langsam und jeder ging an sein Geschäft.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Fahne, unter welcher im Anfang des 17ten Jahrhunderts Posharsky die Soldaten versammelte, welche die Russen vom Joche Polens befreiten, trug auf der einen Seite das Bild des Erlösers und auf der andern das des Erzengels Michael.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 68 der Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes ausgegeben.** Inhalt: **Le chemin de traverse.** (Von Jules Janin). — Der alte Matrose. Ein Romanzencyklus von Coleridge. (Schluß.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 283.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Oktober 1836.

Die Tropfsteinhöhle bei Demenfalva.

(Von F. C.)

Eine merkwürdige Naturerscheinung ist die Tropfsteinhöhle bei Demenfalva in der Lyptauer Gespannschaft, anderthalb Stunden vom Marktflecken Szent Miklos (St. Nikolaus).

Der Weg dahin führt hinter Demenfalva eine Stunde das romantische Thal entlang, wo man links einbiegend ungeheure Felsmassen erblickt, die mehrere Höhlen in sich bergen. Die berühmteste und zugleich die nächste derselben heißt „Csierna" (die schwarze); um zu ihr zu gelangen, muß ein sehr steiler mit Kalksteingerölle bedeckter Berg erstiegen werden, auf dessen mittlerer Höhe der Eingang sich befindet, der jedoch so eng und niedrig, kaum der Beachtung werth scheint, versicherte nicht der Führer, man sey an Ort und Stelle. Ein Schutthaufen seit Jahrhunderten aufgehäuft, bedeckt hier den sehr steilen in die Tiefe führenden Weg, so daß man gleich wie an der Außenseite des Berges beinahe mit jedem Schritt Gefahr läuft auszugleiten. Der finstere Abgrund, welcher sich jetzt bis zum Mittelpunkt der Erde hinabzusenken scheint, die Unsicherheit der Tritte auf dem beweglichen Boden, der grause Widerhall, dumpf herausdröhnend aus dem Schlunde von dem Fall der rollenden Steine; endlich die in abgemessenen Entfernungen sich bewegenden Lichter ohne der Träger zu gewahren: alles dieß wirkt geisterhaft und unheimlich auf die Phantasie. Mit Freuden vernimmt man endlich den Ruf des Führers, daß der Weg nun eben und das Gehen weniger beschwerlich und bedenklich sey. Ein Gnomensaal schließt sich jetzt mit Einem Mal dem entzückten Auge auf, der mit dem reichsten Faltenwurf des Stalaktits bekleidet und geschmückt ist mit Orgeln, Altären, Säulen, die mit Nischen durchhöhlt sind, aus denen weiß verhüllte Gestalten uns entgegentreten. Von hier geht es durch engere und weitere Räume Berg auf und Berg ab; einmal über eine Leiter, dann über nasse abschüssige Hügel und übereinander liegende Grotten, zwischen Säulen, Kegeln, Vasen, Pyramiden, versteinerten Kaskaden mit blendendem Muschelwerk und seltsamen Thier- und Menschengestalten, wie sie kaum die abenteuerlichste Phantasie zusammensetzen könnte, und welche hier die in ihren Formen unerschöpfliche Natur aus Stalaktiten gebildet hat. Zahllose Oeffnungen verkünden das Daseyn von Seitenhöhlen, deren wenigste bis jetzt erforscht sind. Eine derselben von beinahe gleicher Größe, wie die Haupthöhle, verdient ganz besondere Aufmerksamkeit und lohnt reichlich die Mühe des Hinabsteigens.

Nicht weit vom Eingange erhebt sich nämlich eine mehr als zwei Klafter hohe, bei Fackelschein herrlich prangende Pyramide vom reinsten Eise, von der in schimmernder Farbenpracht Millionen Brillanten den Lichterschein wiedergeben. Auch die Grundfläche dieses wunderbaren Krystallfelsens besteht aus Eis und dröhnt dumpf und hohl bei jedem Schritte des Führers, dem hier zu folgen nicht rathsam wäre, da der spiegelglatte Boden gegen die Rückwand, die wohl schwerlich je ein menschliches Wesen erforschen wird, abschüssig endet. Das Eis in dieser Höhle erzeugt sich ungemein schnell, denn wenn bei festlicher Gelegenheit zu St. Nikolaus Eis benöthigt wird, holt man es aus dieser unversiegbaren Vorrathskammer, in der sich jedesmal die hinweggeschaffte noch so beträchtliche Menge binnen kurzer Zeit wieder ersetzt.

Eine dritte nächst dieser gelegene Höhlenkammer zeigt wieder eine ganz andere und höchst sonderbare Art Tropfstein, welche vor der Erhärtung schmierig wie Seife ist, und sich in der Hand kneten läßt. Diese ist gleichfalls von beträchtlicher Höhe, da die Strahlen der emporgehobenen Lichter nicht bis an die Decke reichen, und endet in einem ungeheuren Sumpf von Bergmilch, der jedes weitere Fortschreiten hemmt. Unter mehreren schönen Architekturstücken, Gruppen von Säulen, Muscheln, Kaskaden u. dgl. ist diese Kammer auch reich an thierischen Ueberresten, und höchst wahrscheinlich ist der ganze Boden ein untergegangenes Thiergeschlecht. Die sich hier aufdrängende Frage: wie sich diese Krystallhöhlen gebildet und woher diese Thierüberreste kommen? zu beantworten, liegt außer den Gränzen dieser Blätter und ist überdieß, was erstere anbetrifft, ein schwer zu lösendes Räthsel. Daß Wasser von der Decke herabträufelt ist wahr, allein dieß ist in beiden Höhlen der Fall, und doch bildet sich in jeder nur an Einer Stelle Eis, sonst überall Stalaktiten. Dieß wäre somit keineswegs eine hinlängliche Erklärung

Digitized by Google

dieses sonderbaren Phänomens, wie sie nur flüchtig in Sartori's Naturwundern des östreichischen Kaiserthums gegeben wird. Nur mühsam trennt man sich von dem bezaubernden Anblick dieses unterirdischen Palastes, von dem die allerumständlichste Beschreibung immer nur ein schwaches Bild von dem zu geben im Stande ist, was man gesehen hat.

Schneller ist der Rückweg zurückgelegt, auf dem schon aus bedeutender Ferne ein kleiner, doch immer wachsender Stern freundlich und hoffnungsvoll dem Wanderer zu dem himmlischen Lichte heraufwinkt. Wohlthuend und erquickend ist das Gefühl, mit dem man den Rand dieses Schattenreichs betritt und sich wieder von wohlbekannten und befreundeten Gegenständen umgeben findet. Man ruht einen Augenblick aus, wie gefesselt, durch die reine Luft die man jetzt wieder schöpft, indeß die Pracht des finstern Reiches der ewigen Nacht Staunen und Bewunderung erregt, die aber nie von dem beängstigenden Bewußtseyn getrennt sind, ein Fremdling sey der Mensch allhier in dieser weiten, öden Schöpfung.

Der merkwürdigern Höhlen sind hier noch zwei, wovon die eine Okno genannt wird und zahlreiche thierische Ueberreste birgt, die andere mit Namen Wivjeranja, ist von einem bedeutenden Bache durchflossen, welcher, wie aus dem wilden Geräusch zu entnehmen ist, noch lange unter der Erde fortfließt. Außer diesen sind auch noch mehrere kleine Höhlungen in diesem Kalkgebirge, worin im Herbste zuweilen die Schafe übernachten.

Briefe über den spanischen Krieg. III.

(Fortsetzung.)

Wir legten an diesem Tage die zehn Meilen bis Haro zurück, einem kleinen, aber erträglich gebauten Städtchen, das einen Flintenschuß vom Ebro entfernt liegt, und von den Christinos besetzt war. In Folge der Bemühungen meines spanischen Stallknechts, meinen Pferden ein gutes Unterkommen zu verschaffen, fand ich mich in einer schlechten Dachstube außerhalb der Barrikaden einquartirt, und lange vor Tagesanbruch wurde ich von den Schwärmen von Ungeziefer, womit alle spanischen Häuser erfüllt sind, beinahe aufgezehrt. Hier erhielt Cordova einige unangenehme Nachrichten über das finanzielle Departement der Armee, aber Oberst Wylde, stets bereit in Nothfällen Beistand zu leisten, bot dem Oberbefehlshaber seine Dienste an, und reiste am folgenden Morgen nach Madrid ab, um mit den Ministern über diesen unerfreulichen Stand der Dinge zu konferiren. Wir verließen deßhalb Haro erst um drei Uhr Nachmittags, und kamen nur nach dem zwei Leguas entfernten San Ascension, wo wir die Nacht über anhielten.

Auf dem rechten Ufer des Ebro von Miranda nach Lodosa sind die Städte und Dörfer alle von den Christinos besetzt, entweder mit regulären Truppen oder mit Nationalgarden; überdem habe ich keinen Theil des Landes so liberal in seinen Gesinnungen und der Sache der Freiheit so ergeben gefunden, und der alte Streit mit ihren Nachbarn am jenseitigen Ufer, ein Streit, der mit dem gegenwärtigen Kriege durchaus nichts zu thun hat, ist in diesem Augenblick zu einem Gefühl völligen Hasses gesteigert. In vielen Theilen des Landes reichen die Weingärten auf beiden Seiten bis an die Ufer des Stromes, die große Straße geht durch die Rioja, die ganz mit Weingärten angepflanzt ist und den größern Theil des nördlichen Spaniens mit Wein versorgt. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß der Haß hier so bitter ist, daß die Parteien bei der Einheimsung der Trauben über ein Aufhören der Feindseligkeiten sich verständigen müssen, damit nicht diejenigen, welche mit dem Einsammeln der Trauben beschäftigt sind, von dem entgegengesetzten Ufer her erschossen werden.

Von San Ascension, welches etwa 6 Leguas von Logroño entfernt ist, kamen wir durch Briones, Fuenmayor und Ceneciro, lauter kleine Städte, die jetzt temporär befestigt, und hauptsächlich von Urbanos aus der Provinz besetzt sind, da sie alle nur wenig vom Ebro entfernt und Navarra gegenüber liegen. Der letztern muß ich näher erwähnen, denn sie verdient einen Platz in der Geschichte wegen der heldenmüthigen Vertheidigung der Garnison von 50 Nationalgarden gegen Zumala-Carreguy's Angriff im Monat Oktober 1834. General Cordova war so gütig einige Zeit anzuhalten, damit ich das Dorf besuchen, und die Kirche, von der aus die Vertheidigung hauptsächlich geführt wurde, näher in Augenschein nehmen könne. Es liegt, wie vorher schon erwähnt, nahe am Ufer des Ebro auf einer Anhöhe, von der aus man den Fluß überblickt. Im Monat Oktober 1834 ging Zumala-Carreguy mit 3000 Mann Truppen über den Ebro, der im Sommer und Herbst hier durchwatbar ist, um Fuenmayor und Ceneciro zu überfallen und zu plündern. Den ersten Platz nahm er weg, so wie ein Convoy auf der Straße nach Logroño, das zu Cordovas Armee in Navarra unterwegs war. An dem letztern Platz scheiterten jedoch alle seine Versuche an der heldenmüthigen Tapferkeit der Bewohner, hauptsächlich Urbanos, die gänzlich unfähig, sich gegen die weit überlegene Macht des Feindes im freien Felde zu vertheidigen, sich mit Weib und Kindern, Lebensmitteln und Munition in die Kirche zurückzogen, die massive Thüre verrammelten, und lieber sterben als ihren grausamen Feinden sich ergeben wollten. In dieser schrecklichen Lage vertheidigten sie sich einen ganzen Tag lang, und feuerten durch die Fenster und andere Schießlöcher, die sie in der Eile durchschlagen konnten. Am Morgen des zweiten Tags drangen die Carlisten in den untern Theil der Kirche, die Ueberlebenden aber, — denn viele der Eingeschlossenen waren bereits getödtet, erstiegen den Glockenthurm und warfen einen Theil der Steintreppe ab, wodurch sie jede Annäherung wirksam verhinderten, denn jeder der keck genug war, eine Leiter anlegen zu wollen, ward augenblicklich durch eine Kugel niedergestreckt. So vertheidigten sich die tapfern Castilianer in ihrer gefahrvollen Lage über 30 Stunden lang, bis die Annäherung einer Division Cordova's Zumala-Carreguy nöthigte, seine Beute fahren zu lassen und eilig über den Ebro zurück zu gehen, doch nicht, ehe der Versuch gemacht worden war, durch Anzündung der Kirche die unglücklichen Opfer zu vernichten; so fand man sie, mehr todt als lebendig. Ich verdanke diese Erzählung dem kommandirenden Ingenieuroffizier, der mich bei dem Besuch in der

Kirche begleitete, welche noch in einem sehr zerstörten Zustande ist. Mehrere der tapfern Vertheidiger, die aus dem Glockenthurm befreit wurden, thun noch Dienst zu Ceneciro, und diese versicherten mich, daß man mehr als 400 Leichen ihrer Angreifer in den Ruinen und der nächsten Umgebung gefunden, und daß sie beinahe die Hälfte ihrer Anzahl verloren hätten. Die Regierung hat, so viel ich weiß, den Frauen und den unglücklichen Familien der Gefallenen eine Pension ausgesetzt und den Ueberlebenden Auszeichnungen verliehen.

Auf dem Wege von Ceneciro nach Logroño, etwa 3 Leguas, kommt man durch die kleine Stadt Fuenmayor, die durchaus nichts Interessantes bietet. Logroño ist eine der schönsten und reinlichsten Städte, die ich im Norden Spaniens gesehen, und obwohl nur temporär befestigt, doch durch seine natürliche Lage im Stande, sich gut zu vertheidigen. Es liegt hart am Ebro, über den hier eine schöne gleichfalls gut befestigte Brücke führt; diese Brücke vereinigt die Königreiche Navarra und Altkastilien und führt nach Viana, einem kleinen, von ten Christinos gewöhnlich mit Einem Bataillon besetzten Städtchen. Zumala-Carreguy überfiel es im J. 1835, wobei die Christinos einen bedeutenden Verlust erlitten.

Von Logroño nach Lodosa ist das Land offen und im Winter ausnehmend öde, doch gut angebaut. Lodosa, das gleichfalls an den Ufern des Ebro liegt, aber auf der navarresischen Seite, ist aus dem Unabhängigkeitskriege durch eine Niederlage Marschall Soults berühmt, und gleichfalls im Besitz der Christinos; die Brücke, die dasselbe mit Altkastilien verbindet, wurde kürzlich ebenfalls befestigt, so weit es ihre durch die Berge oberhalb der Stadt beherrschte Lage erlaubt. Nachdem wir über diese Brücke gegangen, betraten wir abermals das feindliche Land, und ich erfreute mich an dem Anblick Navarra's und des Thals von Ribera, das von Pampeluna bis zum Ebro die Arga durchströmt. Die Brücken auf dieser Linie sind ganz zerstört, mit Ausnahme der von Laraga, wo eine kleine Redoute auf einer Anhöhe errichtet wurde, über die der Weg nach dem Orte führt. Während des Sommers ist die Arga an vielen Stellen durchwatbar, aber während des Winters hindert dieser Fluß die Carlisten an irgend einer Bewegung zwischen Pampeluna und Lodosa nach Aragonien, wenn sie nicht einer großen Gefahr sich aussetzen wollen. Wir kamen durch Lerin und Laraga, die beide von den Christinos besetzt und wohl befestigt sind: das erste sollte man, wenn auch nur eine kleine Truppenzahl es vertheidigt, für uneinnehmbar halten, da es auf einer Felsenhöhe liegt. Ein großer Nachtheil für die Garnison und Einwohner ist aber der Mangel an Wasser, denn man muß mit Fäßchen beladene Maulesel an den Fluß hinabsenden, um sich dieses unentbehrliche Lebensbedürfniß zu verschaffen; eine Mühle am Fluß ist in Vertheidigungsstand gesetzt, um sich unbelästigt damit versorgen zu können.

Die Straßen der Stadt sind eng und außerordentlich schmutzig; wenn dieselbe mit Truppen angefüllt ist, was häufig vorkommt, kann man sich nicht das Mindeste verschaffen, da die Kommunikationen durch die Carlisten gewöhnlich unterbrochen sind, außer wenn gerade eine Division Christinos in der Richtung von Laraga und Mendigorria marschirt, welche beide dem gleichen Nachtheil unterworfen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Zahl der französischen Dampfschiffe.

Frankreich besitzt 82 Dampfschiffe, welche wegen der Beschaffenheit der Flüsse des Landes sämmtlich ziemlich klein sind. 44 dienen zum Transport von Reisenden, 17 sind für Frachtfuhren bestimmt und 21 dienen als Remorqueurs. Die Gesammtkraft ihrer Maschinen ist der von 2863 Pferden gleich, mithin kommt im Durchschnitt 35 Pferdekraft auf jedes einzelne Fahrzeug. Ihr Tonnengehalt ist in den offiziellen Dokumenten nicht angegeben, doch dürfte er 15.000 Tonnen nicht übersteigen. Die Vereinigten Staaten zählen auf ihren Seen und Flüssen und in ihren Baien 386 Dampfboote mit einem Gesammtgehalt von 96.000 Tonnen. Außerdem besitzt die französische Staatsmarine 16 Dampfschiffe auf der See, 6 deren Bau schon vorgeschritten ist und 3 die als Remorqueurs dienen. Von den 18 erstern besitzen eilf 160 Pferdekraft und sieben 150 und darunter. Die englische Marine hat deren 25; die englischen Posten besitzen dieselbe Zahl, welche meist von mittelmäßiger Größe und Maschinenkraft sind. Wenn die Dampfboote der französischen Posten in Thätigkeit seyn werden, so wird der Dienst auf dem mittelländischen Meere deren 54 zählen; jene, welche zum Seegeschwader gehören und die Remorqueurs in den Häfen ungerechnet.

Die französischen Dampfschiffe auf dem mittelländischen Meere verbrauchen 18 Tonnen Kohlen des Tages; nehmen sie Vorrath auf zehn Tage ein, so müssen sie 180 Tonnen laden, was das Maximum ist, welches sie einnehmen können. Hierin liegt die Schwierigkeit langer Reisen mit Dampfschiffen. Englische Kaufleute beschäftigen sich in diesem Augenblick mit Hebung derselben; sie lassen zu Liverpool Dampfschiffe bauen, welche bestimmt sind, über das atlantische Meer zu fahren, und zweifeln so wenig an dem Erfolg, daß sie deren zwölf auf einmal bestellt haben. Alle sind vom größten Maßstabe, 69 Metres 60 Centimetres lang, 9 Metr. 85 Centimetr. breit und in der Mitte 6 M. 10 C. tief. Um sich einen Begriff von einem solchen Schiff zu machen, möge die Angabe genügen, daß der Suffren, ein Zweidecker von 90 Kanonen, nur 60 M. 50 C., und der Montebello von 120 Kanonen nur 65 M. 51 C. lang ist.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

(Fortsetzung.)

An demselben Tage noch war ich Zeuge von der inbrünstigen Frömmigkeit der Orientalen. In das Zimmer eines Bukharen tretend, fand ich eine zahlreiche Versammlung daselbst mit einem gemeinsamen Gebet beschäftigt, das bei meinem Eintritt sogleich unterbrochen wurde. Alle kauerten unbeschuht im Kreis auf einem Teppich, und ein in der Mitte stehender großer Krug hatte wahrscheinlich zu den gewöhnlichen Abwaschungen gedient. Als ich mich aus der frommen Versammlung entfernt hatte und in das Gewühl der Messe zurückgekehrt war, trat ich an eine Bude, wo ich zwei Männer in eifrigem Handel begriffen fand. Der Kaufmann war ein Armenier aus Tiflis; es handelte sich um ein Weingeschäft. Der Handel war bereits gemacht, man war

hinsichtlich des Preises übereingekommen, und dennoch las man auf dem Gesicht des Käufers noch immer eine geheime Furcht, betrogen zu werden. Der Verkäufer seinerseits brachte alle Gemeinplätze der Handelssprache vor, und erschöpfte sich in Betheurungen über die Trefflichkeit seiner Waare und über seinen geringen Gewinn. Unglücklicherweise wußte er aber nicht, daß er durch diese Versicherungen seinen Zweck, dem Georgier Vertrauen einzuflößen, geradezu verfehle. Der rechte Weg zu diesem Ziele wurde ihm endlich durch einen Mäkler von derselben Nation gezeigt, der dem Verkäufer zuflüsterte: „Nie werdet Ihr zum Abschluß kommen, wenn Ihr Euch nicht erzürnt und nicht sogleich einen Strom von Schimpfworten auf Eure Höflichkeiten folgen lasset.“ Dieser Rath war nicht in den Wind gesprochen, und kaum hatte der Verkäufer den Ton umgestimmt, als sich auch schon das bewegliche Gesicht des Käufers erheiterte und dieser sich den übertriebenen Forderungen zu fügen begann. Kaum sah der Verkäufer die gute Wirkung, als er auch schon Vortheil von seiner neuen Stellung zog, sich aufs hohe Pferd setzte, jeden weitern Handel einstellte und seinem Kommis befahl, die dem Georgier bereits verkauften Waaren wieder ins Magazin zu schaffen. Kaum war dieß geschehen, als der letztere auch schon vom Mißtrauen zum unbedingtesten Vertrauen überging, und beide wurden jetzt, wo Alles rückgängig werden zu wollen schien, vollkommen einig. „In Georgien, sagte der Mäkler, handeln wir nicht anders, und um einer Kleinigkeit willen sind wir jeden Augenblick bereit uns in die Haare zu fallen.“ Als es zu Ausstellung des Wechsels kam, erhob sich ein neuer Zank, der mit der Verhaftnahme des Georgiers schloß; nachdem dieser letztere seine Unterschrift gegeben, hegte er jedoch weiter keinen Groll gegen den Tifliser Kaufmann, und leistete zur Verfallzeit richtige Zahlung.

Wir kommen jetzt zur Beschreibung der Stadt Nischnei-Nowgorod. Wenn man bis zur Zeit des Ursprungs des alten Fürstenthums Nischnei-Nowgorod hinansteigt, kommt man zu jener Epoche, wo blutige Kriege, veranlaßt durch die Theilung des russischen Gebiets in Appanagen, den Tataren Gelegenheit gaben Rußland zu unterjochen. Vergebens hatte die Weisheit Jaroslaws im 11ten Jahrhundert sich bemüht, diesen Unruhen vorzubeugen, indem er die Erbfolge änderte. Gewohnheit und Privatinteresse überwogen; bei dem Tode eines Großherzogs wurde sein Erbe von seinen Söhnen zerstückelt, und der Sitz des Reichs befand sich da, wo der Stärkste hauste. Die Versuche Wladimir Monomaks im 12ten Jahrhundert, die Macht auf die Einheit der Familien zu gründen, waren ebenfalls fruchtlos, und das Großherzogthum Kiew nahte seinem Verfall. Im Jahre 1155 zog sich Fürst Andreas I, zubenannt Bogoliubskoi, der keinen Theil an den Spaltungen nehmen wollte, die sich erhoben hatten, in sein altes Fürstenthum Suzdal zurück, und gründete an den Ufern der Kliazma die Stadt Bogolubow, die jetzt nur noch ein Dorf ist. Da er darnach trachtete, über das nördliche Rußland zu herrschen, so machte er sich zum Herrn von Nowgorod, und nachdem er die Waffen ergriffen hatte, um das ihm widerfahrne Unrecht zu rächen, rückte er auf Kiew, nahm diese Stadt mit Sturm und kam nach Wladimir, einem damals noch unbedeutenden Ort, zurück, um eine neue Hauptstadt zu gründen. Das Gebiet von Suzdal stieß bei Tarschok an das Fürstenthum Nowgorod-Weliki, im Gouvernement Kaluga an das Fürstenthum Smolensk, in dem Gouvernements Nischnei-Nowgorod an das Gebiet von Murom, und im Fürstenthum Riäsan an das Gebiet von Wiatisch.

Andreas hatte im Jahre 1175 kaum die Augen geschlossen, als die appanagirten Prinzen ihre endlosen Kriege auch schon wieder begannen, und die Bulgaren von der Kama, diesen Zustand von Schwäche benutzend, in die Besitzungen der Tschuden einfielen, welche das Gebiet von Wologda und Archangel bewohnten, und Ustiuch, eine Stadt des Gebiets Rostow, dem Fürsten Georg Wsewolodowitsch gehörig, durch List nahmen. Diese Schmach ward indeß von den Russen bald geahndet, die nach einem siegreichen Feldzug in das Gebiet der Bulgaren eindrangen und ihnen mehrere Städte nahmen. Nur erst nach Auerbietung eines starken Lösegeldes gelang es den Bulgaren, den Großherzog zum Friedensschluß zu bewegen. Georg II, dem die Stelle, welche Nischnei jetzt einnimmt, behagte, und fand, daß die Lage viel Aehnliches mit Kiew habe, gründete hier das Kloster Petschersk, und ein von den Bulgaren erbauter Flecken wurde bald durch eine russische Niederlassung ersetzt, die sich, der schönen Lage halber, bald zu einer durch Bevölkerung und Handel bedeutenden Stadt erhob. Diese Stadt bildete anfangs einen Theil des Fürstenthums Suzdal, und befand sich den verheerenden Einfällen der gereizten Mordwinen ausgesetzt, welche das Unheil zu rächen suchten, das Fürst Georg ihnen durch Verwüstung ihrer Felder und Wegnahme ihres Viehes zugefügt hatte.

Purgas, ein mordwinischer Fürst, kam bis nach Nischnei und verwüstete dessen Umgebungen, wurde jedoch zurückgeschlagen. Bald nach diesem Einfall, im Jahre 1257, fiel Rußland, das selbst die Tapferkeit des heiligen Alexander Newsky nicht zu retten vermochte, unter das Joch der Tataren, und Nischnei mußte das Schicksal der übrigen Städte theilen. Länger als ein Jahrhundert bildete es einen Theil der Appanage der Fürsten von Suzdal. Erst im Jahre 1366, mitten unter den innerlichen Kriegen, welche unter der Regierung Dmitri Donskoi's ausbrachen, ging für Rußland die Morgenröthe der Freiheit auf. Boris, der jüngste der Brüder des verstorbenen Andreas Konstantinowitsch, Fürst von Nische-Gorod, erhob zuerst die Fahne der Unabhängigkeit und säete Zwietracht unter die russischen Fürsten. Der Großherzog vermochte den heiligen Sergius, einen eben so durch seine Vaterlandsliebe als durch seine Frömmigkeit berühmten Ordensgeistlichen, sich nach Nischnei zu begeben, und Boris zu der Unterwerfung zurückzuführen, die er seinem Bruder, dem Fürsten Suzdal, schuldig war. Vergebens nahm jedoch der Heilige seine Zuflucht zu geistlichen Waffen, indem er Nischnei mit dem Bann belegte und die Kirchen schließen ließ. Alles dieß machte keinen Eindruck auf die Rebellen, und der Großherzog von Moskau sah sich genöthigt, seine Truppen zu denen des Fürsten Suzdal stoßen zu lassen, um durch Gewalt zu erhalten, was man der Ueberredung verweigert hatte. Boris sah sich endlich genöthigt, seinem Bruder nachzugeben und Friede zu machen. Zu dem Unheil des Kriegs gesellte sich noch die Pest, die, nachdem sie Nischnei im Jahre 1364 entvölkert hatte, sich nach Rostow, Twer und Tarschoc verbreitete, und im Jahre 1366 bis nach Moskau vordrang.

(Fortsetzung folgt.)

Im Jahre 1855 zählte man in Frankreich 351 Runkelrübenzuckerfabriken, welche in den ersten sechs Monaten 87,696,200 Kilogramme Zucker, und während der sechs folgenden Monate dieses Jahres ungefähr 40 Millionen Kilogramme erzeugten. Die Zahl dieser Fabriken hat sich in dem laufenden Jahre bedeutend vermehrt, und allen Nachrichten zufolge dürfte die Produktion im Jahre 1856 sich verdreifachen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 284.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Oktober 1836.

Ueber den dermaligen wissenschaftlichen Zustand des französischen Klerus. *)

Man findet unter dem französischen Klerus mitunter noch ältere Männer, die ihre Studien noch vor der Revolution gemacht haben. Bei diesen trifft man in der Regel am meisten wissenschaftliche Bildung. Zum Theil in ganz andern Lehranstalten erzogen, als die dermaligen sind, zum Theil aufmerksame Beobachter einer Zeit, wie sie wohl nicht leicht ein Geschlecht erleben wird, zum Theil durch eine Schule harter Prüfungen gegangen, auch auf Reisen, die sie während ihrer Auswanderung machen mußten, mit den Einrichtungen fremder Länder bekannt geworden, besitzen diese Männer alles, was dem Geiste jene hohe Reife gibt, welche die Alten mit Recht die wahre Weisheit nennten. Doch ist ihre Zahl gering, und ihr Einfluß, da sie meistens schon Emeriti sind, nicht von der Art, daß von ihnen eine Umgestaltung des dermaligen wissenschaftlichen Zustandes zu erwarten wäre. Ohnehin gibt es auch unter ihnen solche, die nichts vergessen und nichts gelernt haben. Auch mag in Frankreich, wie bei uns, die Jugend nicht gern von dem Alter lernen, weil sie nicht leicht zur Erkenntniß kommt, daß sie von demselben zu lernen habe.

Ganz anders steht es um denjenigen Theil des Klerus, welcher unmittelbar nach der Wiederherstellung des Christenthums und in den langen Kriegsjahren, welche auf dieselbe gefolgt, die Weihen erhalten hat. Es war natürlich, daß man die geöffneten Kirchen um jeden Preis mit Priestern versehen mußte. Woher aber sollte man diese nehmen? Ein Theil des frühern Klerus war ausgewandert, ein anderer in den blutigen Stürmen der Revolution umgekommen. Da hieß es denn: Noth kennt kein Gesetz. Man nahm junge Leute vom Pfluge hinweg, gab ihnen einen dürftigen Unterricht in der lateinischen Sprache und einen eben so dürftigen, rhapsodischen in der Theologie, und weihte sie zu Priestern. So diente heute mancher als Priester am Altare in einer Gemeinde, in welcher er vor drei Jahren noch einem Bauer gedient hatte. Nach und nach mehrte sich freilich die Zahl der Geistlichen und man konnte bei dem Unterrichte der künftigen etwas langsamer und methodischer verfahren. Auch kehrten wohl mittlerweile mehrere Ausgewanderte zurück, und unterwarfen sich der neuen Ordnung der Dinge. Immerhin ist aber die Zahl derjenigen, die in dieser Zeit eine sehr mangelhafte Bildung genossen haben, sehr groß, und wenn auch die der nachfolgenden beziehungsweise besser war, so kann sie doch sicherlich noch lange nicht gut genannt werden. Und weil gerade die so gebildeten die Mehrzahl ausmachen, so sind die lauten Klagen über die Unwissenheit des Klerus, die man in Frankreich bei allen Wohlmeinenden hört, leider nur zu gerecht.

Von der Gerechtigkeit dieser Klagen durchdrungen und überzeugt, daß es nur dann besser werden könne, wenn diesem Uebel abgeholfen werde, entschloß sich schon unter der Restauration ein Theil des Klerus auf Verbreitung einer mehr wissenschaftlichen Bildung bei seinem Stande nach Kräften hinzuwirken. So entstand die sogenannte neue französische Schule, an deren Spitze de la Mennais, Lacordaire u. a. standen, deren literarische Erzeugnisse in Deutschland hinlänglich bekannt geworden sind, aber auch, wie denn wir Deutsche immer das Fremde bewundern, nicht selten überschätzt wurden. Es ist nicht zu mißkennen, daß das Streben dieser Männer rühmlich war, daß es ihnen an Geist und Talent dazu nicht fehlte, und daß eine Regeneration der Wissenschaft auch in ihrem Sinne der bisherigen Stagnation weit vorzuziehen ist. Allein es fehlt dem Gebäude, das sie aufzuführen begonnen haben, an der festen Grundlage eines strengen positiven Wissens. Selbst de la Mennais ist kein gründlicher Theolog, was aus allen seinen Schriften, am meisten aber aus den Worten eines Gläubigen erhellt; ein Theolog, der durch tiefes Studium mit dem Geiste der heiligen Schriften vertraut geworden, hätte dieses Buch nicht schreiben können, ohne sich einer großen Heuchelei schuldig zu machen, und ein Heuchler ist de la Mennais nicht, wenn er gleich von Ostentation nicht freigesprochen werden kann.

Bei dem ausgesprochenen Mangel an positiver Gelehrsamkeit suchte sich der überlegene Geist der Häupter der neuen

*) Aus der mit nächstem erscheinenden Schrift: über das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich, von Prof. Pflanz.

Schule selbst eine Bahn zu brechen, er schuf sich daher selbst sein System auf gleichfalls selbstgeschaffenen Grundlagen. Da jedoch die neue Schöpfung unter der Aegide und dem Einflusse der mächtigen Jesuitenpartei ins Leben trat, so gestaltete sie sich zu einem einseitigen Ultramontanismus, dessen geistreiche Außenseite zwar blendete, aber das System selber war nichts weniger als geeignet, die Gebrechen der Zeit zu heilen, wenn es gleich auch in Deutschland von einer zahlreichen Partei als die Morgenröthe eines neuen Tages begrüßt würde; es war dieses zumal in Frankreich nicht, weil aller Haß und aller Argwohn, der auf den Jesuiten ruhte, die man im Verdacht hatte, daß sie den Umsturz der damaligen Ordnung der Dinge im Sinne des Absolutismus beabsichtigten, auf dasselbe überging. Wollte eine theologische Schule dem Christenthum in Frankreich aufhelfen, so müßte sie vor Allem auf Verbesserung des Unterrichts von unten bis oben dringen; sie müßte sodann in einem gründlichen Studium der Kirchengeschichte einen Weg suchen, die Gegenwart mit der Vergangenheit auszusöhnen; sie müßte endlich nicht beim kirchlichen Dogma anfangen, sondern von einer wahren Philosophie, d. h. von den höchsten Ideen, die dem Menschen von dem Schöpfer uranfänglich geoffenbart wurden, ausgehen, an denselben die herrschenden Meinungen prüfen, diese läutern, und auf diesem Wege zum kirchlichen Dogma zurückkommen. So hätte sie die öffentliche Meinung für sich gewonnen, indem sie aber den umgekehrten Weg einschlug, machte sie dieselbe gleich anfangs zu ihrer Gegnerin.

Als die Juliusrevolution kam, griff der feurige Geist des Stifters dieser Schule die Idee der politischen Freiheit mit Vorliebe auf, und suchte dieselbe in seinem Avenir mit dem kirchlichen Absolutismus auf eine bisher noch nie gesehene Weise in Verbindung zu bringen. Diese Verbindung des Ungleichartigen wurde bekanntlich von dem römischen Stuhle, dessen Urtheile der Autor sie unterwarf, mißbilligt, und de la Mennais widerrief zwar anfangs seine Lehre, folgte aber später dem Drange, den seine reinen Ideen in ihm rege gemacht hatten, und schrieb seine Worte eines Gläubigen. Darob trennte sich die Schule, welche diese Worte nicht zu den ihrigen machen wollte, von dem Meister, und seitdem kann Lacordaire für das Haupt derselben angesehen werden. Dieser Mann war, ehe er in den geistlichen Stand trat, Advokat, und besitzt darum mehr allgemeine Bildung als die meisten seiner Standesgenossen in Frankreich. Dermalen ist er Kanonikus an der Kathedrale in Paris, und gilt für den ersten Prediger dieser Hauptstadt, ein Ruf, welchen er jedoch mehr seiner blühenden Sprache und seiner schönen Deklamation, als dem tiefen Gehalt seiner Reden zu verdanken scheint. Neben ihm verdient Montalembert, der viele Kenntnisse besitzt, und diese neuerlich auf einer Reise durch Deutschland zu erweitern gestrebt hat, und Gerbet, dessen Schriften auch unter den jüngern katholischen Theologen Deutschlands häufig gelesen werden, weil in denselben eine Geistesverwandtschaft mit den Günther'schen und Möhler'schen Ideen nicht verkannt werden kann, genannt zu werden. Ob die nichts weniger als zahlreiche, durch die Trennung von ihrem Meister noch obendrein geschwächte Schule etwas Wesentliches zur Belebung der theologischen Studien in Frankreich beitragen werde, muß die Zukunft lehren. Immerhin verdient der Eifer, mit welchem sie sich an ein so großes Werk macht, eine ehrende Anerkennung auch von solchen, welche, wie wir, ihr System nicht billigen. Der Ultramontanismus ist zu engherzig, als daß wir etwas Großes von ihm erwarten könnten, und er hat, wie die Geschichte lehrt, überall, wo er sich geltend zu machen wußte, dem wahren Christenthum durch lieblose Verketzerung Andersdenkender geschadet. Sein Feuer ist mehr geeignet Scheiterhaufen anzuzünden, als Herzen zu erwärmen.

Einen andern Weg zur Regeneration der theologischen Studien schlagen die Herren Didon, Gaume rc. ein. Sie suchen durch Veranstaltung neuer, schöner und wohlfeiler Ausgaben der Kirchenväter zum Studium der Patristik aufzumuntern. Gewiß ein vortrefflicher Gedanke. Allein zum Studium der Väter muß man tüchtige historische und philologische Kenntnisse mitbringen. So lange also die Vorbildung der künftigen Theologen in den niedern Seminarien nicht verbessert wird, wird auch dieses schöne Unternehmen die gehofften Früchte nicht bringen. Indessen ist auch dieses Streben ein Beweis, daß das Bedürfniß einer bessern wissenschaftlichen Bildung unter dem Klerus gefühlt wird, und wenn nur erst dieses Gefühl einmal allgemein seyn wird, dann darf man um so sicherer darauf rechnen, daß ein neuer Geist unter demselben erwachen, ein neues Leben beginnen werde, da es der französischen Nation an glücklichen Geistesanlagen keineswegs gebricht, da sie vielmehr mit einem lebhaften Geiste und richtigen Takt in allem, was sie einmal ernstlich begonnen, schnelle Fortschritte macht.

Briefe über den spanischen Krieg. III.

(Fortsetzung.)

Bei Mendigorria errangen die Christinos am 16ten Junius 1835 ihren größten Sieg seit Anfang des Kampfes; Cordova, der vorher nur eine Division kommandirt hatte, wurde dafür zum Generallieutenant erhoben. Begleitet von Oberst Ferdinand Cordova ritt ich über das Schlachtfeld; er war bei der Schlacht anwesend gewesen, zeigte mir genau die Stellungen der beiden Armeen, und ich konnte nicht genug erstaunen, daß ein so geschickter General wie Eguia, der damals den Oberbefehl führte, einen so auffallenden Mißgriff begehen, und diese Gegend zum Schlachtfeld wählen konnte. Nur höchst sanguinische Erwartungen eines entschiedenen Siegs konnten ihn verleiten, einen so unseligen Fehler zu begehen, den jedoch die Christinos keineswegs gehörig benützten, sonst hätten sie Don Carlos gefangen genommen, und ihren Gegnern einen Schlag beigebracht, von dem sie sich nicht so leicht wieder erholt hätten.

Die Lage Mendigorria's an und für sich ist fest; auf dem ansteigenden Boden vor der Stadt, von wo man ein ausgedehntes mit Weingärten bepflanztes Thal übersieht, standen die Carlisten bei der Annäherung des Feindes, aber Eguia, der am Erfolg nicht zweifelte, machte den Fehler, auf den Rückzug im Fall einer Niederlage nicht bedacht zu seyn; wäre er darauf be-

dacht gewesen, so würde er sich erinnert haben, daß der Fluß Ega, der unmittelbar hinter Mendigorria läuft und in die Arga fällt, nur auf Einer kleinen Brücke zu passiren war; auf seinem rechten Flügel und auf seiner Fronte stand die christinische Armee, auf seiner Linken, etwa eine Legua entfernt, lag die Stadt Puente la Reyna, die gleichfalls eine christinische Besatzung hatte, im Fall eines Unglücks konnte er also nur über die Ega zurück, und über diese Brücke bewerkstelligte er auch am Ende dieses ereignißreichen Tages seinen Rückzug. In der vorhergehenden Nacht hatte Cordova sein Hauptquartier zu Tafalla aufgeschlagen. Esparteros Division blieb während der Nacht zu Laraga, und da er beschlossen hatte, am folgenden Morgen die Carlisten anzugreifen, so gab er jeder Kolonne mit Tagesanbruch Befehl, den Marsch zu beginnen. Espartero zog dem rechten Ufer des Flusses entlang, um den rechten Flügel anzugreifen, während Cordova auf das Centrum losmarschirte, und eine Brigade mit zwei Eskadronen Kavallerie absandte, um den Feind zu verhindern eine Bewegung gegen Puente la Reyna zu machen. Nach lebhaften Scharmützeln griff Espartero den Feind heftiger an, und es gelang ihm, denselben aus seiner Stellung, rechts Mendigorria gegenüber, zu vertreiben; Cordova benützte die augenblickliche Verwirrung des Feindes, befahl einen allgemeinen Angriff gegen ihr Centrum, und zwar mit so viel Erfolg, daß ein alsbaldiger übereilter Rückzug des Feindes gegen die Brücke ihn in Besitz der feindlichen Stellungen setzte. Hätte er diesen günstigen Augenblick benützt, und der Kavallerie Befehl gegeben, die Carlisten anzugreifen, welche bereits über die Brücke zurückzogen, der Verlust derselben wäre ungeheuer gewesen, und Tausende von Gefangenen hätten in seine Hände fallen müssen. Ich habe jedoch seitdem erfahren, daß Cordova allerdings einen Adjutanten mit einem derartigen Befehl absandte; wenn dieß wahr ist, wurde derselbe wenigstens nie vollzogen, der Offizier aber, der die Reiterei an diesem Tage befehligte, nichts desto weniger seitdem befördert.

Während des größern Theils dieses Gefechts, war Don Carlos ruhig zu Mendigorria geblieben, und saß gerade an der Tafel, als ein Adjutant anlangte, ihn benachrichtigte, daß Alles verloren sey, und ihn bat, über den Fluß zu gehen, und sich außer Gefahr zu setzen. Er blieb aber nichts desto weniger ruhig an der Tafel, und erst als er mehrere Botschaften derselben Art erhalten, und Cordova's vorrückende Truppen bereits auf dem Punkte standen in die Stadt einzudringen, ließ er sich bewegen zu Pferde zu steigen, und umgeben von seinem Stab nach der Brücke zu eilen, die jedoch bereits von seiner auf dem Rückzug befindlichen Armee angefüllt war. Endlich erreichte er dennoch glücklich das jenseitige Ufer, aber mehrere Leute waren hart an seiner Seite erschossen worden. Dieß soll das erste und letzte Mal gewesen seyn, daß Don Carlos seiner Armee aufs Schlachtfeld folgte.

Da ich bei dem Gefechte nicht anwesend war, so will ich die Genauigkeit meines Berichts, den ich nur aus den Angaben einiger Anwesenden, Carlisten wie Christinos, schöpfte, nicht verbürgen, eben so wenig als die Anzahl der Todten, obwohl man mir sagte, die Carlisten hätten zum Mindesten 1000 Kampfunfähige gehabt, außer dem Verlust von mehrern Gefangenen. Doch war es von den christinischen Generalen sehr gefehlt, daß sie weder den fliehenden Feind verfolgten, noch sonst ihren Sieg benützten. Don Carlos glaubte sicherlich einen entscheidenden Sieg zu gewinnen, sonst wäre weder er, noch seine Generale, welche die Nähe der christinischen Truppen kennen mußten, so thöricht gewesen, die Armee in eine so gefährliche Lage zu versetzen. Hätte dagegen an diesem Tage der Sieg sich für ihn entschieden, so wäre er sicherlich über den Ebro gegangen, in Kastilien eingedrungen, und würde gewiß auf seinem Marsch nach Madrid wenig Hindernisse gefunden haben. Cordova wurde, wie schon erwähnt, zum Rang eines Generallieutenants erhoben, und erhielt das Großkreuz des St. Ferdinand Ordens, des höchsten militärischen Ordens in Spanien. Mehrere andere höhere Offiziere wurden gleichfalls befördert, die jüngern aber, welche die harten Schläge und die Wunden erhalten hatten, mußten sich mit einem Stückchen Band, nur der Farbe nach dem Orden der Ehrenlegion ähnlich, begnügen, und Cordova vertheilte in unbegreiflichem Stolz und Hochmuth mit Erlaubniß der Regierung dasselbe an jeden Gemeinen und Offizier, die bei der Schlacht anwesend waren. Bei meiner Ankunft in Spanien machte ich endlose Fragen über die tapfern Thaten jedes Trommlers und Gemeinen in der Armee, und erhielt unwandelbar die Antwort: oh! er ist bei Mendigorria gewesen.

Ich habe diese Schlacht näher erwähnt, weil von dieser Zeit an die Lage beider Armeen sich wesentlich änderte. Die christinische Armee, vorher völlig demoralisirt, gewann seitdem mit jedem Tage an Disciplin und Stärke, während die Carlisten damals eher abnahmen, und obwohl es ihnen meiner Ansicht nach weder an Geld noch andern Hülfsmitteln fehlte, — doch flossen die Unterstützungen eine Zeit lang nicht so reichlich wie vorher, — so muß man doch auch gestehen, daß die Bedürfnisse eines christinischen und carlistischen Soldaten sehr verschieden sind. Der Carlist braucht weder den täglichen Sold noch die Ration eines Christino, während der letztere ohne Sold wenig, und ohne Rationen gar nichts thun kann. Kommt ein Christino in eine Stadt der baskischen Provinzen, so ist ihm jedes Haus und jedes Herz verschlossen; ganz anders mit dem Carlisten. Ist er nicht gar der Freund oder Verwandte des Hauses, in welchem er einquartirt wird, so ficht er doch für dieselbe Sache, gilt für einen Vertheidiger der Heimath und ihrer Rechte, und Alles steht zu seiner Verfügung. Die Carlisten brauchen wenige Pikete und keine Vorposten, wenn sie im Innern ihres Landes sind, und doch werden sie augenblicklich von der Nähe eines Feindes in Kenntniß gesetzt; sie mögen in Sicherheit ruhen: Hunderte, ja Tausende von Männern, Weibern und Kindern geben ihnen zeitig genug Nachricht von der Annäherung der Christinos. Brauchen sie Kundschaft, so haben sie Freunde und Spione jeden Tag mitten in der Armee selbst, und nicht nur werden ihnen die Personen der höhern feindlichen Offiziere genau geschildert, sondern selbst deren Absichten hinsichtlich der Truppenbewegungen.

(Fortsetzung folgt.)

Unterirdische Aale.

Der West Briton erzählt folgenden merkwürdigen Umstand: Kürzlich war zu Newlyn eine kleine Mine eröffnet, aber nicht fortgesetzt worden, weil sie unter einen Fischteich ging; die Minenarbeiter schlugen in einer andern Richtung ein, um auf das Erz zu kommen, als sie auf eine etwa 18 Fuß lange und Einen Fuß tief mit Wasser gefüllte Höhlung in der Erde stießen, wo sich einige lebende Fische von der Gattung der Meeraale fanden; wie sie hieher kamen, läßt sich durchaus nicht errathen, da die Oeffnung 70 Fuß über der hohen Fluthmark liegt.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

(Fortsetzung.)

Obschon das tatarische Joch nicht aufgehört hatte auf Rußland zu lasten, und der Großherzog Dmitri Iwanowitsch darein willigte, den Mongolen zinspflichtig zu seyn, so forderte er doch die Aufrechthaltung der Verträge von ihnen, und duldete weder Ungerechtigkeit noch Beleidigung. Als im Jahre 1374 Abgeordnete von Mamaï nach Nischnei kamen und durch ihre Anmaßung den Fürsten und seine Unterthanen beleidigten, gestattete, ja befahl er vielleicht gar die Ermordung dieser stolzen Feinde und der ihre Begleitung ausmachenden 1000 Mann. Auf die Nachricht von diesem Ereigniß schwur der Khan der Mongolen sich zu rächen, und bald waren die Ufer der Kicha und der Piana, deren Lauf sich bis auf das Gebiet von Nischnei ausdehnt, mit Asche und Leichnamen bedeckt. Er wollte diese Stadt plündern, aber sein Heer machte Halt, als es erfuhr, daß Dmitri sich auf dem Marsch gegen dasselbe befände. Der leztere kehrte jedoch, müde den Feind länger zu erwarten, nach Moskau zurück, indem er den Befehl über seine Truppen in die Hände der Woiwoden und der Söhne des Fürsten Suzdal, Iwan und Simeon gab. Diese, von dem eiligen Rückzug des Feindes in Kenntniß gesezt, der, wie es hieß, schon wieder über die Wolga gegangen sey, glaubten sich ganz sicher und überließen sich den Vergnügungen der Jagd. Die Mongolen, die sich nur zurückgezogen hatten, weil sie einen an Zahl überlegenen Feind fürchteten, wurden von der im russischen Lager herrschenden Unordnung nicht sobald benachrichtigt, als sie dieses auch schon auf fünf Punkten zugleich unversehens angriffen, und den Augenblick so gut zu wählen wußten, daß die meisten Soldaten nicht einmal Zeit hatten ihre Waffen zu ergreifen. Fast alle wurden nebst dem Prinzen Iwan erschlagen, und dessen Bruder, Simeon, der sein Heil in der Flucht suchte, ertrank nebst dem größten Theil seiner Begleitung bei dem Uebergange über die Piana. Drei Tage nach dieser Niederlage, im Jahre 1377, fiel Nischnei in die Gewalt der Ueberwinder. Ein Theil der Einwohner war in Unordnung entflohen; die einen hatten sich die Oca hinauf, die andern die Ufer der Wolga entlang bis nach Gorodez und Murome geflüchtet. Die Stadt ward der Plünderung Preis gegeben und angezündet, die noch übrigen männlichen Einwohner ermordet und Weiber und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt. Die Trümmer der unglücklichen Stadt rauchten noch, als der Sohn des Fürsten Suzdal ankam. Er ließ sogleich die niedergebrannte Kirche des Erlösers wieder aufbauen und den Leichnam seines ertrunkenen Bruders in ihr beisezen.

Boris Konstantinowitsch, Fürst von Gorodez, für sich selbst das Unglück fürchtend, das Nischnei erfahren hatte, stieß sogleich mit seinen Truppen zu denen des Fürsten Simeon Dmitriewitsch und des Theodor Swidlo, Woiwoden des Großherzogs, und nun färbte das Blut der Mordwinen das Gewässer des Flusses. Repressalien übend, fielen sie in das Gebiet der Mordwinen ein und verheerten Alles mit Feuer und Schwert. Diese Rache ward für Nischnei, das kaum aus der Asche erstanden war, verderblich. Am 4ten Julius 1378 überzogen die Tataren zum zweiten Mal den mit Ruinen bedeckten Boden, und zogen dann ihre Truppen zusammen, um den Großherzog anzugreifen. In diesem kritischen Augenblick hing das Geschick Rußlands von einem einzigen Mann ab, Dmitri Donskoi, der auf sein Vaterland und sein Haupt den ganzen Haß der Mongolen gehäuft hatte. Diese leztern, deren Macht zu sinken begann, seit die Waffen des Großherzogs von Moskau bis unter die Mauern von Kasan gedrungen waren, wollten die aufkeimenden Kräfte Rußlands mit einem einzigen Schlage vernichten. Die Ebene von Kalikow war der Plaz, wo im Jahre 1380 eine entscheidende Schlacht geliefert wurde; die Zahl unterlag der Tapferkeit, und die eilige Flucht der Tataren war das Vorzeichen von Rußlands Befreiung. Durch die stürmischen Regierungen seiner Vorgänger belehrt, fühlte Dmitri wohl, daß der Thron nur durch gänzliche Aufhebung des Appanagesystems befestigt werden könne. Er unternahm dieses schwere Werk, das jedoch nur erst von seinen Nachfolgern beendet ward. Wasili Dmitriewitsch, dem von seinem Vater gegebenen Impuls folgend, war glücklich genug, der von Andreas Bogoliubskoi gegründeten Herrschaft ein Ende zu machen, und im Jahre 1392 Nischnei und Suzdal mit Moskau zu vereinen.

Während der Regierung dieses Fürsten und bis zum Jahre 1408 blieb Nischnei im tiefsten Frieden; zu der genannten Zeit aber ward es neuem Unheil zur Beute. Der Großherzog Wassili fühlte sich stark genug, um die höhnenden Drohungen der Tataren verachten zu können, deren Gesandte nach Moskau kamen, um — wiewohl vergeblich — einen Tribut zu fordern. Er begnügte sich, ihnen zu antworten, daß das verarmte Rußland nicht mehr im Stande sey, ihren Forderungen zu entsprechen. Die in der Horde herrschenden Spaltungen schienen die Ruhe Rußlands sicher stellen zu müssen. Die Erfolge der von den Nachfolgern Tamerlans geführten Tataren verkündeten aber dem Lande neues Unglück. Nischnei-Nowgorod erfuhr alle Schrecken eines aus Raubsucht unternommenen Kriegs. Ein vierzigjähriger Friede vermochte kaum diese lezte Wunde zu schließen, und Wohlstand in eine Stadt zurückzuführen, deren Geschichte nichts als eine Reihe von Unfällen enthielt. Die Nachbarschaft der Tataren, die sie den häufigen Einfällen derselben ausgesezt hatte, ward ihr im Jahre 1445, wo die Stadt von Ulu Mehemet, Czar von Kasan, mit Sturm genommen wurde, aufs Neue unheilbringend. Die mit der Vertheidigung von Nischnei-Nowgorod beauftragte Garnison zündete nach lange ausgestandenem Hunger den Kremlin an und zog sich nach Juriew zurück. Von dieser Zeit an blieb Nischnei, obschon zu dem Fürstenthum Moskau gehörig, in welches die Tataren nochmals einfielen, mit weiterem Unglück verschont, und die Einnahme von Kasan, im Jahre 1552, sezte allen ihren Befürchtungen ein Ziel.

(Fortsetzung folgt.)

Die nordische Biene berichtet: Am 30sten August (10ten September) gebar die Frau eines gemeinen Arbeiters zu Neu-Peterhof einen Knaben mit zwei Köpfen, der am 7ten (18) September noch lebte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 285.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Oktober 1836.

Ein Denkmal auf der Insel Gavr' Innis *) im Morbihan.

Am Eingang des Morbihan, Locmariaker gegenüber, bemerkt man zwei künstliche Erhöhungen oder Galgals, eine auf der Südküste der sogenannten langen Insel, die vom Kontinent nur durch einen schmalen Kanal getrennt ist, die andere dagegen auf der Gavr' Innis, die jedoch weit weniger groß ist als die andere, und sich wie diese von Nord gegen Süden erstreckt. Wie die meisten Inseln des Morbihan ist Gavr' Innis ein Granitfelsen, der nur mit einer schwachen Lage von Pflanzenerde bedeckt ist. Die Insel ist angebaut, und ein Pächter mit seiner Familie wohnt darauf. Vor einigen Jahren rutschte an der Südwestseite eine Masse Steine hinab und entblößte einige größere symmetrisch aufgestellte Steine; zwischen dem Dach und der Wandung zeigte sich eine dreieckige Oeffnung, kaum groß genug, daß ein Mensch in die mit Erde und Steinen halb verschüttete Höhlung hineinkriechen konnte. Der Präfekt des Morbihan ließ Nachgrabungen anstellen, und bald war ein großer Theil des Souterrains von dem Schutte befreit.

Wenn man in die Oeffnung hineinkommt, befindet man sich zuerst in einer 3,10 M. langen und 2,32 M. breiten Kammer, die gegen Westen durch zwei vertikale Steine geschlossen ist; zwei andere Steine bilden die Wände gegen Norden und Süden. Ein großer horizontal gelegter Stein bedeckt die ganze Kammer und scheint weit über die Wände hinaus zu gehen. Gegen Osten steht diese Kammer mit einer engeren, nur 1,39 M. breiten Galerie in Verbindung, die gleichfalls aus vertikalen und horizontalen Steinen erbaut ist. Die Länge dieser Galerie ist 12,55 M., was dem ganzen Souterrain eine Ausdehnung von 15,65 M. von Westen nach Osten gibt; ihre Höhe, so wie die der Kammer, wohin sie führt, ist 1,80 M. bis 2 M. Der Boden wie das Dach ist mit großen platten Steinen bedeckt, die sich von einer Seitenwand zur andern erstrecken. Gegen Osten bemerkt man in der Galerie einen ziemlichen Abhang, was in dem Pflaster des Souterrains eine Art Stufen veranlaßte, deren man vier von ungleicher Breite zählt.

Die Steine der Decke sind in ihrer Größe sehr verschieden; der größte, welcher die westliche Kammer deckt, hat über 20 Fuß Länge und 15' bis 16' Breite, die andern sind zwar minder groß, doch haben sie meist über 10' bis 12' Länge. Die mittlere Breite der Steine, welche die Wendungen bilden, beträgt über einen Meter. Gegen Norden sind 14 vertikale Steine in der Kammer und der Galerie, im Süden nur dreizehn. Das westliche Ende ist, wie schon bemerkt, mit zwei Steinen geschlossen, das andere ist offen, oder um genauer zu reden, nur mit den kleinen Steinen ausgefüllt, die den Galgal bilden. Ueber die Dicke der Mauer läßt sich nur schwer etwas sagen, so viel man indeß aus den Spalten ersehen kann, muß sie wohl 2 bis 3 Fuß betragen.

Einige Steine sind ziemlich genau an einander gefügt, so daß sie behauen scheinen, dieß ist aber die kleinere Zahl, und die leeren Räume zwischen den andern sind groß genug, daß die Steine hereinfallen konnten, welche die Galerie versperrten.

Was dieß Denkmal hauptsächlich auszeichnet, ist der Umstand, daß fast alle Steine, welche die Wände bilden, mit Skulpturen bedeckt sind: es sind dieß krumme, gerade, zerbrochene Linien, welche auf hunderterlei verschiedene Weise kombinirt sind. Eine etwas lebhafte Einbildungskraft könnte hier leicht Keilinschriften sehen, untersucht man indeß die Skulpturen genauer, so findet man eine so geringe Anzahl deutlicher Kombinationen, und diese wenigen sind so oft wiederholt, daß man darauf verzichten muß, sie als Buchstaben einer unbekannten Schrift zu betrachten. Einige merkwürdige Zeichnungen darf man nicht vergessen. Die erste besteht in drei am Fuße des siebenten Steins der südlichen Wand eingegrabenen Schlangen: die links, deren Kopf nach der entgegengesetzten Seite sich wendet, ist von den beiden andern durch eine vertikale Linie getrennt. Die beiden andern Schlangen haben den Kopf links gewandt. In der Höhe des neunten Steins der südlichen Wand bemerkt man einen Haken mit einer Handhabe. Alle diese Figuren heben sich stärker als die andern Zeichnungen. Unter den letztern wiederholt sich eine ziemlich häufig, einmal selbst,

*) Gavr' Innis bedeutet die Ziegeninsel.

Digitized by Google

auf dem zehnten Stein der südlichen Wandung, mit einer Art von Regelmäßigkeit, nämlich eine Menge concentrischer Halbzirkel oder Halbellipsen; vollständige und concentrische Kreise sind seltener. Einige Steine scheinen nie solche Skulpturen gehabt zu haben, z. B. auf der Nordseite der zweite, dreizehnte und vierzehnte, auf der Südseite der eilfte, zwölfte und dreizehnte. Einige sind durch die Länge der Zeit völlig verwischt; auf den Stufen der Galerie sollen sich ähnliche Zeichnungen, wie auf den Wänden finden.

Gegen die Mitte des zweiten Steins der südlichen Wand bemerkt man eine tiefe in den Block gegrabene Höhlung, über welcher man an zwei Stellen eine Art Ring in der Masse stehen ließ; zwischen dem Ring und dem Stein kann man leicht den Arm durchstecken. Zu was diese beiden Ringe gebraucht wurden, läßt sich nicht leicht ermitteln; jedenfalls dienten sie dazu, um irgend etwas daran zu befestigen, denn sie sind durch fortgesetztes Reiben ganz glatt geworden. Im Innern des Souterrains ist durchaus nichts als Erde und Steine, von derselben Art, womit der ganze Galgal bedeckt war. Die Wände und das Dach, so wie die über und neben der Höhle liegenden Steine waren Granit, nur ein einziger Stein, der achte der nördlichen Wand, war ein fast reiner Quarzblock, der schwerlich der Insel selbst entnommen war, so wenig als die andern kleinern Steine, deren abgestoßene Ecken bewiesen, daß sie ziemlich weit hergebracht worden waren.

Trotz des gänzlichen Mangels an menschlichen Gebeinen und andern auf eine Beerdigung deutenden Gegenständen scheint die wahrscheinliche Bestimmung des Souterrains doch ein Begräbniß gewesen zu seyn; denn wenn es zu einem religiösen Gebrauche bestimmt gewesen wäre, warum es unter einem Steinhaufen begraben? In Schweden, Norwegen und Irland fand man im Innern einiger Tumuli ähnliche Höhlen, wie die zu Gavr' Innis, worin Gebeine, manchmal ganze Skelette lagen. Möglich, daß in sehr alter Zeit schon Nachgrabungen hier angestellt und die Höhle ausgeleert wurde. Vom 13ten Jahrhundert an wohnten Mönche auf der Insel Berder, nahe bei Gavr' Innis *) und die Neugierde oder die Hoffnung Schätze zu finden, konnten zu Nachsuchungen führen. Auch ist vielleicht eine noch tiefere Höhle vorhanden, denn durch die Zwischenräume der Steine, welche das Pflaster in der westlichen Kammer bilden, kann man den Stock tief hinabstoßen.

Die Aehnlichkeit zwischen diesem Souterrain und einigen Denkmälern Schwedens und Norwegens, und die Skulpturen, wodurch es sich von den celtischen aus rohen Steinen bestehenden Denkmälern unterscheidet, könnten glauben lassen, es sey durch Fremde, namentlich durch skandinavische Seeräuber erbaut worden, und wenn diese Meinung sich bestätigte, so wäre dieser Galgal vielleicht nicht sehr alt, und aus der nachrömischen Zeit. Wie sollten indeß solche unstete Seeräuber diese ungeheuren Steine herbeischaffen und mit großer Mühe behauen können! Ein solches Unternehmen erfordert viele Arme und jedenfalls sehr lange Zeit. Man darf also wohl dieß Denkmal nur einem Volke zuschreiben, das sich im Lande dauernd niedergelassen hatte.

*) Dieses selbst soll von Mönchen bewohnt gewesen seyn. Man fand nahe bei der Pächterwohnung eine große Menge menschlicher Gebeine und ein Krucifix von emaillirtem Kupfer in byzantinischem Styl.

Briefe über den spanischen Krieg. III.

(Fortsetzung.)

Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß wenn die Carlisten eine rasche Bewegung machen wollen, Eine Nacht ihnen genügt, um eine Strecke zurückzulegen, wozu die Christinos, wenn sie auch noch so gut marschiren, oft mehr als drei Tage brauchen. Der carlistische General drückt bloß seinen Wunsch aus, daß eine Truppe von der und der Stärke an einem bestimmten Platze sich einfinden solle; wie groß nun auch die Entfernung, wie schlecht die Wege seyn mögen, für sie sind solche Hindernisse unbedeutend, und in unglaublich kurzer Zeit ist das Verlangte geschehen. Wie ganz anders ist dieß bei den Christinos! wollen sie über Bergpässe ziehen, durch schmale Seitenstraßen, so wird ihre Artillerie beinahe, wo nicht ganz, nutzlos, die große Zahl von Mauleseln, um Wein, Zwieback, Munition und andere Armeebedürfnisse bei einem Marsch im feindlichen Lande fortzuschaffen, hindern nothwendig das rasche Weiterziehen, und im Fall eines Gefechts oder gar einer zum Rückzug nöthigenden Niederlage wird alles dieß die Beute des Feindes. Die große Straße oder Camino real ist deßhalb in den meisten Fällen ihr einziges Hülfsmittel, und der unschätzbare Vortheil kürzerer Wege in einem Lande und bei einem solchen Kriege bleibt deßhalb ganz den Carlisten. Dabei müssen die Christinos fast ohne Ausnahme in den großen Städten, die in ihrem Besitze sind, ihr Nachtquartier nehmen, theils um hinreichende Rationen erhalten zu können, theils um größerer Sicherheit willen, da die Carlisten selten eine Stadt angreifen, wenn sie irgend von Truppen besetzt ist, während man außerhalb der Stadt keinen Augenblick vor einem Angriff sicher ist.

Ich hatte gehofft, Pampeluna besuchen zu können, denn auf diesen Platz marschirten wir jetzt zu, doch kamen wir damals mit unserer Bewegung auf dem rechten Flügel der Operationslinie nicht weiter als bis Puente la Reyna, wo wir am 15ten November anlangten und unser Quartier für die Nacht aufschlugen. Diese kleine Stadt ist wie alle längs dem Ebro und im Thal der Ribera von Christinos besetzt, in den äußern Mauern sind Schießscharten durchgeschlagen und die Eingänge stark verbarrikadirt, zudem ist auf einer Anhöhe oberhalb der Stadt kürzlich eine ziemlich feste Redoute erbaut worden. Die Straßen sind breit und die Häuser besser als in den meisten Städten Navarra's. Das umliegende Land ist wegen seiner Weingärten berühmt, wo ein vortrefflicher Wein, einem guten Bordeaux ähnlich, gewonnen wird; überhaupt ist dieß der einzige Ort, wo ich während meines Aufenthaltes im Lande einen erträglichen Wein trank.

Während des Nachmittags erfuhr ich von Cordova, daß er nicht im Sinn habe, weiter in der Richtung von Pampeluna

zu marschiren, sondern über den Fluß zu gehen und auf der großen Straße nach Estella zu rücken; zugleich versprach er mir, ich solle am folgenden Tage eine der Gebirgsresidenzen von Don Carlos sehen.

Sonntag den 15ten November um 7 Uhr Morgens stand die Armee unter den Waffen und war marschfertig: der Oberbefehlshaber hatte eine Brigade unter Oraa von Lerin über die Dörfer Decastillio und Allio abgeschickt, um sich mit seinen Truppen beim Dorfe Ulibarri, etwa eine Legua von Estella zu vereinigen. Sein Plan bei dieser Operation war in so weit gut angelegt, als er die Absicht hatte, sich einen Durchgang nach den Amescoas zu erzwingen und die vermuthlicher Weise dort errichteten feindlichen Magazine zu zerstören; ein weiterer Zweck war, die Aufmerksamkeit der Carlisten auf sich zu ziehen, welche mit bedeutender Truppenmacht auf Bilbao losgerückt waren, wie es schien, um dasselbe abermals anzugreifen. Eine Legua von Puente la Reyna war der Weg mit tiefen Gräben durchschnitten, um die Fortschritte unserer Reiterei zu hemmen. Die Auswürfe schienen mir sehr neu, und der Feind deßhalb nicht weit, Cordova aber glaubte nach den erhaltenen Nachrichten versichert zu seyn, daß nur Ein Bataillon, höchstens zwei Bataillone die Stadt besetzt hätten.

Wir saßen auf unsern Pferden, und scherzten über die Anstrengungen eines Ingenieuroffiziers, um die quer durch den Weg gezogenen Gräben auszufüllen, als wir plötzlich von dem Vortrab und den Plänklern her, welche auf den Anhöhen zu unsern Rechten marschirten, um unsere Bewegung zu decken, einige Schüsse fallen hörten. Dieß bestätigte meine Ansicht, daß wir nur nach harter Arbeit in Estella einziehen würden.

Ein dichter Schnee fiel, und das Wetter war bitter kalt, was die Aussicht auf ein zwölfstündiges Gefecht nicht sehr angenehm machte. Bald stießen wir auf die carlistischen Guerillas, welche eine sehr feste Stellung quer über unsere Marschlinie eingenommen hatten, und uns mit einer Entschlossenheit und einem Muthe erwarteten, wie ich es nachher nie wieder fand. Geschützt durch das dichte Gehölz, womit in diesem Theile des Landes die Bergabhänge bedeckt sind, hielten sie unsern Angriff eine Zeit lang aus, und wurden mehr als einmal durch frische Truppen abgelöst. Um diese Zeit waren beide Armeen einander ungefähr gleich, gegen Mittag aber erschien Oraa, und marschirte über Decastillio gegen die rechte Flanke der Carlisten, wodurch sie zum Rückzug bewogen wurden und eilig gegen die felsigen Gebirge der Amescoas flohen. Ein Theil von Oraa's Division verfolgte den fliehenden Feind eine halbe Legua weit, und setzte dann seinen Marsch über die Bergspitzen nach Estella fort, während Cordova's Regimenter mit der Artillerie auf der großen Straße nach demselben Orte zogen.

Nichts gleicht dem melancholischen Gefühl, das damals mich überfiel: das Wetter war trüb und neblig, und der schwere Schnee hatte sich in einen feinen Regen aufgelöst, als wir in diese wahrhaft verödete Stadt, einst die schönste und glücklichste von Navarra, einzogen. Nicht Ein Mann war zu sehen, kaum ein Weib, das jung genug war und die Mittel zur Flucht besaß, nur die Alten und Bettlägerigen oder das vaterlose Kind warteten nothgedrungen die wohlhabenden Landsleute ab. Als ich durch die langen und engen Straßen dieser einst so friedlichen und fröhlichen Stadt ritt, war jedes Haus vor den Christinos verschlossen und verrammelt. Alles war still und düster, obwohl erst zwei Stunden vorher 5000 Mann von Don Carlos Armee hier lagen, und wahrscheinlich am sonntäglichen Gottesdienst oder den Lustbarkeiten des Feiertags Theil nahmen, und General Villareal erst vor einer halben Stunde die Stadt an der Spitze zweier Schwadronen carlistischer Lanciers verlassen hatte.

(Schluß folgt.)

Shetländische Pferde.

Kürzlich kam eine Ladung solcher Pferde nach Ostende, und wurde zum Theil in dieser Stadt, zum Theil auf dem Wege nach Brüssel und in Brüssel selbst verkauft. Das kleinste ist nicht größer, als ein großer Hund und hat nur 2½ Fuß Höhe, und von der Stirne bis zum Schweife 3 Fuß Länge; dieß kann nur ein Gegenstand der Neugierde seyn, denn obwohl kräftig, kann es keinen Mann tragen. Die andern tragen ihre Reiter, möchten jedoch schwerlich im Stande seyn, einen anstrengenden Marsch auszuhalten; das größte selbst kann die gewöhnliche Stufe nicht erreichen. Da man sie in ihrem Vaterlande nicht durch unmäßige Arbeit und schlechte Behandlung vor der Zeit tödtet, so werden sie nach der Versicherung des sie begleitenden Shetländers bis 70 Jahre alt und sind äußerst sanft.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

(Fortsetzung.)

Nischnei-Nowgorod, Hauptstadt des Gouvernements gleiches Namens, liegt unter 56° 19' Breite und 42° 8' Länge am Ufer der Oka und am Zusammenfluß dieses Stroms mit der Wolga, 415 Werste von Moskau und 400 von Kasan entfernt. Die Stadt ist auf einem hohen steilen Abhang erbaut, auf dessen Gipfel der Kremlin steht, der im Jahre 1525, unter der Regierung des Czars Wassili-Iwanowitsch, von Friasino, einem italienischen Baumeister, erbaut wurde, und dessen Mauern bis zu den Zinnen 6 Saschenen hoch und 1½ Saschenen dick sind. Sie bilden ein unregelmäßiges Viereck von 1111 Saschenen Ausdehnung. Diese Mauern sind von 11 Thürmen flankirt, von denen die fünf höchsten viereckig, die andern aber rund sind; zwei von diesen Thürmen befinden sich über den Thoren von Iwanowsky und Dmitriewsk. Der Bau dieses letztern und eines Theils der Mauern schreibt sich noch aus den Zeiten der Regierung von Boris Konstantinowitsch her. Die Mauer des Kremlin umschließt mehrere Krongebäude, unter andern auch die Bureaux des Konsistoriums und der Gerichtshöfe, welche im Jahre 1782 erbaut wurden. Gegenwärtig wird ein großes Gebäude daselbst errichtet, zu einer Schule für Soldatenkinder bestimmt; auch befinden sich zwei Kathedralen hier, von denen die eine zur Verklärung, die andere zum Erzengel Michael genannt wird.

Die erste dieser Kirchen schreibt sich aus den Zeiten der Regierung des Czar Michael Feodorowitsch her, und man schreitet jetzt, da sie sich in einem sehr baufälligen Zustand befindet, zu ihrer Wiedererbauung. Sie steht an der Stelle einer Kirche, die im Jahre 1281 von dem Fürsten Konstantin Wassiliewitsch gebaut ward, der bei dieser Gelegen-

heit von Suzdal ein Bild des Erlösers mitbrachte. Zu bedauern ist, daß es unmöglich ist, durch Ausbesserungen ein Gebäude zu erhalten, das durch seine Bauart sich eben so sehr auszeichnet, als durch die Größe seines Schiffes. Das Innere enthält, wie die Kathedralen von Moskau, vier massive Pfeiler, welche eine in den schönsten Verhältnissen ausgeführte Kuppel tragen. Die Mauern sind ganz mit leider an mehrern Stellen schon verblichenen Fresken bedeckt. Auf der westlichen Mauer ist ein jüngstes Gericht dargestellt, dessen Hauptfiguren so richtig gezeichnet sind, daß man sie für die Arbeit eines Malers aus der italienischen Schule hält. Der Hochaltar ist groß und ebenfalls mit einer Menge von Figuren geschmückt. Auf der östlichen Mauer sieht man das Bild des Heilands; die ganze nördliche Seite ist mit Abbildungen von Heiligen und Bischöfen bedeckt, und auf der südlichen Wand befinden sich die Bilder von Fürsten. Im Schiff, an die nördliche Mauer angelehnt, befindet sich der Grabstein des Minin, eines Bürgers von Nischnei, in der russischen Geschichte durch seine Tapferkeit und seine Vaterlandsliebe berühmt. Dieses Grab, welches Peter der Große, die Kaiserin Katharina II und der Kaiser Paul mit ihrem Besuch beehrten, wird von Fahnen beschattet, welche Kaiser Alexander hier aufstecken ließ, und unter denen man eine Kopie der Fahne des Fürsten Posharsky, Waffenbruders von Minin, bemerkt. Dem Grab gegenüber, an der südlichen Mauer, befinden sich die Grabmäler der Fürsten von Nischnei.

Diese Kathedrale bietet an ihrer östlichen Seite drei Halbzirkel, wie man sie nur in den ältesten russischen Kirchen findet, und vor dem Haupteingang gegen Westen, dem Hochaltar gegenüber, befindet sich außerhalb eine Freitreppe von gothischer Bauart mit Medaillons von gebranntem und glasirtem Thon, worauf verschiedene Vögel abgebildet sind. Ich zählte deren bis gegen 400, und man findet eine noch bedeutendere Anzahl an einer alten dem heiligen Sergius geweihten Kirche zu Nischnei. Die Glasur dieser Medaillons ist sehr schön und zeichnet sich besonders durch die Lebhaftigkeit der Farben aus. Die Vögel, unter denen man viele in Rußland nicht einheimische bemerkt, sind ziemlich richtig gezeichnet und mit Arabesken umgeben. Obschon seit ange schon zu Jaroslaw glasirte Ziegel verfertigt werden, welche man um Bau von Oefen benutzt und die einen bedeutenden Handelsartikel von Nischnei ausmachen, so glaube ich doch nicht, daß diese Medaillons, deren Alterthum nicht in Zweifel gezogen werden kann, aus dieser oder rgend einer zu der Zeit, wo diese Kirche gebaut ward, blühenden Stadt sich herschreiben. Ich halte sie vielmehr für orientalischen Ursprungs. Die Fresken, mit denen die Mauern der Kirche von außen geziert sind, erkennt man kaum mehr. Die vier kleinen Kuppeln, welche die große umgeben, sind flacher als die, welche die Kirchen von Moskau überragen.

Nischnei, von dem jenseitigen Ufer des Oca aus betrachtet, bietet einen sehr malerischen Anblick. Links vom Beschauer streckt der Kremlin, zu dem ein steiler Weg emporführt, seine grauen Thürme empor, die dem Blick den größten Theil der obern Stadt verbergen. Der Hügel, auf dem er steht, läuft bis zum Ufer des Flusses hinab, und ist von tiefen Schluchten durchschnitten, die von den durch den geschmolzenen Schnee entstandenen Bergströmen gebildet worden zu seyn scheinen, und die durch kleine Gäßchen, Brücken und so steile Fußpfade mit einander verbunden sind, daß der geringste Regen sie ungangbar macht. Bäume, deren Wurzeln in die Dächer der Häuser eingewachsen zu seyn scheinen, bringen in das Gemälde Massen von Grün und Schatten, die mit dem düstern Ton einer Menge vor Alter geschwärzter hölzerner Gebäude sich verschmelzen, und von dem röthlichen Boden grell abstechen, dem das Wasser seine Grasdecke entführte. Die Flächen steigen hinter einander empor, ohne eine Fernsicht zu bieten, und Gehäge von Waldungen ziehen senkrechte Linien, welche die Steilheit des Abhangs noch mehr herausheben. Rechts sieht man ein von vielen Strebepfeilern mühsam gestütztes Kloster, das auf den ersten Anblick auf einen ganz unzugänglichen Ort erbaut zu seyn scheint, und eine Reihe zerstreuter Häuser, die sich längs dem Ufer des Flusses hinzieht, wo der Nischnei-Bazar, oder die untere Stadt, sich befindet, schließt die Aussicht. Dieser Theil von Nischnei besteht aus einer langen und breiten Straße, von Gebäuden in modernerem Styl begränzt, unter denen man eine gothische Kirche bemerkt. Hier haust der Handel, und die Messe ist es, der diesem Theil der Stadt, der mir auch volkreicher, obschon minder angenehm, zu seyn schien, als die obere Stadt, seine Verschönerung zu danken hat.

Vom Kremlin herab hat man eine unermeßliche Aussicht vor sich, deren Fläche die Messe und den Zusammenfluß der beiden Ströme bietet; jenseits verfolgt der Blick den Lauf der Wolga, der bald von Sandbänken durchschnitten, bald von einer mit dunkelgrünem Gesträuch bedeckten Ebene begränzt ist, auf der hie und da von dem im Frühjahr ausgetretenen Gewässer kleine Wassertümpfel zurückgeblieben sind. Einige Thürme mit glänzenden Kreuzen ragen vereinzelt empor, und deuten auf die Gegenwart von Wohnungen, die, ihrer dunkeln Färbung wegen, dem Blick des Beschauers größtentheils entgehen. Mitten in dieser ihrer Ausdehnung wegen herrlichen, sonst aber traurigen und unbelebten Perspektive, auf einer Sandbank an der Vereinigung beider Flüsse, wird die Messe gehalten. Die Heiterkeit der Atmosphäre, der gänzliche Mangel an Rauchfängen in dieser temporären Handelsanlage und der blendende Glanz des Sandes machen dem Beschauer einen Augenblick glauben, daß er sich unter einem brennenden Klima befinde. Zahllose Barken mit ihren Masten am Ufer beider Flüsse geben dem Ganzen einen nautischen Charakter.

Die Feuchtigkeit, welche von den Flüssen ausgeht, nebst der Rauhigkeit der Atmosphäre, machen die Luft von Nischnei schärfer als die von Moskau, und die steinernen Gebäude sind hier einem schnellen Verderben ausgesetzt.

An den Thoren von Nischnei, in einer romantischen Lage am Ufer der Wolga, liegt das Kloster Petschersk. Der Ursprung der Stadt reicht bis zur Zeit der Gründung desselben hinauf. Anfangs höher gelegen, stürzte es im Jahre 1596 mit dem von Regenströmen und dem Fluß ausgewaschenen Boden zusammen. Der Czar Theodor Iwanowitsch befahl es wieder aufzubauen und es der Stadt um eine Werst näher zu rücken.

Die Bevölkerung von Nischnei beläuft sich auf 18,000 Seelen; man zählt daselbst 19 Krongebäude, wovon 10 von Backsteinen, die übrigen von Holz, 55 griechische Kirchen, eine evangelische, eine armenische und eine Moschee; ferner 7 Männer- und 1 Frauenkloster, 4 Kapellen aus Backsteinen, 1 Gymnasium und 8 Kirchspielschulen, 1 Militärspital, 2 Civilspitäler, 1 Irrenhaus, 1 Findelhaus, 2056 Wohngebäude, wovon 126 der Krone gehören, Salz- und Branntweinmagazine, 26 stehende Wirthshäuser und 8 temporäre, welche nur die Messe über bestehen, 2 Bazars, 2 Märkte, 1 Theater, nebst noch einem andern für die Meßzeit, 1 Polizeihaus nebst 13 Feuerspritzen, von 51 Mann und 12 Pferden bedient, 128 Nachtwachen, wovon 3 an den Barrieren, 1 Zuchthaus, 1 Ostrog oder Gefängniß; 4 Heerstraßen; 4 Brücken, die über den Oca ungerechnet, 126 Straßen und 1 Boulevard.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 286.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Oktober 1836.

Die Morlacken.

(Von F. C.)

Man bezeichnet mit dem Namen Morlacken jenen Theil der Bevölkerung der Kreise Zara und Spalatro in Dalmatien, welcher das Innere derselben, das ist die Gebirgsgegenden des Festlandes bewohnt. Ihre Zahl dürfte sich beiläufig auf 140,000 Seelen belaufen, wovon 100,000 der römisch-katholischen Religion, die übrigen der orientalisch-griechischen Kirche zugethan sind. Im Kreise Ragusa gibt es keine Morlacken. Dort gebraucht man dieses Wort als Spottname, um damit einen ungesitteten, rohen Menschen zu bezeichnen. Auch im Kreise Cattaro kennt man die Morlacken nur dem Namen nach. Viele wollen die Morlacken aus Bulgarien eingewandert wissen, welche Behauptung jedoch schon durch den rein serbischen Dialekt, welchen sie sprechen, vollkommen widerlegt wird. Die Morlacken sind, so zu sagen ächte eigentliche Serben, welche ungefähr um die Hälfte des 14ten Jahrhunderts aus Bosnien flüchteten, um sich der türkischen Botmäßigkeit zu entziehen. Die Bane von Kroatien und König Sigmund von Ungarn beschützten sie, weil sie dieselben als eine gute Wehr gegen die Türken betrachteten. Leztere eroberten zwar in der Folge einen Theil der von den Morlacken bewohnten Gegenden, dieser fiel aber 1648 den Venetianern zu, wodurch die Morlacken venetianische Unterthanen wurden und entschiedene Feinde der Türken blieben. Was nun die Etymologie des Worts Morlack betrifft, so scheint diejenige, welche Wuck Stephanowich in seiner serbischen Sprachlehre gibt, die treffendste und wahrscheinlichste zu seyn. Der Serbe griechischen Ritus nennt seinen römisch-katholischen Nachbar Scholacz, dieser aber den Griechen Walach eigentlich Wlach. Also heißt Morlack oder Merlach (slav. Mur-Wlabi) so viel als ein am Meere wohnender Walach, oder Seealpenbewohner.

Die Morlacken, obschon nicht überall gleicher körperlicher und Gesichtsbildung, sind im Ganzen ein schöner Schlag Menschen, durchgängig groß und stark, aber äußerst roh, da sie ungeachtet der Bemühungen der östreichischen Regierung bis jezt noch nicht weit vom ursprünglichen Zustande der alten Slaven vorgerückt sind. Auffallend unterscheiden sich von ihnen die Einwohner des Litorale und der Inseln, welche schon ziemlich der europäischen Völker Bildung angenommen haben, und überhaupt betriebsamer und civilisirter sind, während die Morlacken die von ihren Voraltern ererbten rohen Sitten beibehalten haben. Sie wohnen zwar in sogenannten Dörfern, deren Häuser aber so sehr zerstreut sind, daß man gewöhnlich nach dem Dorfe fragt, während dem man öfter schon im Mittelpunkte desselben sich befindet. Die wenigsten ihrer Häuser sind gemauert, sondern bestehen, da die Handwerksleute selten und überdieß die Baumaterialien sehr theuer sind, nur aus vier Wänden von aufgeschichteten Steinen, welche durch kein Bindungsmaterial verbunden sind. Indessen gibt es auch welche, die bloß aus einem mit Lehm und Kothdünger überworfenen Flechtwerk bestehen. In einem solchen nur wenige Klafter im Durchmesser haltenden Raume wohnt die ganze oft sehr zahlreiche Familie beisammen, und nicht selten auch Ochs, Esel und Schweine. Die Dachung besteht aus ungehauenen Kalkschiefer-Platten, Reisig oder Schilf. Statt der Glasfenster dient eine kleine Oeffnung, durch welche zugleich der Rauch hinauszieht, da zumal in demselben Raum auch gekocht wird. Wie sich denken läßt, trägt der Hausrath dasselbe Gepräge der Einfachheit. Die wenigen Mobilien, welche aus Stühlen, oder vielmehr Schemeln, Tisch und Bank bestehen, zimmert sich der Morlacke selbst zusammen. Ein Bett, wie es der deutsche Bauer verlangt, besizt kaum der reichste morlackische Vorsteher. Eben so wenig weiß er von weichen Bettkissen, wenn er anders nicht in näherem Verkehr mit den Insulanern oder Türken steht. Sein Bett besteht in vier zusammengefügten Brettern, welche auf vier hölzernen Pfosten ruhen. Seiner Ehehälfte genügt statt des Ruhebetts ein Futtersack über die Erde gebreitet, während Kinder und das Gesinde bis in den Monat November hinein auf der nackten Erde kampiren.

In Rücksicht der Kleidertracht nähern sich die Morlacken am meisten den Kroaten, was unverkennbar ihren gleichförmigen serbischen Ursprung beurkundet. Der einzige Luxus der Morlacken besteht in schön verzierten Flinten, Pistolen und Hantschars, und silbernen Knöpfen auf einer scharlachtuchenen Weste (Jecérma). Die Waffen trägt er meist in seinem Gür-

tel, wo nebstbei auch ein mit Zinn beschlagenes Horn steckt, in welchem er Fett aufbewahrt, theils um sein Waffengeschmeide vor Rost zu sichern, theils um die durch vieles Bergsteigen wund gewordenen Füße zu schmieren, da er meistens barfuß geht. Seine gewöhnliche Kleidung besteht zur Sommerszeit oft in nichts Anderem, als in einem kurzen leinenen Hemd mit weiten Aermeln und dergleichen langen Beinkleidern. Den Kopf deckt ein rothes Käppchen.

Beim weiblichen Geschlecht besteht die Kleidung gewöhnlich aus demselben Stoff, und wird nur zuweilen bei den Mädchen durch buntere Farben ersetzt. Die Weiber hingegen, unter welchen man nur selten ein schönes Gesicht, sondern meistens verzerrte Züge erblickt, sind gewöhnlich in ein ärmliches und schmutziges Gewand gehüllt, wodurch ihr schlechtes Aussehen noch vermehrt wird. Ueberhaupt ist das Loos des morlackischen Weibes keineswegs das schönste; denn auf ihm ruhen alle Geschäfte, sowohl im Hause als im Felde, und es ist nebst dem Esel das geplagteste Geschöpf im Hause, während der Mann seiner Faulheit und Trägheit pflegt. Hiefür ist der Mann jedoch keineswegs erkenntlich, sondern behandelt das Weib als ein untergeordnetes Geschöpf ganz despotisch. Ist zum Beispiel letztere mit dem Manne in der Stadt und haben sie nicht zwei Pferde, so reitet der Mann, und das Weib, obschon im Reiten eben so geschickt wie der Mann, hält mit dem Pferde gleichen Schritt, wobei sie allenfalls noch belastet ist; daher sind denn auch die Weiber beinahe durchaus verkümmert und unfreundlichen Ansehens, während der größte Theil der Männer von ungewöhnlicher Größe ist. Doch gilt dieß, wie gesagt, nur von Dalmatien.

Die Hauptnahrung der Morlacken besteht in Brod, welches sie aus Gerste, Korn und Hirse (Moorhirse, Holcus Sorghum) bereiten, indem sie Mehl mit Wasser mischen, einen Teig daraus kneten, ihn auf die heiße Herdstelle legen und mit einer Eisenplatte bedecken, welche mit Feuerbränden überschüttet wird. Dieses auf solche Weise ohne Sauerteig bereitete Brod ist natürlich äußerst schlecht, besonders das Hirsebrod. Dabei ist manche Familie noch so arm, daß sie nicht einmal das dazu nöthige Salz kaufen kann. Wer daher in Dalmatien reist, muß sich von Haus aus mit dem nöthigen Brod versehen. Die Morlacken lieben übrigens auch den Genuß der Zwiebeln und des Knoblauchs, des Käses und der Milch. Ein Lieblingsgericht derselben ist die Mamaliga, aus Kukuruz oder Mais-Mehl zubereitet, welche überhaupt als Nationalspeise der Walachen bekannt ist. Fleisch essen die Morlacken nur an großen Festtagen, kennen aber keine andere Bereitungsart als es zu sieden oder zu braten. Gewöhnlich wird dann ein ganzes Schaf oder eine Ziege auf einmal gebraten. In den Tagen der Noth begnügen sie sich wohl auch mit der allerschlechtesten Nahrung. Nicht selten sieht man sie halbreifes Obst genießen und die gemeinsten Gräser und Kräuter, wie die Knollen der ästigen Asphodile und die Wurzelsprossen des wilden Spargels, die sie theils roh, theils mit siedendem Wasser begossen, verzehren. Im Hungerjahre 1829 erzeugte die schlechte Nahrung viele Krankheiten unter ihnen, und Tausende fielen damals als Opfer ihrer rohen, man darf sagen, thierischen Lebensweise. Bei allen diesen Entbehrungen sind übrigens, wie schon erwähnt, die Morlacken ungemein starker und kräftiger Natur, und ihr Körper hat eine Ausdauer, wie man sie nur bei wenigen Völkern finden wird. Im Gebrauch der Feuergewehre sind sie alle geübt, und vortreffliche Fußgänger und Bergsteiger. Die Feinheit und Schärfe ihres Gehörs erregt oftmals Erstaunen. Sie sprechen manchmal aus Entfernungen mit einander, wo ein Fremder kaum einen articulirten Laut vernehmen könnte. Alle haben blendend weiße Zähne, obschon sie weder Bürstchen noch Zahnpulver und Tinkturen kennen, und ihre Zähne durchaus nicht schonen. Ein Morlacke würde es höchst lächerlich finden, eine Nuß oder Mandel mit einem Steine oder Hammer aufzuklopfen. Dazu, meint er, gab ihm Gott die Zähne.

(Schluß folgt.)

Briefe über den spanischen Krieg. III.

(Schluß.)

In dem mir zugewiesenen ansehnlichen Hause, wo ich mehr als die gewöhnlichen Bequemlichkeiten zu finden hoffte, fehlte zu meinem großen Erstaunen Alles, was nur irgend in der Schnelligkeit fortgeschafft oder verborgen werden konnte, obgleich die Zimmer augenscheinlich kurz vorher bewohnt gewesen waren; als wären Teufel in der Stadt eingebrochen, hatte man Alles fortgeschafft. Dieß mag nebst manchen andern Umständen den tiefen Groll beweisen, der in Navarra gegen die Christinos herrscht. Nachdem ich mich umgekleidet, begab ich mich zu dem Oberbefehlshaber, der sich in demselben Hause einquartirt hatte, in welchem Don Carlos, wenn er zu Estella war, residirte, — wahrlich kein prachtvoller Palast! Er enthielt jedoch einen im nördlichen Spanien selten zu findenden Luxusartikel, nämlich ein Kamin, das wir sogleich benützten, indem wir Bündel von getrockneten Reben auf das bereits lodernde Feuer warfen. Nachdem ich am Feuer aufgethaut und mich durch ein ganz erträgliches Abendessen gestärkt hatte, verließ ich frühzeitig meine spanischen Gefährten, um mich durch eine gute Nachtruhe auf die Strapatzen des folgenden Tages vorzubereiten; ehe ich jedoch fortging, erhielt ich den Rath, mich ja beim Uebergang über den öffentlichen Platz so nahe wie immer möglich an die Mauer zu halten. Estella liegt nämlich äußerst romantisch in einem Bassin, dessen umliegende schroffe Felsenberge die Stadt so vollkommen beherrschen, daß jemand, der auf einem der nahen Gipfel steht, Alles was auf dem großen Platze vorgeht, genau sehen, und mit vollkommener Sicherheit auf die Vorübergehenden feuern kann, was die Carlisten während der Nacht, wo die Christinos sich in der Stadt befanden, häufig thaten. Während der letzten Zeit von Valdez Kommando wurde dieser Ort, wie viele andere, den Carlisten preisgegeben, nicht ohne zureichenden Grund, weil es gegen eine, auch sehr unbedeutende Truppenzahl durchaus unhaltbar war und alle vorgelegten Plane, dasselbe zu befestigen, sich ohne Unterschied als abgeschmackt und unausführbar erwiesen. Ueber die Wiedereinnahme herrschte ein großer Enthusiasmus unter den Truppen, welche seit 8 Monaten nicht

mehr so tief in das südliche Land eingedrungen waren, und an ihrer lebhaften Freude erkannte ich, welchen großen moralischen Eindruck ein bedeutender Vortheil über die Carlisten in Madrid und in ganz Spanien hervorbringen würde.

Cordova hatte den Plan, weiter in dieser Richtung gegen die Amescoas vorzudringen, weislich aufgegeben, und beschloß, nachdem er ein Anlehen von 1000 Piastern vergebens von den Einwohnern zu erpressen gesucht hatte, durch das Thal von Allo und Decastillo nach Lerin zu marschiren, wohin er einige Frauen als Geißel für die Bezahlung mitnahm. Ein Theil von Oraa's Brigade hatte am letzten Dorfe auf der großen Straße von Puente nach Estella Halt gemacht, um den Feind zu verhindern, in dieser Richtung eine Bewegung zu machen; bald nach Tagesanbruch marschirten wir wiederum aus dieser schönen Stadt, und überließen abermals den Palast zur Verfügung an Don Carlos. Kaum hatten wir indeß die Stadt verlassen, als wir die carlistischen Pikete und Außenposten auf allen umliegenden Höhen erblickten, wie sie die Bewegungen eines jeden Bataillons beobachteten, um alsbald über unsern Nachtrab herfallen zu können.

Ich habe oben schon bemerkt, daß die Carlisten bei besondern Umständen außerordentliche Entfernungen in unglaublich kurzer Zeit zurücklegen. In diesem Falle, wie in manchen andern, hatte ich einen Beweis von ihrer Schnelligkeit, der fast allen Glauben übersteigt. Als sie Nachricht erhielten, daß die Christinos in Puente la Reyna eingerückt seyen, ging alsbald ein Bote an Eguia ab, dessen Truppen damals hauptsächlich in der Nachbarschaft von Bilbao standen. Bei Empfang dieser unwillkommenen Nachricht, welche ihn erst spät am Nachmittag nach unserm Einzug in Estella erreichte, begann er sogleich seinen Marsch an der Spitze von 12 Bataillonen Infanterie, um diejenigen zu verstärken, mit denen wir am 14ten im Gefechte gewesen waren. Der Vortrab von Eguias Truppen kam auf den Höhen oberhalb Estella noch zeitig genug an, um unsere Bewegungen zu beobachten, nachdem er die unglaubliche Entfernung von 14 Leguas *) über Gebirge in Einer Nacht und zwar in einem Monat wie der November zurückgelegt hatte; mit welchen regelmäßigen Truppen könnte man einen solchen Marsch unternehmen und am folgenden Morgen sich noch acht Stunden hindurch schlagen! Wir waren noch keine Legua von der Stadt entfernt, als ihre Guerillas bereits ein Feuer auf unsern Nachtrab eröffneten, die Christinos hielten einen wüthenden Angriff mit viel Muth und Ordnung aus, und marschirten stets fechtend von sieben Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags nach Lerin, wobei die Carlisten jede von den Christinos verlassene Stellung augenblicklich besetzten, bis wir das Dorf Allo halbwegs zwischen Lerin und Estella erreichten. Hier hörte das Feuer auf und die Carlisten zogen allmählich ihre Plänkler zurück.

In diesem Gefecht benahmen sich beide Theile sehr tapfer, die Christinos unterhielten beim Rückzug von einer Höhe zur andern ein stetes Feuer, und ein Regiment nach dem andern bildete den Nachtrab; die Reiterei machte während des Morgens mehr als Einen Angriff, in deren einem etwa zwanzig Carlisten in ihre Hände fielen, worunter ein Priester, der den Säbel mit Heftigkeit und drohenden Gebärden über dem Kopfe schwingend seine Leute ermunterte, tapfer zu fechten im Namen Gottes, für dessen Sache sie kämpften; ein Platz im Himmel sey, wenn sie fielen, ihr beneidenswerthes Loos. Dieser Mann, mit dem ich mich einige Zeit unterhielt, war schlank und muskulös gebaut, mit einem ausgezeichnet schönen und offenen Gesicht; seinen schwarzen Rock und seine theilweise grauen Haare abgerechnet, wäre ihm das Waffenhandwerk besser angestanden, als das Priesterthum. Man schnürte ihm die Hände mit einem Strick auf den Rücken, führte ihn so nach Lerin und sperrte ihn mit den übrigen Gefangenen ins Gefängniß; später soll er ausgewechselt worden seyn. Viele seines Standes haben ihren heiligen Beruf verlassen, die Waffen ergriffen, und fechten nun in den Reihen von Don Carlos Armee.

*) Eine Legua in Navarra beträgt nahe zu 1½ Stunden.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

(Fortsetzung.)

Der Handel im Allgemeinen.

In den ältesten Zeiten eben sowohl als in unsern Tagen ward der Handel als eines der vorzüglichsten Mittel zu Beförderung der Civilisation betrachtet. In Europa haben die Messen von ihrer Wichtigkeit in dem Maße verloren, als durch die Zunahme der Bevölkerung die Berührungspunkte der Industrie vervielfältigt, die Handelsunternehmungen geordnet und vermehrt wurden. Auch haben die berühmten Messen von Beaucaire, Leipzig und Sinigaglia aufgehört, so wie zur Zeit ihrer Entstehung einen entscheidenden und gewissermaßen unbedingten Einfluß auf die Handelsunternehmungen eines ganzen Jahres zu üben. Der gegenwärtige europäische Handel besteht aus einer ununterbrochenen Reihe von Spekulationen, und alle Bedürfnisse, selbst die des Luxus nicht ausgenommen, werden, so wie sie aufzutauchen beginnen, von den verschiedenen Punkten des Kontinents aus befriedigt. Kurz, die große Wirksamkeit der Messen mußte in dem Augenblick aufhören, wo die Komptoirs und die zahlreichen Banken in Europa ein kommerzielles Gleichgewicht herzustellen begannen. Die Messe von Nischnei aber, weit entfernt von ihrer Wichtigkeit zu verlieren, gewinnt vielmehr immer größern Aufschwung, weil sie der Markt ist, auf dem gewissermaßen ganz Europa Geschäfte mit Asien macht, und aus denen es alle die Vortheile zieht, die es den Fortschritten seiner Industrie und seiner vorgerückten Civilisation verdankt. Ein Grad Civilisation mehr bei den asiatischen Völkerschaften kann nur zur größern Ausdehnung des Handels beitragen, weil er die Operationen desselben erleichtert und Sicherheit der Straßen verbürgt; in dem Maße also, in welchem die Bevölkerung und die Masse der eingebildeten oder wirklichen Bedürfnisse zunimmt, wird die vermehrte Konsumtion auch die Bestellungen in Europa steigern.

Um den Ursprung der Messen in Rußland aufzufinden, müßte man bis zu den frühesten Zeiten des Götzendienstes zurückgehen; denn zu jener Zeit wurden neben den heidnischen Tempeln in Biarmien oder Groß-Permien — dem Kultus des Zlotaiababa (altes Gold) geweiht — und auf der Insel Rügen, an den Küsten des baltischen

Digitized by Google

Meeres zu Swetovite, ein temporärer Markt gehalten. Es läßt sich vermuthen, daß auf mehrern Punkten Rußlands, nämlich allenthalben, wo der Handel eine Straße und der Götzendienst einen Tempel hatte, solche Märkte gehalten wurden. Als in der Folge das Licht des Christenthums den Norden aufklärte, erhielten sich diese ersten Anfänge eines Handels durch die Macht der Gewohnheit, und der zur Feier eines Schutzpatronsfestes versammelten Menge schloßen sich bald Kaufleute an, welche für die Bedürfnisse der Andächtigen sorgten.

Die Messe von Nischnei wurde anfangs bei einem im 16ten Jahrhundert, unter der Regierung des Czars Michael Feodorowitsch, gegründeten und dem heiligen Makarius geweihten Kloster gehalten. Der Heilige hatte im 15ten Jahrhundert an dem Ort gelebt, der 1145 von Ulu Mehemet, Czar von Kasan, verwüstet wurde, und bis zum Jahre 1624 in Ruinen blieb, zu welcher Zeit dann das Kloster auf Kosten eines Einwohners von Murome wieder aufgebaut wurde. Der Czar Alexis Michailowitsch, berühmt in der Geschichte durch mehrere nützliche Anstalten, blieb auch für die Vortheile, welche der Binnenhandel bot, nicht gleichgültig, und richtete seine Aufmerksamkeit auf die Messe von Makariew, wo eine Menge von Kaufleuten nicht nur aus Rußland und Sibirien, sondern auch aus Polen, der Türkei und Persien zusammenkamen.

Der lange Lauf der Wolga, des schönsten Flusses in Europa, der diesen Welttheil mit Asien verbindet, machte die Anlage eines Stapelplatzes nothwendig; um aber dieses Unternehmen mit Erfolg auszuführen, mußte es auch hinsichtlich seiner politischen Lage begünstigt seyn. So lange die Königreiche Astrachan und Kasan bestanden, konnte Rußland, stets genöthigt auf seine Vertheidigung bedacht zu seyn, sich nicht mit Sicherheit Handelsunternehmungen widmen, und da es Sibirien noch nicht kannte, fehlten seinem Handel die wichtigen Quellen, die ihn eines Tages nähren sollten. Nur erst nach dem Sturz des Thrones von Kasan und des Königreichs Astrachan wurde es Herr des ganzen Laufes der Wolga und der sich in diese ergießenden Flüsse; denn die wichtigen Eroberungen Iwan Wassiliewitschs VI hatten, indem sie das Joch der Tataren für immer zerbrachen, die Schätze Sibiriens geöffnet und die Anknüpfung wichtiger Verbindungen mit Persien, Indien und China erleichtert. Der bisher zwischen den Tataren und Russen bestandene Tauschhandel, der bald in Kasan selbst, bald in den Gränzstädten beider Staaten betrieben wurde, begann nun sich zu centralisiren, und Makariew, das im Anfang des 15ten Jahrhunderts als Sammelplatz für Käufer und Verkäufer gewählt worden war, wurde ferner von ihnen besucht, und erhob sich bald zum Rang des ersten Marktes von Rußland.

Die Messe gewann unter der Regierung des Czars Alexis Michailowitsch eine ziemliche Bedeutung, so daß dieser Fürst bedeutende in den Jahren 1641, 1681 und 1682 festgesetzte Einkünfte erhob. In der Folge, als Peter der Große an der Herrschaft über das baltische Meer Theil genommen und die Märkte Rußlands dem ganzen westlichen und südlichen Europa geöffnet hatte, mußte sich natürlich ein Stapelplatz für den Handel mit Asien bilden, und theils wegen seiner Lage an der Wolga, theils wegen seiner ausgedehnten frühern Verbindungen, fiel die Wahl auf Makariew. Später gab der chinesische Handel dieser Messe den Aufschwung, der sie so berühmt gemacht hat.

Damit man vollkommen begreife, was die Regierung durch Erbauung des großen Bazars von Nischnei zu Gunsten des Handels gethan hat, dürfte es nöthig seyn, einen flüchtigen Ueberblick der früher zu Makariew bestandenen Handelsanstalten vorauszuschicken.

In den ersten Zeiten gehörten die Hallen und Buden des Marktes dem Kloster, das zu ihrer Erhaltung eine Wache von 500 Mann unterhielt; da aber bereits im Jahre 1750 der Zudrang von Kaufleuten zu dieser Messe sehr bedeutend wurde, so ließ die Regierung einen Bazar aus hölzernen Gebäuden aufführen. Die Erhöhung der Miethe, die man zu verschiedenen Zeiten aus den 800 Läden bezog, die er enthielt, gibt einen Begriff von der steigenden Ausdehnung des Handels. Im Jahre 1790 nahm die Krone 15,000 Rubel für Miethe ein; 1800 24,000; 1804 80,000 und 1810 120,000 Rubel; damals aber wurde die Messe von dem Kloster in die Stadt Makariew selbst verlegt, eine Maßregel, welche durch den großen Zufluß von Kaufleuten, die beim Kloster keinen Platz mehr fanden, geboten ward. Die Krone verwendete 70,000 Rubel auf Erbauung eines Bazars, der mehr als 3000 Läden enthielt, und der Handelsstand steuerte zu diesem Bau 500,000 Rubel bei. Der Hauptmarkt dieses Bazars hielt 300 Saschenen in der Länge und 80 in der Breite. Als die Gebäude indeß im August 1816 ein Raub der Flammen wurden, beschloß die Regierung, die Messe nach Nischnei zu verlegen, weil dieser Ort bequemer sey und dem Handel größere Erleichterungen biete. In der That waren auch die Vortheile, den Makariew als Handelspunkt bot, nicht größer als jeder andere, in gleicher Entfernung von Kasan und Moskau, an der Wolga gelegene Platz sie bieten konnte, und man begann einzusehen, daß eine der ersten Messen in Europa ferner nicht in einem Flecken gehalten werden könne, wo die Behörde die Geschäfte nur sehr unvollkommen überwachen konnte. Zudem hatte Makariew noch andere Unbequemlichkeiten, die aus seiner Lage entsprangen; die Messe wurde auf dem linken Ufer der Wolga gehalten, man war daher genöthigt, alle Waaren, die man dahin brachte, über den Fluß zu setzen. Ferner war das Ufer auf dieser Seite sehr niedrig, weßhalb die jährlichen Ueberschwemmungen die Aufführung solider Gebäude unmöglich machten, und endlich bot der Ort kein hinlängliches Unterkommen für einen so großen Zusammenfluß von Menschen. Nischnei dagegen, am Zusammenfluß der Oca und Wolga gelegen, hatte alle Bequemlichkeiten der Lage von Makariew, ohne dessen Unannehmlichkeiten.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Orient hat aber die Messe immer noch den alten Namen.

Samstag den 25sten April war zu Hobarttown der Himmel auf der ganzen südwestlichen Seite von einem Südlicht glänzend erleuchtet; dasselbe erhob sich bis zu 80 Graden über den Horizont. (Hobart Town Courier.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 69** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** **Ben Brace.** Von Kapitän Chamier. — **Le chemin de traverse.** Von Jules Janin. (Fortsetzung.) — **Proben russischer Dichtungen. 2. Der Sänger.** Von Puschkin.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 287.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Oktober 1836.

Alpenreisen.

4. Brieg, das Städtchen am Fuße des Simplon. — Die Fleischthürme. — Das Rhonethal. — Ueber die absichtliche Zerstörung der Simplonstraße.

Zeitig genug, um Alles in günstiger Beleuchtung zu sehen, waren wir zu Brieg eingetroffen „ein feines Städtlein, wenn es umbmauert wäre," wie Münsters Kosmographie meint; oder „ein schöner, lustiger und stattlicher Fleck von Gebäuen und allen Dingen," um mit Stumphius zu sprechen. Der Billigkeit gemäß sollte hier wenigstens die Statue des heiligen, wenn auch nicht des kaiserlichen Napoleon auf offenem Marktplatze errichtet werden. In der That hat die Simplonstraße zunächst diesem Orte vielfachen Nutzen gebracht, durch vermehrten Handel und Verkehr und durch so manchen Reisenden, der jedoch sicher nicht, wie Fäsi vor 70 Jahren, ausrufen würde, „in Brieg lebt ein Fremder fast um Nichts!" Van der Hagen und Raumer fanden 1816 in der Postmeisterin von Brieg einen wahren Satansengel, von welchem sie dermaßen geprellt und geschnellt wurden, daß sie federleicht über den Simplon hinweggeflogen wären, ohne vier Pferde bedurft zu haben, die man ihnen hier aufzwang. Wenn Brieg für die Börse der meisten Reisenden eine Art Scylla ist, so wartet ihrer jenseit, wo die Straße den Lago maggiore erreicht, eine unbarmherzig verschlingende Charybdis. Wer durch Wildbäche und Abgründe nicht aufzuhalten war, wer sich durch Felsenlabyrinthe glücklich hindurch gewunden hat, was übrigens auf einer Straße leicht möglich ist, die sich wie ein breites ungetrenntes Band sanft entwickelt: den ruft von hohem blumenreichen Söller in das Post- und Gasthaus von Baveno ein Syrenenpaar hinein. Durch Armida's Zauberkräfte auf den nahen borromäischen Inseln scheinen mittelalterliche Wegelagerer in reizende Italienerinnen verwandelt worden zu seyn, um alle Zugvögel der Simplonstraße in ihr Netz zu locken, und sie nicht anders als gerupft von dannen ziehen zu lassen. Sie sind, die Erfahrung hat es gelehrt, berechtigt und befugt, für jeden Blick des romantisch gestimmten Pilgers auf Isola bella und Isola Madre, nicht bloß den Silberblick seiner Thaler, sondern deren Realität selbst in Anspruch zu nehmen. Doch tröstlich bleibts, auch hier wenigstens Leidensgenossen zu haben!

Von den Fleischtöpfen Aegyptens weiß alle Welt zu erzählen, von den Fleischthürmen Briegs dagegen spricht kein Mensch, und doch ist es nothwendig, um den Ort nicht für frömmer zu halten, als er wirklich ist. Malerisch macht es sich allerdings, sieht man jenseits der Rhonebrücke, aus den Kastanien- und Nußbaumhainen unter Burg Naters, auf 2184 Fuß über das Meer erhöhter Bergterrasse plötzlich vierzehn Thürme in einer Reihe zu erblicken, die eben so vielen Kirchen und Klöstern anzugehören scheinen und dem römisch-katholischen Städtchen Brieg wahrlich etwas Heidnisches, einen orientalischen oder maurischen Anstrich verleihen, zumal da diese Thürme bald Moscheen- bald Minaret-ähnliche Formen haben. Außerdem sind sie und die Ortshäuser fast insgesammt mit silberglänzendem Glimmerschiefer eingedeckt, wodurch das Ganze beim Sonnenschein noch mehr Ungewohntes und Fremdartiges erhält. Und dann erst die Gebirgslandschaft rings umher; mag man sich nun südlich gegen die Mäder- und Glyshörner und den Simplon, westlich der Rhone entlang gegen das Wispthal und die Seitenarme des Monte-Rosa, nördlich gegen die Alpen wenden, welche das Berner Oberland verdecken, oder östlich gegen die Grimsel, Furka und den St. Gotthard hin!

Um den Gesichtskreis noch zu erweitern, beschlossen wir einen jener vierzehn Thürme zu ersteigen. Unser Führer fragte: „den Thurm der Herren Jesuiten oder einen Fleischthurm?" Man stimmte für den letzteren; und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß die Mehrzahl jener Minarets zu sehr profanem Gebrauch bestimmt und nicht durch Glocken, sondern durch Schinken geschmückt ist: denn viele Jahrgänge von in der Luft gedorrtem Fleisch zu besitzen, gilt in Brieg eben so für eine Art von Stammbaum, wie in andern Gegenden der Schweiz sehr alte Käse die Stelle der Wappenbriefe vertreten. Bei dem Anblick dieser materiellen Fülle in solch geistlicher Hülle trat das Wort von Sebastian Münster mir als lebendig gewordene Wahrheit entgegen, das er schon 1550 niedergeschrieben hatte: „die Brieger machen viel dürr Fleisch, das sie gediegen Fleisch nennen, und besonder von den feisten Schafen oder

Hämmlen, räuchens nicht, sondern nach dem Salz dörren sie es im Luft und legens darnach ins Stroh." Dieß Fleisch wird auch roh gegessen, und gilt für eine Delikatesse, doch nur bei denen, die von Jugend auf daran gewöhnt sind.

Nachdem wir uns durch die Schinken und Speckschwarten hindurch gearbeitet und über sie emporgeschwungen hatten, that sich wirklich ein prachtvolles Landschaftsbild auf, das kein Simplonreisender zu beaugenscheinigen versäumen sollte. Ein beträchtlicher Theil des Wallis lag nun deutlich vor uns ausgebreitet, ob zwar von Breite hier eigentlich nicht die Rede seyn kann. Wir sahen eine große Strecke dieses wunderbaren Landes, dieses 42 Stunden langen Hauptthales, das noch zwölf Seitenthäler hat und etwa von 80,000 Menschen bewohnt ist. In diesem Rhonethale, zwischen himmelhohe, furchtbar zerrissene Felsenmauern eingeklemmt, deren größte Breite keine Stunde beträgt; wo das unbebaute Land zu dem bebauten sich verhält wie Fünfzehn zu Eins, kann der Reisende auf kurzer Wegstrecke alle Jahrszeiten antreffen: den Frühling auf den höheren Vorbergen, den Sommer auf den Hügeln, den Herbst in der tieferen Fläche und den ewigen Winter auf den Gipfeln der Alpen. Nicht allein dadurch ist es merkwürdig, daß Julius Cäsar, Karl der Große und Napoleon in seine Schluchten hinab und über seine Eisgipfel in den Garten Europa's hinüberstiegen; nicht allein durch den Riesenbau der Simplonstraße, durch die Wildbäder von Leuck, durch seine an spanische Traubengluth erinnernde Weine; durch seine Pflanzenvegetation, welche der heißen Zone und Lappland zugleich angehört: sondern auch durch die Romantik seiner Alpenpfade über den großen St. Bernhard, die Grimsel, Furka und Gemmi, über die Gletscher des Monte Moro und des Griesberges; über jene Höhen, welche in das arkadische Chamounythal, in die reizenden Gefilde des Genfer-, des Brienzer- und Thunersees hinüberführen.

Man sieht sich in einem Thale, das eines der tiefsten unserer Erde ist, das einer langen Gemäldegalerie von Poussin's und Salvator Rosa's gleicht und in Europa's höchste Alpenketten wie eingebettet liegt, über welche man dort südlich binnen einer Tagereise zu den Lorbeer- und Citronenhainen der borromäischen Inseln gelangt; mehr im Westen binnen zwei Tagen die Eiswüsten des Monte Rosa und Montblanc zu betreten vermag; hier nordwestlich nur in geringer Entfernung von jenem 58 Quadratstunden messendem Gletschermeere ist, aus welchem sich die majestätischen Pyramiden der Schreckhörner und der Jungfrau in den Aether emporschwingen, und dessen Ufer, außer dem Wallis, noch das Grindelwald, Hasli und Lötschthal bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Morlacken.

(Schluß.)

Vor Allem haben übrigens die Morlacken unverkennbar große Anlage zur Tonkunst, die einmal entwickelt, selbst den Böhmen einst den Rang streitig machen dürfte. Ihre musikalischen Instrumente bestehn zwar größtentheils aus der Sackpfeife und einer Leyer mit 4—6 Saiten, doch trifft man zuweilen auch die Geige und den Dudelsack. Außer diesen lieben sie insbesondere den Gesang; denn singend geht der Morlacke Nachts über einsame Bergpfade, singend beschließen die Weiber sammt Töchtern und Gesinde gewöhnlich den Tag, und nicht selten sogar hört man ihre Melodien, die uns freilich nicht immer angenehm aus dem Schlaf wecken würden, noch bis in die tiefe Mitternacht. Ihr Gesang ist jedoch melancholisch und düster, so wie auch ihre Volkslieder fast durchgängig einen erhabenen und feierlichen Gang haben, daß man sich in die Zeiten der Barden versetzt dünkt. Die Texte ihrer Volkslieder, welche meistens die Thaten der fürs Vaterland gefallenen Helden der Vorzeit enthalten, zeichnen sich auch durch unverdorbene Herzlichkeit der Gefühle, durch edle Sitteneinfalt und leichten Fluß der Strophen aus, und sind fast jedem Morlacken geläufig, ohne daß er sie niedergeschrieben bei sich herumträgt. Nicht selten geschieht es, wenn ein Morlacke einsam und singend seinen Weg hinwandert, daß ein anderer Morlacke, den das Ungefähr zum Fußgänger auf einem entgegengesetzten Bergpfade macht, die zweite Strophe nach eben derselben Melodie zu singen anfängt. Beide Morlacken freuen sich über diesen Wechselgesang und ihr Text wird jetzt ein abwechselnd aus Fragen und Antworten bestehender Dialog, den sie so lange fortsetzen, als sie sich nur immer wechselsweise in den allmählich größern Abständen ihrer Gebirgssteige hören können, bis endlich jeder morlackische Sänger dem Echo der Thäler seinen letzten Dank mit trillerartig gezogenem Tone anstimmt.

Der Lieblingstanz der Morlacken heißt Kolo, und wird mit einer Musik, welche, beiläufig gesagt, von savoyardischen Bärentreibern geborgt scheinen könnte, begleitet. Derselbe besteht in kreisförmigen Bewegungen, die bald in eine Ellipse, bald in ein ungleichseitiges Viereck bei der Arm in Arm geschlossenen Menge übergehen, je nachdem der tanzende Haufen weniger oder mehr über die schöne Form nachlässig hinwegsieht. Bei derlei Gelegenheiten äußert sich dann die Munterkeit bei beiden Geschlechtern bald in so excentrischen Sprüngen, daß die sittliche Schönheit hier vergeblich auf Verehrung Anspruch macht.

Obgleich, wie aus dem bisher Gesagten hervorgeht, die Morlacken nicht ohne gute natürliche Anlagen sind und einen gesunden Verstand verrathen, sind sie nichtsdestoweniger in hohem Grade unwissend und abergläubisch; denn noch glauben sie fest an unsichtbare Vampyre, welche jungen Kindern das Blut aussaugen. Mancher Morlacke bittet deßhalb sogar vor seinem Tode seine Eltern, an seinem Körper, bevor er in das Grab gesenkt werde, diese traurige Operation vorzunehmen, damit es ihn nicht nach seinem Tode nach dem Blute junger Kinder dürsten möge! Eben so allgemein ist ihr Glaube an über- und unterirdische Geister und Zauberer, insbesondere beim weiblichen Geschlecht, deren Einbildungskraft noch immer reicher an Visionen ist, als jene der Männer. Indessen darf man sich über diese Unwissenheit nicht wundern, da es ihnen bisher an allen Bildungsmitteln fehlte. In den morlackischen Dörfern wußte man nichts von Schulen. Ihre Geistlichen, gleichviel ob Katholiken oder Griechen, waren unwissend, wie jeder ge-

Digitized by Google

meine Morlacke selbst, und unterschieden sich von ihnen bloß durch den Halskragen und das schwarze Käppchen. Die Wenigsten von ihnen sind des Schreibens kundig und dieß höchstens in ihrer Muttersprache; denn es besteht unter ihnen nicht die lateinische, sondern die cyrillische Liturgie. Es genügte ehemals, um zur Priesterwürde zu gelangen, ein kleines Examen bei dem eben so unwissenden Ordinariate, welches in Hersagung einiger in einem Büchlein abgefaßten Fragen und Antworten bestand. Doch jetzt verfährt man hierin strenger. Die morlackischen Geistlichen genießen übrigens außer den Stolgebühren, welche äußerst gering sind, nichts als einen keiner Steuer unterworfenen Antheil steinigen Landes, sie haben dabei nicht einmal bequeme Wohnungen, und leben deßhalb so beschränkt und ärmlich wie ihre Pfarrkinder. Ihre Häuser liegen im Bezirk der Dörfer selbst, während die Kirche gewöhnlich weit entfernt, auf einem einsamen Platze, von Innen eben so schmucklos wie von Außen dasteht.

Mit der Kultur der Bewohner dieses Landstrichs scheint aber auch die Natur in ihren Schöpfungen gleichen Schritt halten zu wollen. Ist doch der Boden selbst mit mehr losen Steinen (Geröll von den Kalkbergen), als Pflanzen übersäet, und es ist in der That merkwürdig, wie sich in diesem milden Klima die Natur so karg und arm zeigt. Ein kurzes trockenes Gras, Wachholder, Distel und Dornen sind beinahe die einzigen und hauptsächlichsten Pflanzen, die man antrifft, und diese wachsen kümmerlich genug auf den großen steinigen Strecken, welche das Land darbietet. Dabei sind auch die Straßen überaus schlecht beschaffen und meist ohne alle Spur eines Geleises. Fuhrwerke sind deßhalb schon etwas Seltenes, und die wenigen vorhandenen Wagen mögen wohl kaum seit ihrer ursprünglichen Erfindung eine Veränderung erlitten haben. Die Räder sind nur aus Pfosten zusammengenagelt und von verschiedener Form, meistens viereckig und gleich wie das Uebrige äußerst plump, so daß der leere Wagen allein beinahe 6 Ochsen bedarf, um ihn von der Stelle zu bewegen. Die Transporte geschehen deßhalb gewöhnlich auf Saumrossen und Eseln.

Ein Sturm in den Orkneys.

Wenn der Reisende das gute Glück hat, während eines Sturmes sich auf den Orkneys zu befinden, so wird er den gänzlichen Mangel einer schönen Scenerie nicht mehr beklagen, indem sich ihm dann das erhabenste Schauspiel bietet, von dem er noch je Zeuge war. Wenn er sich bei dieser Gelegenheit an die Windseite begibt, besonders wenn diese am westlichen Ufer ist, so wird er Wogen von einer Größe und Gewalt erblicken, von der er vorher noch keinen Begriff hatte. Gleich Ungeheuern tauchen sie aus dem atlantischen Ocean auf, und treiben sich mit emporgerecktem Haupt, die Mähnen im Winde flatternd, brüllend und schäumend auf ihm herum, bis eine solche Niagarafluth gegen die gegenüberliegenden Abgründe schlägt, daß die Felsen in ihren Grundvesten zittern, während die Wasserfluthen, welche sich gleich darauf wohl hundert Fuß hoch über die Felsengipfel erheben, das umliegende Land überschwemmen und gleich Wolkenbrüchen auf die entgegengesetzte Seite der Inseln herabfallen. Alle Brunnen, bis auf eine Meile vom Ufer, sind auf einige Tage nach einem solchen Sturme salzig. Jene, welche eine halbe Meile vom Meere leben, sagen, daß der Boden ihrer Hütten von dem Anschlagen der Wellen zittere. Felsenstücke, welche drei Männer nicht fortbewegen konnten, werden von den 60 bis 100 Fuß über dem Meeresspiegel emporragenden Gipfeln der Klippen weggespült, und ungeheure Felsenmassen sind bis auf eine bedeutende Strecke zwischen der Marke der Ebbe und der Fluth fortgeführt werden. Bei einem Besuch der West Craig einige Tage nach einem Sturm wurden Steinsetten in Menge auf den naheliegenden wohl 100 Fuß hohen Hügeln gefunden.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

Der Handel im Allgemeinen.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1817 baute man Barracken von Holz und die Brücke über die Oca, 250 Saschenen lang und 8 breit. Anfangs war es im Antrag, den Bazar der Messe von Nischnei auf das rechte Wolgaufer unweit der Straße nach Kasan zu verlegen, wo der Boden fest ist und nicht aus Sand besteht; allein man zog die Stelle, wo beide Flüsse sich vereinen, vor. Durch die Ueberschwemmungen, welche bei Thauwetter eintreten, wurde der Platz, wo jetzt die Meßgebäude stehen, unter Wasser gesetzt, man war daher genöthigt, sie auf Pfähle zu stellen und eine bedeutende an manchen Stellen 21 Fuß hohe Aufschüttung vorzunehmen. Die ungeheure Summe, welche jene Arbeiten kosteten, sind jedoch keineswegs zu bedauern, wenn man bedenkt, daß der ganze Lauf der Wolga nirgends eine für den Zweck günstigere Lage bietet, als die an der Mündung der Oca. Die Wolga wäscht in der That alle Jahre das rechte Ufer mehr aus, und sucht in das von der Messe besetzte Gebiet einzugreifen; es wird indeß nicht schwer fallen, der Natur durch Kunst entgegen zu arbeiten. Auch das linke Ufer der Oca bedarf gleichfalls eine Erhöhung, denn schon zweimal haben sich zur Meßzeit Ueberschwemmungen eingestellt, welche dem Handel einen bedeutenden Schaden zufügten.

Der auf dem linken Ufer der Oca und auf dem rechten der Wolga errichtete Bazar bildet ein Parallelogramm in der Richtung von Süden nach Norden. Die südliche Seite besteht aus einer doppelten in der Mitte einen Durchgang offen lassenden Reihe von Läden. Hinter diesen Reihen befinden sich die Regierungsgebäude, aus drei Häusern bestehend, von denen das mittlere zur Meßzeit vom Gouverneur bewohnt wird, und mit einem Fronton von moderner Bauart geziert ist. Die beiden andern, an den Seiten des erstern, enthalten die Polizei, die Handelsbank, die Postverwaltung und ein Spital. Zwei doppelte Reihen von Läden, den bereits erwähnten entsprechend, bilden mit jenen und den Krongebäuden ein längliches Viereck, in der Richtung von Osten nach Westen. An dieses Viereck stoßen, von Süden nach Norden, 48 Gebäude, 6 zu 6 auf jeder Seite einer großen Straße, und 96 Reihen von Läden bildend. Jedes dieser Gebäude bietet an beiden Außenseiten Magazine, vor welchen sich Bedachungen, auf Säulen von gegossenem Eisen ruhend, befinden, welche gedeckte Galerien bilden. Solcher Magazine befinden sich in jeder Reihe 21, mithin in jedem Gebäude 42; oberhalb eines jeden Ladens ist ein Zimmer zur Wohnung für den Kaufmann und seine Kommis bestimmt. Am äußersten nördlichen Ende dieser Reihen sieht man die chinesischen oder sibirischen Waarenlager

zu der Richtung von Osten nach Westen. Es sind dieß vier Gebäude, ebenfalls auf beiden Seiten mit Galerien versehen, im chinesischen Styl gebaut und mit einer Menge von Verzierungen bedeckt, was gegen die Einfachheit der übrigen Gebäude grell absticht. Auf der nördlichen Seite des Meßplatzes und der großen Straße gegenüber, befindet sich die sehr gut gebaute Kirche mit korinthischen Säulen. Da der Zusammenfluß einer so großen Menschenmenge die Anlage von öffentlichen, der Gesundheit nicht nachtheiligen Abtritten erforderte, so hat man diese in unterirdischen Gängen angebracht, welche sich auf der östlichen und westlichen Seite des Bazars ausdehnen. Von Entfernung zu Entfernung sind massive Thürme in der Form von türkischen Zelten aufgerichtet, die den Eingang bilden, wo man auf einer Treppe zu diesen eben so seltsamen, als nothwendigen Katakomben gelangt. Luftzüge, in Gestalt von Schornsteinen, entfernen die Miasmen so viel als möglich, und da das Ganze unter der Erde sich befindet, so wird die Atmosphäre der Messe durchaus nicht verschlechtert. Diese unterirdischen Gänge sind eine eben so glückliche als heilsame Erfindung, die dem philanthropischen Geist des Erbauers alle Ehre macht. Rund um den Bazar, mit Ausnahme der südlichen Seite, hat man ein tiefes Bassin gegraben, welches sein Wasser von dem gegen Nordost gelegenen See Meschtschersfoi erhält. Ich weiß nicht, ob es wegen des Unterschieds zwischen dem Niveau seines Wassers und dem der Wolga, seinen ursprünglichen Zweck, die Waaren bis in den Mittelpunkt des Meßplatzes zu führen, jemals erfüllen konnte, indeß versieht er doch den Bazar mit Wasser, hält die unterirdischen Galerien rein und trägt zur allgemeinen Verschönerung bei. Damit es im Sommer nicht austrockne, hat man einen 18 Werste langen Kanal angelegt, der alles auf seinem Wege befindliche Fluß- und Regenwasser aufnimmt und dem Wasserbehälter zuführt. Ueberschreitet man dieses Bassin in der Nähe der Kirche, so kommt man auf der einen Seite (gegen Osten) zur Moschee, und auf der andern (gegen Westen) zur armenischen Kirche. Diese beiden Gebäude sind rund und mit Säulengängen von dorischer Ordnung versehen; auf der armenischen Kirche erhebt sich eine Kuppel und auf der Moschee ein Spitzthurm mit dem halben Mond. Der günstigste Punkt, um den ganzen Meßplatz mit Einem Blick zu übersehen, befindet sich am Ende der großen Straße zwischen den chinesischen Ladenreihen. Von dieser Stelle aus hat man beide Kirchen und die Moschee, die Regierungsgebäude und sämmtliche Ladenreihen des Bazars vor Augen, die mit der unter ihren Galerien wogenden Menschenmenge ein eben so großartiges als malerisches Schauspiel bieten.

Um die Symmetrie nicht zu verletzen, hat der Baumeister des Bazars alle Läden von gleicher Größe gemacht, woraus die Unbequemlichkeit entspringt, daß der Eine zu viel, der Andere zu wenig Platz hat, indem ein Juwelenhändler über denselben Raum verfügt als ein Möbelhändler. Der Bazar reicht, seiner großen Menge von Läden ungeachtet, dennoch nicht hin, um die Menge von Waaren zu fassen, welche auf die Messe von Nischnei gebracht werden, weßhalb man hölzerne Gebäude errichtet, die zu Ende der Messe wieder abgebrochen werden. Diese **Balaganen** oder Barracken, hinlänglich bequem, um eine große Masse von Waaren zu bergen, sind jedoch nicht fest genug, um dem Regen immer den Einlaß zu wehren, woraus oft großer Schaden erwächst. Eben so unbequem sind natürlich auch die Wohnungen, welche sie den Kaufleuten bieten. Besser befinden sich dagegen jene, welche den Bazar bewohnen, wo sie Abends von den Troglodyten der Barracken heimgesucht werden, die sich bei ihnen am Kerzenschein ergötzen, der aus ihren hölzernen Wohnungen der Feuersgefahr wegen verbannt ist. Diese temporären Meßgebäude befinden sich auf der südlichen und westlichen Seite des Bazars; gegen Süden, auf einer von der Oca gebildeten Halbinsel, befinden sich die Buden der Eisenhändler, die mehr als eine Werst in der Länge einnehmen. Gegen Osten halten die Gewürz-, Wein- und die Seifenhändler von Kasan feil; auch findet man hier Koffer aus Sibirien, Pferdegeschirr, armenische Waaren, als Branntwein von Kißlar, getrocknete Fische, Reiß u. s. w.; ferner Buden mit Bettfedern, trocknen Häuten, Fischleim, Kaviar, Ziegenhaar u. s. f. Mehrere Reihen von Buden stehen an den Ufern der Wolga und der Oca, unter andern jene, in denen man die Holzwaaren verkauft, welche in den Städten und Dörfern des Littorals der Wolga verfertigt werden; dann diejenigen, wo man Krystalle, Glocken, Pottasche, Thierleim, Thee u. s. w. feil hat. Auf der Ebene, welche den Bazar umgibt, sieht man Werkstätten aufgeschlagen, wo die verschiedenen Gegenstände bereitet werden, welche in den Meßverbrauch einschlagen, als z. B. die der Böttcher, Wagner, Messerschmiede, Wäscherinnen u. s. w.

Obschon man versucht hat, die Waaren gleicher Art in den Reihen, welche ihren Namen führen, zu vereinigen — wie z. B. die Tücher in der durch diesen Namen bezeichneten Gasse — so kann diese Ordnung dennoch wegen besonderer Rücksichten nicht immer aufrecht gehalten werden, und so sieht man Champagner und Kattune in der sibirischen Reihe, und Rauchtabak in der für Modewaaren bestimmten verkaufen u. s. w.

In der Nähe des Meßplatzes liegen zwei Dörfer; das eine, Sunawin genannt, hat ziemlich hübsche Häuser, von denen der größte Theil von Meßfremden besetzt ist; das andere, Namens Gardeewka, steht weniger in Ruf als das erstere, und wird von betriebsamen Bauern bewohnt, die sich den Meßfremden nützlich zu machen suchen. Der Meßplatz selbst liegt ganz auf dem Gebiet von Nischnei, und gränzt auf der einen Seite an den Distrikt von Balakhna und an der andern an die Wolga, auf deren jenseitigem Ufer der Distrikt von Simenowskoi beginnt.

Die Aufsicht auf der Messe ist einem Direktor übertragen, und der Handelsstand wählt sich für jede Ladenreihe einen Aeltesten, der bei Zwistigkeiten als Schiedsrichter auftritt, und der Regierung den geforderten Nachweis über die Menge der zugeführten und abgesetzten Waaren u. s. w. ertheilt. Klagsachen bedeutender Art unterliegen der Entscheidung des Gouverneurs, der seinen Bescheid zu Vermeidung lästiger Weitläufigkeiten wo möglich stets auf der Stelle ertheilt. Bei Eröffnung der Messe wird eine Verordnung hinsichtlich der bestehenden Vorschriften über Ladenmiethe, Reinlichkeit und Feuerordnung angeschlagen.

Für die Messe des Jahres 1827 bezog die Handelsdirektion für Ladenmiethe von 2084½ Läden 294,282 Rubel. Die Zahl der Bretterbuden belief sich auf 1500½, die für 115,162 Rubel 60 Kopeken vermiethet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Orleans hat eine Sammlung kleiner arabischer Modelle von Männern, Frauen und Pflanzen mit aus Afrika gebracht. Sie stellen alles Merkwürdige des Landes dar, sind aber nur von getrocknetem Thon und sehr zerbrechlich. Der Prinz läßt sie deßhalb für seinen afrikanischen Salon in Bronze modelliren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 288.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Oktober 1836.

Die Musik in Hindustan. *)

Erst in neuern Zeiten haben die Europäer sich herabgelassen zu glauben, daß auch in Indien die schönen Künste gepflegt wurden; Architektur und Skulptur haben sich endlich ihrer Aufmerksamkeit aufgedrungen, und Kapitän Willard hat eine Abhandlung über indische Musik bekannt gemacht, die er nicht bloß aus Büchern schöpfte, sondern auch lebende Kenner und Künstler (vinkar) befragte, und wobei er einige merkwürdige Analogien zwischen der Musik der alten Griechen und der Hindus nachwies. Im Eingang suchte er die hindustanische Musik gegen die Verachtung zu rechtfertigen, in die sie durch Vorurtheil und Unkenntniß, hauptsächlich aber wohl auch durch die grobe Unwissenheit der einheimischen Lehrer, gefallen sey. Die Eingebornen scheinen in ihren Ansichten hinsichtlich dieser Kunst nicht einstimmig zu seyn: die Hindus loben sie und betrachten sie als eine erlaubte Vergnügung, einige muhammedanische Gesetzgeber erklären sie aber für eine unheilige Kunst, und andere dulden sie nur.

Der Verfasser lobt die einheimische Musik, die aus Melodien besteht, aber die Harmonie nicht kennt. Ihre Entartung schreibt er von der Zeit Muhammed Schah's her, der sie beschützte, seine Nachfolger aber hatten weder Ruhe noch Muße zu solchen Vergnügungen, und „die Sicherheit und Stabilität, welche die britische Regierung aus politischen Gründen den einheimischen Fürsten verschaffte, trug wesentlich dazu bei, sie schwelgerischer und weibischer zu machen, weit mehr als das Klima, dem sonst diese Laster zugeschrieben werden; und diese waren das Verderben der hindustanischen Musik.“

Die Musik in Indien heißt Sandschit, und ist der Gegenstand mehrerer Abhandlungen in Sanskrit und in den Dialekten; sie zerfällt in sieben Theile, wovon jedoch nur die drei ersten sich eigentlich auf die Musik beziehen. Diese sind Sur-udhyay, welche von den sieben musikalischen Tönen und ihren Unterabtheilungen handelt, Ray-udhyay, welcher von der Melodie handelt, und Tal-udhyay, welcher die Maße und die Art den Takt zu schlagen beschreibt; die Tonleiter heißt Surgam, ein von den vier ersten Noten der Scala abgekürztes Wort. Die Zahl der Töne ist dieselbe wie bei den Europäern, aber sie haben Unterabtheilungen in Halb- und Vierteltöne nach Art der Griechen. Die indischen Musiker scheinen niemals eine bestimmte Scala gehabt zu haben, wodurch ihre Instrumente regulirt worden wären, weßhalb es unwesentlich ist, welche Note mit irgend einem gegebenen Buchstaben bezeichnet wird. Einige Schriftsteller sagen, die verschiedenen Töne der Tonleiter seyen ursprünglich dem Geschrei von Thieren entnommen: der erste vom Rufe des Pfauhahns, der zweite von dem Geschrei des Vogels Papiha, der dritte vom Blöcken der Schafe.

Was den Takt oder das Maß betrifft, so haben die Hindus „eine schöne Melodie, welche sieben oder eine andere ungleiche Zahl von Noten in einem Takte enthält,“ und Musiker genug, welche diese schwierigen Takte auszuführen im Stande sind. Der Takt der Hindus gleicht dem rhythmischen Maße der alten Griechen, aber es gibt vier, wo nicht fünf verschiedene Zeichen für den Takt in der hindostanischen Musik. Die eigenthümliche Art der Melodien erfordert, daß der Sänger bei Wiederholung des Liedes an verschiedenen Stellen abbricht, in eine rhapsodische Ausschmückung, Alap genannt, fällt, und dann wieder auf die Melodie zurückkommt, was ohne dem Takt Gewalt anzuthun, geschehen muß.

Den Hindus ist nicht bloß die Harmonie unbekannt, sondern Kapitän Willard findet auch einen so großen Unterschied zwischen europäischer und orientalischer Musik, daß er glaubt, viele Stücke würden den Bemühungen eines europäischen Contrapunktisten, eine Harmonie hineinzubringen, Trotz bieten. Ihre eigenthümliche Melodie ist auf eine gewisse Anzahl (Takte) beschränkt, und ihr Vorurtheil in dieser Hinsicht ist so groß, daß sie es für unmöglich halten, diese Anzahl zu vermehren. Hindustanische Melodien sind kurz, und nur durch Wiederholungen und Variationen verlängert; alle haben etwas von der Natur des Rondo, und das Stück schließt mit der Wiederholung der ersten Strophe und manchmal mit der des ersten Absatzes.

Der allgemeine Ausdruck für Melodie ist Rag oder Ragini, das man gewöhnlich mit Tonweise übersetzte, aber Kap. Willard zeigt, daß das technische Wort für Tonweise t'ha

*) Nach einem zu Calcutta erschienenen Werke von Kap. Willard.

ist, und daß Rag und Ragini die Tonart bedeuten. Diese Ausdrücke schließen Personifikationen in sich, welche auf ein Verhältniß zwischen den Tönen und den Veränderungen am Himmel hindeuten. Kap. Willard gibt einen ziemlich vollständigen Bericht von den verschiedenen Rags und Ragini's und ihren Personifikationen. Dann folgt eine Beschreibung der musikalischen Instrumente, die alle den Radikalfehler haben, keine Aenderung des Schlüssels zuzulassen. Von der Vina, dem ältesten musikalischen Instrumente Hindustans, sagt er, daß sie in der Hand eines geschickten Spielers vielleicht einem gut gestimmten Piano wenig nachgebe; sie ist mit sieben Metallsaiten, drei stählernen und drei messingenen bezogen, die Melodie wird aber hauptsächlich nur auf den Stahlsaiten gespielt, indem die andern mehr als Accompagnement dienen.

Von den verschiedenen Liederarten beschreibt der Verfasser nicht weniger als zwanzig. Der Dhurpad ist ein heroisches Lied, entweder der Gegenstand denkwürdiger Thaten von Helden oder Liebesangelegenheiten; der Styl ist männlich leicht, und frei von Schmuck. Der Khil dagegen ist weiblicher, zierlich und voll Anmuth. Die Toppa ist die Lieblingsart, und von dem verstorbenen Schori, einem berühmten Sänger, zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Die Holi's oder Hori's sind die wohlbekannten Lieder, welche die Liebe Krischna's besingen. Was vielen Liedern einen eigenthümlichen Anstrich gibt, das sind die Sitten, z. B. daß das schöne Geschlecht die ersten Schritte thut, und die Männer nur nach längerem Bewerben nachgeben. Einige der neuen hindustanischen Lieder seit dem Einfall der Muhammedaner preisen die Völlerei an, aber die ältern Lieder der Ureinwohner sollen in Betreff der Reinheit des Ausdrucks, der Erhabenheit der Gesinnung und des Zartgefühls mit denen jedes andern Landes die Vergleichung aushalten.

Alpenreisen.

5. Brieg, das Städtchen am Fuße des Simplon. — Die Fleischthürme. — Das Rhonethal. — Ueber die absichtliche Zerstörung der Simplonstraße.

(Fortsetzung.)

Während ich die Simplonstraße mit dem Auge bis in die höchsten Schluchten zu verfolgen suchte und ihre segensreichen Folgen für das Land pries, schüttelte mein Begleiter den Kopf und meinte, gar Manches davon ließe sich noch in Frage stellen und bestreiten. Dieß Jesuitengebäude unter uns, fuhr er fort, und jenes ähnliche in Sion scheinen sie nicht bloß darum wieder mit den bekannten Schwarzen bevölkert worden zu seyn, um dem Einfluß des Napoleonischen Straßengeschenkes auf Denkart und Sitte des einheimischen Volkes die Wage zu halten? In diesem Rhonethale hatte sich noch bis auf unsere Tage das Mittelalter ganz eigentlich niedergelassen, das nicht eher zu weichen begann, als bis Napoleon ihm durch die Simplonstraße Thür und Angel öffnete. Aber hier im Wallis will man nichts Anderes als die rechte Mitte oder vielmehr das rechte Mittelalter, und für gar viele war es ungleich besser, als man nur auf Maulthiersteigen zur Rhone gelangen konnte, und von dem heutigen Prachtbaue sich nichts träumen ließ!

Der Oberst war zum Scherzen aufgelegt; mit mehr Ernst und als Kenner berührte er dann jene merkwürdige Streitfrage über absichtliche Zerstörung der Simplonstraße, welche vor einiger Zeit viele Federn und noch mehr Zungen in Bewegung gesetzt hatte. Es würde eine Lücke in dieser Schilderung seyn, jene Parteiansichten mit Stillschweigen übergehen zu wollen; zumal da es sich, wie Manche glaubten, um die gefährdete Neutralität der Schweiz handelte, mithin um einen Gegenstand nicht nur von lokalem, sondern von europäischem Interesse.

Eine im Junius 1820 an die Mitglieder der französischen Deputirtenkammer gerichtete Aeußerung des Generals Sebastiani hallte bald nicht nur durch die Schweiz, sondern durch ganz Deutschland wieder; denn sie kam nicht aus dem Munde eines Neulings, sondern eines Mannes von Einfluß. Er sprach: „Alle Ihre alten Festungen müssen hergestellt werden; Sie sind gezwungen, neue feste Plätze zu schaffen. Die Zeit ist nicht mehr, wo man dem Bunde mit einer untergeordneten, aber kühnen Macht (puissance secondaire, mais brave) einen wichtigen Theil unserer Ostgränzen anvertrauen konnte. Alle diejenigen, welche einige Kenntniß vom großen Kriege haben, wissen heute, daß wenn Frankreich sich in einen ernsten Krieg mit Deutschland verwickelt sähe, unser Land gezwungen bliebe, jene Macht durch seine Truppen in Besitz zu nehmen, um sich zum Herrn des Rhein- und Rhonegebiets zu machen, und durch das Bedrohen der feindlichen Provinzen seine eigenen zu decken."

Gegen ein solches Wort erschienen sehr bald mehrere französische und deutsche Schriften, von denen eine durch den gebornen Waadtländer, General Jomini, verfaßt wurde, so hieß es, obwohl sie jedoch eher von Pictet-Cazeneve in Genf herstammen mag. Oberstlieutenant Wieland griff ebenfalls nicht zum Schwert, sondern zur Feder, und vielfältig drangen diese Abwehrer fremder Anmaßung nur darauf: die Simplonstraße zu zerstören, welche damals die einzige für Artillerietransport geeignete Alpenstraße der Schweiz war. Man drang auf Vernichtung dieses „Denkmals der Bonapartischen Macht" (!), welches unter verschiedenen Formen alle alten Verlegenheiten und Gefahren gewiß wieder von neuem herbeiführen würde; so zwar, daß jener fremde Staat, welcher sich zuerst ihrer bemächtigte, in der Schweiz leicht ein entscheidendes Uebergewicht ausüben konnte. Untergeordnete Ansichten und einige kommerzielle Interessen (so riefen die Gegner der Simplonbauten) darf man nicht beachten, wo es sich um den allgemeinen Vortheil, um Frieden und Unabhängigkeit und darum handelt, als Nation fortzubestehen. Man bemerkte: Jetzt gehe der meiste Handel über den Mont-Cenis und fast keiner mehr über den Simplon, wie zu Napoleons Zeiten, wo die Wegabkürzung von Paris nach Mailand auf die Industrieverhältnisse allerdings den günstigsten Einfluß hatte, und dadurch die Transportkosten von 20 auf 8 Procent herabgesunken waren. Obwohl Wallis sehr wenige Fabriken zählt, so kommen doch nicht über den Simplon, sondern aus den verschiedenen Schweizer Kantonen dieser Provinz die erforderlichen Bedürfnisse zu: Leinwand, Baumwollenwaaren, Indi[illegible]

Seidenzeuge, Tücher, Hüte, verarbeitetes Leder u. s. w.; und ohne Reiß, Oel, feine Früchte und mancherlei Spezereiwaaren läßt sich allenfalls leben. Frankreich (hieß es ferner) würde sein Interesse darin finden, sich des Simplons zu bemächtigen, weil er und das ganze Wallis überhaupt auf Lyon, Grenoble und die südlichen Provinzen durch die Thäler der Rhone und Isere ausmünden und weil Frankreich auf diesem Theile am leichtesten verwundbar sey. Oestreich als gefährlicher Nachbar habe das Herüberkommen sogar noch schneller zu bewerkstelligen. Wenn, so riefen die Warner, wenn die Schweiz von dem Gefühl ihrer Nationalwürde tief durchdrungen ist und sie ihre bewaffnete Neutralität behaupten will, so muß sie die Simplonstraße bei drohendem Kontinentalkriege durchaus zerstören, um von ihren südwestlichen Gränzen alle feindlichen Anfälle fern zu halten. Dieses Meisterstück der Kunst ist für die Schweiz von keinem Vortheil.

(Schluß folgt.)

Neunhundert Dollars für eine Frau.

Ein junger Arzt, Namens Wallis, machte kürzlich aus seiner im Norden der Vereinigten Staaten gelegenen Geburtsstadt eine Reise in den Mississippistaat. Er wohnte in einem Hotel garni, dessen Haushälterin, ein junges Mädchen von etwa 20 Jahren, ihm eine lebhafte Leidenschaft einflößte. Ihr Teint war nicht ganz weiß, aber der Doktor setzte sich über das Vorurtheil hinweg, und bot ihr seine Hand, die auch angenommen wurde. Die Hochzeit wurde fast insgeheim gefeiert, und das glückliche Paar ließ sich bald darauf im Colombiadistrikt, nicht ferne von Washington, nieder, wo sie ruhig und zurückgezogen lebten. Nach einiger Zeit erschien ein Mann in ihrem Hause, der Herrn Wallis nach einigen einleitenden höflichen Redensarten sagte, ob er nicht eine Frau aus dem Süden entführt habe.

„Nein, mein Herr, und ich begreife nicht …"

„Wie? fuhr der Fremde fort, ist Ihre Gattin nicht mit Ihnen aus dem Mississippistaat hieher gekommen?"

„Allerdings, ich glaube, sie ist in jenem Lande geboren."

„Nun, Ihre Gattin, wie Sie sie nennen, ist meine Sklavin, und wenn Sie mir nicht auf der Stelle 900 Dollars für ihre Loskaufung zahlen, so werde ich sie als Flüchtlingin vor Gericht angeben. Sie ist eigentlich wenigstens tausend Dollars werth; da Sie sie aber geheurathet haben, so will ich mich mit 900 begnügen."

„Ihre Sklavin!" schrie der arme Doktor ganz verblüfft, „das ist unmöglich."

„Glauben Sie, oder glauben Sie mir nicht," fuhr der andere fort; „das ist mir gleich. Ich lasse Ihnen meine Adresse, und wenn Sie mir nicht binnen 24 Stunden das Geld zustellen, so verspreche ich Ihnen, daß der Name von Mistriß Wallis in den öffentlichen Blättern als entlaufene Sklavin figurirt."

Der Fremde entfernte sich, und Wallis begab sich zu seiner Gattin, die ihm unter strömenden Thränen die Wahrheit eingestand. „Gut," sagte Herr Wallis, „ich werde sogleich, da die Sache wahr ist, die 900 Dollars bezahlen, da ich Dich zu sehr liebe, um je in eine Trennung von Dir zu willigen."

Die kurze Unterredung zwischen beiden Gatten hatte Mistriß Wallis tief erschüttert. Sie bat ihn, ihr die Züge und das Aussehen des Fremden genau zu schildern, was er auch mit der größten Genauigkeit that, und sie fragte, ob das Signalement wirklich dem ihres ehemaligen Herrn entspreche.

„Ja," erwiderte sie mit niedergeschlagenen Augen; „er war mehr noch als mein Herr, er war — mein Vater."

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

Der Handel im Allgemeinen.

(Fortsetzung.)

Die Wichtigkeit der Messe von Nischnei beweist sich durch die Masse von Waaren, die dahin gebracht wird, und aus den unermeßlichen Geschäften, welche daselbst gemacht werden. Der zweite Beweis ist jedoch nicht mit Sicherheit zu führen, weil die Angaben der Kaufleute natürlich von dem besondern Interesse ihres Handels diktirt werden. Ein Anderes ist es hinsichtlich der zugeführten Waaren, weil diese dem Blick offen liegen und mithin geschätzt werden können. Bei der großen Mannichfaltigkeit der Artikel kann jedoch auch eine solche Schätzung zu Irrthümern verleiten, wenn man sich beikommen lassen wollte, jeden einzelnen Laden gleichsam zu inventiren. Eine im Jahre 1822 von einem Einwohner von Nischnei unternommene Berechnung dieser Art ergab eine Summe von 550 Millionen, was außer aller Wahrscheinlichkeit liegt.*) Hält man sich dagegen an die Deklarationen, welche die Kaufleute der Krone zu machen haben, so stellen sich Summen weit unter dem wahren Werth der zur Messe gebrachten Waaren heraus. Solche Angaben wiesen folgendes Ergebniß nach: Für das Jahr 1820 148 Millionen; 1821 143 Mill.; 1822 262 Mill.; 1823 101 Mill.; 1824 83 Mill.; 1825 70 Mill. und 1826 72 Millionen. Der Zustand des russischen Handels und der Augenschein haben bewiesen, daß zu keiner Zeit hinsichtlich der auf die Messe gebrachten Waaren eine solche Verminderung eintreten konnte. Das einzige Mittel zu einer annähernden Beurtheilung besteht darin, daß man die Buden und Magazine in Masse abschätzt. Mehrere, besonders in der sibirischen Reihe und in der der Gewürz-, Seiden-, Tuch- und Kattunhändler, enthalten für mehr als 600,000 Rubel an Werth. Beschränkt man sich jedoch darauf, ein Maximum von 100,000 und ein Minimum von 10,000 anzunehmen, so erhält man die mäßige Durchschnittssumme von 40,000, was als Gesammtbetrag 140 Millionen gibt, wozu man noch 20 Millionen als den Betrag des Handels außerhalb der Messe und 3 Millionen als Belauf des Verkaufs von Konsumtionsgegenständen während der Messe rechnen muß. Ungefähr dieselbe Summe erhält man, wenn man den Werth der bedeutendsten Waaren, als Thee, Eisen, Zucker, Baumwolle, Indigo, Tuch, Leinwand u. s. w. zusammenrechnet und die unendliche Menge der Artikel von geringerem Preise in Masse dazu

---

*) Der Mann, welcher diese Arbeit unternahm, hatte sich ganz auf das verlassen, was die Kaufleute ihm hinsichtlich des Werths ihres Waarenlagers aufgebunden hatten, denn man findet auf seiner Liste höchst übertriebene Ansätze, wie z. B. für 1 Million Pelzstiefeln und Schuhe; für 200,000 Rubel lederne Handschuhe zum Gebrauch der Bauern; für ungefähr 11 Millionen seidene, baumwollene, leinene Strümpfe, Mützen, Decken u. s. w.; für 3 Millionen Möbeln und Spiegel; für 1,500,000 Rubel Weizens und Roggenbrod u. s. w.

schlägt. Nimmt man nun an, daß in einem gewöhnlichen Jahre nur zwei Drittheile der gesammten Waaren abgesetzt werden, so hat man einen Verkehr von 100 Millionen, und, da diese Summe sogleich zu neuen Ankäufen wieder in Umlauf gesetzt wird, einen Gesammtumsatz von 200 Millionen. Die Handelsbilanz stellt sich offenbar zu Gunsten Europa's heraus, indem man nicht alle Handelsanstalten, welche Rußland in Asien besitzt, als zu diesem Welttheil gehörig ansehen kann, und die politischen und Handelsgränzen Asiens von seinen natürlichen unterscheiden muß.

Fünf Haupthandelsstraßen führen auf die Messe von Nischnei, nämlich: von St. Petersburg und Moskau auf der Wolga; von Astrachan und Kasan auf demselben Fluß; von Kiachta auf den Flüssen Sibiriens; die Straße von Orenburg und vom Fort Petro-Paulowsk nach Astrachan, und endlich die von Taganrog und dem schwarzen Meere.*) St. Petersburg sendet hauptsächlich Kolonialwaaren und ausländische Fabrikartikel auf die Messe; Moskau außer diesen auch noch eine Menge Gegenstände einheimischer Fabrikation; Kasan theils eigene Erzeugnisse, theils solche Waaren, welche diese Stadt aus Sibirien und von der chinesischen Gränze bezieht, mit der sie fortwährend in Verbindung steht; das Fort Petro-Paulowsk sendet außer den Erzeugnissen der Kirgisen die Waaren, welche die Karawanen aus Bukhara auf Kamelen zuführen. Durch Bukhara, eine Stadt, welche bei dem Meßhandel bedeutend betheiligt ist, führt eine Straße aus Indien, und da es nicht unmöglich ist, durch Vereinigung des Dons und der Wolga eine neue Straße von Odessa und Taganrog nach Nischnei zu eröffnen, so würde dieß für die Häfen des schwarzen Meeres und besonders für Nischnei von großem Vortheil seyn, indem dann die Waaren aus der Levante und Aegypten auf geradem Wege auf die Messe geführt werden könnten.

Als Versammlungsplatz für die Kaufleute der bedeutendsten Städte des Reichs hat die Messe von Nischnei einen großen Einfluß auf den russischen Handel im Allgemeinen, und insbesondere auf den von Moskau, St. Petersburg, Kasan, Astrachan, Sibirien, Georgien, Wiatka, Jaroslaw, Kostroma, Saratow u. s. w. Die Kaufleute, welche sich dahin begeben, um Rückstände von der vorigen Messe und den Betrag neuer Verkäufe einzukassiren, stellen zum Voraus Wechsel, im Lauf der Messe zahlbar, aus, so daß, wenn sie sich unglücklicherweise in ihren Hoffnungen getäuscht sehen, ein Fallissement gewöhnlich die Folge einer schlechten Messe zu seyn pflegt. Zu verwundern ist es, daß die ungeheuren Geschäfte, welche zu Nischnei gemacht werden, noch nicht in die Form von Börsenoperationen gebracht werden konnten, wie dieß in andern Handelsstädten gewöhnlich ist. Obschon das hiezu nöthige Lokal vorhanden ist, so haben die Kaufleute sich doch noch nicht daselbst versammelt, und zwar wahrscheinlich wegen der großen Mischung der die Messe besuchenden verschiedenen Nationen, oder vielleicht auch, weil ein großer Theil der Geschäfte in Tauschhandel besteht. Die Handelsbegriffe der Tataren beschränken sich darauf, zu so hohen Preisen als möglich zu verkaufen, und dann mit dem Erlös recht billige neue Waaren einzuhandeln. Von Kredit wissen sie dagegen durchaus nichts, und da ihre Unternehmungen immer nur auf ein Jahr berechnet sind, so kümmern sie sich wenig um den Erfolg, den sie in künftigen Jahren haben könnten. Jene, welche nicht russische Unterthanen sind, können nicht einmal gegen Wechsel abschließen, mithin müssen sie alle Geschäfte baar oder mittelst Tausch ausgleichen. Für Verkäufe im Großen muß man sich eines Mäklers bedienen, wodurch eine Langsamkeit in den Geschäftsbetrieb kommt, welche Ursache ist, daß die Preise nicht vor dem 10ten August fest werden, und obschon die Messe am 15ten Julius eröffnet wird, so herrscht doch bis zur genannten Zeit ein solches Schwanken in den Anerbietungen, daß viele Käufe schon im Voraus zu den Preisen abgeschlossen werden, welche sich bis zum 10ten August feststellen werden, welcher zugleich auch der Zahltag für die auf der vorjährigen Messe eingegangenen Verpflichtungen und für Erlegung des Betrags der gegen Baar abgeschlossenen Geschäfte ist.

Die asiatische Industrie, welche hauptsächlich zubereitete Lammfelle, einiges andere Pelzwerk, Baumwollenzeuge, Kaschmirshawls, rohe Seide und etwas Leinwand zur Messe bringt, kann sich nicht mit der europäischen, und besonders der russischen messen, deren Erzeugnisse von den Bukharen, den Tataren und den Chinesen in Menge aufgekauft werden. In dieser Hinsicht kann Asien als an Europa zinsbar betrachtet werden, und es würde dieß noch weit mehr seyn, wenn die starke Zufuhr zur Messe nicht häufig einen starken Fall der Preise herbeiführte. Von den asiatischen Völkerschaften sind die Bukharen diejenigen, welche den größten Vortheil von dem Handel mit Rußland haben, von dem sie Gold, Silber, Cochenille und Indigo, Kupferblech, Stangen- und Gußeisen beziehen. Außer Baumwolle führen sie auch noch mehrere ihrer Fabrikate in Rußland ein, als z. B. Shawls, Felle von todtgebornen Lämmern, Rhabarber und getrocknete Früchte. Sie betreiben, im Verein mit den Juden, den Handel von Kaschgar und den andern benachbarten Städten, aus denen sie Seiden- und Baumwollenzeuge, chinesisches Porzellan, Thee u. s. w. beziehen. Aus Chersab bekommen sie fast alle die rohe Baumwolle, welche sie nach Rußland verkaufen, und die in Bukhara ungefähr 14 Rubel das Pud zu stehen kommt. Dagegen erhalten sie Reiß für die Shawls und Stoffe ihrer Fabrik, und behalten die feinste Baumwolle für sich. Nach Rußland bringen sie nur zweite Sorte, die sie dort nebst der auf ihrem eigenen Boden erzeugten verkaufen. Diese beiden Sorten, welche in Bukhara nur auf 70 Rubel das Pud zu stehen kommen, werden in Rußland bis zu 110 verkauft. Die Baumwolle von Miankal, die, so wie die zweiter Sorte von Samarkand, in bedeutender Menge nach Rußland geht, kostet an Ort und Stelle 45 bis 55 Rubel, und wird im russischen Handel für 80 verkauft. Die geringern Sorten, unter dem Namen Tsanbar und Mezbivan bekannt, kommen den Bukharen auf 40 bis 50 Rubel zu stehen, und werden für 60 bis 70 verkauft.*) Bukhara erzeugt eine große Menge Seide, welche in den Manufakturen ihrer Städte und Dörfer verarbeitet wird, und deren Ernte jährlich etwa 470 Pud jährlich einbringt. Mehrere Handelsleute bringen ihre Waaren mehr aus dem Grunde nach Nischnei, weil sie Geld bedürfen, und sie deßhalb schnell zu verkaufen wünschen, als in Hoffnung eines Gewinns; deßhalb ist diese Messe auch ein Markt, wo der Käufer eine bessere Auswahl treffen kann, als wenn er sich in den beiden Hauptstädten des Reichs mit seinem Bedarf versähe. So kaufte im Jahre 1837 ein einziges Moskauer Handelshaus für 1,200,000 Rubel Zucker auf der Messe von Nischnei, wo es ihn billiger haben konnte als zu Sankt Petersburg.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man könnte hiezu noch die Straße von Archangel und Ustiug und die von Tiflis über Kislar rechnen.

*) Diese verschiedenen Sorten Baumwolle wurden im Jahre 1837 zu weit niedern Preisen verkauft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur. Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 289.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Oktober 1836.

Die Frauen von Lima. *)

Es gibt wohl keinen Ort auf der Erde, wo die Frauen freier und stärker sind als in Lima. Es scheint fast, daß sie den kleinen Theil von Lebenskraft, den dieses heiße und entnervende Klima seinen Bewohnern spendet, ganz an sich gezogen haben. In Lima sind die Frauen im Ganzen genommen größer und glücklicher organisirt als die Männer; mit eilf oder zwölf Jahren sind sie gänzlich ausgebildet. Fast alle heurathen in diesem Alter und sind sehr fruchtbar, da sie gewöhnlich sechs bis sieben Kinder gebähren. Ihre Schwangerschaften verlaufen glücklich, sie gebähren leicht und sind schnell wieder hergestellt. Sie ziehen fast alle ihre Kinder selbst auf, doch stets mit Hülfe einer Amme, die dem Kinde eben so wie die Mutter die Brust reicht. Diesen Gebrauch haben sie den Spaniern nachgeahmt, wo die Kinder der wohlhabenden Familien zwei Ammen haben. Die Frauen von Lima sind im Ganzen genommen nicht schön, aber höchst anmuthig. Sie haben nicht, wie man in Europa glaubt, einen bräunlichen Teint, sondern sind im Gegentheil meist sehr weiß. Andere dagegen haben, je nach der Verschiedenheit ihres Ursprungs, eine braune, aber glatte und sammetähnliche Haut, einen warmen und höchst lebhaften Teint. Alle erfreuen sich einer schönen Farbe, frischer rother Lippen, schöner schwarzer, natürlich gelockter Haare und schwarzer Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Geist, Stolz und Schmachten; in diesem Ausdruck liegt der ganze Reiz ihrer Persönlichkeit vereint. Sie sprechen mit vieler Leichtigkeit, und ihre Gebärden sind nicht minder ausdrucksvoll als die Worte, mit denen sie dieselben begleiten. Ganz eigen ist ihre Tracht: Lima ist die einzige Stadt in der Welt wo diese jemals erschien. Vergebens hat man die ältesten Chroniken zu Rathe gezogen, um ihren Ursprung zu erforschen; sie gleicht in Nichts den verschiedenen spanischen Trachten und es ist mithin gewiß, daß sie nicht aus Spanien stammt. Sie wurde zur Zeit der Entdeckung von Peru an Ort und Stelle vorgefunden, obschon es zugleich eben so gewiß ist, daß sie niemals in irgend einer andern Stadt Amerika's getragen wurde. Dieses Kostüm wird Saya genannt, und besteht aus einem Rock, nebst einer Art Sack, welcher die Schultern, Arme und den Kopf umhüllt und den man Menton nennt. Unsre eleganten Modedamen werden sich ohne Zweifel sehr über die Einfachheit dieses Anzugs wundern, allein sie wissen nicht, welchen Vortheil die Kokettrie davon zu ziehen versteht. Dieser Rock, der je nach Stand und Reichthum der Besitzerin aus gar verschiedenen Stoffen gemacht wird, ist von so außerordentlicher Arbeit, daß er mit Fug und Recht Anspruch auf einen Platz in einer Raritätensammlung hätte. Nur in Lima versteht man diese Kleidung zu verfertigen; die Frauen dieser Stadt behaupten, daß man daselbst geboren seyn müsse, um ein Schneider für solche Tracht seyn zu können, und daß weder ein Chilene, noch ein aus Arequipa oder Cuzco Gebürtiger jemals fähig werden könne eine Saya zu fälteln. Diese Behauptung beweist, wie sehr diese Kleidung von allen Uebrigen sich unterscheidet; es sey mithin gewagt, durch eine nähere Beschreibung einen kleinen Begriff davon zu geben. Um eine gewöhnliche Saya zu verfertigen, braucht man 12 bis 14 Ellen Atlas; *) zum Futter wird Florence oder ein sehr leichter Baumwollenzeug genommen. Aus diesen vierzehn Ellen Taffet macht der Schneider einen kleinen Rock, der von zwei Finger breit über den Hüften an, bis auf die Knöchel herabreicht und unten gerade die nöthige Weite hat, um einen Fuß vor den andern setzen und mit sehr kleinen Schritten gehen zu können. Man befindet sich also in diesem von oben bis unten in sehr kleine und so regelmäßige Falten gelegten Rock, daß es unmöglich ist, die Naht zu entdecken, wie in einer Scheide eingeengt. Diese Falten sind so fest genäht und geben dem Rock eine solche Nachhaltigkeit, daß es deren gibt die 15 Jahre ausdauern, und doch noch Elastizität genug besitzen, um allen Formen sich anzuschmiegen und sich allen Bewegungen zu fügen. Auch der Menton ist künstlich gefaltet, aber von sehr leichtem Stoff, weßhalb er auch nicht so lange hält als der Rock. Die Frauen der guten

*) Von Madame Flora Tristan in der Revue de Paris mitgetheilt.

*) Der Atlas wird aus Europa eingeführt. Vor der Entdeckung von Peru wurde diese Kleidung aus einem im Lande bereiteten Wollenzeug gemacht, dessen sich jetzt nur arme und kranke Frauen bedienen.

Gesellschaft tragen eine Saya von schwarzem Atlas, elegante Damen aber auch von farbigem, als violett, kastanienbraun, dunkelgrün, dunkelbraun oder gestreift: niemals aber von hellen Farben, die den öffentlichen Mädchen vorbehalten sind. Der Menton ist stets schwarz, und umhüllt den ganzen Obertheil des Körpers, so daß nur ein einziges Auge sichtbar bleibt. Die Limanerinnen tragen stets ein Leibchen, von dem man nichts sieht als die Aermel von reichem Stoff; doch lieben es die meisten Frauen zu allen Jahrszeiten in bloßen Armen zu gehen. Die Fußbekleidung ist sehr zierlich; sie besteht in gestickten Atlasschuhen von allen Farben und durchbrochenen farbigen seidenen Strümpfen mit reich gestickten Zwickeln. Die Haare tragen sie gescheitelt, auf jeder Seite in einer Flechte herabhängend, die in einen großen Knoten von Bändern ausläuft. Diese Mode herrscht jedoch nicht ausschließend, denn es gibt auch Frauen die ihr Haar in Locken à la Ninon tragen, die ihnen bis auf den nach Landessitte stets entblößten Busen herabfallen. Seit einigen Jahren ist die Mode aufgekommen, große, reich in Farben gestickte Shawls von chinesischem Krepp zu tragen, wodurch die ganze Kleidung etwas anständiger erscheint, indem jene Shawls die etwas zu stark heraustretenden Formen verhüllen. Eines der Luxusartikel des Putzes besteht in einem sehr schönen, gestickten und mit Spitzen eingefaßten Schnupftuch von Battist. In dieser Kleidung sieht eine Limanerin sehr reizend aus; nichts Anmuthigeres kann gedacht werden als die Bewegungen ihrer Schultern, wenn sie den Menton an sich zieht, um ihr Gesicht zu verbergen, das dann nur zuweilen ganz verstohlen hervorschaut.

(Schluß folgt.)

Alpenreisen.

4. Brieg, das Städtchen am Fuße des Simplon. — Die Fleischthürme. — Das Rhonethal. — Ueber die absichtliche Zerstörung der Simplonstraße.

(Schluß.)

Solchen Ansichten trat das Edinburg Review (Juniush. 1822) entgegen. Es behauptete mit guten Gründen, daß die Schweizer Neutralität von östreichischer Seite nicht bedroht sey; eher habe man von Frankreich zu fürchten, insofern die Regierung dieselbe Meinung hege, wie General Sebastiani. Der Vorschlag — so äußert das Review — die treffliche Straße über den Simplon zu zerstören, scheint uns eine kleinliche und barbarische Ansicht. Alles, was die Freiheit der Völkerverbindungen begünstigt, ist es von keiner Bedeutung? Kann man glauben, daß ein großer und schöner Straßenzug, wodurch Frankreich und Italien verbunden wird, nur für einzelne Reisende vortheilhaft sey? Entstehen Handelsunternehmungen nicht in allen Theilen Europa's? Jede neue Erwerbsquelle, jede Erleichterung für geselligen Verkehr, trägt sie nicht zum Wohl und zur Förderung Aller bei? Und wer kann überdieß sagen, daß solch ein Denkmal des Genie's fortwährend nutzlos bleiben wird, selbst wenn es für den Augenblick unbedeutenden Gewinn brächte? Soll man es auf die Gefahr hin zerstören, dadurch einem ungewissen und fernen Uebel in noch ungewissen Kriegen vorzubeugen? Uebrigens läugnen wir, daß der Simplon die schweizerische Unabhängigkeit bedrohe. Alle Welt kennt die Lage seiner Straße, welche von schauderhaften Abgründen begränzt ist, durch lange Felsengalerien und über in Lüften schwebende Brücken führt, unter denen sich Wildbäche in die Tiefe stürzen. Wie vermöchte eine Armee sich auf solche Felsen zu wagen, wenn sie vertheidigt sind? Wenn die Straße den Angreifenden gestattet, zahlreich und mit Artillerie anzurücken, begünstigt sie nicht die Vertheidiger um so mehr, sich in Masse darauf zu sammeln? Wollte man im Augenblicke der Gefahr eine dieser Brücken abbrechen, oder Geschütze vor den Eingang jener Galerien pflanzen, wie würde ein Heer dann vorwärts kommen. Reißt hinter ihm eine Brücke nieder und es ist verloren. Sagt man, daß solche Hindernisse sich überwinden lassen? Aber wie steht es wohl mit dem Materiale und der Bagage des Feindes, wenn bewaffnete Gebirgsbewohner auf den Höhen vertheilt sind? Alle Vortheile zeigen sich auf Seite der Vertheidiger. Regelmäßige Befestigungen, den Naturhindernissen beigesellt, können solch eine Passage durchaus unzugänglich machen. Es ist wahr, daß Genf an der Rhone, am Beginne der Simplonstraße liegt, und daß es Lyon (Besançon?) von Grenoble in militärischer Bedeutung scheidet; aber die Beherrschung der Rhone auf diesem Punkte ist von keiner großen Wichtigkeit. *) Ein Brückenkopf bei Saint-Maurice wird den Simplon gleichfalls versperren, und im Fall eines französischen Angriffs dient die ganze Schweiz als Kriegsdepot.

Gegen diese Gründe wandten die Vertheidiger der Simplonzerstörung abermals ein: Es handelt sich nicht darum, alle Verbindung zwischen Italien und Frankreich zu versperren; aber wohl kann man sagen, daß der vorzüglichste Nutzen, den man sich von der Simplonstraße versprach, vereitelt ist; der Handel nimmt, wie bereits erwähnt, nicht diesen Weg. Er ist neugierigen Reisenden angenehm und vortheilhaft für die Wirthe des Wallis, doch dieß scheint die Gefahren für die Sicherheit der Schweiz und die europäische Ruhe nicht aufzuwiegen. Die Bemerkung, daß die Simplonstraße gegen Angriffe leicht zu vertheidigen sey, beweist nichts gegen ihre Gefährlichkeit, sey es auch nur, um stets als Reizmittel für feindliche Einfälle zu gelten. Ohne Zweifel könnte die steinerne Brücke von Gondo, so wie die Gondogalerie und zehn andere hölzerne Brücken zerstört werden; aber wer bürgt dafür, daß es zu gehöriger Zeit geschieht; daß Lokalinteressen dieß nicht so lange verzögern, bis

---

*) Genf, an dem westlichsten Punkte der Simplonstraße gelegen und beide Seeufer des Leman beherrschend, gab vor 14—15 Jahren zu vielfältigen Meinungskämpfen hinsichtlich seiner besser einzurichtenden Befestigung Anlaß, deren Kosten auf mehr als 800,000 Fr. berechnet wurden. Der Staatsrath stimmte für diesen Plan, wobei sich insbesondere die Meinung von Charles Pictet de Rochemont geltend machte. Andere, darunter L. Müller, bestritten die Wichtigkeit dieser Befestigungen, und auch Oberstlieutenant Wieland erklärte den Vorschlag, die Stadt zur Halbfestung umzuschaffen, als wenig nützlich für die Eidgenossenschaft, als gefährlich für die Genfer, und wollte dem Ort nichts weiter als einen einfachen, sturmfreien Wall gegeben wissen.

es zu spät ist? und was schnell zerstört wird, ist auch schnell wieder herzustellen. Ja es gibt mehrere mit der Straße parallel laufende Seitenpfade, und der alte Weg von Brieg nach Simpelen weicht fast allen Brücken aus.

Mit Einem Wort, es bleibt dabei: der ganze Simplonbau muß, solchen Herren zufolge, vernichtet werden, und zu ihrem Trost sandte Gott Ende August 1834 die Gewässer des Himmels nieder, um zu thun, was sie wünschten. Aber Wallis, der thörichte, befangene Kanton, bietet dessen ungeachtet selbst die letzten Kräfte auf, um jede Grube, jede Unebenheit des Straßenzuges wieder herzustellen und seinem sardinischen Nachbar mit gutem Beispiel voranzugehen, der es freilich mit den strategischen Verneinern zu halten scheint, weil es entweder Staatsmaximen oder doch Kostenscheu also gebieten.

Zum Trost aller ängstlichen Patrioten sey bemerkt, daß es wirklich nur weniger Stunden bedürfte, um den Simplon und Gotthard, ja sogar den Splügen und Bernhardin für Kanonen unfahrbar zu machen. Uebrigens hat man Beweise genug angeführt, daß es keiner heutigen Fahrstraßen bedarf, um ein Armeekorps mit Artillerie und Reiterei über die Alpen, ja über ganz pfadlose Gebirgsrücken und Bergjoche ziehen zu lassen. Die Tage sind ein für allemal vorüber, wo man die Pässe durch vorgezogene Ketten sperrte und dadurch sogar einen Karl den Kühnen, der kein böhmischer Bretislaw war, nöthigte, umzukehren, um sich bei Grandson schlagen zu lassen.

Denjenigen, welche in Alpenstraßen nur Kriegsgefahr erblicken, hat schon vor mehr als einem halben Jahrhundert ein Bündtner Schriftsteller geantwortet: *) „In ältern Zeiten war es Wildheit, in unsrer ist es Schande, sich in seinem Lande wie in einem Gefängnisse einzusperren. Die Furcht, durch Verbesserung der Straßen feindlichen Ueberfällen mehr ausgesetzt zu seyn, ist zu pöbelhaft, um vernünftige Gründe dagegen anzuführen. Wo Kunst und Muth sich vereinigen, da müssen sich Felsen durchbohren und Berge ebnen lassen. Und welches Land hat durch Verbesserung der Straßen etwas an Sicherheit und Vertheidigungskraft verloren? Die Römer waren bei ihrer ersten Straßenverbesserung eben so wohl für ihre Sicherheit als für ihren Wohlstand bedacht. Wir lesen nirgends, daß ihre Feinde durch die guten Straßen irgend etwas über sie gewonnen haben. Vielmehr errichtete der Senat dem August wegen der flaminischen Straße eine Ehrenpforte; so auch dem Vespasian und Trajan." Und selbst die Bündtner Zeitung vom 5ten Aug. 1832 behauptet hinsichtlich der Graubündter großen Alpenstraßen über den St. Bernhardin und den Splügen: „Das Schließen oder Oeffnen der Alpenpässe spielt keineswegs mehr die gleich wichtige Rolle, wie vor etlichen Jahrhunderten."

*) S. Neues Schweizer Museum für 1784, Bd. IV.

Mechanische Fertigkeit eines gemeinen Russen.

Die Handelszeitung von St. Petersburg machte interessante Details über einen einfachen russischen Bauer bekannt, der wieder einen neuen Beweis von dem Erfindungsgeiste liefert, den man oft unter den Leuten dieser Klasse für Mechanik und andere Künste findet. Michael Wassilief Fedoroff, 25 Jahre alt, im Dorfe Selsko (Bezirk Ladoga), das der Gräfin de Laval gehört, geboren, kam am 16ten Julius d. J. in einem kleinen, von ihm selbst gebauten Dampfboot in St. Petersburg an, „sein Vertrauen (so lauten seine eigenen Worte) auf Gott setzend, der seinen Geist erleuchtet habe." Von frühester Jugend an zeigte Fedoroff, der sein ganzes Leben in diesem Dorfe zugebracht hatte, die glücklichsten Anlagen für die Mechanik; in seinem 12ten Jahre ward seine Neugierde durch die Erzählungen, die ihm sein Vater über die Dampfschiffe machte, die er zu St. Petersburg gesehen, lebhaft aufgeregt; er konnte indeß keine andern Erklärungen erhalten, als daß man diese Schiffe mittelst Räder in Bewegung setze, die von einer einem Theekessel ähnlichen Maschine getrieben würden. Der Knabe erinnerte sich sogleich, daß er bei dem Priester der Pfarrei einen Theekessel gesehen, und lief hin, um sich von der Art zu überzeugen, wie der Dampf daraus entweiche. Zu seinem Vater zurückgekehrt, machte er sich alsbald ans Werk, und verfertigte mit einem Faß eine Art Kessel, dessen Dampf er zum Drehen der Flügel einer kleinen Windmühle, die er gebaut hatte, benutzte. Durch die Beobachtung der verschiedenen Wirkungen des Dampfes von Entdeckung zu Entdeckung geführt, brachte er endlich eine kreisförmige Bewegung zu Stande, und glaubte das Geheimniß des Baues der Dampfschiffe gefunden zu haben. Nach dem Tode seines Vaters kam er in der Absicht nach St. Petersburg, den innern Mechanismus eines dieser Schiffe zu untersuchen, was man ihm aber nicht gestattete, und er konnte nur das Aeußere derselben sehen. Er kehrte in sein Dorf zurück, wo es ihm mit Hülfe eines Kupferschmieds gelang, selbst den Kessel zu fabriziren, der sein kleines Fahrzeug, dessen Mechanismus von dem der vervollkommneten Dampfschiffe ganz verschieden ist, und dessen Kraft einer Drittels-Pferdekraft gleichkommt, in Bewegung setzt.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

Der Handel im Allgemeinen.

(Fortsetzung.)

Die Messe von Nischnei wird von dem Groß- und dem Kleinhändler, dem Fabrikanten und dem Kommissionär besucht, deren im umgekehrten Verhältniß stehenden Interessen sich widerstreben, und mithin der Einheit der Unternehmungen schaden. Von allen handeltreibenden Plätzen Rußlands ist indeß Nischnei jedenfalls der, wo man zur Meßzeit die Fortschritte am bequemsten übersehen kann, die Rußland in den industriellen Gewerben gemacht hat. Die Konkurrenz, welche die verschiedenen Manufakturen des Reichs hier mit denen des Auslandes zu bestehen haben, hat schon die Wage zu Gunsten der erstern sinken gemacht, und zwar hinsichtlich einer Menge von Gegenständen, deren Fabrikation sich nur erst seit einigen Jahren vervollkommnet hat. In den Magazinen von Nischnei findet man die schönste Industrieausstellung der Provinzen des russischen Reichs, und hier sind der Beachtung besonders würdig die Seidenzeuge, die gedruckten Leinenwaaren, die Tücher und die Krystalle. Von den erstern drei Gegenständen liefert das Gouvernement Moskau die bedeutendsten Quantitäten. Derselbe Fall ist es mit den chemischen Produkten, die seit mehreren Jahren schon in der Umgebung der alten Hauptstadt in großer Masse

Digitized by Google

kommenheit verfertigt werden. In der Manufakturindustrie zeigen sich dieselben Fortschritte, und wir nennen hier nur die Arbeiten in Stahl und Eisen. Der Stahl der kaiserlichen Waffenfabrik zu Tula ist bekannt, wir gedenken also nur noch der Erzeugnisse der der Familie Scheremetiew gehörigen Fabrik zu Paulowsk. Auf der Messe von Nischnei waren mehrere Läden mit ihren Waaren gefüllt, die größtentheils aus Gegenständen des gewöhnlichen Gebrauchs bestanden und zu billigen Preisen verkauft wurden. Unter den wohlfeilern Artikeln machten sich besonders sehr rein gearbeitete Vorlegeschlösser bemerklich, die zu 7 Rubel das Hundert verkauft wurden. Bedenkt man, welche Arbeit ein solches Schloß doch erfordert, so läßt sich kaum begreifen, wie man es zu einem so niedrigen Preise geben kann. Mit gleichem Lobe muß noch der aus den Hammerwerken der Herren Demidow hervorgehenden Erzeugnisse gedacht werden. Die sibirischen Fabriken senden jedes Jahr eine ungeheure Menge hölzerner, bunt bemalter und mit Eisenblech beschlagener Kisten, die zu so billigen Preisen abgelassen werden, daß die Armenier und Bucharen sie kaufen, um ihre Waaren hinein zu packen. In denselben Fabriken werden auch Kaffeebretter oder Präsentirteller von lackirtem Eisenblech im Preise von 2 bis zu 60 Rubel verfertigt, die sich mit den besten messen können, was England in dieser Hinsicht erzeugt.

Allen Beobachtungen zufolge unterliegt es keinem Zweifel, daß seit 1820 bis jetzt — und namentlich in den Jahren 1826 und 1827 — die Geschäfte in Nischnei nach und nach eine bedeutende Abnahme erfahren haben. Obschon es schwer seyn dürfte, den Grund hievon bestimmt anzugeben, so glaube ich doch, daß diese Stagnation sich aus zwei Ursachen erklären läßt. Die Privilegien, welche Odessa im Jahre 1820 zu Ausdehnung des Handels auf dem schwarzen Meere erhielt, schienen eine Handelsstraße von Leipzig nach Odessa und von dieser Stadt nach Tiflis gebahnt zu haben, so daß ein Theil des Handels und der Vortheile der Messe von Nischnei durch die von Leipzig absorbirt worden zu seyn scheinen. Die zweite Ursache scheint in der so schnellen Zunahme von Fabriken aller Art zu liegen, die das Bedürfniß der Städte im Innern befriedigen, wodurch natürlich der sonst für die Messe versparte Einkauf sich vermindern muß. Diese letztere Behauptung beweist sich hauptsächlich dadurch, daß besonders die Preise von Manufakturartikeln, wie z. B. Leinwand und Kattune, bedeutend gefallen sind, während die von Kolonialwaaren, Thee, Wein, Eisen u. s. w., fester geblieben sind. Andere Gegenstände sind schwerer abzusetzen, weil die Konkurrenz des Auslandes ihre Ausfuhr vermindert, wo nicht gar einstellt, und hieher gehört die Pottasche, die auf den fremden Märkten jetzt von der amerikanischen verdrängt wird. Derselbe Fall ist's mit den Ziegenhaaren. Die asiatischen Waaren haben sich aus den angegebenen Ursachen bis jetzt so ziemlich im Preise gehalten, mit Ausnahme der türkischen Shawls, die außerordentlich gefallen sind, und zwar wahrscheinlich deßhalb, weil dieser Artikel den Launen der Mode unterliegt. Der asiatische Handel ist es übrigens, welcher der Messe von Nischnei stets eine hohe Wichtigkeit gibt. Auch der Kleinhandel ist sehr beträchtlich, weil die Bauern der Gränzprovinzen die Gewohnheit haben, sich hier auf das ganze Jahr zu versehen. Zum Voraus des Vertrauens ihrer Kunden gewiß, kommen viele solche Kleinhändler ohne alle Waare auf die Messe, miethen eine Bude, versehen sich bei den Großhändlern, und machen oft Verkäufe, die sich auf 50 bis 60,000 Rubel belaufen.

Es ist schwer die Volksmasse genau zu bestimmen, die sich auf der Messe von Nischnei versammelt, da sich außer den Käufern und Verkäufern, den Arbeitern, Fuhrleuten, Wäscherinnen u. s. w. auch eine ab- und zuströmende Menschenmenge aus den benachbarten Städten einfindet. Alle Erkundigungen, die man hierüber einziehen kann, sind trügerisch, und nur die Konsumtion allein liefert einen Maßstab, nach welchem sich auf annähernde Weise eine Schätzung versuchen läßt. Der Verbrauch an Mehl während der Messe beläuft sich jährlich auf ungefähr 12,000 Tschetwert, was 180,000 Pud ausmacht, woraus man beiläufig 160,000 Pud Brod backen kann, wozu man aber noch 40,000 Pud Weizenbrod rechnen muß, die von den wohlhabendern Klassen verzehrt werden. Nimmt man nun 500,000 Menschen an, so ergäben sich für jeden einzelnen nur 26⅔ Pfund Brod während eines Monats, was viel zu wenig wäre; bringt man jedoch die Progression in der Ankunft und Abreise in Anschlag, welche macht, daß die Meßbevölkerung nur einige Tage lang stationär und vollständig ist, so kann man den Brodverbrauch auf nahe an zwei Pud für den Kopf anschlagen, und durch diese Berechnung ergibt sich eine Anzahl von 250,000 Menschen, was wohl der Wahrheit so ziemlich nahe kommen dürfte. Die Lebensmittel sind sehr wohlfeil, und es kann ein mäßiger Mensch recht gut mit 25 Rubeln für die Meßzeit auskommen, wofür der Garkoch ihm ein Mittag- und Nachtessen von drei Schüsseln liefert. Fleisch und Fische gibt es im Ueberfluß, nur mangelt es an Gemüß. Die russischen Restaurationen machen die besten Geschäfte, und es ist ihre einfache Küche auch den Nachahmungen fremder Gerichte vorzuziehen, die eben nicht geeignet sind den Gaumen eines Feinschmeckers zu befriedigen. Selbst die hölzernen Barracken liefern manches Gericht, das einer bürgerlichen Tafel zur Zierde gereichen würde. Was die Küche der Tataren betrifft, so ist diese so elementar, daß ein Europäer sich damit begnügt, den sehr einfach zubereiteten Reiß und die kleinen Kuchen mit gehacktem Lamm- oder Pferdefleisch nur zu betrachten.

(Schluß folgt.)

Ein Feldarbeiter in der Nähe von Calais sah plötzlich etwas Gelbes zu seinen Füßen schimmern. Anfänglich glaubte er, es sey ein messingener Rechenpfennig, bei genauerer Untersuchung ergab sich aber, daß es ein schöner spanischer Dukaten von Ferdinand V (der Katholische genannt) und Isabellen war. Auf der einen Seite befinden sich die beiden gegen einander sehenden Profile eines Mannes und einer Frau, mit der Umschrift: Quod Deus junxit, homo non separet, und auf der Rückseite das spanische Wappen mit den Worten: Ferdinand et Elisabeth (?) Calais war auf kurze Zeit — von 1690 bis 1698 — im Besitz der Spanier, und damals mag dieser Dukaten wahrscheinlich verloren gegangen seyn.

Mit diesem Blatte wird **Nr. 70** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** **Le chemin de traverse.** Von Jules Janin. (Fortsetzung.) — **Ben Brace.** Von Kapitän Chamier. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtabnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 290.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Oktober 1836.

Notizen für Reisende in England.

(Von C. v. H.)

Es ist auffallend, wie wenige Deutsche in England reisen, und wie wenige Werke von Deutschen über England existiren. Man rechnet bei 450 Bücher, welche Deutsche über Italien geschrieben, und kaum zwölfe über England. Die Begierde, mit welcher die Briefe des Verstorbenen und in der neuesten Zeit die Briefe des Hrn. v. Raumer in unserm Publikum gelesen wurden, zeigt zur Genüge, daß es uns nicht an Interesse, wohl aber an Berichten über dieses in Sitten und Verfassung von uns so ganz verschiedene Land gebricht. Dem scharfsinnigen Beobachter ist daher noch ein reiches Feld offen; diese Zeilen sollen nur als allgemeine Fingerzeige dem in England Reisenden dienen. Hier kann begreiflich nicht von Personen die Rede seyn, denen es gleichgültig ist, ob sie täglich 40 Pf. oder 2 Pf. ausgeben, sondern ich habe bei diesen wenigen Andeutungen bloß solche Reisende vor Augen, die gleich mir auf öffentlichen Wagen reisen, viel sehen und nicht zu viel ausgeben wollen. Wie nöthig es ist, über England in dieser Art aufgeklärt zu werden, und wie schwer es ist, sich im Lande selbst genügende Renseignements zu verschaffen, davon habe ich mich hinlänglich überzeugt. Die Engländer bereisen ihr Land selbst so wenig, daß man über die gewöhnlichsten Fragen keine Aufschlüsse erhalten kann, und selbst in London, wo doch mehrere geistreiche Männer mir Richtungen angaben, denen ich auf meiner britischen Wanderung folgen sollte, konnte ich keinen sichern Plan für die ganze Reise feststellen. Glücklicherweise führte mich der Zufall mit zwei sehr liebenswürdigen Reisenden zusammen, deren Haupttendenz die Kunst war, und die übrigens in allen Ansichten vollständig mit mir übereinstimmten. Die Zahl drei ist meines Erachtens für das Reisen in England die zweckmäßigste. Man kommt sehr häufig in die Lage, Tage lang mit Extrapostkaleschen und sogenannten Car's zu fahren, wo dann die Ausgabe für drei leichter zu tragen ist, viere aber zu viel sind, da die meisten Extrapostfuhrwerke in Landau's oder Berlines coupées bestehen und daher höchstens drei Personen fassen können. Die Anzahl drei ist ferner sehr gut beim Ankommen im Hotel, das gewöhnlich zugleich das Bureau der Kutsche enthält. Der vollgepfropfte Wagen entleert sich sehr rasch, und wer sich säumt, findet häufig keinen Raum. Man theilt sich daher ein. Der erste besorgt Zimmer, der zweite bezahlt, der dritte bleibt beim Ausladen der Effekten, welches unerläßlich ist, da die Kutscher sich nach allen Richtungen kreuzen, und häufig Verwechselungen vorkommen. Die Sorglosigkeit der Engländer ist hier nicht zur Nachahmung zu empfehlen. Sie beruht hauptsächlich auf der Ueberzeugung von der Pünktlichkeit des Post- oder Packdienstes und von der außerordentlichen Sicherheit, die in England herrscht. Man sieht Effekten Tage, ja Nächte lang auf den Vorplätzen und Gängen herumliegen, und in den stets offen stehenden Zimmern liegen Kleider, Geld, Banknoten frei herum. Als ich vom Kontinente kommend meinen Zimmerschlüssel in Brighton mühsam abzog, da die Schlösser hiezu gar nicht eingerichtet sind, und ihn unten abgeben wollte, wußten die Leute gar nicht, was ich wollte, und lachten mich am Ende aus. In London selbst möchte dieß einige Modifikationen erleiden, in ganz England und Schottland aber, und was mich am meisten erstaunte, selbst in Ireland fand ich die höchste Sicherheit des Eigenthums und die unerschütterlichste Ehrlichkeit des Dienstpersonals. Die vielen Gerüchte über Räubereien und Diebstähle erscheinen wenigstens auf unsre Zeiten nicht mehr anwendbar. Die englischen Handwerker sind den französischen weit voraus, nicht allein in Solidität, sondern auch im Geschmack. Wer sich daher neu kleiden will, und die Wahl zwischen Paris und London hat, der wähle das Letztere. Zwar sind die englischen Tücher nicht so schön wie die französischen, und halten auch nicht so lange, da sie in der Wolle zu kurz geschoren sind, allein der englische Schneider arbeitet nach dem Körper, der französische bloß nach der Mode, weßhalb die Engländer immer gut und die Pariser immer schlecht angezogen sind. Nur zum Beispiele die sackähnlichen Pantalons der Franzosen zu erwähnen, während die englischen stets nach der Form des Beines geschnitten sind. Der Unterschied in den Preisen ist unbedeutend. In Paris kostet ein Kleid 150 Fr., in London 5 Pf. und in diesen Proportionen durchgehends.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen von Lima.

(Schluß.)

Eine Limanerin in einem Pariser Kleid ist nicht mehr dasselbe Geschöpf; vergebens bemüht man sich in dieser fremden Tracht das weibliche Wesen wieder zu erkennen, das uns am Morgen in der Marienkirche so sehr anzog. Alle Fremden gehen nämlich in die Kirche, um diese ganz besonderen Frauen in ihrer Nationaltracht zu bewundern. Alles an ihnen ist aber auch höchst verführerisch: Gang, Haltung, wenn sie, das Köpfchen schelmisch seitwärts geneigt, niederknieen und beten, ihre niedlichen mit Bracelletten bedeckten Arme sehen, und die Korallen des Rosenkranzes durch die von Ringen funkelnden zarten Finger laufen lassen, während ihre verstohlenen Blicke alle männlichen Herzen in Bewegung setzen.

Viele Fremden haben mir vertraut, welch zauberische Wirkung der Anblick der Limanerinnen auf ihre Phantasie gehabt habe, und daß dem wirklich so ist, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man sieht, zu welchen Thorheiten das weibliche Geschlecht den Fremden in Lima verleitet. Das glühende Verlangen, die so sorgfältig verborgenen Züge kennen zu lernen, macht, daß sie den Damen mit neugieriger Hast folgen; es bedarf jedoch, bei der großen Aehnlichkeit, welche die Saya allen verleiht, eines geübten Auges, um die im Gedräng sich verlierende Schöne wieder herauszufinden. Wenn Schönheit der Formen und der magnetische Zauber des Blicks hinreichen, um der Frau die Herrschaft zu sichern, welche sie auszuüben berufen ist, so trägt die Limanerin durch ihre Tracht leicht den Sieg selbst über die verführerischste Europäerin davon; wenn aber nur wahre Schönheit der Seele und des Körpers die Sinne fesselt, dann erfreut sie sich ihres Sieges nicht lange. Wenn diese bezaubernden Limanerinnen, nachdem sie die Phantasie des Fremden in Flammen gesetzt haben, sich zeigen wie sie sind: ohne Herz, ohne Adel der Seele, unfähig eine reine und wahre Liebe zu erwidern und nur das Gold liebend, dann zerstören sie selbst mit einem einzigen Worte den Zauber wieder, den ihre Schönheit hervorgebracht. Indeß beherrschen die Limanerinnen ihre Männer dennoch, weil sie ihnen an Verstand und moralischer Kraft überlegen sind. Die Stufe der Civilisation, auf welcher dieses Volk sich befindet, ist noch weit von der europäischen entfernt. Es gibt in Peru keine Erziehungsinstitute weder für das eine noch für das andere Geschlecht, und die Intelligenz entwickelt sich nur nach Maßgabe der natürlichen Anlage. Es muß mithin dieses Uebergewicht der Frauen von Lima über das männliche Geschlecht ihrer Verstandesüberlegenheit zugeschrieben werden, so weit sie übrigens auch in moralischer Hinsicht den Europäerinnen nachstehen.

Nicht unbemerkt darf bleiben, wie sehr ihre Nationaltracht den Limanerinnen zu Statten kommt, und ihre Intelligenz bei Erlangung der großen Freiheit, die sie genießen, und der Herrschaft, die sie üben, unterstützt. Würden sie diese Tracht jemals aufgeben, ohne sich zu bemühen, jene Vorzüge sich eigen zu machen, deren Mangel sie bis jetzt gar nicht einmal fühlen, so kann man dreist behaupten, daß sie den civilisirten Männern als die niedrigsten Geschöpfe erscheinen, und von Ueberlegenheit zur traurigsten Nullität herabsinken würden, ohne ein Mittel zu besitzen den Mangel an Achtung ersetzen zu können, die man gewöhnlich jenen Wesen bezeugt, die bloß dem Sinnengenuß zugänglich sind. Zu Unterstützung des Gesagten möge hier eine flüchtige Skizze des geselligen Lebens in Lima folgen, nach der man sich von der Genauigkeit meiner Beobachtungen überzeugen wird.

Die Saya ist, wie bereits gesagt, die Nationaltracht, alle Frauen und Mädchen tragen sie, welchem Stand sie auch immer angehören; sie steht in Ansehen wie bei den Moslems der Schleier. Das ganze Jahr hindurch gehen die Limanerinnen in dieser Verhüllung aus, und wer es wagen wollte, einer von ihnen den Menton aufzuheben, der ihr Gesicht bis auf Ein Auge bedeckt, wäre der Gegenstand allgemeinen Unwillens und würde streng bestraft werden. Es ist herkömmlich, daß jede Frau allein ausgehen kann; die meisten haben eine Negerin hinter sich, doch ist dieß keineswegs Bedingung. Ich glaube, daß es nur wenig Phantasie bedarf, um alle die Folgen sich auszumalen, welche ein durch Zeit und Gewohnheit geheiligter und von den Gesetzen wo nicht bestätigter, doch mindestens geachteter Zustand von fortwährender Verhüllung, wie die Saya ihn mit sich bringt, herbeiführen muß. Eine Limanerin frühstückt des Morgens mit ihrem Mann im Schlafmantel mit hinaufgestecktem Haar; will sie ausgehen, so schlüpft sie ungenirt in ihre Saya, da der Gürtel um die Mitte die Taille hinreichend zusammenhält, läßt ihr Haar herabfallen, verhüllt ihr Gesicht mit dem Menton, und geht wohin sie will. Sie begegnet ihrem Mann auf der Straße, der sie nicht erkennt, neckt ihn mit Blicken, spricht mit ihm, läßt sich mit Gefrornem, Früchten u. s. w. bedienen, gibt ihm ein Stelldichein, verläßt ihn wieder und knüpft dann sogleich mit einem vorübergehenden Offizier, der ihr gefällt, eine neue Unterhaltung an. Sie kann dieß Spiel treiben so weit sie will, ohne je ihren Menton ablegen zu dürfen; sie besucht ihre Freunde, geht spazieren und kommt zum Mittagessen wieder nach Hause. Ihr Mann frägt nicht wo sie gewesen, denn er weiß gar wohl, daß wenn sie ein Interesse dabei hat, ihm die Wahrheit zu verbergen, er mit einer Lüge abgespeist wird, und deßhalb schlägt er den klügsten Weg ein, indem er sich nicht darum bekümmert. So gehen diese Damen allein ins Theater, zu den Stiergefechten, den öffentlichen Versammlungen, auf Spaziergänge, in die Kirchen und werden allenthalben gesehen. Diese Tracht hat mithin noch den Vortheil, daß sie ökonomisch, bequem ist, und daß man dabei keiner großen Toilette bedarf.

Es herrscht ferner noch ein Gebrauch, der nicht vergessen werden darf. Wenn die Limanerinnen sich noch unbemerklicher machen wollen, so ziehen sie eine alte zerrissene Saya und einen eben so unscheinbaren Menton an; nur jene, denen daran gelegen ist, für Frauen von guter Gesellschaft erkannt zu werden, kleiden sich mit Sorgfalt und nehmen eines ihrer schönsten Schnupftücher in die Hand. Eine Verkleidung, wie die oben genannte, heißt Disfrasada, und wird sehr geachtet, so daß man eine so gekleidete Frau nicht anredet, und ihr nur schüch-

tern sich nähert; ihr zu folgen gilt für unschicklich und unstatthaft, da man mit Recht vermuthet, daß sie wichtige Gründe zu ihrer Verkleidung hat, und es mithin unbescheiden wäre, ihr nachzuspüren.

Nach dem Gesagten läßt sich leicht begreifen, daß die Limanerinnen einen ganz andern Ideengang haben müssen als die Europäerinnen, die von Kindheit an Sklavinnen der Sitten, Gebräuche, Gesetze, Vorurtheile und Moden sind, während die Frau in Lima unter der Hülle ihrer Saya frei und unabhängig ist, und sich voll Vertrauen auf jene wahre Kraft verläßt, die jedes Wesen in sich fühlt, dem es gestattet ist, den Bedürfnissen seiner Organisation gemäß zu handeln. Die Limanerin fühlt in allen Lagen ihres Lebens niemals irgend einen Zwang; als junges Mädchen entschlüpft sie, durch ihre Tracht geschützt, der Aufsicht ihrer Eltern; verheurathet sie sich, so nimmt sie nicht den Namen ihres Gatten an, sondern behält ihren eigenen und bleibt in ihrem Hause. Fühlt sie sich durch die Wirthschaftssorgen gelangweilt, so wirft sie ihre Saya über, wie bei uns der Mann nach seinem Hute greift, und handelt ganz mit gleicher Unabhängigkeit. In ihren vertraulichen Verhältnissen, sie mögen nun vorübergehend oder dauernd seyn, bewahren die Limanerinnen stets ihre Würde, obschon ihr Benehmen in dieser Hinsicht von dem einer Europäerin sehr verschieden ist. Gleich allen Frauen bemessen auch sie die Gewalt der Liebe nach der Größe der Opfer die man ihnen bringt. Da jedoch ihr Land seit seiner Entdeckung die Europäer nur des Goldes wegen angelockt hat, das es verbirgt, so folgen auch die Limanerinnen dem Ideengang, der aus diesem Stande der Dinge entspringt, und beurtheilen die Beweise von Liebe nur nach den ihnen dargebotenen Massen Goldes. Will man einen Begriff von der heftigen Liebe geben, welche z. B. Herr N. für Madame A. empfindet, so sagt man nur: „Er spendete ihr Gold mit vollen Händen; er kaufte ihr zu hohen Preisen alles was ihr gefiel; er hat sich um ihretwillen ganz ruinirt.“ Auch die reiche Frau nimmt stets Gold von ihrem Liebhaber, denn es ist dieß für sie ein Beweis von Liebe, der allein im Stande ist sie zu überzeugen, daß sie geliebt wird. Die Eitelkeit der Reisenden hat uns die Wahrheit verhehlt, und wenn sie ihres Glücks bei den Limanerinnen sich rühmen, so verschweigen sie, daß es ihre Ersparnisse gekostet hat.

Die Damen von Lima beschäftigen sich wenig mit der Wirthschaft; da sie jedoch sehr thätig sind, so genügt die wenige Zeit die sie darauf verwenden, um ihr Hauswesen in Ordnung zu halten. Sie haben einen entschiedenen Hang zur Politik und Intrigue, und suchen ihren Männern, Söhnen und Allen, für die sie sich interessiren, Stellen zu verschaffen. Um zum Zweck zu gelangen, gibt es kein Hinderniß und keine Abneigung, die sie nicht zu überwinden wüßten. Die Männer bekümmern sich um solche Dinge nicht und thun wohl daran, denn sie würden sich nicht so gut zu benehmen wissen. Die Frauen lieben Vergnügungen und Feste, spielen hohes Spiel, rauchen die Cigarre und reiten spazieren, jedoch nicht im Damensattel, sondern in weiten Pantalons wie die Männer. Dabei haben sie eine Leidenschaft für das Seebad und schwimmen sehr gut. Außerdem spielen sie Guitarre, singen schlecht genug, doch findet man einige gute Sängerinnen mit unnachahmlicher Anmuth.

Die Limanerinnen haben im Ganzen keine Bildung, lesen nicht und sind dem, was in der Welt vorgeht, ganz fremd. Sie besitzen indeß viel natürlichen Scharfsinn, leichte Fassungskraft, Gedächtniß und eine überraschende Intelligenz. Ihre Religion besteht in gewissenhafter Beobachtung nicht des katholischen Ritus, sondern der im Lande herkömmlichen kirchlichen Gebräuche, die oft so lächerlich sind, daß der Europäer ein Aergerniß daran nimmt.

Maria Malibran Beriot.

(Nekrolog.)

Außer dem gewöhnlichen Bedauern, das uns ein in der Fülle der Jugendkraft dahin geschwundenes Daseyn entlockt, ist der Tod dieser gefeierten Künstlerin für jedes empfindende Herz deßhalb um so betrübender, weil sie sich kaum erst auf der Schwelle eines beglückenden häuslichen Lebens befand. Maria Malibran wurde Anfangs des Jahres 1809 geboren, und verlebte ihre Jugend unter unablässigen Studien und harter Zucht. Ihr Vater, der einst so berühmte Sänger Garcia, und später der beste Gesanglehrer in Europa, zwang sie, eine von Natur aus eben nicht ausgezeichnete Stimme durch Kunst zu überwinden, und sich eine sowohl praktisch als theoretisch vollkommene Kenntniß der Musik eigen zu machen. Es wäre peinlich, die Härte aufzuzählen, mit der er dabei zu Werke ging, und Viele, die der siegenden Gewalt der menschlichen Stimme, deren Töne aus ihrem Munde wie flammende Pfeile zum Herzen drangen, den stürmischsten Beifall zollten, hatten keine Ahnung davon, mit welchen Opfern ein solcher Verein von Vollkommenheiten erkämpft wurde. Ein minder kräftiger Geist wäre einer solchen Erziehung erlegen, Maria Garcia aber hielt sich durch die seltene Energie und Lebendigkeit ihres Temperaments aufrecht.

Mademoiselle Garcia betrat im Jahre 1825 als Prima Donna der italienischen Oper in London, in Rossini's Barbier von Sevilla zum ersten Mal die Bühne. „Ihre außerordentliche Jugend (sie war damals 16 Jahre alt), sagt Lord Mount Edgecumbe in seinen musikalischen Erinnerungen, ihre Schönheit, ihre angenehme Stimme und ihr leichtes gefälliges Spiel gewannen ihr allgemeinen Beifall.“ Dieser günstige Eindruck ward durch die Oper: die Kreuzritter, noch verstärkt, die gegen Ende derselben Saison von Bellini auf die Bühne gebracht wurde. Später erschien die Künstlerin mit erhöhtem Ruf auf dem Yorker Fest — eine der jüngsten Sängerinnen, welche je noch bei einer ähnlichen Gelegenheit eine so bedeutende Stelle eingenommen hatte. Aber erst nach ihrer Rückkehr aus Amerika — wohin sie ihren Vater als Prima Donna seiner Operngesellschaft begleitet hatte — traten ihre glänzenden Talente in das vollste Licht. Ihre Darstellung des Charakters der Desdemona war in New-York auf der ersten Probe so kalt, daß ihr Vater, der den Othello gab, ihr drohte, sie Abends im Ernst zu erstechen, wenn sie nicht besser spielen werde. Die Drohung that ihre Wirkung, und die Desdemona gehörte fortan unter ihre vollendetsten Leistungen.*)

Während ihres Aufenthalts in Amerika schloß sie die unglückliche

*) Diese Anekdote nebst einigen Näherem über den Aufenthalt der gefeierten Sängerin in Amerika findet sich in Nr. 34 dieser Blätter vom Jahre [illegible].

Digitized by Google

Verbindung mit Herrn Malibran, deren Geschichte zu bekannt ist, als daß es hier eines umständlichern Berichts bedürfte. Im Jahre 1828 erschien die Künstlerin in Paris, wo sie als Semiramis auftrat, und jenen Enthusiasmus erregte, der von nun an jede ihrer Darstellungen begleitete. Sie vermochte Partien jeden Styls, aus jeder Schule und jedem Jahrhundert mit gleicher Vollkommenheit vorzutragen. Man hat sie an demselben Abend in fünf verschiedenen Sprachen und stets mit gleicher Wahrheit des Ausdrucks und des jeder inwohnenden Charakters singen hören. Der außerordentliche Umfang ihrer Stimme setzte sie in den Stand, Alt- und Sopranpartien vorzutragen, und ihr Spiel war eben so charakteristisch als ihr Gesang.

Die persönlichen Anstrengungen, welche der kräftige Geist der unvergeßlichen Künstlerin überwand, waren unglaublich. Oft sah man sie einer ermüdenden fünfstündigen Probe beiwohnen, in den Zwischenpausen in irgend einem Morgenkonzert singen, und dann Abends nach einer ihrer angreifendsten Rollen noch eben so kräftig und munter als gewöhnlich dem philharmonischen Konzert beiwohnen. Auch dieses verließ sie oft noch, um eine Abendgesellschaft zu besuchen, wo sie mit überraschender Frische nochmals sang, oder die Anstrengungen des Tages mit dem Tanz der Tarantella beschloß. Ihre gesellschaftlichen Talente entzückten ihre vertrauteren Freunde in eben dem Grade, als ihr Gesang und Spiel das große Publikum. Ihre Bemerkungen waren treffend, und ihre Laune, so wie der Anekdotenschatz, der ihr stets zu Gebote stand, unerschöpflich. Auch mit dem Pinsel war sie vertraut, und einige ihrer Skizzen sind voll Geist und Charakter. Ihre Liebe zur Kunst kannte keine Schranken, und es darf nie vergessen werden — theils als ihr Gedächtniß ehrend, theils zur Warnung für manches zu strenge Publikum — daß ihr Tod dadurch herbeigeführt wurde, daß sie lieber, selbst mit Aufopferung, ihre Verpflichtungen in Manchester erfüllen, als den Verdacht einer vorgeschützten Unpäßlichkeit auf sich laden wollte.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

Der Handel im Allgemeinen.

(Schluß.)

Außer den Waaren in den Läden und Buden werden auch noch viele auf der Ebene und am Ufer der beiden Flüsse zum Verkauf ausgestellt; allenthalben bivouakiren Fuhrleute, welche Häute und Getreide, und Treiber, welche Pferde, Ochsen u. s. w. zur Messe gebracht haben. Eine Menge Fuhren stehen bereit, um die ausgeladenen Waaren auf die Messe zu fahren, wofür sie 1 Rubel erhalten. In einer Menge von Wagnerwerkstätten werden Wagen zum Transport der Waaren ins Innere des Landes verfertigt, und zum Preis von 27 bis 30 Rubeln verkauft. Geht man am Ufer der Wolga hin, so stößt man auf Pferche, in denen die wilden Pferde der sibirischen Steppen zum Verkauf ausgestellt sind. Will man ein solches Thier kaufen, so bezeichnet man es dem Eigenthümer, der es mit einer Schlinge von Pferdehaar, die sich an einer langen Stange befindet, aus der Menge herausfängt. Dann legt man ihm Halfter und Gebiß an, gegen das es sich gewaltig sträubt, doch aber der um den Hals liegenden Schlinge nachgeben muß, und führt es dem Käufer vor. Oft sind diese Thiere noch so wild, daß man sie nicht besteigen kann, und dann setzt sich einer der Knechte auf ein anderes Pferd, nimmt den Wildfang beim Ohr und läßt ihn im Galopp nebenher laufen, wo er dann durch Schmerz und Ermüdung endlich gezwungen wird, sich seinem Herrn zu fügen. Ist sein Lauf etwas regelmäßiger geworden, so wird er dann selbst bestiegen, und durch Herumjagen auf der Ebene vollends ermüdet und zahm gemacht. Pferde dieser Art werden mit 50 bis 100 Rubeln bezahlt; Gestütpferde aber, unter denen man herrliche Thiere findet, kosten oft bis zu 4000 Rubel.

Hat man den Roßmarkt verlassen und geht längs dem Ufer der Wolga fort, so stößt man abermals auf große Massen von Waaren, als: Pottasche, Theer, Leim, Lumpen und Räder aus einem einzigen Stück gearbeitet, wie der russische Bauer sie an seinen Karren hat. Hat man diese Waaren hinter sich, so gelangt man zu dem Ort, wo der Thee ausgeschifft wird. Die Tsibiks, oder Kisten, die ihn verschließen, stehen in langen Reihen aufgestellt, an deren Enden sich Hütten befinden, die den mit der Aufsicht betrauten Kommis zur Wohnung dienen.

Daß es bei einem so großen Zusammenfluß von Menschen nicht an Bettlern fehlt, läßt sich leicht denken, und man kann wohl nicht leicht an einem andern Ort so viele Mißgestalten und Gebrechen beisammen sehen, als die Almosen heischende Schaar auf der Messe zu Nischnei bietet.

Um die Handelsunternehmungen zu erleichtern, sendet die Direktion der Handelsbank zu St. Petersburg Abgeordnete nach Nischnei, um Wechsel zu eskomptiren; doch schießen diese nur dann Geld vor, wenn sie von der vollkommenen Zahlungsfähigkeit der Aussteller überzeugt sind, und jeder Handelsmann, dessen Wechsel protestirt werden, verliert für immer jeden Anspruch auf die Unterstützung der Bank. Während der Messe von 1827 eskomptirte die Handelsbank Wechsel zum Belauf von 2,360,000 Rubel. Um den Geschäftsgang zu beschleunigen, ist neben der gewöhnlichen Post noch ein Stafettendienst organisirt, der binnen 56 Stunden einen Brief von Nischnei nach Moskau befördert.

Hinsichtlich der Natur und Beschaffenheit seiner Erzeugnisse bietet Rußland drei große Abtheilungen, von denen die erste, die nördliche, sich vom 57° nördlicher Breite bis zu den Eisregionen, der mittlere vom 50° bis zum 57°, und der südliche vom 50° bis zu den südlichen Gränzen des Reichs ausdehnt.

Die nördliche Zone bietet Ueberfluß an Fischen und vierfüßigen Thieren, Metallen und Holz. Die mittlere, deren Temperatur der Vegetation günstiger ist, erzeugt Getreide, Hanf und Lein, Unschlitt, Häute und Leim. Außer diesen Artikeln findet sich hier auch noch Eisen, Kupfer, Silber und das schönste Bauholz. Die südliche Zone ist reicher an Viehzucht als die mittlere, dagegen aber minder ergiebig an andern Gegenständen, wiewohl ihr Klima die Obstkultur und besonders auch den Weinbau begünstigt.

Am 24sten August ereignete sich in dem Dorfe Parson (Rhone-Departement) eine ganz besondere Naturerscheinung. Die Schnitter sahen gegen 4 Uhr Morgens einen Nebel aus dem Boden steigen, der bis gegen 7 Uhr so dick wurde und die Luft so verfinsterte, daß die nach verschiedenen Richtungen fahrenden Wagen zusammenstießen, woraus eine große Verwirrung entstand. Alle Arbeiten mußten bis gegen 8 Uhr eingestellt werden, wo der Nebel verschwand und einer reinen und warmen Atmosphäre Platz machte. Dieser Dunst drang wie dicker Rauch in die Häuser und ließ auf dem Boden und den Möbeln kleine Thierchen zurück. Ein Augenzeuge erinnerte sich, eine ähnliche Erscheinung vor etwa 27 Jahren im Marschlande gesehen zu haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 291.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Oktober 1836.

Handelsstatistik.

Handel mit Schwämmen in der Levante.

Man findet Schwämme an den Küsten von Candia, Cypern, Caramanien, Morea, den ionischen Inseln, Syrien, Tunis und Tripoli: die bei weitem geschätztesten derselben sind die syrischen, die ganze Küste von Beirut bis Alexandrette wird daher von griechischen und syrischen Fischern besucht. Jene kommen größtentheils aus Ipsara, Calimnos, Symi und Castelrosso, auf der Küste von Anatolien, einige aus Hydra, aus Rhodus und aus Morea, namentlich aus dem Dorfe von Kranidi. Die Schwämme finden sich in größter Menge und in bester Qualität an den Theilen der Küste, wo der Meeresboden felsig ist, während die, welche auf einem Sandboden, wie an der Küste von Caramanien wachsen, wenig werth sind. Die Griechen kommen im Mai auf der Küste an, und verlassen sie im August, während die syrischen Fischer bis zum September mit ihrem Fange beschäftigt bleiben. Die Griechen kommen auf einer Art Barken, genannt Sacoleven, welche 15—20 Mann tragen. Diese werden den Sommer über in den syrischen Häfen abgetackelt, und die Mannschaft vertheilt sich auf Fischerkähne, auf denen sie sich an die Küste hin zerstreut.

Die Fischerei wird auf zweierlei Art betrieben; die Hydrioten und Moreoten bedienen sich eines Dreizacks, die übrigen tauchen unter. Jene Methode ist weniger gefährlich, kann aber nur bei gutem Wetter und stillem Meere betrieben werden, man schüttet dabei einige Tropfen Oel auf das Meer, die sich ausbreiten, und den Fischern erlauben, die Schwämme, welche sie anspießen wollen, genau zu unterscheiden. Die Boote, welche durch Taucher fischen, enthalten drei bis acht Taucher, welche mit einem Messer bewaffnet sind, um die Schwämme von den Felsen abzulösen. Diese Methode hat den Vortheil, daß die Schwämme nicht wie die der ersten zerrissen werden. Der Ertrag ist sehr verschieden in verschiedenen Lokalitäten, in Tripoli schätzt man den gewöhnlichen Ertrag mit 5—6 Tauchern auf 75—80 Oken (die Oke zu drei Pfund), in Latalia auf 150—200 Oken. Man theilt die Schwämme in drei Klassen nach ihrer Feinheit, und im Allgemeinen liefert die Fischerei $^{2}/_{8}$ feine, $^{3}/_{8}$ gemeine und $^{3}/_{8}$ grobe Schwämme. Die Taucher von Ipsara und Palimnos gelten für die besten, und obschon sie einen Monat weniger als die Syrer auf der Küste bleiben, liefern sie doch gewöhnlich eine gleiche Quantität Schwämme.

Im Allgemeinen arbeiten die Fischer jedes Boots auf gemeinschaftliche Rechnung, wobei der Patron des Boots eine doppelte, und jeder Taucher eine einfache Portion erhält. Ein großer Theil der Boote verkauft seine Schwämme sogleich an der Küste, andere beladen ihre Sacoleven damit und bringen sie nach Smyrna, wo sie sie an türkische und europäische Häuser verkaufen.

Smyrna ist seit einigen Jahren der Mittelpunkt dieses Handels, aber bis zum Jahr 1833 war es Rhodus, wohin alle Schwämme von Syrien, dem Archipel und der Berberei zusammengebracht wurden. Aber in diesem Jahr belegte die türkische Regierung die Schwämme mit einer hohen Steuer, und erlaubte dem Steuereinnehmer, um die Erhebung zu erleichtern und zu sichern, den Handel in Smyrna zu concentriren. Der französische Generalkonsul hat umsonst dagegen protestirt, und für den französischen Handel Erlaubniß verlangt, nach wie vor seine Schwämme in Rhodus anzukaufen; er hat nichts durchgesetzt, als spezielle Begünstigungen für einige Schiffe.

Die Taucher von Castelrosso waren im J. 1835 sämmtlich im Solde eines Kaufmanns in Rhodus, von dem sie im Winter zuvor Vorschüsse erhalten hatten, welche sie sich verbindlich gemacht hatten, im Sommer vom Ertrag ihrer Fischerei zu vorausbestimmten Preisen zu erstatten. Dieser Kaufmann treibt seit langer Zeit diesen Handel, und war anfangs Agent eines englischen Hauses, hat sich aber seitdem Kapitalien aus Marseille verschafft. Die Zahl der griechischen Fischer, welche auf die syrische Küste kommen, ist sehr ungleich, und hängt von dem allgemeinen Zustand des Handels ab, z. B. Rhodus schickt gewöhnlich 5—6 Barken, aber wenn die Schiffsfracht niedrig steht, oder Schwämme theuer sind, so kommen bis auf 30 Barken dorther. Tripoli wird von 250—300 griechischen Tauchern besucht, aber sie lassen bisweilen einen Zwischenraum von einem bis zwei Jahren eintreten, um den Schwämmen Zeit zu lassen, wieder zu wachsen. Die syrischen Häfen schicken etwa 30 Bar-

ken mit 5—7 Tauchern jährlich, diese fischen alle auf eigene Rechnung, und nehmen nur selten Vorschüsse von Kaufleuten an. Im Allgemeinen sind sie den griechischen Tauchern an Geschicklichkeit nicht zu vergleichen, denn diese tauchen bis auf 25 Faden, während ein Syrer selten über 15 Faden taucht. Vor 15 Jahren war die Fischerei noch ganz in den Händen der Syrer, welche damals weit zahlreichere, aber noch weit ungeschicktere Taucher ausschickten, aber die Konkurrenz der Griechen hat sie seitdem zu einigen Fortschritten genöthigt.

Es ist nicht leicht, die jährliche Quantität anzugeben; im J. 1835 schätzte man den Ertrag von Tripoli auf 4000 Oken, den von Lattakia auf 14—15,000 Oken, und den von Larnaka auf 3—400, den von der Küste von Cypern und Caramanien auf 7—800 Oken. Der Preis war damals für feine Schwämme 120 Piaster per Oke, für grobe 15—20 Piaster, was beinahe das Doppelte der gewöhnlichen Preise ist. Die mit dem Dreizack gefischten sind 30 Prozent wohlfeiler, endlich die vom Meer auf das Land geworfenen haben fast gar keinen Werth, sie gehören dem der sie findet, z. B. in der Regentschaft von Tripoli verkauft man diese Art für 5—6 spanische Thaler per Centner, eben so die am Golfe von Sidra; die Schwämme von Zoara sind etwas feiner und bringen 6—7 spanische Thaler. Man hat keine Data über die Quantität der Schwämme, welche auf der Küste der Berberei gefunden werden, eben so wenig, als über den Ertrag der Fischerei in Morea und dem griechischen Archipel, man weiß nur, daß sie weit unter dem Ertrag von Syrien stehen.

Die feinen Schwämme sind schwarz, wenn sie aus dem Wasser kommen, enthalten bisweilen Kiesel, aber nie Sand; um sie zu bleichen, werden sie von den Tauchern am Ufer gewaschen, wobei diese feinen Sand hineinreiben, um sie schwerer zu machen. Dagegen hat der Käufer das Recht, sie 4—5 Tage lang an der Luft liegen, und dann ausklopfen zu lassen, um sie von diesen Unreinigkeiten zu befreien, ehe sie gewogen werden. Diese Operation vermindert das Gewicht um 15—20 Prozent, läßt aber noch viel feinen Sand in den Schwämmen. In guten Jahren kann ein Taucher 2—5000 Piaster verdienen, d. h. 6—800 Fr.

Die Fischerei steht auf der syrischen Küste allen Nationen frei, aber seit 1834 erhebt das ägyptische Gouvernement eine Steuer von 110 Piastern für jeden Taucher. Auf der Küste von Cypern und Caramanien bezahlen die Fischer keine Auflage, auf der Küste der Berberei verlangen die Griechen, welche nach den Stürmen dort zu fischen pflegen, gewöhnlich die Erlaubniß des Bey von Bengazi und entrichten ihm eine Steuer, für welche er sie gegen die Beduinen schützen sollte, da er dieß aber nur sehr unvollkommen thut, so entziehen sie sich oft seiner Autorität, und fischen auf ihre eigene Gefahr hin. Die große Ausdehnung des Gebrauchs der Schwämme in Europa hat den Handel damit sehr vergrößert, und ihre Preise sehr erhöht. Vor der französischen Revolution waren die syrischen Schwämme die einzigen, die als Handelswaare galten; sie verkauften sich nach dem Tausend, und zu niederem Preise. Die Konsuln von Frankreich und England hatten das Monopol des Ankaufs, sie kauften direkt von den syrischen Fischern und verkauften die Waare wieder an die Handelsschiffe ihrer Nation. Frankreich verlor dieses Privilegium zur Zeit der ägyptischen Expedition, und dieß zog mit der Zeit auch den Verlust des englischen Privilegiums nach sich. Die Unterdrückung des Monopols erregte indeß unter den europäischen Kaufleuten eine solche Konkurrenz, daß sie die Aufmerksamkeit der türkischen Regierung auf sich zog, welche früher den Handel für zu unbedeutend angesehen hatte, um sich darum zu bekümmern. Sie erhob daher eine Steuer von einer konstantinopolitanischen Zechine (7 Fr.) von jedem Fischer, aber dieß war nur der geringste Nachtheil, den diese Aenderung des Systems hervorbrachte. Die Konkurrenz der Käufer rief von Seite der Fischer Mißbräuche hervor, gegen welche man bis jetzt umsonst Mittel gesucht hat. Die Europäer verlangten, daß die Schwämme, statt gezählt, künftig gewogen werden sollten, weil sie hofften, dadurch einer Menge von Mißbräuchen zu entgehen, aber wir haben schon gesehen, daß diese neue Methode noch größeren Betrug nach sich zog. Der Handel wollte daher aufs neue auf den Verkauf nach der Zahl zurückkommen, die Fischer verstanden sich dazu, aber sie waren nun schon so an Betrug gewöhnt, daß die Mißbräuche täglich schlimmer wurden; die schönsten Schwämme wurden verdorben, um den Betrug zu verbergen, so daß man am Ende den Verkauf nach der Zahl zum Zweitenmale aufgeben mußte.

Die Fischerei der Schwämme auf der Küste von Syrien sollte einer sorgfältigen Polizei unterworfen seyn. Die Schwämmbänke sind durch eine zerstörende Art von Fischerei fast erschöpft, und sollten einige Jahre Ruhe haben, damit sie sich wieder mit Schwämmen bedecken. Die Agenten, welche die griechischen Fischer auf die Küste begleiten, versichern, daß man von Orten, wo man früher leicht 20—30,000 Oken kaufen konnte, gegenwärtig kaum 2000 zusammenbringt. Bei einiger Aufsicht könnte die Fischerei weit ergiebiger, und die Mißbräuche, welche den Handel damit zu zerstören drohen, verhindert werden.

Notizen für Reisende in England.

(Fortsetzung.)

Für die Reise in England empfehle ich so wenig als möglich Gepäcke, denn obgleich die Bagage nicht auf der Goldwage gewogen werden, wie in Preußen, und von Ueberfracht niemals hier die Rede ist, so sind zu viele Effekten doch ein großes Hinderniß zum Fortkommen, besonders wenn man eigne Gelegenheiten nimmt. Ich hatte mir ein schönes Felleisen und Hutschachtel in Paris gekauft, einer meiner Reisegefährten aber in London. Nach zweimonatlicher Reise waren die meinigen gänzlich unbrauchbar, die seinigen noch wie neu und beide hatten gleiche Strapatzen, gleiche Regengüsse auszustehen. Man macht jetzt in London Felleisen zum Aufschrauben, in denen man nach Umständen viele und wenige Effekten unterbringen kann. Das Patent hat Hr. Day, Strand, der Waterloobrücke gegenüber. Eines kostet 5 Pf. mit wasserdichtem Ueberzug, kann jedoch, wie ich mich nun überzeugt, einem sein ganzes Leben [illegible]

Menschen aushalten. Jedenfalls stecke man seine Valise in einen guten Sack. Hutschachtel von Eisenblech ist am besten, gar keine noch besser; da man in England den Hut stets auf dem Kopfe hat, und niemanden in Mützen sieht, so braucht man keinen einzupacken. Ohnehin reist Alles im Freien, und ich bin auf meiner ganzen Reise kein einzigesmal in das Innere einer Stage oder Mail gekommen. Man hat auf der Reise durch Großbritannien mit dreierlei Nationen zu thun. Der Engländer ist verschlossen, selbstsüchtig und egoistisch, der Schotte ist offen, derb und verlässig, der Irländer ist heiter, gesprächig, leichtsinnig und gescheidter als der Engländer und Schotte zusammen. Der Fremde darf sich durch das stets isolirende Benehmen des Engländers nicht abschrecken lassen. Wer in England warten will, bis er angesprochen wird, kann das Sprechen verlernen. Die Engländer fürchten aber das Urtheil der Fremden außerordentlich, und es geschah uns öfter, daß wir gefragt wurden, ob wir über England schreiben wollten. Man muß sie ohne weiteres und unter allen Verhältnissen anreden und sie sind dafür sehr dankbar. Der Irländer plaudert immer. Der Sprache muß man mächtig seyn, sonst lasse man diese Reise bleiben. England richtet sich nicht nach den Fremden, deren kleine Anzahl ohnehin spurlos vorübergeht. In den größern Städten geht es vielleicht noch, allein im Innern durchaus nicht. Ich begegnete Fremden, die um theuer Geld englische Dolmetscher mitführten, welche ihnen mehr Verdruß als Nutzen verursachten. Man kommt freilich mit dem Englischen selbst in Wales, Irland und den Hochlanden nicht mehr fort, indessen finden sich doch auch in diesen Ländern immer einige Menschen, denen man sich verständigen kann. Schon deßhalb ist es aber gut, wenn mehrere beisammen sind, weil ein Einzelner unter so manchen ungünstigen Zusammenwirkungen am Ende die Geduld verliert, wie ich dieß an mehrern Fremden gesehen habe. Beim Aufenthalt in London kommt es nur darauf an, welche Partie man dort ergreifen will, und deren gibt es nur zwei, nämlich in die große Welt gehen oder nicht. Um den ersten Weg zu verfolgen, rathe ich jedem, der berechtigt ist, Uniform zu tragen, solche mitzunehmen. Die poetischen Freiheiten der Engländer, welche an Kontinentalhöfen in Phantasieuniformen erscheinen, dürften hier nicht so leicht durchgehen, und die geniale Conception des Lord S., der sich in Wien eine Unzahl noch unentdeckter Orden fertigen ließ, sich damit vollhängte, und einer Dame, die ihn voll Erstaunen über den Ursprung dieser Heldenzeichen fragte, stolz lächelnd zur Antwort gab: c'est de ma propre invention, Madame, würde sich wohl kein Mann von Ehre bei uns zu Schulden schreiben lassen. Der Hof von St. James hält die strengste Etikette in Europa, und der Werth, den die Britten auf seinen Besuch legen, führt oft zu den absurdesten Tentativen. Wer aber bei einem Drawingroom präsentirt worden und am folgenden Tage im Court Journal zu lesen ist, der ist auch durch ganz England als truly fashionable angesehen, und es fällt ihm leicht, in die großen Cirkel eingeführt zu werden, während dieß ohne Präsentation immer mit Schwierigkeiten verbunden ist. Wer Gelegenheit hat, verschaffe sich einige Empfehlungen an Familien, wodurch ihm je nach der Season Gelegenheit wird, das so reizende und in seiner Art einzige Landleben in England kennen zu lernen, wozu freilich mehr Zeit gehört, als der Reisende in der Regel für ein Land erübrigen kann. Wer nur die Parlamentssaison in London zubringen will, der thut am besten sich eine Privatwohnung und englische Bediente zu miethen. Wer aber nur einen beschränkten Aufenthalt dort machen und die Gesellschaft nur als Nebensache kennen lernen will, der logirt sich meines Erachtens am besten in eine der seit wenigen Jahren auf fremden Fuß eingerichteten Restaurationen, wo man zu allen Zeiten nach der Karte essen kann. Hiezu möchte ich vor Allem Feuillades Hotel unter der Kolonnade der italienischen Oper oder Pagliano's Hotel vorschlagen, die Boarding Houses aber für kürzern Aufenhalt gänzlich mißrathen, da man dort an die Speisestunden gebunden ist und Zeit verliert, die in London kostbarer ist, als in irgend einem andern Orte der Welt.

(Schluß folgt.)

Abd-el-Kader.

Da dieser Mann noch immer die Franzosen in Algier lebhaft beschäftigt, so theilen wir aus einem französischen Blatte die nachstehende Schilderung mit. Abd-el-Kader gehört einer sehr alten Marabutsfamilie an, die ihren Ursprung auf die Fatimitischen Kalifen zurückführt; er ward in der Guetna von Sidi-Machidin, in der Umgegend von Mascara, auf dem Gebiete der Haschems, geboren. Diese Guetna ist eine Art Seminar, wo die Marabuts, seine Voraltern, junge Leute versammelt hatten, um sie in den Wissenschaften der Gottesgelahrtheit und der Rechtskunde zu unterrichten. Sie liegt auf der Seite eines hohen Gebirgs in reizender und malerischer Lage, wo Alles zum Studium und zum Frieden der Seele auffordert. Die Erziehung, welche Abd-el-Kader von seinem Vater erhielt, der in ihm eine verständige und kräftige Natur fand, war so gut, als sie bei einem Araber seyn kann. Noch sehr jung, ward er schon durch keine Stelle des Koran in Verlegenheit gebracht, und seine Erklärungen übertrafen die der geschicktesten Kommentatoren. Auch widmete er sich mit Eifer dem Studium der Beredsamkeit und der Geschichte. Er ist jetzt der beredteste Mann seines Landes, ein unermeßlicher Vortheil bei den Arabern, und kennt die Geschichte seiner Nation und die Punkte, welche die unsrige mit der ihrigen gemein hat, vollkommen. Eben so wenig vernachlässigte er die Leibesübungen, und zeichnete sich darin besonders aus; man hält ihn allgemein für den besten Reiter der Berberei. Ueberhaupt machte er sich in seinem zwanzigsten Jahre durch die Vereinigung aller schönen Eigenschaften, welche die Menschen an denen, die sie an ihre Spitze stellen, gern sehen, bemerklich. Abd-el-Kader ist 28 Jahre alt, von mittlerer Größe und nicht sehr beleibt; sein Gesicht ist sanft, geistreich und ausgezeichnet; seine Augen sind schön, sein Bart schwach und schwarz; auf seinen schlecht gereihten Zähnen bemerkt man blaue Flecken; seine Hände sind schön, und er wendet besondere Sorgfalt darauf; den Kopf trägt er etwas gegen die linke Schulter geneigt; seine Manieren sind einnehmend und voll Feinheit und Würde; er überläßt sich selten dem Zorn, und bleibt stets seiner Herr; seine ganze Gestalt ist verführend, und es ist schwer, ihn zu kennen, ohne ihn zu

Digitized by Google

leben. Abd-el-Kader besitzt großen persönlichen Muth, doch ist sein Geist mehr zum Organisiren als für den Krieg geschaffen. Obschon sein Sinn in den peinlichen Umständen, in denen er sich befand, sehr geschätzt wurde, so hatte er doch einige Augenblicke der Niedergeschlagenheit. Seine Sitten sind rein, selbst streng; er hat nur eine Frau, die er zärtlich liebt. Seine Familie besteht aus einem Mädchen von vier oder fünf Jahren, und einem Sohn, der ihm wenige Tage vor dem Einzuge der Franzosen in Mascara geboren wurde. Während seines Aufenthalts in dieser Stadt bewohnte er mit seiner Familie ein ziemlich schönes Haus, das jedoch den Namen eines Palastes nicht verdient. Er lebte hier ohne Wachen, als einfacher Privatmann. Jeden Tag begab er sich ziemlich frühzeitig in den Palast oder Beylik, um hier die Verwaltungsgeschäfte zu besorgen und seine Audienzen zu geben. Abends kehrte er nach Hause zurück, wo er wieder Privatmann wurde. Abd-el-Kader ist stets sehr einfach gekleidet; seine Tracht ist die eines einfachen Arabers, ohne irgend eine Art Verzierung oder Würdezeichen; nur bei seinen Waffen und Pferden entfaltet er einigen Luxus. Er hatte eine Zeit lang einen Burnus, dessen Troddeln von Gold waren, schnitt sie aber bei folgender Gelegenheit ab. Einer seiner Schwiegerbrüder, den er zum Kaid eines mächtigen Stammes ernannt hatte, trug in dieser Stellung eine Pracht zur Schau, die Murren veranlaßte. Er ließ ihn rufen, rügte sein Benehmen und fügte dann bei: „Nimm ein Beispiel an mir; ich bin reicher und mächtiger als du, und sieh einmal, wie ich gekleidet bin; ich will sogar diese elenden Goldtroddeln, die du an meinem Burnus siehst, nicht behalten.“ Und alsbald schnitt er sie ab. Seit dieser Zeit trug er weder Silber- noch Goldfaden mehr an sich. Abd-el-Kader ist ein großer Freund des Studiums, dem er die wenigen Augenblicke der Muße widmet, welche ihm sein thätiges Leben läßt; er besitzt eine kleine Bibliothek, die ihm auf allen seinen Märschen folgt. Befindet er sich auf einem Kriegszuge, so zeigt er sich weit königlicher als in der Stadt. Er bewohnt dann ein prächtiges, sehr bequemes und gut eingerichtetes Zelt. Man brachte ein kleines, sehr elegantes Kabinettchen darin an, worin er arbeitet. Seine Zeit verwendet er im Lager, wenn der Tag nicht durch kriegerische Operationen in Anspruch genommen wird, auf folgende Art: kommt er nach dem Marsch des Tages in seinem Zelt an, so behält er nur einen Diener bei sich und widmet einige Augenblicke der Sorge für die Reinlichkeit des Körpers. Dann läßt er Sekretäre kommen und nach und nach seine vornehmsten Offiziere, und arbeitet mit ihnen bis vier Uhr; hierauf zeigt er sich am Eingang seines Zeltes und verrichtet persönlich das öffentliche Gebet; dann predigt er eine halbe Stunde lang, und wählt sorgfältig einen religiösen Text, der ihn natürlicherweise in Stand setzt, die Ideen, die er über Krieg und Politik zu verbreiten für angemessen hält, in Umlauf zu bringen. Uebrigens ist Niemand genöthigt, seinen Predigten beizuwohnen. Wenige Augenblicke darauf setzt er sich zu Tische; er ißt mit seinem ersten Sekretär, Miloud-Ben-Arasch, seinem innigsten Vertrauten, seinen Brüdern, wenn sie sich beim Heere befinden, und am häufigsten mit einem seiner Agas; die Gerichte, die man ihm aufträgt, sind nicht viele, allein sie sind gut und mit Sorgfalt zubereitet. Er raucht nicht und schnupft nicht, und trinkt wenig Kaffee. Abd-el-Kader scheint sehr religiös und voll Vertrauen auf die Vorsehung, ist jedoch nicht fanatisch. Er trägt kein Bedenken, Religionsangelegenheiten mit Christen zu erörtern, und thut es ohne Bitterkeit und höflich. Er ist ein redlicher Mann und hat feste moralische Grundsätze; er hält sein gegebenes Wort treu, obschon er im diplomatischen Sinne des Worts fein und verschlagen ist; nichts ist seinem Charakter widerstrebender als Grausamkeit; er regiert seine Araber mit Gerechtigkeit und Milde; er zeigte sich, wenn er konnte, milde und hochherzig gegen seine Feinde. Bloß zwei wurden unter seiner Verwaltung, und zwar erst nach gefälltem Urtheil, hingerichtet: der Kadi von Arzew und Sidi-el-Gomary, Scheik von Angad, der im Monat August 1835 in Mascara gehängt wurde. Man sagte, er habe Sidi-el-Aribi erdrosseln lassen, aber dieser Scheik, der Verraths halber gesetzlich verurtheilt worden war, starb an der Cholera in seinem Gefängnisse. Die Unterhaltung Abd-el-Kaders ist ausnehmend lebhaft. Herr Allegro, damals Ordonnanz-Offizier des Generals Trezel, befand sich kurze Zeit vor der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten bei ihm, und gab ihm eines Tages auf geschickte und geziemende Weise den Rath, von einem Theil seiner Forderungen in Betreff des Friedensvertrags des Generals Desmichels abzustehen, und suchte ihm zu zeigen, er solle sich durch die Liebkosungen des Glücks nicht verleiten lassen, nach einem vielleicht außer seinem Bereich liegenden Ziele zu trachten. „Allegro,“ sagte ihm der Emir, „vor drei Jahren war ich nur noch einer der vier Söhne meines Vaters, genöthigt, wenn ich einen Mann in einem Kampfe getödtet, mich seines Pferdes und seiner Equipirung zu bemächtigen, um meine Sache zu vermehren. Du siehst, was ich jetzt bin, und willst, ich soll kein Vertrauen in mich haben!“ Abd-el-Kader scheint Europa's nur materielle Vervollkommnungen zu beneiden, und macht wenig Aufhebens von unserer Sittigung. Er hört gern von den Regierungshandlungen Bonaparte's sprechen, und was er an ihm am meisten bewundert, sind nicht seine militärischen Triumphe, sondern die Ordnung, die er, nach einem allgemeinen Umsturz der Dinge, in die Regierung seiner Staaten zu bringen wußte. In seinem Privatleben gilt Abd-el-Kader für mehr als sparsam, aber als Fürst spendet er zu gehöriger Zeit. Ueber Handel und Finanzen hat er sehr falsche Begriffe.

Vermischte Nachrichten.

Der Bezirk von Boulogne wird jetzt allenthalben durchforscht werden, so daß man bald wissen wird, ob die Hoffnung, neue Steinkohlengruben daselbst zu entdecken, gegründet ist oder nicht. Außer der Gesellschaft Frémicourt, die zu Ferques nachforschen läßt, sind jetzt von der Gesellschaft von Anzin zu Wuimille und Selak zwei Schachte, und zwei andere zu Souverain-Moulin und zu Wayerres-Effrol von einer englischen Gesellschaft eröffnet worden. Man spricht noch von andern Gesellschaften — unter andern von der von Douvres — die ein Gleiches zu thun beabsichtigen. Ferner ist der Antrag zu Errichtung eines Hochofens zu Guines gestellt worden, wohin die Herren Dupont, Sellon und Konsorten alles Erz schaffen lassen wollen, das sie zu Pissemont in der Gemeinde Wuimille ausbeuten. Die Ausbeute des Erzes macht täglich größere Fortschritte, so daß die Gans Eisen, welche zu Valenciennes 50 bis 60 Franken kostet, hier für 1 Fr. 50 Cent. verkauft wird. Nieder-Boulonnois ist reich an Mineral, und findet man Kohlen genug, um an Ort und Stelle schmelzen zu können, so wird dieser Bezirk bald mit Hochöfen bedeckt seyn.

Die Kompagnie, welche sich in London zur Reinigung des [illegible]wassers gebildet hat, fährt in ihren für das ganze Seewesen so [illegible] Bemühungen fort, und hat jetzt ein Schiff mit einem verbesserten Apparat ausgerüstet, das alsbald nach dem Mittelmeere unter Segel gehen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 292.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Oktober 1836.

Die Finnmarken in Norwegen.

Der Lappländer hat eigene ihn von allen andern Europäern unterscheidende Züge, die sich nicht leicht beschreiben lassen, aber augenscheinlich auf eine besondere Race hindeuten. Der Schnitt der Augen läuft quer von den Schläfen nach der Nase, die Augen sind klein, eigenthümlich braun und ohne Augenbraunen; die Stirne ist nieder und vorstehend, die Backenknochen hoch und weit aus einander, der Mund breit, und das Kinn eher mit zerstreuten Haaren, als mit Bart versehen; die Haut hat die gelbe Farbe, wie bei dem Abkömmling eines Weißen und einer Mulattin, lauter Eigenthümlichkeiten, die mit Einemmal sie als ganz verschiedene Race bezeichnen. Auch der Bau des Körpers scheint verschieden. Die Knochen sind bedeutend dünner und kürzer als bei andern Racen, und die Schenkelknochen stehen weiter aus einander, so daß sie, da dieselben mit den Schienbeinknochen eine Curve bilden, die Füße nicht der Länge nach gerade neben einander stellen können. Ein anderer bemerkenswerther Umstand ist, daß der Geruch ihrer Körper von dem unserigen ganz verschieden ist. Sie sind keine schöne Race, doch findet man unter den jungen Leuten ganz artige Gesichter. Der Ausdruck ihrer Physiognomie ist verständig, wie es ihnen denn auch gar nicht an Verstand fehlt. Wenn die Noth sie treibt, ihre Fielde-Leben, *) zu verlassen, und mit den Booten der Norländer und Finnmärker Fischfang zu treiben, so werden sie in sehr kurzer Zeit erfahrene und kühne Bootsmänner. Diese Klasse von Lappländern sind auch in den Künsten eines civilisirten Lebens so weit vorgeschritten, daß sie im Alten Fiord, Lyngen Fiord und andern Plätzen sich als Schiffsbauer auszeichnen. Andere haben das wandernde Leben gegen bestimmte Wohnungen aus Rasen und selbst aus Holz vertauscht, halten außer Rennthieren auch Rindvieh, Ziegen und Schweine, und thun Heuernten ein gleich den andern Quanen oder Einwohnern Finlands. Eine dritte Klasse hält bloß Rennthiere und lebt in Zelten, zieht aber nur innerhalb eines bestimmten Distrikts oder Kirchspiels umher, und hält sich zur ausschließlichen Beweidung ihres Fieldestrichs berechtigt. Die Zahl der wirklich wandernden Lappländer, welche keine Heimath haben, sondern ein ganz nomadisches Leben führen, und mit ihren Rennthieren vom Nordkap bis zum 62° N. B. herumziehen, ist sehr unbedeutend. Im J. 1828 betrug die Gesammtzahl der Lappländer jedes Alters und Geschlechts in dem schwedischen Gebiet nur 5965; von diesen führen nur 913 ein nomadisches Leben mit Rennthieren, und 276 wandern ohne Rennthierheerden herum, und gewinnen ihren Lebensunterhalt als Fischer auf den Seen und Flüssen, als Knechte, Hirten oder Bettler. In Norwegen ist ihre Anzahl nicht so genau bekannt, und um nicht den Skat oder die Kopfsteuer zu zahlen, ziehen sie aus dem norwegischen ins russische oder schwedische Gebiet, und kommen zurück, wenn sie es passend finden; man schätzt indeß ihre Anzahl auf nicht mehr als 6000, und somit beträgt das ganze Lappenvolk wohl nicht über 12,000 Seelen.

Die Sprache des Lappenvolks ist gänzlich von dem Schwedischen sowohl als von der Sprache der Quanen oder Finnen verschieden, welche von der Ostseite des bothnischen Meerbusens in die Finnmarken und nach Norland zogen, und den größern Theil der Bevölkerung dieser Provinzen bilden. Die lappische Sprache ist ungemein reich in den Biegungen und Endungen, welche die verschiedenen Verhältnisse der Hauptwörter bezeichnen; sie hat z. B. zehn Beugungsfälle, welche die verschiedenen Verhältnisse der Abwesenheit, Anwesenheit und Entfernung bezeichnen, welche in andern Sprachen durch verschiedene Wörter oder Präpositionen bezeichnet werden. Die Sprache scheint niemals durch Annahme bestimmter Zeichen für diejenigen Töne, welche unser Alphabet nicht ausdrücken kann, in eine schriftmäßige Form gebracht worden zu seyn, so daß sie zum Unterricht der Lappländer hätte benützt werden können; Grammatiken für den Philologen sind indeß erschienen z. B. von Rask. In den hundert Jahren von 1728 bis 1828 besteht Alles, was für die Lappen gedruckt wurde, in einem Katechismus, einer Uebersetzung etlicher Psalmen und der beiden ersten Kapitel des Matthäus. *) Es scheinen sich

*) D. h. das Leben auf den Gebirgen und Hochebenen.

*) In neuerer Zeit soll das ganze neue Testament und einige Bücher des alten von einem gewissen Stockfleth ins Lappländische übersetzt worden seyn.

selbst bei dieser Handvoll Leute Schwierigkeiten aus den Dialekten zu ergeben, die namentlich bei ihrer weiten Zerstreuung und theilweisem Wanderleben es unmöglich machen, sie in Schulen im Lesen zu unterrichten, und durch Bücher auf sie einzuwirken.

Die Lage des wandernden Lappländers bildet eine seltsame Vereinigung von wirklichem Reichthum mit wahrer Armuth. Um eine Familie in den Fjelde zu unterhalten, dazu gehört eine Heerde von 3—400 Stück Rennthieren. Wer nur 1—300 besitzt, hängt für einen Theil seines Unterhalts vom Fischen in den Seen und von der Jagd ab, oder muß sich häuslich niederlassen und Ackerbau treiben. Der Werth eines Rennthiers beträgt etwa den dritten Theil einer Kuh, nämlich drei oder vier Thaler, während eine Kuh neun bis zwölf kostet, und das Fleisch, das Fell und die Hörner des einen lassen sich eben so leicht verkaufen, wie die der andern. Rechnet man, daß von 400 Rennthieren, dem Minimum, womit man eine Familie unterhalten kann, nur ein Viertheil völlig erwachsen, die übrigen 300 noch jung und also nur etwa ein Drittheil des obigen Preises werth sind, so muß man ein solches Vermögen zu etwa 600 Thalern anschlagen; dennoch lebt er mit diesem für ein so armes Land nicht unbedeutenden Vermögen sehr schlecht. Der Lappländer, welcher tausend Rennthiere und darüber besitzt, und demnach ein Mann von bedeutendem Vermögen ist, lebt dennoch auf gleiche Weise, wie der ärmste, und hat eben so wenig Luxusbedürfnisse. Ein ziemlich bedeutender Theil der Silbermünze des Landes soll verloren gehen, indem diese Klasse von Lappländern von Generation zu Generation alles Geld aufhäufen, das sie durch den Verkauf ihrer Produkte erhalten, und die Stellen in den Fjelde, wo die Schätze vergraben werden, oft nicht einmal von den Erben aufgefunden werden können.

Das Leben auf den Fjelde scheint seine großen Reize zu haben. Im J. 1792 nahm Hr. Vivrette, Präsident des Parlaments von Dijon, ein lappländisches Mädchen mit sich nach Frankreich; sie heurathete in Paris einen wohlhabenden Kaufmann, und lebte glücklich mit ihm; nach seinem Tode aber verwandelte sie all sein Eigenthum in Geld, und eilte in die Lappmark, um ihr Alter da zuzubringen, wo sie ihre Jugend verlebt hatte. Das Wanderleben auf dem ungeheuren Plateau, umgeben von seinem ganzen Eigenthum, unabhängig und sorgenfrei, in der täglichen Aufregung, welche das Aufsuchen der Weide, das Beaufsichtigen der Heerde, die Kämpfe mit den Wölfen, die Fischerei und die Jagd gewähren, mag viele Reize haben, und es ist nicht zu verwundern, daß der arme Lappländer es vorzieht, da er von den civilisirten Einwohnern des Landes zwar nicht gedrückt und mißhandelt, doch aber über die Achsel angesehen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen für Reisende in England.

(Schluß.)

Die Engländer haben Eigenheiten, die man kennen muß, um nicht täglich anzustoßen. Der Fremde erhält ein Bettzimmer und dieß ausschließlich zum Schlafen. Für Schreiben, Lesen, Speisen sind die Dining-, oder auch bei besonderer Bezahlung die Privatrooms. Dieß fällt dem Fremden am unangenehmsten auf, der nie ein eigentliches chez soi hat. Der Engländer und der Türke spucken nicht und man findet in England nirgends Spucknäpfe. Jeder mag nun sehen, wie er sich dieser Sitte akkomodirt, so viel ist aber sicher, daß dieses Bedürfniß eben so unangenehm auffällt, als das Rauchen. Zwar sieht man zuweilen in London auf den Straßen eine brennende Cigarre, allein im ganzen übrigen England, selbst in den Seestädten ist es eine Seltenheit, und höchstens die Matrosen rauchen ihr köllnisches Pfeifchen. Die Outside der öffentlichen Wagen ist auch die einzige Gelegenheit, wenn keine Damen mitfahren, welches sehr selten ist. In den Zimmern ist es aber kaum möglich zu rauchen, und keine Frau in England, sie mag noch so niedern Standes seyn, gestattet ihrem Mann zu Hause zu rauchen. Ich rathe daher jedem in England Reisenden, diese Gewohnheit abzulegen, bis er wieder auf den Kontinent kommt. Der Mangel an gutem Tabak und die enorm theuern Cigarren erleichtern diese Entsagung, und der Reisende wird immer für nicht gentlemanlike angesehen werden. Das Essen mit zwei Händen ist aber hier so unerläßlich als das Essen selbst, und mit der Gabel in der rechten Hand bricht sich jeder Fremde selbst den Stab. Die Bänke der Outside sind nicht gepolstert. Um daher nicht Tage lang auf dem Brette zu sitzen, rathe ich einen Tuchmantel als Unterlage mitzuführen. Gegen den beinahe täglichen Regen schützen aber die Mackintoshe so wie die Ueberstiefel vom selben Zeuge am besten. Seidene Regenschirme taugen in diesem windreichen Lande nichts, weßhalb Reisende sie auch meistens von grobem Stoffe gebrauchen. Für die Hochlande muß man sich ganz besonders einrichten, und ich empfehle für diese Reise das erst kürzlich erschienene Werk von Anderson, das hiezu die beste Anleitung gibt. Was nun die Reise durch Großbritannien selbst betrifft, so ist es sehr schwer, hierüber eine bestimmte Richtung zu ertheilen, da jeder andere Zwecke verfolgt. Auf den Grund der von uns verfolgten Tendenz will ich hier nur eine unmaßgebliche Reiseroute aufzeichnen, die so viel als möglich Alles in sich faßt, was England am Interessantesten macht. Alles zu sehen, dazu gehört eine längere Zeit als in irgend einem Lande, da die Kunstschätze hier nicht in Staatsgalerien zusammengedrängt, sondern auf den Landsitzen der Großen vertheilt sind. Ich war nur drei Monate in England und darunter vier Wochen in London, und nur der Umstand, daß die Landsitze wegen der dießjährigen langen Parlamentssitzung noch nicht bewohnt waren, setzte uns in die Möglichkeit, ihre Sammlungen zu besehen, welches so selten Fremden gelingt. Wir haben 2500 engl. Meilen zurückgelegt und es bedarf keiner gewöhnlichen Rührigkeit, um in so kurzer Zeit solche Entfernungen zu durchreisen und dennoch so Vieles zu sehen. Ich werde einen approximativen Kostenüberschlag für jedes Land beisetzen und für Kunstfreunde ein Verzeichniß der interessantesten Kunstwerke in London und auf dem Lande anhängen. Wir reisten auf alle erdenkliche Weise, um unser Ziel zu erreichen, und fanden, daß die Outside der öffentlichen Wagen kaum die Hälfte der Eilwagentaxen in Deutschland er-

reicht. Wo kann man bei uns 100 engl. Meilen, 24 deutsche Meilen um 15 Schilling oder 9 fl. zurücklegen! Auch die Extraposten sind nicht so theuer wie bei uns, und die Dampfschiffe sind durch Konkurrenz auf unbegreiflich wohlfeile Taxen herabgedrückt. Während des Aufenthaltes in London, den ich nicht unter vier Wochen anschlagen möchte, rathe ich zu Excursionen nach Windsor, Oxford, und wo möglich den Pferderennen zu Ascott, die im Junius fallen. Bei Oxford ist Blenheim. Von London nach Brighton, Portsmouth, Isle of Wight, Southampton, Salisbury, Stonehenge, Plymouth, Südwales, Ufer der Wye, Bristol, Bath, Glocester, Birmingham, Shrewsbury, Nordwales, und von Bangor über Conway nach Chester, Liverpool, Manchester, Cumberlandseen, Isle of Man, Dublin, Grafschaft Wicklow in Ireland, Cork, Killarneyseen, Limerik, Galway, Antrim, Belfast, Giants Causeway. Nach Glasgow. Schottische Seen. Ueber Inverary nach Oban. Tobermary, Hull, Hebriden, Skye, Staffa, Jona, Arasaig, Fort William, Caledonian Canal. Hochlande. Sutherland, Inverneß. Ueber die Crampian-Gebirge, Blair, Atholl nach Perth, Stirling, Edinburg, Roßlyn, Melrose, Newcastle upon Tyne, Durham, Richmond, Ripon, York, Sheffield, Nottingham, Cambridge, London. Ich meine diese Tour, die ich in der angegebenen Zeit mit geringen Abweichungen gemacht, wird hinlänglich seyn, um die merkwürdigsten Gegenstände kennen zu lernen. Vor allen andern Hülfsbüchern empfehle ich Patterson's road book, das als Modell eines guten Reisehandbuches auch für andere Länder zu empfehlen kommt. Was nun aber die mit dieser Reise verknüpften Ausgaben betrifft, so werden sich viele Personen, die noch in den Vorurtheilen des theuern Englands befangen sind, und selbst solche, die England in frühern Zeiten bereist haben, über die Durchschnittspreise wundern, welche wir aus den Etats unsrer gemeinschaftlichen Kasse gezogen haben. Ich bemerke hiebei, daß wir uns durchaus keine Schranken angelegt haben, und daß wir selbst beinahe täglich Sherry, ja mehrmal französische Weine, die hier so theuer sind, getrunken, und übrigens in Trinkgeldern solches Maß gehalten haben, daß wir beim Abschiede stets freundliche Gesichter erhielten, welches der einzige Barometer der englischen Zufriedenheit ist. In London kann man täglich mit zwei Pfund ausreichen, da die Trinkgelder bei Diners, das Fuhrlohn und die Entrées in den Theatern theuer sind. Beim Reisen in England stellte sich bei mir der Tag auf 30 Sch., in Schottland auf 22½ Sch. und in Irland, wo es auffallend wohlfeil ist, auf 16½ Sch., den Schilling immer zu 36 kr. rh. und das Pfund zu 12 fl. rh. oder 20 Schillinge gerechnet. Ich möchte jedoch jedem, der diese Reise machen will, rathen, wenn er sich einen Ueberschlag bilden will, auf den Tag die Durchschnittssumme von anderthalb Pfund anzunehmen, wovon er jedoch, wie ich oben gezeigt, immer noch ersparen kann, wenn ihm daran gelegen ist. Diese wohlfeilere Art in England zu reisen rührt von der Reduktion der Taxen seit dem J. 1829 her, wodurch alle Preise im Lande herabgedrückt wurden. Bei seiner freien Konkurrenz wäre England vielleicht das wohlfeilste Land der Erde, wenn nicht seine innere Nationalschuld das ganze Staatssystem in solcher ängstlicher Spannung erhielte.

Chronik der Reisen.

Einige Bemerkungen über Australien aus Wilsons Reise um die Welt.

Unter den Europäern, die Australien bewohnen, herrscht ganz allgemein die Ansicht, daß diese Menschen hinterlistig, verrätherisch und grausam sind, und daher mit Mißtrauen und Strenge behandelt werden müssen. Daß diese Ansicht zu einem höchst unpolitischen Benehmen ihnen gegenüber, ja selbst zu Schändlichkeiten und Grausamkeiten geführt hat, deren sich die Europäer schämen müssen, kann nicht bezweifelt werden; man braucht nur die Geschichte der Kolonien Melville und Port Raffles, wie sie jetzt durch Campbell und unsern Verfasser, die beide Augenzeugen waren, geschildert wird, und die unverantwortliche Nichtswürdigkeit, mit der der Häuptling Yagan und sein Stamm am Schwanenflusse erst vor Kurzem vertilgt worden ist, nach Moores Bericht vergleichen. Wilson gehört, und das gereicht ihm zur Ehre, zu den wenigen, die, von der Grundlosigkeit jenes Vorurtheils überzeugt, eine ganz andere Handlungsweise empfehlen, und durch Milde und Freundlichkeit das Zutrauen und die Liebe der Urbewohner zu gewinnen vorschlagen; daß aber dieser Weg nicht bloß der menschlichere, sondern auch zugleich der klügere ist, beweisen aufs klarste die hier mitgetheilten Vorfälle während des Bestehens der Kolonie am Hafen Raffles, wo man anfangs, wie auf der Insel Melville, durch Strenge und Mißtrauen die stärkste Unzufriedenheit und Erbitterung der Inwohner erregt hatte, bis es dem Kapitän Barker, als er Kommandant geworden war, durch ein mildes und zuvorkommendes Betragen gelang, die Inwohner zu versöhnen, und ihnen das äußerste Zutrauen einzuflößen, so daß sie und die Fremden hier im friedlichsten Verhältnisse standen, während in Melville ein beständiger Kriegszustand herrschte, und die Europäer, sobald sie ihre Wohnungen verließen, in steter Gefahr lebten, von ihren rachsüchtigen Feinden ermordet zu werden.

Die andere wichtige Seite dieses Buches ist die rein geographische. Wüßte man nicht, welches das Amt des Verfassers ist, so würde man ihn für einen Seemann halten, so sorgfältig ist er in Mittheilung aller auf nautische und geographische Verhältnisse bezüglicher Details, und die Selbstgefälligkeit, mit der er öfter von den astronomischen Beobachtungen spricht, die er (und wie es scheint, nicht ohne Sorgfalt und Genauigkeit) angestellt hat, springt allenthalben in die Augen. Dabei ist es jedoch andrerseits unverkennbar, daß ihm tiefere geographische Kenntnisse abgehen, und er hat durch die hier mitgetheilten Bemerkungen weniger die Wissenschaft gefördert, als die Neigung befriedigt, von einer an sich ganz achtbaren Lieblingsbeschäftigung dem Publikum Kunde zu geben. Wir wollen aber seine geographischen Bemerkungen hier genauer verfolgen, und dabei zugleich eine Uebersicht des Ganges geben, der in dem Buche verfolgt wird.

Er verließ im Mai 1829 Sidney im Schiffe Governer Ready, und begann von Hobarttown aus in demselben die Reise nach Westen. Der vorgerückten Jahreszeit halber zeigte sich bald die Unmöglichkeit, Australien im Süden zu umschiffen, daher beschloß der Kapitän Young die Fahrt durch die Torresstraße zu versuchen, in welcher sein Schiff unglücklicherweise scheiterte. Diese Fahrt ist einer der wichtigsten Theile des Werkes. Young hat den von Flinders empfohlnen Weg durch die Pandora-Entrance gewählt, war vor Murray vorbeigeschifft, und suchte in dem auf den Flindersschen Karten verzeichneten Kanale die klein

Digitized by Google

Insel Halfway zu erreichen, als das Schiff auf einer kleinen Korallenbank in 10° 2' Breite und 143° 21' Länge aufstieß und sogleich sank. Die Mannschaft rettete sich in den Booten und gelangte nach Halfway, das sie den 19ten Mai Abends verließen, in der Absicht, durch die gewöhnliche Schiffsstraße an der Nordseite der Gruppe Prince of Wales zu fahren. Um Mitternacht sahen sie drei kleine, flache und bewaldete Inseln, von deren nördlicher unabsehbare Riffe nach Osten und Westen gingen; erst am Morgen durchfuhren sie den Kanal zwischen den südlichsten zwei Inseln, der sicher war, und sahen bald dahinter zwei neue Inseln, deren südliche sie für Wednesday hielten, und nach fünf Stunden erreichten. Allein ein dahinter bald sich zeigendes ausgedehntes Land mit einem spitzen Berge zeigte, daß sie den rechten Weg verfehlt hatten, und eine Höhenbeobachtung, die 10° 16' Breite gab, lieferte den Beweis, daß das große Land die Insel Banks sey, der Berg Blighs Mount Augustus. Nun umschifften die Boote Banks in Süden, fanden jenseits derselben ein ausgedehntes Riff, daß sie zu einem großen südlichen Umwege nöthigte, und dann eine Inselgruppe, wo sie landeten, um sich vor dem Eintritt in den Ocean mit dem Nöthigen zu versehen. Diese Gruppe ist aber, wie Wilson meint, von ihnen nicht zuerst gesehen; denn wenn es allerdings wahr ist, daß weder Flinders noch King so weit nördlich kamen, so ist doch Bligh, als er 1792 die Straße passirte, ihnen ganz nahe gewesen, und Flinders, der damals auf Blighs Schiffen dieser Reise beiwohnte, und sein Tagebuch über diese Durchfahrung bekannt gemacht hat, bemerkt, daß sie am Ausgange aus dem Kanale Blighs Farewell geankert, und die umliegenden Inseln aufgenommen hätten; den Ankerplatz legt er nur sechs Meilen genau nördlich von diesen Inseln. Dennoch verdienen sie, da sie jetzt zum ersten Mal betreten sind, den Namen Duncan-Inseln, den Wilson ihnen beilegt. Es sind vierzehn kleine Inseln, die größte von drei Meilen Länge und anderthalb Breite, alle von jenem großen Riffe, das westlich von Banks liegt, umgeben; nur mit Mühe gelangten die Boote durch einen gekrümmten und beschwerlichen Kanal bis an die Inseln. Sie lagerten an der Nordseite einer in der Mitte der Gruppe liegenden Insel, deren Nordostspitze Wilson in 10° 15' 27'' Breite und 141° 18' 27'' Länge legt, was sicher zu seyn scheint. Die Inseln sind ziemlich hoch, die Berge Granit, was demjenigen, welcher die Inseln der Straße genauer kennt, auffallend seyn wird; den Boden bedecken krüpplige Bäume (darunter Pandanus) und üppiges Gras; süßes Wasser fand man im Ueberfluß, aber keine Bewohner, obschon Spuren ihres Aufenthalts. Die Fluth stieg 8 bis 10 Fuß, und hohes Wasser war 2h 50' nach der Kulmination des Mondes. Von hier verließen die Boote die Riffe der Straße durch einen Kanal nördlich von der Gruppe, der höchst wahrscheinlich mit Blighs Farewell identisch seyn wird.

Das wichtigste Resultat dieser Fahrt hat Wilson nicht berührt, ohne Zweifel, weil ihm die genauere Kenntniß der Torresstraße und der Durchfahrungen derselben fehlte. Nördlich von der oben erwähnten Hauptstraße durch diese Meerenge, dem einzig sichern Passe an der Nordseite der Gruppe Prince of Wales, ist sie nur noch zweimal durchfahren worden, nach der Küste von Neu-Guinea hin von Bampton und Alt und südlicher von Bligh auf einem Wege, der seiner Gefahren halber für durchaus unbrauchbar gelten muß. Dieser letzte Weg durchschneidet die Straße nur wenig nördlicher von dem von Wilson genommenen an der Nordseite der Inseln Banks und Mulgrave, und die großen Riffe, die Wilson nördlich blieben, müssen dieselben gewesen seyn, zwischen denen Bligh neunzehn Tage lang umherirrte, und die Wilson in Norden ließ, während er die nicht weniger ausgedehnten Korallenbänke, welche die Nordseite des Hauptkanales bei Wednesday bilden, nicht gesehen hat. Dieser neu entdeckte Kanal scheint, obschon man es zugeben muß, daß Leute in solcher Noth, wie die Schiffbrüchigen, und noch dazu in Booten, die Brauchbarkeit dieses Weges für große Schiffe nicht gerade bestimmt nachweisen konnten, dennoch ohne erhebliche Gefahren zu seyn, mit Ausnahme vielleicht des westlichen Ausganges, wo ein besserer Paß, als der, auf welchem sie die Riffe verließen, gefunden werden muß. Wenigstens sind die hier gegebenen Andeutungen bedeutend genug, um bei einer genauern Aufnahme der Torresstraße, die bei dem steigenden Verkehr zwischen Indien und Neu-Südwales bald dringend nothwendig seyn wird, die Aufmerksamkeit auf diesen Theil der Straße zu leiten.

Die weitere Fahrt der Boote ging an der Nordküste Australiens entlang. Da sie nur eine Flindersische Karte besaßen, nicht aber die neuern von King, so suchten sie die auf jener verzeichnete Neujahr-Insel zu erreichen, und als dieß fehlschlug, die Insel Buckle. Diese fanden sie nicht, und später hat sie Wilson noch zweimal gesucht, allein ohne Erfolg, und auf ihre Nichtexistenz geschlossen. Auch ohne diese Mühe hätte er zu diesem Schluß kommen können, wenn er einen Satz, auf den er selbst einmal hinweist, beachtet hätte, wie viele Fehler nämlich durch falsche Längen auf die Karten gekommen sind. Die Insel Buckle findet sich auf den Karten schon vor Flinders, und stammt daher ohne Zweifel aus der Maclurerschen Aufnahme, deren freilich sehr unbefriedigende Resultate nie bekannt geworden sind. Sie steht nach Wilson in 10° 58' Breite und 131° 15' Länge, worin wir einen Druckfehler, deren in dem Buche in den Zahlen der Positionsangaben öfter vorkommen, vermuthen, denn Krusenstern stellt sie in 131° 6' Länge. King hat sie nirgends erwähnt. Da Maclure das Kap Vandiemen in 129° 55' Länge fand, so folgt für diese Insel eine östlichere Länge von 2° 20', und da die wahre Länge jenes Kaps (nach King) 130° 20' ist, so liegt die Insel wirklich in 132° 40'. Ist dieß richtig, so wird man nicht bezweifeln, daß es die Nordspitze von Kings Insel Crooker ist, die dieser Seefahrer in 10° 58' 50'' Breite und 132° 34' 10'' Länge niedergelegt hat.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nach offiziellen Papieren wurden in den Vereinigten Staaten vom 30sten September 1834 bis dahin 1835 76,761,000 Cigarren eingeführt, wovon 75 Millionen aus Cuba kamen.

Ein Doktor Grépinet zu Landrecies soll einen Apparat erfunden haben, vermittelst dessen man, ohne das Geringste für die Arbeiter zu befürchten zu haben, einen Brunnen von unten nach oben aufmauern kann. Was auch vorfallen mag, wenn ein Erdsturz erfolgt, wenn Wasser einbricht, oder bösartige Gase ausströmen, stets soll man sich vermittelst dieses Apparats mit Leichtigkeit retten können.

Bekanntlich baut man an den Nordküsten Frankreichs, in der Bretagne und Normandie keinen Wein, weil man glaubt, daß er nicht fortkommen würde. Merkwürdiger Weise hat man nun auf der Insel Jersey Wein zu bauen angefangen, und im verflossenen Jahre 260 Fässer Wein gewonnen, der dem Xeres gleichen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.)

Nr. 293.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Oktober 1836.

Asiatische Gesellschaft von London.

London, 24sten September.

Der Minister des Innern gibt der asiatischen Gesellschaft Hoffnung, daß er ihr den durch die Versetzung der Galerie disponibel gewordenen Flügel von Sommerset House einräumen werde, und die ostindische Kompagnie verspricht ihr in diesem Falle ihre Bibliothek und ihr Museum zu überlassen. Es ist das Erstemal, daß die Regierung etwas für diese Gesellschaft thun will, und selbst die Kompagnie, für welche doch die asiatische Gesellschaft und ihre Arbeiten von der größten Wichtigkeit waren, hatte ihr bisher nur einen jährlichen Beitrag von 100 Guineen gegeben. Aber das Lokal im Sommersethaus, das für London etwa das ist, was das Louvre für Paris ist, und das Depot der Bibliothek der Kompagnie würde die Gesellschaft auf Einmal zu einem nationalen Etablissement machen, dessen Existenz von da für ganz fest gegründet gelten kann, und sie hätte es durch die Liberalität wohl verdient, mit der sie von Anfang an ihre Sammlungen den Gelehrten zum Gebrauch geöffnet hatte. Die allgemeine Regel in allen englischen Bibliotheken ist, nie Bücher oder Handschriften auszuleihen, und dieses Princip wird mit einer Strenge verfolgt, die zum Unsinn führt. Silvester de Sacy wünschte z. B. von der bodleianischen Bibliothek in Oxford ein kleines drusisches Manuscript auf einige Wochen zu entlehnen; er hatte im Verlauf vieler Jahre, mit großen Opfern, und durch unglaubliche Beharrlichkeit alle Schriften der Drusen zusammengebracht, und ein großes Werk darüber geschrieben, das die Geschichte, Dogmen, Literatur und Sprache dieser sonderbaren Sekte vollkommen erschöpft, es fehlte ihm nur diese kleine Schrift. Der Senat der Universität berathschlagte, und antwortete ihm, daß es gegen ihre Charte sey, eine Handschrift aus der Bibliothek zu leihen, daß sie aber, wenn er nach Oxford kommen wollte, ihm ein Zimmer in der Bibliothek selbst einrichten wollten, das ihm zu jeder Stunde die Benützung derselben leicht machen werde. Die Umstände erlaubten es dem großen Orientalisten nicht, die Reise zu unternehmen, und er mußte sich mit einer Abschrift begnügen, die er von der Handschrift machen ließ. Ein anderer Fall derselben Art ist, daß die Universität Oxford den Oberbibliothekar der bodleianischen Bibliothek beauftragt hatte, den Katalog der orientalischen Handschriften, den Uri begonnen hatte, fortzusetzen; um die Arbeit auch nur in einer Reihe von Jahren vollenden zu können, wäre der Bibliothekar genöthigt gewesen, alle Abend bis tief in die Nacht daran zu arbeiten, man erlaubte ihm aber weder Licht in der Bibliothek zu haben, noch die Handschriften nach Hause zu nehmen. Im britischen Museum wird eben so wenig an Ausleihen von Handschriften gedacht, und wer sich je mit orientalischer Literatur beschäftigt hat, muß wissen, welchen ungeheuren Zeitverlust das Arbeiten an Handschriften auf einer öffentlichen Bibliothek nach sich zieht. In der Bibliothek der Kompagnie war man nicht liberaler; z. B. als Oberst B., einer der ausgezeichnetsten Diener der Kompagnie, vor einigen Jahren aus Indien zurückkam, wollte er die von ihm verfaßte Uebersetzung eines wichtigen persischen Werks über die Geschichte von Indien drucken lassen, und bat die Direktion, ihm während des Drucks eine der vielen Handschriften desselben Werks, welche in der Bibliothek sind, zu leihen, damit er die Eigennamen bei der Korrektur der Probebogen nach dem Original berichtigen könne. Das Werk war von großem Interesse für die Kompagnie, die Handschrift mochte 10—12 Guinen werth seyn, und konnte im Fall von Verlust leicht in Indien wieder ersetzt werden, und die Kompagnie hatte zur Garantie die ganze Besoldung des Obersten, aber sie schlug die Bitte ab. Wenn man diese lächerliche Pedanterie mit der Liberalität vergleicht, mit welcher man in Paris Gelehrten aller Nationen Handschriften leiht, so begreift man leicht, warum die Engländer bei aller Ueberlegenheit ihrer Hülfsmittel, Sammlungen und Beweggründen sich der orientalischen Literatur zu widmen, doch so weit hinter den Franzosen in diesen Studien zurückstehen. Die asiatische Gesellschaft allein macht eine ehrenvolle Ausnahme in dieser Rücksicht, sie hat nie verweigert, Handschriften an Gelehrte auszuleihen, welche die Absicht ankündigten, sie zum Druck zu bearbeiten, und sie hat zu wiederholten Malen Handschriften an Gelehrte, deren Arbeiten und Charakter ihr hinlängliche Garantie gaben, auf den Kontinent geschickt. Jedenfalls hat sie im Innern ihres Hauses alle mögliche Leichtigkeit der Benützung

Google

ihrer Sammlungen gestattet, und die Uebertragung der prachtvollen Bibliothek der Kompagnie an die Gesellschaft, anstatt ihr gedrohtes Vergraben in dem britischen Museum, ist ein für orientalische Literatur sehr bedeutendes Ereigniß. Diese Bibliothek besteht aus etwa 8000 Handschriften, und namentlich ihre Sammlung von Sanskrithandschriften ist einzig in ihrer Art, da Colebrooke ihr seine ganze Bibliothek, bestehend aus 1800 Handschriften geschenkt hat. Die persischen Manuscripte kommen aus verschiedenen Sammlungen her, und ein großer Theil der Bibliothek von Tippu Sahib befindet sich darunter. Die südindischen Handschriften kommen größtentheils aus der Sammlung von Mackenzie her, welche die Kompagnie um 10,000 Pf. St. gekauft hat, und die etwa 1700 Handschriften enthielt. Im Besitz dieser Bibliothek, der Münzsammlung und des Museums der Kompagnie, und eines großen Lokals, das das Aufstellen derselben erlaubt, befreit von den Ausgaben für Hausmiethe und Hauksteuern, und vom Staat als der Mittelpunkt der orientalischen Studien in England anerkannt, würde die asiatische Gesellschaft bald den Rang einnehmen, den ihr die großen Interessen von England im Orient längst hätten sichern sollen. Wie wenig man sich in England auf Bibliotheken versteht, davon hat die Kompagnie kürzlich ein sonderbares Beispiel gegeben, indem sie den Professor des Sanskrit in Oxford, Wilson, zu ihrem Bibliothekar in London ernannt hat. Da der Professor vermöge der Statuten genöthigt ist, in Oxford zu wohnen, das 60 Meilen von hier liegt, so kann man sich denken, wie er die Bibliothek verwalten kann; wären Unterbibliothekare da, so ließe es sich noch begreifen, aber es ist niemand da, als der Aufseher des naturhistorischen Museums, ein Naturforscher, dem die Titel der orientalischen Handschriften vollkommen unbekannt sind. Nur der Plan der Uebertragung an die asiatische Gesellschaft kann eine solche Verwaltungsart erklären und entschuldigen.

Die Finnmarken in Norwegen.

(Fortsetzung.)

Das Land vom Nordkap bis zum großen Namsenfluß zerfällt in zwei Aemter oder Provinzen: Norland, ehemals Helogaland oder Helgeland, das an das Amt Nordtrondhyem stößt, und die Finnmark, nördlich von Norland, welche in die westliche und östliche zerfällt. Diese zwei ausgedehnten Provinzen mit allen ihren Inseln enthalten eine Bevölkerung von nur 80,941 Seelen. Der Ackerbau ist hier eine untergeordnete Beschäftigung, denn die Ernten sind zu unbedeutend und zu prekair, um die Einwohner zu ernähren. Die Winterfischerei in den Loffoden, vom Mitte Februars bis Mitte Aprils, und die Sommerfischerei an der ganzen Küste, welche in einem und dem andern Zweige das ganze übrige Jahr hindurch Beschäftigung gibt, liefert den Einwohnern die Mittel, Korn und andere Lebensbedürfnisse zu kaufen. Der durchschnittliche Werth der Winterfischerei wird von einem kenntnißreichen Schriftsteller, dem Amtmann Blom, der die Stelle eines Foged im Distrikt verwaltete, auf 470,067 Thaler (etwas über eine Million Gulden rheinisch) geschätzt, wo beide Preise gerechnet sind, wie die privilegirten Kaufleute zu Bergen, Trondhyem und den dazwischenliegenden Städten sie zahlen. Die Kaufleute sendeten Schiffe aus mit den für das Land nöthigen Waaren, und empfangen dagegen den Betrag der achtwöchentlichen Fischerei als Zahlung. Dieser Handel war ursprünglich in den Händen der Hansestädte, namentlich Bremens: sie hatten im 14ten Jahrhundert eine Faktorei oder eigentlich eine Feste in Bergen, wo sie eine von der Regierung fast unabhängige Gewalt ausübten. Unterfaktoreien in Norland und den Finnmarken hatten, und das ausschließliche Privilegium besaßen, Fische und andere Waaren der Einwohner zu zahlen, und sie aus ihren Faktoreien mit andern nöthigen Bedürfnissen zu versehen. Der hanseatische Handel mit diesen Ländern glich ganz dem Monopol, das die Hudsonsbay- und kanadische Pelzkompagnie in den weiten Gebieten Nordamerika's ausüben. Beim Verfall des hanseatischen Handels erbten die Städte, in denen ihre Komptoire oder Hauptfaktoreien errichtet waren, nämlich Bergen und Trondhyem ihren Handel und Privilegien, und behaupteten sie bis auf den jetzigen Tag. Christiansund und einige kleinere Städte erhielten nach langem Kampfe auch einen Antheil, außerdem blieb aber der Handel dem norwegischen Volke im Ganzen verschlossen. Die Kaufleute, welche in Norland, den Finnmarken und auf den Loffoden sich niederließen, sind Freibürger von Bergen, Trondhyem und andern privilegirten Städten. Jeder hat einen gewissen Strich der Küste, der zu seiner Faktorei gehört, und wo niemand anders kaufen oder verkaufen darf. Diese privilegirten Handelsleute zahlen eine gewisse Taxe, und sind als die einzigen Gasthofbesitzer innerhalb ihres Kreises gehalten, Reisende aufzunehmen und zu bewirthen. Dieß ausschließende Privilegium ist erblich geworden, und hat sich an das Haus oder die Faktorei geknüpft. Der Zustand eines Landes oder einer Provinz, in welcher jede Nothwendigkeit und jede Luxuswaare erkauft werden muß, und wo der Handel dermaßen gefesselt ist, läßt sich errathen. Das privilegirte Kapital findet einen leichten und einträglichen Handel darin, daß es die Leute, welche für den Kaufmann fischen, mit Kaffee, Zucker, Tabak, Branntwein u. dgl. versieht; die Kaufleute haben, um ihr Kapital zu beschäftigen, nicht nöthig, die Industrie oder den Handel auszudehnen, und was sie nicht selbst thun können, das wollen sie auch andern norwegischen Kaufleuten nicht gestatten. Die Versorgung dieser beiden Provinzen mit Lebensmitteln und vielen zur Fischerei nöthigen Materialien ist deßhalb ganz in die Hände der Russen von der Küste des weißen Meeres her gefallen. Die privilegirten norwegischen Handelsleute sind durch keine Konkurrenz getrieben, sich auf neue Handelszweige einzulassen: sie nehmen also den Ertrag der achtwöchentlichen Winterfischerei von den Einwohnern, zahlen in Branntwein und Kolonialwaaren, und überlassen den Russen den gewinnreichen Handel mit den Lebensmitteln für eine ganze Bevölkerung, von der sie als Bezahlung den Erwerb der übrigen 44 Wochen des Jahrs erhalten. Man kann in der That sagen, daß was die Industrie und den Ertrag dieser Provinzen anbetrifft, sie nur acht Wochen des Jahrs zu Norwegen gehören,

und mit dem Mutterlande nur durch einige Handelshäuser in Bergen, Christiansund und Trondhyem verbunden sind. Eine Bevölkerung von mehr als 80.000 Seelen, die kein Korn erzeugt, treibt mit dem Mutterlande nur einen Handel von etwa einer Million Gulden. Es ist dieß ein auffallendes Beispiel von den Resultaten des Monopols: wäre der Handel für alle eingebornen Norweger frei gewesen, wie dieß in jedem Lande der Fall ist, wo der Handel blühte, so wäre in Norwegen eine zahlreiche Klasse von Handelsleuten entstanden, die jeden vortheilhaften Handel mit diesen Provinzen gesichert hätten, und die Norweger hätten ihre eigenen Fische in ihren eigenen Schiffen nach dem weißen Meere geführt, und Mehl, Hanf, Segeltuch, Seilwerk und andere jetzt von Rußland hergeführte Nothwendigkeiten selbst geholt.

Das Land, statt nur den Handel zu haben, der bloß die Yachten beschäftige, welche die Fische von den Loffoden herholen, besäße auch denjenigen, der zwei bis dreihundert größere Schiffe beschäftigt. Es ist in der That eine Satyre auf freie Institutionen, daß unter der absoluten Regierung Rußlands der Bauer an der Küste des weißen Meeres so viel Freiheit hat, den Ertrag seines Grundeigenthums auf ein Schiff zu laden und damit nach einem fremden Lande zu handeln, als er in Amerika besitzen würde, während der Bauer unter der fast republikanischen Verfassung Norwegens seine eigenen Produkte nicht einmal in den Provinzen seines eigenen Landes vertauschen kann, zu denen der Russe freien Zutritt hat. Diese freie Zulassung ohne Bezahlung irgend eines Zolls in den Häfen nördlich von Tromeö erlangte Rußland in dem Vertrag von 1828, und in diesen Vertrag willigte Norwegen nothgedrungen, weil seine ausschließlich privilegirten Kaufleute das Land nicht ernähren konnten. Der gewöhnliche Schlendrian, in dem ihr Handel befangen war, bestand darin, gewisse Quantitäten Waaren zu bestimmten Preisen abzuschicken, und gewisse Quantitäten Fische zu bestimmten Preisen zurückzubringen, denn die Preise waren zum Voraus von ihnen selbst bestimmt. Sie hatten weder Kapital übrig, noch war die nöthige Konkurrenz da, um diese Provinzen mit den ersten Nothwendigkeiten des Lebens zu versehen. Die russische Regierung erkennt die Vortheile dieses Handels, indem dadurch eine große Anzahl vortrefflicher Matrosen herangezogen wird. Durch eine Ukase vom August 1825, zu einer Zeit, wo das russische Kabinet anscheinend nur mit den Angelegenheiten des Ostens oder Spaniens und mit Unterhandlungen zu Kalisch und Töplitz beschäftigt schien, geschah der wichtige Schritt, den Handel nach den Finnmarken und Norland für alle Klassen russischer Unterthanen in den Distrikten von Archangel, Cola und andern Handelsplätzen am weißen Meere ohne Unterschied frei zu geben, und zu ihren Gunsten eine Verminderung der in andern Theilen des russischen Reichs auf gesalzenen Fischen und andern Waaren lastenden Einfahrzölle zu verwilligen. Die Ukase gewährte diese Zollverminderung nicht nur den russischen Unterthanen, sondern auch den Einwohnern der beiden norwegischen Provinzen, wenn diese nach dem weißen Meere Handel treiben wollen, so daß sie hinsichtlich des Handels in eine günstigere Lage gestellt sind, als ihre Mitunterthanen im übrigen Königreich Norwegen und Schweden. Wenn man aus solchen Maßregeln irgend einen Schluß ziehen darf, so kann es kein anderer seyn, als daß Rußland durch die klügsten und ehrenwerthesten Mittel sich in Bereitschaft setzt, unter eintretenden günstigen Umständen diese beiden Provinzen Norwegens an sich zu bringen.

(Schluß folgt.)

Erdbeben im Thale von Mexico.

(Aus Latrobe's Rambler.)

Am letzten Haltmachen vor unserer Ankunft in Mexico hörten wir, daß in der vorhergehenden Nacht der erste Erdstoß in diesem Jahre verspürt worden sey, der wegen seiner Dauer, Stärke und der Art des Stoßes mehr als gewöhnliche Unruhe erweckt habe. Als wir in der Stadt ankamen, erfuhren wir, daß Morgens um 6 Uhr ein zweiter Stoß erfolgt sey, wovon wir, da wir gerade zu der Zeit zu Pferde stiegen, durchaus nichts bemerkt hatten. Den Angaben mehrerer Leute nach, welche die Mittel zu genauern Beobachtungen hatten, zeigte die Erde mehrere Tage lang eine zitternde Bewegung mit nur sehr kurzen Zwischenräumen vollkommener Ruhe. Der stärkste Stoß, den ich fühlte, ergab sich um 11 Uhr Vormittags am 22sten März 1834, wo ich vom Lesen durch ein Gefühl von Schrecken und Schwindel aufgeschreckt wurde, und als ich die Augen erhob, sah ich Vorhänge und Leuchter schwanken. Auf der breiten Straße erblickte ich eine merkwürdige Scene. So weit ich sehen konnte, lag die ganze eben vorüberwandelnde Menge auf den Knieen, an eben derselben Stelle, wo jeder den Stoß verspürt hatte, der halbnackte Indianer neben der verschleierten Dama, der ekelhafte Lepero neben dem schmuck gekleideten Offizier. Der Reiter kniete neben seinem Pferde, der Arriero unter seinen Maulthieren, die Wagen hielten an, die bunt gekleideten Damen stiegen aus, und knieeten neben einander gleichfalls auf dem Pflaster nieder. Das Gelärm der vollgedrängten Straße war mit einem Mal verstummt, und man vernahm nichts als ein leises Gemurmel von Gebeten, während die ganze Stadt mit einer langsamen Seitenbewegung von Norden gegen Süden anderthalb Minuten lang hin und her schwankte, wie ein vor Anker liegendes Schiff. Als der Stoß vorüber war, stand die Menge auf, und jeder ging seinem Geschäfte nach mit einer Gleichgültigkeit, welche bewies, wie die häufig wiederkehrende Erscheinung die Einwohner dagegen unempfindlich gemacht hatte. Selten sind die Stöße so stark, daß sie den massiven Bau der Stadt benachtheiligen, und der elastische Alluvialboden trägt dazu bei, die Kraft der Stöße zu brechen. Nichts desto weniger haben mehrere Kirchen durch die wiederholten Stöße gelitten. — Die meisten Stöße sind sehr unbedeutend und kaum bemerklich. Der erste, den ich bemerkte, war der stärkste, und mehrere Kirchen und Wasserleitungen wurden beschädigt; er begann mit der gewöhnlichen Seitenschwingung, und dann wurde die Bewegung plötzlich perpendikulär, was man am meisten fürchtet. Wir erfuhren später, daß der Stoß zu gleicher Zeit in Guadalaxara und sehr heftig in Veracruz und Acapulco gefühlt worden war, also den ganzen Kontinent mit allen seinen unermeßlichen Berghaufen von einem Meere zum andern erschüttert hatte, was einen Begriff von der großen Tiefe geben kann, in welcher sich der Sitz dieser furchtbaren Gewalt findet.

Chronik der Reisen.

Einige Bemerkungen über Australien aus Wilsons Reise um die Welt.

(Schluß.)

Nachdem ein Sturm die Boote auch vor der Insel Melville vorbeigetrieben hatte, wandten sie sich nach Timor, und erreichten nach einer höchst gefahrvollen Fahrt glücklich Cupang. Von hier ging Wilson in der Brick Amity, die von Port Raffles aus hieher gesandt war, nach jenem Hafen auf der australischen Nordküste ab. Da der Nordost-Monson herrschte, wählte das Schiff von Savu aus den Weg quer über das Timor-Meer bis in die Nähe der australischen Küste, ohne Zweifel, um dann mit Hülfe der periodischen Land- und Seewinde die Kraft des Monsons zu überwinden. Bei dieser Gelegenheit wurde am 15ten Junius eine Inselgruppe in Südost gesehen, deren westlichste Insel von 13° 50′ Breite und 124° 59′ 15″ Länge in 5 bis 6 großen Seemeilen fast südlich lag, also in 14° 6′ Breite und 125° Länge fällt. Am folgenden Tage sah man ein Riff und umfuhr die Südseite desselben, das Südwestende lag 13° 55′ 25″ Breite und 125° 35′ 45″ Länge. Die Inseln benennt Wilson Barker, das Riff Amity; denn, sagt er, King, dessen Karten er später verglichen habe, verzeichne beide nicht. Wir müssen bedauern, daß er nicht besser zugesehen hat; er hätte sich dann wohl überzeugt, daß beide sogar schon auf Baudins Karten stehen. Die Barker-Inseln sind die nördlichsten Inseln von derselben Gruppe de l'Institut, deren eine, Condillac, nach Freycinet (wenn man seine Länge nach der von King korrigirt), 14° 5′ 30″ Breite und 125° 38′ Länge liegt; das Amity-Riff ist die Holothurien-Bank, deren Westende King in 13° 52″ Breite und 125° 46′ 45″ Länge ansetzt. Die Abweichungen in der ersten Länge gegen die Wilsonschen erklärt die große Ausdehnung jener Gruppe genugsam.

Die Schilderung des Aufenthalts in Port Raffles ist besonders interessant durch die Schilderung des Verkehrs mit den Ur-Einwohnern; die Beschreibung, die Wilson von dem Hafen entwirft, stimmt mit dem von King und Campbell ganz überein, und das Einzige, was neu ist, betrifft einen 1829 hier entdeckten Hafen, den King übersehen hat, zwischen Raffles und dem Sunde Mountnorris an der Südseite der Bowenstraße, er hat den Namen Barker erhalten. Die Lage von Fort Wellington fand Wilson 11° 15′ 4″ Breite und 132° 24′ 57″ Länge, was sehr gut zu King paßt; auch Campbell gibt sie zu 11° 12′ 50″ Breite und 131° 26′ Länge an.

Als die Kolonie aufgehoben wurde, verließ Wilson das Land im August 1829, und begleitete den nach dem Königsgeorgsunde beorderten Kapitän Barker über Timor nach dem Schwanenflusse, wo damals die Niederlassung vor einigen Monaten angelegt war. Die Schilderung, die er von dieser entwirft, ist in historischer Hinsicht nicht uninteressant, obschon ohne Frage nicht unpartheiisch; der höhnische und spöttische Ton, in dem sie gehalten ist, scheint aus Mißverhältnissen, die zwischen dem Gouverneur Stirling und dem Kapitän Barker, welchem letzten Wilson sich sehr ergeben zeigt, entstanden waren, erklärt werden zu müssen. Geographische Belehrung bietet dieser Abschnitt nicht, die nicht aus andern Quellen jetzt viel besser zu schöpfen wäre; doch ist eine Behauptung bedeutend genug, um hier eine genauere Würdigung zu verdienen. Wilson beobachtete nämlich die Lage auf dem Kap Arthurshead, wie man die Südspitze der Mündung des Schwanenflusses, auf der jetzt Freemantle liegt, genannt hat, und fand nach zweihundert Beobachtungen 32° 4′ 15″ Breite und 116° 1′ 46″ Länge, was, wie er bemerkt, um 20 Minuten von der von Stirling angegebenen Länge abweiche. Dieß ist vollkommen richtig, denn die Arrowsmithsche, nach den von Stirling gesammelten Materialien entworfene Karte setzt das Kap in nahe 115° 42′ Länge. Freycinet stellt die Mündung des Schwanenflusses 32° 4′ 31″ Breite und 115° 46′ 50″ Länge; freilich mit der Bemerkung, daß die Länge zweifelhaft sey. Nun setzt derselbe die Insel Rottnest 12 Meilen vom Lande, und damit stimmt nicht bloß die Arrowsmithsche Karte, sondern auch Wilson selbst; das Nordostkap dieser Insel setzt Freycinet 115° 29′ Länge, King 115° 31′ (eine Differenz von 2 Minuten), wie sie sich auch bei beiden in der Länge des C. Naturaliste, und daher kann die Mündung des Schwanenflusses danach höchstens 115° 44′ Breite bis 46′ Länge fallen. So steht Wilsons Beobachtung im Widerspruch mit der Kingschen und Freycinetschen Aufnahme, und man wird gewiß Bedenken tragen, was geschehen müßte, ihr zu Liebe die ganze Westküste um 20 Minuten nach Ost zu rücken. Allein sie widerspricht auch gleichmäßig der Flindersschen Aufnahme der Südküste, die bekanntlich höchst zuverlässig ist. Denn Wilson übertrug sie chronometrisch auf diese Küste, und fand danach C. Chatam nahe 116° 41′ Länge, während Flinders 116° 29′ hat, und den Berg Gardner 118° 20′ 30″ Länge, wofür Flinders 118° 10′ gibt. Zugleich sieht man die allmähliche Abnahme des Wilsonschen Längenfehlers, der bei C. Chatam 12, bei dem Berge Gardner 10 Minuten ist, ein Umstand, der nur in der Beschaffenheit seines Chronometers Erklärung finden kann, und wenn derselbe für C. Chatam an der Baßstraße die richtige Länge von Flinders gab, so ist Wilson nicht berechtigt, das für einen Beweis für die Richtigkeit seiner Höhe von Arthurshead anzusehen, was in Wirklichkeit nur ein unbemerkt gebliebener Fehler seines Instruments gewesen zu seyn scheint.

Die Abweichung der Magnetnadel fand Wilson auf Arthurshead 4° 16′ 45″ östlich, es muß aber westlich heißen. Außerdem bestimmte er noch die Lage einiger Punkte am Schwanenflusse: Mount Eliza an seinem Nordufer, der Mündung des Canning gegenüber, fand er 31° 57′ 48″ Breite; die Inseln des Canning 31° 58′ Breite und 116° 11′ 50″ Länge; den Punkt, wo der Canning schiffbar wird, 31° 1′ 52″ Breite und 116° 14′ 55″ Länge; alle diese Längen müssen um 20 Minuten verbessert werden.

In den Vereinigten Staaten findet sich gegenwärtig ein sehr altes prachtvolles Manuskript des Pentateuchs auf Leder: es hat 2 Fuß Breite und 60 Fuß Länge.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 71** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Proben neuerer russischer Dichtungen. 3. Der Traum. Von Fürst Wjäsemski. 4. Der Kriegsgefangene. Von Batjuschkoff. 5. Der schwarze Shawl. Von Puschkin. — **Le chemin de traverse.** Von Jules Janin. (Schluß.) — Lied von Beranger: Wär' ich nur ein Vögelein.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die [illegible] des Auslandes [illegible] 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 294.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Oktober 1836.

Skizzen aus Ireland. III.

Eine irische Bauernmahlzeit.

Der Weg von Tuam nach Galway führt meistens über kahle unwirthliche Moore, wo oft weit und breit weder Haus noch Strauch zu sehen ist. Der Dörfer an der Straße sind nur wenige, und die Wohnungen in denselben, so wie die hie und da einsam gelegenen Hütten, größtentheils aus Lehm aufgebaut und mit Binsen oder Haidekraut gedeckt, flößen dem Reisenden eben keine hohe Idee von dem irdischen Glück ihrer Bewohner ein. Der vierfüßige Theil der letzteren scheint nicht selten noch besser daran zu seyn, als die Adamskinder, mit denen besonders die Schweine in der Regel den Besitz der Küche und das kärgliche Mahl theilen. Wer so glücklich ist, eine Kuh, oder einen Esel, oder gar einen Gaul zu besitzen, bringt auch diese bisweilen an demselben gastlichen Herde unter und scheidet dann nur seine Schlafstätte auf irgend eine Weise von dem Vieh ab. Ich hatte meinen Sitz vorn bei dem Kutscher der Stage-Coach genommen und, da ein naßkalter Westwind — es war Januar — über die Moore daher pfiff, mich außer meinem Mantel noch in eine große wollene Decke, die mir der gesprächige Pferdelenker anbot, so fest eingewickelt, daß es einige Schwierigkeiten hatte, meine Füße wieder ans Tageslicht zu bringen. Weil indessen das Umspannen bei weitem nicht so schnell vor sich geht als in England, so ließ ich mich durch die Mühe des Aus- und Wiedereinpackens nicht abhalten, während des Pferdewechsels in eine der ärmlichsten Wohnungen zu treten. Der innere Raum derselben entsprach völlig dem äußern Ansehen, und glich eher einem Stalle als einer Behausung für Menschen; nicht einmal für die beiden elenden Betten fand sich die geringste Absonderung von dem übrigen Lokal. Eine Ecke war hoch auf mit Torf gefüllt, und in einer andern bemerkte ich einen Spaten, eine Mistgabel, eine Sichel und ein Paar hohe Tragekörbe, aller Wahrscheinlichkeit nach das ganze landwirthschaftliche Geräth der Leute. Es war gerade Mittagszeit und die ganze Familie befand sich eben beim Essen. Nicht weit von der Feuerstätte, wo ein tüchtiger Haufen Torf brannte, hatte man einen hölzernen Schämel so umgestürzt, daß die Rücklehne horizontal nach oben lag und die Stelle eines Tisches vertrat, da ein solcher sich nicht unter dem Mobiliar vorfand. Darauf stand ein sehr flacher Korb, etwa zwei Fuß lang und anderthalb Fuß breit, der hoch auf mit dampfenden Kartoffeln gefüllt war, unten aber noch vom Wasser tropfte, so daß der ganze Inhalt des Kochtopfes, Wasser und Alles, vermuthlich über dem Schweinetrog, darin ausgeleert worden zu seyn schien. Rund herum hatte die Familie Platz genommen, Mann und Frau hatten jeder einen Schämel für sich, ein dritter Sitz dieser Art aber diente zwei Burschen von 14 bis 17 Jahren gemeinschaftlich. Drei kleinere Kinder, übrigens pausbäckig genug aussehend, verrichteten ihre Mahlzeit stehend. Jeder langte sich einen Erdapfel nach dem andern aus dem Korbe, zog mit den Fingern (denn Messer und Gabel schienen, wie der Gutsherr, zu den Absenten zu gehören) die Schale ab, und speiste mit bestem Appetit aus freier Hand, während er die Frucht in eine kleine Schüssel mit Salz eintauchte, die auf dem Gipfel des Kartoffelberges stand. Ein Paar fayenceener Trinkgeschirre mit Wasser wechselten von Hand zu Hand, oder lieber von Mund zu Mund. Nur das kleinste Kind, ein Mädchen von drei Jahren, hatte ein Töpfchen mit Ziegenmilch, wozu ihm die Mutter besalzte Stückchen Erdäpfel reichte, die trefflich zu munden schienen. Die Schalen wurden zusammengehäuft, um einem Schweine, welches ein wenig seitwärts das gleiche Mittagsmahl wie Familie verzehrte, als Desert zu dienen. Ich begrüßte sie auf die bei den Landleuten übliche Weise mit: „Gott behüt' euch alle hier!" und erhielt ein freundliches: „Gott behüte Sie gnädig," zur Antwort. Auf meine Bitte um etwas Feuer, eine Cigarre anzuzünden, erwiderte der Mann: „Sie sind willkommen," und einer der Burschen stand sogleich auf, mein Verlangen zu erfüllen. In der Zwischenzeit, während er beschäftigt war, mir einen Kienspan in Brand zu blasen, drangen die beiden Alten gutmüthig in mich, erst ein Paar heiße Kartoffeln zu essen, die mir bei dem kalten Wetter wohl thun würden. Wie arm der Irländer auch seyn mag, die nationale Gastlichkeit verläugnet sich bei ihm selten, und je dürftiger er ist, desto mehr freut er sich, wenn sein aufrichtiges Anerbieten angenommen wird. Ich ließ mich deßhalb von den

Google

guten Leuten nicht lange nöthigen, sondern nahm mir ein Paar „Praters," wie das englische Wort „Potatoes" corrumpirt wird, und machte es wie die Uebrigen. Auf meine Fragen erzählten sie mir, daß ein ganz gleiches Mahl Jahr aus Jahr ein Morgens, Mittags und Abends ihre Nahrung sey. Nur des Sonntags machten sie hiervon gern eine Ausnahme. Wenn nämlich das Geld nicht gar zu knapp sey, so werde dann Rühr-um (stir-about), Hafermehl in Wasser, dick gekocht, und zu Mittag hätten sie auch etwas Fleisch oder doch einen eingesalzenen Häring, der besonders hier nach der Küste zu sehr wohlfeil ist. Wenn die Kartoffelernte, wovon sie besonders abhängig sind, nicht gar zu schlecht ausfalle, so hielten sie ein Mutterschwein, um Ferkel zum Verkauf zu ziehen. Eine Kuh möchten sie gern haben, sagten sie, aber theils fehle ihnen das Geld ein so theures Stück Vieh zu kaufen, theils hätten sie auch keine Grasung dafür, eine Ziege dagegen suche sich überall ihr Futter, und gebe ihnen auch Milch genug für die kleineren Kinder. Wenn die Pacht nur nicht so hoch, oder mehr Arbeit zu haben wäre, so könnten sie mit ihren vier Morgen Land recht gut bestehen, aber in schlechten wie in guten Jahren verlange der Gutsherr seine 35 Schillinge für den Morgen, so daß sie das wenige Korn, welches sie neben den Kartoffeln bauten, nur noch im letzten Herbst wieder auf den Markt zu bringen genöthigt gewesen wären. Gäbe der Landstraßenbauer nicht-mitunter ihm ein Paar Tage Arbeit, meinte der Mann, so würde es oft noch viel schlechter stehen. Nächsten Sommer beabsichtige er indessen mit seinen beiden Söhnen gegen die Erntezeit nach England hinüber zu gehen, und wenn er dort seinen Tagelohn zusammenhalte, so könne er schon so viel profitiren, daß er fünf oder sechs Pfund Sterling wieder mit nach Hause bringe. Im Uebrigen scheinen sich die Leute so ziemlich in ihr Schicksal zu finden, doch dauerten sie mich um so mehr, da sie ordentlich und keineswegs dem Trunk ergeben schienen.

(Schluß folgt.)

Die Finnmarken in Norwegen.

(Schluß.)

Gewöhnliche Eroberungssucht kann man wohl nicht als den Grund eines solchen Bestrebens ansehen, denn nicht durch Ländererwerb könnte Rußland noch mächtiger werden, sondern im Innern des Reichs nur kann auch der ehrgeizigste Monarch die Mittel zur wahren Vergrößerung der Stärke seines Staats suchen. Indeß kann Rußland doch durch bestimmte Zwecke und selbst durch Pflichten der Selbsterhaltung bewogen werden nach einer Erweiterung seines Gebiets zu streben; es kann wohl schwerlich mehr lange zugeben, daß seine zahlreichen Millionen, die mehr und mehr die Genüsse und Gewohnheiten des civilisirten Lebens sich zu eigen machen, von der großen Fahrstraße der Nationen, dem atlantischen Weltmeer, ausgeschlossen seyn, und nicht den freien Zugang haben sollen zu denjenigen Ländern der Erde, wo die Verbrauchsgegenstände unserer civilisirten Gesellschaft erzeugt werden. Das baltische und schwarze Meer sind nur Schlupflöcher zur Versorgung einer so ungeheuren Menschenmenge mit den Produkten der tropischen Zonen, mit Zucker, Kaffee, Baumwolle, Tabak u. s. w. Rußland hat das Recht auf seiner Seite, wenn es von den andern europäischen Mächten verlangt, Antheil zu haben an der Küstenstrecke des großen Oceans, wenn es ein weiteres Thor fordert für seine Bedürfnisse, ein Thor, das nicht die Hälfte des Jahrs hindurch von der Natur verschlossen ist, und in der andern Hälfte von jeder kleinen Macht, der einige Kriegsschiffe zu Gebot stehen, verschlossen werden kann. Es ist darum nicht unmöglich, und läßt sich in mancher Beziehung rechtfertigen, wenn beim ersten Bruch der jetzigen politischen Verhältnisse in Europa, Rußland darauf dringt, die Verbindung seiner ungeheuren Bevölkerung mit dem Ocean im Norden von Schweden und Norwegen zu suchen: hier wird Rußland sich bestreben, sich eine Seeküste zu verschaffen, denn nur durch den Besitz einer solchen Seeküste kann es hoffen, je eine Seemacht zu werden. Dieses große und gewiß vernünftige Ziel russischen Ehrgeizes kann nur durch die Erwerbung eines Theils der skandinavischen Halbinsel erreicht werden. Die europäischen Mächte haben diesen Grundsatz selbst festgestellt: die Erwerbung Finnlands, das Norwegen an Bevölkerung und Fruchtbarkeit weit übertrifft, ward durch den Grundsatz gerechtfertigt, daß es der neuern russischen Hauptstadt allzu nahe, und für die Sicherheit und Versorgung derselben allzu wichtig sey, als daß es Rußland in den Händen einer andern Macht lassen könnte. Man willigte aus diesem Grunde ein, daß das wichtige Besitzthum Schwedens Rußland einverleibt werde. Derselbe Grundsatz läßt sich auf Norwegen und Schweden, oder wenigstens auf diejenigen Theile davon anwenden, deren Erwerbung in der politischen Konvenienz Rußlands läge. Die ausschließliche Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, die Besetzung der Dardanellen und Konstantinopels selbst *) wären weit minder wichtige Erwerbungen Rußlands, als die Seeküste dieser Halbinsel gegen das atlantische Meer hin, nördlich vom 62° N. B. Dieser Abschnitt der skandinavischen Halbinsel, der an Reichthum und Bevölkerung Finnland weit nachsteht, würde Rußland mit Einemmal zu einer der ersten Seemächte Europa's machen, es würde zahllose Häfen und Fjords erhalten, von denen aus das atlantische Meer zu allen Jahreszeiten befahren werden kann, denn diese Fjords im Norden gefrieren niemals, und jeder ist im Stande, alle Marinen der Welt in sich aufzunehmen. Diese Fjords stehen durch die See, gegen welche sie offen sind, mit allen beschiffbaren Punkten der Erde und einen großen Theil des Jahrs hindurch mit Finnland und dem Mittelpunkt aller russischen Macht, mit St. Petersburg, auf der besten aller Straßen, dem Schnee, in Verbindung. Rußland würde dadurch hinsichtlich der Zufuhren aus den transatlantischen Ländern unabhängig von andern Nationen, und es wäre in Kriegszeiten Herr über seine Marinebedürfnisse, ohne welche keine europäische Macht jetzt eine Flotte ausrüsten kann, und womit Rußland sogar mitten im Kriege seine Feinde ver-

*) Wir lassen hier ganz den Verfasser, den Engländer Laing, sprechen.

sorgen muß, um durch sie dafür die transatlantischen Produkte zu erhalten. Rußland könnte dann seinen eigenen Handel über das atlantische Meer haben.

Der Landtransport über die Halbinsel würde nicht die Hindernisse darbieten, als diejenigen sich wohl einbilden, welche an die Straßen und Entfernungen in andern Breitegraden gewöhnt sind. Wenn Schnee und Frost alle Wege eben, glatt und hart zum Schlittentransport gemacht haben, so sind Eisenbahnen nicht bequemer für den Transport durch Zugthiere, als diese Winterstraße. Die Entfernung von Levanger am Fjord von Trondhyem nach Sundsval am bottnischen Golf, mag zwischen 55 und 60 geogr. M. betragen; dennoch finden die Häringe, die gesalzenen und getrockneten Fische der norwegischen Küste, obwohl dieß Waaren sind, deren Werth keinen kostbaren Landtransport gestattet, ihren Weg regelmäßig nicht nur durch diesen Theil der Halbinsel, sondern auch nach den Märkten von Haparanda in der Nähe von Tornea, welches über 100 geogr. Meilen von Sundsval entfernt ist. Die Kaufleute von Tornea, jetzt eine russische Stadt, besuchen regelmäßig die Märkte in Lyngen Fjord und andern Theilen der Nordküste Norwegens.

Das russische Kabinet müßte bei weitem weniger Einsicht und Geschicklichkeit besitzen, wenn man nicht glauben sollte, daß es sich zu einer solchen Erwerbung rüstet, wenn irgend eine politische Erschütterung Europa's es in den Stand setzen sollte, diese Erwerbung zu machen. Rußland steht Europa gegenüber auf einer Linie von Archangel bis an das schwarze Meer; es manövrirt hauptsächlich auf dem linken Flügel dieser Linie, aber der eigentliche Gegenstand den man gewinnen will, liegt vielleicht auf dem rechten Flügel. Daß Rußland diesen Punkt im Auge hat, läßt sich außer dem Wünschenswerthen der Erwerbung selbst aus manchen Umständen schließen. Rußland unterhält eine unverhältnißmäßige Kriegsmacht auf den aländischen Inseln im bottnischen Meerbusen, fast im Angesichte der schwedischen Küste, und eine eben so unverhältnißmäßige Seemacht von 22 Linienschiffen, — unverhältnißmäßig hinsichtlich jeder möglichen Nothwendigkeit der Vertheidigung, und dieß zeigt deutlich, daß man auf diesem Punkte zum Angriff, wie zur Abwehr bereitet seyn will, um sogleich den günstigen Augenblick zu ergreifen, wenn der Zustand Europa's im Allgemeinen oder Schwedens insbesondere genügende Gründe an die Hand geben sollten. Hiebei ist zu erwägen, daß, wie oben erwähnt, die beiden nördlichen Provinzen Norwegens, Norland und die beiden Finnmarken, in Folge des monopolistischen Handelssystems in Norwegen mit dem Mutterlande nur durch sehr schwache Bande zusammenhalten, und eher Kolonien, als integrirende Theile des Reichs sind. Die Einwohner, wovon ein großer Theil Finnen, also nicht norwegischer Abkunft und Sprache sind, hängen hinsichtlich aller Nothwendigkeiten des Lebens, Korn, Mehl und dem Material zur Betreibung der Fischerei von Rußland ab, und durch den Vertrag, welchen Rußland im J. 1828 abschloß, und in welchem es seinen Handel aus dem weißen Meere nach diesen Provinzen regulirte, werden deren Einwohner mit jedem Tage von ihm abhängiger.

Bemerkungen
über die englische und französische Uebersetzung der Uebersicht der osmanischen Literatur.

Ich habe die englische Uebersetzung der durch neunzehn Nummern des Januarheftes des Auslandes (Nr. 12 bis 31) fortlaufenden Uebersicht der osmanischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts im Athenäum nicht zu Gesicht bekommen, finde aber im Decemberheft 1835 der vortrefflichen Zeitschrift: Revue brittannique, einen französischen Auszug aus der englischen Uebersetzung, nach welchem zu urtheilen diese höchst fehlerhaft und sinnentstellend gerathen seyn muß; ich glaube mich verpflichtet, einige Belege davon hier kund zu machen, damit dergleichen Irrthümer nicht etwa aus der englischen oder französischen Uebersetzung in andere Zeitschriften oder Werke übergehen, oder der Unsinn derselben mir zur Last gelegt werde. Ich folge der Zahlungordnung der Seiten des Decemberhefts der Revue brittannique; S. 242: Said Kiouprili, neveu du grand visir conquérant; es gab keinen Said Köprülü, der Neffe, von dem hier die Rede, hieß Esaad. S. 243: Kiglar Agha, auteur d'un ouvrage politique; es ist von Resmi Ahmed die Rede, Verfasser einer Geschichte der Kislaraga, d. i. der obersten Eunuchen; der Kislaraga ist also hier in einen Kiglaraga und außerdem in einen Geschichtschreiber verwandelt worden; eben so zwei Zeilen hernach die Namen der Dichter Nahifi und Hemdemi in Wahifi und Hedounni und auf der folgenden Seite der Name Achteri's in Akhtry. S. 245: Sheikh-Sede statt Scheichsade, d. i. der Sohn des Scheich, wie Begsade der Sohn des Beg; dabei sey bemerkt, daß das persische Sade das lateinische satus, welches im Lateinischen synonym mit geboren, wie Hercules Jovis *satu* editus; auf derselben Seite Fetidé statt Fethije, weil diese astronomische Abhandlung Mohammed II, dem Eroberer (Fatih), gewidmet. S. 249: Tannane (le retentissant), Tannanet, der Beiname der Kaßidet heißt nicht der, sondern die Tönnende. Der Vers aus dieser Kaßidet:

Und auf dem Kopf den dicken Wulst von Chorasan

ist S. 250 übersetzt: et la tête couverte du *woulst*, so daß das deutsche Wort Wulst dem Engländer und Franzosen als ein türkisches aufgeführt wird. S. 252: fils d'un koudoumseln, ou gardien tu tems, wer wird hier den Sinn des deutschen Textes errathen? Kudumsen, d. i. Taktschläger des religiösen Walzers. S. 275 ist Ghalib, d. i. der Ueberwältigende, mit dominateur übersetzt. S. 257 sind die Namen der Dichter Nischnet und Pertew in Nishit und Pertou verstümmelt. S. 258: Emveri statt Enweri, Behdsher statt Behdschet. Das Reisebuch des Guten ist auf französisch mit itinéraire du bien und nicht wie S. 261 mit itinéraire de la bonté zu übersetzen, auch ist der wandelnde Berg Kuhirewan mit la montagne qui chémine und nicht als montaigne errante zu übersetzen. Der Sohn des Kotzenmacher heißt Ketschedschisade und nicht wie S. 563 Ketschedsade; der Spiegel des Sieges Aineisafer und nicht Ainci Sade (eben da). S. 264 ist der Name der Dichterin Saïdi in Kidki, und die Tonart von der Volksweise Scherki gar in eine Mundart verwandelt: élégie écrite en dialecte *sharki* ou sarrasin.*) S. 265 l. Z. ist der Name Jasindschisade Mewlana Esseid Abdolwehhab in Yasindshisada-Mowlava-Es-Seid-Abdulvenhal verwandelt, und auf der

*) So eben sehe ich, daß in der Wiener Theaterzeitung Nr. 145 das Lied der Sultanin Heibetullah, in saracenischer Mundart gedichtet! vorkommt.

ersten Zeile der folgenden Seite: Sead'eddin in Seadin, welches aber konsequent, in so fern der Name Ssalaheddin's von den Franzosen in Saladin verwandelt worden. Auf derselben Seite sind Tah und Jes, die Namen der zwanzigsten und sechs und dreißigsten Sure, in Tas und Yis (deux mots mysterieux du Coran) verwandelt. Einer der größten Irrthümer dieser mißrathenen Uebersetzung befindet sich gleich Eingangs S. 241, wo es heißt: Théologiens et jurisconsultes, professeurs et juges rétribués par le gouvernement, *seigneurs de la plume*, comme on les appelle à Constantinople; hier erscheinen die Theologen, Rechtsgelehrten, Professoren und Richter als Herren von der Feder, während dieser Name bloß den Civilbeamten im Gegensatze mit den Militärbeamten gegeben wird; die Ulema, d. i. der Gelehrtenstand, heißen die Herren der Wissenschaft Erbawi Ilm, und ihre Aemter Menaßibi Ilmije, d. i. wissenschaftliche Aemter, im Gegensatze der Menaßibi kalemije, d. i. der Kanzleiämter, oder der Aemter der Feder, und im Gegensatze der Menaßibi seifije, d. i. der militärischen Aemter, oder der Aemter des Schwerts; die Herren der Feder, oder Scribeler, heißen bei den Osmanen nicht die Gelehrten, sondern die Kanzleibeamten; die Ulema haben die einträglichsten Pfründen, aber aus ihrer Bahn führt in der Regel kein Weg in die der Civil- oder Militärämter; der Großwesir wird nur aus den Herren der Feder oder des Schwerts, nicht aus denen der Wissenschaft genommen; der einzige zweite Köprili Ahmed verließ ausnahmsweise die Laufbahn der Herren der Wissenschaft und trat in die der Herren der Feder über, er war der größte Großwesir des osmanischen Reichs. Auf eine irrige, durch die Zeitungen verbreitete Uebersetzung des Chattischerifs der Großwesirsveränderung vom 14ten September 1823 ist bereits in einer Note der Geschichte des osmanischen Reichs (VIII Bd. S. 293) aufmerksam gemacht worden; der darin ausgesprochene Tadel trifft nicht die Herren der Wissenschaft, welche sich noch kein Sultan zu tadeln unterstand, sondern die Herren der Feder, d. i. die Kanzleibeamten.

v. Hammer-Purgstall.

Englische Dampfschifffahrt.

Man kann den täglichen Kohlenverbrauch bei Dampfschiffkesseln, die Arbeit des Tages im Durchschnitt zu 22 Stunden angenommen, auf 120 Pfund für eine Pferdekraft annehmen, mithin beinahe eine Tonne für die Kraft von zehn Pferden. Auf kurzen Reisen, wo kein Aufenthalt stattfindet, beläuft sich der tägliche Verbrauch etwas höher. Wenn das Verhältniß der Kraft zur Tonnenzahl unverändert bleibt, so ändert sich auch die Schnelligkeit des Schiffes nicht wesentlich; man kann mithin annehmen, daß zehn Pfund Kohlen für die Pferdekraft ein Seedampfboot 7¼ englische Meilen weit fortreiben, folglich für 100 Meilen 138 Pfund oder fast 1/16 Theil einer Tonne erfordert werden. Die Dampfboote auf dem mittelländischen Meere können 1½ Tonne Brennmaterial auf jede Pferdekraft einnehmen, aber das Verhältniß ihrer Kraft zur Tonnenzahl ist größer, als es für längere Fahrten geeignet seyn möchte, mithin dürfte es vielleicht erforderlich und möglich seyn, ein Dampfschiff zu bauen, das fähig wäre, 1½ Tonnen Kohlen für die Pferdekraft einzunehmen. Nach dem angegebenen Verhältniß würde dieß hinreichen, ein solches Fahrzeug 2400 Meilen weit zu führen; da jedoch stets ein Ueberschuß an Brennmaterial für unvorhergesehene Fälle vorhanden seyn muß, so läßt sich ein so weiter Weg nicht gut ausführbar denken, und es wäre mithin, wenn man bei der Angabe von 1½ Tonne für die Pferdekraft stehen bleibt, die höchstmögliche Reise mit einem solchen Schiff, ohne Aufenthalt, um Kohlen einzunehmen, auf 2000 Meilen anzuschlagen.

Geologische Notizen.

Im schwarzen Kalkstein mit bituminösen Schichten, zum Uebergangsboden von St. Sauveur le Vicomte, vier Stunden von Valognes (Manche), gehörig, ist eine neue Spezies von Orthocera gefunden worden. Die Schale ist ziemlich dick und mit scharfen Unebenheiten bedeckt, welche an mehrern Stellen eine rautenförmige Gestalt haben. Diese Unebenheiten sind mit Spitzen von Feuerstein oder schwefelsaurem Eisen, das ganze Innere aber mit einem graulichen Marmor ausgefüllt, der gegen das dunkle Schwarz der Schale sehr absticht. Der merkliche excentrische Siphon bildet zwischen den Kammern eine oval verlängerte Gliederung. Da das Fossil nicht ganz ist, so sieht es aus wie ein abgeschnittener Kegel. Unter allen bekannten dieser Art zeigt keiner so entschiedene Unebenheiten als dieses Exemplar, und es erinnern dieselben an jene, welche die Schale der Sepia bedecken. Diese Spezies wird deßhalb Orthocera aspera genannt.

*

Am 16ten September fand zu Nimes ein sonst in jener Gegend sehr seltenes Phänomen, nämlich ein Erdbeben statt: der Boden zitterte und alle beweglichen Gegenstände schwankten; auch die Bäume wurden stark bewegt, und eine heftige Detonation ließ sich vernehmen. Merkwürdig ist, daß die Erschütterung nur in einem ziemlich beschränkten Raume stattfand.

Vermischte Nachrichten.

Herr De Villiers hat auf seinem Landsitz einige Jahre durch die Beobachtung gemacht, daß im Frühjahr sich eine Menge Kröten in den Theil ihres Gewässers begeben, der besonders reich an Karpfen ist, und daselbst unter diesen Fischen eine große Verheerung anrichten: sie klammern sich nämlich mit ihren Füßen an dem Kopf der Fische an, indem sie die warzigen Vorderzehen in die Augen eingraben, lassen sich so von den Fischen fortschleppen, die zuletzt ihr Gesicht verlieren und sterben. Trotz aller Anstrengung kann sich der Fisch der tödtlichen Last nicht entledigen, denn die Kröte hängt so fest an dem Fisch, daß man sie nur dann von demselben losmachen kann, wenn man ihr mit einem Messer die Tatzen abschneidet. Herr De Villiers vermuthet, daß die Kröten, welche schlecht schwimmen, sich der Fische auf die angegebene Art zum schnellern Fortkommen bedienen, zum Zweck der Begattung oder der Befruchtung der Eier.

*

Vor einiger Zeit kam in der bengalischen Bank ein eigenthümlicher Fall vor. Ein Eingeborner wollte sich einige Billete auszahlen lassen, man fand aber, daß die Unterschrift daran fehle, obwohl sie sonst in jeder Beziehung richtig waren. Die Bezahlung ward verweigert, da aber gegen den, der die Banknoten zur Auszahlung präsentirt hatte, durchaus kein Verdacht obwalten konnte, so wurden in der Bank Nachforschungen angestellt, ob sie wohl ohne Unterschrift hätten ausgestellt werden können. Alles bewies indessen, daß dieß nicht der Fall war, der Vorzeiger der Banknoten wurde nun abermals gefragt, und nun fand sich, daß die Banknoten eine Zeit lang in einer kupfernen Büchse gelegen hatten: das Kupfer hatte die mit gewöhnlicher Schrift gefertigten Unterschriften verzehrt, auf den andern Theil der Noten aber keinen Einfluß geäußert.

*

Damit die französischen Kupfer- und Silbermünzen bei den Kabylen, Hadschuten und andern Stämmen des Innern cirkuliren möchten, verändern sie die Araber auf eigenthümliche Weise. Auf einem Geldstück, das einem Franzosen wieder in die Hände fiel, liest man auf einer Seite „Sultan Mahmud," auf der andern „geschlagen zu Algier" in arabischer Schrift.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 295.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Oktober 1836.

Die Walachen und Zigeuner in Siebenbürgen.

(Von J. G. Eisner.)

Ich habe unter dieser Ueberschrift einen Aufsatz im Märzheft dieser Zeitschrift gegeben und liefere hier eine Ergänzung zu demselben. Dort malte ich die Walachen in ihrem Winterkostüm, hier werde ich sie in ihrem Sommeraufzuge darstellen.

Die Kleidung der Männer wechselt in den verschiedenen Jahreszeiten wenig, und sie tragen z. B. ihren Schafpelz im Winter, wie im Sommer, nur mit dem Unterschiede, daß sie bei Kälte die Wolle inwendig und bei Wärme nach Außen drehen. Ihre Kopfbedeckung besteht meist in einem Hute mit breiter, aufwärts gebogener Krämpe, fast eben so oft aber auch in einer Mütze von Lammfellen. Anstatt des Pelzes tragen sie aber häufig einen aus Kuh- und Ziegenhaaren gefertigten Filzmantel, welchen sie, wie der Schotte seinen Plaid, mit einer gewissen Grazie um die Schultern zu schlagen verstehen, und der ihnen des Nachts als Decke dient. Was die bessere Klasse unter ihnen betrifft, so trägt diese ein Wams von Schafpelz ohne Aermel, welches bunt durchnäht ist. Die Beinkleider sind von grobem Wollenzeuge gemacht, welchen sie fast überall selbst verfertigen. An den Füßen tragen sie Sandalen von Leder, welches sie selbst zubereitet haben. Diese werden dem Fuße genau angepaßt und sind zum Gehen sehr bequem. Eine Weste ist nicht üblich, und das Hemd hat nur die Länge, daß es höchstens bis an die Hüften reicht. Um den Leib tragen sie (insbesondere die Schäfer) einen breiten ledernen Gürtel, welcher mit Messingplättchen verziert ist, und worin sie ein Messerbesteck, Feuerzeug und andere dergleichen Sachen haben.

Die Frauen gehen beinahe durchgehends ohne Leibchen. Als Rock tragen sie hinten und vorn eine Art Schürze von buntem wollenem Zeuge, welche aber auf beiden Seiten das Hemd durchblicken läßt. Luftig genug ist solche Kleidung für den Sommer. Des Sonntags tragen sie eine Art von Turban auf dem Kopf, der in manchen Gegenden von weißen, in andern von bunten Tüchern, aber mit vielem Geschmack gewunden ist. Die Mädchen tragen in den meisten Gegenden Zöpfe, die mit bunten Bändern durchflochten sind. Ihre Fußbekleidung sind fast überall Stiefeln, was ihrer ganzen Gestalt einen üblen Anstrich gibt. Es fehlt nicht an Schönheiten unter ihnen, obgleich sie nicht häufig vorkommen, aber die plumpen Stiefeln stören den guten Eindruck, den sie ohne diese machen würden. Der viele Koth auf den Straßen in Städten und Dörfern mag wohl die Veranlassung seyn, und die Stiefeln nothwendig machen. Daß sie in solchen auch eben nicht graziös tanzen, setzt man von selbst voraus. Ihre Tänze bestehen auch fast nur aus einem Hin- und Herlaufen, wobei sie zwar ein wenig in ihrer Art kokettiren, aber nichts weniger als gewandt und liebenswürdig sind. Sie sollen gegen ihre Liebhaber die Sprödigkeit nicht gerade bis zur Grausamkeit treiben.

Ich habe im Märzheft bei der Aufzählung der in Siebenbürgen wohnenden Nationen nur die Ungarn, Deutschen und Walachen genannt, und dabei die Szekler ausgelassen. Diese nebst den ersten beiden haben allein Sitz und Stimme auf dem Landtage, die Walachen aber nicht. Ueberhaupt ist dieser Volksstamm in vieler Art zurückgesetzt, was so weit geht, daß man es beinahe für erniedrigend hält, seine Sprache zu reden. Wenigstens spricht sie der Ungar und Deutsche nur dann, wenn es der Verkehr mit den Walachen nöthig macht. Und doch hat sie so viel Wohlklang und bedürfte gewiß nur der weitern Ausbildung, um der italienischen ähnlich zu seyn. Lieder von jungen Mädchen mit hübschen Stimmen in dieser Sprache gesungen, klingen überaus angenehm. Es hat sich aber der Walache dermaßen an die Dienstbarkeit gewöhnt, daß er die Erniedrigung, die er überall erfährt, kaum fühlt. In vielen Dörfern sind die Nationen von Magyaren und Walachen gemischt, und es sprechen alsdann Alle beide Sprachen.

Hat man sich erst an die Walachen gewöhnt, so findet man sie weniger roh, ja mitunter sogar gemüthlich. Mehrere Veranlassungen brachten mich in ziemlich genaue Berührung mit ihnen, wobei ich denn Gelegenheit hatte, sie ein wenig genauer kennen zu lernen. Die Trägheit, welche ich schon in meiner ersten Mittheilung rügte, verläugnen sie bei keiner Gelegenheit. Weil dieß der Fall ist, so schlagen sie es auch sehr hoch an, wenn

Digitized by Google

sie einmal ein wenig thätig seyn müssen. Sie entblöden sich alsdann gar nicht, für ihre Arbeiten oder Dienstleistungen mehr als das Doppelte anzusprechen, was ein Deutscher fordern würde. Gewohnt, mit der Arbeit eines Tages den Unterhalt für mehrere zu gewinnen, geben sie sich zu keiner her, bevor sie nicht eines hohen Taglohns gewiß sind. So hatten sie unter andern Merinoschafe zu waschen und zu scheeren, eine Arbeit, die sie zum Theil nicht kannten, sich daher sehr schwierig dachten. Ersteres wird bei ihren Zakeln, deren Wolle erst nach der Schur gewaschen wird, gar nicht, und letzteres nur sehr schlecht betrieben. Auf den größern adeligen Gütern müssen sie dergleichen Arbeiten als Frohne thun und sie werden ziemlich gut verrichtet. In dem in Rede stehenden Falle war es freie Arbeit, und es machten daher diese Menschen Forderungen, welche im Vergleich mit Deutschland mehr als das Doppelte betrugen. Nach langen Debatten kam eine Einigung zu Stande, bei welcher sie so gut gestellt waren, daß ein geschickter Arbeiter des Tages 2 fl. Konv. Münze verdiente, eine Summe, die er sonst in zwei bis drei Wochen kaum erwirbt. Dadurch aber kam er in die für ihn glückliche Lage, daß er hinterher wenigstens drei bis vier Wochen dem Müßiggange sich hingab. Dieser ist für sie das Himmelreich. Sich Stunden lang in die Sonne hinzustrecken und stumpfsinnig dahin zu brüten, ist nächst dem Leben und Trinken in den Wirthshäusern der höchste Genuß, den sie kennen.

Ob man es für ein Zeichen eines knechtischen Sinnes halten soll, daß sie Jeden, den sie für hoch stehend halten, mit großer Ehrerbietung grüßen, und dabei jedesmal aufstehen und sich nicht eher wieder setzen, als bis er an ihnen vorüber ist; oder ob dieß als ein Beweis der Gutmüthigkeit und Zuvorkommenheit zu betrachten sey, das lasse ich dahin gestellt seyn.

Sehr mangelhaft steht es um ihre Religion, und da Kirche und Schule überall in enger Verbindung stehen, so darf man sich über den geringen Grad von Geisteskultur, auf welchem dieses Volk noch steht, wohl eben nicht wundern. Die walachischen Kirchen (zur unirten griechischen Kirche sich zählend) bieten schon von Außen ein trauriges Bild dar. Die Wände sind von zusammengelegten Holzstämmen (sogenanntem Schrotholze) gebaut. Die Fenster sind kleine Oeffnungen von etwa 1 Fuß Höhe und $^{1}/_{2}$ Fuß Breite. Da deren nur noch sehr wenige sind, so kann man sich denken, wie dunkel es in einem solchen Gebäude ist. Von Schmuck und Verzierungen ist nichts zu sehen darin, und was man etwa so nennen könnte, das sind Schnitzeleien und Klecksereien, wie sie Kinder bei ihren Spielwerken anbringen. Allein noch trauriger, als wie um die Kirche, ist es um die Geistlichkeit bestellt. Ein walachischer Pfaff hat meistentheils kaum so viel wissenschaftliche Kenntnisse, wie ein Handwerker in Deutschland. Man wird aber dieß begreiflich finden, wenn man hört, welche Subjekte zu diesen Posten gewählt werden. Verabschiedete Unteroffiziere oder entlassene Bedienten sind noch nicht die schlechtesten. Sehr oft setzt der Patron einer solchen Kirche seinen Bedienten, um ihn weiter zu versorgen, als Geistlichen ein. Dieß gilt zwar nur von den kleinern Gemeinden, deren gibt es aber eine große Menge. Bei den größern findet man wohl vorbereitete und geweihte Priester, und viele sehr würdige Männer. Die, von welchen ich hier insbesondere spreche, d. h. die des niedern Ranges, kennt man von den Bauern nur an ihrem Barte unter dem Kinn, vollkommen dem der jetzigen Mode ähnlich, im Uebrigen sind sie in Kleidertracht und ganzem Wesen jenen völlig gleich. Wie sehr sie übrigens die dem Priester zukommende Demuth üben, davon erfuhr ich selbst ein sehr sprechendes Beispiel. Zwei solcher Pfaffen hatten sich aus Neugierde bei der Schur einer Heerde von Merinoschafen eingefunden und traten an der Spitze anderer Neugieriger in den Weg. Ich wies sie zurück, ohne daß es lange fruchtete, und wiederholte dieß bald auf eine ernste Weise. Sie traten lächelnd zurück, blieben jedoch noch eine lange Zeit. Ich selbst war, als ich ihren Stand erfuhr, mehr beschämt, wie sie.

Die Besoldung eines solchen Geistlichen ist wenig besser, wie die eines Dienstboten oder Tagelöhners. Außer ihrer Funktion wird ihnen vom Volke wenig besondere Achtung erwiesen.

Vortheilhaft vor den walachischen Kirchen zeichnen sich die katholischen aus, die man fast überall neben jenen in den Dörfern findet. Es sind nämlich die sogenannten Grundherrn fast nur Magyaren, meistentheils katholisch, und haben, wenn deren auch nur einige in einem Dorfe wohnen, ihre eigene Kirche. Auch Reformirte gibt es gleicher Art. Bis zu welchem Grade die Knechtschaft der Walachen gehe, leuchtet daraus ein, daß beinahe nie, oder doch nur höchst selten, einer es bis zu einem Grundherrn bringt, trotz dem, daß auch Arianer (Armenier) zum Besitz gelangen können, obgleich sie, wenn nicht die allgemeine Toleranz sie schützte, zur unterdrückten Religionspartei zu zählen wären. Es ist in Siebenbürgen eigentlich nur der Adel des ländlichen Grundbesitzes fähig, und selbst darin finden noch große Ausnahmen statt. Doch dieß gehört nicht in dieses Kapitel.

In ihrem ganzen Thun und Wesen gleichen die Walachen sehr den Kindern, freilich ein wenig den ausgearteten. Sehen sie irgend etwas, was ihnen neu ist, so staunen sie es eine Zeit an, lachen auch über das, was man sie lehrt, und was sie sonst noch nicht kannten. So wenig Nationalstolz sie haben, so bilden sie sich doch etwas auf ihre Abstammung von den Römern ein, in so weit sie nämlich einige Kenntnisse von der Geschichte der Vorzeit besitzen. Daher nennen sie sich auch mit einer gewissen Eitelkeit Rumani. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieß Volk, wenn es namentlich aus der Knechtschaft heraustråte, mehrere gute Eigenschaften zeigen und entwickeln würde. Von seiner Ehrlichkeit sah ich eine recht schöne Probe. Ein Schäfer hatte einen Geldbeutel, worin 4 fl. K. M. waren, verloren. Ein junger Walache hatte ihn gefunden, und brachte ihn, weil er von der Traurigkeit des Schäfers über seinen Verlust gehört hatte, diesem unversehrt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Ireland. III.

Eine irische Bauernmahlzeit.

(Schluß.)

Inzwischen waren die Pferde umgespannt und der Rossebändiger, welcher sich mittler Weile mit einem Glas Whiskeypunsch gegen die Kälte versorgt hatte, rief nach mir. Ich wünschte daher der Familie guten Morgen und eilte, während sie mir Glück auf die Reise, ein „God speed you," nachriefen, wieder auf meinen Sitz. Eine Handvoll Tabak, die ich dem Bauer zurückließ, wurde mit größtem Entzücken angenommen, und hat mich gewiß noch auf lange in der Hütte in gutem Andenken erhalten. Auf der Kutsche hatte jetzt hinter mir noch ein anderer Passagier Platz genommen, der bis hierher auf einem Seitenwege in seinem Gig gekommen war, welchen er jetzt wieder nach Hause schickte. Er schien ein kleiner Landbesitzer zu seyn, und fing, nach der gewöhnlichen Einleitung: „ein schöner Morgen, mein Herr," ein Gespräch an, das mir manche willkommene Aufschlüsse über die Verhältnisse der Gegend und namentlich auch über die Lage der Bauern gab. Seine Mittheilungen zeugten von einem gesunden, praktischen Verstande und stimmten völlig mit andern Beobachtungen überein, die ich vor- und nachher in verschiedenen Theilen der Insel zu machen Gelegenheit hatte. Was auch manche Theorie-Politiker dazu sagen mögen, eines der Hauptübel für die ärmern Klassen des irischen Landvolks liegt in der großen Zersplitterung des Pachtbesitzes, welche nur zu sehr geeignet ist, die Leute an den Bettelstab zu bringen, sie immer mehr zu demoralisiren und Unruhen aller Art zu befördern. Ein Gutsherr mag sein Interesse darin finden, oder es mag seiner Eitelkeit schmeicheln, eine große Anzahl von Pächtern zu haben, wie mancher Minister sich etwas darauf zu Gute thut, wenn die Bevölkerung sich unter seiner Verwaltung vermehrt hat: aber ob die allgemeine Wohlfahrt in dem einen wie in dem andern Fall gewinne, ist eine Frage, die, in Bezug auf Ireland mindestens, bestimmt verneint werden muß. Die wenigen Morgen Landes (oft nicht mehr, als zwei bis vier), welche die einzelnen kleinen „Tenants" hier inne haben, mögen in ergiebigen und allenfalls auch in mittelmäßigen Jahren hinreichen, ihren Bebauern nach Entrichtung der Pacht das Leben zu fristen und ihnen nothdürftig Kleider auf den Leib zu schaffen: doch etwas zu ersparen und „für einen regnigten Tag bei Seite zu legen," wird immer sehr schwer halten, wenigstens wird das Erübrigte den Ausfall eines Mißwachses nicht decken. Treten außerdem zu letzterm vielleicht noch andere Unfälle, etwa das Sterben eines Schweins oder dergleichen, so bleibt gleich die Pacht im Rückstande und die schreckliche Noth kommt ins Haus, weil die armen Menschen außer ihrem wenigen Landbau selten die geringsten Hülfsquellen durch Nebenerwerb finden, und ihre gewöhnliche Lebensweise schon so kärglich ist, daß eine weitere Einschränkung höchstens durch Hungern und Fasten bewirkt werden kann. Ist obendrein der Gutsherr oder sein Agent hartherzig oder geldbedürftig, so erfolgt Auspfändung, und dem Bauer sammt seiner Familie bleibt dann oft nichts weiter übrig als den Bettelstab zu ergreifen oder nach England hinüberzugehen, um Tagelöhnerarbeit zu suchen. So wenig indessen diese kleinen Grundstücke zur Sicherung des Unterhalts ihrer Inhaber genügen, so wenig reichen sie auch aus, ihnen gehörige Beschäftigung zu gewähren. Da nun unglücklicherweise die Mehrzahl ihrer Nachbarn sich in ganz ähnlichen Verhältnissen befindet, also mehr als im Stande ist ihre Aecker allein zu bestellen, so gelingt es den Leuten nur in außerordentlichen Fällen, auf fremdem Boden Arbeit und Nebenverdienst zu erhalten. Die wenigen größern Landwirthe haben in der Regel ihre eigenen Tagelöhner und bedürfen nur selten ein paar Hände mehr, die sie natürlich schon in ihrer nächsten Umgebung in Ueberfluß finden. Läßt sich's daher einer oder der andere einkommen, nach Beendigung seiner eigenen Geschäfte ein paar Meilen weit von Hause zu gehen, um Arbeit zu suchen, so fällt dort Alles über den „Fremden" her, „der den ohnehin seltenen Verdienst zu schmälern kommt." Er wird mißhandelt und gezwungen das Weite zu suchen. Die natürliche Folge ist also, daß ein großer Theil der Bevölkerung, und fast lauter kräftige arbeitsfähige Leute dem Anfange aller Laster, dem Müßiggange, verfallen. Hierin hauptsächlich liegt der Anlaß zu dem so enorm verbreiteten Laster des Trunks, hieraus entspringen großentheils die agrarischen Unruhen, hieraus die schreckliche Masse von Verbrechen, die stete Lust zu Neuerungen und die zahllosen andern Uebel. Bewirthschafteten dagegen die Besitzer ihre Ländereien mindestens theilweise selbst, oder verpachteten sie dieselben häufiger in großen Parcellen, so würde die dadurch natürlich verringerte Zahl kleiner Pächter in den Stand kommen, neben ihrem eigenen Feldbau Beschäftigung und Verdienst als Tagelöhner zu finden, wodurch die Moralität wie der Wohlstand des Landvolks unfehlbar gewinnen müßte.*) So lange aber die irischen Bauern zur Mehrzahl bloß ihre eigenen Tagelöhner bleiben, ist an eine durchgreifende Verminderung von Noth und Verbrechen schwerlich zu denken. Ob eine solche Veränderung des Pachtsystems durch Parlamentsakten erreicht werden kann, bezweifle ich; indessen scheint in diesem Augenblick der Parteigeist mindestens in so fern den Weg dazu zu bahnen, daß man den vielen kleinen Pächtern immer mehr eine Mittelgattung, die Zehnpfund Freeholders, zu substituiren strebt, die das Stimmrecht bei Parlamentswahlen in Anspruch nehmen kann, dessen jene seit 1829 verlustig gegangen sind.

*) Das Beispiel Englands und der englischen kleinen Pächter, deren Zahl übrigens verhältnißmäßig weit geringer ist, kann hier nicht als Gegenbeweis geltend gemacht werden, weil die Verhältnisse beider Länder so außerordentlich verschieden sind. Die zahlreichen großen Städte Englands gewähren einen so vortheilhaften und stets benutzbaren Markt, wie man ihn in ganz Ireland, Dublin kaum ausgenommen, vergebens sucht.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

Im September 1833 traf ich die nöthigen Vorbereitungen zur Reise nach Porto-Alegre, den Uruguay aufwärts, durch einen Theil der vormaligen Missionen und der Provinz San-Pedro. Herr Eduard

Digitized by Google

Monet von Angoulême, einer der Theilhaber meines in Buenos-Ayres begründeten Handlungshauses, und Herr Eugen Gamblin wollten mich begleiten, und ein Handwerker aus der Provence nebst einem Deutschen baten, bis zu den Missionen mitgehen zu dürfen.

Nachdem ich vom Kriegsminister und dem Chef der Polizei die nöthige Erlaubniß erhalten hatte, die erforderlichen Waffen und Munition mitnehmen zu dürfen, schifften wir uns am 25sten September gegen 11 Uhr Vormittags auf der National-Balandra Isabela ein. Es wehte ein frischer Südwind, und wir machten 8 bis 9 Knoten, d. h. 2⅔ bis 3 Lieues in der Stunde. Um 2 Uhr Nachmittags erblickten wir die Insel Martin-Garcia und um 4 Uhr Las Vacas.

Die Insel Martin-Garcia ist ein Buenos-Ayres gehöriges Fort, oder vielmehr eine von Natur feste Stellung, welche die Einfahrt des Uruguay und des Parana vertheidigt. Sie liegt zwischen La Colonia und Las Vacas, ungefähr 10 Stunden von diesen beiden Punkten entfernt. Von Nordwesten aus, in einer Entfernung von 3 bis 4 Stunden betrachtet, sieht sie aus wie ein schwärzliches aus dem Wasser auftauchendes Gewölbe. Diese Insel ist für den Naturforscher wegen der Beschaffenheit ihres Bodens und wegen der Mannichfaltigkeit von Insekten und Pflanzen, die man hier findet, von Interesse.

La Colonia del Sacramento, im Jahre 1679 von einem Gouverneur von Rio-Janeiro gegründet, ist, der Wichtigkeit ihrer Lage halber, oft von den Spaniern, Portugiesen, Engländern und Brasiliern angesprochen worden. Endlich fiel sie an den Staat der Banda-Oriental; sie ist eine der drei Städte dieser Republik. Es wird hier nur wenig Handel getrieben, weil der Hafen klein und nur schlecht gegen die beiden gefährlichsten Winde — den Südwest und den Südost — geschützt, dabei auch noch die Einfahrt schwierig ist, weil der La Plata auf dieser Seite eine reißende Strömung bildet. La Colonia liegt Buenos-Ayres gerade gegenüber.*) Zwischen dieser Stadt und dem Dorfe Las Vacas fließt der Bach San-Juan, an dessen Mündung die Leute des Sebastian Cabot sich ansiedelten.

Las Vacas ist ein ziemlich trauriges Dorf, am Ufer eines kleinen Flusses desselben Namens, in einiger Entfernung von der Küste, gelegen. Die Ranchos oder Hütten, aus denen es besteht, widersprechen, wie Herr d'Orbigny sagt, durch ihr Inneres dem Begriff von Elend nicht, den ihr Aeußeres erzeugt. Indeß steht dieser Ort doch wegen der Menge von Brennholz, womit es Buenos-Ayres versieht, und wegen der Zufuhren in Ruf, welche diese große Stadt während der verschiedenen Belagerungen, die sie von der Landseite her auszuhalten hatte, von daher bezog.

Nachdem wir an den kleinen Inseln Las dos Hermanas und del Juncal vorüber waren, kamen wir nach Punta-Gorda, wo der Uruguay beginnt. Es war fast Nacht; der Fluß war ruhig geworden, und ein schwacher Südwind spielte in den Segeln unseres Fahrzeugs; wir hatten volle Muße im Zwielicht der Dämmerung die waldigen Gestade am linken Ufer des Uruguay zu betrachten. Die Höhe der Küste, so wie eine Reihenfolge von tief eingeschnittenen Buchten, die so auf einander folgen, daß das Ufer ein geschlängeltes Ansehen erhält, bieten nebst dem Wald auf den Anhöhen dem Auge eine ziemlich abwechselnde Aussicht.

*) Astronomische Lage von Herrn Barral im Jahre 1831 aufgenommen: 34° 28′ 14″ Breite und 60° 10′ 52″ Länge.

Der Uruguay*) entspringt gegen den 28° S. B. in den Gebirgen (Serro do Mar), welche gegen Westen und ziemlich nahe bei der Insel Santa-Catarina liegen. Sein Lauf ist reißend, von mehreren Stromschnellen und Felsenriffen unterbrochen. Sein durch eine Menge von Beiflüssen gespeistes Wasser gilt für ausgezeichnet gut und leicht abführend, obschon, wie Azara sagt, Knochen und Baumstämme in demselben versteinern.**) Der höchste Wasserstand hält von Ende Julius bis Anfangs Novembers an. Der Uruguay mag an seiner eigentlichen Mündung, welche sich zwischen der kleinen Insel Juncal und dem Weiler Las Higueritas, auf der Höhe von Punta Gorda, befindet, wohl eine Stunde breit seyn.

Unser Schiffspatron warf um 8 Uhr Abends, Las Higueritas gegenüber, Anker. Die Dunkelheit der Nacht nebst den einzelnen am Ufer zerstreuten Lichtern ließen uns vermuthen, daß der Ort groß oder doch mindestens anziehend sey; wir wurden jedoch am folgenden Morgen beim Erwachen enttäuscht. Statt der herrlichen Gegend, von der wir geträumt hatten, fanden wir nichts als ein sandiges Ufer und eine Anhöhe von lehmiger Erde, an deren Abhang gegen zwanzig Ranchos oder Hütten standen, deren elender Anblick durch das verkrüppelte Gesträuch umher nur noch mehr herausgehoben wurde.

Dennoch ist dieser Weiler, seiner Lage wegen, im Zunehmen begriffen; das bisher zu Las Vacas bestehende Douanenbureau ist jetzt hieher verlegt worden, da die Lage der Oertlichkeit sich besser zu Beaufsichtigung der Schifffahrt eignet, denn es laufen hier die Mündungen des Parana aus, und jedes auf- oder abwärts gehende Fahrzeug muß nothwendig am Douanenbureau vorüber. Eine Kanone von großem Kaliber, frei auf dem Boden stehend, gebietet Achtung vor der Flagge von Oriental. Dieser Ort ist ungefähr sechs Stunden von Las Vacas entfernt. Die Spitze von Chaparro liegt eine Stunde weit gegen Norden.

Am 26sten stieg ich nothgedrungen ans Land, um unsere Pässe visiren zu lassen; ich ward von den Beamten, und namentlich vom Einnehmer, der Vorliebe für Fremde zu haben schien, sehr höflich aufgenommen. Er ließ sogleich eine Wurzel herbeiholen, der man im Lande den Namen Salsa blanca (weiße Sassaparille) gibt, und die, wie die unserer Apotheken, in Aufguß und gegen dieselben Krankheitsfälle getrunken wird. Man findet sie im Sand am Ufer und auch unter dem Wasser. Diese Wurzel besteht aus fleischigen mehr oder minder dicken Fasern, die zuweilen 20 bis 30 Fuß lang sind. Sie ist sehr knotig, und die Knoten sind um so größer und stehen einander um so näher, je älter die Wurzel ist. Aus diesen Knoten wachsen eine Menge andere Fasern hervor, welchen die eigentliche medizinische Kraft inwohnt. Diese Wurzel gehört einem nicht sehr hohen Dornstrauch mit dünnen, holzigen Stängeln an.***)

Nimmt man von der kleinen Bevölkerung von Las Higueritas die Douanenbeamten — wahre Caballeros — und noch drei oder vier Familien aus, so ist, was übrig bleibt, nichts als Raubgesindel.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Name Uruguay besteht aus zwei Guarani-Worten: Uruguá (Wasserschnecke) und y (Wasser, Fluß); eine Benennung, die er von der großen Menge von Muscheln, die man in ihm findet, erhalten hat.

**) Den Irrthum, daß das Wasser dieses Flusses versteinere, theilen alle Bewohner seines Ufers. Die Knochen und Baumstämme, die man in ihm findet, sind indeß in einem fossilen und nicht in einem Zustande der Petrifikation, der, wie bekannt, nur in einer Kruste besteht, die sich außerhalb ansetzt.

***) Man kann diese Pflanze unter die Familie der Smilaceen oder stechwindenartigen Browns, oder zu den Asparagineen rechnen. Es ist eine von der in Louisiana und Mexico wachsenden verschiedene Art, die sich mehr dem Kieschgras oder der deutschen Sassaparille nähert. Herr Aimé Bonpland war es, der den Einwohnern diese nützliche Pflanze kennen lehrte. Sie wird in den Missionen und auf der Insel Martin-Garcia gefunden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 296.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Oktober 1836.

Französische Literatur.

Revolutionsgeschichte v. Buchez u. Roux. Bd. 26 u. 27.

Es reicht hin zu sagen, daß diese zwei Bände die Monate April und Mai 1792 begreifen, um sogleich auf eine der merkwürdigsten Epochen in der Geschichte der französischen Revolution, in der Geschichte der Welt hinzuweisen. Auf der einen Seite die Anklage gegen Marat, seine Vertheidigung vor dem Convent und seine Freisprechung; auf der andern Seite die Anklage gegen die Girondisten und ihr Fall. „Voll Vertrauen in die Einsicht, die Billigkeit und den Bürgersinn des Gerichtes, verlange ich selbst die genaueste Untersuchung dieser Sache. Mein Gewissen ist ruhig, meine Gesinnungen sind aufrichtig, mein Bürgersinn rein; ich begehre nicht Nachsicht, sondern strenges Recht. Ich bin bereit meinen Richtern zu antworten; ehe sie mich aber vernehmen, will ich Ihnen, Bürger, eine Reihe von Bemerkungen vortragen, die Ihnen die schmutzige Unwissenheit, die Abgeschmacktheit, die Ungerechtigkeit, die Treulosigkeit, die Raserei und die Wuth meiner niedrigen Angeber zeigen werden.“ — Dieß ist die Eröffnung von Marat's Vertheidigung, und die Fortsetzung geht in steigendem Tone. Merkwürdig ist, aus dieser sieggekrönten Rede zu ersehen, daß die Feinde Marat's ein eigenes Mittel angewendet hatten, um ihn zu verderben. Da sie aus dem wirklichen und wahren ami du peuple, dem Blatte Marat's, keine hinreichenden Beweise ihrer Anklage schöpfen konnten, so ließen sie eine Menge untergeschobene Schriften unter seinem Namen umlaufen. Marat führte namentlich an, daß Lafayette, der Hof und der monarchische Klub fünf falsche ami du peuple zu gleicher Zeit und mit Nachahmung seiner Aufschrift verbreitet hätten. Seine Rede ist ein Muster von körniger Energie und Bestimmtheit. Er ward mit Stimmeneinheit freigesprochen; das Volk, welches in ungeheurer Masse versammelt war, bekränzte ihn mit Eichenlaub und führte ihn in die Sitzung des Convents zurück. Dort trat ein Sapeur der Freiwilligen vor den Präsidenten, noch ehe Marat angekommen war, und hielt ihm folgende Anrede: „Bürger, Präsident, ich verlange das Wort, um zu melden, daß wir den braven Marat zurückbringen (ein Theil der Versammlung und alle Zuschauer auf den Tribünen klatschen Beifall). Marat war stets der Freund des Volkes und das Volk wird stets für Marat seyn. Man hat mir in Lyon den Kopf abschlagen wollen, weil ich seine Vertheidigung genommen. Wohlan, soll der Kopf Marat's fallen, so wird der meinige vorangehen. Wir bitten um die Erlaubniß, Präsident, vor der Versammlung zu defiliren, wir hoffen, daß Sie den Begleitern des Volksfreundes diese Gunst nicht versagen werden.“ Wie begehrt, so geschah es, und Marat wurde im Triumph auf seinen Platz getragen. Da keines dieser großen Revolutionsbilder ohne seine Schattenseite ist, so denkt man sogleich an den Augenblick, wo Marat's Büste, nachdem man sie erst mit Pomp in das Pantheon gebracht, mit Fluch und Verwünschung in den Koth gestoßen ward.

Unter andern anziehenden Daten und Gegenständen, welche der 26ste Band berührt, nenne ich hier: die Erklärung der Menschenrechte, vorgelegt und gerechtfertigt von Robespierre und unterstützt von St. Just; Protokoll der Verhandlungen zwischen den Kommissärien des Convents und Dumourier; Auszug aus den Memoiren eines Staatsmannes über die Verschwörung dieses Generals; Fragment der geheimen Revolutionsgeschichte von Camille Desmoulins; Rede von Vergniaud über die Konstitution; deßgleichen von Robespierre.

Im Monat Mai verlegte der Convent seine Sitzungen in den Palast der Tuilerien. Was wir heute den Pavillon Marsan nennen, auf dem nördlichen Flügel des Schlosses, hieß damals Pavillon de la liberté; der Pavillon de Flore auf der Südseite hieß Pavillon de l'Egalité, und das Mittelgebäude Pavillon de l'Unité.

In der Sitzung des Jacobinerklubs vom 12ten Mai tritt eine citoyenne, soldat canonnier auf und erzählt, daß sie vor Maestricht gefochten, daß sie gefangen genommen worden, durch ihr Geschlecht begünstigt, entflohen sey. Sie beschwert sich über ihre Sektion, welche ihr eine Sicherheitskarte verweigert habe. Da sie der Gesellschaft Beweise ihres Muthes darlegt und versichert, daß sie nicht eher die Waffen niederlegen wolle, bis die Feinde des Vaterlandes vernichtet seyen, so bewilligt ihr der Klub die verlangte Sicherheitskarte.

Der 27ste Band ist einzig und allein dem Kampf der bei-

den Partelen, Jacobiner und Girondisten, gewidmet, und zeigt diesen Bruch in klarem Lichte. Nirgendwo ist die Stellung beider Lager, der Angabe ihrer Mittel und Zwecke mit so großer Deutlichkeit dargestellt worden. Es ist dieß eine der großen Streitfragen in der Revolutionsgeschichte. Wer hatte Recht, wer Unrecht? Die Gironde oder die Montagne! Nach den hier mitgetheilten Urkunden wären die Jacobiner ihrem Ursprunge, dem Ziel und Zwecke der Revolution treuer geblieben als die Girondisten, denen man persönliche und föderalistische Absichten beilegt. Es ist dabei wohl zu beachten, daß man unter dem Namen Montagnards gewöhnlich zu viel versteht. Nicht die Hebertisten, noch die Dantonisten sollen darunter begriffen werden, wenn es sich von dem Gegensatze der Girondisten handelt, sondern lediglich die reinen Jacobiner. Die Taktik der Girondisten bestand darin, den Departementen die Hauptstadt als die Urheberin der Unruhen darzustellen, und dem Volk von Paris mit der Entfernung des Convents von Paris zu drohen. Allein es gelang dennoch den Jacobinern, die Masse des Volkes, der Soldaten und selbst der föderalistischen Truppen für sich zu gewinnen, und es half den Girondisten nichts, gegen die Reichensteuer und die Truppenaushebungen für die Vendée geeifert zu haben; sie mußten unterliegen. Dieser Band enthält auch einen merkwürdigen Brief von Hoche an den Verfasser des Volksfreundes Marat. Hoche beklagt sich darin über die schlechte Verwaltung und Leitung des Kriegswesens und das Spiel der Intriguanten. Der Père Duchesne (Hebert) spuckt abermals in seiner trivialen Unfläthigkeit. Einer seiner Artikel ist darum historisch merkwürdig geworden, weil er zu der berühmten Antwort des Conventspräsidenten Jsnard Anlaß gegeben hat. Den Artikel Heberts auch nur im Auszuge zu geben, ist unmöglich, man kann ihn nicht anrühren, ich denke der Titel wird genug seyn: La grande dénonciation du père Duchesne, à tous les sansculottes des Départements, au sujet des complots formés par les Brissotins, les Girondins, les Rolandins, les Buzotins, les Pétionistes, et toute la foutue séquelle des complices de Capet et de Dumourier, pour faire massacrer les braves montagnards, les jacobins, la commune de Paris, afin de donner le coup de grâce à la liberté et de rétablir la royauté. Ses bons avis aux braves lurons des faubourgs, pour désarmer tous les viédases qui pissent le verglas dans la canicule, et qui, au lieu de défendre la république, cherchent à allumer la guerre civile entre Paris et les départemens. Hebert, im Gefolge dieses Artikels, ward verhaftet, und der Generalrath der Gemeinde von Paris schickte eine Deputation an den Convent, um seine Freilassung zu begehren. Der Redner der Deputation schloß also: „der Generalrath wird die Unschuld vertheidigen, bis in den Tod ..... Wir verlangen, daß Hebert ohne Verzug vor Gericht gestellt und seine Sache abgeurtheilt werde. Die willkürlichen Verhaftungen sind für die rechtlichen Männer Bürgerkronen.“ Hierauf erwiderte Jsnard im Laufe seiner Rede: „Wenn jemals der Convent erniedrigt würde; wenn es im Gefolge der seit dem 10ten August sich stets erneuernden Aufstände dahin käme, daß man die Nationalversammlung verletzte, so würde, ich erkläre es im Namen von ganz Frankreich, Paris vernichtet werden ... „Bei diesen Worten erhebt sich ein fürchterlicher Tumult, ein Theil der Versammlung widerspricht dem Präsidenten, ein anderer nimmt Partei für ihn. Marat ruft ihm zu: herunter von dem Sitze, Präsident, Sie spielen die Rolle eines Zitterers ... Sie entehren die Versammlung. Jsnard fährt fort: „Bald würde man auf den Ufern der Seine die Spuren von Paris aufsuchen müssen!“ Diese schweren Worte waren nicht leichthin gesagt, sie hatten zur Grundlage den Anhang, welchen die Gironde in den Departementen besaß, und der in Lyon bald darauf die Fahne der Insurrektion aufpflanzte. Es gehörte um so mehr Klugheit und Stärke dazu, um den endlichen Sieg über diese Partei davon zu tragen, wie es den Jacobinern am 31sten Mai gelungen ist.

Bei Erscheinen dieses 27sten Bandes sagen die Herausgeber: Die Zeit des vielen Redens und Verhandelns im Convent ist nun zu Ende und fortan wird unsre Geschichte, dem Charakter der Revolution folgend, mehr mit Thatsachen und Handlungen sich beschäftigen, und daher ihrem Ende rascher entgegengehen.

Die Walachen und Zigeuner in Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Eine Hauptfigur in dem Gemälde von Siebenbürgen bilden die Zigeuner. Sie sind die wahren Paria's in diesem Lande. Wenn schon die Walachen gegen die andern drei Nationen: Ungarn, Szekler (eine Abzweigung von den Magyaren) und Deutsche weit zurückstehen, und man sie dieß überall fühlen läßt, so nehmen die Zigeuner eine noch weit tiefere Stufe ein. Nichtsdestoweniger aber sind sie doch sehr zahlreich, und vermehren sich troß ihrer Zurücksetzung noch täglich. Fast in allen Ortschaften trifft man sie an, und sie haben dort ihre Hütten, die selten viel besser aussehen, wie die Höhlen von Thieren. Meistentheils isoliren sie sich von den übrigen Einwohnern, weßhalb auch ihre Hütten außerhalb der Ortschaften stehen. Für die Erlaubniß sich anzusiedeln, werden sie den Grundherrn zinspflichtig: da sie jedoch baares Geld schwer aufbringen würden, so leisten sie persönliche Dienste. Man verwendet sie zu Arbeiten, wozu sich selbst die Walachen nicht immer hergeben. Wo sie sich selbst überlassen sind, da lieben sie, wie diese, das süße Nichtsthun; wo man sie aber zur Frohne braucht und unter Aufsicht hält, da arbeiten sie fleißig und unverdrossen. Sie werden, wenn sie im Herrendienste sind, beköstigt. Es ist interessant, sie bei solchen Mahlzeiten um einen großen Kessel gelagert zu sehen, wo sie sich im Freien so comfortabel befinden, wie der Reiche in seinem Palaste. Sie ertragen die Unfälle der Witterung mit einem bewundernswürdigen Gleichmuth, denn von Jugend auf werden sie daran gewöhnt. Ich habe Kinder von 5 bis 7 Jahren bei strenger Kälte ganz nackt und auf Schnee und Eis herumlaufen sehen, ohne daß es schien, als machte dieß einen unangenehmen Eindruck auf sie. Die Knaben haben bis zu 10 Jahren nur in seltenen Fällen irgend eine Bekleidung, so wie die Mädchen bis etwa zu 5 Jahren.

In ihren Hütten herrscht ein steter Rauch. Dieser und wohl auch die Anerdung gibt ihnen ihre schwarze Farbe, die bei vielen in die Bronze übergeht. Außer einem Kessel, worin sie ihre Kost bereiten, findet man in einer solchen Wohnung fast gar kein Hausgeräth. Das Lager ist gemeinschaftlich für Alle, und Männlich und Weiblich, Jung und Alt streckt sich bunt durcheinander auf dasselbe. Ueberdieß ist der Raum so beschränkt, daß, wenn die Familie nur ein wenig zahlreich ist (und das ist sie gewöhnlich), fast die ganze Hütte nur Ein Lager bildet. Ihre Kleidung entspricht ihrer übrigen Lebensweise, denn sie besteht beinahe nur aus Lumpen.

Und unter diesem Volke findet man die schönsten menschlichen Figuren, so daß man Plastik an ihnen studiren kann. Der Kopf ist meistentheils gut gebildet, das Gesicht freilich schwarz und oft ein wenig verzerrt; der Hals im richtigen Verhältniß, die Brust und der Rücken im schönsten Ebenmaß, Arme und Beine nach den strengsten Forderungen der Schönheit geformt. So viele ich deren gesehen, so erinnere ich mich auch nicht einer einzigen Verunstaltung. Krumme Beine oder gar Plumpfüße kommen vielleicht nie bei ihnen vor. Bei der Gelegenheit einer Schafwäsche hatten sich mehrere junge Männer gänzlich entkleidet, und ich konnte da nicht genug die regelmäßigen und schönen Formen ihrer Körper bewundern. Sie glichen den vorzüglichsten antiken Statuen, wozu denn noch die Bronzefarbe das Ihrige beitrug. Gegen diese Formen bilden freilich ihre Gesichter einen grellen Kontrast. Insbesondere sind die etwas bejahrten Frauen wahrhafte Bilder der Häßlichkeit, von denen man das Auge gern abwendet, weil ihr Anblick in der That beinahe nicht zu ertragen ist.

In ihrem Hauswesen herrscht patriarchalische Sitte, d. h. sie regeln und schlichten ihre Angelegenheiten selbst, wobei die Entscheidung des Aeltesten den Ausschlag gibt. Wo ihre Zahl in einer Ortschaft groß ist, da haben sie einen Oberrichter, den sie (ob im Scherz oder Ernst, weiß ich nicht) ihren König nennen, und der die Obergewalt gewöhnlich über mehrere andere, weniger zahlreiche Ortschaften hat. Wird an ihn appellirt, so unterwirft man sich seinem Ausspruch unbedingt.

Da die Zigeuner in Siebenbürgen ihre Wohnungen und festen Plätze haben, so trifft man sie auch nicht so, wie z. B. in Ungarn, als herumziehende Banden, und es ist eben so selten, eine Familie von ihnen unterwegs zu finden, als wie man etwa eine von den übrigen Einwohnern trifft, welche weiter zieht. Ja sie haben sich so an ihre Heimath gewöhnt, daß sie sehr ungern dieselbe vertauschen.

Ihren Erwerb, der bei ihrer sonstigen Anspruchlosigkeit zu ihrer Subsistenz nur gering seyn darf, verschaffen sie sich theils durch Arbeiten auf dem Felde, theils durch die Ausübung einiger Handwerke. Schneider, Seiler u. dgl. findet man mehrere unter ihnen. Sie dürfen jedoch ihr Gewerbe nicht privilegirt treiben, wenigstens in keiner besondern Ausdehnung. So z. B. darf der Schmied nur bis zum Hufbeschlage arbeiten. Nebenbei verfertigt er aber Ketten, Nägel ꝛc. Sie haben überaus viel natürliche Anlagen und fassen Alles, was ihnen auch sonst unbekannt ist, schnell auf. In dieser Hinsicht übertreffen sie die Walachen bei Weitem, und man kommt mit ihnen ungleich besser aus. Einen kleinen Betrug nehmen sie sich nicht übel, sind aber damit über die Maßen vorsichtig, weil sie, wenn er entdeckt wird, die Strafe fürchten. Bettler trifft man wenig, und wo man ihnen freiwillig eine Gabe reicht, da sind sie sehr dankbar. Genügsamkeit ist, wie auch schon aus dem bereits Gesagten hervorgeht, eine Haupttugend bei ihnen. Wegen Straßenraub oder Wegelagerung ist fast nie oder doch nur höchst selten einer in Untersuchung. Weil nun die Walachen solches eben so wenig treiben, so ist auch das Reisen in Siebenbürgen bei Tag und bei Nacht vollkommen sicher.

(Schluß folgt.)

Fabrik zu Verwendung thierischer Ueberreste.

Zu Chalons sur Marne hat sich eine große Fabrik gebildet, deren Zweck es ist, gefallenes Vieh nutzbar zu machen. Die Pferde werden ausgehauen, alle gallertartigen Theile zu Tischlerleim benutzt; Blut und Eingeweide gräbt man in die Erde, wo man sie verwesen läßt und dann als Dünger verkauft. Alles Uebrige wird mehrere Stunden lang gesotten, um das Fleisch von den Knochen zu lösen; das Abschöpffett wird besonders verkauft. Die Knochen verwendet der Drechsler, oder es wird Beinschwarz daraus bereitet, und mit dem gekochten Fleisch werden Schweine gemästet und Geflügel gefüttert. Seit einem Jahre hat diese Anstalt 1,400,000 Stücke Knochen gekauft, die vor noch vier Jahren gar keinen Werth hatten, jetzt aber mit 8 Franken der Centner bezahlt werden, was eine Summe von 90.000 Fr. macht, die den Armen zu Gute kommt, die sich mit dem Einsammeln beschäftigen.

Diese 1,400.000 Knochen gebrannt, geben 9000 Centner Beinschwarz, das, zu Pulver gemahlen, zu 10 Fr. der Centner verkauft wird, mithin eine Summe von 90,000 Fr. einbringt, die zum größten Theil für Bezahlung der Arbeiter verwendet werden, die sich mit Bereitung des Beinschwarz beschäftigen. Die Zahl der in Chalons geschlagenen Pferde belief sich auf 800, die mit 8800 Fr. bezahlt wurden. Die Fabrik hat 7 bis 8000 Pfund hornartige Theile zu 14 Fr. den Centner gekauft, die zu 60 Fr. der Centner verwerthet wurden. Sie hat 5000 Pfund Oel aus Ochsenfüßen gezogen und 1500 Pfund Fett, ersteres zum Preis von 1 Franken, letzteres zu 60 Centimes in den Handel geliefert. Blut, Fleisch und Abfall aller Art werden in Oefen getrocknet, zu Staub zerrieben und unter die verkohlte Erde gemischt, um Düngerkohle zu erzeugen.

Acht und sechzig Arbeiter sind in dieser Fabrik angestellt, die im Durchschnitt täglich 1 Fr. 70 C. erhalten. Es wird demnach aus sonst ganz verlornen Gegenständen ein Werth von 200.000 Fr. gezogen, gegen 80 Menschen haben Beschäftigung und Unterhalt, die Gesundheit wird befördert, und der Ackerbau erhält reichen und mannichfaltigen Dünger; eine solche Anstalt ist daher gewiß der Nachahmung würdig.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

Um 10 Uhr Morgens fuhren wir mit starkem Südwind wieder ab, und kamen nach einander an folgenden Punkten vorüber: Las

Vivoras, ein zwei Stunden gegen Norden von Las Higueritas und eine englische Meile vom Ufer entferntes, in einer niedern Ebene gelegenes Dorf. Dieser Ort ist wegen seiner trefflichen Reitpferde berühmt; die Bevölkerung ist unbedeutend; man sieht eine Kapelle, um die etwa ein Duzend Hütten gruppirt sind; ferner an El Arenal, eine große sandige Bay, vier Stunden von Las Higueritas entfernt, wo die Küstenfahrer Espinilloholz [*]) schlagen, um es nach Buenos-Ayres und Montevideo zu führen, und endlich am Einfluß des Rio-Negro in den Uruguay, zehn Stunden von Las Higueritas entfernt. An dieser Stelle hat der Uruguay eine starke Strömung und mehr als drei Stunden Breite; die Schiffsahrer verdoppeln hier ihre Aufmerksamkeit. Das wahrscheinlich wegen der Menge von Sassaparille, welche in ihm wächst, sehr abführende Wasser des Rio-Negro bildet eine sehr ausgezeichnete, ungefähr eine Stunde breite Demarkationslinie. Ein wenig vorwärts von dieser Linie läuft das Felsenufer, in welchem der Rio-Negro zu fließen scheint, spiz zu, und der Fluß hat hier eine große Tiefe. Dieser Fluß zweiter Ordnung — mit dem Uruguay verglichen — bildet bei seiner Vereinigung mit demselben zwei durch sehr große Inseln getrennte Mündungen. An seinem linken Ufer liegen die Flecken Mercedes und Santo-Domingo-Soriano; der leztere befindet sich am Einfluß der südlichen Mündung, und wurde im Jahre 1566 auf dem Gebiet der Chanas-Indianer — einem Stamm der Charruas — 1½ englische Meilen von der Stelle gegründet, wo er sich jezt befindet. Die Ortsveränderung geschah im Jahre 1704. In dem weiter herwärts gelegenen Capilla de Mercedes ertönten, dem spanischen Despotismus gegenüber, die ersten Freiheitsrufe. Es wird hier ein sehr lebhafter Küstenhandel auf dem Rio-Negro theils mit Buenos-Ayres, theils mit Montevideo betrieben.

Auf dem rechten Ufer des Rio-Negro beginnt der Rincon de las Gallinas [**]) (Schlupfwinkel der Hühner), ein ungeheures und zwar eines der fruchtbarsten Gebiete der Banda-Oriental. Es ist in mehrere an Privaten verpachtete Estanzias abgetheilt; seine Oberfläche wird auf vier und achtzig Quadratlieues geschäzt. Den Uruguay im Norden und Westen, den Rio-Negro im Osten und Süden, bildet dieser Rincon eine Halbinsel, deren Isthmus sehr leicht durch einen Kanal oder durch Befestigungen gesperrt werden kann; er diente auch während des Unabhängigkeitskriegs als Citadelle.

An der Stelle, wo der Uruguay einen Winkel bildet, befindet sich, dem in denselben fallenden Flusse Gualeguay-Chu gerade gegenüber, und auf seinem rechten Ufer, in der Provinz Entre-Rios, ein Vorgebirge, Punta de Fray-Bentos genannt. Einige englische Meilen vom Einfall dieses Flusses in den Uruguay liegt ein Flecken desselben Namens, wo fast eben so viel Handel getrieben wird als zu La Bajada am linken Ufer des Parana. Von Punta de Fray-Bentos aus bis nach Arsenal, vier Stunden von Las Higueritas, auf dem linken Ufer des Parana, hat der Uruguay die außerordentliche Breite von 3 bis 4 Stunden, was von der Vereinigung mit dem Rio-Negro und den niedern Ufern in Entre-Rios herkommt.

Da gegen Abend Windstille eintrat und uns die Strömung abwärts trieb, so mußten wir Anker werfen, um frischen Wind zu erwarten. Wir legten daher vor der ersten Insel des Uruguay bei, die den Namen des eben angeführten Vorgebirgs trägt. Hier brachten wir die Nacht des 26sten und den Tag des 27sten zu. Nach dem Mittagessen jagten wir in einer schönen Gegend des Rincon, wo wir eine höchst reiche und mannichfaltige Vegetation fanden. Ganz entzückt blieben wir vor den Baumgruppen, dem mannichfachen Gesträuch und den blühenden Pflanzen stehen, die den Boden bedeckten. Eine große Menge von Espinillos mit den gekrümmten Aesten, von denen die seltsam gebildeten Nester der Pappendeckelbiene herabhingen, wuchsen in fast regelmäßiger Entfernung von einander in der Mitte eines üppigen Pflanzenwuchses empor, so daß man sich fast in einen Baumgarten versezt glaubte. Dieser reizende Aufenthalt war keineswegs unbevölkert, und unsere Ankunft scheuchte seine zahlreichen, aber schüchternen Bewohner auf. Wir fanden hier den Nandu (amerikanischen Strauß), den Venado (eine Art Hirsch) und die Carpinchos (das große Sumpfschwein, eine Art Amphibie, die man am Ufer der Seen und Flüsse häufig sieht), in kleinen Heerden im hohen Grase verborgen, und dabei noch die Zweige der Bäume mit Vögeln aller Art bedeckt. Ein Strauß erhob sich plözlich und betrachtete uns, ehe wir aber noch Zeit hatten, Kugeln in die Läufe unserer Gewehre fallen zu lassen, war er schon eine halbe Meile von uns entfernt. Wir mußten uns mit einem gehaubten Tangara, einem gefleckten Sperber und einem weißen Weiher mit schwarzer Haube begnügen. Vergebens suchten wir der Venados habhaft zu werden. Um 7 Uhr Abends kehrten wir an Bord zurück, und da der Wind inzwischen gut geworden war, so sezten wir unsere Fahrt fort.

Der Rincon de las Gallinas hat, durch den Sieg, den General Rivera im Jahre 1825 hier über die brasilischen Truppen davon trug, bereits eine gewisse Berühmtheit erlangt. Wir kamen nur langsam vorwärts, und befanden uns die ganze Nacht und den folgenden Tag über zwischen den zahllosen Inseln des Uruguay, die man vom Rincon de las Gallinas an bis zu den Missionen so häufig trifft, die jedoch nicht so groß sind als die des Parana.

(Fortsezung folgt.)

Vor einiger Zeit wurde eine Anzahl sehr zarter Pflanzen auf folgende Art von Calcutta nach England verschickt: Jede Pflanze lag in einem 6 Zoll breiten und 1 Fuß langen Behältniß, das mit feuchter Thonerde gefüllt war; je zwei solcher Behältnisse zusammen waren in einem größern Behältniß eingeschlossen; lezteres war wohl verschlossen mit einem Glasdeckel und seine Fugen mit Kalk verkittet. Auf diese Art kamen mehrere solcher Kistchen nach England, und die Pflanzen, obwohl fünf Monate eingeschlossen, waren in gutem Stand. War das Wetter trocken, so hauchten sie Feuchtigkeit aus, die sie nachher wieder einsogen. Während der ganzen Reise wurden sie nicht begossen.

*) Dieses treffliche Brennholz bedeckt einen großen Theil der Provinzen Santa Fe und Entre-Rios, und wächst sehr häufig an den Ufern des Uruguay. Es ist dieß das Espino der Bewohner von Chili, das Aroma der Peruaner und eine Akacienart der Botaniker.

**) Rincon nennt man ein zwischen zwei Flüssen, zwischen Morästen oder theilweise von den Krümmungen eines Flusses eingeschlossenes Gebiet. Diese Stellen sind für Estanzias oder Pflanzungen sehr gesucht.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 72** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Geschichte von Rimini.** Von Leigh Hunt.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] halbjährlich [illegible] und vierteljährlich [illegible] Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich [illegible]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 297.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Oktober 1836.

Europa's Verkehr mit China.

Aus dem Alterthum sind nur sehr wenige und unbestimmte Nachrichten über China zu uns gedrungen. Ob die Seres der lateinischen Schriftsteller Chinesen bedeuten sollen, ist sehr ungewiß. Eine Verbindung der Abendländer mit China scheint nicht stattgefunden zu haben, wenigstens keine direkte, wenn wir eine vom Kaiser Markus Antonius abgeschickte Gesandtschaft ausnehmen. Die Kämpfe der Chinesen mit den Tataren sollen schon zur Zeit Trajans einen chinesischen Heerführer an die Ufer des kaspischen Meeres geführt haben. Der wachsende Verbrauch der schönen kostbaren Seidenstoffe, womit Rom über Indien versehen wurde, scheint den Kaiser Markus Antonius bewogen zu haben, eine Gesandtschaft in das Land zu schicken, das diese kostbaren Waaren erzeugte; wegen der zahlreichen Hindernisse, die sich einer Landreise entgegensetzten, wählte man im Jahre 161 den Weg zur See. Der Versuch einer engern Verbindung scheint aber, wie viele ähnlicher Art, gänzlich fehlgeschlagen zu seyn, denn die Gesandten kehrten aus China zurück, ohne daß ein lebhafterer Verkehr mit jenem abgeschlossenen Lande erzielt worden wäre.

Den Angaben der Jesuiten zufolge sollen einige katholische Missionäre im Jahre 1625 in einer der bedeutendsten Städte in Schen-si eine syrische Inschrift gefunden haben, auf die erste Einführung des Christenthums in China im Jahre 631 durch einige nestorianische Bischöfe bezüglich, die durch Verfolgungen in den römischen Provinzen ostwärts getrieben wurden. Daß syrische Christen zur Zeit, wo Marco Polo China besuchte, in derselben Provinz Schen-si wohnten, ist aus den Schriften dieses Reisenden zu ersehen, dem zufolge im Jahre 1274 zwei Kirchen nestorianischer Christen auch in der Nähe von Nanking an den Ufern des Yang-tse-kiang erbaut wurden.

Den Arabern verdanken wir die ersten sicheren Nachrichten über China; ihre weit ausgedehnten Eroberungen führten sie bis an die Gränzen dieses fernen Reichs, und wir besitzen interessante Mittheilungen zweier Reisenden aus den Jahren 850 und 877, welche alle Anzeichen von Genauigkeit und Wahrhaftigkeit an sich tragen. Sie beschreiben eine Stadt, Namens Cansu, wahrscheinlich Canton, wo noch jetzt eine sehr alte Moschee vorhanden ist. Die zahlreichen Feuersbrünste und das lange Aufhalten der Schiffe durch mancherlei Ursachen, das sind Umstände, die noch jetzt in Canton gewöhnlich sind. Dieß scheint der Hafen zu seyn, der den arabischen zur See herkommenden Kaufleuten angewiesen war, und die Reisenden bemerken, „daß viele ungerechte Behandlungen der fremden Kaufleute allmählich zu einem Gewohnheitsrecht wurden, und daß keine Beschwerde so groß, keine Mißhandlung so schlimm war, die nicht an den Fremden und den Schiffsherren ausgeübt wurde." Wir ersehen, daß der Hafen wegen der Erpressungen der damaligen Mandarinen endlich verlassen wurde, und die Kaufleute in Schaaren nach Siraf und Oman zurückkehrten.

Diese Araber erwähnen namentlich der Unterstützung, welche das Volk zur Zeit der Hungersnoth aus den öffentlichen Kornhäusern erhielt. Ueber die Salzabgabe und den Gebrauch des Thee's erklären sie sich folgendermaßen: „Der Kaiser behält sich die Einkünfte aus dem Salz und einem gewissen Kraut vor, das sie mit heißem Wasser trinken, und wovon eine große Menge zum Werthe von ungeheuern Summen in allen Städten verkauft wird." Die öffentlichen Auflagen sollen in einer Abgabe von Salz und Thee und einer Kopfsteuer bestanden haben, welche letztere seitdem in eine Bodenabgabe umgewandelt wurde. Auch erwähnen diese Araber der Bambusstöcke als allgemeine Panacee in allen Polizeiangelegenheiten, und beschreiben die chinesische Kupfermünze, das Porzellan, den Wein und Reiß, die Unterhaltung öffentlicher Lehrer in den Städten, den aus Indien gekommenen Götzendienst und die Unkenntniß der Astronomie, worin die Araber ihre Lehrer waren, sehr genau. Ueberhaupt sind ihre Bemerkungen über den innern Zustand China's sehr treffend.

Nach der Festsetzung der Mongolen unter Dschingis Chan besuchte China der bekannte arabische Reisende Ibn Batuta, welcher das von den Mongolen eingeführte Papiergeld sehr genau beschreibt. Dieses Papiergeld wurde aber endlich wegen unmäßiger Verausgabung völlig werthlos. Ibn Batuta bemerkt, „sie kauften und verkauften nicht vermittelst des Dirhems oder Dinars, und wenn irgend jemand eine solche Münze in Besitz

bekam, so schmolz er sie augenblicklich ein." Wenn wir ihm glauben dürfen, so segelten damals die chinesischen Dschonken bis Calicut, und er selbst schiffte sich in einer derselben nach China ein. Der Islam scheint bald nach der mongolischen Eroberung im 13ten Jahrhundert sehr geschützt gewesen zu seyn, und wird noch gegenwärtig völlig geduldet, da seine Bekenner zu allen Regierungsämtern, wovon Christen streng ausgeschlossen sind, frei zugelassen werden. Zu Canton ist eine bedeutende, sehr alte Moschee, die mit ihrem Minaret beim Herauffahren auf dem Strom schon von weitem erblickt wird. Die beiden englischen Gesandtschaften trafen auf allen Theilen ihres Weges eine Menge Muhammedaner.

In der Provinz Honan finden sich auch einige Familien von einer „Sekte, die die Sehne ausreißt," wie die Chinesen sie nennen. Dieß sind wahrscheinlich die von Grosier erwähnten Juden, welche 200 Jahre vor Chr. unter der Han-Dynastie nach China gekommen seyn sollen.

Der erste Papst, welcher Missionäre zur Bekehrung der Tataren oder Chinesen absandte, war Innocenz IV, der den Mönch Giov. Carpini im Jahre 1246 an die Ufer der Wolga zu Batu Khan schickte, von wo er an den mongolisch-tatarischen Hof gesandt wurde, gerade als der große Khan eingesetzt werden sollte. Carpini erstaunte über die unermeßlichen Schätze, die hier zur Schau gelegt wurden, ward gütig behandelt und mit einem freundschaftlichen Briefe zurückgeschickt. Giov. de Corvino, der im Jahre 1288 vom Papst Nikolaus IV nach China gesendet wurde, beförderte zuerst den katholischen Glauben; er kam nach Cambalu, wie die Tataren Peking nennen, und wurde von dem Kaiser, trotz der Bemühungen der eifersüchtigen Nestorianer, gut aufgenommen. Man erlaubte ihm eine Kirche mit Glockenthurm zu bauen; er soll einige Tausende getauft, und viele Kinder in der lateinischen Sprache und den Lehrsätzen des Christenthums unterrichtet haben. Clemens V erhielt die Nachricht von diesen Erfolgen bei seiner Thronbesteigung, ernannte sogleich Corvino zum Bischof von Cambalu und schickte ihm eine bedeutende Anzahl Priester zu. Corvino scheint aber keinen Nachfolger von gleichem Unternehmungsgeiste gehabt zu haben, und seine Anstalt hörte entweder ganz auf, oder fiel zur Unbedeutenheit herab.

Chinesische Nachrichten geben hinreichend Zeugniß, daß damals in China mehr Liberalität und ein größeres Streben hinsichtlich des auswärtigen Verkehrs herrschte; erst bei der Eroberung des Reichs durch die Mandschu wurde der europäische Handel auf Canton beschränkt. Wir haben schon erwähnt, daß zur Zeit Ibn Batuta's am Ende des 13ten Jahrhunderts die chinesischen Dschonken bis an die Küste von Malabar gingen, ja vor dem siebenten Jahrhundert soll China Gesandtschaften an die umliegenden Nationen abgeordnet und sie zum gegenseitigen Verkehr aufgemuntert haben. Die Verachtung, welche die chinesische Regierung jetzt für den europäischen Handel affektirt, ist eine Folge der Furcht vor dem Einfluß steigender Kenntnisse. Nach chinesischen Schriftstellern blieb der Handel von Canton lange Zeit frei von Zöllen, aber seine steigende Bedeutung veranlaßte die Beamten der Regierung, ihn zu einer Quelle von Einkommen zu machen. Wie gegenwärtig in Siam und Cochinchina, scheinen sie den Vorkauf von allen Waaren gefordert zu haben; doch dauerte dieß nicht lange, und der Handel, welcher zu Canton fortwährend gestiegen war, wurde deßhalb in der Folge nach andern Häfen des Reichs verlegt. Das Bestreben, die Silberausfuhr zu hindern, scheint auch hier ein sehr früh eingewurzelter Irrthum gewesen zu seyn, und die Regeln, denen man die Ausfuhr unterwerfen wollte, zeigten sich damals eben so nichtig wie jetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Walachen und Zigeuner in Siebenbürgen.

(Schluß.)

Außer den Handarbeiten, womit die Zigeuner etwas zu erwerben suchen, üben sie die Musik, und es ist sehr selten, in Dörfern und Städten in den Wirthshäusern der gemeinen Klassen andere Musiker als diese zu hören. Manche rühmen ihr Talent für diese Kunst. Dieser Meinung tritt man freilich nicht unbedingt bei, wenn man hört, wie sie ihre Instrumente torquiren und diesen zuweilen die jammervollsten Töne auspressen. Indeß muß man bedenken, daß sie bloße Autodidakten sind, und weder Anleitung noch Muster zu etwas Vollkommenern haben; man muß ferner erwägen, daß das Publikum, für welches sie spielen, mit ihren Leistungen vollkommen zufrieden ist, und sie dafür auch, wiewohl höchst armselig, belohnt. Tanz und Musik sind übrigens im Einklange, d. h. beide sehr schlecht.

Zur Charakteristik der Zigeuner in diesem Lande gehören die Kaluschen. Dieß sind Tänzer, welche in der Frohnleichnamswoche auf den Dörfern umherziehen, an Armen und Beinen mit bunten Bändern und Schellen behangen sind, und allerlei burleske Tänze aufführen, wobei sie einige musikalische Instrumente spielen. Sie zeigen eine Gewandtheit und Grazie bei diesen Tänzen, welche angenehm unterhält. Meistentheils sind es wohlgekleidete junge Leute, welche diese Kaluschen darstellen. Obgleich ihre Bekleidung bei dieser Gelegenheit ein wenig phantastisch ist, so steht sie ihnen dennoch gut, zumal ihre Körpergewandtheit, da diese Kleidung eng anliegt, vortheilhaft hervortritt. Diese Tänze bilden eine Art von Allegorie, wobei manche schlüpfrige Scene mit durchläuft, welche sich für die Zeit, in welcher man sie aufführt, nicht eben sonderlich ziemt.

Dieß führt mich auf die Religion der Zigeuner. Zu welcher sie sich eigentlich bekennen, das dürfte schwer zu ermitteln seyn. Sie geben sich zwar für Christen aus, wenigstens bei allen den Gelegenheiten, wo sie es ihrem Interesse angemessen finden, dessen ungeachtet aber besuchen sie kein christliches Gotteshaus. Bei den verschiedenen Konfessionen können sie sich freilich dahinter verbergen, daß die Ihrige gerade an dem Orte, wo sie leben, keinen Tempel habe. Im Ganzen scheinen sie wahre Fetischanbeter zu seyn, d. h. sie weihen ihren Kultus jedem Gegenstande, der ihnen nützlich ist und ihre Neigungen befriedigt.

Muth und körperliche Kraft besitzen sie gerade nicht in ausgezeichnetem Maße. Wenigstens sah ich sie fast überall, wo sie im Scherze mit Ungarn oder Wallachen rangen, den Kür-

gern ziehen und die Flucht ergreifen. Muth und Tapferkeit ist ja aber nie und nirgends das Erbtheil der verknechteten und entwürdigten Menschen!

Grundeigenthum besitzt, so viel mir bekannt geworden, kein Zigeuner. Ob nun gleich die große Menge dieses Volksstammes in Armuth und Dürftigkeit lebt, auch gar nicht sonderlich nach dem dauernden Besitz irdischer Güter zu streben scheint, so gibt es dennoch auch Wohlhabende unter ihnen. Namentlich ist dieß in Städten eher als in den Dörfern der Fall. Manche haben Wirthshäuser und erwerben sich auf diesen einiges Vermögen. Besitzen sie aber auch solches, so treten sie dennoch wenig aus den Gewohnheiten und Sitten ihres Stammes heraus.

Als Wahrsagerinnen treten ihre Frauen hier weit seltener auf, als wie dort, wo sie in Banden herumziehen. Indeß trauen ihnen die Landbewohner, und insbesondere die abergläubischen Walachen doch die Kraft der Zauberei und des Wahrsagens zu, und ich glaube, daß die Zigeuner dieses Vorurtheil nicht ungern unterhalten, weil es sie beim Volke, wenn auch nicht in Achtung, doch in Berücksichtigung setzt, und sie vor manchen sonst wohl vorkommenden Beleidigungen bewahrt. Schönheiten unter den jungen Mädchen sind so selten, daß ich mich nicht rühmen kann, auch nur eine einzige, die in Wahrheit diesen Namen verdiente, gesehen zu haben. Dieß gilt aber nur in der vollen Bedeutung, wo ein schönes Gesicht bei wahrer und vollendeter Schönheit nicht fehlen darf. Denn ein solches habe ich nicht getroffen. Ich abstrahire dabei von der Farbe und spreche nur von schönen Formen und Zügen. Was übrigens die Plastik des Körpers anlangt, so findet man viele, welche wahre Modelle abgeben könnten.

Eine Hauptrolle spielen die Zigeuner bei den in Siebenbürgen häufig vorkommenden Wolfsjagden. Diese Raubthiere sind hier nicht selten und richten wohl oft genug bedeutende Verwüstungen in den Schafheerden an. Im Winter sind sie so verwegen, daß sie bis in die Dörfer eindringen und nicht selten am hellen Tage Schafe, Schweine und andere Hausthiere wegholen. Es befinden sich nämlich die meisten derselben auch im Winter im Freien, so daß der Wolf, um sie zu rauben, nicht erst einen Stall zu erbrechen hat. Selbst junge Pferde sind oft genug seine Beute. Die Wolfsjagden gehören zu den Belustigungen der hiesigen Kavaliere, und weil sie dieß sind, so gibt es wohl zuweilen Einen, welcher die Wölfe absichtlich hegt, um das Vergnügen der Jagd auf sie desto größer zu haben. Wird eine solche veranstaltet, so ladet man in der Regel die Nachbarn von nah und fern dazu ein. Eine Menge von Schützen und eine noch größere Zahl von Hunden zieht dem Reviere zu, wo der Wolf gejagt werden soll. Man umstellt einen großen Distrikt und läßt die Treiber, deren sehr viele nöthig sind, in die Reihe treten, und unter stetem Lärmen und Toben gegen die Schützen heranziehen. Hiezu sind die Zigeuner am brauchbarsten. Bei solchen Gelegenheiten entwickeln sie einen besondern Humor und ein eigenthümliches Talent. Da ihnen die Sache Vergnügen macht, so sind sie unermüdlich und harren, wenn es auch einen ganzen Tag dauert, ohne Murren aus. Romantisch und pittoresk sieht eine solche Jagd aus. Waldläufer mit Treiber und Hunden voran, die Schützen im Wagen (im Winter im Schlitten) nach, wird an dem abzujagenden Reviere Halt gemacht. Jetzt ziehen die Anführer der Treiber nach allen Richtungen ab, und die Schützen stellen sich im Halbkreise auf. Einen äußern und weitern Umkreis wie diese bilden die großen Windhunde, welche von jungen Burschen gehalten, und erst dann losgelassen werden, wenn der Wolf ungestraft durch die Linie der Schützen gekommen ist. Jetzt geht das Halloh der Treiber an, die kleinen mitgenommenen Hunde (eine große Schaar) bellen, das Jägerhorn erschallt da und dort, und die Schützen stehen selbst gespannt mit gespanntem Gewehr. Meistentheils zeigen sich zuerst die Füchse, welche man aber durchläßt, wenn es ernstlich und allein dem Wolfe gilt. Dieser ist übrigens so schlau wie jene, und weiß nicht selten die Treiber zu äffen und rückwärts durchzubrechen. Da bekommt er aber oftmals den ihm zugedachten Schuß von den Anführern der Treiber.

So großen Genuß mir eine solche Wolfsjagd an sich gewährte, so unterhielt mich doch nicht minder die Beobachtung der Zigeuner bei dieser Gelegenheit. Das Wohlbehagen, welches man auf ihren Gesichtern liest, wenn ausgeruht und ihnen Speise und Trank gereicht wird; die grinsende Freude, welche sie zeigen, wenn ein Thier, sey es auch nur ein Fuchs, erlegt worden ist; und der Witz, welchen sie unter sich spielen lassen, gewährt ein Schauspiel, wie man es anderwärts wohl so leicht nicht sehen kann. Gerade solche Beschäftigungen sind für sie, da sie die steten und hauptsächlich die sitzenden nicht lieben. Es ist ihnen auch allemal ein Fest, wenn eine Wolfsjagd angesagt wird.

Die Schlächter zu Paris.

Aus offiziellen Papieren geht hervor, daß sich zu Paris 500 Schlächter befinden, die im Durchschnitt eine Kundschaft von 60 Häusern und 1600 Einwohnern haben. Jedes Haus braucht jährlich für 533⅓ Franken Fleisch, oder auf den Kopf für 62½ Fr., wodurch 17⅓ Centime auf den Tag kommen. Zu Paris werden jährlich verzehrt 72,000 Ochsen, 16,000 Kühe, 72,000 Kälber und 360 Hammel, welche den Fleischern 42,584,000 Fr. kosten. Die darauf haftenden Abgaben betragen 5,547,600 Fr. Auch zahlen die Schlächter, um das Vieh von dem Markt auf die Schlachthäuser zu bringen, jährlich 177,600 Franken. Die Gesammtausgabe beträgt also 48,109,200 Fr., und da sie dafür 52,133,840 Fr. erhalten, so beträgt ihr Gewinn 4,024,640 Fr., oder 8049 Fr. der einzelne. Da die Ausgaben für Logis, Gehäge, Transport u. s. w. 1569 Fr. betragen, so bleiben jedem durchschnittlich 6540 Franken.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

Wer die gewaltige Vegetation Brasiliens nicht gesehen hat, wird durch die am Uruguay wahrhaft in Staunen gesetzt. Alle diese Inseln sind mit Bäumen der verschiedensten Art, mit Dornsträuchen und Rebenpflanzen so dicht überwuchert, daß man hier nur mit der Axt in der

Hand durchdringen kann. Unser Auge wurde fortwährend durch die verschiedenen Bäume, durch das mannichfache Grün und die Farben der Blumen und Blüthen ergözt. Die schlanke Palme mit den bläulichen federbuschartig gewölbten Blättern ragte zwischen Weiden, Lorbeerbäumen, Talar, Higuerones und Timbos empor, die ihrerseits wieder den mit kleinen gelben, wohlriechenden Blüthen bedeckten Espinillo, den Seibos mit seinen leuchtend rothen einblätterigen Blumen, den wundervollen Plumerito,*) dessen blätterlose Blüthen aus hellrothen wie Reiherfedern emporstehenden Staubfäden bestehen, und eine Menge andere blühende Sträuche beherrschten. Alles dieß bot einen entzückenden Anblick, und eine balsamische Luft umhauchte diese lieblichen, einsamen Inseln, wo die herrschende Stille nur von dem Girren der Tauben und dem Geschwäz der Papagaien unterbrochen wurde.

Gegen Abend nahm die Windstille noch mehr überhand, so daß der Patron die Balandra durch das Kanot mußte bugsiren lassen; wir ruderten so bei Mondenschein etwa zwei Stunden weit fort, wobei wir uns so nahe als möglich an die Bäume hielten, um die Strömung zu vermeiden. Endlich wurde der Wind wieder frisch, und wir kamen ziemlich rasch an der Estanzia Almagro vorüber, die an einem sehr steilen kalkigen Felsenriff liegt. Dieß ist der einzige Felsen, den ich vom Rincon de las Gallinas aus bemerkte, dessen nördlicher Theil sehr steinig und der südliche lehmig ist. Während der Nacht des 28sten Septembers gingen wir vor Paysandu vor Anker.

Die Ansicht von Paysandu (sprich Paissandu) vom Fluß aus, also von der südwestlichen Seite, ist nichts weniger als angenehm. Am Abhang eines Hügels gelegen, der, so wie alle andern in der Nachbarschaft, gänzlich von Bäumen entblößt ist, und durch eine sandige Ebene von ungefähr einer englischen Meile vom linken Ufer oder dem Hafen getrennt, mußte uns die Scenerie gegen das, was wir bis jezt am Uruguay gefunden hatten, als sehr monoton erscheinen. Dennoch gewöhnt sich das Auge auch hieran, und wenn man der Stadt (man kann ihr schon diesen Namen geben) näher kommt, so überzeugt man sich, daß sie doch nicht so ganz unvortheilhaft gelegen ist, als man anfangs glaubte, und dieß zwar hauptsächlich hinsichtlich der Ueberschwemmungen des Uruguay. Von dem Gipfel des Hügels herab hat man übrigens eine umfassende, durch die Beschaffenheit des Bodens und die Inseln ziemlich malerische Aussicht. Gegen Osten auf der Landseite aber ist sie wegen gänzlichen Mangels an Anbau so kahl und öde, als man sich dieß nur immer vorstellen kann.

Der Uruguay kann hier ungefähr 180 bis 200 Toisen breit seyn. In dem sogenannten Hafen lagen damals nur acht Fahrzeuge, zwei Kriegsgoeletten einbegriffen, die dem Staat der Banda-Oriental gehörten. In der Regel findet man jedoch hier immer eine ziemliche Anzahl von Schiffen, da hier viel Handel getrieben wird, und dieser Ort gewissermaßen der Hauptmarkt der verschiedenen Stämme des Uruguay oder des westlichen Theils der Banda-Oriental ist. Man lud uns an Bord einer der Kriegsgoeletten ein, um unsere Päße zu untersuchen, ich hatte mithin Gelegenheit zu bemerken, daß dieß Schiff sehr rein gehalten war. Der Kommandant benahm sich sehr höflich, was uns ein gutes Vorzeichen für unsere Aufnahme am Lande zu seyn schien.

Bei Abgabe unserer Briefe hatten wir die Stadt nach allen Richtungen zu durchlaufen, und erhielten mithin bald einen richtigen Begriff von ihrer Größe und Bedeutung sowohl, als auch von dem, was für die Folge noch aus ihr werden könnte. Paysandu*) war noch vor vier oder fünf Jahren nichts als ein Weiler von etwa einem Duzend zerstreut liegenden Hütten. Im Jahre 1833 zählte man schon 400 Ranchos und etwa 50 aus Backsteinen gut gebaute Häuser mit Azoteas, oder flachen Dächern, in gerade Straßen geordnet; es gab Trottoirs, Straßenlaternen und eine Bevölkerung von ungefähr 5000 Seelen. Die Straßen stoßen, wie in Buenos-Ayres und Montevideo, auf den vier Hauptpunkten zusammen. Die Cuadras sind kleiner als in Buenos-Ayres, was für das Grundeigenthum vortheilhafter ist; sie halten nur 100 Varas auf jeder Seite, und sind in vier Sitios eingetheilt. Vor Kurzem noch bewilligte die Regierung dem, der darum nachsuchte, unentgeltlich Ländereien; jezt aber sind alle innerhalb des Umkreises der Stadt vertheilt, und kein Sitio ist unter 200 schweren Piastern zu haben.

Die Bevölkerung nimmt fortwährend zu; Fremde kommen in Menge, besonders seit dem elenden Stand der Dinge in Buenos-Ayres und der definitiven Konstitution dieser kleinen Republik. Man ist in Paysandu so klug gewesen, zu begreifen, daß man Fremde und arbeitsame Arme so viel nur immer möglich anzuziehen suchen müsse. Wenigstens hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß sie von Seite der Einwohner und der Behörden so viel als möglich unterstüzt werden.

Es befindet sich der Militärkommandant des Departements hier, der zugleich das Amt eines Polizeichefs versieht. Kommandantschaft, Polizei, Steuereinnahme und Alcadia (Mairie) befinden sich in demselben Hause. Der Polizeichef war eben im Begriff mit einigen Soldaten auszurücken, um die wenigen in der Gegend noch lebenden Charruas-Indianer zu vertilgen, die von Zeit zu Zeit die Estanzias und die Reisenden plünderten. So viel ich erfahren, hat man jezt das Land vollkommen von ihnen gesäubert.**)

Der Handel von Paysandu war zur Zeit meiner Anwesenheit ziemlich blühend; ungefähr sechzig Franzosen hatten sich daselbst ansässig gemacht, und eine noch größere Zahl reiste wegen des Handels in Landesprodukten — welche dieselben sind, wie in Buenos-Ayres — ab und zu. Die Italiener sind zahlreicher, allein diese verderben den Handel durch Schacher und Betrug. Von weitern öffentlichen Gebäuden war nichts als die Kirche zu sehen, und diese bestand aus einer elenden, inwendig ganz kahlen Hütte. Das von sechs Pfählen getragene, mit bemalten Brettern bedeckte Dach hielt kaum zusammen, und der im Hintergrunde stehende Altar hatte das jämmerlichste Aussehen. Neben der Kirche befand sich eine Primärschule des gegenseitigen Unterrichts. Alle übrigen in der Stadt befolgen dieselbe Methode. Die Eltern sind gezwungen ihre Kinder in die Schule zu schicken.

Paysandu ist der Hauptort eines der drei Departements, welche die Abtheilung des Staats der Banda-Oriental bilden; die Stadt schickt drei Deputirte und einen Senator in die Repräsentantenkammer. Man gestand ihr nur den Namen einer Villa (Fleckens) zu, obschon sie ihres Handels wegen weit bedeutender war als Colonia und Maldonado.

(Fortsezung folgt.)

*) Mimosa, Familie der Leguminosen, dritter Tribus, Genus ohne Blumenkrone. Diese schöne Species der Sumpfpflanzen unterscheidet sich von einer andern in Brasilien dadurch, daß ihre Staubgefäße roth und weiß sind.

*) 32° 15' Breite; Entfernung von Buenos-Ayres ungefähr 40 Stunden gegen Norden.

**) Diese stolzen Urbewohner dieses Landes haben den Boden, auf dem sie geboren wurden, Fuß für Fuß gegen ihre Unterdrücker vertheidigt. Im Jahre 1814 waren noch etwa vierzig übrig, zu denen sich die im Bürgerkriege kompromittirten Gauchos gesellten und mit ihnen die verwegenste Räuberei trieben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 298.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Oktober 1836.

Der rothe Thurm-Pass in Siebenbürgen.

(Von J. G. Elsner.)

Drei Meilen über Herrmannstadt hinaus, an den Ufern der Alutha (Alt), kommt man an eine enge Thalschlucht, durch welche der reißende Strom sich schäumend und rauschend über Felsentrümmer hinstürzt. Am Eingange dieser Schlucht liegt ein kleines Dorf, und in diesem auf einer Anhöhe ein kleines kastellartiges Schloß, die Wohnung des hier kommandirenden Obristen. Hier ist der rothe Thurmpaß, die Gränzscheide zwischen Siebenbürgen und der Walachei. Am Ende des Dorfes ist die Gränzmauth, und so wie man über diese hinauskommt, wird der Paß so eng, daß nur eine Straße von drei Klafter Breite und das Flußbett der Alutha seine ganze Weite ausmacht. Zur Rechten lehnt diese Straße an eine steile Felswand, und zur Linken braust in einer Tiefe von mehreren Klaftern der reißende Strom. Obgleich der Weg mit Steinen ziemlich stark besäet ist, und er meistentheils über den nackten Felsen hingeht, so ist er dennoch nicht schwer zu passiren, und nur der Furchtsame steigt auf Stellen aus, wo zwischen dem Wagen und dem Abgrund, in welchem der Strom fließt, nur zwei Fuß Raum liegen. Mit scheuen Pferden wäre es hier freilich nicht rathsam zu fahren. An manchen Stellen öffnet sich die Schlucht jedoch, und man schaut rechts und links in die Gebirge hinein, und sieht auf denselben die Blockhäuser zerstreut, in welchen die Gränzwächter hausen. Welch einsames und besonders im Winter trauriges Leben diese führen, das kann man sich leicht denken.

Ungefähr in der Mitte zwischen dem Mauthhause und der jetzigen Gränze trifft man auf die Trümmer einer verfallenen Mauer, welche ehemals den kaiserlichen Adler von dem Halbmonde trennte. Jetzt ist die Gränze eine Viertelmeile weiter hinausgerückt.

So romantisch auch die Gegend ist, und so mannichfach die Partien bei den Biegungen, welche der Strom und mit diesem die Straße macht, wechseln, so fühlt man sich dennoch beklommen in dieser Einsamkeit, wo nur selten ein Wanderer geht oder ein Wagen fährt. Diese Einsamkeit wird zuweilen durch das Geläute des Viehes, welches an den Bergen klimmt und sich seine Nahrung sucht, unterbrochen. Nicht selten stürzt ein Stück davon die Abhänge herab und wälzt sich halb zerschlagen im Thale. Ich sah einige dergleichen, welche, unvermögend aufzustehen, gleichsam mit flehendem Blicke, die Hülfe der Vorübergehenden ansprachen. Mit großer Kühnheit reiten die Walachen an den steilsten Abhängen auf Pfaden hin, wo das Pferd nur zur Noth den Fuß setzen kann, und dennoch gehört es zu den großen Seltenheiten, daß einmal einer herabstürzt.

Endlich an der Gränze und bei der Kontumaz angekommen, trifft man zunächst auf ein Wirthshaus, in welchem man ziemlich bequeme Zimmer haben kann, auch nach Nothdurft bewirthet wird. Nur die äußerste Noth wird freilich den Reisenden veranlassen, hier zu übernachten. Kennt er es aber, was drüben ihn erwartet, so bleibt er dennoch, und eilt des andern Tages, so weit er nur kommen kann, vorwärts.

Die innere Kontumaz bildet eine Art von Kolonie, die aus den Häusern des hier angestellten Beamten-Personals und den Wohnungen für die Kontumazisten besteht. Diese werden, so wie sie von jenseits ankommen, streng von aller Gemeinschaft mit den hier Wohnenden abgehalten, bis die Zeit der Kontumaz (gegenwärtig nur 5 Tage) abgelaufen ist. Ist man unvorsichtig, und kommt in Berührung mit den noch nicht gereinigten, so kommt man augenblicklich in deren Klasse und muß so lange aushalten, bis sie als rein entlassen werden. Solches geschah, während ich hier war, einem russischen Offizier, welcher einen Bekannten, der eben ankam, begrüßte und umarmte. Ob er gleich schon drei Tage ausgehalten hatte, mußte er seine Kontumaz von vorne anfangen und noch 5 Tage hier bleiben. — Die Wohnungen sind ziemlich bequem und nach Nothdurft eingerichtet. Die Kost entnimmt man aus dem Gasthofe.

Noch etwa 500 Schritte über die innere Kontumaz hinaus ist die äußere, welche nur einige Gebäude enthält, die dicht auf der Gränze stehen. Hier wird das Volk von den untern Klassen aufgenommen. In der Regel trifft man eine Menge Fuhrwerk hier, welches im Freien aufgefahren wird. Die dazu gehörigen Fuhrleute befinden sich in Kontumaz. Ein hiezu eingerichtetes Gebäude enthält 5 Gemächer, in welche sie, nach

Abtheilungen, wie sie angekommen sind, vertheilt werden. Sie rücken dann jeden Tag um eine vor, bis sie alle fünf durchgemacht haben, und alsdann als gereinigt entlassen werden. Ein Reinigungsdiener wacht darüber, daß keine Vermischung stattfinden kann. Von diesem wird der Fremde herumgeführt und mit größter Strenge darüber gewacht, daß er mit den Kontumazisten in keine Berührung komme; denn geschähe dieß, so würde er augenblicklich zur Kontumaz verurtheilt. Die kurze Frist von 5 Tagen findet erst seit etwa einem halben Jahre statt, und sie würde, wenn die Pest sich in der Wallachei zeigen sollte, augenblicklich wieder zu 30 Tagen ausgedehnt. Alsdann müßten die, welche Kontumaz halten, in jedem Gemache 6 Tage zubringen. Die Wohlthätigkeit dieser strengen Maßregeln hat sich seit Jahrhunderten bewährt und bedarf keines weitern Anpreisens.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Nicht sehr lange nach der Umschiffung des Kaps der guten Hoffnung durch Vasco de Gama im Jahre 1516 erschienen die Portugiesen auch zu Canton. Ihr erstes Auftreten war nicht geeignet, den Chinesen günstige Begriffe von den Europäern beizubringen, und als im Laufe der Zeit Holländer und Engländer ihre Kompetenten wurden, stellte der fortdauernde aus Handelseifersucht entsprungene Streit sie in ein noch schlimmeres Licht. Bis auf diesen Tag betrachtet man die Europäer als Leute, die nur auf Handelsgewinn erpicht und hinsichtlich der Mittel, denselben zu erreichen, keineswegs skrupulös sind. Betroffen über die ewigen Streitigkeiten unter diesen fremden Abenteurern, die doch hinsichtlich ihrer Sitten und Gebräuche einander so sehr ähnelten, wurde die Regierung geneigt, sie mit einem Grad eifersüchtiger Entferntaltung zu behandeln, die sie gegen die friedlichern und ordentlichen Araber, ihre Vorgänger, nicht für nöthig gehalten hatte.

Die Portugiesen begaben sich zuerst auf die Inseln an der Mündung des Cantonflusses. Das von Alfonso Albuquerque, dem Generalkapitän von Malacca, abgeordnete Schiff, unter dem Befehl eines gewissen Perestrello, erreichte eine dieser Inseln, und da der Handel sehr günstig ausfiel, so wurden andere zu ähnlichen Unternehmungen aufgemuntert. Im folgenden Jahre erschien eine Flotte von acht Schiffen unter Perez de Andrade, der jedoch an der Küste von Kriegsdschonken umringt und argwöhnisch bewacht wurde. Man erlaubte ihm indeß mit zwei Schiffen nach Canton zu gehen, und während er daselbst einen vortheilhaften Handel einleitete, erhielt er Nachricht, daß der übrige Theil seiner Flotte von Seeräubern angefallen worden sey. Einige seiner Schiffe gingen mit ihren Ladungen nach Malacca zurück, die übrigen segelten in Gesellschaft einiger Dschonken, die zu den Lu-tschu-Inseln gehörten, nach der Provinz Fo-kien an der Ostküste, und gründeten zu Ning-po eine Kolonie. Dahin brachten die Portugiesen auch später ihre Familien, und trieben einen gewinnreichen Handel mit andern Theilen China's, so wie mit Japan. Im J. 1545 aber vertrieb sie der Gouverneur, aufgereizt durch ihr zügelloses Benehmen, aus diesem Orte, und so verloren sie für immer eine Besitzung auf dem chinesischen Kontinent in einer Provinz, die für den europäischen Handel am meisten Gewinn versprach. Das Benehmen der Portugiesen im Allgemeinen hatte bald den günstigen Eindruck verwischt, den die Gerechtigkeit und Mäßigung Perez de Andrade's auf die Chinesen gemacht hatte. Kurz nach ihm gerieth eine Eskadre unter dem Befehl seines Bruders Simon in offene Feindseligkeiten, nachdem sie zu San-Schan in der Nähe von Macao eine Kolonie errichtet und ein Fort erbaut hatte; sie wurde endlich von der chinesischen Seemacht geschlagen, fuhr aber fort, gegen die Handelsschiffe der Eingebornen Seeräuberei zu treiben.

Unter den zahlreichen portugiesischen Abenteurern ragt der Name Ferdinand Mendez Pinto hervor, wiewohl manche Einzelnheiten übertrieben worden seyn mögen. Dieser Mann kam mit einer Mannschaft nach Ning-po, die nicht minder goldhungrig war, als er, und erfuhr dort von einigen Chinesen, daß gegen Nordosten eine Insel sey, auf der sich die mit Schätzen angefüllten Gräber von 17 chinesischen Königen befänden. Pinto und seine Gefährten fanden den Platz aus und plünderten die Gräber, worin sie eine Menge Silber fanden; indeß wurden sie dabei angegriffen, und genöthigt, sich nur mit einem Theile der Beute zurückzuziehen. Auf dem Rückwege wurden sie von einem Sturm überfallen, und nur 14 Portugiesen entkamen, welche jedoch sämmtlich von den Chinesen gefangen genommen, und nach manchen Mißhandlungen nach Peking gesendet wurden, wo man sie zur Peitsche und zum Verlust eines Daumens verurtheilte. Von da wurden sie nach Peking geführt, und auf dem Wege hatte Pinto Gelegenheit, die Sitten der Chinesen, ihre Gerechtigkeitsliebe, so wie die unter ihnen herrschende Ordnung und Industrie zu bewundern. Zu Peking angelangt, wurden sie zu einjähriger harter Arbeit verurtheilt, ehe aber diese Zeit noch vorüber war, von den einbrechenden Tataren in Freiheit gesetzt. Pinto und seine Gefährten vereinigten sich mit ihren Befreiern, und sahen, während sie in ihrem Dienste waren, einen ihrer ersten Lamas, den sie den Papst der Tataren nannten. Endlich zogen sie ab, fanden den Weg nach der Küste, und schifften sich abermals nach Ning-po ein, wurden aber verrätherisch auf einer öden Insel verlassen, wo sie fast Hungers starben, bis ein Seeräuber sie aufnahm und nach Japan brachte. Von dieser Insel gab Pinto nach seiner Rückkehr seinen Landsleuten einen so vortheilhaften Bericht, daß eine große Expedition dahin ausgerüstet wurde; aber mehrere Schiffe gingen im Sturm verloren, und Pinto selbst wurde nach den Lu-tschu-Inseln getrieben, wo er und seine Gefährten des Mords an einigen Einwohnern von Lu-tschu zur Zeit der Einnahme von Malacca durch die Portugiesen beschuldigt wurde. Da man dem König gesagt hatte, alle seine Landsleute seyen Seeräuber, so gab er Befehl, Pinto und seine Gefährten zu viertheilen und ihre Glieder auszustellen; sie wurden indeß durch Vorsprache einiger Frauen gerettet, und Pinto kehrte endlich nach Malacca zurück. Um dieselbe Zeit im J. 1552 starb der berühmte Apostel des Orients der heilige Franz Xaver, von dem so viele Wunder erzählt wer-

denj, zu San-Schan. Man sieht die Ruinen seines Grabes noch bis auf diesen Tag, und der Bischof von Macao feierte jährlich dort eine Messe und nimmt jedesmal einen Theil der geweihten Erde mit sich.

Die erste portugiesische Gesandtschaft und somit natürlich die erste Gesandtschaft einer europäischen Macht, die zur See nach Peking ging, fand im J. 1520 statt; Thomas Pirez hieß der Gesandte, und seine Mission ging dahin, zu Canton sowohl wie zu Macao eine Faktorei zu errichten. Aber Nachrichten von den Gewaltthätigkeiten Simon de Andrade's waren ihm vorangegangen, und nach einer Reihe von Demüthigungen wurde der unglückliche Pirez unter Wache nach Canton zurückgeschickt, daselbst nach seiner Ankunft aller seiner Habe beraubt, ins Gefängniß geworfen, und endlich, wie man glaubt, ermordet. Seit dieser Zeit wurden wiederholte Gesandtschaften von den Portugiesen abgesendet, die letzte im J. 1753: alle zeigen das gewöhnliche Schauspiel von Anmaßung auf der einen Seite und nutzloser Unterwürfigkeit auf der andern, denn niemals wurde auch nur Ein wichtiger Punkt der Unterhandlung erreicht. Etwa um die Mitte des 16ten Jahrhunderts setzten sich die Portugiesen zu Macao fest, die einzige europäische Kolonie, welche mit sehr beschränktem Erfolge an der Küste von China gegründet wurde. Durch Bitten und Bestechung erhielten sie Erlaubniß, Schuppen zu errichten, um Waaren zu trocknen, welche unter der Benennung von Tribut eingeführt worden waren. Allmählich gestattete man ihnen feste Häuser aufzuführen und die kleinen Mandarinen widersetzten sich weder dem Anwachsen der Bevölkerung, noch der Errichtung einer eigenen Verwaltung und dem Einfluß der Priester, welche die Chinesen zu bekehren bemüht waren. Die Sage von wichtigen gegen Seeräuber geleisteten Dienste und einem kaiserlichen Edikt, das den Besitz von Macao an die Portugiesen übertrug, scheint ungegründet, denn ein Bischof von Macao schrieb im J. 1777, die Portugiesen hätten die temporäre, von dem Willen des Kaisers abhängige Benutzung von Macao durch Bezahlung einer Grundabgabe erworben. Diese Grundabgabe, welche 500 Taels jährlich beträgt, wird bis auf den heutigen Tag regelmäßig bezahlt und chinesische Mandarinen inspiciren periodisch die portugiesischen Festungen und erheben Zölle von den Schiffen zu Macao. Es ist demnach durchaus unrichtig, wenn man sagt, die Portugiesen besäßen die Souveränität dieses Orts. Im Jahre 1573 zogen die Chinesen eine Mauer quer über den Isthmus, welcher Macao von der Insel Hiang-schan trennt; sehr frühzeitig wurde ein Civilmandarin ernannt, der innerhalb der Stadt wohnen und sie im Namen des Kaisers von China regieren sollte; dieser Beamte, Tso-tang genannt, beobachtet die Eingebornen sorgfältig, und sie dürfen ohne Erlaubniß weder neue Kirchen noch neue Häuser bauen. Das einzige Privilegium, das sie genießen, ist das der Selbstregierung, während die chinesische Bevölkerung der Stadt gänzlich unter der Kontrolle der Mandarinen steht. Die Spanier haben gleich den Portugiesen das Recht, nach Macao Handel zu treiben, aber im Jahre 1725 wurde durch einen Befehl des Kaisers die Zahl der Schiffe auf 25 beschränkt, und beträgt jetzt nicht mehr als die Hälfte dieser Zahl. Der letzte Kaiser der letzten chinesischen Dynastie ließ von Macao einige Kanonen und eine kleine Truppenzahl gegen die Mandschu-Tataren kommen, aber im Jahre 1651 wurden die Bewohner dieser Kolonie als Unterthanen der gegenwärtigen Familie Ta-tsing aufgezeichnet. Als im Jahre 1809 die Ladrones oder chinesischen Seeräuber sich der Regierung furchtbar gemacht hatten, lieferte Macao gegen Entrichtung von 80,000 Taels 6 Schiffe gegen sie; da jedoch die Seeräuber durch andere Mittel, als die der Gewalt, bewogen wurden ihr Bündniß aufzulösen, so mußten die Portugiesen, obwohl sie für ihre Dienste gewisse Privilegien in Anspruch nahmen, sich begnügen, in ihrer früheren Stellung zu bleiben.

Macao besitzt über Canton den Vortheil, daß die Zölle bedeutend geringer sind, aber die Portugiesen haben weder Kapital noch Unternehmungsgeist genug, um ihre wenigen Schiffe gehörig zu beschäftigen. Mehrere derselben werden deßhalb zum Theil von Chinesen nach den malayischen Inseln und der Halbinsel von Malacca befrachtet; denn das Eigenthum gilt hier für sicherer, als in den Dschonken, um so mehr da die Chinesen keine Assekuranzen haben. Der Handel von Macao ist in einem sehr gedrückten Zustande, und das Gesammteinkommen aus den Zöllen, das im Jahre 1830 kaum 70,000 Taels betrug, deckt die Ausgaben nicht. Die ganze portugiesische Bevölkerung, einschließlich der Sklaven, ist nicht über 5000 Seelen, während die Chinesen von Macao auf mehr als 30,000 berechnet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Angebliche Auffindung von lithographischen Steinen in Frankreich.

Die Franzosen lassen in ihren Bemühungen, lithographische Steine aufzufinden, nicht nach, und Herr Wilhelm Calmette soll kürzlich im Departement Lot ein Lager von solchen Steinen aufgefunden haben, die man den schönsten Steinen Frankreichs und Deutschlands an die Seite setzen könne. Die Art der Lagerung dieser Steinart, die aus einer sehr feinen gleichförmigen Masse besteht und muschligen Bruch zeigt, läßt hoffen, daß man Platten von der bis jetzt in der Lithographie unerhörten Größe von 3 bis 4 Meter Länge und 2 bis 3 Meter Breite bekommen kann. Herr Calmette hat den Plan, diesen Steinbruch im Großen ausbeuten zu lassen, und auch die zur Lithographie untauglichen Steine zu Tafeln, Kamineinfassungen, Grabsteinen, Pflaster u. s. w. zu benutzen; zu diesem Zweck gräbt er außerdem einen graublauen Kalkstein aus, der an Härte, Glätte und Reichthum der Schattirungen dem erstern nichts nachgibt.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich am 2ten Oktober bei einem Landsmann, Herrn Danguy, seit Kurzem zu Paysandu etablirt, ein Quartier erhalten, schafften wir unser Gepäck ans Land, und richteten uns so gut oder so wenig schlecht als möglich ein. Ich sage, so wenig schlecht als

möglich, denn in Paysandu, wo es noch keine Wirthshäuser gab, gehörten die Betten unter die Luxusartikel. Zum Glück waren wir jeder mit einem Recabo (sprich Recao) oder Sattel versehen; wie sie im Lande üblich sind, wo man sich ihrer zugleich auch als Betten bedient. Ein solcher Sattel ist aus folgenden Bestandtheilen zusammengesetzt: 1) aus zwei Gergas (sprich Hergas) oder kleinen wollenen Decken, die, vierfach zusammengelegt, auf den Rücken des Pferdes gebreitet werden; 2) aus einer Carona, oder gegerbtem Leder, in das mittelst eines Hammers viele Zierrathen eingeschlagen sind, 4 Fuß lang und 2½ breit; die Carona wird über die Decken gelegt; 3) aus dem eigentlichen Recabo, eine Art Packsattel, an den Seiten ebenfalls wie die Carona mit ausgeschlagenem Leder verzirt; 4) aus der Cincha (sprich Cinntscha), einem ledernen, sehr breiten, ebenfalls verzierten Gurt, der über den Sattel weg und mitten unter dem Bauch des Pferdes durchgeht, und mittelst zweier eiserner oder kupferner Ringe (Argollas) so fest als möglich angezogen wird; 5) aus einem Pellon (sprich Pellion), einem gegerbten Schaf- oder Kalbfell mit den Haaren; der Pellon wird auf die Cincha gelegt; 6) aus einem Sobre-Pellon, einem andern gegerbten kürzern Felle ohne Haare, an den Seiten ausgezackt oder auch wohl mit Seide gestickt, und endlich 7) aus einer Sobre-Cincha, oder mehr oder minder schönem Bauchgurt, der den Pellon und Sobre-Pellon festzuhalten bestimmt ist. Der Zaum eines solchen Reitzeugs ist höchst einfach, aber zugleich dauerhaft, und so eingerichtet, daß man das Pferd ganz in seiner Gewalt hat. Das Gebiß (Freno) ist das in Chili übliche und zugleich das beste, das man nur immer finden kann; nie kann das Pferd daran kauen oder es zwischen die Zähne nehmen, weil statt der Kinnkette von dem sehr hohen Mittelstück des Gebisses aus ein eiserner Ring um die untere Kinnlade herumläuft. Dieser hohe Theil des Gebisses liegt dem Pferde horizontal in dem Mund, so lange es ruhig bleibt, ist es aber widerspänstig und der Reiter genöthigt den Zügel anzuziehen, so wird das Pferd an dem Gaumen und der Unterlippe zugleich gepeinigt, weil der hohe Theil des Gebisses sich gegen den Gaumen aufrichtet und der um die untere Kinnlade herumlaufende Ring scharf angezogen wird. Die Zügel (Rienbas) sind gewöhnlich rund, von sehr künstlich geflochtenem Leder und bis zur Höhe der Schultern des Pferdes durch einen Ring zusammengehalten, aus dem ein anderer sehr langer am Ende mit mehrern Knoten versehener Zügel ausläuft, der als Reitpeitsche dient. Es ist klar, daß auf diese Weise die Zügel stets beisammen sind, und daß man die Hand nur rechts oder links zu bewegen braucht, um den Gang des Pferdes zu lenken. Die Fußspitze des Reiters ruht in einem sehr kleinen Steigbügel von Kupfer oder Holz von dreieckiger Form. Um nun aus diesem Reitzeug ein Bett zu machen, breitet man zuförderst die Carona auf die Erde; auf diese kommt der Pellon und Sobre-Pellon; der Recabo dient als Kopfkissen, die Gergas als Leintücher und mit dem Poncho (sprich Ponischo) deckt man sich zu. Der Poncho ist für den Reisenden in diesen Gegenden unentbehrlich, denn er schützt zugleich gegen Regen, Staub, Hitze und Kälte. Es besteht derselbe aus einem Stück Baumwollen-, Wollen- oder einem aus Wolle und Baumwolle gemischten, in bunten Farben breit gestreiften Zeug von 7 Palmen Breite und 12 Palmen Länge, mit einer fußgroßen Oeffnung in der Mitte, um den Kopf durchzustecken. Ein solcher Poncho ist gewöhnlich noch mit einem himmelblauen, grünen, oder scharlachrothen Zeug gefüttert. Man sieht auch Ponchos von Tuch mit stehendem Kragen, diese werden jedoch nur von reichen Leuten getragen; der Plebe begnügt sich mit den beschriebenen, wie sie im Lande verfertigt werden. Will man von den Gauchos gut aufgenommen werden, so muß man zum Poncho noch den Chiripa, die Calzoncillos, die Stiefeln von Potro und die ungeheuren Sporen fügen. Der Chiripa besteht ebenfalls aus einem Stück Wollenzeug von rother, blauer oder grüner Farbe — niemals von einer andern — das um die Hüften getragen wird, und von da wie eine Tunika über die Kniee herabfällt. Um die Hüften wird er mittelst eines ledernen Gürtels befestigt, in welchem man, jedoch auf dem Rücken, ein großes Stilet in der Scheide trägt. Die Liebhaber tragen zuweilen Chiripas aus den Shawls ihrer Geliebten. Der Calzoncillo ist ein großes weites, unten mit Franzen besetztes oder gesticktes Beinkleid; die Stiefeln von Potro werden aus dem ungegerbten Fell eines Pferdefußes und zwar so verfertigt, daß die Zehen vorn frei sind. Die natürliche Krümmung des Pferdefußes bildet den Absatz des Stiefels. Andere, besonders in Entre-Rios, verfertigen ihre Stiefel aus dem Fell der wilden Katze. Ein Gaucho tödtet oft ein Fohlen (Potro) bloß in der Absicht, um sich Stiefel zu machen. Die Haare schabt er mit seinem stets scharfen Messer ab, und reibt dann die Stiefel so lange mit den Händen, bis sie geschmeidig sind. So geeignet diese Stiefel zum Reiten sind, so wenig brauchbar sind sie für den Fußgeher. Der Kopfputz des Gaucho besteht in der Banda-Oriental in einem runden Hut mit breitem Rand, und in Buenos-Ayres in einem hohen Hut mit sehr schmaler Krempe, der auf ein unter dem Kinn zusammengebundenes weißes Tuch gesetzt wird; der gleichsam nur auf dem Kopf schwebende Hut wird durch ein schwarzes Band festgehalten. Viele Gauchos tragen auch eine rothe phrygische, grün gefütterte Mütze, oben mit dreifarbigen Bändern geziert. Die kurze Jacke (Jaqueta) ist blau, roth oder grün. — Auch ich befand mich in dieser Tracht, als ich zu Paysandu ans Land stieg.

Am 3ten gingen wir südwestlich von der Stadt, längs einem mit Gehölz-besetzten Bach, wo sich mehrere Ziegelbrennereien, Chacras (bebaute Ländereien) und ein Salabero befanden, auf die Jagd. Am 4ten nahmen wir unsern Weg gegen Norden, und an den folgenden Tagen besuchten wir die sandige Ebene am Fuß des Hügels, um die ganze Gegend kennen zu lernen, und hauptsächlich auf Vögel Jagd zu machen, auf die unser Augenmerk besonders gerichtet war. Auf dem Weg untersuchte ich die geologische Beschaffenheit des Bodens und nahm Muster mit. Die ersten Tage waren wir mit unserer Jagd nichts weniger als zufrieden; plötzlich aber machte ein Anschwellen des Uruguay, daß die Vögel die überschwemmten Inseln verließen und dem festen Lande zueilten, was uns Gelegenheit gab reiche Beute zu machen.

Ehe ich jedoch von dem spreche, was ich sammelte, muß des Naturforschers Felix de Azara, der diese Gegenden 20 Jahre lang durchforschte, ehrend gedacht werden. Mit literarischen Hülfsmitteln versehen, hätte dieser Mann Epoche machen müssen. So aber war er ganz auf sich selbst beschränkt, und deßhalb verdient — der Rauhigkeit und Härte seines Styls ungeachtet — das, was er leistete, um so größere Bewunderung. Unsere Gelehrten ersetzen die einfachen Guarani-Namen des spanischen Reisenden durch griechische und lateinische Benennungen, und streiten sich um die Stelle, welche dieses oder jenes Thier in ihrem System einzunehmen habe; eine genauere Beschreibung der natürlichen Gruppen, der Lebensweise und der Farben des Säugethieres oder Vogels analoge Namen findet man aber nur in dem Buche des spanischen Naturforschers.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 299.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Oktober 1836.

Die Fellah-Frauen Aegyptens.

Diese Tochter des Volks ist schön und üppig gebaut, ihre Brust ist voll und sie trägt ihren Kopf mit Grazie und selbst mit einer gewissen Hoheit. Indeß ist, wie bei den schweren Arbeiten, die sie zu ertragen hat, nicht anders zu vermuthen, ihre Blüthezeit kurz, und gleich den Blumen ihres glühenden Himmels ist sie bald und schnell verwelkt. Die junge Fellah hat eine ausdrucksvolle Physiognomie, und mitten durch die Lumpen, womit sie ihren Körper zu bedecken sucht, kann man eine gewisse raffinirte Koketterie nicht verkennen. Die Züge ihres Gesichts sind durch einen länglichen Schleier (Burkhu) bedeckt, und um den Leib trägt sie ein blaues Hemd, Taub genannt, das sie bei der Arbeit bis über das Knie heraufzieht und oberhalb der Hüften durch einen Gürtel befestigt; die ungemein weiten Aermel streift sie hinauf, bindet sie zusammen und wirft sie über den Hals zurück. Dann sind Arme und Beine völlig nackt, und so beginnt sie ihre Arbeit, wozu sie mit ihren Gefährtinnen im Chor singt und in die Hände schlägt.

Kräftig, unermüdlich und außerordentlich leidenschaftlich sind die Fellah-Frauen doch nachgiebig und gelehrig; selten hört man sie so lärmend mit einander zanken, wie die gemeinen Frauen in den großen europäischen Städten, und sie geben sich unter einander den süßen Schwesternamen. Dennoch sind sie eifersüchtig, und wenn hierüber der Streit zum Ausbruch kommt, so fehlt es an Schimpfworten nicht. Sie sind äußerst lebhaft in der Liebe, aber in ihren Neigungen nicht sehr beständig und betrachten Veränderung als eine natürliche Sache. Vielleicht liegt aber der Grund dieser Beweglichkeit ihres Charakters nur in der Leichtigkeit, womit die Bande der Ehe geschlossen und wieder zerrissen werden. Die Männer finden sich leicht in diese kurz dauernden Verbindungen; denn da sie wegen Armuth kein zahlreiches Harem halten können, so entschädigen sie sich durch häufigen Wechsel der Frauen. Um eine Ehe zu schließen, fordert der Scheikh der Moschee bloß, daß der Mann seiner Frau einen halben Piaster (etwa 6 Kreuzer) täglichen Unterhalt garantiren könne. Die jungen Mädchen erhalten nur eine Mitgift von 100—150 Piaster. Sobald die Hochzeitsfeier vorüber ist, geht die Frau an ihre Arbeit, der Mann an die seinige, und sie sehen sich kaum in der Nacht; darum gewinnen sie auch keine sonderliche Zuneigung zu einander. Will der Mann seine Ehe trennen, so hängt dieß ganz von seiner Willkür ab. Ist er seiner Frau überdrüssig, so sagt er bloß zu ihr: „bedecke dein Gesicht." Diese Worte trennen die Ehe, denn sie zeigen an, daß der Mann mit seiner Frau keinen Verkehr mehr haben und sie mit der einer Fremden gebührenden Achtung behandeln will. Er kann sich auch der Formel bedienen: „Ich verstoße dich gemäß den drei Worten." Dann ist er verbunden, seiner Frau die Hälfte der Summe, welche er ihr als Morgengabe gegeben hat, herauszubezahlen. Der Ehebruch der Frau befreit ihn von dieser Verbindlichkeit, aber er muß ihre Schuld durch zwei Zeugen, welche die Frau auf der That ertappten, eidlich erhärten lassen; dann erhält die Frau zur Strafe einige hundert Stockprügel, welche ihr von einigen dazu beauftragten Matronen aufgezählt werden, und ihr Mitschuldiger muß sie in der Regel heurathen. Der Ehebruch, selbst mit Ungläubigen, wird jetzt nicht mehr mit dem Tode bestraft. Auch die Frau kann unter gewissen, durch das Gesetz vorgesehenen Umständen die Scheidung verlangen.

Obwohl arabischen Ursprungs, sind die Fellah's doch die Eingebornen des jetzigen Aegyptens. Man sieht diese Frauen allenthalben, in Städten und Dörfern; nur sie zeigen sich und bilden in Aegypten den herrschenden Typus ihres Geschlechts. Wenn man den Nil hinauf an den zahlreichen Dörfern vorbeifährt, sieht man allenthalben die Fellah-Frauen mit ungeheuern länglichen Krügen, Balaß genannt, ans Ufer kommen und Wasser schöpfen. Dabei ermangeln sie niemals, sich die Füße, die Hände und das Gesicht zu waschen, und manchmal gehen sie in den Fluß hinein und waschen auch das Kleid, das sie tragen. Das Leben dieser Frauen fließt, wie leicht zu errathen, so still und einförmig dahin, wie die Welle ihres Nils, und nur in neuern Zeiten ist diese Einförmigkeit durch die Errichtung einer zahlreichen ägyptischen Armee gestört worden. Jedes Jahr wurde ihnen ein Gatte oder ein Sohn durch die Konskription entrissen und sie in kläglichem Elend zurückgelassen. Einige haben Muth genug, das abenteuerliche Soldatenleben zu theilen und ihren

in die schneebedeckten Gebirge Syriens oder in den glühenden Sand Arabiens zu folgen. Sobald ein Regiment an einem Orte für eine etwas längere Zeit ein Lager schlägt, so sieht man alsbald einige hundert Schritte davon ein Dorf aus Erdhütten sich erheben, und die Soldaten haben Erlaubniß, die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag bei ihren Familien zuzubringen. In Aegypten wie in einigen südlichen Ländern Europa's ist die Frau die Sklavin des Mannes, ihre Lage ist hart und traurig, aber sie sind resignirt, vielleicht weil die Gewohnheit auch diese Leiden ihnen erträglich macht.

In den Städten verheurathen sich die Fellah-Frauen an Lastträger, Wasserträger, Thürhüter, an Arbeiter in den Fabriken oder auf den Werften der Regierung, und an einige Kleinkrämer. In Alexandrien z. B. sind über 10,000 an die Arbeiter des Arsenals und an Leute verheurathet, denen der bedeutende Handel Beschäftigung gibt. Diese Frauen sind ausnehmend frei, denn der den ganzen Tag beschäftigte Gatte kann wenig Aufsicht über sie ausüben. Uebrigens müssen sie auch ihrerseits arbeiten, und verkaufen Früchte, Gemüse, Geflügel, überhaupt alle ersten Bedürfnisse des Lebens. Die Armuth hat sie demoralisirt. Die Männer sind nicht sehr eifersüchtig, einestheils, weil sie nicht Zeit dazu haben, und zweitens, weil sie ein großes Vertrauen auf die Frau haben müssen, die durch ihre Arbeit ihnen den Lebensunterhalt erleichtert. Die Europäer benützen häufig diese Nachsicht der Männer und den Leichtsinn der Weiber.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Wichtiger als der portugiesische Verkehr sind die katholischen Missionen für China selbst sowohl, als für unsere Kenntniß desselben. Anfangs machten diese rasche und glänzende Fortschritte, aber die Uneinigkeit unter den verschiedenen Orden und der unkluge Eifer Einzelner gegen die alten Institutionen China's führte ihren Untergang herbei. Im J. 1579 kam Mich. Ruggiero, ein italienischer Jesuit nach Canton, und ihm folgte nach wenigen Jahren Matth. Ricci, den man mit vollem Recht als den Gründer der katholischen Missionen ansehen kann. Die Gelehrten des Landes lobten diejenigen Lehren des Christenthums, welche mit denen Confutse's übereinstimmten, nahmen aber großen Anstoß an den Lehren von der Erbsünde, von den ewigen Qualen, von der Fleischwerdung und der Dreieinigkeit, so wie daran, daß man nicht eben so wohl Beischläferinnen als Weiber sollte halten dürfen. Keine Schwierigkeit konnte Ricci abschrecken, der in seinen großen mathematischen und physikalischen Kenntnissen die Mittel besaß, sich Freunde und Bekenner des Christenthums zu erwerben. Das Kleid eines Bonzen, das er anfangs unklugerweise angelegt hatte, gab er bald auf, und legte das des Gelehrtenstandes an; bald sah er auch die Thorheit ein, die Vorurtheile der Chinesen, welche mit ihren als heilig geachteten Institutionen innigst verschmolzen waren, und in der That die Grundlage ihres gesellschaftlichen Systems bildeten, mit Einemmal anzugreifen. Die Versammlung der Frauen in den Kirchen, die geheimen Unterredungen mit den Priestern in der Beichte, und das Verbot, an den Gräbern der Vorfahren Opfer darzubringen, alles dieß waren Abscheulichkeiten in ihren Augen. Ricci machte deßhalb einen Unterschied zwischen bürgerlichen und heiligen Gebräuchen, gestattete die erstern, namentlich die Ceremonien an den Gräbern, seinen Neubekehrten, und sein Erfolg war ungemein groß.

Als er 17 Jahre im Lande gewesen war, begab er sich nach Peking, wurde durch die Gunst eines der Eunuchen des Palastes dem Kaiser vorgestellt, seine Geschenke angenommen, und ihm ein Wohnsitz angewiesen. Andere Jesuiten stießen zu ihm, ließen sich an verschiedenen Punkten des Landes zwischen Peking und Canton nieder, und arbeiteten mit großem Erfolg, bis endlich der unkluge Eifer andrer Mönchsorden auch ihre Wirksamkeit störte. Der durch Talente und Kenntnisse ausgezeichnetste Jesuit war ein Deutscher, Namens Adam Schaal, der nach Peking kam, als eben die letzte chinesische Dynastie der Ming von den Mandschu vertrieben wurde. Durch den Einfluß eines chinesischen Christen, Namens Paul Sin, der Colao oder erster Minister war, und durch seine ausgedehnten physikalischen Kenntnisse wurde Schaal bei Hofe äußerst beliebt, und behauptete sich selbst nach der Mandschu-Eroberung. Der erste Mandschu-Kaiser Suntschi, den er leicht von der Unwissenheit der arabischen Mathematiker überzeugte, ernannte ihn zum Präsidenten des astronomischen Bureau's. Die Jesuiten erhielten Erlaubniß, zu Peking zwei Kirchen zu bauen, und neue Arbeiter am Missionswerke durften ins Land kommen; unter diesen wurde ein anderer deutscher Jesuit, Namens Ferdinand Verbiest, ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, der Coadjutor Schaals.

Als Kang-hy im Alter von 8 oder 9 Jahren unter der Vormundschaft von vier Mandschus den Thron bestiegen hatte, begannen die Streitigkeiten mit den intoleranten Dominikanern einen sehr ungünstigen Eindruck auf die Regierung zu machen. Anklagen erhoben sich gegen die Missionäre, und ihr Bekehrungseifer wurde für gefährlich erklärt. Schaal soll aus Kummer gestorben, und Verbiest gezwungen gewesen sey, sich einige Zeit zu verbergen. Als aber Kang-hy, ein Mann von hohem, umfassendem Geist, die Regierung in Person übernahm, wurde Verbiest Präsident des astronomischen Bureau's, und durch seinen Einfluß erhielten die vertriebenen Missionäre Erlaubniß, zu ihren Kirchen zurückzukehren. Verbiest unterstützte den Kaiser bei dem Guß von Kanonen, so wie bei der Abfassung eines mathematischen Werkes mit logarithmischen Tafeln. Während der Herrschaft dieses Kaisers, der jedoch nie selbst Christ war, blühte das Christenthum unendlich mehr als jetzt nach Verlauf von anderthalb Jahrhunderten, denn Kang-hy behandelte die Christen mit derselben Duldung, wie Muhammedaner und Buddhisten. In den Reisetagebüchern Le Compte's und anderer Jesuiten werden fast in jeder bedeutenden Stadt Kirchen mit europäischen Priestern erwähnt. Zu Fo-schan, 4 Stunden oberhalb Canton, befand sich nach Pater Bouvet eine Gemeinde von 10,000 Christen unter der Leitung eines Jesuiten aus Mailand; heutzutage findet sich dort wahrscheinlich nicht ein einziger Christ.

Das im Jahre 1692 von Kang-hy erlassene Dekret, das den

Christen freie Religionsübung gestattete, wurde abgeschafft von seinem Nachfolger Yung-tsching, der auch die Missionäre aus den Provinzen vertrieb. Diese geistlichen Abgeordneten waren im ganzen Reiche mit den chinesischen Behörden sowohl als unter einander in ewigem Hader gelegen, und überdieß war noch die Jurisdiktion über sie ein Gegenstand des Streits zwischen den Königen von Portugall und den Päpsten gewesen. In Folge der schon früher entstandenen Uneinigkeit zwischen den Jesuiten und andern Orden über die Gebräuche und Ceremonien der Chinesen hatte Matth. Ricci für die Missionäre eine Art Reglement entworfen, und darin die tadelswerthen Gebräuche als bloß bürgerlich und weltlich bezeichnet; Morales dagegen, ein spanischer Dominikaner, erklärte sie für götzendienerisch, und Innocenz X verdammte sie auch als solche. Martinez, ein Jesuite, bewies nachher das Gegentheil, und Alexander VII erkannte an, daß man sie auch bloß als bürgerliche Gebräuche ansehen dürfe.

Trotz aller Bemühungen der verständigen und gemäßigten Missionäre, diese Zwistigkeiten beizulegen, erließ ein Zelot, Namens Carl Maigrot, der sich Bischof einiger chinesischen Provinzen nannte, einen Hirtenbrief, worin er entschied, T'hien bedeute nur den sichtbaren und materiellen Himmel, und die chinesischen Gebräuche seyen götzendienerisch. Kang-hy selbst hatte im J. 1700 in einem Edikte, das auch an den Papst gesendet wurde, erklärt, T'hien bedeute den wahren Gott, und die von dem chinesischen Ritual vorgeschriebenen Gebräuche seyen politischer Art. Clemens XI dagegen unterstützte und bestätigte Maigrots Hirtenbrief. Um diese Streitigkeiten, welche nahe zu ein Jahrhundert lang das Christenthum entehrt hatten, beizulegen, wurde Tournon als apostolischer Vicar und Legat nach China gesendet, aber die Wahl scheint nicht klug gewesen zu seyn, denn Mosheim schildert ihn als einen Mann, „dessen guter Wille unter dem Einfluß eines engherzigen Sinnes und eines schwachen Verstandes stand." Kurz nach seiner Ankunft im J. 1705 erließ er nach Empfang von Clemens XI Dekret einen Hirtenbrief, daß kein chinesischer Christ je die Gebräuche üben solle, die der Papst verboten habe. Der Kaiser Kang-hy, aufgebracht über diese Verletzung seines Souverainetätsrechts, erließ ein Edikt, demzufolge er die Missionäre, welche nach der Lehre Ricci's predigten, zu dulden versprach, aber seinen Entschluß erklärte, die, welche Maigrots Ansichten anhingen, zu verfolgen. Im J. 1720 wurde der Legat Mezzabarba als Legat von Rom hergesandt, um die strittigen Punkte beizulegen, da er aber Kang-hy entschlossen fand, niemals dem Papste irgend eine Jurisdiktion über seine Unterthanen zu gestatten, so machte er einige temporäre Concessionen, um die römisch-katholische Kirche von dem Schimpf der Verbannung zu retten.

Endlich im J. 1723 unter Yung-tsching brach der Sturm los: einige wenige Mönche wurden in Peking geduldet, einige andere verbargen sich in den Provinzen, aber der größere Theil wurde nach Macao getrieben mit dem bestimmten Befehl, mit dem ersten Schiffe das Land zu verlassen. Die aufgeklärtern und klügern Jesuiten hatten sich mit größerer Mäßigung benommen, und der Einfluß ihrer Gönner versöhnte sie mit dem Hofe. Ignatius Kögler wurde vom Kaiser zum Präsidenten des astronomischen Bureau's ernannt, und erhielt eine ehrenvolle Auszeichnung. Bei seinem Regierungsantritt ließ Kienlung im J. 1726, voll Haß gegen die Priester, welche im Geheimen seine Oberherrschaft über seine eigenen Unterthanen zu untergraben bemüht seyen, dieselben mit vermehrter Strenge aufsuchen. In fast allen Provinzen wurden mehrere derselben entdeckt und eingekerkert, und ihre Neubekehrten flohen oder unterwarfen sich dem Willen des Herrschers. Um die Strenge dieser Verfolgungen zu mildern, sparten die in Peking residirenden Jesuiten weder Bitten noch Bestechungen, doch mit geringem Erfolg, bis im J. 1785, fast 50 Jahre nach Kien-lungs Thronbesteigung, durch ein Dekret dieses Kaisers die eingekerkerten Mönche freigelassen wurden und Erlaubniß erhielten, zu ihren Brüdern nach Peking zu gehen, oder nach Europa zurückzukehren. Seit dieser Zeit ist die römisch-katholische Mission im Sinken, und einigemal erneuerten sich die Verfolgungen. Nach einem Bericht des Prokurators an die propagandistische Mission zu Macao, Pater Marchini, betrug im J. 1810 die Zahl der europäischen Priester in China noch 29, mit etwa 200,000 chinesischen Christen. Seit dieser Zeit wurde der letzte Europäer aus Peking fortgeschickt, und nur wenige sind noch in den Provinzen verborgen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

Naturhistorische Bemerkungen.

Was meine meteorologischen Beobachtungen betrifft, so war die Temperatur während der Zeit vom 5ten bis 18ten Oktober (erster Frühlingsmonat), die ich in Paysandu zubrachte, sehr veränderlich. Der höchste Thermometerstand nach Réaumur Mittags im Schatten war 26° und der niederste 12°. Die Winde wechselten oft von Nordwest nach Südost, wovon starke Gewitter und häufige Regen die Folge waren. Am 8ten stieg der ohnehin schon sehr hohe Wasserstand des Uruguay plötzlich um noch 10 Fuß; der Fluß trat aus seinem Bette, setzte die ärmlichen Wohnungen im Hafen unter Wasser und nöthigte deren Bewohner sie zu verlassen. Das Steigen des Wassers, so wie die starken Gewitter mit Regen dauerten fort bis zum 15ten; am 16ten wehte Nordost. Das Wetter war warm und gewitterreich, es hörte aber zu regnen auf und der Uruguay fiel; am 18ten war er schon aus der Ebene zurückgetreten, und die vertriebenen Einwohner konnten ihre Wohnungen wieder beziehen. Die Gesammthöhe des Uruguay ward auf 22 Pariser Fuß (8 Varas) geschätzt; die Hütten im Hafen, nebst den Charras und ein einem Franzosen gehöriger Saladero standen ganz unter Wasser, und eine Menge von eingesalzenem Fleisch, Unschlitt, Häuten und Getreide ging gänzlich verloren. Die sehr reißenden Strömungen schwemmten Bäume, gehauenes Holz und die Trümmer der Hütten fort; seit zwölf Jahren hatte man keine solche Ueberschwemmung erlebt. Die sehr heißen Nord- und Nordwestwinde, welche die Atmosphäre mit den sumpfigen Dünsten des Chaco und von Entre-

Rios schwängern, verursachen hier, eben so wie in Buenos-Ayres, eingenommenen Kopf, Müdigkeit und Neigung zum Schlaf. Die Südostwinde sind kalt und bringen Regen; auch verstärken sie die Ueberschwemmungen des La Plata, des Parana und Uruguay.

Geologie. Der Boden, auf welchem die Stadt steht, so wie der der Umgegend, besteht aus Pflanzenerde, die von einigen Zollen bis zu sechs Fuß Dicke einen röthlichen, kalk- und thonhaltigen Tuff bedeckt, der an ein'gen Stellen mit Mergel und an andern mit Gyps vermischt ist. Guter Kalk läßt sich durch Brennen nicht daraus gewinnen, weil der Thon vorherrscht; zerreibt man ihn aber und läßt ihn durch ein Sieb laufen, so erhält man ohne weitere Vorbereitung als die des Anfeuchtens einen sehr festen hydraulischen Mörtel. Ich habe mit demselben Mauern um die Kirche auf ganz eigene Weise aufführen sehen; der thonhaltige Kalk wurde an Ort und Stelle ausgegraben, und nachdem man ihn zu Staub zerrieben, ward er leicht angefeuchtet und in eine aus vier Brettern durch eiserne Pflöcke zusammengehaltene Kiste mit hölzernen Keulen fest eingeschlagen; sobald eine Schichte hart genug war, schlug man eine neue ein, und so fort bis die Kiste voll war. Dann werden die Nägel ausgezogen, die Kiste fällt aus einander und eine Mauer steht da, die mit der Zeit immer fester wird. Einige Stunden nördlich von Sandu sind zwei Kalkbrennereien, die ein sehr mittelmäßiges Material liefern.

Die schwarze Pflanzenerde, welche die erste Bodenschichte bildet, wird auch zum Bau der Hütten und Häuser verwendet; sie ist sehr geschmeidig und wird schnell hart. Diese Art Thonerde ist dem Wachsthum der Pflanzen und Gesträuche sehr günstig, allein ihre geringe Dicke ist wahrscheinlich Ursache, daß die Bäume in dem Kalkboden unterhalb nicht recht Wurzel fassen können, denn alle Anhöhen der Umgegend sind kahl, und nicht einmal Buschholz gedeiht auf ihnen. Bäume und Gesträuch sieht man nur in den Thälern und an solchen Stellen, wo die Pflanzenerdenschichte eine ungewöhnliche Dicke hat.

In einem jener Thäler südöstlich von der Stadt findet sich eine nicht besonders große Schichte von röthlichem, grobkörnigem Sandstein, der zu Bau- und Pflastersteinen benutzt wird. Man findet dessen auch noch an andern Stellen derselben Lokalität. In den Thälern stehen mehrere Ziegelbrennereien an den Orten, wo die schlammige Thonerde häufig ist.

An den Ufern des Uruguay, so wie in seinem Bett, gibt es einen Ueberfluß an Geschieben von Achat, Karneol, Chalcedon, Sarder u. s. w., in denen sich auch einige fossile, dem Pflanzenreich angehörige organische Ueberreste befinden. Die sogenannten Pudding- oder Wurfsteine sind selten. Am rechten Ufer des Uruguay, Paysandu gegenüber, sieht man kleine Hügel von sehr feinem und weißem Sand, die sich ziemlich weit ins Land hinein erstrecken. Auf diesem Sandboden wachsen einige sehr feste dornichte Holzarten, z. B. der Espinillo, der Algarrobo, der Urunday, der Nandubay und mehrere andere.

Ein thierisches Fossil irgend einer Art habe ich hier nicht gefunden, doch glaube ich, daß deren in den Kalksteinbrüchen, welche man ausbeutet, vorhanden seyn müssen, weil dieses ganze Land und selbst die niedern und Alluvialebenen von Buenos-Ayres antediluvianische Thierknochen enthalten, wie z. B. von Mastodonten mit schmalen Zähnen, Riesenpanzerthieren und Ichthyosauren. Es dürfte nöthig seyn, hinsichtlich dieser ausgestorbenen Thiergattungen in eine flüchtige Erläuterung einzugehen, da man bis jetzt noch so wenig bekannt mit denselben ist, daß gelehrte Mönche in Buenos-Ayres die Leichtgläubigen zu überreden suchten, diese Knochen wüchsen in der Erde.

Die Mastodonten gehören zur Ordnung der Pachydermen (dickhäutigen), zur Familie der Proboscidien (mit Rüssel und Stoßzähnen versehenen), und bildeten ein besonderes dem Hippopotamus sich näherndes Geschlecht.

Die fossilen Panzerthiere gehören zur Ordnung der Zahnlosen, d. h. derer, die vorn keine Zähne haben. Einige systematische Naturforscher zählen sie dem Geschlecht der Faulthiere bei, und rechnen auch die ausgestorbenen Gattungen Megatherium und Megalonyx hieher, die den Ameisenbären und Faulthieren nahe stehen. Die Ichthyosauren und Plesiosauren waren ungeheure im Meere lebende Reptilien; der Ichthyosaurus hatte einen Eidechsenkopf, vier cetaceenartige Klauen und Fischwirbel. Der Plesiosaurus hatte dieselben Klauen, und einen kleinen Eidechsenkopf auf einem langen schlangenähnlichen Halse.

In verschiedenen Gegenden der Provinz Buenos-Ayres, besonders in der Umgebung von San-Nicolas de los Arroyos, auf dem rechten Ufer des Parana, findet man viele Mastodontenknochen. Bei einem Kaufmann zu Buenos-Ayres habe ich ein fast vollständiges Skelett dieses Pachyderms gesehen. Es war ihm von einem Gaucho aus dem Innern der Provinz gebracht und für 20 bis 25 Franken verkauft worden. Die Knochen des Mastodonten mit schmalen Zähnen, ungeeignet Mammuth genannt, sind bekanntlich viel seltener als die des großen Mastodonten.

Gebeine vom Riesenpanzerthier findet man in Menge an den Ufern und in der Nähe des Rio-Negro (Banda-Oriental), und in der Gegend von San-Nicolas de los Arroyos im thonhaltigen Kalk. Herr d'Orbigny hat deren gefunden, nach denen er vermuthet, daß das Thier die Größe eines Ochsen hatte, mithin gegen zwanzigmal größer war, als das noch jetzt existirende Riesenpanzerthier von Paraguay.

Die Knochen des Ichthyosaurus findet man an den Ufern des Rio-Arapey (Banda-Oriental), einem der Beiflüsse des Uruguay.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Versuche des Herrn Cabrol im Gebiet von Fortz, bei welchen mit dem möglichst wenigem Brennmaterial durch Luftheizung eine viel größere Masse von Erz geschmolzen werden soll, sind in vollem Gang. Bis jetzt haben die Operationen ganz genügende Resultate gegeben, und sich den Berechnungen des Herrn Cabrol durchaus entsprechend gezeigt. Das mittelst der Hälfte des Brennmaterials erhaltene Produkt betrug weit mehr als bei der gewöhnlichen Prozedur. Auch in Betreff der Qualität des gewonnenen Eisens haben die Versuche sich vollkommen günstig gezeigt, und die verschiedenen Versuche, die man mit dem Eisen in dieser Beziehung anstellte, haben seine Güte entschieden bewährt. Die Anwendung dieses Verfahrens auf den Hochöfen von Decazeville läßt die besten Resultate erwarten.

Im Departement Finistère werden gegenwärtig ausgedehnte Nachforschungen nach Metallen gemacht. Bereits hat man große Massen eisenschüssigen Gesteins an den Mündungen der Flüsse Chateaulin und Tarn entdeckt; eine starke Lage von Schwefelkies hat man in Landarenne aufgefunden, und die zu Quimper und Pontcroix angestellten Untersuchungen auf Steinkohlen versprechen eine reiche Ausbeute.

Das Staatsgefängniß in Connecticut warf im Jahre 1836 durch die Arbeit von 201 Gefangenen 5164 Dollars reinen Gewinn ab.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 300.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Oktober 1836.

Zur Physiognomie von Nieder-Ungarn. *)

(Von J. G. Elsner.)

Eine Hauptfigur in dem Gemälde von Nieder-Ungarn spielt die Theis. Auf ihr werden dem Niederlande eine Menge seiner Bedürfnisse, wie z. B. Salz und Holz, zugeführt. Die Schifffahrt auf diesem Strom ist, da er tief und gar nicht reißend, ganz sicher, und man hört daher auch fast niemals von Unfällen. Auf den Stapelplätzen vereint sie Menschen aus den verschiedenen Nationen, mit denen Ungarn bevölkert ist. Die Schiffer sind meistentheils Slowaken und Bosniaken, beides sind verwandte Stämme, nur daß letztere in der Kultur und Civilisation noch hinter den erstern stehen. Ein Hauptstapelplatz ist Szolnok, wo sich eine Salzniederlage für einen großen Theil von Ungarn befindet. Es ist zum größten Theile Steinsalz aus den Werken von Wieliczka in Gallizien, welches hier zu Schiff ankommt, und zum Theil auf gleiche Art die Theis hinab bis in die Donau und auf dieser aufwärts nach Pesth und die höher hinauf liegenden Städte und Ortschaften, ja selbst bis nach Oestreich gebracht wird. Das Leben und Treiben auf den Plätzen vor den Salzmagazinen in Szolnok geht über alle Vorstellung. Um sich einen Begriff davon zu machen, denke man sich eine Menge von Schiffen auf der Theis, welche mit Individuen aus den beiden oben genannten Nationen bemannt sind. Nun male man sich eine Gruppe derselben. Auf dem Kopf einen Hut mit breiter auswärts gebogener Krempe; den Hals und die Brust blank; ein Hemd, welches nur einige Zoll unter den Nabel reicht, zuweilen auch gar keins; weite Hosen von Leinwand, die wie eine Schürze um Lenden und Beine flattern; an den Füßen selbstbereitete Sandalen von halbgahrem Leder: dieß ist die Bekleidung dieser Schiffer. Ihre Lebensweise ist in hohem Grade einfach, so wie ihre Sitten, welche aber mitunter roh sind. Wind und Wetter ertragen sie, es mag seyn wie es will. Brust, Hals und Rücken sind von der Sonne gebräunt, gleich dem Leder ihrer Sandalen. Diese Menschen sieht man sich mit dem Aus- und Einladen des Salzes auf den Kähnen tummeln. Eine Menge von Beamten sind theils mit Abwiegen, theils mit Ausfertigung von Wagezetteln beschäftigt. Hunderte von ungarischen und slowakischen Bauern halten mit ihrem Fuhrwerk hier und harren auf Ladung und Abfertigung. Sie verfahren das Salz gegen ein sehr geringes Fuhrlohn nach Pesth und in einige Landstädte. Wie niedrig der Satz der Fracht sey, geht daraus hervor, daß man für den Centner von hier nach Pesth (zwölf ungarische Meilen) selten mehr als einen halben Gulden Wiener Währung (12 Kreuzer Konventionsmünze) zahlt. Es wird ihnen das Salz in Szolnok zugewogen, und sie müssen es am Orte der Abfuhr wieder eben so abliefern. Wenn die Hauptabfahr (Junius) stattfindet, so begegnet man nicht selten auf der Länge von einer Meile Weges mehreren Hunderten solcher Wagen. Bedenkt man, daß diese Bauern auf ein Pferd in der Regel nur 4 — 5 Centner laden, so würde man es unbegreiflich finden, wie sie für so geringen Lohn fahren können, wenn man nicht wüßte, daß sie unterwegs fast gar keine Ausgaben haben. Denn was sie für sich und ihr Vieh bedürfen, das führen sie alles mit sich. Nur ein Glas Wein oder Schnapps, was sie sich zuweilen anthun, ist die einzige Ausgabe.

Daß in Nieder-Ungarn zum größten Theile gut eingerichtete und gut bediente Wirthshäuser sind, vermuthet der Deutsche wohl nicht, und wird durch dieselben daher angenehm überrascht. Ein Billard- und ein Extrazimmer für anständige Reisende findet man nicht allein in den Gasthöfen in Städten, sondern auch nicht selten auf dem Lande in den größern Dörfern. Zimmer zum Uebernachten mit ziemlich guten und reinlichen Betten trifft man da ebenfalls. Dazu kommt denn noch eine gute Küche und meistentheils auch noch guter Wein, so daß sich der Reisende, der nicht gerade übertriebene Forderungen macht, recht wohl befindet.

In den meisten Landstädten, deren übrigens nicht allzu viele sind, indem die Ortschaften überhaupt weit aus einander liegen, ist Garnison, fast überall Kavallerie. Sie gibt einiges Leben, zumal die meisten Offiziere wohlhabend sind und etwas aufgehen lassen können. In Ungarn ist noch keine eigentliche Konscription, und obgleich die Komitate eine gewisse Zahl von

*) S. Ausland Nro. 66 — 69 v. d. J.

Rekruten stellen, so besteht doch nebenbei noch die Werbung. Bei der Stellung werden die jungen Leute eingefangen, indem sie sich, weil man vom Soldatenstande noch eine abschreckende Vorstellung hat, wo es nur immer geht, flüchten, sobald sie nur merken, daß eine Aushebung stattfinden soll. Anders geht es mit der freien Werbung; da engagiren sich die jungen Burschen mit Lust und Freudigkeit, welches freilich nur so lange währt, als die Begeisterung, welche die Werber in den Gasthäusern zu erregen und zu unterhalten wissen, dauert. Wenn diese vorüber ist, hängen freilich die Flügel tief. Ich traf eine solche Scene in Kisnyszallas, einem Dorfe zwischen Debreczyn und Szolnok. Es war an einem Sonntage. In der Gaststube kreischte die Musik, welche einige Zigeuner ihren widerspänstigen Instrumenten abzwangen; zwischen durch hallte das Jauchzen der Tanzenden. Außen sah ich mehrere Husaren, und bei ihnen, so wie in der Stube, einige junge Burschen, welche mit einem Dollmann, im Uebrigen aber mit ihrer ländlichen Tracht bekleidet waren. Sie gehörten zu den Neu-Angeworbenen. In Gesellschaft der Werber befand sich eine Dame, auf deren Gesicht mancherlei zu lesen war. Sie ward von den Husaren und mitunter auch von den Rekruten geliebkost und spielte dabei nicht die Spröde. Um die Rekruten drängten sich Eltern und Verwandte, wobei es denn manche Klage und Thräne gab, die aber von den begeisterten jungen Helden wenig beachtet wurden. Um nun Wallensteins Lager in der besten Form darzustellen, brachte der Zufall drei Kapuziner auf ihrer Reise hieher, welche aus Groß-Wardein kamen, wo ihr Kloster abgebrannt war. Der ältere von ihnen sah mit Jammer dem losen Treiben zu, und schien fast Lust zu haben, Schillers Kapuziner zu spielen. — Ich kam mit ihnen ins Gespräch und brachte sie dahin, mit mir die ganze Scene von der poetischen Seite anzusehen. Am andern Morgen zogen die jungen und alten Husaren ab, nachdem man ihnen zuvor noch ein Ständchen gebracht hatte. Erstere zeigten nunmehr sehr nüchterne und trübselige Gesichter.

So entfernt in Nieder-Ungarn die Ortschaften von einander liegen, eben so volkreich sind sie. Dieß wird man am besten inne, wenn man einen Markt sieht. Einen solchen traf ich in Alberti zwischen Pesth und Szolnok. Ich glaube die Menschenzahl, die hier beisammen war, nicht zu überschätzen, wenn ich sie auf 8—10,000 stelle. Der Marktplatz war vor dem Dorf auf einer ausgedehnten Ebene. Vieh und Waaren aller Art waren hier aufgebracht. Jeder Krämer und Handwerker führt seine Bude oder sein Zelt mit sich, welches er, so wie er ankommt, auf einem gelegenen Platz aufschlägt. Von einer polizeilichen Anordnung oder Ueberwachung eines solchen Marktes ist keine Rede. Etwaige Streitigkeiten werden leicht geschlichtet, und wenn es dabei auch bis zu Thätlichkeiten kommt, so geht man doch, wenn es vorüber ist, ruhig und oftmals scherzend aus einander. — Wie leicht sich in Ungarn überhaupt ein Markt bildet, das sah ich in Schaka. Es war Mittagszeit. Eine Menge Handwerker und Krämer aus Debreczyn, welche von dem Markte von Gyula zurückkamen, hielten hier an, und kramten, da sie sonst nichts vorhatten, ihre Waaren aus. Im Augenblicke sammelte sich ein Haufen Volks um jeden Wagen, und nicht lange, so war ein lebhafter Handel im Gange. Vielleicht verkaufte hier mancher in zwei Stunden mehr Waaren, wie er auf jenem Markte los geworden war.

Wer ein lebhaftes Bild von den Erscheinungen in den Wüsten Afrika's haben will, der sieht es auf den Ebenen Nieder-Ungarns bei großer Dürre. Da erscheinen ihm die vollkommensten Luftspiegelungen: Seen, Inseln, Ruinen, Städte u. dergl. Um ihn herum tanzen in naher und weiter Ferne Wirbelwinde, welche mächtige Staubsäulen bis zum Himmel emportreiben, und die ihn, wenn er gerade in ihre Bahn kommt, mit Staub überschütten. Die Hitze ist dabei unerträglich und an gutem Wasser großer Mangel. Außerdem brennen an vielen Orten Moore, und von ihnen steigen Rauchmassen in die Höhe, als wenn Städte und Dörfer in Flammen stünden. Es sind ausgetrocknete Sümpfe, welche man durch das Brennen zu fruchtbarem Ackerland umschafft. — So originell indeß auch so Vieles auf diesen Ebenen erscheint, so empfindet man doch eine große Freude, wenn man die Berge wieder näher rücken sieht und endlich diese ermüdenden Flächen verläßt.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Die Spanier besaßen das Privilegium, zu Macao, Canton und Amoy Handel zu treiben, zogen aber daraus weniger Vortheil als die meisten andern Nationen, obwohl sie durch den Besitz von Manilla und den philippinischen Inseln in den Stand gesetzt waren, einen sehr lebhaften Handel zu jeder Jahreszeit zu unterhalten. Hätten sie geschlossene Waarenhäuser mit einem System von Rückzöllen bei der Wiederausfuhr gehabt, die Hälfte des chinesischen Handels hätte sich hier vereinigen können. Die schweren Auflagen und die Plackereien der chinesischen Regierung nebst dem strengen Monopol der Hongkaufleute hätten viele Schiffe aus Canton vertrieben, wenn sie in einem benachbarten Hafen sich hätten versorgen können. Selbst jetzt finden es amerikanische und englische Schiffe häufig angemessen, zu Manilla anzuhalten und eine Ladung Reiß einzunehmen, weil sie durch die Einfuhr desselben in Canton die schweren Hafenzölle vermeiden; aber die spanische Regierung ist den gewöhnlichsten Grundsätzen der politischen Oekonomie so fremd, daß aus Luçon kein Reiß ausgeführt werden darf, sobald derselbe einen gewissen Preis übersteigt.

Den Holländern gelangen ihre Versuche, einen Handel mit China zu eröffnen, ziemlich schlecht, bis sie endlich im J. 1624, auf der Westküste von Formosa, der chinesischen Küste gegenüber, eine Niederlassung gründeten. Die Nähe dieser Niederlassung bei Manilla und Macao erweckte die Eifersucht der Spanier und Portugiesen sowohl, als der chinesischen Regierung: anfänglich ward ihnen von Seite der letztern die Handelsfreiheit verweigert, aber sie machten Angriffe auf die Küste, bis man ihnen endlich gegen das Versprechen, die Pescadoren *) zu räumen

*) So heißen einige kleinere Inseln zwischen dem festen Lande und Formosa.

und sich auf Formosa zu beschränken, die Handelsfreiheit gewährte. Ein Fort ward am Haupthafen der Insel auf der Südwestseite erbaut und Fort Zeeland genannt, auch Maßregeln ergriffen, um die Ureinwohner des Landes zu civilisiren. Inzwischen fiel Peking im J. 1644 in die Hände der Mandschus, und sämmtliche Provinzen des Nordens nebst den meisten südlichen erkannten in kurzer Zeit die fremde Herrschaft an. Aber viele Tausende von chinesischen Familien wanderten im Laufe des Kampfes aus ihrem Vaterlande aus, und nicht weniger als 25,000 sollen sich nach und nach in Formosa angesiedelt haben. Durch diese Einwanderungen gewann das Land ungemein, und darum wurden sie anfangs von den Holländern befördert, bald aber wuchs die Zahl der Einwanderer so sehr, daß die Holländer nicht wenig besorgt wurden; allein es war zu spät, das Einströmen der Chinesen dauerte fort, und wurde am Ende die Hauptursache der Verjagung der Holländer, *) die im Jahre 1662 stattfand.

Der Verkehr Rußlands mit China durch Sibirien weicht von dem der andern europäischen Nationen gänzlich ab, und wir können deßhalb hier nicht näher darauf eingehen. Ein Versuch wurde im J. 1806 gemacht, auch eine Verbindung zur See anzuknüpfen, indem Kapitän Krusenstern mit zwei Schiffen nach Canton kam, aber alsbald erschien ein Edikt, welches Rußland jeden Handel außer zu Lande verbot, und diesen auf Klachta beschränkte.

Erst geraume Zeit nach den Portugiesen, Spaniern und Holländern traten auch die Engländer auf den Schauplatz des chinesischen Handels. Zum Erstenmal kamen englische Schiffe unter Kapitän Weddell im J. 1637 nach Macao, aber die Portugiesen thaten alles Mögliche, um die Engländer den Chinesen verdächtig zu machen, und es gelang ihnen auch, die Chinesen zu vermögen, daß sie die englischen Schiffe beschossen; diese aber antworteten so kräftig, daß die Chinesen sich veranlaßt sahen, einen untergeordneten Mandarin abzuschicken, gegen den die Engländer ihre friedlichen, bloß auf den Handel gerichteten Absichten aus einander setzten und ihn mit Geschenken entließen. Der Erfolg war, daß man den Aufhetzereien der Portugiesen das Gefecht Schuld gab, und daß die englischen Schiffe Ladungen einnahmen.

Indeß wurde noch viele Jahre hindurch kein weiterer Handel getrieben. Bald darauf wurde das Innere von China durch den Kampf zwischen den Mandschu-Tataren und den Chinesen zerrissen, während die Küsten durch Seeräuberflotten unsicher gemacht wurden. Einen zweiten Versuch zur Begründung eines Handelsverkehrs machten die Engländer im Jahre 1664. Die Agenten der ostindischen Kompagnie sandeten zu Macao, um dort eine Unterhandlung mit den Chinesen anzuknüpfen; diese verlangten aber von jedem Schiff einen Hafenzoll von 2000 Taels, und als man ihnen tausend bot, verwarfen sie den Vorschlag. Endlich stellte man eine Wache vor die Wohnung der Engländer, und diese mußten ihren Versuch aufgeben und nach Canton zurückkehren.

Im J. 1668 ermunterte der Friede mit den Holländern die Kompagnie, ihre Blicke abermals nach China zu richten, und im J. 1670 wurde ein Handel mit Tay-wan oder Formosa eingeleitet, dessen sich der ehemalige Seeräuberkönig Koringa bemächtigt und die Holländer daraus verjagt hatte. Wahrscheinlich kannte er die Eifersucht und den Haß der Engländer und Holländer, und lud die erstern ein, nach Tay-wan zu kommen, um sich ihrer als Gegengewicht gegen die Holländer zu bedienen, falls diese versuchen sollten, sich Formosa's wieder zu bemächtigen. Doch war Koringa auch gegen die Engländer nicht ohne Argwohn, denn die Schiffe mußten, so lange sie im Hafen waren, alle ihre Kanonen und Munition abliefern. Dieser Handel scheint indeß allmählich so wenig Gewinn abgeworfen zu haben, und so mit Plackereien umsponnen worden zu seyn, daß die englisch-ostindische Kompagnie im Jahre 1687 Befehl gab, ihre Faktoreien von Formosa weg nach Amoy zu verlegen, und wo möglich zu Canton oder Fock-tschou einen Handel anzuknüpfen. Im J. 1683 wurde Formosa von Koringa's Enkel an den Kaiser übergeben, und in einer merkwürdigen Depesche an die Kompagnie vom 20sten December desselben Jahrs ist bemerkt: „Die Einwohner erhielten im Namen des großen Khans der Tatarei Befehl, ihre Haare abzuschneiden und nur so viel stehen zu lassen, daß es einen Affenschweif ausmache, der von dem Scheitel des Kopfs herabhinge, und überhaupt sollten sie sich nach den Sitten seines Landes richten.“ Die Mandschu zeigten sich von der Eroberung China's an dem fremden Handel sehr abgeneigt, zum Theil vielleicht, weil sie denselben minder achteten, als die einheimischen Herrscher, zum Theil aus Furcht, es möchte zwischen den Europäern und ihren chinesischen Unterthanen irgend eine Vereinigung zu Stande kommen. Seit der Eroberung China's durch die Mandschus wurden die Engländer von Ningpo und Amoy ausgeschlossen, denn nach dem letztern Platze hatten sie Handel getrieben, so lange derselbe von den Mandschus unabhängig war, und noch einige Zeit, nachdem China sich denselben unterworfen hatte. Im J. 1685 sandten die Engländer ein Schiff nach Amoy ab, um wo möglich den Handel mit diesem Orte wieder anzuknüpfen, und zu gleicher Zeit wurden alle möglichen Anstrengungen gemacht, um einen regelmäßigen Handel in Canton zu begründen. Doch wollte dieß nicht recht gelingen, namentlich weil die Portugiesen zu Macao Alles aufboten, um die Engländer auszuschließen, eine Eifersucht, die sie bis in die neuern Zeiten fortsetzten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Jahrgang 1835, Nr. 188, 189, 190.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

Naturhistorische Bemerkungen.

(Schluß.)

Botanik. Die fast unaufhörlichen Regen während meines Aufenthalts zu Paysandu gestatteten mir keine botanische Exkursion, weßhalb ich in dieser Hinsicht nur einige allgemeine Bemerkungen beizubringen vermag, wie ein flüchtiger Ueberblick sie gestattet.

Ich war überrascht, auch hier, wie zu Buenos-Ayres und Montevideo, die einheimische Vegetation auf bedeutenden Strecken von einer

Digitized by Google

exotischen Pflanze verdrängt zu sehen, die sich fortwährend mit reißender Schnelligkeit vermehrt. Ich meine nämlich jene Spezies spanischer Disteln (cinara cardunculus), die jetzt mehrere hundert Lieues von Ländereien in dieser Gegend bedeckt. Die Einwohner beklagen sich jedoch eben nicht sehr darüber, weil sie die jungen Schößlinge gern essen und die getrockneten Stängel statt des Brennholzes benutzen, an dem es allenthalben fehlt, wo kein Fluß in der Nähe ist. Auf allen Anhöhen um Paysandu, besonders gegen Süden, findet man keine andere Pflanze als diese Distel. In den Ebenen findet sie sich noch mit zwei Arten einheimischer Disteln vergesellschaftet, von denen die eine den Spaniern unter dem Namen Abrojo (mach die Augen auf) bekannt ist. Die andere, deren Namen ich vergessen habe, kriecht am Boden hin und ist sehr stechend. Um sich einen Begriff von der ursprünglichen Vegetation dieser Gegend zu machen, muß man die sandige Ebene am Ufer des Uruguay besuchen, wo man mitten unter den Dornsträuchen und dem Cactus eine Menge der herrlichsten Blumen findet. Die Basis der Vegetation bilden Grasarten, Verbenaceen, Synantheren, Leguminosen, Solaneen, Ophrydeen und einige bermudische Lilien, oder Sisyrinchium mit violetten und gelben Blumen. Auch findet man einige Ananasgewächse und Malvaceen; eine der letztern Familie angehörige Spezies findet sich häufig in der Nähe der Wohnungen, wo sie stets mit zwei Arten Tartago oder Palma Christi (Jatropha curcas. L.) vergesellschaftet ist.

Die Niederungen sind mit einer sehr kleinen Cactus-Art bedeckt. An den sumpfigen Stellen findet man hohe Grasarten, Schilf u. s. w., denen die Spanier des Landes den Namen Pajonales geben. Selbst die Hochebenen, besonders an öden, wenig vom Vieh besuchten Stellen, sind mit diesen Pajonales bedeckt. In den vom Vieh beweideten Gegenden aber brennt man diese Stellen zu der Jahreszeit ab, wo das vertrocknete Gras keine Nahrung mehr bietet, damit die jungen Sprossen nachwachsen können; diese Verfahrungsweise muß natürlich eine Menge zarterer Pflanzen zerstören.

Vom La Platastrom bis zu den Missionen findet man nur an den Ufern der Flüsse und Bäche Waldungen, die jedoch immer lichter werden, je mehr die Bevölkerung zunimmt. An einigen Stellen ersetzt man sie durch Anpflanzungen einer Art Pfirsichbäume, die sehr schnell wachsen und herrliche Früchte tragen; man nennt diesen Baum Durazno.

Die Kryptogamen sind in der Gegend von Paysandu sehr selten, weil es an großen Waldungen und Felsen mangelt. Man findet hier noch, wie zu Montevideo, eine Art Farrenkraut, dem osmonda regalis ähnlich, und ein lycopodium inundatum. Ich bemerkte, daß der Nopals-Cactus viel von einem Moos zu leiden hatte, von dem er ganz überzogen wird.

Zoologie. Von Säugethieren findet man um Paysandu nur Carpinchos (Sumpfschweine), Venados (Hirsche von der Gattung, welche die Guaranis Guazuti nennen), Comadrejas (Beutelthiere), Apereas (Cavia cobaia), Zorillos (Stinkthiere), Armadillos und Mulitas (Tatous-dasypus L.). Der Jaguar kommt nur gelegentlich zum Vorschein, wenn die Inseln überschwemmt sind. Die Vizcacha (callomys viscacia Geoff. St. Hil.), die in der Gegend von Buenos-Ayres so häufig ist, findet sich hier am linken Ufer des Uruguay nicht, in Entre-Rios aber am rechten Ufer sehr häufig.

Die Mannichfaltigkeit im Geschlecht der Vögel ist nicht groß; ich habe etwa vierzig Arten der sieben Ordnungen gefunden, glaube jedoch, daß man bei längerem Aufenthalt noch mehrere entdecken könnte.

Raubvögel. Geier, Urubu genannt (catharles urubu), waren nicht häufig; den Aura habe ich nicht gesehen. Die drei Arten Caracaras des Azara — der Carancho, der Chimango und der Chimachima sind häufig, so auch die Kanincheneule (Urucurea Az.).

Vom Sperlingsgeschlecht erlegte ich in dieser Gegend einen Tangara mit gezähntem Schnabel, und man versicherte mich, daß dieß der unlängst erst aus Chili gebrachte Phytotome sey. Der Kardinal mit rother Haube (Oxia cucullata Lath.), so wie der Duglet Buffons sind häufig. Der gehaubte Fliegenfänger und der Würger mit gabelförmigem Schwanz sind ebenfalls gemein, so wie auch ein weißer und schwarzer Fliegenfänger, Viuda (Wittwe) genannt. Noch findet man hier zwei Drosselarten, den Citronenvogel mit rother Kehle, einen Windfänger oder Ziegenmelker mit weißem Bauch, einen Dickschnabel mit schwarzem Halsband, drei Arten Bachstelzen, eine Art Zaunkönig und den goldgrünen und amethystfarbenen Kolibri; den letztern jedoch nicht häufig.

Von Baumläufern sah ich ganze Schaaren des Maracana Patagon Az. und viele langgeschweifte Papagaien; dann den Specht mit den goldfarbigen Flügeln und den mit dem purpurnen Kopf (Picus lineatus L.); ferner einen gehaubten dreizehigen tabakbraunen Specht, wovon nur das Pariser Museum ein Exemplar besitzt, und endlich einen Kukuk (Piririgua Az.).

Vom Hühnergeschlecht fand ich zwei Arten Holztauben, zwei andere gemeine Tauben und zwei Turteltaubenarten sehr häufig in ganzen Schaaren auf den Feldern. Das kleine Rebhuhn (Ynambui Az., tinamus maculosus Temm.) und das große Rebhuhn (Inambu guazu Az., tinamus rufescens Temm.) in großer Menge.

Von Stelzenläufern und plattfüßigen Vögeln findet man an den Ufern des Uruguay, des La Plata und des Parana zwei Klassen in großer Menge. Die zahlreiche Familie der Langschnäbler, welche zum Theil jene in Buenos-Ayres unter dem Namen Chorlitos bekannte Strandläufer in sich schließt, enthält noch mehr als Ein Genus, das noch von keinem System genannt wird. Die Kibitze, welche ich hier erlegte, unterscheiden sich von denen Canada's; ferner fand ich kleine Regenvögel mit schwarzem Halsband; den gemeinen Jacuna und die Meerschwalbe (sterna minuta L.).

Die Guaranis und Gauchos erstaunten nicht wenig, als sie uns so viele Vögel fangen und erlegen sahen. Man kann sich keinen anmuthigern Anblick denken, als den prachtvollen Kolibri mit seinem Metallglanz, wie er plötzlich im schnellsten Flug inne hält und wie unbeweglich vor einer Blume schweben bleibt, indem er die Flügel mit unbegreiflicher Geschwindigkeit auf- und niederschlägt, dann seine kleine Zunge in ihren Kelch senkt und den Körper senkrecht herabhängen läßt, als würde er am Schnabel fest gehalten. Der lebhafte Flügelschlag und die große Elastizität der Federn bringen ein summendes Geräusch hervor, das ihre Gegenwart verräth, denn dem Auge entgehen sie wegen ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit sehr oft. Mit Vergnügen sahen wir sie oft mit weit größern Vögeln heftig anbinden, die sich zufällig ihren Nestern näherten.

Bei Don Tomas Creig, Postverwalter, sah ich sehr schöne Exemplare von weißem und violettem Bergkrystall aus dem Innern der Banda-Oriental. Die äußere sehr rauhe, schwärzliche Kruste läßt inwendig keine so schönen Krystalle vermuthen, und nur wenn man die größern oder kleinern Blöcke zerschlägt, entdeckt man ihren Inhalt.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 73** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ritter Harold's Pilgerfahrt. Von Lord Byron. — Geschichte von Rimini. Von Leigh Hunt. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtabonnenten des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 301.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Oktober 1836.

Gesellschaftliche Sitten in Stockholm.

(Aus einem Privatschreiben von E. v. H.)

Der schwedische Adel, stolz, alt, herrschsüchtig und fein, theilt alle Tugenden dieses edlen Volkes, vor Allem die Gastfreundschaft im höchsten Maße. Es ist nicht möglich, liebenswürdiger und freundlicher aufgenommen zu werden, als von diesen großen Familien, und wenn Gastfreundschaft überhaupt ein vorstechender Zug nordischer Völker ist, so erscheint sie bei den Schweden mit einer solchen Beimischung von Herzlichkeit, Wohlwollen und Grazie, daß mir auf meinen Reisen in Europa nicht entfernt ähnliche Beispiele vorgekommen sind, wie man sie hier täglich findet. Beschämt muß sich der Fremde gestehen, wie weit er in seiner Heimath in dieser schönsten Tugend der menschlichen Gesellschaft zurückgeblieben. Wie wäre es aber auch möglich, in unsern vielbesuchten Ländern solche ausgedehnte Gastfreundschaft zu üben, wo in mancher gewöhnlichen Stadt in einer Woche mehr Fremde ankommen, als Stockholm ein ganzes Jahr hindurch bei sich sieht, und nun vollends im Innern dieses Landes, wo ein Fremder wie eine Rarität betrachtet und verehrt wird. Wie Schweden überhaupt viel nach Traditionen lebt, so haben sie auch noch eine eigene Sitte im Essen, die selbst in den ersten Häusern noch fortbesteht. Bevor man nämlich die Damen zu Tische führt, begeben sich die Männer in ein Seitenzimmer und bedienen sich mit Schnapps, Butterbrod, Kaviar, Häring, und ich glaube fast, daß die Damen sich dieses Intermezzo zu Nutzen machen und ebenfalls ein ähnliches Vorbrod nehmen. Das Diner beginnt dann mit Fisch und Fleischspeisen, und die Suppe kommt erst als späteres Gericht. Diese Sitte mag ihre Gründe haben, allein ich finde sie, wie überhaupt den zu häufigen Genuß des Branntweins, nicht vortheilhaft für das Geistige im Menschen, wie man denn überall in Schweden in den niedern Klassen Menschen findet, die sich um den Verstand getrunken haben. Allein auch auf das Physische scheint dieses Bedürfniß zu wirken, da die Mortalität hier auffallend groß gegen andere Städte erscheint. — So schön nun Stockholm durch seine Lage und sein Schloß ist, so wenig hat es sonst ausgezeichnete Gebäude, und die Großen des Landes wohnen meistentheils in kleinen, aber niedlichen Wohnungen. Palläste oder auch nur größere Hotels sucht man hier vergebens. Eben so wenig herrscht hier Luxus in Equipagen und Pferden, ja die Livreen sind selbst oft mesquin und dürftig genug. Allein das Leben im Innern ist unendlich reizend und anziehend; die Männer sind geistreich und gebildet, die Frauen schön, petillant, wißbegierig und lebhaft, und die Gesellschaft bewegt sich in einer freien Ungebundenheit, die ihr mit Recht Ansprüche auf Gleichstellung mit der französischen großen Welt gibt. Das Theater wird von der fashionablen Gesellschaft nur einmal die Woche besucht, da sie der vielen Reunionen halber nicht mehr Tage finden, und an diesem Abende, den man das Abonnement nennt, sieht man die jungen Schönheiten des Adels in den Logen. Das Haus selbst ist hübsch, Gold auf weiß, hat vier Reihen hängende Gallerien als Logen, aber anstatt der Prosceniumslogen nur ovale Löcher, welche verunstalten, zu denen jedoch geputzte Menschen heraussehen. Das Parterre und Amphitheater steigt steil nach oben und schließt mit einer großen weiten Loge, welche sich vor den königlichen Logen ausdehnt und den ganzen weiblichen und männlichen Hofdienst enthält. Der König kömmt nie mehr ins Theater, desto öfter die Königin. Das Schauspiel hat einige Talente, namentlich ragt eine Dem. Wägquist durch Spiel, Mimik, Schönheit und Grazie hervor. Die Oper ist gut, nur haben die Sängerinnen schwache, die Sänger gar keine Stimmen. Orchester und Chor stark, aber ohne Feuer. Als ich das Erstemal ins Theater kam, wurde das Ballet Gustav oder der Maskenball von Auber gegeben. Ich finde es doch etwas stark, den unglücklichen König in demselben Hause, das er erbaute, um darin ermordet zu werden, hier tanzend einzuführen, wo seine Bronzestatue zwanzig Schritte entfernt auf dem Platze steht, den er als Sieger nach glänzenden Seekämpfen wieder betrat. Die Worte der verhängnißvollen Maske: „Gute Nacht, Maske,“ worauf Ankarströms Schuß fiel, wollten mir nicht aus dem Sinne. Gustav war Komödiant wie Ludwig XIV, allein er hatte hohe Ansichten und Kühnheit. Daß die Aristokratie ihn ermordete, darf niemand sonderlich wundern, nachdem er sie lange bekämpft; daß aber eine Heerde Tänzerinnen, die bereits unter seiner Regierung angestellt gewesen zu seyn schienen, hier

an dieser blutigen Stätte ihre gichtbrüchigen Pirouetten um seine Leiche schlugen, das trieb mich aus diesem Hause des Königsmordes.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Die Störungen des Handels zu Canton scheinen sehr früh begonnen zu haben. Der Hoppo oder Oberzollaufseher verlangte im J. 1689 für die Messung eines Schiffes 2484 Taels; da man ihm diese nicht bezahlte, so begnügte er sich endlich mit 1500. Die gegenwärtigen Lasten eines Schiffs im Hafen Whampoa betragen wenig unter 5000 Piaster. Von dem Anfang des 18ten Jahrhunderts bis zum J. 1727 hatten die europäischen Kaufleute zu Canton über manche Beschwerden zu klagen, und der Handel dauerte zwar fort, doch nicht ohne häufige Unterbrechung. In dem genannten Jahre forderten die Engländer Abstellung mehrerer Erpressungen, namentlich einer Gesammtauflage von 16 Prozent, einer schweren Abgabe auf die Lebensmittel für die Schiffe und endlich des sogenannten Geschenks von 1950 Taels außer dem eigentlichen Hafenzoll. Eine Zeit lang hatte die Lokalregierung versucht, einem Einzigen Menschen, den man des Kaisers Kaufmann nannte, das ausschließliche Recht zu ertheilen, mit den Europäern Handel zu treiben. Dieß „Handlungsungeheuer" mußte indeß bald mit andern theilen und wollte mit mehrern chinesischen Kaufleuten eine Hong oder vereinigte Firma errichten; aber die Superkargos weigerten sich, Handel zu treiben, bis diese Verbindung aufgelöst sey, und auf eine dem Vicekönig eingereichte Vorstellung wurde dieselbe auch abgestellt. Auf die weitere Erklärung der Superkargos, daß sie nach Amoy oder irgend einem andern Hafen fahren würden, wenn man nicht die schweren Auflagen auf den Handel abstelle, versprach ihnen der Hoppo alsbald Abhülfe. Nichtsdestoweniger wurde im folgenden Jahr 1728 eine neue Auflage von 10 Prozent auf alle Ausfuhren nach Europa gelegt, und die Vorstellungen der englischen Kaufleute dagegen hatten nicht den mindesten Erfolg. Mit dieser Abgabe von 10 Proz. scheint es seine eigene Bewandtniß gehabt zu haben; denn schon seit mehrern Jahren hatten die nach Europa bestimmten Schiffe denselben bezahlt, wogegen die aus Indien gekommenen Schiffe frei gewesen waren. Man wußte nicht, was man daraus machen sollte, bis endlich ein Kaufmann das Räthsel löste. Der Hoppo hatte nämlich bemerkt, daß dem Kaiser aus den durch Schiffe aus Indien eingeführten Waaren, die aus rohen Produkten Indiens bestanden, ein großes Einkommen erwachse; da nun die Schiffe aus Europa wenig oder keine rohen Produkte brachten, so setzte man 10 Proz. als eine Art von Entschädigung auf die den europäischen Schiffen verkauften Waaren fest. Bei der großen Thätigkeit und Anstelligkeit der Chinesen wissen diese nämlich fast alle rohen Produkte ausnehmend gut zu benützen, während die Eigenthümlichkeiten der Nationalsitten und des Nationalgeschmacks europäische Kunstprodukte im Allgemeinen zu einer weit minder annehmbaren Waare machen.

Im J. 1734 wurden wegen der hohen Zölle und Erpressungen nur ein einziges englisches Schiff nach Canton schickt. Ein Versuch zu Amoy lieferte nur wieder eine ne e Probe chinesischer Habsucht und Hinterlist. Im Jahre 1736 ging das Schiff Normanton nach Ning-po, und große Anstrengungen wurden gemacht, hier einen Handel zu eröffnen; man fand aber die Mandarinen sehr hochfahrend und hartnäckig, da sie als auf einer vorläufigen Bedingung darauf bestanden, daß Waffen und Munition zuvor ausgeliefert werden müßten. Da noch überdieß der, wie es scheint, durch den Mandschu-Einbruch herabgekommene Platz wenig Lockendes darbot, so segelte der Normanton nach fast zweimonatlichen fruchtlosen Versuchen nach Canton ab. Als sie ankamen, hatte Kaiser Kien-lung, der eben den Thron bestieg, den Zoll von 10 Proz. nachgelassen, so wie das Geschenk von 1550 Taels, so daß nur die gewöhnlichen Hafenzölle übrig blieben. *) Als das Edikt über diesen Nachlaß in dem kaiserlichen Audienzsaal vorgelesen werden sollte, that man den europäischen Kaufleuten zu wissen, sie müßten sich niederwerfen und auf beiden Knieen liegen bleiben. Dessen weigerten sie sich entschieden, und zu ihrem Glücke, denn hätten sie sich dieser erniedrigenden Form gefügt, so hätte man bald wesentlichere Concessionen von ihnen verlangt. Die Zahl sämmtlicher europäischer Schiffe, die in jenem Jahr 1736 sich zu Canton befanden, betrug 10, nämlich 4 englische, 3 französische, 2 holländische, ein dänisches und ein schwedisches.

Während des Kriegs der Engländer mit den Spaniern hatten die erstern das mit Schätzen beladene Acapulcoschiff weggenommen, worauf die Spanier gleichfalls Kaper ausschickten. Dieß nöthigte ein englisches Schiff statt nach Macao nach Amoy zu gehen, wo es aber zur Sicherheit alle Waffen und Munition ausliefern mußte. Dennoch zeigten die chinesischen Kaufleute keine Lust zu handeln, und es schienen in der That auch sehr wenig Waaren da. Nach 15tägigen vergeblichen Bemühungen mußte das Schiff ohne die mindeste Ladung nach Indien zurückgehen. Nicht viel besser war die Lage der Dinge in Canton, die Erpressungen mehrten sich trotz aller Vorstellungen fortwährend. Die Hongkaufleute, die sich trotz aller Vorstellungen dennoch konstituirt hatten, thaten alles Mögliche, und es gelang ihnen endlich, den Zutritt der Europäer zu den Regierungsbeamten zu hintertreiben; da sie dadurch in den Stand gesetzt wurden, beide mit größerem Erfolg und Ungestraftheit zu betrügen. Den Fremden sagten sie, die Mandarinen seyen die Urheber aller Erpressungen, den Mandarinen dagegen versicherten sie, die Fremden seyen so barbarisch und unbändig, daß sie auf keine Vernunft hören wollten. In diesen schwierigen Zeiten gelang es einem Manne von ungewöhnlichem Talent, einem Herrn Flint, die Schwierigkeiten der chinesischen Sprache zu überwinden, und als Dolmetscher dienen zu können.

Die mannichfachen Beschwerden des Handels führten zu Gegenvorstellungen, in welchen nachstehende Punkte als die Hauptbeschwerden aufgeführt wurden: die Verzögerungen beim Ausladen der Schiffe, die Räubereien auf dem Flusse, die be-

---

*) Nichtsdestoweniger gelang es der Provinzialregierung, das Geschenk in seinem vollen Betrage bis zum Jahre 1829 zu erpressen, wo endlich eine kleine Reduktion gemacht wurde.

Digitized by Google

leidigenden Anschläge, welche jährlich von der Regierung gemacht wurden, und worin man die Fremden abscheulicher Verbrechen beschuldigte, um sie der Verachtung des Pöbels Preis zu geben, die unter allerlei falschen Vorwänden geschehenen Erpressungen der niedern Beamten, und endlich die Schwierigkeit, bis zu den Mandarinen zu kommen. Im Jahre 1754 hielt man die Schiffe außerhalb des Flusses zurück, bis der Vicekönig diesen Klagen Gehör geschenkt haben würde; man gewann indeß wenig damit, und der Mangel an Einigkeit unter den Europäern mag wohl am meisten Schuld daran gewesen seyn.

Im Jahre 1755 wurden die Hrn. Harrison und Flint nach Ning-po geschickt, um dort wo möglich wieder einen Handel zu begründen. Sie wurden gut empfangen, und die Auflagen und Zölle schienen bedeutend niedriger als zu Canton. Der Fu-yuen oder Untergouverneur that Alles, um den Handel aufzumuntern, scheint jedoch dabei seine Befugnisse überschritten zu haben, denn als das Schiff Holdernesse später nach Ning-po kam, um die gebotenen Vortheile zu benützen, gab der Vicekönig, der sich damals in der Provinz befand, sogleich Befehl, daß alle Waffen und Munition ausgeliefert, und dieselben Zölle wie zu Canton bezahlt werden sollten. Der Fu-yuen konnte diesem Befehl nicht direkt entgegenhandeln, befolgte ihn aber auch nicht, sondern schickte ihn geraden Wegs nach Peking. Ehe aber noch eine Antwort von Peking anlangen konnte, erlaubten die Mandarinen den Handel zu beginnen, wenn die Hälfte der Kanonen und Munition ausgeliefert würde. Zwölf große Kanonen wurden hergegeben, und das Schiff lud aus, zahlte aber 2000 Taels an die Mandarinen, und die andern Lasten und Zölle waren doppelt so groß, wie zu Canton, obwohl kein Aufenthalt auf dem Ufer gestattet wurde. Als das Schiff abging, wurden die Superkargos von den Mandarinen formell in Kenntniß gesetzt, daß für die Zukunft aller Handel in diesem Hafen verboten sey, und als sie nach Macao kamen, gaben ihnen die Lokalbeamten gleichfalls Nachricht von einem Edikte, das den Handel auf Canton beschränke.

(Fortsetzung folgt.)

Nordwestliche Durchfahrt.

Ein Blatt aus Hull enthält Folgendes: „Man glaubt ziemlich allgemein, die Regierung werde im künftigen Frühjahr eine Expedition aussenden, um die nordwestliche Durchfahrt im kommenden Sommer zu versuchen. Sollte dieß nicht der Fall seyn, so ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten oder Rußland, welche beide insgeheim denselben Zweck im Auge haben, sich der bisher von den Engländern gemachten Entdeckungen bedienen, um die Reise zuerst zu vollenden. Es wäre doch in der That zu beklagen, wenn der schon beinahe gewonnene Siegeskranz uns noch entrissen werden sollte.“

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

Am 20sten Oktober schifften wir uns auf einer andern Balandra von fünfzig Tonnen wieder ein, und gingen um 8½ Uhr Morgens mit Südwind und bei schönem Wetter unter Segel. Eine brasilische Goelette lichtete bald nach uns die Anker, um ebenfalls nach Salto zu segeln.

Die Ansicht von Paysandu gegen Nordwest ist minder unangenehm als von Südwest oder vom Ankerplaß, da die Häuser, von jenem Punkt aus betrachtet, näher beisammen zu stehen scheinen. Gegen Ende des Tages legte sich der Wind und wir gingen am Gestade von Entre-Rios, ungefähr 10 Stunden von Sandu, an einem sehr sandigen Ufer vor Anker.

Da am 21sten das Wetter schön war, aber immer noch Windstille herrschte, so stiegen wir ans Land, um zu jagen. Nachdem wir eine große Sandfläche durchschnitten hatten, kamen wir an lange Lagunen oder Teiche, an deren Ufern es Wasservögel in Menge gab, die jedoch sämmtlich so scheu waren, daß wir sie nicht zum Schuß bekommen konnten. Während wir uns noch berathschlagten, wie ihnen mit List beizukommen wäre, wurde von der Balandra aus das Zeichen zum Einschiffen gegeben. Der Wind wehte noch immer aus Süden, wiewohl schwach; wir fuhren daher anfangs nur sehr langsam, und so nahe an den Bäumen, daß uns deren Zweige berührten. Später wurde der Wind frischer, und wir erreichten bald das alte von den Portugiesen zerstörte Dorf San-Jose, und dann die Calera de Barquin auf dem Gestade von Entre-Rios, San-Jose fast gegenüber. Das ganze Ufer der Calera (Kalkofen) ist auf eine Strecke von ungefähr zwei englischen Meilen sehr steil, und besteht aus Kalkstein mit etwas Gypssinter, weißem Thon und Sand vermischt.

Die Ansicht der Calera ist ziemlich lachend, und es ließe sich hier eine kleine Stadt anlegen, deren Lage dem Handel sehr günstig wäre. An der äußern Spitze einer vom Uruguay gebildeten Biegung, ungefähr 18 Stunden von Salto und 12 von Paysandu gelegen, würde sie noch den Vortheil haben, sich in der Nähe der Wälder von Yatais- und Carondaïs-Palmen zu befinden, von denen die Calera von zwei Seiten umgeben ist, andere zum Häuserbau sehr geeignete Holzarten ungerechnet. Der Yataïs ist eine nicht sehr hohe Palmenart mit dickem Stamm, deren Herzblätter oder Kohl vortrefflich sind. Der Carondaïs ist eine andere Palme, deren ausgehöhlter Stamm als Rinne verwendet wird. Ein in dem Palmenwald entspringender Bach trägt noch zur Annehmlichkeit der neuen Anlage bei.

Ein merkwürdiger Umstand in der Vegetation dieses Orts ist es, daß zwei bis drei Stunden oberhalb und unterhalb der Calera Palmenbäume in Menge wachsen, während man am östlichen Ufer auch nicht einen einzigen sieht. Diese Bemerkung gilt für den ganzen Lauf des Uruguay, denn von seiner Mündung bis zu den Missionen findet man häufig denselben Kontrast. Die Palmen, mit andern Bäumen untermischt, bieten einen angenehmen Anblick, allein isolirt stehend, wie dieß im Nordosten der Calera der Fall ist, und auf einem sandigen sehr hohen Boden zerstreut, verleihen sie der Landschaft etwas Wildes, so daß man sich in die dürren Steppen Afrika's versetzt glaubt. Der ganze sandige Abhang, auf dem nur Palmen wachsen, enthält eine Menge eisenhaltige Mineralquellen.

Wenn der Wind nicht günstig ist, so kommt man aufwärts nur mit Mühe in der Biegung fort, welche der Uruguay hier bildet. Am 22sten war der Wind ungünstig, die Witterung schön, aber sehr heiß und schwül. Wir stiegen unserer fünf ans Land, sämmtlich wohl bewaffnet, weil wir hier nicht nur die Schaguars, sondern auch die

herumstreifenden Gauchos zu fürchten hatten. Glücklicherweise war unsere Vorsicht unnütz. Das Ufer ist hier mit schönen dicht belaubten Bäumen besetzt, die, da sie vom Fluß bespült werden, schnell und üppig wachsen. Kommt man jedoch tiefer ins Land, so findet man auf der sandigen Ebene nichts als einzelne oder höchstens in Gruppen von drei bis vier beisammenstehende Palmen. Vögel kamen uns nur wenige zu Gesicht und Säugethiere gar keines, ein Schmalthier von Cervus campestris ausgenommen, das einer meiner Gefährten zufällig erlegte. Fährten von Schaguars, Sumpfschweinen und Straußen stießen uns jedoch häufig auf. Mehrere Raubvögel schwebten lautlos über einer am Morgen erst abgebrannten und noch rauchenden Fläche; einige Papagaien flogen schreiend über uns hin, und Spechte mit goldglänzenden Flügeln (Picus auratus L.) lauerten an den noch warmen Palmenstämmen auf das Hervorkommen der Insekten, welche das Feuer in ihre Schlupfwinkel getrieben hatte.

Am 23sten kamen wir vor Hervidero vorüber, eine Estanzia mit einem Kalkofen, acht Stunden von Salto, gegen Süden, an einer Stelle, wo der durch sein schmales Bett bis auf eine Breite von 60 bis 70 Toisen zusammengedrängte Fluß eine reißende Strömung bildet. Der hier gebrannte Kalk scheint sehr gut zu seyn.

Eine englische Meile weiter kamen wir am Einfall des Dayman vorüber, ein Fluß vierter Ordnung, von Osten kommend, in dessen Bett man herrliche Krystalle von verschiedenen Farben findet. Als gegen Ende des Tages der Wind sich abermals legte, halfen wir unsern Schiffsleuten das Fahrzeug von Baum zu Baum bis zum Saladero Del Corralito ziehen.

Am 24sten gingen wir mit Sonnenaufgang alle ans Land, wo wir von dem Besitzer des Saladero, einem Spanier, gastfreundlich aufgenommen wurden. Statt uns nach dem Frühstück wieder einzuschiffen, faßten wir den Beschluß, über das Feld nach dem Salto zu gehen, in der Hoffnung, auf unserem Weg irgend etwas Interessantes zu finden. Wir legten so, immer jagend, gegen vier Stunden zurück, schossen jedoch nichts Ausgezeichnetes als einige sehr schöne Ziegenmelker und einen grau und rothen Dickschnabel. Schlangen und jene ungeheuren Eidechsen, von den Guaranis Teyu (Lacerta teguixia L.) genannt, stießen uns häufig auf.

Da der Wasserstand des Uruguay wieder gestiegen war, so machten uns die durch das Anschwellen der vielen in den Fluß fallenden Bäche und die Banados oder unter Wasser stehenden Landstrecken nöthig werdenden Wendungen des Fahrzeugs viele Mühe. Das ganze Land dieser Gegend bietet, eben so wie die Banda-Oriental, keine andere Ansicht als Campos Quebrados, d. h. häufig von kleinen Thälern und Anhöhen in unbestimmter Richtung durchschnittene Flächen. Bäume sieht man nur an den Ufern der Flüsse und Bäche, da es jedoch der letztern eine große Menge gibt, so ist die Fruchtbarkeit dennoch bedeutend, und es bieten sich alle nur wünschenswerthen Vortheile für die Viehzucht.

Einige weiße Häuser, in deren Fenster der rothe Schein der untergehenden Sonne sich spiegelte, verkündeten uns die Nähe von Salto,*) ein Dorf, das nicht halb so bedeutend ist als Paysandu. Es liegt auf einer einzeln stehenden Anhöhe, die zur Zeit des Austritts des Uruguay eine Halbinsel bildet. Der Boden ist unfruchtbar, mit Kies und Steinen oder Felsentrümmern bedeckt. Die übrigen umliegenden Hügel bieten ganz denselben Anblick; fast alle diese Felsentrümmer sind nichts als eine Agglomeration von Sand, Kies und Geschiebe, durch thonhaltigen Kalk locker verbunden. Gelber Lehm mit etwas Kalkmergel vermischt, scheint die Grundlage aller dieser Hügel zu seyn. Man findet auch Bänke von sehr grobem Sandstein. Auf dem Wege vom Saladero del Corralito bemerkte ich auch, etwa zwei Stunden von Salto, am Ufer des Uruguay, einzelne mehr oder minder große Blöcke eisenhaltigen Sandstein, dessen Höhlungen mit Sand gefüllt waren, der viel Eisenoxyd enthielt.

*) Am linken Ufer des Uruguay unter 31° 23′ Breite.

Wir fanden in Salto nur fünf Häuser mit Terrassendächern; die übrigen Wohnungen bestanden aus gut gebauten von Außen geweißten Hütten; auch die Kirche war nicht viel besser als eine Hütte, die man jedoch mit einem kleinen Thurm versehen hatte, auf dem zwei Glocken von mittlerer Größe hingen. Die Straßen sind gerade und mit Trottoirs versehen. Auf der Nord- und Südseite des Dorfes fließt ein mit Wald besetzter Bach, der, in einem tiefen Thal sich hinwindend, in den Uruguay fällt. Während der Ueberschwemmungen des Flusses können die Fahrzeuge sich dem Quai nähern, tritt er aber in sein Bett zurück, so müssen die von der Mündung herkommenden Schiffe bei dem Saladero del Corralito aus- und einladen, was viele Kosten verursacht.

Der Salto, d. h. der Wasserfall, von dem das Dorf den Namen trägt, befindet sich nicht vor demselben, sondern ungefähr zwei Stunden gegen Norden entfernt, und wird Salto Chico genannt. Ein anderer größerer, drei Stunden von dem letztern und ebenfalls gegen Norden gelegen, heißt der Salto Grande. Beide Saltos, die man nur an der reißenden Strömung erkennt, wenn der Fluß hoch ist, liegen drei Viertheile des Jahres ganz bloß, und dann ist es mit der Schifffahrt in dieser Gegend zu Ende. Die den Fluß herabkommenden Fahrzeuge legen zu dieser Zeit in einer kleinen, acht Stunden vom Dorf entfernten Bucht bei, die sich einer kleinen Inselgruppe gegenüber befindet, welche die Islas del Herrero genannt werden. Die Waaren werden von der Bucht bis zum Dorf auf Packpferden oder Karren geschafft, und man muß dann, um den Sümpfen auszuweichen, einen Weg von 15 Stunden zurücklegen. Hat man diese beiden Saltos hinter sich, so ist der Uruguay noch bis auf mehr als 250 Stunden von seiner Vereinigung mit dem Parana schiffbar. Die Nordamerikaner z. B. würden die Hindernisse, welche die Fahrt auf dem Uruguay hemmen, schon längst beseitigt haben, in diesem von nie endenden Bürgerkriege zerrissenen Lande und bei der Trägheit seiner Bewohner darf man aber freilich nicht auf solche Unternehmungen hoffen.

Die Behörden von Salto sind: ein Militärkommandant, der zugleich Polizeichef ist, ein Hafenkommandant, ein Friedensrichter, ein Alcade und ein Zolleinnehmer. Es befindet sich eine auf Kosten des Staats unterhaltene Primärschule des gegenseitigen Unterrichts hier.

Da es in Salto ebenfalls kein Gasthaus gibt, so nahmen wir bei Herrn Antoine Théry, aus der französischen Schweiz gebürtig, Quartier. Gleich am Tage nach unserer Ankunft lernten wir bei unserem Wirth einen alten Matrosen, Namens Victor, kennen, der eben nach der vormaligen Mission San-Borja abfahren wollte. Da wir keine bessere Gelegenheit finden konnten, so beeilten wir uns mit ihm einig zu werden. Sein höchstens zwei Tonnen haltendes Fahrzeug war flach, ohne Verdeck und in jeder Hinsicht sehr unbequem, indem der Raum von unserem Gepäck fast ganz eingenommen wurde und wir keinen Schutz gegen Regen hatten. Unser alter Landsmann machte sich jedoch anheischig, die 80 und so viel Stunden von Salto bis San-Borja in vierzehn Tagen zu machen, und im Fall des Regens ein Zelt von Häuten aufzuschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 302.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Oktober 1836.

Das Münzwesen in den Vereinigten Staaten.

Die Operationen der Münze der Vereinigten Staaten, welche zu Philadelphia im Jahre 1792 errichtet wurde, umfaßten im Jahre 1834 nach dem Bericht ihres Direktors, Samuel Moore, vom 1sten Januar 1835, die Summe von 7,388,423 Dollars, welche gemünzt wurden, und zwar waren darunter 3,954,207 Doll. in Goldmünzen; 5,415,000 Doll. in Silber: 19,151 Doll. in Kupfer, im Ganzen 11,637,643 Stück, die nach der speziellen Nachweisung folgendermaßen vertheilt sind:

732,169	half Eagles zu 5 Dollars machen .	3,660,845	Doll.
117,370	Quarter Eagles zu 2½ Doll. . .	293,425	—
6,412,004	half Doll. zu ½ Doll.	3,206,002	—
286,000	Quarter Doll. zu ¼ Doll. . . .	71,500	—
635,000	Dimes zu ⅒ Doll.	63,500	—
1,480,000	half Dimes zu $^1/_{20}$ Doll.	74,000	—
1,850,000	Cents zu $^1/_{100}$ Doll.	18,551	—
120,000	half Cents zu $^1/_{200}$ Doll.	600	—
11,637,644	Stück Münzen im Betrage von . .	7,388,423	—

Das Gold, welches im Verlauf des Jahres 1834 bei den Münzen einging, betrug in runder Summe 4,389,000 Dollars; davon waren ungefähr 1,067,000 Dollars in Münzen der Vereinigten Staaten, die vor der Akte vom 28sten Junius des genannten Jahres, welche ein neues Verhältniß des Goldes zum Silber vorschreibt, ausgegeben worden waren; ungefähr 898,000 Doll. wurden aus den Goldregionen der Vereinigten Staaten bezogen; 225,000 Doll. aus Meriko, Südamerika und Westindien; 2,180,000 Doll. aus Europa; 12,000 Doll. aus Afrika und 9008 Dollars aus unbestimmten Quellen. Von dem aus Europa bezogenen Golde bestanden etwa vier Fünftheile in fremden Münzen.

Die Goldvermünzung nach dem neuen Verhältniß begann am 1sten August, der frühesten Periode, welche die Akte gestattete. Um indessen einen Wechsel in der gesetzlichen Valvation des Goldes zu anticipiren, hat man es für angemessen gehalten, die Vermünzung alles dessen, was nach dem 1sten Junius einlief, zu suspendiren. Vor dieser Periode waren 383,545 Doll. gemünzt, so daß von dem obigen Betrag der Goldausprägung im Jahre 1834 3,570,723 Doll. aus Münzen nach dem neuen Gehalt bestehen. Dieser Betrag ist indessen nur das Ergebniß der Operationen der Münze während fünf Monate, welches für ein volles Jahr mit einem Ertrage von etwa 1½ Mill. Dollars in Gold korrespondirt. Während derselben Periode wurde die Ausprägung in Silber bei der Durchschnittszahl des ganzen Jahres gehalten, was ein Total-Ergebniß an Gold- und Silberausprägung von nahe 12 Millionen Dollars fürs ganze Jahr gibt.

Das Gold, welches am 1sten August in den Gewölben der Münze vorhanden war, belief sich auf 468,500 Doll., und dasjenige, was jetzt noch ungemünzt ist, hat einen Werth von 435,000 Doll., von dem vor dem 1sten December 1834 nichts deponirt war. Der Werth des in den Gewölben aufbewahrten und zur Ausprägung bestimmten Silbers beträgt in runder Summe 475,000 Doll., von dem vor dem 20sten November noch nichts eingeliefert worden war.

Der Betrag des im Jahr 1834 gemünzten Silbers hat um ungefähr eine Viertel Million die Silberausprägung eines jeden frühern Jahres überstiegen; während die Goldausprägung mehr betragen hat als die in den letzten neun Jahren von 1825 bis 1833 zusammen genommen.

Da der Zufluß an Silber im Jahre 1834 bedeutend größer gewesen ist, als man in der Vorausberechnung für dasselbe Jahr angenommen hatte, so ist während eines beträchtlichen Theils dieser Periode eine ungewöhnliche Verzögerung in der Ablieferung der Münzen entstanden, und der Betrag der Deposition ist ohne Zweifel durch diesen Umstand bis zu einer gewissen Größe gehemmt worden. Nach der Veranschlagung für das Jahr 1835 glaubt man im Stande zu seyn, den ganzen Bedarf an Münzen in einem richtigen Verhältniß der verschiedenen Münzsorten möglichst zu decken.

In der unten folgenden Tafel ist der Goldbetrag, welchen die Münze aus der Goldregion der Vereinigten Staaten seit dem Jahre 1824 jährlich empfangen hat, nachgewiesen. Es erhellt daraus, daß der allmähliche Zuwachs dieses Betrages im letzten Jahre minder bedeutend gewesen ist als in den frühern Jahren. Man glaubt, daß dieses wesentlich von der Aufmerksamkeit herrühre, welche in der letzten Periode der Bearbeitung

Digitized by Google

derjenigen Goldadern zugewendet worden ist, von welchen die an der Oberfläche befindlichen Goldablagerungen herrühren, die, weil sie sichtbarer waren, bisher ein Hauptaugenmerk gewesen sind. Nichts hat die frühere Ansicht über die Ausdehnung und den Reichthum der Goldminen der Vereinigten Staaten geschwächt, vielmehr trägt Alles dazu bei, die früher gefaßte Meinung über ihre nicht allein wachsende Ergiebigkeit, sondern auch ihre Dauer zu bekräftigen.

Jährlicher Goldertrag der Goldregion der Vereinigten Staaten.

Jahr	Virginia	Nord-Carolina	Süd-Carolina	Georgia	Tenn	Summa.
1824	—	5000	—	—	—	5000
1825	—	17,000	—	—	—	17,000
1826	—	20,000	—	—	—	20,000
1827	—	21,000	—	—	—	21,000
1828	—	46,000	—	—	—	46,900
1829	2500	134,000	2500	—	—	140,000
1830	24,000	204,000	26,000	212,000	—	466,000
1831	26,000	294,000	22,000	176,000	1000	519,000 *)
1832	34,000	458,000	45,600	140,000	1000	678,000
1833	104,000	475,000	66,000	216,000	7000	868,000
1834	62,000	380,000	38,000	415,000	3000	898,000
Doll.	252,500	2,054,000	200,000	1,159 000	12,000	5,678,000

Bei dieser Uebersicht der inländischen Goldproduktion, theils durch Wäschen, theils aus Bergbau, ist wohl zu beachten, daß Hindestens für 1831, die 898,000 Dollars bloß der Werth des an die Münze gelieferten Goldes, und nicht das ganze Produkt des Jahrganges ist.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Endlich im Jahre 1759 wurde die Faktorei, welche die Engländer einst zu Ning-po besessen hatten, zerstört; die Kaufleute, mit denen sie Handel trieben, wurden weggewiesen, und die Kriegsdschonken erhielten Befehl, kein englisches Schiff mehr zu Tschusan mit Vorräthen versehen zu lassen. Herr Flint ging nichtsdestoweniger nach Ning-po, worauf die Regierung zu Canton ihm die Rückkehr verbot, und verlangte, daß er alsbald nach England zurückgesendet werde. Als er zu Ning-po ankam, verweigerte man allen Verkehr mit ihm, worauf er nach Peking ging und so glücklich war, seine Klage an den Kaiser selbst zu bringen. Ein vornehmer Mandarine ward von dort mit ihm zu Lande nach Canton geschickt, um nebst einigen andern den Hoppo zu richten. Herr Flint blieb, nachdem er Canton erreicht hatte, zehn Tage in der Stadt, und begab sich dann erst in die Faktorei. Zwei Tage später wurden sämmtliche Fremde von den chinesischen Kommissarien empfangen und ihnen angezeigt, daß der Hoppo degradirt sey und durch einen andern ersetzt werden solle. Alle Abgaben wurden überdieß erlassen, mit Ausnahme von 6 Prozent auf die Waaren und dem Geschenk von 1950 Taels für jedes Schiff.

Alle diese günstigen Aussichten waren aber nur die Vorboten eines Sturmes. Einige Tage später verlangte der Vicekönig Herrn Flint zu sprechen, um ihm die Befehle des Kaisers mitzutheilen. Der Rath der Faktorei wünschte ihn zu begleiten und dieß wurde genehmigt. Als sie an des Vicekönigs Pallast ankamen, schlugen die Hongkaufleute vor, daß einer nach dem andern hineingehen solle; diese bestanden indeß darauf mit einander zu gehen, und als Herr Flint vorgerufen wurde, empfing sie am ersten Thor ein Mandarin mit anscheinender Höflichkeit: sobald sie aber am Thore des innern Hofes angekommen waren, stieß man sie vorwärts bis zu dem Vicekönig, und unter dem Vorwand, nach chinesischer Sitte sich zu beugen, erfolgte ein Gebalge mit ihren Geleitern, wobei sie endlich von der Uebermacht bezwungen und niedergeworfen wurden. Als der Vicekönig ihren festen Entschluß sah, sich diesen Demüthigungen nicht zu unterwerfen, befahl er seinen Leuten abzustehen, ließ dann Herrn Flint vortreten, und wies einen angeblichen Befehl des Kaisers vor, daß er nach Macao verbannt sey und baldmöglichst nach England abreisen solle. Dieß geschehe, weil er den Befehlen aus Peking zuwider einen Handel zu Ning-po zu eröffnen gesucht habe. Er setzte hinzu, der Mann, der die chinesische Petition geschrieben, solle noch an demselben Tage enthauptet werden, welche Hinrichtung auch, wie der Bericht sagt, an einem Manne vollzogen wurde, „der an dem, was diese tyrannischen und abscheulichen Mandarinen ein Verbrechen nannten, völlig unschuldig war.“ Zugleich ward zugestanden, daß die Klagen gegen den Hoppo gerecht gewesen seyen. Herr Flint wurde in der Stadt zurückgehalten und noch nach einem Orte, Namens Tsien-Schan oder Casa-Branca (weißes Haus), in der Nähe von Macao gebracht, wo er eingekerkert, aber ziemlich gut behandelt wurde, obwohl man ihm alle Korrespondenz abschnitt.

Einige Tage nach diesem Vorfalle traten die Franzosen, Dänen, Schweden und Holländer in der englischen Faktorei zusammen und legten mit einander eine Protestation gegen das Verfahren des Vicekönigs ein, aber Herr Flint blieb im Gefängniß vom März 1760 bis zum November 1762, wo er von den Chinesen nach Whampoa geführt und auf ein Schiff gebracht wurde, das ihn nach England führen sollte.

Unter mancherlei Plackereien, doch ohne besondere Vorfälle, ging der Handel fort und vermehrte sich fast mit jedem Jahre, so daß endlich die englische Regierung sich veranlaßt sah, eine Gesandtschaft nach China zu senden. Im J. 1788 ward Obrist Cathcart als Gesandter abgeschickt, starb jedoch auf der Ueberfahrt in der Sundastraße, und erst vier Jahre später ward der Plan wieder in größerem Maßstab aufgenommen. Man hoffte, eine Gesandtschaft werde die mannichfachen Hindernisse des Handels mit China mindestens zum Theil heben, den Erpressungen der Beamten Einhalt thun und den englischen Kaufleuten mehr Achtung und Sicherheit zu Canton verschaffen. Lord Macartney ging im September 1792, begleitet von Sir George Leonard Staunton, der die Reise später beschrieb, von England ab. Einer seiner Hauptzwecke war, wo möglich von dem Kaiser die Erlaubniß zu erhalten, zu Ning-po, Tschusan, Tien-tsin und

*) Auch Alabama lieferte in diesem Jahre für 1000 Dollars.

andern Orten außer Canton Handel zu treiben. Die chinesischen Minister und Mandarinen vermieden aber während des Aufenthalts der Gesandtschaft zu Peking eifrigst jede Diskussion über diese, wie über andere Punkte; der Kaiser jedoch erklärte in seinem Schreiben an den König von England ganz deutlich, daß der brittische Handel ganz streng auf den Hafen von Canton beschränkt bleiben müsse. „Sie können sich nicht beklagen, daß ich Sie nicht klar gewarnt habe. Laßt uns darum in Frieden und Freundschaft leben, und achten Sie meine Rede nicht gering.“ So wenig man also sagen kann, die Gesandtschaft habe irgend einen positiven Erfolg gehabt, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß die Lage der Engländer zu Canton im Allgemeinen sich wesentlich gebessert hat.

Um den guten Eindruck der Gesandtschaft zu verstärken, richtete bald darauf der König von England ein Schreiben an den Kaiser, das von Geschenken begleitet war. Diese langten im Januar 1795 in Canton an, nebst Briefen und Geschenken von den Ministern und dem Vorstand der ostindischen Kompagnie an den Vicekönig. Das Ganze wurde von dem Vorsteher der englischen Faktorei dem letztern übergeben. Dieser empfing das Schreiben an den Kaiser mit vieler Zufriedenheit und schickte es nebst den Geschenken nach Peking, von wo eine Antwort mit entsprechenden Geschenken bald darauf zurückkehrte. Die Annahme der Briefe und Geschenke für den Vicekönig fand indeß Schwierigkeiten, da es chinesischen Ministern nicht erlaubt sey, eine Korrespondenz mit Beamten einer fremden Regierung zu unterhalten. Bei dieser Gelegenheit, wie bei einer spätern im J. 1805, wurde in einem Bericht bemerkt, der König von England hätte Tribut an den „Sohn des Himmels“ gesendet.

Mehrere Jahre lang nach der Gesandtschaft störte kein unglücklicher Vorfall den Handel zu Canton. Die Mandarinen wurden höflicher in ihrem Benehmen gegen die Kaufleute, und sie nahmen nicht mehr bei jeder Kleinigkeit ihre Zuflucht zu der unangenehmen Maßregel der Sperrung des Handels. Manche der schwersten Lasten, die auf dem europäischen Handel lagen, dauerten indeß fort, da sie für die Lokalregierung und die Hongkaufleute zu vortheilhaft waren, um so leicht aufgegeben zu werden. Die bedeutendsten Klagen betrafen die unmäßigen Hafenzölle und Nebenausgaben, so wie einen Fonds, Consu genannt, den die Hongs von einer Auflage auf den fremden Handel zusammenbrachten, um die mannichfachen harten Forderungen, welche die Regierung an sie machte, zu bestreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde im Palast von Isfahan.

So streng die eigentlich rechtgläubigen Moslems in Punkten der durch den Koran verbotenen Abbildungen sind, so findet man doch, namentlich in Persien, Abweichungen von diesem Gesetze. In dem Palast zu Isfahan, der den Namen Tschehel Setun führt, finden sich im großen Festsaal sechs Gemälde aufgehängt, welche die Mauern von der Decke bis auf acht Fuß vom Boden einnehmen. Vier davon stellen die Feste dar, welche unter Abbas I, dem Großen, Abbas II und Schah Thamasp verschiedenen fremden Gesandten gegeben wurden; die beiden andern sind Schlachtgemälde. Alle Gegenstände sind mit der größten Genauigkeit gemalt; die goldenen und andern Gefäße, so wie die Musikinstrumente und alle Einzelnheiten im Kostüm sind mit einer seltenen Vollendung ausgeführt. Der Wein scheint bei diesen Gastmälern nicht gespart worden zu seyn: man sieht die Fröhlichkeit auf allen Gesichtern glänzen, und die Becher sind in reicher Mannichfaltigkeit aufgestellt. Auch der Tanz scheint, nach der Anzahl der Tänzerinnen zu schließen, deren Stellungen und Kostüme hinreichend den Geschmack der Zeiten bezeichnen, zur Belustigung der Gäste viel beigetragen zu haben. Das sechste Gemälde ist aus neuerer Zeit, und eine traurige Probe des Verfalls der Kunst.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

In Erwartung guten Windes beschäftigten wir uns mit der Jagd, waren jedoch nicht so glücklich etwas Neues aufzufinden. Im Hause unterhielten wir uns häufig damit, einen im Hofe des Herrn Thedy herumlaufenden Cariama, oder brasilischen Kranich, zu beobachten. Cariama ist der brasilische Name dieses Vogels, und Saria der, den die Guaranis und Azara ihm beilegen. Man hat ihn in die Klasse der Stelzenläufer gereiht, und er ist der Typus des Genus Cariama (microdactylus cristatus). Meiner Meinung nach sollte dieser Vogel aber, so wie der Nandu, der Chaja und mehrere andere, dem Hühnergeschlecht beigezählt werden, dem sein Schnabel und seine Lebensweise entsprechen. Dieser Cariama war ein friedlicher, sehr furchtsamer, aber äußerst neugieriger und eben so gefräßiger Vogel als der Nandu. Er kam in alle Zimmer und ging auch zuweilen auf die Straße hinaus. Seine Höhe war 2½ Fuß, der Schnabel war hühnerartig, Hals und Haltung ganz die des Nandu, das Augenlied kahl und das Auge sehr groß. Die Federn waren wollig, und die Farbe grau, schwarz und weiß gemischt.

Am 27sten Oktober um 4 Uhr Nachmittags hielt unser Patron es für angemessen uns einzuschiffen; kaum hatten wir aber eine halbe Stunde zurückgelegt, als ein heftiges Gewitter ausbrach und ein gewaltiger Pampero-Windstoß unser Fahrzeug wie einen Kreisel herumdrehte. Unser Patron wollte durchaus nicht nach Salto zurückkehren, als aber der Wind unser einziges baumwollenes Segel zerriß, mußten wir doch bei einer durch den Austritt des Uruguay gebildeten kleinen Insel vor Anker gehen. Was wir hier bei dem heftig herabstürzenden Regen, ohne ein einziges Stückchen trockenes Holz zur Feuerung, litten, läßt sich kaum beschreiben. Sogar das versprochene Zeltdach mußten wir entbehren, da die mitgenommenen Häute eben hinreichten, um unser Gepäck und den Mundvorrath zu schützen. Sobald das Gewitter vorüber war, fuhren wir weiter, und machten bei einem Saladero Halt, wo wir freundliche Aufnahme fanden. Unsere Wirthsleute waren arme Canarier, die sich hier angesiedelt hatten. Ihre einfache aus Erde mit Schilf vermischt gebaute und mit Stroh gedeckte Hütte bestand aus zwei Gemächern, deren eines zugleich die Küche enthielt. Vier in die Erde geschlagene Pfähle, auf denen eine Schilfhürde und statt der Matratze eine ungegerbte Ochsenhaut lag, vertraten die Stelle eines Bettes. Auf einigen andern am Boden ausgebreiteten Häuten schliefen die Kinder. An den Wänden hingen Pferdegeschirre, und Bolas

(Kugelschnüre) nebst dem Laso, die dem Gaucho unentbehrlichsten Waffen. Eine andere von sechs Pfählen getragene Schilfhürde diente als Sofa und zwei Ochsenköpfe als Sessel. Außerdem befanden sich noch ein kleines Wasserfaß, ein eiserner Kessel, einige Kalebassen, ein hölzerner Napf und ein eiserner Bratspieß im Zimmer.

Während wir unsere Kleider trockneten, reichten uns die wackern Leute kuhwarme Milch in einem Horn, wogegen wir ihnen etwas Caña (Branntwein) gaben. Sie wollten uns eben noch einen Asado (Braten von frischem Fleisch) bereiten, als der Patron das Zeichen zum Aufbruch gab.

An diesem Tage kamen wir mit Hülfe der am Ufer stehenden Weiden glücklich über den Salto-Chico, und gingen gegen Abend an dem Ufer von Entre-Rios vor Anker. Da es hier Holz genug gab, so zündeten wir ein großes Feuer an, theils um uns recht auszutrocknen, theils auch um uns gegen ungelegene Besuche von Schaguars zu schützen, und schliefen nach einem guten Nachtessen ruhig bis zum folgenden Morgen.

Am nächsten Tage, 29sten, kamen wir ohne Anstoß bis zum Salto-Grande, wo wir günstigen Wind abwarten mußten, weil die Strömung zu heftig war, als daß wir außerdem hätten hoffen können sie zu gewältigen; zudem befanden wir uns auf der rechten Seite des Flusses, wo es keine Bäume gibt, an deren Aesten man sich hätte halten und über die schlechte Stelle hinwegkommen können. Drei Tage mußten wir hier warten, die wir mit der Jagd hinbrachten. Wir befanden uns mitten in einem von einigen hohen Bäumen überragten Gebüsch, auf einem Boden von Sand und Geschiebe, gegen Norden von einem sehr schieferigen Sandsteinfelsen, der ein Vorgebirge bildete, gegen Westen von Hügeln mit ähnlichem Geschiebe bedeckt, wie das im Dorfe del Salto, gegen Osten vom Uruguay und gegen Süden von einem kleinen Fluß begränzt, aus dem wir Schildkröten fischten. Unsere Ruderer, zwei Guaranis, die mit dem Fischfang umzugehen wußten, fingen Dorobos (Goldbrassen) von 2 bis 5 Fuß Länge. Es wimmelte hier von Cerraden, die sich ihre Nahrung aus dem Fluß fingen.

Der Uruguay mag an dieser Stelle ungefähr eine englische Meile breit seyn. Sein rechtes Ufer ist etwa eine halbe Stunde weit mit schieferigen Sandsteinfelsen eingefaßt. Drei große Sandsteinmassen, durch tiefe, sumpfige und mit Wald bedeckte Thäler getrennt, laufen hier aus, und an diesen drei Felsenspitzen strömt das Wasser mit furchtbarer Schnelligkeit. Eine kleine mit Weiden bedeckte Insel liegt gerade in der Mitte des Flusses, dem ersten jener Punkte flußaufwärts gegenüber; eine größere Insel befindet sich hinter der dritten Felsenspitze, und dann folgen mehrere sehr lange Inseln, deren Grundlage aus Alluvialfels, das heißt zusammengehäufte und durch Sedimente, das Anschlagen und Gewicht des Wassers mehr oder minder fest verbundene sandige Massen. Diese Inseln verengen das Bett des Uruguay und beschleunigen seinen Lauf über eine Menge von Felsentrümmern, von denen einige so groß sind, daß sie bei niederem Wasser 25 bis 50 Fuß über den Spiegel des Flusses emporragen. Man begreift leicht, daß bei solchen Hemmnissen die Strömung so stark werden muß, daß die Fahrt aufwärts unmöglich wird, sobald der Fluß auf sein natürliches Bett beschränkt ist. Ungeachtet des ungewöhnlich hohen Wasserstandes von 1833 (wir fuhren über die höchsten Felsen weg) bedurfte es doch eines guten Windes und kräftiger Ruderer, um über den Salto-Grande hinüber zu kommen. Die schwierigste Stelle war ohne Zweifel bei den erwähnten drei Felsenspitzen, und hat man diese hinter sich, so ist man keineswegs aus aller Gefahr. Noch sechs englische Meilen weit bis zu den Inseln del Herrero oder del Puerto ist die Strömung noch sehr reißend, so daß man selbst mit dem besten Winde nicht im Stande wäre, die Mitte des Flusses zu halten. Man muß hier am Ufer hinfahren und sich an den Bäumen vorwärts zu helfen suchen.

Da das rechte Ufer aus hohen steilen Felsen besteht, so wäre hier an keinen Seitenkanal zu denken; das niedere, lehmige linke Ufer böte dagegen die beste Gelegenheit zu Ausführung eines so nützlichen Unternehmens.

Mit vieler Mühe legten wir am 2ten November die schwierigen Stellen zurück. Um fünf Uhr Morgens von der dritten Felsenspitze aufgefahren, brauchten wir 6 Stunden, um über sie hinaus zu kommen, und langten um 11 Uhr bei einer ungefähr eine Stunde von der ersten Felsenspitze des Salto-Grande am linken Ufer des Flusses gelegenen Estanzia an, die einem reichen Guarani-Indianer gehörte.

Am 3ten kamen wir vor Puerto (Hafen) vorüber, wo wir uns vergebens nach Etwas umsahen, das diesen Namen verdient. Nichts war zu sehen als ein niederes, sumpfiges Ufer und ein wenig betretener nach dem Dorfe Salto führender Weg. Hier haben die allzu reißenden Strömungen ein Ende, und nun beginnen die Niederungen, auf denen man im Boot fahren kann, wenn der Fluß oft bis auf einige Stunden weit aus seinen Ufern getreten ist. Es ist dieß eine große Erleichterung für die Schiffleute, da sie hier bei jeder Witterung fahren können, während man auf dem Uruguay einen sehr starken Wind haben muß, wenn man ihn aufwärts befahren will. Die Reise ist dabei sehr ermüdend, und man muß sich auf Entbehrungen aller Art gefaßt machen. Selbst für den Naturforscher bietet sie, wenn man über den Salto hinaus ist, aufwärts wenig Interesse, und außer den Ortschaften ist nur in den einzelnen Estanzias (Landbauwirthschaften) und Chacras (Viehzuchtwirthschaften) auf einige Bequemlichkeit zu zählen.

Unser Nachtquartier schlugen wir in einem Pajonal auf, wo wir bis über die Kniee im Wasser waten mußten, um eine trockne Stelle zu gewinnen. Noch vor Tagesanbruch waren wir wieder auf den Beinen, und fuhren mit einem leichten Wind ab, der sich bei Sonnenaufgang wieder legte. Die Hitze war erstickend. Bei guter Zeit gingen wir in einer kleinen Bucht vor Anker, die durch den einfallenden Arapey gebildet wird, ein Fluß, der im Innern der Banda-Oriental entspringt. Diese ungefähr 12 Stunden vom Salto entfernte Stelle eignete sich ganz besonders zu Anlage eines Dorfes oder einer Estanzia. Wir fanden hier zwei ganz verlassene Hütten und verwilderte Gartenanlagen, welche früher Guarani-Indianern der obern Missionen gehört hatten, die ihrer Räubereien halber von der Regierung der Banda-Oriental vertrieben worden waren, obschon sie sich gegen Reisende sehr gastfrei benahmen. Der Arapey ist ein Fluß dritter Ordnung, für große Piroguen fahrbar. Gegenüber, auf dem rechten Ufer des Uruguay, hatten wir die Capilla de San-Gregorio vor uns.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zahl der Selbstmorde in Paris während des Monats September ist auffallend groß: 44 Selbstmorde fanden im Hause statt, und 22 Leichen von Selbstmördern wurden auf die Morgue gebracht, im Ganzen also 66.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 303.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Oktober 1836.

Die Bettler in England.

Das Betteln ist in England oft ein sehr einträgliches Gewerbe, besonders wenn es systematisch und mit Ausdauer betrieben wird. Ein tüchtiger Bettler von Profession kann Frau und Kind bequem ernähren, und bei einiger Sparsamkeit vielleicht sogar Kapital zusammenscharren. Die Frau eines Predigers an einer der deutschen Gemeinden in London hatte eine Köchin, mit der sie sehr zufrieden war. Die Person war sehr ordentlich, und mochte sich während ihrer mehrjährigen Dienstzeit einige Pfund Sterling zusammengespart haben, die sie endlich mit Herz und Hand einem Manne zubrachte, der in einem ziemlich entfernten Stadtviertel wohnte. Nach mehrern Monaten führte der Zufall Mistreß S. in die Nachbarschaft, und es fiel ihr ein, einmal nachzusehen, wie es der Frau gehe. Sie fand sie in einem ganz reputirlichen Hause im zweiten Stock, wo sie mit ihrem Manne zwei Zimmer nach der Straße zu bewohnte, die recht hübsch meublirt waren und ganz comfortabel aussahen. Der Mann war eben nicht daheim, doch nach einigen Minuten trat ein Mensch ein, dessen Lumpen kaum als eine „Entschuldigung für die Abwesenheit von Kleidern" gelten konnten. Den rechten Fuß hatte er hoch aufgeschnallt und das Knie mit einem Stelzbein unterstützt, so daß die Krücke unter dem Arm den Lahmen nur vervollständigte. Ohne sich aufzuhalten, ging er, einen guten Morgen wünschend, sogleich in das nächste Zimmer und schloß die Thür hinter sich. Mistreß S., schon nicht wenig durch diese Erscheinung befremdet, erstaunte noch mehr, als sie hörte, daß dieß der Ehegatte ihrer ehemaligen Köchin sey. Auf ihre Frage nach seinem Gewerbe erhielt sie zur Antwort, er sey „ein Bitter" und nähre sich recht gut. Er habe es sich zur Regel gemacht, jeden Tag durch vierzig Straßen zu wandern, und es müsse schon eine sehr schlechte Straße seyn, wo man ihm nicht mindestens einen Penny gebe. Wenn er seine Runde vollendet habe, so bringe er gewöhnlich vier bis sechs Schillinge nach Hause, häufig auch noch mehr, selten aber weniger. Seine „Einkünfte" betragen daher im Durchschnitt mehr als zwischen 30 und 40 Schillinge (18 bis 24 fl.) die Woche. Sie, die Frau, verdiene mit Handarbeit, die ihr Mann ins Haus bringe, gewöhnlich noch an 20 Schillinge dazu, so daß sie mehr hätten als sie brauchten. Ich habe diese Geschichte von Mistreß S. selbst, doch ist dieser Bettler keineswegs der einzige Glückliche seiner Art, so wenig wie seine Art die einzig einträgliche ist. Wer in London gewesen ist, wird in den meisten lebhaften Straßen an den sogenannten Kreuzungen, wo die Trottoirs von Quergassen unterbrochen werden, einzelne zerlumpte Individuen angetroffen haben, die dort förmlich stationär sind, und bei gutem, wie bei schlechtem Wetter die Straße von einem Trottoirende bis zum gegenüberliegenden fegen oder mindestens zu fegen vorgeben, und dafür die Erkenntlichkeit der Fußgänger in Form eines Almosens in Anspruch nehmen. In Regentstreet, Piccadilly, Oxfordstreet, Bondstreet u. s. w. sind diese Fegerposten vorzüglich während der Saison äußerst einträglich, zumal da außer den gewöhnlichen kupfernen Pennystücken auch sehr oft silberne Sechspennies, und von eleganten Reitern wohl gar Schillinge für Pferdehalten dabei abfallen. Eine „gute Ecke" gilt daher als eine ordentliche Versorgung, mit der nicht nur Handel getrieben, sondern die auch zuweilen vom Vater seiner Tochter als Aussteuer mitgegeben wird; denn daß einer dem andern sein „Recht" streitig machen sollte, dürfte kaum vorkommen. Im Jahr 1829 starb in der City ein alter Mohr, dessen Gesicht jedermann kannte, der auch nur gelegentlich vom Westende aus die Börse besuchte. An der Ecke, wo er die Straße fegte, wohnte eine mildthätige Lady, die ihn regelmäßig jeden Sonntag in ihr Haus rufen und ihm ein Mittagessen geben ließ. Sie wunderte sich schon, den Alten bereits mehrere Tage nicht mehr gesehen zu haben, als eines Morgens ein Paar Leute zu ihr kamen und ihr seinen Tod anzeigten, mit dem Bemerken, er habe sie zur Erbin eingesetzt; er habe weder Verwandte noch Freunde außer ihr gehabt, und daher habe er ihr denn sein ganzes Vermögen, 800 und einige Pfund Sterling vermacht. Die Sache ist sehr erklärlich, so wie es überhaupt notorisch ist, daß viele solcher Feger Geld in den Banken liegen haben. Wer sich die Mühe nehmen wollte, nur zu beobachten, wie viele Personen den Tag über diesen Menschen etwas geben, würde sich leicht überzeugen, daß sie sehr häufig weit mehr als 10 Schillinge während ihrer „Amtsstunden" ein-

Digitized by Google

nehmen müssen. Wenn sie sich nun auch wohl später am Abend aus ihren Lumpen zum Gentleman herausputzen und sich im Essen und Trinken gütlich thun, so steht doch sehr zu bezweifeln, ob die einigermaßen Ordentlichen unter ihnen die Hälfte ihrer Einnahme ausgeben. Es ist daher nichts weniger als unmöglich, daß eine gute Ecke ihren Inhaber in Stand setzen sollte, hundert Pfund Sterling im Jahr bei Seite zu legen.

Außer diesen Fegern gibt es eine andere Klasse von Bettlern, die häufig „Holzhändler" stylisirt werden. Dieß sind Leute, die ihr Gewerbe durch zehn oder zwölf Schwefelhölzer beschönigen, welche sie auf leicht verständliche Weise zum Verkauf ausbieten. Sie treiben sich meistens in den bessern und fashionablen Theilen der Stadt umher, und nehmen an den Staketen der Souterrains, wo sich stets die Küchen befinden, hauptsächlich das Mitleid der Domestiken in Anspruch. Gewöhnlich sind sie regelmäßige Kunden und halten ihre Bahn so pünktlich inne, daß sie fast immer an dem nämlichen Tage der Woche wieder auf den nämlichen Platz kommen. Sie kennen daher ihre Leute genau, und wo es ihnen auch nicht gelingt, durch die Dienstboten die Hände und Börsen der Herrschaften in Bewegung zu setzen, da sind doch die Köchinnen oder Haushälterinnen meistens so barmherzig, ihnen ein Stück Fleisch oder dergleichen zuzustecken, wovon natürlich ein sehr geringer Theil für ihren Appetit hinreicht, während der große Ueberschuß bei bestimmten Abnehmern in Geld verwandelt wird.

Noch eine andere Gattung sind die „bekinderten Bettler," wie ich sie nennen möchte. Diese sind zwar, seit die neue Polizei in Wirksamkeit getreten ist, etwas seltener geworden, doch gibt es ihrer noch immer genug, wenn sie gleich nicht mehr, wie sie sonst zu thun pflegten, sich an einen bestimmten Ort hinpflanzen, und dort sitzend vom Morgen bis zum Abend mit ihrem Gewimmer das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen suchen dürfen. Gewöhnlich sind es Weiber mit mehrern kleinen Kindern, die sie von den Eltern um eine gewisse Summe miethen, um sie für die ihrigen auszugeben. Hunger und Kälte macht die Kleinen natürlich schreien; wenn sie aber zum Verdruß der Bettlerin dennoch munter sind, so werden sie gekniffen und oft wohl gar noch ärger beschädigt, um durch ihr Wehklagen gutherzigen Leuten das Geld aus der Tasche zu locken. Nur höchst selten dürfte es der Fall seyn, daß den Weibern die Kinder wirklich gehören. Noch verruchter aber ist es, daß letztere obendrein, sobald sie dazu tauglich sind, meistens auch zum Taschendiebstahl abgerichtet werden, so wie besonders die „Holzhändler" eben nicht gern etwas liegen lassen, das ihnen in den Weg kommt.

Die Zahl der sogenannten „Balladensänger" hat ebenfalls in den letzten Jahren durch Einmischung der Polizei sehr abgenommen. Ein nicht geringer Theil derselben besteht gegenwärtig noch aus unsern werthen Landsmänninnen vom Rhein, die zwar ursprünglich gewöhnlich als „Besenmädchen" nach England gehen, demnächst aber, wenn ihre Besen keinen guten Absatz finden, sich allerlei Nebenerwerb suchen, wozu „o du lieber Augustin" ihnen eine Zeit lang sehr behülflich war. Als Miß Love mit dieser Melodie, der bekanntlich ein englischer Text: „buy a broom," unterlegt worden ist, auf dem Theater Furor machte, regnete es manche Sechspennystücke für die Besenmädchen in den Gassen, aber gegenwärtig trägt der „abgedroschene Augustin" selten noch ein Kupferstück ein.

In den kleinern Städten des Landes mag allerdings die ganze Bettelprofession nicht sehr ergiebig seyn, doch in den großen Städten nährt das Gewerbe, als solches betrieben, überall seinen Mann, und Frau und Kind obendrein. Ein Kapitän Berkeley — wenn ich nicht irre, der nämliche, welcher als ein so außerordentlicher Fußgänger bekannt war — machte eine sehr hohe Wette, er wolle England, Schottland und Irland in einer bestimmten Frist durchbetteln, ganz von dem Almosen leben, und nach beendigter Tour hundert Pfund erspart haben. Er gewann seine Wette wirklich. Von Edinburgh erzählt man sich eine Geschichte, die ich nicht ganz wiederholen mag, weil sie etwas zu romanhaft aussieht, obwohl nach Abzug einiger Ausschmückungen die Hauptsache mindestens wahr seyn kann. Das Wesentliche davon möchte ungefähr seyn, daß ein alter Bettler, der seinen Stand zwischen Edinburgh und Leith gehabt, einem Kaufmann, welcher ihm bis dahin mehrere Jahre lang täglich einen Penny gegeben, mit einer bedeutenden Summe aus dringender Verlegenheit geholfen hatte. Ob die Dankbarkeit des Bettlers sich auf zwei oder dreitausend Pfund erstreckt, und der erfreute Kaufmann hinterher seine „sehr gut erzogene Tochter" geheurathet habe, muß billigerweise der Gläubigkeit eines jeden Lesers zur Entscheidung anheim gestellt bleiben. Im Uebrigen werden die obigen Angaben einen hinreichenden Fingerzeig geben, was ein geübter Bettler, besonders in London, realisiren könne und was manche Individuen wirklich realisiren.

Da die englischen Gesetze das Betteln verbieten, und sich außerdem sogar eine bedeutende Gesellschaft zur Unterdrückung des Straßenbettels gebildet hat, so dürfte es auffallen, daß die Polizei und die Friedensrichter dem Unwesen nicht kräftigere Schranken setzen. Allein jedermann weiß schon, wie wenig man bei den brittischen Gesetzen den Tausenden von großentheils notorischen Taschen- und andern Dieben ihr Handwerk legen kann, obgleich ihre Personen wie ihr Aufenthalt meistens den Polizeioffizianten völlig bekannt sind. Mit den Bettlern hat es jedoch noch eine etwas andere Bewandtniß: denn der Buchstabe des Gesetzes schützt sie, sobald sie nur ihr Gewerbe auf eine indirekte Weise zu treiben verstehen, da das Annehmen von Geld und sonstigen Geschenken nirgends verboten ist. Den eigentlichen Professionisten, wie z. B. den Fegern oder Holzhändlern, ist daher nicht leicht beizukommen, während andererseits es sehr häufig geschieht, daß die Polizei Leute vor den Friedensrichter bringt, die fremde Wohlthätigkeit nur in Anspruch genommen haben, um das eigene Leben gegen gräßlichen Hungertod zu fristen. Die Magistrate schicken diese dann, oft aus bloßem Mitleid, als Vagabunden auf einige Zeit ins Gefängniß, wo sie mindestens für die Gegenwart ernährt werden müssen. In den großen Städten ist aber die Zahl solcher Unglücklichen so bedeutend, daß weder die Gefängnisse noch die Armenverpflegung zu ihrem Unterhalt ausreichen, und man also gewissermaßen gezwungen ist, der großen Mehrzahl durch

die Finger zu sehen, sobald sie sich nur vor auffallenden Verstößen gegen die Gesetze hütet.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1801 begannen die Unternehmungen der chinesischen Seeräuber oder Ladronen, wie die Portugiesen zu Macao sie nannten, und mehrere Jahre hindurch verbreiteten sie Schrecken längs den Küsten der Provinz Canton, und selbst flußaufwärts bis an die Stadt. An den südlichen Küsten China's finden sich eine zahllose Menge Inseln, welche stets einem kühnen Geschlechte von Fischern Schutz und Beschäftigung gaben. Armuth und Unabhängigkeitssinn haben zu verschiedenen Zeiten sie veranlaßt, sich in großen Seeräuberschaaren zu vereinigen und der schwachen, unwirksamen Marine, welche die Küsten des chinesischen Reichs bewachte, Trotz zu bieten. Die Macht des berühmten Anführers Koringa, der den Holländern Formosa entriß, ist bekannt, und eine kaum minder furchtbare Seeräuberschaar zeigte sich in den Jahren 1806 bis 1810 in den südlichen Gewässern China's. Man hat über diese seltsamen Freibeuter sehr genaue Nachrichten, nicht nur aus einem chinesischen Werke, sondern auch aus den Erzählungen zweier Engländer, welche das Unglück hatten, in ihre Hände zu fallen und gezwungen wurden, sie auf allen ihren Zügen zu begleiten.

So groß indeß die Verachtung dieser Räuber für die kaiserliche Flotte war, so griffen doch diese Ladronen niemals auch nur ein mittelmäßig großes europäisches Schiff an, und eine Stelle in einer Schrift Kang-hy's beweist, daß ihre Vorgänger nicht minder vorsichtig waren. „Wir haben kürzlich von den Seeräubern, welche sich ergaben und auf unsere Gnade verließen, gehört, daß, wenn ihre Gefährten Schiffe auf der See plündern wollten, es ihre Gewohnheit war, alle europäischen Schiffe zu vermeiden, da sie ihre Feuerwaffen fürchteten." Die Stärke und Anzahl der Seeräuberschiffe ist in dem Berichte der beiden obenerwähnten Engländer, Turner und Glaspoole, ziemlich genau beschrieben. Im J. 1810 hatten sie etwa 600 Dschonken von verschiedener Größe von 80 — 300 Tonnen; die größten führten mehr als 12 Kanonen, Sechs- bis Achtzehnpfünder, welche von europäischen Schiffen erkauft oder den Chinesen abgenommen worden waren; meist hatte das Letztere stattgefunden. Ihre Handwaffen waren 14 bis 18 Fuß lange Piken mit Bambusschäften, und die gewöhnliche chinesische Pike mit einem Griff von festem Holz und einer eisernen Spitze, welche aus einer leicht gekrümmten Klinge bestand; auch hatten sie kurze, nicht über zwei Fuß lange Pallasche und ihre Kanonen lagen fest auf Holz auf und konnten deshalb nicht gedreht werden, so daß man sie nur, je nachdem das Schiff in einer Richtung gewendet wurde, nach einem bestimmten Ziele abfeuern konnte. War auf der einen Seite abgefeuert, so wendeten sie um, um wieder zu laden, was bei den Chinesen eine schwierige und langweilige Operation ist. Die größten Dschonken führten zwischen hundert und zweihundert Mann, und hatten jede ein bewaffnetes Boot, um sich dem Ufer nähern und die Städte und Dörfer in der Nähe berauben zu können. Die beiden Engländer, welche diese Nachweisungen lieferten, mußten mit einer großen Summe von ihren Freunden losgekauft werden, und erzählten nachher ihre seltsame Gefangenschaft und ihre Abenteuer.

Ein sehr merkwürdiger Umstand bei dieser furchtbaren Seeräuberflotte ist, daß nach dem Tode des ursprünglichen Chefs seine Frau an die Spitze trat, die Befehlshaber ernannte und das Ganze geraume Zeit mit Glück leitete. Ein sehr strenges Gesetzbuch für die ganze Flotte sowohl, als die einzelnen Abtheilungen wurde in Ausübung gesetzt, und alles geraubte Eigenthum gehörte der Gesammtheit an. Die Ehen wurden genau beobachtet und alle Ausschweifungen, so wie Gewaltthätigkeit gegen Frauen, streng bestraft. Alle chinesischen Dschonken und Boote, welche sich den Piraten unterwarfen, erhielten Pässe; wer aber in einem Regierungsfahrzeuge oder nach geleistetem Widerstande gefangen genommen ward, wurde mit der größten Grausamkeit behandelt. Zur Zeit des Hochpunkts ihrer Macht erhoben sie Kontributionen von den meisten Städten längs der Küste und verbreiteten stromaufwärts Schrecken bis nach Canton. Damals konnten die Vorsteher der englischen Faktorei nicht wagen, unbeschützt in ihren Booten von Canton nach Macao zu fahren. Auch ist es zum Theil den Ladronen zuzuschreiben, daß Kapitän Roß die werthvolle Aufnahme der chinesischen Meere ins Werk setzte, denn die beiden Kreuzer, welche von Bombay aus abgesendet wurden, um gegen die Seeräuber zu agiren, wurden nachher mit dieser Arbeit beauftragt, deren Nutzen die Handelswelt lebhaft empfunden hat.

Als die chinesische Regierung fühlte, daß ihre Macht gegen die wachsende Stärke der Ladronen durchaus unzureichend sey, machte sie mit Einemmal eine völlige Amnestie bekannt für alle diejenigen, welche sich unterwerfen und zu ihrer Pflicht zurückkehren würden, eine politische Schlauheit, die ihren Grund darin hatte, daß zwischen den beiden Hauptbefehlshabern der Piratenflotte, denen der schwarzen und der rothen Flagge eine ernstliche Uneinigkeit ausgebrochen war. Diese Uneinigkeit ging so weit, daß beide sich endlich eine blutige Schlacht lieferten, in welcher der Befehlshaber der rothen Eskadre geschlagen wurde. Dieser letztere fand sich nun bewogen, die Anerbietungen der Regierung anzunehmen, welche völlige Verzeihung versprach und auch ihr Versprechen hielt; der Anführer erhielt sogar einen ziemlich bedeutenden Rang in dem Dienste des Kaisers. So durch den Abfall fast der Hälfte ihrer Streitmacht geschwächt, vermochte der weibliche Anführer und ihr zweiter Unterbefehlshaber sich nicht mehr zu halten. Diejenigen Ladronen, welche sich unterworfen hatten, wurden von der Regierung gegen ihre frühern Genossen gebraucht, die durch den Mangel an Lebensmitteln und andere Schwierigkeiten gedrängt nach einigen Monaten sich genöthigt sahen, die angebotene Amnestie gleichfalls anzunehmen. So wurde mit Leichtigkeit eine Verbindung aufgelöst, welche kurze Zeit vorher das ganze Reich bedroht hatte; da aber die Ursachen, aus denen diese Seeräuberei schon mehr als einmal entsprang, noch immer bestehen, so wird der Erfolg und die Straflosigkeit ihrer Vorgänger bald andere Seeräuber veranlassen, ein ähnliches Bündniß unter einander zu knüpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Bäder in Stockholm.

(Aus einem Privatschreiben von C. v. H.)

Eine ganz eigenthümliche Einrichtung Stockholms sind die Bäder, welche man in süßem oder Salzwasser, je nach ihrer Lage diesseits oder jenseits des Schlosses, nehmen kann. Die Einrichtung ist sehr niedlich und elegant, ein Bekleidezimmer mit allen Requisiten neben dem Badezimmer, in beiden Rechauds in den Oefen, um Tücher und Leibwäsche zu wärmen. Eine Frau ist zum Dienste des Zimmers da und verläßt es nicht. Ich mochte protestiren wie ich konnte, diese schwedische Miasta ergriff mich mit Riesengewalt und behandelte mich wie ein kleines Kind. Sie rieb mich mit Bürste und Seife, legte mich dann trocken und that endlich alle Dienste einer ehrlichen braven Kindsmagd. Als ich sah, daß meine ohnehin unverständlichen Deklamationen hier ganz fruchtlos waren, ergab ich mich in mein Schicksal, wobei ich mich sehr gut befand. Diese orientalische Prozedur empfehle ich jedem Reisenden.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

Von hier aus begann eine Reihenfolge von einzelnen Wohnungen, Weilern und Dörfern, früher von Guarani-Indianern bewohnt, die man den Pueblos der Missionen während des Kriegs mit den Portugiesen und Brasiliern entführt hatte. Der Plan war gut, denn vom Arapey bis an die brasilische Gränze kann man keine drei Stunden reisen, ohne wenigstens auf einen Weiler von etlichen Hütten zu stoßen; allein diese zur Faulheit ohnehin geneigten Indianer waren zu sehr sich selbst überlassen worden. Mit Verdruß sahen die Brasilier das Land, nach dem sie Verlangen trugen, sich immer mehr entvölkern, und nun intriguirten sie bei den Guaranis so, daß diese die erklärten Feinde des Staats der Banda-Oriental wurden, sich mit den Charruas und den herumziehenden Gauchos verbanden, die Estanzias plünderten und das geraubte Vieh den Portugiesen und Brasiliern verkauften. Die Regierung der Banda-Oriental mußte deßhalb zu kräftigen Maßregeln schreiten, und Truppen ausschicken, um die indianischen Stämme aufzureiben und die in den Gebirgen der Nordgränze versteckten Ueberreste der Charruas vollends auszurotten. Ein Theil kehrte zu den vormaligen Missionen zurück und ein anderer ward gefangen nach der Hauptstadt geführt, wo man die Frauen und Kinder in Privathäuser vertheilte und die Männer zu Soldaten machte. Seit dieser Zeit ist das Land vom Salto bis nach Brasilien größtentheils eine Wüste, die man nur durch fremde, geschützte und aufgemunterte Ansiedler wieder bevölkern könnte, und die dann reichen Gewinn abwerfen würde.

Wir brachten die Nacht an diesem verlassenen Ort zu, und erlebten hier einen Vorfall, der uns viel zu lachen machte. Auf einem Ausflug in die Umgegend stieß uns das Nest eines Nandu*) mit mehr als 60 Eiern auf, die eben von dem Männchen bebrütet wurden. Erfreut über einen so herrlichen Fund, leerten wir unsere Taschen, um recht viel Eier mitnehmen zu können, und einer meiner Gefährten zog sogar seine weiten Pantalons aus, um sich ihrer als Sack zu bedienen. Fröhlich schritten wir, mit unserem Schatz beladen, durch das hohe Gras, und als wir zum Schiff kamen, fällt einer von uns ins Wasser, zerbricht seine Eier und überzeugt uns durch den Augenschein, daß sie bereits zu sehr bebrütet, mithin nicht mehr zu genießen waren.

Am 6ten kamen wir an dem verlassenen Dorfe Belen vorüber wo wir zu Mittag anhielten. Auf einer kleinen Anhöhe, mehr als eine englische Meile vom Ufer des Uruguay gelegen, befand es sich jetzt gerade über dem Wasserspiegel. Wir besahen die verfallenen Hütten, von denen etwa zwei und zwanzig, die Kirche — ebenfalls eine Hütte — noch standen. Belen liegt ungefähr 20 Stunden von Salto entfernt, und ist gut für den Ackerbau und den Handel auf dem Uruguay gelegen.

Am 8ten hielten wir zu Nacht bei einem Ort, Namens Chacra del Padre, an, so genannt, weil er dem Geistlichen von Santa Rosa oder Bella-Union gehört hatte, wovon wir nur noch drei Stunden entfernt waren. Wir brachten unser Geräthe in eine verlassene Hütte, wo wir uns so gut als möglich einrichteten, denn das immerwährende Schlafen unter freiem Himmel in den Pajonales war uns herzlich zuwider. Vor der Thüre ward ein großes Feuer angezündet, um die Moskitos zu verjagen und unsere Kleider zu trocknen. In der Hütte fing ich einen schönen Sphinx und einige große Nachtschmetterlinge. Auch fand ich mehrere Nester des kleinen goldgrünen Kolibris an einem Schilfblatt oder einem kleinen ledernen Riemen an der räucherigen Decke aufgehängt, und zwei Arten Schildkäfer, die in großer Menge auf dem Boden umherkrochen. Ehe wir zu dieser alten Chacra kamen, sahen wir mehrere Wasservögel, als: den Jabirus, oder brasilischen Strandläufer (mycteria americana L.), den Riesen unter den Strandvögeln; Reiher, Krabbenfresser, Störche, Bisam-Enten, Flamingos u. s. w., aber auf so unzugänglichen Sümpfen, daß keiner zu erlegen war.

In dieser Gegend befindet sich eine sehr große Insel, den Schiffern unter dem Namen der Isla de las Garzas oder Reiherinsel bekannt, und so genannt wegen der großen Menge von Reihern, die zur Brutzeit hier ihre Nester bauen.

Am 9ten kamen wir an dem verlassenen Dorfe Bella-Union vorüber von dem noch etwa vierzig Hütten stehen. Früher, noch im Jahre 1832, waren deren mehr als zweihundert, und es ward hier ein lebhafterer Handel getrieben als in Salto. Es befanden sich ein Zollbureau, ein Hafenkommandant und ein mit Handhabung der Polizei beauftragter Militärkommandant hier. Es war dieß die letzte Bevölkerung gegen die brasilischen Missionen zu, deren Gränze nur noch zwei Stunden entfernt ist. Von hier rechnet man — zu Wasser — vierzig Stunden bis nach Salto.

(Schluß folgt.)

*) Der Nandu (sprich Gnandu) ist bekanntlich der amerikanische Strauß. Er unterscheidet sich von dem afrikanischen dadurch, daß er viel kleiner ist, und statt zwei drei Zehen an jedem Fuße hat.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 74** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ritter Harold's Pilgerfahrt. Von Lord Byron. (Fortsetzung.) — Geschichte von Rimini. Von Leigh Hunt. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich [illegible] Nummern erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich [illegible] fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 304.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Oktober 1836.

Das Land Montenegro.

Das kleine, aber in den Geschichten viel genannte Gebirgsland, was die Venetianer als Montenegro übersetzten, heißt bei den slavischen Eingebornen selbst, in derselben Bedeutung cerna gora (Schwarzgebirge) und gränzt gegen Norden an die türkische Statthalterschaft Herzegowina, gegen Osten und Süden an das Gebiet von Zeta (Zenta) und das türkische Albanien, und gegen Westen an das sich in schmaler Linie zwischen dem adriatischen Meere und Montenegro bis an das türkische Albanien hinabschlängelnde östreichische Albanien, durch welches es nur auf einige Stunden — bei Cattaro nur auf Flintenschußweite — von dem Meere getrennt ist.

Es ist der südwestliche Theil des ehemaligen serbischen König- und Kaiserreiches, dessen Gränzen unter dem Kaiser Stephan Duschan um die Hälfte des 14ten Jahrhunderts vom adriatischen und schwarzen Meere, vom Archipelagus und der Donau bespült wurden. Die Größe Montenegro's wird von den Eingebornen selbst so weit beiläufig angegeben, daß man es in drei Tagen in jeder Richtung durchreisen kann; eine genauere Bestimmung läßt sich bei dem rohen Kulturzustande des Landes bis heute nicht wohl erzielen.

Die angränzenden türkischen Städte und Festungen sind: Nikschicht, Kolaschin, Spuz, Podgoritza, Xabljak und Antivari; auch Scutari, wohin man von den an den Lago di Scutari gränzenden Bezirken Riecska und Cermnitza über den See in acht Stunden fahren kann, darf hier genannt werden.

Das heutige montenegrische Gebiet besteht aus dem eigentlichen, in vier Bezirke (Nahie) zerfallenden Montenegro und den Gebirgen (Gebirgsgebiete, slavisch Berda). Die Nahien heißen: 1) Katunska (die größte unter allen), 2) Riecska, 3) Ljeschanska und 4) Cermnitza (richtiger, aber an Ort und Stelle wenigstens seltener, Cernitza, und noch seltener beiwörtlich wie bei andern Nahien cernicska und cermnicska).

Das ganze Land, außer einigen unbedeutenden Strecken, ist sehr gebirgig und steinig; in der ganzen Katunska nahia, die beinahe die Hälfte von ganz Montenegro in sich schließt, sieht man nichts als Felsenhaufen, welche höchst wahrscheinlich dem Lande dem Namen verschafft haben. Die Montenegriner sagen im Scherze, daß dem Herrn Gott, als er über die Erde gegangen und Steine gesäet habe, über Montenegro die Säcke zerrissen und der ganze Vorrath da niedergefallen sey. Im Allgemeinen ist das Land gegen Südwest am meisten steinig, in entgegengesetzter Richtung gibt es weit mehr Waldungen. — Wahrscheinlich waren vor Erscheinen der Türken die meisten Gegenden der vier Nahien unbewohnt; wenigstens wird mit Bestimmtheit erzählt, daß in der Katunska nur im Sommer Sennereien gewesen seyen, wie dieß auch der Name zeigt, denn das serbische Wort Katun heißt auf deutsch Sennerei. Eigentliche Ebenen gibt es sehr wenige: die größte ist in der Cermnitza um den Fluß gleichen Namens bis an den Lago di Scu ari; dann die Lage von Cetinje in der Katunska, welche etwa 500 Klafter breit und 3000 lang, von hohen Felsengebirgen eingeschlossen, und, wie man nicht ohne Wahrscheinlichkeit muthmaßt, einst der Grund eines Sees gewesen ist. Zwar gibt es jetzt in diesem muthmaßlichen Seegrunde wenig Wasser, nur auf der südlichen Seite, die weniger steinig ist, sind einige Brunnen. Die nördliche Seite, an deren Ende der Stamm gleichen Namens (Cetinje) seine Wohnungen aufgeschlagen, ist durchaus Stein- und Felsenboden und keines Anbaues fähig. Beinahe alle Flüsse sind auf der Gränze des Landes. Im Innern desselben leiden viele Gegenden im Sommer empfindlichen Wassermangel, und es gibt solche, wo ein Mann einen vollen Tag braucht, um Einmal Wasser nach Hause zu bringen. Für die Viehzucht ist dieß besonders drückend; — oft schon ist eine Quelle der Anlaß zu blutigen Zwisten und gräßlichen Mordthaten gewesen. Die Heerden werden darum im Sommer nicht selten in die Gebirge getrieben, in deren Vertiefungen der Schnee gesammelt und am Feuer geschmolzen wird, um die Heerden zu tränken. — Von Mineralien hat man bis jetzt keine Spur gefunden. — Die Luft ist sehr gesund, das Klima aber ungemein verschieden; in der Nahia Katunska z. B. ist es auffallend kalt (am Gebirge Lovchen, das die Katunska vom Küstenlande trennt, ist bis in die Monate Junius und Julius, in Vertiefungen aber immerwährend Schnee zu finden), während die Temperatur in der Cermnitza, wie auch in einigen Gegenden der Riecska, besonders um

den Lago di Scutari, und der Lieschanska, beinahe die des Küstenlandes ist. Es wachsen dort Weintrauben, Feigen, Granatäpfel und Oelbäume; aber ausgezeichnet an Schönheit und Vegetation bleibt die Cermnitza.

Das ganze Land wird von den Montenegrinern in allen Richtungen durchzogen, obwohl es Wege im wahren Sinne des Wortes keine gibt. Zur Zeit der Besitznahme Ragusa's und Cattaro's durch die Franzosen soll Marschall Marmont den Montenegrinern den Antrag gemacht haben, auf Kosten Frankreichs eine ordentliche Straße nach Montenegro von Cattaro bis Nikschichi (in der Herzegowina) bauen zu lassen; allein die Montenegriner haben dieses Anerbieten aus guten Gründen abgelehnt. Auch gibt es in Montenegro weder eine eigentliche Stadt, noch eine Festung, ja in einigen Nahien gibt es nicht einmal Dörfer; man kennt dort bloß Stämme, und ob zwar die Brüderschaften (brastiva) oder Familien, woraus die Stämme bestehen, ihre Wohnungen auch haufenweise meistens von Stein zusammenbauen, so kann man einen solchen Häuserklumpen doch eigentlich nicht, und um so weniger Dorf nennen, als sie weder eigene Namen, noch abgegränzte Markung haben. — Von zwei ehemaligen Schlössern finden sich noch die Ruinen, die eine in der Nahia Riecska auf einem Berge, an dessen Fuße die Rieka vorüberfließt: sie soll Obod geheißen haben; die andere, ebenfalls auf einem hohen Berge in der Cermnitza, heißt Bes (auch Besatz), und soll aus den jüdischen Zeiten herrühren. Beide Ruinen haben ihre Lage in der Nachbarschaft des Lago di Scutari.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Mehrmals wiederholten die Engländer den Versuch, sich in Macao festzusetzen, allein die blinde Eifersucht der Portugiesen, die Wachsamkeit und ausharrende Geduld der Chinesen, und vielleicht der Mangel an Entschlossenheit von Seiten der Engländer ließen das Unternehmen scheitern.

Im J. 1802 hielt Lord Wellesley, damals Generalgouverneur von Indien, es für nöthig, die portugiesischen Besitzungen im Orient gegen allenfallsige Angriffe der Franzosen zu schützen, und schickte eine Expedition von Bengalen ab, um Macao zu besetzen. Die Portugiesen hätten die gebotene Hülfe angenommen, da sie nicht die Macht hatten, dieselbe zurückzuweisen, aber die wahren Herren von Macao hatte man nicht gefragt. Der Vicekönig von Canton verwarf unwillig das Ansinnen, daß irgend ein Theil des chinesischen Reichs fremder Hülfe bedürfe, und verlangte, daß die Truppen augenblicklich abziehen sollten. Glücklicherweise kam gerade in diesem Augenblick eine Brick vor Macao an, welche der Rath der Direktoren mit der Nachricht des in Europa abgeschlossenen Friedens abgesandt hatte, und die Truppen kehrten alsbald wieder nach Bengalen zurück.

Im J. 1808 trat ein ähnlicher Fall ein. Man hegte Besorgnisse für Macao wegen der Nähe Manillas, im Falle die Franzosen sich dieser Kolonie bemächtigen sollten. Lord Minto, Generalgouverneur von Ostindien, hatte bereits die portugiesische Kolonie Goa in Uebereinkunft mit dem portugiesischen Gouverneur besetzt, und schickte nun auch eine Expedition nach Macao ab. Ob dieß klug gewesen, nachdem man durch die Erfahrung sechs Jahre vorher belehrt worden war, daß die Chinesen Macao als einen Theil ihres Reichs betrachteten, ist sehr zweifelhaft; genug, das Unternehmen schlug gänzlich fehl. Der Gouverneur von Macao mit seinen zwei- oder dreihundert verhungerten Schwarzen konnte sich freilich nicht widersetzen, erhielt auch bald einen Befehl von Goa, die Truppen aufzunehmen: aber unter einem dünnen Schleier von Nachgiebigkeit und geheuchelter Freundschaft thaten die Portugiesen insgeheim alles Mögliche, um die Plane der Engländer ihren chinesischen Herren in einem schlimmen Lichte darzustellen, und diese verboten ihnen irgend eine Truppenzahl ohne vorgängige Erlaubniß in Macao aufzunehmen. Der Vorstand der Faktorei und Admiral Drury, der die Seemacht kommandirte, hatten indeß beschlossen, die Truppen ans Land zu setzen, eine Konvention ward am 21sten September unterzeichnet, und die Truppen wurden noch an demselben Tage ohne Widerstand ans Land gesetzt. Bald kam ein Befehl vom Vicekönig, daß die Truppen sich entfernen sollten, und als diesem Verlangen nicht Genüge geleistet wurde, sperrten die Behörden den Handel zu Canton, und verboten den Kauffahrern und den Kriegsschiffen, Lebensmittel zu liefern. Ein chinesisches Edikt bemerkt: „da Ihnen bekannt ist und bekannt seyn muß, daß die Portugiesen ein dem himmlischen Reich gehöriges Gebiet bewohnen, wie konnten Sie glauben, daß die Franzosen je wagen würden, sie zu belästigen; wagten sie es, so würden unsere kriegerischen Truppen sie angreifen, schlagen und aus dem Angesicht unseres Landes verjagen.“

Der Admiral schlug dem Vicekönig schriftlich eine Unterredung zu Canton vor, um die Angelegenheiten beizulegen, aber keine Antwort erfolgte. Alle englischen Unterthanen erhielten bald darauf Befehl, sich auf ihre respektiven Schiffe zu begeben, und die Kriegsschiffe gingen höher den Fluß hinauf. Da der Vicekönig noch immer eine Unterredung mit Admiral Drury verweigerte, und erklärte, er kenne keine englische Behörde als den Vorstand der Faktorei, so ging der Admiral persönlich nach Canton, bestand auf einer Unterredung und fügte die Drohung hinzu, er wolle gewiß im Laufe einer halben Stunde in der Stadt seyn. Der Vicekönig lehnte nichtsdestoweniger den Besuch ab, und der Admiral, statt auf seiner Forderung zu bestehen, kehrte auf sein Schiff zurück.

Bald darauf wurden alle Boote der Kriegsschiffe und der Indienfahrer bemannt und bewaffnet, um Canton einen Besuch abzustatten, und sich mit Gewalt einen Weg durch die Linien der chinesischen Schiffe zu bahnen, die quer über den Fluß aufgestellt, und mit Soldaten angefüllt waren, um die Annäherung des Admirals zu hindern. Als er die Linie erreichte, ruderte er in seinem eigenen Boote vorwärts, um den vornehmsten Mandarin anzureden, wobei ihm ein portugiesischer Priester als Dolmetscher diente; aber keine Besprechung ward gestattet, und nachdem mehreremale auf ihn geschossen und endlich einer seiner Leute verwundet worden war, ließ er das

Signal zum Angriff geben. In Papieren, die dem Parlament vorgelegt wurden, heißt es: „das Signal wurde nicht beobachtet und Befehl gegeben, es nicht zu wiederholen. Der Admiral erklärte dann seine Absicht, die chinesische Linie nicht forciren zu wollen, und kehrte mit seinen Booten zur Flotte zurück. Obwohl ein Mann von unbestrittenem Muthe, scheint Admiral Drury doch nicht jene kalte und besonnene Beurtheilung besessen zu haben, welche für den Erfolg solcher Verhandlungen erforderlich ist. Der Versuch in Booten nach Canton vorzubringen, hätte entweder nie gemacht oder durchgeführt werden sollen." Die Chinesen bauten in der Nähe dieser Stelle eine Pagode, um ihren Sieg über die Engländer zu feiern.

Der Handel stand immer noch still, und der Vicekönig erließ ein Dekret, um zu wiederholen, daß, so lange auch nur Ein Soldat zu Macao bleibe, kein Handel gestattet werden könne. Am 8ten December beschloß man in Gemäßheit eines kaiserlichen Befehls zu handeln, der einen Vorwand darbot, den streitigen Punkt hinsichtlich der Unterredung aufzugeben. Eine Uebereinkunft ward wenige Tage später zu Macao abgeschlossen, die Truppen wurden eingeschifft, und Admiral Drury segelte am 22sten December nach Bengalen ab. So erreichten nach einem fruchtlosen dreimonatlichen Zanke die Chinesen ihren Zweck, nämlich die Entfernung der Truppen, und dieser Erfolg steigerte noch die Anmaßung, wodurch sie sich stets ausgezeichnet hatten. Der Vicekönig von Canton fiel jedoch in Ungnade und wurde vom Kaiser abgesetzt.

Der Krieg zwischen England und Nordamerika führte eine neue Streitigkeit mit den chinesischen Behörden herbei: die Engländer hatten mehrere amerikanische Schiffe genommen, worauf die chinesischen Behörden verlangten, die Faktoreivorsteher sollten das englische Kriegsschiff, das die Prisen gemacht hatte, fortschicken. Dieß stand nicht in der Macht der Faktorei, nichtsdestoweniger aber begannen nun die Chinesen eine Reihe feindseliger Maßregeln, die bald unerträglich wurden, und zwar nicht gegen das Kriegsschiff, sondern gegen die Faktorei. Die Lokalregierung verbot zuerst die Anstellung chinesischer Bedienten, schickte dann Leute in die Faktorei und ließ die dort angetroffenen Chinesen festnehmen. Die Boote der Indienfahrer wurden belästigt, während sie friedlich auf dem Flusse beschäftigt waren, und alles Mögliche versucht, um die Verbindung mit den englischen Kriegsschiffen zu verhindern.

Als die Vorstände der Faktorei die feindselige Gesinnung der Regierung sahen, entschlossen sie sich zu der kecken Maßregel, den Handel zu sperren. Die Chinesen, erstaunt darüber, daß man ihre alte Waffe gegen sie gekehrt hatte, begannen sich etwas versöhnlicher zu zeigen, und nach einigem Hin- und Herreden ward ein Mandarin abgesandt, um mit Sir G. Staunton zusammenzutreffen, der von Seite der Faktorei mit der Unterhandlung beauftragt war. Mehrere Zusammenkünfte fanden statt, und noch war immer keine Aussicht zu einer Annäherung vorhanden, als der Vicekönig mit Einemmal die Unterhandlung abbrach, worauf die Vorstände der englischen Faktorei sogleich eine Bekanntmachung an alle englischen Unterthanen erließen, Canton zu verlassen; Sir G. Staunton schiffte sich gleichfalls ein und die ganze Flotte fuhr den Strom hinab. Dieser Schritt brach plötzlich die Hartnäckigkeit des Vicekönigs. Eine Deputation der Hongkaufleute wurde sogleich den Schiffen nachgesendet, mit dem Versprechen, die noch strittigen Punkte zu discutiren. Ausflüchte waren nun nicht mehr möglich, und nach mehrern langweiligen Unterredungen wurden endlich die Hauptpunkte gewonnen, und zur Sicherheit gegen einen Treubruch der Chinesen von Seiten des Vicekönigs in einem offiziellen Dokumente niedergelegt. Das Vorrecht mit der Regierung unter Siegel und in chinesischer Sprache zu korrespondiren, wurde zum Erstenmal festgestellt, Sicherheit gewährt, daß kein chinesischer Beamter ohne vorgängige Erlaubniß die englische Faktorei betreten solle, und Erlaubniß ertheilt, daß Chinesen unbelästigt von den untergeordneten Mandarinen in die Dienste der Engländer sollten treten dürfen u. s. w.

Das ganze Verfahren ward in England sehr gebilligt, aber das Benehmen der chinesischen Regierung war seit einiger Zeit der Art gewesen, daß man wohl erkannte, die Interessen des Handels seyen stets dem launenhaften despotischen Willen untergeordneter Beamten ausgesetzt, welche den Hof von Peking in tiefer Unwissenheit über ihr willkürliches Verfahren erhielten. Diese Umstände gaben Veranlassung zu der Gesandtschaft Lord Amhersts im J. 1816, deren Zweck war, den englischen Handel wo möglich auf eine feste und billige Grundlage zu stellen, und ihm den Vortheil zu sichern, nöthigenfalls leicht an den Kaiser appelliren zu können.

(Schluß folgt.)

Untersuchung französischer Urkunden.

Herr Champollion Figeac richtete kürzlich an den Minister des öffentlichen Unterrichts einen Bericht über die königliche Bibliothek, dem wir folgende Stellen entheben: „Nach dem letzten Bericht über die Aufzeichnungsarbeiten der historischen Sammlungen der königlichen Bibliothek belief sich die Zahl der verzeichneten Urkunden bis Ende des Jahres 1835 auf 90,026; jetzt füge ich bei, daß diese von denselben Mitarbeitern bis zum Ende des Monats Februar d. J. fortgesetzte Arbeit diese Zahl auf 99,832 brachte, indem die beiden ersten Monate des Jahres 1836 9806 Urkunden aufwiesen. Am 1sten März trat die neue Organisation der Arbeiten ins Leben. Vom 1sten März an ward sonach die Zahl der bei diesen Arbeiten angestellten Personen von 12 auf 7 reduzirt. Drei dieser Personen wurden speziell beauftragt, vermittelst Karten, die von der Aufzeichnung der historischen Sammlungen herrühren, die unedirten Urkunden, deren Bekanntmachung von Nutzen seyn könnte, aufzusuchen, und die vier andern Angestellten mußten die Aufzeichnung fortsetzen. Die Gesammtarbeit derselben umfaßte von nun an zwei verschiedene Gegenstände: die Aufsuchung unedirter Urkunden und die Aufzeichnung der Sammlungen .... Die Aufzeichnung ergab etwas mehr als 3000 Urkunden monatlich: im Ganzen 18,405 für die sechs Monate seit der neuen Organisation .... Die wichtigern Sammlungen des Kabinets Colbert, die übrigens einen großen Theil der Papiere des Kardinals Mazarin und viele briefliche Mittheilungen von seiner Hand in sich schließen, waren der Hauptgegenstand dieser

Arbeit. Sie erstreckte sich zu gleicher Zeit auf die Sammlung Doat, die aus 258 Foliobänden schöner Kopien alter Urkunden, bis zum Jahre 811 gehend, bestehen, und welche durch die Sorgfalt Herrn Doats, Präsidenten der Rechnungskammer von Navarra, um das Jahr 1667 von dem König und von Colbert ausdrücklich dazu bestellt, aus den Archiven von Béarn, Languedoc, Foix und Guienne gezogen wurden. Zu gleicher Zeit revidirte man eine Abtheilung der aus der Sammlung Dupuy gewonnenen Karten; auch bemühte man sich, annäherungsweise das Datum der Urkunden zu bestimmen, die keines führen; endlich ward die chronologische Klassifikation der alten und neuen Urkunden fortgesetzt .... Eine große Anzahl Titel von Urkunden dieser Art ward in den Karten des Verzeichnisses gesammelt, wovon bereits mehrere einheimische und fremde Gelehrte Nutzen zogen. Ich werde die Ehre haben, Ihnen am Ende des Jahres einige Ansichten vorzutragen, die geeignet seyn dürften, denselben den Gebrauch dieses kostbaren Katalogs, der jetzt aus 118,257 Nummern besteht, zu erleichtern, und ihn zu gleicher Zeit vor allem Schaden zu sichern .... Die Arbeit, welche die Aufsuchung unedirter Urkunden zum Zwecke hat, weist Resultate auf, die eher ihrer Wichtigkeit als ihrer Zahl nach beurtheilt werden müssen. Die Karten des Verzeichnisses sind auch hievon die Hauptgrundlage. Ich übertrug jeder der drei mit dieser Aufsuchung beschäftigten Personen einen Theil der historischen Zeiten unserer Nationalannalen: Herrn Claude das erste und zweite Geschlecht unserer Könige, mit den Anfängen des dritten, bis zum Jahre 1200; Herrn Dillon das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert, und Herrn Patin unsere übrigen historischen Zeiten bis zum 19ten Jahrhundert inklusive .... Am 31sten August d. J. waren 1539 Urkunden geprüft worden, darunter 289 für den ersten historischen Zeitraum, 752 für den zweiten und 498 für den dritten. Trotz ihrer schwächern Zahl bieten die 289 Urkunden, welche die sieben ersten Jahrhunderte unserer Geschichtsbücher betreffen, ein größeres Interesse: für diesen Zeitraum wurden vom Jahre 877 an 62 unedirte Urkunden gesammelt; 24 sind kopirt, und die übrigen werden es nach und nach. Für die beiden andern historischen Zeiträume wurden ebenfalls andere unedirte Urkunden gesammelt. Endlich zeigte man hinsichtlich der Dokumente, die für herausgegeben anerkannt wurden, sorgfältig den Hauptort auf dem Verzeichniß, welche deren Titel enthält, an; bisweilen mit sehr ausführlichen Nachweisungen versehen, müssen diese mannichfaltigen Anzeigen vielen Gelehrten den Zeitverlust mühsamer Nachsuchungen ersparen.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Schluß.)

Bald erreichten wir den brasilischen Boden, wo wir mit Vergnügen einen bedeutenden Unterschied in der Ansicht des Landes bemerkten: grüne Felder, Bäume, zahlreiche Heerden am Abhang der Hügel und auf den Ebenen, Hirsche und Straußen in Menge, und eine Lebendigkeit und einen Anbau, die in schneidendem Gegensatz mit den eben verlassenen Wüsten standen. Die Brasilier sind weder betriebsamer noch arbeitsliebender als die Orientalen und Argentiner, aber die Estanzias haben sich in diesen Gegenden während und nach dem Okkupationskrieg sehr vermehrt, und eine große Menge des von den Gauchos geraubten Viehes kam hieher. Auch brennt man die Felder oft ab, was die Fruchtbarkeit des Bodens erhöht und die schädlichen Insekten zerstört.

Die Nacht des 9ten brachten wir am Saum eines Waldes am Ufer des Arrojo (Bach) del Tigre zu. Am 10ten kamen wir an dem Weiler Santa-Anna vorüber, wo sich — den Uruguay aufwärts — die erste brasilische Wache befindet. Nicht weit von einem Bach, el Sauce genannt, sah ich, am Rand einer Schlucht, mitten in der Ebene, eine Menge weißer und violetter Krystallisationen, in Gestalt eines bedeutenden Blocks, dem Anschein nach fest, der sich jedoch durch einen starken Schlag spalten ließ und inwendig schöne Krystalle zeigte.

Am 18ten November, als wir eben den Aufgang der Sonne bewunderten, zeigte unser Schiffer auf einen hohen fern stehenden Palmbaum, indem er sagte: „Sie nahen sich dem Ende ihrer Leiden; dort ist die Estanzia San Marcos, von wo aus nur noch etwa 10 Stunden bis zum Dorfe Itaguy zurückzulegen sind.“ Wir fanden zu San Marcos die beste Aufnahme und wurden hier mit einer trefflichen Mahlzeit bewirthet, bei der es nicht an Portwein fehlte.

Am 22sten kamen wir an dem Zusammenfluß des Ybicuy-Guazu mit dem Uruguay vorüber; hier war vormals die nördliche Gränze der Banda-Oriental. Dann kam die Estanzia Santa-Maria, fünf Stunden von Itaguy, und dann die Estanzia Trinidade, vier Stunden von Itaguy entfernt. Am 23sten erreichten wir Itaguy, dessen Anblick uns noch unangenehmer berührte als der von Salto. Der Ort war ganz vom Uruguay überschwemmt, und die Einwohner, die schon seit acht Tagen auf einem benachbarten Hügel bivouaquirt hatten, waren eben erst in ihre Wohnungen zurückgekehrt. Gegen zwanzig nahe und ohne Ordnung beisammenstehende Hütten, ein steiniger Boden, gegen Westen voll Eidechsen und Schlangen, und schlammig und kahl gegen Osten, dieß war im Jahre 1833 der Anblick, den Itaguy bot. Hier befindet sich die zweite brasilische Wache, ein von dem von San-Borja abhängiger Militärkommandant, ein Friedensrichter u. s. w.

Wir blieben drei Tage hier, um ein anderes Fahrzeug zu miethen, und waren auch so glücklich eine Chalana mit einem Schilfdach zu erhalten. Am 25sten setzten wir die Fahrt nach San-Borja fort, und zwar im Bett des Uruguay, der binnen acht Tagen um mehr als 25 Fuß gefallen war. Wir konnten jetzt, da wir ein bedecktes Fahrzeug hatten, an Bord schlafen, und brauchten nicht mehr auf sumpfigem Boden zu liegen. Die Ufer des Flusses sind hier mit herrlichen Waldungen und der ganzen üppigen Vegetation Brasiliens bedeckt.

Am 1sten December kamen wir nach San-Borja (Flecken), das mehr als eine Stunde vom Landungsplatz entfernt ist. Wir machten den Weg bis zum Ort selbst zu Fuß, worüber die Einwohner sich sehr verwunderten, da man hier gewohnt ist keinen Schritt auf eigenen Füßen zu thun. Bald trat der viereckige Kirchthurm unserem Blick entgegen, und wir sahen Orangenwälder und Estanzias für Viehzucht mit Gräben umgeben und mit Hecken von Bromelias (Nica vuala) mit blutrothen Blättern und schönen ährenförmigen Blüthen umzogen, und in weiter Ferne, gegen Osten, Waldung von nicht bedeutender Ausdehnung vor uns. Wenn wir uns umkehrten, sahen wir den Uruguay vor uns, dessen hier sehr gekrümmter Lauf zum Theil durch dichte Waldung verschleiert war; ein sanfter Abhang auf thonigem (eisenhaltigem) Boden führte uns nach San-Borja.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 305.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Oktober 1836.

Europa's Verkehr mit China.

(Schluß.)

Der Plan zu einer Botschaft nach Peking war schon seit einiger Zeit in England gefaßt worden; denn man hoffte, es würde in jener Hauptstadt ein englischer Resident zugelassen oder Erlaubniß ertheilt werden, nach irgend einem Hafen an der Nordostküste Handel zu treiben. Die Gesandtschaft verließ England am 10ten Februar, kam am 12ten Julius nach Macao und erreichte den Golf von Pe-tsche-li am 28sten Julius, doch landete der Botschafter erst am 9ten August. Am 12ten erreichte die Gesandtschaft Tien-tsin, wo man von Seite des Kaisers ein Fest bereitet hatte, und ein Versuch gemacht wurde, den Gesandten zur Ceremonie des Ko-tau oder der Niederwerfung vor einem gelben Vorhang zu bewegen, als Vorbereitung zu dieser Ceremonie vor dem Kaiser selbst. Dieß Verlangen ward aber abgeschlagen, indem von Graf Macartney gleichfalls dieser Akt der Unterwürfigkeit nicht verlangt worden sey. Viele Ununterrichtete haben es der Gesandtschaft sehr verdacht, daß sie durch Verweigerung einer eiteln Ceremonie den Erfolg der Gesandtschaft auf das Spiel gesetzt habe, allein man muß bedenken, daß, alle Rücksichten der Nationalehre und Würde bei Seite gesetzt, durch einen solchen Akt der Unterwürfigkeit erst nichts erreicht wird, wie die Erfahrung einer holländischen Gesandtschaft im J. 1795 bewies, welche ohne irgend etwas erreicht zu haben, auf dem Rückweg mit dem kränkendsten Uebermuth behandelt wurde. Man muß nämlich wissen, welchen Begriff die Chinesen selbst mit diesem Akt des Niederwerfens verbinden. Pater Gerbillon erzählt, als ein Offizier des Kaisers Kang-hy von dem König der Eluth's gefangen genommen wurde, habe der Letztere von ihm verlangt, daß er auf den Knieen mit ihm spreche, der Chinese aber habe es verweigert, mit den Worten, er sey nicht des Königs, sondern des Kaisers Vasall. In einer chinesischen Schrift über Japan heißt es ausdrücklich, ein chinesischer Gesandter an jenem Hofe habe die Niederwerfung verweigert, und sey lieber umgekehrt, ohne die Befehle seines Hofs mitzutheilen, als daß er die Ehre seiner Nation kompromittirt hätte. Es ist keine Unwissenheit, den Ko-tau für eine bloße Ceremonie zu halten, denn die Niederwerfung ist die feierliche Sitte, wodurch der König von Cochinchina und die Beherrscher der kleinen Königreiche von Corea und Lu-tschu durch ihre Abgeordneten ihre Unterwerfung bezeugen, wenn der chinesische Kaiser sie in der Erbfolge bestätigt. Der wahre Sinn und die Bedeutung des Ko-tau ist die Unterthänigkeitserklärung des Vasallen gegenüber dem Oberherrn, und jedes Land, das gleich Japan seine Unabhängigkeit behauptet, hat sich dieser Ceremonie geweigert. Auch die Gesandten Rußlands haben sich dieser chinesischen Unterwürfigkeitserklärung nicht gefügt, und doch hat Rußland einen Residenten in Peking.

Die Ansprüche auf Universalherrschaft, welche der Hof von Peking erhebt, mögen in Europa wunderlich genug klingen. Alle Länder, welche Tribut senden, während ihre Gesandten der Unterwürfigkeitsceremonie sich fügen, bilden einen Theil des Reichs, und ihre Könige herrschen unter der Sanktion des „Sohns des Himmels;“ dieß bedeutet freilich in der Entfernung verzweifelt wenig, aber man fühlt die Wirkung in China, denn jede Vorstellung gegen Unterdrückung von Seite eines Unterthans eines dieser Staaten wird mit dem unwiderleglichen Argument abgewiesen, daß sein König ein Vasall China's sey, und so wird bei ihm zur Rebellion, was bei einem andern nur die natürlichen Rechte der Unabhängigkeit sind. Herr Barrow, der China sehr gut kennt, macht die Bemerkung, daß eine zahme und passive Unterwürfigkeit unter die erniedrigenden Forderungen dieses hochmüthigen Hofes nur dazu diene, „seinen Stolz zu nähren, und die abgeschmackten Begriffe von seiner eigenen unermeßlichen Wichtigkeit zu erhöhen.“ Ein Jesuite zu Peking bemerkte schon im Jahre 1687, die europäischen Fürsten sollten vorsichtig seyn, hinsichtlich der Art, wie sie Briefe und Geschenke nach China senden, damit nicht ihr Königreich unter den tributbaren Ländern einregistrirt würde.

Das ganze Benehmen der von Peking zur Unterhandlung über das Ceremoniel abgeschickten Personen, so wie die später erhaltenen Nachrichten beweisen zur Genüge, daß die Zurückweisung von Lord Amherst's Gesandtschaft nicht bloß wegen der Verweigerung des Ko-tau stattfand, und daß sie, auch wenn man sich der Ceremonie gefügt hätte, innerhalb weniger Tage

zurückgeschickt worden wäre, obwohl sie der ersten Bestimmun nach vierzig Tage bleiben sollte. Die Provinzialregierung von Canton wußte recht gut, daß ein Hauptzweck der Gesandtschaft darin bestand, über die Behandlung, welche der englische Handel zu Canton erfuhr, Klage zu führen, und sie bot ihren ganzen Einfluß auf, um den Zweck der Botschaft gänzlich zu vereiteln. Lord Macartney, der sich dem Niederwerfen nicht fügte, wurde ehrenhafter aufgenommen, als fast je ein Gesandter in China, und man konnte auch bei Lord Amherst's Gesandtschaft bemerken, daß die Behandlung nach der Abreise aus Peking achtungsvoller war; später stellte es sich klar heraus, daß die Emissäre des Vicekönigs von Canton und seiner Kollegen ungemein geschäftig gewesen waren, und auch, wie es scheint, zur Erreichung ihres Zweckes kein Geld gespart hatten.

Noch ehe die Gesandtschaft in Canton angelangt war, hatte es dort wieder Streitigkeiten abgesetzt. Die Fregatten Alceste und Lyra, nebst dem Indienfahrer Hewett waren kurz zuvor nach Canton gekommen. Der Hoppo verbot dem Hewett Waaren zu liefern, da es ein „Tributschiff" sey; wahrscheinlich erwartete er von den Hongkaufleuten für die Erlaubniß dem Schiff Waaren zu liefern, eine gehörige Belohnung. Zugleich ward der Alceste und Lyra nicht gestattet, zu Whampoa zu ankern, wodurch man den englischen Botschafter unter den Tribut bringenden Gesandten von Siam erniedrigen wollte, dessen Dschonke freie Erlaubniß erhielt, den Fluß hinauf zu fahren. Die Alceste segelte indeß gemächlich aufwärts, und als die Dschonken und das Fort an der Mündung des Flusses auf sie feuerten, brachte ein einziger Schuß die erstern zum Schweigen, während eine Lage hinreichte, die Besatzung des Forts den Hügel hinanzujagen, an dem dasselbe ziemlich ungeschickt angebaut ist. Die Wirkung dieses entschiedenen Benehmens zeigten sich schon nach 24 Stunden, indem der Alceste zu Whampoa sogleich alle Arten von Vorräthen geliefert, dem Hewett gestattet ward, eine Ladung einzunehmen, und eine Bekanntmachung erfolgte, daß das Feuern am Eingang des Flusses nur zur Begrüßung stattgefunden habe. Als die Gesandtschaft am 1sten Jan. zu Canton anlangte, bezeigte sie sich sehr zufrieden damit, daß der Kapitän der Alceste sich durch keine unnöthigen Befürchtungen wegen ihrer Sicherheit hatte abhalten lassen, seiner Flagge Achtung zu verschaffen.

Man hat ganz richtig bemerkt, daß auf diese erfolglose Mission ein langer Zwischenraum von Ruhe folgte, und die Plackereien der Behörden in einem Grade aufhörten, wie dieß sonst nie der Fall gewesen war. Von dem Jahre 1816 bis 1829 wurde der Handel nur ein einzigesmal gesperrt, und auch da machte die Lokalregierung zu Canton die ersten Schritte, um den suspendirten Verkehr wieder anzuknüpfen; so wie überhaupt die chinesische Regierung auf alle Art bewies, daß sie feindliche Berührungen mit den Engländern zu vermeiden wünsche. Dazu mochte auch die Furcht vor neuen Gesandtschaften beitragen, denn Barrow hat berechnet, daß die Gesandtschaft Lord Macartney's die chinesische Regierung etwa 170,000 Pfd. St. kostete, und die Ausgaben für die Gesandtschaft Lord Amhersts, welche 5 Monate im Lande war, können wohl nicht weniger betragen haben, so daß man sich eben nicht verwundern darf, wenn sie nach solchen kostspieligen Besuchen nicht sehr lüstern ist.

Die Unredlichkeit oder Ungeschicklichkeit der Hongkaufleute führte endlich neue Streitigkeiten herbei, ihre Zahl war in den letzten Jahren 10 oder 11 gewesen, und unter diesen hatten zwei der Aermern, welche nie viel Kredit genossen hatten, fallirt, ohne daß jedoch der geringe Betrag des Fallissements auf den Handel ungünstig eingewirkt hätte; in den Jahren 1828 und 1829 aber fallirten zwei, jeder mit einem Betrage von mehr als einer Million spanischer Thaler. Der eine der Hongkaufleute wurde nach der Tatarei verbannt, und starb auf der Reise; der andere aber war ein Betrüger, der sich mit einem großen Theile des Geldes davon machte, und dem es noch überdieß durch seine vornehmen Verbindungen gelang, seinen Raub zu behalten und seine Gläubiger durch den Konsu, oder die gemeinsame Kasse der Hongkaufleute befriedigen zu lassen.

Diese beiden Fallissements erregten, wie man leicht denken kann, große Sensation unter den fremden Kaufleuten zu Canton. Streitigkeiten erhoben sich über die Zeit, binnen welcher die Schulden bezahlt werden sollten, indem die Hongkaufleute 10 jährliche Fristen verlangten, die Gläubiger aber nur sechs gewähren wollten; endlich kam man hauptsächlich durch den Einfluß der Faktorei der ostindischen Kompagnie dahin, daß die Schulden beider Insolventen mit Ende des Jahrs 1835 gänzlich liquidirt seyn sollten, was eine Periode von ungefähr sechs Jahren von dem ersten Fallissement an gerechnet ausmachte. Der Regierung gingen indeß die Augen auf über die mißlichen Folgen der Bestimmung, daß die ganze Korporation der Hongkaufleute für die Schulden jedes einzelnen Mitglieds, so unbesonnen oder unredlich dieses auch verfahren möchte, haftbar seyn sollte, und sie erließ ein Gesetz, daß diese Gesammtverbindlichkeit von nun an aufhören solle. Der Gesammtbetrag der zwei Millionen Piaster wurde indeß mit Ablauf der bestimmten Periode genau bezahlt, und die fremden Kaufleute waren nicht unzufrieden mit dem Gesetze, daß jeder für seine Schulden selbst und allein verantwortlich seyn solle, denn fürs erste hatte das vorhergehende willkürliche System eine hohle Art von Kredit erzeugt, die dem Handel im Großen keineswegs vortheilhaft war, und zweitens waren die Schulden nur scheinbar durch die Hongkaufleute, in der That aber durch die Fremden selbst bezahlt worden, da eine Auflage auf die Einfuhren ausdrücklich zur Deckung der Anforderungen an die Hongkaufleute erhoben wurde und nicht aufgehoben worden war, nachdem man den Zweck lange schon erreicht hatte.

Die beiden letzten Fallissements hatten die Zahl der Hongkaufleute auf sechs vermindert, was durchaus unzureichend war, um den europäischen Handel zu führen; in der That war dieß wenig besser als des „Kaisers Kaufmann" oder das Handelsungeheuer, dessen oben gedacht wurde. Die sechs noch übrigen Hongkaufleute waren freilich nicht sehr eilig ihre Anzahl vermehrt zu sehen, aber die Faktorei nahm diesen Umstand in ernstlichen Bedacht. Es ist ein seltsamer Umstand, daß trotz des strengen Monopols der Hongkaufleute und der mannichfachen Gelegenheit, Geld zu

erwerben, die Erpressungen und andern Unannehmlichkeiten, denen ein Hongkaufmann dadurch ausgesetzt ist, daß er für Fremde Sicherheit leisten muß oder überhaupt mit ihnen in Verbindung steht, so groß sind, daß die meisten Kapitalisten dem Hong nicht beitreten wollen.*) Da die Lokalregierung geneigt schien, die Vorstellungen der Fremden wie gewöhnlich mit Gleichgültigkeit und Verachtung zu behandeln, so wurde die Flotte der Kompagnie im J. 1829 beordert, außerhalb des Flusses zu bleiben, um die Aufmerksamkeit der Lokalbehörden auf die Vorstellungen desto gewisser zu lenken. Am 8ten Sept. wurde eine Adresse an den Vicekönig geschickt, worin man namentlich auf folgende Hauptpunkte drang: Vermehrung der Hongkaufleute, Verminderung der schweren Hafenzölle zu Whampoa, die für ein kleines Schiff über 3000 Piaster betragen, und Maßregeln gegen die Raubsucht der Zollbeamten. Die Antwort des Vicekönigs war hinsichtlich der Vermehrung der Hongkaufleute günstig, nicht aber in Betreff der andern Punkte; die Faktorei erneuerte daher ihre Vorstellungen und hielt die Schiffe fortwährend außerhalb des Flusses, aber auch die Lokalbehörden gaben nicht nach, und der Vicekönig bemerkte: „was den Handel betrifft, so mag die besagte Nation thun, wie es ihr beliebt, aber die Regulative, wie sie im himmlischen Reiche festgesetzt sind, müssen befolgt werden.“ Die Unterhandlungen dauerten ohne Erfolg fort bis zum 11ten Januar, wo es nothwendig wurde, die Mehrzahl der Schiffe nach Manilla zu schicken, bis die chinesische Regierung zur Nachgiebigkeit geneigt seyn würde. Zugleich wandte sich das Comité der englischen Kaufleute an den Generalgouverneur von Indien, daß er ihr Begehren durch eine Vorstellung in Peking unterstützen und durch Absendung einiger Kriegsschiffe derselben Gewicht geben möchte; der Generalgouverneur aber weigerte sich, ohne Befehl von England in der Sache einzuschreiten. Wahrscheinlich wurden die chinesischen Behörden in ihrer Hartnäckigkeit durch den ihnen schwerlich unbekannten Umstand bestärkt, daß das Comité der Kaufleute selbst nicht einig war, indem die Majorität sich gegen Herrn Plowden, den obersten Superkargo, erklärte, und dieser endlich, da er seiner Meinung nicht das Uebergewicht verschaffen konnte, sich entschloß China zu verlassen, was er auch gegen Ende Januars that. Der Vicekönig erließ am 2ten Febr. ein Edikt, daß ein weiterer Hongkaufmann bereits ernannt sey und andere folgen würden, daß die Schulden der beiden bankbrüchigen Hongs bezahlt werden sollten und die Frage über die Hafenzölle dem Kaiser zur Entscheidung vorgelegt sey. Dieß schien dem Comité genügend, sie befahlen ihrer Flotte nach Whampoa heraufzukommen, und am 8ten desselben Monats wurde der Vicekönig hievon in Kenntniß gesetzt. Am 1sten März ernannte der Vicekönig drei neue Hongs, worauf der Handel in Ruhe und Frieden wie gewöhnlich vor sich ging.

In diesem Streite hatten offenbar die chinesischen Behörden den Sieg davon getragen, und zwar um so mehr, als der Rath der Direktoren der ostindischen Kompagnie es angemessen fand, das Verfahren der Faktoreibeamten zu mißbilligen und dieselben sämmtlich aus China abzuberufen. Wie man leicht denken kann, wurden dadurch die chinesischen Behörden noch übermüthiger, und fingen im folgenden Jahre auf eine höhnische und beleidigende Weise abermals Streit an, deren Ausgang für die Engländer eben so wenig vortheilhaft war. Wir verweisen in dieser Beziehung auf einen im Jahrg. 1832 (Nr. 157 ff.) unserer Zeitschrift enthaltenen Aufsatz: „Die Irrungen zwischen China und England.“ Daß die Sachen auch nach Abschaffung des Monopols der ostindischen Kompagnie nicht besser gingen, ist aus der bekannten Geschichte Lord Napiers (s. Ausl. Jahrg. 1835 Nr. 155 ff.) zu entnehmen, und die Versuche der Engländer, mit andern Punkten der chinesischen Küste einen Handel anzuknüpfen, sind sämmtlich als gescheitert zu betrachten. Die chinesische Regierung, welche den hochfahrenden, um sich greifenden Geist der englischen Handelspolitik wohl durchschaut, vermeidet durchaus jede politische Berührung mit den Engländern, gestattet den Handel, aber nur an Einem Orte, und die Engländer dürfen gegen China nicht feindlich auftreten, weil sonst der Handel mit ihnen gesperrt und in die Hände ihrer Rivalen gegeben würde. Diese ihre Stellung hat die chinesische Regierung wohl erkannt und benützt, und die Engländer werden dem Dilemma, Unterwerfung unter die Regulative der chinesischen Regierung oder Verbot des Handels mit ihnen, wohl schwerlich entgehen.

*) Im J. 1832 nahm ein neu ernannter Hongist der Sitte gemäß eine besondere Firma an, und zwar bedeutete die von ihm erwählte so viel als „vollständige Wohlfahrt;“ er war aber etwas allzu voreilig, denn ehe er den Handel beginnen konnte, war sein ganzes Kapital in Geschenken und Bestechungen an die Mandarinen aufgegangen und er fallirte.

Der Handel Persiens.

Der Wichtigkeit des persischen Handels ungeachtet, hat man doch bis jetzt in Europa eine nur sehr unvollständige Kenntniß von demselben. Die Kaufleute von Konstantinopel wissen nur wenig von seinem Gang; die Engländer sind die einzige Nation, welche durch den am persischen Meerbusen gelegenen Hafen von Benderbuschir, wo sie ihre Waaren gegen baares Geld verkaufen oder gegen Seide vertauschen, direkten Handel mit Persien treiben. Die Geschäfte, die sie in diesem Hafen abschließen, sind sehr bedeutend.

Das Fest, Nuruz genannt, welches in Tauris, Teheran und ganz Persien Ende Februars gefeiert wird, ist der günstigste Augenblick zum Verkauf europäischer Waaren; die Messe, welche zu dieser Zeit gehalten wird, dauert einen ganzen Monat. Im Monat Junius muß man nach Splanieh gehen, weil dieß der Zeitpunkt ist, wo der Schah daselbst zu verweilen pflegt. Diese Insel ist der einzige Platz in Persien, wo die Waaren nur gegen baar Geld verkauft werden, und wo kein Tauschhandel stattfindet. Zu Tauris dagegen werden die bedeutendsten Geschäfte durch Tausch abgeschlossen, und nur die Silber- und Goldstoffe, nebst noch einigen wenigen andern europäischen Artikeln werden baar bezahlt. Persien erhält von Konstantinopel Seidenwaaren, Gold- und Silberstoffe und andere französische Fabrikartikel, zu deren Ankauf jährlich 500 Kaufleute von Tauris die Reise machen. Der Prinz Abbas Mirza verwendete gewöhnlich 20,000 Tomans (ungefähr 520,000 Rubel) auf solche Spekulationen.

Von Tiflis nach Tauris rechnet man ungefähr 600 Werste. Dieser Weg, den die Waarentransporte in 22 bis 50 Tagen zurücklegen, und

den man zu Pferde in 6 bis 10 Tagen machen kann, wird von einer Menge kleiner Bäche und Flüsse durchschnitten, die man durchwaten muß, was während des Thauwetters in den Gebirgen sehr schwierig wird. Der Weg ist indeß nicht gefährlich, und man findet allenthalben die nöthigen Lebensmittel. Von Tauris nach Sultanieh, ein Weg, den man zu Pferde in 5 Tagen machen kann, brauchen die Karawanen 10 Tage.

Die Armenier schicken jährlich für 1,600,000 Rubel russische Waaren aus Rußland nach Persien, größtentheils in Krystall- und Glaswaaren, grobem Musselin, Mitcale genannt, raffinirtem Zucker, Nankin, Zitz, ordinärem Tuch u. s. w. bestehend. Diese Waaren werden zur See von Astrachan nach Lenkoran gebracht, von wo sie dann auf Saumrossen nach Tauris gehen. Zu Tauris kommen jährlich 10 bis 12 Karawanen von Konstantinopel über Erzerum an. Den Zollregistern zufolge erhält Persien auf diesem Wege für 4 bis 500,000 Tomans (6 bis 8 Millionen Rubel) englische und französische Waaren, wogegen es rohe Seide, Shawls von Kaschmir und Kerman, Tabak, Indigo und Pfeffer versendet. Aus Smyrna läßt man wenig kommen, weil man dort die Waare baar bezahlen muß. Zwei- bis dreihundert Pferde bringen jährlich Glaswaaren, Fayence, Porzellan und ordinäre Tücher von Trapezunt nach Tauris.

Aus Benderbuschir erhält man Zucker, Kaffee, Indigo, Zitz, Decken und englische Baumwollenwaaren in beträchtlichen Beträgen. Der Werth der Waaren, die auf diesem Wege zu Teheran und Tauris ankommen, wird auf 1 Million Tomans (ungefähr 16 Millionen Rubel) jährlich angegeben. Die Kaschmirshawls kommen ebenfalls über Benderbuschir, weil der Weg zu Lande gefährlich ist.

Auch über Bagdad kommen viele englische und französische Waaren; in der einzigen Stadt Tauris werden auf diesem Wege für 100,000 Tomans jährlich bezogen.

Vermischte Nachrichten.

Ein englisches Blatt enthält über die Verbrechen in der Hauptstadt Folgendes: Gewaltthätige Verbrechen sind nicht mehr in der Mode; die Polizei und das Gaslicht reichen hin, um sie zu verhindern. Dagegen kann man sagen, daß für kleine Diebstähle eine wahre Straflosigkeit herrsche. Nachstehendes mag als Beispiel dienen: Ein Buchhändler in Warbourstreet bemerkte, wie ein Dieb, den er schon einmal über einem Bücherdiebstahl ertappt hatte, eben im Begriff war, ihm ein zweites zu stehlen, und sagte ihm ganz ruhig, er solle das Buch liegen lassen. Der Bursche hatte die Unverschämtheit, ihm zu sagen, er würde ihn an einem andern Tage besuchen. „Sie sollen mich nicht hindern Sie zu bestehlen, denn gelänge ihnen dieß, so bin ich mit andern verbunden, die dann meine Stelle einnehmen werden. Ich warne Sie, auf Ihrer Hut zu seyn, denn wenn Sie mich reizen, so zwinge ich Sie, binnen sechs Wochen ihre Boutique zu schließen." Der Bursche hatte die Frechheit, dieß mitten unter einem Menschenhaufen zu sagen, der sich mitten um die Thüre her versammelt hatte.

•

Herr Saunders in England hat folgende Verbesserung in dem Verfahren, durch das der Zuckersyrup geklärt werden soll, angebracht: Ehe man den Syrup einer hohen Temperatur aussetzt, vermengt man ihn mit gesiebter und wohlangefeuchteter Erde, die bei ihrer Zersetzung allen Schleim und Extraktivstoff herauszieht. Will man dem Syrup zugleich die Farbe nehmen, so setzt man zugleich thierische Kohle zu. Das Verfahren läßt sich eben so wohl bei dem Syrup aus Runkelrüben, wie bei dem aus Zuckerrohr anwenden.

•

Da man seit einiger Zeit in London sich so sehr mit den Taubenposten beschäftigte, so machte endlich ein Londoner Blatt nachstehendes Schreiben bekannt, das man einer in der Nähe von Folkeston getödteten Taube abgenommen hatte. Das Original ist französisch und lautet wie folgt. „London 2ten August. Pacy, pzig, pkim, pkky. 55152516 Ky n — gg a gz im. Vergessen Sie nicht 2534, 242151. Es fand eine Fluktuation zu Amsterdam statt, die man der Krankheit Herrn Rothschilds zuschreibt. Man sagt hier, er sey todt, welchem Umstand man 2215 55 162516161634 zuschreibt. Die Preise von Paris waren wie hier zu 1⅛, aber ich glaube, daß die Entlassung Cordova's einen stärkern Eindruck verhindert hat. Vielleicht sind die Coupons oder 511112127241055, 1255 5424172617."

•

Der bedeutende Nutzen, den eine bequemere Kommunikation mit China dem Handel bringen würde, hat zu der Idee, längs dem Ufer des Baikal-Sees eine bessere Straße zu errichten, Veranlassung gegeben. Die Lokalregierung entwarf zu diesem Zweck einen Plan. Diesem zufolge sollte der öffentliche Schatz eine Summe von 221,975 Rubel zur Erbauung dieser Straße anweisen. Während aber der Plan zur Prüfung vorlag, machte ein sehr reicher Kaufmann, Iguminoff, den Handelsleuten, die mit China Geschäfte machen, den Vorschlag, die genannte Straße auf eigene Kosten zu bauen, und erbot sich die ersten Vorschüsse zu machen. Der Vorschlag wurde angenommen und vom Kaiser bestätigt. Die Arbeiten zu diesem wichtigen Unternehmen haben bereits begonnen.

•

Die Preise der Lebensmittel in England werden fortwährend durch die Konkurrenz mit Irland hinabgedrückt, und die Dampfschiffe befördern diesen Gang der Dinge ungemein: sie bringen täglich außer Früchten, Kartoffeln und Korn eine ungeheure Menge Geflügel, namentlich junge Gänse, so wie ganze Heerden von Schafen und jungen Ochsen. Die Vorbereitungen, welche in diesem Jahre zur Einfuhr von Hornvieh aus Irland in Glasgow getroffen worden, sind ausnehmend groß, und müssen den Preis des Fleisches sehr verringern.

•

Der Graf von Fife gibt sich seit mehrern Jahren ungemein viel Mühe, den Auerhahn, der vor einem halben Jahrhundert noch die schönste Zierde der schottischen Wälder gewesen war, in denselben wieder heimisch zu machen. Er hat zu dem Ende ein schönes und ganz gesundes Paar aus Norwegen kommen lassen. Der Vogel heißt im Gälischen capercaillie, was den „Hirsch des Waldes" bedeuten soll.

•

Bei den Befestigungsarbeiten zu Soissons hat man schon mehrmals Münzen gefunden. Am 11ten Oktober fand man 25,000 kleine Kupfermünzen zwischen einigen Steinen. Sie sollen alle dem Tetricus angehören.

•

Zu London fanden seit einem Jahre 642 Feuersbrünste statt; die dabei verursachten Verluste schätzt man auf eine Million Pfund Sterling, wovon nur die Hälfte versichert war.

•

Ein Mann aus La Rieb in Belgien, welcher im Jahre 1828 Tambourmajor in der niederländischen Armee war, befindet sich jetzt zu Parma, und ist 8 Fuß 4 Zoll groß geworden.

•

Die Zahl der Fabriken in Rußland, welche am 1sten Januar 1815 nur 881 mit 5704 Arbeitern betrug, hat sich jetzt auf 6045 mit 269,678 Arbeitern erhoben.

•

Ein Arzt zu Philadelphia hat berechnet, daß vom Jahre 1807 bis 1835 in dieser Stadt 13,782 Menschen an der Lungenschwindsucht starben.

•

In den ersten Tagen Oktobers fand zu Oran ein Erdbeben statt; die Stöße waren heftig genug, daß einige alte Häuser einstürzten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Oktober.)

Nr. 306.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 November 1836.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Nach Michel Chevalier.)

Die Vereinigten Staaten sind an einem kritischen Punkte angekommen; der zweite vierjährige Termin des Präsidenten Jackson erlischt am nächsten 3ten März. Gemäß dem Beispiele Washingtons, das Gesetzeskraft erlangt hat, wird der General sich für immer zurückziehen. Die Wahl seines Nachfolgers wird im Laufe dieses Monats (November 1836) stattfinden.

Der General Jackson ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die aus den Institutionen Nordamerika's hervorgingen. Er wurde am 15ten März 1767 in Südkarolina im Distrikt Warsaw Settlement geboren; sein Vater war ein irischer Emigrant, der nur zwei Jahre vorher in Charleston gelandet hatte, und kurz nach Andrew Jacksons Geburt mit Hinterlassung einer Wittwe und drei minderjähriger Söhne starb. Während der Kindheit des jungen Andrew unterhielt ihn seine Mutter häufig von dem Antheil, den sein Großvater an der Vertheidigung von Carrickfergus genommen, und von der Unterdrückung des irischen Volkes durch seinen Adel. Diese Traditionen des Hasses gegen die höheren Stände der europäischen Gesellschaft machten einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des jungen Andrew.

Seine Mutter bestimmte ihn für die Kirche, und brachte ihn deßhalb in eine Schule, wo er einige rohe Anfänge litterarischer Bildung erhielt. Inzwischen brach die Revolution aus, und mit vierzehn Jahren begab sich der junge Andrew mit seinem Bruder Robert ins amerikanische Lager, wurde aber bald mit ihm bei einem Tirailleurgefechte gefangen genommen; ihr ältester Bruder war in der Schlacht bei Stono getödtet worden. Während seiner Gefangenschaft befahl ihm ein englischer Offizier, der seine große Jugend bemerkte, ganz vornehm, ihm die Stiefel zu putzen. Andrew entgegnete, er sey Kriegsgefangener und kein Bedienter, worauf der Offizier ihm einen Säbelhieb gab, der ihn am Arme verwundete. Dieß war seine erste Wunde und auch das Ende seines ersten Kriegs. Bald darauf erhielt er seine Freiheit wieder, sein zweiter Bruder starb an den Folgen einer Kopfwunde, auch seine Mutter unterlag, und er blieb allein, ohne Verwandte, im Besitz eines kleinen Vermögens, das er bald verschwendet hatte.

Als er noch einige Zeit sich den Studien gewidmet hatte, gab er mit dem 18ten Jahre die Aussicht auf ein Predigtamt auf, und wurde im J. 1786 Advokat in Nordkarolina. Nach anderthalb Jahren ungefähr kam ihm die Lust auszuwandern: er ging nach Tenessee, und ließ sich zu Nashville nieder, wo er bald Generalprokurator seines Distrikts wurde. Im J. 1796 wurde er zum Mitglied des Konvents erwählt, der die Konstitution des Staats redigirte; im J. 1797 wurde er zum Mitglied des Senats der Vereinigten Staaten ernannt, blieb es aber nur zwei Jahre, gab dann seine Entlassung ein, und wurde von seinen Mitbürgern zu einem der Beisitzer des obersten Staatsgerichtshofs ernannt. Aber die bürgerlichen Aemter gefielen ihm nicht, und er legte bald auch diese Stelle nieder. Damals war er 33 Jahre alt. Zu jener Zeit bildete der Staat Tenessee die äußerste Gränze der Union, und war der Zufluchtsort aller Abenteurer des Ostens; seine Bevölkerung bestand aus unerschrockenen, aber rohen Menschen, die in wilder Unabhängigkeit auf ihren halb angebauten Ländereien lebend alle Geselligkeit verloren hatten. Da man den Angriffen der Indianer ausgesetzt war, trug jeder einen Dolch, ein Paar Pistolen, oft auch einen Karabiner bei sich, deren man sich jedoch gelegentlich auch gegen andere Widersacher als die Rothhäute und die Thiere des Waldes bediente. Nichts war damals gewöhnlicher als die rohesten Duelle auf Karabiner, Pistolen oder Dolch. Diese rohen Sitten sind aus Tenessee fast verschwunden, bestehen aber noch auf der äußersten Gränze in Missouri und Arkansas oder auch an einigen Stellen der jungen Staaten Mississippi und Alabama. Hier kommen jetzt noch die Scenen vor, wo die Gäste bei der Tafel in Streit gerathen, Pistolen gegen einander abfeuern und ihre Nachbarn zur Rechten oder zur Linken ermorden. Zu Vicksbury und Natchez finden fast täglich Gefechte zwischen halbbetrunkenen Spielern statt, und man fragt sich am Morgen ganz kaltblütig: wer ist in der letzten Nacht ermordet worden? Das Mississippithal bietet fast noch allenthalben die Spuren dieses gesetzlosen Zustandes dar. Es ist ganz gewöhnlich einen Dolch in der Tasche zu tragen, und der erstaunte Reisende

erblickt nicht selten zwischen den Falten des Kleides eines Reisegefährten ein Paar Pistolen, die am Gürtel befestigt sind. Während der Jugend Andrew Jacksons waren Tenessee und Kentucky die Schauplätze der Spieler und Duellanten, wenn man jenen Schlächtereien den Namen von Duellen geben kann. Voll aufbrausenden Muths, hartnäckig, hochfahrend, leicht beleidigt, stets bereit, sich der Streitigkeiten seiner Freunde anzunehmen, wenn er selbst keine hatte, und unversöhnlich in seinem Hasse, konnte es nicht fehlen, daß er in diesem kampfreichen Leben sich auszeichnete. Wenn man auch nicht Alles glauben will, was man von ihm erzählt, so scheint es doch eine ausgemachte Sache, daß er entweder mit den Indianern im Kampfe liegen oder einen Streit mit einem der Tapfern des Landes auszufechten haben mußte. Man muß indeß nicht glauben, daß er darum ein blutgieriger, rachsüchtiger Mensch gewesen sey. Im Gegentheil: er hatte zahlreiche Freunde, die er liebte, und von denen er innig geliebt wurde; er hatte eine Frau, für welche er die zärtlichste Neigung hegte, und von der er noch jetzt nur mit Thränen in den Augen spricht. *) Aber ihn quälte das Bedürfniß nach Thaten; sein unruhiger leidenschaftlicher Geist dürstete nach Abenteuern, und wenn die Indianer ruhig waren, stürzte er sich in Händel, weil dieß die einzige Laufbahn war, wo er die lebhaften Aufregungen fand, wonach er so begierig war.

Im J. 1812 brach der Krieg zwischen den V. St. und England aus, und dieser Krieg sollte das Glück des Generals Jackson machen, an den damals gewiß noch niemand dachte. Der berühmte Indianerhäuptling Tecumseh und sein Bruder, der Prophet, welche der Haß gegen die Amerikaner in die Arme Englands geworfen, hatten vom Norden bis zum Süden eine allgemeine Konföderation der Indianer organisirt. General Harrison hatte sie im Norden, im Hauptquartier Tecumseh's selbst, zu bekämpfen, Jackson im Süden. Er war damals Miliz-general, und in dieser Eigenschaft erhielt er zuerst das Kommando einer Expedition gegen die Kriks, welche das Fort Mimms, im Gebiete von Missisippi, **) durch Ueberfall genommen und daselbst Alles ermordet hatten. General Jackson verfolgte sie mit einer bisher unbekannten Energie, schlug und vertilgte sie, wo sie es wagten, ihm gegenüber Halt zu machen, bis endlich die Reste des Stamms sich ihm auf Gnade und Ungnade ergaben, und einen Theil ihrer Ländereien abtraten. Zugleich hatte er nicht minder gegen die Indisciplin seiner eigenen Truppen zu kämpfen, aber seine unermüdliche Ausdauer triumphirte auch über diese Schwierigkeit.

Nach diesem Kampfe gegen die Kriks erhielt Jackson den Grad eines Generalmajors in der Bundesarmee, und begab sich nach Neuorleans, das man von den Engländern bedroht glaubte. Er schlug daselbst, obwohl noch beinahe ohne Truppen, sein Hauptquartier auf am 1sten Dec. 1814; die Milizen aus Kentucky und Tenessee waren noch nicht angelangt, ein großer Theil der louisianischen Bevölkerung, die aus allen Nationen gemischt ist, zeigte wenig Eifer, für den Triumph der amerikanischen Fahne, sich großen Gefahren auszusetzen. Der Lauf des Missisippi war nirgends durch Befestigungen geschützt. Plötzlich erschien die englische Flotte mit Kerntruppen an Bord, welche unter Wellington die Feldzüge in der pyrenäischen Halbinsel mitgemacht hatten, und am 14ten December wurde die amerikanische Kanonenboot-Flotille von den Engländern nach lebhaftem Widerstande genommen. Am 23sten December drangen die Engländer von dem See Borgne durch den Bayon Bienvenu *) in den Missisippi ein, im Angesichte der Stadt. In der darauf folgenden Nacht überfiel sie Jackson, und lieferte ihnen in der Dunkelheit ein Gefecht, das zwar ohne Erfolg blieb, aber den Engländern bewies, daß sie es mit einem entschlossenen Gegner zu thun hatten, als sie wohl erwartet hatten. Von blinder Zuversicht gingen sie zu einer übermäßigen Vorsicht über, und wagten nicht gerade gegen die Stadt anzurücken, die damals hätte kapituliren müssen.

Nach mehrtägigen Scharmützeln wurde am 8ten Januar zwei Stunden von New-Orleans auf dem linken Ufer des Stroms die Schlacht geliefert. General Jackson, der Verstärkungen an sich gezogen hatte, zählte etwa 5000 Mann, die zum Theil aus den unerschrockenen Jägern des Westens bestanden, die auf hundert Schritte ein Eichhorn treffen, an welcher Stelle des Körpers es ihnen beliebt. Er hatte sich an einem Punkte aufgestellt, wo der am Missisippi sich hinziehende Sumpf nur noch etwa tausend Fuß davon entfernt ist. Schon früher bestand ein Graben von dem Sumpfe nach dem Fluß; Jackson ließ ihn vertiefen und mit der ausgeworfenen Erde eine Verschanzung aufwerfen, hinter der die Truppen gedeckt standen. Die Artillerie der Amerikaner war hauptsächlich durch einen französischen Seeräuber, Namens Laffitte, bedient, der an der Spitze einer Schaar entschlossener Menschen lange Zeit sein Gewerbe in der Barataria **) getrieben, und dessen Dienste die Engländer sich vergebens zu verschaffen gesucht hatten. Die Engländer, 9000 an der Zahl, rückten in schöner Schlachtordnung auf diesem kothigen, schlüpfrigen Terrain heran gegen das Feuer der furchtbaren Schützen; die Mehrzahl ihrer Offiziere wurde niedergeschossen, Unordnung kam in ihre Reihen, und sie mußten endlich die Flucht ergreifen. Ihr General Packenhan wurde getödtet und zwei andere Generale, die ihm folgten, tödtlich verwundet. Zwar kamen sie, nachdem ihre Kolonnen sich aufs neue formirt hatten, abermals zum Sturme heran, doch ohne mehr auszurichten; der Sieg der Amerikaner war vollständig, 2000 ihrer Feinde deckten das Schlachtfeld, am folgenden Morgen wurde ein Waffenstillstand unterzeichnet, und mehrere Tage später räumten die Trümmer der englischen Armee den amerikanischen Boden.

*) Sie starb zu derselben Zeit, als er zum Präsidenten gewählt wurde.

**) Vor der Aufnahme unter die Zahl der souverainen Mitglieder der Union, ehe sie die erforderliche Bevölkerung von 60 000 Seelen haben, führen die Staaten den Namen Gebiet (territory) und sind einem besondern Régime unterworfen; man betrachtet sie als Unmündige.

*) Die Arme, welche der Missisippi vor seiner Ausmündung gegen das Meer und die damit in Verbindung stehenden Seen aussendet, nennt man in Louisiana Bayou's.

**) Die Bai von Barataria liegt in Louisiana rechts vom Missisippi; sie ist von Sümpfen und Untiefen umgeben, und bot den Corsaren einen undurchdringlichen Zufluchtsort.

Der Sieg vom 8ten Januar wiederhallte in der ganzen Union, nicht bloß weil es eine schöne Waffenthat war, sondern auch weil er New-Orleans befreite, das, Einmal von den Engländern genommen, gewiß lange Zeit in ihren Händen geblieben wäre. Für eine Seemacht ist New-Orleans mit seiner Umgebung von Sümpfen und Seen fast so leicht zu vertheidigen wie Gibraltar, ist aber von weit größerer Wichtigkeit, als dieser unfruchtbare Felsen. Am Mississippi, nahe an seiner Mündung gelegen, beherrscht es den ganzen Handel des Westens; alle Länder, die vom Mississippi, Missouri, Ohio, dem rothen Fluß, dem Arkansas, Tenessee, Cumberland, Illinois u. s. w. bewässert werden, sind von New-Orleans abhängig. New-Orleans retten hieß den schönsten Theil der Union von einer Handelssklaverei befreien. Von diesem Augenblick an wurde General Jackson aus einem Abenteurer des Westens mit Einemmal eine Person von Bedeutung; er hatte während dieses kurzen und glorreichen Feldzugs solche Beweise von Thätigkeit, Muth, Entschlossenheit und Scharfblick gegeben, wie sie die Amerikaner, zwar sehr häufig in industriellen Unternehmungen, aber sehr selten im Kriege, wenigstens im Landkriege gegeben hatten. Uebrigens gefiel er der großen Menge, weil er sich unter einer ganz neuen Form darstellte. Bisher waren alle amerikanischen Generale, treu den Lehren Washingtons und seiner Unterbefehlshaber, stets bemüht gewesen sich der bürgerlichen Macht unterwürfig zu bezeugen, und eine tiefe Achtung für das Gesetz und die Magistrate an den Tag zu legen. General Jackson dagegen hatte sich vor Allem vorgenommen, die Engländer um jeden Preis zu verjagen, und kündigte den festen Willen an, alle Hindernisse, die ihm in Ausführung seiner Plane in den Weg kommen würden, möglichst schnell aus dem Wege zu räumen. Er folgte seinen eigenen Ansichten, ohne sich sonderlich um die ihm von Washington aus zukommenden Befehle zu kümmern, und hatte schon in seinem Feldzug gegen die Indianer sich gegen den Kriegsminister entschieden ungehorsam gezeigt, um seinen Waffengefährten die Mittel zur Rückkehr in ihre Heimath zu sichern. In seinem Kommando von New-Orleans hob er theils mit Güte, theils mit Gewalt Alles aus, was irgend die Waffen tragen konnte, und da die Lokallegislatur nur wenig geneigt schien, die habeas-corpus-Akte zu suspendiren, proklamirte er das Kriegsgesetz in seiner ganzen Strenge, und ließ wenige Tage nachher den Sitzungssaal der Repräsentanten schließen. Uebrigens notificirte er den Einwohnern, daß sie sich gut halten sollten, denn wenn er genöthigt wäre die Stadt zu räumen, so würde er sie in Brand stecken. Nachdem die Engländer Louisiana geräumt hatten, einige Tage vor der offiziellen Bekanntmachung des Friedens, als man jedoch schon wußte, daß er unterzeichnet sey, wollte er doch noch für alle möglichen Fälle die Truppen unter den Fahnen behalten, und verbot durch einen Tagsbefehl allen Journalen, irgend etwas, das direkt oder indirekt auf die Armee Bezug habe, bekannt zu machen. Der Courier de la Louisiane hatte einen diesem Tagesbefehle zuwider laufenden Artikel bekannt gemacht, weßhalb der Redakteur sogleich festgenommen und ins Hauptquartier geführt wurde; als er hier erklärte, der Verfasser jenes Artikels sey Herr Louaillier, Mitglied der Legislatur, so ließ der General auch diesen festnehmen. Der Distriktsrichter des Gerichtshofs der Vereinigten Staaten, Herr Hall, wollte sich dazwischen legen, wurde aber selbst festgenommen und außerhalb der Stadt geführt; zwei Tage später wurde der Frieden offiziell bekannt gemacht, und der Richter Hall rächte sich, indem er den General zu 1000 Dollars Geldstrafe verurtheilte.

Das summarische Verfahren des Generals gegen die Presse, gegen die Legislatur und die Magistrate regte die öffentliche Meinung keineswegs in besonderem Grade auf; man hätte sagen mögen, die Amerikaner seyen der kalten Tugenden ihrer Aristide überdrüssig und sie bedürften großer Männer anderer Art. Uebrigens hatte General Jackson das Geheimniß ausgefunden, die Demokratie für sich zu gewinnen; er hatte sie an ihrer schwachen Seite, am Nationalstolz gefaßt, und Alles was nicht amerikanisch war, mit Füßen getreten. Man lese nur seine Antwort auf die Rede eines indianischen Häuptlings, „des dicken Kriegers" (big warrior), der an seiner Seite gegen die Rothhäute, seine eigenen Brüder, gefochten hatte, sich an seinen Edelmuth wandte und auf die mit Washington abgeschlossenen Verträge berief, daß man seine Nation nicht ihrer Ländereien berauben möchte. Mit einem hochfahrenden strengen Tone sprach er sein Nein aus, und den Indianern blieb nichts übrig, als sich zu beugen. Man muß seine Proklamationen gegen die Engländer lesen, in Vergleichung mit welchen die Napoleons noch äußerst milde waren. Namentlich aber bewies sein Benehmen gegen den spanischen Gouverneur von Florida, welche Keckheit, wie viel Verachtung gegen das Ausland und wie viel nationaler Ehrgeiz in ihm stecke. Er fühlte die Wichtigkeit Florida's, welches in der That für die Vereinigten Staaten nothwendig war, wenn sie ihre natürliche Gränze haben wollten und war nach Pensacola lüstern, dem einzigen guten Hafen am ganzen mexikanischen Golf. Er beklagte sich demgemäß über die Hülfe, welche die spanischen Behörden den Indianern geleistet hatten, und fand einen noch erustern Beschwerdegrund in den Umtrieben der Engländer, welche hier landeten und für die Dienste, die sie Ferdinand VII auf der pyrenäischen Halbinsel leisteten, in Florida ganz nach Willkür hausten. Er schrieb auf seine eigene Faust an den spanischen Gouverneur, daß er jede Verbindung mit den Engländern aufgeben und die Häuptlinge der Krihks, welche sich nach Florida geflüchtet hatten, ausliefern solle. Der Gouverneur verlangte statt aller Antwort die Auslieferung der mexikanischen Insurgenten, welche sich nach den Vereinigten Staaten zurückgezogen hatten und die Unterdrückung der Korsaren von Barataria. Die Erwiederung des Generals Jackson war sehr lebhaft und schloß mit den Worten: „Für die Zukunft bitte ich Sie, sich beleidigender Anschuldigungen gegen meine Regierung zu enthalten, und sie für andere aufzusparen, die geneigter sind, als ich, Verleumdungen anzuhören. Uebrigens glauben Sie nicht, daß ich einen diplomatischen Auftrag habe, um anders als mit Kanonen mit Ihnen zu rechten." Der Erfolg dieses Streits war, daß die Amerikaner sich einige Wochen später im Besitz von Pensacola befanden, ohne daß eine Kriegserklärung zwischen den Vereinigten

Google

Staaten und Spanien stattgefunden, ja ohne daß der General vom Präsidenten Befehl erhalten hätte, irgend eine Demonstration gegen die Spanier zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Leiden des Durstes zur See.

(Erzählung eines englischen Offiziers.)

Es sind nun etliche und vierzig Jahre, daß mich, damals in Ostindien stationirt, mein schlechter Gesundheitszustand nöthigte, nach Hause zurückzukehren, und da kein Kriegsschiff nach England abging, so machte ich meine Ueberfahrt auf einem Ostindienfahrer von ungefähr 800 Tonnen. Die Schiffe der Kompagnie waren zu jener Zeit noch nicht so gut bemannt, als dieß später der Fall war, und das alte Fahrzeug, worauf ich mich einschiffte, war sprüchwörtlich ein trauriger Segler, so daß wir nur langsam vorwärts kamen, und unser Wasservorrath zu Ende zu gehen anfing. Wir suchten das Kap zu erreichen, wurden aber durch beständige widrige Winde abgetrieben, und um unser Mißgeschick noch zu vermehren, verfehlten wir St. Helena. Es schien wirklich ein verhängnißvolles Schicksal über uns zu schweben, denn beinahe jeder Windstoß riß etwas mit sich fort; es blieb uns kaum ein vollständiges Segelgeräth; die Reservespieren waren beinahe alle aufgebraucht, und man konnte nur wenige heitere Gesichter auf den Verdecken sehen. In diesem Zustande näherten wir uns der Linie im Monat März, zu einer Zeit, wo die Sonne den Himmel in zwei gleiche Hälften theilte und daher senkrecht über uns stand. Hier lagen wir beinahe drei Wochen, manchmal mit leichten täuschenden Winden, gemeiniglich aber in gänzlicher Windstille, wie ein Block, oder besser gesagt, wie ein ungeheurer Sarg auf den Wassern, denn der Tod richtete schreckliche Verheerungen unter den Leuten an. Unsere Gesammtzahl an Bord belief sich, als wir die Rhede von Madras verließen, auf ungefähr 250, von denen mehr als die Hälfte Soldaten und Invaliden waren; zwanzig bis dreißig Passagiere mit vielleicht 15 oder 16 Kindern und ihren Anas (Wärterinnen); allein es verstrich kaum ein Tag, der nicht einen oder mehrere Leichname der Tiefe anvertrauen sah. Es war wirklich eine traurige Scene. Die Sonnenhitze war unerträglich; die brennenden Strahlen schossen auf uns nieder; der Skorbut richtete ringsum Verheerung an, und wir erhielten nur drei halbe Pinten Wasser des Tags. Die meisten, ja ich möchte sagen jeder Seemann, wird schon die unangenehmen Gefühle empfunden haben, welche eine beständige Aufeinanderfolge von Windstillen und leichten Winden verursacht, wohl aber erfuhr noch keiner gleichzeitig auch die verheerenden Wirkungen des Durstes. Oh, wie begierig achtete man auf jedes Windchen, wie es über die glatte, glasige Wasserfläche daher säuselte und sie in leichte Wellen warf! Wie fest waren die Augen auf jede Wolke gerichtet, die Regen verhieß, und wie gierig breitete man, wenn er eintrat, auch das kleinste Stück Leinwand aus, um die kostbaren Tropfen aufzufangen. Sacktücher, Hemden, Betttücher, — Alles hing man, mit einem Gewicht im Mittelpunkt, horizontal auf, damit der Regen auf Einen Punkt herabträufeln und sich in ein darunter befindliches Gefäß ergießen konnte. Auf diese Weise bekam man mittelst Zeltdecken zwei oder drei Tonnen frisches Wasser. Oft band ich während des Nachthauses mein Sacktuch an den vier Ecken zwischen den Hühnerställen auf, mit einer Flintenkugel in der Mitte, und legte mich unter dem Mittelpunkt desselben auf meinen Rücken, um meine vertrocknete Kehle mit einigen Tropfen, die herabträufelten, zu kühlen, oder drückte es, wenn sich hinlängliche Feuchtigkeit darin gesammelt hatte, auf meine lechzende Zunge. — Ich sagte, es sey eine traurige Scene gewesen, und wahrlich, sie war es; doch zur hohen Ehre Aller sey es gesagt: man ließ die Kinder nicht Noth leiden. Die armen kleinen Geschöpfe, sie waren heiter und lustig, und wunderten sich, was jedermann so traurig machen könne; ein hochherziger Knabe war unter ihnen, der Sohn eines Oberstlieutenants im Dienste der Kompagnie; er war zwölf Jahre alt, und begriff die Lage, in der wir uns befanden; er hieß Archibald Dixon und hatte zwei Schwestern, eine von sieben, die andere von neun Jahren, die ihn der Erziehung wegen nach Europa begleiteten. Archy wollte nicht zugeben, daß seine Schwestern an irgend etwas, was er ihnen zu verschaffen im Stande war, Mangel litten, und wenn ein süßer Leckerbissen ihren Durst vermehrt hatte, entzog er sich lieber selbst einen beträchtlichen Theil seines eigenen dürftigen Antheils, um nur sie nicht Noth leiden zu lassen. Auch die Ammen zeigten eine hingebende Freundlichkeit für ihre jungen Schutzbefohlenen, und wir blieben eine Zeit lang von dem schmerzlichen Anblick verschont, die sterblichen Hüllen der Kinder in des Meeres Tiefe zu versenken. Aber Tag um Tag verstrich, und unser Wasser nahm fort und fort ab; kein frisches Fleisch kam über unsere Lippen, denn der lebende Vorrath war getödtet worden, um ihn nicht vor Durst umkommen zu lassen, und die Vorräthe von Gesalzenem vermehrten nur die Qualen des Durstes. Viele zogen sich in ihre Hängematten zurück, wo ihre Lebensgeister in Ruhe entschwanden; andere tranken reichlich von Salzwasser und verfielen in Raserei, so daß sie Unheil angerichtet hätten, wäre ihnen die Kraft geblieben. Noch erinnere ich mich zweier Männer, die in derselben Reihe nahe bei einander in ihren Hängematten lagen; den einen davon nannte man „Sopp," und sein Schiffskamerad machte fortdauernd seine rohen Scherze auf ihn. Der arme Sopp, er war zu schwach, um zu antworten; der andere aber mißhandelte ihn, weil er so lange lebte, aufs unbarmherzigste, und stieß Flüche und Verwünschungen aus, und als der Tod ihn von seinen Leiden erlöste, kannte die wahnsinnige Freude seines Kameraden keine Gränzen; mit Entsetzen hörte man sein gellendes Gelächter, als des alten Segelmachers Gehülfe die Hängematte zusammennähte, in welcher der Leichnam enthalten war. Ach! der arme Mensch, eine Stunde später leistete ihm der Segelmacher denselben Dienst, und sie wurden zusammen demselben Grabe übergeben. Obgleich mein eigenes Herz den Stürmen von außen der nie unterlag, und ich bei Allem die gute Seite ins Auge faßte, so kann ich doch nicht läugnen, daß oft ein Anfall der Verzweiflung mein Gemüth beschleichen wollte, und die aufkeimenden Hoffnungen zu vernichten drohte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein sehr beliebter Arzt in London, der seit mehreren Jahren ungefähr 20,000 Pfd. St. einnahm, bemühte sich in den drei letzten Jahren seines Lebens, den Quellen der Krankheiten nachzuforschen, denen er seinen Reichthum verdankte. Nach Vergleichung seiner in jedem Jahre geführten Bücher gab er nach ungefährer Berechnung folgende Krankheitsursachen an: Vauxhall, Theater und Kirche 1600; Weine, geistige Getränke und Rauchen 1500; Faulheit 1000; plötzliche Veränderung der Atmosphäre 1200; Vorherrschen der Nord- oder Ostwinde 1800; aufgeregte Einbildungskraft 1500; Fresserei 1300; Quacksalbereien 900; Liebe 160; Kummer 850; unglückliches Spiel 900; Ansteckung 900; Studiren 950; Romanenlesen 450; der Doktor 1600.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 307.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 November 1836.

Die Ebenen Ungarns.

1. Die kleine Ebene.

Die Gestalt des Bodens ist bei jedem Lande von Wichtigkeit, weil sie entscheidenden Einfluß auf die Kultur und das politische Leben der Bewohner hat. In Ungarn ist dieses um so mehr der Fall, als die Gestaltung des Bodens ihrer großen Massenausdehnung wegen diesen Einfluß auf den Glanz und die Entwickelung des Volkes entscheidender macht. Vor allen Dingen nehmen die großen Tiefebenen des Landes, die bedeutendsten Europa's, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Ihre große, auf 2000 geographische Quadratmeilen sich erstreckende Ausdehnung, ihre geringe Erhöhung über die Meeresfläche, ihre geschützte Lage, so wie ihre Kulturfähigkeit, machen sie zu einem interessanten Gegenstande des Beobachters.

Die kleine ungarische Ebene ist zwischen 400 bis 500 Wien. Fuß an verschiedenen Stellen über dem Meere erhaben. Der Donauspiegel und die Fläche des Neusiedlersees liegen beinahe in gleichem Niveau, etwa 400 Fuß über dem Meere, und können als die tiefsten Punkte betrachtet werden.

Die kleine oder auch obere Ebene Ungarns wird von den steierischen und Leithabergen jenseits, und den Karpathen diesseits der Donau gegen Westen; von den Neutragebirgen gegen Norden; von den Ausläufern der Karpathen und den Bakonierbergen gegen Osten, und der Vorstufe der steierer und kärnthner Alpen gegen Süden begränzt. Die Donau durchschneidet dieselbe auf solche Weise, daß die Südseite etwa das Doppelte der Nordseite betragen mag. Auch entschädigt sich der Strom für den Zwang, welchen er durch das Felsenthor von Theben erleiden mußte, dadurch, daß er sich unmittelbar unter Preßburg in mehrere Arme theilt, und ein Insellabyrinth bildet, welches erst mit der Südostspitze der großen Insel Schütt, auf welcher das jungfräuliche Komorn liegt, endigt. Durch die reißende Wuth des Stromes, der hier troz seiner bereits gewaltigen Wassermasse einem Waldstrome gleicht, verändert sich die Gestalt des Bodens sehr häufig, so daß die im Strome und an demselben liegenden Ländereien und Ortschaften einer steten Gefahr der Ueberschwemmung und des Unterganges ausgesezt sind. Beinahe monatlich werden ganze Flußarme trocken gelegt, dagegen Ländereien verschlungen; was in neuerer Zeit um so öfter der Fall ist, als man vernachlässigt, sich durch Dämme zu schützen. So mußte auch die vor einigen Jahren erst unternommene Arbeit einer genauen Donauaufnahme, Behufs ihrer Regulirung, im Jahre 1834 aufs neue vorgenommen werden, weil sich während der lezten Jahre, die man über die auszuführenden Vorschläge rathschlagte, der ganze Lauf des Stromes, die ganze Gestalt des Bodens des Strombettes, verändert hatte; und man jezt da, wo vor sechs Jahren schwere Lastschiffe fuhren, ohne Gefahr durchwaten kann. Wo der Boden schlammig ist, zeigt er auch die größte Fruchtbarkeit. Der nordöstliche Theil der Ebene besteht aus vollkommen reiner, in manchen Gegenden mehrere Klafter mächtiger Dammerde der besten Gattung, welche bis an den Fuß der Karpathen reicht. Diese Gegend gehört zu den schönsten des Landes, und ist so vollkommen eben, daß z. B. die Umgegend von Tirnau als vollkommener Horizont betrachtet werden kann. In weiter Ferne kann man nach drei Seiten hin die Tagreisen entfernter Gebirge sehen, und an ihren scharfen, in die Luft sich zeichnenden Umrissen unterscheiden.

Der nordwestliche Theil der kleinen Ebene bildet auch, malerisch genommen, eine der schönsten Gegenden der Erde, und gleicht einem anmuthigen Garten, dem nichts als ein sorgfältigerer Gärtner, was seine jetzigen Bewohner nicht sind, fehlt, um den schönsten Fluren beigezählt zu werden. Die Ebene ist nirgends unfruchtbar, sondern überall den Anbau überreichlich lohnend. Die Gegend um Tirnau in weitem Umkreise gibt Weizen in großer Fülle, welcher zu dem schwersten des Landes gehört. Wo der Boden sich um einige Fuß sanft senkt, prangt der üppigste Wiesenboden, dessen Pflege aber auch dem Namen nach noch unbekannt ist. Nasse Gegenden bedecken schnell wachsende Pappel- und Erlenwälder, womit auch die vielen Ebenen und ein Theil der größern Donauinseln bedeckt sind. Die Gebirge sind nirgends so weit entfernt, daß der Horizont unbegränzt wäre, und dabei sind ihre Massen so bedeutend, und ihre Umrisse so malerisch gruppirt, daß sie selbst in weiter Ferne dem Auge einen höchst angenehmen Ruhepunkt

darbieten. Naht man sich dem Gebirge, so findet man es eben so fruchtbar, wie die Ebene selbst, und der Fels tritt aus der Pflanzendecke nur so weit hervor, als zur Verschönerung des Landes und zum malerischen Effekte nöthig ist. Der Fuß der Berge bis auf eine absolute Höhe von 1000 bis 1200 Fuß hüllt sich in Reben, die sich in Obstgärten verlieren. Die Gipfel der Berge bedeckt prachtvoller Hochwald. Die Ebene reicht tief in die Gebirgsthäler hinein, und hier finden sich Landschaften, an denen ein Hackert und Salvator Rosa sich erschöpfen könnten. Es gibt wenig Gegenden von so bedeutender Ausdehnung, auf die der Name eines Gartens mit mehr Recht angewendet werden könnte.

Der südwestliche, umfangreichere Theil der kleinen Ebene hat einen ganz andern Charakter. Der Theil zwischen der Leitha und dem Neusiedlersee wird nach Westen von dem Kalkgebirge der Leitha begränzt. Den Raum zwischen dem Leithagebirge und dem See nimmt durchaus der an Meerprodukten überreiche, bis jetzt aber noch sehr weniger Aufmerksamkeit gewürdigte Grobkalk, dem pariser Kalk von Montrouge ähnlich, ein. Er bildet ein ausgedehntes Plateau, das im Durchschnitt 50 Fuß über dem Neusiedlersee sich erhebt. Hin und wieder sind Hügel von bedeutender Höhe aufgesetzt, die aus demselben Kalke bestehen. Die sehr fruchtbare Dammerde ist nirgends über anderthalb Fuß, meist nur 10 Zoll tief, und die Ufer des Sees sind versumpft. Diese Sümpfe gewinnen jenseits des Sees bei Esterhaz, gegen Osten hin eine sehr bedeutende, beinahe an die Donau längs der Raab sich hinziehende Ausdehnung, welche der Oberfläche des Seespiegels beinahe gleichkommt. Der übrige Theil der Ebene bis an den Fuß des durchaus vulkanischen, von Südost nach Nordwest sich hinziehenden Bakoniergebirges ist aus schwarzer und brauner Dammerde bestehend. Doch finden hier viele Abwechselungen von sumpfigen Tiefen und steinigen Bänken statt. Eine solche aus lauter angeschwemmtem rohen Schotter bestehende Bank ist die, welche unter dem Namen Kemenpesch, steinig, bekannt ist. Sie ist vollkommen eben und liegt wie eine Insel zwischen Tschorna und dem Raabflusse da, etwa 12 F. über die sie umgebende Ebene, die von der Kemenpesch den Namen Kemenpesboden (Kemenyesallya) führt, da. Die auf vier Quadratmeilen ausgedehnte Schotterbank ist bis jetzt bloß mit dünner Waldung besetzt, und da der umgebende Boden die Bewohner durch übermäßige Fruchtbarkeit verwöhnt hat, wurde auch noch kein Versuch zur Urbarmachung gemacht. Die unabsehbare Fläche zwischen Raab und Komorn zeigt auch schon bedeutende Flugsandstrecken, die auch am Fuße des Bakoniergebirges, doch nicht in solcher Ausdehnung vorkommen. Auch diese Ebenen fassen weitläufige Weingärten ein, und die Donauufer zeigen herrliche, lachende Landschaften, wie auch die des Bakoniergebirges, seiner vulkanischen Pils wegen, sich in der Entfernung prächtig ausnehmen. Doch verliert man in diesen Ebenen öfter die Gränzen des Horizonts gänzlich aus dem Gesichte, und mehr steinige oder sandige, wasserarme Gegenden rufen im Wanderer jene Beklommenheit hervor, die der Bergbewohner in solchen öden Gegenden alle Zeit fühlt. Wo jedoch die Ebene mit jener fruchtbaren Dammerde bedeckt ist, da reiht sich Dorf an Dorf, und Alles ist lebendig; wie denn auch die Bewohner hier zur Verschönerung der Gegend bei weitem mehr als auf der linken Donauseite gethan haben.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Fortsetzung.)

Diese kräftige Haltung gegen das Ausland verschaffte dem General Jackson einen großen Ruf und trug nicht wenig dazu bei, daß man ihm sein hochfahrendes Wesen verzieh. Bald nach dem Frieden im J. 1818 begann er von Neuem seine Schläge gegen die Seminolen, welche er beinahe vernichtete, gegen die englischen Emissäre oder die dafür gehaltenen Handelsleute, indem er Armbrister und Arbuthnot hinrichten ließ, und endlich gegen die Spanier in Florida. Dießmal war der Angriff auf diesen letzten Rest der spanischen Kolonien ganz unentschuldbar: der General Jackson nahm Florida, weil er es so genehm fand, denn schon seit langer Zeit lüstete es ihn nach der Inkorporation dieser Provinz, aus der Spanien keinen Nutzen zog, und die für die amerikanische Union in jeder Beziehung so vortheilhaft war. Da er sich an der Spitze einer wenigstens verhältnißmäßig bedeutenden Armee in der Nähe befand, so rückte er vor, ohne irgend Jemand zu fragen, ohne daß die Spanier ihm den geringsten Vorwand geliefert hätten, und pflanzte troß der formellen Befehle des Kabinets von Washington seine Fahne auf allen spanischen Festen, zu San Marco und Pensacola auf. In Folge dieser zweiten Eroberung trat Spanien Florida an die Vereinigten Staaten ab. Hier endete die militärische Laufbahn Jacksons und seine politische begann.

Der Muth des Generals, seine hohe Uneigennützigkeit, seine unerschütterliche Festigkeit und sein glühender Patriotismus hatten ihm die Zuneigung der Menge gewonnen; aber die Staatsmänner hegten noch wenig Achtung für ihn, und in der politischen Welt galt er für einen gefährlichen Tollkopf. Der Präsident Monroe und seine Rathgeber, welche nicht wagten, ihn formell zu desavouiren, wollten sich seiner durch eine auswärtige Gesandtschaft entledigen, und man sprach davon ihn als bevollmächtigten Minister nach Frankreich zu schicken. Aber Jefferson, hierüber von dem Präsidenten befragt, soll zur Antwort gegeben haben, „wenn man binnen drei Monaten mit Frankreich in Krieg verwickelt seyn wolle, so dürfe man nur Jackson nach Paris schicken." Später trug man ihm die Gesandtschaft nach Mexiko bei Don Augustin Iturbide an, der sich zum Kaiser hatte ausrufen lassen. Jackson erwiderte aber, er wolle mit solchen Usurpatoren keinen Verkehr haben und blieb also in den Vereinigten Staaten. Indeß kamen die Gewaltstreiche, die er in seinen Feldzügen ausgeübt hatte, im Kongreß zur Sprache. Mehrere Mitglieder erklärten sie laut für Abscheulichkeiten. Der Angriff Florida's, die Hinrichtung Armbrister's und Arbuthnots gegen alle Gesetze und troß des Ausspruchs eines Kriegsgerichts, das wenigstens den einen von beiden begnadigt hatte, und endlich die Barbareien gegen die

Indianer, die er kaltblütig an die Bäume hängen oder erschießen ließ, beschäftigten den Kongreß in der Session von 1818 bis 1819 während mehrerer langen und stürmischen Sitzungen. Damals begann die Rivalität zwischen Jackson und Clay; dieser Letztere, bestürzt über die Nachsicht, welche das summarische Verfahren des Generals fast allenthalben fand, glaubte in dieser Gleichgültigkeit des Publikums für die Sache der Gesetze ein trauriges Symptom für die amerikanische Freiheit zu erkennen, und unterstützte demnach die der Repräsentantenkammer vorgelegten Resolutionen, welche zum Zweck hatten, das Verfahren des Generals in Florida zu tadeln; er verlangte, daß eine formelle Mißbilligung alle künftigen Kriegsbefehlshaber warne, daß man nicht ungestraft mit den Gesetzen spielen dürfe. Einen Tag, nachdem diese Rede gehalten worden war, kam der General nach Washington, und Clay beeilte sich ihn zu besuchen und ihm zu sagen, daß er nur eine schmerzliche Bürgerpflicht erfüllt habe, darum aber den Sieger von New-Orleans nicht minder hochachte. Der General erwiderte seinen Besuch nicht, und faßte von diesem Tage an gegen Herrn Clay einen tiefen Groll, der mit der Zeit immer heftiger wurde und sich manchmal in den heftigsten Ausdrücken Luft machte. Er erlaubte sich wüthende Ausfälle gegen alle Mitglieder des Kongresses, welche gegen ihn gesprochen hatten. Man behauptet, daß er gedroht habe, mitten in den Kongreß zu gehen, um einem gewissen Redner, welcher heftiger als die andern gewesen war, die Ohren abzuschneiden, und daß es nur den energischen Vorstellungen des tapfern Kommodore Decatur gelang, ihn von einem abscheulichen Skandal abzuhalten. Die tadelnden Resolutionen wurden verworfen, indem der Präsident Monroe und seine Freunde keine Mühe scheuten, dem General den Affront eines feierlichen Tadels zu er-

Diese Debatte hob den General Jackson noch in der öffentlichen Meinung, und man fing an, von seinen Aussichten auf die Präsidentschaft zu sprechen. Anfänglich nahm er diesen Gedanken als einen schlechten Scherz auf und soll sogar gesagt haben: „man muß mich für sehr einfältig halten, wenn man mir in den Kopf sehen zu können glaubt, daß ich aus dem Holze sey, wovon man Präsidenten macht.“ Wenn der General Jackson wirklich dieser Ansicht war, so hatte er in sofern Recht, als er wirklich aus ganz anderem Stoffe ist, als seine Vorgänger. Monroe, der damals den Präsidentenstuhl einnahm, war ein milder, guter, seinem Vaterland ergebener Mann, aber schwach, denn er besaß weder Festigkeit genug, die Parteien im Zaum zu halten, noch hinreichende Geschicklichkeit, ihnen die Gelegenheit zu nehmen, sich zu entfesseln. Sie erhoben sich nicht gegen ihn, weil er sie alle schonte, aber sie machten sich zum Kampfe unter einander bereit. Seit dem Triumph Jeffersons über den älteren Adams war nur in seltenen Zwischenräumen von der föderalistischen Partei die Rede gewesen, unter Monroe bildeten sich neuerdings zwei gänzlich verschiedene Parteien: die demokratische, welche die Centralgewalt einschränken, und die national republikanische, welche die Konstitution in dem für die Centralgewalt günstigsten Sinne auslegte. Diese letztere Partei hatte zwei spezielle Zwecke. Sie wollte auf Kosten der Union große Arbeiten für den innern Verkehr (internal improvement), deren Bedürfniß lebhaft gefühlt wurde, ausführen, und durch einen Tarif (americain system) die noch in der Kindheit befindlichen nationalen Manufakturen schützen. Der Norden im Allgemeinen war anfangs wenigstens für diese beiden Zwecke, der Süden, Virginien an der Spitze, sprach sich dagegen aus. Herr Clay war der große Beförderer beider Plane, John Quincy Adams unterstützte sie mit seiner Beredsamkeit und dem ganzen Einfluß, den er durch lange Dienste erworben hatte, und die fähigsten Männer des Landes standen auf derselben Seite. Die entgegengesetzte Meinung bedurfte eines entschlossenern, energischern Chefs als Monroe war, und sie warf ihre Augen auf den General Jackson.

Die Erhebung desselben zur Präsidentschaft mußte nothwendig das ganze von seinen Vorgängern als Regel aufgestellte Verfahren umstoßen. Alle ruhigen Leute, alle Freunde der gesetzlichen Ordnung, alle welche noch an den von Washington überkommenen Traditionen hingen, fühlten, daß dieß eine radikale Systemsänderung sey. Alle Verständigen bekämpften anfangs seine Kandidatur mit Lebhaftigkeit, doch kehrten viele achtungswerthe Bürger zu ihm zurück, als sie bei näherer Ueberlegung in ihm den Mann gefunden zu haben glaubten, dessen Popularität ihren Meinungen den Sieg verschaffen würde. Sie gaben ihm eine Fahne in die Hand, auf welcher die Grundsätze der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten (states' rights), und die Einschränkung der Centralgewalt (no internal improvement! no tarif!) geschrieben standen. Er nahm sie an, hauptsächlich darum, weil er in den entgegengesetzten Reihen Leute sah, die ihm zuwider waren, und welche im Kongreß seinen Krieg gegen die Seminolen und seinen Einfall in Florida angegriffen hatten. Bald darauf stießen seine Freunde laut in die Trompete, erhoben seine militärischen Erfolge in die Wolken, appellirten an die Eitelkeit des Volks, und nicht umsonst. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei dieser ganzen Schilderung darf man nicht vergessen, daß der Verfasser derselben ein Franzose und auf Jackson nicht gut zu sprechen ist, weil dieser durch seine Festigkeit Frankreich zur Nachgiebigkeit und zur Bezahlung der den Vereinigten Staaten schuldigen Summe zwang. Im ganzen Lauf der Unterhandlung darüber war die Ehre nicht auf Seite Frankreichs, und die Ausfälle gegen den brutalen Ungestüm Jacksons wurden nicht gespart. Wir fühlen uns nicht berufen, hier die Apologie des Generals Jackson zu übernehmen, und bemerken bloß, daß die Partei, durch welche Jackson auf den Präsidentenstuhl erhoben wurde, und welche hauptsächlich aus denen bestand, welche keinen Tarif wollten, das Recht, wenn auch nicht das formelle, auf ihrer Seite hatten, da sie durch den Tarif aufs unbilligste übervortheilt wurden. Was Jacksons Streit mit der Bank betrifft, so wird eine nicht allzu ferne Zukunft lehren, daß er auf das wahre Wohl seines Vaterlandes mehr bedacht war, als seine Gegner. Anm. d. Red.

Das Klima des Kaps.

In einem neuerlichen Briefe Sir John Herschels, der voll astronomischer Untersuchungen ist, bemerkt derselbe: Sie könnten sich eine Vorstellung von diesem Klima machen, wenigstens was die Klarheit des Himmels betrifft, wenn ich Ihnen aus dem Munde des Oberst[illegible]

Digitized by Google

Bell wiederhole, daß er in zwei und vierzig auf einander folgenden Tagen nur dreimal die Venus im hellen Sonnenschein mit unbewaffnetem Auge nicht sehen konnte. Vor Kurzem las ich um 9 Uhr Abends den enggeschriebenen Brief einer Dame bei dem Licht eines verfinsterten Mondes, der gerade beinahe im Zenith stand.

Die Leiden des Durstes zur See.

(Fortsetzung.)

Endlich erhielten wir einen etwas starken Wind, der, wie wir glaubten, uns aus den windstillen Breitegraden führen würde; aber selbst die Winde schienen sich wider uns zu verschwören; denn nach zwei Tagen ward er abermals widerwärtig und schwach, und unsere heißesten Erwartungen starben dahin. Wir waren nun auf eine Pinte Wasser per Mann reduzirt; festere Nahrung ward von denen, die verständig genug waren sich einer reichlichen Mahlzeit zu enthalten, häufig unberührt gelassen oder nur sparsam genossen; allein die geschwollene Zunge und die geschworne Kehle waren in der That an sich schon hinreichende Vorbeugungsmittel gegen Uebersättigung. Ein Vorfall indessen, merkwürdiger als alle übrigen, trug sich zu, der beweist, daß selbst die Schrecken des Todes, und zwar eines Todes der entsetzlichsten Art, keine Gewalt ausüben über ein habsüchtiges Gemüth. Einer der Passagiere nämlich hatte einen Diener, von Geburt ein Armenier und ein sehr ruhiger und friedlicher Mann; seine Geldgier aber war so stark, daß er wirklich mehrere Tage hindurch einen Theil seiner Portion Wasser ersparte und es um eine übermäßige Summe in Gold an eine der Damen verkaufte. Die Sache ward kund; jedermann mied ihn, oder wenn man ihm begegnete, so geschah es nur mit einem Fluch von den erbitterten Seeleuten. Wenige Tage später starb er, und das Geld ward über Bord geworfen. Dieß war gewiß eine thörichte Handlung, denn man hätte das Gold zurückgeben oder es zu einem mildthätigen Zwecke verwenden können. Ein alter Quartiermeister, dessen Aberglauben ihm manchen Anhänger im Schiffe gewonnen hatte, erklärte jedoch, daß „es nicht besser als ein Blutgeld sey,“ und so ward es unter stillschweigender Einwilligung außer den Bereich sterblicher Hände gebracht.

Das Sterben der Männer und ihr Versenken in die Tiefe war nichts Ungewöhnliches zur See; der Tod einer der Damen aber erregte große Trauer. Sie war eine junge Wittwe, deren Gatte eine Beute der Krankheiten des Klima's geworden war; sie war auf der Heimreise begriffen, reich, liebenswürdig und schön. Allein weder körperliche noch geistige Vorzüge konnten den großen Zerstörer von ihr ferne halten. Sie erlag den Beängstigungen, und als man diese schöne Gestalt in die Tiefen des Meeres versenkte und sich die Wasser augenblicklich wieder über ihr schlossen, war kein Auge trocken. Und wirklich schien es auch, als sey jede Hoffnung mit ihr zu Grabe getragen. Der arme Archy Dixon war ein großer Liebling der Mistreß Fenton gewesen, und ihr Verlust fiel seinem jungen Herzen so schwer, daß, obgleich er um seiner Schwestern willen wie ein Held ihn zu ertragen strebte, sich doch nach drei Tagen schon die Wellen abermals öffneten und sein kleiner Leib den vielen Opfern sich zugesellte, welche das unersättliche Meer bereits verschlungen hatte! An diesem Tage jedoch bekamen wir einen stätigen, frischen Wind, der die traurigen Eindrücke beschwichtigen half, die auf die Einbildungskraft und die Hoffnungen der Seeleute gemacht worden waren. Der Wind dauerte fort, und wir segelten den westlichen Inseln zu, legten aber nach dem Log nur kurze Tagesstrecken zurück, und man fürchtete aufs neue, unsere letzte Hülfsquelle möchte versiegen, ehe wir einen frischen Wasservorrath erhielten. Tag und Nacht spähten wachsame Augen eifrig nach fremden Segeln, allein nichts zeigte sich dem Blicke, und obgleich der Wind dem fieberhaften Leibe Kühlung gewährte, war doch die Sonnenhitze unerträglich, und Viele sanken zu Boden, um nie mehr aufzustehen. Noch war der Wind günstig, und jeder, in dessen Gemüth Ruhe herrschte, lebte der frohen Aussicht auf Linderung, da wir uns dem ersehnten Orte näherten, der sie gewähren sollte. Als wir aber bis auf hundert Meilen Flores erreicht hatten, starb der Wind wieder dahin, und eine ganze Woche hindurch lagen wir fast bewegungslos da, mit einer täglichen Portion von einer halben Pinte Wasser. Oh, mit welcher Sorge ward dieser kleine Vorrath von Einigen, die ihren Bissen Brod hineintauchten, bewahrt, während Andere es in einem Augenblick hinabschlürften, und dann den ganzen übrigen Tag hindurch ohne Wasser waren! — Und hier verdient bemerkt zu werden, daß, mit Ausnahme weniger Fälle keine Versuche gemacht wurden, Schiffskameraden ihres Wasservorraths zu berauben, oder in den Schiffsraum zu brechen; die wenigen Fälle, die sich zutrugen, wurden summarisch von den Leuten selbst bestraft. Hier muß ich auf einen Auszug aus meinem Tagebuch verweisen, das ich in diesem Zeitpunkte schrieb.

„Schiff Honduras, von Madras, nach England bestimmt; in Breite —, Länge —. Ein neuer Tag stieg über uns auf und noch kein Wind. Das Meer liegt da wie ein heller Spiegel, und seine Fläche ist ruhig und schön, obgleich Krankheit, Verzweiflung und Tod ihr Festgelage auf seiner Oberfläche feiern. Die Segel hängen matt von den Raaen, als verzweifelten sie, daß der Hauch des Himmels sie je wieder heimsuchen werde. Mittag ist da; die Sonne schießt ihre brennenden Strahlen herab, um die Fieberkranken zu versengen, die bereits von Hitze und Durst dahin sterben. Oh, es ist ein trauriger Anblick, die fürchterlichen Gestalten zu sehen, die auf den Verdecken herumwandeln! ihre rothen und glühenden Augen und das tiefe Karmoisin auf ihren Wangen — Zeugen ihres Elends und ihres Wahnsinns! Es ist schrecklich, ihr Geschrei um Einen, — nur Einen Tropfen Wasser zu hören, um ihre vertrockneten Zungen zu kühlen! Umsonst flehen sie die Gottheit an; umsonst rufen sie des Himmels Zorn auf sich herab. Kein Gebet, keine Verwünschung hilft ihnen! Das Meer schläft fort, und kein Hauch weckt es aus seiner Erstarrung. Für Viele war es schon der Schlaf einer Ewigkeit; denn der Todesengel war geschäftig: Opfer um Opfer schied dahin, und das laute Angstgeschrei der letzten Todespein war wie das Todtengeläute ersterbender Hoffnung für die Ueberlebenden!“ — Etwas später schrieb ich: „Der Abend bricht über uns herein; in Pracht und Herrlichkeit stieg im Westen die Sonne hinunter. Wer von uns wird ihre frühen Strahlen den östlichen Himmel mit Glanz vergolden sehen? und wem unter uns verschwand sie auf immer?“ Dann folgt eine Bitte um Gnade, und der Auszug schließt: „Kein befeuchtender Schauer — kein kühlendes Lüftchen hemmt den verzehrenden Todeskampf, der in den Adern tobt; doch ich will nicht aufhören auf Ihn zu bauen, der mich schlug!“

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 75** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die neuere italienische Literatur. — Ritter Harold's Pilgerfahrt. Von Lord Byron. (Fortsetzung.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtleser des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 308.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 November 1836.

Der Handel im Innern Südafrika's. *)

So weit ich nach den von mir eingezogenen Erkundigungen urtheilen kann, ist wenig oder keine Hoffnung vorhanden, mit den Einwohnern der von uns besuchten Länder einen vortheilhaften Handel zu eröffnen. Gegenwärtig haben sie nichts zum Austausch anzubieten, das einem Kaufmann angemessenen Vortheil böte; auch glaube ich nicht, daß sie neue Produkte hervorbringen könnten, die sie fortdauernd zu liefern im Stande wären. Die Betschuanas bringen nichts zu Markte, als Karosse und vielleicht auch hie und da einige Pfund Elfenbein. Die Ama Zula haben noch weniger zu bieten; Karosse, wenigstens solche, die für den europäischen Markt taugen, werden nicht von ihnen fabricirt, und Elfenbein ist zwar in ihrem Lande in ziemlicher Quantität zu bekommen, ist aber das ausschließliche Eigenthum des Königs. Er hat deßhalb ein vollständiges Monopol, und verlangt, so viel ich weiß, einen Preis, der einem Handelsmanne kaum einen Vortheil gewähren würde.

Die Baquaina und andere Stämme jenseits der Amazula sind augenscheinlich mit der Bearbeitung der Karosse so gut bekannt, als die Betschuanas, bieten sie aber nicht als Tauschartikel an, wahrscheinlich weil sie nicht wissen, daß dieselben von den Weißen gesucht werden. Könnte man sich von ihnen auch Karosse in größerer Menge verschaffen, was ich für zweifelhaft halte, da ihr Land an den Thieren, welche die Felle dazu liefern, nicht sehr reich ist, so würden die Transportkosten so groß seyn, daß selbst im günstigsten Falle wenig Gewinn daraus zu ziehen wäre. Die Baquaina und andere in jener Richtung wohnende Stämme haben auch etwas Elfenbein, aber nur die kleinen Zähne junger Elephanten, da sie unter ihren gegenwärtigen Umständen nicht im Stande sind, es mit den größern Thieren dieser Art aufzunehmen. Auch können sie sich nicht sehr aufgefordert fühlen, Handel zu treiben, und bei Erwerbung von Tauschartikeln sich Gefahren auszusetzen, da sie stets Gefahr laufen, das Gewonnene durch Einfälle der Zulas wieder zu verlieren. Wenn auch nur einige Handelsleute, die zufrieden sind, wenn sie bloß ihren Unterhalt gewinnen, sich damit abgeben, so ist dieser Handelszweig erschöpft; auch diese werden Mühe haben, sich zu halten, wenn sie nicht zugleich das Gewerbe von Jägern treiben.

Eisen und Kupfererz gibt es in der Nähe und jenseits Kurrichane in ziemlicher Menge, doch hat man bis auf beträchtliche Entfernung noch keine kostbaren Metalle entdeckt. Andere Metalle, als die obigen, sollen im Lande der Bakalaka sich finden, wir konnten aber nicht erfahren welcher Art sie seyen.

Die Baquaina wurden in ihren glücklichern Tagen von einheimischen Händlern aus der Nähe der Delagoa-Bai besucht, und erhielten für ihr Elfenbein und ihr Vieh europäische Waaren. Auch die Bakalaka, welche eine direktere und regelmäßigere Verbindung mit der Küste gehabt zu haben scheinen, kamen mit fremden Waaren und selbst verfertigten Metallzierrathen zu den Baquainas. Große, rohe Glasperlen portugiesischen Ursprungs sieht man noch oft als Halsschmuck bei den Eingebornen gegen den Wendekreis, und einige derselben sollen von Stämmen gegen den Untergang der Sonne zu ihnen gebracht worden seyn.

Reisende oder Handelsleute, welche über die Kolonie hinaus in nördlicher Richtung ziehen wollen, thun wohl, sich mit europäischen Kleidungsstücken, Glaskorallen, Knöpfen, Metalldrath, Tabak und Geld zu versehen. Kleidungsstücke sind den Griquas, Bastards, Corannas, Betschuanas an den Missionsstationen, den Batlapis unter Motebi, und Moshesh, dem Häuptling der Baschutus, willkommen. Der Häuptling Umsiligas wird sie als Geschenke fordern, sie jedoch schwerlich als Tauschgegenstände annehmen. Glaskorallen sind geschätzt bei den Baschutus, Mantatis und allen Stämmen nordwärts von Litaku, an den Missionsstationen und bei den Bastarden aber gehen sie nicht gut, wenn sie nicht von vorzüglicher Qualität sind. Gleicher Art müssen sie seyn, wenn man sie zu Geschenken oder zum Handel mit Umsiligas bestimmt. Die blutrothen, in der Größe von Hasenschrot, schätzte er zur Zeit unsers Besuchs am meisten, auch schöne blaue, die weißen, Tembo ge-

*) Diese Angaben sind aus dem Reisebericht des in unsern Blättern öfters erwähnten Dr. Smith entnommen. Die Geschichte der Reise selbst werden wir noch in diesem Monate auszugsweise nachtragen.

nannt, und die weißen mit rosenrothen Streifen. Knöpfe sind unter denjenigen Stämmen nützlich, welche, wie schon erwähnt, europäische Kleidung wünschen, und sie geben auch bei andern als Zierrathen. Metalldrath, namentlich von der Dicke einer Schreibfeder, ist fast allenthalben begehrt. Tabak ist überall beliebt, und für wenige Pfund kann man einen jungen Ochsen oder eine Kuh erhalten. Man kann sich damit die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse erkaufen, wenn alle andern Waaren zurückgewiesen werden. Ich habe oft gesehen, wie Eingeborne sich der einzigen Nahrung beraubten, die sie noch für den Tag hatten, nur um sich eine Pfeife voll Rauchtabak oder ein wenig Schnupftabak zu verschaffen. Geld geht und wird selbst oft mit Ausschluß jeder andern Waare gefordert bei den Griqua's, Bastarden, Betschuanas zu Kuruman und Motito, so wie von Moshesh. Es ist indeß eine fatale Sache mit ihnen um Geld zu handeln, und es erfordert große Geduld, da sie im Allgemeinen mit der Berechnung wenig bekannt und ausnehmend mißtrauisch sind.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Fortsetzung.)

Als der General Jackson auf den politischen Schauplatz trat, als Civilperson mit politischem Ehrgeize, war sein erster Austritt nicht sehr glänzend, denn er war weder Redner, noch Schriftsteller, noch Administrator. Er war nicht in seiner Sphäre in einer deliberirenden Versammlung. Trotz seiner eigenen Bemühungen und der seiner Umgebungen war es nicht wohl zu vermeiden, daß sein reizbarer Charakter sich hie und da Luft machte. Seine Rolle im Senat der Vereinigten Staaten, wo er im J. 1823 den Staat Tenessee repräsentirte, war ihm deßhalb sehr unangenehm, und mit Freuden ergriff er, als die Zeit der Präsidentenwahl herankam, diesen Vorwand um sie aufzugeben. Dieß geschah am Ende des Jahres 1824. Die Zahl der Kandidaten war ziemlich groß: es waren die Herren Adams, Clay, Crawford und der General Jackson. Adams war der Kandidat des Nordostens, Hr. Crawford wurde von Virginien und Georgien, Jackson von Tenessee, Pensylvanien und den beiden Carolinen und Hr. Clay von Kentucky und Ohio unterstützt. Bekanntlich ernennt jeder Staat so viel Wähler, als er Repräsentanten und Senatoren im Kongreß hat.*) Die Wähler stimmen jederzeit nach vorausbekannten Verpflichtungen und ohne anders als staatenweise zusammenzukommen. Bei der Abstimmung, die am Ende des Jahrs 1824 stattfand, erhielt keiner der Kandidaten die erforderliche Majorität: Jackson erhielt 99 Stimmen, Adams 84, Crawford 41, und Clay 37. Die Konstitution befiehlt in diesem Falle, daß die Wahl von dem Haus der Repräsentanten geübt werde, welches in einem solchen besondern Falle nach Staaten, nicht nach Köpfen stimmt, und unter den drei Kandidaten wählen muß. Herr Crawford, den eine Krankheit gelähmt hatte, konnte nicht mehr in Betracht kommen, das Haus der Repräsentanten hatte also nur zwischen Adams und Jackson zu entscheiden, und wählte den erstern. Als dieser aber nach Verlauf von vier Jahren sich abermals der Wahl seiner Mitbürger unterwarf, erhielt er nur 83 Stimmen, Jackson dagegen 178 und bestieg demgemäß am 4ten März 1829 den Präsidentenstuhl. Hr. Calhoun aus Südkarolina, der schon unter Adams zum Vicepräsidenten erwählt worden, und mit Jackson eng verbunden war, wurde abermals zu dieser Würde erwählt.

Einmal Präsident fühlte General Jackson sich behaglicher: er war zu wenig Advokat, um als Chef einer parlamentarischen Partei seine Rolle gut zu spielen; sobald er aber an der Spitze der ausübenden Gewalt stand, fühlte er sich mehr in seinem Element, so weit die ziemlich eng gezogenen Gränzen der Föderalverfassung ihm Raum zur Bewegung ließen. Er sollte jedoch durch sein Beispiel zeigen, daß diese Konstitution weit elastischer sey, als man früher gedacht hatte. Jackson machte gleich anfangs mit seinen politischen Gegnern kurzen Prozeß, indem er diejenigen, welche öffentliche Aemter begleiteten, absetzte, und den Eifer seiner Freunde durch Ertheilung dieser Stellen belohnte. Einer seiner Freunde aus Tenessee, Hr. Barry, wurde Generalpostdirektor; *) sein Biograph und Panegyrist, Herr Eaton, Kriegsminister; Van Buren aus New-York war der einzige fähige Mann dieses Kabinets. Nachdem er sich auf solche Weise mit seinen Freunden umgeben hatte, ging er alle die Fragen durch, welche damals in der Union besprochen wurden, und schritt rasch zur Lösung. Man stritt sich, ob die Centralregierung das Recht habe, sich in die öffentlichen Arbeiten zu mischen; Jackson sagte Nein, und da der Kongreß in der ersten Session seiner Präsidentschaft eine Summe für die Erbauung einer Straße von Maysville nach Lexington in Kentucky votirt hatte, so setzte der Präsident der Bill sein Veto **) entgegen, und schickte an den Kongreß eine Botschaft, welche Epoche machte. Die große Frage über das internal improvement war entschieden. Von nun an galt es als Grundsatz, daß die Centralregierung sich in die Errichtung der Verbindungswege nicht zu mischen habe, und der Artikel der Konstitution, welcher ihr das Recht gibt Straßen zu bauen (establish post roads) ist so gut wie ungültig. Die einzige Ausnahme von dieser strengen Regel bilden diejenigen Wasserstraßen, auf denen man zu den Kriegshäfen gelangen kann; diese dürfen auf Kosten der Centralregierung verbessert werden, und dieß gewährt der Regierung ziemliche Freiheit; denn Pittsburg z. B., welches fast 500 geogr. Meilen von der Mündung des Mississippi entfernt ist, gilt als

*) Die Zahl der Repräsentanten jedes Staats richtet sich nach der Bevölkerung. Die Zahl der Senatoren ist bestimmt, nämlich zwei für jeden Staat.

*) Das amerikanische Kabinet besteht aus sechs Mitgliedern: dem Staatssekretär, den Ministern des Kriegs, der Marine und der Finanzen, dem General-Attorney und dem Generalpostmeister.

**) Der Präsident hat das Recht des Veto, muß es aber, wenn der Kongreß noch vereinigt ist, binnen 10 Tagen notificiren. Wenn eine dergestalt zurückgeschickte Bill von zwei Drittheilen beider Häuser angenommen wird, so erhält sie nichtsdestoweniger Gesetzeskraft.

Seehafen. — Man stritt sich über die Indianer; die einen verlangten, man solle sie auf ihren Ländereien lassen, sie schützen und civilisiren. Andere aber behaupteten, die indianischen Stämme müßten den Weißen Platz machen, das Interesse der Rothhäute selbst verlange dieß. „Die Indianer werden über den Mississippi geschafft!“ erklärte der General. Der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten war dazwischen getreten, um indirekt die Indianer gegen die Plackereien zu schützen, womit einige südliche Staaten, und namentlich Georgien, sie überhäuft hatten, um sie zur Auswanderung zu zwingen; der Präsident weigerte sich, den Spruch des Hofs vollziehen zu lassen, und so blieb den Indianern nur Ein Rettungsmittel, die Auswanderung. So ward die zweite Frage entschieden. — Die Angelegenheiten des Tarifs brachte alle Gemüther in Bewegung. Jackson kündigte mit einer gewissen Zurückhaltung die Absicht an, eine Milderung desselben herbeizuführen. Die Schilderhebung Südcarolina's nöthigte ihn bald, seine Entschließung zu erklären. Dießmal war sein Benehmen voll Würde und Größe. Südcarolina hatte die Akten des Kongresses über den Tarif kassirt und der Centralregierung ein Ultimatum zugeschickt, das dem Kongreß nur einige Monate ließ, um seine Beschlüsse selbst für ungültig zu erklären. Zum Erstenmal in seinem Leben nahm der General die Ausforderung, die man ihm an den Kopf warf, nicht an; er richtete einen Aufruf an den Patriotismus seiner Mitbürger, und während er die Carolinier von seinem Entschluß benachrichtigte, daß er seine Pflicht bis aufs Aeußerste thun würde, beschwor er sie bei Allem, was ihnen heilig sey, den unseligen Gedanken an Bürgerkrieg aufzugeben. Dießmal unterstützten ihn seine erklärtesten Gegner mit dem ganzen Gewicht ihres Einflusses und ihrer Beredtsamkeit: Herr Webster hielt im Senat eine Rede, die Alles erschütterte, und Herr Clay, einer der ersten Parlamentsredner und Staatsmänner des Jahrhunderts, entwarf eine Bill, die alle Interessen zufrieden stellen sollte, und legte sie in einem Augenblicke vor, wo man ernstlich sich die Frage aufwarf, was der Ausgang des Kampfes seyn würde. Am 1sten März 1833 erhielt eine versöhnende Bill, welche Clay's Namen trägt, die Unterschrift des Präsidenten, und die Frage über die Manufakturen war gelöst: vom 1sten Julius 1842 an sollen alle Schutzzölle auf höchstens 20 Prozent ermäßigt seyn; durch allmähliche Reduktionen, welche von zwei zu zwei Jahren stattfinden sollen, bringt man sie diesem Maßstab näher: eine bedeutende Ermäßigung soll am 30sten Junius 1842 stattfinden.

Die Bank der Vereinigten Staaten hatte einen neuen Freibrief nöthig, da der ihrige am 3ten März 1836 erlöschen sollte. Dieses Institut hatte damals wenige Gegner, mißfiel aber dem General. Als im J. 1832 der Kongreß der Bank die verlangte Autorisation gewährte, trat der Präsident abermals mit seinem Veto dazwischen, und begann so gegen die Bank einen Krieg, der noch nicht zu Ende ist.

(Fortsetzung folgt.)

Holzpflasterung.

In den größern Städten der Vereinigten Staaten ist die Aufmerksamkeit jetzt sehr auf die zu New-York gemachte Probe der Straßenpflasterung mit Holz gerichtet. Der Preis der Holzpflasterung betrug etwa 1⅓ Dollars für das Quadratyard; jeder Block, die alle sechsseitig zugehauen waren, kostete 7 Cents (oder etwa 11 kr.), und man brauchte 24 Stücke, um einen Quadratyard zu pflastern. Man glaubt indeß, zukünftig die Sache wohlfeiler bestreiten zu können. Der mit diesem Geschäft beauftragte Kommissär hat sich vorgenommen, zwei Arten dieser Pflasterung zu probiren: 1) Die Erde hinreichend tief aufzugraben und eine fußdicke Schichte von Kies zu legen, dieselbe wohl zu ebnen und mit zweizölligen Brettern zu decken, diese endlich mit Pech und Harz zu überziehen und darauf die Blöcke zu stellen, die am Ende, um die Fugen auszufüllen, mit einer Lage von Pech überzogen werden sollen. 2) Ganz wie oben zu verfahren, nur die Bretter wegzulassen und die Blöcke auf den Kies zu stellen. Die Vortheile, die man daraus zu ziehen hofft, sind, eine gleichere Oberfläche, und in den belebtern Straßen eine größere Dauer. Das Pflastern mit Steinen verlangt fortdauernde Reparaturen, die nicht nur sehr kostspielig, sondern auch für die Cirkulation der Wagen sehr hinderlich sind. So viel die bisher zu New-York gemachte Erfahrung zeigt, sind diese Nachtheile durch die Holzpflasterung gehoben, da die Blöcke sich nicht verschieben und in keiner Weise leiden. Die einzige bedenkliche Frage ist, wie lange dauert das Holz? nur die Zeit kann sie lösen, man glaubt indeß, daß es sich zum Mindesten acht Jahre halten werde. Ein Holzpflaster ist so eben, wie ein Fußboden; die Wagen fahren darüber ohne viel Fraktion und ohne das mindeste Geräusch.

Die Leiden des Durstes zur See.

(Schluß.)

Zur Zeit, als ich diese Stelle in mein Tagebuch niederschrieb, hegte ich den Gedanken, daß meine eigene Auflösung nicht ferne sey, und ich bereitete mich auf diese große Veränderung vor, so gut ich konnte; allein in dieser Nacht sprang der Wind wieder um: anfangs leicht; als er aber frischer wurde und das Wasser unter dem Bug zu plätschern begann, verbreitete sich die ausgelassenste Freude unter uns. Jedes Stückchen Leinwand, das nur einigen Wind fassen konnte, ward ausgesetzt, und der plötzliche Uebergang von der tiefsten Verzweiflung zur höchsten Freude brachte Scenen hervor, die unbeschreibbar sind. Die Bande des — Regiments brachte ihre Instrumente herauf und spielte die heitersten Weisen; Jung und Alt stimmte in die allgemeine Freude. Beglückwünschungen und Versprechungen wurden von allen Seiten gehört, und Manche wollten nun „morgen schon Land sehen,“ die wenige Stunden später ihre Augen in Dunkelheit schlossen und dieser Welt für immer Lebewohl sagten! Am Nachmittag des folgenden Tages zeigten sich die hohen Berge von Flores, wie das klare blaue Land der Verheißung auf der Scheibe des Horizontes, und das Schiff näherte sich der Insel ungefähr auf sechs Knoten in einer Stunde. Eine vermehrte Quantität Wasser, mit etwas Wein versetzt, ward Jedem gereicht, und eine Art Ruhe fing an sich wieder herzustellen, obgleich unsere Zahl immer noch abnahm. Gegen Mitternacht legte sich der Wind wieder

Digitized by Google

etwas, und ward unbeständig und schwankend, und Hoffnungen und Befürchtungen, Erwartung und Verzweiflung herrschten abwechslungsweise vor. Die Nacht war schon hell, und jeder, der nur die Schiffsluken hinausfriechen konnte, begab sich aufs Verdeck, mit ruheloser Angst sich hin und her bewegend. Wir konnten deutlich die Lichter in den Häusern an der Küste unterscheiden. Wir wußten, daß wir dem Lande nahe waren, und der Gedanke, daß die Hülfe so nahe und doch unerreichbar sey, trug noch zur Erhöhung unserer Reizbarkeit und Ungeduld bei. Endlich brach das Tageslicht an — ein glänzendes, prächtiges Tageslicht! Wir sahen die Insel ungefähr acht Meilen entfernt, und hierin das Versprechen, daß wir in wenigen Stunden die süße Erfrischung des köstlichen Stromes genießen sollten. So flüsterte uns die Hoffnung zu; aber ach! wie täuschend war die Aussicht! Die Sonne erhob sich über den östlichen Horizont, der Wind legte sich allmählich, und eine Stunde später waren Himmel und Meer noch einmal ruhig! Anfangs schien jeder entschlossen es nicht zu glauben, die glatte Oberfläche des Wassers aber machte es bald Allen nur zu klar, und ein Blick starrer Verzweiflung lag auf jedem Antlitz. Allein es war nicht der Blick ruhiger, finsterer Verzweiflung — es war eine offene Wildheit, als wolle jedermann seine Hand aufheben gegen seinen Nachbar, und dürste wie ein Tiger selbst nach seinem Blute. Ein Ausdruck der Drohung lag auf der Stirn und eine Röthe in der flimmernden Wildheit des Auges, die mit den gewöhnlichen menschlichen Gefühlen keine Aehnlichkeit hatten. Das wilde Rasen der Wahnsinnigen — die innigen Bitten zu dem Throne der Allmacht um Hülfe — die Flüche und Verwünschungen der Verzweifelten — das Schreien der Weiber und das klägliche Geheul der Kinder drangen in fürchterlicher Disharmonie an das Ohr. Nothzeichen wurden gemacht — Kanonen abgefeuert — Boote ausgesetzt und mit leeren Fässern abgesendet. Das fürchterliche Dahinsterben dauerte fort, während wir, um das entsetzlich Bittere der Täuschung noch zu vermehren, dunkle Wolken über die hohen Bergspitzen dahin ziehen und den Regen in Strömen sich ergießen sehen konnten. Wir konnten die Bergströme sehen, wie sie von Rücken zu Rücken stürzten, und die steilen Seiten der fast senkrechten Felsen herabschossen, während wir, von den empfindlichsten Qualen gepeinigt, nicht Einen Tropfen hatten, um die tödtende Hitze in unsern Adern zu stillen. Die Sonne stieg höher, und ihre sengenden Strahlen schossen mit für die Einbildungskraft verdoppelter Gluth auf uns herab. Unser Wasservorrath war gänzlich erschöpft. Manche nahmen in ihrem Wahnsinn ihre Zuflucht zum Rum, und ach! welch ein Schauspiel des Entsetzens folgte dann! Viele liefen nach der dem Lande zunächst liegenden Seite des Schiffes, und streckten ihre Hände nach den Orten aus, wo das klare Element in den Ocean sich ergoß. Sie schlossen ihre verwelkten Finger, als wollten sie nach dem verheißenen Trinkfeste greifen, und streckten ihre eingeschrumpften und todtsteifen Zungen heraus. Andere warfen sich im Wahnsinn ihrer Ungeduld köpflings in die See, und wollten an die Küste schwimmen; aber die Wasser schlossen sich über ihren Häuptern, und man sah sie nie mehr. Auch ich hatte alle meine Hoffnungen aufgegeben; das Leben schien schnell aus mir zu schwinden, und ich ging in meine Kajüte, als wäre sie mein Grab, und wickelte meinen Rock um mich als Leichentuch. Gefühllosigkeit, oder, wie ich meinte, ein tiefer Schlaf, befiel meine Lebensgeister, und doch gab es Zeiten, wo ich Schatten von Dingen sich bewegen sah, und den Schall vieler Stimmen in Harmonie sich verschmelzen hörte; köstliche Bankette kostete mein Gaumen, und ich wanderte durch grüne Felder und üppige Auen, am Rande des kühlen durchsichtigen Bächleins, in dem ich meine fieberhaften Schläfe badete und die brennende Gluth meiner Zunge löschte. Glänzende Augen strahlten auf mich, und die sanften Töne liebkosender Zärtlichkeit gossen, wie die süßen Schauer des Herzens, ihre Melodie in meine Seele. Beim ersten Erwachen aus diesem Zustande geistigen Irreseyns fand ich mich auf einem bequemen Lager in einem reinlichen Gemach; wann und wie ich hieher gekommen, blieb mir ein Geheimniß. Ich näherte mich dem offenen Fenster und trat auf eine vergitterte Verandah, die mir die Aussicht auf die Spitzen hoher Berge gewährte, die unter mir zu hängen schienen, während ungeheure in die Felsen gerissene Klüfte ihre gähnenden Rachen furchtbar auf allen Seiten zeigten. Die Pomeranzen- und Aepfelblüthen füllten mit ihren Wohlgerüchen die Bergluft, und boten einen schönen Anblick inmitten des grünen Blattwerks. So weit das Auge reichen konnte, erglänzte der Ocean in Sonnenstrahlen, und eine kleine Insel, wie ein Hügel auf den Wassern schwebend, erhob sich an der Scheibe des Horizontes. Ich hielt sie für die Insel Corvo, und wie das Gedächtniß seinen Dienst wieder zu leisten vermochte, ward mir auch allmählich meine Lage klarer und klarer; allein erst nachdem meine Gesundheit wieder hergestellt und meine Kraft zurückgekehrt war, ward ich mit den Umständen bekannt, die stattgefunden, nachdem ich in die Gefühllosigkeit versunken war, die mich nicht Zeuge seyn ließ der furchtbaren Vorfälle, die dann erfolgten. Die Schiffsboote waren, obgleich mit großer Schwierigkeit, im Stande gewesen die Fässer zu füllen und eilig wieder an Bord zurückzukehren; allein im Augenblick, wo das Wasser in das Schiffsfaß gegossen ward, trat ein allgemeines Gedränge ein. Das Kollern und Plätschern des Elementes, wie es in das Faß fiel, vermehrte nur noch die Begierde. Vom Streite kam es zu Schlägen, und von Schlägen zum Blutbade. Der Wahnsinn in seiner rasendsten Gestalt und schrecklichsten Form herrschte in diesem Augenblick. Kinder, die sich unter die übrigen vorgedrängt hatten, wurden unter die Füße getreten, und jedem Gefühl der Menschlichkeit Hohn gesprochen. Die Todten und Sterbenden lagen in vermischten Haufen; der rothe Strom aus vielen Wunden befleckte das Verdeck. Endlich gelang es der Mannschaft der Boote, die ihren Durst an der Küste (obgleich später mehrere starben) etwas gelöscht hatte, die armen Geschöpfe in Entfernung zu halten, und geeignete Wachen wurden aufgestellt, die das Wasser in kleinen Portionen vertheilten. Kaum war dieß geschehen, als ein frischer Wind das Schiff zu seinem Ankerplatz führte, und die Portugiesen durch freundliche Abhülfe unserer Bedürfnisse ihr Wohlwollen bewiesen. Ich und mehrere andere Offiziere wurden in ein Landhaus des Gouverneurs gebracht, wo uns die menschenfreundlichste und eifrigste Sorgfalt zu Theil ward. Auf meine Betäubung folgte Dilirium; vierzehn Tage verflossen, ehe ich den Gebrauch meiner Vernunft wieder erlangte. Das Schiff hatte den Weg zu seiner Bestimmung fortgesetzt; bei der vor seiner Abfahrt vorgenommenen Musterung zeigte es sich, daß nicht weniger als hundert und siebzig Menschen gestorben waren.

Berichtigung.

In Nr. 307 unsers Blattes, S. 1227 Sp. 1 Z. 26 v. u. sind durch Versehen zwei Sylben weggeblieben. Es sollte heißen: dem General den Affront eines feierlichen Tadels zu ersparen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 309.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 November 1836.

Die Ebenen Ungarns.

8. Die große Ebene.

Wenn man durch das Felsenthor, welches unterirdische Gewalten durch Emporhebung der vulkanischen Zwerkkette, welche die Karpathen mit den Alpen verbindet, der Donau geöffnet haben, hinaustritt, so wird man auf dem linken Donauufer die plötzliche Umgestaltung des Bodens mit Ueberraschung gewahr. Unermeßlich und unabsehbar breitet sich die große Savanne vor uns aus, sobald wir Waizen, diese Gränzstadt der Oede, verlassend, unsern Blick nach Südost wenden. Jeder Schritt führt uns tiefer in die Unermeßlichkeit, über welcher nur die Fata-Morgana ihre phantastischen Bilder als täuschende Ruhepunkte dem Auge vorgaukelt. Die Donau, als erschrecke sie vor der Sandwüste, die hier beginnt, und fürchte sich von ihr verschlungen zu werden, wendet sich plötzlich nach Süden hinab und schmiegt sich an den Dolomitbergen scheu hin. Sie bleibt diesem Höhenzuge auch fortan getreu, immer nach Süden sich hinziehend, bis sie an den slavonischen von West nach Ost hinziehenden Alpengräten einen Anhalt findet, der sie in ihre vorige östliche Richtung zurückweist. Volle 38 geogr. Meilen von Waizen bis Wukovar dauert diese südliche Richtung der Donau, welche auf dieser ganzen Strecke, immer zur Linken, die unermeßliche Ebene zur Seite hat. Von Waizen bis Szathmar sind ebenfalls genau 38 g. M., welche der obern von W. nach O. gerechneten Breite der Ebene zukommen. Diese Breite bleibt sich zwischen der Donau und dem Fuße der siebenbürger Karpathen bis Temeschwar hin gleich, und verengt sich hier bis auf 36 g. M., so daß man die mittlere Breite zu 32 g. M. annehmen kann. Von Unghvar bis Pantschowa füllt die Ebene volle 60 g. M., wodurch wir eine mittlere Länge von 49 g. M. erhalten. Hieraus ergibt sich für die große ungarische Tiefebene eine Oberfläche von 1568 Quadratmeilen. Diese im Verhältniß zur Oberfläche des ganzen Erdtheiles in der That unermeßliche Ebene hat auch nicht einmal eine Wasserscheide, die sich über 400 Fuß absoluter Höhe, oder 100 Fuß über den Donauspiegel erhöbe, aufzuweisen, und muß daher als vollkommenes Flachland betrachtet werden.

Die tiefsten Stellen dieser Fläche nimmt die Donau ein, von welcher aus sich der Boden sanft gegen die Gebirge erhebt. Da diese nun sowohl den nördlichen, als auch den östlichen Gränzwall der Ebene bilden, so fällt auch diese von N. nach S. und von O. nach W. ab, und zwingt die Donau einen dem der Karpathen entgegengesetzten Winkel zu bilden, wodurch die Ebene selbst ein etwas längliches Viereck wird, dessen zwei Schenkel die Donau, die entgegengesetzten zwei aber die Karpathen bilden, Auf die Westufer der Donau greift die Ebene nur in der Stuhlweißenburger und Tolnaer Gespannschaft, im Verhältniß zum Ganzen unbedeutend hinüber; doch sind die Westufer meist bedeutend erhöht. Hätte nirgends ein zufälliger Gegenhang die Donau am Fuße der Karpathen ihren Lauf verfolgen lassen, so hätte diese die Gewässer der ungarischen Kordilleren sogleich bei ihrem Austritte aus den Bergen in Empfang genommen und die ganze Ebene wäre eine vollendete Wüste, die bei ihrer bedeutenden Ausdehnung dieselben Schrecken, wie die Wüsten des nördlichen Afrika's darbieten würde.

Nun müssen aber die Gewässer der Karpathen, welche besonders aus der Gegend, wo sie nach Süden umbiegen, in unermeßlicher Fülle hervorbrechen, ihren trägen Gang durch die Wüste antreten, und dieselbe durchschneiden. Zudem öffnen sich von Norden und Osten aus zahlreiche Thäler in die Savanne, aus deren jedem ein Strom lebendigen Wassers quillt und dem großen Sammler des Landes zueilt. Daraus entsteht eine höchst reiche Bewässerung dieser Flächen, die dadurch und durch den Schlamm, welchen die jährlichen großen Ueberschwemmungen absetzen, höchst fruchtbar, aber freilich auch in den niedern Gegenden versumpft werden.

Diese Versumpfungen nehmen einen sehr bedeutenden Theil der Oberfläche der großen ungarischen Ebene ein: besonders sind es die Gegenden zwischen der Theiß und den siebenbürger Karpathen, welche von Munkats bis Pantschowa mehr oder weniger damit bedeckt sind. Was hier nicht sumpfig ist, bedeckt der Flugsand. Die Versumpfungen betragen etwa 120 g. Quadratm. Zwischen ihnen heben sich ausgedehnte Steppen empor, deren grasreiche Flächen an die Sümpfe gränzen und bis jetzt bloß zur Viehzucht benutzt werden. Der größte Theil der Ebene, im

Betrage von 1000 Quadratmeilen, ist fruchtbares, höchst ergiebiges Ackerland, welches den Anbau reichlich lohnt. Dieß ist allenthalben der Fall, wo Flugsand und Sumpf den Anbau nicht hindert. In älterer Zeit waren diese Ebenen sehr oft der Schauplatz der furchtbaren Kämpfe mit den Türken, Tataren und selbst einheimischen Feinden, wodurch die beinahe gänzliche Entvölkerung herbeigeführt wurde. Nach Beendigung dieser Vaterlandszerfleischungen suchte die Regierung dem Boden neue Ansiedler zu gewinnen, was ihr auch gelang. Schnell blühten zahlreiche Niederlassungen zu bedeutenden Städten und Flecken auf. Noch ist aber Raum da, und für Industrie und Thätigkeit ist hier das Feld eben so unermeßlich wie die Ebenen selbst. Ein großer Theil der Ländereien, welche jetzt einer im Verhältniß zur Ausdehnung sehr sparsamen Viehzucht gewidmet sind, besteht aus anbaufähigem Fruchtboden, der ein Jahrhundert hindurch keines Düngers bedarf. Die Sümpfe sind alle der Trockenlegung fähig; die trägen, dahin schlängelnden Flüsse, besonders die Theiß, warten nur auf ernste Regulirung, um große Lasten schnell von einem Orte zum andern zu fördern. Eben so gibt es große Strecken mit Birkenwaldungen besetzt, deren Anbau mit dem anderer schnell wachsender Laubhölzer verbunden, sich sehr leicht auf die Flugsandwüsten verbreiten ließe.

Jetzt bietet dieser ausgedehnte Landstrich freilich einen etwas unbehaglichen Anblick dar. Die Städte, welche an Volkschaft täglich zunehmen, die Dörfer, welche 20 und mehr tausend Inwohner zählen, die Weiler und Meierhöfe, welche mit ihren Hirten und Heerden einen eigenthümlichen, mitunter romantischen Anblick gewähren, sind oft Tagereisen aus einander gelegen. Die Zwischenräume bieten Quadratmeilen große unangebaute, mit Flugsand, oder im glücklichen Falle mit Weidegras bedeckte Räume dar. Wer die Hochsteppen Asiens gesehen hat, glaubt sich dahin versetzt, und die seltenen, mit brakigem Wasser versehenen Brunnen, die Sümpfe, die kleinen Natron-Seen, welche den Durst des Wanderes täuschen, vollenden diese Aehnlichkeit.

Fassen wir das bis jetzt Gesagte zusammen, so erblicken wir ein Bild, welches uns die größten Mannichfaltigkeiten darbietet. Schön und anmuthig sind die Ränder der Ebene, denn sie wird von den lieblichsten Gebirgsabhängen der Erde umkränzt, und Tokay's Berge sind sowohl ihrer Gestalt als ihrer Reben wegen schön. Auch Siebenbürgens himmelanstrebende Höhen schauen weit in die Fläche hinab und verschönern den östlichen Theil derselben weithin. Die Ufer der Donau sind überall schön, und wenn sie auch unterhalb Ofen bis zu den Rebengeländen Fünfkirchens hinab keine Höhen darbieten, so ruht doch das Auge mit Wohlgefallen auf den Triften und Fluren der deutschen Ansiedler, welche diese gesegneten Länder bebauen und mit dem lachenden Gewande des Wohlstandes schmücken. Durchwandert man jedoch die Ebene selbst, dann freilich ändert sich der Anblick, und das Gefühl der Oede ergreift uns. Manche Strecken versetzen uns in Afrika's Wüsten, die jedes lebende Wesen flieht, andere auf Südamerika's Llanos, die durch das weiße Hornvieh mit gewaltigen Hörnern und schlankem Wuchse und die im eigentlichen Sinne wilden Hirten, täuschend nachgeahmt werden. Was uns Humboldt aus der Gegend von Calabozzo von den Gauchos berichtet, paßt vollkommen auf die Gegenden um Ketschkemet, Debrezin und Sombor, und die Kunen und Jasen sind den heerdenreichen Llaneros ganz ähnlich. In nassen Jahren kommt auch noch die Ueberschwemmung der Steppen hinzu, welche sich nicht selten auf viele Quadratmeilen erstreckt und den ganzen Raum zwischen den Flüssen in der Nähe ihrer Mündungen in unübersehbare Wasserflächen verwandelt. Im Frühlinge ist die ganze Ebene ein grüner Teppich, den kein Baum beschattet; im Anfange des Sommers zieren ihn unermeßliche, aber einförmige Saatenwogen, die der Sichel harren. Tritt aber einmal der hohe Sommer ein, und sind die Feldfrüchte eingeerntet, dann ist die Wüste vollendet. Indessen sind hier die Kornkammern der Monarchie. Der Viehstand hat bedeutend gegen ehemals abgenommen, denn die Bevölkerung ist für diesen Landstrich noch viel zu unbedeutend. Die unermeßlichen Sumpfgegenden geben ein etwas verändertes Bild, und schrecken den ohnehin erschöpften Wanderer mit ihrem Pesthauche, gegen welchen allerdings die größte Vorsicht zu beobachten ist. Der Vergleich des Strabo, welcher in Afrika's Wüste ein Tigerfell sieht, paßt mit bei weitem größern Rechte auf dieses Flachland, welches in diesem Bezuge die größte Mannichfaltigkeit darbietet.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Fortsetzung.)

In seiner Leidenschaft für entschiedene Schritte stellte er die heftigsten demokratischen Grundsätze auf, z. B. daß die Mitglieder des Kongresses nicht zu öffentlichen Aemtern wählbar seyen, daß die Präsidenten nicht zum zweiten Mal erwählt werden sollten, und endlich seine Theorie von der Rotation der Aemter. Dieses Wort ist von ihm selbst; es ist das non plus ultra der Ideen von Gleichheit, die Quintessenz aller demokratischen Lehren. Dieser Ansicht zufolge sind alle Bürger gleich geeignet, öffentliche Aemter zu verwalten, und darum soll jeder der Reihe nach in sie eintreten, damit in den Aemtern eine stete Bewegung sey. Die ganze Verwaltung des Generals widerlegt das Prinzip der Unwählbarkeit der Kongreßmitglieder zu öffentlichen Aemtern, und seine Ansicht über die Gefahren einer zweimaligen Wahl zum Präsidenten scheint er gänzlich vergessen zu haben, da er im Jahre 1832 sich selbst nochmals wählen ließ. Dagegen scheint ihm seine Idee einer Rotation der Aemter sehr am Herzen gelegen zu seyn, denn kurze Zeit nach seinem Amtsantritte wandte er sie auf sein gesammtes Kabinet an. Ein Weiberstreit hatte Uneinigkeit unter seinen Ministern ausgesäet; die Frau des einen war bei den andern Damen Washingtons in Ungnade gefallen, und alle weigerten sich ihre Besuche zu empfangen oder zu erwidern. *) Zwischen den Männern fanden

*) Der Grund hievon lag in einer argen Pruderie, denn das ganze Verbrechen der Dame bestand darin, daß sie etwas zu früh nach der Hochzeit in die Wochen kam.

lebhafte Erklärungen statt, und dann trat Jackson dazwischen, aber er, vor dem die besten englischen Bajonnette zurückgewichen waren, konnte den Widerstand dieser Damen nicht bezwingen. Aufgebracht über den schlechten Erfolg seines Mittleramtes, machte er auf einmal reines Haus, behielt nur seinen Freund Barry, und setzte ein anderes Kabinet zusammen, in welchem die Herren Livingston, Maclane und Caß, lauter ausgezeichnete Leute, figurirten; Herr Taney, ein sehr geachteter Advokat von Baltimore, wurde Generalattorney. Dieß war indeß für einige der entlassenen Minister nur eine halbe Ungnade, denn er sorgte nach Kräften für sie: Herr Eaton ist gegenwärtig Gouverneur von Florida und Herr van Buren wurde zum bevollmächtigten Minister in England ernannt; freilich blieb er dieß nicht lange, denn der Senat weigerte sich seine Ernennung zu ratifiziren, wegen einer Depesche, die er als Staatssekretär an einige Gesandte der Vereinigten Staaten in Europa erlassen hatte. Van Buren, der sich in London bereits überall als Minister der Vereinigten Staaten präsentirt hatte, befand sich nun in einer sehr delikaten Lage, aus der er sich aber als ein Mann von Geist und Takt herauszog. Er machte bei den Mitgliedern des diplomatischen Korps Abschiedsvisiten, und statt im Mindesten über seinen Unfall Unwillen blicken zu lassen, sagte er ihnen, der Senat sey völlig in seinem Rechte, er unterwerfe sich dem Spruch dieser erlauchten Versammlung ohne Bedauern, und schätze sich sogar glücklich, in Europa ein lebendiges Beispiel der Garantien zu seyn, welche die amerikanische Konstitution zur Verhinderung von Mißbräuchen darbiete. Dieser Unfall war die Ursache seiner Erhebung. Der Präsident hatte sich mit dem Vicepräsidenten, Herrn Calhoun, überworfen, denn dieser fühlte das Gewicht seiner intellektuellen Ueberlegenheit allzu sehr, um den Vorurtheilen, welche der General aus Tenessee hergebracht hatte, zu schmeicheln, oder sie auch nur zu schonen; bei der Gelegenheit der Quasirebellion von Südcarolina gab er seine Entlassung. Als im Jahre 1832 eine neue Wahl stattfinden sollte, wurde van Buren, welchen die demokratische Partei für die vom Senat geübte Strenge entschädigen wollte, auf die Liste der Kandidaten zur Vicepräsidentschaft gesetzt, und wie sein Vormann, der General Jackson, mit einer unermeßlichen Mehrheit gewählt.

General Jackson ist während der acht Jahre seiner Präsidentschaft auch nicht einen Augenblick müßig gewesen, und wird lange von sich reden machen. Er hat seine Präsidentschaft durch große Maßregeln bezeichnet, welche theils löblich, theils tadelnswerth sind, aber alle den Beweis liefern werden von dem Einfluß, oder um richtiger zu reden, von der Herrschaft, die er über seine Mitbürger ausübte. Es gibt nicht einen einzigen Punkt in der innern Verwaltung des Landes, an den er nicht Hand anlegte und dem er nicht seinen Stempel aufgedrückt hätte. Er hat, so weit dieß unter einer so demokratischen Regierungsform möglich ist, die Fragen über die öffentlichen Arbeiten und die Zölle entschieden. Da die Fonds des Schatzes nicht mehr für öffentliche Arbeiten verwendet werden, so war die Abbezahlung der Unionsschuld schnell, und jetzt ist dieselbe gänzlich getilgt. Die Indianer haben fast alle ihr eigenes Exil nach den Wüsten des Westens nach und nach unterzeichnet, die Inkonstitutionalität einer Nationalbank ist ausgesprochen, und die Bank ist todt oder stellt sich so. Die Reform des Banksystems im Allgemeinen wurde unternommen und mit Lebhaftigkeit, wenn auch nicht mit vollständigem Erfolg, betrieben.

Der Kampf Jacksons mit der Bank der Vereinigten Staaten ist eine der merkwürdigsten Episoden seines Lebens und der Geschichte seines Landes. Bei einem von der Begierde nach Gewinn wie besessenen Volke sah man den ersten Mann des Staats nach dem Ruin eines Instituts streben, dessen Sturz Tausende von Privatvermögen mit ins Verderben hinabreißen mußte, und dennoch blieb die Demokratie ihrem Erwählten treu, der sie dem Elend bloßstellte. In einem Lande, wo der Name des Gesetzes einer tiefen Achtung genießt, wo bisher die höchsten Staatsbehörden mit Vergnügen sich in den engen Kreis ihrer Prärogativen einschlossen, sah man ganz diktatorische *) Handlungen, daß man z. B. der Bank die Ueberschüsse des Schatzes entzog, von der Menge mit Freude aufgenommen, weil sie gegen die sogenannte Geldaristokratie gerichtet waren. Zugleich aber erblickte man eine Handvoll muthiger und beredter Männer, wie sie ohne zu wanken dem Sturm des Volkes Trotz boten, um die Konstitution und die Gesetze, deren Sache mit der der Bank eng verknüpft war, zu vertheidigen. Hier konnte man zugleich erkennen, wie unwiderstehlich die Gewalt der Industrie und die Gewalt des Geldes sind, denn während Jackson und seine Freunde ihren Triumphgesang anstimmten, zog die Bank aus den Spaltungen der Jackson'schen Partei in Pennsylvanien ihren Vortheil, und erschien im Herzen dieses Staats, dessen Interessen von nun an mit den ihrigen verknüpft sind, mit neuer Lebenskraft, so daß ihr vermeintlicher Tod nur eine Metempsychose ist. Sie kann jetzt über den Haß ihrer Gegner lachen, denn sie wird länger ausdauern als diese. Sie hat ein Privilegium auf 30 Jahre erhalten, und 30 Jahre sind bei der Demokratie so viel als ein Jahrhundert. So neu erstanden erklärt sie, dem Präsidenten zum Trotz, ihren Aktionären, daß die Union alle Kosten des gegen sie begonnenen Kriegs bis auf den letzten Pfennig bezahlen solle, und daß sie bei dem ganzen Kampfe nichts verlieren, ja noch gewinnen werde. Dieser letzte Zug, der wirklich in dem Bericht des Bankpräsidenten an die Aktionäre sich findet, ist freilich nur eine Gaskonnade, denn der Ausgang des Kampfs ist zwar für den öffentlichen Schatz, aber auch für die Bank nachtheilig. Indeß hat die Bank das Recht den General zu ärgern, denn der große Sieg dieses letztern im Kongreß ist nur noch eine Niederlage. **)

*) Doch ist zu bemerken, daß der Präsident bei dieser Maßregel in seinem Rechte war.

**) Dieses ganze Gerede, das wir des Gesammtzusammenhangs wegen nicht auslassen wollten, sind nichts als hohle Phrasen, wie aus dem Umstand hervorgeht, daß der Verfasser die Reformen, die Jackson im Geldwesen der Vereinigten Staaten vornahm, lobt und sein Benehmen gegen die Bank tadelt; aber ohne die Bank der Vereinigten Staaten zu stürzen, war an eine Umänderung des Geldwesens nicht zu denken. Hätte Jackson gegen die Privatbanken zuerst vorschreiten wollen, so hätte er nicht nur ein ungeheures Geschrei gegen sich erregt, sondern auch nichts erreicht, indem die Bank der Vereinigten Staaten durch ihre Fillalbanken sogleich an die Stelle der Privatbanken getreten wäre, und ihre Macht ins Ungeheure vermehrt hätte, ohne daß darum die Geld-

Jackson fand in dem Direktor der Bank einen Mann von vollendeter Klugheit, der es dahin brachte, daß Pennsylvanien der Bank einen Freibrief ertheilte. Man hat behauptet, Herr Biddle, — so heißt der Direktor der Bank, — habe das Haus der Repräsentanten von Pennsylvanien bestochen. Gewiß ist aber, daß er die ganze Bevölkerung des Staats durch das Versprechen gewann, ungeheure Summen in den Schatz von Pennsylvanien zu werfen, wodurch der Staat in den Stand gesetzt würde, Taxen abzuschaffen, Brücken zu bauen, Straßen, Kanäle, Eisenbahnen anzulegen und Schulen zu dotiren. Biddle schien den Pennsylvaniern zu sagen: werdet ihr so wesentliche Vortheile abgeschmackten Vorurtheilen und frivolen Parteiinteressen aufopfern? Und Pennsylvanien ließ sich erweichen. Wäre die Bank mit leeren oder schlechtgefüllten Händen gekommen, Pennsylvanien, dessen Zuneigung für Jackson an Verehrung gränzt, hätte nichts hören wollen; aber die Bank bot 31 Millionen Dollars.

Wenn Jackson in seinen Feindseligkeiten gegen die Bank scheiterte, so war er in seinen Versuchen zur Reform des Finanzsystems der Union glücklicher. Er hatte sich zum Zweck gesetzt, kostbare Metalle in Umlauf zu bringen; aus Europa wurde Gold in Menge nach Amerika gezogen, die Unionsmünze hat eine ungewöhnliche Thätigkeit entwickelt, und der Münzstätte zu Philadelphia hat man einige andere in Neu-Orleans und in Nordcarolina hinzugefügt.

(Fortsetzung folgt.)

verhältnisse der Vereinigten Staaten im Mindesten besser geworden wären. Wir verweisen über diesen Gegenstand auf den Artikel: „Banken und Papiergeld in den Vereinigten Staaten,“ Jahrgang 1834. Nr. 228 ff. Bereits ist jetzt die Sache so weit gediehen, daß viele Staaten keine Bankscheine mehr unter 50 Dollars, und die meisten oder alle keine mehr unter 5 Dollars ausgeben lassen. Daß die Bank der Vereinigten Staaten ihr neues Privilegium in Pennsylvanien nur durch Bestechung erhalten, ist jetzt kein Geheimniß mehr, und es fragt sich noch, ob sie es behalten wird, da sich bereits bedeutende Stimmen dagegen erhoben haben.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Fünf und zwanzigster Brief. *)

Oran, 4ten Mai 1835.

Ich bin in Mascara, 80 Meilen im Innern des Landes, gewesen, habe unter einem arabischen Zelt geschlafen, und einige Tage in einer Stadt zugebracht, wo Alles rein afrikanisch ist; wo keine Sonntagsglocke läutet und wo man selbst mit 1000 Pfund in der Tasche nicht eine einzige Flasche Wein zum Mittagstisch haben könnte.

Ich verschob meine Reise auf vierzehn Tage, weil ich jeden Tag zu hören hoffte, daß Abd-el-Kader in seine Hauptstadt zurückgekehrt sey; denn in Mascara gewesen zu seyn, ohne diesen Fürsten gesehen zu haben, wäre eben so, als wenn man von Rom zurückkäme, ohne den Papst gesehen zu haben. Leider aber wurde mir der Anblick des Helden von Mascara, der noch immer mit Unterwerfung eines seiner südlichen Stämme beschäftigt ist, nicht zu Theil. Abd-el-Kader ist der Tippu Saib des nördlichen Afrika's im Kleinen, und gleich seinem Vater ein im Ruf der Heiligkeit stehender Marabut. Nachdem die Franzosen Oran genommen hatten, leistete er ihnen lebhaften Widerstand, der mit einem Vertrag endete; er durfte sein Fürstenthum behalten, und hat seinen Konsul zu Oran, so wie die Franzosen den ihrigen zu Mascara. Der Vertrag wird indeß von jeder Partei anders ausgelegt; Abd-el-Kader betrachtet sich als unabhängigen Fürsten, und die Franzosen sehen ihn als tributpflichtig an. Bis jetzt begnügen sie sich jedoch damit, nur von Tribut zu sprechen, ohne ihn zu erheben, und unterstützen den Fürsten sogar mit Waffen und Pulver, um seine rebellischen Unterthanen zum Gehorsam zurückzuführen, so daß ein friedlicher Verkehr zwischen Oran und Mascara besteht. Da man indeß nicht wissen kann, wie lange dieser Stand der Dinge dauert, so brach ich nach dem Innern auf, ohne die Rückkunft des Fürsten zu erwarten. Den letzten Berichten zufolge hat er an seinen Diwan geschrieben, daß ihm der Himmel günstig gewesen, indem er seinen Feinden 7000 Stücke Hornvieh abgenommen, und im Stande sey, ihnen 100 Köpfe zu senden, die, auf Spieße gesteckt, in den Straßen von Mascara umhergetragen werden sollten. Ich kam um acht Tage zu spät, um dieses Schauspiel zu sehen. Der französische Konsul erzählte mir, daß diese Köpfe so nahe an seiner Terrasse vorübergetragen worden seyen, daß er sie hätte mit den Händen berühren können.

Ich erhielt von dem hiesigen Konsul von Mascara — einem fröhlich aussehenden Mauren, der den ganzen Tag mit untergeschlagenen Beinen in seinem Bureau sitzt — einen regelmäßig unterzeichneten Paß. Auch sah ich mich nach einem Dolmetscher und zwei bewaffneten Arabern zur Begleitung um. Ein maurischer Offizier in französischen Diensten war so gefällig mir zwei seiner berittenen Zuaven zu überlassen, wobei er darauf bestand, daß ich ihnen nur eine mäßige Vergütung bezahlen solle. Auch miethete ich noch ein starkes Maulthier, um Lebensmittel zu tragen, unter denen ein kleines Fäßchen mit Wein und ein anderes mit Wasser, weil das der afrikanischen Flüsse trübe und ungesund ist. Außerdem hatte ich noch das Vergnügen, von drei Franzosen die Versicherung zu erhalten, daß sie mich begleiten würden. Noch muß ich dankbar erwähnen, daß die polnischen Verbannten in Oran, vierzig an der Zahl, die hier, der gemeine Mann 1 Frank täglich und der Offizier noch mehr, Unterstützung erhalten, ohne zum Militärdienst verpflichtet zu seyn, sich erboten, mich bewaffnet und zu Fuß zu begleiten. Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie sehr mich diese Aufmerksamkeit freute, die ich jedoch ablehnen mußte, theils weil es grausam gewesen wäre ihnen eine Fußreise im Gefolge Berittener zuzumuthen, theils aber auch, weil ein so zahlreicher bewaffneter Zug die Eingebornen hätte beunruhigen können.

Sehr angenehm war mir dagegen die zugesagte Begleitung der Franzosen, da es immer besser ist, in diesem Theil der Regentschaft zu zehn und zwölf, als in kleinerer Anzahl zu reisen. Als Stämme, oder als Bevölkerung überhaupt, sind die Eingebornen nicht gefährlich; allein es gibt herumschweifende Gurgelschneider, die meist in keiner größern Anzahl als zu drei herumziehen und einzelnen Reisenden gefährlich werden. Auf unserem Rückwege von Mascara stießen uns in der That auch drei Männer auf, die mehrmals an uns vorüber gingen, und ganz so verdächtig aussahen, als ob sie zu jener Zunft gehörten. Wir waren unserer neun, worunter ein französischer Sergent mit Depeschen von dem französischen Konsul zu Mascara nach Oran, ein riesiger Mann, gegen dessen Säbel drei Yatagans nichts ausgerichtet haben würden.

(Schluß folgt.)

*) Den vier und zwanzigsten, ebenfalls aus Oran datirt, haben wir übergangen, weil er nichts Erhebliches enthält.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 310.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 November 1836.

Die Theepflanze in Assam.

Das Resultat der Nachforschungen, welche die unter Dr. Wallichs Leitung nach Assam abgegangene Gesellschaft hinsichtlich der Theepflanze in jenem Lande mittheilt, gibt alle Hoffnung, daß der Thee in kurzer Zeit ein bedeutender Ausfuhrartikel Indiens werden wird. Man fand die Pflanze auf weiten Strecken wild wachsend, und die Lokalität ist der Art, daß man zu der Vermuthung berechtigt ist, die Pflanze reiche noch viel weiter, als man bis jetzt entdeckt hat; auch darf man annehmen, daß Assam und die Nordgränze der englischen Besitzungen überhaupt dem Theebau jeder Art ein weites Feld eröffnen werde. Zwei Landstriche, in denen der Thee bisher gefunden wurde, liegen jenseits Sodiya in dem Lande der Singpho, und die natürliche Annahme ist, daß er aus den weiter ostwärts gelegenen Provinzen China's hieher einwanderte. Ist dieß wahr, so hat man allen Grund zu hoffen, daß bei näherer Untersuchung die Pflanze in reichlicher Menge in den benachbarten Bergen gefunden werden wird. Die Singphos sind ein tributpflichtiges Volk, das die englische Oberherrlichkeit anerkennt, und es wird deßhalb nicht sehr schwierig seyn, den regelmäßigen Anbau und die Behandlung des Thees im Lande auszubreiten. Zugleich ist es erfreulich zu erfahren, daß der an der anstoßenden Gränze von China gezogene Thee von den Chinesen selbst sehr hoch geschätzt wird. Zwei andere Landstriche mit Theepflanzen finden sich in dem Lande der Mattack oder Muamaria, welches sich an dem südlichen Ufer des Brahmaputra von dem Distrikt Sodipa nach Oberassam ausdehnt. Die Muamarias sind den Engländern tributpflichtig wie die Singphos, und stehen noch direkter unter ihrem Einfluß. Ihr Land gleicht so ziemlich dem übrigen Thale von Assam, das unmittelbar unter englischer Oberherrschaft steht, und darum gewährt das Wildwachsen der Theepflanze in diesem Landstrich die erfreuliche Aussicht, den Theebau durch die ganze Provinz ausdehnen zu können. Der letzte Landstrich, in welchem man bei näherer Untersuchung die Theepflanze wild fand, liegt in der Gabhru-Parbat-Gruppe von kleinen Bergen am Fuß der Nagakette, nur wenige Stunden von Dschorhatt, der Residenz Radscha Purander Sings. Da dieser Radschah sein Gebiet von der brittischen Regierung nur vertragsmäßig und ausdrücklich während Wohlverhaltens im Besitze hat, kann es keine Schwierigkeit haben, den Theebau daselbst auszudehnen; und wenn man dabei auch auf Schwierigkeiten stoßen sollte, so liegen ähnliche Lokalitäten auf beiden Seiten der Ebene von Niederassam, welche unter der unmittelbaren Verwaltung englischer Beamten steht. Ueber die Nagaberge führt eine Verbindungsstraße zwischen Oberassam und Manipur, und da Major Grant bereits das Vorhandenseyn der Theepflanze auf der Südseite dieser Kette nachgewiesen hat, und dieselbe jetzt auch auf der Seite von Assam gefunden wurde, so ist zu erwarten, daß sie auch auf manchen Strecken zwischen diesen beiden Gegenden sich noch finden wird. Die Bewohner dieses Distrikts bestehen aus einer Menge von Stämmen, die ziemlich zahlreich, wohlhabend und mächtig sind.

Die Nachforschungen der abgeordneten Personen beschränkten sich nicht auf die Theepflanze, sondern erstreckten sich auf den botanischen und geologischen Zustand des Landes überhaupt, und Dr. Wallich behauptet, er kenne keine so reiche Flore, als die von Assam.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Fortsetzung.)

Endlich kann General Jackson sich schmeicheln, daß er es war, der die Liquidation der Schuldforderungen des amerikanischen Handels an europäische Regierungen durchsetzte. Dieß erinnert an einen charakteristischen Zug des Generals und der amerikanischen Demokratie. Jede Demokratie ist stolz gegen die Fremden bis zur Anmaßung; der demokratische Patriotismus ist voll Innigkeit, hat aber stets etwas Rohes, wo nicht Wildes. General Jackson trägt alle Instinkte der amerikanischen Demokratie in sich, welche hochfahrend und gebieterisch ist. In dieser neuen Laufbahn begann er mit Drohungen gegen Portugal, und fuhr fort mit Provokationen gegen die Regierungen, welche ihre Rechnungen mit der Union noch nicht abgeschlossen hätten. Um

Google

sein Werk zu krönen, wollte er Frankreich zwingen, sich vor seiner Demokratie zu beugen, und man muß gestehen, daß es ihm gelungen ist. Der Erfolg der auswärtigen Politik des Generals Jackson hat seine Popularität vermehrt, und in den Augen der amerikanischen Demokratie die Mächte Europa's unglaublich herabgesetzt. Als man nach einander das Gold Neapels, Spaniens, Frankreichs, Dänemarks u. s. w. anlangen sah, waren die Europäer in den Augen der amerikanischen Masse nichts mehr als Tributzahlende, wie in den Augen des chinesischen Pöbels alle Botschafter, die nach Peking gehen, nur dem Kaiser ihre Unterwerfung bezeugen und Tribut bringen.

Wenn die Laufbahn des Generals Jackson auf dem Schlachtfeld sowohl als in der äußern Politik glänzend war, wenn er seinen Namen an große Administrativmaßregeln knüpfte, so hat er doch auch eine unselige Metamorphose in den politischen Gesinnungen und Sitten seines Landes begonnen. Ein geheimer Instinkt sagte den Amerikanern, daß ihre Freiheit von dem Tage an bedroht sey, wo ein militärischer Chef den Präsidentenstuhl besteige; darum hatte sie es sich zur Regel gemacht, niemals einen Soldaten zur höchsten Würde zu erheben. Washington war kein Soldat, nicht das, was die Amerikaner einen Häuptling (chieftain) nennen; die bürgerlichen Tugenden überwogen bei ihm die Eigenschaften des Kriegers. General Jackson ist das wahre Vorbild eines Kriegshäuptlings: er ist der eingefleischte Krieg, denn er lag sein ganzes Leben über in Streit und Kampf. Die Uebel, welche man von der Erhebung eines Militärchefs weissagte, haben nicht ermangelt die Union heimzusuchen. Die Achtung vor dem Gesetz, dieses Palladium der Republiken, ist verschwunden.*) Ehemals herrschte das Gesetz allein und die Menschen galten vergleichungsweise wenig. General Jackson ist sein ganzes Leben hindurch seinen persönlichen Neigungen gefolgt, ohne sich um das Gesetz zu bekümmern; fast in allen Verhältnissen seiner langen Laufbahn stieß er gewaltsam gegen das Gesetz an, und befand sich mit demselben in Widerspruch, allerdings häufig nicht ohne gute Gründe, allein so entschuldbar auch sein Benehmen an sich bei manchen Gelegenheiten seyn mag, wo er das Gesetz umging oder verletzte, so ist es doch nicht minder wahr, daß die moralische Wirkung äußerst nachtheilig und das gegebene Beispiel verderblich war. Seine Gelangung zur Präsidentenwürde war eine Aufmunterung zur Verachtung des Gesetzes. Voll ultrademokratischer Ideen, mehr dem Gefühl als der Ueberlegung folgend, hat er stets nach der Ansicht gehandelt und gesprochen, daß das gegenwärtige Gute, das unmittelbare Interesse des Volkes allein sein Benehmen leiten müßten, und daß Gesetze und Gewohnheiten nur eine untergeordnete Berücksichtigung verdienten. Dieß ist eine These, die sich philosophisch vertheidigen läßt, aber eine Republik besteht nur durch Gesetze, Herkommen und Gewohnheiten. Seine Vorgänger hatten sich mit den ausgezeichnetsten Leuten des Landes umgeben. Jackson brachte sein Leben mit einigen Vertrauten hin, obskure Leute, welche die Opposition als übelberüchtigt bezeichnet, und welche auf die öffentlichen Angelegenheiten mehr Einfluß ausüben als die Mitglieder des Cabinets. Dieß ist was man in den Vereinigten Staaten sein Küchenkabinet nennt. Er bespricht die Staatsangelegenheiten mit ihnen und bedient sich ihrer auch ostensibel für die innere Verwaltung des Landes.*) Ja er nimmt sie auf der Reise mit sich. Nachstehendes Beispiel mag den Beweis geben, welche Verfahrungsart durch Jackson aufgekommen ist. Seit dem Anfang des Jahres 1836 führen die Vereinigten Staaten Krieg gegen zwei armselige indianische Völkerschaften, die Krihks und die Seminolen, und dieser Krieg nimmt kein Ende. Das Commando der amerikanischen Truppen war einem achtungswerthen Militär, dem General Scott, anvertraut, der aber nicht glücklich war; er erfuhr keine Unfälle, konnte aber auch den Feind nicht erreichen und bezwingen. Der General Scott hatte unter seinen Befehlen als Generalquartiermeister einen gewissen General Jessup, welcher zu Washington der Nachbar und Freund Herrn Blair's war, der den Globe, das Journal des Generals Jackson, redigirte. Herr Blair ist einer der Vertrauten des weißen Hauses — so nennt man die Wohnung des Präsidenten zu Washington — einer der Gesellschafter, oder wie man in den Vereinigten Staaten sagt, einer der Höflinge des Generals. Von dem Kriegsschauplatze schrieb General Jessup an seinen Freund, Herrn Blair, einen Brief, worin er seinen Vorgesetzten, den General Scott, nicht schonte. Herr Blair zeigte den Brief dem Präsidenten und dieser schrieb ohne Weiteres auf den Brief selbst: „an das Kriegsministerium verwiesen. — Der General Scott ist abgesetzt und General Jessup an seine Stelle ernannt."

In seinem Privatleben ist der General sehr geregelt und außerordentlich einfach, er empfängt jeden bei sich, außer die Kaufleute von Newyork oder Philadelphia, welche zu Gunsten der Bank mit ihm sprechen wollen. Er unterhält sich vertraulich mit allen, und fühlt sich auch mit den rohesten Menschen nicht genirt. Auf der Reise steigt er gewöhnlich in Wirthshäusern aus dem Wagen, unterhält sich rauchend und von den Vorüberreisenden umgeben, und macht hier ohne Weiteres seine Gegner herunter, z. B. Herrn Clay, seinen Rivalen um die Präsidentschaft in den Jahren 1828 und 1832, und Herrn Poindexter aus Mississippi, der ihm seine Beleidigungen in den Journalen mit Wucher heim gibt. Seltsam genug weiß er mitten unter einem Kreise roher Landleute, mit denen er gemeinschaftlich seine Feinde durchhechelt, sich Achtung zu verschaf-

*) Wer die neueste Geschichte Nordamerika's kennt, wird diesen Ausspruch zu allgemein, aber namentlich in Bezug auf den Süden keineswegs ungerecht finden. Die Elemente der Zügellosigkeit waren da; ob man ihre Entfesselung gerade dem General Jackson in die Schuhe schieben darf, ist zum Mindesten zweifelhaft, und seine Erhebung möchte eher ein Zeichen des herrschenden Geistes, als die Ursache der gegen allen Gesetzeszwang widerspänstigen Gesinnung seyn.

*) Die Existenz dieser Camarilla hat zu den Briefen Anlaß gegeben, deren Sammlung eines der merkwürdigsten und originellsten Produkte der amerikanischen Literatur bildet. Dieß sind die Briefe des Major Downing, die einen Herrn Davis, Kaufmann zu Newyork, zum Verfasser haben. Der Major Downing gilt für einen der intimsten Vertrauten des Präsidenten und wohnt im Palaste desselben; er ist sogar sein Schlafgenosse und erhält Briefe mit der Adresse: „an Major Downing beim (alongside) General."

fen. Von hoher Statur, mit einem schönen Kopf voll dichter weißer Haare, die sich wie eine Mähne emporsträuben, und mit einer zugleich gefälligen und imponirenden Physiognomie, sichert er sich stets ein achtungsvolles Benehmen, und niemals ist die Menge unehrerbietig gegen ihn. Aber mit diesem Benehmen macht er seinem Nachfolger eine äußerst schwierige Stellung. Van Buren ist gewiß nicht der Mann, der in einem Dorfwirthshause auch dem Niedersten die Hand reicht, mit ihm politisirt und lacht. Dieß ist eine Art Popularität, die nicht Jedermanns Sache ist, und worauf die geschicktesten und feinsten Männer sich oft nicht verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ungeheures Dampfboot.

Ein Montreal-Blatt enthält Folgendes: Zu Buffalo wurde der Kiel zu einem Dampfboot von 700 Tonnen auf der Schiffswerfte von H. John Carrick gelegt: es soll, wenn es fertig, den Namen dieser Stadt tragen. Sein Kiel soll 180 Fuß, sein Verdeck 190' lang seyn und seine Breite 28 Fuß betragen. Seine Maschinen von 190 Pferdekraft mit Cylindern von 16 Fuß Länge sind bereits fertig.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Fünf und zwanzigster Brief.

(Schluß.)

Ich habe meine Reise glücklich zurückgelegt, doch ging es mir, wie es im Leben oft mit Unternehmungen zu gehen pflegt, von denen man sich viel verspricht und die man unter Beschwerden ausführt — sie genügen der Erwartung nicht. Das Land bietet einen höchst eintönigen Anblick, ist wild, doch, wie ich glaube, nicht von Natur unfruchtbar; jene Wege, welche von den Lastthieren der Reisenden ausgetreten wurden, und einige felsige Stellen ausgenommen, findet man nirgends lauter Sand, und auf der Ebene wucherte eine üppige Vegetation von Geldwurz, Fenchel, Rietgras und wilden Disteln oder Artischocken, deren Spitzen ein Mark enthalten, das unsere Araber sehr gern speisten. Das Auge wird indeß dieser ungastlichen Wildniß bald müde. Ungefähr 12 Meilen von Oran kamen wir über die Stelle, wo vor 1½ Jahren ein hartnäckiges Gefecht zwischen den Franzosen und Eingebornen stattgefunden hatte. Die französischen Truppen, obschon sie den Sieg über die Araber davon trugen, litten dennoch fürchterlich durch Hitze und Durst. Ihre Wasservorräthe waren erschöpft, der Samum stellte sich ein, und von der Infanterie fielen ganze Kompagnien um und schnappten nach Luft. Ein Kapitän von den Dragonern, der dabei war, erzählte mir, daß mehrere Soldaten, vor Durst wahnsinnig geworden, die Mündung des Gewehres in den Mund genommen und losgedrückt hätten. Ein Infanterieoffizier zog seine Börse aus der Tasche und sagte zu seinen Leuten: „Ich habe euch mutheroll in die Schlacht geführt und bin stets ein gütiger Vorgesetzter für euch gewesen. Meine Leiden sind jetzt unerträglich, wer unter euch mein bester Freund ist, der schieße mich todt und nehme als Vermächtniß diese 50 Louisd'or.“ Keiner wollte seinem Verlangen genügen, er hatte aber kaum ausgeredet, als er umfiel und verschied.

Die Einförmigkeit unserer Reise ward nur zuweilen von dem Anblick arabischer Lager, mit 15 bis 20 Kameelen vor denselben, unterbrochen. Die Araber unserer Begleitung machten oft Jagd auf Gazellen, wobei sie sich immer eine halbe Meile weit von uns entfernten, aber immer zurückkehrten, ohne etwas erlegt zu haben. In der Dämmerung erreichten wir eine Duera, deren Patriarch Herrn Busnach bekannt war. Herr Busnach ist Theilhaber des Handelshauses Bacr, u. Komp., und einer der einflußreichsten Juden in der Regentschaft, der das Arabische vollkommen verstand und oft als Unterhändler zwischen den Franzosen und Eingebornen verwendet worden war, wofür er auch den Orden der Ehrenlegion erhalten hatte. Um mich wegen der Gerüchte von Mordthaten, die sich zur Zeit meiner Abreise verbreiteten zu beruhigen, hatte der wackere Mann die Gefälligkeit mich halbwegs bis Mascara zu begleiten, weil die Franzosen, die anfänglich mit mir reisen wollten, aus Furcht zurückgeblieben waren. Mit orientalischer Etikette machten wir in gemessener Entfernung vor dem Lager Halt und diese Araber luden durch lautes Geschrei zu einer Besprechung ein. Ein Bote erschien, der unser Gesuch um Gastfreundschaft bewilligte, und wir betraten nun unter dem Gebell zahlloser Hunde das größte unter den Zelten. Die Weiber um dasselbe waren damit beschäftigt, Ziegen und Kühe zu melken. Das mit Kameelhaartuch gedeckte Zelt mochte wohl 25 Fuß im Durchmesser halten, war sehr hoch und in der Mitte durch eine Scheidewand von Tuch in zwei Gemächer abgetheilt. Diese Abtheilung schien keine Scheidung nach Geschlechtern zu bezwecken, denn wir hörten nicht nur in dem anstoßenden Gemach Weiberstimmen und Kindergeschrei, sondern es fanden sich auch Weiber in dem Raum ein, wo wir aßen und schliefen. Ein Feuer wurde in der Mitte angemacht, dessen Rauch durch große Oeffnungen in den Zeltvorhängen entwich, die nur hie und da am Boden mit Pflöcken befestigt sind. Zum Nachtessen hatten wir Eier, Milch und Cuscusu. Auch hier haben sich die Zeiten geändert, wie überall; es gab eine Zeit, wo der Araber den Schimpf, ihm für seine Gastfreundschaft Geld anzubieten, mit dem Dolche gerächt haben würde; allein schon in Oran hatte man mir gesagt, daß es besser sey, sich mit Silber, als mit bloßem Dank oder einem Geschenk abzufinden. Ich drückte demnach meinem Wirth etwas Münze in die Hand, die er mit Dank annahm. Wir schliefen auf dem nackten Boden und deckten uns mit unsern Mänteln zu.

Am nächsten Morgen nahm ich von Herrn Busnach Abschied, und setzte mit meinen Arabern die Reise nach Mascara fort, das wir noch vor Sonnenuntergang erreichten. Ich hatte ein Empfehlungsschreiben an den französischen Konsul, dessen Haus meine Zuflucht war, da es in Mascara nicht eine einzige Herberge gibt. Während der letzten 10 Meilen gegen Mascara zu beginnt das Land hügeliger zu werden, und je näher man der Stadt kommt, um so mehr bemerkt man, daß menschliche Wohnungen nicht fern mehr sind. In einem Umkreis von zwei Meilen findet man Kornfelder, Obst- und Weingärten, doch schien mir der Anbau noch ziemlich schlecht zu seyn, obschon er besser war als an einigen Stellen der Wüste, wo er hie und da in einem elenden, mit dürrem Dorngebüsch eingezäunten Gerstenfeld bestand. Ich sah mehrere schöne Weinstöcke und sehr viel Orangenbäume, vermißte aber die Dattelpalme, die ich so weit gegen Süden zu finden erwartet hatte.

Wir kamen auf unserem Wege nach Mascara nur über zwei bedeutende Flüsse — den Sigg und den Wed-el-Hammam — wenn man anders Flüsse bedeutend nennen kann, durch die man, wenn der Regen

sie nicht angeschwellt hat, durchreitet. Ein Beispiel von sinnreicher Reinigungsmanier stieß uns auf dieser Reise auf. Wir kamen nämlich an einigen Arabern vorüber, die ganz nackt am Boden saßen und ihre Kleider nicht weit von sich liegen hatten. Auf meine Frage, was dieß bedeute, erfuhr ich, daß diese Leute ihre Kleidung auf Ameisenhaufen gelegt hatten, um das Ungeziefer von den Bewohnern derselben verzehren zu lassen.

Der französische Konsul zu Mascara ist ein Aegyptier von Geburt; da er ein Christ, so schloß er sich den Franzosen bei ihrem Einfall in sein Vaterland an, und hat es bis zum Kapitän gebracht. Er beklagte sich sehr über seine langweilige Lebensweise, da er keinen Gesellschafter hat als den bereits erwähnten Sergenten der Dragoner, der mich nach Oran zurück begleitete. Mein Besuch sey ihm, fügte er bei, ein wahrer Trost, und ich möchte doch wenigstens eine Woche bleiben; ein Verlangen, dem ich indeß nicht entsprechen konnte.

Mascara kann man binnen wenigen Stunden von innen und außen kennen lernen. Es ist ungefähr halb so groß als Algier, von einer 60 Fuß hohen Mauer mit einigen Thürmen umgeben, hat aber keinen Graben. Die Häuser sind viereckig, selten mehr als Ein Stockwerk hoch und mit flachen Dächern versehen. Abd-el-Kaders Palast hat einen viereckigen Hof mit einem Springbrunnen in der Mitte, und besteht aus mehrern eben nicht ansehnlichen Gebäuden. Ich besuchte seine Pulverfabrik, die aus einigen Walzen und Mörsern besteht und in der schlechtesten Verfassung ist. Der Marktplatz ist angenehm und lustig, und man findet hier eine Menge von Früchten, Butter und Wolle. Statt des Gewichts bediente man sich einiger Steine. Auch mehrere Läden mit europäischen Waaren findet man hier. Ich besuchte eine Gerberei, wo man vortreffliches Leder bereitete, und sah Weber an regelmäßigen Webstühlen, auf denen feines weißes Wollentuch verfertigt wurde. Was mich am meisten überraschte, war ein Laden mit Stickereien; ich handelte um eine, die aber so kostbar war, daß ich sie nicht kaufen konnte.

Der Konsul führte mich in die Villa und die Gärten Abd-el-Kaders, die ungefähr eine Meile von der Stadt entfernt sind. Hier findet man Spaliere mit Weinstöcken und Orangenhaine, ja sogar Kiosks; doch sieht Alles, im Vergleich mit den Villa's um Algier, sehr ärmlich aus. Als wir zum Essen nach Hause kamen, empfingen wir Besuch von mehrern Mauren der Stadt, die, wie mir der Konsul sagte, jeden Abend zu kommen pflegten, um ungefähr achtzig Tassen Kaffee bei ihm zu trinken, und ihn noch um andere Gefälligkeiten zu ersuchen, die er nicht abschlagen könne. Es befanden sich auch Marabuts in ihren weißen Mänteln unter diesen höflichen Bettlern.

Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen verließ ich Mascara. Der Konsul begleitete mich ein paar Meilen zu Pferde, und warnte mich noch kein Flußwasser zu trinken, ohne es vorher mit etwas Wein zu vermischen. Ich wußte, daß mein Weinfaß noch nicht leer war; als wir aber am Fluß Hamman Halt machten, fand sich kein Wein mehr vor. Ohne Zweifel waren die Araber die Diebe, denn sie können eben so gut stehlen als trinken. Ich mußte also durstig durch den gelben Fluß reiten, und noch vier Stunden unter einer Sonnenhitze reisen, bei der ich hätte Eier in meinem Hutkopf sieden können. Ich wurde namenlos vom Durst gepeinigt, bis wir endlich eine Dascra erreichten, wo wir uns mit Buttermilch erquickten, auf die wir indeß noch eine Stunde warten mußten, da der Araber niemals frische Milch verkauft.

Ich fand die Bewohner der Dascra sehr gesellig. Die Weiber, die hier keineswegs so scheu sind als in der Stadt, sammelten sich um uns, und ich setzte sie durch meinen neuen seidenen Regenschirm in Erstaunen, der für sie eine ganz neue Erscheinung war. Ich zeigte ihnen auch mein phosphorisches Feuerzeug und den Gebrauch desselben, worauf sie mir durch den Dolmetscher sagen ließen, daß sie den Schirm für ein Werk von Menschenhänden, die andere Maschine aber für ein Instrument des Teufels hielten.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir eine andere, halbwegs von Oran entfernte Dascra, wo ich mich nach einem meinem Wirth verabreichten Geschenk zur Ruhe begab, die jedoch von dem abscheulichen Hundegebell unterbrochen wurde. Da die kalte Nachtluft frei ins Zelt drang, so war ich herzlich froh zwischen einem Kalb und einer Ziege zu schlafen, die mir von ihrer Wärme mittheilten. Noch vor Tage stand ich auf, weil ich mich in dem von Oran nach Algier gehenden Dampfboote noch einzuschiffen gedachte. Mein Begleiter, der Sergent, schlief noch, ich aber ging vor das Zelt, um nach dem Stande des Mondes zu sehen. Ein Dutzend Hunde heulten, ich durfte also nicht wagen unbewaffnet hinauszutreten, nahm also meinen Säbel und brauchte diesen gegen zwei der Bestien, die mich anfielen, konnte jedoch nur einen abhalten, während der andere mich gerade über dem Knie biß. Die Zeltbewohner kamen heraus und waren sehr zornig, daß der Christenhund den arabischen Hund verwundet hatte; von meinem Biß war gar keine Rede. Der Sergent meinte, hätte ich den Hund getödtet, so wäre mein Leben gefährdet gewesen. Vor meiner Abreise sprach ich noch mit dem Patriarchen der Dascra, der auf meine Frage, warum man so viele Hunde halte, mir erwiederte, daß dieß der wilden Thiere und der Räuber wegen nöthig sey.

Ich kam glücklich nach Oran, fand aber, daß das Dampfboot erst morgen abgeht. Von Algier gedenke ich nach Marseille überzufahren und binnen wenigen Wochen wieder bei euch in London zu seyn.

Vermischte Nachrichten.

Die Zahl der englischen Kauffahrer beträgt 21,180. Die Trächtigkeit dieser Schiffe beträgt zusammengenommen 2,553,685 Tonnen, und zur Bemannung sind 166,585 Personen nöthig. Außerdem besitzt England in den Kolonien 3579 Schiffe von 214,878 Tonnen Trächtigkeit und 13,059 Mann Equipage.

New-Yorker Nachrichten vom September zufolge waren im verflossenen Sommer nicht weniger als 60,000 Auswanderer aus Europa, meistens aus Großbritannien, daselbst angekommen, und nahezu 30,000 waren in Canada gelandet.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 76** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Ritter Harold's Pilgerfahrt. Von Lord Byron. (Schluß.) — Die neuere italienische Literatur. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtabnehmer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 311.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 November 1836.

Der Neusiedler-See und dessen Umgebungen.

Unter den Wasserbecken, welche auf unserem Festland sich gelagert, ist der Neusiedler-See, Ungarisch Fertö und Lateinisch Lacus Peiso genannt, unstreitbar einer der merkwürdigsten und schönsten, und nach dem Balaton, der erste und größte. Er liegt unter dem 47° 48′ nördl. Breite und 40° 39′ östl. Länge, im rechtseitigen Donaukreise des in so mancher Hinsicht gesegneten Ungarlandes, 5 Meilen südostwärts von Wien, 4 Meilen von Preßburg, und eine gute Stunde von Oedenburg entfernt, in einer überaus reizenden und fruchtbaren Gegend, umgeben von freundlichen Dörfern und lebensreichen Städten. Seine Ufer, wovon das südliche, westliche und theilweise auch das nördliche, herrliche Rebengelände umkränzen, während das östliche in Sümpfen und Morästen endend, in einer unabsehbaren Ebene sich hinzieht, berühren zum Theil die Gränzen dreier Gespanschaften, indem es von dem Wieselburger, Raaber und Oedenburger Comitat umschlossen wird. Der Umfang dieses Wasserbeckens beträgt ohne den schwimmenden Rasen (Hansag), welcher nur durch einen künstlichen Damm von ersterem getrennt und gleichsam als Fortsetzung des Neusiedler-Sees zu betrachten ist, 13 Meilen, und mit demselben das Zweifache. Der See selbst hat die Gestalt eines Halbmondes, dessen convexe Seite südwestwärts, das längere Horn nordwärts und das kürzere ostwärts steht, Die Länge des Sees beträgt 20,000 und die Breite 3 — 6000 Klafter. Seine größte Länge von Schrolle bis Gols beträgt etwas mehr als 5 Meilen, seine größte Breite von Wolfs bis Apetlan 2 Meilen; zwischen Mörbisch und Illmitz, wo sein Durchmesser am kleinsten ist, ungefähr 1 Meile, die jedoch, wenn der See überfroren, was beinahe jeden Winter geschieht, im Schlitten in 1 Stunde zurückgelegt werden kann. Uebrigens ist der Umfang des Sees nicht immer derselbe, da sein Wasser fast in immerwährender Ab- und Zunahme ist. Je nachdem die Jahre trocken oder naß, und besonders die Monate, in welchen seine Verdünstung am stärksten vor sich geht, regnerisch oder heiter und windig, überhaupt die Quellen, aus denen er sein Wasser erhält, mehr oder minder ergiebig sind, nimmt auch sein Umfang ab oder zu. Gegenwärtig wo der See ziemlich hoch steht, beträgt sein Wasserspiegel immerhin sechs Meilen ins Gevierte.

Die merkwürdigste Eigenschaft, wodurch der Neusiedler-See vor den übrigen Gewässern unseres Erdtheils vorzüglich sich auszeichnet, ist die Beschaffenheit seines Wassers, welches hinsichtlich seines Geschmacks und seiner Bestandtheile dem Meerwasser ziemlich gleichkommt; eine Eigenschaft, welche es nach Dr. Furlani in seiner Abhandlung de thermis rachociensibus im Jahre 1728 erhalten haben soll. Es schmeckt äußerst herb und unangenehm, und sein Genuß erregt bei Menschen Eckel und Erbrechen, während es hingegen vom Vieh gern und ohne Nachtheil genossen wird; und weil die an den Ufern des Sees liegenden Ortschaften, wo das Vieh zur Mittagszeit gewöhnlich auf ein paar Stunden in den See getrieben wird, sehr selten bis jetzt von Viehseuchen heimgesucht, und selbst dann verschont geblieben sind, wenn dieselbe in der ganzen Umgegend wüthete, so wollen viele in dem Seewasser ein Präservativ dagegen finden. Angestellte Versuche, das Wasser zu ökonomischen Zwecken, wie z. B. zum Leinwandbleichen zu benützen, sind gänzlich mißlungen. Das Bleichen ging zwar schneller und besser von Statten, allein immer auf Kosten der Leinwand, welche dadurch an Dauer und Haltbarkeit verlor, und beinahe unbrauchbar wurde. Ebenso ist es mit seiner Anwendung zum Begießen der Pflanzen, welche damit benetzt plötzlich welken und absterben. Hinsichtlich seiner Farbe und Reinheit kömmt es dem Brunnenwasser gleich; auch ist es wie dieses geruchlos. Sobald aber der See steigt oder vom Wind stark gepeitscht wird, was nicht selten geschieht, trübt sich sein Wasser auffallend. Im Glas verliert es diese Farbe jedoch bald wieder. Längere Zeit in Gefäßen aufbewahrt, geht das Wasser bald in Fäulniß über. Seine Schwere verhält sich zum Brunnenwasser wie 3450 zu 3360. Nach den Ergebnissen der von Dr. v. Kis früher schon angestellten, und durch Herrn Rump in vaterländischen Blättern mitgetheilten Analyse führte ein Eimer (ungarisch) Seewasser 16 Loth Salztheile mit sich; 60 Gran dieses Salzes enthalten 9 Gran freies mineralisches Alkali (Soda), $18\frac{3}{4}$ Gran reine Vitriolsäure, $3\frac{7}{8}$ Gran reine Salzsäure und 26 Gran mit beiden Säuren verbundenes mineralisches Alkali. Nach diesem wären also die Bestandtheile

des im Seewasser vorkommenden Salzes: Soda, Vitriolsäure und Kochsalzsäure; davon ist erstere in überwiegender Menge vorhanden, nämlich $\frac{33}{60}$; Vitriolsäure dagegen nur $19\frac{3}{4}$ und Kochsalzsäure $3\frac{7}{8}$ Gran. Der größte Theil des im Seewasser enthaltenen mineralischen Laugensalzes kommt in der Form des Glaubersalzes (Soda-Vitriolsalz) und Kochsalzes vor, nämlich in Verbindung mit der Vitriol- und Kochsalzsäure. Hundert Theile des im Neusiedler-See vorhandenen Salzes enthalten also 77 Theile Glaubersalz, 8 Theile Küchensalz und nur 15 Theile Soda. Dieses mineralische Laugensalz, womit der See hauptsächlich geschwängert ist, wird häufig bei den Orten Mörbisch und Kreisbach, noch mehr aber auf der östlichen Seite bei Illmitz bis gegen den Damm hin krystallisirt angetroffen, indem es sich im Frühjahr, wenn der See zurückweicht, am Ufer in schönen rhombischen Krystallen anlegt, welche an Güte der alikantischen Soda gleichkommen, und von den Anwohnern sorgfältig gesammelt und größtentheils verkauft, mitunter auch zur Lecke fürs Vieh verwendet werden. Uebrigens wird an mehreren umliegenden Ortschaften auch das Seewasser zur Gewinnung dieses Salzes benützt, und namentlich auch zu Illmitz mit einem bedeutenden Vortheil auf Soda versotten.

Wie schon aus der Angabe erhellt, so kommen dem Wasser des Neusiedler-Sees auch heilkräftige Eigenschaften zu, und mit Recht darf es den alkalinisch-salinischen zur Seite gesetzt werden. Gleichwohl hat es sich bereits als solches in die Reiche der Arzneistoffe, die uns gegen dieses oder jenes Leiden hülfreich dienen, seinen Platz gestempelt, und eine vielfältige Erfahrung hat auch die Momente gezeichnet, wo es äußerlich als Bad gebraucht sich heilsam und stärkend erwies. Nach Dr. von Kis ist es allen Kranken, die stärkender, auflösender, gelinde eröffnender, reizender, schweiß- und harntreibender Mittel bedürfen, zu empfehlen, und ist deßhalb besonders wirksam und mächtig in allen Leiden, deren Grundcharakter Schwäche heißt, und die sich durch ein Gesunkenseyn des normalen Nervenlebens verkündigen wie z. B. in Nervenschwäche, Hysterie und Halblähmungen, und Lähmungen, hauptsächlich aber in allen denjenigen Krankheiten, welche ihren Sitz im Unterleib haben, aus einer gestörten Verrichtung desselben hervorgehen. Hierher gehören alle Leiden, die auf einer Schwäche des Magens und Darmkanals beruhen, die Krankheiten der Leber, der Gallenblase, des Pfortadersystems, so wie der Nieren, der Harnblase und des Geburtssystems. — Nachtheilig dagegen ist sein Gebrauch in allen diesen Fällen, wo eine zu reiche Fülle von Lebensthätigkeit sich ausspricht, namentlich bei apoplektischer Anlage, bei der Tendenz zu aktiven Blutflüssen, Blutbrechen und in allen entzündlichen Krankheiten, mögen sie immer Namen tragen welche sie wollen.

Obgleich man übrigens die heilkräftigen Tugenden des Seewassers zur Genüge kennt, wird es nichts desto weniger höchst selten als Heilmittel, sondern mehr als Hautreinigungsmittel angewendet. Die Ursache hievon liegt jedoch einzig darin, daß es an einem passenden Lokale und überhaupt an allen Einrichtungen fehlt, um den Badenden nur gegen die heißen Sonnenstrahlen und die zahllosen Insektenschwärme zu schützen. Schon vor mehreren Jahren hatte der Graf von Szechenyi den Plan gefaßt, in dem ihm zugehörigen Dorfe Holling eine Seebad-Anstalt zu errichten, und dadurch für die Bequemlichkeit und Sitte der Badenden zu sorgen; allein der Plan kam nicht zur Ausführung. Indessen wandern dennoch in heißen Sommertagen ganze Karawanen zu Fuß und zu Wagen von Oedenburg aus nach Holling, wo das Seeufer wegen seiner Fläche und des sandigen Bodens besonders einladet, oder zu den sogenannten Segenshütten (Fischerhütten), am Fuße der Oedenburger Weinberge, um sich in den Fluthen des Sees mit Baden zu vergnügen. Andere, die der Schwüle des Tags auswelchen wollen, baden sich Abends, werden aber dafür von den Gölsen, welche Morgens und Abends in Myriaden den See umschweben, mit unzähligen Beulen besäet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Fortsetzung.)

Früher zeigte man in der Union keine sonderliche Verehrung für einzelne Menschen; jetzt gibt es Jacksonmen und eine Jacksonparty. Man sagt von sich selbst, man sey ein Jacksonman, eine thorough-Jacksonman, und niemand nimmt Anstoß an diesen Ausdrücken. Man hat alle Formen asiatischer Schmeichelei erschöpft. Er ist der größeste und beste der Menschen, der Held zweier Kriege, der größte Feldherr aller Zeiten, der Fels der Jahrhunderte in der Bibel. Herr van Buren hat einen Brief geschrieben, worin er sagt, es werde Ruhm genug für ihn seyn, unter den Auspicien eines solchen Chefs gedient zu haben. Die Demokratie, welche sieht, wie Leute, die als einsichtsvoll bekannt sind, sich vor dem General niederwerfen, hat sie noch überboten. Auf die demokratische Masse ist sein Einfluß unbeschränkt; für sie ist er infallibel. Nach dem Kaiser von Rußland ist der General Jackson der, der am meisten Gewalt über sein Volk ausübt. Ich sage, sein Volk, denn wie lassen sich die Worte Jacksonman und Jacksonparty anders übersetzen? Er hat diese Stellung bis zum Uebermaß benützt, besonders seit drei Jahren. Er hat Alles, was vor ihm da war, umgestoßen; man könnte seiner Spur folgen, wie der einer Windhose oder eines Vulkans. Er hat seine Gegner verfolgt, indem er alle Hemmnisse, welche die Gesetzlichkeit seinem Haß entgegensetzte, vor sich niederwarf. Er hat die Verfügung über den Schatz an sich gerissen, gerade in einem Augenblick, wo derselbe in unerhörtem Verhältniß sich vermehrte, und der Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben mehr als 30 Millionen Dollars betrug. Er hat die alten Diener abgesetzt und die Sklaverei der Beamten *) zum Grundsatz erhoben. Was er auch thun möchte, stets folgte ihm der Beifall der Menge. Die Kühnheit seiner Handlungen und die

*) Einer der Grundsätze, welche die demokratische Partei unter den Auspicien des Generals Jackson in Umlauf brachte, bestand darin, daß die öffentlichen Aemter die Beute des Siegers wären. Herr Marcy, einer der Freunde des Generals, hat diese Lehre im Senat der Vereinigten Staaten, dessen Mitglied er war, offen behauptet.

Aufnahme, die sie fanden, zeigen an, daß eine bis jetzt noch geheimnißvolle Revolution dem Lande droht, und daß die amerikanische Republik, wie Washington, Jefferson und Madison sie träumten, im innersten Leben verwundet ist.

Ich hörte einen Franzosen, einen Mann von großer Erfahrung und vielen Einsichten, der in den Vereinigten Staaten seit den letzten dreißig Jahren zu wiederholten Malen sich längere Zeit aufhielt, sagen, daß er sich nicht mehr darin erkenne. „Das ist ein anderes Volk," sagte er; „die neuen Amerikaner sind wunderbare Geschäftsleute und unnachahmliche Kaufleute; sie verstehen sich vortrefflich darauf, in wenigen Jahren Staaten, groß wie Königreiche, der Kultur zu gewinnen, Kanäle und Eisenbahnen durch Wälder und über Berge zu ziehen, wie mit einem Zauberschlag Städte und Manufakturen zu errichten, aber ich finde nicht mehr die vaterlandsliebenden Bürger der frühern Zeit; der Eifer ist matt geworden und die Liebe zum öffentlichen Wohle erloschen; die ausgezeichnetsten Dienste sind nur noch ein Anlaß zur Verleumdung; die Mittelmäßigkeiten verbinden sich unter einander gegen ausgezeichnete Männer und werfen sie beiseite; die Intrigue herrscht unumschränkt und das Gesetz ist nur noch ein leeres Wort. Die Schmeichler des Volks haben ihm den Kopf verdreht und dieser neue unumschränkte Souverain reißt, wenn es ihm einfällt, dem einen das Haus nieder, theert und federt den andern, hängt diesen und peitscht jenen, und kümmert sich im Geringsten nichts um die Freiheit der Presse; denn die Journale werden aufs Willkürlichste unterdrückt. Neben den Gewohnheiten der Ordnung und der Arbeit im Privatleben, die ich bewundere, erkenne ich eine zügellose Neigung zu politischen Unordnungen. Neben dem religiösen Sinne, der dem Land eine unerschütterliche Festigkeit zu versprechen schien, erkenne ich die Keime einer Revolution, die mit jedem Tage schneller empor wachsen. Die Zukunft dieses Landes ist ein Räthsel, dessen Lösung nur Gott kennt."

Der Nachfolger des Generals Jackson übernimmt eine schwere Aufgabe und eine unermeßliche Verantwortlichkeit; er muß die bösen Neigungen, die sich allenthalben Bahn machen, im Zaum halten, und doch muß er zugleich, da er aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Schooße der reinen Demokratie hervorgehen wird, die Irrthümer und Anforderungen der demokratischen Partei achten. Die Zeit nähert sich, wo dieser Nachfolger ernannt werden wird, und Alles läßt glauben, daß dieß van Buren ist, den die Opposition bereits mit dem Namen des „Thronfolgers" bezeichnet, weil der General Jackson, auch hierin dem Beispiel seiner Vorgänger völlig entgegen, ihn ostensibel der Wahl seiner Mitbürger bezeichnete und für ihn die Wähler bearbeitete. Herr van Buren ist derjenige Mann in den Vereinigten Staaten, der dem General Jackson am wenigsten gleicht. Er ist nicht Militär und ist es niemals gewesen; sein öffentliches Leben verfloß in berathenden Versammlungen und in hohen Verwaltungsämtern. Er war lange Zeit Mitglied der Legislatur des Staats New-York, später Mitglied des Senats der Vereinigten Staaten, Gouverneur des Staats von New-York, Staatssekretär und endlich bevollmächtigter Minister in England. Er ist ein vollendeter Politiker; mit einer bewundernswerthen Klugheit verbindet er eine Geduld, die nur dem aufbrausenden Wesen des Generals zu vergleichen ist; er ist so schmiegsam und so versöhnender Art, als sein Beschützer störrig und händelsüchtig ist. Seine Manieren sind das Bild seines Temperaments. Man hat dem General Jackson den Namen old hickory gegeben, von einem harten Holze, das nicht bricht; dagegen hat man Herrn van Buren slippery elm, die biegsame Ulme, genannt; den General hat man oft als den brüllenden Löwen bezeichnet, während man Herrn van Buren den kleinen Zauberer, den kleinen Van nannte. Während des heftigsten Kampfes mit der Bank mußte der General die Deputationen anhören, welche zu ihm kamen, um ihm Vorstellungen zu machen, und durch eine jener Neuerungen, die nur er sich erlauben konnte, las er ihnen selbst tüchtig den Text, und antwortete rauh auf ihre Klagen, oder schickte sie gar nach Hause, ohne sie nur zu empfangen. Van Buren dagegen, stets Herr über sich, präsidirte den Senat, dessen Majorität ihm feindlich war, mit einer Heiterkeit und Höflichkeit, die sich auch nicht einen Augenblick verläugneten, ließ, ohne auch nur zu nicken, den Strom der Sarkasmen des Herrn Clay, die feierlichen Reden des Herrn Webster, oder die streng logischen Deduktionen des Herrn Calhoun über sich ergehen, hörte ohne zu gähnen, die unendlichen Reden einiger ungeschickten Freunde, und setzte sich jeden Tag mit gleich guter Laune und gleich kaltem Blute den Geschossen seiner furchtbaren Gegner aus. An seiner Stelle wäre der General hundertmal bleich vor Zorn und mit flammendem Auge aufgestanden, hätte die Redner der Opposition verächtlich vom Kopf bis zum Fuße gemessen und den Sitzungssaal verlassen; glücklich noch, wenn er den Ausbruch seines kochenden Gemüths in sich verschlossen hätte.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Briefe aus Arabien. I.

Ihrer Erlaubniß gemäß bin ich so frei, Ihnen einige Nachrichten über meinen Aufenthalt in Arabien und über die hiesigen Zustände im Allgemeinen mitzutheilen. Seit einiger Zeit befinde ich mich in Mokka, einem in vieler Beziehung eben nicht sehr angenehmen Orte. Die Stadt liegt an einer halbmondförmigen Bucht, welche in das Meer sehr flach ausgeht, ist schlecht befestigt und hat eine schlechte durch viele Klippen und Untiefen sehr unsichere Rhede, die aber nichts desto weniger stark besucht ist. Die meisten Geschäfte bestehen im Transitohandel; der Kaffeehandel ist seit der Besitznahme Mokka's durch die Türken und den Unruhen in Sana unbedeutend, ja es ist hier gegenwärtig sogar großer Mangel an Kaffee, so daß ich mich schon seit einigen Wochen mit dem Aufgusse der Fruchtschalen desselben begnügen muß, welcher freilich fast wie Sassaparill-Dekokt schmeckt und so ziemlich auch dieselbe Wirkung hat. Uebrigens wird auch im ganzen Gebiet von Mokka kein Kaffee gebaut, sondern derselbe kommt größtentheils aus dem Gebiet des Emirs von Sana dahin, daher der Name Mokkakaffee nur im Sinne des Handels richtig ist. Die Stadt ist im Innern gut gebaut, aber ohne Hauptgebäude. Ihre Einwohnerzahl beträgt 10,000,

oder mit den Vorstädten ungefähr 20.000 Seelen. Die Bevölkerung besteht aus Arabern, Indiern, Banianen, Juden, Berbern und Parsen, welche letztere ein Geograph neuerer Zeit Kisilbaschen nennt, und somit ein Schimpfwort zum Volksnamen erhebt, welches die Türken gebrauchen, um in den Parsen den Inbegriff aller unzüchtigen Laster zu bezeichnen. Das Klima der Gegend ist äußerst ungesund. Wechselfieber sind hier endemisch und äußerst gefährlich, da oft schon der zweite oder dritte Frostanfall den Patienten tödtet. Ich habe seit einiger Zeit mit sehr gutem Erfolg den Kaffee täglich ungefähr zu vier Drachmen dagegen angewendet. Im Monat December v. J. hat sich auch die Cholera hier gezeigt, aber nur wenige Tage gewährt, und ungefähr 100 Menschen weggerafft. Außerdem findet man hier noch die Yemensgeschwüre, welche sehr hartnäckig sind, und hin und wieder kommt auch der Guineawurm vor, der aber immer von Negersklaven aus dem Innern von Afrika eingeschleppt wird.

Im Allgemeinen wird die ebene Küste des glücklichen Arabiens, auf welcher Mokka liegt, und die auch so ziemlich die Ausdehnung der ägyptischen Besitzungen in Yemen umfaßt, mit dem Namen Tehama bezeichnet. Ihr südlichster Punkt ist Bab-el-mandeb, ihr nördlichster Ghezain, ein Flecken mit einer Citadelle; gegen Osten ist sie von den Gebirgen begränzt, welche 4 bis 12 Stunden vom Meere entfernt sind. Das ganze Gebiet ist nur um die Städte her und selbst da nur wenig angebaut, obwohl jede Kultur sich reichlich lohnen würde, da der Boden aus einer sehr starken Schichte guter Dammerde besteht, welche nur oberflächlich mit Kies und Muscheltrümmern bedeckt ist. Auch an Bewässerung fehlt es durchaus nicht, denn zahlreiche Bäche süßen Wassers (Wadi) durchschneiden während der einen Hälfte des Jahres das Gefilde, und wenn dieselben auch im Sommer austrocknen, so hat doch der Boden in der Tiefe Feuchtigkeit genug, da man nur einige Fuß tief zu graben braucht, um das beste Wasser zu finden. Aber der nüchterne, mit weniger und schlechter Nahrung zufriedene Araber scheut die Mühe des Ackerbaues, da er durch Viehzucht, Schacher, Bettel und Stehlen leichter seine Lebsucht gewinnt, und somit ist die weite Ebene, die ein Garten der Kultur seyn könnte, jetzt eine traurige Wüste. Die freiwillige Vegetation ist einförmig und spärlich, und bietet dem Sammler nur wenige Ausbeute dar. Außer der Dattel- und Duropalme finden sich einige Mimosen und andere Leguminosen, wenige Cruciferen und Rosaceen, Orlanten, Asclepiaden u. s. w. Reicher ist die Thierwelt, unter den Insekten viele Scarabäiden, Mylabrisarten, schöne Wanzen, Schmetterlinge und Hymenopteren, unter den Amphibien, außer einer Menge von Eidechsen, auch die Cobraschlange. Unter den Vögeln findet man ganze Heerden wilder Pfauen, blauer Perlhühner, viele Raub- und Wasservögel u. s. w. Von vierfüßigen Thieren ist das wichtigste das Kameel, als dessen glückliche Mißgeburt auch das Dromedar betrachtet werden muß, da es nach den Versicherungen aller Araber sowohl hier als in Aegypten von dem gemeinen zweihöckerigen Kameele gezeugt wird, und deßhalb eben so wenig eine eigene Art ausmacht, als ein mit einem Höcker geborner Mensch. Außerdem finden sich sehr gute Esel, die so theuer als Pferde bezahlt werden, die indianische Kuh und die abyssinische Ziege, letztere vielleicht ein Bastard, entstanden aus der Vermischung der Gazelle mit der gemeinen Ziege. Weiter gegen die Gebirge hin trifft man Tiger, die aber kleiner als die bengalischen und sehr furchtsam sind, gestreifte Hyänen und große Heerden von Löwenaffen.

Am reichsten und schönsten tritt die Natur im Gebiet des Imams von Sana auf, welches Land zwar ganz gebirgig, aber von fruchtbaren Thälern durchschnitten und von nie versiegenden Wadi's bewässert ist. Im Innern soll sich ein 12 bis 18 Stunden langer Landsee von gesalzenem Wasser befinden. Das Klima ist gesund und gemäßigter als in Mokka, wo die Hitze während des Sommers in der Sonne oft bis 50° R. steigt. Die Produkte des Landes sind alle Brodfrüchte, darunter selbst Hafer, den ich sonst noch nirgends im Orient gesehen, vortrefflicher Wein, Kaffee, Katt, eine Weidenart, der Betel der Araber, der Mekkabalsam und andere Arzneigewächse, worüber ich Ihnen später Aufschluß zu geben Gelegenheit haben werde, da wir nächstens zu einem Feldzuge nach Sana aufbrechen. — Von Thieren findet man außer den oben angeführten noch vortreffliche Pferde, die weit schöner und dauerhafter als die des Nedschid sind. — Das Mineralreich liefert köstliche Steine, und drei Goldminen, welche letztere aber wenig benutzt werden, da die Araber des Innern das Gold kaum kennen. Die einzige hier gangbare Münze ist der österreichische Maria Theresia-Thaler und an der Küste die venetianische Zechine. Anderes Geld, selbst die türkischen Münzen, nehmen die Araber nicht, und man könnte mit einem Sack voll ungeprägten Goldes buchstäblich hier verhungern, da niemand etwas dafür geben würde. Die meisten Kunstprodukte, welche man hier findet, sind aus deutschen Fabriken, leider dürfte dieser Absatz aber bald durch die englische Konkurrenz sehr geschmälert werden, da England in Verbindung mit Mehemet Ali durch Errichtung einer Eisenbahn von Suez nach Kairo und durch Stationirung von vier Dampfschiffen (zwei englischen und zwei ägyptischen, letztere von der englischen Kompagnie dem Pascha geschenkt) auf dem rothen Meere den alten Handelsweg von Europa nach Ostindien wieder eröffnen wird. Möchten die deutschen Regierungen das hohe Ansehen, welches sie im Orient genießen, doch auch benützen, an solchen großartigen Erweiterungen des Weltverkehrs thätigen Antheil zu nehmen! —

Außer Mokka sind im ägyptischen Gebiet von Yemen noch an Städten zu erwähnen: Mussa, am Fuß der Gebirge, östlich von Mokka und fünf Stunden vom Meere, jetzt ein schlechter, aus Strohhütten bestehender Flecken von 600 bis 1000 Einwohnern. Niebuhr meint, und die Araber bestätigen es, daß das Meer sonst bis hieher gereicht und Salomon seine Schiffe hieher gesendet habe. Hodeida, nördlich von Mokka am Meere gelegen, bietet von der Seeseite aus eine sehr hübsche Ansicht dar. Hier ist der Hauptstapelplatz des Kaffees, und die Versendung desselben beträgt jährlich dreimal mehr als in Mokka. Da zugleich das Klima viel gesünder ist als in letzterer Stadt, so hat auch der Gouverneur von Yemen, Ibrahim Pascha, hier sein Hauptquartier aufgeschlagen. Zwischen Hodeida und Mokka liegt Zebith, eine halbe Stunde vom Meere entfernt, eine sehr gewerbfleißige Stadt mit vielen Lederfabriken. Die andern Städte sind: Bet el Fakhir an der Karawanenstraße von Mokka nach Maskat und zugleich an der Gränze gegen Sana gelegen, Abu Risch, an der Gränze gegen die Yam-Araber, Ghezan, Hes, Yäma, Birkeh u. s. w., lauter unbedeutende Orte.

Von politischen Neuigkeiten ist wohl die interessanteste die Absetzung und Gefangennehmung des Scherifs von Mekka, Ali, der ersten Person des Islamismus, durch die ägyptische Macht. Die Ursache davon war die geheime Verbindung des Scherifs mit dem Scheikh von Azyr, welcher man vorzüglich die Schwierigkeiten zuschreibt, die den ägyptischen Truppen bei ihren Feldzügen gegen Azyr während der letzten Jahre im Wege standen. Auf die Entdeckung dieses heimlichen Bündnisses lud Mehemet Ali den Scherif unter dem Vorwand eines neu abzuschließenden Vertrags nach Kairo, setzte ihn aber hier gefangen und sendete an seine Stelle einen seiner Anhänger, Mangu Pascha. — Für unsern bevorstehenden Feldzug gegen Sana läßt sich der glücklichste Erfolg hoffen, da seit dem Tode Imams el Sakran (des besoffenen Imams) in jenem Lande Alles drunter und drüber geht, und der jetzige Sultan durch seine Despotie die ganze Bevölkerung von sich abgewendet hat. So wird es uns möglich werden, mit verhältnißmäßig geringer Waffenmacht ein Reich zu erobern, das im ungeschwächten Gebrauche seiner Kräfte uns eine Armee von 60,000 Mann entgegenstellen könnte.

Nächstens mehr. Für diesesmal muß ich schließen, denn ich schreibe auf meinen letzten Bogen Papier und in ganz Mokka ist keines weiter aufzutreiben, bis ich neue Vorräthe erhalte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 312.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 November 1836.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Schluß.)

Die Opposition hat östers ihre Plane gegen Herrn van Buren gewechselt, weil sie niemand hatte, den sie mit Aussicht auf Erfolg ihm hätte gegenüberstellen können. Vor zwei Jahren trat ein Bruch in der demokratischen Partei ein; an der Spitze dieser dritten Partei stand einer der alten Freunde des Generals, Herr White, gleich ihm aus Tenessee, Senator für diesen Staat, ein sehr geachteter Mann, der eine Zeit lang in Abwesenheit des Vicepräsidenten der Republik, dem von Rechts wegen der Vorsitz im Senate gebührt, Präsident desselben gewesen war. Herr White wurde durch den Sprecher der Repräsentantenkammer, Herrn Bell, unterstützt; die Opposition gab mit Geräusch der Candidatur des Herrn White ihren Beifall zu erkennen, was zur Folge hatte, daß viele Jacksonmen nicht auf seine Seite traten. Bald darauf mußte die Opposition ihren Candidaten nennen; Herr Webster, berühmter Advokat von Boston und Senator im Kongreß für Massachusets, wagte den Schritt und stellte sich als Candidaten dar. Hr. Maclean, Mitglied des obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten, und ehemaliger Postdirektor, hatte im Ohiostaate einige Freunde, die ihn vorschlugen. Man fing an, von General Harrison zu sprechen; auch war von einem Herrn Leigh, einem ausgezeichneten Advokaten und gegenwärtig Senator im Kongreß für Virginien, die Rede. Aber alle diese Candidaten gewannen wenig Anhänger; statt nur Einen Candidaten zu haben, brachte die Opposition 8 oder 10 in Vorschlag, wandte sich an den Lokalgeist, und schlug in jedem Staate irgend eine Notabilität vor, die daselbst Verbindungen und Einfluß besaß. White, Webster, Maclean, Leigh, Harrison wären Candidaten jeder in seinem Staate geworden. Man glaubte sogar, Hr. Clay würde sein Panier in Kentucky, und Herr Calhoun das seinige in Südcarolina aufpflanzen, so daß van Buren, statt der nöthigen Majorität der Stimmen nur die Mehrzahl gehabt hätte; die Wahl wäre dann an die Repräsentantenkammer gefallen, wo in diesem Falle die Stimmen nicht nach Köpfen, sondern nach Staaten gezählt werden, und es wäre in Folge einer der langen Ballotagen, wovon der amerikanische Kongreß zahlreiche Beispiele liefert, und mit Hülfe irgend einer Coalition nicht unmöglich gewesen, daß die Opposition irgend einen ihrer 10 oder 12 Prätendenten auf den Präsidentenstuhl gebracht hätte.

Aber weder Hr. Clay, noch Hr. Calhoun, noch Hr. Leigh wollten eine solche Pseudocandidatur, Hr. Maclean trat ab, Hr. Webster fand im Norden einen Rivalen an General Harrison, und er sah, wie troß seiner glanzvollen Beredtsamkeit und troß seines Rufs als Gelehrter die Menge seine Sache verließ, um dem alten Soldaten von Tippecanoe zu folgen. Das Andenken an den Konvent von Hartford *) stürzte ihn vollends, und so blieb gegen Herrn van Buren nur noch Herr White und General Harrison auf dem Kampfplatz. Der erste scheint sogar nur in zwei Staaten des Südens, in Tenessee und Südcarolina, einige Aussicht zu haben. Herr van Buren hat also in der That in der Mehrzahl der Staaten nur den alten Degen Harrisons gegen sich, und da die amerikanische Demokratie heutzutage in den Militärruhm vernarrt ist, so könnte man glauben, die Schlachten des Generals Harrison gegen die Engländer und Indianer, und namentlich gegen den berühmten Häuptling Tecumseh, hätten einige Aussicht auf den Sieg über die rein bürgerlichen Ansprüche des Herrn van Buren; allein auf diesen fällt der Ruhm des Generals Jackson zurück, und der einfache Neffe von New-Orleans verdunkelt alle Siege von Tippekanoe und dem Fort Meigs. Indeß ist immer die Candidatur des Generals Harrison die ernstlichste, welche seit zwei Jahren auf die Bahn gebracht wurde, und Herrn van Buren ziemlich gefährlich.

Harrison ist ein Mann von einfachen Sitten, munterer Laune und offen in seinem Wesen; er spricht gern von den alten Zeiten, ist allgemein beliebt bei seinen Nachbarn und im Westen sehr populär. Von 1793 an diente er seinem Land und führte den Krieg gegen die Indianer; im J. 1794 war er

*) Dieß war ein Konvent von Delegirten mehrerer Staaten New-Englands, welcher während des Kriegs von 1812 gegen England der Regierung viele Hindernisse in den Weg legte. Herr Webster, damals sehr jung, war Mitglied dieses Konvents.

Digitized by Google

Adjutant des Generals Wayne in der entscheidenden Schlacht, wo dieselben unterlagen. Später ward er von dem Gebiet Ohio an den Kongreß abgeordnet, und hierauf zum Gouverneur von Indiana ernannt. Im Jahre 1812 kommandirte er die amerikanische Armee im Nordwesten, machte die Niederlagen des Generals Hull wieder gut, schlug den Feind allenthalben und drang bis auf den Boden der englischen Provinzen vor. Nach dem Kriege wurde er wieder einfacher Privatmann, und baute sein Landgut in der Nähe von Cincinnati. Im Jahre 1816 wurde er vom Staate Ohio zum Mitglied der Repräsentantenkammer und später zum Senator erwählt. Adams ernannte ihn zum Gesandten in Columbia, aber General Jackson, der inzwischen zum Präsidenten erwählt worden war, rief ihn sogleich zurück. Er ging also wieder auf sein Landgut zurück, bis ihn im J. 1834 seine Freunde zum Sekretär eines Gerichtshofs erster Instanz (court of common pleas) zu Cincinnati ernannten, welche Stelle sehr einträglich ist. Das Leben dieses wackern Soldaten bietet ein merkwürdiges Beispiel der Glückswechsel in Amerika dar: aus einem sieggekrönten Heerführer wird er Landmann, mästet Schweine für die großen Handelsleute mit gesalzenem Fleisch zu Cincinnati, und destillirt Branntwein; aus einem Landmann wird er Senator und Gesandter, aus einem Gesandten abermals Landmann, hierauf Sekretär eines kleinen Tribunals, und endlich Candidat zur höchsten Magistratswürde eines großen Volks. Die Bevölkerung feiert Feste für ihn, der triumphirend herumzieht unter dem Donner der Kanonen und gegenwärtig sicher ist, 500,000 freie Stimmen zu erhalten. *) Allerdings wird van Buren wahrscheinlich eine Million Stimmen zusammen bringen, aber er ist nicht der Gegenstand eines solchen populären Enthusiasmus, wie er sich bei seinem Nebenbuhler in den jungen Staaten des Westens zeigt. Van Buren hat eine glatte Haut, es kann ihm unmöglich wohl dabei zu Muthe seyn, mit Leuten aus den untern Klassen zu verkehren, er vermeidet so viel wie möglich die demokratischen Huldigungen und entzieht sich so viel er immer kann, den Banketten und Festlichkeiten. Und doch ist er der Candidat der Demokratie, während Herr Clay, der **Sohn des Westens**, der in einer Dorfschenke sich so heimisch fühlt, wie im Senat, der den rohesten Landmann so gut zu fassen und in Bewegung zu setzen versteht, wie den gebildetsten Menschen, der in seiner Kleidung einfach ist und, wie er es in einer Rede über die Gehalte der Beamten sagte, von gesalzenem Schweinefleisch und Kraut lebt, gilt für einen Aristokraten.

Herr van Buren wird, wenn die Wahl auf ihn fällt, der erste Mann aus dem Norden seyn, den der Süden zur Präsidentschaft erhebt. Seit den 48 Jahren, wo die Konstitution in Wirksamkeit ist, war der Präsidentenstuhl nur acht Jahre hindurch durch Leute aus dem Norden, die beiden Adams, Vater und Sohn, eingenommen, welche beide Präsidenten allein nur einmal gewählt wurden; zurückgestoßen durch den Süden bei ihrer ersten Wahl, scheiterten sie durch dessen Opposition, als sie sich zum Zweitenmal wählen lassen wollten. Die südlichen Staaten fürchten die Einmischung des Nordens in die Sklavensache und waren deßhalb bemüht, die Garantien zu ihrem Vortheil zu vermehren. Sie hielten stets darauf, daß die Sklavenstaaten in der Majorität *) seyen, und also im Senat, wo jeder Staat gleich repräsentirt ist, das Uebergewicht behielten. Sie legten stets einen großen Werth darauf, daß der Präsident aus ihrem Schooß hervorgehe. Merkwürdig ist, daß sie in diesem Augenblick, wo die Sklaverei mehr als jemals der Gegenstand lebhafter Angriffe ist, und wo England durch dessen Unterdrückung in den Antillen ganz in der Nähe der südlichen Staaten ihnen die lebhafteste Unruhe erweckt, von dieser Regel abweichen, und Herrn van Buren dem Herrn Clay aus Kentucky, Herrn Calhoun aus Südcarolina, Herrn White aus Tenessee und selbst dem General Harrison, der ein geborner Virginier ist, vorziehen. Freilich hat Herr van Buren seit langer Zeit sich bemüht, die südlichen Staaten in dieser Hinsicht zu beruhigen, und er hat sich auch unter Anderm formell gegen die Abschaffung der Sklaverei im Columbiadistrikt ausgesprochen. Dieser freilich sehr kleine Distrikt zählt nur 6000 Sklaven, aber die südlichen Staaten behaupten, die Konstitution gebe dem Kongreß nicht das Recht, die Verhältnisse zwischen Herrn und Sklaven im Distrikt zu ändern, obwohl derselbe darin eine souveraine Macht ausübt. Herr van Buren wurde über diesen Punkt befragt, und da er die Stimmen des Südens sich zu erhalten suchte, so mußte er sich kategorisch gegen die konstitutionelle Gewalt des Kongresses in diesem Punkte erklären. Mit unermeßlicher Majorität erklärte der Kongreß selbst in der letzten Session eine solche Maßregel für ungerecht und unpolitisch. Ueber diese Frage ist ein Candidat der Präsidentschaft nicht frei; er ist gezwungen sich gegen eine Emancipation auszusprechen, seine eigenen Ansichten hierüber mögen seyn, welche sie wollen. Ein Candidat kann unmöglich wollen, daß sich die gesammte Bevölkerung von 14 Staaten unter 26 mit Einemmal gegen ihn erkläre. So bestimmt indeß auch die von Herren van Buren gegebenen Erläuterungen waren, so hätte doch der Umstand, daß er im Norden fern von der Sklaverei geboren und erzogen wurde, einen Grund zu seiner Ausschließung abgeben können, wenn ihn nicht General Jackson durch die magische Kraft seines Namens unterstützt hätte.

Herr van Buren ist übrigens vielleicht der geeignetste Mann der ganzen Union; die Aufregung, welche sich seit einiger Zeit hinsichtlich der Sklaverei in den Vereinigten Staaten kund gibt, zu beschwichtigen. In dieser Beziehung, wie in mehrern andern, berechtigt Alles zu der Meinung, daß man seine Wahl, in so ferne dieselbe auf ihn fällt, nicht zu bereuen haben wird.

Der Neusiedler-See und dessen Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Nach dem Zeugniß der Fischer hat der Neusiedlersee weder besondere Untiefen noch Sandbänke, einen Sandhügel zwischen

---

*) In einem Staate von 1,500,000 Seelen wie Pennsylvanien, gibt es etwas mehr als 300,000 Stimmende; 500,000 Stimmende repräsentiren also eine Bevölkerung von etwa 4,500,000.

*) Von 26 Staaten ist gegenwärtig in 14 die Sklaverei anerkannt.

Padersdorf und Illmitz ausgenommen, auf welchem einige Baumgruppen stehen; vielmehr zeigt sein Boden eine große Ebene, deren Tiefe 7 bis 13 Schuh beträgt, während die mit Rohrwerk bewachsenen Ufer meist sehr seicht sind, so daß man weit hineinwaten kann. Man erzählt denn auch von einem Knechte, der für einen Eimer Wein den See eines Tags von Rust bis Illmitz durchwatet habe. Im Mittel soll jedoch der Neusiedler-See auch beträchtlichere Tiefen haben, besonders zwischen Wolfs und Apetlan; diese sind übrigens dem Beschiffen weniger gefährlich, als die hohen Wellen, welche sein Wasser nicht selten treibt, und die den elenden Fischerkähnen, deren man sich zur Ueberschiffung bedient, manchmal den Untergang drohen. Vollkommene Windstille herrscht an den Ufern des Sees höchst selten, vielmehr ist das Wasser in beständiger und kurz vor dem Ausbruch eines Ungewitters, so wie während der Dauer desselben in stürmischer Bewegung, so daß die Winde oftmals den See von Grund aufwühlen und Alles zu vernichten drohen. Man will jedoch auch die Beobachtung gemacht haben, daß der See zuweilen beim größten Kampf der Elemente sich ruhig verhalten habe, oder doch nicht so ungestüm gewesen sey, wie vor und nach dem Ausbruch eines Ungewitters. — Die Temperatur des Seewassers steht in gleichem Verhältniß mit der dasselbe umgebenden Luft. Gleichwie es im Sommer in so weit leicht erwärmt wird, daß man sich desselben als eines lauwarmen Bades bedienen kann, eben so leicht friert es im Winter. Man hat sogar Beispiele, daß der See bei einer Temperatur, wo das Quecksilber auf 3 Grad Kälte nach Réaumur stand, schon mit einer Eisrinde überzogen wurde, und wenn die Kälte nur einige Tage anhält, so wird die Eisrinde zur Eisbrücke und von den Bewohnern der westlichen Uferseite überschritten, welche dadurch einen bedeutenden Umweg ersparen. Immerhin aber ist bei einer solchen Reise Vorsicht nöthig, da stets mehrere offene Stellen zurückbleiben, die nur mit vieler Umsicht und Geschicklichkeit vermieden oder überschritten werden können. Eine seltene Unerschrockenheit zeigen hiebei die Illmitzer Haidebauern, welche zur Winterzeit immer zuerst die Bahn machen, selbst wenn die Eisbrücke manchmal noch wankend ist; während hingegen die Bewohner auf der Oedenburger Seite bei weitem furchtsamer, sich nur dann erst auf die Eisbrücke wagen, wenn von den Illmitzern die Bahn gemacht, und die Festigkeit derselben erprobt ist. Aber selbst dann ist das Befahren dieser Eisbrücke noch immer mit großen Gefahren verbunden, denn nicht selten sieht sich der Reisende auf dieser schlüpfrigen Bahn in die Nothwendigkeit versetzt, seine Thiere sammt dem Schlitten aus dem Wasser ziehen zu müssen oder sie von den heftigen Winden so lange umdrehen zu lassen, bis sie taumelnd stürzen, in welchen beiden Fällen das Leben der Menschen so wie das der Thiere auf dem Spiele steht. Dazu kommt noch, daß sich zuweilen auch Wölfe auf dem Eise zeigen, welche das Leben gefährden und die Reise nicht weniger unsicher machen. Ungeachtet der damit verknüpften Gefahren ist übrigens die Eisbahn doch nur selten leer, und die ganze Gegend gewinnt vielmehr an Leben und Regsamkeit, sobald der See sein Wintergewand trägt. — Merkwürdig ist das Bersten des Eises, welches gewöhnlich Ende Jannars unter Kanonendonner ähnlichem Knallen und Tosen erfolgt, worauf sich in wenigen Tagen die Scene auffallend verändert, und der See einen neuen erhabenen Anblick gewährt, indem die jetzt flottgewordenen Eismassen sich gesammelt, und zu hohen Krystall-Bergen aufgethürmt haben, welche der Wind bald auf diese, bald auf jene Seite des Ufers treibt, bis es endlich den kräftigern Strahlen der Sonne gelingt, die Eisrinde zu schmelzen, und dadurch auch die Furcht und den Schrecken der Anwohner zu beschwichtigen. Denn gewöhnlich ist der Schaden sehr beträchtlich, welchen in solchen Fällen der See in den anliegenden Ortschaften verursacht, da nicht nur die schönsten Aecker, Wiesen und Gärten von dem austretenden Wasser überschwemmt, sondern auf längere Zeit verheert und unbrauchbar gemacht werden. Wenn auch das Wasser bald wieder zurückweicht, so müssen doch die Aecker einige Jahre hindurch gepflügt und gedüngt werden, ehe sie wieder zur Aufnahme des Samens taugen.

Wie manche dunkle Schattenseiten der Neusiedler-See denn auch hat, und wie sehr er sich zuweilen als einen Gegenstand des Schreckens und Schadens, ja als eine wahre Landplage der an seinen Ufern wohnenden Menschen darstellt, so hat er auch seine Lichtseiten, die noch dazu vorherrschend sind, und denselben trotz allen noch so gegründeten Beschwerden als eine Wohlthat der Natur darstellen. Der Nutzen, welcher aus dem Fischfang erwächst, ist eine große und ergiebige Nahrungsquelle für viele Einwohner der anliegenden Ortschaften, denn es werden Hechte, Karpfen, Schaiden im Gewichte zu 70 bis 80 Pfund und darüber in nicht unbedeutender Anzahl alljährlich gefangen; außer diesen sind auch Barben, Karauschen, Ruthen, Weißfische und viele andere kleinere Gattungen in zahlloser Menge vorhanden. Besonders ergiebig beim Fischfang sind die Züge, wenn der sogenannte obere Wind weht, und das Wasser trübt. Mit geringer Mühe können übrigens die Fische gefangen werden während der Laichzeit, vom März bis Junius, wo sie am Tage zu Tausenden ans Ufer kommen und in lustigem Spiel sich ergötzen. Obschon die Seefische weiches Fleisch und einen Vorgeschmack haben, der vielen Menschen zuwider ist, so ziert doch der kostbare Seehecht manche vornehme Tafel. — Beinahe noch besser als der Fischfang verzinsen sich Pulver und Blei bei der enormen Menge Federwild, welches besonders im Rohrwerk gerne sich aufhält. Es gehören hierher Wildenten, Wildgänse, Rohrhühner, Reiger, Schnepfen und andere Wasservögel verschiedener Gattung. Auch vierfüßiges Wildpret wird zuweilen Rudelweise an den Ufern des Sees angetroffen, wo es aber häufig eine Beute der Wölfe wird, die in ziemlicher Anzahl vorhanden sind.

Außer dem oben erwähnten mineralischen Laugensalz, welches die Ungarn Szekso und die Deutschen dieser Gegend Zick nennen, erwächst den Anwohnern des Sees auch ein beträglicher Nutzen aus dem Rohrwerk, welches, den Theil von Neusiedel bis Illmitz ausgenommen, an seinen Ufern wächst, und zu verschiedenen technischen Zwecken benützt werden kann. Jung wird das Seerohr als Viehfutter, und wenn es älter und stämmiger geworden ist, zu verschiedenen Geflechten und zur Deckung der Häuser verwendet, theilweise auch in den umliegenden Ortschaften verkauft. Die zurückgebliebenen Stoppeln werden, wenn der

See zugefroren ist, abgestoßen und verfeuert. — Welchen herrlichen Einfluß endlich dieses majestätische Wasserbecken auf die dasselbe umgebende Pflanzenwelt äußert, die sich an den von seinem Wasserspiegel zurückgeworfenen Sonnenstrahlen wärmt, und täglich seinen erquickenden Hauch (Thauregen) empfängt, davon zeugen die dasselbe umkränzenden Rebengelände, besonders das westliche, wo die edlen Ruster, Mördbischer- und Oedenburger Weine wachsen; aber auch die nördliche und südliche Linie empfängt einen ansehnlichen Theil seines wohlthätigen Einflusses.

(Fortsetzung folgt.)

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Das Werk, aus welchem wir ausziehen, was das größere Publikum interessiren kann, ist merkwürdig in mehr als Einer Beziehung. Der Verfasser war Sekretär der französischen Botschaft zu Rom unter der Republik, dem Konsulat, dem Kaiserthum und der Restauration: die Unstätigkeit der Verhältnisse seines Vaterlandes scheinen ihm eine so feurige Liebe für das Stätigkeitsprinzip Roms beigebracht zu haben, daß er wirklich so sehr Römer geworden ist, als ein Franzose es zu werden vermag. Er gibt in diesem Buche übrigens den Beweis, daß er noch immer gehörig Franzose geblieben ist, denn Dreiviertel desselben handeln von den Verhältnissen und Zerwürfnissen mit Frankreich, und der Verfasser ist oft der Held seiner Geschichte.

Eine weitere Merkwürdigkeit dieses Buches besteht in dem religiösen, und zwar nicht jansenistisch-, sondern kurialistisch-religiösen Tone, welchen man dem Verfasser als einem vielfach umhergetriebenen Greise, welcher seine schönsten Jahre in Rom zubrachte, zu gut halten wird. Die römische Maske ist ihm endlich ans Gesicht angewachsen, und er beschenkt den Leser und andere mit dem lateinischen Breve, durch welches ihm und seiner Schwester eine Hauskapelle erlaubt wird.

Daß viele, meist ungedruckte Aktenstücke, vorzüglich die katholische Kirche Frankreichs betreffend, hier zuerst veröffentlicht werden, ist um so merkwürdiger, als seither die Diplomaten diese ihre Verhandlungen dem großen Publikum weder mittheilen wollten, noch mittheilen durften.

Ueber die Wiederherstellung der Jesuiten wird in wenigen Zeilen weggegangen, aber das Bildniß ihres Wiederherstellers Pacca dem des Papstes und Consalvis beigefügt. Auch findet man aus Pacca's Memoiren lange Bruchstücke übersetzt. Das Werk schwebt zwischen Geschichte, Memoire und Lobrede in der Mitte, und wird in allen drei Beziehungen von dem Werkchen des Baron Prokesch über den Fürsten Karl Schwarzenberg weit übertroffen.

Der Verfasser dieser Anzeige, welcher in vieljährigen freundschaftlichen Verhältnissen mit dem Ritter Artaud gestanden ist und noch steht, weiß zu bestimmt, wie viel mehr dieser hätte geben können, ohne weder seinen frühern amtlichen Verhältnissen, noch den Rücksichten zu nahe zu treten, welche jeder gebildete Mensch gegen Staaten haben wird, welche er lange bewohnt, und gegen Menschen, mit welchen er täglich verkehrt hat, — als daß er nicht sein Bedauern ausdrücken sollte, ein Werk so weit unter seiner Erwartung gefunden zu haben, von welchem man berechtigt war, bedeutendere Aufschlüsse zu erwarten, denn Wenige haben Rom so genau, so vollständig gekannt, wie Herr von Artaud, und gewiß Niemand, welcher in einem Lande lebt, wo die Presse frei ist!

Das Konklave zu Venedig im Jahre 1799.

Bonaparte war mit seinem Glück und seinem Ruhm nach Aegypten gegangen, um unter den Minarets dieses Landes das in Ordnung zu bringen, was er mit Frankreich im Sinne hatte. Die Armeen des Direktoriums, von Scherer befehligt, erlitten Schlappen in Italien. Die Kardinäle dachten nun daran sich zu versammeln, um einen Nachfolger für Pius VI zu wählen, und versammelten sich nach Schritten, Widerwärtigkeiten und Hemmnissen aller Art, 35 an der Zahl, am 1sten December 1799 in Venedig. *)

Wenn sich in einem Konklave ein Kardinal befindet, der ein Neffe des verstorbenen Papstes ist, so erlangt er stets einen großen Einfluß auf die vorzunehmende Wahl. Die von dem vorigen Papst ernannten, oder auch nur mit Wohlwollen behandelten Kardinäle ziehen, von einem Gefühl der Dankbarkeit belebt, die Meinung dieses Neffen zu Rathe; nun aber hatte Pius VI fast 25 Jahre regiert und während dieser Zeit fast das ganze Kollegium der Kardinäle neu besetzt, und unter den alten befanden sich mehrere, denen er große Wohlthaten erwiesen hatte. Der Kardinal Braschi besaß nicht die erforderlichen Talente, um als gewandter Parteiführer aufzutreten; dennoch folgten mehrere Kardinäle dem von ihm ausgehenden Impuls, und er hatte sogar das Glück, die beiden einzigen von den Ernennungen Benedikts XIV noch übrigen Kardinäle — den Kardinal Johann Franz Albani, ernannt am 16ten April 1747, und den Kardinal York, ernannt am 3ten Julius desselben Jahres — unter seine Anhänger zu zählen. Diese beiden achtungswerthen Kirchenfürsten, von denen der eine Dekan und der andere Unterdekan des heiligen Kollegiums war, standen aus mehr als Einer Rücksicht in hoher Achtung, und trugen beide den Kardinalshut schon mehr als 50 Jahre. Der erste war ein erlauchter Römer, aus einer mit dem Hause Oesterreich verwandten Familie, und der zweite, der letzte der Stuarts, hatte auf Medaillen und bei Souveränetätshandlungen den Titel Heinrich IX, König von England und Frankreich, angenommen.

Auf der andern Seite konnte der Kardinal Antonelli, obschon die erste Ernennung Pius VI und am 24sten April 1775 mit dem Purpur begleitet — übrigens als der Präfekt der Propaganda durch seine Einsicht und Mäßigung ausgezeichnet — dem Verlangen nicht widerstehen, eine Rolle für sich zu spielen, und sich als Haupt einer der Braschi'schen entgegengesetzten Partei zu erklären.

Die letztere Partei hatte 22 Stimmen (zur Wahl waren zwei Drittel der Stimmen, oder 24, erforderlich). Die Antonelli'sche zählte nur 13, und hinderte mit dieser Anzahl, welche hinreichte, das zu bilden, was man ein Exklusive nennt, die Partei Braschi, der noch zwei Stimmen fehlten, an Beendigung der Wahl. Der Kardinal Chiaramonti stimmte mit dem Kardinal Braschi.

(Fortsetzung folgt.)

*) Folgende sind die Namen dieser Kardinäle: Albani, Herzog von York, Valenti Gonzaga, Caraffa Traietto, Zelada, Calcagnini, Mattei, Archetti, Joseph Doria, Livizzani, Borgia, Caprara, Vincenti, Maury, Pignatelli, Roverella, La Somaglia, Antonio Doria, Braschi, Carandini, Flangini, Rinuncini, Honorati, Giovanetti, Gerdil, Martiniana, Herzan de Harras, Bellisomi, Chiaramonti, Lorenzana, Busca, Dugnani, de Pretis, Fabricio Ruffo.

Es befanden sich noch eilf Kardinäle in verschiedenen Ländern Europa's, doch waren sie durch mancherlei Umstände verhindert worden zu erscheinen. Ihre Namen sind: Sentmanat, Mendoza, Gallo, La Rochefoucauld, Rohan, Montmorency-Laval, Frankenberg, Migazzi, Bathyany, Ranuzzi, Zurlo.

Streng genommen, gab es, den Kardinal Antici mitgerechnet, 47 Kardinäle, allein dieser hatte in die Hände Pius VI eine regelmäßige Dimission niedergelegt, die durch ein Breve angenommen ward, welchem 37 Kardinäle beigetreten waren. Dennoch fand sich Antici zu Venedig ein, um ins Konklave zu treten. Seine vormaligen Kollegen wollten ihm dieß jedoch nicht gestatten, und thaten Recht daran.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 313.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 November 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 10.

Ein Schauspiel auf dem Revolutionsplatz.

Dießmal ist es weder ein König, noch eine Guillotine, kein Feuerwerk und keine Industrieausstellung: es ist der Obelisk, oder der Obelik, oder der Obelix oder der Obeliß, ich lasse Ihnen die Wahl zwischen diesen verschiedenen Lesearten, die alle in der pariser Bevölkerung ihre Anhänger und Vertheidiger gefunden haben. Der Obelisk ist endlich aufgestellt; bis heute hat er nur ungefähr 4 Millionen Franken und mehreren Menschen das Leben gekostet; eine Kleinigkeit in Vergleichung mit dem großartigen Schauspiel, das sich die unübersehbare Masse erwartet und das sie nicht gefunden hat. Unter den 200,000 Menschen, die zu dem Revolutionsplatz hinströmten und die Terrassen des Tuileriengartens vollpfropften, waren viele aus ziemlich entfernten Departements; die Normandie unter Anderm hatte ganze Karawanen geschickt. Nichts war komischer als die negative Ueberraschung dieser braven Provinzbewohner beim Anblick des Monoliths. Comment! ce n'est que ça? Ich weiß nicht, was Alles sie sich unter dem Obelisk vorgestellt hatten. Die Einen sprachen von einem Stier, der Andere von einem Thurm, die Dritten von einem Vogel; es wäre schwer gewesen, diese sonderbaren Gelüste zu befriedigen. Ziemlich allgemein kam man zuletzt dahin überein, daß das ägyptische Geschenk ein wenig theuer sey und nicht übel einem Zahnstocher gleiche. Diese Schlußbetrachtung ist sicherlich von einem Pariser und ganz im hiesigen Volksgeiste, der Alles mit einem Witze beschließt und abthut. Zahnstocher? wohl, aber leider ein gar zu großer, und unnütz. Das ist gerade, warum ich mich einem Jubel über dieses kostbare Denkmal nicht hingeben kann. Während man die Aufstellung machte, fielen einige Bröckchen Granit auf die Erde. Ein Engländer, kunstsinniges, anbetungswürdiges Volk, erkaufte sie für zwei Louisd'or. Vielleicht hätte die Regierung ihm den ganzen Stein nach diesem Maßstabe verkaufen können. Ich wollte es; denn während die Andern dem Augenblick der endlichen Aufrichtung entgegensahen, dachte ich daran, wann und wie man ihn wieder wegschaffen werde. Was man auch sage und einwende, auf diesem Platze kann und wird er nicht stehen bleiben.

Ich stelle mir vor, daß in späterer Zeit ein Fremder auf den Revolutionsplatz komme, und diesen Obelisk inmitten des schönen großen Raumes, umgeben von den herrlichen Gebäuden und Aussichten, erblicke. Welchen Eindruck wird es ihm machen? an die Idee seines alterthümlichen Werthes, an die Merkwürdigkeit seiner Wegnahme, Einschiffung, Reise nach Frankreich und Errichtung wird er zuletzt oder gar nicht denken, weil er von dem Allem nichts gewahrt. Aber er wird sich umsehen und sagen: dieser Stein ist übler angebracht als in der Wüste, denn hier links, da rechts, hier vor mir, dort hinter mir habe ich moderne, neue, neueste Bauart an den Tuilerien, an der Deputirtenkammer, an dem Triumphbogen de l'Etoile und der Kirche der Madeleine. Was thun die Vögel Aegyptens und die Nadel des großen Sesostris in dieser Gesellschaft? Allerdings hat auch Rom seine Obelisken in der Nähe moderner Gebäude errichtet; allein es besteht der Unterschied, daß Rom nicht einen einzelnen Obelisk, sondern deren viele besitzt, was das Auffallende der Wirkung zum großen Theil beseitigt, abgesehen davon, daß die umgebenden Gebäude selbst verschiedenen Zeitaltern angehören, und ein buntes Gemisch von Alt und Neu, ägyptischem, griechischem und römischem Style bilden.

Aber das ist der geringere Nachtheil. Was ist besonders herrlich an diesem Revolutionsplatz, als Mittelpunkt, und seinen vier Hauptrichtungen? Schön ist vor Allem, und über Alles, die Doppellinie von den Tuilerien nach dem Triumphbogen, und von dem Triumphbogen nach den Tuilerien. Von den beiden Endpunkten aus hatten Sie eine Aussicht von eigenthümlicher Schönheit. Von den Tuilerien aus konnte man in freiem ungeheuerem Raume durch das mächtig große Portal des Triumphbogens den freien Horizont erblicken, und besonders an einem hellen Abende den unbeschreiblich schönen Abglanz der untergehenden Sonne bewundern. Dieser Effekt ist zerstört, weil der Obelisk den Gesichtsraum in der Mitte durchschneidet.

Von dem Triumphbogen, von den elysäischen Feldern her, konnte man den schönen Wasserstrahl des großen Bassins und weiterhin den Mittelburchgang des Tuilerienschlosses erschauen,

dessen geöffnete Thore wie in fernem Lichte die Tageshelle in dem innern Hofraume schimmern ließen. Dieser Anblick ist heute verkümmert und verschwindet mehr und mehr, je näher man dem Obelisk rückt, je wirksamer seine Masse in den Gesichtsraum tritt. Nichts ist mehr vollkommen, groß und einfach schön, wie es vordem war, und eine überflüssige Spielerei hat die Harmonie des Ganzen gestört. Ich verlange, daß der Obelisk weggeschafft werde, und sobald ich König von Frankreich bin, werde ich ihn meinem Kollegen Carl X, dem er eigentlich geschenkt ward, wieder geben, unter der Bedingung, daß er ihn zu sich nach Prag oder in seine anderweitige Königswohnung nehme.

Auch in den Hofraum des Louvre gehört er nicht, wie manche in Vorschlag gebracht haben. Dort wäre er ganz vergraben, und eben so passend würde man ihn in die innere Galerie zu den antiken Statuen legen, als Gegenstück zu dem Einfall der Abderiten, die ihre fingerlange Statue auf eine 80 Fuß hohe Säule aufstellen ließen.

Es gibt nur einen Ort, an welchem der Obelisk in aller Schönheit prangen könnte. Dieß ist der Pont-neuf, auf der Terrasse und an der Stelle, wo die Reiterstatue von Heinrich IV angebracht ist. Diesen wackern König würde man ein wenig ausweisen und an einen andern Platz, etwa in das Louvre oder auf den Kirchhof des Père Lachaise bringen. Einwendung würde er nicht machen, denn „Henry IV est mort," was auch das Volkslied „vive Henry IV" dagegen vorbringe, und auch die Brücke hätte kein Recht, sich über den Raub ihres sprüchwörtlichen Sinnbildes zu beklagen. Henry IV gehörte nur dem Pont-neuf an; der ehemalige Pont-neuf aber ist seit mehr als 100 Jahren zur ältesten Brücke auf der Seine geworden.

Auf dieser Stelle würde der Obelisk der Altstadt, wie der Vordermast einem alterthümlichen Schiffe vorschweben und im Mondschein oder bei reicher Laternenbeleuchtung der beiden Flüsse sich glänzend in dem rastlosen Strome spiegeln.

Der Neusiedler-See und dessen Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Ueberaus schön und malerisch sind die Umgebungen des Neusiedler-Sees, denn sie vereinigen gewissermaßen alle Vorzüge einer vollendeten Seelandschaft, die selbst die Schönheit der Bassins der Schweiz vergessen machen. Nur der Maßstab ist hier größer, die Form ist dieselbe. In großen und weiten, mit freien Augen kaum zu ermessenden Kreisen umschließt im Süden, Westen und theilweise auch im Norden, dieses majestätische Wasserbecken ein hohes, fast bis zu den Gipfeln mit zahllosen Rebengeländen umgürtetes und mit Wäldern gekröntes Kalkgebirge, während im Süden der mit dichten Schilf- und Rohrwäldern bewachsene Hansag, auf der östlichen Seite dagegen eine heiter prangende Ebene, der sogenannte Haideboden sich hinstreckt, dessen wellenförmigen Boden wohl ein halbes Hundert von Städten, Flecken, Dörfern und Schlössern bedeckt, die gleich Inseln des Ozeans aus einem Meere von Feldern und Wiesen emportauchen. Die Uferformen selbst zeigen die denkbar größte Mannichfaltigkeit. Bald erheben sich am Fuße der Berge mächtige Felsmassen, bald steigen die Ufer zu hohen, weit in das Land hingelagerten Bergen und Hügeln auf, oder sie bilden sanfte wellenförmige Anhöhen, mit lieblichen Thälern, zwischen denen sich stattliche Dörfer und volkreiche Städtchen, Fischer- und Bauernhütten, blühende Gärten oder lachende Felder in pittoresker Unregelmäßigkeit lagern. An vielen Stellen bildet das Ufer hinwieder auf breiter Basis sanft ansteigende Terrassen mit herrlichen Aussichten, welche Reichthum und reger Sinn für Naturschönheiten mit prachtvollen Wohnsitzen und den anmuthigsten Gartenanlagen verschönerten, in welchen sich der Fremde auf Augenblicke in die paradiesischen Meeresgegenden Neapels versetzt glaubt; dabei ist auch das Klima milde und warm und die Vegetation überaus üppig und mannichfaltig. Während die Kuppen der Karpathen noch von Eis und Kälte starren, und in den Thälern derselben noch Reif und Fröste wechseln, ja während es sogar jenseits des Seegebirges manchmal noch schneit und reift, steht hier an den Ufern des Sees, so wie an der ganzen demselben zugekehrten Gebirgskette, bereits die rosige Marille und die wohlschmeckende Mandel in voller Blüthe; Wiesen und Wälder prangen mit des Lenzes lieblichem Grün, und Freude und neues Leben ertönt von allen Seiten. Ein beständiger Luftzug hemmt die schädlichen Einflüsse, welche sonst die Seeluft auf die Gesundheit äußern würde, und es herrschen deßhalb außer den im Frühjahr endemisch vorkommenden Wechselfiebern keine besondern Krankheiten. Obgleich es etwas Seltenes ist, Menschen von hohem Alter hier anzutreffen, so ist die Ursache hiervon doch mehr den beschwerlichen Arbeiten, besonders des Rohrschneidens und dem übermäßigen Genuß der starken und erhitzenden Weine, als nachtheiligen Einflüssen des Klima's beizumessen.

Die Ortschaften, welche auf der südlichen und westlichen Seite des Sees liegen, sind: Schrolln, Siplack, Helligenstein, Homock, Klein-Andree, Wolfs, Kroisbach, Mörbisch, Rust, Oggau, Dundelskirchen, Purbach, Breitenbrunn, Winden und Gols. Auf der östlichen Seite, dem sogenannten Haideboden, gränzen an den See: Neusiedel, Waiden, Gols, Padersdorf, Illmitz, Apetlan und Pannhagen. Letztere Ortschaft und Schrolln liegen an den beiden Endpunkten der Dammstraße. Unter diesen Ortschaften sind Klein-Andree, Wolfs, Mörbisch und Rust ihrer vorzüglichen Weine wegen bekannt. Oesterreichische Weinhändler versammeln sich häufig in Klein-Andree und Wolfs zur Zeit der Weinlese, um den eingebrachten Maisch anzukaufen, was für sie eine ergiebige Quelle reichlichen Gewinns abgibt; sie vermischen nämlich die aufgekauften Neusiedel-Seeweine mit zwar ebenfalls guten, aber doch geringeren Plattensee-Weinen, und verkaufen das Gemische unter dem Namen Hollinger und Klein-Andreer Weine. Wolfs ist zugleich ein von den lustwandelnden Oedenburgern besuchter Ort mit einer hepatischen Mineralquelle und einer trefflich eingerichteten Badeanstalt. Bei Holling erhebt sich hart am Gestade des Sees einer der höchsten Berge, der sogenannte Hollingerberg, der die großartigste und reizendste Aussicht gewährt. Der See in seiner ganzen Majestät, ein großer Theil der Oedenburger, Wieselburger, Eisenburger und Raaber Comi-

tate, verbreitet sich, eine herrliche Landschaft, vor dem entzückten Auge. Die Spitze dieses Bergs ziert eine geschmackvolle Säulenrotunde, welche Graf Franz von Szechenyi dem Erzherzog Joseph Palatin von Ungarn erbauen und mit der Büste des Gefeierten schmücken ließ. Von hier führt eine schattenreiche Allee bis Zinkendorf, einem sehenswerthen Gute des obengenannten Grafen. Auf der südlichen, dem Wasserhügel zugekehrten Seite dieses Berges wachsen die edelsten und theuersten Weine der Oedenburger, während auf der vom See abgekehrten Seite ein bei weitem geringeres Gewächs erzielt wird. Den Gipfel des Hollinger Berges krönt ein dichter Eichenkranz. Höchst anmuthig ist die Lage des Städtchens Rust, dessen Einwohner im Durchschnitt alljährlich 12,000 Eimer Wein gewinnen, auf einem Flächenraum von 540,500 Quadrat-Klaftern. Rust ist zugleich eine königliche Freistatt, und besteht aus etwa 200 Häusern mit drei katholischen und einer evangelischen Kirche, und gegen 2000 Einwohner, worunter 1/3 Protestanten. Im Rücken des Städtchens erhebt sich der gleichnamige Berg, dieses erstaunenswürdige Kunstwerk des ausdauernden Menschenfleißes, fast bis zum Gipfel mit den üppigsten und köstlichsten Rebengeländen umzogen, und hie und da geschmückt mit freundlichen Gartenhäuschen, welche alle bequeme Rasenplätzchen haben, die die schönste Aussicht darbieten. Seltene Regsamkeit und große Freude herrschen hier besonders während der Herbstzeit, wo das Städtchen und die Umgegend wimmelt von besuchenden Fremden und Weinspeculanten. Auf den Bergen, wie auf den Straßen, überall erblickt man geschäftige Leute, und die Berge ertönen von dem vielfältigen Echo jubelnder Menschen und zahlloser Musikchöre. Nicht minder bemerkenswerth ist das Städtchen Neusiedel, theils seiner romantischen Lage, mehr noch seiner herrlichen Weine wegen, welche, obschon sie dem Oedenburger und Ruster weder an Güte, noch an Geschmack gleichkommen, immerhin als Tischweine geschätzt und gesucht sind. Zugleich ist Neusiedel berühmt durch seine Spargeln, welche hier in ausnehmender Größe und Güte gedeihen und weithin versendet werden. Im Ort ist eine stattliche Kirche, ein großer hübscher Marktplatz und ein altes, nun fast ganz verfallenes Residenzschloß. Maria, die Wittwe König Ludwigs XI, pflegte sich hier aufzuhalten. Die Wein- und Spargel-Kultur und die viel besuchten Kornmärkte, auf welchen alljährlich über 200,000 Metzen Getreide abgesetzt werden, geben den meist wohlhabenden Einwohnern, die einzig aus Deutschen bestehen, Erwerb in Fülle. Von diesem Orte trägt auch der See seinen Namen.

(Schluß folgt.)

Dampfschifffahrt nach Amerika.

Eine Kompagnie, welche dieses Unternehmen wagen will, hat sich endlich in London gebildet, und ist entschlossen, mit dem Bau der Fahrzeuge alsbald zu beginnen. Die Anwendung von Halls Dampfverdichter bei den Maschinen wird die Ersparung eines vollen Drittels des Feuermaterials erzielen und mehr Raum für Waaren gewinnen lassen. Nachstehendes sind die Dimensionen des ersten zu erbauenden Schiffes: Länge des Kiels 220 Fuß, Länge des Verdecks 235 Fuß, Breite desselben 40 Fuß, Tiefe im Raum 27 Fuß; Trächtigkeit 1800 Tonnen. Die Schiffe sollen abwechselnd von London und Liverpool aussegeln, und somit alle Interessen vereinigen.

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Das Konklave zu Venedig im Jahre 1799.

(Fortsetzung.)

Fast während zwei ganzer Monate hatte der Kardinal Bellisomi, gebürtig von Pavia, ernannt am 14ten Februar 1785, und Bischof von Cesena — die 22 Stimmen der Partei Braschi, und der Kardinal Mattei — ein Römer, Erzbischof von Ferrara, der Unterzeichner des Vertrags von Tolentino, derselbe, der bei dem ersten Anblick Bonaparte's einen so natürlichen Schrecken empfand und zu gleicher Zeit eine so religiöse Antwort ertheilte — erhielt jeden Tag die 15 Stimmen der Partei Antonelli.

Man hielt die Wahl Mattei's für unmöglich. Der Herzog von Braschi hatte seinem Bruder, dem Kardinal, die Anekdote von seinen demüthigen an Herrn Cacault gerichteten Bitten erzählt; zudem erhielt diese Eminenz nie mehr als 15 Stimmen, was wohl hinreichte, die Wahl zu hindern, keineswegs aber um zum Ziel zu gelangen. Dann sind die Kardinäle nur schwer zu bestimmen, einen römischen Fürsten zu wählen, weil eine ohnehin schon hochgestellte Familie weit eher die Geschäfte zu beherrschen sucht und ihr dieß auch leichter gelingt. Die Religion hätte zwar bei einem so frommen Mann, wie Kardinal Mattei war, nichts gelitten, allein bei seinem schwachen Charakter hätte sich vielleicht gleich am Tage nach seiner Gelangung zum Pontifikat der Nepotismus auf den päpstlichen Stuhl gesetzt.

Zugleich begann die Wahl Bellisomi's als eben so zweifelhaft zu erscheinen, weil, obschon ihm nur zwei Stimmen fehlten, doch Monate vergangen waren, ohne daß er auch nur eine einzige mehr bekommen hätte. Einige Wähler sagten: „Nach einem Cesener, wie Pius VI war, soll nicht abermals ein solcher gewählt werden; denn Bischof von Cesena seyn ist eben so gut, als wäre man ein Cesener von Geburt. Dieser Kardinal unterhält in Folge seines Bischofstitels bedeutende Verbindungen in jener Stadt, mithin wird er sich in einer Art Abhängigkeit vom Hause Braschi befinden, und dieses Haus wird es seyn, welches fortfährt zu regieren."

Die Partrien waren beharrlich und unbeugsam. Man dachte an den Kardinal Valenti — ernannt von Pius VI am 15ten April 1776 — allein vergebens. Die Partei Braschi änderte ihr System, und gab dem Kardinal Gerdil, vormaligem Lehrer des Königs von Sardinien, Karl Emanuel IV, einige Stimmen. Vergebens wurden Antonelli und Albani in Vorschlag gebracht; in Albani erblickte man durch das Haus Modena eine Verwandtschaft mit Oesterreich. Man kam endlich noch einmal auf den Kardinal Gerdil zurück.

Seine großen Talente, sein vorgerücktes Alter und seine Schriften ließen vermuthen, daß es gelingen werde, ihn auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. Man verbreitete sein Buch: „Die Immaterialität der Seele, bewiesen gegen Locke," eine Schrift, in welcher Gerdil, indem er den bekannten Zweifel Locke's, hinsichtlich der denkenden Materie, widerlegte, den englischen Philosophen und Voltaire siegreich bekämpfte.

Feinde Frankreichs wendeten aber ein, Gerdil sey Franzose. Nun war er zwar wirklich zu Samoens in Savoyen geboren, das damals noch an Frankreich gehörte, aber er hatte nie in Savoyen gewohnt; sehr jung war er nach Bologna gekommen, um dort die Theologie zu studiren, und nachdem er sich seit 1777 zu Turin aufgehalten, hatte er Rom, wo er das Amt eines Präfekten der Propaganda verwaltete, nur wenig mehr verlassen. Als man jedoch eines Tages während eines Scrutins zum Abstimmen schritt, erklärte der Kardinal Herzan, geboren zu Prag, von Pius VI am 12ten Julius 1775 mit dem Purpur bekleidet und Minister des deutschen Kaisers im Innern des Konklave, daß Kaiser Franz niemals einem Unterthan des Königs von Sardinien seine Zustimmung ertheilen werde, und schloß somit den Kardinal Gerdil förmlich von der Wahl aus.

Wenn die Parteihäupter ihre Faktion (mit diesem Namen werden die Parteien im Konklave bezeichnet) in einem Konklave glücklich leiten, so werden ihre Schritte durch Gehorsam, Ergebung und Geduld von Seite ihrer Anhänger unterstützt; wenn aber eine geraume Zeit verstreicht, ohne ein Resultat herbeizuführen, wenn die Gesundheit der Schwächlichern unter den Kardinälen leidet und andere Beschwerden sich einstellen, so wird man auch hier, wie überall, über den bösen Stern eines Patrons unwillig, der Gehorsam wird lauer, die Bande der Freundschaft und des Vertrauens werden lockerer, und selbst die Achtung sinkt. Von der einen oder andern Seite wird ein Murren gegen die Parteihäupter laut, die weder siegen noch sich gegenseitig verständigen können, und dann ersieht der entschlossenere von beiden Parteiführern — wie dieß stets in Augenblicken der Erschlaffung und des Abfalls zu geben pflegt — seine Zeit, um seine Partei zu verstärken und seinem Glücksstern wieder aufzuhelfen. Ein kleines Häuflein Getreuer, um den Kardinal Braschi geschaart, machte mit Eifer das Verdienst gelten, sich einer Familie ergeben zu zeigen, die so vieles Unglück erfahren, so bedeutend an Ansehen und Vermögen verloren hatte, ohne daß man ihr einen erheblichen Verstoß irgend einer Art hätte vorwerfen können. Der Kardinal Antonelli, der diese Sache verlassen hatte, erregte weniger Interesse. Plötzlich fielen die dem Kardinal Bellisomi noch nöthigen beiden Stimmen von Antonelli ab, und konnten mithin nebst den 22, welche Bellisomi schon früher hatte, die erforderliche Zahl von 24 herstellen. Die frühern 22 Stimmen fanden sich auch in der That wieder zusammen, die beiden neuen erklärten sich, und Antonelli schien überwunden. Man schickte sich an zur Wahl zu schreiten, bei der es so gut als ausgemacht schien, daß das Scrutin einstimmig ausfallen werde, als der Kardinal Herzan, der zur Partei Antonelli gehörte und unvorsichtiger Weise von seinem Ausschließungsrechte schon Gebrauch gemacht hatte, um den Kardinal Gerdil*) zurückzuweisen, erklärte, daß da das Konklave in einer Stadt der Staaten des deutschen Kaisers gehalten werde, es schicklich sey, Se. Majestät von dieser Wahl, noch vor ihrer Bekanntmachung, durch einen Kourier in Kenntniß zu setzen, daß er aber übrigens gar nicht an der Zustimmung des Kaisers zweifle, um so mehr, als Kardinal Bellisomi zu Pavia im Herzogthum Mailand geboren und mithin ein Unterthan des Kaisers sey.

*) Das Recht der Ausschließung haben Frankreich, Oesterreich und Spanien. Es waren nur zwei spanische Kardinäle anwesend, die keinen Auftrag von ihrem Hofe hatten, und der Kardinal Maury, Agent Ludwigs XVIII, wagte nicht im Namen dieses Souveräns von dem Rechte der Ausschließung Gebrauch zu machen, aus Furcht, daß ihm dasselbe bestritten werden möchte.

Alle Mitglieder des heiligen Kollegiums glaubten, daß es nichts bedürfe als eines Verzugs von mehrern Tagen, allein ein Monat verstrich, ohne daß man Antwort erhielt. In dieser Zwischenzeit wurden die für Bellisomi günstig gestimmten Kardinäle abermals kälter, und wäre auch der Kourier mit einer zustimmenden Antwort eingetroffen wäre, so war doch keine Wahl mehr möglich, weil er jene zwei Stimmen, die aus Liebe zum Frieden und um dem Konklave ein Ende zu machen, ihm zugefallen waren, nebst mehr als der Hälfte derer, die er früher besessen, verloren hatte. Kardinal Mattei erbte indeß keine der von Bellisomi abgefallenen Stimmen. Ein geistreicher Mann versuchte an die von Kardinal Mattei dem General Bonaparte ertheilte Antwort zu erinnern; „diese Antwort, fügte er bei, erinnert sie nicht an die schönsten Zeiten der Kirche? Die Forderung einer Viertelstunde Zeit, um sich zum Tode zu bereiten.“ — „Aber, entgegnete der Kardinal Braschi, mein Bruder, mein eigener Bruder hat ihn vor dem französischen Minister auf den Knieen gesehen.“ Man hörte diese Recrimination Braschi's an, nahm sie aber nicht mehr so günstig auf als damals, wo er Stimmen für einen seiner Anhänger sammelte. In diesem Augenblick waren die Chefs der Faktionen mehr als jemals in Mißkredit. Es kam Alles darauf an, daß andere Personen, die sich bis jetzt begnügt hatten bloß zu beobachten, sich herbeiließen, angemessene Wahlen an die Hand zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Das erste zu Valenciennes gedruckte Buch, das zugleich das älteste im Norden Frankreichs bekannte gedruckte Buch ist, kam kürzlich aus England in Frankreich an. Es wurde früher in London um 6 Pfd. 8 Sch. verkauft, und wurde beim Verkauf von Bischof Hebers Büchern mit 18 Pfd. bezahlt. Dieß seltsame Buch führt den Titel: S'ensuivent les Chanchons Georgines faittes par Georges Chastelain (imprimées à Vallanchiennes de par Jehan de Liège demorant devant le couvent de St. Pol.). Das Buch hat kein Datum, ist aber von 1499 oder 1500. Diese Lieder in altem Französisch sind sehr interessant, und zeigen den Standpunkt der Poesie am Ende des 15ten Jahrhunderts. Man verlangt jetzt für das Buch 500 Franken.

*

Die kaiserliche Bibliothek zu St. Petersburg, die dritte Bibliothek in Europa, ist dem öffentlichen Gebrauche geöffnet worden: sie enthält 596.155 gedruckte Bände und 16.944 Manuskripte. Sie ist sehr reich in der Literatur Centralasiens, und die früher dem Baron Schilling gehörigen Werke sind hier, so wie 75 Manuskripte Obrist Stuarts, die sich auf die wichtigsten Theile der Sanskritliteratur beschränken. Es finden sich in dieser Bibliothek auch 45 mongolische und tibetanische Werke, die zu Peking gesammelt wurden, und diese bilden im Verein mit den übrigen die schönste Sammlung orientalischer Werke in der Welt. Außer der von St. Petersburg hat die Regierung noch andere Bibliotheken zu Archangel, Wladimir, Wologda und achtzehn andern Städten gebildet.

*

In Neapel ist kürzlich erschienen: Die Alterthümer von Pästum, und die schönsten Ruinen von Pompeji, beschrieben, gemessen und gezeichnet von Francesco de Cesare. Zehn Platten umfassen die merkwürdigsten Bauüberreste von Pästum, und vier und zwanzig die von Pompeji.

*

Die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg läßt gegenwärtig eine bei den Mongolen sehr beliebte Heldensage in der Ursprache drucken. Es ist die „Geschichte der Thaten Gesser Khans und seine Abenteuer.“ — Die Reisen des Arabers Abulfasl werden jetzt in St. Petersburg mit einer russischen Uebersetzung und unter Aufsicht des Professors Hetling gedruckt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 314.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 November 1836.

Bemerkungen über das Gouvernement Cherson.*)

Die Verbindung des Dniepr und des Bog vermittelst der Vereinigung der obern Flüsse Tjäsmin und Ingul, oder richtiger gesagt, vermittelst der Flüßchen, welche in jeden von beiden von der linken Seite her fallen, und aus dem Waldgebirge herabströmen, welches im Norden das Gouvernement Cherson von dem Gouvernement Kiew scheidet, bildete seit geraumer Zeit einen wichtigen Punkt in dem allgemeinen System von Verbindungen der nördlichen waldbewachsenen und mittlern fruchtreichen Gouvernements mit den Häfen des schwarzen Meeres, und mit den Städten in Neurußland überhaupt. Holz und Getreide sind die beiden wichtigen Produkte, die man bei dieser Unternehmung im Auge hatte, welche die Anschaffung derselben für Privatpersonen, wie für die Regierung erleichtern sollte. Die ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf den Punkt der Vereinigung, welche sich in dem oben erwähnten Waldgebirge befindet, zwischen der Krutojarka, welche in dem Alexandriinischen Kreise in den Fluß Ingul fließt, und der Woltyschka, welche nach dem Norden des Gouvernements Kiew in dem Kreise Tschigirin strömt. Dieses Waldgebirge bietet zwar kein unübersteigliches Hinderniß in hydrographischer Beziehung dar, würde aber solche Ausgaben verursachen, die durch die Vortheile, welche man von der Abkürzung des Produktentransports erwartet, kaum aufgewogen werden möchten, um so mehr, als die Produkte doch auch auf dem Dniepr hinab, wenn gleich auf einem großen Umweg, ihren Bestimmungsort erreichen. **) Durch häufige, an Ort und Stelle vorgenommene Untersuchungen fand ich, daß das dauernde Bedürfniß der südlichen Länder und Städte, namentlich des Gouv. Cherson, an Holz, besonders Brennholz, und bisweilen auch das noch unerläßlichere Bedürfniß an Getreide durch die Schiffbarmachung des Flusses Ingul bis zu seinem Quellgebiet, und durch die Eröffnung der Flößerei aus den nördlichern wald- und fruchtreichen Gouvernements, hauptsächlich denen, welche an das Gouv. Kiew gränzen, befriedigt werden könnte. Die Vortheile einer solchen erleichterten Versorgung mit Bau- und Brennholz lassen sich besonders leicht bei Odessa und Nikolajew nachweisen; in dem erstern kostete in dem verflossenen Herbst 1835 die Kubikfaschene *) Brennholz weit über hundert Rubel, und im letztern betrugen die Ausgaben der Regierung und der Stadt für die Versorgung der Kanzleien, der Beamten und der Militärkommandos gegen eine Million Rubel, wobei der Dampfschiffe noch gar nicht gedacht ist, deren Vermehrung, ja deren allgemeiner Gebrauch in dem Mangel an Brennholz das größte Hinderniß findet. Die Versorgung mit Steinkohlen aus England ist darum kein Luxus, sondern ein steigendes Bedürfniß, und darum eine ganz sichere Spekulation; sämmtliche Ladungen davon werden nur auf Verlangen und nicht auf Kommission abgeschickt.

Große Vortheile würde sodann die oben vorgeschlagene Schiffbarmachung des Ingul den Bewohnern der nördlichen Theile des Gouvernements gewähren durch die erleichterte Verbindung mit den südlichen Häfen und Städten, wohin Weizen und andere Erzeugnisse der Landwirthschaft verführt werden. Endlich würde sie außer der leichtern Fortschaffung des Brenn- und Bauholzes Veranlassung zu einer bei uns ganz neuen Industrie geben, nämlich der Bereitung von Böttcherholz oder Dauben, die von Odessa aus nicht nur nach allen weinerzeugenden Ländern, sondern auch nach England, Belgien und Holland versandt werden könnten, deren große Handelshäuser sich diese bis jetzt nicht hinlänglich verschaffen konnten, und froh seyn würden, sie an einem Orte zu finden, wo sie gar nicht darauf rechneten.

Die Möglichkeit einer Eröffnung der Schiffahrt auf dem Ingul und dessen Vereinigung mit dem Tjäsmin läßt sich nicht wohl bezweifeln, sie ist durch alle an Ort und Stelle gemachten Nachforschungen bewiesen, setzt aber ein ziemlich weitläufiges System von Schleußen voraus, deren Erbauung indeß durch den mäßigen Fall des letztern Flusses und die zahlreichen darein fallenden Flüßchen sehr erleichtert würde. Vor einigen Jahren schlug ein Gutsbesitzer im Gouv. Kursk, Namens Pusanov, ein ähnliches Projekt vor, nämlich die Schiffbarmachung des Flusses

*) Auszug aus einem Bericht an den Civilgouverneur.

**) Doch tritt, wie im J. 1835, häufig Seichtigkeit ein, welche besonders auch einzelnen Seitenstraßen sehr empfindlich ist.

*) Das russische Klafter.

Seim, an dem sich noch überdieß eine Menge Mühlen befindet, und der hinsichtlich der Lage ganz dem niedern fast flachen Quellbezirk des Ingul gleicht. Damals glaubten wenige an die Möglichkeit des Gelingens einer solchen Unternehmung, und ezt ist die Schifffahrt eröffnet ohne Benachtheiligung der Mühlenbesitzer und ohne Wegschaffung der Mühlen, der Kreisvorsteher ist nun auf diesem Flusse von Rylsk nach Baturin gefahren, und jedermann muß die zahllosen Vortheile des erweiterten innern Verkehrs anerkennen.

Das oben erwähnte Waldgebirge bildet den fruchtbarsten Theil unsers Gouvernements.*) Die Quellen des Flüßchens Baltvschka und anderer Gewässer finden sich auf dem höchsten Punkte dieser Kette in dem ehemaligen jelisabethgradischen, jetzigen alexandrinischen Kreise. Ich hatte früher keine Gelegenheit, trigonometrische Messungen der Berghöhen anzustellen, man kann sie aber schätzen nach der Tiefe der Thäler, der Länge und Steilheit der Abhänge, von denen einige mit ihren Vorsprüngen sich auf eine Werst weit erstrecken, und dabei so steil sind, daß man nur mit Beschwerlichkeit sie im Wagen hinabfahren kann. Ueber einen dieser Abhänge, dem Lysagora, führt der Weg von dem Gebiet des verödeten Dorfes Bukowar, im Ansiedlungskreise des Nowomirgorodischen Ulanenregiments, hinab nach dem Dorfe Kapitanowka; auf dem Gebiete dieses Dorfs in tiefen Schluchten, die am Nordabfall dieser Bergkette sich herabziehen, und von unten an mit dichtem Birkenwald bedeckt sind, welcher den Nordrand des großen, Nerubai genannten, Waldes bildet, findet sich unter der ersten Schichte von Dammerde eine Kupferader mit größerer oder geringerer Mischung von gelbem Thone, und sie erscheint allenthalben am Abhang, wo immer das Gerölle oder die obere Rasenschichte aus irgend einem Zufalle fortgerissen sind. Wenige kennen diese Ader, doch war sie schon früher bekannt, und Fürst Potemkin wollte bereits hier ein Kupferwerk errichten.

(Schluß folgt.)

Der Neusiedler-See und dessen Umgebungen.

(Schluß.)

Unter den vielen malerischen Partieen dieser herrlichen Landschaft ist jedoch die schönste und vorzüglichste das fürstliche Lustschloß Esterhaz, welches in jeder Beziehung hohe Beachtung verdient. Es ist dieß einer der prächtigsten Paläste in ganz Ungarn, in welchem die vollendetste Kunst römisch-griechischer Architektur, und wahrhaft königliche Pracht die Schönheiten der Natur in ihren paradiesischen Umgebungen, an Fülle und Reiz zu überbieten scheinen. Unfern vom Gestade des Sees, inmitten eines herrlichen Parkes, von einigen Stunden im Umfang, erhebt sich auf einem mit Blumenterrassen und Rasenplätzen eingefaßten Hügel dieses, die herrlichsten Aussichtspunkte beherrschende Schloß, in ächt italienischem Baustyl und Geschmack, und von majestätischer Größe. Außer dem Hauptgebäude mit zwei Seitenflügeln, welche eine mit kolossalen Statuen und Vasen geschmückte Gallerie rings umgibt, besteht dasselbe aus mehreren großen Nebengebäuden, welche die Kapelle, das Opernhaus und das höchst niedliche und kunstvolle Marionettentheater enthalten. Vor der gegen die Seeseite gekehrten Hauptfaçade breitet sich ein über 30 Quadratklafter großer Schloßplatz aus, der durch ein hohes, eisernes und mit Bronze verziertes Gitter geschlossen ist, und in dessen Mitte eine herrliche Fontaine ihre sprudelnden Wasser ergießt. Das Innere entspricht vollkommen den Erwartungen, welche dessen Aeußeres erregen. Die Säle haben bei verhältnißmäßiger Länge und Breite 36—40 Fuß Höhe; 25—30 Fuß die Zimmer, deren es 162 an der Zahl sind; und überall herrscht königliche Pracht. Den Hauptsaal deckt eine herrliche Kuppel, durch deren Dach das Licht magisch hereinfällt. Alle Plafonds sind von den berühmtesten Meistern ihrer Zeit in Fresco gemalt. Gobelins bedecken die Wände; die Fußböden aber sind entweder mit Marmor bunt ausgelegt, oder sie bestehen aus antiker Mosaik, unvergänglichen Schätzen der Kunst. Im Geschmacke der Zeit, welchen das Aeußere des Schlosses andeutet, sind auch alle Möbel, bis auf die geringfügigsten Gegenstände der Bequemlichkeit herab, geformt. Treppen und Vorhallen schmücken die kostbarsten Statuen von Marmor, aus den Zeiten des Perikles und der Cäsarn. Ein seltener, unschätzbarer Reichthum an Gemälden und Kunstwerken aller Art ist in den Räumen dieses großen Palastes zerstreut: versammelt würden sie ein Museum füllen, eines Königs würdig. Eine Bibliothek von 22,000 Bänden füllt drei schön verzierte Säle, in andern sind naturhistorische Sammlungen, physikalische und optische Apparate geordnet. Eine in Pracht und Glanz strahlende Kapelle endlich, ein Theater, prachtvolle Bäder, ein ewig grünender Wintergarten und ein Sommergarten, der mit den lieblichsten Früchten eines südlichen Himmels prangt, ferner Grotten und Tempel; als Sonnen-, Dianen-, Fortuna- und Venustempel, eine in ihrer Art einzige Eremitage, Spielplätze, Aviaren und Piszinen, große Gewächshäuser mit den seltensten exotischen Pflanzen, Brücken und Viadukte, Reitbahnen, Marställe und andere Einrichtungen erheben diesen Platz zu einem wahren Feensitz. Der Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten ist Fürst Nikolaus Esterhazy. — Zur Bewahrung dieses Schlosses ist eine Abtheilung fürstlicher Grenadiere vorhanden, welche hier auch garnisonirt sind. Vom Schlosse aus führt eine 450 Klafter lange Allee bei Siplack vorbei auf die Oedenburger Straße. Zu beiden Seiten dieser Allee ziehen sich zwei Reihen überaus niedlicher, ebenfalls im italienischen Geschmack erbauter Häuser hin, die einzig für Gewerbsleute bestimmt, und von solchen auch bewohnt sind.

Unter die bemerkenswerthen Gewässer, welche in den Neusiedler-See sich ergießen, gehören: die Vulka, der Kroisenbach, und Hollingerbach, meist nur unbedeutende Bäche, unter denen die Vulka noch der ansehnlichste ist. Sie entspringt unweit Rosalia aus den Eisenstädter Boden, und ergießt sich nächst Oggau bei der sogenannten Seemühle in den See. Die übrigen Gewässer, welche dem See zuführen, sind meist bloß Glasbäche, die nur bei anhaltenden Regengüssen, oder im Frühjahre, wenn

*) Diese Fruchtbarkeit kommt daher, daß die Regen häufiger und die Thaue reichlicher sind, als in dem übrigen waldlosen Süd-Rußland.

Schnee in den Bergen schmilzt, groß und reißend werden, ohne jedoch besondere Namen zu führen. Da nun diese Bäche sämmtlich zu unbedeutend sind, und der See, auch wenn sie groß und reißend werden, sich nicht merkbar vergrößert, dagegen manchmal zunimmt, während an diesen Bächen gar keine Veränderung wahrgenommen wird, so vermuthen einige, um die Zu- und Abnahme des Sees zu erklären, es finde ein periodisches Steigen und Fallen Statt. Andere glauben an eine Verbindung des Sees durch tiefe Quellen mit der Donau, oder wohl gar mit dem Meere, woraus er sein Wasser schöpfen soll. Man sagt nämlich: die Donau verliere einen Theil ihres Wassers in dem Wirbel in Unterösterreich, welches sich unter der Erde bis in den Neusiedler See ergieße, und hat auch zur Bestätigung dieser Meinung ein Mährchen bei der Hand, welches kürzlich also lautet: Ein Oedenburger Böttchergeselle hatte bei seiner Rückfahrt aus Deutschland in die Heimath auf dem Donauwirbel bei St. Nikolai und Struden Schiffbruch gelitten, aus welchem er sich selbst durch Schwimmen rettete, sein Felleisen jedoch, sammt einem künstlich gearbeiteten Binderschlägel, worin er einige ersparte Dukaten verborgen hatte, wurde eine Beute der Wellen. Nach Jahren, in deren Verlauf er in Oedenburg Meister geworden war, badete er sich in Gesellschaft seines Weibes und anderer Bekannten im Neusiedler-See, und siehe da! sein Weib fing den längst verloren gegebenen Binderschlägel auf, welcher schwimmend auf der Oberfläche des Wassers auf sie zu kam. Der Mann erkannte ihn, und die Dukaten fanden sich. Dem zufolge ließe sich freilich der zu erweisende unterirdische Zusammenhang des Neusiedler-Sees mit der Donau nicht bezweifeln; allein schon das Mährchen selbst spricht sich das Urtheil, und es muß außerdem bemerkt werden, daß man in Oedenburg wenig davon weiß. Die Zunahme des Sees ist wohl hauptsächlich nur nassen und regnerischen Jahren beizumessen, während welchen das Wasser in den Kalkbergen, welche den See umgeben, sich sammelt, und dem See zueilt, wodurch bei der Fläche und Seichtigkeit seines Bettes bald ein Austreten seines Wassers veranlaßt wird. Bei all' diesem erhält aber der See auch großen Zufluß aus dem Hansag, in welchem sich die meisten Gewässer sammeln, und in den See fließen. Umgekehrt ist dieß in trockenen Jahren, wo der Hansag dem See eher Wasser nimmt als gibt, woraus sich auch sein manchmal auffallendes Kleinerwerden erklären läßt, zumal da der See außer dem Hansag keinen merkbaren Abfluß hat. Noch verdient bemerkt zu werden, daß, sobald der See abnimmt, der salpetrige Geschmack seines Wassers sich vermehret, bei der Zunahme hingegen geringer wird.

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Das Konklave zu Venedig im Jahre 1800.

(Fortsetzung.)

Monsignor Consalvi war Sekretär des Konklave. Dieser Prälat, geboren zu Rom am 8ten Junius 1757, in einer adeligen, nicht sehr reichen, aus Toscanella stammenden Familie, war im Kollegium von Frascati erzogen worden, wo das Wohlwollen des Kardinals von York, Bischofs dieser Stadt, die armen Edelleute des römischen Staats unterstützte. Die Stellen kamen dem jungen Zögling von Frascati gleichsam entgegen, und so geschah es denn, daß er, was in Rom ungewöhnlich ist, noch in der Blüthe seiner Jahre eine der zwölf Stellen in dem hochangesehenen Tribunal der Rota erhielt; *) endlich ward er noch zum Präsidenten der Kongregation Sulli armi ernannt.

Dieß war der damals noch nicht 43 Jahre alte Sekretär des Konklave; erfahren wir nun noch, wie er zu dieser letztern Stelle gekommen war. Dieser Prälat, ein feiner und durchdringender Kopf, wußte gar wohl, daß man, um Sekretär im Konklave zu werden, vorher Sekretär des Konsistoriums seyn müsse. Dieser letztere Posten befand sich damals im Besitz des Monsignor Negrone, eines sehr alten Mannes. Consalvi ging nach Rom, besuchte ihn, und stellte ihm vor, daß man, um im Winter die beschwerliche Reise nach Rom anzutreten, einer festern Gesundheit und einer kräftigern Natur bedürfe, als er besäße, und als Negrone hierauf erklärte, daß er nicht im Stande sey, seiner Bestimmung zu folgen, schlug ihm Consalvi vor, ihn zu ersetzen und sich den Interessen des römischen Hofes zu widmen. Mit sehr dringenden Schreiben Negrone's versehen, der ihn als seinen würdigen Nachfolger bezeichnete, kam er in Venedig an. Von den Kardinälen angenommen, durchschaute er die in mancher Hinsicht von dem Kardinal Herzan gut beförderten, aber schlecht verhehlten Absichten Oesterreichs bald, und überzeugte sich zugleich, daß weder Bellisomi, von der Faktion Braschi, noch Mattei, von der Faktion Antonelli unterstützt, gewählt werden würden, und daß der Kardinal Chiaramonti, von der Faktion Braschi, an die ihn Verwandtschaft und Erkenntlichkeit fesselten, vernachlässigt, aus vielen Rücksichten einer von denen sey, welche den Vorzug verdienten.

Der Sekretär ließ die Faktionen ihre Kräfte aufreiben. Dann, als er sah, daß man vergeblich auf die Rückkehr des nach Wien gesandten Kouriers warte, stellte er mehrern Kardinälen vor, daß man in der unglücklichen Lage, in welcher der heilige Stuhl sich befinde, einen Papst von sanftem, leutseligem und gemäßigtem Charakter wählen müsse, dessen väterliche Stimme das Unglück zu mildern suche; daß dagegen ein Papst von kühnem Muthe beseelt, den man für kriegerisch gesinnt zu halten geneigt sey, bereits einen Theil der Erbschaft des heiligen Petrus verloren habe. Er ging hierauf die Stellung sämmt-

*) Ein merkwürdiger Umstand hatte diese schnelle Beförderung noch beschleunigt. Ihre königlichen Hoheiten, Adelaide und Viktorie, Töchter Ludwigs XV, empfingen in Rom jeden Abend zahlreiche Gesellschaft. Hier wurden die Neuigkeiten des Tages verhandelt und hier besprach man die Ereignisse der Revolution. Eines Abends waren eben Nachrichten von der Armee eingetroffen. Die Oesterreicher hatten Vortheile errungen, und ein Neuigkeitskrämer glaubte, sich bei den Prinzessinnen zu empfehlen, indem er die Niederlage der Feinde Oesterreichs wohlgefällig schilderte. Der Verlust der Franzosen war, wie es scheint, von furchtbaren Umständen begleitet. Im Salon herrschte das tiefste Schweigen. Die Prinzessinnen saßen gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen da. Der Neuigkeitskrämer fügte noch triumphierend bei, daß er vergessen habe, eine jener düstern Kriegsscenen zu berichten, bei denen kaum ein einziger Mann mit dem Leben davon kömmt. Plötzlich nahm der Prälat Consalvi, der die Bestimmung der Prinzessinnen bemerkte, das Wort und sagte zu dem Erzähler: „Halten Sie ein, mein Herr, Sie bemerken nicht, daß Sie zu Französinnen sprechen.“ Madame Viktoire erhob bei diesen Worten rasch das Haupt und rief mit in Thränen schwimmenden Augen: „Ach! hochwürdiger Herr, wie sehr danken wir Ihnen. Komm, Schwester, entfernen wir uns einen Augenblick.“ Der Muth und das Schicklichkeitsgefühl, welche Consalvi bei dieser Gelegenheit bewies, veranlaßte die beiden Prinzessinnen, welche großen Einfluß besaßen, jede Gelegenheit zu ergreifen, um ihm nützlich zu seyn.

licher in Vorschlag gebrachten Kandidaten prüfend durch, machte darauf aufmerksam, daß Kardinal Mattei — übrigens empfehlenswerth, weil schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche zwei Päpste aus seiner Familie hervorgegangen — einer der Unterzeichner des Vertrags von Tolentino sey, durch den man der cispadanischen Republik drei Legationen abgetreten habe; daß man, wenn er Papst geworden, fürchten müsse, er werde niemals den nöthigen Muth haben, diese Legationen von Oesterreich, das dieselben durch das Recht der Eroberung besitze, zurückzuverlangen; daß man ferner, selbst zugegeben, daß er sich dazu verstehen würde, doch nicht vergessen dürfe, daß er sich zu jener Zeit sehr kleinmüthig benommen, und daß ein Papst nirgends als vor dem Altar, oder um von Gott eine Gnade zu erbitten, knieen müsse. Wenn er, sagte Consalvi weiter, Sanftmuth in seinem Benehmen entfalte, so treibe er sie bis zur Schwäche. „Es sind dieß, fügte er bei, freilich schon tausendmal wiederholte Argumente, allein es gibt Wahrheiten, die man niemals vergessen darf.“ Von dem Kardinal Gerdil bemerkte Monsignor Consalvi, daß er, als in Savoyen geboren, von Oesterreich ausgeschlossen worden sey, man mithin keine weitere Rücksicht auf ihn nehmen könne, da nichts mehr zu fürchten sey, als eine Ausschließung, von einem Fürsten ausgesprochen, von dem man Gastfreundschaft erhalte. Kardinal Bellisomi von Pavia, fuhr er fort, sey Unterthan einer Stadt der alten transpadanischen Republik, die Frankreich, das Piemont unterdrückt habe, zu nahe liege; daß diese für den Augenblick aufgelöste Republik in einigen ihrer Theile, namentlich in der Lombardei, wieder hergestellt werden könne, und daß man keinen Papst zulassen könne, der jemals in Pavia zu thun gehabt. Den ausgezeichnetsten Häuptern der Versammlung vertraute er insgeheim, daß mehrere von den europäischen Mächten beschützte Kardinäle, welche anfangs einigen Einfluß im Konklave geübt, vielleicht nur deßhalb Unterstützung erhalten, weil jene Mächte gehofft, mit der Zeit lästige und entehrende Bedingungen machen zu können; daß man alle Stimmen auf ein unabhängiges Mitglied des heiligen Kollegiums vereinen müsse, bei dem es noch niemand in den Sinn gekommen, es von den unermeßlichen Verpflichtungen des Pontifikats abwendig zu machen; daß es von wesentlichem Nutzen sey, zu einer solchen Ernennung zu schreiten; daß die Kirche in Gefahr sey; daß die Versammlung nicht sich selbst angehöre, daß sie, da sie aus weisen, in der Schule des Unglücks unterrichteten Männern zusammengesetzt sey, einsehen müsse, wie nothwendig gutes Einverständniß und Uebereinstimmung unter den Parteien geworden, besonders seit man sich von ihrer Unmacht überzeugt habe; daß man sich entschließen müsse, kränkende und bittere Rücksichten zu hören, und zu erwägen, daß, seit Pius VI von Rom entfernt worden, viele verschiedene Gewalten einander in dieser Stadt gefolgt seyen; daß, wenn die Fremden auch Uebles zugefügt, aus ihrem Aufenthalt doch auch manches Gute und einige von der vorigen Regierung vernachlässigte Verbesserungen hervorgegangen seyen; daß man vielleicht anfange gegen Rom nicht mehr jene der geistlichen Behörde schuldige Achtung zu hegen, und daß es unerläßlich nöthig sey, ein Oberhaupt zu haben. Der Prälat vergaß, wie man sieht, nichts. Herr von Thugut, erster Minister des deutschen Kaisers, behandelte die Kardinäle in Venedig mit Kälte; das Madrider Kabinet verweigerte die von seiner Großmuth erbetene Geldhülfe, der Chevalier Acton schritt in Rom zu strengen Maßregeln und wollte die dortige Garnison nicht entfernen; kurz alle Mächte, auf deren Unterstützung man gebaut hatte, zeigten sich dem Kirchenstaat entweder als zweifelhafte Freunde oder unwürdige Verbündete. Der Sekretär machte darauf aufmerksam, daß man neue Kraft in allen den Hülfsquellen suchen müsse, an denen es dem Papst, dem gemeinschaftlichen Vater aller Gläubigen, niemals fehle. Nachdem er bemerkt, wie keine der Mächte offene und direkte Anstalten zu Unterstützung Ludwigs XVIII gemacht, dem Rom so gern gedient hätte, ging der Prälat so weit, darauf zu deuten, daß Frankreich, vorher von innern Unruhen zerrissen, Bonaparte wiedergefunden, der erster Konsul geworden, und daß diesem geheimnißvollen Mann einst die Worte entschlüpft seyen: „Man unterhandle mit mir, ich billige keine Gewaltthat; ich bin der beste Freund Roms;“ daß diese Worte nur seines Herzens Meinung, einen unwiderstehlichen Hang bezeichnen könnten, der sich trotz aller beschränkenden Umstände und aller Kundschafter, von denen er damals umgeben, Luft gemacht hätten. Der Sekretär bemerkte ferner, daß Frankreich pazifizirt sey, und vielleicht sich dem heiligen Stuhl zu nähern wünsche; daß der Ruhm einer Annäherung dem stets siegreichen Bonaparte aufbehalten zu seyn scheine, der wahrscheinlich bald sein Italien wieder erobern und dann die Macht gewinnen werde, seine geheimen Gedanken auszuführen. Man müsse vielleicht in Paris, dieser immer veränderlichen Stadt, die der Religion so schmerzliche Wunden geschlagen, einen mächtigen Schutz nachsuchen und die Kirchenstaaten zurückverlangen, wenn der Sieg abermals die französischen Armeen begleiten sollte. „An Ihnen ist es dann — schloß Consalvi — die Geheimnisse der Vorsehung zu erforschen und zu enträthseln, und entfaltet sie nicht oft ihre Glorie und ihre Herrlichkeit auf Wegen, die man vermeidet, aus Furcht, Trostlosigkeit und Tod zu finden? Beeilen Sie sich also, Eminenzen; noch nie trat ein Konklave mit einer edlern Mission zusammen. Vor Zeiten haben erfahrne und von Gott begeisterte Päpste Rom von schrecklichem Unglück gerettet. Heute aber wird der sieche Purpur, von unvorhergesehenen Sturmfluthen zerstreut, aber voll hohen Muthes und selbst in einem fremden Staate stets zu Hause (sempre a casa), den heiligen Stuhl für immer retten, schleunig ein Haupt wählen und dessen Plane und Arbeiten für das Beste der Religion leiten.“

(Fortsetzung folgt.)

Herr Mulot, welcher es über sich genommen hat, in der Nähe von Paris an der Barrière von Grenelle artesische Brunnen zu graben, ist bereits auf 1082 Fuß hinabgekommen, ohne Wasser zu finden. Sein Kontrakt ist, bis auf 1200 Fuß zu bohren, und wenn er in dieser Tiefe kein Wasser findet, so ist er bereit einen neuen Kontrakt mit der Stadt Paris einzugehen, und auf die ungeheure Tiefe von 2000 Fuß zu graben, eine Tiefe, auf die man bis jetzt nirgends hinabgekommen ist.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 77** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Kleinere Gedichte von Walter Scott.** Uebersetzt von Freiligrath. — **Die neuere italienische Literatur. (Schluß.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4–5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 315.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 November 1836.

Der Hansag.

Der schwimmende Rasen (von den Ungarn Hansag, von den Deutschen dieser Gegend schlechthin Wasen genannt) schließt sich südlich an den Neusiedler-See an, und bildet gleichsam die Fortsetzung desselben, oder so zu sagen dessen Ausmündung. Da wo der offene See aufhört, fängt dieses von Teichen oder Seen durchbrochene Morastland an, und erstreckt sich meilenbreit, und oft auch breiter bis Lebeny und Barombaja im Raaber Comitate hin. In der Länge hat dieser Sumpf 16,000, in der Breite 4000 bis 6000 Klafter. Da, wo er sich an den Neusiedler-See anschließt, ist er am schmalsten, und an dieser Stelle ist ein 10,400 Schritt langer Damm erbaut, auf dessen Rücken eine mit Baumreihen besetzte Fahrstraße von Esterhaz bis Pamhagen im Wieselburger Comitate hinführt.

Diese Gegend, die beiläufig einen Flächenraum von 120,000 Joch enthält, ist eigentlich die Ausmündung des Neusiedler-Sees, die mit den beiden Flüssen, der Ikva und Rapsa, so wie auch mit einem Arme der Raab, welche sich hier wieder ergießen, geschwängert, und dadurch zu einem großen Morastlande gebildet wird, worunter mehrere kleinere und größere Seen, und solche Untiefen, die man Högbrünne nennt, vorkommen, welche mehrentheils durch unterirdische Schlünde des Neusiedler-Sees zu entstehen scheinen. Der größte und merkwürdigste unter diesen Seen ist der Königsee (Kiralyto); er hat gleich an seinen Ufern eine Tiefe von 9 — 12 Fuß, in der Mitte wurde seine Wasserhöhe noch nicht gemessen, denn sein Wasser ist beinahe fortwährend in heftiger Bewegung, und treibt hohe Wellen, weßhalb man es nicht wagt, ihn mit den hier gebräuchlichen kleinen Kähnen zu befahren. Alle diese Seen führen vortreffliche und schmackhafte Fische, als: Hechte, Scharn, Karpfen, Persten, Weißfische, Schleien u. a. m., die an Wohlgeschmack die Fische des Neusiedler-Sees übertreffen, und nach Wien, Preßburg und den benachbarten Städten verführt werden. In besonderer Menge ist aber die in der Landessprache sogenannte Schicke zu finden, die von den Landeseinwohnern als ein sehr beliebter Fisch genossen wird. In den schwer zugänglichen Seen, wie in dem Königsee, wird nur im Winter gefischt, wo man, nachdem das Eis durchbrochen, gewöhnlich die vollwichtigsten Fische fängt.

Gleichwie die Tiefen des Wassers von Legionen Fischen wimmeln, ebenso ist dessen Horizont bedeckt mit allerhand Flugwildpret, als: Wildgänse, Wildenten, Rohr- und Wasserhühner, dann verschiedene Gattungen Schnepfen, Staaren, Kibitze u. a. m., die besonders nach der Brutzeit in einer solchen Menge erscheinen, daß stellenweise manchmal bei ein oder dem andern Zug die Gegend verdunkelt wird, über welche sie hinstreichen. Vor allen zeichnen sich die türkischen Wildenten durch ihr schönes und buntes Gefieder aus. Nebst diesen trifft man Nimmersatte, Taucher, graue Fischer, Rohrdommeln, Kropfgänse, Kraniche und Störche in ungeheurer Menge an. Die Kropfgänse zeigen sich besonders dann in beträchtlicher Menge, wenn das Wasser im Fallen ist, und hier und da kleine Teiche zurückläßt; diesen nähern sich die Kropfgänse, schöpfen sie sehr geschickt aus, und fangen die Fische auf dem Trockenen weg. Auch vierfüßiges Wild findet sich hier, doch ist die Zahl der Hirsche und Rehe unbedeutend, da theils die öftern Ueberschwemmungen sie nicht aufkommen lassen, theils auch die Wölfe, welche sich häufig in den nahen Wäldern und im Rohrwerk aufhalten, große Niederlagen unter ihnen anrichten; desto zahlreicher wird der Hansag von Füchsen, Wildkatzen und Fischottern bewohnt, welche schönes Pelzwerk liefern, aber den Fischen großen Schaden zufügen, indem sie manchmal die stark geflochtenen Fischbehälter durchnagen, sobald sie Beute in denselben wittern. Wildschweine waren früher auch in dieser Gegend, dermalen aber gewahrt man keine mehr. — Von Amphibien gibt es eine Menge gemeine Schlangen und Nattern, noch häufiger Frösche und Kröten. Eine große Plage aber ist die sogenannte Gölse und einige andere Mückenarten, die früh und Abends in einer solchen Menge erscheinen, daß sie Menschen und Vieh beinahe bedecken, und man kaum Luft schöpfen kann, ohne von diesen Insekten einige einzuathmen.

Noch eine besondere Merkwürdigkeit ist zu erwähnen, welche sich hier im Jahre 1749 zutrug. Es ist nämlich in diesem Jahre den 15 März im Erlenwalde durch zwei Kapuvarer Fischer ein wilder Knabe gefangen und in das Kloster gebracht worden. Bei seiner Gefangennahme war derselbe ganz nackt,

und etwa 8 – 10 Jahre alt. Er hatte einen starken, wohlgebauten und gutgenährten Körper, großen runden Kopf, kleine wild rollende Augen, etwas verlängerte Ohren, gebogene Nase, breiten Mund, langgestreckte Glieder von gleichem Ebenmaß, besonders lange Finger und Zehen, und eine schuppigte harte Haut. Bei seiner Einholung geberdete er sich sehr wild, und wollte keine Gesellschaft; gleich einem unvernünftigen Thiere fraß er bloß Gras, Heu, Stroh und besonders gern Fische. Selbst später, nachdem es bereits gelungen war, ihn an Brod und gekochte Speisen zu gewöhnen, zog er rohe Nahrungsmittel, wie sie aus der Hand der Natur kamen, den zubereiteten Speisen vor. Nur mit vieler Mühe konnte man ihn dazu bringen, daß er die nothwendigste Kleidung auf dem Leibe trug. Sein Element war das Wasser, auf dem Trockenen wollte es ihm durchaus nicht behagen; sobald es ihm daher gestattet wurde, oder er eine Gelegenheit dazu ersah, sprang er sogleich in den Kapuvarer Schloßgraben, schwamm und tauchte unter dem Wasser, gleich einer Ente. Zum Gehen wollte er sich nicht anschicken, aber im Kriechen und Springen war er ebenso geübt wie im Schwimmen und Tauchen. Seine Furcht vor Mißhandlung gab er durch heftiges Weinen zu erkennen, wobei seine Stimme heiser ertönte. Fast ein Jahr war er im Schlosse, aß bereits gekochte Speisen, ließ sich auch ankleiden, und man hatte die Hoffnung einen brauchbaren Menschen aus ihm zu machen, daher ihm denn auch die fürstlichen Trabanten, unter deren Aufsicht er gestellt war, allmählich immer mehr trauten und etwas größere Freiheit ließen, bis er endlich auf einmal verloren ging und auch niemals wieder zum Vorschein kam. Wie man vermuthet, ist er in die unweit des Schlosses vorbeifließende Raab gesprungen, und durch dieselbe in den Hansag und Königssee hinab geschwommen, wo alle Mühe ihn aufzusuchen vergeblich war.

Bemerkenswerth ist auch eine Giftpflanze, welche im Hansag häufig angetroffen, und die Konvwurzel (ungarische Konvi Gyöker) genannt wird, da sie hauptsächlich am Konverteiche wächst. Diese Pflanze wirkt sehr giftig, und tödtet in geringer Menge genossen, Menschen und Thiere. Es ist indessen nichts Anderes als der große Wasserschierling (giftiger Wütherich, Cicuta virosa), dessen Wachsthum hier ungemein üppig ist, indem er sogar die mittlere Höhe eines Baumes erreicht, wo es denn scheint, daß mit seiner äußern Größe auch intensiv seine giftige Eigenschaft sich vermehre. Ein Blatt oder ein Stück von der Wurzel, unter das Bettkissen eines Menschen gebracht, betäubt denselben bis zur Ohnmacht. Schon der Aufenthalt in der Nähe dieser Pflanze bringt unangenehme Wirkungen auf den Menschen hervor.

Die Vortheile, welche nebst der Fischerei den Anwohnern des Hansags erwachsen, sind namentlich in Beziehung auf die Heufechsung nicht unbedeutend. Aber auch die Erträgnisse aus Schilf, Rohr und Binsen, so wie aus den Waldungen, geben eine bedeutende Nahrungsquelle für die Anwohner ab. Das Futter kann übrigens nur in heißen und trockenen Jahren nach Hause gebracht werden; bei nasser Witterung ist die Heuernte höchst beschwerlich, und man begnügt sich öfter, es durch das Vieh abweiden zu lassen, welches oft bis an den Bauch im Schlamm versinkt. In der That auffallend ist es, in diesem Morastlande Waldungen anzutreffen, um so mehr, da nicht sowohl die in voller Kraft hier wachsenden Erlen, als die Birken und Fichten gewöhnlich nur auf trockenem Boden gut fortkommen. Merkwürdig ist die Bewirthschaftung dieser Waldungen, wobei jedoch nur einige Vorhölzer forstmäßig, der übrige und größte Theil nur bei starken Frösten und hinlänglicher Schneebahn verwerthet werden kann, und zwar auf folgende Weise: Wenn nämlich diese Gegend ganz überfroren ist, so wird eine sogenannte Erlfuhr eröffnet, während welcher man täglich in diese Waldung wenigstens 4000 Schlitten aus- und einfahren sieht, indem sich die Landleute auf 6 – 8 Stunden weit aus der umliegenden Gegend hiezu einfinden. Bleibt daher eine solche Erlfuhr ein oder mehrere Jahre aus, so leidet die ganze Nachbarschaft, besonders die Bewohner des sogenannten Haidebodens, die sich außerdem von der Donaugegend, und dieses nur in einem sehr hohen Preise, Holz verschaffen müssen, einen außerordentlichen Mangel an Brennholz. Wohlhabende und mit gutem Zugvieh versehene Landleute pflegen deßhalb bei einer Erlfuhr gewöhnlich sich auf mehrere Jahre damit zu versehen, jene aber, die dieses nicht thun können, müssen sich dann mit dem Brennrohr behelfen, welches sie nicht nur zur Beheizung, sondern auch zum Kochen und Brodbacken verwenden. — Merkwürdig ist auch ein Föhrenwäldchen, welches gerade in der Morastgegend, und zwar mitten im Fengös Tó liegt, wozu nur ein einziger Zugang möglich ist. Da in der ganzen Gegend sonst diese Holzart nicht zu finden ist, so kann ihr Entstehen nur durch den vom Wind weit hergebrachten Samen erklärt werden. Uebrigens ist dieses Föhrenholz struppicht und buschartig, was wahrscheinlich daher rühren mag, weil ein sumpfigter Boden demselben weniger zusagt. – Ungeachtet des vielen unterirdischen Wassers, welches hier überall angetroffen wird, fehlt es dem Hansag doch auch nicht an kleinen Hügeln, unter welchen man sogar Keller graben und Gebäude auf dieselben setzen könnte, nur dürften jene nicht allzu tief, und diese nicht allzu massiv seyn. Im Erlenwalde unweit Ösli, gegen Kapuvar hin, ist eine solche Erhöhung, Földvar genannt, worauf ehedem ein Schloß gestanden haben soll. Der Fuchshügel, die Feldinsel, sind eben solche Plätze.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über das Gouvernement Cherson.

(Schluß.)

Im alexandrinischen Kreise am Dorfe Losowatka fließt ein Flüßchen gleiches Namens vorbei, das aus zwei Bächen gebildet wird, von denen der linke, ziemlich reißende auf einem Landgute des Dorfes Krassnojar entspringt, und dann auf dem ebenen Boden des Thals ein grabenähnliches Rinnsal bildet, das an einigen Stellen bis 1½ Arschinen Tiefe hat. Als die große Hitze des Sommers 1833 an vielen Stellen die Sümpfe und Teiche austrocknete, wurde auch das Wasser dieses Baches gleichfalls vermindert, blieb jedoch auf dem sandigen und steinigen Grunde fortwährend fließend, aber die Ränder des von

ihm gebildeten Grabens trockneten dermaßen aus, daß die Oberfläche des Bodens handbreite Risse zeigte. Als ich im Herbste des Jahres hinkam, fand ich die Leute in großer Bestürzung, und erhielt auf mein Befragen die Antwort: „bei uns brennt der Boden und der Brand breitet sich immer mehr aus. Bauern und Gutsbesitzer, sogar Geistliche haben das Wunder gesehen, und beklagen von ganzer Seele das schreckliche Zeichen.“ Ich ging hin und sah Rauch durch die Spalten des Bodens dringen und den Boden selbst auf einer bedeutenden Strecke hell brennen und sich aufwerfen. Ich ließ um die brennende Strecke einen Graben ziehen, um wo möglich das Weitergreifen des Brandes zu hindern, und fand unterhalb einer sechs Zoll dicken Schichte von Dammerde zu meinem Erstaunen ein reiches Lager von reinem Torfe, in welchem nicht nur die fieberartigen sehr dicken und tiefen Pflanzenwurzeln bereits vollkommen ausgetrocknet waren, sondern auch der sie verbindende Bodensatz, der bekanntlich gleichfalls aus vegetabilischen Stoffen besteht, in eine feste harte Masse verwandelt war, und eine gleiche Brennbarkeit der untern Schichte mittheilte, welche vermuthlich durch einen Blitz, nicht durch Hirten oder eine sonstige Unvorsichtigkeit, entzündet wurde, denn der Brand breitete sich auf beiden Seiten des Baches aus. So ward mit Einemmal ein Vorrath von Brennmaterial aufgefunden, der in diesen großentheils waldlosen Gegenden von ungemeiner Wichtigkeit ist, und leicht gelang es mir nun, die abergläubischen Landleute zu überzeugen, daß dieß kein Gegenstand des Schreckens, sondern der Freude für sie seyn solle. Merkwürdig ist, daß ich weder in jenem Herbst, noch im folgenden Frühjahr an der Stelle, wo der Torf entdeckt wurde, eine Spur von Wasserpflanzen fand; die Oberfläche des Bodens war durchgehends von dem gewöhnlichen dünnen Steppenrasen bedeckt. Auch in dem Kreise des jelisabethgradischen Ulanenregiments, auf der Markung des aufgehobenen *) Dorfes Uschowka an dem Ufer des Ingulez, wurde in demselben Jahre Torf aufgefunden und auch darnach gegraben. Die Thäler, welche aus dem bergigen Theile des Gouvernements Cherson heraustreten, sind alle von einerlei Art: sie sind anfangs ausnehmend tief, voll großer reißender Gewässer und kleiner tief eindringender Quellen, sobald sie aber aufs flache Feld kommen, breiten sie sich zu weiten Wiesenflächen aus, verengen sich jedoch manchmal plötzlich wieder; an solchen Stellen bilden sich Moräste, die mit Wasserpflanzen überwachsen sind, und stets ein mehr oder minder dichtes Torflager enthalten, das getrocknet ein zur Feuerung sehr taugliches Material bildet. Das fortdauernde Aushauen der Wälder wird es bald nöthig machen, sich dessen zu bedienen.

Ich kann nicht umhin, auch noch Einiges über das Thierreich zu sagen. In allen großen Wäldern unsers Gouvernements, namentlich in der Tschuta, welche früher dem Grafen Besborodko gehörte, und auf seine besondere Vorschrift besser als die andern gepflegt wurde, finden sich sehr viele ächte Marder, welche an Größe und Weichheit des Fells den im Handel unter dem Namen der sibirischen bekannten nichts nachgeben, an Schwärze und Glanz sie sogar übertreffen. Sie leben in hohlen Bäumen und nähren sich zum Theil von Honigwaben; diese dienen im Winter den Jägern zum Fingerzeig, sie graben sie aus den Bäumen aus oder erlegen sie im Laufe mit Schrot.

*) Bei der Ansiedlung der Truppen wurden die alten Dörfer verlassen und abgebrochen, und neue dafür angelegt.

Ein Gutsbesitzer, der Stabskapitän Trabinzky, züchtete auf seinem Gute, dem Dorfe Ssasonowna, eine Art weißer Ziegen von einem reinen tübetischen Bock; er hatte diesen durch gute Bekannte zufällig aus dritter Hand erhalten; derselbe war aus den kaukasischen Provinzen hergekommen, und dort anfangs sehr theuer bezahlt worden. Ich sah ihn zu einer Zeit, als man ihm schon auf der einen Seite die Wolle ausgekämmt hatte; auf dieser Seite blieb die Wolle, oder richtiger gesagt, die Borsten nicht länger als zwei Zoll, die andere Seite aber war mit einem Vließe von feiner, dichter und langer Wolle bedeckt. Kenner, welche die Wolle sahen, behaupten, daß in der Heerde, welche der bekannte Ternaux erhielt, nicht Ein so vorzügliches Thier sich befand, und erklärten, daß nach allen bekannten Schilderungen und Zeichnungen dieß ein ächter tübetischer Bock war. Trabinzky hofft seine Heerde zu vervollständigen und zu vermehren, um so mehr, als sie keine besondere Sorgfalt und Aufsicht erfordert. Man hat mir Handschuhe gezeigt, die aus dieser Wolle bereitet waren, und nichts kommt mit der Weichheit, dem Glanze und der vollendeten Feinheit dieser im Hause selbst verfertigten Gewebe gleich. Die Wolle dazu wurde von einer gemeinen russischen Bäuerin gesponnen, die man zu dem Ende aus dem Gouvernement Smolensk berufen hatte.

Tommaso Sgricci.

(Nekrolog.)

Dieser berühmte Improvisator starb vor Kurzem zu Florenz in seinem 58sten Lebensjahre. Sein Talent war das außerordentlichste seiner Art, denn es beschränkte sich nicht bloß auf extemporirte poetische Ergüsse über ein gegebenes Thema, sondern dehnte sich sogar bis auf dramatische Kompositionen aus, eine Dichtung, welche die größten und dem Anschein nach unüberwindlichsten Schwierigkeiten bietet, wenn man bedenkt, daß nicht bloß der Dialog, sondern auch Anlage und Charaktere des Stücks improvisirt werden mußten, wozu poetische Begeisterung allein nicht genügt, sondern wozu Beurtheilung und reifliche Erwägung erforderlich sind. Selbst wenn man annimmt, daß der Dichter den Plan zu seinem Stück vorher skizzirte, so mußte er dennoch eine ungewöhnliche Gegenwart des Geistes besitzen, um im Augenblick der Ausführung von Anfang bis zu Ende den Charakter jeder handelnden Person richtig durchzuführen.

Dennoch improvisirte Sgricci mehrere fünfaktige Stücke, unter welchen seine „Bianca Capello“ und sein „Tod Karls I“ vorzüglich zu nennen sind, mit denen er sein Pariser Auditorium im Jahre 1824 in Erstaunen setzte. Einige dieser Stücke wurden nachmals gedruckt, da sie von einem Stenographen während der Recitation niedergeschrieben worden waren, und verdienen, wenn man die besondere Art und Weise, wie sie gedichtet wurden, in Anschlag bringt, Bewunderung. Sgricci besaß das Talent oder vielmehr die Fähigkeit der Improvisation in höherem Grade als alle seine Vorgänger, da seine Thema's nicht bloß solche waren, welche den gewöhnlichen poetischen Aufschwung erfordern,

sondern zu denen gehörten, zu welchem ein fortwährender Fluß von Begeisterung nebst ungewöhnlich rascher Auffassungsgabe, und die Fähigkeit gehört, Scenen und Dialoge in einander greifend zu ordnen. Hierin ließ er Corilla, Fantastici, Bandettini, Gianni und andere weit zurück, von denen Fernow in seinem „Versuch über die Improvisatoren“ so interessante Nachrichten gibt.

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Das Konklave zu Venedig im Jahre 1799.

(Fortsetzung.)

Hier begann Consalvi jenen politischen Charakter — eine Mischung von freundschaftlichem Benehmen, unerwarteten Zügen, gründlicher Logik, einschmeichelnder Feinheit und brüsquer Schmeichelei — zu entwickeln, der ihm von da an die Achtung und das Vertrauen aller Unterhändler seiner Zeit sicherte.

Der scharfsinnige Prälat, den man als durchaus nicht interessirt bei der Sache betrachtete, ward von mehreren Kardinälen mit Aufmerksamkeit angehört; seine Beredtsamkeit und Lebhaftigkeit, das Neue und Kühne seiner Ansichten, und die Lage, in welcher das katholische Europa sich befand, machten tiefen Eindruck auf die Gemüther. Im Kabinet des römischen Hofes ist es das Planvolle, was dem Interesse Roms, d. h. dem wohlverstandenen Interesse der Religion dient, oder eines Tages dienen kann. Dieses Planvolle nun ist der Hauptvisirpunkt für Männer, unter denen — mit einigen Ausnahmen — im Ganzen genommen Ideen persönlicher Mäßigung und Liebe für den Ruhm des heiligen Stuhls herrschen.

Man sieht, daß der Prälat Consalvi, der recht gut wußte, was er wollte, nur ausschloß, ohne eine Wahl zu bezeichnen. Ein Theil seines geheimen Plans ließ sich indeß errathen: „Der Papst mit sanftem, leutseligem und gemäßigtem Charakter, der väterlichen Stimme u. s. w.,“ konnte kein Anderer seyn, als der Kardinalbischof von Imola.

Derjenige unter den Kardinälen, welchen zu gewinnen dem Prälaten Consalvi die größte Mühe machte, war der Kardinal Chiaramonti, Bischof von Imola, selbst, dem er angekündigt hatte, daß er ihn zum Papst machen wolle. Mehr als vierzehn Tage waren erforderlich, um die Bedenklichkeiten zu beseitigen, welche der bescheidene Sohn des heiligen Benedikt *) erhob. Doch besaß er so viele Milde des Charakters, daß er sich endlich nach langem Widerstande dem zu fügen schien, was man von ihm verlangte. Es handelte sich jetzt noch darum, sich einiger der Stimmen zu versichern, welche Kardinal Maury gesammelt hatte, der durch seine treffenden Bemerkungen, seine glänzenden Erwiderungen und den Ruf seiner ausgezeichneten Beredtsamkeit, durch die er hinriß, er mochte sich nun der italienischen oder seiner Muttersprache bedienen, das Vertrauen von fünf Kardinälen gewonnen hatte, und Haupt einer kleinen Faktion von sechs Stimmen geworden war.

„Was machen wir, sagte Consalvi zum Kardinal Chiaramonti, mit Maury von Avignon? Einen Mann von solchem Talent, der so ganz in die Geschäfte eingeweiht ist, darf man nicht bloß mit schönen Worten zu gewinnen suchen, man muß ihm einen Heiligen senden: Sie müssen mit ihm sprechen. Chiaramonti lächelte über dieses boshafte Kompliment und lehnte es lebhaft ab, indem er versicherte, daß er weder die eine noch die andere Eigenschaft besitze. Der Prälat bestand darauf; Chiaramonti erwiderte aber, daß wenn man den geringsten Schritt bei der französischen Eminenz oder irgend einer andern von ihm begehre, er öffentlich in seine vorige Freiheit zurücktreten werde. Er könne, fuhr er fort, überhaupt nicht begreifen, wie er dem Verlangen seiner Freunde, ihn so hoch zu erheben, so weit nachgegeben, und wenn man einer anscheinenden Zustimmung, die vielmehr ein Stillschweigen und eine Selbstverläugnung gewesen, eine unrichtige Deutung gebe, werde er sich von jeder Kandidatur zurückziehen. Zudem, fügte er schließlich bei, fange er an Simonie zu bemerken, und da gebiete ihm sein Gewissen Kardinal von Imola zu bleiben.

Consalvi, der als guter Advokat die überredendsten Beweise bis zuletzt aufgespart hatte, sagte hierauf etwas ungestüm zu Chiaramonti: „Dafür sind Sie nicht verantwortlich; ich habe mir alle Kardinäle, einen nach dem andern, betrachtet; dieß war nothwendig; alle waren zu lange der Neugier unserer Stadt Rom bloßgestellt. Ein langer Aufenthalt in der Hauptstadt ist stets ein großes Hinderniß für eine Kandidatur, weil es unmöglich ist, daß man während desselben nicht irgend eine Eitelkeit verletzt, irgend eine Prätention gekränkt, dem Feind eines in Gunst stehenden Mannes gedient, kurz Uebles und Gutes da gethan habe, wo es ein Unglück war es zu thun. Wer kann seine Fehler zehn, fünf, ja nur ein einziges Jahr lang verbergen? welcher Mensch ist wohl im Stande ein hölzernes Standbild zu bleiben? Sie aber hat man noch nicht gesehen, man kennt Sie nicht. Man sagt, daß Sie ein guter Bischof seyen, und Ihre Haltung im Konklave war sehr bemessen. Antonelli selbst verzeiht es Ihnen, sich auf die Seite gestellt zu haben, der Sie Ihr Glück zu danken haben; Heiligkeit des Lebens, geregelte Sitten, Wissenschaften, angenehmes Benehmen, Alles macht sich wie von selbst, und dann ein ganz neues Gesicht; niemand ist weniger gekannt als Sie. Ist es nöthig, das Andenken des großen Braschi zu ehren, so ist diese Pflicht Ihnen angemessener als jedem Andern; indem Sie den Freund nie vergessen, werden Sie auch den Vorgänger nicht vergessen; wem könnte man die heilige Pflicht der Ehrenrettung lieber anvertrauen als Ihnen? wer wird die von Pius VI geschleuderten verdammenden Breves besser aufrecht halten als Sie? Und endlich, Herr Kardinal, bedenken Sie, daß wenn es, wie Sie mit Recht glauben, unrecht ist, in einem Konklave um Stimmen zu bitten, ein noch größeres Unrecht darin liegt, wenn man sich, indem man alle Eigenschaften zu einem guten Papst besitzt, den Wünschen einsichtsvoller Männer widersetzt, die den Werth der Zeit zu schätzen wissen und in ihrem Gewissen verpflichtet sind, ihrer Mission zu genügen, sobald sie eine gute Wahl getroffen haben. Man wird Sie wider Ihren Willen wählen; obschon zu Cesena geboren, sind Sie doch der Papst dieses Konklave.“

(Schluß folgt.)

*) Kardinal Chiaramonti, nachmaliger Papst Pius VII, war Benediktiner vor seiner Ernennung zum Kardinalbischof von Tivoli und dann von Imola.

Ein Herr Tschiffely hat von Blois aus an die französische Akademie der Wissenschaften geschrieben, und ihr angezeigt, daß er während seines Aufenthalts in Brasilien vierzehn von giftigen Schlangen gebissene Neger durch äußerliche Anwendung von Terpenthinessenz geheilt habe. Er setzte die Anwendung eine Stunde lang fort, und es zeigte sich auch dann ein Erfolg, wenn die Wunde 48 Stunden zuvor beigebracht worden war. Er hat Skorpionenstiche u. dgl. auf ähnliche Weise geheilt, und glaubt, das Mittel könne auch gegen den Biß toller Hunde dienen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

№. 316.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 November 1836.

Paris.

(Mit einem lithographirten Plane.)

Wir glauben unsern Lesern einen angenehmen Dienst zu erweisen, indem wir ihnen den Plan dieser Stadt mittheilen, in welcher namentlich seit den letzten 50 Jahren so oft das Loos über Europa geworfen wurde. Paris hat sich zum Haupt Frankreichs emporgeschwungen in einer Art wie keine andere Hauptstadt Europa's, und seit den Tagen der Revolution ist das Schicksal Frankreichs, wenn wir die einzige Landung Napoleons im Jahre 1815 ausnehmen, stets in Paris entschieden worden. Es drückt dieser Umstand der Geschichte Frankreichs und der Physiognomie von Paris ein ganz eigenthümliches Gepräge auf, und wir möchten diese Stadt in gewisser Beziehung den italienischen Republiken des Mittelalters so wie den Stadtrepubliken des Alterthums vergleichen, welche, gleich unfähig die Freiheit wie die Herrschaft eines Einzigen zu ertragen, immer zwischen Gewaltherrschaft und einer ziemlich zügellosen Freiheit schwankten. Schon im Mittelalter finden wir Paris wiederholt im Zustand der Empörung und die Zeiten der Fronde bieten in manchen Beziehungen Aehnlichkeit mit der Revolution dar. Bekanntlich konnte Ludwig XIV Paris wegen des unruhigen Geistes seiner Bewohner nicht leiden, und erbaute sein Versailles, um nicht daselbst leben zu müssen. Doch war Paris damals noch weit entfernt, einen so unermeßlichen Einfluß über Frankreich auszuüben, als dieß in neuern Zeiten der Fall ist; das unermeßliche Uebergewicht, welches Paris jetzt über ganz Frankreich ausübt, stammt erst aus der Zeit der Revolution. Diese war, in so fern sie den Sturz des Königs zum Zweck hatte, entschieden, sobald der pariser Pöbel am 5ten und 6ten Oktober das Schloß zu Versailles belagert und den König nach Paris geführt hatte. Es ist eine durch alle Geschichte bestätigte Bemerkung, daß sich eine erbliche Herrschaft niemals in einer einzelnen Stadt behauptete, deren ganzes Gebiet nur ein bloßes Stadtgebiet war. Das Königthum der neuern Zeit beruht wesentlich auf dem Besitz eines bedeutenden Landdistrikts, worin die Städte sehr kostbare Juwelen, gute Städte, wie man sich ausdrückt, seyn können, durchaus aber keinen präponderirenden Einfluß ausüben. Gehen wir von diesem Gesichtspunkt aus, so müssen wir in der französischen Revolution eine scharfe Scheidewand zwischen der Revolution von Paris und der Revolution von Frankreich ziehen: die letztere war gegen die bevorrechteten Stände gerichtet, nicht gegen den König; die Revolution von Paris aber mußte sich nothwendig gegen den König richten, da die einmal aufgereizte Bevölkerung einer solchen Stadt bei der unaufhörlichen darin stattfindenden Reibung so lange in ihrem Zerstörungswerke fortfährt, als sie irgend etwas zu zerstören findet.

Den ersten mächtigen Schritt in dieser Beziehung that der tiefdenkende Sieyes durch die Eintheilung Frankreichs in Departements. Mit diesem einzigen Streich wurden die alten Provinzen zerrissen, die Provinzialhauptstädte zu unbedeutenden Departementsstädten heruntergesetzt und damit der Einfluß des früher so mächtigen Provinzialadels gänzlich vernichtet; die Häupter der Revolution fühlten sich nicht stark genug, den Kampf zugleich in Paris und in allen diesen Provinzialhauptstädten zu führen, und es war ein Meisterstreich von Sieyes, den Kampf in allen Provinzialhauptstädten unnöthig zu machen, und die ganze Bewegung in Paris zu concentriren.

Von da an ging die pariser Revolution ihren Gang, riß Alles, was bisher hoch und angesehen gewesen war, nieder, und fand endlich ihren Hochpunkt in Hebert und seinen Genossen, welche den pariser Gemeinderath zum Beherrscher von ganz Frankreich erheben und Paris zu einem neuen Rom machen wollten, das die untergeordneten französischen Provinzen beherrschen sollte, wie Rom einst die italienischen. Besonders merkwürdig in dieser Beziehung ist der Kampf der Girondisten mit den Jakobinern; Des Issards sprach es vom Präsidentenstuhl herab klar aus: „wenn Paris sich anmaßt, den Konvent beherrschen zu wollen, so wird es von der Erde vertilgt werden.“ Die Girondisten mochten wohl Recht haben, das allzu unmäßige Uebergewicht von Paris beschränken zu wollen; die Jakobiner hatten aber ihrerseits Recht, wenn sie die strengste und gewaltsamste Einigkeit für unerläßlich hielten, um sich der äußern Feinde zu erwehren, und sie waren in der Wahl der Mittel nicht verlegen, wodurch diese Einigkeit herbeigeführt werden sollte. Frankreich bedeckte sich mit Jakobinerklubs, welche

Google

alle mit dem großen Jakobinerklub in Paris in Verbindung standen und von ihm Befehle erhielten; darin bestand die wahre Regierung Frankreichs während der Schreckenszeit. Das ganze Uebergewicht von Paris, diese überspannte Centralgewalt, war nur ein Kriegsmittel, für den Krieg berechnet und für den Frieden untauglich. Darum verfiel Frankreich, sobald man von dem Schreckenssystem zurückkam, in immer tiefere Schwäche; der Lokalgeist machte sich geltend, und da man den Bemühungen desselben nicht mehr wie ehemals die Guillotine als einziges Heilmittel entgegensetzte, so gab sich in drei Viertheilen von Frankreich, auch ganz abgesehen von der Vendee, ein Geist des Widerspruchs und des Zerfalles kund, welcher die Centralregierung in die bitterste Verlegenheit setzte. Das Direktorium sah die Nothwendigkeit ein, die Lokalangelegenheiten durch Lokalbehörden verwalten zu lassen, und nach der Konstitution des Jahres V wurde in jedem Departement ein Departemental-Direktorium erwählt, welchem ein Regierungsbevollmächtigter zur Seite stand, in derselben Art wie der Staatsprokurator bei einem Gerichtshof; allein die Befehle der Regierung wurden in Folge dieser Einrichtung so lässig oder auch gar nicht ausgeführt, daß sich die Centralregierung zu den willkürlichsten Maßregeln fortgerissen sah, wenn sie ihren Befehlen Gehorsam verschaffen wollte.

Die Revolution von Paris war eigentlich mit dem Schreckens-System zu Ende gegangen; die spätern Erscheinungen waren nur noch Zuckungen; indeß konnte die Flamme jeden Augenblick wieder ausbrechen, und die äußerste Vorsicht war nothwendig. In der Hauptsache war man freilich der Unordnung herzlich müde, und schon unter der Direktorialregierung stießen die willkürlichsten Maßregeln auf keinen sonderlichen Widerstand mehr; somit fand Napoleon, als er auf den Schauplatz trat, seine Bahn in Bezug auf die Stadt Paris schon ziemlich geebnet; er hatte aus Erfahrung gelernt, wie man mit pariser Aufständen fertig wird, und der am besten organisirte vom 13ten Vendemiaire hatte ihn gelehrt, daß die pariser Nationalgarde eben kein sonderlich furchtbares Korps sey. Einmal Herr von Paris, war es ihm nicht besonders schwer, auch der Provinzen Meister zu werden, welche nach Erlösung aus der furchtbaren Unordnung seufzten, worein die Schwäche des Direktoriums sie gestürzt hatte. Ihm konnte ein Wahldirektorium in jedem Departement mit einem demselben zur Seite stehenden Staatsprokurator unmöglich zusagen. Die dringende Noth von Außen her, welche ein Aufgebot aller Kräfte des Landes erforderte, konnte den schleppenden Geschäftsgang einer solchen Behörde nicht dulden, und so schuf Napoleon seine Präfekten, welche, nur ihm verantwortlich, in den ihnen untergebenen Departements mit unumschränkter Gewalt verfuhren. Von ihm rührt jenes erstaunenswerthe Maschinenwerk der französischen Verwaltung her, welche so gelehrig sich jedem neuen Herrn unterordnete und jedem Machthaber in Paris sich willig dienstbar erwies. Vortrefflich ist der Einklang der Gewalten geordnet, mit überraschender Schnelligkeit dringen alle Befehle bis in die äußersten Gränzen des Landes, und das Werk, sollte man meinen, müsse den Meister loben. Aber der Gewaltige, dessen mächtige Faust die Zügel hielt, und emsig dafür sorgte, daß keine Springfeder erlahme, dieser Gewaltige ist nicht mehr, und nur zu oft sind Zwerge an die Stelle getreten, welchen die stets bereitwillige Maschine ihren Dienst zwar nicht versagte, aber wie viel ist seit den 22 Jahren, wo Napoleons Thätigkeit nicht mehr das Ganze belebt, an dem Räderwerk ausgelaufen, wie manche Springfeder ist lahm geworden, so daß statt der lebendigen Thatkraft nur noch ein dürrer Mechanismus dasteht und allmählich in den Provinzen sich Stimmen vernehmen lassen, die über die Jämmerlichkeit der obern Leitung aufgebracht sich unwillig gegen die Oberherrschaft von Paris erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hansag.

(Schluß.)

Da das Gras dieses Morastlandes größtentheils schilf- und rohrartig hervorwächst, so haben die Leute hier die Gewohnheit, ein solches Terrain, ungeachtet des strengen Verbots, im Herbst, Winter oder Frühjahr anzuzünden, wobei das Feuer nicht selten so weit umhergreift, daß manchmal eine Strecke auf eine Stunde ins Gevierte und mehr in Ein Flammenmeer verwandelt wird. Durch dieses Abbrennen wird allerdings das alte Schilf und Rohr bis auf die Wurzel abgebrannt, wo sodann das junge und zur Fütterung geeignete Gras hervorwächst, und so wie das übrige Heu gefechst wird. Trifft es sich nun aber, daß eine solche Feueranlage, was häufig der Fall ist, torfartigen Boden ergreift, so hat man Beispiele, daß es 4 bis 6 Monate in der Erde fortglimmt, und oft durch die zweckmäßigsten Vorkehrungen nicht zum Löschen gebracht werden kann. Ergreift endlich ein solcher Brand einen Wald, so ist es natürlich um denselben größtentheils geschehen, daher werden zur Vorsicht alle Waldungen mit Kanälen umgeben. Der Grund ist übrigens thon- und moorartig, theilweise schwimmt derselbe, und wenn man auch auf anscheinend trockenen Stellen geht, so fühlt man eine elastische Bewegung, die stellenweise stärker ist, so daß der Boden unterzusinken droht. Kommt man von ungefähr auf Stellen, wo der Torf ausbrannte, und gewöhnlich die obere Rasenfläche unverbrannt zurückbleibt, so fällt man oft so tief durch, daß man alle Mühe hat, das Leben zu retten. Das Nämliche geschieht, wenn das weidende Vieh an solche Stellen kömmt. Gefährlicher sind jedoch die sogenannten Hégbrunnen; wasserhaltige Schlünde, die oben nur bei 1 Quadratschuh geöffnet, und öfters unergründlich sind; tritt nun ein Mensch oder Vieh in ein solches Loch, dann sind sicher beide verloren.

Eine besondere Eigenschaft kommt diesem Lokale noch ferner zu. Die dasigen Landleute, wenn sie auf Arbeit in den Hansag gehen, pflegen niemals Trinkwasser mitzunehmen, sondern bedienen sich, um solches zu erhalten, bloß eines Rohrstengels, bedecken dessen untere Oeffnung mit einem Grasblatt, stecken es dann bei 2 Schuh tief in die Erde, ziehen es dann wieder etwas zurück, damit das Grasblatt entfernt werde, darauf ziehen sie mit dem Munde das Wasser in die Höhe, spucken allenfalls das erste, welches gewöhnlich mit Erdtheilen verunreinigt ist, aus,

und das nachfolgende wird dann als ein frisches und wohlschmeckendes Wasser getrunken. Wird dieses Wasser im Herbste warm und unschmackhaft, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, so wissen sich die Landleute auch um diese Zeit wieder gutes Trinkwasser zu verschaffen. Sie machen nämlich an einem Platze ein Feuer an, lassen es etwa eine halbe Stunde brennen, dann stecken sie an der nämlichen Stelle ein Rohr in die Erde und bekommen wieder frisches Trinkwasser, welches man von dem Brandplatze nur einen Schritt entfernt nicht erhalten würde. Auch wird warm gewordenes Getränk, in jeder Art Geschirr hier eine Stunde eingegraben, fast untrinkbar frisch; will man es noch schneller abkühlen, so macht man über der Stelle, wo das Geschirr mit dem Getränk eingegraben ist, ein Feuer an, und man erhält schnell das frischeste Getränk.

Noch vor mehreren Decennien hatte diese Gegend eine beträchtlichere und ausgedehntere Fläche öden und unfruchtbaren Landes; die Urbarmachung und Benützung einzelner Strecken desselben ist einzig und allein das Werk der Fürsten Esterhazy, welche auf gleiche Weise auch jenen eben so kostbaren, als für das Wohl der Unterthanen und das allgemeine Beste wichtigen Damm als Landstraßen-Ueberfahrt in den Jahren 1777 — 1779 anlegen ließen. Dadurch ist denn nicht nur allein den Ueberschwemmungen und dem Einschießen des Wassers aus dem hohen See in die unterhalb dieses Dammes gelegenen Ländereien eine Schranke gesetzt, sondern auch eine Weg- und Handelsverbindung geöffnet worden. Vor Errichtung dieses Dammes mußten alle in die Oedenburger Gespannschaft bestimmte Frachtwagen, besonders die mit Frucht handelnden, so wie die Viehtriebe zwei Tage lange Umwege über Neusiedel oder Bedsarkany machen, um nach Oedenburg zu gelangen. Zugleich ward dadurch sämmtlichen Unterthanen in dieser Morastgegend eine überaus reichliche Heufechsung gesichert, und die Abfuhr des Heues ungemein erleichtert. In welcher Bedeutung diese in der dasigen Gegend stehe, kann man leicht daraus abnehmen, da sie sich im Durchschnitt jährlich auf 800,000 Centner beläuft, wovon der größte Theil nach Wien, theils in die Magazine, theils an Privaten verkauft wird, und bei den alljährlich erfolgenden Verbesserungen des Terrains wird sie für die Zukunft immerhin um $^1/_3$ mehr betragen. — Schon seit längerer Zeit war es ein Hauptaugenmerk der fürstlich Esterhazy'schen Herrschaft, die Verminderung der See- und Hansag-Gewässer zu bezwecken, und den weiteren Ueberschwemmungen und Versumpfungen ein Ziel zu setzen, so wie auch die Regulirung der in denselben sich ergießenden Gewässer zu betreiben, zu welchem Behuf denn auch der Fürst Nikolaus Esterhazy, mit nicht geringem Kostenaufwande, dem Hansag entlang einen 16,000 Klafter langen Hauptkanal mit einigen Seitenkanälen ziehen ließ, um durch erstern die drei in den Sumpf sich ergießenden Flüsse abzuleiten und der Rabnitz zuzuführen. Allein kaum war dieses großartige und kostspielige Unternehmen vollendet, als mehrere aufeinander folgende Ueberschwemmungen eintraten, und das schöne Werk binnen kurzer Zeit beinahe völlig zerstörten. Die Kanalisirung wird zwar in der Folge wieder aufgenommen werden, allein um zweckmäßig auf Verminderung der Hansag-Gewässer einzuwirken, muß gemeinschaftlich gewirkt, und zuvörderst die Flüsse regulirt, und denselben ein tieferes Bett verschafft werden, um den Abzug der Gewässer zu vermehren. Die Bewohner des südlichen Ufers am Neusiedlersee sind zwar mit einer Abzapfung oder Verminderung des Sees, welche durch Trockenlegung des Hansags immer erfolgen würde, nicht vollkommen einverstanden, indem sie befürchten, daß ihnen mehr Nachtheil hieraus erwachsen, und der günstige Einfluß, welchen dessen großer Wasserspiegel auf die Veredlung des Traubensaftes ausübt, verloren gehen, oder wenigstens geschwächt werden möchte, allein diese Besorgniß dürfte sich wohl nie begründen, da wohl schwerlich jemals der See gänzlich sich verlieren wird.

Ueber das Entstehen des Neusiedlersees herrscht tiefes Dunkel, allein ein Blick auf die Lage desselben und der Umgegend zeigt, daß die Stelle, welche er einnimmt, schon seit den ältesten Zeiten ein Wasserbehälter gewesen seyn muß, und die Nachrichten hierüber aus alter Zeit sind diesen Vermuthungen keineswegs entgegen. Schon Plinius erwähnt des Neusiedlersees unter der Benennung Peiso, und weiterhin gedenkt seiner Aurelius Viktor, indem er erzählt, daß der Kaiser Galerius den Peiso um das Jahr 308 nach Christo in die Donau ableiten, und dadurch einen großen Strich Landes urbar machen ließ. Spuren einer frühern Ableitung fanden sich auch beim Kanalgraben im Hansag, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein großer Theil des Haidebodens, und ein noch größerer der Raabau, durch dieses Römerwerk ausgetrocknet und urbar gemacht worden seyn muß; an der Stelle des Neusiedlersees blieb jedoch immer noch ein bedeutender Wasserbehälter zurück. Die spätern Nachkommen der römischen Kolonisten müssen übrigens nicht mehr so sorgfältig über die Aufrechthaltung dieses Kanals gewacht haben, denn nach Vernichtung der Römermacht, bei der Besitznahme Pannoniens durch die Ostgothen, wird des Lacus Peiso immer noch als eines mächtigen von Sümpfen umgebenen Wasserbeckens erwähnt. Für seine Wichtigkeit spricht auch der Unfall, welcher einer Heeresabtheilung des Königs Ottokar von Böhmen im Jahr 1270 begegnete: es sollte nämlich eine Abtheilung von 40 Rittern und 300 Fußknechten über den zugefrornen See setzen, um die bei Raab stehenden Ungarn zu überfallen; die Eisdecke aber brach ein, und die gesammte Menschenmasse ertrank. — Das größte Licht über den Neusiedlersee, seinen Umfang und seine Größe im Mittelalter verbreitet ein altes Urbarium, welches sich im fürstlich Esterhazy'schen Archive zu Eisenstadt befindet. Diesem zufolge hat der Umfang des Sees zu Ende des 14ten Jahrhunderts so sehr zugenommen, daß er mehrere Ortschaften verschlang, die an der Stelle lagen, welche nun der See einnimmt.

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Das Konklave zu Venedig im Jahre 1799.

(Schluß.)

Chiaramonti wollte weiter einreden. Consalvi aber hatte die Stelle bereits verlassen. Zudem fühlte er sich auch außer Stande, die Argu

mente zu widerlegen, welche ihm Braschi als einen stets großmüthigen Wohlthäter und einen grausam verfolgten Vorgänger schilderten.

Der Prälat erbnete indeß in seinem an zweckdienlichen Mitteln stets fruchtbaren Geist die Motive, welche bei dem Kardinal Maury geltend zu machen waren, und beschloß, die nöthigen Schritte sogleich zu thun. Nachdem er mit ihm von der Lage Europens und dessen Verhältnissen zum heiligen Stuhl gesprochen, ein Terrain, auf das es dem Kardinal Maury, vormaligen Nuntius zu Frankfurt, nicht viel Mühe kostete ihm zu folgen, und sich über Frankreich mehr im Tone der Furcht als der Hoffnung geäußert hatte, sagte er: „Lassen wir jetzt Europa und Frankreich, und sprechen von Ew. Eminenz, die übrigens so viel Takt besitzt, daß ich lieber plötzlich anrücken, als ihr das Vergnügen gönnen will, mich kommen zu sehen. Sie, aus der Grafschaft Venaissin, warum sind Sie noch nicht mit uns? welche Verpflichtung haben Sie gegen den deutschen Kaiser? Sie haben ihn krönen sehen; nun ja, es mag ein schönes Schauspiel gewesen seyn — aber, Rom war es, das Sie zu dieser Krönung sandte. Die hiesigen Angelegenheiten sind weiter vorgerückt als Sie glauben; wir besitzen Traditionen aus dem Konklave, die den andern fern von Italien Gebornen fehlen. Wir merken es gleich, wenn es an der Zeit ist, daß ein Papst gewählt werden soll. Folgendes sind die Zeichen, an denen Sie dieß erkennen mögen: Man bemerkt nämlich, daß die Kandidaten der entgegengesetzten Parteien, jene ausgenommen, welche von einer unverbesserlichen Bescheidenheit sind — und es gibt deren allerdings — sich grüßen, sich die Hände reichen; ein sicheres Zeichen, daß die Leidenschaften sich legen; man lächelt sich zu und redet den Vorübergehenden mit der Miene des Einverständnisses an. Sobald man merkt, daß ein Papst gewählt werden soll, will niemand zurückbleiben; Sie hatten Recht, sich einer kraftlosen, schlecht unterstützten, hinkenden oder Wiener Wahl zu widersetzen, aber man darf nicht den unverbesserlichen Fehler begehen, der Wahl eines zum Papst fähigen Kandidaten zu widerstreben, der der Stimme einiger Dissidenten vielleicht gar nicht mehr bedarf. Wollen Sie Alles wissen, so sage ich Ihnen, daß man Chiaramonti wider seinen Willen wählt, weil man weder Männer des Kaisers, noch von Pavia, noch so viele Andere will, und man hat Recht. Chiaramonti muß jetzt seinen Widerstand aufgeben, man hat ihn ermahnt, sich nicht selbst im Lichte zu stehen. Er ist kein Ehrgeiziger, sondern ein frommer, gemäßigter, Gott ergebener Mann, der zu gehorchen weiß; um solch einer Wahl willen wäre selbst eine Intrigue zu loben. Wenn unsere Freunde ohne Sie den Sieg davon tragen, wenn ich nicht umsonst so viele Mühe aufgewendet habe, Gegner zu vereinigen, soll man Sie dann weniger lieben, Ihnen weniger dienen, Sie weniger erheben als Pius VI gethan? Wollen Sie seinen Nachfolger dazu verurtheilen gleichgültig gegen Ihr Glück zu seyn? Die Andern hatten Kandidaten unter sich und Namen auf ihren Fahnen; Sie aber und mit Ihnen Ihre sechs Stimmen stellen niemand vor. Was ist also Ihr Geheimniß? Gewähren Sie uns das Vertrauen, von dem ich Ihnen hier ein Beispiel gebe. Ich habe, fuhr der Prälat fort, so eben vernommen, daß Joseph Doria, einer von Ihren Sechsen, weil er in Frankreich gewesen, der Ihre seit Kurzem gebildete Eskadron *) zu führen glaubt, die Sie selbst so geschickt leiten, daß dieser Joseph Doria, sage ich, mit Ihnen über das sprechen soll, was wir wünschen. Er ist, ich muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, er ist überzeugt; allein wenn man die Angelegenheiten Anderer verdorben hat, wie er die unsrigen zu Rom verdarb, so glaubt man sich minder schuldig und größer zu machen, wenn man zu bald eine zuversichtliche Miene annimmt, die stets ihre Gefahren hat. Ich mußte daher zuvor mit Ihnen sprechen, und nun wissen Sie, welchen Ton Sie gegen ihn anzunehmen haben. Kurz wir wünschen Chiaramonti, oder, wie ich mich vielleicht besser ausdrücken würde: wir möchten ihn wünschen; denn ich bin so fest entschlossen, nicht länger in dieser Ungewißheit zu verharren, daß ich Ihren Stimmen diejenigen beifügen würde, über welche wir verfügen, wenn Sie uns eine Wahl angeben wollten. Ich spreche hier als ehrlicher Mann, als Freund des heiligen Stuhls. Der Krieg wird Italien aufs Neue verwüsten, oder vielleicht nach Frankreich versetzt werden. Wenn Oesterreich in die Provence vordringt, so wird es Neapel weniger als jemals befehlen, uns Rom zurückzugeben, und wird Oesterreich zurückgeschlagen, so wird es uns noch weniger aus Venedig hinauslassen. Ew. Eminenz hat weder die von Wien aus unterstützten Kandidaten, noch die Italiener der Lombardei im Auge, und diese wollen wir ebenfalls nicht." — „Wie viel Stimmen haben Sie?" erwiderte Maury lebhaft. „Nur neunzehn," antwortete der Prälat. — „Nein, rief der geistreiche Franzose, Sie haben fünf und zwanzig, unsere sechs Stimmen gehören Ihnen. Trennen wir uns jetzt und melden Chiaramonti, wie wir uns verständigt haben, und zwar für dießmal ohne Kourier nach Wien, nicht wahr?"

Einige Zeit nachher ließ der Kardinal Maury den Prälaten Consalvi rufen, theilte ihm mit, was zwischen ihm und den fünf Kardinälen, deren Vertrauen er besaß, vorgefallen war, und was er gesagt hatte, um sie für Chiaramonti zu bestimmen. „Sind Sie, fügte Maury bei, gewiß, daß Mattei durchfällt? Oesterreich weist Bellisomi zurück, weil es noch immer hofft, Mattei gewählt zu sehen. Die Partei Antonelli mit ihrem Exklusive *) ist die, welche ihre Angelegenheiten am besten geführt hat; dieß ist die Faktion, welche Oesterreich begünstigt." — „Unsere Absichten, erwiderte Consalvi, sind zweckgemäß; wir werden sie — fügte er bei, indem er auf den St. Markusthurm zeigte — von dieser Höhe herab bekannt machen. Verlieren wir keine Zeit, denn es steht immer noch zu fürchten, daß der Kardinal Chiaramonti sich, ganz gegen unsern Willen, öffentlich weigere, die Wahl anzunehmen."

Am folgenden Morgen, 14ten März 1800, schritt man zur Abstimmung, wie dieß zweimal täglich zu geschehen pflegt. Aus den zuversichtlichen Mienen der Partei Consalvi und seiner wohlberechneten Schwatzhaftigkeit schlossen die Schwachen, daß die Wahl ohne sie zum Ziel geführt werden würde, oder vielmehr das fromme richtige Gefühl, welches den Kardinal früher oder später zu dem leitet, was weise, nützlich und nothwendig ist, mußte siegen. Die unter dem tiefsten Schweigen gelesenen Scrutinien waren einstimmig: der Kardinal Chiaramonti war nach einem Konklave von 104 Tagen zum Papst gewählt, und erklärte, daß er, als Zeichen der dankbaren Erinnerung an seinen Vorgänger und Wohlthäter, den Namen Pius VII annehme.

*) Ein Ausdruck des Konklave. Fliegende Eskadron nennt man die Parteien, welche sich nicht öffentlich für einen Kandidaten erklären, oder bereit sind, aus einem Lager in das andere überzugehen. Diese Parteien sind zu Anfang und beim Ende eines Konklave sehr mächtig.

*) Exklusive nennt man, wenn das Haupt einer Partei über eine Anzahl Stimmen verfügt, welche hinreicht, um eine Wahl zu hindern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Plan von Paris.)

Nr. 317.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 November 1836.

Das gelbe Fieber und der Negerhandel.*)

Schon in den Jahren 1824 und 1826 suchte Dr. Audouard zu beweisen, das gelbe Fieber stamme nicht aus Amerika, sondern sey eine Folge des Negerhandels. Dieser Gedanke, wenn er sich bewahrheitete, müßte große Folgen haben, manche Umstände sprechen dafür, und die seit zehn Jahren angestellten Beobachtungen scheinen ihn zu bestätigen. Dr. Audouard hat sich nun an die Regierung gewandt, und vorgeschlagen, unter der Aufsicht des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten eine Art Untersuchung anzustellen. Zu dem Ende hat er seinem Vorschlag eine kurze Instruktion und eine Reihe Fragen beigefügt, die den französischen Konsuln in Amerika zuzusenden wären, damit diese ihrerseits die geeigneten Nachforschungen anstellen. Diese Instruktion lautet folgendermaßen.

Das gelbe Fieber, ursprünglich unter dem Namen der Krankheit von Siam bekannt, weil das Linienschiff, die Oriflamme, welches mit einer Anzahl von ihm konvoyirter Handelsschiffe aus dem Golf von Siam zurückkam, im J. 1695 vor Martinique Anker warf, und während des Aufenthalts dieser Schiffe das gelbe Fieber daselbst zum Erstenmal ausbrach. Die Vermuthung, diese Krankheit sey aus Siam eingebracht worden, beweist, daß man sie vor 1695 zu Martinique und vielleicht auch im übrigen Amerika nicht kannte, obwohl dasselbe zwei Jahrhunderte früher schon entdeckt worden war. Man überzeugte sich indeß später, daß die Krankheit in Asien nicht vorhanden sey, und daß sie also auch von dort nicht gekommen seyn könne. Genöthigt, für die angebliche Krankheit von Siam, die man später das gelbe Fieber nannte, einen andern Ursprung aufzufinden, gerieth man auf den Gedanken, sie sey den Uferstrichen Amerika's eigenthümlich. Indessen zeigte sie sich um die Mitte des 18ten Jahrhunderts auch in Europa, und da man nicht annehmen konnte, die europäischen Uferländer hätten die Eigenschaft erhalten, sie zu erzeugen, so glaubte man, sie sey aus Amerika in Europa eingeschleppt worden. Bei ein wenig Nachdenken hätte man sich jedoch überzeugen können, daß es mit den Krankheiten nicht ist, wie mit den Kolonialwaaren, und daß endemische oder eingeborene Krankheiten außerhalb der sie erzeugenden Orte erlöschen und ihr eigenthümliches Gebiet nicht verlassen. Daher die so sehr bestrittenen Ansichten über die Ansteckung des gelben Fiebers. Dieser Streit kam in Amerika nicht zur Schlichtung, aber das gelbe Fieber kam nach Europa, um sich hier aburtheilen zu lassen.

Zuerst brach es in Barcelona im J. 1821 aus, wohin es von dem Schiff le Grand Turc gebracht worden war, das aus der Havana kam, und dort eine Ladung Schwarze aus Afrika ans Land gesetzt hatte. Der zweite Fall ereignete sich im Hafen von Passages, wohin die Krankheit durch das Schiff Donastiarra gebracht wurde, das vor seiner Abreise von Havana nach Europa gleichfalls den Negerhandel getrieben hatte. Diese beiden Fälle veranlaßten den Dr. Audouard, den Ursachen dieser Erscheinung genauer nachzuforschen, und er fand, daß wenn man den Negerhandel im Großen treibe, die Schiffe, welche man mit Schwarzen anfüllt, wahre Senkgruben würden, namentlich wenn man die Neger aus Furcht vor einem Aufstand nicht auf das Verdeck gehen läßt, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Man fand Schiffe, wo die Sklaven sich in ihrem Kothe wälzten; das mit diesen Stoffen imprägnirte Holz bildete einen wahren Herd der Ansteckung, und wenn es der glühenden Atmosphäre eines heißen Landes und einer heißen Jahreszeit ausgesetzt wurde, so mußten sich verderblichere Miasmen entwickeln, als in überfüllten Spitälern oder Gefängnissen, wo sich ein mörderischer und ansteckender Typhus erzeugt. Vermuthlich fügte die Eigenthümlichkeit der schwarzen Race noch etwas Besonderes hinzu, woraus sich eine vor dem Negerhandel unbekannte Krankheit entwickelte.

Aus diesen Voraussetzungen stellte Dr. Audouard die Behauptung auf: „diese Krankheit entspringt aus einer den Negerschiffen eigenthümlichen Infektion, und pflanzt sich durch Contagion fort, wie der Typhus, mit welchem sie zu einerlei Krankheitsgattung gehört.“

Seit diese Meinung aufgestellt wurde, haben sich viele Aerzte damit beschäftigt, wagten aber theils wegen der Wichtigkeit des

*) Siehe den französischen Moniteur vom 24sten Okt. d. J.

Gegenstandes, theils wegen Mangel an Thatsachen nicht, eine Entscheidung darüber zu geben. Um der Sache genauer nachzuforschen, ist es nun vor Allem nöthig zu wissen:

1) Ist das gelbe Fieber während der letzten zehn Jahre in den Ländern wo es früher herrschte, seltener beobachtet worden als vorher? 2) Hängt diese Verschiedenheit mit der Lokalität oder mit eigenthümlichen Handelsverhältnissen zusammen? 3) Konnte die Verminderung oder Abschaffung des Sklavenhandels dazu beitragen? 4) Sind die Orte, wo der Negerhandel fortwährend getrieben wird, noch dem gelben Fieber ausgesetzt? 5) Werden die Negerschiffe vielleicht jetzt sorgfältiger gewaschen, oder wird der Handel minder im Großen und menschlicher betrieben, so daß die Schiffe keine solche Herde der Ansteckung mehr sind? 6) Sind die Länder, wo der Sklavenhandel aufhörte, wie Veracruz, Hayti u. dgl., jetzt weniger dem gelben Fieber unterworfen? 7) Kommen nicht nach den Seehäfen, wo es sich zeigte, obwohl man dort den Negerhandel nicht mehr betreibt, nicht allenfalls Schiffe, die den Negerhandel getrieben haben, wie dieß mit Barcelona und Passages der Fall war, wo doch gewiß kein Negerhandel getrieben wurde? 8) Endlich ist es namentlich wichtig, das gelbe Fieber, wie es mehreremal in Spanien war, und wie es in den Seestädten Amerika's herrschte, von demjenigen zu unterscheiden, welches in der That dem Klima des amerikanischen Kontinents zugeschrieben werden muß. Beide Krankheiten haben viele Aehnlichkeit, man kann sie aber an folgenden Merkmalen erkennen und unterscheiden: das gelbe Fieber zeigt sich immer in Seestädten, trifft eine große Anzahl Personen binnen eines geringen Zeitraums, was ihm einen epidemischen Charakter gibt, herrscht jedoch nicht alle Jahre in demselben Lande. Die andere Krankheit tritt nicht nur in den Seestädten auf, sondern auch im Innern, namentlich in der Nähe von Sümpfen, herrscht in fast allen Jahreszeiten und alle Jahre mehr oder minder stark, was das Kennzeichen endemischer Krankheiten ist, sie ist den bösartigen Fiebern warmer und sumpfiger Ländereien in Europa ähnlich, und man hat sie in Amerika mit dem gelben Fieber verwechselt, wie die römischen Aerzte in den bösartigen Fiebern der pontinischen Sümpfe das letztere zu erkennen glaubten.

P a r i s.

(Fortsetzung.)

Man kann sagen, daß erst Napoleon Paris zur geistigen Hauptstadt von Frankreich erhob; seine Unternehmungen zur Verschönerung und Erweiterung der Stadt, und seine Bemühungen, Gelehrte und Künstler darin zu vereinigen, Paris, wie die Franzosen so gerne sagen, zur Hauptstadt der civilisirten Welt zu machen, haben allerdings ihre Früchte getragen. Man wird nicht leicht einen Ort in der Welt finden, wo ein Fremder ungenirter lebt, und, wenn er es sucht, mehr Mittel findet, seine geistigen Bedürfnisse zu befriedigen. Paris wird noch lange ein unermeßlicher Sammelplatz für die Fremden bleiben, deren Zahl dort wirklich oft ins Unglaubliche geht. Fortwährend wird nichts gespart, was Paris zu einem angenehmen Aufenthalt machen kann, und dem Fremden sind alle Schätze der Kunst und der Wissenschaft mit einer Liberalität geöffnet, wie man sie in gleichem Grade wohl nirgends findet. Aber dazu werden auch von der Regierung sehr bedeutende Summen aufgewendet, und man kann wohl eigentlich sagen, daß diese im Wesentlichen nur darauf bedacht ist, sich die Zuneigung von Paris zu erhalten. So angenehm aber Alles dieses den Aufenthalt in Paris macht, so fragt es sich doch sehr, ob die Folgen einer solchen maßlosen Bevorzugung nicht für Paris selbst, und noch mehr für das übrige Frankreich verderblich sind.

Viele Aeußerungen und Maßregeln Napoleons deuten darauf hin, daß er die Haltlosigkeit der Provinzen und das Gefährliche des Uebergewichts der Hauptstadt wohl erkannte. Zu seinen Maßregeln in dieser Beziehung gehört das stets andauernde Bestreben, die alten, großen, noch immer reich begüterten Familien Frankreichs an sich zu ziehen, und durch sie auf die Provinzen einzuwirken; wo es in dieser Beziehung fehlte, suchte er durch Errichtung von Senatorerieen nachzuhelfen. Man darf hier an dem Ungenügenden dieser Auskunftsmittel keinen Anstoß nehmen, da ihm nicht Zeit vergönnt war, seinen Schöpfungen durch längere Dauer die nöthige Reife zu geben; indessen scheint aus diesen beiden Bemühungen hervorzugehen, daß er für die Zukunft durch den Bestand großer, angesehener und reicher Familien dasjenige erreichen wollte, was er selbst, der junge Emporkömmling, durch außerordentliche Thätigkeit und Kraft längere Zeit wirklich erreichte, nämlich einen Zusammenhang in die Bestrebungen der Provinzen zu bringen, sobald der Staat von außen bedroht, namentlich die von den Nordostgränzen nicht ferne Hauptstadt von den Feinden gefährdet, oder gar eingenommen würde. Merkwürdig ist bei ihm vorzüglich die Art, wie er junge Leute aus angesehenen Familien zu dem höheren Staatsdienst heranzuziehen und in den Provinzen zu verwenden bemüht war. Er berief viele Söhne reicher Familien, wenn sie sich irgend durch Geist und Kenntnisse auszeichneten, als Auditeurs in den während des Friedens stets von ihm selbst präsidirten Staatsrath, wo alle höhern Verwaltungsfragen, sowohl im Allgemeinen, als in Bezug auf einzelne Fälle verhandelt wurden; er wollte dadurch seiner stets auf die Obermacht in Paris begründeten Centralverwaltung mehr und mehr Stützen in der Provinz verschaffen.

Das Beispiel Napoleons ist freilich wegen der Kürze seiner Regierung mehr der Tendenz, als der Folgen wegen merkwürdig und von Bedeutung, denn es weist auf den Krebsschaden hin, an welchen die französische Verwaltung seit der Restauration der Bourbone bis auf die neueste Zeit leidet. Seit dem Jahre 1815 trat kein wahrhaft herrschender Geist an die Spitze der französischen Regierung, und die Minister, meist nur die Häupter von Pariser Cotterien, müssen vorerst darauf denken, die Ansprüche ihrer Partei zu befriedigen, und durch Anstellung ergebener Beamten auf die Wahlen einzuwirken, und diese zu ihrem Vortheil zu lenken. Daher stammt jenes ärmliche System, wo mit einem neuen Ministerium auch ein ganzer Schwarm neuer Präfekten und Unterpräfekten in die Verwaltung

eindrang, nur allzu häufig Leute, welche den ihnen untergebenen Distrikt in ihrem Leben nie gesehen, ja manchmal gar nie in entsprechenden Aemtern vorher gewesen waren, und daher die oft gerügte Jämmerlichkeit, welche nach vollbrachter Revolution im Jahr 1830 zur Schande der Deputirtenkammer offenkundig wurde, wo die Deputirten für sich und ihre Verwandten und Freunde wie eine Meute hungriger Hunde über die erledigten Stellen herfielen, so daß ein Minister in der Deputirtenkammer offen sich beklagte, er finde keine Zeit, um alle die sollicitirenden Deputirten anzuhören. So tritt nur in veränderter Weise wieder die Ansicht Heberts und ihrer Genossen auf, daß man die französischen Provinzen als die unterworfenen Länder des neuen Roms betrachtet, und jede siegende Partei ihre Anhänger aussendet, um diese Provinzen auszubeuten. Wie unter einem solchen System Stetigkeit in die Verwaltung kommen, wie Verbesserungen allmählich eingeleitet und durchgeführt werden können, das ist auf keine Art abzusehen. Jeder einzelne Minister ist mit einer solchen Masse von Einzelnheiten überladen, daß nothwendigerweise eine Menge Geschäfte unerledigt bleiben, oder das Meiste über Einen Kamm geschoren werden muß, mag es dann ausfallen, wie es will.

Eine nicht minder ernste Seite dieses Systems ist die Concentration alles politischen Lebens in der Hauptstadt. Wer je dort gelebt hat, namentlich in einer etwas bewegten Zeit, ohne dem Handel oder sonstigen dringenden Geschäften nachzugehen, der wird sich der fieberhaften Spannung erinnern, in welche man durch den Aufenthalt zu Paris versetzt wird. Diese fieberhafte Spannung wird von Tausenden in Paris getheilt, und Tausende sind stets bereit mit der Regierung zu hadern und gelegentlich Händel anzufangen. Fortwährend bekämpfen sich die Parteien nicht bloß in den Journalen, das ist das Wenigste, sondern verschiedene Polizeien stehen sich einander gegenüber. Bald kommt diese, bald jene ans Ruder und die verabschiedete bekämpft sicher ihre glückliche Gegnerin. Rechnet man hierzu, daß in Paris 15—20,000 Männer leben, welche am Morgen, wenn sie aufstehen, nicht wissen, wovon sie am Mittag essen sollen, so sind die Emeuten eine sehr erklärliche Sache, und man lernt begreifen, wie die neuern Jakobiner bei den Emeuten der letzten Jahre gerade heraussagten: la rue est contre nous, weil sie nicht Geld genug zu spenden hatten. Wer aber als die Eingeweihten, welche Gründe genug zum Schweigen haben, vermöchte diesen Abgrund von Intriguen und Machinationen zu schildern.

Vermehrt aber wird die Zahl der Proletarier in den Städten, erhöht die fieberhafte Spannung in der Hauptstadt durch das französische Steuer- und Wahlsystem, welches die Abgaben hauptsächlich auf die arbeitende Klasse wirft, und dem Besitze des beweglichen Vermögens den größten politischen Einfluß verschafft. Es ist eine der traurigsten Erscheinungen in den Repräsentativ-Staaten, daß der Reichthum, in dessen Hände die politische Macht gelegt ist, die Last der Abgaben auf die Armuth wälzt. In England und Frankreich können nur sehr vermögliche Personen die Stelle eines Repräsentanten annehmen, ja in Frankreich ist ein bedeutendes Steuerquantum nöthig, um nur wählbar zu seyn. Die Folge hievon ist, daß die ersten Lebensbedürfnisse unmäßig besteuert, und dadurch derjenige, welcher von seiner Hände Arbeit leben muß, zum Heloten herabgedrückt wird. Vermehrt wird dieß drückende Verhältniß noch in den französischen Städten durch die von den Municipalitäten auferlegten Octrois, und Paris hat dieß System schon durch tausenderlei große und kleine Emeuten schwer gebüßt, wenn gleich der Fall nicht immer so klar vor Augen liegt, wie in Lyon, wo die Arbeiter die Ausschrift vivre en travaillant ou mourir en combattant auf ihren Fahnen trugen. Diesem unseligen Finanzsystem dankt Frankreich die immer stärker fortschreitende Zertheilung seiner Bevölkerung in Arme und Reiche, und den steten Schrecken jeder schwachen Regierung vor den Proletariern.

Wir haben oben gezeigt, wie diese Concentration aller politischen Thätigkeit des Staats und des Volks von den Jacobinern begonnen und von Napoleon vollendet wurde, und erwähnt, daß diese Concentration für diese beiden Gewalten nur ein Kriegsmittel gewesen sey. Für den Krieg war sie vortrefflich, für den Frieden aber entschieden nachtheilig. Dennoch bleibt man auf diesem Kriegsfuß, man unterhält die Spannung, welche der Kriegsfuß mit sich bringt, und Krieg ist, wenn nicht Handel, Gewerbe und Manufakturen in ungemeiner Blüthe stehen, das einzige Mittel, um die Proletarier ohne Gefahr für die innere Ruhe zu beschäftigen. Darum sehen wir, wie in Paris keine Regierung sich auf die Dauer hält, obwohl man gelernt hat, gewöhnliche Straßenaufstände zu dämpfen. Die ältern Bourbonen hielten sich ohne besondere Gefährdung bis zum Jahr 1821, wo nur wenig gefehlt hat, daß ein furchtbarer Aufstand gelungen und die Republik proklamirt worden wäre. Dann wurde wieder Ruhe auf 9 Jahre, und ein einziger grober Fehler stürzte die ältern Bourbonen. Ludwig Philipp hat die Straßenaufstände der ersten Jahre bezwungen, und die Partei, welche ihn emporgehoben, den Kleinbürger von Paris, befriedigt, aber bereits scheint auch sein Stern wieder im Umkehren, und die allgemeine Meinung von Paris sich von ihm abzuwenden. So schwankt Alles hin und her; die unsichere wankelmüthige Gesinnung einer ewig bewegten Stadt entscheidet über das Schicksal des ganzen Reichs. Geht man die Geschichte der Deputirtenkammer seit 20 Jahren durch, so wird man durch einen seltsamen Umstand lebhaft betroffen; häufig ist die Deputirtenkammer nicht die gesetzgebende Behörde Frankreichs, sondern die von Paris. Wichtige Gesetze, ein ganzes Budget werden mit bodenlosem Leichtsinn, binnen wenigen Tagen, ja in wenigen Stunden discutirt und angenommen, aber das Gesetz über die Ausrufer in Paris, was eigentlich die Sache des Seinepräfekten wäre, wird mit einer fast lächerlichen Wichtigkeit behandelt. Nichts wäre leichter, als von allen gesetzgebenden Versammlungen Frankreichs, von der Constituante an bis auf die neueste Zeit, Gesetze anzuführen, welche eigentlich nur auf Paris berechnet sind, doch es mag genügen auf diesen Punkt aufmerksam zu machen, der manche parlamentarische und andere Erscheinungen allein erklärt; denn nur diese ungemessene Wichtigkeit von Paris macht es begreiflich, wie zur Zeit des Convents der Gemeinderath, und unter Ludwig Philipp der Seinepräfekt der ganzen Regierung

Troß bieten konnte, wie dieß z. B. Odillon Barrot im Jahr 1830 that.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Dr. Smiths Expedition ins Innere von Afrika.

Der große Fluß im Innern Südafrika's wurde vor etwa 70 Jahren von Obrist Gordon, einem Engländer in holländischen Diensten, entdeckt, der ihn zu Ehren des Hauses Oranien den Oranje Rivier nannte. Der Fluß war, da wo er ihn traf, so breit als die Maas bei Marstricht, und floß fast nordwärts, ein Umstand, der die ganze Gestaltung des Landes in ein Geheimniß hüllte, da man gar nicht errathen konnte, auf welcher Seite des Kontinents er sich ausmünde. Obrist Gordon sagte dem Herrn Labillardière, daß er auf seiner Reise durch die Ebenen, welche der Oranjefluß durchströmt, 150 (englische) Meilen über den Wendekreis, oder etwa bis zum 21° S. B. vorgedrungen sey. Diese Uebertreibung Gordons ist nicht seiner Ruhmredigkeit zuzuschreiben, denn er soll ein sehr einfacher, redlicher Mann gewesen seyn, sondern wohl nur den Redensarten, die unter den Kapkolonisten üblich sind. Die holländischen Kolonisten jener Zeit betrachteten den Groot Rivier als unermeßlich weit entfernt, und diese Ansicht herrscht noch bei einigen Boers, die, in den Hoeks (Ecken) der Sneeuwberge versteckt, die Kenntnisse ihrer weiter umher wandernden Brüder nicht besitzen, und das Land um den Oranjerivier ganz wörtlich den Ort nennen, wo die Welt aufzuhören anfängt. Unter der englischen Herrschaft auf dem Kap wurde der Oranjefluß zum Erstenmal im Jahre 1801 von den Herren Truter und Somerville überschritten, und seitdem sind einige Handelsleute wohl dem 21° S. B., dem Punkt, den Obrist Gordon erreicht zu haben glaubte, nahe gekommen; jedenfalls hat ihre Reise von der Gränze der Kolonie zum mindesten 1000 Meilen, von der Kapstadt 1500 Meilen betragen.

Die Nachrichten einiger Handelsleute, welche im Jahre 1832 weit nordwärts vorgedrungen waren, und von der üppigen Vegetation des Landes in der Nähe des Wendekreises, so wie von den freundlichen Gesinnungen der Eingebornen erzählten, veranlaßten die Bildung einer Gesellschaft zur Erforschung Mittelafrika's. Dr. Andrew Smith, durch die Sammlungen, welche er zu Natal angestellt hatte, bereits als eifriger Naturforscher bekannt, wurde zum Führer einer Expedition auserseben, und eine Schaar wißbegieriger Freiwilligen sammelte sich um ihn. Die in großem Maßstabe angelegte Expedition bestand, wenn wir nicht irren, aus 18 Negern, 160 Stücken Rindvieh und Pferden, und 43 bis 50 Menschen; sie brach im August 1834 aus Graaff Reinett im östlichen Distrikte der Kolonie auf, und kehrte im Anfang des laufenden Jahres zurück. Unmittelbar darauf legte Dr. Smith der Gesellschaft einen Bericht über seine Reise vor, und wir beeilen uns, den Lesern des Auslandes die Erzählung der Reise selbst und die bedeutendern Ergebnisse derselben mitzutheilen.

1. Reise bis Kuruman.

Am 12ten August 1834 hatten die Leiter der Unternehmung, Herr Smith und ein Herr Bain, ihre Vorbereitungen zu der Reise beendigt, und brachen von Graaff Reinett auf, konnten aber wegen der herrschenden Dürre nur kleine Tagereisen machen. Am 26sten desselben Monats kamen sie am Nu Gariep, oder schwarzen Flusse, einem der Hauptarme des Oranjeflusses, an, und erreichten Philippolis, den Wohnsitz des verstorbenen Griquahäuptlings Dam Kock, am 28sten. Auf diesem Theil der Reise war kaum ein Blättchen Gras zu sehen, und die wenige Nahrung der Ochsen bestand hauptsächlich in den Spitzen dürrer, absterbender Stauden, die auf der Karroo-Ebene häufig sind. Zu Philippolis hielten sie genaue Musterung über die Ochsen, und diese fiel nichts weniger als günstig aus; viele hatten sehr bedeutend gelitten, und nur drei Gespanne waren in erträglichem Zustande. In dieser Lage und bei dem ungünstigen Zustande des Landes weiter nach Norden ward beschlossen, östlich zu ziehen, und die unbekannten Stämme und Länder gegen die Quellen des Caledonflusses zu untersuchen, wo dem Gerüchte nach selbst jetzt noch Gras in Menge zu finden war. Zudem waren zu diesem Zuge nicht alle Wagen und Ochsen nöthig, und man ließ alles Ueberflüssige bei dem zu Philippolis wohnenden Geistlichen Herrn Kolbe; acht und dreißig der schlechtesten Ochsen sollten hier ausruhen und wieder Kräfte gewinnen.

Die nöthigen Ausbesserungen an den Wagen waren am 9ten September vollendet, und am 10ten brachen sie nach dem Caledonfluß auf. Nach vier mäßigen Tagereisen in östlicher Richtung kamen sie nach Verbuil, einer französischen Missionsstation unter der Leitung des Herrn Pelissier. Hier hielten sie an bis zum 23sten, weil sie hier viele Leute fanden, von denen sie interessante Nachrichten einziehen konnten. Diese Station war durch Herrn Pelissier gegründet worden, der eine große Anzahl Betschuanas über den Distrikt von Philippolis zerstreut fand, und unter Beistand des Häuptlings und Herrn Kolbe's sie zu einer Niederlassung zusammenzog, an derselben Stelle, wo früher eine Buschmänner-Niederlassung bestanden hatte, aber wegen ihrer Abneigung gegen bestimmte Wohnsitze wieder aufgegeben worden war. Die vereinigte Bevölkerung, welche man auf nicht viel weniger als 6000 schätzt, besteht meistens aus Batlapis, Baralongs und Baschutus, von denen die meisten früher durch Kriege oder Mangel aus ihrem Heimathlande vertrieben worden waren. Sie schienen sehr lernbegierig, und der ganzen Niederlassung fehlte zu ihrem Glücke nichts, als mehr anbaufähiges Land, und genügender Schutz gegen die Horden der Coranna's, welche die Nachbarschaft unsicher machen, und wegen ihrer bessern Versorgung mit Feuerwaffen und Munition ein großes Uebergewicht über Leute halten, die größtentheils nur mit Hassagaien bewaffnet waren. Alles, was die Reisenden hier und an andern Orten hörten, überzeugte sie, daß der Besitz ungleicher Waffen hauptsächlich die kleinen Kriege unterhält, welche unmittelbar jenseits der Nordgränze stets im Schwange sind.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 78** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Chateaubriand. — Die Geschichte von Rimini. Dritter Gesang. Von Leigh Hunt.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6-8 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 318.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 November 1836.

Skizze von Siebenbürgen.

Von welcher Seite man auch in dieses Land kommen mag, überall bietet es einen romantischen Anblick. Die vielen, mannichfach gruppirten und von reizenden Thälern durchschnittenen Gebirge, das milde und doch nicht allzuwarme Klima, die Ströme, welche die Thäler durchrauschen, vor Allem aber die verschiedenen Menschenstämme geben eine Mannichfaltigkeit und einen Reiz, wie sie der Reisende nur in wenig andern Ländern in gleicher Art findet. Der Reichthum des Landes unter und über der Erde trägt zur Erhöhung seiner Schönheit bei. Wenige Länder dürfte es geben, welche so reichlich mit allen Gaben, die dem Menschen zum Genusse verliehen, begabt sind, wie Siebenbürgen. Die Menge der edlen Metalle, und vor Allem das zum Leben so nöthige Salz sind in einem Ueberflusse vorhanden, daß deren Ausbeutung das Land reich machen muß, und daneben reicht Ceres ihre Gaben im Ueberflusse: denn man findet fast durchgehends einen reichen und fruchtbaren Ackerboden. Die längs der Ströme sich hinziehenden Gebirge sind auf ihrer südlichen Seite mit Reben bekränzt, welche einen vortrefflichen Wein liefern; kurz, es scheint dem Lande an nichts zu fehlen, wenn nicht einzig daran, daß die Bevölkerung noch nicht durchgehends auf der Stufe der Kultur steht, um alle von der Natur verliehenen Gaben nach ihrem ganzen Werthe zu benutzen und zu genießen. Unter andern steht der Ackerbau noch so tief, daß er, troß dem Reichthum des Bodens, doch nicht immer den vollen Bedarf an Lebensmitteln für die Bevölkerung gewährt, obgleich man, bei verständigem und fleißigem Betriebe, weit mehr als dieser erfordert, erzeugen könnte. Jedoch läßt sich dieß nicht vom ganzen Lande ohne Ausnahme behaupten. Denn die Distrikte, welche von Sachsen (Deutschen) und Szeklern (Ungarn) bewohnt werden, zeigen eine ziemlich vorgeschrittene Kultur, obschon sie, im Vergleich zu Deutschland, immer noch zurücksteht. Nur Schade ist es, daß die beiden genannten Volksstämme gerade nicht den fruchtbarsten Landstrich bewohnen, denn diesen haben die Wallachen inne; er heißt die Mezöseg (Meseschög, zu deutsch Landschaft). Von diesem muß ich hier insbesondere sprechen.

Die Meseschög ist ein Landstrich, welcher östlich von Clausenburg und Thorda angeht, wo er von der Samosch und Aranjosch begränzt wird, und sich bis an die Marosch erstreckt. Er bildet eine fortwährende Hügelkette ohne Waldung. Diese Hügel erheben sich mitunter zu der Höhe von nicht unbedeutenden Bergen, haben aber nichts desto weniger überall einen fruchtbaren und ziemlich tiefen Boden, welcher meistentheils dem besten Marschlande an Reichthum gleich ist. Unstreitig sind sie aus den Erderhebungen, welche hier in der Vorzeit auf einem Sumpfe stattgefunden haben, entstanden; denn es ist ihr Ackerboden ganz dem gleich, welchen man in den niederungarischen Ebenen findet. Außer dem fruchtbaren Acker enthält die Meseschög noch einen andern Schatz in dem Salze, welches fast überall in geringer Tiefe liegt, und von welchem sich eine Menge reicher Salzquellen sättigen. Diese sind von Seiten der Regierung mit Wachen besetzt, weil sonst die Einwohner nicht allein für ihren Bedarf daraus schöpfen, sondern auch noch Salz zum Verschleiß auskochen würden. Nur einige werden wöchentlich einmal auf kurze Zeit frei gegeben, damit sich das Volk für sein Bedürfniß holen könne.

Im zeitigen Frühjahre und im Spätherbste eben so wie im Winter bietet die Meseschög ein sehr trauriges Bild, wenn man weit und breit nichts als kahle todte Hügel sieht, an denen nur hin und wieder eine Hütte steht, und zwischen denen in engen Thälern einige elende wallachische Dörfer liegen. Anders aber ist es im Sommer. Da sind diese gewellten Fluren mit Gräsern und Kräutern aller Art bedeckt, und vom Ende des Aprils bis zum Ende des Herbstes bieten sie eine Flora, die an Mannichfaltigkeit, so wie an bunten Farben wohl von wenigen in Europa übertroffen wird. Auf dieser zahllosen Menge von Blumen schwärmt stets ein Heer von Bienen, welche im Ueberfluß schwelgen. Schade daß man hier, wo die Gelegenheit so schön ist, so wenig für Bienenzucht thut. Zwar haben die Grundbesitzer wohl überall Bienenwärter, welche ihre Wohnungen im Freien, und neben dieser einen Bienengarten haben; aber es herrscht in der Behandlung dieser nützlichen Geschäfte, so wie in der Benutzung ihrer eingetragenen Schätze noch eine große Sorglosigkeit.

Der größte Theil dieses Hügellandes ist zur Gräserei benutzt, und kaum der dritte Theil des Ganzen wird unter dem

Google

Pfluge gehalten. Wie üppig der Graswuchs sey, wenn ihn die Witterung nur einigermaßen begünstigt, das kann man aus dem bereits Gesagten folgern. Leider werden aber diese Gaben der Natur mitunter mit einer tadelhaften Saumseligkeit behandelt, und es würde ein deutscher oder schweizerischer Landmann sehr jammern, wenn er sähe, wie man bei der Gewinnung des Heues verfährt, und wie man das köstlichste Gras erst von Sonne und Regen ausziehen und entkräften läßt, ehe man es zusammenbringt. Das Heu faßt man durchgehends in große Haufen meistentheils auf den Gräsereien auf, indem man keine Gebäude hat, um es unter Dach zu bringen. So wie man es zur Fütterung bedarf, holt man es nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Paris.

(Schluß.)

Es wäre ein nutzloses Bestreben, sich alle die Folgen eines solchen Zustandes der Dinge enträthseln zu wollen, und nur wer an Ort und Stelle lebt und aufmerksam beobachtet, wird mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die nächste Zukunft voraussagen können; aber auch der Entferntere, wenn er den richtigen Standpunkt im Auge behält, hat einen Maßstab für derlei Erscheinungen, welche sich nur aus der Doppelnatur von Paris, nämlich seinem Leben als Stadt und als Alles verschlingende Hauptstadt erklären lassen. Den Emeuten, die hie und da vorfallen, drückt häufig nur die kluge Benützung einer oder der andern politischen Partei ihren Stempel auf, und die eigentliche Stadt, der angesessene Bürger, nimmt weit weniger Antheil daran, als man in der Regel glaubt. Dazu trägt freilich die ungeheure Ausdehnung der Stadt viel bei; wenn nicht besondere Umstände, wie das Durchziehen vieler Truppen durch die Straßen, die öffentliche Aufmerksamkeit alsbald in Anspruch nehmen, geht in einem andern Theil der Stadt Alles seinen ruhigen Geschäften nach, während nur wenige hundert Schritte davon eine sogenannte Emeute im vollen Zug ist. Als am Ausgang des Jahres 1830 während des Ministerprozesses um das Luxemburg herum zwischen 20 und 30,000 Nationalgarden und Linientruppen standen, hätte man gleich über der Seine drüben kaum an die Bewegung gedacht, wenn nicht Lafayette damals sämmtlichen Nationalgarden von Paris, deren zwischen 70—80,000 seyn mochten, den Befehl ertheilt hätte, die ganze Zeit des Prozesses über in Uniform auszugehen, um durch ihre große Anzahl den Uebelgesinnten zu imponiren. Ist die Zeit politisch bewegt, so erhält der kleinste Aufstand einen politischen Anstrich, und wird, je nach dem Interesse der Parteien, vergrößert oder verkleinert; zu einer Zeit aber, wo durch kraftvolle Organisation der Polizeimacht die mehr oder minder brodlose Menge im Respekt erhalten wird, hat es mit allen diesen Aufläufen gar wenig zu sagen, und die ganze Wichtigkeit, welche ihnen etwa zu Theil wird, ist ein Geschenk der Zeitungen, welche davon Gelegenheit nehmen, ihre langen Spalten zu füllen.

Wie sehr eine Regierung auf die unbeschäftigte Bevölkerung von Paris Bedacht nehmen muß, zeigt auch das Beispiel der Regierung Ludwig Philipps. Alsbald nach der Revolution wurden auf dem Marsfelde weitläufige Aenderungen getroffen, Gräben gezogen, Aufwürfe gemacht, meist ohne sonderlichen Grund, als den, einen gewissen Theil der Bevölkerung zu beschäftigen, und die hundert Millionen, welche die Kammer der Regierung für öffentliche Arbeiten bewilligte, hatten im Wesentlichen keine andere Bestimmung.

So ist Paris auch in dieser Beziehung der Schlund, welcher die beste Lebenskraft Frankreichs in sich verzehrt. Wie das Geld des Volks, die großen Kapitalien, so ziehen auch alle ausgezeichneten Talente nach Paris, dem großen Schauplatz, wo allein Berühmtheit, und in Folge dieser Berühmtheit gewöhnlich auch viel Geld zu erwerben ist. Daher rührt auch in Frankreich der Mangel an reichern Landstädten, welche in Deutschland, in England und den Niederlanden so ungemein zahlreich sind, und als Mittelpunkte von Handelsbewegung und Gewerbsbetrieb ein Land erst wahrhaft wohlhabend und reich machen können.

Es ist im Ausland fast nur Eine Stimme über die maßlose Concentration aller politischen und administrativen Thätigkeit in Paris; bis jetzt haben sich in Frankreich nur schwache, und zum Theil sehr interessirte Stimmen für eine gewisse Decentralisation erhoben. Alle wortführenden und handelnden Parteien aber sind über die Centralisation ganz einig, und streiten sich nur darum, welche sie für sich benützen könne, ja die sämmtlichen Schattirungen der liberalen Partei betrachten den Gedanken an eine Decentralisation als eine Art Hochverrath an der Größe Frankreichs. Diese Concentration wirkt auf die Regierung selbst zurück, und veranlaßt sie zu kriegerischen Maßregeln oder Demonstrationen, oft nur um die Bewegung dieses fieberhaften politischen Lebens, welches ihr über den Kopf zu wachsen droht, von sich ab und auf einen andern Gegenstand zu lenken. Sie nöthigt gewissermaßen die Regierung, sich fortdauernd mit den äußern Angelegenheiten des Staats zu beschäftigen, und in allen ihren Maßregeln weit öfter auf den Schein als auf die Wirklichkeit zu sehen, weil sie auf eine wankelmüthige, eitle Menge Rücksicht zu nehmen hat, auf welche mancher Gerber Kleon mehr einwirkt, als der besonnenste Staatsmann. Wer auch nur eine Zeit lang dem Getriebe der pariser Parteien unbefangen zugesehen hat, dem kann es unmöglich entgehen, daß die Repräsentanten derselben, die politischen Blätter, weit öfter die Menschen, als die Maßregeln bekämpfen, und sobald es einer Regierung durch Gewandtheit und Festigkeit gelingt, eine eingeschlagene Bahn längere Zeit konsequent zu verfolgen, so werden die Blätter mit jedem Tage matter, und sterben fast an Entkräftung. Dieß hat sich in den letzten sechs Jahren in auffallendem Grade gezeigt, wo beinahe alle pariser Blätter ohne Unterschied sehr an Abonnentenzahl verloren, wenn nicht etwa eine ausgezeichnete Persönlichkeit, wie Carrel, oder eine so feste negative Haltung, wie bei der Gazette de France, ihnen den Beifall des Publikums bewahrte. Der Versuch des letztern Blatts, eine Decentralisation hinsichtlich der politischen Meinung herbei zu führen, ist als gescheitert zu betrachten, und noch scheint die Zeit nicht gekommen, wo

eine politische Partei mit einiger Aussicht auf Erfolg einen Decentralisationsplan vorschlagen und betreiben könnte.

Es wäre gewiß ein eben so interessantes als belehrendes Studium, die Geschichte Frankreichs seit der Revolution mit Rücksicht auf diesen wesentlichen Unterschied der Geschichte Frankreichs und der Geschichte von Paris zu erforschen. Dieser Unterschied findet sich allenthalben, in der Verwaltung, in der Gesetzgebung und in dem industriellen Leben. Die Vernachlässigung der Provinzen in geistiger und politischer Beziehung tritt in einer Menge von Fragen zu Tag, deren Durchführung indessen an dem Unverstand und dem Eigennutz der Kammer nur allzu häufig scheitert. Am lautesten beginnt jedoch in neuerer Zeit die kommerzielle Frage sich zu erheben, und diese, wenn irgend eine, wird zuerst die Regierung nöthigen, in dem bisherigen System nachzulassen, und nicht mehr einzelne privilegirte Städte, und namentlich Paris, auf Kosten großer Provinzen zu bereichern und zu schmücken. —

Für diejenigen, welche sich in dem Gewirre der Straßen dieser großen Stadt nicht leicht zurecht finden, machen wir nur auf einige Richtpunkte aufmerksam. Am leichtesten findet man sich zurecht, wenn man die Seine zur Richtschnur nimmt; an die Seine, ziemlich in der Mitte der Stadt, stößt das Louvre, mit welchem, Seine abwärts, der Tuilerienpalast zusammenhängt, von dem aus eine gerade Straße durch den Tuileriengarten hindurch über den Platz de la Concorde oder de la Revolution, wo kürzlich der Obelisk errichtet wurde, durch die elysäischen Felder nach dem Triumphbogen de l'Etoile führt. Rechts von diesem Wege liegt die Faubourg St. Honoré, durch welche die Rue du Faubourg St. Honoré geht. Diese hängt mit der Rue St. Honoré selbst zusammen, welche die Hauptstraße der alten Stadt bildet. Geht man von der Brücke Ludwigs XVI gerade vorwärts über die Place de la Concorde und weiter durch die Rue royale, so stößt man auf die Madeleine, wo die Boulevards beginnen, denen man auf der Karte leicht folgen kann, bis man auf den Bastilleplatz gelangt: dieser Raum schließt das alte Paris auf der Ostseite ein. Hier müssen wir einen Fehler unserer Karte rügen, indem sämmtliche Boulevards auf derselben mit Bäumen bezeichnet sind, welche sich aber nur noch auf einem Theil der Nordseite und jenseits des Boulevard du Temple finden, von dem Boulevard des Italiens an bis zum Boulevard du Temple sind sie größtentheils in der Revolution des Jahres 1830 niedergehauen worden, um als Barrikaden gegen die Reiterei zu dienen. Als Richtpunkt in diesem Theile der Stadt dienen namentlich der Platz Vendome, das Palais Royal, die Halle aux Blés, der Marché des Innocens und der Temple. Auf dem andern Seineufer findet man am leichtesten sich zurecht, wenn man von der Pont des Arts durch die Seinestraße nach dem Luxemburg geht; wendet man sich dann gegen die Seine um, so hat man die Faubourg St. Germain, das Hotel der Invaliden und endlich das Marsfeld links, das Quartier Latin aber, wo die medizinischen und Rechtsschulen nebst dem Pantheon sind, rechts. Auf der größern Seineinsel, jetzt Isle du Palais genannt, liegt das Palais de Justice, einst die Residenz der Könige Frankreichs.

Census von Paris.

Bis zum 15ten Jahrhundert war es unmöglich, auch nur annähernd die Bevölkerung von Paris zu bestimmen, unter Philipp dem Schönen schätzte man sie auf 50,000; unter Ludwig XI nach der Vertreibung der Engländer betrug sie 150,000. Gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts stieg sie auf 200 bis 210,000; im Anfange der Belagerung des Jahres 1590 war die Stadt durch die Religionskämpfe herabgekommen, denn man zählte damals nur 20,000 zu ernährende Menschen. Unter Heinrich IV und Ludwig XIII ging die Vermehrung fort; in den letzten Jahren Ludwigs XIV und während der Regentschaft erreichte sie beinahe die Zahl von 510,000; von 1752 bis 1762 hob sie sich auf 576,000 Seelen. Im Jahre 1767 betrug die Anzahl der besteuerten Familien 71,114. Unter Ludwig XVI hatte Paris 600,000 Einwohner; im Jahre 1805 nur 547,750; 1817 713,966; 1827 890,431; 1831 774,338; 1852 770,286. Gegenwärtig im Jahre 1856 hat sich die Bevölkerung auf beinahe eine Million erhoben, seit dem Jahre 1805 also, oder im Verlauf der letzten 50 Jahre, nahezu verdoppelt.

Chronik der Reisen.

Dr. Smiths Expedition ins Innere von Afrika.

1. Reise bis Kuruman.

(Fortsetzung.)

Zu Verhuil war es nöthig, einen Dolmetscher zu nehmen, aber, obwohl Herr Pelissier und der Häuptling sich sehr viel Mühe gaben, den Reisenden einen solchen zu verschaffen, so waren doch alle, da eine Nachricht von den Planen der Reisenden ihnen vorausgegangen war, so voll Besorgniß über die Gefahren der beabsichtigten Reise, daß sich keiner bewegen ließ, weiter als bis zu den Baschutus zu gehen. Gegen die Besuchung dieses Stammes hatten sie keine Einwendungen zu machen, alle aber zeigten die größte Abneigung und Furcht vor den Mantatis, so daß die Reisenden sich begnügen mußten, einen Dolmetscher bloß bis zu den Baschutus mitzunehmen.

Am Tage ihres Aufbruchs, am 22sten, erreichten sie noch vor einbrechender Dunkelheit den Caledonfluß, mehrere Meilen vor seiner Vereinigung mit dem Nu Gariep oder schwarzen Fluß. Es war ein ziemlich bedeutendes Wasser, nicht viel schwächer, als der Nu Gariep selbst. Die Reise ging nun dem Caledon ziemlich parallel, doch meist in nicht unbeträchtlicher Entfernung bald auf der einen, bald auf der andern Seite. In dem Maße, als sie sich von Philippolis entfernten, besserte sich die Vegetation, und als sie an die höhern Theile des Flusses kamen, war jede Ebene mit dem üppigsten Rasen bedeckt. Auch Wasser fand sich in viel größerer Menge; die große Anzahl der kleinen, klaren Gewässer gab dem Lande einen angenehmen, interessanten Charakter, und man reiste viel leichter als durch die Gegenden, die sie von Graaff Reinett an durchzogen hatten.

Ehe sie an die französische Missionsstation Moriah gelangten, zogen sie nördlich von den Kousbergen, welche einen Theil der hohen Kette bilden, die das Kafferland von dem Land der Betschuanas scheidet. Nahe bei diesen Bergen haust Danser, ein kleiner Amakosahäuptling, der anfangs nur mit einer kleinen Abtheilung seiner Landsleute auszog, bald aber sich durch nachfolgende Auswanderungen verstärkte, und durch

die Verrätherei beschuldigt ist, wodurch er vor einiger Zeit eine Herde Bastarden und Coranna's vernichtete. Er war sehr argwöhnisch, und da die Reisenden ihn wegen der unzugänglichen Lage seines Kraals nicht besuchten, kam er selbst mehrere Tagereisen weit her, und zeigte sich sehr bemüht, als ein Freund der Kolonie betrachtet zu werden.

Als sie sich dem Gebiete der Baschutus näherten, begann sich der Charakter des Landes zu ändern: die niedern Berge von Urgestein, welche im Gebiete von Philippolis nur hie und da mit Sandsteinen bedeckt waren, erhoben sich jetzt zu größerer Höhe, und waren fast ohne Ausnahme so bedeckt. Die Oberfläche der Ebenen, welche in den frühern Distrikten entweder aus einem festen eisenhaltigen Thon oder aus reinem Urfels bestanden, war jetzt entweder eine Mischung von vegetabilischem Moder und eisenhaltigem Thon, oder bestand aus kieselartigem oder grobkörnigem Sandstein. Kleine Bäume und Buschwerk, das die Reisenden seit Graaff Reinett nirgends in Menge gesehen hatten, begannen die Thäler und Schluchten in den Bergen zu bekleiben, während Proteen und eine Menge anderer Zwergbäume den Fuß der bedeutendern Erhöhungen umgaben. Sie erstiegen einen der höchsten Berge im Distrikt, und hatten hier eine weite Aussicht auf das bereits erwähnte Gebirge, den Kous-Berg, den die Kolonisten mit dem Namen Witte Bergen (weiße Berge) bezeichnen. Das Reisen wurde jetzt in geringer Entfernung von Moriah wegen der Unebenheit des Sandsteinbodens höchst unangenehm, und sie verloren über dem unaufhörlichen Ausweichen die Richtung so sehr, daß sie Leute aussenden mußten, um das Land zu erforschen. Doch gelang es ihnen noch an demselben Tage Abends vor Einbruch der Dunkelheit die Mission zu erreichen. Hier fanden sie ein großes steinernes Haus, und der Geistliche, Herr Cassilis, der einzige weiße Einwohner des Orts, nahm sie gastfreundlich auf.

Von ihm erfuhren sie, daß die Wohnung des obersten Häuptlings des Stammes ziemlich weit gegen Osten entfernt, sein Sohn aber in der Station anwesend sey, und einen Boten an seinen Vater abgesendet habe, so daß die Reisenden in wenigen Tagen einen Besuch von ihm erwarten könnten. Die Lage Moriahs ist sehr malerisch, und seine Bewohner sind, wie die andern Landeseinwohner, sehr vorsichtig in Betreff feindlicher Angriffe: sie haben sich allenthalben an Orten niedergelassen, wo sie nicht von allen Seiten angegriffen werden können, und wo ein Feind den Angriff überhaupt nur mit Mühe und Nachtheil bewerkstelligen kann. Zu solchen Vorsichtsmaßregeln wurden sie genöthigt, weil sie lange den Angriffen der Stämme ausgesetzt gewesen waren, welche durch die glücklichen Waffen Chaka's aus ihrem Heimathlande vertrieben wurden. Die Einwohner des Orts mochten sich auf etwa 500 belaufen, und alle stehen unmittelbar unter dem ältesten Sohne von Moshesh, dem gegenwärtigen Könige des Stammes. Am 14ten Nachmittags kam dieser zu Pferde an, von mehrern Reitern begleitet, die, als sie dem Lager näher kamen, abstiegen und ihre Gewehre zum Gruß abfeuerten. Er selbst stieg an den Zelten der Reisenden leicht und ungezwungen vom Pferde, reichte denselben die Hand, und zeigte auf alle Weise seine freundschaftlichen Gesinnungen und sein Vergnügen. Die Offenheit seines Wesens nahm auf den ersten Blick für ihn ein, und diesen Eindruck schwächte auch sein nachheriges Benehmen nie. Er sprach ganz frei von der frühern und jetzigen Geschichte seines Stammes, und die Art seiner Aeußerungen zeigte nichts von der geistigen Herabwürdigung der meisten rohen Häuptlinge, oder er mußte bedeutende Fortschritte in Kenntnissen gemacht und mancherlei Vorurtheile abgelegt haben. Auch vom Tode sprach er ohne allen Widerwillen, und schien die gewöhnlichen Begriffe, daß dieß von schlimmer Vorbedeutung sey, keineswegs zu theilen. Auch war er — so weit Herrn Smiths Erfahrung reichte, — das erste Beispiel eines Klanhäuptlings, der sich herabließ, Auskunft über Alles zu geben, worüber man ihn befragte.

Moshesh erzählte, die Baschutus gehörten ursprünglich zum Stamme der Baquainas, deren Land sie wegen Unterdrückung und Armuth verlassen hätten; das Land, das sie gegenwärtig bewohnen, ist das dritte seit ihrer Auswanderung: anfangs wandten sie sich gegen den Ky Gariep oder Likwa, dann näherten sie sich den Quellen des Caledon, endlich zogen sie nach ihren gegenwärtigen Wohnsitzen, weil sie nicht im Stande waren, den stets wiederholten Angriffen der Amahloßi, Amanguan und Baikokwa zu widerstehen. So lange sie im Norden des Likwa wohnten, behielten sie die Kleidung und Bewaffnung ihres Mutterlandes, später aber bequemten sie sich zu dem Kostüm ihrer Nachbarn, und gleichen in dieser Beziehung ganz den Mantatis, welche gegenwärtig östlich von ihnen wohnen. Ihre Sprache ist das Sitschuana mit einigen unbedeutenden Veränderungen, den Ursprung und die Bedeutung ihres jetzigen Nationalnamens konnten die Reisenden nicht erfahren.

Sobald die Baschutus erkannten, daß sie den Stämmen, welche durch die Kriege Chaka's über sie hereingetrieben wurden, auf den Ebenen nicht widerstehen könnten, zogen sie sich auf die Berge zurück, deren abgeplattete Höhen ihnen nicht unpassende Wohnsitze darboten, während die steilen Seiten sie zu natürlichen Festungen machten, wo eine Handvoll Menschen sich gegen einen mächtigen Feind vertheidigen konnte. Bei Annäherung der Gefahr eilen alle nach den wenigen angreifbaren Stellen, wo Haufen von Steinen aufgethürmt sind, die man auf die anstürmenden Feinde hinabwirft. Durch dieß einfache Mittel sind sie seit Jahren im Stande, sich zu behaupten, und selbst den geübten Kriegern von Umsiligas und Dingan Troß zu bieten. Nur die Beschützung ihres Viehes ist eine schwierige Sache, denn auf den Bergen fehlt es an Weide, und so müssen sie dasselbe täglich nach den Ebenen senden, von wo manchmal welches von Räubern fortgeschleppt wird, denen es gelingt, die Aufmerksamkeit der zahlreichen Wachen zu täuschen, welche regelmäßig an den Gränzen des Landes vertheilt sind. Unter diejenigen, welche sich auf Kosten dieses Stammes bereicherten, gehörten auch die Berghaaner (Berghähne).

Als Moshesh erfuhr, daß die Reisenden Umsiligas besuchen wollten, machte er ihnen alle möglichen Vorstellungen, und als sie sich dadurch nicht von ihrem Entschlusse abbringen ließen, schien er traurig, und schlug ihnen vor, sich zum Mindesten in der Kriegsführung der Matabilis durch seine Leute unterrichten zu lassen, was die Reisenden auch annahmen. (Fortsetzung folgt.)

Kürzlich fand man zu Amiens zwei antike Säulenstumpen, die beide aus hartem Kalkstein bestehen. Der eine stellt einen jungen aufrecht stehenden, nackten Mann dar mit gelocktem Haar; er ist zwischen Weinblätter und Traubenbüschel gestellt, hält in der einen Hand einen Thyrsus, in der andern einen Becher. Das Fell einer Ziege oder eines Tigers bedeckt seine Schultern, und ist oben an der Brust zusammengehalten. Eine Schlange zu seinen Füßen erhebt ihren Kopf bis zu dem Gefäß, und rechts und links sind Thiere im Blätterwerk, welche theils Eichhörnchen, theils Schnecken gleichen. Es ist zweifelsohne ein Bild des Bacchus und gehörte zu einem Tempel. Das andere Fragment besteht aus Weinblättern, zwischen denen ein Hase oder ein Kaninchen nebst mehrern Schnecken; das erstere Thier ist ein Emblem des Ueberflusses.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 319.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 November 1836.

Die Granitbrüche in Aegypten und die Verfertigung der Monolithen.

Bekanntlich sind die ägyptischen Obelisken und eine Menge anderer Monumente von syenitischem Granit auf dem alten Boden der Pharaonen, fast der ganzen Länge des Nilthals nach, von den Felsen der Insel Philae an bis an die äußerste Spitze des Deltas, verbreitet, wo die Säule des Diocletian noch jetzt die ausgedehnten Ruinen des alten Alexandriens beherrscht. Höchst anziehend ist es, die Lage der Granitregion näher zu untersuchen, woher die alten Aegyptier jene riesigen Felsenblöcke zogen. Der Bezirk der Granite von Syene erstreckt sich von der Insel Philae längs der ganzen Linie der Katarakte des Flusses bis zur neuen Stadt Assuan und dem nördlichen Punkt des äußersten Endes der Insel Elephantine. Auf jeder Seite des Flusses, in der Richtung von Osten nach Westen, laufen die Granitbänke bis auf eine gewisse Entfernung fort; der schönste Stein dieser Art aber findet sich in der Nähe des Nils, und der Fels scheint an Glanz und Reinheit zu verlieren, je weiter man nach der östlichen Wüste hinkommt. Hieraus ergibt sich, daß die Granitformation in keiner großen Ausdehnung vorkommt, und daß sie eine Art Barriere bildet, welche der Nil auf seinem Lauf abwärts überschreitet, wenn er sich schäumend zwischen den Tausenden von Felsenstücken durchdrängt, die ihm den Weg zu versperren scheinen. Dieß ist jener röthliche Granit, der Syenit des Plinius, und nicht der Syenit der neuern Geologen, der sich durch seine lebhafte und gleichartige Färbung, durch die gleichmäßige Vertheilung der Theile, aus denen er besteht, und durch seine außerordentliche Härte auszeichnet, weßhalb man ihn auch zu Obelisken und einer Menge kolossaler Monolithen verwendete. Ein rosenfarbener Feldspath, welcher zuweilen in Backsteinroth übergeht, bildet ungefähr zwei Drittheile der Felsen bei Syene; die Zwischenräume sind mit glänzendem Glimmer und hellen Quarzkrystallen ausgefüllt. Hie und da, aber nur selten, finden sich einige kleine Körner von dunkelschwarzem Amphibel. Leider ändert sich dieser Granit, wenn er der Luft und der Einwirkung der feuchten, ätzenden Seewinde ausgesetzt ist. In Oberägypten ist die Atmosphäre im Allgemeinen trocken und die Temperatur größtentheils beständig. Dieß hat nicht wenig dazu beigetragen, die feineren Skulpturen auf den Obelisken durch so viele Jahrhunderte unverletzt zu erhalten. Die Säulen in Alexandrien haben dagegen auf ihrer Oberfläche bedeutend durch die Seewinde gelitten.

Was die Ausbeute der Granite von Syene betrifft, aus denen die alten Aegyptier ihre Obelisken verfertigten, so lassen die Steinbrüche Aegyptens und Nubiens keinen Zweifel über die angewendeten Mittel. Denon, Gau und andere Reisende haben uns genaue Zeichnungen von den Felsenbänken von Gartaas *) und Syene geliefert. An beiden Lokalitäten sieht man jetzt noch eine Menge horizontaler Linien, eine über der andern, und durch einen Zwischenraum geschieden, welche die Mächtigkeit des Blocks, den man ablösen wollte, und seine Länge bezeichnete, welch letztere sich aus dem Ende der Felsenbank oder durch vertikale in entsprechender Entfernung angebrachte Einschnitte erkennen läßt. Gau zufolge gingen die Blöcke schon vollkommen gestaltet und in den erforderlichen Dimensionen aus den Steinbrüchen hervor; die Arbeiter lösten sie durch eine Reihe von hölzernen Keilen von dem Muttergestein los. Dieses Verfahren, in welchem sich die ganze artistische Geduld der Aegyptier ausspricht, erfordert viel weniger Materialien als die Sprengungen, welche man jetzt noch in Carrara anwendet, und die noch dazu einen Verlust von drei Viertheilen des Steins herbeiführen. Denon sagt, daß die Arbeiter in Syene sich eiserner Keile bedienten, welche man einschlug, oder hölzerne, die naß gemacht wurden und durch ihr Anschwellen den Felsen in regelmäßige Linien spalteten.

Die Steinbrüche von Hadscher Selseleh, nicht weit von Edfu, lieferten hauptsächlich den festen Sandstein zu den Tempeln und Pyramiden, und die von Syene den Granit zu den Obelisken und Kolossen. In den erstern sieht man, ganz nahe am Nil, große offene Gänge, an deren Wänden Skulpturen bemerkt werden, welche die Instrumente vorstellen, deren die alten ägyptischen Steinbrecher sich bei ihren Arbeiten bedienten.

*) Die Steinbrüche von Gartaas lieferten nur gewöhnliche Steine; bloß zu Syene findet sich Granit.

Hamilton hat diese Zeichnungen herausgegeben, nach denen man glauben sollte, daß die alten Aegyptier die Spitzhaue nebst mehreren andern Werkzeugen, und auch sogar einen ziemlich zusammengesetzten, der Winde ähnlichen Apparat gekannt hätten. Da indeß diese Steinbrüche unter den Cäsarn und den Ptolomäern ausgebeutet wurden, so ist es möglich, daß diese Zeichnungen einer spätern Periode angehören, als der der Thebanischen Bauten. Aus den Sandsteinbrüchen zogen die Aegyptier mit leichter Mühe die ungeheuren länglichen Blöcke, deren sie zu den Architraven ihrer Tempel bedurften, so wie auch die ungeheuren viereckigen Massen, aus denen sie ihre kolossalen Sphynxe, Widder, Vögel und Menschenfiguren bildeten.

Das ägyptische Volk, welches seine Künste, seine Geschichte, seine Sitten und Gebräuche auf den Mauern seiner Tempel und Katakomben abbildete, hat auch nicht ermangelt, die Weise anzudeuten, in welcher es zwei kolossale Monolithen transportirte. Man wird von der Einfachheit dieses Systems überrascht, wenn man bedenkt, daß der belzonische Koloß, dessen Büste sich in London befindet, wenigstens 100,000 Pfund wiegen mußte, und wenn man die noch weit größere Schwere der beiden großen tönenden Memnonssäulen — die fast unsterblichen Reste des Ruhms von Pharao Amenophis — in Erwägung zieht. In einer der zwischen Ben-Hassan und Scheich-Abadeh gelegenen Katakomben findet sich ein kolorirtes Basrelief, welches die Art vorstellt, wie die alten Aegyptier ihre Kolosse transportirten. Die Statue sitzt auf einer hölzernen Schleife oder Schlitten, an dessen beiden Seiten sich eine breite eiserne Querstange in Form eines Hakens befindet. An diese Querstangen, welche über das Gebälk der Schleife hinausreichen, ist ein langes, gedrehtes Seil gebunden, welches die Arme und Beine des Kolosses umschlingt und ihn auf seiner Basis aufrecht hält, ungeachtet aller Stöße, welche die Unebenheit des Wegs veranlaßt. Zwei andere parallel mit dem Boden, eines über dem andern, hinlaufende Seile umgeben das Fußgestell und die Platte, auf dem die Statue steht. An den Stellen, wo das Seilwerk mit den Ecken oder vorragenden Theilen des Kolosses in Berührung kömmt, sind Thierfelle untergelegt, um die Reibung zu verhüten. Vorn an der Schleife ist ein großer eiserner Haken befestigt, von dem vier andere Seile auslaufen, an deren jedem eine Gruppe von Arbeitern paarweis angestellt ist. Das dem Beschauer zunächst liegende Seil wird von 22, das folgende von 21, das dritte von 22 und das vierte von 23 Männern gezogen. Man sieht aus dieser Zeichnung, wie wenig Begriffe die ägyptischen Künstler von der Perspektive hatten. Da der Bildhauer diese vier Gruppen nicht in der Tiefe anzubringen wußte, so hat er den ganz einfachen Ausweg genommen, sie in parallelen Linien über einander zu stellen, so daß die Seile, welche auf gleichem Niveau angezogen seyn sollten, in der Abbildung höchst grelle Winkel bilden. Im Rahmen bemerkt man eine Reihe Figuren, welche Palmenzweige tragen, und den neuen Gott mit Zuruf empfangen. Ein auf dem Knie des Kolosses stehender Mann scheint Befehle zu ertheilen und die Arbeiten zu leiten, während ein anderer vorn auf dem Schlitten befindlicher Mann die Seile reichlich mit Wasser begießt. Unmittelbar vor der Statue steht ein hochgewachsener Mann, mit einem Instrument, das einer Klappe ähnelt, in der Hand, und gegen die Arbeiter gewendet, deren Anstrengungen er zu überwachen scheint. Eine Menge symbolischer Figuren begleiten die Arbeiter. Noch unterscheidet man zwei Arbeiter in der Nähe des Schlittens, von denen der eine große Gefäße mit Wasser trägt, wahrscheinlich um die durch Reibung entstehende Entzündung zu löschen und der andere einen kesselhakenförmigen Balken trägt, vermuthlich um den Schlitten bergab in seinem Laufe zu sperren. In der Zeichnung von Minutoli ist der Kopfschmuck der Statue azurblau gemalt, *) was zu beweisen scheint, daß die Aegyptier solche Statuen vor dem Transport ganz vollendeten. Zuweilen unternahmen die ägyptischen Künstler Arbeiten über ihre Kräfte und ließen dann die ungeheuren Steinblöcke nicht weit von den Steinbrüchen liegen. So sieht man jetzt noch unweit Syene einen ungeheuren kubikförmigen Granitblock, der seine Bestimmung nicht erreicht hat. An derselben Stelle hat Herr Jomard einen ähnlichen Block bemerkt, der zu einem Koloß von 68 Fuß Höhe bestimmt gewesen zu seyn schien.

Skizze von Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Daß man in Siebenbürgen bedeutende Pferdezucht betreibt, ist bekannt. Auch haben die hier gezogenen Pferde einen sehr guten und wohlverdienten Ruf. Ihre Behendigkeit und ihre Ausdauer sind die vorzüglichsten Eigenschaften, die man an ihnen schätzt. Auf den ausgedehnten Weideländereien haben die jungen Pferde Raum genug, sich nach Wohlgefallen zu tummeln und ihre Sehnen zu stärken, und da man sie überdieß Tag und Nacht im Freien läßt, so härten sie sich ab, wodurch sie dann zum Gebrauch bei Reisen besonders geschickt werden. Die Regierung kauft alljährlich eine große Anzahl dieser Pferde für den Remonte-Bedarf zu ziemlich hohen Preisen. — In neuerer Zeit scheint jedoch die Pferdezucht einen Theil ihres Terrains den Schafen abtreten zu sollen.

Große Strecken der Grasländereien verpachtet man an Viehhändler (fast lauter Armenier), welche ihr Rindvieh darauf feit weiden lassen, und es sodann nach Deutschland, meist nach Wien bringen. Es gewährt einen sehr idyllischen Anblick, wenn man so große Heerden ganz weißer Rinder an den Abhängen der Hügel weiden sieht, und um sich herum die Bienen in den Blumen summen hört; hie und da die Hütte eines Flurhirten oder Bienenwärters erblickt, und über dem Ganzen einen blauen Duft wahrnimmt, welcher demselben einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Dabei erfährt man eine fortwährende Täuschung, denn es hat das Ansehen, als wären überall die entferntesten Hügel mit grünem Gebüsch bewachsen, obgleich wenn man nä-

*) Hr. Gau glaubt, daß die Statuen der alten Aegyptier ganz mit Farben übermalt waren, und hat noch Spuren dieser Malerei auf den vier granitnen Statuen in der Ruine von Theben gefunden.

her kommt, nicht eine Spur desselben sich findet. Erst mehreremal muß man diese Täuschung erfahren haben, ehe man daran glaubt.

Den Theil des Landes, welchen man kultivirt, benutzt man vorzugsweise zu Kukurruz (Mais oder türkischen Weizen); denn es gewährt dasselbe dem Volke seine Hauptnahrung. Er vertritt dort die Stelle der Kartoffeln, welche man nur hie und da in ganz kleinen Partien in der Nähe der Wohnungen angebaut findet.

Bei dieser Menge und Vortrefflichkeit des Grases, so wie bei den überaus gesunden Triften ist das Land für die Schafzucht vorzugsweise geeignet, und es würden die Merinos hier eine sehr hohe Rente tragen, zumal das Futter für sie ungewöhnlich wohlfeil erzeugt wird. Bereits sind auch hier schon mehrere Heerden aufgestellt, welche sich wohl schnell vermehren, und dem Lande einen hohen Gewinn bringen dürften. Die kleineren Grundbesitzer halten zwar Schafe, aber nur Zackel, von denen die meisten schwarz sind. Die Felle derselben sind eine gesuchte Waare und bilden keinen unbedeutenden Artikel im Ausfuhrhandel Siebenbürgens. Wie ungleich größer aber wird der Gewinn für das Land seyn, wenn es Tausende von Centnern edler Wolle, die man mit hohen Preisen bezahlt, ausführen wird.

Betritt man das Land der Sachsen, so ist man auf einmal wie nach Deutschland versetzt. Fleißige Menschen auf den Feldern, Klee- und Kartoffel-Anbau; gut gebaute Dörfer, worin gut gekleidete Menschen wohnen, Alles erinnert an die besten Gegenden Deutschlands. Und dabei ist überall Wohlstand und Behaglichkeit der Einwohner sichtbar. Wenn man nun noch längs dieses Landstriches fortwährend ein hohes, theilweise mit Schnee bedecktes Alpengebirge zur Seite hat: so wähnt man sich in dem besten Striche von Süddeutschland. In Kleidung und Sitte unterscheiden sich die hiesigen Deutschen wesentlich von den Wallachen und Ungarn. Ueberall sticht noch die Tracht und Lebensweise, welche ihre Altvordern mit hierher brachten, hervor. Freilich haben sich an beiden einige Eigenthümlichkeiten neu gebildet und befestigt, was insbesondere auch von der Sprache gilt. Diese ist eine Mundart, welche nur der, welcher lange hier gelebt und conversirt hat, verstehen und sprechen kann. Nur einzelne Worte lassen errathen, daß man deutsch sprechen hört, sonst würde man es für eine fremde Sprache halten. Indeß sprechen sämmtliche Sachsen auch hochdeutsch und zwar in reiner Mundart.

Daß die meisten hier eingewanderten Deutschen aus Süddeutschland stammen, das würde man, wenn man es auch nicht wüßte, aus den Inschriften an ihren Häusern errathen. Diese sind meistentheils Bibelstellen oder andere Sittensprüche. Auch Gemälde bringt man zuweilen an, ganz so wie man es in vielen Gegenden von Oesterreich, Bayern und Würtemberg trifft. Trotz dem aber haben und behalten sie doch alle den Namen Sachsen, auf welchen sie nicht wenig stolz sind. Sie besitzen einen hohen Grad von Gemeingeist, der so weit geht, daß sie sich in Glück und Noth beistehen, aber auch ungern Fremde in ihre Gemeinden aufnehmen, und, geschieht es auch, diese mit neidischen Augen betrachten, mitunter auch anfeinden.

(Schluß folgt.)

Ankunft der Bonite zu Valparaiso.

Das bekannte, in unsern Blättern wiederholt erwähnte Schiff Bonite, das die französische Regierung zu wissenschaftlichen Zwecken aussandte, ist drei und vierzig Tage nach seiner Abfahrt von Montevideo zu Valparaiso angekommen. Diese Fahrt gilt noch für sehr rasch, da man gewöhnlich sechzig Tage und darüber braucht. Indeß war nichts desto weniger das Wetter furchtbar, und bekanntlich bietet die Reise ums Kap Horn immer noch Gefahren in Menge dar. Man wies den Reisenden von Seite des Gouverneurs einen großen Hofraum in der Nähe des Uferstrichs Almendral an, wo sie alle mögliche Bequemlichkeit haben, ihre Beobachtungen über den Erdmagnetismus anzustellen, und den Gang ihrer Uhren zu reguliren. Die zoologischen, botanischen und geologischen Sammlungen bereichern sich fortwährend. Die Bonite soll sich von Valparaiso nach Guayaquil begeben.

Chronik der Reisen.

Dr. Smiths Expedition ins Innere von Afrika.

1. Reise bis Kuruman.

(Fortsetzung.)

Am 25sten Oktober brachen sie in der Richtung von Lishuani wieder auf, und erreichten diesen wesleyanischen Missionsort am 29sten; derselbe stand unter der Leitung eines Herrn Edwards. Hier fanden die Reisenden auch den Rest von Griquas, welche früher den bekannten Barend Barends, jetzt einen Peter David als Führer anerkannten. Der letztere, ein sehr friedlicher Mann, war ausnehmend niedergebeugt, weil er nur erst vor einigen Wochen auf der Jagd von den Matabilis überfallen worden war, eine Tochter, einen Neffen, zwei Wagen und eine Menge andern Eigenthums verloren hatte, und selbst nur mit genauer Noth mit dem Leben davon gekommen war. Der Verlust seines Neffen und seiner Tochter schmerzte ihn tief, und es stieg der Entschluß in ihm auf, dieselben mit Gewalt zu befreien, aber die Herren Edwards und Smith riethen ihm ab, weil der Versuch mißlingen und die Sache nur noch schlimmer machen könne; letzterer schlug ihm vor, den Erfolg einer friedlichen Unterhandlung abzuwarten, da eine feindliche Demonstration gewiß den Untergang der Gefangenen zur Folge haben müßte. Die Bewohner der Station zeigten sich sehr eifrig, ihren Zustand zu verbessern, aber die unaufhörlichen Einfälle der Zulas, der Unterthanen von Umsiligas, entmuthigten sie sehr.

Von Lishuani zogen sie am 4ten November in östlicher Richtung und kamen am 6ten nach einer andern wesleyanischen Station unter Herrn Jenkins Leitung. Die Bewohner gehörten zu dem Stamme der Ky Kora oder großen Corannas, welche kürzlich von dem Hartflusse sich entfernt hatten, um einen bessern Wohnplatz zu suchen. Als die Reisenden ankamen, herrschte eine große Aufregung, da man jeden Augenblick einen Angriff von den Matabilis erwartete. Alle Pferde waren in Bereitschaft, und obwohl die Einwohner über mehrere hundert Flinten zu verfügen hatten, so war es doch augenscheinlich, daß man nur an eine allgemeine Flucht dachte. Die Corannas scheinen sich bis jetzt bloß in der Verfassung zu befinden, angriffsweise zu Werke zu gehen, aber nicht sich zu vertheidigen, denn im Gespräch mit ihnen schlug Herr Smith mehrere Vorsichtsmaßregeln vor, deren Vorzüglichkeit sie anerkannten, aber ihre Indolenz und Trägheit war so groß,

Digitized by Google

daß sie zu keiner Anstrengung zu bringen waren. Gefahren zu verachten, so lange sie ferne sind, scheint die herrschende Schwäche der meisten Hottentottenstämme, welche sich nicht weit über den Naturzustand erhoben haben, und sie denken nur daran, wenn die dringende Noth ihnen nicht mehr gestattet gleichgültig zu bleiben. Hätte nicht während Barend Barends*) Kommando eine ähnliche Gedankenlosigkeit und gänzlicher Mangel an Vorsicht geherrscht, die Griquas wären Sieger gewesen und Umsiligas wäre seit Jahren nicht mehr der Schrecken des innern Landes. Trägheit und Mangel an Vorsicht scheinen die Haupthindernisse eines bessern Fortkommens bei diesen Stämmen zu seyn, und nur die seit langer Zeit im Kriege befindlichen Stämme, wie die Mantatis und Zulas, zeigen mehr Lebhaftigkeit und Geistesthätigkeit.

Die Herren Archbell und Alison begleiteten die Reisenden von Umpakwani zu den Mantatis, und am 7ten November gegen 10 Uhr Abends kamen die Wagen an dem Fuß des Berges an, wo der oberste Häuptling des Stammes seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Sie schickten eine Botschaft an ihn, und baten um eine Unterredung, worauf er ihnen nach einigen Stunden sagen ließ, er würde bald sich bei ihnen einfinden. Dieß geschah auch, sein Aeußeres machte aber einen eben so ungünstigen Eindruck, als das von Mosheſh einen günstigen hinterlassen hatte. Er hieß Eiconiáli. Obwohl er seine Freude über unsern Besuch aussprach, so lauerte doch Verdacht in seinen Zügen, da er wohl wußte, in welchem Rufe er stand. Bis vor Kurzem noch war der Stamm unter der Leitung seiner Mutter gestanden, welche Mantati heißt, und noch immer mit großer Achtung behandelt wird. Nach seines Vaters Tode war er noch minderjährig, und die Königin, deren Klugheit im ganzen Stamme sprüchwörtlich war, wurde mit allgemeiner Uebereinstimmung zur Regentin gewählt, ein Amt, welches sie in sehr schwierigen Zeiten auf eine Art verwaltete, daß die benachbarten Nationen sie eben so sehr achteten, als fürchteten. Eiconiáli hatte, als die Reisenden ihn besuchten, offenbar das Alter der Mannheit erreicht, allein nur das junge wilde Volk freute sich seines Regierungsantritts, die ältern und verständigern Leute betrachteten ihn mit Argwohn, und bestanden darauf, vor jeder wichtigen Maßregel den Rath seiner Mutter einzuholen.

Ueber die Geschichte seines Stammes war er sehr zurückhaltend, was die Reisenden darüber erfuhren, hörten sie von seiner Mutter. Die meisten südafrikanischen Stämme sind mit dem Namen irgend eines frühern Häuptlings bezeichnet; doch kommen viele gänzliche Meinungsveränderungen vor, entweder durch den Entschluß der Stämme selbst, oder durch den Einfluß von Fremden. Ausgezeichnete Wohlfahrt oder irgend ein Umstand, welcher geeignet ist, den Stamm in den Augen der umliegenden Stämme zu erheben, werden manchmal von dem Stamme selbst durch die Annahme eines neuen Namens gefeiert. Einfluß von Fremden findet namentlich bei kriegerischen Bewegungen statt. Der Stamm, dessen gegenwärtiger Häuptling Eiconiáli ist, hieß, so lange er am Namaharifluß wohnte, Bakiokwa oder Bakora, als er aber von dort floh und mit den Baschutus und Betschuanas in Berührung kam, nahm er den Namen seiner Regentin Mantati an, unter welchem er seit dieser Zeit fast allein bekannt ist. Von ihrer ältern Geschichte war nichts zu erfahren, vielleicht weil es ihren Stolz verletzte, einst einem andern Stamme angehört zu haben. Das ganze Land gegen die Quellen des Ky Gariep oder Vaalfluß war eine Zeit lang von Stämmen bewohnt, welche ihnen in Sitten und Gewohnheit glichen, aber sie wollten durchaus eine Abstammung von diesem Volke nicht zugeben. Ihre Kleidung und Waffen glichen denen der östlichen Stämme: ihr großer Karoß besteht aus einer Ochsenhaut, welche mit vieler Sorgfalt bereitet und auswärts geschwärzt ist. Der kleinere Karoß ist ein Schaffell und so gemacht, daß er dem obern Theile von ein paar Beinkleidern gleicht. Die Keri oder Keule ist ihre Hauptwaffe, die Hassagaie und die Streitart brauchen sie nur gelegentlich; ihr Schild ist klein und nützt wenig, wenn er nicht mit großer Geschicklichkeit gebraucht wird.

Die Bakiokwa wohnen gleich den Baschutus hauptsächlich auf Berghöhen, und diejenige, auf welcher die Reisenden den Häuptling Eiconiáli fanden, war zur Vertheidigung geschickter eingerichtet, als irgend eine, die die Reisenden sonst gesehen hatten. Man konnte ohne Mühe einen schmalen Fußpfad hinaufsteigen, welcher gegen die Höhe zu durch zwei perpendikuläre Felsen hindurch ging, welche nur wenig Fuß von einander standen. Hier ist eine kleine Thüre von bedeutender Dicke und über ihr war der Raum zwischen den Felsen bis zu einer beträchtlichen Höhe durch eine Steinmauer geschlossen. Eiconiáli und Mosheſh ermunterten Leute aus andern Stämmen sich ihnen anzuschließen, darum besteht gegenwärtig ihre Kriegsmacht aus gemischten und sehr unsichern Massen. Beide machen Anspruch auf die Reste von Stämmen, welche in ihrer Nähe leben, und diese letztern erkennen bald den einen, bald den andern an.

Am 8ten zogen die Reisenden weiter gegen Osten, um die Quellen des Caledon zu erforschen, welche in einer Entfernung von 50 bis 60 Meilen in einer hohen Bergkette sich finden sollten, welche jetzt etwa 50 Meilen südlich von ihnen lag. Die Reisenden fanden die Nachricht gegründet: der Strom floß in zwei Hauptarmen aus den Bergen. Von da an war es unmöglich weiter ostwärts zu gehen, ohne vorher zur Residenz Eiconiális zurückzukehren, und selbst dann hätten sie nur nordöstlich ziehen können, wodurch sie gerade an die Stelle gekommen wären, wo wenige Wochen zuvor Peter David seine Wagen verloren hatte. Obwohl sie nicht gerade ein ähnliches Mißgeschick zu besorgen hatten, so war es doch nicht unmöglich, daß eine unangenehme Kollision stattfand, welche zum Mindesten ihrer Weiterreise sehr hinderlich gewesen wäre. Umsiligas hatte erklärt, er erkenne nur diejenigen als seine Freunde an, welche in der Richtung von Kuruman zu ihm kämen, und somit war den Reisenden ihre Richtschnur bereits vorgezeichnet: sie zogen südwestlich gegen die schon erwähnte Bergkette, und erstiegen einen der höchsten Gipfel, von wo sie eine weite Aussicht gegen Norden hatten; nach andern Richtungen war sie beschränkt, weil sie auf der Nordgränze eines porphyritischen Gebirgs standen, welches wenigstens 50 Meilen breit ist, und in welchem die Quellen des Nu Gariep oder schwarzen Flusses liegen. Hier waren die Reisenden in ihrem Weiterkommen sehr durch schwere Regenschauer gehindert, welche fast täglich eintraten und mehr als einmal den Fluß schwellten.

(Schluß folgt.)

In Nordamerika soll demnächst ein sehr interessantes Buch erscheinen, betitelt: Geschichte der indianischen Stämme von Nordamerika mit biographischen Skizzen und Anekdoten der vornehmsten Häuptlinge, mit 120 Porträts aus der indianischen Galerie im Kriegsdepartement zu Washington. Der Verfasser ist lange Zeit dem indianischen Departement vorgestanden.

*) Er zog mit einer Abtheilung Griquas im Jahre 1831 gegen Umsiligas und wurde von den Kriegern dieses Häuptlings gänzlich geschlagen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 320.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 November 1836.

Die Provinzialbanken Englands. *)

Die beträchtliche Erhöhung, welche seit dem Anfang dieses Jahres in den Preisen fast aller Verbrauchsgegenstände statt fand, und die stets wachsende Zahl industrieller Unternehmungen auf Aktien haben die öffentliche Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch genommen; man bemüht sich, die Ursachen und die wahrscheinlichen Folgen dieser außerordentlichen Erscheinung zu erforschen, und Viele sind der Meinung, es würde eine Krisis eintreten, ähnlich der von 1825. Obwohl aber manche Anzeichen ähnlicher Art sind, so scheint doch kein Grund zu ernstlichen Besorgnissen statt zu finden. Der Gegenstand hängt mit sehr zarten Fragen zusammen, und es ist vielleicht nicht unpassend, einige Bemerkungen darüber mitzutheilen.

Die bedeutende Vermehrung der Eisenbahnunternehmungen und der unmäßige Preis, auf welchen die Aktien von einigen noch nicht einmal begonnenen Unternehmungen hinauf getrieben wurden, ist ein sehr charakteristisches Zeichen des gegenwärtigen Standes der Dinge. Der Erfolg der Eisenbahn von Manchester nach Liverpool mußte wohl die Spekulation ermuntern, nichts desto weniger war einige Jahre lang nur von einer geringen Zahl von Eisenbahnen die Rede, und zwar an Orten, die ihrer Errichtung unbestreitbar sehr günstig waren. Dieß hat sich aber seit einigen Jahren sehr geändert, indem plötzlich eine ungeheure Menge Plane zu Tage gefördert wurden, keine irgend ausführbare Linie zwischen den großen Städten, so entfernt diese auch immer von einander seyn mochten, wurde vergessen, ja oft zwei, drei, vier rivalisirende Projekte auf Einmal dem Parlamente vorgelegt; die Aktien dieser Unternehmungen stiegen über alle Maßen, und selbst die Aktien von kaum entworfenen wurden mit Prämien verkauft.

Diese Eisenbahnwuth gründet sich allerdings nicht auf eine richtige Schätzung des möglichen daraus zu ziehenden Gewinns. Jedermann weiß, daß die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester, welche alle möglichen Vortheile in sich vereinigt, den Theilhabern nur 9 Prozent einträgt, und zwar, ohne daß man zur Bezahlung der entlehnten Kapitalien einen Reservefonds anlegte. Die später angelegten Bahnen werden allerdings weniger kosten, allein dieser noch ungewisse Vortheil erklärt noch keineswegs das ungeheure Steigen aller Eisenbahnaktien. Den ersten Anstoß scheint der vermuthete Erfolg der Eisenbahn von London nach Manchester gegeben zu haben: Abenteurer und Mäkler bemerkten diesen Stand der Dinge. Die Aktien dieses Unternehmens stiegen, großer Gewinn wurde alsbald gemacht: dieß erweckte die Nacheiferung anderer, und daher die Menge unverdauter Projekte, mit welcher man seit 6—8 Monaten überschwemmt gewesen.

Hätte sich die Spekulationswuth auf Eisenbahnen oder auf Unternehmungen beschränkt, welche durch Vereinigung von Aktionnairs vortheilhaft ausgeführt werden können, so wäre dieß Uebel nur halb gewesen, aber es läßt sich kein Handelszweig denken, auf welchen dieß Aktienunwesen nicht angewendet worden wäre: die tollsten und gefährlichsten Plane schossen auf allen Seiten wie Pilze empor; im Laufe dieses Jahres publizirte der Manchester Guardian eine Liste von bloß in Manchester und Liverpool seit Anfang dieses Jahres gebildeten Kompagnien, und obwohl diese Liste bekannter Maßen nicht vollständig ist, so enthält sie dennoch die Namen von 400 Kompagnien, welche ein Kapital von 37,986,500 Pf. besaßen, oder zu besitzen behaupteten, und Hr. Poulett Thompson erklärte in seiner Rede über das Budget, daß sich nach einer ihm vorgelegten Liste in England allein über 400 größere Kompagnien gebildet hätten, welche um in Thätigkeit zu treten, ein Kapital von 200 Millionen Pfund Sterling bedürften. Es bildeten sich Kompagnien jeder Art: zur Bereitung von Glas, Nadeln, Stecknadeln, Seife, Terpentin, zur Bereitung von Leder, zum Verkauf von Steinkohlen, zur Fabricirung von Runkelrübenzucker, zur Erbauung von Eisenbahnen in Indien und zur Absendung von Schiffen auf den Wallfischfang. Eine Kompagnie, deren ursprüngliches Kapital drei Millionen Pfund Sterling seyn sollte, welches aber auf fünf Millionen gebracht werden kann, wurde geschlossen für den Handel und die Kolonisation der südöstlichen Küsten Afrika's, so wie eine Kompagnie für Anlehen an den Ackerbau. Endlich

*) Dieser Artikel ist aus dem Edinburgh Monthly Review entlehnt, und vor dem Entschluß der Bank von England hinsichtlich der Erhöhung des Diskonto geschrieben.

bildeten sich in Manchester sechs Kompagnien für die Beerdigung, und es gibt in ganz England nicht Eine bedeutende Stadt, wo nicht Eine oder zwei sich finden. Wahrscheinlich rechneten die Aktionnäre auf die Vermehrung der Sterblichkeit durch die Verzweiflung derer, welche sich, durch die tollen Spekulationen ruinirt, selbst den Tod geben würden.

(Fortsetzung folgt.)

Skizze von Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Eine ähnliche Korporation bilden die Szekler. Ihrer Abstammung nach Magyaren, unterscheiden sie sich doch von diesen, wenigstens wie man sie in Ungarn trifft, durch eine größere Rührigkeit und Betriebsamkeit. Ein großer Theil ihres Landes ist von der Natur wenig begabt, aber sie wissen das, was ihnen hierin versagt ist, durch ihre Betriebsamkeit zu ersetzen. Ihre Dörfer sind zwar nicht ganz so gut und nett gebaut wie die der Sachsen, haben aber bei weitem den Vorzug vor denen der Wallachen, auch stehen sie im Ackerbau diesen weit vor, obgleich die Sachsen sie wieder in nationellem Betriebe übertreffen. Persönlicher Muth ist eine Haupttugend dieses Volksstammes, was wohl in ganz Europa bekannt ist, da die hier gebildeten Gränzregimenter schon oft genug in den Kriegen, welche Oesterreich führte, ihre Tapferkeit gezeigt haben.

Von den Wallachen, ihrem Wesen und Treiben habe ich schon einzeln und weitläufig in diesen Blättern gesprochen, eben so von den Zigeunern. Außer diesen Volksstämmen sind die Armenier zu erwähnen. Man findet sie nirgends in großer Anzahl beisammen, sondern im ganzen Lande zerstreut. Sie sind meistentheils wohlhabend, wozu sie durch ihre Betriebsamkeit und durch den Handel gelangen.

Juden findet man im Ganzen wenig, auch sind sie in hohem Grade zurückgesetzt. Wie im übrigen Europa ist Handel und Schacher ihr fast einziger Nahrungszweig.

Die Stände sind in Siebenbürgen schroff geschieden, was auf die allgemeine Volksbildung einen wesentlichen Einfluß hat. Diese durchläuft hier eine lange Stufenleiter. Denn vom hochgebildeten Kavaliere, welcher mit den Wissenschaften vertraut ist, eine Menge lebender Sprachen spricht, die Welt auf vielen Reisen aus eigener Anschauung hat kennen und beurtheilen gelernt, bis herab zum gemeinen Wallachen und Zigeuner besteht eine ungeheure Kluft. In diesem großen Zwischenraume bewegen sich alle Klassen der menschlichen Gesellschaft. Ueberhaupt könnte man Siebenbürgen eine Musterkarte von der Bevölkerung Europa's nennen. Der allgemeinen höhern Civilisation des Volkes steht der Umstand im Wege, daß dasselbe kein Landeigenthum erwerben kann, und daß der Besitz desselben an eine bevorrechtete Klasse, die des Adels, und selbst auch hier noch mit Ausnahmen, gebunden ist. Denn es steigt hier, wie in Ungarn, der Adel von der höchsten bis in die tiefste Klasse der Bevölkerung hinab. Würde jene Beschränkung erst aufgehoben, und könnte ein Jeder, dem die Mittel hiezu zu Gebote stünden, Grundeigenthum kaufen und frei benutzen, so würde es nicht an Einwanderern und Ansiedlern fehlen, und die Kultur, so wie der Wohlstand des Landes würden augenblicklich steigen. Dieser Ansicht sind viele der Bevorrechteten: aber ihre geäußerte Meinung wird von denen, die streng am Herkömmlichen hängen und halten, bekämpft und niedergedrückt. Indeß ist immer schon viel geschehen, wenn nur erst einzelne Stimmen sich für eine Aenderung solchen Uebelstandes aussprechen. Scheinen sie auch im Anfange zu verhallen, so finden sie dennoch Widerklang, der endlich zurück tönt, und Erfolge herbei führt, an denen man im Anfange verzweifelte.

In Bezug auf das Klima dieses Landes habe ich noch zuzufügen: daß es in den Thälern sehr mild ist, und dem von Süddeutschland gleiche, und es auch wohl übertrifft. In den Gebirgen dagegen ist es rauher, als man unter dieser Breite erwarten sollte. Denn Schnee noch im April und sogar im Mai, und hinwiederum schon im October ist keine große Seltenheit. Da würde man nun freilich nicht erwarten, daß in diesem Lande Wein, und noch dazu sehr guter, wachsen könne. Und doch ist dem also; denn an den Ufern der Marosch reifen Trauben, deren Saft dem von der Traube Ober-Ungarns gleicht, und an Kraft und Lieblichkeit kühn mit dieser wetteifert. Auch das Gedeihen des Maises ist eine Bürgschaft für die Milde keit des Klima's. Füge ich dann noch bei, daß der Büffel sich hier wohl befindet, er, der keinen sonderlichen Grad von Kälte erträgt, und daß er ein Hausthier in den ländlichen Haushaltungen ist: so habe ich wohl den Beweis vollständig geführt, daß über Siebenbürgen sich ein milder Himmel wölbt. — Die Nützlichkeit des Büffels veranlaßt mich, hier einige Worte über ihn einzuschalten. Sein Aeußeres hat wenig Einnehmendes. Der plumpe Körper, die herabhängenden Ohren, die zurückstehenden Hörner, die dunkelaschgraue Farbe, vor Allem aber seine widerliche Stimme, die, wenn er brüllt, Alles verscheuchen möchte, sind eben keine Requisite der Schönheit. Aber die gute, fette und besonders wohlschmeckende Milch, welche die Büffelkuh gibt, die Kraft, welche der Ochse und die Kuh beim Ziehen zeigt, und die noch von einer großen Bereitwilligkeit und ziemlichen Schnelligkeit begleitet ist; die Leichtigkeit, mit der sie sich ernähren lassen, worin sie vor dem Rindvieh noch Vorzüge haben, lassen den Mangel an Schönheit leicht übersehen. In ihrer äußern Gestalt bilden sie eine Mittelklasse zwischen dem Rinde und dem Rhinozeros. Daß ihre Haut sehr fest und dicht sey, ist bekannt durch die Koller von Büffelleder, welche man zur Zeit des Ritterthums trug.

Siebenbürgen wird, wie alle Gebirgsländer, häufig von Gewittern heimgesucht. Sie bilden und entwickeln sich da mit großer Schnelligkeit, so daß der Reisende, ehe er es vermuthet, von ihnen überrascht wird. Hagel und Wolkenbrüche sind dabei keine große Seltenheit. Merkwürdig und ganz dem Klima von Oberitalien entsprechend ist die schnelle Abkühlung des Abends. Ich habe es mehreremal erlebt, daß noch eine Stunde vor Sonnenuntergang die Wärme nach dem Réaumurschen Thermometer auf 24° stand, und daß sie eine halbe Stunde nach Untergang der Sonne auf 13° herabgesunken war; der Fremde, welcher an einen so schnellen Wechsel der Temperatur nicht gewöhnt ist,

muß daher vorsichtig seyn, weil er sich sonst leicht Wechselfieber zuzieht.

Das Reisen im Lande ist weder schwierig noch unangenehm. Sind auch die Gasthäuser nicht gerade vorzüglich, so sind sie doch zu ertragen, und man übersieht leicht einen kleinen Mangel, weil man für denselben meistentheils die Zuvorkommenheit und Gefälligkeit des Wirthes und durch eine überaus wohlfeile Zeche entschädigt wird. Sonderbar genug kann man fast behaupten, daß in beiden Hauptstädten Clausenburg und Herrmannstadt in dieser Hinsicht am meisten zu wünschen übrig bleibt.

Die Hauptstraßen sind gut unterhalten; so daß man auf ihnen bequem und rasch vorwärts kommt. Dieß und die herrlichen Gegenden, von welchen man überall umgeben ist, geben dem Reisen in diesem Lande einen Reiz, den sich der entfernte Ausländer kaum träumen läßt.

Die Zwergfamilie.

Am 23sten Oktober Morgens 6½ Uhr hat sich, wie englische Blätter melden, in London ein Ereigniß begeben, das in den Annalen der Physiologie Epoche machen wird. Die Frau des Zwergs Santiago de los Santos (diese Frau ist selbst eine Zwergin) hat nämlich einen Knaben geboren. Das Kind kam zwar lebend zur Welt, verschied aber nach einer Stunde schon. Die Länge des Körpers betrug 13½ englische Zoll, und das Gewicht desselben 1 Pfund 4½ Unzen. Das Kind war vollkommen ausgebildet. Man brachte die Leiche in einem kleinen Sarg in die Kirche St. Georg, da man aber dort das Begräbniß verweigerte, wurde sie in das Leichenhaus zurückgebracht und in Weingeist gesetzt, um sie dem Publikum einige Tage lang zu zeigen und dann in das Museum zu bringen. Dr. Davis hätte gern eine Sektion vorgenommen, allein die Eltern versagten ihre Einwilligung.

Der Vater dieses merkwürdigen Kindes ist derselbe Zwerg, der vor einiger Zeit bei dem Lordmayor Klage gegen einen seiner Landsleute wegen Diebstahls geführt hatte. Don Santiago, der nicht mehr als 25 Zoll mißt, steht jezt in seinem fünfzigsten Jahre. Er ist in der spanischen Kolonie Manilla geboren, wo er von seinen Eltern, die Spott über die Kleinheit ihres Sprossen fürchteten, in einem Walde ausgesezt ward. Der Vicekönig, der sich gerade auf der Jagd befand, nahm das Kind auf und befahl für dasselbe zu sorgen. Die Eltern, welche man später entdeckte, waren Landwirthe von gewöhnlichem Wuchse und sehr starke Leute. Als der Vicekönig starb, konnte Santiago, aus Liebe zu dem Lande seiner Geburt sich nicht entschließen, seinen Brüdern und Schwestern nach Spanien zu folgen, und hatte nun, von Allen verlassen, mit dem bittersten Mangel zu kämpfen. Endlich reiste er nach Madras, und wurde von dort vor ungefähr 6 Jahren von dem Kapitän eines brittischen Kauffahrers nach England gebracht.

Während der Ueberfahrt ward er von einer Welle ins Meer hinabgespült, doch gelang es ihm wieder aufzutauchen. Unter dem ihm neuen Klima hatte er anfangs viel von der Kälte zu leiden, und noch jezt erregt ihm kaltes Wasser Abscheu. Er ist gut gebaut, genießt einer festen Gesundheit und ist stets froher Laune. Seine Mäßigkeit ist musterhaft; er trinkt fast nie etwas Anderes als warmes Wasser, und gestattet sich nur an Fasttagen einige Gläser Wein. Die Musik liebt er sehr; seine herrschende Leidenschaft aber ist die Gold- und Silberarbeiterkunst. Seine Religion ist die katholische, in der sein Pflegvater ihn erziehen ließ, und deren Vorschriften er gewissenhaft befolgt. Außer seiner Muttersprache spricht er noch portugiesisch, englisch und ein indisches Patois. Die Bekanntschaft seiner kleinen Frau machte er in ihrer Geburtsstadt Birmingham. - Ihre Name ist Anna Hopkins; sie mißt 38 Zoll und ist eine sehr artige Frau. Ihr Vater ist 6½ Fuß hoch und ihre Mutter von mittlerer Größe. Ihre Brüder und Schwestern, neun an der Zahl, sind alle kräftig gebaut. Beide Gatten leben sehr gut zusammen; sie liebten sich beim ersten Anblick. Nur ihre Religion ist nicht gemeinschaftlich, da Anna Hopkins Protestantin ist. Seit dem bei ihrem Mann versuchten Diebstahl haßt sie alle Spanier, und will nicht, daß ihr Mann mit einem seiner Landsleute spreche. Die Ehe dieser kleinen Leute wurde am 6ten Julius 1834 in der katholischen Kirche zu Birmingham geschlossen, und zwei Tage später die Trauung in der protestantischen Kirche St. Martin derselben Stadt wiederholt.

Chronik der Reisen.

Dr. Smiths Expedition ins Innere von Afrika.

1. Reise bis Kuruman.

(Schluß.)

Am 24sten November gingen sie abermals über den Caledon, Lishuani beinahe gegenüber, und von da gegen Thaba Unchu, einer großen Betschuanastation, wo die Reste mehrerer Stämme von Herrn Archbell gesammelt worden waren. Der vornehmste Häuptling war ein Baralong, und die Mehrzahl der Einwohner gehörte auch zu dieser Nation. Nicht weit davon ist eine bedeutende Niederlassung der Corannas unter einem eigenen Häuptling, welcher, um sich die Freundschaft des Missionärs zu sichern, einen seiner verständigsten und einflußreichsten Leute zu ihm sandte. Gegen Norden und Osten finden sich die Reste der Lihoya, eines Stammes, welcher vor geraumer Zeit aus dem Lande nördlich von dem Vaalfluß ausgewandert ist: sie gehören zu der Betschuanasfamilie, und seit dem Tode ihres vornehmsten Häuptlings hat sich ein Theil dem Häuptling Siconiâli, ein anderer dem Moshesh unterworfen. Nachdem sie zu Thaba Unchu eine Menge Nachrichten über den Stamm der Baralongs und diejenigen Stämme eingezogen, welche früher das Land gegen die Quellen des Likwa oder Vaal bewohnt hatten, namentlich über denjenigen Theil derselben, welcher im Jahre 1825 sich Litaku näherte und von den Griquas geschlagen wurde, verließen sie den Ort am 4ten December und zogen gegen Philippolis. Auf diesem Zuge kamen sie über den Vaal, die Modder, die schwarze Modder und die Rietflüsse, und kamen mit mehrern Corannahorden in Berührung, welche alle willig Nachrichten gaben, und sehr bemüht waren, sich herauszustreichen und ihre Nachbarn in ein schlechtes Licht zu setzen. Ueber den unfruchtbaren Theil dieses Landstrichs sind eine Menge kleiner, gesezloser Horden verbreitet, welche alle unter irgend einem berüchtigten Räuber stehen, und durch diese namentlich ist der Friede jenseits der Nordgränze der Kapkolonie fortdauernd gestört. Einer der klügsten und muthigsten dieser Räuber ist Jan Bloom, der natürliche Sohn eines Boers, dessen die Betschuanas lange gedenken werden, da er ihnen, selbst noch so lange er Unterthan der Kapregierung war, eine Menge Uebels zufügte.

Als die Reisenden zu Philippolis ankamen, wurden ihre Aussichten sehr günstig: Regen war gegen Litaku zu in Menge gefallen, die zurückgelassenen Ochsen fanden sich in gutem Stand, und die Ausbesserung an den Wagen abgerechnet, hinderte sie nichts an alsbaldigem Weiterreisen. Am 26sten December fanden sie sich auf dem Wege nach dem Vaalfluß, welchen sie am 6ten Januar 1835 erreichten, aber ihn zu ihrem großen Verdrusse so geschwollen fanden, daß er in vielen Tagen nicht zu passiren schien. Sie warteten bis zum 14ten, wo aber der Strom abermals höher stieg. Dennoch beschlossen sie endlich voll Ungeduld eine Furt zu suchen, und ohne sonderlichen Unfall gelang es ihnen mit ihrem Gepäck hinüberzukommen. Von hier an war Litaku auf zwei Wegen zu erreichen, und die Reisenden wählten den östlichen, weil sie voraussahen, daß sie auf dem westlichen jedenfalls nach der Kolonie würden zurückkehren müssen. Einige Tage zogen sie hart am Strome fort, und kamen hier in Berührung mit Motibi, dem eigentlichen Häuptling von Litaku, welcher mit einem Theil seiner Unterthanen seit einigen Jahren hieher gezogen war, um den Angriffen der Corannas und Griquas auszuweichen, welche ihm in seinem Heimathslande so beschwerlich gefallen waren. Eine bedeutende Anzahl Menschen war um ihn versammelt, aber alle waren ausnehmend arm, namentlich wegen der großen Unfruchtbarkeit des umliegenden Landes. Troz dieser betrübten Lage bemerkten die Reisenden mit Vergnügen, daß der Same von Civilisation, welcher zu Kuruman unter ihnen ausgestreut worden war, keineswegs unfruchtbar blieb, namentlich zeichneten sich die jüngern Klassen durch Lernbegierde aus, und viele junge Männer waren reinlich in Jacken, besonders von Leder gekleidet. Sie wollten mit den Reisenden um keine bloßen Schmucksachen handeln, sondern kauften nur Gegenstände, welche zu ihrer Kleidung nothwendig waren. Der Häuptling ist alt und fast kindisch, schmuzig und in hohem Grade indolent, und wie es scheint für seine eigene und seines Volks Lage ganz gleichgültig. Unter diesen Umständen ist es wahrscheinlich, daß der Stamm wieder in die alte Rohheit zurücksinkt, wenn man ihm nicht wirksam zu Hülfe kommt und ihm Lehrer sendet.

Nachdem die Reisenden Motibi verlassen hatten, zogen sie ostwärts nach der Stelle, wo der Hartfluß in den Ligua ausmündet, und von da längs den Ufern des erstern bis zu der Straße, die nach Bootschap führt, der ehemaligen Station der jezt zu Lishuani befindlichen Griquas. Hier verließen sie den Fluß und schlugen den geraden Weg nach Litaku ein, welcher gegen Nordwesten ging. In den zwei ersten Tagen stieg das Land allmählich an, blieb aber dann ungefähr auf gleicher Höhe, bis sie Kuruman erreichten, wo sie am 30sten Januar ankamen; der größere Theil des Landes ist mit dichtem Gebüsch bedeckt, und war deßhalb von jeher ein Lieblingsaufenthalt der Buschmänner. Früher fand sich Wasser in ziemlicher Menge, jezt aber ist die Anzahl der Quellen verhältnißmäßig gering, und selbst die noch vorhandenen nehmen nach den Angaben der Eingebornen an Wassermenge ab, so daß die Zeit nicht sehr ferne ist, wo sie aus Noth einen andern Wohnplaz suchen müssen. Hier haben die Buschmänner dasselbe erfahren, wie an andern Orten, man hat sie nämlich ohne weiteres vieler ihrer Quellen, welche sie als ihr erbliches Eigenthum ansahen, beraubt, und sie gegen ihre Neigung zum Krieg genöthigt, um sich den Genuß eines Gutes zu sichern, welches zu ihrem Lebensunterhalt unumgänglich nothwendig ist. Man braucht nur die Schlupfwinkel dieser unglücklichen Menschenrace zu besuchen, um die Gerechtigkeit ihrer sprüchwörtlich gewordenen Feindseligkeiten zu erkennen, und wer die Sachen genauer untersuchen will, muß auf den Schluß kommen, daß die Mehrzahl der Bevölkerung von Südafrika ihr Daseyn und ihre Wohlfahrt mehr ihrer Macht, als der Gerechtigkeit ihrer Sache verdankt. Dieß verdient die erste Erwägung künftiger Gesezgeber, denn so lange nicht die eingebornen Stämme eine gewisse Entschädigung für früher erlittenes Unrecht erhalten und versöhnende Maßregeln ergriffen werden, ist ein friedlicher Verkehr nur durch Waffengewalt aufrecht zu erhalten.

Als die Reisenden nach Kuruman kamen, erhielten sie alsbald Nachricht, daß Herr Moffat, der oberste Leiter der Missionsstation, krank sey; nichts desto weniger versprach er, als Herr Doktor Smith ihn besuchte, die Reisenden zu Umsiligas zu begleiten, falls es irgend der Stand seiner Gesundheit gestatte. Ueber die Aufnahme bei den Matabilis war er nicht ganz gewiß, und schickte deßhalb Leute ab, um sich dessen zu versichern. Kurz nach Ankunft der Reisenden zu Kuruman wurden ihre Ochsen von einer Krankheit befallen, welche man im Lande Quatsi nennt, und ehe man etwas dagegen versuchen konnte, waren zwanzig gefallen. Die Krankheit soll alle Jahre wiederkehren, und Menschen sowohl als Vieh anfallen, erstere wenn sie das Fleisch solcher erkrankten Thiere essen. Doch glaubte Herr Smith aus einigen Umständen schließen zu dürfen, daß die Ansteckung der Menschen auch auf anderem Wege vor sich gehen könne. Die Verständigern unter den Eingebornen lassen dem Vieh, sobald es befallen wird, zur Ader, was ganz am Plaz scheint, da die Symptome einen entzündlichen Charakter tragen. Die Reisenden gingen in Anwendung dieses Mittels noch weiter, indem sie nicht nur den wirklich Kranken zur Ader ließen, sondern es wurden auch denjenigen, bei welchen sich lokale Anschwellungen zeigten, was sehr oft der Fall war, Einschnitte von einigen Zoll Tiefe in den angegriffenen Theilen gemacht. Dieß erleichterte die Thiere jedesmal, sie konnten sich leichter bewegen, und meistentheils erfolgte Heilung. Diese unerwartete Krankheit hielt die Reisenden länger, als sie beabsichtigten, zu Kuruman auf.

In dem Gebäude der Präfektur von Angers, welches eine alte Benediktinerabtei ist, hat man eine Entdeckung gemacht, welche die Freunde der Kunst ungemein interessiren wird. Sie wird ein großes Licht auf die Geschichte dieses Denkmals und auf die Macht und den Reichthum der alten Benediktiner von Angers werfen. Am 8ten Oktober waren Arbeiter beschäftigt, den Bewurf der innern Galerie, welche von der Conciergerie nach den Zimmern des Präfekten führt, herunterzuschlagen, und bemerkten dabei Fragmente gothischer Skulpturen. Neugierde veranlaßte sie den Bewurf etwas vollständiger abzukrazen, und mit Erstaunen entdeckten sie, daß die Skulpturen die ganze Breite und Länge dieser Mauern einnahmen. Alsbald gab man Befehl die Nachforschungen fortzusezen, und bald trat eine prächtige Galerie von Bögen in maurischem Styl unter den Trümmern hervor.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 79** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Kleinere Gedichte von Walter Scott. Uebersezt von Freiligrath. — Chateaubriand. (Fortsezung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 321.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 November 1836.

Ueber Eisenbahnen in Rußland.

Seit in Rußland die Eisenbahn zwischen Petersburg und Zarskojeselo mit überraschender Schnelligkeit ins Werk gesetzt wurde, ist in Journalen und andern Schriften gar viel von Errichtung von größern Eisenbahnen die Rede. Der bekannte Schriftsteller Bulgarin ergreift deßhalb die Feder, um seine Ansichten dem Publikum mitzutheilen, und diese sind interessant genug, um sie auch in unser Journal aufzunehmen. „Man streitet sich darüber," sagt er, „ob Eisenbahnen auf so großen Strecken bestehen können, und ob sie nützlich seyn werden. Wir wollen vor Allem die Volksurtheile beleuchten."

1. Die Eisenbahnen halten unser Klima nicht aus.

„Dieser Einwurf ist nicht ganz ungegründet. Bekanntlich drückt sich das Eisen bei heftiger Kälte zusammen, und dehnt sich bei der Wärme aus, und das Gußeisen springt, wie man an den Fußgestellen der Säulen an der Kasan'schen Kathedralkirche sehen kann. Da man dieß aber an den Stacketen von Gußeisen und andern in geraden Formen gegossenen Gegenständen noch nicht bemerkt hat, so darf man glauben, daß die Kälte stärker auf gekrümmte oder vielfach zusammengelegte Gegenstände wirkt, wenn sie der Luft die schwächern Theile blosstellen. Die Fußgestelle an der kasan'schen Kathedralkirche sprangen, weil sie nicht genau an den Stein anpaßten, und weil beim Thauwetter in die Ritzen Wasser kam. Mir scheint, daß gut gegossene und fest an einander gefügte Schienen der Kälte widerstehen werden, und wenn auch einige darunter springen, so hindert dieß die Fahrt nicht, und die gesprungenen lassen sich leicht und schnell durch neue ersetzen. Dieß muß man zur gewöhnlichen Unterhaltung des Wegs rechnen, welche in jedem Falle bei uns theurer seyn wird, als in gemäßigtern Klimaten. Was das Wegräumen von Schmutz, Staub und Schnee betrifft, so wie Reinhaltung der Schienen vom Eise, so ist es eine bekannte Sache, daß in Belgien die Unterhaltung einer Eisenbahn nicht höher kommt, als die sorgfältige Unterhaltung einer Chaussee. Nimmt man nun auch an, daß bei uns mehr Arbeit erforderlich ist, so sind dagegen auch bei uns die Arbeit und die Lebensmittel wohlfeiler.

2. Kann man aber Eisenbahnen auf so unermeßlichen Entfernungen anlegen wie in Rußland? Ganz England ist nicht so groß als das einzige Gouvernement Archangel! Woher so viel Geld nehmen?

Die Schwierigkeit liegt nicht in den Entfernungen, sondern im Wollen und im Gelde. In Nordamerika, wo der Bau der Eisenbahnen viel mehr Arbeit verursacht, weil der Boden größere Unebenheiten hat als in Rußland, hat man schon mehr als 3000 Werste Eisenbahnen gemacht! Warum sollte Rußland nicht dasselbe thun können, da es so viel eigenes Eisen hat. Ich glaube, daß Rußland Eisenbahnen haben kann und haben soll. Wir haben nur eine Eisenbahn von Petersburg über Moskau nach Odessa nöthig, im Ganzen 2056 Werste, von Moskau nach Nischneinowgorod 411, und von Nischneinowgorod nach Kasan 380 Werste, zusammen 3328 Werste. Zur Herstellung dieser Eisenbahnen sind etwa 375,000,000 R. Assignaten erforderlich. Rechnen wir als Mittelzahl derjenigen Leute, welche als Gutsbesitzer, Kaufleute, Bürger und Bauern Theil am Handel und Gewerbe nehmen, folgendes:

Kaufleute	125,115 S.
Bürger	1,267,312 —
Gutsbesitzer und Bauern .	11,365,797 —
Gesammtzahl .	12,756,550 —

Wenn von diesen 12,756,550 S. 5 Millionen eine Kompagnie bilden, und jeder nur 25 Rubel jährlich bezahlt, so macht dieß in einem Jahre 125 Millionen, in drei Jahren 375 Millionen aus. Natürlich wird der Gutsbesitzer nach der Zahl seiner Seelen bezahlen, und einige von diesen, eben so wie die Kaufleute, Aktien für 100 bis 200 S. nehmen. Auch angenommen, die Eisenbahn koste das Doppelte des Anschlags, nämlich 750 Millionen Rubel, dann ist das Kapital in sechs Jahren beisammen. Und nichts ist leichter, als dieß Kapital zusammenzubringen; Alles hängt von der Ueberzeugung der Möglichkeit und Vortheilhaftigkeit des Unternehmens und dem Zutrauen auf die Personen ab, die dasselbe zu leiten haben.

3. Welchen Nutzen liefern uns die Eisenbahnen? Wir haben Kanäle, wir haben die Winter-

Digitized by Google

straße, unsere natürliche Eisenbahn. (Dieß wird immer mit einer gewissen Selbstzufriedenheit und Stolz ausgesprochen.) Was sollen wir führen? und was thun denn die Leute, die sich jetzt mit dem Transport beschäftigen? Sie versinken in Armuth.

„Alles dieß ist eitles Gerede. Unsere Winterstraße ist ein schlechtes Verbindungsmittel in schlechten Wintern; im südlichen Rußland darf man gar nicht darauf rechnen, und im Herbst und Frühjahr ist bei uns der Verkehr so gut wie ganz gehemmt. Die Schifffahrt auf einem großen Theil unsrer Kanäle ist ohnehin immer mühsam, bald fehlt es an Wasser, bald ist des Wassers zu viel, bald ist an den Schleusen etwas auszubessern, kurz, der Hemmnisse ist kein Ende. Auf den Eisenbahnen aber werden ganze Schiffsladungen aus Petersburg nach Moskau, nach Nischnei, nach Kasan, aus Odessa nach Moskau u. s. w. fortgeschafft, und ganz Rußland belebt sich. Alle innern Städte werden so zu sagen ans Meer gerückt, und während man bisher manchmal ein ganzes Jahr auf die Ankunft der Waaren aus den innern Gouvernements warten mußte, kann auf der Eisenbahn die Ladung eines ganzen Schiffes in drei Tagen an Ort und Stelle geschafft werden. Alle Städte, welche an der Eisenbahn liegen, werden zu Häfen, denen man aus den innern Gouvernements die Waaren zuführt, und von denen dann die Waaren weiter geschafft werden, um die man jetzt nach Petersburg, Moskau, Riga oder Odessa plätschern muß. Rußland wird durch ein solches System in 50 Jahren mehr vorwärts schreiten, als sonst in 200, und was den Gewinn der Unternehmung beträfe, so könnte er bei dem starken Verkehr zwischen Petersburg, Moskau, Nischneinowgorod, Kasan und Odessa nicht fehlen. Jetzt kommen wir aber zu einem wichtigen Punkte. In einem Blatt der nordischen Biene heißt es: Wir theilen hier die Details über die von Herrn v. Gerstner zum Bau vorgeschlagenen Eisenbahnen mit, welche von Petersburg nach Peterhof, von Moskau nach Kolomna, und von Riga nach Mitau geführt werden sollen. „Es ist zweierlei, eine Probebahn zwischen Petersburg und den Residenzen der kaiserlichen Familie und eine große Bahn zu bauen; ersteres ist zwar sehr löblich, aber immer nur ein Luxus einer großen Hauptstadt, und darüber läßt sich nichts sagen. Zu welchem Ende man aber eine Eisenbahn zwischen Riga und Mitau bauen soll, können wir nicht begreifen, obgleich wir die russische Handelsstatistik so gut zu verstehen glauben, als Herr v. Gerstner. In Mitau leben etwa 19,000 Menschen beiderlei Geschlechts, welche sehr ruhige Tage ohne Luxus und Verschwendung dahinleben. Kaum füllt sich eine einzige Dilligence zwischen Riga und Mitau mit Passagieren, und der Verbrauch von Mitau ist so unbedeutend, daß selbst die Fuhrleute mit dem Transport der Waaren nicht viel zu thun haben. Die Waaren aus Riga gehen über Mitau nur nach Litthauen und Klein-Rußland; um jedoch einen kürzern Weg von 38 Wersten zu gewinnen, ist es unrecht, Millionen hinauszuwerfen. Von der Straße zwischen Moskau und Kolomna kann man zwar nicht dasselbe sagen, aber wenn man einmal sich ans Werk machen will, so muß man in großem Maßstab verfahren. Proben können gut seyn, um bei den Russen die Lust nach Eisenbahnen zu erweitern, wenn sie auch den erwarteten Vortheil und die gewöhnlichen Prozente für die Aktien nicht tragen. Aber der von uns vorgeschlagene Weg, der freilich eine Strecke von 3525 Wersten einnimmt, würde für Rußlands Industrie und Handel eine neue Aera beginnen. Mögen wahrhaft aufgeklärte Leute diesen Vorschlag in Ueberlegung ziehen und ihre Meinung sagen, Hrn. v. Gerstner aber bitten wir, sein Talent und seine Zeit nicht auf Proben, sondern auf ein wichtiges und allgemein nützliches Unternehmen zu verwenden."

Die Provinzialbanken Englands.

(Fortsetzung.)

Die Manie der Aktienkompagnien ist indeß nicht der einzige beunruhigende Umstand in der gegenwärtigen Zeit: sie war von einem allgemeinen Steigen der Preise aller Waaren begleitet; das Eisen stieg von 4 bis 5 Pf. die Tonne auf 12 bis 14 Pf. Dazu gaben zum Theil die Bedürfnisse der schon begonnenen Eisenbahnen Veranlassung, aber bei weitem mehr noch die Aussicht auf die projektirten. Uebrigens haben alle Arten von Waaren an diesem Steigen Antheil genommen. Dieser Umstand schon mußte bei allen besonnenen Leuten Verdacht erregen, gegenwärtig kommt aber noch eine übertriebene Begierde dazu, sich auf gewagte Projekte einzulassen, und eine ungewöhnliche Leichtigkeit Credit zu erhalten. Das liefert den Beweis, daß ein gefährliches Prinzip wirksam ist, das zu bekämpfen und zu beherrschen von hoher Wichtigkeit ist.

Von dem Jahre 1708 bis zum Jahre 1826 konnte keine aus mehr als sechs Associés bestehende Compagnie weder in England noch in Wallis errichtet werden, um Bankgeschäfte zu treiben. Das Zurückziehen der Zettel der Provinzialbanken, und die heftige Krise, die am Ende des Jahres 1825 und im Anfang des Jahres 1826 sich kund that, führten die Abschaffung dieses Gesetzes herbei, und die Regierung bestätigte die Errichtung von Banken mit einer unbeschränkten Anzahl von Genossen, vorausgesetzt, daß eine solche Gesellschaft ihren Sitz über 65 Meilen von London entfernt aufschlage. Das Verbot war nicht sehr klug gewesen, und die Abschaffung nur ein Akt der Gerechtigkeit, aber das Resultat der Maßregel entsprach nicht den Hoffnungen, die man darauf gesetzt hatte. Es wäre noch etwas ganz Anderes nöthig gewesen, um das System der Provinzialbanken auf eine solide Grundlage zu setzen. Die Parlementsakten vom zweiten, dritten und vierten Jahre Wilhelms IV verordnen zwar, der Regierung jährlich einen Etat vorzulegen, der den Ort, wo jede Bank etablirt ist, so wie die Namen und den Wohnsitz der Associés enthalten soll; auch sollen diejenigen Banken, welche Zettel ausgeben, alle drei Monate den Betrag ihrer in Umlauf befindlichen Zettel angeben. Aber man macht von diesen Etats wenig Gebrauch, und die Namen der Associés werden nicht bekannt gemacht. Leute die ein besonderes Interesse dabei haben, können sie leicht mitgetheilt erhalten, im Allgemeinen aber sind sie wenig bekannt. Damit diese Nachweisungen wahrhaft

nützlich seyen, müßten sie öffentlich angeschlagen und zeitenweise in die Journale der Städte, wo diese Banken etablirt sind, eingerückt werden. Die Angaben der Circulation der verschiedenen Banken sind wo möglich noch mangelhafter. Die Stempelbeamten sind nur ermächtigt, alle drei Monate in zwei Linien die Gesammtsumme der ausgegebenen Zettel, erstens sämmtlicher Banken von Einzelnen, dann sämmtlicher auf Aktien errichteter Banken bekannt zu machen. Diese Bekanntmachung liefert nur allgemeine Resultate, und ist in hohem Grade ungerecht gegen diejenigen Banken, welche mit Klugheit und Redlichkeit verfahren.

So mangelhaft indessen auch diese Etats sind, so sind sie doch hinreichend, um die Aufmerksamkeit des Parlaments und des Publikums auf sich zu ziehen. Man ersieht daraus, daß Anfangs die Fortschritte des Systems nur langsam waren, denn im Julius 1833, sieben Jahre nach der Abschaffung des Gesetzes, das ihre Errichtung verbot, waren erst 34 Banken auf Aktien errichtet, während im März 1836 schon 72 errichtet waren; in den drei darauf folgenden Monaten war die Vermehrung derselben ungeheuer: 15 neue Banken, wovon zwei mit 750 Aktien, wurden in diesem kurzen Zeitraume errichtet, und es ist sogar eine darunter, welche eilf Nebenbanken hat. Die Bankmanie ist fast eben so allgemein als die Eisenbahnmanie geworden. Es ist kaum möglich ein Journal in die Hand zu nehmen, ohne darin die Ankündigung eines solchen Etablissements zu lesen, das, wie natürlich, in den pomphaftesten Ausdrücken herausgestrichen wird.

Man wird vielleicht glauben, diese beispiellose Vermehrung der auf Aktien errichteten Banken habe eine entsprechende Verminderung der Privatbanken, das heißt solcher, die weniger als sieben Associés haben, zur Folge gehabt, das ist aber keineswegs der Fall. Im J. 1833 bestanden ihrer 598, jetzt noch 559, und die Zahl der von den Privatbanken überhaupt ausgegebenen Zettel hat sich seit 1833 wenig verändert. Die Verausgabung der auf Aktien errichteten Banken betrug im J. 1833 1,315,301 Pf., die der Privatbanken 8,836,803 Pf. zusammen 10,152,104 Pf., während am 26 März des gegenwärtigen Jahres die Verausgabung der Privatbanken 8,353,894 Pf., und die der Banken auf Aktien 5,094,025 Pf., zusammen also 11,447,919 Pf. betrug.

Es wäre ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, die Geschäfte dieser Banken ließen sich nach dem Betrag der au porteur oder auf Sicht gestellten Papiere berechnen. Diese Papiere bilden nur einen sehr kleinen Theil ihrer Verpflichtungen; die meisten derselben treiben Handel, nicht mit ihren eigenen Fonds, nicht einmal mit denen, die ihnen anvertraut werden, sondern mit dem Kredit, den sie zu London und anderswo erhalten. Statt die eskomptirten Effekten und andere Papiere, auf welche sie Geld vorgeschossen haben, bis zur Rückzahlung desselben zu behalten, schicken diese Banken sie sogleich nach London, um sie dort abermals eskomptiren zu lassen. Dieses System wird so weit getrieben, daß Banken mit einem Kapital von weniger als 500,000 Pf. für fünf bis sechs Millionen eskomptirte Papiere haben, und andere sogar noch unmäßigere, mit ihren eigenen Hülfsmitteln und weniger im Verhältniß stehende Verpflichtungen eingehen. Diese Banken bezahlen gewöhnlich drei Proz. von dem Gelde, das sie in der Hauptstadt entleihen, und nehmen vier bis fünf Proz. von denjenigen, welchen sie vorschießen. *) Es kann in außerordentlichen Fällen erlaubt seyn, zu solchen Auskunftsmitteln seine Zuflucht zu nehmen; aber eine Bank, deren gewöhnliche Geschäfte auf diese Art geleitet werden, kann man nicht als auf soliden Grundlagen ruhend ansehen. Sie hängt stets von Umständen ab, worüber sie nicht Herr ist. So lange der Wechselkurs günstig, die Preise stationair oder steigend sind, und der Kredit gut ist, gibt es nichts Leichteres, als zu London Geld auf Handelseffekten zu erhalten, und dann hindert nichts den Lauf der Geschäfte, aber beim ersten Stoß tritt Bestürzung an die Stelle des Vertrauens, und es ist nicht mehr möglich zu eskomptiren. Die Provinzialbanken können aus demselben Grunde den Leuten, die sich gewöhnlich an sie wenden, keine Vorschüsse mehr machen; diese Leute gerathen in die größte Verlegenheit; sie sind genöthigt schnell zu verkaufen, nur um Geld zu erhalten; Hemmnisse im Verkehr treten ein, und es erfolgt eine Stockung der Geschäfte, die den Banken eben so nachtheilig ist, als den Kaufleuten, die auf sie rechneten. Dieß sind die unvermeidlichen Folgen der Mißbräuche im Banksystem von England, und die auf Aktien errichteten Banken; weit entfernt, diesen Nachtheil zu vermeiden, scheinen vielmehr die Wahrscheinlichkeit ähnlicher Unfälle für die Zukunft noch gesteigert zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hieraus ersieht man, welchen ungeheuren Einfluß die Erhöhung des Diskontos der englischen Bank auf das Ganze haben muß. Im gegenwärtigen Augenblick ist dieser Umstand noch nicht so fühlbar, als er in einiger Zeit werden wird, denn gegenwärtig beziehen noch viele Landbanken, wie es scheint in Folge früher abgeschlossener Verträge, von der Bank von England Geld zu 3 Proz. obwohl die Bank selbst von Kaufleuten fünf fordert. Dieses Mißverhältniß kann unmöglich mehr lange anhalten, und dann muß eine bedeutende Stockung der Geschäfte eintreten.

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Die Stuart'schen Papiere.

Kardinal York hatte in seinem Testament den Monsignor Cesarini, Bischof von Milevi, zum Fiduciarerben ernannt. Dieser überließ die Sorge für mehrere mit Papieren gefüllte Koffer einem Maestro di Casa, der sie im Jahre 1809, im Augenblick der Regierungsveränderung, auf einem Speicher versteckte, damit sie nicht in die Hände der Franzosen fallen sollten. Dieser Haushofmeister starb und nahm sein Geheimniß mit ins Grab. Im Jahre 1816 wurden diese Papiere von einer Person entdeckt, die nur eine dunkle Erinnerung von dem, was vorgegangen, hatte, und die jene Papiere fand, indem sie die Koffer aufsuchte. In Rom befinden sich stets Engländer, und so kam es denn, daß ein Mann dieser Nation, Herr Watson, diese Papiere, deren Daseyn er vermuthete, gegen baares Geld zu kaufen sich erbot. Die Person, welche sie widerrechtlich besaß, überließ sie ihm für die unbedeutende Summe von 170 römischen Thalern. Sobald der Handel

geschlossen war, hatte der Engländer zuvörderst alle mögliche Sorgfalt anzuwenden, um die Papiere aus dem römischen Staate zu schaffen. Ein vormaliger französischer Konsul, Herr Stamaty, der vorher Gelegenheit gehabt hatte, mehrere dieser Papiere, welche theilweise bereits von Würmern zernagt waren, im Geheimen zu sehen, sagte mir, daß sich, so viel er hätte entziffern können, eine weitläufige Korrespondenz mit den Behörden von Madagaskar unter ihnen befunden, von woher man den Stuarts Beweise von Ergebenheit und Treue gegeben, und sie auch mit Geld unterstützt habe. Die schottische Korrespondenz sey ganz in Unordnung gewesen, und die wichtigsten Dokumente derselben schienen abhanden gekommen zu seyn. Einem vorhandenen Inventar zufolge hätten sich Lücken ergeben. Man fand auch Papiere des englischen Hofes im Schlosse zu St. Germain (gegen das Jahr 1708), und besonders irische Dokumente darunter. Nach einem flüchtigen Blick auf diesen kostbaren Schatz überzeugte sich Herr Stamaty, daß er nicht nur die alten, sondern auch die neuen Schriftzüge, die mit Vorsatz schlecht geschrieben zu seyn schienen, nicht richtig lesen könne. Ein vorsichtiger, zu Rom lebender Mann, dem Hr. Watson in dieser Hinsicht sich anvertraut hatte, sagte ihm, daß da ihm das Geschick diese Papiere in die Hände gelegt habe, die er für treu halte, und er sie ohne Zweifel nicht darum an sich gebracht hätte, um angesehene Familien zu kompromittiren, so müsse man die Koffer in Civita-Vecchia einschiffen und sich wohl in Acht nehmen, daß Herr Denis, der englische Konsul, oder vielmehr Madame Denis, die sich in alle Geschäfte mische und sogar an politischen Gegenständen mehr Theil nehme als ihr zu Führung des Konsulats fast ganz unfähiger Mann, nichts davon erfahre. Der Engländer befolgte diesen Rath nicht. Er wußte wahrscheinlich nicht, in welchem Ansehen die britische Regierung damals in Rom stand. Er wollte immer nur von seinen Papieren sprechen, sich Raths erholen oder entziffern lassen. Sobald demnach die römische Regierung Kenntniß von der Sache erhielt, wurden die Papiere bis auf einige Pakete, die sich gerade in andern Händen befanden, weggenommen. Watson erhob vergebens Einwendungen gegen den Befehl der Regierung. Madame Denis wurde von dem benachrichtigt, was vorging. Das nachstehende Schreiben, welches der Kardinal Consalvi unterm 26sten Januar 1817 an Lord Castlereagh richtete, gibt Auskunft, was aus dieser Angelegenheit wurde.

„Mylord. Der englische Konsul, Herr Denis, wird Ew. Excellenz die nöthigen Berichte hinsichtlich der von Herrn Watson gekauften Papiere des seligen Kardinals, Herzog von York, erstattet haben, so daß ich nicht nöthig habe, die einzelnen Umstände hier zu wiederholen. Der einzige Zweck dieses Schreibens ist, Ew. Excellenz in Kenntniß zu setzen, daß der besagte Herr Watson, von Herrn Schmidt begleitet, zu mir gekommen ist, um die freie Verfügung über den von ihm abgeschlossenen Kauf zu reklamiren, und daß er, nachdem ich ihn auf das bestehende Gesetz, welches solche ohne die erforderliche Bewilligung abgeschlossene Käufe für ungültig erklärt, aufmerksam gemacht, und er sich überzeugt hatte, daß er die Papiere nicht behalten könne, mich bat, kein Aufsehen von der Sache zu machen, und das Urtheil in dem von der Verwaltung der Erbschaft gegen den Kauf erhobenen Prozeß aufschieben zu lassen. Ferner ersuchte er mich noch um ein Schreiben an Ew. Excellenz, das Ihnen durch den besagten Herrn Schmidt zugestellt werden solle, und in welchem ich bezeugen möchte, daß Herr Watson die besagten Papiere für 170 Piaster von einem Mann gekauft, der sich für dazu bevollmächtigt von der Verwaltung ausgegeben habe, und daß ich Ew. Excellenz darauf aufmerksam machen solle, daß er, Herr Watson, mindestens das Verdienst gehabt, diese Papiere zu entdecken, und sie durch seinen Kauf vor gänzlicher Zerstörung oder Zersplitterung bewahrt zu haben, was sicher erfolgt seyn würde, wenn sie noch länger auf jenem Speicher geblieben wären, wo man sie vielleicht endlich an irgend einen Krämer verkauft hätte. Meine Antwort war, daß ich kein Bedenken trüge, das Schreiben auszustellen, daß ich mir aber vorbehalte, ihm eine bestimmte Antwort zu ertheilen, nachdem ich vorher mit dem Gouverneur gesprochen, um zu erfahren, wie der bei seinem Tribunal anhängige Prozeß stehe. Zwei Tage später eröffnete ich ihm, daß, obschon das Urtheil bereits gefällt, es doch noch nicht publizirt sey, indem man vorher noch Bericht an Se. Heiligkeit erstatten wolle, ich mithin seine Bekanntmachung habe verhindern können. Ich fügte bei, daß man demnach die Papiere bei ihm abholen werde, um sie zu dem Gouverneur zu bringen, und daß ich ihm dann das verlangte Schreiben an Ew. Excellenz ausstellen wolle. Nachdem Herr Watson und Schmidt mir gedankt und Tag und Stunde zu Abholung der Papiere bestimmt worden waren, konnte ich nicht ohne Erstaunen hören, daß Herr Watson bei Uebergabe der Papiere feierlichst protestirt, den Akt eine Verletzung des Eigenthumsrechts genannt, sich geweigert, die 170 Piaster in Empfang zu nehmen — die demnach für seine Rechnung beim Tribunal niedergelegt wurden — und endlich erklärt habe, daß er sich fortwährend als Eigenthümer der fraglichen Papiere betrachte. Als Herr Watson nebst Herrn Schmidt zu mir kam, um das verlangte Schreiben abzuholen, konnte ich nicht umhin mich gegen sie zu beklagen, und ihnen bemerklich zu machen, daß der Stand der Angelegenheit sich geändert habe, und daß ich, sobald Herr Watson sich den Eigenthümer der Papiere nenne und — wie er dieß Herrn Lupi bei verweigerter Annahme der 170 Piaster geschrieben — die Sache vor das brittische Ministerium und Parlament bringen wolle, ich ihm mit vollem Recht das verlangte Schreiben verweigern zu müssen glaube; sobald indeß die Papiere übergeben seyen, wolle ich mein Wort halten und keine Ursache zu wiewohl ungerechten Klagen geben. Demzufolge übergebe ich dieses Schreiben Herrn Schmidt, der unverweilt nach London abgehen wird, und benutze diese Gelegenheit, um Ew. Excellenz die Versicherung der ausgezeichneten Achtung zu wiederholen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn Ew. Excellenz sehr ergebener und gehorsamer Diener

H. Kardinal Consalvi."

Personen, welche sich für gut unterrichtet ausgeben, machten damals bekannt, daß die Papiere von einem Römer geprüft worden, der dem sardinischen Hof habe Bericht darüber abstatten sollen, weil die eventuellen Rechte der Stuarts auf den zweiten Sohn von Viktor Amadeus III übergegangen seyen, der im Jahre 1817 zu Turin regierte, und daß sie nach dieser Untersuchung nach England geschickt worden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß irgend ein Dokument, welches den Jakobiten hätte schaden können, dem Lord Castlereagh zugestellt worden wäre; wenigstens gestatten der Charakter des Kardinals Consalvi, der seine Erziehung dem Herzog von York dankte, die Grundsätze der Ehre und des Muthes, welche die päpstliche Regierung allenthalben zeigen, wo es sich um Schutz und Zuflucht für Katholiken handelt, nicht an so etwas zu denken, und ich bin fest überzeugt und habe den Beweis davon, daß bei solchen Gelegenheiten stets schicklich, edel und großmüthig gehandelt wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.)

Nr. 322.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 November 1836.

Ein Bild aus den Wildnissen Nordamerika's.

Wir entlehnen aus einem neuerschienenen Werke Washington Irvings, Astoria betitelt, nachstehende gewiß aus dem Leben gegriffene Skizze aus dem wunderlichen Treiben der Indianer, Halbindianer und Jäger in Nordamerika's Wildnissen. Dieß Buch, das manche reizende auf Thatsachen gegründete Schilderungen enthält, wird uns vielleicht noch manches Bruchstück an die Hand bieten.

„Es ist der Stamm der Omahas, von dessen Häuptling, dem berüchtigten Waschinggah-da-ba oder „schwarzen Vogel" so wildromantische Geschichten erzählt werden. Er war ungefähr zehn Jahre vor der Ankunft Herrn Hunts, mit seiner Gesellschaft gestorben, allein sein Name wurde von seinen Leuten noch immer mit Ehrfurcht genannt. Er war einer der ersten unter den indianischen Häuptlingen am Missouri, welche mit den weißen Handelsleuten verkehrten, und benahm sich bei Erhebung seiner königlichen Zölle mit vielem Scharfsinn. Kam ein Handelsmann in sein Dorf, so ließ er ihn alle seine Waare in seiner Behausung auslegen, und wählte dann was ihm gefiel: Teppiche, Tabak, Branntwein, Pulver, Kugeln, Korallen, rothe Farbe, und legte dann die Waare bei Seite, ohne ihm etwas dafür zu geben. Dann ließ er seinen Herold oder Ausrufer kommen, und befahl ihm, auf die Zinne seines Hauses zu steigen und den ganzen Stamm zusammen zu rufen, damit jeder sein Pelzwerk herbeibringe, um mit dem weißen Manne Handel zu treiben. Bald füllte sich das Haus mit Indianern, welche Bären-, Biber-, Otter- und andere Felle brachten. Keiner durfte von den Preisen, welche der weiße Mann für seine Waare forderte, etwas abhandeln, und so suchte dieser sich natürlich für die von dem Häuptling ausgenommenen Artikel zu entschädigen. Auf diese Weise bereicherte der „schwarze Vogel" sich und die weißen Männer, und wurde bei den Handelsleuten am Missouri sehr beliebt. Seine Leute waren jedoch mit dieser Handelsweise, die so sehr gegen ihren Vortheil stritt, nicht eben so zufrieden, und zeigten sich bald sehr mißvergnügt. Ein verschlagener und gewissenloser Handelsmann entdeckte nun dem „schwarzen Vogel" ein Geheimniß, wie er sich die unumschränkteste Herrschaft über seine abergläubischen und unwissenden Unterthanen verschaffen könne. Er machte ihn nämlich mit den giftigen Eigenschaften des Arseniks bekannt, und lieferte ihm einen hinreichenden Vorrath von diesem verderblichen Artikel. Von dieser Zeit an schien der „schwarze Vogel" mit übernatürlichen Kräften und der Gabe der Weissagung ausgerüstet, denn er verfügte über Tod und Leben. Wehe dem, der seine Herrschaft nicht anerkannte, oder sich seinen Befehlen widersetzte! der „schwarze Vogel" prophezeite seinen Tod binnen einer bestimmten Zeit, und hatte die Mittel in den Händen, seine Weissagung wahr zu machen. Zur angegebenen Zeit ward der Schuldige von einer seltsamen und plötzlichen Krankheit befallen und starb. Jedermann stand erschrocken über so zahlreiche Beispiele der übernatürlichen Macht des Häuptlings, und scheute sich ein so allmächtiges und rachsüchtiges Wesen zu beleidigen, das nun natürlich mit der größten Willkür herrschte.

„Er bewahrte sein unheilvolles Geheimniß und mit ihm seine furchtbare Macht, allein, obschon er es durch dasselbe in seiner Gewalt hatte, seinen Feinden den Tod zu schenken, so konnte er ihn doch nicht weder von sich, noch von seinen Freunden abwenden. Im Jahre 1802 brachen die Pocken, welche unter den Bewohnern des Landes gleich einem Feuer auf den Prairien wütheten, auch im Dorfe der Omahas aus. Die armen Wilden sahen mit Schrecken die Verwüstungen, welche diese Pest unter ihnen anrichtete, gegen die alle Geschicklichkeit und Erfahrung ihrer Aerzte und Beschwörer nichts auszurichten vermochten. Binnen kurzer Zeit waren zwei Drittheile ihrer Bevölkerung dahingerafft, und das Geschick der Uebrigen schien gleichfalls bestimmt zu seyn. Der Stoicismus der Krieger hatte sein Ende erreicht, sie geriethen in Verzweiflung. Einige zündeten das Dorf an, als das letzte Mittel der Pest Einhalt zu thun, andere ermordeten in ihrem Wahnsinne Weib und Kind, um ihnen die Qualen der Krankheit zu ersparen, und sie in ein besseres Land zu befördern.

„Als der allgemeine Schrecken seinen Gipfelpunkt erreicht hatte, wurde der „schwarze Vogel" selbst von der Krankheit befallen. Als die armen Wilden ihren Häuptling in Gefahr sahen, vergaßen sie ihr eigenes Elend, und umringten sein Sterbelager.

Sein herrschsüchtiger Geist und seine Neigung zu den weißen Männern gaben sich auch in seinen letzten Augenblicken noch kund, denn er verordnete, daß man ihn auf jenem mehr als 200 Fuß hohen Hügel oder Vorgebirge begrabe, von welchem man den Missouri auf eine große Strecke überblickt, und wo er im Leben gewohnt war, sich nach den Barken der weißen Männer umzusehen. Der Missouri bespült den Fuß dieses Vorgebirges, und kehrt nach mannichfachen Windungen in der Ebene, bis auf eine Entfernung von etwa 900 Schritten wieder zu demselben zurück, so daß man sich nach einer Fahrt von 30 engl. Meilen, mit Segel und Ruder, wieder bei dem seltsamen Vorgebirge befindet, als wäre man dahin gebannt.

„Der letzte Befehl des „schwarzen Vogels" war, sein Grab auf der Spitze jenes Hügels zu bereiten, und ihn dort auf seinem Lieblingspferd sitzend zu beerdigen, damit er sein vormaliges Gebiet überblicken, und die Barken der weißen Männer schauen könne, wenn sie den Fluß herauskommen, um mit seinen Leuten zu handeln.

„Man that pünktlich wie der verschiedene Häuptling befohlen. Der Leichnam ward auf sein Kriegspferd gesetzt, und ein Hügel über ihn gewölbt, auf dem man eine Stange aufrichtete, von welcher das Banner des schwarzen Vogels und die Skalps herabflatterten, die er im Leben erbeutet. Als die Expedition unter Herrn Hunt jene Gegend besuchte, stand die Stange mit den Fragmenten des Banners noch, und der abergläubische Gebrauch, Lebensmittel für den Verschiedenen auf den Grabhügel zu legen, ward noch immer von den Omahas gewissenhaft befolgt."

Die Provinzialbanken Englands.

(Fortsetzung.)

Es finden sich jedoch noch andere viel verdächtigere Umstände. Die Aktien der meisten projektirten Banken sind von sehr geringem Werthe; wenige sind über 50 Pf. St., andere nur von 25, und es gibt sogar deren, die nicht über 10 Pf. betragen. Es geschieht übrigens öfters, und wird sogar manchmal in dem Prospektus ausdrücklich angeführt, daß man von den Aktionären nur die Bezahlung von 5 oder 10 Proz. des Betrags ihrer Aktien fordern wolle, so daß man für 10 bis 20 Schillinge Antheil an einer Bank erhalten kann. Endlich machen nach einem besondern Reglement oder vielmehr nach einem abscheulichen Mißbrauch in der Verwaltung, mehrere dieser Banken große Vorschüsse auf den Totalbetrag der Aktien, so daß häufig Leute, deren Angelegenheiten in verzweifeltem Zustande sind, eine bedeutende Menge Aktien nehmen, 10 Proz. ihres Werthes bezahlen, und auf den Gesammtwerth derselben weit stärkere Summen entlehnen, als sie bezahlt haben. Die große Gefahr, die aus solchen Operationen hervorgeht, ist augenscheinlich. Wenn eine Bank dieser Art genöthigt ist, ihre Zahlungen zu suspendiren, so fällt ihre Schuldenlast ganz auf diejenigen Aktionäre, die zu solchen widerrechtlichen Operationen ihre Zuflucht nicht genommen haben.

Wir glauben allerdings, daß die Mehrzahl der auf Aktien errichteten Banken auf soliden Grundlagen beruht, und mit Klugheit und Redlichkeit geleitet werden. Es ist indeß sehr schwer, diese von den andern zu unterscheiden, denn alle diese Banken genießen in der öffentlichen Meinung gleichen Kredit. Man muß in der That in solchen Gegenständen sehr bewandert seyn, um sich eine richtige Idee machen zu können, wie man bei der Errichtung solcher Gesellschaften zu Werke geht, und um den relativen Grad von Sicherheit, die sie bieten, schätzen zu können. Wir wollen hierüber ein Beispiel mittheilen: Im Laufe des gegenwärtigen Jahres forderte das Stempelamt einen Einwohner von Manchester vor Gericht, weil er eine beträchtliche Menge falscher Stempelpapiere verfertigt hatte; er wurde dieses Verbrechens überführt und zur Deportation verurtheilt. Was werden nun unsere Leser sagen, wenn sie erfahren, daß man unter den Papieren dieses Spitzbuben seine Korrespondenz mit einem Manne fand, der zu derselben Zeit sich zu London mit Errichtung einer Bank auf Aktien beschäftigte. Dieser letztere kannte das strafbare Unternehmen seines Freundes von Manchester vollkommen, und seine Briefe hatten zum Zweck, Geld von ihm zu entleihen, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, seinen Plan auszuführen. Man wird vielleicht glauben, daß er von ihm bedeutende Summen verlangte, aber dieß war keineswegs der Fall. Er begnügte sich ganz bescheiden, bald 15, bald 20 Pfund zu verlangen, und manchmal bat er ihn nur um die Gefälligkeit, ihm einen Souverain oder 10 Schillings zu geben. Um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, hatte er ein Haus gemiethet, das auf einen der Parks ging, und in seinen Briefen sagte er, wenn er nur seine eingenommene Stellung einige Wochen lang behaupte, und seine Annoncen und den Druck seines Prospektus baar zahlen könne, so würde er sich in ganz kurzer Zeit auf Gold wälzen: „Ich habe keinen Schilling im Vermögen," schrieb er seinem Korrespondenten, „und werde eine Bank errichten." Diese Bank sollte mehrere Tausend Aktien haben, auf deren jede die Aktionäre nur 5 Pfund zahlen sollten. Das Merkwürdigste ist aber, daß das Projekt gelang: diese Bank ist gegenwärtig in Thätigkeit, eskomptirt und stellt Zettel aus. Ihr Erfolg war freilich nicht so groß, als der einiger andern; indeß in Anbetracht ihres Ursprungs darf man sich nicht wundern, wenn sie im Anfang ein wenig hinkte. Findet sie aber nur noch ein Jahr eben so leicht Kredit, wie bisher, so ist ihre Existenz wahrscheinlich gesichert: die Direktoren werden große Dividenden unter sich vertheilen, und ihre Aktionäre, wie natürlich, ruinirt seyn.

Wir wollen keineswegs behaupten, daß solche Spitzbübereien häufig vorfallen; was soll man aber von einem System denken, das auch nur die Möglichkeit zuläßt, und Falschmünzern oder ihren Vertrauten gestattet, das königliche Vorrecht zu usurpiren und unter ihrer Signatur einen Theil der Umlaufsmünze des Landes auszugeben?

Nach dem, was wir so eben gesagt haben, wird man ohne Zweifel gestehen, daß die Kammer der Gemeinen nicht ohne Grund eine Kommission ernannt hat, um eine Untersuchung über das System der Banken auf Aktien anzustellen. Herr Clay, auf dessen Vorschlag diese Kommission ernannt wurde,

entwickelte in der Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, auf eine sehr treffende Weise die Nachtheile dieses Systems und das Unheil, das daraus für das Land hervorgehen würde, wenn man ihm freien Lauf ließe; dann setzte er die Mittel aus einander, durch die man seiner Ansicht nach der Gefahr begegnen könnte. Manches Nützliche und Verständige brachte er dabei vor, Anderes aber würde unsrer Ansicht nach nur das Verderbliche, was in dem jetzigen Systeme liegt, erschweren. Nach Hrn. Clay ist es nicht nur, um allen Mängeln des jetzigen Banksystems zu begegnen, sondern auch, um ihm alle Vollendung, deren es fähig ist, zu geben, bloß nöthig, beschränkte Verantwortlichkeit der Aktionäre, die Verbindlichkeit, den Gesammtbetrag der Aktien zu zahlen, und vollständige Oeffentlichkeit als Grundsatz festzusetzen. Unter beschränkter Verantwortlichkeit versteht Hr. Clay bloß, daß die Aktionäre der Banken nur als Associés der Commandite betrachtet würden, und die vollständige Oeffentlichkeit die er fordert, bestünde in der Verbindlichkeit, zu bestimmten Zeitpunkten einen Etat über ihre Aktiv- und Passivschulden bekannt zu machen.

Der erste dieser Punkte ist ohne Widerspruch der wichtigste. Seine Annahme würde aber unsrer Ansicht zufolge die nachtheiligsten Wirkungen hervorbringen, und die geringe Solidität vollends vernichten, welche das jetzige System noch darbietet. Wenn man diesen Grundsatz für die Banken zuließe, so wäre kein Grund vorhanden, ihn nicht auch in allen andern Unternehmungen und im Handel gelten zu lassen; und wer könnte die Folgen der Abschaffung eines Gesetzes voraussagen, unter dessen Herrschaft das Land einen so hohen Grad von Wohlstand erreicht hat? Der einzige Grund, welchen Hr. Clay zur Unterstützung seines Planes anführt, besteht darin, daß die Banken weniger leicht Kredit erhalten, und so den Intriganten wenigstens zum Theil die Mittel genommen würden, die Spekulationswuth zu entflammen. Wir läugnen nicht, daß dieß bis zu einem gewissen Punkte wahr seyn kann, es ist aber auch einleuchtend, daß wenn reiche Leute wissen, daß ihr ganzes Vermögen durch die schlechte Führung von Leuten, denen sie ihre Fonds anvertrauen, kompromittirt werden kann, sie diese Führung strenger kontrolliren werden, als wenn das Risiko sich nur auf eine Summe erstreckt, die sie gewissermaßen in die Lotterie gesetzt haben. Unser Zweck sollte also seyn, wo möglich die Verantwortlichkeit zu vermehren, und nicht, sie zu vermindern.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

3. Ausflüge nach Mirribin und Chue. Reise zu Umsiligas.

Erst am 25sten Februar brachen die Reisenden wieder auf mit vier Wagen und den besten ihrer Ochsen; am 28sten erreichten sie Tsining, nachdem sie vorher an mehreren großen Kraals von Batlapis, Baralongs und Batlarus vorübergekommen waren. Von hier zog sich eine Reihe hoher Berge nach Westen. Eine Abtheilung der Reisenden, bestehend aus zehn Personen, brach in jener Richtung auf, und erreichte nach dreitägigem Marsche, wobei Menschen und Ochsen sehr von Durst litten, am vierten Tage Morgens früh einen kleinen Teich am Fuße der Berge, und erstieg an demselben Tage noch Mittags einen der höchsten Gipfel, von wo man eine weite Aussicht gegen Norden, Nordwesten und Westen hatte. Die Reisenden sahen deutlich die Südgränze der Kalahariwüste, welche als eine völlig mit Buschwerk bedeckte Ebene erschien, durch deren Blätterwerk man hie und da Flecke von gelblich weißem Sand erblickte. Als sie zu ihren Wagen zurückkehrten, begegneten sie einigen Eingebornen von dem Batlarustamme, welche nur erst seit einigen Tagen wegen gänzlichen Wassermangels aus der Wüste zurückgekehrt waren, und erklärten, sie müßten nun, bis Regen eintrete, hier bleiben, obwohl sie dadurch wahrscheinlich ihr ganzes Besitzthum verlören, indem die Reichen des Stammes die Gewohnheit hätten, den wandernden Armen, wo sie sie fänden, das Ihrige abzunehmen.

Die Rückkehr nach Tsining war noch beschwerlicher, als die Hinreise, denn das wenige Wasser war fast ganz verschwunden, und nur an einer Stelle fanden sie hinreichend, um den Durst der Menschen und Thiere zu stillen. In der Nachbarschaft des erwähnten Teichs sammelte sich eine Menge Betschuanas, und mit Schrecken gewahrten diese, wie die Ochsen der Reisenden reichlich tranken, denn von diesem Wasser hing ihr Leben ab, und wenn dieß verbraucht wurde, mußten die meisten von ihnen vor Durst umkommen. Das entschlossene Wesen dieser Leute zeigte die Macht der Gewohnheit in ihrer ganzen Stärke: sie waren fast alle halb verhungert und hingen in Betreff ihrer Unterhaltsmittel völlig vom Zufall ab. Doch zogen sie diese Ungewißheit der Knechtschaft bei den Reichen ihrer Nation vor, welche am obern und untern Kuruman hausten.

Nachdem die Reisenden wieder zu Tsining angekommen waren, beschlossen sie Mirribin und Chue zu besuchen, zwei Orte, von denen aus man häufig in die Kalahariwüste eindrang. Bald betraten sie die Sandflächen, welche die Gränze der Wüste bilden, und erreichten mit großer Mühe die erste Station. Der Sand war allenthalben sehr tief, und hatte nur eine spärliche Decke von Gebüsch und Zwergmimosen. Der Mangel an Wasser erschöpfte Menschen und Ochsen, und die letztern blieben, außer der gewöhnlichen Anhaltszeit, 25 Stunden lang in den Jochen, ohne ihren Durst stillen zu können, und bei sehr mäßiger Nahrung. Zu Mirribin fanden die Reisenden eine kleine Gemeinde von Baralongs, welche durchaus nur von den freiwilligen Gaben der Natur lebten. Ueber die Wüste befragt, erklärten sie alle einstimmig, daß es gegenwärtig rein unmöglich sey, in derselben zu reisen, und selbst das Anerbieten einer Flinte, was sie unter Allem am meisten schätzen, konnte den Reisenden keinen Führer verschaffen. Alle sprachen mit Schauder von dem, was sie schon erduldet hatten, und erklärten, sie wollten lieber sterben, als dieß noch einmal erdulden. Der einzige Punkt, den die Reisenden jetzt noch zu erreichen versuchen konnten, war Chue, welches sie nach einem Marsche von 17 Stunden ohne Wasser erreichten, und hier denselben Bericht über die Wüste erhielten. Die Bakalahari, ein Stamm armer Betschuanas, hatten Jahre lang ihr Leben in der Wüste gefristet mit Makatan und ein wenig Wasser, das sie durch das Graben von Brunnen erhielten, waren aber in der letzten Zeit genöthigt worden, die Wüste zu verlassen, und sich sehr gegen ihren Willen unter die Armen der benachbarten Stämme zu mischen. Die Reisenden fanden hier einen Theil dieser Flüchtlinge, und erfuhren von ihnen, daß die Wüste in den letzten fünf Jahren allmählich dürrer

Google

geworden sey, und als sie dieselbe verließen, war nirgends auch nur ein Tropfen Wasser zu finden. Von einigen Hügeln nördlich von ihrem Lager hatten die Reisenden eine Aussicht über einen großen Theil dieser Wüste, welche sich von dem breiten sie umgebenden Gürtel den Angaben nach nur dadurch unterschied, daß sie weniger dicht mit Buschwerk bedeckt war. Der Sand geht fort und erhebt sich hie und da zu Hügelketten, und das Buschwerk ist niedrig und verschlungen, so daß man nicht in gerader Linie fortreisen kann, und manchmal sogar unter den niedrigsten Zweigen durchkriechen muß.

Nachdem die Reisenden zu Chue ihre Nachforschungen vollendet hatten, und bei ihrer Rückkehr nach Kuruman ihre an Umsiligas gesandten Boten vorzufinden hofften, setzten sie über den Masuoafluß, um nach Motito zu gehen, und trafen, nachdem sie ähnliche Beschwerden wie vorher erduldet, am 17ten März Abends in dem Wohnort des Herrn Lemu ein. Das Klima dieses Theils von Südafrika muß in den letzten fünfzig Jahren bedeutende Veränderungen erfahren haben, da noch seit Menschengedenken Seekühe sich im Kuruman fanden, wo jetzt auch nicht ein Tropfen Wasser ist, und man allenthalben auf zahlreiche trockne Flußbetten stößt. Als die Reisenden zu Motito ankamen, waren ihre Boten schon auf dem Wege nach Kuruman durchgekommen mit einer freundlichen Einladung von Umsiligas und einem Litabili, um den Reisenden als Führer nach seinem Lande zu dienen. Hier hörten sie zugleich, daß eine Abtheilung Batlapis, Unterthanen Mohuras, des Häuptlings von Kuruman, welcher zu Alt-Litaku sich aufhielt, einen Räuberzug gemacht, und den Matabilis 58 Stücke Vieh abgenommen hatten; man fürchtete Rache von den Matabilis, und die Reisenden beeilten sich deßhalb nach ihrer Ankunft zu Kuruman möglichst ihre Vorbereitungen zu beendigen.

Am 30sten April brachen sie wieder von Kuruman und am 15ten Mai von Motito auf, wo sie Herrn Moffat erwartet hatten. So lange sie sich noch zu Motito befanden, schickte Mohura einen Befehl an die Dolmetscher, nach Kuruman zurückzukommen, und ließ die Reisenden wissen, er werde ihre Weiterreise zu Umsiligas hindern. Der arme Dolmetscher schien zu fürchten, man werde sich diesem Befehl fügen; als dieß aber nicht geschah, blieb er ruhig bei ihnen, und die Drohung Mohuras bestätigte sich keineswegs. Die gegebene Antwort, er solle, wenn er es wage, die Reisenden mit Gewalt hindern, schien den Prahler zur Ruhe zu verweisen. Auch besann sich auf den dringenden Rath Herrn Moffats der Häuptling hinsichtlich des geraubten Viehes eines Bessern, und beschloß dasselbe den Matabilis zurückzugeben, um sich nicht ihre Feindschaft auf den Hals zu laden.

Nachdem die Reisenden über die Umgegend von Litaku hinaus waren, sahen sie wenig Einwohner, bis sie das Land der Matabilis erreichten, welches etwa 200 Meilen weit entfernt in nordöstlicher Richtung lag. In früherer Zeit war der dazwischenliegende Distrikt von Batlapis und Baralongs bewohnt, jetzt aber nur von den Armen dieser Stämme und von den Baharutsis. Er besteht fast aus einer einzigen ausgedehnten Fläche, welche während und einige Zeit nach der Regenzeit dicht mit üppigem Grase bedeckt, zu andern Zeiten aber dürr und fast ganz von Wasser entblößt ist. In mäßiger Entfernung von dem Molopo schickten sie Boten an Umsiligas, um ihn zu benachrichtigen, daß sie an diesem Flusse, welcher für die Gränze seines Gebiets gilt, warten würden, bis sie weitere Nachricht von ihm erhielten. Nach drei Tagen kam eine feierliche Einladung, daß sie nach Mosiga sich begeben möchten, wo der König sie mit Vergnügen empfangen werde. Sie folgten dieser Einladung, und am 2ten Junius gegen Mittag stiegen sie in ein schönes Thal hinab, welches im Norden und Nordwesten von den Kurrichaineberger geschlossen ist, und vor der Niederlassung der Matabilis der Hauptaufenthalt der Baharutsi gewesen war. Sie kamen an mehrern großen Kraals vorbei, aus denen Schaaren von Männern, Weibern und Kindern herausstürzten, eines eifriger als das andere, um die Wagen und die Fremden zu sehen. Doch war strenger Befehl gegeben, daß sie den Reisenden nicht zu nahe kommen sollten, und wenn es geschah, genügte ein Wort des die Reisenden begleitenden Häuptlings, oder ein Hagel von Steinen seiner Begleiter hielt Alles in achtungsvoller Entfernung. Ein ähnliches, wenn auch nicht gleich strenges System wurde während ihres ganzen Aufenthalts im Lande beobachtet, und mehr als einmal, wenn Herr Smith die Wachen aufforderte, doch die Leute ihre Neugierde befriedigen zu lassen, erhielt er zur Antwort, es sey unmöglich, weil Umsiligas entschieden verboten habe, die Reisenden nicht durch **seine Hunde** belästigen zu lassen. Zwei Tage nach ihrer Ankunft erhielten sie eine Botschaft von dem König, sich nach seiner Residenz zu begeben. Der Weg wand sich in den zwei ersten Tagen durch die Kette der Kurrichaineberge, und führte an mehrern Kraals vorbei, wo sie Vieh in Menge, aber wenig Menschen fanden.

In der Nacht des 8ten Junius hielten sie an den Ufern des Marikwa, etwas unterhalb des Punktes, wo er aus den Bergen tritt. Hier verlangte der sie begleitende Häuptling, welcher Kalipi hieß, daß Herr Moffat den Wagen vorangehen sollte, indem man nur noch 16 oder 18 Meilen von der Residenz des Fürsten entfernt sey. Natürlicherweise wurde diesem Verlangen alsbald entsprochen. Das Land, welches die Reisenden an diesem Tage durchzogen, war im Allgemeinen dicht mit Buschwerk bedeckt, und der Weg führte an den Ueberresten eines sehr großen Bamalitl-Kraals vorbei, welcher vor vielen Jahren zerstört worden war, auf Anstiften und unter Beistand von Conrad Buys, eines Mannes, welcher durch sein abscheuliches Benehmen mehr Unheil über die eingebornen Stämme Südafrika's gebracht hat, als sich in Kürze beschreiben läßt.

(Fortsetzung folgt.)

In London haben die Herren Laurie einen Wagen gebaut, welcher die Vortheile eines Winter- und eines Sommerwagens in sich vereinigt. Man kann ihn nicht nur, wenn man will, gänzlich schließen, sondern auch nach Gefallen erweitern und zusammenziehen.

Berichtigung.

In Nr. 318 S. 1269 Spalte 2 Z. 4 v. u. ist „Geschöpfe“ statt „Geschäfte“ zu lesen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 80** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Noch etwas über den Ettrick-Schäfer. — Chateaubriand. (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 323.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 November 1836.

Endlich ist auch einer der ersten Geographen Deutschlands, H. Berghaus, mit einem geographischen Almanach *) aufgetreten. Wenn wir bei Eröffnung dieses Bändchens nicht fanden, was wir bei der Ansicht des Titels erwarteten, nämlich eine gedrängte Zusammenstellung des jetzigen Umfangs unserer geographischen Kenntnisse im räumlichen Sinne, und eine Hinweisung auf den Standpunkt der Geographie als Wissenschaft, so mag wohl der Grund hievon darin liegen, daß der Verfasser anfangs in seiner Hertha und später in seinen Annalen der Erdkunde diesen Zweck schon seit vielen Jahren verfolgt. Daß aber derselbe nicht bloß gewöhnliche Völker- und Länderkunde in seinem begonnenen Almanach zu bearbeiten gedenkt, geht aus dem Inhalt hervor; der erste Abschnitt ist den vulkanischen Erscheinungen überhaupt und einzelnen großartigen Ereignissen des Jahres 1835 gewidmet; der zweite behandelt die noch lange nicht hinreichend erörterte Frage über die Meeresströmungen, wobei die von preußischen Schiffen gemachten Beobachtungen vielfach benützt, und fast das Erstemal nautische Erfahrungen deutscher Seefahrer der neuern Zeit zusammengestellt wurden, und der dritte, von dem auch in unsern Blättern öfters erwähnten Reisenden Schomburgh, betrifft die noch wenig bekannten Jungfrau-Inseln (Virgin-Islands) in geologischer und klimatischer Beziehung. Das interessanteste Kapitel ist wohl das zweite, und aus diesem entlehnen wir vorerst ein kleines Bruchstück über

die Meeresströme.

Obschon die Strömungen des Oceans einen der wichtigsten Theile der Hydrographie bilden, so ist es doch, wie Rennell sehr richtig bemerkt, erst seit Einführung der Chronometer und der Vervollkommnung astronomischer Beobachtungen zur Bestimmung der Meereslänge gelungen, sich einen richtigen Begriff von ihrer Richtung und Kraft zu verschaffen. Konnte auch vor Erfindung der Zeithalter die Abweichung, welche der Kurs eines Schiffs durch den Meeresstrom in nördlicher oder südlicher Richtung erleidet, durch Vergleichung der aus der Schiffsrechnung und der unmittelbaren Beobachtung hervorgehenden Breite gefunden werden, so war es doch erst jenen unschätzbaren Maschinen vorbehalten, die Größe kennen zu lehren, um welche der Seefahrer in seiner Bahn gegen Osten oder Westen abgelenkt wird, und dadurch um so mehr zur Vervollkommnung der Schifffahrtkunst beizutragen, als in den besuchtesten Meeren, denjenigen, welche Europa von Amerika und Indien, und die neue Welt von den östlichen Gestaden des alten Kontinents trennen, die meisten Ströme in der Richtung des Untergangs und Aufgangs fließen. Die Kenntniß der Meeresströme, sagt Rennell, setzt den Seefahrer in den Stand, seinen Kurs so einzurichten, daß er in dem einen Fall von dem Strome den größten Vortheil zieht oder in dem andern den geringsten Nachtheil erfährt; die genaue Bekanntschaft mit diesem Phänomen befähigt ihn, seine Reisen zu beschleunigen und Gefahren zu vermeiden; ja von dieser Erscheinung und den sie erzeugenden Luftströmungen hängt der Weg ab, den ein Schiff nehmen muß, um in der kürzesten Zeit von einem Hafen zum andern zu gelangen; ein Weg, der nicht durch die kürzeste Entfernung oder die geodätische Linie bezeichnet wird, sondern durch eine Kurve, welche von jener oft sehr bedeutend abweicht. Raum und Zeit stehen bei der Navigation in der innigsten Wechselwirkung. Ein Schiffer, der von der Mündung des englischen Kanals nach der Havana will, darf nicht, wie es der Blick auf die Karte vermuthen läßt, den kürzesten Weg nehmen und seinen Kurs nördlich von den Azoren auf die Halbinsel Florida und die Bahamastraße setzen; sondern er wendet sich, sobald er den englischen Kanal verlassen und den atlantischen Ocean betreten hat, sofort nach Südsüdwesten, schifft zwischen den Azoren und den canarischen Inseln hindurch, sucht den Wendekreis des Krebses gegen den 20sten Grad der Länge westlich von Ferro, das ist mitten im Ocean zu schneiden, steuert von dort nach den kleinen Antillen und durch das caraibische Meer längs der südlichen Gestade der großen Antillen, und gelangt so, die westliche Spitze der Insel Cuba dublirend, nach seinem Bestimmungsort. Daß dieser scheinbare Umweg genommen wird, beruhet auf den herrschenden Luft- und Meeresströmen. Auf jener

*) Unter dem Titel: Almanach für das Jahr 1837. Den Freunden der Erdkunde gewidmet, von Heinrich Berghaus. Stuttgart in der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung.

geraden Linie vom englischen Kanal nach der Bahamastraße würde der Schiffer, mit westlichen und südwestlichen Winden und östlichen Strömungen kämpfend, die größten Mühseligkeiten zu überwinden haben, und dadurch, gelänge auch die Bergfahrt in der Bahamastraße, was in den meisten Fällen sehr zweifelhaft ist, einen so großen Zeitaufwand gebrauchen, daß zu der Reise von Hamburg nach der Havana drei bis vier Monate gebraucht würden, während auf der großen Kurve die kleinen Antillen in 35 bis 40 Tagen erreicht werden, und der Anker im Hafen der Havana am 55sten oder 60sten Tage nach der Abreise von Hamburg ausgeworfen werden kann.

Aber nicht bloß für die Zwecke der Navigation ist die Kenntniß der Meeresströme von der äußersten Wichtigkeit, auch ein allgemeinerer Gesichtspunkt bietet sich dar, von dem aus sie betrachtet werden können, ein Gesichtspunkt, der die Physik der Erde im Ganzen umfaßt. Hr. von Humboldt bemerkt in dieser Beziehung in einer noch ungedruckten Denkschrift Folgendes:

„Die genauere Kenntniß der zwiefachen Art von Strömungen in dem Elastisch-Flüssigen (dem Luftmeere) und dem Unelastisch-tropfbar-Flüssigen (dem Ocean), der mit jenem auf ihm ruhenden Luftmeere in Wechselwirkung der Bewegung und Wärmevertheilung steht, hängt von drei veränderlichen Elementen, der Richtung, Schnelligkeit und Temperatur ab. In beiden, sonst so wesentlich von einander verschiedenen, in ihrer Contraktfläche scharf begränzten erdumhüllenden Schichten (in der Atmosphäre und in dem Ocean) wird das Letzte der eben genannten Elemente, die Temperatur, durch die zwei andern, die Richtung und die Schnelligkeit, bestimmt. Ist die Meeresströmung in der Bahamastraße durch heftige, die Barometerhöhe vermehrende und den regelmäßigen Wechsel der atmosphärischen Ebbe und Fluth störende Nordstürme in ihrem Laufe gehemmt, das heißt, in ihrer Schnelligkeit gemindert, so sinkt die Temperatur des Golfstroms 700 geogr. Meilen weit, da wo sich derselbe in nordöstlicher Richtung, gegen die westlichsten der Azorischen Inseln, Corvo und Flores, hin in eine große Wiese von Seetang verliert. Richtung der Luft- und Meeres-Ströme, je nachdem sie die Meridiane in verschiedenen Winkeln durchschneiden, aus höhern Breiten sich zu niedern oder umgekehrt bewegen, bestimmt den Temperaturunterschied zwischen der zuströmenden Luft- oder Wassermasse und der ruhenden, zu der sie sich mischt, oder die sie flußartig durchschneidet. Wie die Klimate und die wichtigsten meteorologischen Erscheinungen eben so sehr von der Richtung der Winde, in Hinsicht auf Azimuth und Neigung (von Mischung der Luftschichten, die verschiedenen Breitenzonen oder höhern und niedern Regionen der Atmosphäre zugehören), als von dem östlichen Sonnenstande, d. h. dem Einfallswinkel der Sonnenstrahlen abhangen, eben so wirken mittelbar auch die oceanischen Flüsse kalten und warmen Wassers (die Strömungen der Meere) durch ihre Ausdehnung und ihre Nähe auf die Klimate der Kontinente. Die oceanischen Flüsse, welche die wogende, aber in Hinsicht auf Translationsbewegung ruhende Meeresfläche so mannichfaltig durchschneiden, erwärmen oder erkälten zunächst die darüber liegende Meeresluft; sie erregen nicht bloß Verdampfung und Niederschläge salzhaltiger Dämpfe, sondern Sturm und plötzlichen Wechsel elektro-magnetischer Spannungen; sie theilen, dauernde und sanftere Luftströme erzeugend, nach Verschiedenheit ihrer eigenen Temperatur, bald Wärme, bald Kühlung den benachbarten Kontinenten mit."

Die Provinzialbanken Englands.

(Fortsetzung.)

Der hauptsächlichste Mangel des gegenwärtigen Systems besteht darin, daß das Publikum die Personen, mit denen es zu thun hat, nur unvollständig kennt. Es weiß, daß eine Bank aus einer gewissen Anzahl von Aktionären besteht, kennt aber diese Associés nicht; es weiß nicht, ob dieß Millionäre oder Strohmänner sind. Verschafft man ihm diese nothwendige Kenntniß, so setzt man jeden in den Stand, selbst den Grad von Zutrauen zu beurtheilen, den man dem Unternehmen schenken kann, und die einzige Thatsache, daß die Namen der verantwortlichen Aktionäre bekannt gemacht werden, würde diejenigen, welche etwas dabei zu verlieren haben, schnell auf die Gefahr aufmerksam machen, und sie veranlassen, auf die Art, wie die Geschäfte der Gesellschaft geführt werden, genauer Achtung zu geben.

Hr. Clay scheint zu glauben, daß bei dem Grundsatz der beschränkten Verantwortlichkeit und der Verbindlichkeit aller Aktionäre, den Gesammtbetrag ihrer Aktien zu bezahlen, der der Bank bewilligte Kredit niemals den Totalbetrag aller Aktien übersteigen würde, so daß, wenn sie je ihre Zahlungen suspendirte, der Verlust niemals sehr beträchtlich seyn könnte; dieß ist ein Irrthum. Eine Bank beginnt ihre Geschäfte mit einem Kapital von 100,000 Pfund, aber sie ist schlecht geleitet, eskomptirt schlechtes Papier und verliert; wer weiß, ob sie nach einem oder zwei Jahren noch ihr ursprüngliches Kapital besitzt? Das Publikum fährt fort, ihr denselben Kredit wie bisher zu schenken, und endlich kann die Bank Verpflichtungen für eine ungeheure Summe eingegangen haben, ohne daß sie einen Schilling besäße, um im Unglücksfall ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen.

Aber, sagt Hr. Clay, eben um diesem Nachtheil auszuweichen, verlange ich eine vollständige Publicität. Es ist auffallend, wie ein Mann, der London bewohnt und mit Geschäftsleuten im Verkehr steht, auf die Angaben von Schuld und Vermögen der Banken das geringste Vertrauen setzen kann. Er sollte wissen, daß diese Berechnungen meistens nur dazu dienen, das Publikum irre zu führen. Wir wissen ganz genau, daß Leute, die in diesen Geschäften sehr erfahren sind, erklärt haben, es sey ihnen nach Einsicht der Bücher einer Bank oder eines Handlungshauses durchaus unmöglich, auch nur mit einem Schimmer von Wahrscheinlichkeit voraus zu sagen, wie der Stand der Geschäfte dieses Hauses nach sechs Monaten seyn würde.

Hr. Clay schlägt nicht vor, die Bücher der Banken den Kommissären zur Einsicht vorzulegen, weil er wohl weiß, daß dieß noch ernstere Nachtheile haben würde, als diejenigen sind,

denen er zu entgehen sucht; er will also, daß man sich auf die Redlichkeit der bei der Führung der Banken interessirten Leute verlasse, und auf die Berechnungen, die sie liefern, ein unbeschränktes Vertrauen setze. Es ist schwer zu glauben, daß dieß von Hrn. Clay ernstlich gemeint seyn kann, denn wenn man auch bei den Leitern der Bank keine trügerische Absicht voraussetzen will, so weiß jeder, wie sehr Handelsleute sich täuschen, wenn es sich um ihre eigenen Angelegenheiten handelt: Schuldforderungen, die ein Unbetheiligter beim ersten Anblick als völlig werthlos erkennt, sehen sie wie baares Geld an.

Wenn sich im Volk ein Widerwillen kund gäbe, sich auf Bankunternehmungen mit unbeschränkter Verantwortlichkeit einzulassen, so könnte man einen Vortheil darin finden, diese Verantwortlichkeit zu beschränken, aber jedermann weiß, daß diese Abneigung nicht vorhanden ist. Für die gewagtesten Projekte, wenn sie nur die mindeste Aussicht auf Gewinn darbieten, finden sich stets Wagehälse, welche das Unternehmen wagen. Es findet also durchaus kein wesentlicher Grund statt, um einen vorsichtigen Gesetzgeber zu veranlassen, das gegenwärtige Gesetz zu ändern. Man wird vielleicht sagen, das System der beschränkten Verantwortlichkeit, d. h. dasjenige der anonymen Gesellschaften, sey ohne Nachtheil in Frankreich und den Vereinigten Staaten angenommen worden. Hierauf antworten wir, daß Frankreich weniger Kapitalien besitzt als England, und daß der Unternehmungsgeist dort eine geringere Thätigkeit zeigt, so daß ein für Frankreich ganz passendes Gesetz in England ausnehmend schädlich seyn könnte; überdieß wäre es vielleicht nicht schwer zu beweisen, daß Frankreich und die Vereinigten Staaten bei der Abschaffung des jetzt befolgten Systems gewinnen würden. In der amerikanischen Republik hat die Einführung dieses Systems die Annahme einer Menge Reglements nöthig gemacht, um Betrug zu verhindern, und diese haben, wie zu erwarten, ihren Zweck gänzlich verfehlt. Die amerikanischen Gesetzgeber begnügten sich nicht mit der Erklärung der Bankdirektoren über ihr Soll und Haben, sondern sie ernannten Inspektoren, um sich zu versichern, ob diese Erklärungen richtig und ob die Reglements beobachtet worden seyen. Das nachfolgende Beispiel mag zeigen, in wie weit man auf diese Art von Kontrolle zählen kann.

Die sogenannte Suttonsche auf Aktien errichtete Bank wurde im Jahr 1828 zu Boston, einer ausnehmend moralischen und religiösen Stadt, errichtet. Die Akte der Legislatur von Massachusetts, welche zur Errichtung derselben ermächtigt, macht zur Bedingung, daß, ehe die Bank ihre Geschäfte eröffnen dürfe, die Hälfte des Kapitals bezahlt seyn, und in Gold oder Silber sich in den Koffern der Bank befinden müsse. Die Akte fügte hinzu, „daß die Bank inspicirt und untersucht werden solle von drei durch den Gouverneur der Provinz ernannten Commissairen, welche das in den Koffern der Bank befindliche Geld verificiren, und sämmtlichen Direktoren oder der Mehrzahl derselben einen Eid abnehmen sollen, daß die besagten Summen wirklich von den Aktionären der besagten Bank auf Rechnung des Betrags ihrer respektiven Aktien bezahlt worden seyen, daß sie keine andere Bestimmung hätten, und daselbst als ein Theil des Bankkapitals bleiben sollen.“

Die zu dem Ende von dem Gouverneur ernannten Inspektoren besuchten die Gewölbe der Bank am 28sten Septbr. 1828 und fanden eine gewisse Summe in Dollars; vier der Direktoren schworen, daß dieß Geld von der ersten Zahlung der Aktionäre herrühre, daß es hier als Theil des Bankkapitals bleiben solle und keine andere Bestimmung habe. Was hätte Hr. Clay weiter wünschen können? Man hatte hier bezahltes Kapital, beschränkte Verantwortlichkeit und vollkommene Oeffentlichkeit. Die Bank war also konstituirt, und begann ihre Eskomptirungen. Die ganze Sache war aber nichts als eine Beutelschneiderei im Großen; nachdem die Bank Zettel für eine bedeutende Summe ausgegeben hatte, fallirte sie, und man entdeckte, daß sie niemals einen Dollar Kapital besessen hatte. Das Geld, das die Inspektoren gesehen hatten, war den Tag zuvor von andern Banken entlehnt, und noch am Abend zurückgegeben worden. Daß die Direktoren und ihre Helfershelfer verschwunden waren, versteht sich von selbst.

Man könnte eine Menge Beispiele nicht minder auffallender Betrügereien anführen, die von Banken in den Vereinigten Staaten begangen wurden, und mit Thatsachen der Art vor Augen wäre es die äußerste Thorheit, dasselbe System in England einführen zu wollen. Wir sind freilich nicht der Meinung, daß das jetzt in England bestehende System das beste sey, aber wir glauben nicht, daß man in England die beschränkte Verantwortlichkeit annehmen solle, und verlangen Oeffentlichkeit, nicht jene falsche, welche Herr Clay die vollkommene nennt, sondern diejenige, welche die Namen aller Associés der auf Aktien gegründeten Banken bekannt macht. Um dieß zu erreichen, müßte jede Bank die Liste der Namen und Adressen aller Aktionäre, die Zahl der von jedem besessenen Aktien und den Betrag der auf diese Aktien bezahlten Summen übergeben. Diese Listen müßten, wenn auch nicht in der amtlichen Zeitung von London, doch wenigstens in den Journalen der Provinzen, wo diese Banken etablirt sind, bekannt gemacht werden. Dadurch erführe das Publikum, mit wem es zu thun hat, und würde sich darnach richten; es wäre nicht wie gegenwärtig zum Irrthum verleitet durch die Vermuthung, daß eine Bank, welche eine große Anzahl von Aktionären hat, nothwendig darunter auch reiche und zutrauenswürdige zählen müsse. Zugleich sollte in denselben Journalen alle drei Monate der Betrag der umlaufenden Zettel bekannt gemacht werden. Weiter dürfte man aber die Publizität nicht treiben, wenn sie nicht illusorisch und selbst gefährlich werden sollte.

Hr. Clay legt eine große Wichtigkeit auf die Bezahlung zum mindesten eines großen Theils des Aktienbetrags; aber wie soll man erfahren, ob die Bezahlung wirklich ist und ob nicht die bezahlten Summen später den Aktionären unter einer oder der andern Form geliehen worden sind. Vielleicht könnte man verlangen, daß keine Aktien unter 50 Pfd. ausgegeben, und den Aktionären auf den Betrag ihrer Aktien keine Vorschüsse gemacht werden dürfen, allein auf solche Bedingungen ist wenig Gewicht zu legen, da es nur allzu leicht ist, sie zu umgehen.

(Schluß folgt.)

Ertrag der Seehäfen in England.

Aus Parlamentspapieren geht hervor, daß England 54 Seehäfen hat, wovon 15 dem Staat unter 1000 Pfd. eintragen. 26 von 1000 bis 5000 Pfd., und nur 6 tragen mehr als 100.000 Pfd. jährlich; nämlich London 8.692.945 Pfd., Liverpool 3.155.955, Bristol 1.016.475, Hull 592.181, Newcastle 274,386 und Gloucester 102,875 Pfd. Sunderland liefert eine jährliche Einnahme von 69,564, Stockton 5008 und Berwick nur 2662 Pfd. In Schottland gibt es 21 Seehäfen, woven 13 nicht über 5000 Pfd. ergeben; in Irland 15, woron 5 nicht über 5000 Pfd. abwerfen.

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

2. Ausflüge nach Mirribin und Chue. Reise zu Umsiligas.

(Fortsetzung.)

Der erste Kraal, den die Reisenden trafen,, war die königliche Residenz, was sie freilich nicht errathen hätten, wenn nicht Herr Moffat ihnen entgegen gekommen wäre, und bald erschien auch Umsiligas selbst vor seiner Thüre, um sie im Vorübergehen zu begrüßen. Schnell möglichst begaben sie sich dann nach seiner Behausung, wo sie ihn an der einen Seite des Viehkraals, umgeben von einer Menge kleiner Häuptlinge, trafen; in einiger Entfernung stand eine Wache von 50 oder 60 seiner Krieger. Als die Reisenden sich näherten, stand er auf, bot jedem die Hand, und sprach wiederholt, doch undeutlich, die Worte: Goeden Dag. Da Herr Moffat schon wußte, daß keine Sitze angeboten werden würden, hatte er sich mit zwei Stühlen versehen, deren er und Herr Smith sich bedienten, die andern, welche diese Vorsicht nicht gebraucht hatten, setzten sich, so gut es eben gehen wollte, auf einen Haufen trocknen Kuhdüngers nieder. Als dieß vorüber war, erfolgte einige Minuten lang Stillschweigen, während dessen er alle Fremden der Reihe nach neugierig beobachtete, und so oft sich seine Blicke mit denen eines Reisenden begegneten, vergnügt lächelte. Hierauf wurden einige Befehle gegeben, und fast augenblicklich ein Stück von einer schön gebratenen Ochsenbrust aufgetragen, und in einem hölzernen Gefäß in die Mitte gestellt; zugleich wurden mehrere Kalebassen mit dem von ihm sogenannten Bier vor ihnen niedergesetzt. Dann mußte der Dolmetscher sie auffordern zu essen, aber niemand gab ihnen ein Messer, so daß endlich einer der Reisenden das seinige herauszog, und bald jeder sich mit einem tüchtigen Stück Fleisch versah. Nach dem Essen trank der Fürst selbst einen großen Becher voll Bier, gab ihn dann einem jeden der Reihe nach, und wären sie so begierig gewesen zu trinken, als er die Becher zu füllen, so hätten manche nur mit Schwierigkeit den Weg zum Wagen gefunden.

Während des Essens that Umsiligas eine Menge Fragen an Herrn Moffat und Herrn Smith, und verlangte namentlich Nachrichten von den Weißen; als er aber hierüber seine Neugierde befriedigt hatte, wurde die Unterredung langsamer, und die Reisenden ergriffen die Gelegenheit Abschied zu nehmen. Bald gab er den Besuch zurück, und legte sich dabei auf Herrn Moffats Bett, was er sehr gern zu thun schien, weil so „sein Vater Umachoban schlafe." Vor Herrn Moffat zeigte er unzemein viel Achtung. Von nun an verfloß kaum ein Tag, wo er nicht die Reisenden ein- oder zweimal besuchte, und damit sie nicht vor Langweile stürben, begleitete ihn stets das Geschrei und die Gesänge des Volks auf dem Gange nach und von den Wagen. Sobald es irgend thunlich war, eröffnete Herr Smith dem Könige, daß es sein Wunsch sey, das Land gegen die Quellen des Likwa zu besuchen, und daß er hoffe, von ihm mit Führern und einem Dolmetscher versehen zu werden. Er leistete auch wirklich allen möglichen Vorschub, und am 16ten Januar, dem zu ihrer Abreise bestimmten Tage, erschienen die zu ihrer Begleitung bestimmten Matabilis in dem Kraal, und erhielten hier die genauesten Instruktionen über das, was sie zu thun hätten mit der beigefügten Drohung, wenn den Reisenden etwas zustoße, so lange sie unter ihrer Obhut seyen, so würden sie unfehlbar umgebracht werden.

Der Weg, auf dem die Reisenden an ihr Ziel gelangen wollten, führte beinahe südostwärts über einen sehr unebenen Boden zwischen zwei Bergreihen; einige Tage lang kamen sie an wohl mit Vieh versehenen Kraals vorbei, aber weiterhin sahen sie nichts als die Ueberreste von weit ausgedehnten steinernen Mauern, worin in frühern Zeiten die verschiedenen Betschuanastämme, die damals im friedlichen Besitz des Landes waren, ihr Vieh gehegt hatten. Allenthalben fanden die Reisenden Gras und Wasser in Menge, da die Quellen der meisten in dieser Richtung strömenden Flüsse in der unmittelbar nördlich von ihnen streifenden Kette lagen, welche die östlich fließenden Gewässer von den westlich fließenden trennt. Die Landschaft war hier schöner, als die Reisenden sie je gesehen hatten, und der Boden zum Viehtrieb und Anbau viel besser geeignet, als irgend ein anderer Distrikt des Matabiligebiets; die Einwohner gestanden selbst, daß nur die Furcht vor Dingan sie veranlasse dasselbe zu vernachlässigen.

Als sie den Uri- (Oori-) Fluß erreichten, der durch viele schöne Bäche von der oben erwähnten Kette genährt wird, erzählten die Führer, daß jenseits das Wasser sehr selten sey, und man mit Ochsen nicht fortkommen könne. Die Reisenden sahen sich deßhalb veranlaßt davon abzustehen, und zogen sodann über die Kashankette, die ihnen unmittelbar gegen Norden lag, weil sie nicht auf demselben Wege umkehren wollten. In der Lage, worin sie sich befanden, konnten sie dieß bloß auf Einem Wege bewerkstelligen, und dieß nur mit Schwierigkeit wegen des Buschwerks und der Zahl und Größe der Steine; sie kamen indeß glücklich hinüber, und lagerten die Nacht über abermals am östlichen Ufer des Uriflusses, etwa vier Meilen nördlich von den Bergen. Von hier aus war fast nichts von dem umliegenden Lande zu sehen, und sie beschlossen das Land höher hinauf zu ziehen, wo es zwar an Wasser fehlen sollte, wo aber in mäßiger Entfernung eine der höchsten Spitzen der Kashanberge lag. Sie zogen dahin und ließen ihre Wagen in der Nähe des Schlachtfeldes halten, gegen die Quellen des Flusses Umpeban zu, wo die Truppen von Dingan und Umsiligas ihre letzte Schlacht geschlagen hatten. Von der Höhe aus sah man einzelne Hügel, und mäßig hohe Bergketten, durch weite Ebenen von einander geschieden, begränzten die hier nur gegen Nordosten und Osten sehr weite Aussicht. Waldung war in dieser Richtung wenig zu sehen, und diese nur am Fuße der Berge. Der Boden derjenigen Ebenen, welche die Reisenden besuchen konnten, war von schwärzlicher Farbe und sehr porös, so daß die Füße beim Gehen tief einsanken, ein deutlicher Fingerzeig, wohin das Regenwasser gewöhnlich verschwindet.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 324.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 November 1836.

Das Reisen in Norwegen.

Die Schnelligkeit und außerordentliche Wohlfeilheit des Fortkommens, die pünktliche und gewissenhafte Bedienung der Reisenden, welche eine Folge der einfachen, vortrefflichen Einrichtung des Postwesens ist, bei der niemand ungestraft betrügen kann, die vortrefflichen Chausseen, die den Gastgisvern (Gastwirthen) vorgeschriebene billige Taxe der Lebensmittel, bei welcher der Reisende vor Betrug sicher ist, und außerdem die in keinem Lande so große Sicherheit des Eigenthums und des Lebens der Reisenden auf der Landstraße, sind Vorzüge, welche es werth machen, ein Land zu bereisen, das an erhabenen Natursceenen so reich ist.

Das Fortkommen wird auf folgende mannichfaltige Weisen bewerkstelligt:

1. Zu Lande:

a) mit Wagen und Pferd (Land-Skiots),

b) mit Reitpferden.

2. Zu Wasser:

a) mit Segel- oder Ruder-Böten (Wand-Skiots),

b) mit Dampfschiffen.

Da ich alle Reisearten benutzte, so will ich über die Kosten und Einrichtungen Auskunft geben.

1. Zu Lande.

A. Der Land-Skiots (Landpost), ist fast ganz so eingerichtet wie unsre Extrapost; nur in Ansehung der Kosten um den fünften Theil billiger.

Ein Reisender zahlt nämlich auf die norwegische Meile = 3000 rheinländische Ruthen; für 1 Pferd 24 Schilling norw. 1 Karren 4 Sch., dem Skiotsskaffer (Pferdskaffer pro Station) 32 Sch. ($8\frac{4}{5}$ preuß. Silbergroschen.)

Wer seinen eigenen Wagen hat, spart 4 Sch., muß aber für Geschirr 1 Sch. pro Meile entrichten.

Trinkgeld darf nicht gefordert werden. Man gibt aber dem Skiotsbonden (Postillon) pro Station 4 Sch. Hiernach belaufen sich die Kosten des Landskiot (Landpost) auf dem platten Lande für die norwegische Meile im Ganzen auf 36 Sch. ($9\frac{1}{10}$ preuß. Silbergroschen).

Da nun die Stationen meistens $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meilen lang sind, so reduzirt sich obiger Satz bis auf 9 Silbergr., weil in obiger Rechnung das Trinkgeld und der Skiotsskaffer stationsweise bezahlt werden.

Eine Person muß mit einem Pferde, drei Personen müssen mit zwei Pferden fortgeschafft werden, in welchem letztern Fa sich die Kosten sehr verringern.

Fahren aber zwei Personen in einem leichten zweirädrigen Fuhrwerk, das mit einem Pferde fortgeschafft werden kann, so bezahlen sie die Kosten für $1\frac{1}{2}$ Pferde.

Eine norwegische Meile ist = 2998 preußische Ruthen. Mithin reduzirt sich obiger Betrag für eine deutsche Meile auf sechs Silbergroschen.

Von den Städten aus bezahlt man für die erste Station das Doppelte vom Pferde, und wenn es eine Faststation (feste Station) ist, das Dreifache. Erhält man einen Stuhlkarren, so zahlt man dafür 8 Sch. pro Meile.

Bei Faststationen, das sind solche, wo die Pferde jederzeit bereit stehen, bezahlt man für die Meile 12 Sch. mehr. Eine Erlegung des doppelten Skiotsgeldes findet auch bei solchen Stationen statt, wo auffallende Schwierigkeiten im Fortkommen vorkommen, worüber der Gastgisver Auskunft gibt.

Bei Ueberfahrten über Gewässer wird nach dem im Fuhrhause aufgehängten Tarif das Doppelte des Satzes erlegt, wenn der Skiotsbonde auf demselben Wege zurück muß.

Schickt man einen Vorboten mit einem Bestellzettel, so vermehrt sich obiger Betrag von 9 Silbergroschen per norw. Meile noch um die Kosten eines Pferdes, was ich jedoch nie gethan, weil ich selten länger als eine Stunde aufs Pferd gewartet habe, ein Aufenthalt, den jeder sich gern gefallen läßt, der nicht als Kourier ein in seinen Naturformen so interessantes Land bloß durchfliegen will, ein Aufenthalt, den ich zur Führung des Tagebuchs, zum Zeichnen, so wie zur nähern Bekanntschaft mit dem Charakter, den Sitten und den häuslichen Einrichtungen der Bewohner, und mit der Erholung von der Reise hinlänglich ausfüllte. Ueberdieß wird jene Verzögerung durch das schnelle Fahren auf den trefflichen Chausseen wieder eingebracht. Ich habe zuweilen eine norwegische Meile in einer

Stunde, und ohne Vorboten täglich 15 bis 20 deutsche Meilen von 4 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends bequem zurückgelegt, was außerdem durch die hellen und warmen Sommernächte begünstigt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Provinzialbanken Englands.

(Schluß.)

Von den Banken, die keine Zettel ausgeben, kann das Publikum unserer Ansicht nach nichts fordern, als die genaue Kenntniß aller Associés und die Behauptung des großen Princips der unbeschränkten Verantwortlichkeit. Anders ist es mit denjenigen Banken, welche Zettel auf den Inhaber oder auf Sicht ausstellen. Diese liefern wirklich einen Theil der umlaufenden Münze des Landes, und die Regierung hat ein unbestreitbares Recht, darüber zu wachen, daß diese Zettel wie das Gold und Silber einen reellen Werth haben, der dem Nominalwerth entspricht. Dafür gibt es nur Ein Mittel, und dieß besteht darin, die Aussteller der Zettel zu nöthigen, die vollständige Zahlung zu garantiren. Vergebens hat man behauptet, daß dadurch ein ungerechter Unterschied unter den verschiedenen Gläubigern Einer Bank begründet werde: mit dieser Behauptung verwechselt man zwei wesentlich verschiedene Dinge. Unabhängig von der erwähnten der Regierung obliegenden Verbindlichkeit ist zu bemerken, daß die Zettelinhaber gezwungene Gläubiger der Bank sind. Ein reicher Mann kann allerdings Zettel zurückweisen, die ihm kein Vertrauen zu verdienen scheinen; dieß ist aber bei der Mehrzahl der Kaufleute nicht thunlich, weil sie sich dadurch der Gefahr aussetzen würden, ihre Kunden zu verlieren. Uebrigens sind Frauen, Minderjährige, Reisende, überhaupt alle Personen, die nicht im Stande sind, die Zahlungsfähigkeit einer Bank zu beurtheilen, dennoch gezwungen, ihre Zettel anzunehmen, die in den meisten Fällen einen Theil der umlaufenden und gesetzlichen Münze des Landes bilden.

Es besteht aber noch ein anderer ausnehmend ernster Mißbrauch, dessen Abstellung dringend nöthig ist. Bekanntlich haben viele Banken zahlreiche Nebenbanken in verschiedenen Theilen Großbritanniens gestiftet, und es ist nicht schwer zu begreifen, weßhalb sie eine so große Wichtigkeit darauf legen. Nach dem jetzt bestehenden Gesetze sind die Banken nur gehalten, ihre Zettel an ihrem Hauptbureau einzulösen, so daß, wenn sie dieselben in einer Nebenbank, vielleicht 100 Meilen von ihrem Hauptbureau, in Umlauf setzen, zehn gegen eins zu wetten ist, daß die Zettel viel länger in Umlauf bleiben; die Banken haben also ein bei weitem geringeres Kapital nöthig, als wenn die Auszahlung der Zettel auch bei den Nebenbanken verlangt werden könnte. Wenn z. B. Banken, deren Hauptbureau zu Birmingham ist, Nebenbanken zu Bristol, Ipswich und Yarmouth haben, so muß ein Einwohner eines dieser Orte, wenn er eine Zahlung in Zetteln dieser Bank empfangen hat, und sie gegen baares Geld oder gegen Zettel der Bank von England umsetzen will, entweder die Zettel mit großen Kosten nach Birmingham schicken, oder einem Kaufmann zu Ipswich, Bristol u. s. w. eine Kommission zahlen. Man begreift schnell, wie leicht es dadurch den unsichersten Banken wird, ihre Zettel in Umlauf zu erhalten, selbst wenn man schon angefangen hat, ihnen zu mißtrauen. Das Mittel, diesem Uebelstand entgegen zu arbeiten, liegt darin, daß man die Banken anhält, ihre Zettel, sobald sie präsentirt werden, an den Nebenbanken eben so gut wie an dem Hauptbureau auszubezahlen. Vielleicht könnte man auch die Bestimmung treffen, daß Nebenbanken nur in einer gewissen mäßigen Entfernung von der Hauptbank errichtet werden dürfen.

Wir haben über die Banken von England nur noch Eine Bemerkung zu machen. Sobald Aktien irgend einer Art ausgegeben sind, werden sie zum Gegenstand einer verderblichen Agiotage. Man hat vorgeschlagen, jeden Verkauf oder Uebertragung von Aktien, ehe die Kompagnie definitiv organisirt ist, und ihre Operationen begonnen hat, zu verbieten. Dieses Reglement kann in der That hinsichtlich der Banken nützlich seyn, die weder viel Zeit noch große Vorbereitungen bedürfen, um in Thätigkeit zu treten. Es wäre aber ganz unthunlich für industrielle Unternehmungen, die nur erst mehrere Jahre nach den ersten Zahlungen in volle Thätigkeit treten können, denn während eines solchen Zeitraumes können eine Menge Umstände eintreten, welche eine Uebertragung der Aktien unerläßlich machen.

Uebrigens können alle diese einzelnen Fehler der unbestreitbaren Nützlichkeit der Banken keinen Eintrag thun; es ist jedoch die Pflicht aller aufgeklärten Männer, den Gang dieser mächtigen Maschinen zu studiren, um sie leiten zu können, wenn sie der öffentlichen Wohlfahrt Gefahr drohen. Wir wollen jetzt einen raschen Ueberblick über die Banken Irlands mittheilen, nicht als ob sie in derselben Lage sich befänden wie die englischen, sondern weil diejenigen, welche neuerdings geschaffen wurden, einen besondern Charakter darbieten, welcher leicht eines Tags für England ernste Nachtheile erwecken könnte.

Im Laufe des 15ten Jahrhunderts erließ das irische Parlament mehrere Gesetze gegen die Verschlechterung der Münzen, gegen die Ausfuhr der edlen Metalle und gegen den Gebrauch, die Gebisse und Zäume der Pferde vergolden zu lassen. Im Jahr 1634 erschien ein Gesetz gegen den Wucher; der gesetzliche Zins wurde auf 10 Proz. festgestellt, und die Gebühr der Schreiber, Mäckler und Unterhändler auf 5 Schilling von einem Anlehen von 100 Pfd., d. h. auf ¼ Proz. Uebrigens erhielten diese noch für die Abfassung des Schuldbriefes einen Schilling. Es scheint, die oben genannten Personen waren damals die einzigen Banquiers in Irland. Im J. 1704 wurde der Zins auf 8 Proz. herabgesetzt, und im J. 1709 erklärte ein Gesetz, daß alle von einem Banquier, Goldschmied oder Kaufmann unterzeichneten Zettel, möchten sie nun auf einen bestimmten Namen, oder auf den Inhaber lauten, in jeder Hinsicht den Wechseln gleich geachtet werden sollten. Der Ausdruck Banquier wurde hier zum Erstenmal in einer irischen Parlamentsakte gebraucht. Im J. 1731 wurde der Zinsfuß abermals herabgesetzt auf 7 Proz., und man ergriff Maßregeln, um die Bezahlung der Zettel der Banquiers zu sichern, hinsichtlich derer damals zahlreiche Betrügereien vorfielen. Die letzte Reduktion des Zinsfußes fand im J. 1731 statt, und seitdem blieb er auf 6 Proz.

Im J. 1753 war die Cirkulation der Zettel von Privatbanken zu Dublin so allgemein und so ausgedehnt, daß, wenn man eine Summe von 1000 Pfund in Empfang zu nehmen hatte, man selten mehr als 10 Guineen in Gold erhielt. Der Wechselcours auf England stand 3 Proc. über Pari, und die Banquiers von Dublin, die zum mindesten damals eben so zahlreich waren, wie jetzt, überboten einander, wer am meisten Geld nach London schicken könne, um Bankzettel zu erhalten. Aber dieser Zustand der Dinge hatte die traurigsten Folgen: alle Banken fallirten mit Ausnahme von zweien; das Papier verschwand gänzlich aus dem Umlauf, man sah nur noch Gold, und der Wechselcours fiel auf 3 Proz. unter Pari. Eine Menge Particuliers wurden zu Grunde gerichtet, die Pächter verließen ihre Ländereien, und in den drei südlichen Provinzen Irlands litt jedermann mehr oder minder, direkt oder indirekt bei diesem fast allgemeinen Bankerott.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts genossen die Banken von Dublin keines sonderlichen Rufs von Redlichkeit, denn das Parlament sah sich mehreremale genöthigt einzuschreiten, und im J. 1759 erschien die berühmte Akte der Banquiers, welche die strengsten Stipulationen, namentlich zur Verhinderung des Betrugs bei Bankerotten enthielt. Die Absicht bei diesem Gesetze war gut, aber der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht, die Banquiers waren, aus bloßer Furcht vor einem kommenden Unglück, beinahe in die gänzliche Unmöglichkeit versetzt, über ihr Vermögen gesetzlich zu disponiren, so zahlungsfähig sie auch immer seyn mochten. Ferner war die Liquidation der Massen mit so viel Formalitäten umgeben, daß sie ins Unendliche sich verlängerten, und ungeheure Kosten nach sich zogen; so wurde die Bank von Warren, welche im J. 1784 ihre Zahlungen suspendirte, erst im J. 1825 definitiv liquidirt. Die Bank von Cotter u. Kellet, welche im J. 1806 ihre Bilance vorlegte, ergab eine liquide Aktivschuld von 200 Proz.; drei Viertheile davon wurden durch die Kosten aufgezehrt, und die Gläubiger erhielten nach 19 Jahren nur 50 Proz.

Im J. 1782 brachte die Errichtung der Dubliner Bank mit demselben Privilegium, wie die Bank von England, einige Modifikationen in das Bankwesen Irlands. Das Kapital dieser Bank wurde auf 600,000 Pfd. bestimmt, aber diese Summe der Regierung gegen 4 Proz. Interessen geliehen; die Anstalt besteht noch in ihrem ursprünglichen Zustande. Die bedeutendsten Ereignisse aber in dem System der irischen Banken waren die Errichtung der Provinzialbanken, und die der Ackerbau- und Handelsbank. Diese letztere ist noch zu neu, als daß man über den Einfluß, den sie auf die Bevölkerung haben kann, zu urtheilen vermöchte. Gewiß scheint ihrer Organisation nach, daß man die Absicht hatte, einen politischen Hebel daraus zu machen, da man aber, wie gesagt, noch nicht wissen kann, wie dieser Hebel wirken wird, so wollen wir die Grundzüge dieser Anstalt auseinandersetzen, deren Folgen dann leicht zu ersehen sind.

Das Kapital dieser Bank besteht aus einer Million Aktien von einem Pfund Sterling, und einem Schilling für die Kosten der ersten Einrichtung. Die berathende Committee darf von Zeit zu Zeit ein Drittheil des Gewinns auf die Vermehrung des Kapitals verwenden, das jedoch niemals 5,000,000 Pfd. Sterl. überschreiten soll. Von dem Augenblicke an, wo durch bedeutende Verluste das Kapital um ein Viertheil vermindert würde, soll die Bank liquidiren. Niemand kann auf seinen Namen mehr als 500 Aktien besitzen ohne die Zustimmung des berathenden Committees. Um das Recht zu haben, in der allgemeinen Versammlung der Aktionäre zu stimmen, muß man 5 Aktien besitzen; 400 Aktien geben das Maximum von 10 Stimmen. Nebenbanken können in allen Städten errichtet werden, wo eine hinreichende Anzahl Aktionäre sich findet. 50,000 sogenannte Vorsorge-Aktien können unabhängig von dem Kapital von einer Million unterzeichnet, und die Zahlungen alle Monate oder Wochen, zum mindesten je ein Schilling, geleistet werden. Jeder Eigenthümer einer solchen Vorsorge-Aktie, der zur Klasse der Arbeiter, Diener oder Handwerker gehört, und seine Zahlung auf die oben beschriebene Weise während fünf Jahren, Krankheitsfälle ausgenommen, ohne Unterbrechung fortsetzt, wird nach Verlauf dieser Zeit als unter dem besondern Schutz der Bank stehend betrachtet. Wenn er nach der Meinung der Direktoren eines guten Rufs genießt, kann er zur Unternehmung eines Handels oder einer Profession, die ein gewisses Kapital erfordert, einen Kredit erhalten, dessen Betrag von den Direktoren bestimmt wird, und dessen Kapital durch neue Unterzeichnungen nebst den Interessen nach dem gewöhnlichen Zinsfuß der Bank zurückgezahlt werden kann. Diese Bank hat ihre Arbeiten gegen das Ende des Jahres 1834 begonnen, und bereits in 26 Städten Nebenbanken errichtet. Die Gesammtzahl ihrer Aktionäre besteht gegenwärtig aus 200,170.

Man zählt im Ganzen gegenwärtig acht auf Aktien gegründete Banken, abgesehen von der privilegirten Bank Irelands; alle wurden seit dem Jahre 1834 gegründet.

Die Einwohner von Laos.

Der Abbé Pallegrix, Missionär von Tong-King, hat über das bis jetzt noch ziemlich unbekannte Laos im Bulletin der geographischen Gesellschaft unlängst sehr interessante Nachrichten mitgetheilt. Laos ist ein großes und fast ganz gebirgiges Land. Es ist in mehrere kleine Königreiche eingetheilt, in denen man drei sehr verschiedene Racen von Einwohnern findet; die eine derselben wird Phung-khao (weißer Mann), die andere Phung-dam (schwarzer Mann) und die dritte Phung-kuis (grüner Mann) genannt. Die erste Race tättowirt sich nicht, die zweite aber Arme und Schenkel mit schwarzer und die dritte dieselben Körpertheile mit grüner Farbe. Diese Tättowirung besteht in nichts als dem Eingraben einiger Figuren von Bären, Elephanten, Tigern oder einem fabelhaften Drachen ins Fleisch. Der Ursprung der Laoter verliert sich ziemlich ins Dunkel, und ist um so schwieriger zu entziffern, als sie keine Archive und keine Geschichtschreiber haben, und alle ihre Traditionen mit Wundern aufgestutzt und in Fabeln verwandelt sind. Eine genaue Untersuchung und Vergleichung der tättowirten und nicht tättowirten Race führt jedoch zu der Ueberzeugung, daß jene Stämme, welche sich tättowiren, von den Birmanen, und der, welcher sich nicht tättowirt, von den Siamesen abstammt, die ebenfalls einen Abscheu vor dem Tättowiren haben. Jede dieser beiden Racen hat ihre besondere Sprache. — Folgendes sind die Namen der

Google

bedeutendsten Staaten, aus denen Laos besteht; sie tragen sämmtlich die Namen ihrer Hauptstädte: Müang-Com oder Lum, Müang-Wieng-Tian, Müang-Luang, Pho-Bang, Müang-Phuenne. Diese vier Staaten werden von der weißen Race bewohnt. Drei andere, nämlich: Müang-Phie, Müang-Nan, Müang-Xeung-Maie, werden von den tättowirten Racen bewohnt. Alle diese Staaten liegen östlich von Siam, Müang-Phuenne ausgenommen, welches gegen Nordost, und Müang-Xeung-Maie, welches gegen Norden liegt. Mit Unrecht hat man Wien-Tan als die Hauptstadt von ganz Laos angegeben, denn alle diese Staaten sind unabhängig von einander, und ein Theil ist dem König von Siam, ein anderer aber dem König von Cochinchina unterthänig. Herr Langlois, vormaliger Missionär von Tong-King, sagt in den Noten, mit denen er die Denkschrift des Herrn Pallegoix begleitet, daß das Wort Müang, das in der laocischen Sprache Königreich oder Stadt bedeute, unbestreitbar das anamitische Wort Menong sey, das in derselben Sprache zu Bezeichnung der Stämme diene, welche die westlich und nördlich von Tong-King gelegenen Gebirge bewohnen, und die von den Tong-Chinesen als Barbaren betrachtet werden. Das Wort Menong, welches in der Sprache von Anam eine verächtliche Bedeutung hat und dem Wort wild entspricht, hat in der laocischen Sprache einen ehrenvollen Sinn. Man darf die Menong nicht mit andern ganz wilden, Moï genannten Völkern verwechseln; diese letztern bewohnen die Gebirge, welche Cochinchina von Cambogia scheiden; sie sind schwarz, und bei weitem nicht so civilisirt als die Menongs. Mehrere ihrer Horden sind sogar noch Menschenfresser. Die Menongs dagegen haben dieselbe Hautfarbe wie die Tong-Chinesen, sind sanft, einfach, aufrichtig und gastfrei gegen jedermann, ihre Feinde ausgenommen, gegen die sie sich sehr rachsüchtig zeigen.

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

2. Ausflüge nach Mirribin und Chue. Reise zu Umsiligas.

(Schluß.)

Da die Reisenden Herrn Moffat vor seiner Rückkehr nach Kuruman nothwendig noch sprechen mußten, so gingen sie nach dem Residenzkraal Umsiligas zurück, aber auf einem andern nördlichern Wege, als sie gekommen waren. Sie stießen dabei wieder auf den Uri, und fanden hier eine Abtheilung Eingeborner, welche zu einem untergeordneten Stamme von Baquainas gehörte, und unter einem Häuptling Matsili standen, dessen gewöhnlicher Aufenthalt am Umpiban war, etwa eine Tagereise weiter gegen Norden. Von hier an floß der Uri fast gerade nordwestlich und sie zogen längs seiner Ufer fort, als derselbe aber mehr gegen Norden sich wandte und das Gebiet einer hohen Bergkette betrat, wo die für das Vieh so verderblichen Fliegen sich in großer Menge fanden, wandten sie sich mehr gegen Süden. Zwei Tage später kamen sie an der Stelle vorüber, wo Barends Griquas und die Matabilis eine Schlacht geliefert hatten: noch jetzt bezeugt der Anblick der Stelle hinreichend, was vorgefallen war. Der Abhang war weiß von Menschen- und Pferdegebeinen, und die Reste von Flinten, Sätteln, Jacken, Hüten u. dgl. bewies, welches Schicksal viele der Griquas betroffen hatte. Das Kommando hatte das sämmtliche Vieh der Matabilis weggenommen, welchem Umstand die Niederlage namentlich zuzuschreiben ist. Die Schwierigkeit, eine solche Menge Vieh während der Nacht zusammenzuhalten, machte, daß sie sich sehr zerstreuen mußten, und von dem Augenblick an, wo der Angriff begann, fielen durch die Flinten der Griquas mehr von ihren eigenen Leuten, als durch die Hassagaien der Feinde. Den Matabilis zufolge geschah der Angriff eine Stunde vor Tagesanbruch, und ehe die Sonne emporstieg, war kein lebender Griqua mehr zu sehen: fast alle, die noch Geistesgegenwart hatten, flohen alsbald, während die, welche von Schrecken ergriffen waren, nebst den wenigen, welche den Muth hatten, sich zu vertheidigen, augenblicklich vernichtet wurden. Der Ausgang dieses Kommandos *) bietet ein merkwürdiges Beispiel der Unfälle, welche die entsetzliche Sorglosigkeit der Hottentottenrace herbeiführen kann. In derselben Nacht, wo der Angriff geschah, forderten einige Matabilis Frauen, die sich als Gefangene bei den Griquas befanden, diese zur Vorsicht auf, indem in dieser Nacht etwas Wichtiges vorfallen würde; nichts desto weniger schmausten die Griquas bis gegen Mitternacht, und begaben sich dann zur Ruhe, ohne, wie man glaubt, auch nur Wachen auszustellen. Bei diesem Gefecht waren keine regelmäßigen Truppen von Umsiligas anwesend, da sie kurze Zeit vorher nordwärts geschickt worden waren. Während der ersten Bewegungen der Griquas soll der König sehr muthlos gewesen seyn, und wie ein Kind geschrien haben, da er keine Aussicht hatte, je wieder zu seinem Eigenthum zu gelangen, sondern abermals seinen Stamm zu Grunde gerichtet sehen mußte, wie damals, wo er vor Chaka floh. Die Wendung der Angelegenheiten nach dem allgemeinen Gefecht änderte seine Ansicht über die Macht der mit Flinten bewaffneten Männer so sehr, daß er jetzt beinahe geneigt ist, solche Waffen zu unterschätzen, und die seinigen als vorzüglicher zu betrachten.

Am 25sten Julius trafen sie an dem bestimmten Platze mit Herrn Moffat zusammen, der ihnen die angenehme Nachricht brachte, daß es ihm gelungen sey, zehn Schäffel Korn für sie zu kaufen. Während sie noch in der Nähe von Mosiga waren, wo sich Umsiligas eben befand, erhielten sie zahlreiche Botschaften, oft zweimal des Tages, von denen eine immer dringender als die andere die Reisenden zur Umkehr ermahnte, und die Krankheit, die weiter gegen Norden herrschen sollte, mit den gräulichsten Farben schilderte. Die Reisenden ließen sich jedoch nicht abschrecken, und so stand Umsiligas auch endlich von seinen Vorstellungen ab; Sorge um die Sicherheit der Reisenden hatte allerdings daran großen Antheil gehabt, doch augenscheinlich noch größere die Furcht, die Reisenden möchten mit den Verheerungen bekannt werden, welche seine Kriege in eben der Richtung, in welcher die Reisenden fortziehen wollten, angerichtet hatten. Ein Beweis davon war, daß die Leute, welche Umsiligas ihnen mitgab, offenbar angewiesen waren, die Reisenden zu beobachten, denn diese zeigten jedesmal große Furcht, wenn sie bei einer Unterredung der Reisenden mit den Eingebornen nicht anwesend waren.

*) So heißen bekanntlich die von der Kapregierung ausgeschickten Expeditionen, um wirkliche oder vermeintliche Beleidigungen der Eingebornen zu rächen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 81** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Die Natur. Gedicht von Beranger. — Noch einiges über den Ettrick-Schäfer. (Schluß.) Chateaubriand. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 325.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 November 1836.

Verbrecherkolonien in Sibirien.

Seit einigen Jahren verfolgt die russische Regierung mit großem Eifer den Plan, die nach Sibirien gesandten Verbrecher als Kolonisten anzusiedeln. Die Anzahl derselben beträgt glaubwürdigen Berichten zufolge seit 10 Jahren etwa 120,000 Seelen, Männer und Weiber zusammen gerechnet. Lange war das Schicksal dieser Menschenmasse sehr prekär, sie waren ohne Zaum allen ihren schlimmen Neigungen überlassen, gegenwärtig aber ist man bemüht, eine gewisse Ordnung unter sie zu bringen, sie dem herumstreifenden Diebsleben zu entreißen und durch Arbeit zu bessern. Man will sie zum Anbau des Bodens benützen und zu dem Ende einer unablässigen Aufsicht unterwerfen.

Der letzte Versuch dieser Art wurde im Gouvernement Jeniseisk gemacht, dessen Gebiet, eines der fruchtbarsten in Sibirien, auf 2,883,009 □Wersten nur 199,467 Einwohner zählt, mit Inbegriff von 50,000 Kronbauern und 25,000 Verbannten. Der Kaiser billigte den Plan durch ein Dekret vom September 1829, und es wurde beschlossen, in dem genannten Gouvernement eine Kolonie von etwa 6000 Verurtheilten zu errichten, welche in 32 ausdrücklich für sie erbauten Dörfern untergebracht werden, und dort für ihre Rechnung, jedoch unter Aufsicht, das Land bauen sollten. Man wollte dabei auf folgende Weise verfahren: Jedem Kolonisten sollte ein Antheil Land aus dem bessern des Kantons übergeben werden, auf jedem Gute sollen vier Verbannte wohnen, von denen einer für das Hauswesen sorge, während die andern arbeiten. Der erstere sollte namentlich die gemeinsame Nahrung bereiten, während die andern sich in die Arbeiten außerhalb des Hauses, besonders den Feldbau, theilten. Die Regierung nahm alle Ausgaben der ersten Gründung über sich, namentlich den Bau der Häuser, wollte den Kolonisten Hausgeräth liefern, und sobald dieselben mit den nöthigen Hülfsmitteln versehen wären, sollten sie in der Eigenschaft von Kronbauern in den Besitz ihrer neuen Güter gesetzt werden. Zum Ankauf von Mobilien und den nöthigen Werkzeugen, so wie des Viehs, verwendete die Regierung eine Summe von 269,091 Rubeln. Von dem Augenblick an, wo sie in ihr Hauswesen eingesetzt werden, müssen sie sich selbst nähren, kleiden, und die Kopfsteuer gleich den Kronbauern zahlen. Indeß erhalten sie dann noch einen Vorschuß von 210,835 Rubel, um sich die Aussaat für die zwei ersten Jahre anzuschaffen, diese letztere Summe übrigens nur als ein Anleben, welches später zurückgezahlt werden muß.

Im März 1820 begann man mit Ausführung des seit zwei Jahren entworfenen Plans: man maß in den bezeichneten Distrikten das Land aus, wo die Dörfer erbaut werden sollent, man überließ zum Bau der Häuser einige benachbarte Wälder, bildete Magazine von Lebensmitteln und Werkzeugen, und wählte unter den in den Dörfern von Kronbauern wohnenden Verbannten die nöthige Anzahl zur Bildung einer Kolonie aus, nahm jedoch keinen, welcher schon ein landwirthschaftliches Geschäft trieb, oder in die Familie eines Kronbauern aufgenommen worden war; endlich setzte man die Beamten ein, welche die Kolonisten leiten, beaufsichtigen und in die verschiedenen Dörfer vertheilen sollten. Die Arbeiten wurden mit großer Thätigkeit begonnen, die zum Bau der Häuser bestimmten Wälder fielen unter den Schlägen der Axt, die Dörfer stiegen wie durch Zauberei empor, und die Kolonisten wurden in dem Maße, als die Häuser vollendet wurden, in deren Besitz gesetzt. Die Schnelligkeit dieser Ausführung übertraf alle Erwartungen. Nach einem Reskript des Kaisers sollte die Kolonisation binnen vier Jahren, vom März 1829 an gerechnet, beendigt seyn. Der Bericht des Exgouverneurs von Jeniseisk, Stepanow, aus dessen Werke über dieses Gouvernement wir schon im vorigen Jahre einige Bruchstücke mittheilten, und der im Sommer 1833 diese Kolonie durchreiste, lautet hierüber folgendermaßen: „Mein Weg führte mich durch einige der Kolonien, und ich fand längs der großen Straße fünf schon erbaute Dörfer; sie waren reinlich, elegant, und in einer sehr freundlichen Lage aufgeführt, so daß ich sie nicht genug betrachten konnte. In einiger Entfernung lagen sieben andere, welche der Vollendung nahe waren, und endlich vier am Ufer des Flusses im Hintergrund eines fruchtbaren Thales. Der Zustand der sechs letzten ist mir unbekannt.“

So thätig auch die russische Regierung die Vollendung die-

Digitized by Google

ses Unternehmens betrieb, so scheint sie doch das Kolonisationssystem nicht mit Einemmale auf alle Verbannte ausdehnen zu wollen. Nach der Ansiedlung der ersten 6000 Menschen wird man einen günstigen Augenblick abwarten, um abermals eine gleiche Zahl anzusiedeln, und so wird die Kolonisation nach und nach in allen Theilen des Gouvernements Jeniseisk, welches vorzugsweise vor allen Gouvernements Sibiriens dazu ausersehen worden zu seyn scheint, begonnen werden. Hier müssen wir noch beifügen, daß die Kolonisten vier Freijahre haben, worauf zwölf Nachsichtsjahre kommen, während welcher sie die ihnen vorgeschossene Summe von 210,835 Rubel zurückzahlen müssen.

Das Reisen in Norwegen.

(Fortsetzung.)

Indeß auch die Zeit des Wartens aufs neue Pferd ist vorgeschrieben, so daß der Reisende hierin nicht von der Willkür des Skiotsskaffer abhängt. In dem Tagebuch, das auf jedem Stationsort dem Reisenden vorgelegt werden muß, und in welches er: „Stand und Namen, den Ort wohin er reist, wo er herkommt, wie viel Pferde er genommen, und welche Beschwerden er zu führen hat," einträgt, findet er vorn die Entfernungen aller Orte ausgeführt, wohin von dem Stationsort der Skiots gefordert werden kann, so wie auch eine Liste aller skiotspflichtigen Bauern, nebst der Entfernung ihres Wohnorts von der Station. Nun ist vorgeschrieben, daß das Pferd in einer Stunde gestellt werden muß, wenn es eine Viertelmeile weit, in zwei Stunden, wenn es eine halbe Meile weit, und in drei Stunden, wenn es eine Meile weit geholt wird. Bleibt es länger aus, so zahlt der skiotspflichtige Bauer für jede Stunde Versäumniß $\frac{1}{2}$ Spezies ($16\frac{1}{2}$ Silbergroschen) Strafe. Will der Reisende das bestellte und angelangte Pferd nicht benutzen, so zahlt er die Kosten des Pferdes für eine halbe Station, und trifft er zwei Stunden später in der Station ein, als auf dem vorausgeschickten Bestellzettel vermerkt ist, so zahlt er die Skiotskosten für $\frac{1}{4}$ Meile pro Pferd, drei Stunden später, $\frac{1}{2}$ Meile pro Pferd. Nach Verlauf von drei Stunden hat der Bauer das Recht, wieder nach Hause zu fahren. Eine Stunde muß er jedoch unentgeltlich warten. Ist aber der Reisende auf einem vorhergehenden Stationsort unerlaubt aufgehalten worden, so muß der Skiots, im Verweigerungsfall bei drei Spezies Strafe, ihm ein Attest darüber ausstellen. Die Strafe für den Aufenthalt zahlt alsdann der, welcher die Verspätung verursachte.

Für die Befolgung aller dieser Vorschriften ist der Gastgifver verantwortlich. Er ist auch verpflichtet, die Reisenden nach folgender Taxe aufzunehmen:

Taxe auf dem platten Lande:

1) Nachtquartier, Licht, Heizung 24 Sch. = $6\frac{1}{2}$ Silbergr.
2) Deßgleichen wenn zwei Personen eine Stube und ein Bett benutzen, à Person *) . . . . 16 Sch. = $4\frac{1}{6}$ —
3) Deßgleichen ohne Licht und Heizung für eine Person . . . 16 Sch. = $4\frac{1}{6}$ Silbergr.
4) Deßgleichen, wenn zwei Personen eine Stube und ein Bett nutzen, jede . . . . 12 Sch. = $3\frac{1}{4}$ —
5) Eine warme Mahlzeit . . . 24 Sch. = $6\frac{1}{2}$ —
6) Eine Portion Kaffee mit Zwiebach 12 Sch. = $3\frac{1}{4}$ —
7) — — Thee — — 8 Sch. = $2\frac{1}{3}$ —
8) Eine Flasche guten Rothwein . 56 Sch. = $9\frac{3}{4}$ —
9) Stall und Futter und Bedienung für 1 Pferd . . . . 24 Sch. = $6\frac{1}{2}$ —

*) Die Betten haben oft den Raum für zwei Personen.

In den Städten ist die Taxe um die Hälfte der obigen Sätze höher.

In den Wirthshäusern muß die Taxe mit der Unterschrift der nächsten Behörde an der Thüre angeschlagen seyn.

In den entlegenern Gegenden erwidert der Gastgifver häufig, wenn man nach dem Betrag seiner Zeche frägt: „daß der Herr nach Gutdünken zahlen möge. In den Städten gehen die Gastgifver mit ihren betrügerischen Forderungen zuweilen weit über die Taxe, und ich habe bemerkt, daß der Norweger, — umgekehrt wie bei uns Deutsche, — dem Gastwirth die Kosten seiner Zeche nach der Taxe vorrechnet und bezahlt, eine Gewohnheit, bei deren Nachahmung ich in der Folge besser wegkam, besonders wenn damit eine gewisse Sicherheit und Festigkeit des Benehmens vereinigt wird.

Die Art in Norwegen zu reisen, hat den Vortheil, daß man in den interessantern Gegenden sich länger aufhalten kann, da die meisten Stationen 1, $1\frac{1}{4}$, $1\frac{1}{2}$, $1\frac{5}{8}$ Meilen betragen, selten $\frac{1}{2}$ und über 2 Meilen. Zuweilen sind sie im Tagebuch sogar bis auf $\frac{1}{16}$ Meile angegeben. Stieß ich unterwegs auf eine merkwürdige Naturscene, die ich der Darstellung in meinem Tagebuch werth hielt, so murrte der Bauer nie, wenn ich ihn deßhalb 1 bis 2 Stunden halten ließ, obgleich ich kein Recht dazu hatte. Nur Einmal begegnete es mir in der Nähe der hohen Gousta Fjell, daß der Bauer bescheiden und höflich bat, ihn nicht aufzuhalten, weil er in der Heuernte beschäftigt sey. Wenn man bedenkt, daß dort vom Heu die Erhaltung seines Hausstandes abhängt, indem es die einzige Winternahrung seiner Pferde und seines Viehes ist, und außerdem die veränderliche Witterung in den Gebirgen eine eifrige Benutzung der Zeit nöthig macht, so fühlt man sich gern geneigt, einer Bitte zu willfahren, wo ja überdieß eine Forderung stehen könnte.

Viele Reisende klagen über die Unbequemlichkeit, welche ihnen die Bauerkarren gemacht haben, auf denen ein Brett, welches über den viereckigen Kasten genagelt wird, als Sitz dient. Ich ließ den ganzen Kasten voll Heu packen, nach hinten etwas höher und dicker, und lag sehr bequem auf diesem Polster, was bei jedem Stationswechsel leicht umgepackt war. Ich bin auf diese Weise weit über 100 deutsche Meilen beim übelsten Wetter gereist, und habe mich wohl dabei befunden.

Chausseegeld wird in ganz Skandinavien nicht bezahlt. Die Landleute müssen die Chausseen bauen und erhalten, wobei ihnen das Extrapost-Fuhrlohn der Reisenden als eine Vergütung angerechnet wird. Zur bessern Kontrolle der Posten-

haltung stehen in einigen Provinzen Norwegens an der Seite der Chausseen, von 100 zu 100 Schritt, Tafeln aufgerichtet, daran die Namen der Landleute verzeichnet sind, welche das bezeichnete Stück Chaussee in Stand zu halten haben.

In den Städten, so wie in den wohlhabendern und besuchtern Gegenden erhält man auch auf dem platten Lande recht gute Kabriolets, auf denen die Sitzbank in Federn hängt. Wenn man solche nicht erhält, so ist oft nicht der Mangel an dergleichen, sondern die Menge der eigenen Reisewagen, zuweilen aber auch der Eigensinn des Bauern daran Schuld, der seinen guten Wagen für zu schwer hält, oder für seine Kirchfahrten aufhebt. Dieß entspricht der Sorgfalt und Liebe, mit welcher der Norweger sein Pferd behandelt, worin er mit dem schwedischen Bauern kontrastirt, der oft schonungslos mit seinem Pferde umgeht, um ein besseres Trinkgeld zu erlangen.

In Schweden begegnete mir einmal auf einer Station, daß der Gastgifver, während ich in der Stube schrieb, mein Felleisen auf den Mittelbaum eines bloßen Karrengestells ohne Kasten aufgebunden hatte, worauf ich meinen Sitz nehmen sollte. — Beim Anblick dieses Fuhrwerks, das ich außerdem selbst regieren sollte, mußte ich lachen, während der Gastgifver daneben stand und mit scheuem Blick meinen Entschluß über seine dreiste Zumuthung erwartete. Ein Schwede hätte mit derben Schimpfreden sein ganzes Karrengestell übern Haufen geworfen. Ich untersuchte nun ohne Weiteres die Remisen dieses ansehnlichen Gehöftes, und fand hinter Brettern und anderem Geräth ein treffliches Federkabriolet, seinen Sonntagswagen. Ich zog ihn selbst hervor, der Bauer half, da ihm meine Ruhe wohlgefiel, und so fuhr ich unter vollem Lachen von meiner und seiner Seite von dannen.

Noch muß ich die große Bescheidenheit, Dienstfertigkeit und Gesprächigkeit der norwegischen Skiotsbonden rühmlich erwähnen. Jedes Verlangen der Reisenden suchen sie an den Augen abzulesen, und mit Zuvorkommenheit und uneigennütziger Gutmüthigkeit zu erfüllen. Können sie den Wunsch nicht gewähren, so entzückt die treuherzige Weise, mit der sie sich entschuldigen. Mit einem Glase Branntwein, der übrigens in Norwegen bei weitem nicht so unmäßig genossen wird, als in Schweden, kann man ihre Dankbarkeit in hohem Grade gewinnen. Ich führe es als einen Beweis der größern Mäßigkeit der Norweger an, daß ich sehr häufig Gasthöfe auf dem Lande antraf, wo gar kein Branntwein zu haben war.

Eine eigenthümliche Form haben die in Norwegen allgemein beliebten Karriolen der vornehmern Klasse. Da man fast gar keinen andern Wagen sieht, so sind sie etwas Nationelles. Es sind sehr leichte zweirädrige Wagen, darauf ein schmaler Wagenkasten in der geschmackvollen Form unsrer Jagdschlitten steht, darin nur eine Person sitzen kann. Der Reisende fährt sich selbst, und der Skiotsbonde sitzt auf das hinterste Querbret, wo das Felleisen oder der Koffer aufgebunden wird. Der Wagenkasten steht etwas nach vorn auf der Gabel, die aus zwei langen Latten besteht, auf denen man wegen ihrer Elastizität durchaus keinen Stoß mehr empfindet. Für 18 Spezies (20 preuß. Thlr.) erhielt ich ein solches gebrauchtes Karriol, mit dem ich eine große Strecke zurücklegte, ohne Reparatur nöthig zu haben. Neu kostet ein solches nicht über 40 Thaler. Jeder Raum ist erfinderisch benutzt für die Reisebequemlichkeiten. Die Wagenfabrik in Holmstrand hat einen Ruf. Man trifft sie hier äußerst elegant und geschmackvoll. Im Winter wird der Wagenkasten auf ein Schlittengestell gestellt.

(Schluß folgt.)

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Canova's Reise nach Paris.

Im Monat September des Jahres .... erhielt Herr Cacault, der in seinen Briefen oft von den schönen Künsten und Statuen sprach, ein Privatschreiben vom Herrn von Bourienne, in welchem dieser ihm meldete, daß Herr Canova nach Paris eingeladen worden sey, um die Büste des ersten Konsuls zu modelliren. Man überließ es Herrn Canova, die Statue nach seiner besten Einsicht herzustellen; die Reise sollte bezahlt werden, und überdieß hatte man für die Statue einen Preis von 20,000 Franken festgesetzt. Herr Cacault ließ es nicht an Ueberredung fehlen, um den berühmten Bildhauer zu bestimmen, die Reise so bald als möglich anzutreten; allein Herr Canova konnte sich nicht entschließen. „Bonaparte, sagte er, war es, der die Regierung meines Vaterlandes zerstört und es am Ende an Oesterreich abgetreten hat. Ich habe hier Arbeit genug; ich bin kein Politiker, ich bedarf nichts von der Gewalt. Zudem ist auch der Winter vor der Thüre und ich würde in dem Pariser Schnee umkommen."

Herr Cacault erwiderte: „Die Natur erzeugt von Zeit zu Zeit große Männer aller Art. Diese großen Männer sind sich, wenn sie demselben Jahrhundert angehören, gegenseitig Unterstützung, Zuneigung und Mitwirkung schuldig. Der große Mann des französischen Kriegs hat diese Pflicht zuerst erfüllt; er hat auf königliche Weise den großen Mann der italienischen Künste berufen, und dieser darf sich der Einladung nicht entziehen. Er würde sich gegen seinen Beruf, seinen Stern, sein Geschick verfehlen. Canova ist in Rom kein Venetianer mehr. Bonaparte dient und beschützt Rom, das neue Vaterland Canova's. Die Anhänglichkeit, welche ein Asonalo *) an seine Gebirge zeigt, das schmerzliche Bedauern einer alten vom Krieg verschlungenen Regierung, Alles ist sehr gut, es zeigt von einer reinen Seele, nimmt aber auf einer großen Laufbahn zur Unsterblichkeit nur einen zweiten Rang ein. Canova will sich also der Mission nicht unterziehen, zu der er berufen wird?" — Canova widerstand fortwährend mit einer sanften Festigkeit, durch die sich Herr Cacault jedoch nicht entmuthigen ließ. Der Papst selbst schlug sich mit Bitten ins Mittel, die ein so frommes Herz, als das Canova's, lebhaft erschüttern mußten, und Consalvi fügte die triftigsten Gründe bei. „Wir befinden uns jetzt, sagte er, im dritten Jahre des Pontifikats; wir haben noch keinen Fehler gemacht, und Sie, unser Gast, unser Sohn, unser Mitbürger, wollen uns einen um so unauslöschlichern Groll auf den Hals laden, als man die Gründe zu bekennen sich schämt, durch welche man veranlaßt wird uns zu beleidigen." Auch Canova führte einen mächtigen,

*) Anspielung auf die Stadt zunächst bei Canova's Geburtsort.

aus dem Herzen des Künstlers kommenden Grund an: „Haben Sie doch, sagte er, einiges Mitleiden mit mir; ich bin erstarrt; ich werde meine Hand leihen, aber nur meine Hand. Weder Wärme noch Enthusiasmus wird mich leiten; ich bin tief verlezt; ein eisiger Frost wird mein Herz erkälten."

Herr Cacault, von diesen Schwierigkeiten benachrichtigt, sprach Canova zum Zweitenmal, sagte jedoch nichts als Höflichkeiten, sprach ganz im Sinne des mißvergnügten Politikers, des Künstlers ohne Begeisterung, lobte die höfliche ablehnende Antwort, und hörte dann plözlich auf in ihn zu dringen, indem er nur noch beifügte, daß der Gesandte aus Achtung für den ersten Konsul noch einige Zeit mit Absendung der Antwort zögern werde.

Als Canova fort war, wendete sich Herr Cacault zu mir und sagte: „Gehen Sie diesen Abend nicht ins Theater, damit Sie bei der Hand sind, wenn ich Sie rufen lasse."

Es war bereits Nacht als mich der Minister zu sich beschied und sagte: „Canova hat meine Gründe sehr gut begriffen. Er ist empfindlich, er ist gut, sanft und muthig. Von ihm hat mich nichts beleidigt; allein Paris denkt nicht wie ich. Anfangs hatte sich Canova geweigert, und die Menschen beharren nur zu oft darum auf ihrer Weigerung, weil sie mit Weigerungen begannen. Diese Weigerung ist hier ein großes Drama, und zwar besonders deßhalb, weil sie sich auf so gute Gründe stüzt. Ich erblicke eine Kriegserklärung anderer Art in ihr, und wer würden bei einem solchen Kampfe die Verbündeten Canova's seyn? Er würde das Gewitter auf die Stadt leiten, die er bewohnt. Ich ließ mich auf einige Augenblicke überwinden; ich habe ihm nachgegeben, und jezt ist er in Verlegenheit über seinen Sieg Er hat sich geweigert die Büste des ersten Konsuls zu modelliren, er hat mithin zum Ueberwinder von ganz Italien gesagt: „Ich kümmere mich nicht um dich; sey du Richter und Herr des Landes, mein Meisel bleibt frei." Allein hinter diesem Erfolg lauscht ein Schrecken, und diesen sollen Sie überraschen. Gehen Sie sogleich zu Canova, sagen Sie ihm, daß ich ganz gegen meinen Willen, nur von andern wichtigen Angelegenheiten Roms und wegen unerwarteter Gesuche des Papstes gedrängt, mich genöthigt sehe, diese Nacht noch meinen Kourier abzufertigen, und daß ich von Canova, der mein Freund sey, eine lezte Antwort, eine lezte Weigerung verlangen zu müssen glaube. Sagen Sie ihm, was ich, Franz Cacault, ihm niemals gesagt habe, daß ein Bruder von mir, Peter Cacault, der es sich in den Kopf gesezt hatte, Maler zu werden, vor 16 oder 17 Jahren nach Rom gekommen, sich im Elend befunden, und daß Canova ihn, ohne ihn zu kennen, unterstüzt habe. Das Böse von einem Menschen weiß man stets, aber auch das Gute wird zuweilen bekannt. Ich stehe hier in hohem Rang, aber nie werde ich den Wohlthäter meines armen Bruders aus dem Auge lassen, wenn dieser edle Mann einen Fehler zu begehen im Begriff steht. Sagen Sie ihm das, und der wackere Mann, der stolze Phidias, wird durch die Stimme in seinem Innern sicherer besiegt werden als durch meine Bitten. Kommen Sie nicht ohne vollständige oder wenigstens bedingte Gewährung zurück. Wie! nachdem ich den ersten Minist r des Nachfolgers der Apostel nach Paris geschickt, sollte ich nicht im Stande seyn zu bewirken, daß 20,000 Franken, ein herrlicher Wagen, jede Gesellschaft, die er nur wünschen mag, und noch dazu ein Meer von Ruhm von einem Mann angenommen würden, der zwar unstreitig der Fürst der Künste ist, der aber doch einem ruhenden Alexander gegenüber, der ihn in seine Winterquartiere ruft, um ihn zu ehren, eine andere Antwort ertheilen sollte; ich sollte einen gewissenhaften Mann, der Rom vielleicht nüzen kann, einen Venetianer nicht überreden können, der es wissen sollte, daß das, was in dem einen Sinne geschieht, wieder umgestürzt werden kann, wie man eine Hand umwendet!"

Diese warme Rede wurde Canova getreulich hinterbracht. Er widerstand nicht länger, ja er äußerte sogar Freude, und seine Augen füllten sich mit Thränen, als er bei dieser Gelegenheit die Aeußerung Bonaparte's beim Anblick einer kolossalen Statue in Aegypten hörte: „Wäre ich nicht Eroberer, so möchte ich Bildhauer seyn."

Der österreichische Agent ward auf Befehl Cacaults benachrichtigt, und Canova erhielt von ihm, als ein aus den Staaten des deutschen Kaisers Gebürtiger, die Erlaubniß zur Reise. „Jedem Herrn seine Ehre," sagte der Minister Cacault, und da er gewohnt war, stets so viel als möglich nur Ein Geschäft auf einmal abzumachen, so sagte er zu mir: „Sprechen wir jezt von nichts Anderem; bitten wir, daß Canova auf der Reise nicht zu sehr frieren möge. Die Klage der Italiener über Kälte sind nicht bloße Worte; indeß ertragen sie sie doch besser als sie glauben. Sehen Sie, schloß der Minister, die tausend Gestalten, unter denen der Böse meinem Konkordat Fallen zu stellen sucht!"

Canova ward indirekt beauftragt, in Paris gesprächsweise zu erzählen, daß in Rom viele französische Kardinäle ernannt werden würden; unter andern Herrn Latier de Bayane, Auditor der französischen Rota, und daß die neuerliche Ernennung des Monsignor di Pietro und des Pater Caselli, die am 9ten August stattfand, eine innere Beförderung gewesen, welche man beiden Geistlichen, die sich zur Zeit des Konkordats so nüzlich gezeigt hätten, schuldig gewesen sey, und daß die Rechte Frankreichs und Europa's dadurch keine Verzögerung erleiden würden.

Vermischte Nachrichten.

Herr Ballot hat ein neues Insekt auf den Blättern des Lärchenbaums entdeckt, dem er den Namen Adelges larici beilegt. Bevor die Blätter sich entfalten, sieht man in den Winkeln bei den Knospen kleine runzliche, schwärzliche Körper, welches die weiblichen Insekten sind. Gegen Ende März haben sie an Größe bedeutend zugenommen, und sind die Blätter zu ihrer vollkommnen Entwicklung gelangt, so legen die Insekten ihre Eier und sterben. Die Eier sind von kleinen weißen Büschcln bedeckt, unter denen sie und die ausgekrochnen Larven eine Zeit lang Schuz finden; im Junius oder Julius aber sieht man die leztern als kleine schwarze Punkte mit sechs Füßen. Die Eier werden nicht lang gebrütet, und die erwähnten kleinen schwarzen Punkte verwandeln sich in grüne unbewegliche Körper, welche die Puppen sind. Das männliche Insekt hat Flügel, das weibliche aber nicht. Im August ziehen sie sich in die Winkel der Blätter und die Risse der Rinde zurück, wo sie bis zum Frühjahr erstarrt liegen. Sie scheinen der Lärche nicht nachtheilig zu seyn, und dienen andern Insekten zur Speise.

Die englische Regierung soll 40,000 Pfd. St. zur Schiffbarmachung des Shannon ausgesezt haben. Da dieser Fluß fast mitten durch Irland strömt, so muß dieß Unternehmen für das Gedeihen des Landes ungemeine Folgen haben.

In dem Golfe von Santorin hat sich eine neue vulkanische Insel erhoben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 326.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 November 1836.

Autobiographie eines Birmanen. *)

Ich ward geboren zu Prome, im Monat Gnapon, am fünften Tage des zunehmenden Mondes, am Sonnabend gegen Sonnenaufgang, im J. 1135 (1774). Meine Mutter, Maihla genannt, war eine Talaine aus dem Lande Pegu, und mein Vater, Moung-Biau, dessen Voraltern in Motzobo, dem Geburtsort Alompra's lebten, war ein Birmane. Er stand im Dienste Naung-Daghi's, des ältesten Sohnes Alompra's, und begleitete das Amt eines Toit-Thughi oder Meiothughi **) von Prome; später, als sein Herr König wurde, gab er ihm meine Mutter zum Weibe, die nebst ihrer Schwester in dem Kriege gefangen genommen worden waren, den Alompra gegen Pegu führte. Beide Frauen wurden dem Thronerben Naung-Daghi zum Geschenk gemacht, in dessen Palast sie zwei Jahre lang als Kolauks (Palastdamen) blieben.

Mein Vater war ein geschickter Mann, der mich, als ich kaum das siebente Jahr erreicht hatte, im Lesen und Schreiben unterrichtete. Ich setzte meine Studien unter seiner Leitung bis zu meinem zwölften Jahre fort, wo er starb und meine Mutter nebst einer ältern Schwester und mir zurückließ. Er besaß einige Sklaven, etwas Viehzucht, Felder u. s. w.; allein die Regierung hatte 6000 silberne Tikals ***) auf diesen Nachlaß zu fordern, er mußte mithin verkauft werden, und erwies sich nicht einmal als zureichend. Der Meiowon befahl mir meines Vaters Schuld zu bezahlen und sein Amt zu übernehmen. Ich schützte Unfähigkeit meiner Jugend wegen und Mangel an Mitteln vor. Er sandte mich hierauf nach Ava, wohin mich mein Halbbruder, Maung-O begleitete. Ich ward dort den Ministern im Klotba *) vorgestellt, die mir die durch meines Vaters Tod erledigte Stelle anboten. Ich schützte abermals Unfähigkeit vor, worauf die Minister erklärten, es solle während meiner Minderjährigkeit einer meiner ältern Verwandten meine Amtsverrichtungen versehen. Es ward dem König Bericht hierüber erstattet und dieser verordnete, daß mein Halbbruder Maung-O das Amt in meinem Namen versehen und ich immer auf seinem Schooß sitzen solle, wenn er im Gaum (Gerichtshof) Recht spreche.

Ich kehrte nach Prome zurück, lebte bei meiner Mutter, und genoß die Früchte meines neuen Amtes ungefähr ein Jahr lang. Zu dieser Zeit kam meiner Mutter jüngere Schwester, die der Toit-Thughi von Dalla zum Weibe erhalten hatte, auf der Rückreise von Ava mit ihrem Gatten durch Prome, wo sie meine Mutter besuchte, und diese vermochte, ihren bisherigen Aufenthalt zu verlassen und in das Haus ihrer Schwester zu ziehen. Hievon erfuhr ich nichts; eines Nachts aber ward ich aufgeweckt, eilends in ein Boot gebracht und nach Dalla geführt. Meine Mutter ließ all' ihr Eigenthum zurück, und nahm nichts mit sich als etwas Schmuck.

Im Distrikt Dalla lebte ich ruhig ungefähr ein Jahr lang, nach dessen Verlauf eine Verschwörung ausbrach. Im J. 1145 stellten sich Gua-Kanta und Gnasat, zwei Talainen, **) nebst den Painins ***) von zwei königlichen Booten an die Spitze der Insurgenten, griffen Rangun an, nahmen es und hielten es sieben Tage lang besetzt. Der Gatte meiner Tante, der Toit-Thughi von Dalla, schloß sich den Insurgenten an. Endlich erschien die königliche Armee, besiegte die Rebellen, nahm eine große Zahl derselben gefangen, von denen 3000 — unter denen auch mein Oheim — hingerichtet wurden. Viele wurden, dem birmanischen Gebrauch gemäß, verbrannt. Zu diesem Zweck ward ein Haus von Bambusgeflecht nebst Fußboden von gleichem Material errichtet, und eine Menge Stroh und Pulver unter dasselbe gelegt; hierauf band man den Verbrechern Hände

*) Kapitän Mac Cally vom 44sten Infanterieregiment zu Madras, theilte eine Uebersetzung dieser Autobiographie seines birmanischen Lehrers, Asiura Moung-Bo, der literarischen Gesellschaft zu Madras mit, die sie im Madras Journal of Literature and Science abdrucken ließ. Mit Recht bemerkt der Kapitän, daß sich aus dieser biographischen Skizze die Sitten, Gebräuche und Regierungsform des Landes besser kennen lernen lassen als aus andern Hülfsmitteln.

**) Oberster Beamter eines Distrikts.

***) 1 Tikal ist gleich 1½ Rupie oder 1 fl. 50 kr. Konv. M.

*) Oberster Gerichtshof, wo die Minister im Rathe sitzen.

**) Ein in Pegu wohnender Stamm.

***) Wörtlich Steuermänner, Leute von einigem Ansehen auf den königlichen Kriegsbooten.

Google

und Füße und brachte sie in das Haus. Weder Alter noch Geschlecht fand Schonung, es war genug, durch Blut oder Heurath mit einem Rebellen verwandt zu seyn; der Schuldige und der Unschuldige litten gleiche Strafe. Dann ward eine Stoppine an das Pulver gelegt und das Haus auf ein gegebenes Zeichen in die Luft gesprengt.

Auch ich war angeklagt, Theil an diesem Aufstand gehabt zu haben, weil ich bei meinem Oheim wohnte; als ich aber anzeigte, wie man mich meinem Amt zu Prome gleichsam entführt habe, ward ich, wiewohl erst nach vielen Schwierigkeiten, frei gesprochen, und kam mit der Konfiskation meines sämmtlichen Eigenthums davon. In großer Armuth begab ich mich mit meiner Mutter nach Rangun, während meine Tante nach Ava geschickt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Reisen in Norwegen.

(Schluß.)

Das Reisen zu Pferde.

Außer den sogenannten Reitwegen kommt es, selbst auf der großen Straße von Christiania nach Bergen, vor, daß man nur mit Reitpferden fortgeschafft wird, wenn man keinen eigenen Wagen hat. — Die Kosten der Reise verringern sich dann bloß um 2 Schillinge (6 Pfennig) per Meile, weil zwar 4 Sch. für den Wagen abgehen, jedoch 2 Sch. für den Sattel hinzukommen. Das Gepäck wird auf dem Pferde befestigt, zuweilen trägt es aber der Skiotsbonde selbst, neben dem Pferde herlaufend, wobei ich wieder die rührendsten Beispiele von des Norwegers Liebe zu seinem Pferde erlebte.

Auf vielen Stationen kann man übrigens statt des Wagens ein Reitpferd erhalten. Die Pferde sind zwar klein, aber ausdauernd und thätig. Es reitet sich bequem auf ihnen, und sie gehen in den steilsten, unwegsamsten Gebirgsgegenden sehr sicher. Ich habe in Tellemarken über die hohe Gousta Fjell eine Reise zu Pferde gemacht, ohne einen Unfall zu erleiden, obgleich dort große Strecken weit jede Art von Wegsamkeit aufhört, und eine Gegend erscheint, wo man selbst zu Fuß nur mühsam fortkommt, wo das Pferd über regellos durch einander geworfene große Felsblöcke, so wie am Rande tiefer Abgründe mit einer Sicherheit hinaufklettert und stellenweise selbst wieder hinabgleitet, daß man zu den Thieren viel Vertrauen bekommt. Die Vorsicht und Gelehrigkeit, mit der sie auf langen steilen Abdachungen hinabgehen, erregt Erstaunen. Ich sah ein Pferd mit Tragkörben belastet, auf einer Abdachung hinabsteigen, auf der man lange Baumstämme treppenartig befestigt hatte. Dasselbe setzte erst die beiden Vorderbeine hinunter, zog dann die Hinterbeine nach, so daß alle 4 Füße auf einem Flächenraum von einem Quadratfuß beisammen standen, während es der besorgte Bauer hinten am Schwanz festhielt.

Solche Passagen kommen bei den geringen Kommunikationen der in den unwegsamen Gebirgen zerstreut umher liegenden einzelnen Höfe öfters vor. Niemals habe ich unter den vielen Pferden, die ich benutzte, ein tückisches gefunden, dem man sich wegen Beißen oder Schlagen mit Vorsicht zu nähern nöthig gehabt hätte. In Norwegen ist die gelbe Farbe der Pferde mit schwarzen Abzeichen so allgemein, daß es nationell wird, und zu der Ueberzeugung führt, daß hier nie eine Vermischung mit fremdem Blut statt fand.

Zu bemerken ist ferner, daß man auf vielen Seitenwegen, die auf der vortrefflichen und neuesten Karte des schwedischen Oberstlieutenants Carpelan

„Kort över det Sydlige Norgo“ im Maßstabe von $\frac{1}{500\,000}$

als Reitwege angegeben sind, noch gut mit Wagen fortkommt, besonders wenn es die Verbindungswege ansehnlicher Bauerhöfe sind. Wer durch Norwegen reist, dem empfehle ich diese Karte. Sie hat mir die wesentlichsten Dienste geleistet. Bei meiner Anwesenheit in Stockholm machte ich die persönliche Bekanntschaft des Verfassers, welcher leider in der Blüthe seiner Jahre ein Opfer seiner übermenschlichen Anstrengungen wurde. Als Geometer und Landschaftsmaler hatte er Norwegen in allen Richtungen durchstreift, und als geübter Kupferstecher mußten aus seiner Werkstatt die zuverlässigsten Karten hervorgehen, da er sie von Anfang bis zu Ende selbst vollbrachte, und dieß mit einem Eifer, der zur Leidenschaft geworden war.

Bei der oben erwähnten Karte vom südlichen Norwegen findet man am Rande eine Menge Notizen, Profile u. d. m., welche nur die erfinderische Mühsamkeit eines Carpelan zu liefern im Stande war.

Reise zu Wasser.

Mit Ruder- oder Segelbooten.

Wie auf den Landstraßen, eben so findet man auch an den Ufern der großen Binnen-Seen, der Meerbusen, und an den Meeresküsten Stationsorte (Gastgifvergaard's), in denen man ein Boot mit Ruderern zum Fortkommen erhält, und damit alle $1\frac{1}{2}$ bis 2, selten bis 5 Meilen wechselt.

Ein Reisender bezahlt für Eine norwegische Seemeile

1) Dem Skiotsskaffer	4	Sch.	=	$1\frac{1}{10}$	Silbergr.
2) Zwei Ruderern	40	—	=	11	—
3) Für ein zweirudrig Boot	8	—	=	$2\frac{1}{5}$	—
4) Trinkgeld (nicht gesetzmäßig)	4	—	=	$1\frac{1}{10}$	—
	56	Sch.	=	$15\frac{2}{5}$	Silbergr.

In den Städten wird das Doppelte für die Ruderer; bei Faststationen in den Städten aber 48 Sch. für die Ruderer bezahlt.

Die norwegischen Seemeilen haben zwar keine bestimmte Länge, jedoch kann man, besonders an der Meeresküste, zuweilen auf eine norwegische Seemeile 4000 rheinländische Ruthen rechnen. Hiervon ist der nach wirklichen Seemeilen berechnete Kours der Dampfschiffe auszunehmen. Zwei Passagiere müssen ein vierrudrig Boot nehmen und dafür 12 Sch. zahlen. Vier Ruderer erhalten dann zusammen 80 Sch. u. s. w. Die Boote sind nur klein, und haben eine eigenthümliche Form. Die Bohlen sind auffallend dünn, und machen besorgt, geben ihm aber die beim Stoß nöthige Elastizität. In den Meerbusen und an

der Meeresküste sind die Boote mit Segeln versehen, um bei günstigem Winde das beschwerliche Rudern zu sparen. Die Reisen durch die Meerbusen und an der Küste sind bei Stürmen lebensgefährlich, weßhalb auch immer ein älterer erfahrener Bootsmann den andern jüngeren beigegeben ist. Wenn die Stürme sehr heftig sind, so werden die Reisenden gewarnt. Wollen sie aber den Warnungen nicht Gehör geben, so unternimmt der norwegische Seemann mit ihnen die Reise, aber auf ihre Gefahr, denn für ihn gibt es keine. Der Muth und die große Verwegenheit der norwegischen Seeleute hat einen gewissen Ruf erlangt, weßhalb sie selbst in England vorzugsweise geschätzt und gesucht werden.

Fahrt mit norwegischen Dampfschiffen.

Die Norweger haben drei Dampfschiffe: „Prinz Oscar," „Prinz Karl," „die Konstitution." Die beiden letzten sind die neuesten, und von vorzüglicher Beschaffenheit. Das erstere hat seine Reisen jetzt eingestellt. Besonders zeichnet sich Prinz Karl durch die Eleganz der Kajüten, durch die größere Schnelligkeit und seine ganze Bauart aus, indem das Verdeck ganz frei ist. Die Dampfmaschine mit ihren Schaufelrädern liegt so tief unterm Deck, daß man auf demselben überall eine freie Promenade hat.

Das Dampfschiff Prinz Oscar war das schlechteste und älteste der norwegischen Dampfschiffe. Es ging nach Christiania längs der Südküste Norwegens um Kap Lindesnäs nach Bergen, und so wieder zurück. Es hatte 40 Pferdekraft, und legte diese Tour von 118 geogr. Meilen in $4\frac{1}{2}$ Tagen zurück; bei ungünstigem Winde aber in 6 Tagen.

Man zahlte:

in der 1sten Kajüte . . .	$20\frac{1}{4}$	Spezies	(22 Thlr. 18 Sgr.)
in der 2ten Kajüte . .	$10\frac{1}{4}$	—	(11 — 13 —
auf dem Deck	5	—	(5 — $17\frac{1}{2}$ —

Man kann schwerlich wohlfeiler reisen. Eine Büchse steht auf dem Deck, in welche man ein Trinkgeld für die Matrosen freiwillig wirft.

Der Schiffskapitän führte zugleich die Restauration für seine Rechnung, was zu vielen Beschwerden und endlich zu einem offenen Angriff in der Reichszeitung von Christiania Anlaß gab. Solche öffentliche anonyme Anklagen sind gestattet. Man erwartet vom Angeklagten, daß er sich öffentlich rechtfertigt, oder sieht ihn für schuldig an, wenn er schweigt. Dem Redakteur muß sich der Ankläger namhaft machen, damit die Untersuchung gerichtlich erfolgen kann. Dieß Schiff hat bald darauf seine Reisen eingestellt, weil es sehr baufällig war, und die Kosten der Reise nicht mehr deckte, obgleich es bei allen Hafenorten anlief, und dort Briefe, Pakete, Lasten und Passagiere absetzte und aufnahm.

Das Dampfschiff Konstitution. Es besteht seit 1827 eine regelmäßige Beförderung von Briefen, Paketen und Passagieren einmal wöchentlich zwischen Christiania, Fredreksväreu und Christiansand mit dem Dampfschiff Konstitution, so wie zwischen Fredreksväreu, Gothenburg und Kopenhagen mit dem Dampfschiff Prinz Karl. Die Fahrten dieser Schiffe beginnen den 15ten April, und dauern zwischen Fredreksväreu, Gothenburg und Kopenhagen bis Ende September, zwischen Christiania, Fredreksväreu und Christiansand bis Ende Oktober.

Die Tour von Christiania bis Christiansand kostet auf dem 1sten Platz 6 Sp. 100 Sch. = 7 Thlr. 19 Silbergr. auf dem 2ten Platz die Hälfte. Kinder zwischen 10 und 15 Jahren zahlen die Hälfte, unter 10 Jahren ein Viertel.

Wer nicht diese ganze Tour mitmacht, sondern nur bis zu einem der Anlaufsorte des Schiffs reiset, bezahlt nach einem Tarif weniger.

Die Passagiere des 1sten Platzes dürfen 2 bis 4 Liespfund Bagage mitnehmen. Die des 2ten Platzes nur halb so viel. Außerdem zahlt man Waagegeld 4 Sch. und Einschreibegebühren 12 Sch.

Auf dem Schiff ist eine Restauration, jedoch darf nur von 7—9 Uhr Morgens, von 1—3 Mittags und von 7—9 Uhr Abends gegessen werden. Jeder Passagier muß um 7 Uhr Morgens aufgestanden seyn. Nach 10 Uhr Abends hört die Bewirthung mit Trinkwaaren auf. Tabakrauchen wird nur auf dem Deck gestattet. Niemand darf mit dem am Steuerruder beschäftigten Matrosen reden, niemand ohne Erlaubniß des Kapitäns nach der Maschine hinabgehen. Auch Wagen werden mitgenommen. Man bezahlt für einen vierrädrigen Wagen das doppelte Passagiergeld des ersten Platzes, für einen zweirädrigen das einfache.

Das Dampfschiff Prinz Karl fährt zwischen Fredreksväreu, Gothenburg und Kopenhagen. Seine Fahrt schließt an die des Schiffs Konstitution, welches von Christiania kommt und über Fredreksväreu nach Christiansand geht. Man bezahlt für die ganze Tour von Fredreksväreu bis Kopenhagen = 71 Seemeilen 10 Spezies (11 Thlr. 5 Sgr.) in der 1sten Kajüte, die Hälfte in der 2ten. Einen Aufenthalt von 5—6 Stunden in Gothenburg abgerechnet, legt es diese Tour in circa 40 Stunden zurück.

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

3. Weiterreise nach Norden. — Umkehr. — Ergebnisse der Reise.

Von dem Kraal aus, wo sie dem Uebereinkommen gemäß Herrn Moffat getroffen hatten, zogen sie an den Marikwa und dann an seinen Ufern hinab bis zu dem Uri, mit welchem vereint er den Limpopo bildet. Das Land auf beiden Seiten dieses Flusses ist meistens dicht mit hohem Gebüsche bedeckt, das den Reisenden manchmal nicht wenig hinderlich war. Die Straße war öfters rauh, und in den Hügelketten, durch oder über welche sie manchmal ziehen mußten, litten die Wagen wiederholt bedeutend, doch hatten die Reisenden glücklicherweise die Mittel, den Schaden selbst wieder auszubessern. Als sie ungefähr unter 24′ 30″ S. B. angelegt waren, befanden sie sich an der Nordgränze des Gebiets der Matabilis, und bei dem letzten Kraal von Umsiligas, welcher unter einem Litabilihäuptling von Betschuanas aus unterworfenen Stämmen bewohnt war. Noch eine Strecke über diesen äußern Posten hinaus trafen wir nahe an dem Flusse auf arme Eingeborne in bedeutender Anzahl, welche alle den Matabilis tributpflichtig waren, und sogar bis zu einem gewissen Grad ihre Kleidung trugen. Sie erzählten, daß sie von Zeit zu Zeit aufgefordert würden, Vieh zu

hüten oder den Boden zu bauen, wenn die zu diesen Geschäften regelmäßig bestimmten Leute unzureichend oder anderweitig beschäftigt wären. Zu andern Zeiten aber ließe man sie unbekümmert von den freiwilligen Gaben der Natur leben; erwerben könnten sie nichts, weil sie dieß jeden Augenblick wieder durch streifende Parteien, welche ohne Befehl und ohne Wissen des Königs stets umherzögen, zu verlieren befürchten müßten. Sie schienen alle sehr niedergeschlagen, was nicht zu verwundern war, da sie beinahe buchstäblich Hungers starben. Je weiter die Reisenden vorrückten, desto mehr verminderte sich die Anzahl dieser Leute, und endlich erblickten sie kein menschliches Wesen mehr. Dieß ließ die Reisenden fürchten, daß sie ihrer besten Quelle von Nachrichten verlustig gehen könnten, doch trafen sie wieder Menschen, nachdem sie drei Tagereisen weiter fortgezogen waren. Dieß war der Ueberrest der Baquainas, welche früher unter den Betschuanastämmen einen hohen Rang behauptet hatten; gegen die Mantatis vertheidigten sie sich tapfer, und schlugen diese bei Alt-Litaku, sanken aber endlich unter der Macht des Umsiligas und wurden ihm tributbar, in welcher Lage sie blieben, bis er ihren vornehmsten Häupling ermorden ließ, worauf sie insgesammt aus dem damals von ihnen bewohnten Lande flohen, und sich in ihren jetzigen Wohnsitzen niederließen, aber stets in Schrecken vor den Matabilis leben. Zwischen ihnen und den eben erwähnten Eingebornen besteht ein gutes Einverständniß, wodurch sie Nachricht von allen feindlichen Bewegungen erhalten und denselben ausweichen können. Dabei kommen sie aber auch beinahe vor Durst um, da sie die Nähe des Flusses verlassen müssen, der ihnen in diesem Lande allein Wasser liefern kann. Aus seinem Verfahren gegen diese wie gegen andere Stämme geht klar hervor, daß die Politik von Umsiligas dahin geht, bei jedem Stamme, den er unterjocht, sich sobald als möglich aller einflußreichen Personen zu entledigen, und die Rechtfertigungsgründe dazu sind von ihm leicht gefunden. Als Kama, der König der Baquainas, ums Leben gebracht wurde, hatte er eine den Matabilis gehörende Heerde unter seiner Aufsicht, und ein Gerücht drang oder soll zu dem König gedrungen seyn, daß er Ochsen geschlachtet und seinen Leuten einen Schmaus gegeben habe, um sie dabei zur Empörung gegen ihre Unterdrücker aufzureizen. Dieß wurde als eine genügende Ursache angegeben, Truppen gegen ihn zu schicken, und um die Ausführung des Plans um so gewisser zu sichern, wurden zwei Leute an ihn abgeschickt, mit der Nachricht, daß eine Abtheilung Krieger gegen Norden ziehe, und er Lebensmittel für sie herbeischaffen solle. Diese List hatte den gewünschten Erfolg: unter der Maske der Freundschaft drang der Haufe in den Kraal ein, und während er von den für sie bereiteten Lebensmitteln zehrte, begann das Morden. Es ist daher kein Wunder, daß die Baquainas einen entschiedenen Haß gegen die Matabilis hegen, und sie waren auch die ersten Betschuanas, welche die Führer der Reisenden mit Gleichgültigkeit und Verachtung behandelten. Sie litten viel durch Hunger, und die Nothwendigkeit, stets in dem dichten Gebüsch zu hausen, machte auch die Jagd des Wildes schwierig, welche in ihrer Lage fast die einzige Erwerbsquelle war. Fallen zu graben oder den Boden anzubauen, vertrug sich gleichfalls nicht mit ihrer Sicherheit, denn dieß hätte ihren Aufenthaltsort verrathen. Sie schienen ihre unglückliche Lage mehr zu fühlen, als irgend ein anderer Stamm, welchen die Reisenden auf ihrem Wege getroffen hatten, wahrscheinlich weil sie früher in so hohem Ansehen standen, da man ihnen allgemein eingeräumt hatte, sie seyen zuerst aus der großen Höhle hervorgegangen, woraus nach ihrer Meinung die verschiedenen Betschuanas und Buschmännerstämme am Anfang der Welt hervorgingen. Von ihnen erhielten die Reisenden manche interessante Nachrichten über das Innere, namentlich wurden nach ihren Aussagen zwei höchst wichtige Punkte festgestellt, nämlich die Existenz eines großen Süßwassersees weit gegen Norden, und zweitens das Vorkommen einer zerstreuten Bevölkerung nicht nur bis zu jenem See, sondern sogar darüber hinaus; auch daß in jener Richtung Stämme, in Allem den Corannas ähnlich und auch eine ähnliche Sprache sprechend, noch unabhängig unter eigenen Fürsten lebten. Die Angaben über den See waren jedoch durchaus ungenügend, wenigstens was die Entfernung betraf; jedenfalls waren die Reisenden selbst noch weit davon entfernt, indem einer ihrer eigenen Leute, welcher dort gewesen und aus Kuruman gebürtig war, aussagte, sie, die Reisenden, seyen noch viel weiter davon entfernt als von Litaku.

Als sie den Limpopo erreichten, waren die Ochsen aus Mangel an genügendem Futter sehr herabgekommen, und das für das Vieh passende Gras verschwand mehr und mehr, was die Lage der Reisenden höchst unangenehm machte; gingen sie unbesonnen vorwärts, so konnten sie rettungslos in der Wüste umkommen; aber umzukehren, ohne sich zu versichern, ob nicht ihre Aussichten weiterhin besser seyen, würde sie gerechtem Tadel ausgesetzt haben, um so mehr, als das in der Umgegend wachsende Gras die Ochsen wenigstens vor dem Hunger schützte. Das beste Gespann Ochsen wurde deßhalb ausgewählt, und eine kleine Gesellschaft mit einem einzigen Wagen zog auf Kundschaft weiter. Nachdem sie vier Tage in nordöstlicher Richtung nahe am Flusse und bis zu einem Punkte, wo dieser sich gegen Südosten wendet, fortgezogen waren, ohne daß das Land einen bessern Anblick geboten hätte, ja die Unfruchtbarkeit im Gegentheil immer noch zu wachsen schien, hielten sie an einem Kraal von Baquainas, um zu fragen, ob es nicht möglich sey, von hier nach den Bakabergen durchzubringen, wo, wie sie gehört hatten, Wasser und Gras in Menge zu finden war. Durch die Erfahrung belehrt, daß aus Wilden durch direkte Fragen wenig herauszubringen ist, warteten sie eine Zeit lang, bis sich dazu Gelegenheit ergeben würde. Diese ließ auch nicht lange auf sich warten, denn die Baquainas bettelten bald um Nahrung, und baten die Reisenden, einiges Wild für sie zu schießen, da sie vor Hunger umkämen. Herr Smith erklärte sich dazu bereit, wenn sie ihn auf seiner Reise begleiten wollten; Freude begann bei dieser Aussicht in ihrem Auge zu strahlen, da sie es für ausgemacht ansahen, daß die Reisenden dem Flusse folgen würden. Als sie aber das Gegentheil erfuhren, sank ihre Hoffnung gänzlich, und sie erklärten einstimmig, es sey in gegenwärtiger Jahreszeit unmöglich, bis zu den Bakabergen durchzubringen, indem vor Ankunft an den Bergen, welche sechs Tagereisen entfernt seyen, kein Tropfen Wasser zu finden wäre. Nun brachte Herr Smith Folgendes aus ihnen heraus: In der Regenzeit kann die Reise ohne Schwierigkeit gemacht werden, gegenwärtig aber sey es völlig unthunlich; in frühern Zeiten habe man das ganze Jahr hindurch die Wüste durchziehen können, damals aber hätten große Gruben bestanden, in welche das Regenwasser geflossen und während der trocknen Jahreszeit geblieben sey; seit jedoch die Matabilis sich im Lande befänden, sey es zur Regel geworden, die Verbindung so schwierig als möglich zu machen, und darum seyen die künstlichen Wasserbehälter theils absichtlich zerstört worden, theils vor Alter zerfallen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 327.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 November 1836.

Die Schweinhirten in Ungarn.

Auf jedem adeligen Hofe oder Gute in Ungarn wird ein Schweinhirte (in der Landessprache Kansaz genannt) unterhalten. Diese bilden beinahe in jedem Komitate eine unter sich bestehende eigene Zunft, wie sonst die Schäfer. Ihr Dienstwechsel ist gewöhnlich auf Georgi, um welche Zeit sie sich in einem hiezu bestimmten Orte ihres Komitats versammeln, theils um daselbst ein Paar Tage bei Tanz und Saufgelag zu verbringen, theils um die etwa nothwendigen Knechte aufzunehmen. Bei einer solchen Gelegenheit werden dann auch ihre gegen einander zugefügten Unbilde ausgeglichen, und eine solche Versöhnung wird gewöhnlich mit ein Paar derben Streichen oder sonstiger Beschimpfung beschlossen. Ihre Tracht ist auszeichnend. Sie tragen gewöhnlich sehr weite bis zu den halben Waden reichende leinene Hosen (Gattien), die mit einem ledernen Riemen um die Lenden festgehalten werden. Die Füße bedecken Bundschuhe, das sind, ein Paar Lappen gegärbten, oft auch rohen Leders, oben durchlöchert, um sie mit Riemen über einen Fetzen hänfener Leinwand, womit der Fuß umwickelt ist, fest zu schnüren. Das Hemd ist kurz, und reicht selten etwas über den Nabel, die Aermel des Hembdes außerordentlich breit, dienen ihm oft zum Nastuch oder Schweißtuch. Nur der Feiertag verlangt, daß Hemd und Gattien von gebleichter Leinwand sind, worüber je nach der Jahrszeit kornblumenblaue mit Schnüren auf ungrische Art gezierte Tuchhosen und ein solches Leibel mit scharlachrothem Tuch eingesäumt, sammt Zischmen mit Eisen beschlagen und einer eisernen Stachel auf der Ferse, angezogen werden. Den Kopf bedeckt bei kalter Witterung eine einfache runde Pelzmütze, gewöhnlich von weißen Lämmerfellen, bei warmer Witterung aber ein runder schirmartiger Hut, dessen Krempen bis über die Schultern reichen. Die Hand bewaffnet ein derber Knotenstock, und beim Schweintriebe hängt über die Schulter eine geflochtene lange schweinslederne Peitsche, deren Stiel mit Blei oder schlechtem Zinn beschlagen ist, und die jeder Hirte mit seltener Fertigkeit handhabt. Aber die Unterscheidungstracht ist die Halina (auf ungrisch Köpenek oder Szür), ein von weißem grobem Tuch gefertigtes mantelartiges Kleid mit Aermeln und vorn mit Riemen und Schnallen versehen, dessen Kragen, so wie auch manchmal der Saum, mit rothem Tuch ausgeschlagen ist. Obschon auch bei den Slawaken diese Halina allgemein im Gebrauche ist, so trägt diese Bebrämung und Auszierung mit dem rothen Tuch niemand anders als gerade der Schweinhirt. Dieß ist sein Kennzeichen, und da ein jeder im Verdacht der Dieberei und Räuberei steht, und ohne jene Halina nicht zünftig angesehen wird, so darf gewöhnlich in den Hauptorten der Komitate, ohne Zeugniß von einer Herrschaft, kein Schweinhirt erscheinen, oder er wird, wenn er auch gerade nichts verbrochen hat, ins Gefängniß gesetzt. Wenn ein Schweinhirte die Hochzeit seiner Tochter feiert, so ist nichts Seltenes, daß im Orte oder in der Nachbarschaft ein namhafter Diebstahl von Viktualien und an Wein begangen wird. Man vermuthet zwar bald die Thäter, scheut sich aber gemeiniglich sie zu verfolgen; denn ihr Bündniß erstreckt sich weit und ihre Rache zu reizen wäre gefährlich. Oftmals kommen sie auch in den isolirt stehenden Wirthshäusern zusammen, lassen sich da eine Nacht hindurch wohl seyn, und ziehen gegen Tagesanbruch, ohne an Bezahlung einer Zeche zu denken, wieder ab; oder sie kommen am Abend zu den Herrschaftshöfen, und schaffen sich Nahrungsmittel an, nach deren Empfang sie friedlich wieder abziehen. Wird aber ihrem Verlangen nicht Genüge gethan, oder erfahren sie Gegenwehr, so folgt nicht selten nach einiger Zeit Mordbrennerei. Im Dienste betragen sich diese Leute übrigens friedlich und gehorsam gegen die Herrschaft. Doch, da sie immer einige Stücke Borstenvieh mit dem herrschaftlichen halten dürfen, so üben sie gewöhnlich freien Unterschleif aus, zumal wenn die Beamten oder der Meier oder der Wirthschafter sich die nämliche Schuld zukommen lassen. Warum man diese Leute nicht mehr zur Ordnung bringt, ist kaum zu begreifen; indessen fehlt es an einer Gesindeordnung überhaupt, da man glaubt, daß durch deren Einführung die Nationalfreiheit beeinträchtigt werden möchte.

Digitized by Google

Autobiographie eines Birmanen.

(Fortsetzung.)

Mein Halbbruder, der mit einer Abtheilung des königlichen Heeres gegen die Rebellen befehligt worden war, fand mich zu Dalla; er lag mir an, mit ihm nach Prome zurückzukehren, meine Mutter weigerte sich aber und so blieb ich bei dieser. Mein Halbbruder gab mir 50 Tikals Silber und einen Putzo (Mannsanzug) und empfahl mich einem seiner Freunde in Prome, der mich als Schreiber anstellte. Von dem Ertrag meines Amtes hatte ich meine Mutter und älteste Schwester zu unterstützen, was ich etwa ein Jahr lang that, als mein Herr, der Tsarai-Dagbi (königlicher Sekretär), nach Ava versetzt wurde, und mich dem Meiothughi von Zwaithabon empfahl, der in Rangun wohnte. Mein Amt unter diesem letztern war das eines Agenten. Ich hatte auf dem Yuom gegenwärtig zu seyn und die an meinen Herrn einlaufenden Befehle zu Erhebung von Geld, Lebensmitteln oder Mannschaft in Empfang zu nehmen. Diese Befehle hatte ich dem Meiotsari (Distriktssekretär) zuzustellen und den Betrag der Lieferung von ihm zu verlangen. Um einen Begriff von dem Unterschleif zu geben, den die birmanischen Regierungsbeamten sich erlauben, will ich nur anführen, daß wenn der Befehl auf Erhebung von 100 Tikals Silber lautete, der Meiotsare von den Einwohnern 110 erhob, wovon er 5 für sich behielt und 5 dem Meiothughi gab. Als ich nun die 100 Tikals empfing, mußte ich mich auf den Yuom begeben, und am ersten Tage 30 Tikals bringen, mit dem Bemerken, daß dieß die ganze Summe sey, welche ich hätte aufbringen können, und dabei versprechen, eine ähnliche Summe am nächsten Tage zu erlegen. Dieß geschah, und ich mußte die 30 Tikals mit dem Bemerken abgeben, daß ich am folgenden Tag 20 bringen werde. Als auch dieß geschehen und der Rest von mir verlangt wurde, mußte ich erklären, daß es unmöglich sey weiter etwas zu erhalten, und daß es mir schon schwer geworden, die bereits abgelieferte Summe einzutreiben. Hierauf wurde ich ergriffen, an den Armen gefesselt und in die Sonne gestellt. Ich mußte hierauf versprechen das Fehlende am nächsten Tag zu bringen, ward aber, als ich abermals die Unmöglichkeit betheuerte, auf ähnliche Weise bestraft. Nachdem diese Behandlung einige Tage fortgedauert hatte, nahm man für wahr an, daß ich nichts mehr auftreiben könne, und so blieben mir 20 Tikals in der Tasche, die ich mit dem Meiothughi theilen mußte. Dieß ist die gewöhnliche für gar nicht schimpflich geltende Verfahrungsart; ich hatte keinen Gehalt, mußte mich also auf diesem Weg selbst bezahlt machen.

Mein Amt unter dem Meiothughi von Zwaithabon bekleidete ich ungefähr anderthalb Jahre, nach deren Verlauf ich mir etwas Geld erspart hatte, das ich vortheilhaft zum Ankauf von Paddy, die 100 Körbe für 5 Tikals, anlegte, und wofür ich, als der Preis dieses Artikels in Folge des Marsches des königlichen Heeres nach Martaban stieg, 30 Tikals für 100 Körbe erhielt, wodurch mir ein schöner Gewinn von 1000 Tikals Silber in der Hand blieb.

Ich war jetzt etwa 17 Jahre alt, und da mir daran lag, mein Noviziat in einem Kloster zu beginnen, so machte ich meine Mutter mit meinem Wunsch bekannt, und erhielt die Erlaubniß von ihr, ein Schenpeier (Novize) *) zu werden. Meinen ganzen Gewinn legte ich in die Hände meiner Mutter zu ihrer Unterstützung, und ward nach der gewöhnlichen Ceremonie im Kloster des Kenghi Banai aufgenommen. Hier studirte ich folgende Werke: die vier Pitha-Welkana, Kandaka, Thikia, Lointsaba, Dantsaiba, Puraiki, vier Brama-Sozas **) u. s. w. In diesem Kloster blieb ich ungefähr ein Jahr und ging dann nach Prome, um meine Studien fortzusetzen. Dort trat ich in das Kloster von Rehan Tsaradaghi Guawen, wo ich sechs Monate blieb, und während dieser Zeit Thuda-schitsaung las. Da der Tsaradaghi sehr alt war, so wollte ich ihn verlassen, um ihn nicht zu belästigen, worauf er mich ermahnte, zu Unanda, einem seiner Schüler zu gehen, der zu Lettat-Peim, ungefähr drei Doings (etwa 6 engl. Meilen) von Prome lebte. Als ich dort ankam, fand ich ein kleines Dorf, die Zahl der Rehans (ein Priesterorden) und Novizen groß, und Mangel an Lebensmitteln. Ich setzte meine Studien im Thuda-schitsaung fort, war aber so wißbegierig und bestürmte den Rehan mit so vielen Fragen, daß dieser sich beklagte, er könne wegen mir seine übrigen Schüler nicht versehen. Unter solchen Umständen hielt ich es für gerathen, mich anders wohin zu begeben, um einen Lehrer zu suchen, der mehr Muße habe, meine Lernbegierde zu befriedigen. Ich kehrte daher nach Prome zurück, wo mein Halbbruder Moung-O noch immer das Amt eines Toit-Thughi bekleidete. Er nahm mich freundlich auf und rieth mir zu Pandonghma Ponghi zu gehen, der sein Kloster im Dorfe Poghan unweit Prome hatte. Bei diesem Manne hielt ich mich fast sechs Monate auf, und fand, daß seine Kenntnisse zwar ziemlich beschränkt waren, er aber doch so viel Bescheidenheit besaß, mir zu sagen, daß er mich nichts Neues lehren könne. Ich stellte dieß meinem Halbbruder vor, und ging nun nach Amrapura, wo ich in das Kloster des Bhagva Tsorada, eines sehr gelehrten Mannes, trat, bei dem ich zwei Jahre blieb. Mit diesem studirte ich Thuda-schit-saung, Wini, Schengeio, Bedin u. s. w. ***) Nach Verlauf der angegebenen Zeit zog ich das Priesterkleid aus und trat als Lu-binda oder persönlicher Begleiter in die Dienste des Piemen oder Prinzen von Prome, eines Sohns des Königs. Ich mußte die junge Prinzessin Senbiumal im Lesen und Schreiben unterrichten.

Diese Prinzessin hatte mehrere junge Frauenzimmer in ihrem Gefolge, die alle denselben Unterricht von mir erhielten. Ich ging täglich um acht Uhr Morgens in den Palast des Prinzen, und ward hier in eine offene Verandah geführt, wo die Prinzessin mit ihren Frauen auf Teppichen saß. Polster, etwas höher als die übrigen, waren für mich bestimmt. Hier hatte ich eine schwere Prüfung zu bestehen. Die jungen, 8 bis 15 Jahre alten Frauenzimmer waren voller Geist und Leben,

*) Junge Leute besuchen das Kloster, um ihre Erziehung zu vollenden, scheeren das Haupt und tragen Priesterkleidung.
**) Sämmtlich moralische, theologische, logische u. s. w. Werke.
***) Ebenfalls theologische Werke.

und gaben wenig Acht auf ihre Kleidung und Stellungen. Ich war ein junger, wenig mehr als 20 Jahre alter Mann, und allen Versuchungen bloßgestellt, denen dieses Alter ausgesetzt ist, und doch könnte ein einziger Blick, ein Wort das den Verdacht erweckte, ich stände mit den jungen Damen auf vertrautem Fuße, mir den Kopf kosten. Ich war der einzige Mann in ihrer Gesellschaft, und dieser Umstand schien alle Zurückhaltung bei den jungen Frauenzimmern verscheucht zu haben. Länger als ein Jahr blieb ich auf diesem gefährlichen Posten.

Der Piemen, mein Herr, stellte mich nach Verlauf dieser Zeit wieder als Toit-Thughi von Prome an. Mein Halbbruder fuhr fort, das Amt zu versehen, ich aber erhielt den größten Theil der Einkünfte. Der Prinz wurde einige Monate später nach Amrapura zum König beschieden und ich begleitete ihn.

Im Jahre 1152 nahm ich die Weihe als Rehan in dem Kloster Maung-daung's, des Tsaradaghi, wo ich drei Jahre blieb. Auf mein Ansuchen ward mir von dem Tsaradaghi erlaubt, meine Mutter zu Rangun zu besuchen. Zu dieser Zeit begann ich das Studium der Sprache der Talainen in den verschiedenen Klöstern um Rangun und Pegu. Von dem Meiothughi von Dala wurde ich aufgefordert, die Aufsicht über den Bau eines Klosters in seinem Distrikt zu übernehmen, und nachdem es vollendet war, nahm ich die Weihe als Poggo. *) In diesem neuen Kloster blieb ich ein Jahr; dann ging ich in ein anderes zu Syriana, wo ich einige Monate blieb, und begab mich dann nach Martaban. Nach einem Aufenthalt von drei Monaten an diesem letztern Orte zog ich abermals den Priesterrock aus und trat in die Welt zurück.

Zu Martaban hatte ich einen Freund, der Tara-Thughi, oder Advokat war, und bei dem ich wohnte. Von diesem entlieh ich 200 Tikals Silber und wurde Kaufmann. Ich handelte verschiedene Waaren ein und begab mich an den Thaung-thin-Fluß, der in den Salwin fällt. Hier traf ich einen Isakai, oder Häuptling der Karier, mit dem ich meine Unternehmungen auszuführen beschloß, weßhalb wir die Ceremonie des Tswait-hauk, oder das Trinken des beiderseitigen Bluts vornahmen. Da dieß ein ganz eigener Gebrauch ist, so will ich ihn beschreiben.

Es ist unter gewissen Stämmen der Karier **) üblich, daß kontrahirende Parteien, um sich von ihrer gegenseitigen Treue und Aufrichtigkeit im Handel und Wandel zu versichern, sich in Gegenwart des versammelten Dorfs mit einer Nadel in den Zeigefinger der rechten Hand stechen, so daß Blut fließt. Der Finger wird dann über ein Gefäß mit Wasser gehalten, in das man das Blut tropfen läßt. Vermischt das Blut sich auf der Stelle mit dem Wasser, so ist die Redlichkeit der Person verdächtig, behält aber der Blutstropfen seine kugelige Form eine Zeit lang, so ist dieß ein gutes Zeichen, und dann trinken beide jeder des andern Blut.

Nachdem die Ceremonie zur Zufriedenheit ausgefallen war, ward ich von den Kariern bewirthet. Ich übergab meine sämmtlichen Waaren dem Isakai, um nach seinem Ermessen darüber zu verfügen. Dieß wurde als ein Geschenk betrachtet, und meine Waaren von dem Häuptling unter sein Gefolge vertheilt, 500 Mann stark, die sämmtlich in einem Hause oder einer großen Barracke lebten. Ich ward 20 Tage lang bewirthet, und als ich dann den Wunsch aussprach, zurückkehren zu dürfen, befahl der Häuptling seinen Leuten mir ein Geschenk von den Produkten ihrer Wälder zu reichen, das dem an Werth gleichkam, was ich gegeben hatte. So erhielt ich von einigen Elfenbein, von andern Wachs u. s. w. Die Karier, von denen hier die Rede ist, waren Unterthanen Zammai Tsabwa's, und es stand eine bedeutende Strafe darauf, sie zu besuchen. Ich war deßhalb genöthigt, heimlich und bei Nacht zu reisen, um Entdeckung zu verhüten. Ich wagte nicht mit meinem Boot bis nach Martaban zu fahren, und verbarg es deßhalb in einer Bucht unweit der Stadt, Dawailun genannt. Dann ging ich zu Fuß nach Martaban und vertraute meinem Freunde den guten Erfolg meines Geschäfts. Bald darauf fand ich Gelegenheit, meine Waaren an den Führer einer chinesischen Dschonke, die im Fluß vor Anker lag, vortheilhaft abzusetzen. Ich hatte nur Waaren an Werth von 200 Tikals mit mir zu den Kariern genommen, und löste aus meiner Rückladung 1600.

Damals zählte die Provinz Martaban viele große und volkreiche Dörfer. Die Talainen hatten sich noch nicht empört. Ich machte eine vortheilhafte Spekulation in Paddy, den ich frühzeitig im Jahre kaufte, und dann später mit bedeutendem Vortheil absetzte. Ich begab mich nach Ye, wo ich ein großes Boot bauen ließ, es nach Martaban brachte, dort mit Reis und glasirten Krügen belud, und nebst noch sechs andern Booten unter dem Geleite meines Neffen nach Penang schickte, um dort Handel zu treiben. Ich begleitete die kleine Flotte bis nach Ye, wo ich anhielt. Auf unserer Fahrt dahin hatten wir heftige Ostwinde zu bestehen, die uns nöthigten bei der Insel Callagauk Schutz zu suchen. Auf dieser Insel ließ ich auf Zureden Maungchoepai, eines reichen Mannes, der mit uns war, einen Brunnen graben, und rings herum mit Kokos- und Betelnußbäumen bepflanzen. Dieser Brunnen ist derselbe, den ich vor Kurzem erst in Gesellschaft mehrerer englischer Offiziere besuchte. Seit 20 Jahren war ich nicht da gewesen, erkannte aber die Stelle noch; von den gepflanzten Bäumen waren nur wenige noch übrig, und das Meer war so weit in die Insel hinein getreten, daß dem Brunnen eine baldige Zerstörung bevorstand. Wir hielten uns hier drei Tage auf, und fuhren dann nach Ye, wo ich blieb und Spekulationen im Bau von Booten unternahm.

(Fortsetzung folgt.)

Die Armen in Europa.

In dem von Herrn de Villeneuve Bargemont herausgegebenen statistischen Werke über die Armen in Europa beläuft sich die Zahl derselben auf 10,897,855, bei einer Bevölkerung von 216,445,000 Seelen. Diese Armen vertheilt es auf folgende Weise:

England enthält gegen 4,000,000 Arme, ein Sechstel von der

---

*) Ein hoher geistlicher Orden.

**) Ein Stamm, den man für die Urbewohner des Landes hält, er wohnt hauptsächlich auf Bergen und in waldigen Gegenden.

ganzen Bevölkerung, welche zu 25,400,000 angenommen wird. Die Arbeit, welche das dortige Maschinenwesen verrichtet, ist gleich der von 480 Millionen Menschen. In Deutschland, das sich größtentheils mit dem Ackerbau beschäftigt, gibt es etwa 680,000 Arme, oder ein Zwanzigstel der ganzen Bevölkerung. Die landwirthschaftliche Bevölkerung ist dreimal größer als die Zahl der Manufakturarbeiter. In Oesterreich ist das Verhältniß der Armen zu der ganzen Bevölkerung wie 1 zu 25, oder 1,285,000 von 32 Millionen. Dänemark steht Oesterreich fast gleich, da sich die dortigen Armen eben so wie 1 zu 25, und die Ackerbautreibenden zu den in Fabriken beschäftigten wie 4 zu 1 verhalten. In Spanien zählt man unter 13,900,000 Einwohnern 450,000 Arme, oder 1 unter 30. Die Ackerbautreibenden verhalten sich dort zu den Manufakturisten wie 5 zu 1. In Frankreich gibt es 1,600,000 Arme unter 32 Millionen, oder 1 unter 30. In Italien ist das Verhältniß wie 1 zu 25, es gibt nämlich 750,000 Arme unter 19,044,000 Einwohnern. Belgien und Holland stehen fast mit England gleich. Die Armen verhalten sich dort zu der ganzen Bevölkerung wie 1 zu 7. In Portugal gibt es bei 3,550,000 Einwohnern 141,000 Arme. Preußen hat bei 12,700,000 Einwohnern 425,000 Arme, also 1 auf 30. Das europäische Rußland hat eine Bevölkerung von 52,500,000 Seelen, und darunter 525,000 Arme, oder 1 auf 100. Die Manufaktur ist hier auf tiefer Stufe. Die Bevölkerung von Schweden beträgt 3,866,000 Einwohner, und die Armen betragen 154,000, also ein Fünfundzwanzigstel. Die Schweiz hat eine Bevölkerung von 1,724,000 Seelen, und darunter 17,600 Arme.

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

3. Weiterreise nach Norden. — Umkehr. — Ergebnisse der Reise.

(Schluß.)

Unter solchen Aussichten wäre es in hohem Grade unbesonnen gewesen, sich in die Wüste zu wagen, um so mehr, als der bisherige Erfolg die Reisenden hoffen ließ, unter günstigen Umständen dieses Unternehmen leicht zu einem glücklichen Ende führen zu können. Sobald sie daher das umliegende Land beaugenscheinigt hatten, kehrten sie zu ihrem Wagen zurück, um nach Mosiga umzulenken. Auf einem Ausfluge entfernten sie sich etwas vom Strome, und zogen einige Meilen über den Wendekreis hinaus, wo sie von dem Gipfel eines der höchsten Bäume die Höhen der Bakaberge, gerade nördlich von ihnen, in undeutlicher Ferne erblickten. Nach allen andern Richtungen erschien das Land, so weit das Auge reichte, beinahe flach, und meist mit Gebüsch bedeckt. Nach den Aussagen der Eingebornen bietet das Land jenseits der Kette der Bakaberge, namentlich gegen Norden und Nordosten, so ziemlich denselben Anblick dar.

Als sie an dem Orte ankamen, wo sie die Mehrzahl der Reisegesellschaft zurückgelassen hatten, fanden sie zwei Ochsen todt, und die andern keineswegs in gebessertem Zustande, wie es denn bei der Quantität und Qualität des Grases nicht anders zu erwarten war. Abreise nach einer günstigeren Gegend war nun ein Punkt von der größten Wichtigkeit, und sie machten sich deßhalb ohne Verzug nach Mosika auf den Weg; als sie aufbrachen, fand sich, daß die Ochsen nur zwei bis drei Stunden des Tages marschiren konnten, wo denn Herr Smith sich nicht wenig freute, daß er sich zur Umkehr entschlossen hatte. Auf dem Rückwege kamen sie an der Stelle der Stadt vorbei, wo Herr Campbell die Baharutzi gefunden hatte, fast auf der Höhe der Kurrichaineberge, und bald darauf kam den Reisenden zu ihrer großen Freude einer ihrer zurückgelassenen Gefährten mit vier Gespann Ochsen entgegen, mit welchen sie ohne Mühe nach Mosiga gelangten. Hier wollte Herr Smith einige Wochen bleiben, da aber die Ochsen durch das Fressen des jungen Grases alsbald zu leiden begannen, mußte sogleich wieder aufgebrochen werden. Umsiligas hätte gern die Reisenden länger zurückgehalten, aber er sah ein, daß Zögern hier nur Gefahr bringen könne, und schickte ihnen vor ihrer Abreise noch vierzehn Ochsen und drei Schafe, welche letztere augenblicklich abgeschlachtet wurden. Als sie aufbrachen, begleitete sie Umsiligas noch eine Strecke weit, sprach von dem Vergnügen, welches ihm ihr Besuch bereitet habe, und setzte hinzu, da sie ihren Zweck, an das große Wasser zu gelangen, nicht erreicht hätten, so möchten sie in Frieden heimziehen und wieder kommen, wo er dann dafür sorgen würde, daß sie es sehen sollten. Auf der Rückreise starb eine bedeutende Anzahl Ochsen an völliger Erschöpfung, und eilf andere mußten zurückgelassen werden; nach der Algoa-Bai zu gehen war mit den eigenen Ochsen der Reisenden unmöglich, so daß für andere Mittel gesorgt werden mußte, um die Sammlungen weiter zu bringen. — Zu dem glücklichen Erfolg der Reise trugen die Missionäre allenthalben ungemein viel bei, und namentlich hat die Expedition ihre freundschaftliche Aufnahme bei Umsiligas den Bemühungen des Herrn Moffat zu danken.

Nach diesen allgemeinen Umrissen der Reise wollen wir die Hauptresultate in folgenden Punkten zusammenfassen: 1) Die Reisenden erhielten eine Menge genauer Nachrichten über viele bisher selbst dem Namen nach unbekannte Stämme, und auch die Kenntniß der früher schon besuchten wurde ungemein erweitert; 2) wurde die geographische Lage vieler bisher zweifelhafter Orte bestimmt, die Quellen und der Lauf ostwärts strömender Flüsse verzeichnet, wodurch die bisherigen Karten von Südafrika große Verbesserungen erhalten werden; 3) wurde die Kenntniß der Naturgeschichte sehr erweitert, nicht nur durch die Entdeckung vieler neuen und interessanten Formen im Thierreich, sondern auch durch umständliche Nachrichten über bereits bekannte Dinge; auch wurde eine glänzende Sammlung veranstaltet, welche, wenn sie verkauft wird, vermuthlich die Kosten der ganzen Expedition mehr als decken wird; 4) hat man nunmehr in Erfahrung gebracht, daß der Hottentottenstamm viel ausgedehnter ist, als man bisher glaubte, und daß Stämme, welche zu ihm gehören, zum mindesten sich bis zu jenem Binnensee erstrecken, welcher nicht weniger als zwanzig Tagereisen nördlich von dem Wendekreis des Steinbocks liegen soll. Endlich wurden solche Verbindungen im Innern, namentlich mit Umsiligas, angeknüpft, daß jede künftige Expedition, wenn sie nur auf die Jahreszeiten gehörig Rücksicht nimmt, ohne sonderliche Mühe und Gefahren über 25° südl. B., — denn so weit drangen die Reisenden diesesmal vor, — wird hinauskommen können.

(Anhang folgt.)

Wie weit das Zehntenwesen in England getrieben wird, mag nachfolgendes Beispiel zeigen, welches kürzlich in der bekannten Jägerhauptstadt Melton Mowbray vorfiel. Der Geistliche, Sohn eines Londoner Bankiers, welcher 800 Pfd. Einkommen besitzt, verklagte einen armen Mann wegen 1½ Penny (32 kr.), den Betrag des Zehntens von Eiern. Der Beklagte mußte diesen Zehnten und die Gerichtskosten bezahlen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 328.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 November 1836.

Die Unruhen in Peru.

Die letzte Revolution hat, ungleich andern Erscheinungen ähnlicher Art, für die betheiligten Länder sehr wohlthätige Folgen gehabt, indem dadurch eine Trennung der beiden Gebiete von Ober- und Nieder-Peru bewerkstelligt wurde. Wer die Lage der beiden Republiken Bolivia und Peru aufmerksam erwog, mußte erkennen, daß ihre politische Abtheilung unnatürlich, beiden nachtheilig war, und selbst auf die Ruhe störend einwirkte. Bolivia ohne die vier südlichen Provinzen Peru's war der Mittel beraubt, seine Produkte auszuführen, und die Einfuhr war durch die schweren, von der peruanischen Regierung aufgelegten Zölle fast unmöglich gemacht. Auf der andern Seite wurde Peru durch die Größe der unter Einer Regierung vereinigten Provinzen zu einem gefährlichen Nachbar von Bolivia, da es durch Einfälle auf sein Gebiet und andere Mittel seine innere Wohlfahrt und Ruhe stören konnte. Ein trauriges Beispiel davon ergab sich unter Gamara's Verwaltung, als dieser an der Spitze einer Armee Bolivia angriff, und dessen innere Ruhe bedeutend störte. Damals wurde General Santa-Cruz, welcher sich zu jener Zeit in Chili aufhielt, berufen, die Zügel der Regierung zu ergreifen, und wieder Ordnung im Lande herzustellen. Dieß that er mit der Entschiedenheit und Festigkeit, welche einen hervorstechenden Zug seines Charakters bilden, und seit den sechs Jahren seiner Verwaltung hat auch Bolivia der vollkommensten Ruhe genossen.

Für Peru selbst war die große Ausdehnung seines Gebiets und die Macht, welche die Regierung dadurch erhielt, keineswegs vortheilhaft, vielmehr eine stete Quelle von Unglück, weil es ehrgeizigen und revolutionssüchtigen Menschen dadurch leicht wurde, ihre Absichten zu erreichen und die bürgerlichen Uneinigkeiten fortzusetzen, welche schon seit so langer Zeit das Land zerrissen. Santa-Cruz erkannte das Uebel, welches aus der bisherigen Theilung des Gebiets für beide Länder hervorging, denn der Mangel an einem Seehafen wurde für Bolivia mit jedem Tage fühlbarer; doch erkannte er auch eben so sehr die Nothwendigkeit des Friedens und vermied jeden Kampf. Indeß wurde Peru während der letzten Jahre von Gamarra's Verwaltung durch fortwährende Uneinigkeit zerrissen, und viele Peruaner forderten den Präsidenten von Bolivia zum Einschreiten auf, was er aber längere Zeit entschieden von sich wies.

Als im J. 1833 Obregoso auf den Präsidentenstuhl von Peru stieg, zettelte Gamarra alsbald eine Verschwörung gegen denselben an; diese mißlang aber, und er mußte sich nach Bolivia flüchten, wo er trotz seiner frühern Feindseligkeiten von Santa-Cruz freundlich aufgenommen wurde. Salaberri, ein ehrgeiziger junger Mann voll Entschlossenheit, aber hinsichtlich seiner Mittel nicht sehr scrupulös, war damals Gouverneur von Callao und Anhänger Gamarra's; er korrespondirte insgeheim mit demselben in seiner Verbannung, und beide mit einander verschworen sich gegen die Präsidenten Obregoso und Santa-Cruz. Salaberri gewann die peruanische Flotte für sich, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich eines großen Theils der Küste zu bemächtigen, während Gamarra, die Güte des Präsidenten Santa-Cruz mißbrauchend, nach Cuzco floh, und dort eine Armee zusammenbrachte, um Bolivia anzugreifen. Obregoso, von beiden Seiten bedroht, verließ Lima und flüchtete sich nach Arequipa, wo er ohne Vertheidigungsmittel war, während Salaberri mit einem Heere gegen ihn marschirte. Unter diesen Umständen wandte sich Obregoso an Santa-Cruz um Hülfe, und dieser, welcher jetzt die Möglichkeit vor sich sah, bei dieser Gelegenheit die Seeküste für Bolivia zu gewinnen, entsprach diesem Verlangen. Ein Vertrag wurde zwischen beiden abgeschlossen, dessen Hauptartikel die Trennung Peru's in zwei Staaten und ihre Föderation mit Bolivia betrafen. Dieser Vertrag mußte indeß zwei Versammlungen vorgelegt werden, wovon die eine in Ober-, die andere in Nieder-Peru berufen werden mußte. Nach Abschluß des Vertrags brach Santa-Cruz im Anfang Junius 1835 gegen Peru auf, an der Spitze des besten Heeres, welches man je in Südamerika gesehen hatte, denn seine Truppen waren lange Zeit wegen ihrer ausgezeichneten Zucht und Ordnung, in welcher er sie hielt, die Bewunderung der benachbarten Staaten gewesen. Am 16ten Junius ging er über den Desaguadero, welcher aus dem berühmten Titicaca-See entspringt, und die Gränze beider Länder bildet; sein erster Feldzug war gegen Gamarra gerichtet. Beide Heere

Google

trafen sich bei Yanacocha südlich von Cuzco. Gamarra's Truppen wurden alsbald geschlagen, und er selbst verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes und dem Umstand, daß er zeitig genug das Schlachtfeld verlassen hatte. Salaberri, für welchen die Niederlage Gamarra's ein tödtlicher Schlag war, erkannte die Schwierigkeit seiner Lage, schiffte sich mit allen seinen Truppen ein, landete in dem Thale von Ica (14′ 15″ südl. Br.), von wo er über das Gebirge nach den Ufern des Flusses Pampas bei Ayacucho zog; als er aber sah, daß Santa-Cruz ihn hier erwarte, um ihm eine Schlacht zu liefern, und er diese fürchtete, trat er eilig den Rückzug an, auf welchem er seinen Nachtrab verlor. Er ging abermals zu Schiffe, aber das bolivische Heer folgte ihm zu Lande, machte einen Marsch von 300 Leguas über die rauhesten und kältesten Gebirge dieses Kontinents, unter den furchtbarsten Entbehrungen. Endlich trafen sich beide Heere in der Nähe von Arequipa, und nach mehreren hitzigen Gefechten kam es bei Socobaya oder dem Monte de Luna am 7ten Februar 1836 zur entscheidenden Schlacht, in welcher Salaberri gänzlich geschlagen, auf der Flucht gefangen, und mit seinen vornehmsten Anhängern auf dem Marktplatz zu Arequipa erschossen wurde. Alle seine Truppen kamen um oder wurden gefangen, Fahne, Kanonen und alles Heergeräthe fielen in die Hände des Feindes. Die Truppen, welche sich bei Obregoso befanden, nahmen die Veste Callao, wo Salaberri eine Besatzung zurückgelassen hatte, und die Flotte ergab sich, als sie den gänzlichen Untergang ihrer Partei sah, ohne weitern Widerstand der gesetzlichen Regierung.

Somit war der Aufstand in Peru unterdrückt, und es blieb nur noch übrig, den Vertrag in Ausführung zu bringen. Die Versammlung des südlichen Peru trat zu Sicuani zusammen, und nachdem sie ihre Berathungen mit etwas mehr Würde, als sonst in südamerikanischen Versammlungen herrscht, geführt hatte, beschloß sie, daß der neue Staat Süd-Peru aus den vier Provinzen Cuzco, Puno, Ayacucho und Arequipa bestehen und mit Bolivia verbündet seyn solle. Dieselbe Versammlung übertrug an Santa-Cruz die ausübende Gewalt unter dem Titel eines Protektors. Die nördliche Versammlung, welche zu Huaura am 15ten Julius zusammentrat, wurde von den Beschlüssen der südlichen Versammlung in Kenntniß gesetzt, und — ihre Ansichten mochten seyn, w lche sie wollten, — so blieb ihr nichts übrig, als sie zu genehmigen.

Eine der ersten Regierungshandlungen von Santa-Cruz in Süd-Peru war die, Cobija zu einem Freihafen zu erklären, und ein Entrepot zu Arica zu errichten: überhaupt scheint er sich zu bestreben, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche bisher der Entwicklung der innern Wohlfahrt des Landes und dem Handelsgeist der alten Welt entgegen standen. *)

*) Die Quelle, aus welcher diese Darstellung floß, ist eine englische, nämlich die Naval and Military Gazette, und der ganze Artikel mit Lobsprüchen auf Santa-Cruz reichlich ausgestattet. Es scheint, daß englischer Einfluß nicht ganz unthätig war, und die Plane von Santa-Cruz möglichst beförderte, weil dadurch das reiche Bolivia dem englischen Handel geöffnet wurde, was bisher nicht der Fall war.

Autobiographie eines Birmanen.

(Fortsetzung.)

Als mein Boot von Penang im Monat Pelatho 1170 nach Ye zurückkam, hatte das Heer des Doinwon *) Martaban bereits erreicht, und dieser General den Befehl erlassen, daß kein Boot ohne seine Erlaubniß aus irgend einem Hafen auslaufen solle; weßhalb das meinige in Ye zurückbleiben mußte, bis der Doinwon mit einem Heer daselbst eintraf, das man auf 50,000 Mann schätzte. Ich bat ihn mein Boot freizugeben, und bot ihm ein Geschenk von 15 Tikals Gold, die er nicht annehmen wollte, mich aber bedeuten ließ, ich solle mein Boot bereit halten, um mehrere Kranke seines Heeres nach Tavoy zu transportiren, von wo aus ich dann zurückkehren könne. Ich brachte 40 Soldaten in meinem Boote nach Tavoy, wo ich, nebst mehrern andern Fahrzeugen, sämmtlich voll Soldaten, in dem Hafen an der Mündung des Flusses vor Anker gehen mußte. Sieben oder acht Tage, nachdem wir Tavoy erreicht hatten, traf der Doinwon mit seinem Heer zu Lande ein; es ward uns nun befohlen den Fluß hinauf zu fahren, und die Truppen, die wir an Bord hatten, ans Land zu setzen. Ueber unsere Ladung ward Bericht und Verzeichniß verlangt. Nachdem ich das meinige eingereicht hatte, befahl mir der General meine Waaren auszuschiffen und ihm zu übergeben, weil er das Ganze kaufen wolle; dasselbe mußten alle von Penang gekommene Fahrzeuge thun. Nachdem wir uns dem Verlangen gefügt hatten, befahl der Doinwon, die Schiffsleute sämmtlicher Boote zu ergreifen und ihnen den Letoik oder Halsstock anzulegen, weil sie nicht berechtigt seyen nach Penang zu gehen und Handel zu iben. Für meine Waaren erhielt ich nicht das Geringste.

Ungefähr einen Monat waren wir in Gefangenschaft, als uns befohlen ward, mit Ketten an den Füßen unsere Boote zu besteigen, um nach Mergui gebracht zu werden. Als wir daselbst ankamen, erhielt ich gegen ein dem Offizier gemachtes Geschenk meine persönliche Freiheit.

Der Tsikkai oder Lieutenant des Doinwon war zu Mergui. Glücklicherweise war dieser Mann eine alte Bekanntschaft von mir, noch von Amrapura her, und so blieb ich etwa 14 Tage lang unter seinem Schutz, nach deren Verlauf er mich mit meinem Boot nach Martaban schickte, um einige Einkäufe für ihn zu machen. Der Tsikkai vertraute mir, daß der Doinwon befohlen habe, einige Personen abzusenden um die Vervollständigung der Truppenaushebung zu Dolla, Pungnu, Pantano, Syriam und Donabeu zu betreiben, und daß ich bestimmt sey unter Begleitung eines Offiziers dieses Geschäft zu besorgen. Es war im Monat Gnayon, zur Regenzeit. Neun Boote fuhren von Mergui ab, welche sämmtlich Schiffbruch litten, und außer sechs Mann meines eigenen Bootes, das unweit des Flusses Gawai in der Nähe von Bapain strandete, hörte ich nicht, daß irgend jemand vom Schiffsvolk gerettet worden sey. Das Boot lief um 4 Uhr früh auf den Sand, und wir hatten kaum noch Zeit einige Stangen und Ruder zu ergreifen, um

*) Der Titel des birmanischen Generals der die Expedition führte.

Digitized by Google

uns flott zu machen. Ich und noch zwei andere banden einige Ruder und einen Mast zusammen, auf denen wir uns, nachdem wir den ganzen Tag herumgetrieben worden, gegen Sonnenuntergang ans Ufer retteten. Wir waren ganz erschöpft, und stießen erst am andern Morgen auf drei andere unserer Gefährten, die wie wir am Ufer umherirrten.

Wir hatten keine Lebensmittel bei uns und mußten daher unsern Hunger mit den Früchten der Nipal-Palme stillen. Zwei von uns hatten unsre Kleidung gerettet, die wir vertheilten, damit jeder sich so weit bedecken könne, als die Schamhaftigkeit es erfordert. Zwei Tage und zwei Nächte wanderten wir an dieser unbewohnten und unwirthbaren Küste umher, von Myriaden Moskitos gepeinigt, die uns keine Ruhe gönnten. Endlich stießen wir auf ein Lager von Mozos, oder Jägern, von denen wir freundlich aufgenommen, drei Tage lang bewirthet und dann in die Wohnungen ihrer Familien im Walde geführt wurden. Ihre Häuser waren von Bäumen erbaut; schon seit Jahren bewohnten sie den Wald ohne in eine Stadt zu kommen oder irgend einen Menschen außer ihrer Familie zu sehen, und wünschten so sehr dieses abgeschlossene Leben fortzusetzen, daß wir beim Abschied schwören mußten, niemanden ihren verborgenen Aufenthalt zu entdecken. Wir erhielten ein Boot von diesen Leuten, nebst einer Beschreibung des Wegs zu den benachbarten Kariern. Unter herzlichem Dank verließen wir diese wackern Leute, und erreichten nach einer Tagreise ein karisches Dorf, in welchem sich ein Kloster befand, wo wir gastfreundliche Aufnahme fanden und gekleidet wurden. Wir verweilten hier etwa einen Monat, nach dessen Verlauf ich einen der Ponghis (Priester) auf seinem Weg nach Rangun begleitete; da ich jedoch nicht wagte die Stadt zu betreten, aus Furcht als Deserteur von der Armee des Doiwon's angesehen zu werden, so ging ich nach Palang, und blieb dort, bis ich glaubte sicher nach Rangun gehen zu können, wo ich dann meine Mutter und Schwester traf. Mein Bruder war ein Padazo (Haushofmeister) im Dienste des Meiedaimen, oder Fürsten von Meiedai; er setzte seinen Herrn von meiner Ankunft in Kenntniß und erzählte ihm meine Geschichte, worauf mich der Fürst als Aukpaneiai, oder Schreiber, anstellte. Ich war ein Jahr in diesem Amt, als mich der Fürst mit Geschenken für den König und seine Familie nach Amrapura sandte. Als ich meinen Auftrag vollzogen hatte, befahl mir Se. königliche Hoheit, zu Amrapura zu bleiben, indem er mir die Versicherung gab, daß er wegen mir an Meiedaimen schreiben wolle. Ich blieb ungefähr sechs Monate, worauf ich nach Rangun geschickt ward, um die Stelle eines Asin-Eiai, oder Musterinspektors bei den Truppen Sr. Hoheit, ungefähr 800 an der Zahl zu versehen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

Anhang.

Da nothwendig einige Zeit verstreichen muß, ehe die von der Expedition gesammelten naturhistorischen Gegenstände genauer untersucht und beschrieben werden können, so hat Herr Smith in einem Anhang die Thiere geschildert, welche er als bisher unbekannt betrachtete. Wir können auf diese Einzelnheiten nicht eingehen, und heben darum nur die allgemeinen Bemerkungen aus:

Die Reisenden kamen durch drei verschiedene zoologische Provinzen, von denen jede gewisse Thierformen darbot, die, wenn auch nicht gerade streng beschränkt, doch in einem Verhältniß vorkamen, welches bewies, daß dieß ihre eigenthümliche Heimath sey. Der erste Distrikt umschließt Südafrika südlich vom Ky Gariep, der zweite das Land zwischen dem letztern und Kurrichaine, und der dritte den Strich zwischen Kurrichaine und dem Wendekreis des Steinbocks. Jede von diesen Provinzen ließe sich leicht in kleinere theilen, von denen jede gültige Ansprüche auf gewisse Thierformen machen kann, obwohl auch andere vorkommen, deren Hauptquartier sich unschwer an andern Orten nachweisen läßt. So scheinen die meisten Arten je eine natürliche oder besondere Heimath zu haben, wo die Glieder derselben sich in auffallender Menge fanden, und Herr Smith mußte seine frühern Meinungen über die geringe Anzahl gewisser Arten und ihre sehr geringe Verbreitung aufgeben. Das Land in der Nähe des Ky Gariep bot von mehrern Arten nur wenige Thiere dar, welche sicherlich Wanderer waren, da die Reisenden später ihre gewöhnliche Heimath entweder unmittelbar jenseits Litaku oder zwischen Kurrichaine und dem Wendekreis fanden. Aber von drei in der Nähe dieses Flusses aufgefundenen Arten fand man später keine mehr, und es ist zu erwarten, daß von diesen drei Arten das Rebhuhn in Menge auf den grasigen Ebenen gefunden werden wird, welche jene Bergkette umgeben, die sich gegen die entfernte Quelle des Ky Gariep erstreckt; die Drossel wird sich in Menge entweder an den Ufern der zahlreichen Bäche gegen Osten oder in dem Distrikt gegen die Delagoa-Bai zu finden, und der Falko Chiquera mag seine afrikanische Hauptstadt in derselben Richtung haben.

Kaum waren die Reisenden über die nördliche Gränze des ersten Distrikts hinaus, so zeigten sich fremdartige Gegenstände, und als sie die Breite von Litaku erreichten, welches als der Mittelpunkt der zweiten Provinz betrachtet werden kann, erweckten viele neue Formen ihre Aufmerksamkeit, während sie durch dieß gelegentliche Erscheinen von Arten, welche selbst in der Nähe der Kapstadt vorkommen, an den ersten Distrikt erinnert wurden. Als sie sich der zweiten Provinz näherten, verloren sie mehrere in der Nähe von Litaku gewöhnliche Arten, namentlich von Vögeln, aus den Augen, und trafen hie und da neue, aber in so beschränkter Anzahl, daß sie mehr als Einwanderer, denn als gewöhnliche Einwohner des Distrikts zu betrachten seyn mögen. In der Nähe der dritten Provinz stieß ihnen Manches auf, was sie bisher noch nicht gesehen hatten, und ehe sie weit eingedrungen waren, nahm die Zahl derselben bedeutend zu, und es fanden sich selbst einige Arten, von denen man weiß, daß sie Nordafrika bewohnen, wie der Merops Minulus, Psittacus Meyerii, Anser Gambensis u. s. w. Gewisse Arten von vierfüßigen Thieren fanden sich in allen drei Distrikten gemeinsam, nämlich: Cercocebus pygerythraeus, Mephitis Zorilla, Cynictis Ogilbyii, Canis mesomelas, Hyaena crocuta, Leo Melaniceps, Bathyergus Hottentotus, Elephas Africanus, Rhinoceros Africanus, Phascochaerus Africanus, Gazella euchore, Boselaphus Oreas, Strepsiceros Koodoo, Vultur fulvus, Neophron Aegyptiacus, Helotarsus typicus, Elanus melanopterus, Accipiter musicus, Accipiter Gabar, Milvus parasiticus, Nilaus (Lanius Capensis, Shaw), Bucorvus (Corvus Albicollis),

Digitized by Google

Picus biarmicus, Columba Capensis etc. Andere nur im zweiten und dritten: Macroscelides brachyrynchus, Ichneumon ratlamuchi, Rhinoceros Sinusus, Rhinoceros Keitloa, Equus Burchellii, Camelopardalis Australis Sw., Aigocerus equina, Antelope melampus, Cephalopus Burchellii, Vultur occipitalis, Neophron caranculatus, Cratopus bicolor (Loxia Maculosa Burch.), Estrelda Granatina, Pterocles variegata, Pterocles semitorquata etc. Bloß im dritten finden sich: Galago Moholi, Macroscelides Intufi, Sciurus Cipapi, Aigocerus ellipsiprymnus, Prinops Talacoma, Cratopus Jardineii, Euplectes Taha, Estrelda Lipiniani, Estrelda Bengala, Pollystictice Quopopa, Perdix sephæna, Perdix Coqui, Perdix Swainsonii, Perdix Lechoha etc.

Im zweiten Distrikt erhielten sie einige Arten, welche sich weder im ersten noch im dritten fanden, aber die Anzahl der Individuen von fast allen Arten war so gering, daß die Reisenden daraus schlossen, dieselben seyen Gegenden eigen, wohin die Expedition nicht kam. Die Verbreitung der Arten im Allgemeinen war sehr verschieden, und nirgends ließen sich von äußern Umständen abhängige Ursachen entdecken, woraus diese Verschiedenheit sich irgend erklären ließe. Sicherlich gibt es außer Nahrung und Temperatur noch etwas, das auf die Vertheilung thierischer Formen einwirkt, ja sie regulirt; was aber dieß seyn mag, ist uns noch unbekannt. Wenn man Länder sorgfältig bereist und die in ihnen ausschließlich oder gemeinsam mit andern Ländern vorkommenden Thiergeschlechter genau hinsichtlich ihres physischen Charakters und ihrer Gewohnheiten untersucht haben wird, dann wird der Naturforscher erst im Stande seyn, mehr als Vermuthungen darüber aufzustellen.

Die Sammlungen der Reisenden enthalten Geschlechter, welche bis jetzt in der Kapkolonie und selbst der Wissenschaft unbekannt waren, und zu bereits bekannten Gattungen gehörige Arten sind im Allgemeinen verschieden von denen, welche sich südlich vom Gariep finden. Unter den Schlangen gehören zwei sehr schöne den Gattungen Bucephalus und Chrysopelea an. Die erste maß nahezu sechs Fuß in der Länge, und ist von gleichförmiger, schöner grasgrüner Farbe; sie ist die sechste Art dieser Gattung, und vermuthlich Südafrika eigenthümlich. Die zweite ist kleiner, hat gleichfalls sehr lebhafte Farben, und ist die zweite Art dieser Gattung, welche Herr Smith in diesem Lande fand. Bald nachdem sie über Kurrichaine hinaus waren, stießen sie auf größere Formen dieser Thiergeschlechter, und erhielten Specimina einer Art von Python, die Herr Smith früher selbst schon bei Port Natal gefunden hatte. Die giftigen Schlangen stehen hinsichtlich der Zahl zu den unschädlichen ungefähr in demselben Verhältniß, wie in der Kolonie.

Krokodile von mäßiger Größe finden sich in den Hauptflüssen jenseits Kurrichaine in bedeutender Menge, und werden von den Eingebornen sehr gefürchtet, welche gleich ihrem Vieh, Hunden u. s. w. oft von ihrer Gefräßigkeit leiden; eines, welches die Reisenden schossen, hatte gerade einen Rreyeeck (Antelope melampus) verschluckt, welcher noch ganz aus seinem Magen gezogen wurde. Außer den Krokodilen findet sich in diesen Flüssen eine neue Art von Schachtel-Schildkröte, welche zu der Gattung Sternotherus gehört, und von den Reisenden provisorisch mit dem Namen Sternotherus africanus bezeichnet wurde. Die Schale dieser Art hat manchmal zwei Fuß Länge, die Reisenden konnten sich aber nur wenige verschaffen, nicht als ob es an Schildkröten gefehlt hätte, sondern wegen der Schwierigkeit sie zu fangen, da sie sich immer an den tiefsten Stellen aufhalten.

Die Sammlung von Insekten ist nur klein, doch bietet sie einige interessante Arten dar. Das innere Land scheint kein so reiches Feld für den Entomologen zu seyn, als der Distrikt nahe an der Küste. Freilich brachten die Reisenden einen Theil der zur Sammlung von Insekten günstigsten Jahreszeit in einem Lande zu, wo es wenig Bäume oder Unterholz gibt, und wo in gewissen Jahreszeiten der Boden dicht mit Gras bedeckt ist.

Ziemlich vollständig und reichhaltig ist die geologische Sammlung, wovon die Specimina vier-, ja fünffach vorhanden sind, und dazu dienen können, eine richtige Kenntniß der geologischen Gruppen zwischen Graaff Reinett und dem Wendekreis zu verschaffen; sie zeigen namentlich, welche große Rolle die Trapp- und Granitformationen in der Struktur von Südafrika spielen. Organische Ueberreste wurden keine entdeckt, obwohl ausgedehnte Kalksteinformationen mit unterschiedlicher Schichtung und ausgezeichnet durch eine Menge Höhlen in verschiedenen Gegenden untersucht wurden: die letzte ungefähr unter 25° südlicher Breite.

Leider war kein Botaniker von Profession bei der Expedition, welcher sich besonders damit abgegeben hätte, Pflanzen zu sammeln und zu trocknen, so daß die Sammlungen wenig Interessantes in dieser Beziehung enthalten. Die Schönheit und Mannichfaltigkeit, welche das Pflanzenreich innerhalb der Kolonie bezeichnet, läßt sich nicht weit über den Gariep hinaus bemerken, und obwohl wahrscheinlich zahlreiche Formen der kleinern, minder prunkenden Pflanzen in den von den Reisenden besuchten Distrikten sich finden, so fehlte es doch an Zeit und an Mitteln, sie aufzusuchen. Man bemerkte wenige Bäume, und die Acacia Giraffæ hatte hinsichtlich der Größe wenig Nebenbuhler. Stauden von einem bis sechs Fuß Höhe herrschen vom Vaalfluß bis über Litaku hinaus, und sehr weit nordwestlich und westlich; eben so auf den Granit- und Kalksteinformationen bis über Kurrichaine hinaus. In dem letztern Distrikt decken sie in Verbindung mit Zwergbäumen fast fortdauernd den Boden, und diese Bedeckung wird immer dichter, je mehr man sich dem Wendekreis nähert. Die getrockneten Pflanzen sollen auf Befehl der Gesellschaft nach Europa geschickt werden, die mitgebrachten Sämereien aber wurden in dem botanischen Garten des allgemein geschätzten und auch um Deutschland mannichfach verdienten Baron Ludwig angepflanzt. Seiner Güte verdanken wir auch die unmittelbare Zusendung des ersten über diese Reise erstatteten Berichts.

Ein schottisches Blatt erzählt: Eine Schafheerde in der Nähe von Fife sey in der Nacht, wo das letzte glänzende Nordlicht stattfand, blind geworden. Am nächsten Tage ließ man den Schafen zur Ader, worauf sie ihre Sehkraft wieder erhielten. Es fragt sich freilich sehr, ob das Zusammentreffen mit dem Nordlicht Zufall war oder nicht.

Mit diesem Blatte wird **Nr. 82** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Das Reich der Täuschung. Eine Satyre. — Chateaubriand. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden, es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 329.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 November 1836.

Das Schmuggeln an der französisch-spanischen Gränze.*)

Nachdem ich theils durch Vermittlung eines Freundes, theils durch baares Geld und noch größere Versprechungen mit einem baskischen Schmuggler bekannt geworden war, machten wir uns zu einem Ausflug nach den Bergen auf. Mein Führer war ein athletisch gebauter Mann von 38 Jahren, von männlich schönen Zügen, und eben so verständig als schön. Er sprach das Französische, eine unter den baskischen Bauern nicht gewöhnliche Kenntniß, vollkommen gut, und schien in den Bergpässen, durch welche wir kamen, jeden Stein zu kennen. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde über allgemeine Gegenstände geschwatzt hatten, brachte ich allmählich das Gespräch auf den eigentlichen Zweck meines Besuchs, wo es sich denn zu meiner großen Freude zeigte, daß ich in keine besseren Hände hätte fallen können; mochte es nun seyn, daß er mich für sehr freigebig ansah, oder glauben, daß er bei einem Engländer wenig zu riskiren habe, genug, ehe drei Stunden vergingen, erfuhr ich Alles, was irgend in dem Leben dieses Mannes interessant war, oder auf das Treiben der Schmuggler sich bezog. Er hatte im Betrieb dieses seines Gewerbs eine vollkommene Kenntniß aller Bergpässe erlangt, denn schon in seinem achten Jahre hatte er es begonnen, und somit 30 Jahre betrieben; er kannte dessen Mysterien vollständig, und die meisten Gefahren, welche es bietet, hatte er wiederholt bestanden. Ich will nun die erhaltenen Nachrichten so treu und vollständig, als es der enge Raum des Briefs gestattet, wiedergeben.

Der Contrebandehandel zwischen Frankreich und Spanien ist schon alt, und theils wegen der Eigenthümlichkeit der französischen Gränzen, theils wegen des kühnen und unabhängigen Geistes der Basken äußerst einträglich. Er wird, wie es scheint, auf der ganzen Gränze von St. Jean de Luz bis Bellegarde betrieben, doch waren die baskischen Provinzen, und namentlich der Distrikt von Bastan, wie jetzt so auch früher, der Hauptschauplatz. Ungefähr 5000 Menschen nähren sich davon und die Kinder werden schon im frühen Alter dazu erzogen. Von Frankreich nach Spanien wird wenig geschmuggelt, wohl aber von Spanien nach Frankreich, denn da wegen der baskischen Fueros alle Arten von Waaren zollfrei in die baskischen Häfen eingeführt werden können, so sind die Vortheile dabei so groß, daß der Handel stets sehr thätig betrieben wird, und wären auch die Vorsichtsmaßregeln der französischen Behörden noch so groß, was sie jetzt namentlich gar nicht sind, so wäre es doch kaum möglich, der Schmuggelei Einhalt zu thun. Der Schmuggelhandel mit Kriegsbedürfnissen scheint erst seit vier Monaten begonnen zu haben, zuerst in der Nachbarschaft von Pau, jetzt aber ist er auf fünf Stationen in vollem Gange. An jedem dieser Orte ist eine regelmäßige Spedition angeordnet, und nach der gesellschaftlichen Stellung der leitenden Personen ist anzunehmen, daß Handelshäuser von Bedeutung dabei betheiligt seyn müssen. Hinsichtlich der Munition handeln die Schmugglerbanden nicht für ihre eigene Rechnung, wie in allen andern Fällen, sondern sie werden von den Speditionsbureaux gemiethet, und im Falle sie gefangen genommen werden, verlieren sie nur ihren Lohn. Sie gehen gewöhnlich in Banden von 12 bis 20 Menschen wohlbewaffnet über die Gränze, und jeder trägt 40 bis 60 Pfund Gewicht. Sehr wenig Pulver wird auf diese Art hinüber geschafft, da es, ohne die Aufmerksamkeit der Polizei zu erregen, nicht leicht ist, viel Pulver sich zu verschaffen, aber Salpeter und Schwefel gehen in Menge hinüber, und jedem Speditionsbureau gegenüber ist auf der spanischen Gränze eine Pulverfabrik angelegt, wo denn das Material verarbeitet und das Pulver weiter ins Innere versendet wird. Außer Schwefel und Salpeter werden Feuersteine, Pistolen, Flintenläufe und bis vor Kurzem, wo eine Fabrik dafür in Irun errichtet wurde, auch Kanonenkugeln nach Spanien gebracht, so wie Knöpfe, Tuch und andere Militäreffekten; auch Schuhe gehen manchmal hinüber, aber nicht in großer Menge. Sobald sie auf dem bestimmten Punkt der spanischen Gränze ankommen, werden die geschmuggelten Waaren an die dazu

*) Aus dem Schreiben eines Korrespondenten des Morning-Chronicle, welcher die französische Regierung geradezu beschuldigt, die Schmuggelei zu Gunsten der Carlisten zu begünstigen; er reiste, um sich dessen zu vergewissern, längs der Gränze hin und her, und zog allenthalben Erkundigungen ein.

aufgestellten Agenten abgeliefert, welche jedem Mann einen Empfangsschein geben, gegen dessen Vorzeigung er in Frankreich im Verhältniß zu dem Gewicht der hinübergeschafften Waaren bezahlt wird. Die Summe ist fünf Sous für das Pfund, der Schmuggler ist aber zu dem Empfang derselben nur dann berechtigt, wenn er seine Waaren binnen 24 Stunden abgeliefert hat. In dem Falle einer Wegnahme durch die Douaniers, was jedoch selten vorkommt, verliert der Schmuggler, wie gesagt, nur seinen Lohn, denn die Zollhäuser machen ihre Wegnahmen so genau bekannt, daß es nicht zu besorgen ist, der Schmuggler möchte die Waaren zu seinem Vortheil unterschlagen. Hat ein Mann seine Ladung in Spanien abgesetzt, so nimmt er einen Vorrath von Thee, Zucker und Tabak, und geht mit dieser neuen Fracht nach Frankreich, um diese daselbst auf eigene Rechnung zu verkaufen.

Das eben beschriebene System ist jetzt in vollem Zuge, und die Schmuggler sind mit den verschiedenen Posten, welche sie vermeiden, und den Bergpässen, welche sie einschlagen müssen, so wohl bekannt, daß eine Wegnahme selten oder nie erfolgt. Sie stoßen zwar hie und da auf einen oder zwei herumstreifende Douaniers, diese aber gehen vorüber, ohne ein Wort zu sagen, oder, wenn sie je eine Frage thun, so lassen sie sich leicht durch ein unbedeutendes Geschenk begütigen. Darüber sind denn auch diese Douaniers nicht sonderlich zu tadeln, denn wollten sie thätlich einschreiten, so würden sie unfehlbar niedergeschossen. Es gibt im gewöhnlichen Leben keine friedlichern und ordentlichern Leute, als die baskischen Schmuggler, und nur im äußersten Nothfalle nehmen sie zur Gewalt ihre Zuflucht. Wenn aber weder Ueberredung noch Geld einen Narren von Douanier zum Schweigen bringen können, so kümmert es sie gleich wenig, ob sie einen Hasen oder einen Douanier todtschießen. Es ist schon vorgekommen, daß eine kleine Abtheilung Truppen oder Douaniers auf eine Schmugglerbande stieß, aber auch in diesem Falle findet kein Gefecht statt, denn durch eine Art von stillschweigender Uebereinkunft weicht die schwächere Partei stets der stärkern aus. Die Entfernung zwischen den Punkten, von wo die Schmuggler ausgehen, und wo sie eintreffen müssen, wechselt von 4 bis 6 Lieues, und diese legen sie, beladen wie sie sind, mit 40 bis 60 Pfund Gewicht, und nicht immer auf die bequemste Weise, trotz der schwierigen Bergpfade in 4 bis 5 Stunden zurück. Eine Abtheilung, manchmal zwei, gehen jeden Tag ab, und der Wechsel geschieht so regelmäßig, wie bei den Soldaten auf der Wache. Es gibt in diesen Schmugglerbanden keine eigentlichen Anführer, aber die Unterwürfigkeit, die man allenthalben in den baskischen Provinzen für das Alter und die Erfahrung zeigt, gibt den Aeltesten unter den Anwesenden jedesmal einen gewissen Vorrang.

Autobiographie eines Birmanen.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit, 1174, schlug Sr. Majestät Moungwoin gewisse alte Bücher nach, in denen er die Prophezeiung fand, daß sein Königreich durch Aufruhr gestürzt werden würde. Um sich von der Treue seiner Unterthanen zu versichern, erließ er ein Edikt, daß die sämmtlichen zwölf Klassen der königlichen Diener: Elephantentreiber, Kavallerie, Schildträger, goldene und silberne Lanzenträger, Musketiere, Besteller königlicher Ländereien, Kulabin, oder Leute vom Fremdenkorps, Teringhi-Musketier, Pwaabet-Yan u. s. w. alle ihre männlichen Kinder von 5 bis 12 Jahren nach der Hauptstadt senden sollten, um ein Korps aus ihnen zu bilden. Ueber 40,000 solcher Kinder kamen zusammen, von denen jedes auf beiden Schultern tättowirt wurde. Die eine Schulter ward mit dem Bilde Kyenthai's und die andere mit dem To's (besonderer Thiere) bezeichnet. Diese Kinder wurden Keiagles (junge Tiger) genannt, und zwar deßhalb, weil der König an einem Montag geboren war, und der Kela, oder Tiger, das Sinnbild für den Mond ist. Ich erhielt die Aufsicht über 1500 dieser Knaben, von denen keiner älter als 12 Jahre war. Sie erhielten jeder monatlich einen Korb Paddy aus den königlichen Speichern, und alle zehn Tage drei kleine Kupfermünzen, um sich noch andere Lebensmittel dafür zu kaufen. Der verabfolgte Paddy reichte nicht zu dem Unterhalte der Knaben hin, so daß sie wirklich Mangel litten; weßhalb der König auf gemachte Vorstellungen befahl, jedem zwei Körbe und zwei Tikals Silber monatlich zu seinen Ausgaben zu reichen. Dieses Geld wurde aber weder mir noch irgend jemand anvertraut, der seine Verwendung hätte beaufsichtigen können, sondern den Akelats, der niedrigsten Klasse von Offizieren gegeben, welche Abtheilungen von je zehn Knaben befehligten. Diese Akelats waren selbst noch Knaben, die das Geld in Plunder verthaten, wodurch die Knaben genöthigt wurden, sich Fische zu ihrem Unterhalt aus den Teichen zu fangen, was den nachtheiligsten Einfluß auf ihre Gesundheit hatte, indem eine große Anzahl derselben von der Cholera weggerafft wurden. Mehrere Hundert starben täglich, so daß von den 40,000 kaum die Hälfte am Leben blieb.

Da mir solche Umstände meine Stelle natürlich verleiden mußten, so benutzte ich die erste Gelegenheit, mich heimlich nach Rangun zu entfernen. Meine Flucht ward indeß entdeckt; man setzte mir nach, holte mich ein und brachte mich nach Amrapura zurück, wo ich auf einen Monat ins Gefängniß wandern mußte. Aus demselben ward ich durch den Schwiegersohn des Piemen, oder Prinzen von Prome, erlöst, der mich in die untern Provinzen sandte, um Paddy für ihn einzukaufen. Bei meiner Rückkehr nach Ava hielt ich um die Stelle eines Atsilin bei den Leuten des Miawaddi und Piemen zu Rangun an, die ich auch erhielt. Es waren indeß mit diesem Amte so viele ausschließliche Privilegien verbunden, und ich war dem Melalbemen, der Meiowon von Rangun war, ein solcher Dorn im Auge, daß er all seinen Einfluß aufbot mich zu verdrängen, was ihm auch gelang.

Während dieß vorging, wurde der Großvater des jetzigen Königs, der auf dem Throne saß, sehr krank, und der Thronerbe, der jetzige König, übernahm eine Art Regentschaft. Er forderte den Piemen, seinen Oheim, und den Taungumen, nebst dem vornehmsten Beamten im Namen des Königs auf, an den

Hof zu kommen; als sie jedoch eintrafen, verlangte er von ihnen ihm den Eid der Treue zu leisten. Alle stellten ihm vor, daß ja der König noch lebe, und daher diesem ihre Anhänglichkeit gebühre, worauf sie ins Gefängniß geworfen wurden.

Als der alte König starb, bestieg der jetzige König den Thron, und eine seiner ersten Handlungen war, daß er den Toungumen erdrosseln, den Leichnam in ein großes Gefäß stecken und in den Irawaddy werfen ließ. Auch der Piemen ward heimlich ermordet. Der jetzige König ließ zwölf von seinen Oheimen erdrosseln, und mehrere seiner Offiziere, deren Treue ihm verdächtig war, umbringen. Ich war so klug, nicht nach Amrapura zu gehen, denn hätte ich dieß gethan, so wäre es ebenfalls um mich geschehen gewesen.

Um diese Zeit ward Schukin-Maung-Mu, ein Verwandter von des jetzigen Königs Großvater, als Meiowon (Gouverneur) von Martaban angestellt. Ich begab mich mit einigen Geschenken zu ihm, und er drückte sein Erstaunen aus, mich zu sehen. Er sagte mir, der Brand sey noch nicht gelöscht, und rieth mir, ihn nach Martaban zu begleiten, was ich auch that, und von ihm als Meio-Ok (Distriktsvorsteher) von Dure auf der Insel Belju, für die Zeit angestellt wurde, während welcher der Beamte dieses Bezirks sich am Hofe aufhielt. Schukin-Maung-Mu war nach Martaban geschickt worden, um Maung-Tsat, oder Thumoin Bru, abzusetzen, der in Ungnade gefallen war, weil er sich geweigert hatte bei dem Tode des Königs am Hofe zu erscheinen. Als man sich seiner Person versichern wollte, floh er nach Rangun, wo er verhaftet ward.

Nach Verlauf von fünf Monaten wurde ich von dem wirklichen Meio-ok meiner Stellvertretung überhoben, und schlug nun meinen Wohnsitz wieder in Martaban auf. Bald darauf traf ein Heer von etwa 10,000 Mann unter Sekkia-won als Oberbefehlshaber, und Menghi Uzina, der die Vorhut befehligte, in Martaban ein. Der Sekkia-won schlug sein Hauptquartier daselbst auf, während Menghi-Uzina mit der aus 3500 Mann bestehenden Vorhut nach Azimi, den Atran-Fluß aufwärts, geschickt ward. Dieß geschah im Jahr 1183, im Monat Natdo. Zu Azimi ward eine Verschanzung von Pallisaden errichtet und ich lieferte der Armee zu Martaban den Proviant.

Der Zweck dieser Expedition war, die Siamesen, unter denen die Cholera wüthete, zu hindern, ihr Land zu verlassen. Ein sehr übertriebener Bericht über diese Krankheit war dem König von Ava von Tavoy aus zugekommen, und es hieß, der König von Siam habe zwei seiner Frauen durch dieselbe verloren und sey so erschrocken, daß er den Palast verlassen und von Kloster zu Kloster umherziehe.

Die erwähnten Truppen blieben bis zum Monat Thudingeiat als Observationskorps stehen, und das einzige Gefecht, das während ihrer Besetzung von Azimi vorfiel, war der Angriff der Truppen unter dem Befehl Menghi Uzina's auf Kutoinzein, wo die Vorhut der Siamesen sich hinter Pallisaden verschanzt hatte. Die Garnison floh beim ersten Sturm, und nachdem der Ort geplündert worden war, zogen sich die birmanischen Truppen sogleich wieder auf Azimi zurück. Menghi Uzina war damals etwa [illegible] Jahre alt, ein großer, hagerer, etwa sechs Fuß hoher Mann, fast ganz glatzköpfig, und mit einem Gesicht, das vom häufigen Genuß geistiger Getränke stark geröthet war. Er verbrauchte viel Betelnüsse und Blätter, und seine Geschmackwerkzeuge waren durch den unmäßigen Genuß dieser Reizmittel so abgestumpft, daß seine Köche große Noth hatten, weil sie ihm seine Speisen nie stark genug würzen konnten, weßhalb er sich endlich entschloß, selbst zu kochen; und nun that er so viel Gnapi, *) Salz und andere stark schmeckende Dinge an seine Speisen, daß andere oft nicht im Stande waren sie zu genießen. Von seiner grausamen Gemüthsart war ich einst selbst Zeuge; er befahl nämlich, seinen Koch mit einem Rohr bis auf den Tod zu schlagen, weil er drei ihm übergebene Maranthis, **) eine damals ganz werthlose Frucht, verloren hatte. Ich besaß gerade drei sehr schöne Früchte dieser Art, die ich dem Tyrannen überreichte und nach vieler Mühe den Koch losbat.

Die Vorhut unter Uzina kehrte im Monat Thuedingeiat nach Martaban zurück, und nachdem der Sekkia-won den Uzina als Meiowon dieses Ortes eingesetzt hatte, reiste er in die Hauptstadt zurück.

Als das Heer aufbrach, führte ich einige von Eie-won Maunkoinge's Soldaten in meinem Boote nach Rangun, wo ich meine Handelsgeschäfte, den Irawaddy aufwärts, bis nach Prome, Meiaide und der Umgegend fortsetzte.

(Schluß folgt.)

*) Eine für den Gaumen oft sehr unangenehme Zubereitung von Fischen.

**) Die Frucht einer Species des Mangobaums.

Jagden und Ausflüge an den Ufern des Mississippi.

Es war um die Zeit der Weihnachtsfeste vor bereits vielen Jahren: ich hatte meine Familie in Shawani, einem Dorfe in der Nähe von Hindersen, ganz nahe am Ohio, gelassen, um die Ufer des Mississippi, dem Chateaubriand in seiner Atala den indianischen Namen Meschacébé ließ, in nähern Augenschein zu nehmen. Ich schiffte mich mit einem Piloten, der gewissermaßen zu meinen Freunden gehörte, auf einem Boote ein, das von vier im Vordertheil befindlichen Ruderern geleitet wurde; denn damals hatte sich der Dampf den Weg bis in diese Gegenden noch nicht gebahnt. Innerhalb drei Tagen waren wir den Strom hinabgefahren, und gelangten bald in die Mündung des Cash-Creek, eines kleinen Flusses, der nichts desto weniger immer tief ist, und einen bequemen und sichern Hafen bietet. Wir stiegen ans Land, und wurden von dem Anblick einer Truppe Indianer, die an diesem Ort ein Lager errichtet hatten, um Nüsse einzusammeln und auf Bären und Damhirsche Jagd zu machen, welche die Kälte aus den Polargegenden vertrieben hatte, und die nun hier eine mildere Temperatur suchten, angenehm überrascht. Ich bewunderte die Ueppigkeit, die Gehölze, die Pracht, welche die Natur in diesen wilden Gegenden entfaltet; die Einbildungskraft ward hier so zu sagen verwirrt. Wiewohl die Kälte die Bäume alles Grüns beraubt hatte, konnte ich doch nicht umhin, meine Blicke zu ihrem Gipfel zu erheben, und ich ward nicht müde in der Bewunderung ihrer ungeheuren Höhe. Nicht weniger Vergnügen und Interesse fand ich in der Betrachtung der Tausende von Papageien, die

Digitized by Google

in den hohlen Stämmen dieser Bäume eine Freistätte suchen. Ich hatte mich sorgfältig mit allen Arten von Kleinigkeiten versehen, und ziemlich viel Federmesser, Spiegel, Messer, Scheeren, Nägel mitgenommen; denn ich wußte, daß mir alle diese Geräthschaften von großem Nutzen seyn würden. Ich hatte mit Indianern Umgang gepflogen, und da ich ihre Gebräuche kannte, ihr Idiom ein wenig sprach und einige unter ihnen sich ziemlich gut französisch ausdrückten, so war es mir ein Leichtes, mich in ihre Unterhaltungen und Arbeiten zu mischen. Gegen einige Geschenke überließen sie mir eine bedeutende Anzahl Naturmerkwürdigkeiten, und die Frauen richteten den kleinen Thieren Fallen, um mir damit ein Geschenk machen zu können. Einen Tag nach unserer Ankunft bemerkte ich eine große Bewegung im Lager der Indianer; ich erfuhr, man beabsichtige einen Ausflug an den großen See, wo man jeden Morgen zahlreiche Haufen Schwäne finde. Diese Schwanheerden sind so beträchtlich, daß die Bewegung, welche sie durch ihr unaufhörliches Schwimmen verursachen, das Wasser des Sees am Gefrieren hindern soll. Ich erhielt mit leichter Mühe die Erlaubniß, mich an die Indianer anzuschließen, und nahm in dem Kanot Platz. Bald setzten die Ruder das Wasser in Bewegung, und wir erreichten rasch das andere Ufer. Es hatte für mich nichts Auffallendes, die Weiber rudern zu sehen, da mir dieser Zug in den Sitten der Indianer nicht unbekannt war; dagegen aber setzte es mich in Erstaunen, daß sich die Männer, sobald sie im Kanot waren, der Länge nach niederlegten und die ganze Ueberfahrt hindurch schliefen. Als man gelandet war, gingen die Weiber, nachdem sie das Kanot angebunden, an die Einsammlung der Nüsse, und die Jäger schlugen den Weg nach dem See ein, wobei sie das Buschwerk und die Baumäste, welche den Marsch hinderten, bei Seite schafften. Dieß war keine geringe Schwierigkeit; denn um sich einen Begriff von den Hindernissen der Wege zu machen, muß man wissen, daß die Ufer des Ohio, in der Nähe seiner Verbindung mit den schlammigen Gewässern des Mississippi, mit sehr dicht stehenden Baumwollenstauden ganz bedeckt sind. Da man sie nicht umhauen kann, so ist man gezwungen, auf einem äußerst morastigen Boden sich hindurch zu winden. Hat man diese Hindernisse besiegt, so führt der Weg über Lagunen voll schlammigen Wassers, in denen schon mehr als Ein Jäger seinen Tod fand. Nach diesen letzten Schwierigkeiten aber ist der See erreicht, und dann, welch ein Fest!.... Ganz nahe unter den Augen befinden sich Hunderte blendend weißer Schwäne, die auf den himmelblauen Gewässern dahin gleiten, sich an der Sonne wärmen oder ihren langen schwarzen Schnabel in den See tauchen. Sobald sie uns bemerkten, ergriffen die hübschen Vögel die Flucht und machten alle Zeichen der lebhaftesten Furcht. Allein unsere Maßregeln waren so gut genommen, daß es ihnen unmöglich war, unsern Schüssen zu entgehen. Das Blutbad war sehr groß; eine halbe Stunde nach unserer Ankunft sah ich mehr als fünfzig Schwäne auf dem Rücken liegen, Kopf und Hals unter dem Wasser, die Beine in der Luft, mit dem Tode ringend. Ihr prachtvolles Gefieder sollte europäischen Damen zum Schmucke dienen. Als die Jagd zu Ende war und die Sonne mit raschen Schritten dem Untergang sich näherte, blies ein Indianer in seine Muschelpfeife, und bald darauf erschienen die Weiber, die Feuer wurden angezündet, jeder Mann aß seinen Theil Nüsse und Bärenfett, und streckte sich dann, so gut er konnte, auf dem Boden aus, seine Füße dem Feuer zugekehrt, das die Nacht hindurch den Bivouac erwärmen sollte. Ehe die Weiber davan dachten, die Süßigkeiten der Ruhe zu kosten, fingen sie erst an die Schwäne ihrer Federn zu berauben; ein Geschäft, das stets ihnen obliegt. Es machte mir Freude, sie eine Zeit lang zu beobachten, worauf ich mich zurückzog, um mich dem Schlafe zu überlassen, dessen ich sehr bedurfte. Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch setzten wir, sämmtlich sehr zufrieden mit unserer Jagd, aufs Neue über den Fluß.

Ein Indianerlager ist sicher kein der Ruhe und dem Müßiggang gewidmeter Ort. Zwar beschäftigen sich die Männer einzig und allein mit der Jagd, allein sie erfüllen ihre Aufgabe mit außerordentlichem Eifer und Enthusiasmus. Ein Indianer von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, mit breiten Schultern und von hohem Wuchse schlug mir vor, ihn einen Tag auf die Jagd zu begleiten. Er habe, sagte er mir, den Lagerplatz eines großen Bären entdeckt, und er wolle den Kampf mit ihm allein unternehmen. Ich that es gern, deßgleichen mehrere andere Jäger. Wir hatten kaum zwei Meilen zurückgelegt, als uns der Indianer sagte, er bemerke die Fährte des Bären. Obwohl ich selbst kein Neuling in den Wäldern war, so konnte ich doch unmöglich etwas unterscheiden. Wir gingen unter Schwierigkeiten jeder Art durch dichtes Farnkraut und Gesträuch weiter, und als wir einen alten Baum von ungeheurer Höhe und einem Umfange, daß ihn zehn Männer nicht hätten umfassen können, erreicht hatten, sagte uns der Indianer, der Bär halte sich in der Höhlung dieses Baumes auf. Ich betrachtete den jungen Jäger in dem Augenblick, wo er sich zum Angriff des furchtbaren Thieres bereitete, mit Bewunderung. Aus seinen Augen strahlte eine wilde Freude; er warf das grobe Gewand, das seine Schultern umhüllte, von sich, zeigte seine nervigen Arme, von dicken Adern durchfurcht, die den Umfang derselben noch zu vergrößern schienen, und schwang mit schrecklicher Miene sein Skalpirmesser. Ehe er zum Kampfe schritt, forderte er mich auf, einen Baum zu besteigen, um gegen die Angriffe des Bären, falls er ihm entwischen sollte, geschützt zu seyn. Nachdem sich zwei Jäger am Fuße des Stammes aufgestellt hatten, drang unser Held mit Unerschrockenheit in die Höhlung des Baumes. Eine Minute reichte hin. Der Indianer kam aus dem Baume heraus, schrie, der Bär sey todt, und ich könne ohne alle Furcht wieder herabsteigen. Wirklich begaben sich seine Gefährten in den Strunk, befestigten den Leib des Thieres an einen eigens hiezu abgeschnittenen langen und starken Ast, und wir machten uns insgesammt daran, ihn herauszuziehen. Diese Heldenthat ist jedoch bei weitem nicht mit den Gefahren verbunden, als man glauben möchte. Wird der Bär in einem geschlossenen Orte, wie die Höhlung eines Baumes, angegriffen, so versucht er nicht einmal Widerstand, er weicht immer weiter bis in den hintersten Grund seines Schlupfwinkels zurück, und empfängt hier, ohne an Vertheidigung zu denken, den Todesstoß. Als wir uns wieder auf den Weg nach dem Lager zurückbegaben, bemerkte ich, daß zwei Indianer rechts und links auf unserer Straße kleine Baumzweige abbrachen, und, einmal angekommen, wurden sofort zwei Weiber auf der Spur der abgebrochenen Zweige abgeschickt; sie kehrten, noch vor Einbruch der Nacht, mit dem Fleisch und der Haut des Thieres wieder zurück. Diese Wilden behandeln ihre Weiber ziemlich schlecht; die mühsamsten Arbeiten liegen dem schwächern Geschlecht ob; auf den langen Reisen, die sie so oft unternehmen, tragen die Männer nur ihre Waffen, während ihre Gefährtinnen unter dem Gewicht der Lebensmittel, der Geräthschaften und der Kinder fast erliegen. An eine solche Behandlung gewöhnt, leben sie in diesem Zustande mit Ergebung; nie kommt eine Klage über ihre Lippen. Dennoch waren diese so harten, so unbarmherzigen Männer anfänglich zärtliche und leidenschaftliche Liebhaber. Mehr als Einmal sah ich junge Indianer an der Hütte ihrer Geliebten stehen und die ganze Nacht hindurch ihrer Schönen zu Ehren eine dreilöcherige Fiber blasen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 330.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 November 1836.

Von der Wegsamkeit in Norwegen.

Die Natur war auch in Norwegen wie überall der Gründer und erste Wegebaumeister, indem sie Thäler und Klüfte als das Fundament der ersten Wege schuf.

Wenn ein so gebirgiges und menschenarmes Land wie Norwegen unwegsam wäre, so könnte man sich nicht wundern, — desto erstaunenswerther erscheint der oft sehr mühsame Bau vortrefflicher Chausseen, die 80 bis 100 deutsche Meilen lang das Land in verschiedenen Richtungen durchziehen, und auf denen man nirgend vom lästigen Chausseezoll inkommodirt wird. Sie führen über hohe Schneegebirge hinweg, und ihre Anlage erregt streckenweis Bewunderung. Man begreift oft nicht wie Menschenhände die ungeheuern Hindernisse hinwegräumten, welche die Natur entgegenstellte. Man fühlt sich zum innigen Dank gegen eine Regierung verpflichtet, die unter so ungünstigen Verhältnissen dennoch im Stande war, den Reisenden diese große Bequemlichkeit auf eine so uneigennützige Weise zu verschaffen.

Fast möchte ich bezweifeln, daß dieß die Regierung eines sogenannten civilisirtern Landes bei ihren Bauern durchgesetzt hätte, wenn außerdem das eigene Interesse und Bedürfniß zu Chausseen so wenig Anregung gefunden haben würde, als es hier bei dem Mangel des innern Verkehrs der Fall ist; denn ich weiß sehr gut, wie schwer es in manchen Gegenden unsers Vaterlandes hält, den Bauer bloß zur nothdürftigen Ausbesserung der traurigen Landwege anzuhalten, in denen man zuweilen mit Wagen und Pferd stecken bleibt, obgleich ihm selbst durch eigenen Schaden und mancherlei Beschwerlichkeiten die Aufforderung zum Bessern seiner Wege recht fühlbar ans Herz gelegt ist. In Norwegen müssen die Landleute die Chausseen stets im Stand erhalten und theilweis aufbauen, dafür haben sie weiter nichts als das Extrapostgeld der Reisenden, ein seltener, spärlicher Verdienst.

Auf manchen Chausseestrecken fand ich in gewissen Abständen Tafeln aufgerichtet und mit den Namen der Bauern bezeichnet, welche für die Instandhaltung der jedesmaligen Strecke verantwortlich sind, wonach die Kontrole für den Wege-Inspektor sehr erleichtert ist. Bei dem geringen Befahren dieser Chausseen, immer nur mit leichten zweirädrigen Karriols, kann freilich keine große Beschädigung vorkommen, wenn nicht auch die Witterung ihren Einfluß übte. Große Frachtwagen wie sie in Deutschland vorkommen, existiren gar nicht, und die Waarentransporte sieht man immer nur auf zweirädrigen Karren fortschaffen, welche mit Einem Pferd bespannt sind.

Drei Chaussee-Hauptstraßen durchziehen das Land, und bilden noch manche kleinere Verzweigungen. Sie führen durch die längern und breitern Hauptthäler, und passiren den großen Gebirgsgürtel, der sich unterm 63sten Grad der Breite unweit der Stadt Röraas von der skandinavischen Alpenkette *) in westlicher Richtung abiöst. Seinen vielfachen Verzweigungen verdankt die große Südhälfte Norwegens ihre Gestalt. Er zieht in der Breite von mehreren Meilen anfangs westlich unterm Hauptnamen Dovre Fjeld, wendet sich dann südlich und nimmt den allgemeinen Namen Lange Fjeld an. Dieser streicht ganz nahe bei der äußersten Spitze des großen Sogne Fjord vorbei, und stellt gerade dort, wo er in seiner Bedeutsamkeit dem Meeres-Niveau am nächsten liegt, die höchsten Spitzen Skandinaviens, die Hurunger tinderne (die Zähne der Hurunger), auf. Dieser große Gebirgsgürtel bildet die Gränze zwischen den Stiftern Drontheim und Bergen auf der einen, und dem Stift Aggerhuus auf der andern Seite, so wie die große Scheide zwischen den Gewässern des Kattegats und der Nordsee.

Zwei von den oben erwähnten chaussirten Hauptstraßen, die beide von Christiania nach Drontheim führen, übersteigen an zwei verschiedenen Stellen den breiten Rücken des Dovre Fjelds. Von Christiania gemeinschaftlich ausgehend trennen sie sich 3 bis 4 Meilen hinter dieser Stadt, und kommen erst 6 bis 7 Meilen von Drontheim wieder zusammen. Die westliche ist kürzer und frequenter, und ihre Passage über den Dovre Fjeld beträgt 7½ Meilen, wo sie freilich durch furchtbare Klüfte

*) Diese hat man in vielen Geographien fälschlich mit dem Namen Kjölen Gebirge bezeichnet. So heißt nur ein kleiner Theil dieser großen Kette, der südlich an dem Eingangspunkt der nördlichsten aus Schweden nach Norwegen führenden Chaussee liegt, und 1070 Fuß hoch ist.

führt, und dort streckenweis von reißenden Gewässern zerstört wird. Sie erreicht den Kulminationspunkt ihrer Höhe auf dem Harebacken *) mit 4297 Fuß. Die Straße übersteigt demnach die Birkenvegetation noch um 3 bis 400 Fuß. Die Birke ist bekanntlich der am höchsten wachsende Baum. Es ist dieß die höchste Fahrstraße des Nordens. Sie führt durch die reichste, fruchtbarste und bewohnteste Provinz Norwegens, nämlich Hedemarken. Die östlicher belegene Hauptstraße über dem Dovre Field steigt größtentheils dicht am Glommen Strom (dem bedeutendsten Strom, die große Pulsader des Landes) auf, und erreicht gleich hinter Röraas ihre ansehnlichste Höhe von 2000'. Diese beiden Hauptstraßen, welche das Land in einer Länge von über 100 deutsche Meilen durchziehen, sind außerdem durch zwei Fahrstraßen in Verbindung gesetzt, die eine nördlich, die andere südlich vom Dovre Field.

Die dritte und letzte Chaussee, ebenfalls über 100 deutsche Meilen lang, führt von Christiania nach Bergen, und zwar über den Theil jenes großen Gebirgsgürtels, der den speziellen Namen Fille Field trägt. Sie erreicht den Kulminationspunkt ihrer Höhe mit 3700—3900 Fuß überm Meer, hier 200 Fuß über der Birkenvegetation, jedoch noch 800 Fuß unter der niedern Schneegränze. Dessen ungeachtet fand ich hier im heißesten Sommer große Schneefelder, zwischen denen die Chaussee in einem vortrefflichen Zustand hindurchgeht. Dieselbe erleidet jedoch mehrere Meilen vor Bergen eine Unterbrechung, indem sie bei Leerdalsören auf den Leerdalsfiord, einen Nebenbusen des großen Sogne Fiords stößt, an den die wüsten Hochebenen so scharf und schroff herantreten, daß es bis jetzt unmöglich war, die Fahrstraße hier fortzuführen. Eine kleine Wasserreise von 4—6 deutschen Meilen durch jenen Meerbusen führt wieder bei Gudvangören zu einer Fahrstraße nach Bergen, die zwar noch einmal bei Bolstadören durch einen langen See unterbrochen wird, dann aber endlich in zusammenhängender Linie auf Bergen geht.

Auf der weiten und wüsten Hochebene des Fille Fields ist man überrascht, ein einzelnes Wirthshaus zu finden, in dem ich bequem logirte und ganz gut bewirthet ward. Ein alter, sehr finsterer, aber doch gefälliger Mann, macht hier den Gastwirth, Köchin, Marqueur u. s. w., kurz Alles in einer Person. Die feinen Maränen aus seinem Ultra-See schmecken vortrefflich.

Außer den mancherlei Klüften und Pässen, welche diese Straße zu beiden Seiten des Fille Fields passirt, und deren ich weiter oben speziell Erwähnung that, verdient noch der berühmte Engpaß Krogkleven, den sie 5—6 M. von Christiania bildet, hier einen Platz.

Sowohl wegen seiner pittoresken Umgebungen als in so mancher anderer Rücksicht ist dieser Punkt der interessanteste in der ganzen Gegend; und er verdient es mit Recht, daß er von den reiselustigen Bewohnern der Hauptstadt als Zielpunkt ihres Sommerausflugs benutzt wird.

Dieser Paß liegt im Gebirge Krogskoven, welches hier die Gränze des Stifts Aggerhuus gegen die reizende Provinz Ringerige bildet. Dasselbe fällt nach Ringerige mit einer kahlen Felswand von 1000 Fuß Höhe schroff ab, an der früher die hier oben gefällten Baumstämme hinabgelassen wurden, wodurch sich an einzelnen Stellen lange Rinnen ausbildeten, in denen die Bewohner oftmals hinabzusteigen wagten. Das Gebirge besteht meist aus Porphyr, der bald blau, auch violet, bald wieder braunroth gefärbt ist. Ehe der Paß existirte, gab es hier gar keine Verbindung zwischen diesen beiden Landestheilen. Ein kleiner Sturzbach, der dicht neben dem Weg in ansehnlicher Tiefe hinabfließt und sich ein Bett grub, soll den ersten Anlaß zur Anlegung der Chaussee gegeben haben. Sie ist hier jedoch nur für die leichten zweirädrigen Karriols passirbar, denn selbst die Kraft zweier Pferde möchte auf die Dauer nicht ausreichen, einen schwereren Wagen auf einer so steilen Fläche aufzuhalten, die fast in gerader Linie und in einer stetig steilen Abdachung über 1000 Fuß tief hinabstürzt. Ich verließ selbst mein leichtes Karriol, weil ich dem Pferd die Kraft nicht zutraute, indem ich stellenweis auf meinen eigenen Füßen mehr hinabglitt als ging. Von unten gewährt dieser Weg einen eigenen Anblick. Wie ein langes helles Band, das an einer dunklen Gebirgswand herabhängt, glaubt man sich selbst nicht mehr, daß man hier mit Wagen und Pferd herabgekommen ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bake heißt ein kleiner Berg. Hügel.

Autobiographie eines Birmanen.

(Schluß.)

Im Jahre 1181 marschirte eine Armee unter Befehl des Tsara-Wonghi Maunguai, mit Bundula, als Generallieutenant, gegen Cassay, um eine dort ausgebrochene Empörung zu unterdrücken, und rückte, als dieß geschehen, im folgenden Jahre zu gleichem Zweck nach Assam. Tsara-Wonghi Maunguai soll auf seiner Rückkehr von der letztern Expedition nach Ava daselbst gestorben seyn. In dem Lande unterhalb Prome fanden keine Aushebungen für die Armee statt. In demselben Jahr ward Bundula, der dem König seine Dienste zur Eroberung von Tschittagong anbot, zu diesem Zweck mit einer Armee abgefertigt. Im Monat Tabaung trafen Befehle von Ava ein, sich auf einen Angriff der Engländer zu rüsten. Als der Kampf mit den Engländern an der Gränze von Tschittagong sich entspann, schrieb Bundula, daß er Nachricht von Ausrüstung von 47 brittischen Segeln erhalten, um eine Landung zu Rangun zu unternehmen. Hierauf wurden die Anstalten zu Befestigung dieses Orts thätig betrieben und Schanzen längs des Flusses aufgeworfen. Inzwischen trafen zu Rangun Nachrichten von Erfolgen Bundula's an der Gränze von Tschittagong ein, und da diese sehr übertrieben lauteten, so glaubten die Birmanen, die Engländer würden nun nicht nach Rangun kommen. Die Stadt ward indeß am 11ten Tag des zunehmenden Mondes, im Monat Kutson, durch den Anblick einer heraufkommenden Flotte in Schrecken gesetzt. Ich war mit der Beaufsichtigung von etwa 160 Mann betraut worden, die eine Verschanzung an der östlichen Seite der Stadt, [illegible]

eines Kribls, an welchem ein weißes hölzernes Haus zu Aufnahme von Gesandten stand, das seitdem abgebrannt ist, aufzuwerfen hatten.

Der Gai-Tsikkai war der erste, welcher die Nachricht gebracht hatte, daß sich eine große Anzahl von Schiffen, die man für englische hielt, an der Mündung des Flusses befänden. Seiner Pflicht gemäß setzte er die Gai-Wons (Marineoffiziere) zu Rangun davon in Kenntniß, die ihn jedoch mit den Worten abfertigten: „Warum bist du gekommen, die Bewohner von Rangun ohne Zweck und Ursache zu beunruhigen?“ und ihn ins Gefängniß werfen ließen. Tsikkai (Lieutenant) Maunglat ward hierauf abgeschickt, um sich zu überzeugen, ob die gebrachte Nachricht gegründet sey. Dieser schlief die ganze Nacht und fuhr am folgenden Morgen in einem seiner Boote bis zu dem ersten Schiff, an dessen Bord er freundlich aufgenommen, und ihm bei seiner Abfahrt ein Paket für die Behörden von Rangun mitgegeben wurde. Der Lieutenant kam gegen Sonnenuntergang nach Rangun zurück und übergab seine Depesche den Gai-Wons. Sie ward bei dem Schein eines einzigen Lichts erbrochen, und nun nahm jeder der vier Gai-Wons eins von den acht Papieren, welche das Paket enthielt. Ich befand mich während dieser Zeit dicht bei dem obern Raum des Gaum, wo die Regierungsbeamten versammelt waren, und konnte sehen, wie jeder sein Papier bei dem einzigen vorhandenen Licht las und mit dem Kopfe schüttelte. Endlich sagte einer von ihnen, der Gai-Won Maung-Bo: „Diese Angelegenheit kann nicht geheim gehalten werden, es muß vielmehr jedermann darum wissen.“ Der Gauntsarai ward berufen und das Dokument laut verlesen. Es zeigte sich nun, daß es eine Proklamation des Majors Canning war. Die HH. Turner, Wade, Sarlis und Aratun, nebst mehrern andern Kaufleuten, wurden nun herbeigerufen und sie um ihre Meinung befragt. Die meisten sprachen sich dahin aus, daß die Schiffe in keiner feindlichen Absicht, sondern nur deßhalb gekommen seyen, wegen des von Bundula an der Gränze von Tschittagong gemachten Angriffs zu unterhandeln. Die Gai-Wons wollten dieß nicht glauben, und ließen alle Kulas (Fremde) in den Gaum gefangen setzen.

Um den Gaum hatte sich eine unermeßliche Volksmenge gesammelt; niemand wollte glauben, daß 40 Schiffe nur des Unterhandelns wegen gekommen seyen, und sprach seine Meinung in dieser Hinsicht laut aus. Die Gai-Wons machten alsbald Anstalt, die verschiedenen Thugbis und Gaons der Distrikte zu berufen, um die betreffende Mannschaft zu stellen, ließen mehrere von ihnen aufhängen, und drohten den Uebrigen. Ich war die ganze Nacht bei der mir zu Aufwerfung einer Brustwehr untergebenen Mannschaft. Am folgenden Tage, gegen 1 Uhr, kamen die Schiffe den Fluß herauf, und nun begann die Kanonade auf die Stadt, bei der sämmtliche Häuptlinge mit ihren Leuten die Flucht ergriffen. Auch ich begab mich nach Pusandaun, wo mein Haus war; hier rieth ich meinen Freunden in ihren Booten den Fluß hinauf zu flüchten, was diese auch thaten. Ich blieb in meinem Hause, um ein wachsames Auge auf mein Eigenthum zu haben, das in mehrern Waaren, etwa 2300 Tikals an Werth, bestand, die ich nicht fortschaffen konnte. Ich schlief die Nacht im Dorf; am nächsten Morgen kam ein brittischer Offizier mit mehreren Sipahis und einem moslemitischen Birmanen als Dolmetscher. Sie fragten mich, wer ich sey, und als ich entgegnete: „ein Kaufmann,“ fragten sie nach den Weibern, worauf ich erwiederte, sie seyen geflohen. Der Offizier verlangte nun, ich solle sie herbeirufen und ihnen sagen, daß sie nicht Ursache hätten sich zu fürchten, es solle ihnen nichts Leides geschehen. Als der Offizier fort war, bestieg ich nebst meinen Begleitern ein kleines Boot und fuhr Fluß aufwärts. Die Unruhe unter dem Volke war so groß, daß niemand sich zur Rückkehr bereden ließ; auch ich blieb wo ich war, und ließ Hab und Gut in der Gewalt des Feindes. Gegen 300 Boote, mit den ärmern Familien angefüllt, hatten sich zu Kuringzeik versammelt, wo wir uns ungefähr 14 Tage aufhielten. Unweit davon ward die Pallisadenbefestigung von Ecaigu- oder Gnaung-Woin errichtet, wozu unsere Leute das Material zu liefern hatten. Diese Befestigung ward von den Engländern angegriffen und genommen. Ich ging dahin als die Truppen nach Rangun zurückgekehrt waren, und fand etwa 300 Mann, größtentheils Setoungs, in ihr. Die englischen Truppen kamen dicht an unserer Stellung vorüber, mußten aber wahrscheinlich nicht, daß wir uns da befänden, weil sie sonst für die Sicherheit so vieler Familien gesorgt haben würden. Wir wurden abermals aufgefordert, die Befestigung aufzubauen, allein während wir uns damit beschäftigten, flohen täglich mehrere Familien in ihren Booten, und als ich dieß sah, hielt auch ich für klug nach dem Dorfe Kobiat, drei Doings östlich von Pegu, zu entweichen. Hier war ich kaum zehn Tage, als der Aukmavon, oder Offizier der Lockelephanten, mit 3000 Mann von Taundschu, auf seinem Marsch nach Rangun, bei uns eintraf, und sich aller Boote bemächtigte, deren er habhaft werden konnte, weßhalb ich mich sammt den meinigen in den benachbarten Dschongeln, oder langem Gras verbarg, das tief genug unter Wasser stand, daß 20 bis 30 Boote abseits fahren und sich verstecken konnten. Als der Aukmavon mit seinen Leuten fort war, kehrten wir wieder in das Dorf Kobiat zurück. Da dieser Ort indeß zu sehr in der Marschlinie lag, welche die verschiedenen Truppen verfolgten, so zogen wir in das Dorf Kaloin, ungefähr ein Doing östlich von Kobiat, wo wir während der Regenzeit blieben.

„Unser Autobiograph,“ bemerkt Kapitän Mac Cally, „thut wohl daran hier abzubrechen. Als die Birmanen sich von ihrem Schrecken erholt hatten, war er einer der Ersten, die sich auf die Seite der Stärkern schlugen. Er nahm Dienste unter den brittischen Behörden zu Rangun, allein die tief eingewurzelten birmanischen Gewohnheiten kamen mit der brittischen Gerechtigkeitspflege so oft in Zusammenstoß, daß seine Stellung oft sehr unangenehm ward. Er war während der letzten acht Jahre Resident zu Maulmein, und kam in dieser Zeit einmal nach Madras. Er gilt als einer der kenntnißreichsten seiner Klasse, hält aber zu fest an seinem birmanischen Charakter, als daß sich erwarten ließe, er werde zu andern als literarischen Zwecken zu verwenden seyn.“

Unzerstörbare Dinte.

Ein Herr Boutigny d'Evreux, welcher bereits Resultate über die von selbst vorgehende Veränderung der Schrift mit Jodfarbe bekannt gemacht, hat nun bewiesen, daß es nach achtzehn Monaten unmöglich ist, die mindeste Spur davon wieder erscheinen zu lassen. Er machte zugleich der Akademie die Anzeige, daß er eine eben so unauslöschliche, aber leichter anwendbare Dinte als den chinesischen Tusch zusammengesetzt habe. Er läßt eine Unze Gummi, eine halbe Unze Zucker und eine halbe Unze essigsaures Blei in zwei Pfund reines Wasser auflösen; er läßt hier auf einem Strom von Schwefelwasserstoffgas durchgehen, um das ganze Acetat zu dekomponiren; nachdem es eine Minute lang gekocht hat, läßt er sorgfältig zwei Quent Kienruß in der ganzen Flüssigkeit zergehen, und vermischt endlich eine gleiche Quantität gewöhnliche Dinte damit. — Die Akademie hat diese Anzeige sehr günstig aufgenommen, da frühere angeblich unauflösliche Dinten sich nicht erprobt hatten.

Jagden und Ausflüge an den Ufern des Missisippi.

(Fortsetzung.)

Das Wetter war milder geworden, und da die Indianer mit ihren Kanots den Weg nach dem Missisippi eingeschlagen hatten, um sich in die Prairien zu begeben, so ließ mich ihr Beispiel auch auf meine Abreise denken. Ich ging daher mit zweien meiner Schiffsmannschaft ab, um zu sehen, ob uns das Eis nicht hindere, noch einmal den Fluß hinaufzufahren. Als wir an Bord kamen, hatten sich die Eisschollen dergestalt vermindert, daß man sie auf dem Wasser kaum noch bemerkte. Den Fluß hinaufzufahren, war jedoch keine so leichte Aufgabe, denn wir hatten gleichzeitig wider eine sehr reißende Strömung und wider Eisschollen zu kämpfen, die, obwohl sie sich beträchtlich verkleinert hatten, doch unsere Fahrt behinderten. Wir mußten sämmtlich ans Land steigen und das Leitseil ziehen, d. h. das Fahrzeug mittelst eines Seils, das daran befestigt war, halten. Auf dem Boote selbst befand sich nur Ein Mann, um zu rudern. Wie man sich denken kann, war dieß eine harte Arbeit: den ganzen Tag hindurch konnten wir nur sieben Meilen zurücklegen. Bei Einbruch der Nacht legten wir uns, nachdem wir zuvor mächtige Feuer angezündet und als von Strapazen ermüdete Männer gegessen und getrunken hatten, am Ufer zur Ruhe. Auch hatten wir die ganze Nacht hindurch einen tiefen und gesunden Schlaf. Folgenden Tags, eine Stunde vor Sonnenaufgang, machten wir uns auf den Weg, und hatten dieselbe Arbeit wie Tags zuvor. Drei Tage später entschlossen wir uns, da die Kälte strenger geworden und die Müdigkeit uns überwältigt hatte, an diesem Ort unser Winterquartier zu nehmen. Wir schlugen schnell ein regelmäßiges Lager auf, fällten Bäume und errichteten zwei große Hütten. Jeden Tag drang ich tief in die Wälder ein, widmete mich mit Eifer der Aufsuchung naturgeschichtlicher Gegenstände, und bald kannte ich die von den Eingebornen gebahnten Wege und alle Seen und Wälder der Nachbarschaft. Diese Lebensart gefiel mir wohl. Meine Ausflüge führten mich in kurzem zu einem Lager Indianer, die den Namen Cheranis führen. Sie haben einen starken Körperbau, ein männliches, edles und festes Aussehen, und sind athletische Gestalten. Die Cheranis jagen nur Großwild; die Büffel, die Damhirsche, die Elenthiere, die sich noch in dieser Gegend befinden, waren die einzigen, welche ihre Aufmerksamkeit anzogen. Der Aufenthalt unter ihnen war mir sehr angenehm, da ich ihre Sitten kennen lernte, die mir noch ganz neu waren; da sie aber des Französischen völlig unkundig waren, kaum einige Worte Englisch verstanden und ich ihr Idiom auch nicht kannte, so konnten wir uns einander nur mit Mühe verständlich machen. Die Cheranis gelten für einen sehr kriegerischen Stamm. Zur Zeit des letzten Kriegs wider die Osagen beschuldigte man sie, unthätig geblieben zu seyn. Dreizehn junge Cherani-Krieger beschlossen die Ehre ihres Stammes zu rächen und diesen Schimpf in Feindesblut abzuwaschen. Sie ergriffen daher ihre Waffen und gingen ab. Vergebens versuchten die benachbarten Völkerschaften sie zu beruhigen, um die Wiedererneuerung der Feindseligkeiten zu verhindern — die unerschrockenen Cheranis wollten auf Nichts hören. Bald waren sie auf die Osagen gestoßen, die wenigstens zehnmal so stark, aber edelmüthig genug waren, den Kampf zu verweigern, das Ansehen der Verträge anzurufen und an die Friedensbedingungen zu erinnern; allein jeder Versuch, die Cheranis zur Niederlegung der Waffen zu vermögen, war umsonst. Der Kampf ward auf den folgenden Tag verschoben, denn die Unterredungen hatten sich bis in die Nacht verlängert. Die Cheranis, entschlossen zu sterben, gruben in der Eile eine Verschanzung, um sich so lang als möglich zu vertheidigen und ihr Leben theuer zu verkaufen. Ihr Zweck mußte unfehlbar erreicht werden; sie starben alle mit den Waffen in der Hand; aber auch eine große Anzahl ihrer Feinde fand mit ihnen den Tod, und die Ehre ihres Stammes war gerettet. Ein einziger der Dreizehn konnte entrinnen: es war der Jüngste, dem seine Gefährten den Standpunkt auf einer Anhöhe angewiesen hatten, damit er den Kampf sehen und die Kunde davon dem Stamme überbringen konnte.

Meine Zeit verfloß unter der Völkerschaft der Cheranis auf eine mit meinem Geschmack vollkommen übereinstimmende Weise. Oefters war ich den ganzen Tag über mit diesen Indianern auf der Jagd, und Nachts versammelten wir uns abermals, um Wölfe zu jagen, die über den Fluß gesetzt waren, auf dem Eise ihre Beute suchten und um unser Lager schwärmten, um die Knochen, die wir wegwarfen, zu erbeuten. Gleichzeitig studierte ich sorgfältig die Gewohnheiten der Bären, der wilden Hühner, der Elens und anderer Thiere, und jeden Tag zeichnete ich bei unserem großen Feuer, was den Eingebornen viel Freude machte, und wenn ich gerade ein ziemlich ähnliches Porträt Eines unter ihnen gemacht hatte, so lachten die übrigen aus vollem Halse. Beinahe sechs Wochen brachte ich in diesem Lager zu. Ich hatte bei dieser Abtheilung Eingeborner zahlreiche Gesellschaft gefunden, und wir hatten Wildpret und Lebensmittel aller Art im Ueberfluß. Auch schwand unsere Zeit heiter dahin. Unzählige Flüge Wasserhühner, deren Fleisch sehr schmackhaft ist, zogen oft auf Flintenschußweite vorüber, und auf unsern Jagden erlegten wir eine solche Menge von Damhirschen, Bären, Opossums, daß man sich beim Anblick dieser an den Aesten der Bäume, welche unser Lager umringten, aufgehängten Thiere in die Fleischbank eines Eßwaarenhändlers versetzt geglaubt hätte. Ich darf nicht vergessen, daß die benachbarten Seen auch eine Menge der vortrefflichsten Fische enthielten. Wir fingen sie auf folgende Art: wir begaben uns mit unsern Aexten auf das Eis, und sobald wir eine Forelle oder einen Hecht erblickten, tödteten wir sie durch einen tüchtigen Schlag mit der Axt auf das Eis, das wir dann öffneten, um sie zu fangen. Andere Male machten wir ein großes Loch; die Fische, von der freien Luft angezogen, strömten von allen Seiten dahin, und wir brachten sie, sobald wir sie an der Oberfläche des Wassers sahen, mit leichter Mühe in unsere Gewalt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 331.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 November 1836.

Ueber den Versuch, den chinesischen Indigo in Transkaukasien anzupflanzen.

(Auszug eines Schreibens aus Tiflis vom 27sten Februar 1836.)

Im vorigen Jahre erhielt die transkaukasische Gesellschaft zur Beförderung der Industrie 7½ Pfund Samen von chinesischem Indigo (Polygonum tinctorium), und vertheilte davon 4 Pfd. an Gutsbesitzer und Kolonisten; die übrigen 3½ Pfd. ließ die Gesellschaft selbst theils in dem dem Staate gehörigen Garten zu Tiflis, theils auf dem 7 Werste von Tiflis am linken Ufer des Kur gegründeten Mustergute aussäen. Die Nachrichten hinsichtlich des Aufgehens und Einsammelns des Samens lauteten allenthalben sehr befriedigend: in dem Garten zu Tiflis wurde der Samen nach chinesischer Weise in Reihen gesäet, jede eine Viertel Arschine von der andern entfernt; die Pflanzen gingen gut auf, machten jedoch häufiges Ausjäten nöthig. Der andere Theil wurde auf verschiedenen Terrassen in gewöhnlicher Weise, nämlich im Fluge gesäet, und jedes Körnchen trieb 3 bis 4 Stengel, welche alle andern Gräser in der Nähe völlig erstickten. Auf dem Mustergute wurde die Aussaat auf einem im Herbst gepflügten und im Frühjahre gedüngten und leicht bearbeiteten Boden auf gleiche Weise vorgenommen.

Das Begießen geschah allenthalben eben so, wie bei den andern Gartengewächsen. Zu bemerken ist, daß auf einem zähen Thonboden die Stengel mager und ärmlich waren, auf einem leichten einigermaßen gedüngten Sandboden aber waren sie kräftig, die Pflanzen erreichten beinahe eine Arschine Höhe und gaben Blätter von hellgrüner Farbe. Auf sehr gutem wohlgedüngtem Boden wurde die Farbe der Blätter dunkelgrün, und an ähnlichen Stellen, welche unter dem Schatten von Weinreben liegen, erreichten sie auch noch eine Höhe von anderthalb Arschinen. In Imeretien in der feuchten Dammerde wurden die Stengel zwei Arschinen hoch. Weitere Versuche müssen nun zeigen, welcher Boden hinsichtlich der Eigenschaft als Farbestoff der vorzüglichere ist.

Im Monat Julius zeigten sich an den Spitzen der Pflanzen rosenfarbene Blüthen, welche im August reifen Samen lieferten. Bald nach Einsammlung desselben bildeten sich etwas tiefer unten andere Blüthen, deren Samen im September reifte. Die dritte Samenernte von denselben Stengeln konnte im Oktober, die vierte im Anfang des Novembers eingethan werden, immer aber setzten die Blüthen etwas tiefer an als vorher. Gegen den 15ten November zeigten sich noch einmal rosenfarbene Blüthenknospen nahe an der Wurzel, wurden jedoch wegen der eintretenden Kälte nicht mehr reif. Aller Same wurde besonders aufbewahrt, nach seiner verschiedenzeitigen Einsammlung, und im Ganzen, auf dem Mustergute und im Garten zusammengerechnet, 11 Pud geerntet. Hätte man im Monat Julius eine so reichliche Samenernte voraussehen können, so hätte man einen Theil dieser Pflanzung damals schon zu einer Probe anwenden können, welche Farbe sich durchaus gewinnen lasse; aber später konnte man dieß nicht mehr thun, weil dazu die Pflanze vor der Blüthenbildung abgenommen werden muß; dann treibt sie aus der Wurzel neue Stengel, welche auf gleiche Weise in einem Jahre drei- bis viermal abgeschnitten werden können.

Die Anpflanzung von Indigo war allenthalben gegen den 15ten April geendet. Durch die Morgenfröste, welche im Anfang Mai's in Tiflis und der Umgegend so wie in einigen andern Strichen des transkaukasischen Landes die Früchte in den Gärten, so wie auch die brasilianische und ägyptische Baumwollenstaude, gänzlich zu Grunde richteten, litt der Indigo nicht im Mindesten. Dieß läßt hoffen, daß er wahrscheinlich auch in denjenigen südlichen Gouvernements Rußlands, wo jetzt schon der Kunschut *) erzeugt wird, mit Erfolg angebaut werden kann. Zu dem Ende wurde 1 Pud Samen an die Ackerbaugesellschaft in Moskau, und eben so viel an die Ackerbaugesellschaft im südlichen Rußland geschickt.

Von der Wegsamkeit in Norwegen.

(Fortsetzung.)

Von Christiania her ist die Ankunft auf dem höchsten Punkt dieses Weges sehr überraschend. Trifft man bei einem heitern

*) Dieß ist das persische, auch ins Russische übergegangene Wort Kundschud, im Russischen auch Kuntschut geschrieben, für den orientalischen Gesam.

Digitized by Google

Tag um 10 Uhr Morgens ein, wenn Heerrauch und Nebel gestiegen sind, so ist der Anblick bezaubernd schön. Zwei schroffe hohe Felswände, aus deren Spalten allerlei Laubholz kräftig emporsprießt, engen den obersten Theil des Weges ein. Sie bilden dort eine dunkle Kluft, durch die man in die fruchtbare Provinz Ringerige weit und tief hinabblickt. Die Sonne steht gerade um diese Zeit hinter der rechten Kluftwand und wirft ihre Strahlen über jene reizende Landschaft; so erscheint dieselbe wie durch einen langen dunkeln Tubus in einem magischen Zauberlicht. Der Blick reicht 15 deutsche Meilen weit. Man übersieht eine Landstrecke, die sich amphitheatralisch erhebt, und den äußersten Gesichtskreis schließt als ein schöner Hintergrund das hohe Gebirge Blaa Fjell auf der Gränze von Ringerige und Hallingdalen.

Gleich unten am Fuße jenes steilen Wegs erscheint malerisch der blaue Spiegel des Stensfjord. Der Weg scheint in denselben hinabzustürzen. Weiter fort entdeckt man nahe am Stensfjord eine niedrige Anhöhe; es ist der Grabeshügel Halfdan des Schwarzen, vormaligen Königs von Ringerige und mehrerer Provinzen. Er war der Vater des berühmten Königs Harald Harfager, und die Geschichte erzählt: „seine Unterthanen hätten ihn so geliebt und verehrt, daß sie sich nach seinem Tode nicht um den Platz einigen konnten, wo seine sterbliche Hülle ruhen sollte. Der Streit glich sich endlich dahin aus, daß sein Leichnam in vier Theile getheilt wurde, von denen die Provinz Ringerige den Kopf erhielt, der nun unter jenem Hügel ruht. Unweit von hier liegt die Meierei Stene, von der oben erwähnter Fjord seinen Namen erhielt, woselbst Halfdan der Schwarze residirte. Leider ist auch nicht Eine Spur von einer alten königlichen Residenz mehr übrig, die aber wahrscheinlich auch aus Holz erbaut war. Halfdan der Schwarze war in der schwedischen Provinz Wermland geboren, er versetzte die schwarze Farbe und den Schnitt der wermländischen Kleidertracht hieher, jedoch hat die Nähe der Hauptstadt sehr dazu beigetragen die alten Kostüme zu verändern.

Einen ähnlichen Grabeshügel fand ich späterhin in der Provinz Valders bei Midstrand, am Ufer des langen Landsees Strandsfjord, *) darauf ein länglichter Stein in Form eines alten Baumstamms stand. Dergleichen Denksteine heißen hier Bauta-Steine. Es gibt deren viele, und sie bezeichnen entweder das Grab eines Helden, oder das Andenken an irgend eine merkwürdige Begebenheit, See- oder Landschlacht.

Dieser Hügel bezeichnete das Grab Veberic's Verlandson's, eines der Helden der Vorzeit, dessen Thaten noch in manchen alten Liedern besungen werden. Er wurde am Fuß des Dovre Fjelds geboren. Sein Vater war ein Hammerschmied, seine Mutter Botilde, eine Königstochter. In seinem Wappen führte er Hammer und Zange. Sein berühmtes Schwert, unter dem Könige und Mauren fielen — denn er war auch ins ferne Ausland gezogen — hieß Mimmering.

Außer den drei großen Hauptstraßen, welche also von der Hauptstadt aus die Mitte des Landes durchziehen, gibt es nun noch vier Eingangschausseen, auf denen man aus Schweden nach Norwegen mit Armeen marschiren kann. Diese Straßen würden in militärischer Hinsicht eine größere Bedeutsamkeit haben, wenn das Terrain zwischen ihnen wegsamer, der Einmarsch in einem gewissen strategischen Zusammenhang denkbar wäre.

Die frequenteste jener Eingangschausseen geht nördlich auf die Festung Fredrekshall zu. Sie ist die stärkste Festung Norwegens und überhaupt ein in mancherlei Hinsicht höchst interessanter Punkt. Diese Straße scheint von jeher bei den Kriegszügen der Schweden gegen Norwegen am meisten benutzt worden zu seyn, daher die Norweger auch hier ihr stärkstes Bollwerk anlegten, an dem schon so mancher Angriff scheiterte. Der breite Thalweg eines kleinen Flusses, der nachher bei Fredrekshall in den Tistedal Elv geht, gab den ersten Anlaß zur Anlegung der Straße. Das Thal ist wohl mehrere hundert Schritt breit, dabei fruchtbar, romantisch und wie ein großer Garten angebaut. Zu beiden Seiten von unersteiglichen Bergwänden eingeschlossen, bildet dasselbe einen militärischen Paß im vollständigen Sinne des Worts. Zuletzt aber, nahe vor Fredrekshall, steigt die Straße aus dem Grund am linken Thalrand steil hinauf. Dort liegen die drei hohen Bergforts: Overbierg, Fredreksteen und Gyldenlöw, deren kreuzendes Feuer den Thalgrund bestreicht. Gleich hinter ihnen, aber in ansehnlicher Tiefe, liegt die Stadt Fredrekshall. Der Blick von hier oben ist höchst überraschend. Fast gerade unterhalb liegt die Stadt Fredrekshall, links der von wilden Felsen eingeschlossene Svine-Sund, auf welchem schwellende Segel zur See hinabschwimmen oder herankommen, und rings herum nichts als Wasser und schroffe Waldberge. Ein paar Inseln, Sau- und Bratt-Oe, steigen ganz steil wie zwei hohe Pyramiden aus dem Svinesund herauf. Sie sind bis zur Spitze mit prächtigen Tannen besetzt, die gleich Kerzen eine über der andern zu stehen scheinen. Im Ganzen ist dieß eines der pittoreskesten Gemälde, mit dem man kurz nach dem Eintritt in Norwegen überrascht wird. Es sind in einem verhältnißmäßig kleinen Raum eine solche Menge interessanter Gegenstände zusammengedrängt, daß das Auge anfangs unstät umherschweift, und nicht Alles fassen kann.

Man fühlt es so recht deutlich, in welchem sichern Schutz die Stadt hinter diesen hohen Bergforts liegt, zwischen denen die Straße gerade hindurch führt, und hierauf in mehrern Zickzacks, aber dennoch sehr steil, zu derselben hinabgeht.

Wer freilich jene Forts erst genommen hat, der kann allenfalls mit der bloßen Hand Kugeln und Brandgeräth in die Stadt hineinwerfen, und sie um so leichter anzünden, da sie noch jetzt meist aus hölzernen Häusern besteht, unerachtet dieselbe durch mehrere verheerende Feuersbrünste kurz hinter einander sehr gelitten hat. Die Letztere entstand durch die Kanonenpfropfen der bei Gelegenheit der Entbindungsfeier der Kronprinzessin abgeschossenen Geschütze. Ein heftiger Wind trieb einzelne Brandstoffe weit herum, und so wurden sogar entlegene Häuser entzündet. Selbst einzelne Gebäude des Forts Fredreksteen, in dessen Thurm einige 1000 Centner Pulver lagen, geriethen in Flammen. Die Stadt war erst kurz zuvor nach

*) Den Namen Fjord führen, außer den Meerbusen, auch gewisse Landseen, die sich durch ihre Länge auszeichnen.

einem verheerenden Brande neu, aber wieder aus Holz aufgebaut, und es wurden bei meinem Dortseyn die Häuser abermals aus reinem Holz aufgeführt.

Das Bedeutendste der drei Bergforts, Fredreksteen, liegt in der Mitte, und die beiden andern 4 bis 600 Schritt von demselben zur Seite. Ich fand die Schildwachen auf den Wällen von Fredreksteen ziemlich liberal, denn sie ließen es zu, daß ich eine spezielle Zeichnung vom Fort entwarf, und freuten sich nachher über mein Bild, das ich ihnen wies. Entweder hatten sie keine Verbotsinstruktionen, oder man hält hier solche für überflüssig, was ich fast bezweifle, da man mir in Christiania nicht gestatten wollte, auf die hohen Wälle der Feste Aggerhuus zu gehen.

Das Fort Fredreksteen ist ziemlich bedeutend, wenigstens drei- bis viermal so groß als die beiden andern; es ist außerdem mit einer geregelten Bollwerkslinie umgeben. Drei- bis vierhundert Schritt östlich davon gelangten wir zum Fort Gyldenlöw. Wir kamen bei dem Denkmal vorbei, welches die Stelle bezeichnet, wo Karl XII fiel. Wer am Ort selbst die bedeutende Entfernung dieser Stelle von den Wällen des Forts Fredreksteen sieht, welches er zu belagern im Begriff stand, dem leuchtet bald ein, daß der große Held durch keine Pistolenkugel aus jenem Fort erreicht werden konnte, sondern daß er meuchlings fiel. Selbst eine Gewehrkugel könnte nur von einem sehr geübten Schützen und aus einer gezogenen Büchse jenes Ziel mit solcher Präcision getroffen haben. Das Monument besteht aus Sandstein und ist sehr beschädigt durch das häufige Losbrechen von Denkstücken, die von Reisenden mitgenommen werden.

(Schluß folgt.)

Entdeckung einer römischen Villa bei Rolampont.

Das Echo der Ober-Marne enthält Folgendes: In einiger Entfernung von Rolampont, beinahe am Anfang der Berghalde, die von diesem Dorfe nach Nogent-le-Roi führt, befand sich quer über dem Weg eine kleine Erhöhung mit ziemlich abschüssigem Abhang, den man zur Erleichterung der Bewegung der Fuhrwerke kürzlich abtrug. Diese Bodenungleichheit, die man für natürlich hielt, war, wie sich fand, durch eine Erhöhung gebildet, die von Menschenhand gemacht, und bestimmt war, das unterste Stockwerk einer reichen römischen Villa wagrecht aufzustellen. Folgendes sind die Entdeckungen, wozu diese Abgrabung Anlaß gab: Am Fuße des Hügels, nach der Seite von Rolampont hin, zeigten sich einige unbestimmte Trümmer und Brandspuren, gefolgt von einem Pflaster aus weißen Steinen, die auf eine Dicke von 25 bis 40 Millimetres gesägt waren, wie man sie überall wiederfindet, wo die Römer in diesem Lande Spuren ihrer Wohnungen zurückließen. Ein verschütteter und noch mit einem Theil seines Geländers versehener Brunnen ist an demselben Orte vorhanden; hierauf war, in einem Raum von ungefähr acht Metres Länge, eine Tenne geschlagen, welche alle römischen Kennzeichen hatte, d. h. auf dem geschlagenen Boden befand die rauhe Unterlage (le hérisson) aus harten Steinen, die mit einem ersten aus Kalk, Sand und Kiesel gebildeten Grundbett bedeckt waren, und dieser selbst trug den zweiten Kittbett, auf welchem ein schwarz und weißmarmorner Parquetboden ruhte; das Ganze hatte fünfzig bis sechzig Centimetres Dicke. Diese Abtheilung ward durch eine Quermauer geschlossen, die an eine große einen Metre dicke Mauer stieß, welche das Gebäude auf der Seite des Thales, im Süden, abschloß. Bei der Fortsetzung der ersten Quermauer bot ein Raum von drei Metern ungefähr dieselben Charaktere, wie der vorige. Dann kam eine zweite Scheidemauer nebst einer neuen Abtheilung von neun Metres Länge, deren Tenne, ähnlich den beiden vorhergehenden, allein, wie es scheint, bereits gänzlich umgestürzt, mit einer Musivarbeit überdeckt war. Von dieser letztern konnte ich einige abgesonderte Würfel sammeln, kein Theil war jedoch erhalten. Hier fand sich ein Raum von drei Metres, der die Spuren eines ungeheuren Herdes oder vielmehr einer größern Heftigkeit des Brandes an diesem Orte bot. Weiterhin fand sich eine Mauer von derselben Dicke, wie die südliche, die, sich in einem rechten Winkel auf die erstere stützend, hier das Gebäude von dieser Seite abgeschlossen zu haben scheint. Nahe dieser letztern Mauer lag eine aus einem großen weißen Steine von zwei Metres drei und dreißig Centimetres Länge und einem Metre vierzig Centimetres Breite gebildete Trommel, worauf man die Spur von Randleisten, von fünfzehn Centimetres Dicke, erkannte, und welche ein anderer Stein von demselben Maßverhältniß wie der erstere bedeckte, allein durch den Frost verdorben war. In diesem Grabe befanden sich Gebeine und ein ziemlich gut erhaltener, achtzehn Centimetres langer kupferner Griffel, dessen eines Ende aber der Arbeiter, als er ihn reinigte, um zu sehen ob er golden sey, zerbrach. Von dem Grab an findet man nur noch Trümmer und Brandspuren. Uebrigens entdeckte man nur eine einzige kleine bronzene, gänzlich abgenutzte Denkmünze, deren Relief aber auf die ersten Zeiten des römischen Kaiserreichs deutet, und einige kupferne, sehr oxydirte Ringe: dann einen hohlen Stein von achteckiger Form, der ehemals, wie das an diesem Theil nicht behauene Ende zeigt, fünf und zwanzig Centimeter weit in den Boden getrieben war. Alle Mauern waren aus Bruchsteinen aufgeführt, und auf einigen Theilen fand man noch den Anwurf zu rother Malerei der römischen Bewohner. Uebrigens erstreckte sich diese Villa auf der nördlichen Seite des Weges ziemlich weit in den Raum hinein, auf dem heutzutage Weinberge stehen; denn vor zwei Jahren stieß man, als man die Gräben für eine neue Pflanze grub, auf eine umfangreiche Musivarbeit, von der Art derjenigen, die man noch heutzutage unter dem Namen venetianische Musivarbeit anwendet.

Jagden und Ausflüge an den Ufern des Mississippi.

(Schluß.)

Manchmal spielte ich Flöte, der Pilote spielte ziemlich gut Violin, worauf denn die Männer unserer Bande nach dem Klange unserer Instrumente tanzten. Die Indianerinnen, welche mit dem Gerben der Damhirsche und Fischotterfelle beschäftigt waren, oder Schildkröte kochten, brachen beim Anblick unserer Unterhaltungen und Spiele in schallendes Gelächter aus, während wir, im Hintergrunde des Tableau's, die übrigen Indianer auf dem Boden ausgestreckt ihre Pfeife mit erstaunlichem Ernste schmauchen sahen. Eine der sonderbarsten Gewohnheiten, welche ich bei diesem Stamme beobachtete, ist die, welche für die Gattinnen die Existenz des Mannes lange nach seinem Tode so zu sagen noch verlängert. Unter der Anzahl Weiber, die ich täglich im Lager besuchte, befanden sich mehrere, welche ein Paar [illegible]

Digitized by Google

trugen, von denen sie sich nie trennten; es waren Wittwen, und dieses Paket stellte ihre Männer vor. Sobald nämlich ein Weib Wittwe wird, muß sie die besten Kleidungsstücke ihres Mannes mit den Gürteln, deren er sich bediente, zusammenbinden und damit das Paket fest zuschnüren — dieß ist es dann, was sie als ihren Mann betrachten muß. Man sieht diese Bündel mit Bändern und kostbaren Gegenständen, welche dem Manne gehörten, geschmückt, und kann behaupten, daß diese neue Verbindung viel inniger ist, als die erste. Diese beiden Gatten sind mindestens ein Jahr lang und manchmal noch längere Zeit unzertrennlich. Die Wittwe darf ohne die Ermächtigung der Familie ihres Mannes, welche sie allein ihrer Verpflichtung entbinden und ihr die Freiheit wieder geben kann, keine neue Heirath eingehen. Dazu aber genügt, daß die Familie einwilligt, das Paket, das den Mann vorstellt, in Empfang zu nehmen, womit dann Alles abgemacht ist. Man sieht, wie peinlich das Joch ist, welchem die Weiber in diesem Theile Amerika's unterworfen sind; was jedoch ihr Geschick, aus Rücksicht auf die Rechte des verstorbenen Mannes, etwas erleichtert, ist, daß das Kleiderbündel ein Recht auf alle Theilungen hat, worauf der Mann, dessen Bild es ist, Anspruch gehabt hätte, und die Wittwe erhält das, was ihrem Gatten zugekommen wäre. Mein Aufenthalt unter dem Stamme der Sheranis bot mir Gelegenheit, eine Menge anderer wenig bekannter Züge in ihrem Charakter und in ihren Sitten zu beobachten; es wäre mir aber unmöglich sie hier aufzuführen. Ich war nicht erstaunt hier Irrthümer und Aberglauben zu sehen, von denen selbst aufgeklärte und civilisirte Völker nicht immer frei sind. Wie gewöhnlich, sind es eitle Schrecknisse, welche die Einbildungskraft dieser unglücklichen Wesen einnehmen, und ihnen in gleicher Weise trügerische Illusionen, unfruchtbare Tröstungen bieten. Ihnen ist das Weltall voll Geister höher als der Mensch, Freunde oder Feinde, und daraus erklären sie das Gute und das Böse, das ihnen zustößt. So überredet sich jeder Eingeborne, er habe einen Manitu, und gewiß, man muß diese Völker bewundern, daß sie sich mit so engen und beschränkten Begriffen zur Kenntniß eines Großen Geistes erheben konnten.

Indessen fing der Mississippi, der langsam und allmählich, wie dieß übrigens jedes Jahr geschieht, angeschwollen war, rasch an abzunehmen, und das Eis, das sich mit der Wassermasse gesenkt hatte, bereitete uns neue Schwierigkeiten. Allein es war mehr als Zeit zur Abreise. Alles war um uns in Bewegung, und wir verließen, nachdem wir unser Boot beladen hatten, das Lager, und sagten unsern guten Freunden, den Eingebornen, Lebewohl! Unsere Fahrt war sehr gefährlich. Wir mußten, um vorwärts zu kommen, lange Stangen auf dem Eis oder im Flußbette, wenn man es erreichen konnte, ansetzen. Unser Boot ging höchst langsam, und das Geschäft war äußerst mühsam. Das auf den beiden Ufern angehäufte Eis erhob sich über unsere Köpfe, und in einiger Entfernung gesehen, hätte man es für eine Masse mit Schnee gekrönter Felsen gehalten. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß wir, wenn plötzliches Thauwetter einträte, unfehlbar verloren wären. Aber das Glück war uns günstig. Wir langten gesund und wohlbehalten am Kap Girardeau, wohin wir uns so heiß gesehnt hatten, an. Wir wollten uns in dem Dorfe desselben Namens, das auf dem Gipfel des Kaps erbaut ist, nicht aufhalten, setzten daher unsere Fahrt zwischen zwei Eisbergen fort und erreichten einen ungeheuren Felsen, der vom Ufer getrennt ist, und um welchen die Wasser des Flusses mit entsetzlichem Gebrüll sich dahin stürzen. Dieser Felsen, Grande-Tour genannt, bildet eine äußerst gefährliche Passage. Wir mußten nach der Leine greifen und das Boot halten; endlich kamen wir ohne Unfall vorüber. Ich hielt mit meiner Fahrt zu Sainte-Geneviève an, wo ich mit der lebhaftesten Ungeduld auf den Eintritt des Thauwetters wartete, um nach Hause zurückkehren zu können. Endlich trat es ein; ich sagte nun meinen Gefährten Lebewohl, setzte über den Mississippi und befand mich allein und zu Fuße auf dem Wege nach Shavani, wohin ich mich so sehr gesehnt hatte. Zum Unglück waren die Prairien voll Wasser; dennoch konnte mich, wiewohl ich keine Schuhe hatte und meine Mocassins, die mir unaufhörlich von den Füßen glitschten, mir den Weg über diese Art Meer sehr beschwerlich machten, nichts dazu vermögen wieder umzukehren. Im Frühjahr bilden die Prairien einen prachtvollen Garten. Ein grüner, reichlicher und dichter Rasen keimt mit erstaunlicher Schnelligkeit aus dem Schoße der Erde auf; tausend bunte Blumen bilden mit ihren verschiedenen Schattirungen alle Arten schöner Bilder auf diesem unermeßlichen grünen Teppich, und verbreiten darauf ihre süßen Wohlgerüche. Eine Menge glänzender Schmetterlinge entfalten sich und schweben anmuthig in der Luft. Hie und da sieht man Damhirsche in Heerden oder einzeln, welche das Gras dieser prachtvollen Prairien weiden. Der Himmel ist dann rein, die Luft mild und balsamisch, und nichts ist so angenehm, als in diesen wonnigen Gegenden zu reisen. Zur Zeit aber, wo ich mich hier befand, stand die ganze Landschaft unter Wasser. Am ersten Tage, an dem ich ungefähr fünfzehn Stunden machte und schwimmend über den Muddy setzte, sah ich nichts Merkwürdiges als einige Heerden Damhirsche, die, wie ich die Füße bis zum Knöchel im Wasser, über die Prairien dahinzogen, und eine beträchtliche Anzahl Büffel. Glücklicherweise bemerkte ich am Ende des Tages auf einem Hügel eine Hütte, worin ich mit vieler Herzlichkeit aufgenommen wurde, und wo ich, nachdem mir ein treffliches Abendessen zubereitet worden, die Nacht zubrachte. Tags darauf, eine Stunde vor Sonnenaufgang, trat ich meine Wanderung wieder an; ich durchzog unermeßliche Wälder, und da ich berechnet, daß ich wie Tags zuvor ungefähr fünfzehn Stunden zurückgelegt hatte, brachte ich die Nacht in einem Lager von Indianern zu, auf die ich stieß. Endlich kam ich zwei Tage später ohne allen Unfall bei meiner Familie an.

Die Zeitungen aus dem Norden Europa's berichten mehrere Anzeigen eines frühen und strengen Winters. In Norwegen fiel schon vom 19ten bis 21sten September Schnee, so daß die Roggenernte, welche zum Trocknen noch auf den Feldern lag, unter einer zwei Fuß dicken durch den Frost gehärteten Schneedecke begraben wurde. — Auf der Insel Man kamen schon in der zweiten Hälfte des Oktobers Wintervögel aus dem Norden an.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 83** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Lieder nach Thomas Moore. — Die Bridgewater-Bücher. — Chateaubriand. (Fortsetzung.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6–8 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl. [illegible] Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 332.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 November 1836.

Die Bukowina.

Die Bukowina war bekanntlich ein Bestandtheil der Moldau, welcher durch die Russen im Jahre 1769 erobert, nach geschlossenem Frieden der ottomanischen Pforte im J. 1774 wieder zurückgestellt, dann im nämlichen Jahre von Oestreich militärisch besetzt, und durch die Konvention vom 12ten Mai 1776 förmlich an Oestreich abgetreten wurde. In Folge dessen erhielt das Land eine eigene Militäradministration, welche aber am 1sten November 1786 aufgehoben, und die Bukowina unter die Verwaltung des gallizischen Guberniums gestellt worden ist, jedoch mit Beibehaltung seiner eigenen landständischen Verfassung. Diese Provinz erhielt ihren Namen von den beträchtlichen Buchwaldungen, und liegt zwischen dem 46° und 48° nördl. Breite, gegen Osten an die Chotzimer Raja und Bessarabien, gegen Westen an die Marmarosz, gegen Süden an die Moldau und Siebenbürgen und im Norden an Gallizien gränzend. Sie enthält zufolge der neuesten katastralischen Vermessungen 1,813,850 Joch oder 181 östreichische Quadratmeilen; die größte Länge in gerader Linie beträgt 31, die größte Breite 16 Meilen.

Hinsichtlich der Gestalt ihrer Oberfläche gehört die Bukowina zu den Gebirgsländern, denn mehr als zwei Drittheile derselben bestehen aus Gebirgen und Waldungen. Das Haupt- und einzige Gebirge sind die Karpathen, deren Zweige das ganze Land durchkreuzen; die höchsten Punkte heißen Rarnel, Drimalen und Ojorsuthar im moldauisch Kimpolunger Okol (Bezirk), welche meist bis an die Gipfel mit Laub- und Nadelholzwäldern bewachsen sind. Durch die Nähe der Karpathen und die meist vorherrschenden Nordwestwinde, welche zeitliche Fröste herbeiführen und die Dauer des Winters verlängern, wird das Klima zuweilen rauh, ohne jedoch nachtheilig auf die Gesundheit einzuwirken, denn das Land ist frei von endemischen Krankheiten, und es gehört nicht unter die Seltenheiten, Leute sogar von 100 Jahren und darüber, besonders in den Gebirgsgegenden anzutreffen. Ungeachtet der vielen Gebirge, welche das Land bedecken, bilden die verschiedenen Flüsse, die es durchfurchen, und worunter die vorzüglichsten die Czeremosz, der Pruth, die kleine, mittlere und große Sereth, die Suczawa, Moldawitza, Moldawa, die goldführende Bistriz, die Dorna und der Dniester, große und weite Thäler, worin alle Gattungen Feld-, Garten- und Obstfrüchte, welche dem nördlichen europäischen Klima eigen sind, im Ueberfluß gedeihen. Ausnehmend fruchtbar ist der Boden zwischen dem Pruth und Dniester und im Suczawa-Thale, wo die edelsten Obstfrüchte, Zucker- und Wassermelonen in vorzüglicher Güte gebaut werden; in Ruß, eine Meile von Suczawa gegen die moldauische Gränze, sind auch Weinberge, in welchen ein trinkbarer Wein, jedoch wenig erzeugt wird. In den Gebirgsgegenden gedeihen übrigens wegen der zeitlich eintretenden Fröste und langen Dauer des Winters nur Erdäpfel, Haber und Gerste; dagegen trifft man daselbst große, ausgedehnte und üppige Wiesen und Matten, welche die Viehzucht ungemein begünstigen, und diese dadurch nächst dem Ackerbau zur Hauptnahrungsquelle erheben. Bei der im Militärjahr 1834 vorgenommenen Zählung sind nicht weniger als 119,659 Stück Rindvieh, 2350 Pferde und 120,000 Schafe beschrieben worden. Indessen unterliegt der Viehstand einem immerwährenden Wechsel, da das Vieh Krankheiten und Seuchen unterworfen ist, die manchmal große Verheerungen unter demselben anrichten. Eben so können auch auf einander folgende Mißernten, so wie heiße und trockene Jahrgänge für die Viehzucht nachtheilig seyn, nicht sowohl wegen des hieraus entstehenden Futtermangels, sondern mehr noch wegen des in solchen Jahren dem Vieh durch Verstopfung der Salzquellen entgehenden Genusses des Salzwassers, welches zu seinem Gedeihen, so wie zur Beförderung der Fortpflanzung beiträgt und es vor Krankheiten schützt. Die gewöhnlich hier vorkommenden Holzgattungen bestehen in Buchen, Tannen, Fichten, Birken, Ahorn, Erlen, Eschen und Linden; hin und wieder findet man auch Tissen (Taxus) im Gebirge, und Eichen, die aber schon seltener und für die vielen Brücken und sonstigen Bauten ausgehauen worden sind. An Wildpret gibt es in den flachen Gegenden sehr viel Hasen, Rebhühner und Trappen, im Gebirge Rehe, Hasel-, Birk- und Auerhühner in ungeheurer Menge; im hohen Gebirge auch Hirsche und einiges Schwarzwild. Früher waren auch Bären in großer Anzahl vorhanden, derzeit aber sind sie seltener; dagegen trifft man Wölfe noch immer häufig, zur großen Plage der Einwohner,

Google

welche für die Erlegung eines der letzten Raubthiere ein ansehnliches Schußgeld erhalten.

Aeußerst wichtig für die Bukowina ist der Bergbau. Die Kupferbergwerke von Poschoritta und Tundul Moldawi liefern jährlich mehr als 7000 Centner; das Eisenwerk in Jakobeny über 5000 Ctr. Roheisen; das silberhaltige Bergwerk in Kurlibaba auf der Herrschaft Kimpolung gegen 600 Mark Silber, 485 Ctr. Glätte und an 450 Ctr. Blei. Ziemlich ergiebige schwefelhaltige Erze findet man in Babin am Dniester, Alabaster bei Pohorlouz und in Illischeztin mächtige Granitlager; außerdem wird viel Schwefel, Torf und Quarz gewonnen. In Kaczika, zur Herrschaft Solka gehörig, wird Steinsalz gegraben und Kochsalz erzeugt. Auch mehrere Mineralquellen gibt es, wovon bemerkt zu werden verdienen: die unweit Jakobeny am Bache Negrischora, welche alkalisch erdiges Stahlwasser und die bei Dornawadra, welche in mehreren Quellen kohlensaures Eisenwasser führt. Salzbrunnen sind es über 30, die jedoch nicht benützt werden, weil die großen Gruben bei Kaczika so viel liefern, als die Bukowina bedarf, und es außerdem an Absatz fehlt.

Bei Uebernahme der Bukowina im J. 1776 lebten auf diesem Landstrich 79,613 Menschen. Wie ganz anders gegenwärtig! Die Zahl der Civileinwohner mit Ausschluß des Militärs belief sich schon im J. 1824 auf 244,532 und im Militärjahr 1834 über 260,000; somit hat die Population um das Dreifache gewonnen. Ein solches Steigen vermuthet man sonst nur in den nordamerikanischen Freistaaten. Die Zahl der Wohnplätze beläuft sich auf nicht mehr als 398. Darunter sind 3 Städte, 4 Marktflecken, 314 Dörfer, 7 Prädien und 18 deutsche Kolonien, sämmtlich mit 38,940 Häusern oder vielmehr Hütten. Die Hauptmasse der Einwohner besteht in Walachen, unter welche späterhin Rusniaken, Armenier oder Eutichianer, Magyaren, Deutsche, Lipowaner oder Filiponen, Zigeuner und Juden eingewandert sind.

(Schluß folgt.)

Von der Wegsamkeit in Norwegen.

(Schluß.)

Wir gelangten hierauf zum Fort Gyldenlöw, ein kleines unbedeutendes Werk, was nur dadurch ein besonderes Interesse erhält, weil es von Karl XII mit Sturm genommen war. Der Fels, auf dem es steht, fällt nach drei Seiten schroff ab; nur die vierte Seite gegen Fredreksteen zu bildet jene offene Hochebene, auf der alle drei Forts liegen. Mit Staunen betrachteten wir den südlichen Felsabsturz, wo Karl XII mit Sturmleitern an der Spitze seiner heldenmüthigen Krieger heraufstieg, und wir konnten uns hiezu gar nicht die schweren Kanonenstiefel denken, in denen er auf allen schwedischen Schlössern bildlich dargestellt ist. Von hier aus war er im Begriff, auf das größere Fort Fredrekfteen loszugehen, als er mitten in seinen kühnsten Unternehmungen von der meuchelmörderischen Hand eines in seinen Diensten stehenden Fremdlings fiel. In dem letzten Kriege des jetzigen Königs von Schweden (als Kronprinz) gegen Norwegen wurde zwar anfangs der Hauptangriff auch auf diese Eingangsstraße dirigirt, allein die Schweden blieben hoffnungslos vor diesem alten Bollwerk des Landes liegen. Der norwegische Kommandant wies jede Aufforderung zur Uebergabe hartnäckig zurück, und der damalige Kronprinz Bernadotte war, ungeachtet des schwierigen Uebersetzens einer Armee über den Svinesund, dennoch in die Nothwendigkeit versetzt, diesen Eingang zu erzwingen. Es wurde hier unterm Feuer der Normeger, die an den jenseitigen Felsufern gut postirt waren, eine schwimmende Brücke befestigt, die man vorher in einer entlegenern Bucht des diesseitigen Ufers zusammengesetzt hatte. So ward der Uebergang mit großer Entschlossenheit erzwungen. Der damalige König Karl XIII, ein im Seedienst ergrauter Held, kommandirte selbst, hier noch zum Letztenmal vor seinem Ende, die Flotte, welche die Bewegungen der Landarmee längs der Küste kotoyirte und solche mit Lebensmitteln versah.

Außer dieser chaussirten Eingangsstraße gibt es nun noch drei, auf denen man mit Armeen in Norwegen eindringen kann, wenn wir die Fahrstraße längs der Westküste, die von der schwedischen Stadt Strömstad aus an den Svinesund tritt, nicht mitrechnen, weil sie hier eine Unterbrechung erleidet. Die zweite führt von der schwedischen Stadt Carlstad am großen Wener-See in westlicher Richtung eben so wie die vorige gerade auf Christiania los. Die dritte geht ebenfalls von Carlstad aus nördlich nach der ehemaligen norwegischen Festung Kongsvinger. Sie vertheidigte sonst diesen Zugang aus Schweden, und ist jetzt auf Befehl des Königs geschleift. Beide Straßen übersteigen nur niedrige Bergzüge, und ihrer Erbauung stellten sich keine Hindernisse von Bedeutung entgegen.

Bei Kongsvinger erscheint ein merkwürdiger sumpfiger Thalgang in südlicher Richtung, durch welchen der große Glommenstrom vormals bei höherm Wasser seinen Lauf nach Schweden zum Wener-See genommen haben soll, wie dieß noch jetzt die in dieser Richtung hinziehende Seenkette deutlich zeigt. Als der Glommen aber bei Kongsvinger seinen westlichen Durchbruch machte, veränderte er seinen ganzen Lauf, eine Veränderung, die für Norwegens Handelsverhältnisse von Wichtigkeit werden konnte, wenn die Schiffbarmachung desselben wegen seiner Wasserfälle möglich gewesen wäre. Da dieser Strom aus dem Herzen des Landes kommt, und dessen große Pulsader ist, so würde die Schifffahrt sehr frequent geworden seyn.

Der norwegische Oberstlieutenant Borkenstein zeigte mir ein interessantes Projekt zur Anlegung und Benutzung dieses Handelswegs, das aber wegen der bedeutenden Kosten wohl nicht zu Stande kommt. Man beabsichtigte damit eine fahrbare Wasserverbindung zwischen dem großen Miösen-See und dem Cattegat auf dem Glommen, um so den fruchtbarsten Provinzen des Landes einen leichtern Absatz ihrer Produkte zu verschaffen, und dadurch ein neues regeres Leben in dem Herzen des Landes hervorzurufen. Man sah schon im Geist am Miösen-See sich Städte erheben, wie dort Gewerbe und vielleicht gar eine nie gekannte Industrie entstehen würde, welche bei dem Wohlstand der Bewohner Absatz und Nahrung gefunden hätte, da sie ihre

Luxusbedürfnisse jetzt den Engländern theuer bezahlen müssen. Aber die vielen Wasserfälle des Glommenstroms treten allen diesen schönen Luftgebilden hartnäckig entgegen. Bei Blakier, wo derselbe durch ein langes kontinuirliches Herabstürzen seiner Fluthen ganz unbrauchbar ist, hatte man ein Fortziehen der Fahrzeuge über eine ansehnliche Landstrecke projektirt.

Die vierte und letzte Eingangs-Chaussee tritt 50 bis 60 deutsche Meilen von der vorigen an die Gränze.

Sie kommt von der schwedischen Stadt Oestersund, steigt unter 63½ Grad Breite über die große skandinavische Alpenkette, und führt weiter unten an der Meeresküste mit einem südwestlichen Bogen nach der zweiten norwegischen Hauptstadt Drontheim (die Krönungsstadt). Diese Straße hat sich erst in den letzten Jahren ihrer Vollendung genähert, weil dort größere Hindernisse entgegentraten als auf den drei vorigen. Sie erreicht auf ihrem Kulminationspunkte die absolute Höhe von 2000 Fuß, was unter jener Breite, wo man sich schon einige hundert Fuß über der Tannen-Vegetation befindet, immer ansehnlich zu nennen ist.

Wenn man sich zu dieser speziellen Betrachtung der norwegischen chaussirten Hauptstraßen, außer denen noch viele brauchbare und bequeme Fahrstraßen existiren, die natürlichen allen Wegsamkeiten zuwiderlaufenden Gestaltungen des Landes lebhaft vorstellt, so kann man sich wohl über die Regsamkeit wundern und freuen, mit welcher ein so armes Volk bei der geringen Benutzung seiner Wege dennoch für deren zweckmäßige Einrichtung gesorgt hat.

In den bewohntern breitern Thälern findet man überall gute Fahrstraßen; je weiter sich solche den Hochflächen des Landes nähern, desto enger und unbequemer werden sie freilich. Sie verwandeln sich dann wohl in Reit- und Fußwege, bis sie sich zuletzt auf den wüsten Hochebenen gänzlich verlieren.

Dessen ungeachtet unternimmt der Norweger mit einem seltenen Muth, den er freilich zuweilen mit dem Leben büßt, Reisen, bei denen keiner von uns Gesellschaft leisten möchte. Die heftigen Schneewirbel, welche ihn unvermuthet überfallen, haben manchen schon, selbst auf der chaussirten Hauptstraße über den Fille Field, den Untergang bereitet. Die hohen Stangen zu beiden Seiten des Wegs aufgerichtet, verschwinden dem Auge unter den gewaltigen Schneemassen, die sich wirbelnd in der Luft kreisen, und das brave norwegische Pferd ist dann allein noch der sicherste Führer. Durch das kluge und vorsichtige Fühlen mit seinen Füßen unterscheidet es den festen Schnee der Straße von dem losern zur Seite, und führt fast immer sicher zum erwünschten Ziel. So lange der Bauer in seinem Schlitten sitzend noch sein Pferd mitten durch die wirbelnden Schneewolken sieht, gibt er die Hoffnung nicht auf. Wenn aber der Schnee ihm die nächsten Objekte verbirgt, und die dicken Winterkleider ihm jede Bewegung versagen, dann wird das treue Pferd allein sein Retter.

Unter diesen Umständen erscheint die elendeste Hütte wie ein kostbares Asyl, daher sind die hier auf dem Gebirge erbauten Wirthshäuser von großem Nutzen. Dort sind oft mehrere Reisende versammelt, die Tage lang auf besseres Wetter warten.

Man muß diese Gebirge passirt haben, um eine Vorstellung von der Menge Schnee und Regen zu bekommen, die hier niederfällt. Das benachbarte Meer schickt bei gewissen allgemeinen Temperaturveränderungen eine enorme Menge Dünste in die Luft, die sich gegen die kalten Gebirge heftig herabstürzen, und jene Erscheinungen hervorbringen.

Je weiter vom Meere, desto kühler ist die Luft, und desto allmählicher entledigt sie sich von ihren Dünsten, daher fällt weniger Regen und Schnee östlich vom Hauptgebirge im Innern des Landes.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Türkei, Bosnien und Serbien. *)

Herr Boué hat die Unzulänglichkeit und Unrichtigkeit der Karten von dem Centraltheil der Türkei dargethan. Die Dörfer und bewohnten Orte sind theils ausgelassen, theils unrichtig angegeben; eben so auch die Straßen. Die Herausgeber dieser Karten zeigen den westlichen Arm des obern Ibar, den untern Theil des Laufes des Egriderés und den des Sulova gar nicht an. Endlich sind auch die Angaben hinsichtlich der Gebirge und Ebenen gänzlich falsch. Die Mitte jener Centralkette der Türkei, welche von den Geographen als der höchste Theil dargestellt wird, ist in der That der niedrigste, und der westliche Theil des Rhodope hat fast die Höhe der höchsten Spitzen der Centralkette. Die Geologie der türkischen Gebirgsketten scheint der Art zu seyn, daß es fast unmöglich ist den Despoto-Dagh gehörig von der Centralkette zu scheiden. Die türkischen Alpen scheinen durch verschiedene einzelne Naturerscheinungen gleichsam zerstückelt worden zu seyn, so zwar, daß sie vielmehr mehrere isolirte Ketten bilden, als einen einzigen zusammenhängenden Gebirgskamm. Der westliche Theil, oder der Tschardagh (der Scordus der Alten), ist der höchste Theil, und erstreckt sich von Uskub, oder Katschianik, bis gegen Alessio, oder Scutari. Er läuft fast von Nordost nach Südwest, und beginnt im Osten, ohne Widerlage, mit der Pyramide von Liubeten, westlich von Katschianik.

Es ist dieß eine aus krystallinischen Schiefern, hauptsächlich Talk- und Glimmerschiefer, mit kurzen Schichten von festem oder körnigem Kalkstein und Felsen reich an Feldspath bestehende Gebirgskette. Die Höhe der höchsten Gipfel kann 8000 Fuß betragen. Der östliche Theil der Centralkette, der Hämus oder die Balkans, bilden eine zusammenhängende Mauer von Sophia bis ans schwarze Meer; sie wird niedriger, je weiter sie nach Osten vorrückt. Der westliche Theil, welcher der höchste ist, führt den Namen großer Balkan; der östliche Theil wird der kleine Balkan genannt. Diese Kette scheint aus Urgestein oder dem zusammengesetzt zu seyn, was man alte Intermediärformation nennt, die sich im Süden mit krystallinischem Schiefer vergesellschaftet, während

*) Aus einem der französischen Akademie der Wissenschaften in einer ihrer jüngsten Sitzungen mitgetheilten Schreiben des Herrn Boué vom 25sten September 1836. Herr Boué hat in Begleitung einer Gesellschaft von Naturforschern, die sich vereinigt hatte, um die europäische Türkei zu durchforschen, das mittlere und südwestliche Serbien, die bosnische Provinz Novibazar, das albanesische Paschalik Ipek, das Paschalik Pristina und ganz Macedonien fast vom Pindus und Olymp bis nach Dubniza durchreist. In Salonichi trennte sich Herr Boué von seinen Gefährten, um die Reise ins Innere fortzusetzen; er besuchte Mittel-Rumelien und ging dann nach Bulgarien; dessen Gebirgsketten, die sich von Sophia aus an die Donau und ins Bannat erstrecken, er untersuchte.

sie im Norden große Widerlagen, größtentheils aus Molasse bestehend, hat. Das Maximum der Höhe des westlichen Theils dieser Gebirgskette, mit sanftern Umrissen als der Tschardagh, mag etwas mehr als 5000 Fuß betragen. Der mittlere Theil der Centralkette, der sich von Katschianik nach Sophia ausdehnt, ist nichts als ein ziemlich hohes Plateau, auf dem sich hie und da Hügel erheben. Die Urschieferformation mit Kalkmassen herrscht vor; es findet sich auch Gneiß und Granit an einigen Stellen, nebst Dolerit- und Trachytfelsen. Das Maximum der Höhe dieser Gebirge ist 5000 Fuß; der Orbelus, der über diese Gruppe von kleinen Ketten emporragt, hat 1000 Fuß. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß man so leicht über diese Gebirge hinüberkommt, indem man fast gar keinen Engpaß findet. Die Centralkette der Türkei theilt sich also in eine hohe westliche und eine niedere östliche Mauer, die man in ihrer größten Breite in Einem Tage übersteigen kann. Zwischen diesen beiden Gebirgswänden befindet sich ein Plateau mit verschiedenen kleinen Felsenwänden, die nur selten eine Masse bilden, und an deren westlichem Rande sich in der Mitte der Orbelus befindet, der die Wasserscheide des Vardar und Strymon und den Schlüssel zu der Straße bildet, welche die südbalkanische Türkei, oder Rumelien, mit dem obern Macedonien und Albanien verbindet.

Der Despoto-Dagh, oder Rhodope der Alten, ist eine viel breitere Kette als die Centralkette; sie beginnt zu Dubnieza, Rilo und Dschumaha, und zieht sich von Nordwest nach Südost, oder von Westnordwest nach Ostsüdost an das Meer von Marmora, und setzt sich in Kleinasien unter dem Namen Taurus fort. Der westliche Theil, der den Perin-Dagh in sich begreift und südwestlich von Dschumaha gelegen ist, ist der höchste, denn er steigt bis zu 7000 Fuß empor. Von fern gesehen, bietet er einen imposanten Anblick; an der nördlichen Seite hat er wenig niedere alluvial- oder tertiäre Widerlagen und zieht sich unmerklich an das ägäische Meer hinab. Es ist eine Anhäufung von sehr krystallinischen Schiefern mit viel Amphibolit, Granitfelsen, kurzen Schichten von körnigem Kalk und besonders viel Granit oder Pegmatit in Gängen. In der Nähe des Granits enthält der Kalkstein oft schöne Mineralien, als Amethyst, Granaten, Idocras, Actinot, Tremolith, grünen Augit u. s. w. Diese im Ganzen ziemlich mit Waldung bedeckte Kette hat auf der Höhe Tannen und Lärchen und unten Eichen; sie ist von Spalten durchklüftet, und bildet die wichtigste Centralposition von Rumelien hauptsächlich deßhalb, weil sie mit dem großen porphyrischen und trachytischen Gebirgssystem von Karatova zusammenhängt, und durch dieses mit dem Orbelus verbunden ist, der von den Geographen mit dem im Lande unbekannten Namen Egrisudagh bezeichnet wird. Die etwas niedrigern Ketten des Pindus und Olymp scheinen krystallinischer Schiefer zu seyn, allein der Pindus hat große Widerlagen von festem Kalkstein. Zwischen Novibazar, Ipek, der Herzegowina und dem südlichen Bosnien befindet sich eine unermeßliche Gebirgsgruppe, welche eine besondere verschiedene Namen führende Kette bildet, aus Jurakalk mit einem Depot von Trias besteht, und in welcher mehrere Flüsse entspringen. Die höchsten Gipfel messen 6000 Fuß. Diese Kette zieht sich ungefähr von Nordost nach Südwest; es gibt hier viel Waldung und Weide.

In Bosnien gibt es auch intermediäre Gebirgsketten von wenigstens gleicher Höhe wie die obigen, besonders südöstlich von Mostar.

Serbien ist ein Gebirgsland mit Eichenwaldungen; der intermediäre Boden von neuer Formation bricht kaum durch die tertiäre Molasse, Thonerde und Sand durch. So haben sich im Mittelpunkt des Landes kleine zusammenhängende von Nord nach Süd streichende, selten mehr als 2000 Fuß hohe Anhöhen gebildet. Im südlichen Serbien, an der türkischen Gränze, erheben sich hohe Gebirge, deren Gipfel von Bäumen entblößt und mit subalpinischer und alpinischer Vegetation bedeckt sind; dieß sind die Gebirge von krystallinischem Schiefer am Jastrebacz, Plocsa und Kopaunik, der aus Urschiefer, Kalk, Syenit und Serpentin besteht. Das westliche Serbien ist gebirgiger als der mittlere Theil des Landes, und hat, wie Bosnien, Ketten von ziemlich hohen Kalkgebirgen mit Bleiglanz. Im östlichen Serbien und westlichen Bulgarien hat Herr Boué große Anhäufungen von Trias gefunden, der dem der deutschen Alpen ziemlich ähnlich ist. Nichts desto weniger besteht jedoch der größte Theil der Kette, welche ungefähr von Nordnordwest nach Südsüdost, vom Defilé der Donau bis nach Sophia oder an den Hämus streicht, aus festem Jurakalk. Auf dem östlichen Abhang dieser Kette enthalten die aufliegenden Massen viele Fossilien. Die Höhe der Kalkgebirgskette von Bulgarien kann auf 3000 Fuß geschätzt werden; ihr niedrigster Abschnitt befindet sich südöstlich von Nissa, zwischen dieser Stadt und dem Thal von Timok. Der Rtan, eine Pyramide, welche diesen niedern Theil im Norden beherrscht, hat an seinem südlichen Fuß einen natürlichen Brunnen, auf dessen Boden sich im Sommer Eis und Schnee findet.

Die große Kreidenformation des südlichen Europa's mit Nummuliten und Hippuriten erstreckt sich von Dalmatien in das westliche Bosnien und ganz Albanien. Tertiäre Bassins, den ungarischen ähnlich, nehmen in der Türkei vielen Raum ein. Man findet auch — besonders in Serbien und gegen die Donau — tertiäre Muschelkalk-Braunkohle in der Nähe von Sophia und Dubnieza, und am Defilé der Donau. Zwischen Komanova und Stracjin, zwischen diesem letztern Flecken und Karatova, und zwischen Egri-Palanca und Kostendil hat man große Lager von Trachyt und trachytische Agglomeraten gefunden. Auch im Süden von Gasadarzi, so wie bei Vodena und Macedonien finden sich Lager, wo sich bimssteinartige Agglomerate mit Travertin verbinden.

Die Formation in der Umgebung von Karatova enthält sehr viel verschiedenartigen metallhaltigen Porphyr, der Streifen von kohlensaurem Kalk und silberhaltigem Bleiglanz in sich schließt. Es findet hier reiche Ausbeute statt, und dieß waren die einzigen Minen, welche die Reisenden in der Türkei fanden. Die starken Adern von syenitischem Porphyr, welche im Bannat die Urformation der Grauwacke von Nord nach Süd durchziehen, in festen, körnigen Kalk umsetzen, und Granaten, Amphibolen und kleine Nester von Kupferkies in sich schließen, zeigen sich auch hie und da im östlichen Serbien, zu Maidanpek bis nach Tandu, und ähnliche Lager findet man im mittlern und westlichen Serbien. Der Serpentin bricht im mittlern und südwestlichen Theil von Serbien häufig durch die Grauwacke und den Schiefer; auch in den Paschaliks Novibazar und Pristina und im südwestlichen Macedonien findet sich Serpentin. Oestlich vom See Castoria bestehen die Berggruppen aus herrlichem Porphyr. Granit findet sich im Ueberfluß in den Gebirgen Rilodagh, Perindagh und Kresnna, so wie auch westlich von Kostendil. Der nördliche Theil des Bassins von Bitoglia wird gegen Westen von sehr feldspathigem Gneiß mit viel Granit begränzt, während sich gegen Osten krystallinischer Schiefer mit Dolomiten, denen des Gotthard ähnlich, findet. Der intermediäre Urboden Serbiens ist reich an Säuerlingen (Sauerbrunnen). Auch finden sich im östlichen Serbien und im Süden der Centralkette viele warme Quellen, welche sämmtlich in der Nähe von Trachyt-, Dolerit- oder Syenitlagern entspringen. Ihre Temperatur ist zwischen 36 und 58½° R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 333.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 November 1836.

Temperatur, Vegetation, Acker- und Gartenbau in Norwegen und Schweden.

Der Süden von Schweden, die Provinz Schonen gleicht in seiner ganzen Physiognomie Norddeutschland. Aber aus Schonen tritt man nördlich ins eigentliche Schweden, welches mit geringen Abwechselungen seinen eigenthümlichen Gebirgs-Charakter beibehält: große öde Waldstrecken auf weiten ausgedehnten Felslagern, zwischen denen fruchtbare und anmuthige Thäler und romantische Seelandschaften hindurchziehen.

Im südlichen Norwegen ist dagegen nur ein kleiner Flächenraum, der Norddeutschlands Ansehen hat. Es ist die Grafschaft Wedel Jarlsberg, wenige Quadratmeilen groß, eine Ebene von hoher Fruchtbarkeit, noch ansprechender als Schonen. Das großartige schöne gräfliche Schloß repräsentirt in der Mitte der Ebene den Produktenreichthum derselben, indem es mit großen saubern Wirthschaftsgebänden umgeben ist. Eine gesegnete kleine Kornebene bringt in einem großen Felsreich wie Norwegen, viel ein.

Wenn auch die nördliche Lage von Skandinavien die Temperatur und die Pflanzen bestimmt, welche ihnen zukommt, so treffen wir doch auf Vegetationsbegünstigungen, die von Lokalbeschaffenheiten herrühren. Wir sehen in Christiania edle Obstsorten reifen. Wir aßen dort Aprikosen, Pfirsiche, Weintrauben, die wir in Hinterpommern selten reifen sehen, obgleich Christiania schon unterm 60sten Breitengrade liegt, folglich in einer andern klimatischen Zone. Aber darin hat diese Stadt eine besonders günstige Lage. Ganz niedrig an der Spitze eines Meerbusens, der sich fast 15 deutsche Meilen tief ins Land hineinzieht, dabei im Norden, Westen und Osten von Gebirgsmassen dicht umlagert, und so gegen alle kalten Luftstriche geschützt, nur gegen Süden eine schmale Oeffnung, die den warmen Luftstrich und die befruchtenden Seewinde hereinläßt. Ich möchte Christiania das Mistbeet von Norwegen nennen. Hier vergißt man, daß man in Norwegen ist. Doch darf man sich nicht zu weit von Christiania entfernen, dann wird es gleich rauher, dann kündigt der 60ste Breitengrad seine Rechte an, der Boden erhebt sich rings um Christiania zur mittlern Höhe von 600 Fuß. Der Sommer in Bogstad, eine halbe Meile von Christiania, ist gleich um einen Monat kürzer.

Im Kirchspiel Toten, das nur einige Meilen nördlich von der Hauptstadt liegt, so auch in Kongsberg, steigt die Hitze bis auf einige 20°. Aber von den vier Jahreszeiten fällt der Herbst fast ganz weg.

Christiania hat dabei auch eine sehr reizende Lage. Die Stadt erhebt sich im Halbkreis um den breiten Spiegel des Golfs, auf dem viele Masten und Segel schwimmen. Auf einer flachen Landzunge, die in den Golf vorspringt, steht die Feste Aggerhuus mit ihren hohen Wällen. Die nächste Umgebung ist eine freie Ebene, mit einem Grün geschmückt, dessen Frische uns im Norden so oft ergötzte; dabei voll Abwechselung der Gärten, Felder, Wiesen. Nirgend ein öder Flecken. Aus dieser Ebene erheben sich romantisch eine Menge grüner Hügel steil und hoch, auf denen unter dunklem Laubbusch hübsche Sommerhäuser hervorschimmern. Ein jedes hat seine eigene reizende Lage, jedes seinen eigenen malerischen Horizont. Den Hintergrund der ganzen schönen Landschaft schmückt rings herum ein Kranz dunkler Waldgebirge, und hinter diesen erheben sich in blauer Ferne die glänzenden Schneegebirge von Hallingdalen. Sie erhöhen durch ihren Farbenwechsel das Malerische dieses schönen Rundgemäldes. Kommt man von Norddeutschland, so wird man auf der Höhe des Ege-Bergs, dicht vor Christiania, wunderbar überrascht von dem Anblick eines solchen Panorama's. Es ist zu weit, zu ausgedehnt, um es in dem engen Rahmen einer Landschaft einzuklemmen.

Nördlich von Drontheim hört der Anbau der Cerealien auf. Hier beginnt das nördliche Norwegen, das unfahrbare Feldland, das Land der Lappen und Rennthiere, wo die Landstraßen aufhören. Die Provinzen des südlichen Norwegens bestehen theils aus langen, bald engen, bald weiten Thälern, theils aus Bergkesseln, die rings herum durch hohe Gebirge von einander abgeschlossen zu seyn scheinen. Viele Thäler endigen nach oben in weite Schneefelder, die als Hochplateaux den Raum von 20, 30 bis 40 Quadratmeilen einnehmen, und als terra incognita dastehen. In vielen dieser Thäler herrscht während der paar Sommermonate eine tropische Hitze, die im Julius

Google

und August so hoch steigt, daß die Holzwände der Häuser, welche gegen Mittag liegen, schwarz gebrannt sind. In Ullensvang, einem Ort, der sich schon der Westküste nähert, und der zwischen hohen Schneegebirgen liegt, begünstigt die Lokalität das Klima so sehr, daß man dort auf demselben Gerstenfelde schon zwei Ernten in einem Sommer erlebte.

Die dünne Luft dieser Regionen verursacht mit jene dunkle Politur der Holzwände, denn man bemerkt solche nur in denjenigen Landstrichen, die 1000 Fuß über dem Meer liegen. In der Nähe erscheinen diese Wände bunt, als wären sie aus farbigem Holz zusammengesetzt. Die Wirkung der Sonne auf den südlichen Abhängen ist in manchen Thälern fast tropisch. Die Sonnenstrahlen treffen jene Flächen perpendikulär, und bewirken die enorme Hitze in den Thälern.

(Schluß folgt.)

Die Bukowina.

(Schluß.)

Sind diese Völker schon in Beziehung auf Religion unter einander verschieden, so sind sie es mehr noch hinsichtlich ihrer Charaktere und Lebensweise. Der Moldauer-Walache oder Moldawani, steht als ursprünglich Eingeborner auf der untersten Stufe der Kultur, ist faul und träge, abergläubisch, der Gebirgsbewohner sogar wild und roh, zum unsteten Leben und daher zur Viehzucht mehr als zum Ackerbau geneigt; er liebt über Alles den Branntwein, Tanz und Gesang; in seinem Anzug ist er übrigens reinlich und kann außerhalb seines Hauses selten einer Unhöflichkeit bezüchtigt werden. In seinem Hause dagegen ist er gebieterisch und verlangt, daß man ihn mit Anstand behandelt; er ist daher mit Güte weit leichter zu bezwingen, als mit Strenge. Der Rusniake, obschon nicht minder dem Branntwein zugethan, ist bei weitem fleißiger und arbeitsamer als sein walachischer Nachbar, hingegen mehr sclavisch, kriechend und nie freimüthigen Sinnes, auch minder reinlich wie dieser. Die in achtzehn verschiedenen Dörfern angesiedelten Deutschen bekennen sich zur evangelischen Kirche und zeichnen sich vor Allen übrigen anwohnenden Völkern aus durch Fleiß, Unverdrossenheit und Arbeitsamkeit; sie beschäftigen sich größtentheils mit dem Ackerbau, und sind zum Theil auch Professionisten, Glasarbeiter, Holzhauer u. s. w. Die Ungarn haben sich in fünf verschiedenen Dörfern angesiedelt, da sie jede ländliche Beschäftigung dem Landbau vorziehen. Dem Ungar in der Bukowina kann zwar Trägheit nicht vorgeworfen werden, vielmehr ist er lebhaft und unternehmend, allein mehr oder minder dem Diebstahl, namentlich des Viehs ergeben, und selten sind die Gefängnisse leer von Verbrechern aus dieser Nation; überhaupt ist das Verbrechen des Diebstahls das herrschende im Lande. Der Armenier, größtentheils in den Städten sich aufhaltend, ist spekulativ, hinterlistig, lebt schmutzig und eingezogen, übrigens getreu seinen Nationalsitten und Gebräuchen, und vermischt sich äußerst selten durch Heurathen mit andern Nationen. Verschieden von den schismatischen Armeniern sind die andern katholischen Armenier, welche sich zwischen dem Pruth und Dniester aufhalten und Güterbesitzer oder Pächter sind; sie unterscheiden sich sowohl in Hinsicht auf Handlungsweise als auf Denkungsart und Charakter von erstern, und verdienen jedenfalls den Vorzug. Die Filiponen oder Lipowaner, welche im J. 1783, vom schwarzen Meere nach der Bukowina gekommen und unter Kaiser Joseph II die freie Religionsausübung und die Befreiung vom Militärstande erhalten haben, sind ruhige, friedfertige Menschen, dabei arbeitsam und thätig, betreiben den Ackerbau und die Obstpflege, und nähren sich größtentheils vom Handel mit frischem und gedörrtem Obst, Fischen und selbst verfertigten Seilerwaaren. Dabei sind sie auch vorzüglich geschickt im Teich- und Kanalbauwesen, in Trockenlegung nasser und sumpfiger Gründe u. s. w. Von andern Völkern halten sie sich ganz getrennt und bewohnen drei besondere Dörfer, Klimoutz, Fontina Alba und Mittoka. Sie sind etwa 10,000 Köpfe stark, und bekennen sich ihrer Profession nach zum griechischen Kultus, haben aber ihren eigenen Gottesdienst und religiöse Gebräuche. Die Anzahl der Zigeuner ist gering, und seitdem sie den Dorfgemeinden einverleibt worden, sind sie von dem herumziehenden Nomadenleben größtentheils abgekommen; ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, mehrere sind auch Schmiede, und ein anderer Theil beschäftigt sich mit Verfertigung hölzerner Gefäße, als Kannen, Mulden, Löffeln u. s. w., woher sie den Namen Lingauras haben. Der Jude verläugnet auch in der Bukowina den Charakter seiner Nation nicht, und sein Einfluß in alle Geldgeschäfte ist unverkennbar, obschon ihre Anzahl verhältnißmäßig bei weitem nicht so groß ist, als in den übrigen Kreisen Galliziens. In seinen und des Armeniers Händen ist beinahe der gesammte Handel, so wie auch die Branntweinbrennereien, Gerbereien, Brauereien und Wirthshäuser.

Die Bukowina hat im Ganzen einen, gewiß für jeden Zweig der Landwirthschaft höchst vortheilhaft geeigneten Boden, allein dessen Kultivirung ist immerhin noch weit zurück, und keiner der verschiedenen landwirthschaftlichen Zweige einigermaßen vortheilhaft benützt. Ungeachtet der Moldauer und Rusniak das alljährlich sich erneuernde Beispiel seines Nachbars, des deutschen Kolonisten, vor Augen hat, welcher seine Ackergründe düngt, gehörig bearbeitet, dafür auch eine ergiebige Ernte hat und im Wohlstand lebt, ungeachtet dessen hält er seinen schwerfälligen nicht einmal mit Eisen beschlagenen Pflug, der zum Ackern eine Bespannung von 6 bis 8 Ochsen erfordert, bei, verbrennt den Dünger statt ihn auf das Feld zu bringen, hat weder Scheuer, noch Dreschtenne, noch Stallungen. Auch bei den Gutsbesitzern, wenige ausgenommen, ist die Feldwirthschaft nicht besser bestellt. Von der nachfolgenden, eines ausgebreiteteren Unterrichts genießenden Nation dürfte jedoch eine um so verbesserte Kultur des Bodens zu erwarten seyn, indem die Landesregierung nichts verabsäumt, auch in ihren entferntern Staaten die Nationalökonomie, die Grundfeste des Nationalreichthums, zu heben und zu fördern. Der Handel nach Auswärts beschränkt sich in der Bukowina größtentheils auf Naturprodukte, als Silber, Kupfer, sowohl Kupferplatten als Rosettenkupfer, Eisen, Roh- und Stabeisen, Blei, Steinsalz und andere Mineralien; Hauptgegen-

stand des Handels bieten jedoch die außerordentlich beträchtlichen Waldungen dar, durch welche an Bau- und Stabholz, so wie an Pottasche und Holzasche viel gewonnen wird, nebstdem daß auch die eigenen Berg- und Hüttenwerke damit versehen werden. Noch ärmer ist die Provinz an zur Ausfuhr geeigneten Fabrikaten. Der bedeutendste Artikel, für welchen baares Geld vom Auslande gezogen wird, besteht in Glaswaaren, welche in vier Fabriken zu Krasna erzeugt, und als Hohl- und Tafelglas nach Bessarabien, in die Moldau und bis nach Konstantinopel abgesetzt werden. Das Aerarial-Kupferhammerwerk zu Poschoritta und die Eisenhüttenwerke des Herrn Manz von Mariensee liefern verschiedene Gattungen Geschirr und Handwerkszeug, womit auch ziemlich nach Außen verkehrt wird.

Dem Bukowiner kann übrigens Anlage zur Industrie nicht abgesprochen werden; er betreibt eine mit dem Grade seiner Kultur und mit seinen Bedürfnissen im Verhältniß stehende Industrie, insbesondere der Gebirgsbewohner, welcher seine ganze Bekleidung selbst verfertigt. Er baut Hanf, sein Weib spinnt das Garn, webt Leinwand und verfertigt die für die Familie erforderliche Linnenkleidung, in welcher beide Geschlechter reinlich erscheinen. Die von den Schafen gewonnene Wolle wird ebenfalls gesponnen und das gemeine Sukman-Tuch und Kotzen daraus gewoben, welche sie auch selbst walken. Außer diesem Tuch wird auch ein Theil der Winterkleidung besorgt. Die Kopfbedeckung besteht aus Lämmerfellen und aus Thierhäuten (Ozincze), die theils roh, theils gegärbt, die Fußbekleidung geben. Mit den Kotzen (eine Art Teppiche) bedeckt er den an den Zimmerwänden stehenden Diwan, der zugleich als Schlafstelle für die ganze Familie dient. Sein Haus stellt er mit Hülfe einiger Nachbarn selbst auf, wobei das Holz gewöhnlich nur auf einer Seite gezimmert ist; das Dach wird mit Dranitzen (lange und breite Schindeln ohne Einschnitt) bedeckt, und mit Steinen belegt. In jedem Wohnzimmer ist ein Backofen von Steinen aufgestellt, aus welchen der Rauch durch einen aus Ruthen geflochtenen, mit Lehm ausgeschmierten engen Schornstein in das Vorhaus geleitet wird. Besser sind die Häuser der Deutschen und Filiponen bestellt, die gewöhnlich aus Fachwerk bestehen, mit einer Scheuer und Schwein- und Geflügelstallungen, bei welchen gewöhnlich auch Bienenhäuser angebracht sind. Die gewöhnliche Kost des Bukowiners ist gesund und nahrhaft, und besteht aus einfach zubereitetem, mit Wasser gekochtem Maismehl, wovon beinahe die gesammte Volksmenge lebt, deren Mehrheit selbst zum Lebensgenusse nichts weiter als die aus diesem Korn verfertigte sogenannte Mamalyge und den Pflanzenbranntwein rechnet. Den Maisbau kennt man in der Bukowina übrigens erst seit dem J. 1710, um welche Zeit ihn der moldauische Fürst Nikolaus Maurocordato eingeführt, und dadurch unstreitig auch den ersten Impuls zur Vermehrung der Volksmenge gegeben hat.

Die erste Haupt- und Kreisstadt der Bukowina ist Czernowitz, nach welcher auch die Provinz, seit sie unter der Administration des gallizischen Guberniums steht, der Czernowitzer Kreis genannt wird. Die Stadt hat eine hübsche Lage am Pruth, ist Sitz des Kreisamtes, eines Landgerichts, womit zugleich das Kriminalgericht verbunden ist, und Sitz eines griechischen Bischofs. Sie enthält 900 Häuser mit 9795 Einwohnern, worunter gegen 1450 Juden, eine griechische Kathedrale, eine römisch-katholische Hauptkirche und einige griechische Bethäuser. Außerdem ist vorhanden, eine philosophische Lehranstalt, ein Gymnasium, eine Kreishauptschule, eine Lehranstalt für Hebammen, und sonstige Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten. So wie sich die Stadt Czernowitz von Jahr zu Jahr emporhebt, an Bevölkerung und Zahl solider Häuser zunimmt, beinahe in demselben Grade kommen die Städte Sereth und Suczawa in Abnahme. Sereth ist die älteste Stadt der Bukowina. Suczawa war einst die Residenzstadt des Hosrodars und sehr blühend, von dem Palaste der Fürsten und einer Metropole sind noch Ruinen sichtbar. Zur Zeit der Militäradministration hatte Suczawa auch die Vorrechte einer freien Handelsstadt, welche sie aber bald wieder ablehnte, weil die Insassen ihren Vortheil nicht verstanden. Eine Meile von Czernowitz gegen Westen sind auf einem hohen Berge, Cocina genannt, von dem sich eine weite Aussicht nach Gallizien und in die Moldau dem Auge darbietet, Ruinen eines uralten Schlosses, dessen Namen und Entstehung man jedoch nicht kennt, da weder schriftliche noch mündliche Traditionen vorhanden sind.

Zur Erleichterung des Verkehrs durchkreuzen die Bukowina drei Hauptstraßen, die gut chaussirt sind und nach Siebenbürgen und Gallizien führen. Die erste, zugleich Poststraße, leitet von Sniatyn über Czernowitz, Sereth und Suczawa durch die ganze Bukowina; sie hat eine Länge von 33 Meilen und 12 Poststationen, welche von Sniatyn bis an die Siebenbürger hin sich befinden. Die zweite ist die sogenannte verdeckte Militärstraße, welche bei Dubowitz, 2 Meilen unter Sniatyn, von der Hauptstraße ablenkt, rechts nach Hliniτa wendet, wo eine Ueberfahrt über den Pruth besteht, und dann über Draczinetz, Storosnitz, Budenitz, Wikow, Marschina, Solka nach Gurahumora geht, um sich mit der Poststraße zu verbinden. Die Länge dieser Straße beträgt über 17 M., und sie ist wie erstere chausseemäßig und vollständig konstruirt. Eine dritte Verbindungsstraße mit Gallizien führt über Kuczurack nach Zaleszczyk auf eine Strecke von fünf Meilen. Um das Eindringen der Pest aus der Moldau zu verhindern, sind nebst dem gewöhnlich bestehenden Pestkordon, welcher in 175 längs dieser Gränzlinie aufgestellten Czardaquen die Aufsicht hält, und bei verdächtigen und gefahrdrohenden Zeiten vermehrt wird, auch zwei Kontumazämter unweit Bojan und Bossancze, und zwei Rastelämter in Cimcuz und Brajestie aufgestellt, welche zweckmäßig eingerichtet und von solidem Material erbaut sind.

Geologische Notizen.

In der am 1ten November erfolgten Eröffnung der Sitzungen der geologischen Gesellschaft zu London las Herr Hugh Edwin Strickland, unlängst aus Kleinasien zurückgekehrt, eine Denkschrift über die Struktur des von ihm besuchten Landes im Allgemeinen. Er war auf einem Theil dieser Reise von Herrn Hamilton, einem der Secretäre der Gesellschaft, begleitet worden, und kündigte an, daß die gelesene Schrift die erste einer Reihenfolge sey, welche die Resultate ihrer Forschungen enthalte. Die Berichte des vorgelesenen Theils beschränkten sich auf die während eines Winteraufenthalts zu Smyrna und auf zwei

Reisen — die eine durch die Thäler des Mäander und Cayster, die andere von Konstantinopel nach Smyrna — gemachten Bemerkungen.

Die hervorragendste physische Gestaltung dieses Theils von Kleinasien bilden vier Gebirgsketten, welche in einer allgemeinen Richtung von Osten nach Westen streichen, und zwischen denen der Hermus, der Cayster und der Mäander fließen. Ein anderer Gebirgszug beginnt mit dem Berg Ida und erstreckt sich bis zum mysischen Olymp. Außer diesen Hauptgebirgsketten gibt es noch andere, welche, obschon von ähnlicher geologischer Struktur, nicht dieselbe Gestalt haben, und dennoch von Herrn Strickland als von demselben Alter betrachtet werden. Die geologische Struktur des Landes ist einfach: die Formationen bestehen in Granit, Glimmer- und andern Schiefern, verbunden mit Marmorschichten und Quarzfelsen; Hippuritenkalk und Schiefer; tertiären Süß- und Meerwasserablagerungen; alten und neuen vulkanischen Felsen und neuern wässerigen Anhäufungen. Der Verfasser bemerkte keinen Granit an Ort und Stelle, doch sagt er, auf die Autorität der Herren Fontanier, Texier und anderer Reisenden gestützt, daß die höchsten Theile des Ida, des mysischen Olymps, des bithynischen Olymps, des Bergs Dindymus, der Berge Tmolus und Latmus aus Granit bestehen. Die Glimmerschiefer, nebst den damit verbundenen Felsen, nehmen eine bedeutende Stelle in der Geologie von Kleinasien ein, da fast alle Gebirgsketten, welche das Land durchschneiden, daraus bestehen. Der körnige Marmor ist in den Schiefer eingelagert, und kommt auf der Insel Proconnesus in solcher Ausdehnung vor, daß das umgebende Meer davon den Namen Marmora erhalten hat. Auch an der westlichen und südlichen Seite des Olymps, zu Ephesus und im Thal des Cayster kommt häufig Marmor vor. Der Hippuritenkalk, aus dem jenes große Felsensystem besteht, welches einen großen Theil von Europa einnimmt, und der gewöhnlich als sekundär bezeichnet wird, findet sich im nordwestlichen Theil von Kleinasien nur spärlich zerstreut. Die Hauptlokalitäten, wo er von den Herren Strickland und Hamilton gefunden wurde, sind die südliche Seite des Sees Apollonia, der Berg Tartali, östlich von Smyrna, der Berg Sipylus, die Halbinsel Caraburnu und die Insel Scio. Mit dem Kalkstein findet sich gelegentlich ein grünlicher, schieferiger Sandstein verbunden, der dem italienischen Macigno etwas ähnelt, und auf dem Berg Corax, westlich von Smyrna, finden sich feste schieferige Mergel und kalkfreier Sandstein, welche, wie der Verfasser glaubt, von gleichem Alter sind. Die tertiären Süßwasserseeformationen kommen fast in jedem großen Thal vor, und scheinen vor Zeiten einen weit größern Raum eingenommen zu haben als jetzt. Sie bestehen aus horizontalen, oft mehrere hundert Fuß mächtigen Schichten von Kalkmergel, weißem Kalkstein, der zuweilen der italienischen Scaglia gleicht, Kreide mit Nestern von braunem oder schwarzem Feuerstein, und aus weißem, sandigem Kalkstein, Sandstein, Sand und Kies. An einigen Stellen finden sich eine Menge von Muscheln der Genera Helix, Unio, Cyclas, Lymnea, Planorbis und Paludina in diesen Formationen, und in der Nähe von Smyrna auch Ueberreste dikotyledonischer Pflanzen.

Die Denkschrift theilte zugleich genaue Nachweisungen hinsichtlich der geographischen Vertheilung der Formationen mit, und als bemerkenswerther Umstand wird bezeichnet, daß sich ungeachtet der allgemeinen Verbreitung der Süßwasserseeformation dennoch keine Spur von derselben in dem Thal des Cayster findet. Tertiäre Meerablagerungen kommen im südlichen Theil von Tenedos, an der Küste von Troas und an beiden Ufern der Dardanellen vor; da aber Herr Strickland diese nicht persönlich untersucht hat, so werden keine Nachweisungen über ihre Struktur mitgetheilt. Die ältesten vulkanischen Felsen bestehen aus Grünstein, Trachyt und Basalt. Der Grünstein kommt hauptsächlich zwischen Kesterlek und Adrianos und rings um das Dorf Eschen vor. Seine Verbindung mit andern Formationen ist noch nicht genau ermittelt, allein aus einer Bank von Grünstein, welche eine Tertiärablagerung unweit Eschen durchschneidet, schließt Herr Strickland, daß der Trapp in der Nachbarschaft dieses Dorfes von nicht höherem Alter ist. Trachyt ist häufig über den westlichen Theil von Kleinasien zerstreut, und Herr Strickland ist der Meinung, daß ein Theil desselben älter, ein anderer jünger sey, als die Süßwasserseeablagerungsschicht.

Ferner wird eine Aufzählung der Lokalitäten mitgetheilt, an denen Herr Strickland und Herr Hamilton während ihrer Reise von Konstantinopel nach Smyrna vulkanische Felsen bemerkten. Die besonders interessanten Punkte sind zwischen Debrent und Tauschanli, wo vulkanische Trümmer mit einem Sandstein von Süßwasserseeformation untermischt sind; ferner Ghiediz, wo ein konischer Fels von trachytischem Basalt einen zehn Fuß dicken Strom von Lava ergossen hat, der auf Sand und Kies lagert, und, wie Herr Strickland glaubt, von späterem Ursprung ist, als der Kalkstein von Süßwasserseeformation, und dann die konischen trachytischen Hügel, westlich von Kobek, gebildet durch eine Eruption von vulkanischen Stoffen, welche älter ist als die Süßwasserseeformation der Ebene von Huschak, weil die Kiesschichten dieser Formation viele Trachytstücke enthalten. Neuere vulkanische Felsen wurden nur in Phrygia Catacecaumene und in Lydien bemerkt, und werden von Herrn Strickland in Bezug auf die übrigen Formationen, und nicht auf historische Begebenheiten, neu genannt. Diese vulkanischen Dämme erheben sich zum Theil aus dem Süßwasserkalkstein des Thals des Hermus und zum Theil am Abhang der schieferigen Hügel, welche jenes Thal gegen Süden begränzen. Sie bestehen aus Schlacken und Lava, und stammen aus zwei Epochen, welche durch die Verschiedenheit ihres Zustandes der Erhaltung und das Aussehen der aus ihnen geflossenen Lavaströme bezeichnet werden. Die ältern Kegel, ungefähr dreißig an der Zahl, sind niedrig und flach; ihre Krater sind verschwunden, oder nur noch an einer leichten Einsenkung zu erkennen, und alle ihre Vorragungen scheinen von der Zeit geglättet worden zu seyn. Sie sind von Weinbergen bedeckt, welche den schon zu Strabo's Zeiten berühmten Wein von Catacecaumene hervorbringen, und die aus ihnen geflossenen Ströme von Basalt oder Lava sind mit Rasen bedeckt. Die neuern Vulkane, nur drei an der Zahl, tragen noch ihren unveränderten Charakter, obschon sie seit länger als 5000 Jahren erloschen sind. Die Krater sind noch ganz erhalten, und die Lavaströme schwarz, rauh und kahl. Herr Strickland macht auf die vollkommene Aehnlichkeit zwischen der vulkanischen Struktur von Catacecaumene und den vulkanischen Distrikten von Centralfrankreich aufmerksam. In beiden Ländern finden sich ausgedehnte tertiäre Süßwasserseeablagerungen; vulkanische, erloschene Kegel aus dem frühesten Alterthum und doch mit Lavaströmen verbunden, welche den spätesten Produkten vulkanischer Thätigkeit gleichen, und in jedem Distrikt tertiäre Hügel mit aufgesetzten Plateaux von Basalt nebst Strömen der härtesten Lava von fließendem Wasser ausgewaschen.

Unter der Rubrik: „wässerige Anhäufungen,“ wurde des von den heißen Quellen am Fuß des Olymp abgelagerten Travertins gedacht, der eine Plattform bildet, die sich ungefähr zwei Meilen weit von den jetzigen Quellen bis in die Stadt Brussa ausdehnt, wo sie ungefähr eine halbe Meile breit und hundert Fuß hoch ist. Dann ward eine Beschreibung mitgetheilt von den Veränderungen, welche durch die Ablagerungen der Flüsse in der Nähe ihrer Mündungen vor sich gehen. So ist jetzt die Insel Lade ein Hügel mitten in einer Ebene; der latmische Golf hat sich in einen Binnensee verwandelt; die einst blühende Stadt Milete hat ihren Hafen verloren und ist ein Haufe von Ruinen geworden; der Hafen von Ephesus hat sich in einen stinkenden Sumpf verwandelt, und das Delta des Hermus droht in einigen Jahrhunderten den Hafen der reichen Stadt Smyrna zu zerstören. Die Schrift schließt mit Beschreibung einer neuerlichen Süßwasserseeablagerung im Thal des Rhyndacus, oberhalb Kirmasten, welche größtentheils von diesem Fluß weggespült zu seyn scheint, indem nur noch einzelne Plattformen von 50 oder 60 Fuß Höhe an den Seiten des Thals übrig sind.

Bis jetzt hatte man noch nicht mit Bestimmtheit das Vorhandenseyn fossiler Knochen von Kameelen nachgewiesen, eben so wenig als dieß von den sogenannten Quadrumanen, Affen und Makis, der Fall war. Jetzt aber hat ein Herr Durand, Offizier im Dienste der ostindischen Kompagnie, aus Dadupur den Hirnschädel eines Kameels nach Europa geschickt, der im Südabhang der subhimalayischen Berge in einem sehr harten gewöhnlich zum Bauen verwendeten Sandstein sich fand. Das Schreiben, welches vom 14ten April d. J. ist, wurde der französischen Akademie durch Herrn Blainville mitgetheilt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 334.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 November 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 11.

Esmeralda in der großen Oper.

Die Worte von Viktor Hugo, die Musik von Mlle. Bertin.

Notre Dame von Paris, von Viktor Hugo, wird noch lange leben, wenn seine Dramen und selbst seine Gedichte längst vergessen sind. Diesen schönen Roman in ein Opergedicht zu übersetzen, war ein höchst unkluges Unternehmen. Selten ist es einem Dichter gelungen, aus einem eigenen Werke einen guten Operntext herauszuziehen. Viktor Hugo konnte dieß weniger noch als ein anderer. Er hat es dennoch gethan, und zu seinem Schaden. Was seinem ursprünglichen Werke den großen Reiz verleiht, ist nicht sowohl das darin waltende tragische Schicksal als die bunte Kunst und Phantasie, mit welcher Geschichte und Fabel des alten Paris um seine ehrwürdige Liebfrauenkirche sich bewegen. Man vergißt über dieser schönen Form den Grundgedanken des Gedichtes, „das Verhängniß," und selbst die mit so vieler Vorliebe geschilderte Häßlichkeit Quasimodo's findet ein versöhnendes Gegengewicht in seinem edlen Gemüthe, in der Schlußscene des Romans, der mit dem Tode Quasimodo's als des treuesten Freundes der unglücklichen Esmeralda endigt. In dem Operntexte, den Viktor Hugo zu der Musik der Mlle. Bertin geschrieben hat, fallen alle jene örtlichen Schönheiten, jene mittelalterlichen, so scharf gezeichneten Erinnerungen und Einzelnheiten des 15ten Jahrhunderts, und mit ihnen die größte Zierde des Gedichtes weg. Vater Gringoire fehlt; Ludwig der Eilfte und sein Inneres fehlen; die Recluse im Rattenloch fehlt. Wir haben also nur noch die Truands in der Cour des miracles, die Notre-Dame-Kirche und ihren bucklichen Glockenläuter Quasimodo; den Priester Claude Frollo mit seiner verhängnißvollen Leidenschaft für Esmeralda, die kleine Zigeunerin und ihre Liebe zu Phöbus. Dieser letztere ist wesentlich verändert, aus einem so plastisch dargestellten, leichtsinnigen, windigen, leeren Glücksritter ist ein sentimentaler, tiefliebender und hingebender Kavalier geworden, dennoch aber ist über das Ganze zuletzt die Fatalität hingestreut, um der ersten Idee von Notre-Dame de Paris treu zu bleiben.

Die erste Scene zeigt das Innere eines Wunderhofes. Kein Bild in der Welt war geeigneter, die Bühnenkünste und den Reichthum der großen Oper in Anspruch zu nehmen, kein Auftritt passender, um große Wirkung hervorzubringen. Das geschah nicht. Es herrscht in der Ausschmückung dieser ersten Scene eine gewisse Unklarheit, eine chaotische Zusammendrängung und eine Armuth der Dekorationen, die unangenehm auffallen. Es schien beinahe, als ob die große Oper mit bedeutender Besorgniß die Ausrüstung des Stückes übernommen hätte. Claude Frollo steht mit Trouillefou, dem König von Thune, dem Anführer dieser Banditenrotte, der Cour des miracles, im Einverständniß. Er ist sterblich in Esmeralda verliebt, und ist ihr bis in diese Wohnung des Jammers und des Lasters gefolgt. Da sie seinen zärtlichen Erklärungen kein williges Gehör leisten will, so faßt er den Entschluß, sie mit Gewalt zu entführen. Quasimodo, der eben als Narrenpapst auf einer Ehrenbahre vorüber getragen wird, soll ihm hülfreiche Hand bei diesem Unternehmen leisten. Esmeralda wehrt sich, die Wache kommt herbei, der Priester entflieht und Quasimodo wird gefangen fortgebracht. Esmeralda verliebt sich sogleich in ihren Retter Phöbus de Chateaupers, entflieht jedoch seinen Händen, da sie es für gefährlich hält, lange in seine Augen zu blicken und in seinem Arme zu ruhen. Im zweiten Akte ist Quasimodo an den Pranger geheftet und erhält Ruthenstrafe. Das Volk, um ihn versammelt, verhöhnt ihn. Nur Esmeralda erbarmt sich seiner und gibt ihm zu trinken. Der ganze übrige zweite Akt ist mit einer Scene im Innern des Hauses von Fleur de Lys angefüllt. Esmeralda wird von der Straße herauf gerufen; während sie sich zum Tanzen anschickt, entdeckt Fleur de Lys in den Händen der Zigeunerin eine Schärpe, die sie ihrem Bräutigam, Phöbus, gestickt hatte. Wüthend reißt sie ihrer Nebenbuhlerin das Kleinod aus den Händen und fällt in Ohnmacht. Esmeralda flüchtet sich zu Phöbus, der sie in Schutz nimmt und laut seine Liebe zu ihr bekennt. Die Place de Grève war treu und mit Sorgfalt dargestellt. Weiter zeigte dieser Aufzug nichts Hervortretendes. Dagegen ist die erste Scene des dritten Aktes von ergreifender Schönheit. Vor noch nicht langer Zeit blieb ich während einer Stunde lang auf der Brücke von Austerlitz stehen, um einen der herrlichsten Anblicke

zu genießen, die das alte Paris darbietet. Die Sonne war eben am Horizont verschwunden und der Himmel purpurroth erleuchtet. Auf diesem feurigen Grunde zeichnete sich die Notre-Dame Kirche mit ihren zwei Thürmen wie ein schwarzer Schatten ab, und links und rechts die langen Häuserreihen als Rahmen des Gemäldes. Man kann nichts Herrlicheres sehen. Diesen Anblick gibt die neue Oper im 3ten Akt, wo Phöbus mit seinen Kameraden im Freien vor einer Schenke zecht und singt. Er erzählt ihnen sein Glück, da er auf diesen Abend zu einer verliebten Zusammenkunft mit Esmeralda bestellt ist. Claude Frollo, der ihn angehört, kommt herbei und will anfänglich den verliebten Offizier überreden, einer so gefährlichen Einladung nicht zu folgen, und da Phöbus nicht hört, so schleicht er ihm nach in jene verdächtige Wohnung, die wir aus dem Roman kennen. Claude Frollo, in der Wuth der Eifersucht, erdolcht den begünstigten Liebhaber und verschwindet durch das auf die Seine gehende Fenster. Auf den Schrei Esmeralda's eilen Leute herbei und ergreifen sie unter Geberden der Anklage. Der vierte Akt hat verschiedene Auftritte. Esmeralda, im Gefängniß, empfängt den Besuch Frollo's, der sie noch einmal zur Gegenliebe zu bewegen sucht und ihr unter dieser Voraussetzung Rettung verspricht, im andern Fall ist sie verloren, denn schon macht man Anstalten zu ihrer Hinrichtung. Da Esmeralda ihn mit Abscheu zurückweist, läßt er sie fortschleppen. Hierauf erscheint der Vorplatz der Notre-Dame-Kirche mit dem großen Eingangsthor, und Quasimodo, der auf den Stiegen der Kirchentreppe zusammengekauert seine Wiege und seine Heimath mit anbetungsvoller Begeisterung betrachtet. Wir sind weit entfernt dem Dichter von Notre-Dame de Paris seine Vorliebe für Quasimodo zum Vorwurf zu machen. Wir glauben vielmehr, daß er in der Behandlung des Ausbundes äußerer Häßlichkeit sein wirkliches und unbestreitbares großes Talent bewährt hat. Wer erschrickt nicht bei dem ersten Bilde Quasimodo's? Wer hat das Buch weggelegt ohne innige Rührung, ohne Liebe für den unglücklichen Gnom? Auch in dem Libretto ist der Triumph für Quasimodo. Er horcht dem Glockengeläute. Dann erhebt er sich und singt:

Mon dieu, j'aime
Hors moi même
Tout ici!
L'air qui passe
Et qui chasse
Mon souci!

L'hirondelle
Si fidèle
Aux vieux toits!
Les chapelles
Sous les ailes
De la croix!

Toute rose
Qui fleurit!
Toute chose
Qui sourit!

Triste ébauche
Je suis gauche,
Je suis laid.

Point d'envie!
C'est la vie
Comme elle est.
Joie ou peine
Nuit d'ébène
Ou ciel bleu
Que m'importe!
Toute porte
Mène à Dieu!
Noble lame,
Vil fourreau,
Dans mon âme
Je suis beau.

In diesem einfachen Gesange ist Charakter und Poesie. Ein energischer Ton, eine kraftvolle Ausführung von Seiten des Sängers hat ihm einen glänzenden Erfolg verschafft. Claude Frollo hat mit Clopin Trouillefou einen Hinterhalt verabredet, der ihm endlich die Gunst der hartnäckigen Tänzerin sichern soll. In dem Augenblick, wo Esmeralda im Bußkleide herbeigeführt wird, soll sie von den Truands weggenommen werden und dem Priester ihre Rettung verdanken. Allein ein anderes Auge wacht über sie. Quasimodo in einem Winkel des Portals verborgen, hat dem ganzen Zug aufmerksam zugesehen, und in dem Augenblick als Claude Frollo die Zigeunerin dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit überliefert, stürzt Quasimodo hervor, faßt Esmeralda und flüchtet mit ihr in das Innere der Kirche, die man weit geöffnet sieht, und hier schreit er Asile! Asile! und das Volk schreit mit ihm. Gleichwohl will Claude Frollo nicht weichen. Esmeralda ist Zigeunerin, und für sie bietet die heilige Stätte keinen Zufluchtsort, der nur Christen vergönnt ist. Schon sieht Quasimodo seine Beute wieder geraubt, als ein Bewaffneter athemlos auf die Bühne stürzt, und dem Zuge Einhalt thut. Es ist Phöbus, seine Wunde hatte ihn nicht getödtet; er kommt, um die unschuldige Esmeralda zu retten und klagt den treulosen Priester als seinen Mörder an. Aber kaum hat er ausgesprochen, so stürzt er todt nieder; seine Wunde war durch die Anstrengung wieder aufgesprungen. Esmeralda wirft sich über seine Leiche. Claude Frollo spricht in dumpfer Verzweiflung: Fatalité! das Volk wiederholt: Fatalité.

(Schluß folgt.)

Temperatur, Vegetation, Acker- und Gartenbau in Norwegen und Schweden.

(Schluß.)

Die kurzen Nächte kühlen die Schwüle des Tages nicht ab. Dennoch ersetzen die langen Sommertage nicht immer den kurzen Sommer, besonders in den engern Felsklüften, wo ich die üppigsten Gerstenfelderchen sah, deren Reife man alle Jahre

Jahre Einmal erwartet. Die 2—300 Fuß hohen Kluftwände lassen über Mittag nur 2 bis 3 Stunden lang die erwärmenden Sonnenstrahlen herein. Dagegen sah ich in andern breitern Thälern die Gerste in vier Wochen säen und ernten. Es ist diese Kornart wegen ihrer schnellern Reife die passendste für den Norden. Im Kesselthal Valders braucht dagegen der Roggen zwei Jahre zu seiner Reife, denn er wird im Junius gesäet, und im August künftigen Jahrs erst geerntet. In den weit geöffneten Thalprovinzen Hedemarken, Guldbrandsdalen trifft man die Witterungsextreme, und zwar oft eine so anhaltende Hitze ohne Regen, daß bei den langen Sommertagen Alles zu verdorren scheint, besonders wenn auch der erquickende Thau ausbleibt. Hier hat der Bauer mit großer Anstrengung ansehnliche Gräben und Seitenkanäle durch seine Felder vom Gebirge her gezogen, mit denen er die immer fließenden Gebirgsquellen auffängt und sie hieher leitet. Mit großen Schaufeln wirft er dann das Wasser aus den Gräben über seine Aecker und er hat fast nie Mißwachs.

Ich ziehe durch Norwegen und Schweden eine klimatische Gränzlinie, die einige Meilen nördlich von Christiania beginnt und östlich gehend bei der Mündung des großen dalekarlischen Stroms endigt. Was südlich von dieser Linie liegt, erfreut sich einer mehr oder mindern Milde, nachdem es mehr oder weniger von den Seewinden berührt wird. Was nördlich dieser Linie liegt, hängt in seiner Temperatur von den Winden ab, die über die hohen Gebirge kommen, und wird rauher, je weiter man nach Osten kommt. Demzufolge hat Christiania doch noch ein rauheres Klima als Upsala, obgleich Upsala nicht so geschützt, sondern in einer großen Ebene liegt.

Die Vegetation scheint beinahe überall allein von der Dauer und dem Hitzegrad des Sommers abzuhängen. Die starke Schneedecke, welche hier im Winter fast unverändert den Boden bedeckt, schützt die Pflanzen gegen die Strenge der Kälte. Aus diesem Grunde begreift sich leicht, warum im nordwestlichen Europa die Wärme in einiger Tiefe unter der Erdoberfläche stärker ist, als die mittlere Temperatur über derselben. In Kongsberg's Silbergruben hat man 11 bis 12° Wärme, und die mittlere Temperatur auf der Oberfläche steigt nicht über 7°; während in Mexiko's Gruben 33 bis 34° Wärme mit der mittlern Temperatur auf der Erdoberfläche ziemlich übereinstimmt.

Wegen Verschiedenheit der örtlichen Umstände lassen sich die Höhengränzen der verschiedenen Baumvegetationen nicht bestimmt angeben. Unter 61° findet man im Innern Norwegens die Fichte noch auf 3900 Fuß Höhe.

Der Ackerbau hat in Norwegen viel Seltsames. Er ist fast in jedem Kirchspiel anders, denn auf einer und derselben positiven Höhe wirkt die Sonne sehr verschieden auf die Vegetation. Der Guldbrandsdaler pflügt schon Mitte April seine schneebedeckten Felder. Anfang Mai säet er Erbsen, bevor der Schnee weggeschmolzen ist, aber er hat wärmern Sandboden. In der Provinz Hedemarken, die niedriger und südlicher liegt, aber Thonboden hat, fängt man erst an zu pflügen, wenn der Guldbrandsdaler mit Säen fertig ist.

Der Gerstenbau hatte für mich etwas Besonderes. Ich sah die Gerste auf Feldern wachsen, die den dauernden Schneefeldern am nächsten liegen. Die Leute behaupteten aber, daß sie später hier nicht mehr wachsen würde. So boten sich mir mehrere Erscheinungen dar, aus denen ich abnehmen möchte, daß hier vor Zeiten ein milderes Klima war. Ich fand Fichten- und Tannenstämme in Seen und hochliegenden Morästen, sogar über der obern Gränze der heutigen Birkenvegetation, die bekanntlich in die kältere Region über die Tanne gehört. So sah ich unterm 61° Gerstenfelder in der absoluten Höhe von 3600', da wo die Schneelinie mit einer Höhe von 5400' beginnt. Dieß sind jedoch seltene Erscheinungen, da — besonders in der Nähe der Gebirge, — schon auf 1700' alle Mühe und Arbeit des Landmanns vereitelt wird. Man darf hier nur 3500' unter der ewigen Schneegränze zuweilen auf Kornreife rechnen. Die Ernten fallen dort immer nur mittelmäßig aus. Oft drischt der Landmann mehrere Jahre hinter einander gar kein Getreide, weil es nicht reift. Andere meinten, daß diese Verluste durch eben so viel reiche Ernten ersetzt würden. Wenn nämlich die Sonne in den Thälern Alles verbrennt, so tragen die Höhenfelder desto besser.

An den Ufern des Torneo unter 68° Breite hört der Gerstenbau schon bei 700' absoluter Höhe auf; dort also 3300' unter der Schneelinie. Es ist interessant, daß die höchsten Ortschaften der Alpen, Pyrenäen und Cordilleren in ihrer Entfernung unter der Schneelinie mit jenen Norwegens übereinstimmen.

Der Kartoffelbau macht Fortschritte, und verspricht hier dem Landmann Vortheile, aber sie bleiben klein. Bei Röraas baut man sie schon lange, ungeachtet sie nie viel größer als Haselnüsse werden. Die große Menge Schnee, welche hier über Winter fällt, die heftigen Wirbelwinde, und die übermäßige mit Nebeln abwechselnde Kälte sind hier beinahe jeder Vegetation hinderlich. Der Wind ist dort, selbst in den engern Thälern so heftig, daß er durch die feinsten Fugen in die Häuser dringt, und ein Licht im Innern des Zimmers ausbläst. Um ihren Hütten einen festen Stand zu geben, belegen die Bauern ihre Dächer mit großen Steinen, die ihnen ein sonderbares Ansehen geben. Die Pfarren, welche auf diesen Gebirgen liegen, sind beschwerliche Aemter. Im Winter müssen sie sich zu ihren Filiallen oft auf Skie's *) über gefrorne Schneeflächen hin begeben, weil dort kein Pferd mit Sicherheit fortkommen kann.

*) Schneeschuhe, die aus einem 5 bis 6 Fuß langen Brett bestehen, was 6 Zoll breit ist, und am Ende wie ein chinesischer Schuh in die Höhe steht.

Chronik der Reisen.

Aufenthalt der Korvette „Recherche" im Norden.*)

In einem frühern Bericht hatte ich die Ehre Sie von der Ankunft der „Recherche" in Reikiavik und von der Installirung der wissenschaftlichen Kommission auf diesem Punkte in Kenntniß zu setzen. Am 11ten

*) Bericht des Kapitäns der Korvette, Tréhouart — der bekanntlich ausgeschickt wurde, um die „Lilloise" aufzusuchen — an den französischen Marineminister; vom Bord der Recherche auf der Rhede von Cherbourg, am 25sten September 1836.

Digitized by Google

Junius, nachdem Herr Gaynard mit Allem versehen worden war, was ihm den glücklichen Erfolg der Forschungen verbürgen konnte, die er zu leiten beauftragt war, verließ ich ihn, und steuerte nach dem nordwestlichen Theil der Insel Island, wo ich zu den Fischerfahrzeugen stieß. Nachdem ich mich einige Tage unter ihnen verweilt hatte, begab ich mich nach Dire-Friond, um Wasser einzunehmen. Ein glücklicher Zufall ließ mich in dieser Bucht die holländische Galiotte Wilhelm I, von Jakob Vanculen befehligt, finden. Dieser Kapitän hatte im vergangenen Jahre einen gewissen Peter Goede als Lieutenant bei sich, der dem französischen Kapitän Frédérick den Bericht erstattete, welchen ich die Ehre hatte, Ihnen einige Zeit nach meiner Rückkunft zu übersenden, und aus dem sich ergab, daß er am 28sten August 1833 einige Meilen vom Kap Stalbierg eine französische Kriegsbrick habe umschlagen sehen. Kapitän Vanculen versicherte mich, Goede sehr oft von diesem Schiffbruch sprechen gehört zu haben, und sagte mir zugleich, daß das Schiff, auf welchem jener Seemann sich im Jahre 1833 befunden, von einem gewissen Tunus Vandeslet befehligt, und der Rheder desselben, Herr Hoguedinck von Wlabergen, einem kleinen Hafen an der Maas, gewesen, daß beide dieses Jahr nicht nach Island gekommen, daß es aber, da sie in der Nordsee fischten, leicht sey, nach ihrer Rückkehr im Oktober nähere Nachrichten von ihnen einzuziehen.

Nachdem ich abermals die Fischer besucht und mich überzeugt hatte, daß meine Anwesenheit unter ihnen für den Augenblick nicht nöthig sey, benutzte ich am 14ten Junius Abends einen günstigen Wind, um nach der westlichen Küste von Grönland zu steuern. Den in Cherbourg und Reikiavik eingezogenen Nachrichten zufolge ist Friedrichsthal, das ich im vergangenen Jahr vergeblich zu erreichen mich bemühte, kein Hafen, sondern nur der Aufenthaltsort zweier mährischer Brüder; Julienshaab *) aber, die erste dänische Niederlassung auf dieser Küste. Die direkte Einfahrt ist jedoch des Eises wegen fast immer unmöglich, und um dahin zu gelangen, muß man bis Frederickshaab hinauf- und dann unter Leitung eines Piloten in dem schmalen Raum wieder herabfahren, der zwischen dem Land und dem Eis offen ist.

Diese Nachweisungen, verbunden mit der Hoffnung, welche Herr Krieger, Gouverneur von Island, mir gemacht hatte, daß ich in Frederickshaab den dänischen Marinekapitän Graah treffen werde, der mehr als irgend jemand im Stande sey mir Aufklärungen über die zu unternehmenden Nachforschungen zu geben, bestimmten mich, gerade nach dem genannten Punkt zu steuern. Von günstigem Winde getrieben, erreichte ich den Meridian des Kap Farewell am 24sten; von dieser Zeit aber, bis zum 29sten, gestatteten mir die konträren Winde und Strömungen nur eine sehr kurze Strecke zurückzulegen. Am 30sten, noch 25 Lieues von Frederickshaab entfernt, sah ich das erste Eis. Ich brachte diese ganze Nacht und einen Theil des Tags des 1sten Julius damit zu, zwischen zwei Bänken durch zu laviren, die ungefähr zwei Meilen aus einander standen. Nachmittags setzte der sich erhebende Nordwind mich in den Stand, rasch nach Osten zu steuern, indem ich in geringer Entfernung eine Eisbank unter dem Winde ließ.

Um 8 Uhr Abends wurde ich von einer Bank aufgehalten, die, von Norden nach Süden laufend, mir die Fahrt versperrte. Nachdem ich vom Mastkorbe herab mich überzeugt hatte, daß sich auf der andern Seite freies Wasser befände, und daß die Eisschollen nicht so dicht zusammengedrängt seyen, daß eine Durchfahrt unmöglich werde, so entschloß ich mich das Hinderniß zu überwinden, was auch binnen einer Viertelstunde ohne Unfall geschah. Ich steuerte dann einige Meilen weit dem Lande zu, und stieß abermals auf eine Bank, die ich bei einbrechender Nacht zu überfahren nicht für rathsam hielt, und deßhalb im freien Wasser beilegte.

Am 2ten Morgens war dieser eisfreie Raum nicht mehr vorhanden, und die Eisbänke hatten sich so sehr genähert, daß das Schiff von allen Seiten davon umgeben war, und es fast unmöglich wurde, das Anprallen zu vermeiden. Indem ich eine freiere Stelle suchte, und zu diesem Ende sehr dicht an einer Bank vorbeifuhr, stieß die „Recherche" heftig an das Eis, und obschon sie keinen Leck bekommen, so mußte ich wegen Heftigkeit des Stoßes doch befürchten, daß ihr Kiel Schaden gelitten. Als um 8 Uhr Morgens das Laviren zwischen so vielen Eisschollen unmöglich geworden war, beschloß ich, an einer derselben anzulegen; kaum aber hatten die Matrosen, welche die Schiffshaken befestigten, ihr Boot wieder bestiegen, um das Tau an Bord des Schiffs zu bringen, so zersplitterte das Eis und das Tau ging verloren. Dieser Unfall, der beinahe mehrern Menschen das Leben gekostet hätte, zwang mich unter Segel zu bleiben, und wir hatten nun den ganzen Tag über alle Sorgfalt anzuwenden, um das Anstoßen zu vermeiden.

Eines sehr frischen Windes ungeachtet blieb das Meer bis zum Abend ruhig. Gegen 8 Uhr aber ging die See sehr stark hohl. Von diesem Augenblick an begann das Eis sich in Bewegung zu setzen, und um Mitternacht trieben sämmtliche Schollen mit mehr oder minder Geschwindigkeit nach Süden. Dieser Eisgang machte unsere Lage noch gefährlicher, weil er die Schwierigkeit vermehrte, das Anstoßen zu vermeiden, das bei der stark bewegten See sehr gefährlich werden mußte.

Am 3ten Mittags wurde das Meer endlich freier, und es blieb nur eine gewisse Anzahl sehr großer Schollen in der Nähe des Schiffs, doch immer noch fern genug, um die Fahrt nicht zu hemmen. Gegen Osten war das Eis aber immer noch so dicht, daß ich es nicht für rathsam hielt in dieser Richtung zu steuern, sondern einen günstigern Augenblick abzuwarten beschloß, um mich dem Lande zu nähern. Am 4ten und 5ten lavirte ich vorsichtig am Rande dieser Eismasse hin, und bemerkte zu meinem Vergnügen, daß sie an Breite bedeutend abnahm. Am 5ten um 8 Uhr Abends bemerkte ich 6 Lieues nördlich von Frederickshaab Land; da jedoch Windstille einfiel, so konnte ich erst am folgenden Morgen einen Eskimo-Fischer an den Direktor der Niederlassung abfertigen, um ihn zu bitten, mir einen Piloten zu schicken. Am 6ten Abends endlich, nachdem ich eine große Menge schmaler, von den an den Hafen stoßenden Inseln gebildete Kanäle durchfahren hatte, ging die „Recherche" auf einer herrlichen, vor jedem Unfall geschützten Rhede vor Anker.

Bei Herrn Moller, dem Direktor dieser Niederlassung, fand ich die freundlichste Aufnahme. Ich erfuhr von ihm, daß Kapitän Graah sich zu Goodhaab, einer 40 Lieues weiter nach Norden gelegenen Kolonie, befinde. Ich übergab hierauf ein von Herrn Krieger mir mitgegebenes Empfehlungsschreiben, in welchem von dem Zweck meiner Sendung Nachricht gegeben war. Herrn Moller war das Verschwinden der „Lilloise" durchaus unbekannt, auch nie hatte er von diesem Schiff etwas gehört. Da er häufig Mittheilungen von den übrigen Niederlassungen, und besonders von Julianehaab erhielt, so ertheilte er mir die feste Versicherung, daß, wenn irgend eine Nachricht über die „Lilloise" dorthin gelangt wäre, er sogleich davon in Kenntniß gesetzt worden seyn. Dieß wurde einige Tage später durch Herrn Wolf, Gehülfen des Direktors von Julianehaab, bestätigt, der in Frederickshaab ankam, und mir ebenfalls erklärte, von dem Schicksal der „Lilloise" nichts zu wissen.

(Schluß folgt.)

*) Soll wohl Julianehaab heißen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.)

Nr. 335.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 November 1836.

Die Kolumbacser-Mücken in Serbien.

Diese Insekten sind eine der wunderbarsten Erscheinungen im Naturreiche. Sie kommen aus der Gegend eines in Serbien am rechten Ufer der Donau gelegenen Schlosses gleichen Namens her, und sind hinsichtlich ihres Körperbaus den Gölsen oder Mosquitos ziemlich gleich. In Serbien, so wie auch in dem angränzenden Banat, ist z. B. ihre Zahl so ungeheuer, daß sie einem Schneegestöber, wenn die Flocken am dichtesten fallen, oder einer Staubwolke verglichen werden. Sie erscheinen meistens dreimal im Jahre. Zum Erstenmale gegen Ende Aprils, dann in der zweiten Hälfte des Maimonats, und bisweilen zur Herbstzeit. Ihre Angriffe sind jedoch mehr auf die Thiere als auf die Menschen selbst gerichtet, und hauptsächlich überfallen sie das im Freien weidende Vieh, wie Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen, Pferde, Schweine und nicht selten auch die Hunde. Vergeblich trachten diese armen Thiere durch gewaltiges Springen und Umsichschlagen mit dem Schweife sich von dieser Plage zu befreien. Alle von Haaren entblößten Theile sind in Einem Momente von diesen Insekten bedeckt, welche sich mit beispielloser Hartnäckigkeit festsetzen, in die Nasen- und Ohrenöffnungen eindringen, die Ränder der Augen bedecken, und so viel möglich in die Oeffnungen des Afters und der Zeugungsglieder beider Geschlechter, besonders der Kühe, eindringen. Die gräßlichsten Schmerzen und Qualen, welche die befallenen Thiere dabei ausstehen müssen, offenbaren sich durch höchst jammervolles, durchdringendes Geschrei und Brüllen, Blöcken, Grunzen, Wiehern und Heulen, noch mehr aber durch ihr schnelles Laufen, während welchem sie sich sogar ins Wasser werfen, im Fall sie eines in der Nähe wittern. Völlig erschöpft stürzen sie am Ende todt nieder, entweder in dem Anfalle selbst, oder einige Stunden darnach. Noch konnte bis jetzt gegen dieses furchtbare Ungeziefer kein anderes Mittel aufgefunden werden, als in der Zeit wo sie erscheinen, große hochlodernde Strohfeuer anzuzünden und die unbehaarten Theile des Viehs, welche dem Angriff der Insekten besonders ausgesetzt sind, mit einem Wermuthaufguß zu befeuchten, oder mit stinkendem Birkenöl oder mit Wagenschmiere zu bestreichen. Man muß erstaunen, wenn man sieht, mit welcher Eilfertigkeit die durch den Instinkt geleiteten Thiere sich rings um die Feuer haufenweise sammeln, um sich gegen diese ungestümen Feinde zu schützen.

Der gemeinen Sage nach entstehen diese Mücken in gewissen Berghöhlen, namentlich in den bei Kolumbacs am linken Ufer der Donau befindlichen Gebirgsöffnungen, von wo aus sie in ungeheuren Schwärmen ihre Richtung sowohl nach Serbien als in den Banat und die angränzenden Provinzen nehmen. Die abergläubischen und unwissenden Walachen behaupten sogar, daß sie nur bei einer einzigen Oeffnung an jenem Gebirge hervorbrechen. Bei eben dieser Oeffnung hat nach der walachischen Mythe der h. Georg den höllischen Drachen bekämpft, ihm den Kopf abgehauen und in die Höhle geworfen. Nun sollen aus dem Kopfe dieses Ungeheuers diese schädlichen Insekten entstehen. Damit hat es allerdings seine Richtigkeit, daß das Gebirge, auf welchem Kolumbacs liegt, reich an unterirdischen Höhlen ist, die ein eigentliches Labyrinth bilden, und daß aus mehrern dieser Höhlen die erwähnten Mücken zu Tage kommen.

Andere versichern wieder, es falle ein Bach von einem dieser Berge herab, dessen Wasser im Sommer gefroren, im Winter aber heiß sey. Dieser Bach führe Skorpionen, kleine Schlangen, Wespen und anderes Ungeziefer mit sich, welche sein Wasser mit ihrem Gifte schwängern, woraus dann diese Mücken entstehen. Wieder Andere glauben, daß die Mücken nicht vom Wasser, sondern von der Gährung entspringen, die aus dem schädlichen Unrath dieser giftigen Thiere entsteht. Viele wollen sogar wissen, daß man diese Mücken auf den Eichbäumen gewisser Gattung, oder vielmehr auf den Eicheln, wachsen und sich entwickeln sehe, sobald diese Eicheln vor dem warmen Frühlingsregen befeuchtet werden. Endlich stimmen alle darin überein, daß diese Mücken in den Körper der Thiere, die sie anfallen, durch alle ihre Oeffnungen eindringen und diese an Vergiftung sterben, folglich auch das Fleisch der auf solche Weise getödteten Thiere vergiftet sey, und dieses seine tödtliche Eigenschaft allen, die davon genießen, mittheile.

Diese Mücken, wie sie als stechende, fliegende Insekten erscheinen, leben übrigens schon in der vierten Gestalt; die Form ihrer frühern Lebensperioden war von ihrer vollendeten Aus-

Google

bildung nicht minder verschieden, als der Fisch vom Vogel, und sie lebte damals selbst in einem andern Elemente. Ihre Entstehung dürfte dann allerdings von dem auf dem Kolumbaeser Gebirge häufig vorkommenden stehenden Sumpflacken herzuleiten seyn, zumal da man dieselben während der wärmern Jahrszeit von Myriaden dieser Insekten umschwebt sieht, so daß ihre dichten Schwärme großen Rauchwolken gleichen. In ihren frühern Perioden leben sie wahrscheinlich in dem Wasser selbst. Näher betrachtet kann der Körper dieser Mücke in Kopf, Brust und Hinterleib getheilt werden; an demselben sind sechs Füße, wovon die ersten zwei kurz, die mittlern etwas länger, die hintern aber die größten, und zwei mit zierlichen, federartigen Schuppen bedeckte und mit Adern durchwebte Flügel, hinter welchen man abstehende Fortsätze, sogenannte Schwinger, bemerkt. Am Hinterleib bemerkt man eilf schmale bleifarbige Ringe. Der Kopf ist höchst merkwürdig und zeigt schon unter der Loupe das künstlichste Saugwerk, das man sich denken kann, gleich geschickt zum Verwunden, wie aus der Wunde das Blut zu schlürfen. Er besteht aus einer feinen, am untern Ende zugespitzten Röhre, und aus einer Scheide, welche diese Röhre schützend umgibt, unten knopfförmig angeschwollen, und der ganzen Länge nach am vordern Rande geschützt ist. Bei dem Saugen taucht die Mücke nur allmählich und behutsam ihr Instrument in die Wunde, worauf sich bald die Wirkung des eingetropften Giftes äußert und die Wunde brennt; denn es ist wohl außer Zweifel, daß das Thier eine eigene Feuchtigkeit in die Wunde träufelt, welche gleich andern Giften das Blut dünner und zum Einsaugen tauglicher macht. Der Schmerz einer solchen anscheinend unbedeutenden Wunde wird allmählich stärker und es folgt bald große Reizung und Geschwulst, welche immer einen hohen Grad von Fieber hervorbringt. Dergleichen Anfälle müssen desto stärker seyn, je empfindlicher die verwundeten Theile sind, wie z. B. das Schleimfell der Nasenkanäle, der Geschlechtstheile und Eierhüllen. Die Lebensdauer der Mücken in ihrem vollendeten Zustande ist sehr verschieden. Durch heftige Winde und andauernde Regenzeit werden sie schnell zerstreut und der natürliche Lauf ihres Lebens abgekürzt. Wenn aber der Frühling und des Sommers Anfang trocken sind und sanfte Ostwinde herrschen, dann verbreiten sie ihren Zug in unzähligem Schwarm, wobei sie jedoch immer nur eine bestimmte Richtung auf einer Seite über Orsova, Csernets, Widdin und Nikopolis ins türkische Gebiet hinüber nehmen; auf der andern Seite durchstreichen sie drei Bezirke des Banats, den von Uipalanka, den von Mehadia und den von Merschetz. Es ist in der That auffallend, und ein wahres Wunder der Natur, daß diese Thiere ihren Flug und ihre Verheerungen gerade nur auf diese Bezirke beschränken und sich nicht weiter erstrecken.

Bilder aus Paris. Nr. 11.

Esmeralda in der großen Oper.

(Schluß.)

Alle Fehler und alle Vorzüge der Hugo'schen Manier finden sich auch in diesem Gedicht vereinigt, das der Dichter, wie alle seine früheren Werke, mit unbegränzter Eigenliebe in die Welt gesendet hat. Leider sind die Fehler und Mängel in Mehrzahl. Die leidige Sucht, witzig, populär, voll Knalleffekt, originell und erstaunend zu seyn, machen, daß Hugo in den meisten Fällen trivial, plump, grotesk, gezwungen und lächerlich wird. Wir erinnern an Lucrecia Borgia und Angelo. Anklänge an jene artigen Sachen finden sich auch wieder in Esmeralda. Daneben die schönsten Verse und Gedanken Alles bunt durch einander. Der endliche Eindruck ist ungünstig, und das Lesen der einzelnen schönen Stellen ist nicht im Stande das Geschmacklose des Restes zu entschuldigen. Daß Hugo, der gewaltige Neuerer, im J. 1836 sich noch in den ausgenutzten Gleisen der Schicksalstragödie herumtreibt, dürfte billig verwundern, wenn man nicht wüßte, daß seine Neuerungen und Erfindungen sich bisher auf Ankündigungen derselben und Vorreden beschränkt haben. Das französische Publikum, im Allgemeinen, ist zu unwissend, um zu würdigen wie verspätet diese Richtung ist. Werner, Müller und ihre Legion Nachäffer sind in Deutschland längst vorübergegangen, und in Paris tritt ihre Schule von neuem auf! Die legitimistischen und katholischen Blätter werden dem Dichter hart zusetzen, daß er, nicht zufrieden im Romane den heiligen Stand des Priesters durch eine unreine Leidenschaft befleckt zu haben, dieses Aergerniß auf die Bühne verpflanzt hat. Freilich, Victor Hugo ist nicht mehr Katholik! Er ist nicht mehr Legitimist, wie er es unter Ludwig XVIII und Karl X war; er ist nicht mehr Republikaner, wie er nach der Juliusrevolution aushängte: was ist er denn? Sollte es wahr seyn, daß er nächstens ein ministerielles Journal herausgeben will, im Verein mit Emile von Girardin, dem schmutzigsten Namen der beiden Königreiche Frankreich und Navarra, und Alexander Dumas, dem Muster eines literarischen Abenteurers? Die Wahl wäre gut getroffen! Schon längst mußte man glauben, daß die beiden Dichter darauf sännen, sich um den Rest ihres guten Rufes zu bringen. Es scheint, sie haben das endliche und unfehlbare Mittel gefunden. Einem Kleeblatt dieser Drei wird niemand die gebührende Anerkennung versagen.

Natürlich hat Esmeralda eine Vorrede, das Gedicht ist von Victor Hugo! In leiser Vorrede vergleicht sich der Verfasser von Angelo ganz bescheiden mit Molière und Corneille, und sucht dem guten Publikum unter einem Schleier plumper Bescheidenheitsheuchelei begreiflich zu machen, wie daß Er, Victor Hugo, für die Oper wohl habe schreiben dürfen, da ja Molière und Corneille einst ein Gleiches gethan haben! Ich erinnere mich bei Gelegenheit dieser neuesten Vorrede der Aeußerung, welche ich unsern wackern Landsmann Grillparzer vor einigen Monaten bei B . . . . in Auteuil machen hörte. „Wenn doch Hugo seine leidigen Vorreden weg ließe, die den Leser stets auf Dinge spannen, von denen hintenher nichts zu finden ist. Was

würde er zu dem Gedicht sagen, das dem Verfasser Gelegenheit gab, sich selbstgefällig neben Molière und Corneille zu stellen!"

Die Musik der Esmeralda ist von Mlle Bertin. Sie kennen Bertin nicht in dem Register der Komponisten! Mlle. Bertin hat doch schon zwei andere Opern komponirt, eine für die italienische Oper, die andere für die komische. Freilich sind sie beide durchgefallen! Mlle Bertin ist die Tochter des Eigenthümers des Journal de Débats und das Journal de Débats hat seiner Tochter auf die Bretter verholfen. Nun aber, wenn der erste Lärm der officiellen und officiösen Beifallsbezeugungen vorbei ist, wird es Sache der übrigens sehr volljährigen Tochter seyn, sich auf den Brettern zu erhalten. Wir sind nicht ohne große Besorgniß, daß sie zu Fall komme; schon die erste Vorstellung mußte eine energische Disharmonie von Pfeifen und Zischen aus den Logen und von dem Balcon herab dulden. Im Parterre waren nur „befreundete" Zuschauer! Die Musik der Mlle. Bertin ist ohne Faden, ohne Sinn, ohne Plan, ohne Poesie, im übrigen Ton an Ton, Note an Note, Adagio und Allegro, Piano und Forte wie bei Mozart und Meyerbeer; Elemente genug, aber kein Ganzes, Wörter, aber kein Buch; Töne aber keine Musik. Einige wenige Stücke, wie namentlich das Duett zwischen Claude Frollo und Esmeralda im Gefängniß, der schöne Gesang Quasimodo's vor der Kirche zeichnen sich vortheilhaft aus und sind günstig aufgenommen worden. Das Uebrige ist unverdautes Schulwerk und der großen Oper unwürdig. Wie sehr muß man bedauern, daß die erste Bühne der Welt, die so manchem wahren, innigen, begeisterten Talente verschlossen bleibt, weil es der Kabale und dem Nepotismus fremd ist, zu so schaler, unerquicklicher Tändelei, zu so falschem Götzendienst herabgewürdigt werde! Mozart's Don Juan kann auf der nämlichen Bühne nicht heimisch werden; niemand ist da, der für diesen todten Mann spräche, welchen Vortheil hätten die „Geschäftsleute," der Oper eine göttliche Musik mit frommen Sinn aufzuführen? Man gab den Baryton des Don Juan einem Tenor, die Bravourarien der Elvire einer weiblichen Nullität; man machte aus zwei Akten fünf, und entweihte die großartige Poesie Mozart's durch langweilige Tänze und nackte Gruppen. Und fragen Sie nach Don Juan an der großen Oper: „Langweilig, ohne Effekt, traurig" — freilich, der Geist Mozart's hat sich von Euch abgewendet, Mäckler und Helden, die Ihr seyd!

Selbst Meyerbeer wird während einiger Zeit seine Meisterwerke zurückgesetzt sehen, damit die Capricen der Mlle Bertin Raum finden, und Mainzer, der tüchtige, unermüdliche Künstler, Mainzer, der durch sein alleiniges Genie, in wenigen Wochen aus der rohesten Masse bessere Chöre gebildet hat, als je auf der Bühne der großen Oper aufgetreten sind, wartet noch, daß die Thüren des großen Tempels sich vor ihm öffnen. Einstweilen hat Mlle Bertin den Vortritt vor Mozart, Meyerbeer und Mainzer.

Ohne Wahl vertheilt die Gaben
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroclus liegt begraben
Und Thersites kehrt zurück!

Ausfuhr des Tabaks in Nordamerika.

Die Philadelphia Zeitung vom 12ten Oktober enthält einige lange, und wie es scheint, officielle Details über den Anbau, den Verbrauch und die Ausfuhr des Tabaks seit den letzten 50 Jahren. Diese Nachrichten von der großen Stapelwaare der südlichen Staaten werden jetzt bekannt gemacht, und dessen große Wichtigkeit für das Land und die Nothwendigkeit zu zeigen, dem Handel jede mögliche Erleichterung zu verschaffen. Aus diesen Berichten geht hervor, daß Nordamerika schon vor dem Unabhängigkeitskrieg ganz Europa mit Tabak in dessen verschiedenen Formen versah, und daß, obwohl später der Tabakbau in Europa, namentlich in Frankreich, sich hob, die Ausfuhr von Rauch- und Schnupftabak doch seit dem Jahre 1791 auf das Vierundvierzigfache und seit 1817 um mehr als das Dreifache stieg. Im Jahre 1835 wurden 94 353 Oxhofts zu 7¼ P. per Pfund, Werth 8,250,577 D., 3,817,854 Pfund zubereiteten Rauchtabak und 56,471 Pfund zubereiteten Schnupftabak zum Werth von 357,611 Dollars ausgeführt. Die Ausfuhr nach England allein, mit Ausschluß von Schottland und Irland, betrug 27,563 Oxhoft zu einem Werth von 3,397,415 Dollars.

Chronik der Reisen.

Aufenthalt der Korvette „Recherche" im Norden.

(Schluß.)

Ich bat Herrn Moller, den ein eilfjähriger Aufenthalt an dieser Küste zu richtiger Beurtheilung befähigte, mir offen zu sagen, ob er es für möglich halte, daß die Mannschaft der „Lilloise" die dänischen Niederlassungen erreicht haben könne, und ich kann Ihnen seine Ansicht hierüber nicht besser kennen lehren, als wenn ich Ew. Excellenz die wörtliche Uebersetzung des Schreibens beilege, das Herr Moller als Antwort auf den von mir überbrachten Empfehlungsbrief an Herrn Krieger richtete:

„Herr Gouverneur! Der Kapitän Tréhouart hat mich gebeten, Ihnen schriftlich aus einander zu setzen, was ich von der Möglichkeit halte, daß die Mannschaft der Brick „Lilloise" sich habe retten können, und zu diesem Ende habe ich die Ehre Ihnen hiemit zu erklären, daß, obschon keine Wahrscheinlichkeit in dieser Hinsicht vorhanden, ich es doch für nicht unmöglich halte, daß einige Einzelne des Schiffsvolks glücklich genug gewesen, durch das Eis bis an die Ostküste von Grönland zu gelangen, wenn sie nämlich leichte Kähne, die nöthigen Lebensmittel und hinreichende Kleidung besaßen, um sich während einer mehrtägigen Reise auf dem Eis gegen die Kälte zu schützen.

„Waren Einige auf solche Art glücklich genug, das Land zu erreichen, so ist es nicht unmöglich, daß sie, unter günstigen Umständen, im Boot längs der Küste bis nach Friedrichsthal gelangen konnten. Auf ihrem Wege würden sie dann auf mehrere Bewohner der Ostküste gestoßen und von diesen zur Fortsetzung ihrer Reise unterstützt worden seyn. Wären die Schiffbrüchigen so glücklich gewesen, nach Julienshaab zu kommen, so würden sie, wie ich dem Herrn Kapitän sagte, von den dänischen Beamten auf das Beste aufgenommen worden seyn, und diese hätten dann an die königliche grönländische Handelsdirektion zu Kopenhagen und diese wiederum an die französische Gesandtschaft Bericht erstattet.

Digitized by Google

„Obschon ich nicht zweifle, daß der Inspektor von Südgrönland den Befehlen des Chefs der Kolonie — wenn Trümmer des gescheiterten Schiffs in seinem Distrikt sich vorfinden sollten, darüber zu wachen — Folge leisten werde, so will ich diesem Beamten doch noch beauftragen, daß er vor Eindruch des Winters und ehe die Kommunikationen aufhören, Nachforschungen anstelle, und wo möglich noch im laufenden Jahr die Bewohner von Ostgrönland, welche die Kolonie im Herbst besuchen, von dem Verlust der „Lilleise“ in Kenntniß setze, und ihnen die nöthigen Nachweisungen gebe, im Fall sie selbst oder ihre Landsleute irgend eine Entdeckung machten.“

Gleich nach meiner Ankunft in Frederickhaab schrieb ich an die Herren Graah und Hollebul, der eine Direktor, der andere Generalinspektor von Grönland. Ich setzte sie von dem Zweck meiner Sendung in Kenntniß, und bat sie, mir ihre Ansicht hinsichtlich der von uns gehegten Hoffnung, unsere unglücklichen Landsleute wiederzufinden, mitzutheilen. Ich konnte ihre Antwort in zwölf Tagen haben, und beschloß sie zu erwarten. Da ich indeß am 19ten erfuhr, daß diese Herren Godhaab verlassen und eine Reise nach dem Norden gemacht hätten, so daß sie meine Briefe nicht vor Ende Augusts erhalten könnten, so beschloß ich nach Island zurückzukehren, und bat Herrn Meller mir ihre Antworten mit erster Gelegenheit nachzusenden.

Das vergangene Jahr war auf dieser Küste außerordentlich rauh. Das nach Frederickhaab bestimmte Fahrzeug wurde dort seit dem Julius vom Eis zurückgehalten und gezwungen den Winter daselbst zuzubringen. Das Schiff von Julienshaab mußte 55 Tage zu Frederickhaab warten, bis das Wasser frei wurde, und ging endlich, noch ehe es seine Bestimmung erreichte, zu Grunde. Ich benutzte den Aufenthalt der „Recherche“ zu Frederickhaab, um ihren Kiel untersuchen zu lassen, und es ergab sich, daß der Vordersteven in einer Tiefe von sechs Fuß unter dem Wasser stark beschädigt war. Außer Stand, eine Ausbesserung so bedeutender Art in einem Hafen vorzunehmen, wo es an dem Erforderlichen mangelte, begnügte ich mich mit der Abhülfe, die man zu leisten im Stande war, in der Hoffnung, daß das Schiff, das bis dahin noch nicht leck geworden, auch ferner noch ausdauern werde.

Am 21sten verließ ich Frederickhaab und ließ Herrn Meller die Nummer der Marine-Annalen zurück, in welcher das Gesetz eingerückt ist, kraft dessen demjenigen eine Belohnung zugesichert wird, der die Mannschaft der „Lilleise,“ oder auch nur einen Theil derselben, nach Frankreich zurückführt. Nachdem ich zwei Tage damit zugebracht hatte, um durch das glücklicherweise nicht sehr dichte Eis zu kommen, steuerte ich nach Island zu und kam am 7ten August nach Dier-Ford. Ich hielt mich einige Tage in dieser Bucht auf, um meinen Leuten einige frische Lebensmittel zu verschaffen, und stach am 15ten wieder in See, um die Fischer aufzusuchen, von denen ich nur noch wenige an dieser Küste fand, da fast alle einen sich erhebenden Südwind benutzt hatten, um die Ostküste zu erreichen, von wo aus sie ihre Rückfahrt nach Dünkirchen gegen Ende Monats bequemer ausführen konnten.

Am 20sten steuerte ich nach Reikiavik, wo ich am 21sten vor Anker ging. Herr Gaymard, vom Schnee aufgehalten, traf, nebst den Mitgliedern der Kommission, erst am 28sten ein. Sogleich wurden alle Vorkehrungen zur Abreise getroffen, und am 31sten hätte die „Recherche“ absegeln können, hätte sich nicht ein heftiger Nordwind erhoben, der das Auslaufen erst am 8ten September gestattete. Von widrigen Winden aufgehalten, erreichte ich Cherbourg erst am 27sten. Ungeachtet die Beschädigung am Vordersteven sich bedeutend vergrößert hat, so tritt doch noch kein Wasser in den Raum. Herr Gaymard hat nebst der Kommission in diesem Jahr den Süden, Osten und Norden von Island untersucht. Diese lange und beschwerliche Reise von 168 Lieues hat eine reiche Ausbeute für die naturhistorische Sammlung, an Kunstgegenständen und Büchern geliefert.

Vermischte Nachrichten.

Herr L. M. Vicat hat der französischen Akademie der Wissenschaften eine Verfahrungsweise vorgelegt, wie der Anhäufung jener tuberkulosen Auswüchse vorzubeugen sey, die sich in eisernen Wasserleitungsröhren zu bilden pflegen. Die Existenz solcher Auswüchse ward zuerst in Grenoble entdeckt, und zwar in Folge des verminderten Wasserzuflusses in die Werke, die, wie die Berechnung nachweist, in sieben Jahren um etwas mehr als 680 Pinten in der Minute abgenommen hatte. Nach verschiedenen Versuchen von Seite mehrerer Chemiker, diese Oxydation zu verhüten, haben die Ingenieure Guaymard und Vicat eine Substanz entdeckt, die sie hydraulischen Mörtel nennen, und die sich nach zweijährigem Versuch als zweckmäßig erwiesen hat. Die Bestandtheile sind nicht angegeben, sondern es wird nur bemerkt, daß man die Röhre inwendig mit diesem Mörtel mehreremale überziehe, und jeden Ueberzug trocknen läßt, bevor man einen andern aufträgt.

•

In der Nähe von Chichester, wo schon eine Menge römischer Alterthümer gefunden wurde, grub man kürzlich ein ganz wohlerhaltenes Opfergefäß, ein sogenanntes Simpulum aus, welches eines der schönsten seyn soll, das man bis jetzt noch gefunden.

•

In einer Versammlung der Linnéischen Gesellschaft zu London am 1sten November wurde ein von Zeichnungen begleitetes Memoire des bekannten Reisenden Schomburg über die Bereitung des Wuraligiftes bei den Macusis vorgelegt. Der Baum, aus welchem es bereitet wird, ist Strychnus toxifera.

•

Sobald der Obelisk in Paris seiner Umhüllung entledigt seyn wird, sollen von den vier Seiten Gypsabdrücke in Platten von je 6 Fuß Länge gemacht werden, was 48 Platten gäbe. Diese Platten sollen in einem der Säle der königlichen Bibliothek oder des Louvre aufgestellt werden.

•

In den ersten Tagen Novembers fand in Schottland ein Erdbeben um 11 Uhr Abends statt, das in und um Paisley gefühlt wurde. Die Häuser schütterten sehr, litten aber doch keinen besondern Schaden.

•

Ein Herr Jurgensen, Uhrmacher zu Kopenhagen, hat einen Thermometer erfunden, welcher nicht nur das Maximum und Minimum der Temperatur anzeigt, sondern auch die mittlere Temperatur der täglichen Wechsel der Atmosphäre.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 84** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Neugriechisches: Der Tod des Markos Botsaris. — Die Bridgewater-Bücher. (Fortsetzung.) — Chateaubriand. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat November.)

Digitized by Google

Nr. 336.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 December 1836.

Die Lage von Canada.

(Aus dem Westminster-Review.)

Dasselbe Drama, welches in den ehemaligen nordamerikanischen Kolonien Englands den jetzigen Vereinigten Staaten vom J. 1763—1783 gespielt wurde, wird im gegenwärtigen Augenblick mit geringen Modifikationen in Canada aufgeführt, und wenn nicht binnen Kurzem die demokratischen Grundsätze in England das Uebergewicht erhalten, so wird es auch mit einer ähnlichen Katastrophe endigen. Die Gesellschaftsverfassung in den Kolonien ist wesentlich und nothwendig demokratisch, im Mutterlande noch immer und wesentlich aristokratisch. Sobald die Kolonisten sich hinreichend stark fühlen, auf einer ihrer Denkungsart und ihrem Charakter entsprechenden Regierungsweise zu bestehen, so ist eine Kollision unvermeidlich, und nur eine baldige Veränderung in der Sinnesart und den Einrichtungen des Mutterlandes könnte diese Gefahr beseitigen.

Erwägt man die Ausdehnung des Landes und die Menschenzahl, welche gegenwärtig in dem englischen Nordamerika Opposition gegen die Regierung macht, so wird man beide furchtbar genug finden. Die Opposition begann wie natürlich in der mächtigsten, volkreichsten und wohlhabendsten unter diesen Kolonien, in Unter-Canada, hat sich aber seitdem über alle andern verbreitet, wie vor 70 Jahren der Widerstand in den neuenglischen Staaten begann, und sich allmählich auf alle übrigen ausdehnte. Der gegenwärtigen nordamerikanischen Kolonien Englands sind sechs an der Zahl: Unter-Canada, Ober-Canada, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, Prinz-Edwards-Insel und Neufundland; hiezu kommt noch das ungeheure Jagdgebiet der Hudsons-Bai-Kompagnie. In runder Zahl kann der Flächeninhalt nicht weniger als eine Million (englischer) Quadratmeilen betragen, etwa ein Drittheil des ganzen Gebiets der amerikanischen Union. Was aber Klima, Fruchtbarkeit und Handelsvortheile betrifft, stehen die englischen Kolonien weit unter den Vereinigten Staaten; nur Eine dieser Kolonien, Ober-Canada, ist durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, Unter-Canada ist mittelmäßig, alle andern aber zeichnen sich eher durch ihre Unfruchtbarkeit aus. Zum Anbau von Zucker, Tabak und Baumwolle ist weder Boden noch Klima geeignet: die Sommer sind zu heiß und zu kurz, die Winter zu lang und zu kalt, denn eine gute Hälfte des Jahres hindurch ist das Land mit Schnee bedeckt oder in Frost erstarrt; die natürlichen innern Verbindungen durch Seen und Ströme sind prachtvoll, aber der Lorenzstrom ist die einzige Ausmündung ins Weltmeer, und dieser ist das halbe Jahr hindurch von Eis gesperrt, während das amerikanische Gebiet unzählige Ausmündungen hat, welche das ganze Jahr hindurch der Schifffahrt offen stehen. Nur Einen unbestreitbaren Vortheil hat das Klima in diesen Kolonien über Einen großen Theil der Vereinigten Staaten: es ist ausgezeichnet gesund.

Im J. 1806 betrug die ganze Bevölkerung der englischen Kolonien in runder Zahl 409,000, im J. 1825 bereits 846,000 oder mehr als das Doppelte, und im J. 1832 rechnete man 1,300,000 Seelen. Die jährliche Zunahme durch Einwanderung aus dem Mutterlande kann man zu 30—40,000 anschlagen, so daß das natürliche Anwachsen durch Geburten während der vier letzten Jahre dazu gerechnet, die Bevölkerung gegenwärtig wohl $1^1/_2$ Millionen betragen mag. Dieß mochte so ziemlich auch der Stand der Bevölkerung seyn, wie ihn die alten Kolonien besaßen, als unmittelbar nach dem Frieden von Paris im Jahre 1763 die Unruhen begannen. Damals hatte Canada nur eine schwache Bevölkerung von 70,000 Seelen, im Jahre 1775, also 12 Jahre später, etwa 90,000. Dennoch hielten die Nordamerikaner Canada damals schon für so wichtig, daß sie eine für ihre Mittel große Unternehmung wagten, um dasselbe zu erobern, und in der Unabhängigkeitserklärung war die Errichtung einer willkürlichen Regierung in Canada, wegen des schlimmen Beispiels für die Freiheit der andern Kolonien, eine der Hauptbeschwerden gegen die englische Regierung. Schreitet Canada und die andern englischen Provinzen in der Bevölkerung fort, wie bisher, so werden sie sehr bald so stark seyn, als die alten Kolonien zu der Zeit, wo sie zu Lexington das Schwert zogen. Zudem haben sie den Vortheil, mehr concentrirt und minder von Wilden belästigt zu seyn, welche in den letzten 60 Jahren an Zahl und Muth bedeutend abnahmen; übrigens besteht die ganze Bevölkerung aus Freien, nicht wie bei ihren südlichen Nachbarn zu einem Sechstheil wenigstens aus Sklaven. Dieß

Google

wollen wir hier anmerken, um darauf hinzuweisen, daß die Zeit vorüber ist, wo man mit den Kolonien spielen und sie nachlässig behandeln darf, daß vielmehr die Frage über versöhnende Maßregeln und Unabhängigkeit völlig reif ist. *)

Die Geschichte der gegenwärtigen englischen Kolonien in Nordamerika, oder wenigstens der bedeutendsten darunter, der beiden Canada's, läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Sie wurden unter der Verwaltung des ältern Pitt durch den tapfern General Wolfe im J. 1759 erobert, bilden also schon seit 77 Jahren einen integrirenden Theil des brittischen Reichs; wie schon erwähnt, betrug ihre Bevölkerung damals 70,000 Seelen, und selbst nach dem Frieden von 1783 schwerlich mehr als 100,000. In dem Friedensvertrage, durch welchen Canada an England abgetreten wurde, war stipulirt, daß den Canadiern ihre Religion und ihr Eigenthum gemäß der Kapitulation bei der Eroberung gesichert seyn solle. Fünfzehn Jahre lang nach der Eroberung wurde die Kolonie durch Kabinetsbefehle, d. h. nach der Willkür der englischen Minister regiert; im J. 1774 führte man das englische Kriminalgesetz nebst dem Geschwornengericht durch einen Parlamentsbeschluß ein, und durch dieselbe Akte wurde den Bestimmungen des Pariser Herkommens im Betreff des Eigenthums Gesetzeskraft ertheilt. Die Akte von 1778, welche das Recht aufgab, die Kolonien zum Vortheil des Mutterlandes zu besteuern, umfaßte auch Canada, welches jedoch bis zum Jahre 1791 unter der unmittelbaren Herrschaft der Krone blieb. Damals wurde die Regierungsform festgesetzt, welche jetzt noch gültig ist. Diese ist das Werk des jüngern Pitt, und die Einbringung der deßfallsigen Bill ins Parlament ist in den Annalen des Parteikampfes berühmt, weil bei dieser Gelegenheit Burke seine Ansichten zu Gunsten der Torypartei und ihrer Kriegslust gegen Frankreich aussprach, und sich von seinen ehemaligen Freunden, den Whigs, trennte. Durch diese Akte wurde die Provinz Quebek, wie man sie bis dahin genannt hatte, in zwei Gouvernements, das von Ober- und Unter-Canada abgetheilt und ihnen eine Verfassungsform gegeben, welche angeblich der englischen Konstitution nachgebildet war: es sollte ein Unterhaus oder Repräsentantenkammer unter dem Namen einer Assembly gewählt werden; statt des englischen Oberhauses wurde eine Körperschaft eingesetzt, deren Mitglieder von der Krone auf Lebenszeit ernannt werden sollten: diese hieß der gesetzgebende Rath. Der Gouverneur sollte der Repräsentant des Königthums seyn, um die dritte Gewalt in der Wagschale der Konstitution zu bilden, und ihm stand der Vollziehungsrath, entsprechend dem geheimen Rathe von England, zur Seite. Eine ähnliche Regierung besteht auch in den andern vier Provinzen des englischen Nordamerika, und war auch mit Ausnahme einiger unter den alten Kolonien, wie Massachusetts, und einer oder zweier westindischen Inseln, wo der gesetzgebende Rath wählbar ist, zu allen Zeiten die gewöhnliche Form der Kolonialregierungen gewesen.

*) Gelegentlich mag hier bemerkt werden, daß wenn die Bevölkerung von Canada eben so dicht seyn wird, wie die in den Vereinigten Staaten, d. h. etwa 5 Menschen auf die englische Quadratmeile, daß sie dann 1½ Millionen betragen wird.

Die Uebel, welche aus diesem schlecht berechneten Regierungsplane entsprangen, waren von jeher vorausgesagt worden: die französische Bevölkerung Canada's, welche kaum eine andere Regierungsart kannte, als die Ludwigs XV, war anfangs über die milden Gesetze Englands sehr erfreut, und blieb auch ziemlich zufrieden, sowohl vor als nach Einführung der sogenannten konstitutionellen Regierungsform von 1791. Die Erklärung dieser Erscheinung ist nicht schwer: eine schwache und ziemlich unwissende Bevölkerung von 70 bis 90,000 Seelen konnte bei einer sehr mittelmäßigen Verwaltung zufrieden seyn, als jedoch, wie dieß mit Unter-Canada im J. 1814 der Fall war, die Bevölkerung auf 325,000 anwuchs, und sich mit englischen und amerikanischen Ansiedlern vermischt hatte, Handel trieb und unterrichtet wurde, da begann sie ihre eigene Stärke zu fühlen, und die wirkliche Ausübung der Rechte in Anspruch zu nehmen, welche durch die Akte von 1791 der Demokratie ertheilt worden waren, aber bis etwa 1810 gänzlich zu schlummern schienen. Von dieser Zeit an dauerte der Kampf um Freiheit und Sparsamkeit zwischen dem Volk und der lokalen von den englischen Ministern unterstützten Oligarchie fort bis auf die neueste Zeit, und hat beinahe mit jedem Jahre an Heftigkeit zugenommen. Die Wurzel des Uebels liegt in dem Bestand einer Regierung, welche zu dem ganzen Charakter der Gesellschaft nicht paßt. So lange die Konstitution ein todter Buchstabe war, d. h. so lange die Lokal-Oligarchie das Land regierte, und das Volk gleichgültig und passiv blieb, ging Alles in ziemlicher Eintracht fort, sobald aber die widerstrebenden Theile der Maschine in entgegengesetzter Richtung vorwärts gingen, kam das Ganze ins Stocken. Die Assembly von Unter-Canada repräsentirt vollständig die Ansichten des Volks, das sie durch Fünfpfundfreeholders auf dem Lande und durch Zehnpfundfreeholders in den Städten erwählt, was in einer solchen Kolonie so ziemlich einem allgemeinen Stimmrecht gleichkommt; sie besteht aus 88 Mitgliedern, so daß auf 6000 Einwohner ein Repräsentant zu rechnen ist. Der gesetzgebende Rath, welcher die Aristokratie eines Landes repräsentiren soll, welches der Natur der Dinge nach noch keine haben kann, wird dem Namen nach von der Krone, d. h. von dem Gouverneur ernannt, praktisch ist dieß aber nicht der Fall, sondern die Sache ist weit schlimmer. Der Gouverneur, ein Fremdling in der Kolonie, fällt, wenn er ankommt, fast immer in die Hände einer Faktion, und diese ernennt der That nach den gesetzgebenden Rath, den Vollziehungsrath, so wie die vornehmsten Verwaltungsbeamten der Kolonie; sie ist somit durch eine Lokal-Oligarchie regiert, und diese besteht eigentlich aus einer elenden Bureaukratie, welche ihrerseits von der Bureaukratie des Kolonialamts in London unterstützt wird. Die Mitglieder des gesetzgebenden und des Vollziehungsraths bestehen häufig aus denselben Leuten, und darunter befinden sich noch ex officio mehrere Gerichts- und Verwaltungsbeamte, welche durchaus von dem Willen der Krone abhängen, der englische Bischof, nicht der canadische, der Kommissär der Kronländereien und mehrere andere. Zu gleicher Zeit sieht man Mitglieder dieses seltsamen Oberhauses untergeordnete Beamtenstellen bei dem Vollziehungsrathe verwalten, während ein Mit-

glied des Vollziehungsraths Sekretär bei dem Oberhause ist. Diese Bureaukratie ist übrigens noch dem Lande völlig fremd: sie besteht nicht aus Canadiern, welche vier Fünftheile der Einwohnerzahl bilden, sondern aus Engländern, Schotten und Iren, welche von London aus hingeschickt werden, oder aus amerikanischen Loyalisten, welche nach der Unabhängigkeitserklärung ihr Vaterland verließen, um das Spiel, welches in den alten Kolonien zum Verderben geführt hatte, in Canada von Neuem aufzuführen. Bei so übel zusammenstimmenden Elementen konnten Kollisionen nicht fehlen, und sie traten auch herb genug im Laufe von neun Sessionen des Kolonialparlaments hervor, während welchen das Oberhaus 122 Bills, welche ihm von der Assembly hinaufgeschickt worden waren, verwarf, und 47 andere in Grundsätzen und Details dermaßen verstümmelte, daß die Assembly, ohne sich zu entehren und die Sache des Volks gänzlich aufzuopfern, sie nicht wieder annehmen konnte. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) In der neuesten Zeit begann der Streit bei der Wiedereröffnung des Assembly abermals so bitter, daß der Gouverneur dieselbe alsbald, man weiß nicht genau, ob auflöste oder prorogirte.

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

Major Skinner, im Dienste der ostindischen Kompagnie, kehrte im Jahre 1835 nach Indien zurück, und wählte dazu den Weg über Aegypten, Palästina, Syrien und den persischen Meerbusen. Seine Reisebeschreibung ist vor Kurzem in London erschienen, und gibt ein lebhafteres Bild des gegenwärtigen Zustandes der Provinzen, die er durchreiste, als die der meisten Reisenden. Der Major reiste nicht wie ein großer Herr mit einem bewaffneten Gefolge, und spricht nicht so viel als Lamartine von seinen Pistolen, aus dem einfachen Grunde, daß er keine mit sich führte, noch sonst Waffen irgend einer Art. Er nahm einen arabischen Bedienten, der etwas italienisch sprach, in Alexandrien, und in der arabischen Wüste einen Beduinen als Bedeckung mit, und fand keine Gelegenheit sein Vertrauen auf die Araber zu bereuen, obgleich er bisweilen in sonderbare Abenteuer fiel. Uebrigens hat er eine ganz besondere Vokation zum Reisenden, denn er scheint einen ganz orientalischen Gleichmuth in allen Umständen und unter allen Beschwerlichkeiten zu finden: Regen und schlechte Nahrung, eingeräucherte Hütten und Sonnenschein. Diebe und bigotte Muhammedaner machen keinen Eindruck auf ihn, nur die Fliegen scheinen seine Philosophie bisweilen aus dem Gleichgewicht zu bringen. Seine Art zu reisen brachte ihn mehr in Berührung mit der gemeinen Lebensart des Volks in Palästina und der Wüste, als die meisten Reisenden, Burckhardt etwa ausgenommen, aber er hat in Beschreibung derselben einen unschätzbaren Vortheil über diesen, in seiner Art unvergleichlichen Reisenden. Der Major ist nämlich kein Gelehrter, sucht keine Inschriften und Ruinen, und die Berichtigung der Geographie ist seine kleinste Sorge, er läßt sich daher sorgenlos dem Eindruck des täglichen Lebens, das ihn umgibt, hingeben, und beschreibt seine Abenteuer mit einer Lebhaftigkeit und Einfachheit, die dem Leser ein vortreffliches Bild dieser Länder gibt. Wir heben einige der Szenen aus. Der Major kam von Alexandrien in einem ägyptischen Transportschiff an die syrische Küste; man hatte ihm auf dem Verdeck eine Art von Käfig für ihn selbst und seinen Bedienten, Hassan, gebaut, und sie kamen nach einem heftigen Sturm in der Nähe des Carmel auf der Rhede von Caifa an. Er ließ sich allein ans Land setzen, sein Boot schlug um, und er watete ans Ufer, sah aber bald, daß seine Wasserabenteuer noch nicht zu Ende seyen.

Caifa, erzählt er, ist eine Stadt mit einer Ringmauer und einem kleinen Thor gegen das Ufer, in das ich alle Mühe hatte hineinzubringen, da ein Strom über drei Fuß tief sich aus der Stadt durch diese einzige Oeffnung in der Mauer ergoß, und Steine und Balken mit sich führte. Da ich diese Lage der Dinge sah, so zog ich meine Schuhe und Hosen aus, um einen wo nicht anständigern, doch wenigstens bequemern Einzug in die Stadt zu halten, packte sie in meinen triefenden Mantel und schritt wacker zu. Nachdem ich meinen Eintritt auf diese Art bewerkstelligt hatte, fand ich mich in einer Art von artigem See bis um die Mitte des Leibes im Wasser; rings herum lag der aufgehäufte Schutt, den der Fluß aus der Stadt hergeschwemmt hatte. Es schien mir, ich sey in einem Hofe, aber das einzige stehende Gebäude war ein hoher Thurm, an dessen unterem Stockwerk eine Thüre angebracht war, die in ein finsteres Zimmer führte, und wohin ich mich eiligst flüchtete. Ich fand, daß es die Wachstube war, zwei Türken nickten über einem Kohlfeuer an Einem Ende und am andern schliefen einige ägyptische Soldaten auf dem Boden. Ich kroch hinein und versuchte mich zu trocknen, aber der Kohlendampf trieb mich unter die Thüre, wo ich zähnklappernd saß, in der Hoffnung, daß das Wetter besser werden würde.

Nach einer Stunde bemerkte ich mit Vergnügen zwei bärtige Männer in jüdischer Tracht, welche aus einer Hütte hervorkrochen, von welcher nur noch eine Ecke von einer wankenden Stange gehalten wurde, und deren Rest schon weggeschwemmt war. Sie sahen mich und kamen mit sichtbarer Freude gegen mich, und riefen italienisch: „Gott sey bei Ihnen!“ Ich erwiderte den Gruß, und fragte, ob dieß Caifa sey und wo die Häuser seyen? — Es gibt keine Häuser in Caifa mehr, antwortete einer der Juden, ein mehrtägiger Regen hat die Stadt zum Thore hinausgeschwemmt. Ecco! und zeigte auf den Fluß, der sich mit zunehmender Wuth um das Dach eines Hauses in der ehemaligen Hauptstraße herumbrach. — Sehen Sie dieß? — Meine Verlegenheit war nicht gering, ich fragte, wie weit es nach St. Jean d'Acre sey, erhielt aber zur Antwort, daß es umsonst sey, dorthin zu gehen, da dort nicht Eine Hütte stehen geblieben, und Ibrahim die ganze Stadt zerstört habe.

Ich sah keine Hoffnung, daß der Regen aufhöre, und machte mich daher auf den Weg nach neuen Abenteuern, kletterte über einige zerstörte Hütten, und fand mich in einem offenen Platz, der zu einer Batterie führte, wo sechs Kanonen standen. Ich blieb eine Weile stehen, ohne zu wissen, was ich thun sollte, als ein alter Mann, der mich von einer zerfallenden Hütte aus erspäht hatte, gegen mich herwackelte, und mir italienisch zurief, daß er mit mir zu sprechen habe. Es war eine alte Kreatur mit einem dünnen weißen Bart und ganz zusammengeschrumpft, halb syrisch, halb europäisch gekleidet. Als er mich erreicht hatte, sagte er: „Bena, Signore, come va la Christianità? und bewegte die Arme, wie jemand, der sich bereitet eine Controverse zu beginnen. Im Orient nennen die Christen Europa la Chri-

tianita, ich verstand ihn aber nicht recht, und die Idee, daß die alte Kreatur erwarte, ich werde ihn im Regen, mit meinen Hosen auf dem Kopfe, über die Kirchenstreitigkeiten und neuen Wunder erleuchten, schien mir so absurd, daß ich in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, das den sonderbarsten Effekt auf ihn hatte. Er glaubte auf einen Narren gestoßen zu seyn, und wackelte weg, so schnell er konnte. Ich rief ihn zurück, und erfuhr, daß das Haus des Konsuls noch stehe. Welches Konsuls? fragte ich. Er ist Konsul für die ganze Christenheit, antwortete der alte Mann. Ich dachte, er müsse in diesem Fall eine gute Dosis von Philanthropie besitzen, und beschloß ihn aufzusuchen, wie ich ging und stand. Das Wasser in seinem Hofe ging mir bis an die Kniee, und ein allgemeines Bellen der Hunde brachte eine sonderbare Versammlung an das obere Ende der Leiter, welche als Treppe diente, und die ich hinaufzusteigen angefangen hatte. Eine alte Frau und zwei hübsche Mädchen, in syrischer Tracht, blendend weiße Farbe und Augenliedern mit Antimonium gefärbt, luden mich ein heraufzusteigen. Ich wurde unter dem offenen Gelächter der Mädchen in ein kleines Zimmer geführt, wo der Repräsentant aller christlichen Mächte war. Er war ein bescheidener junger Mann und Bruder der beiden Mädchen, und hatte die Stelle seines Vaters nach dessen Tod bei der Belagerung von Acre geerbt. Seine Schwestern waren im Augenblick meiner Ankunft in der zarten Beschäftigung ein wildes Schwein abzuziehen begriffen, und Stücke von dem Thier lagen überall herum; die Operation wurde unterbrochen, um der Einen Zeit zu geben, mir einen Braten zu bringen, während die andere eine Flasche Wein aus Cypern holte. Die Auspicien zu einem guten Frühstück sahen vortrefflich aus, während mir Signor Malagamba das Detail der Wegschwemmung der Stadt erzählte, und bemerkte, daß sein Haus das einzige sey, das noch stehe, mit dem Zusatz, e fortissima, es ist sehr fest, und einen bewundernden Blick auf die Decke warf, welche in demselben Augenblick in großen Stücken herabfiel und mein Essen jämmerlich zerstörte. Santa Maria! rief der arme Konsul, und stürzte sich die Treppe hinab. Mutter, Schwestern und ich folgten in größter Eile, und niemand sah hinter sich, bis wir im Hofe standen; da wir nichts mehr fallen hörten, so ermunterten wir einander zurückzukehren, stiegen sorgfältig hinauf, und fanden, daß das festeste Haus in Caifa dießmal noch nicht zusammengestürzt sey. Ich ließ mir jedoch vom Konsul einen jungen Christen mitgeben, der behauptete, daß das Haus seines Vaters noch stehe, und der mich zu diesem bringen sollte. Er hieß Michael, Sohn von Simon, und sprach italienisch. Das Haus von Vater Simon enthielt zwei gute Zimmer, und ich wurde in das obere logirt, wo ich aufs bequemste gewohnt hätte, ohne die Unzahl von Flöhen, welche die Ueberschwemmung aus der ganzen Stadt hieher getrieben zu haben schien, aber meine Ankunft war ein Fest für diese Plagegeister. Ich legte mich erschöpft von Hunger und Müdigkeit auf einen Teppich nieder, bis die Mutter und Schwester von Michael mir ein Probestück ihrer Kochkunst gegeben hätten, aber die Flöhe fielen auf mich mit solcher Wuth, daß ich genöthigt war in den Hof zu flichen. Ich hörte Stimmen im untern Zimmer, und fand dort den alten Simon, der blind war, seine Frau, Tochter und meinen Freund Michael. Die Frauen flohen bei meiner Erscheinung nach orientalischer Sitte in eine Ecke, wo sie mir den Rücken zukehrten, und sich so niedersetzten. Die Schwester warf jedoch schüchterne Blicke nach uns, welche bewiesen, daß sie jung, leidlich neugierig und nicht schön war. Ich wollte jedoch die Frauen nicht lange mit meiner Gegenwart plagen und ging wieder in mein Zimmer, mich meinen Quälgeistern zu überliefern, die mich bis zum Tagesanbruch folterten.

So verging der erste Tag des Reisenden in Syrien, er besuchte hierauf das Kloster auf dem Carmel, Nazareth, Jerusalem, Cäsarea u. s. w., überall verfolgt von endlosem Regen, beherbergt von armseligen, aber gastfreundlichen Mönchen, Christen, Juden, Drusen und Muhammedanern, und fand endlich seinen Weg nach Damaskus.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Am 1sten Oktober nahm die Committee für orientalische Uebersetzungen ihre Arbeiten wieder auf, früher als gewöhnlich, wegen der Zahl und des großen Werths der von Gelehrten des Kontinents der Gesellschaft angebotenen Uebersetzungen. Unglücklicherweise sind die Finanzen nicht in so blühendem Zustande, daß die Gesellschaft gegenwärtig viel neue Werke unternehmen könnte, besonders da die jetzt in der Presse befindlichen und zur Bekanntmachung bereit liegenden ziemlich kostspielig sind. Der Hauptzweck der Zusammenkunft war, den alsbaldigen Druck von Professor Wilsons Uebersetzung des Wischnu-Purana zu verordnen, Anstalten zur Bekanntmachung von Atkinsons Uebersetzung der Liebe von Medschnun und Leila zu treffen, und den Preis der ersten Lieferung der Chronik Tabari's zu bestimmen.

•

Die Herren Dumeril und Bibron haben den dritten Theil ihrer Erpetologie oder vollständigen Geschichte der Reptilien beendigt. Der Band enthält vier Familien von Eidechsen: die Krokodile, Chamäleone, Geckos und Varans oder Tupinambus. Ein Kapitel ist den fossilen Arten gewidmet, und zwölf Platten nach den Originalzeichnungen von Prêtre begleiten dieß schöne Werk.

•

Der Lord-Mayor von London hatte für das Jahr 1836 einen Preis von 10 Pfd. auf die beste Schrift über das Leben und die Einrichtung des englischen Gesetzgebers, König Offa von Mercia, ausgesetzt. Dieser Preis wurde einem Geistlichen, Namens Henry Mackenzie, aus Oxford zuerkannt.

•

Ein Herr Scott in Edinburgh hat eine Schrift herausgegeben, worin er die Uebereinstimmung der Phrenologie mit der heiligen Schrift nachzuweisen sucht.

Vermischte Nachrichten.

Herr Pontavice, Offizier an Bord der Recherche, hat eine der kleinen Piroguen, die von den Eskimos mit so viel Geschicklichkeit gehandhabt werden, nach Caen geschickt. Sie hat 17 Fuß Länge, in ihrer größten Breite nur 16 Zoll, und geht an beiden Enden sehr spitz zu. Sie ist nur 8 Zoll tief, aus zusammengenähten Rennthierhäuten gemacht, und hat ein äußerst leichtes Holzgestell, denn das Ganze wiegt nur 40 Pfund. Es ist kein Eisen daran, Nägel und Schrauben bestehen aus Knochen, die Stricke und Schnüre bestehen aus Därmen. Diese merkwürdige Arbeit zeigt, was Leute ohne alle die Hülfsmittel, welche den Europäern zu Gebot stehen, leisten können.

•

Nach dem Diario di Roma hat man beim Ausgraben der Grundmauern eines Hauses nahe beim Palast Valentini und dem Forum Trajani große Ruinen eines prächtigen Tempels gefunden, welchen Hadrian zu Ehren Trajans erbaute.

•

Drei junge Franzosen, die Herren de Beaumont, de Chateaubourg und Sibuet machten kürzlich eine Reise durch Lappland bis zum Nordkap. Sie sollen äußerst interessante Notizen mitbringen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 337.

Das Ausland.

Ein Tagblatt,

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 December 1836.

Etwas über Tobolsk. *)

Wem ist nicht diese Stadt bekannt, die ehemalige Hauptstadt des sibirischen Königreichs, so reich an Erinnerungen von Jermak, dem furchtbaren Bezwinger der sibirischen Tataren, welcher durch die Kraft seiner Thaten seinen Ruhm weithin verbreitete, und endlich in den Wellen des Irtysch seinen Tod fand.

Tobolsk, dieser Vorhof Sibiriens, auf welches die Regierung gegenwärtig so viele Aufmerksamkeit wendet, liegt am Irtysch, welcher in mannichfachen unregelmäßigen Krümmungen über einen thonigen, in größerer Tiefe über einen Schlammboden hinfließt, und darum immer ein unreines weißliches Wasser führt; nie sieht man es völlig rein, besonders im Frühjahr und Herbst wird es ohne Reinigung fast unbrauchbar. Viel hat dabei auch die Faulheit der Einwohner Schuld, welche alles Mögliche am Ufer aufhäufen. Im Ganzen aber ist das Wasser, welches man aus dem Irtysch trinkt, unschädlich, und man gewöhnt sich bald daran; für den Fremden bringt dasselbe keine so unangenehmen Wirkungen hervor, als das der Newa, denn ich erinnere mich, daß ich einst das Trinken des Newawassers, nach einer Reise durch das Wolgagebiet, mit einer mehrtägigen allgemeinen Schwäche bezahlen mußte. Der Irtysch versieht die Einwohner reichlich mit Fischen, ein Vorzug, auf den der Sibirier vieles Gewicht legt: geht man auf den Fischmarkt, so findet man hier Störe, Sterläde, Nelmen, eine Art Lachse, Hechte, Quappen, Barsche, Karauschen, Kaulbarse und Barben, alle noch lebendig und über die Maßen wohlfeil; man trete in die Hütte des Aermsten, und man findet bei ihm Suppe mit Sterläden: was in Petersburg nur auf die vornehmsten Tafeln kommt, genießt hier der Geringste. Gewöhnlich sind, wie gesagt, die Fische ungemein billig, nur muß man die Zeit wissen, wo man sich für das ganze Jahr versehen kann; versäumt man diese, so ist es nicht selten, daß man das Doppelte bezahlen muß. Vorräthe kauft man ein, wenn die Bauern aus den umliegenden Dörfern und Kreisen hereinkommen, theils um ihre aufgehäuften Vorräthe zu verkaufen, theils um sich mit manchen Waaren für das übrige Jahr zu versehen; diesen Zeitpunkt darf man nicht verstreichen lassen.

Die Zahl der Kaufleute und der Bürger ist hier sehr gering: von den ersten finden sich etwa fünfzig Kapitalisten, von den andern gegen 3000 Seelen; die Zahl der Häuser in der Stadt beträgt 2000, die der Einwohner ungefähr 16,000.

Tobolsk liegt zum Theil auf einem Berg, zum Theil unterhalb am Fuße des Berges, dessen Höhe etwa 40 Klafter beträgt, und dessen Seiten fast senkrecht sind; die bessern Häuser finden sich fast alle unten am Berg, oben wohnen wenig Menschen, und zwar nur diejenigen, welche schon lange hier leben. Es soll nicht über 45 Jahre her seyn, daß man sich unten am Berg anbaute, da man den Vortheil der Nähe des Wassers fühlte, und die Annehmlichkeit, solches aus dem Irtysch zu holen, welcher Tobolsk in einem Bogen umgibt. Zu dieser veränderten Anlage der Stadt trugen die Beamten, welche hier, da ihre Zahl ziemlich groß ist, und sie meistens eigene Häuser besitzen, den Vorrang behaupten, das Meiste bei; seit der Generalgouverneur und der Civilgouverneur nicht mehr oben wohnten, und auch allmählich die übrigen Beamten sich unten ansiedelten, wurde der Berg verödet. Die Kathedrale und die Wohnung des Archierei mit einem Garten, welcher von einer steinernen Mauer umgeben ist und an der Ecke zwei Thürme hat, steht am Rande des Berges, und bietet einen großartigen Anblick dar. Auch das große vierstöckige steinerne Gebäude, worin alle Verwaltungsbehörden sind, macht einen sehr guten Effekt, namentlich wenn man von Karatschin, der letzten Station vor Tobolsk, herkommt; es steht neben der Kathedrale, und ist von ihr nur durch einen steil hinaufgehenden Weg getrennt, welcher aus abschüssigen hölzernen Stufen besteht. Ist man von Tobolsk noch 12 Werste entfernt, so bietet es ein Bild dar, welches den Ankömmling alsbald zum Vortheil der Stadt einnimmt, kommt man aber näher, gerade gegen den Ueberfahrtspunkt über den Irtysch, so nimmt die gute Meinung sehr ab. Im Sommer ist es noch erträglich, denn da ist vor der Stadt linker Hand ein Lager aufgeschlagen, dessen Hütten aus Birkenzweigen erbaut und mit Tannenreisern gedeckt sind; zu andern Zeiten aber

*) Nach einem Schreiben aus dieser Stadt vom 2/14 Junius 1836 in der nordischen Biene.

Google

ist Alles kahl. Gleich beim Eintritt in Tobolsk dehnen sich zwei Reihen hölzerner Schmieden aus, welche gleichsam einen Schmiedvorhof bilden; hier ist Alles voller Unreinlichkeit, wie dieß vom Gewerbe eines Schmieds, und namentlich eines hiesigen, unzertrennlich ist.

Die Luft ist auf dem Berge viel reiner als unten, theils wegen der geringern Bevölkerung, theils weil die Straßen bei Regenwetter entsetzlich schmutzig und immer noch ungepflastert sind; unterhalb am Berge athmet man nur faule Dünste ein, namentlich weil die Kanäle nicht gesäubert werden und keinen gehörigen Ablauf haben, was doch in Tobolsk nicht schwer einzurichten wäre. Das kleine, verschlammte, vernachlässigte und fast vergessene Flüßchen Kordiumka, welches in mannichfachen Krümmungen hin, und mitten durch Tobolsk läuft, könnte dazu benutzt werden. Gräben zur Ableitung der Unreinigkeit hat man hier nicht, und Niemand denkt daran. Die Straßen außerhalb des Berges sind mit Brettern der Länge nach beschlagen, und bedürfen fortdauernd der Ausbesserung, denn beim geringsten Fahren zerspalten sie sich.

Man schickt Leute verschiedenen Standes hieher in die Verbannung, unter andern auch Handwerker, doch ist immer großer Mangel daran. Die Verbannten betragen sich äußerst schlecht, sind sich selbst überlassen, und gehen mehr dem Trunke als der Arbeit nach, so daß sie bis jetzt noch wenig Nutzen schafften. Ihre frühern Kenntnisse gehen nach und nach zu Grunde, und sie werden am Ende vollkommene Taugenichtse.

Die Lage von Canada.

(Fortsetzung.)

Einige Beispiele mögen die Folgen dieses Systems erläutern. Das Mutterland hat wiederholt auf das Recht verzichtet, die Kolonisten ohne ihre eigene Zustimmung zu besteuern, und diese Bestimmung wird von der Kolonialregierung dem Buchstaben nach gehalten, dem Geiste nach aber verletzt, denn der Gouverneur verlangt das Recht der willkürlichen Verfügung über Fonds, welche nur dem Lande angehören. Diese Fonds bestehen aus den konfiscirten Gütern der Jesuiten, aus dem Gesammteinkommen vom Verkauf der Ländereien und des Holzes, den Gebühren von den Seigneurien und dem Ertrage des Zolls. Von ähnlicher Art sind die sogenannten Reserven der Geistlichkeit: durch die Akte von 1791 wurde ein Siebentheil aller Ländereien für die Kirche von England zurückbehalten, dieß geschah in einem Lande, wo es 30 Jahre früher nur Katholiken gab, und wo jetzt noch vier Fünftheile des Volks Katholiken, und die Mehrzahl der übrigen Dissenters sind. Außer diesem Landantheil erhielt die Kirche von England bedeutende Gehalte: der englische Bischof, welcher nur eine sehr kleine Heerde hat, bezieht ein Einkommen von 5000 Pfd. und führt den Titel Lordbischof von Quebek; der katholische Bischof, unter dessen Obhut die ungeheure Mehrzahl des Volks steht, hat nur 1000 Pfd., und darf seinem Titel die Benennung Lord nicht vorsetzen. Dieß sind zwar Kleinigkeiten, aber auffallende Beweise von Parteilichkeit und Ungerechtigkeit, und gerade von der Art, um bei gelegener Zeit das Volk zum Widerstand und zur Trennung vom Mutterland aufzureizen.

Die Regierung von Canada beschränkt sich nicht darauf, einzelne Theile des Einkommens ohne weiteres für sich in Anspruch zu nehmen, sondern sie verlangt auch, daß die für die Ausgaben der Regierung bewilligten Summen im Allgemeinen ohne genaue Bezeichnung der Verwendung bewilligt würden, und hierüber stritt sich die Assembly mit der Regierung nahe an 12 Jahre herum. Auch verlangte die letztere, die Assembly solle dem jeweiligen Gouverneur seinen Gehalt für die Dauer seines Amtes sogleich feststellen, ein Punkt, welchen schon die alten Kolonien lange und lebhaft bestritten hatten. Kaum kommt irgend eine Bill, welche den öffentlichen Beifall hat, in dem gesetzgebenden Rath, dem sogenannten Oberhause, unverstümmelt durch: so werden z. B. alle Bills verworfen, wodurch die königlichen Richter für unfähig erklärt werden, in dem gesetzgebenden Rathe zu sitzen, da ein politisches mit dem Richteramt für unvereinbar gilt. Die Assembly hatte zu diesem Schritt um so mehr Veranlassung, als der Oberrichter der Kolonie zugleich Sprecher oder Präsident des gesetzgebenden Rathes mit einem starken Gehalt ist, welcher mit seinem Gehalt von 1500 Pfd. als Oberrichter ihm ein Gesammteinkommen gibt, fast so groß als das des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Gegenwärtig sind die Richter widerruflich angestellt, und alle Bills, welche von der Assembly angenommen wurden, um ihre Unabhängigkeit festzustellen, wurden stets von demselben Zweig der gesetzgebenden Gewalt, worin die Richter sitzen und einen vorherrschenden Einfluß ausüben, verworfen. Dieß sind einige Beispiele aus der Liste der 92 Beschwerden, welche die Canadier im J. 1834 aufstellten. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die Assembly endlich ihre Zuflucht zu dem äußersten Mittel nahm, nämlich zur Steuerverweigerung. Man kann es als eine unbestreitbare Thatsache ansehen, daß die Canadier gegenwärtig mehr Ursache zur Klage haben, als die dreizehn vereinigten Staaten zur Zeit, wo es zwischen ihnen und dem Mutterlande zum Bruch kam.

Man hat mit eigenthümlicher Schlauheit sich bemüht, zu zeigen, der Kampf in Canada sey ein Kampf zwischen der französischen und englischen Partei, zwischen Unzufriedenen auf der einen, und Treuergebenen auf der andern Seite. Es ist allerdings ganz wahr, daß die Mehrzahl derjenigen, welche den Kampf für die Freiheit führen, französischen, die Mehrzahl derjenigen, welche die Mißbräuche zu erhalten suchen, englischen Ursprungs sind; aber die Bevölkerung in Unter-Canada ist in Allem, die Sprache und einige unpassende Gesetze ausgenommen, wesentlich englisch. Man behauptet, die englischen Ansiedler seyen nicht gehörig repräsentirt, die Bevölkerung französischen Ursprungs habe einen ungebührlichen Antheil an der Repräsentation; dieß ist durchaus unrichtig: im J. 1833 betrug die Gesammtbevölkerung von Unter-Canada 620,000 Seelen, wovon nur 150,000 englischen Ursprungs sind; bei der letzten Wahl waren von 88 Mitgliedern, aus welchen die Assembly besteht, 25 Engländer, oder mehr, als dem Zahlverhältniß der Bevölkerung nach der Fall seyn sollte. Unter-Canada ist im Seigneurien

und Townships abgetheilt, wovon die erstern der Mehrzahl nach von Franzosen, die letztern meist von Engländern bewohnt sind: nun wurde nirgends, wo die Engländer in Mehrzahl sind, ein Franzose gewählt, aber für jede Assembly wurden Engländer für Distrikte gewählt, worin die Franzosen die Mehrheit haben, und in der eben aufgelösten Assembly fanden sich nicht weniger als sechs Engländer, welche von Distrikten gewählt waren, wo die große Mehrzahl der Bevölkerung französischen Ursprungs ist. Was am meisten gegen die Behauptung spricht, als bestehe eine feindlich gesinnte französische Partei, ist der Umstand, daß in allen andern englischen Kolonien Nordamerika's die nämlichen Schritte von Seite der Opposition geschehen, wie in Unter-Canada. Dieß war nicht nur in Ober-Canada der Fall, wo wenig oder keine Einwohner französischen Ursprungs sich finden, sondern auch in Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Prinz Edwards-Insel und Neufundland, wo nie welche waren, und die übrigens, obwohl arm und spärlich bevölkert, alte Besitzungen Englands sind.

Die Mittel gegen die herrschende Unzufriedenheit sind leicht aufzufinden, und es gehört nichts dazu, als die Entschlossenheit und Redlichkeit, sie in umfassendem Grade durchführen zu wollen. Das Parlament muß ohne Zeitverlust den beiden Canada's so wie den andern Kolonien eine neue Verfassungsform bewilligen, wobei es einer der wesentlichsten Punkte wäre, den gesetzgebenden Rath wählbar zu machen, wie dieß schon von Unter- und Ober-Canada lang und laut begehrt wurde. Das Veto der Krone sollte bei der großen Entfernung des Landes sehr sparsam und mit Rücksicht geübt werden; gegenwärtig kann der Gouverneur einer Bill sogleich seine Zustimmung verweigern, oder die Sache der Genehmigung des Königs anheimstellen; aber auch selbst dann, wenn der Gouverneur eine Bill genehmigt hat, kann der Staatssekretär ihr binnen zwei Jahren noch seine Zustimmung verweigern. Diese monströse Gewalt erzeugt nichts als Ungewißheit, Verzögerung und Mißvergnügen, und war in der That einer der größten Klaggründe von Seiten der alten Kolonien. Jeder Zweig des Kolonialeinkommens sollte unter die Kontrolle der Assembly gestellt werden, ein namentlich in Kolonien durchaus nöthiger Punkt. In diesen Beziehungen sollte weder die Krone noch das Parlament sich knickerig zeigen, denn früher oder später werden die Kolonien die volle Gewährung ertrotzen, und die Klugheit fordert, offen und mit gutem Willen zu gewähren, was am Ende nicht verweigert werden kann. Mit Ausnahme der Fragen über Krieg und Frieden, über die Regulirung des auswärtigen Verkehrs und die Ernennung eines Gouverneurs sollte die Regierung in England sich wenigst möglich in die Angelegenheiten der Kolonisten mischen, da sie dabei möglicherweise nur Unheil anrichten kann. Abgesehen davon, daß Gerechtigkeit und gesunde Staatsgrundsätze ein solches Verfahren anrathen, so ist es auch schon der Klugheit gemäß, dieselben zu befolgen; zwischen den Kolonien und England ist das atlantische Meer, während erstere 24 Republiken zur Seite haben, welche durch eine Bundesverfassung zu einer mächtigen Nation von 15 Millionen vereinigt sind, und binnen wenigen Jahrzehenten Großbritannien an Bevölkerung übertreffen werden. Bei solchen Nachbarn ist es ganz augenscheinlich, daß der Besitz mißvergnügter Kolonien jenseits des atlantischen Meeres keine Quelle der Stärke, sondern der Schwäche und Gefahr ist. Alle Gründe der Politik gebieten, die Regierungsform der englischen Kolonien der der amerikanischen Staaten in ihrer Nachbarschaft, so weit sich dieß mit ihrer Verbindung mit dem Mutterlande verträgt, ähnlich zu machen. Die Elemente zu gesellschaftlicher Ungleichheit und aristokratischen Einrichtungen fehlen in den Kolonien, und solche Einrichtungen sind darum verhaßt. So lange die Kolonien weniger öffentliche Freiheit besitzen als ihre Nachbarn, deren Beispiel sie unablässig vor Augen haben, werden sie unzufrieden seyn, und es ist darum ein Gebot der Klugheit, ihnen Alles zu gewähren, was und wie sie es wünschen, weil jedermann zugibt, daß die Kolonisten und namentlich die Canadier gar keine besondere Neigung zu einer Verbindung mit den Vereinigten Staaten zeigen, obwohl dieß vielleicht in ihrer Lage das Natürlichste und Vortheilhafteste für sie wäre; eben so sind sie eher gegen als für eine Wiedervereinigung mit Frankreich eingenommen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

(Fortsetzung.)

Damascus.

Major Skinner quartierte sich in Damascus im Franziskanerkloster ein, und besuchte die Stadt in seiner europäischen Tracht, da Scherif Bey, der ägyptische Generalgouverneur, seinen Wunsch geäußert hatte, daß Europäer ihre Kleidung nicht ändern möchten, indem er die bigotten Damascener zwingen will, sich daran zu gewöhnen. Der Major fährt fort:

Es war Freitag, und die ganze muhammedanische Bevölkerung war nach dem Mittagsgebet in Bewegung und auf dem Wege nach den Gärten, die ihr Paradies bilden. Reisende mögen schreiben, was sie wollen, sie werden doch niemand, der mit dem Orient unbekannt ist, einen Begriff einer orientalischen Volksmenge geben. Ich mischte mich unter die Menschenmasse, die sich durch das Hauptthor ergoß, und erregte durch meine Tracht einen mir unbequemen Grad von Neugierde. Die Verschiedenheit der Trachten setzte mich in Erstaunen; man sah lange Linien von Frauen, in weiße Tücher gehüllt, langsam gegen die Kirchhöfe hinziehen, wo sie gewöhnlich ihren Spaziergang hinrichten, als ob sie in ihre Gräber zurückkehrten. Ihre Gesichter waren mit dunkelgefärbten Tüchern verhüllt, und unter den Falten ihrer weißen Mäntel so verborgen, daß man keinen Zug davon sehen konnte. Sie schienen alle von derselben Größe zu seyn, und gingen in demselben Schritt, ihre Füße in gelben Stiefeln zeigten sich noch etwas unter dem Mantel, und gaben ihnen das Ansehen von riesenhaften Enten. Seiltänzer und Musikanten stellten sich in den Weg der Menge, und zeigten ihre Künste vor jeder neuen Partie, die sich aus dem Thore ergoß; ein beständiges Klappern von kupfernen Schalen kündigte an, wo kühles Wasser verkauft wurde, und Brod und Früchte wurden im Namen des Propheten zum Verkauf ausgeboten, und so laut, daß man es über alles andere Geräusch hin hörte. Reich gekleidete Türken galop-

pirten am Wege hin, begleitet von Bedienten, welche ihre Dscherids trugen, andere ritten bedächtig auf weißen Eseln und Maulthieren, ihre Pfeifen im Munde. Nahe vom Thore weg steht eine Kuppel, die über ein Grab gebaut ist, welches von einer Menge von Frauen umgeben ist, als ob sie einen besondern Heiligen zu verehren gekommen wären, und ich hörte von Zeit zu Zeit den Namen von Fatima mit lauter Stimme anrufen. An dem obern Ende jedes Grabes ist ein Topf in die Erde gesenkt, in welche viele Frauen im Vorbeigehen Blumen warfen, und in dem ganzen ausgedehnten Kirchhof war nicht Ein Grab, dessen Blumentopf nicht gefüllt gewesen wäre.

In einiger Entfernung von dem Thore ist ein freier Plaz, etwa 200 Fuß lang, wo die Türken den Dscherid zu werfen pflegen, und an dem hier der Fluß Barahda mit großer Schnelligkeit strömt. Am Ufer sizen viele Gruppen rauchender Türken auf reichen Teppichen, während die Reiter ihre Pferde herumtummeln, bis sie kaum mehr stehen können. Die Frauen sizen auf einer Anhöhe und sehen zu, denn obgleich sie sich in Damascus nicht sehen lassen dürfen, so dürfen sie wenigstens sehen, was sie wollen. Wenn christliche und jüdische Frauen herauskommen, so sezen sie sich in einiger Entfernung unter Bäume, oder in entlegene Windungen des Ufers; diese plaudern und rauchen zuweilen unverschleiert, und meine ungewöhnliche Tracht verschaffte mir oft Gelegenheit, die schönsten Gesichter in der Welt zu sehen, da sie ihre Schleier aus Neugierde öffneten, um mich besser zu sehen. Die Damascenerinnen gelten für die schönsten Frauen im Orient, und so viel ich von ihnen gesehen habe, bin ich geneigt es zu glauben.

Scherif Bey, der ägyptische Generalgouverneur, saß, umgeben von seinem Stabe, am Fluß, bis das Spiel des Dscherid in vollem Gange war, worauf er ein prachtvolles Pferd bestieg und sich in die Mitte des Getümmels stürzte.

Dieser Plaz ist der Lieblingsort der Damascener, doch suchen manche Gruppen einsamere Pläze, wo sie unter blühenden Aprikosenbäumen niedersizen; überall, wo eine Anzahl von Leuten versammelt ist, wird eine wandernde Kaffeebude aufgeschlagen, und an den Ufern der zahllosen Bäche stehen Menschen mit Pfeifen und laden die Vorübergehenden zum Rauchen ein.

Ich ging den ganzen Nachmittag unter dieser Menge herum, für die ich ebenfalls ein Gegenstand großer Neugierde war, da viele unter ihnen nie eine fränkische Tracht gesehen hatten. Ich nehme mich in Vergleichung mit den weiten Kleidern der Türken schlecht genug aus, und die türkischen Frauen murmeln: Gott ist barmherzig, und scheinen um Schuz gegen meinen unglückbringenden Anblick zu beten, und die Christinnen lachen laut, und machen in ihren süßen Stimmen Commentare, die meiner Eitelkeit nicht schmeicheln. Ich ging vor einer Gruppe derselben, und zog zufällig mein Taschentuch, um den Staub von meinen Augen zu wischen, was ein so unermeßliches Gelächter erregte, daß ich glaubte eine große Unanständigkeit begangen zu haben. Ich stand in großer Verlegenheit mit dem Taschentuche in der Hand, und eine Menge Frauen schlichen herbei, das Wunder zu sehen. Am Ende steckte ich die Ursache dieses Jubilirens wieder ein, was ein allgemeines Händeklatschen und verdoppeltes Gelächter zur Folge hatte.

Ich erreichte das Franziskanerkloster gegen Abend. Es enthält acht Mönche, welche hier zum Studium des Arabischen unterhalten werden, und das Kloster ist zu diesem Behuf vom König von Spanien dotirt. Die guten Mönche sind sehr freundlich, halten aber gar strenge Fasten. Ich hatte vergessen, daß es Fastenzeit war, bis ich zum Abendessen kam, wo ich nach einem mühseligen Tag mit einem Kohl zufrieden seyn mußte. Die Mönche haben viele klägliche Geschichten zu erzählen über die Tyrannei, der sie früher ausgesezt waren, so sehr, daß sie nie mehr einem Türken ihr Thor zu öffnen wagten. Ihr größter Feind ist gerade auf Scherif Beys Befehl enthauptet worden; dieser hatte ihm sagen lassen, daß er sich wegen einer Anklage bei ihm zu vertheidigen habe, der Türke schlug den Boten des Bey und wurde hierauf von Soldaten vor diesen gebracht. Er war ein Mann von großem Reichthum und Einfluß: du hast, fragte der Bey, meinem Diener Widerstand geleistet? — Ja! — Köpft ihn! Dieß geschah wenige Schritte vom Diwan des Bey, und der Leichnam blieb den ganzen Tag als ein warnendes Beispiel für andere liegen. Dieser Mann pflegte, wenn er Geld brauchte, ins Kloster zu gehen, und da er zu mächtig war, als daß man ihm den Eintritt verweigern konnte, so drang er ins Innere, erklärte, daß er so und so viel Geld brauche, zog seinen Säbel, und blieb im Hofe unter Drohungen unmittelbarer Hinrichtung aller Mönche, bis sie bezahlt hatten. Dann verlangte er eine Flasche Branntwein, und trank mit Gott das Gedeihen des Klosters, wobei er sie zwang mit ihm anzustoßen.

Sonntag ist noch ein größerer Fasttag als Freitag, denn die Christen sind zwar weniger zahlreich als die Muhammedaner, sie zeigen sich aber Sonntags in großer Anzahl. Bei Tagesanbruch füllte sich die Kirche des Klosters, die Frauen saßen verschleiert in einer vergitterten Galerie, die Männer knieten unten. Nach der Kirche ging ich auf der Straße vor dem Kloster auf und ab, und da ich ein Magnet für alle christlichen Kinder von Damascus bin, so ermuthigten sich die Frauen bald auch. Unter ihnen waren einige, welche mich Freitags wegen meines Taschentuchs ausgelacht hatten, und ich entdeckte endlich, warum es sie so in Erstaunen gesezt habe. Sie hatten nie Taschen gesehen, und so viele zarte Hände wurden in die meinigen gesteckt, daß ich einige Mühe hatte zu entgehen, ehe meine Kleider in Stücken von mir gerissen und als Reste eines Ungeheuers vertheilt wurden. Jede Antwort, die ich meinen schönen Fragerinnen gab, sezte sie in immer neues Erstaunen. Ich sagte, ich sey nicht verheirathet. Warum, warum, o Franke? riefen alle, und drängten sich um mich, um das Geheimniß zu erfahren. Der Thürhüter des Klosters, der sah, daß ich Mühe hatte mich auszudrücken, näherte sich, und verdolmetschte mir eine Frage, welche eine alte Frau mit großer Ernsthaftigkeit an mich gemacht hatte, nämlich ob es wahr sey, daß in fränkischen Ländern Männer und Frauen in den Straßen Arm in Arm gehen? Ich konnte das Faktum nicht läugnen, und dieses Geständniß brachte ein solches Entsezen hervor, daß mich mein Auditorium gänzlich verließ.

(Fortsezung folgt.)

Ein Reisender, der vor Kurzem Syrien durchwanderte, berichtet Folgendes: In Aleppo besuchten wir ein christliches Mönchskloster und ein Kazenhospital. Ich scherze nicht. Muhammed hatte eine Lieblingskaze, welche einmal in dem Aermel des Propheten ihre Jungen zur Welt brachte. Was that Muhammed? Um die Kaze nicht zu stören, schnitt er den Aermel ab und überließ ihr denselben; deßhalb verehren die Muselmänner die Kazen. Die von Aleppo haben ihnen eine Art Kloster oder Hospiz erbaut, wo sie bei einander von der Mildthätigkeit der Gläubigen leben. Stirbt ein Mann und hinterläßt eine Kaze, um deren ferneres Schicksal er besorgt ist, so vermacht er sie jenem Hospital. Bei unserem Besuche befanden sich 500 Kazen in dem Hause.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 338.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 December 1836.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Von R. O. Spazier in Paris.)

Der Versuch des Ministeriums Guizot, sich bei der gerade ihm so gefährlichen Klasse der Schriftsteller eine Art von Popularität zu verschaffen, durch die Einsetzung einer Kommission, welche die Mittel aufsuchen soll, wie die Regierung durch Unterhandlungen mit auswärtigen Mächten und durch legislative Bestimmungen den französischen Buchhandel und die französische Literatur vor den sie zerrüttenden Gefahren des Nachdrucks sicher stellen könne, — dieser Versuch (denn Versuch wird es wohl nur bleiben) deutet auf einen tiefen Verfall des literarischen Verkehrs in Frankreich. Nirgends ist das literarische Eigenthum durch die Gesetzgebung im Lande so sicher gestellt, der Nachdruck hat sich aber an den Gränzen festgesetzt; er findet zwar kein Mittel, mit seinen Produkten mit den französischen Originalverlegern selbst zu konkurriren, nur den letzten bleibt ein ungeschmälerter Absatz unter einer Bevölkerung von 33 Millionen, die sich die gebildetste von Europa nennt; dennoch gesteht der Minister ein, daß, wenn der Absatz nach dem Auslande länger auf diese Weise bedroht werde, die französischen Buchhändler bald gar keine wissenschaftlichen Bücher mehr drucken können und sich auf bloße Tagesliteratur würden beschränken müssen. Werfen wir einen Blick auf Deutschland, das fast gar keine seiner Originalwerke nach dem Ausland absetzt, das schon so lange mit dem Nachdruck im eigenen Lande kämpft, und wo immer noch der Buchhandel einer der blühendsten und solidesten Theile seiner Industrie ist, so wird man leicht begreifen, daß diese trübe Erscheinung in Frankreich innig mit seinem politischen, socialen und moralischen Zustande zusammenhängt.

Ich weiß nicht, in wie weit die früher bei uns in Deutschland verbreitet gewesenen Begriffe von der Großartigkeit des französischen Buchhandels, von der fürstlichen Belohnung der Schriftsteller durch die Verleger, von den außerordentlich starken Auflagen und dem Absatz so vieler Tausende von Exemplaren früher auch gegründet gewesen, wenn man aber die jetzigen Verhältnisse des französischen Buchhandels kennen lernt, kann man es kaum begreifen. Allerdings hat der französische Buchhandel durch die Juliusrevolution, durch Pfennigliteratur, durch die allgemeine geistige Apathie, die sich des Volks bemächtigte, große Stöße seit 6 Jahren erlitten; aber diese Umstände haben überall mehr oder weniger unheilvoll eingewirkt, ohne verhältnißmäßig in andern Ländern dieselben nachtheiligen Folgen hervorgebracht zu haben. Mir gilt daher schon dieser Jammer und dieß Misere, welche die einige Monate dauernden Geschäftsstockungen unter allen französischen Buchhändlern verbreitete, für einen sehr starken Beweis, daß er schon lange sehr schwindelhaft und unsolid gewesen seyn muß.

Es scheint mir auch unmöglich, daß, wenigstens seit 1815, der französische Buchhandel jemals im Ganzen genommen habe auf festen, geschweige, wie man sonst bei uns glaubte, auf goldenen Grundpfeilern ruhen können. Denn von den sechs Hauptkrebsschäden, die an seinem innersten Lebenskern nagen, der Centralisation des Landes und seiner selbst, der jedem Privatmann mit den Verlegern möglichen Konkurrenz, welche eben nur bei dieser Centralisation gedacht werden kann, dem enormen Tribut, den der Verleger an den politischen Journalismus zu zahlen hat, und der ihn schon allein erdrücken müßte, dem Mangel an aller spontanen, lockenden, aufmunternden, und der Publizität der Werke von selbst behülflichen Kritik, und endlich dem betrügerischen Nachdruck,— von diesen Krebsschäden war nur der letztere in neuerer Zeit hinzugekommen. Die übrigen auflösenden Elemente wirken schon sehr lange; wenigstens seit dem Beginn der Restauration, seit welcher man sich aber auch in Deutschland von den großen Aushängeschilden und dem Schreisystem der französischen Verleger und Journale hauptsächlich hat irre führen lassen. Alle angeführten frühern glänzenden Beispiele sind gewiß auch damals Ausnahmen gewesen. Man sehe sich in Paris um, welche von den ehemals blühenden Häusern noch bestehen: Didot's? Wer weiß nicht, daß ihr Haupterwerb in ihrer Druckerei, nicht in ihrem Verlagsgeschäft besteht? Treuttel und Würtz? Hier ist Deutschland und zum Theil England die Haupterwerbsquelle. Eben so wie Rußland bei Bertrand und andern. Panckoucke? Seine Solidität liegt in seinen Klassikern, die er als Gelehrter selbst bearbeitet, und denen er darum

einen besondern Werth gibt, und er hat daher seine dauernden Erfolge wenigstens eben so seiner Wissenschaftlichkeit als seiner Betriebsamkeit zu danken. Beinahe alles Uebrige fallirte und zwar mehreremale.

Die Lage von Canada.

(Schluß.)

Statt dieses raschen und entschiedenen Verfahrens, was that die englische Regierung und was thut sie noch? Eine Reihe ärmlicher Ausflüchte und Verzögerungen hatten bloß zur Folge, die Kolonisten zu erbittern und sie zu Steigerung ihrer Forderungen zu reizen. Einige Beschwerden wurden halb abgestellt, dieß ist Alles, was man sagen kann, aber auch hier kam die Nachgiebigkeit so spät, und geschah so unwillig, daß es allen Anschein hatte, als habe man nicht der Gerechtigkeit, sondern nur der Nothwendigkeit nachgegeben. Mit Ausnahme von etwas wenig Keckheit ist dieß durchaus dasselbe Verfahren, welches die englische Regierung in den 70ger Jahren gegen die alten Kolonien beobachtete; es begann mit Hochmuth und Drohung, und endete mit feiger Nachgiebigkeit und Herabwürdigung. Den ersten Widerstand gegen „Besteuerung ohne Repräsentation“ erklärte die damals im englischen Parlament herrschende Partei für eine kecke Beleidigung der königlichen Vorrechte und eine kühne Anmaßung der Regierungsgewalt. Dann wurde die Stempelabgabe widerrufen, eine so geringe Abgabe, daß sie die Kosten des Einsammelns nicht ertragen hätte, wenn sich auch die Amerikaner ruhig unterworfen hätten; eben so wurden die geringen Abgaben auf Glas, Papier und Farbwaaren wieder abgeschafft, aber eine Abgabe von 3 Pence auf das Pfund Thee beibehalten, weil, sagte der Premierminister, an eine gänzliche Abschaffung nicht zu denken sey, ehe Amerika sich unterworfen habe. Nachdem der Streit zehn Jahre gedauert hatte, kannte die englische Regierung ihre wahre Lage noch immer so wenig, daß eine Parlamentsakte durchging, welche der Regierung das Recht verlieh, die Mitglieder des gesetzgebenden Raths Massachusetts, welches damals die widerstrebendste Provinz war, zu ernennen; kurz man gab der Krone die Gewalt, Massachusetts zu dem zu machen, was Unter- und Ober-Canada jetzt sind. Franklin schlug einen dem Mutterlande äußerst günstigen Aussöhnungsplan vor, aber die englische Regierung wollte nur einige Beschwerden, nicht alle abstellen, und namentlich ihren Anspruch nicht aufgeben, sich in die innere Verwaltung der Kolonien zu mischen. So wurde das Schwert gezogen, und nach mehrern Unfällen der Engländer schickte die Regierung Kommissäre nach Amerika, angeblich, um den Kolonien wieder den Frieden zu geben; als die Kommissäre jedoch ihre Vollmachten zeigten, ergab sich, daß sie nur Verzeihung ertheilen, aber nicht die Beschwerden selbst abstellen konnten. Der amerikanische Kongreß ließ die Korrespondenz mit den Kommissären bekannt machen, und so wurde der Vorschlag der englischen Minister dem Gelächter preisgegeben. Nach weitern Unfällen dachte man endlich an wirkliche Abstellung der Beschwerde, und sandte Kommissäre mit genügenden Vollmachten ab; dieselben Menschen, welche im Anfang des Streits den Widerstand gegen willkürliche Besteurung für eine kecke Anmaßung der Regierungsgewalt erklärt hatten, wollten nun den Amerikanern Alles zugestehen, nur nicht die völlige Trennung; amerikanische Deputirte sollten im Unterhaus Sitz und Stimme haben, und dieselben Leute, welche die Freibriefe der amerikanischen Kolonien abgeschafft und das Kriegsgesetz in denselben proklamirt hatten, wollten jetzt zugestehen, daß keine Truppen des Mutterlandes ohne Einwilligung der gesetzgebenden Versammlungen der Kolonien in Amerika stationirt werden sollten. Die Amerikaner verwarfen diese Bedingungen ohne Zögern: sie waren reif zur Unabhängigkeit und behaupteten sie. Dieß ist eine Geschichte, welche jedem englischen Minister vorschweben sollte, wenn von Kolonialbeschwerden die Rede ist.

Die Geschichte des Streits mit den jetzigen amerikanischen Kolonien ist dem mit den ältern nicht unähnlich: auch hier wollte man anfänglich nichts von Beschwerden hören, und läugnete das Bestehen derselben gänzlich; als aber die Kraft und die Forderungen der Kolonisten wuchsen, stellte man einige kleinere Beschwerden ab, jedoch so spät und widerstrebend, daß man keinen Dank dafür einerntete. Die Klagen der Kolonisten dauern jetzt schon seit mehr als 25 Jahren, und bis jetzt hat man nichts dagegen gethan, als eine Untersuchungskommission hinzuschicken, und diese Untersuchungskommission besteht aus lauter Leuten, welche nie in Canada waren; man scheint also mit der Kommission nur Zeit gewinnen zu wollen, und der Erfolg derselben läßt sich deßhalb ohne Mühe errathen.

Wenn man die Verhältnisse zwischen den nordamerikanischen Kolonien und dem Mutterlande auf einen angemessenen Fuß setzen will, so darf die Verbindung für keinen von beiden Theilen fortdauernd lästig seyn: die Kolonien müssen dieselbe Freiheit des Handels mit fremden Nationen genießen, wie das Mutterland selbst, aber sie müssen ihre Civil- und Militärverwaltung selbst bestreiten, und England jeder Last ihretwegen, sey es nun finanzieller oder kommerzieller Art, enthoben seyn. Es ist nicht schwer, die Vortheile aufzuzählen, welche daraus dem Mutterlande erwachsen würden, obwohl dieses nach der gewöhnlichen Ansicht bei dem jetzigen Systeme gewinnt. Während des Kriegs mit den Vereinigten Staaten im J. 1814 unterhielt England in den Canada's 30,000 Mann regelmäßiger Truppen, welche, abgesehen von den unmäßigen Ausgaben für die Marine auf den Seen, in jedem Kriegsjahr einige Millionen kosten mußten. Seit dem Frieden wurden 5000 Mann in Nordamerika unterhalten, welche wenigstens 200,000 Pfd. kosten; unter dem Vorwande, die Wasserkommunikationen zur Vertheidigung Canada's in bessern Stand zu setzen, wurde über eine Million Pfd. ausgegeben; und wie natürlich wurde der Anschlag weit überschritten, und zwar für ein Unternehmen, welches wenig oder keine Handelsvortheile bietet, und in militärischer Hinsicht dem Feinde gerade so gut dienen kann, als demjenigen, welcher thöricht genug war, auf die Möglichkeit eines künftigen Vortheils hin eine so ungeheure Ausgabe zu machen. Außerdem wurden noch für Flotten, Docken und Arsenale bedeutende Ausgaben gemacht, und die Verwaltungskosten allein, welche England bestreiten muß, betragen über 10,000 Pfd. jährlich.

Für diese Ausgaben wird England der gewöhnlichen Mei-

nung nach durch Handelsvorrechte und Vortheile entschädigt: man behauptet, der Handel mit den nordamerikanischen Kolonien beschäftige in ausnehmend hohem Grade die Schiffe und Matrosen Englands, verschaffe demselben einen großen Markt für seine Manufakturwaaren und einen höchst passenden Ableitungskanal für seine Auswanderungen. Nichts ist leichter zu widerlegen, als diese Behauptungen. Indem man eine ungeheure Auflage auf das Korn und das Holz des nördlichen Europa's, namentlich des letztern, legte, hat man den Handel dahin entmuthigt und fast unterdrückt, um den Handel mit den Kolonien unnatürlich aufzumuntern. Diese Politik begann im J. 1800 und erhielt ihre Vollendung im J. 1813. Unter diesem für die Kolonien anscheinend so günstigen System betrug die Ausfuhr an englischen Produkten und Manufakturen im J. 1817 1,515,317 Pfd., im J. 1830, also nach 17 Jahren, 1,837,133 Pfd., was eine Vermehrung von 18 Proz. ausmacht, also keineswegs mit der Vermehrung der Konsumenten in Verhältniß steht, und somit gar keine Vermehrung zu nennen ist. Während derselben Zeit hat der Handel mit dem nördlichen Europa, welchen man eingebildeten Vortheilen des Kolonialhandels aufopferte, sehr bedeutend abgenommen: im J. 1817 betrug die Ausfuhr englischer Produkte und Manufakte nach Rußland, Preußen, Schweden und Norwegen 3,905,730 Pfd., im J. 1830 war sie auf 1,890,688 Pfd. gefallen, also um mehr als zwei Millionen. Die Abnahme, welche hier statt fand, übersteigt die Gesammtausfuhr nach den amerikanischen Kolonien. Man hat einige arme Kunden auf der einen Seite gewonnen, und viele reiche auf der andern verloren. Was die Beschäftigung der Schiffe und Matrosen durch diesen Handel anbelangt, so führen die Vertheidiger dieses Monopols an, daß jährlich etwa 8700 Schiffe mit 450,000 Tonnen und 20,000 Matrosen in Thätigkeit gesetzt würden: nun machen aber die Schiffe im Durchschnitt zwei Reisen des Jahrs, diese Angabe ist also um die Hälfte übertrieben, und von dieser Hälfte muß man noch abziehen, wie viele Schiffe und Matrosen durch die Abnahme des englischen Handels mit dem Norden Europa's unbeschäftigt blieben.

Die gerühmten Vortheile Canada's für die Auswanderung verdienen kaum eine ernstliche Widerlegung; so lange England übervölkert und Canada zu schwach bevölkert ist, so lange zu wenig Land in dem einen, und zu wenig arbeitsfähige Hände in dem andern Lande sich finden, so lange wird die Auswanderung fortgehen, so schnell wie in den letzten fünf Jahren, auch wenn Canada ein unabhängiges Land würde; der einzige Unterschied bestände darin, daß die Auswanderung dann ohne Kosten für das Mutterland vor sich ginge, denn sie ging und geht noch von Großbritannien nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika seit 50 Jahren fort; sie hörte nicht auf, als Nordamerika unabhängig wurde, im Gegentheil sie stieg wie der Handel. Nach den Kolonien, welche die gegenwärtigen Vereinigten Staaten bilden, betrug die ganze Ausfuhr brittischer Produkte und Manufakte nur 1,300,000 Pfund, mit der unabhängigen Republik ist derselbe, trotz der unklugen Beschränkungen von beiden Seiten, auf 6 bis 7 Millionen gestiegen.

Aber die aufgezählten Verluste, welche England durch dieses falsche Kolonialsystem erleidet, sind bei weitem noch nicht alle. Alles in England eingeführte Bauholz, das rohe Material für einige der wichtigsten Manufakturen, so wie endlich ein großes Lebensbedürfniß, das Korn, ist in Folge derselben Politik theuer und schlecht; der Unterschied des Zolls zwischen dem baltischen und canadischen Zimmerholz beträgt nach einer von dem Schatzkammeramte selbst gelieferten Berechnung etwa anderthalb Millionen jährlich, rechnet man aber seit 1815 im Durchschnitt jährlich nur eine Million, so beträgt der Nationalverlust in den letzten 20 Jahren nicht weniger als 20 Millionen Pfund. Der ganze pekaniäre Verlust, welchen die Nation wegen der nordamerikanischen Kolonien erleidet, kann wohl nicht unter zwei Millionen Pfund Sterling jährlich angeschlagen werden, ohne den Verlust des einträglichen Handels zu rechnen, welchen man mit den Nationen des nördlichen Europa's führen könnte. So viel über die angeblichen Vortheile dieses Handels für England. Auch die Kolonien selbst verlieren dabei mehr, als sie gewinnen können: sie verlieren namentlich den für sie vortheilhaftesten Verkehr, nämlich den mit ihren Nachbarn, den Vereinigten Staaten, welcher gegenwärtig großentheils nur heimlich betrieben wird, als wäre diese wohlthätigste und gesetzmäßigste Verbindung unter verschiedenen Nationen ein Staatsverbrechen.

Dieß ist eine ziemlich klare Auseinandersetzung der Verbindung, welche nach den Ansichten der Menge und den Darstellungen der Betheiligten dem Mutterlande und den Kolonien so vortheilhaft seyn soll. So, wie die Kolonien der neuern Nationen bisher geleitet wurden, haben sie das sie aussendende Mutterland mehr geschwächt als gestärkt, und in so weit das System des Kolonialhandels befolgt wurde, haben sie den Handelsverkehr eher gehemmt als befördert, indem die Kapitalien in einen minder vortheilhaften Weg geleitet wurden, als sie außerdem durch den natürlichen Gang der Dinge gekommen wären. Eine Kolonie ist eine Uebertragung eines Theils der Arbeit und des Kapitals des Mutterlandes in entfernte Gegenden, um Produkte zu gewinnen, welche man dort mit Vortheil zu erhalten hofft; ob diese Uebertragung vortheilhaft oder nachtheilig ist, diese Frage hängt durchaus davon ab, ob man sich diese Produkte wohlfeiler durch die Kolonie oder auf andere Weise verschaffen kann. Alle Kolonien, welche gegen diese oberste Regel sündigen, sind nachtheilig. Die einzigen Kolonien der neuern Zeit, welche ihrem Zweck entsprechen und geleitet werden, wie Kolonien geleitet werden sollten, sind die sogenannten Territorien der Vereinigten Staaten: dahin strömt fortwährend die Bevölkerung der ältern Staaten, sobald ihre Arbeit dort größern Vortheil bietet als in den letztern. Die Centralregierung leitet ihre Verwaltung mit großer Sparsamkeit, und entschädigt sich für die gemachten Ausgaben reichlich durch den Verkauf der Ländereien des Gebiets, dessen Bewohner ohne Verzug in den Besitz jedes wesentlichen Vortheils gesetzt werden. „Ueberfluß an gutem Lande und Freiheit in der Leitung der Angelegenheiten nach ihrer Weise," dieß sind nach Adam Smith die großen Grundbedingungen der Wohlfahrt aller neuen Kolonien, und dagegen ist hinsichtlich Canada's gröblich gesündigt worden.

Digitized by Google

Wasserhosen.

Am 12ten November sah man in der Nähe der Dünen von Dover mehrere Wasserhosen, die mit reißender Schnelligkeit gegen Süden fortzogen. Eine dieser Wassersäulen, obwohl mehrere (englische) Meilen entfernt, schien ausnehmend groß, und erhob sich majestätisch in die Wolken, wobei der obere Theil einen weit größern Durchmesser, als der untere zeigte. Der Wind gab ihr eine oscillirende Bewegung, und den Wogen, über welche sie hinstrich, den Anschein eines kochenden Kessels. Blitze zuckten von Zeit zu Zeit aus den Wolken hervor, und ließen keinen Zweifel, daß das elektrische Fluidum, verbunden mit dem Wind, die Hauptursache dieser Erscheinung sey.

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

Damascus.

(Fortsetzung.)

Ich habe Scherif Bey einen Besuch gemacht, er war früher Pascha von Oberägypten, und ist durch Heirath mit Mehemet Ali verwandt. Er gilt allgemein für sehr fähig für seinen schwierigen Posten, und er hat den unruhigen Geist der Türken in der Stadt sehr gedämpft; sie dürfen keine Waffen tragen, und die pompösen Renommisten, welche noch vor einigen Monaten mit Pistolen beladen waren und ihre Säbel bei jedem Anlaß zogen, schleichen jezt mit einer ungemein bescheidenen Miene durch die Straßen. Die Häuser sind jedoch wohl mit Waffen versehen, und Scherif Bey hat bis jezt nicht gewagt die Stadt zu entwaffnen, wartet jedoch nur auf eine Gelegenheit und auf Vermehrung seiner Besazung, die nur aus 600 ägyptischen Soldaten besteht, welche nicht hinreichend sind die Thore zu bewachen, geschweige eine Bevölkerung von 200,000 Menschen, die dem Pascha größtentheils abgeneigt ist, im Zaume zu halten.*) So ist es in allen großen Städten in Syrien, und Ibrahim marschirte nach Ikonium, während er seine bittersten Feinde hinter sich ließ, ohne an irgend einem Orte eine Besazung von 1000 Mann zu lassen. Die Türken haben sich dem Fatum unterworfen.

Was hältst du von Ibrahims Armee? fragte mich Scherif Bey. Sie ist unnöthig, sagte ich, er erobert mit seinem Namen. Der Bey lachte, und sagte: wahr genug! Die Türken hatten Damascus zu Ehren für nöthig gehalten der ägyptischen Armee ein Treffen zu liefern, und zogen nach vielen Rodomontaden in schlechter Ordnung und schwerfälliger Rüstung hinaus, sobald sie aber die regelmäßigen Truppen des Pascha von Aegypten sahen, welche den Befehl hatten ihr Feuer zu sparen, bis die Türken auf halber Schußweite waren, während ein Korps arabischer Kavallerie bereit gehalten wurde, die Flüchtlinge niederzuhauen, so flohen die Türken nach der Stadt, wo sie mit Spottgelächter empfangen wurden. So fiel Damascus.

Ich fand den Pascha auf seinem Diwan sizend, vor ihm ein armenischer Dolmetscher auf den Knieen, und neben ihm ein sehr gravitätischer Mollah. Der Generalgouverneur steht im Geruch, ein schlechter Muhammedaner zu seyn, und wird angeklagt, im Ramadan öffentlich geraucht und Kaffee getrunken zu haben. Eben so hat man ihn oft einen Ungläubigen mit dem Gruß: „Der Friede sey mit dir!" anreden hören, ein gehässiges Verbrechen. Er hofft durch diese Behandlungsart der Christen diese zu ermuthigen und ihre alten Unterdrücker zu demüthigen, und die syrischen Christen haben, wie es bei Freigelassenen zu gehen pflegt, sich in das ihrer frühern Demuth entgegengesezte Extrem gestürzt, und bereiten sich, wie ich fürchte, durch ihre gegenwärtige Prahlerei einen harten Tag der Vergeltung, wenn die ägyptische Macht sinken sollte. Die christlichen Priester besorgen dasselbe, und predigen gegen die Eitelkeiten dieser Welt, aber umsonst, jeder Christ reitet jezt Pferde, und zeigt sich in den ihm früher verbotenen Farben, einige mengen sich sogar unter die Spieler des Dscherid, und sind so unverschämt in ihrem Betragen, als die Türken je waren.

Nachdem Scherif Bey eine Tasse Kaffee getrunken hatte, ließ er sich eine Flasche Liqueur geben, und er labte sich mit großem Vergnügen daran. Er bot dem Mollah auch davon an, dieser weigerte sich, schlug es positiv ab, aber schielte doch danach. Der Pascha bestand darauf, der heilige Mann vertheidigte sich, aber der Sklave stand mit dem Glas wie eine Bildsäule vor ihm, und der Mollah gab am Ende nach.

Ich brachte viele Tage in dem Bazar von Aschad Pascha, dem schönsten in der Stadt, zu, indem die Beduinen, welche Kamele für die Reise durch die Wüste miethen, hier in Menge zu sehen sind, und ich einen Kontrakt mit einem derselben machen wollte. Der Chef der Karawane nach Bagdad wollte mich und zwei Engländer, die mit mir reisen sollten, nicht unter seinen speziellen Schuz nehmen, weil er besorgte, daß die Anazi-Beduinen den Transitzoll der Karawane unter diesem Vorwand höher stellen würden. Ein kleiner alter Mann, Namens Hassan, erbot sich endlich mit uns zu unterhandeln, und ich hatte alle Tage eine Diskussion darüber; seine Forderungen waren so übertrieben, daß ich daran verzweifelte. Endlich schlossen wir ab, Hassan sollte uns auf einer von den Arabern nicht besuchten Straße führen, unsere Partie aus 15 bis 20 Mann bestehen und nur Nachts reisen. Ich erzählte Scherif Bey meine Verabredung, die er mißbilligte, und mich bat zu warten, bis er Nachrichten über Hassan eingezogen habe. Den nächsten Abend kam sein Dolmetscher, zu erklären, daß Hassan nicht zuverlässig sey, und der Gouverneur nicht für unsere Köpfe stehen wolle, daß wir aber gehen können, wenn wir wollen, da ihm weniger daran liege als uns, ob wir mit oder ohne Köpfe in Bagdad anlangen. Wir beschlossen den Rath Sr. Excellenz zu befolgen, und gingen nächsten Morgen auf den Bazar Hassan aufzusagen; wir hatten die Hälfte des verabredeten Geldes schon vorausbezahlt, und wußten nicht, wie wir es wieder erhalten könnten, aber Hassan kam uns mit dem Geld entgegen, und erklärte, daß er uns nicht als Führer dienen könne.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die ägyptische Besazung ist seit dieser Zeit auf drei Regimenter, bestehend aus 10,000 Mann, vermehrt worden. Die Leichtigkeit, mit der Ibrahim bis jezt sich in Syrien gehalten hat, hat ihren Grund in der alten Feindschaft der verschiedenen Nationen und der verschiedenen Parteien in den großen Städten. Damascus enthält 30,000 Christen, und die türkische Bevölkerung ist in zwei Parteien getheilt, welche sich seit alten Zeiten hassen und verfolgen, und zwischen denen die Aegypter bis jezt das Gleichgewicht gehalten haben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 85** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Bridgewater-Bücher.** (Fortsetzung.) — **Chateaubriand.** (Schluß.)

[illegible]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 339.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 December 1836.

Ueber die gegenwärtige Geldkrise in England.

Wir sind keineswegs gemeint, hier auf finanzielle Grübeleien und Bankrechnungen einzugehen, sondern wollen bloß versuchen, dasjenige anzudeuten, was unserer Ansicht nach der wahre Grund der gegenwärtigen Krise in England ist, abgesehen von den Geldverhältnissen zu andern Nationen, obgleich auch diese von Bedeutung sind, und namentlich zwei Umstände hervorgehoben werden müssen. Wir getrauen uns nicht, über ein so schwieriges Thema eine genügend motivirte und umständliche Darstellung zu geben, sondern beschränken uns einige allgemeine, aus der neuern Geschichte Englands enthobene Ansichten mitzutheilen. Um den Stand der Sache gehörig zu würdigen, müssen wir einen Blick auf die Zeit des Kriegs werfen, denn Englands Zustand dreht sich in neuerer Zeit immer um Eine Achse, nämlich die Staatsschuld, welche ihre jetzige Höhe während des letzten Kriegs erreichte, namentlich zur Zeit, als die Baarzahlungen der Bank suspendirt waren, und nur Papiergeld cirkulirte. Damals wurden die 3prozentigen Anlehen zu 60 abgeschlossen, aber in Papier, die Unze Gold war zu jener Zeit auf 5 Pfd. 10 Sch. gestiegen, während sie nach dem eigentlichen englischen Münzfuß nur 3 Pfd. 17 Sch. 10½ P. werth ist. Jene 60 Pfd. in Papier waren also nach diesem Münzfuße nur etwa 37 in Gold werth. Im J. 1819 kam man auf den alten Münzfuß zurück, die 3prozentigen stiegen auf 90, und somit mußte die Nation eine Schuld von 90 Pfd. in Gold anerkennen, für welche sie nur etwa 37 erhalten hatte. Dieser allerdings furchtbare Verlust hätte sich immer noch ertragen lassen, wenn nicht zu gleicher Zeit durch die wieder eröffnete Verbindung mit dem Kontinent und das Einströmen einer Menge von Engländern auf denselben allmählich eine größere Gleichheit in dem Preise aller Lebensbedürfnisse sich eingestellt hätte. So lange England fast mit der ganzen civilisirten Welt im Kriegszustande war, lag an dem hohen Preis aller Lebensbedürfnisse in England selbst verhältnißmäßig wenig, denn die Sache glich sich immer aus; sobald aber die Verbindung mit dem Kontinent wieder eröffnet war, und man mit den Waarenpreisen des Kontinents in Konkurrenz treten mußte, zeigten sich die Folgen des Uebelstandes immer deutlicher. England sah sich genöthigt, die Preise, namentlich des Korns, in der Höhe zu erhalten, weil sonst die unermeßlichen Abgaben nicht zu erschwingen sind; auf der andern Seite machte aber die Konkurrenz mit dem Kontinent eine Ermäßigung der Preise nöthig. Man kam zu keinem rechten Entschluß, bis man im J. 1825, wo durch die Verluste in südamerikanischen Spekulationen eine heftige Handelskrise eintrat, unsanft aufgeschreckt wurde.

Nun erkannte man die Unsicherheit des Zustandes, und legte alles Ernstes Hand ans Werk, um aus dem unglücklichen Cirkel: unermeßliche Schuld, hohe Abgaben, hohe Preise aller Lebensbedürfnisse, und somit Unfähigkeit, mit dem Kontinent zu konkurriren, so viel als möglich herauszukommen. Seit dem J. 1826 bemühte sich die Regierung, die Abgabenlast zu erleichtern, und hat auch durch ungewöhnliche Anstrengungen es dahin gebracht, dieselben von 55 Millionen auf 45 herabzubringen, gewiß ein in der Geschichte des Finanzwesens der neuern Zeit unerhörter Erfolg im Laufe von nur 10 Jahren. Aber die Wirkung selbst dieses großen Erfolges wurde fast gänzlich zu nichte durch das allmähliche Sinken der Preise, welches hauptsächlich durch das Einströmen des Getreides aus Ireland hervorgebracht wurde, und in deren Folge die verminderte Summe so schwer aufzubringen war, als vorher die ganze Last. So gerieth man endlich auf den Wahn, der Fehler liege wesentlich an dem Mangel leichterer Umlaufsmittel, und Einige schlugen sogar vor, wieder zum Papiergeld wie zur Zeit des Kriegs zurückzukehren. Mochten nun die Klügern diesen Wahn theilen, oder nur ein temporäres Auskunftsmittel suchen, wie die jetzige Regierung Englands solche manchmal ergriff, genug, vor drei Jahren ging im Parlament der Vorschlag durch, daß die Landbanken künftig selbst Zettel ausgeben, und diese nicht mehr wie sonst mit Gold, sondern auch mit Zetteln der Bank von England einlösen dürften. Es war dieß ein Mittelweg, wo man zwar nicht die Baarzahlungen aufhob, doch aber der Papiercirkulation eine viel größere Ausdehnung gab, als dieß in der letzten Zeit der Fall gewesen war.

Das Auskunftsmittel war eben so schlecht, als hätte man falsches Geld geschlagen, und der Erfolg war auch derselbe. An-

fangs zwar ging Alles gut: die Landbanken und die Bank von England selbst vermehrten ihre Cirkulation ungemein, das Geld wurde wohlfeil, folglich stiegen die Waaren im Preise, und fast jedes Vierteljahr zeigte eine Mehreinnahme des Schatzes, was die Regierung oder wenigstens ihre Freunde nicht ermangelten, der vortrefflichen Verwaltung zuzuschreiben. Eine ungewöhnliche Thätigkeit im Handel und in Gewerben machte sich offenbar, ungeheure zum Theil sehr gewagte Unternehmungen wurden begonnen, und Alles frohlockte über die unerhörte Blüthe der Industrie. Aber der Jubel dauerte nicht lange: schon seit einem halben Jahre ließen sich allmählich warnende Stimmen hören, daß eine Handels- und Geldkrise bevorstehe. Um dem Schwindel Einhalt zu thun, und um ihre eigene Sicherheit besorgt, erhöhte die Bank von England ihren Diskonto von 3 auf 4 auf 4½, und endlich auf 5 Prozent; nun begann der Schrecken, die Fonds fielen, und jetzt steht England am Rande einer Handelskrise, von welcher man noch nicht weiß, wann und wie sie enden wird.

Die Vermehrung des Papiergeldes hatte zur Folge gehabt, den Preis des Geldes zu erniedrigen, eine ganz natürliche Folge, denn eine Waare, welche in großer Menge auf den Markt gebracht wird, sinkt im Preis. Alles, was Geld bedurfte, wandte sich nach England, wo das Geld so wohlfeil war, und da man das Papier der englischen Banken in andern Ländern gar nicht oder nur in sehr geringem Maße gebrauchen konnte, so zog man das baare Geld heraus, und eine Masse derjenigen Papiere, welche auf den großen Geldmärkten Europa's cirkuliren, strömte nach England. Somit wurde dieses mit Papier überfüllt, und von baarem Gelde verhältnißmäßig entblößt.

Diese Entblößung von baarem Geld auf der einen und die übertriebenen Spekulationen auf der andern Seite nöthigten endlich die Bank, dem Strom der Dinge Einhalt zu thun, doch schien sie fürs erste hauptsächlich nur die Nordamerikaner treffen zu wollen, welche in der neuesten Zeit eine Menge Geld aus England gezogen hatten. Es ist eine bekannte Sache, daß Nordamerika eben in einem Uebergang aus einer unmäßigen Papiercirkulation zu einer Cirkulation von baarem Gelde begriffen ist. Dem Ausströmen des letztern aus England suchte nun die Bank vorerst vorzubeugen, was aber nicht zu gelingen scheint, denn England bedarf von Amerika mehr, als Amerika von England braucht, und den Ueberrest muß England mit Geld decken. Dieses Hülfsmittel schlägt also fehl, und es bleibt kein anderes übrig, als daß England nach und nach die Staatspapiere, welche in den letzten Jahren nach dem wohlfeilen Geldmarkt strömten, auf den Kontinent zurückschickt, und dadurch das baare Geld wieder an sich zieht.

Die Folgen der Erhöhung des Diskonto's fangen in England erst an, sich zu zeigen. Die Landbanken schossen Geld vor, zu 4, höchstens 5 Proz., und sie selbst erhielten Geld in London zu 3, ja zu 2 Proz., so viel sie wollten. Mit dem leicht und wohlfeil erhaltenen Gelde wurden eine Menge Unternehmungen begonnen oder erweitert, und viele derselben werden sich auch nur dann behaupten können, wenn sie fortwährend Geld zu so wohlfeilem Preise erhalten. Dieß ist jedoch nicht mehr möglich, weil die Landbanken, welche durch ihre Vorschüsse diese Unternehmungen nährten, in London das Geld selbst theurer bezahlen müssen, und folglich auch nicht mehr so wohlfeil ausleihen können. Die Krise begann im September, und ist noch immer nicht im Abnehmen, ja sie kann auch nicht abnehmen, so lange der Wechselcours immer noch ungünstig ist.

England ist seit Jahren hinsichtlich des Geldes im Nachtheil, was auch einzelne Handelsberichte dagegen seyn mögen. Eine Unzahl Engländer lebt auf dem Kontinent, die meisten aus keinem andern Grunde, als weil auf dem Kontinent wohlfeiler zu leben ist; man hat berechnet, daß die Gesammtausgaben dieser Engländer wenigstens 3 bis 4 Mill. Pfd. St. betragen, die gelegentlichen Reisenden gar nicht einmal gerechnet. Wie viel Waaren muß England auf den Kontinent schicken, bis diese Summe gedeckt ist! Die hohe Steigerung der Preise in England rächt sich: Wer es vermag und seinen Verhältnissen angemessen findet, lebt auf dem Kontinent. Alle diese zahlreichen Menschen beziehen ihre Unterhaltsmittel aus England, die Wechsel, welche sie ausstellen, müssen in England bezahlt werden, und dafür erhält England nichts; diese Gelder gehen ihm völlig verloren, und der Kontinent wird in den Stand gesetzt, alle Waaren, welche er aus England erhält, sehr leicht mit Papier zu bezahlen, hat also nicht nöthig, baares Geld nach England zu senden.

Ein ähnlicher Grund veranlaßt fortwährende Geldsendungen aus England nach den Vereinigten Staaten. Dort steht das Geld hoch im Werth: 6, 8, 10, ja 12 Proz. sind ein ganz gewöhnlicher Vortheil des Kapitalisten, und somit findet das Geld, welches kein Vaterland kennt und nur den besten Markt aufsucht, seinen Weg nach Nordamerika. Auch hier zeigt sich kein wirksames Mittel, diesem Hinausströmen Einhalt zu thun, als diesem Geld in England einen ziemlich guten Markt zu verschaffen. Soll aber dieß erreicht werden, so müssen die Staatspapiere fallen, denn diese werfen meist nur 3 Proz. ab, eine Menge Zweige der Industrie müssen verkümmern, denn sie erhalten sich nur durch den geringen Zinsfuß; und das Staatseinkommen muß abnehmen, denn der Verbrauch der stark besteuerten ersten Lebensbedürfnisse nimmt ab mit der guten und reichlichen Bezahlung der Arbeiter.

Wie die gegenwärtige Krise enden wird, darüber wagen wir keine Vermuthung, aber so lange die gegenwärtigen Verhältnisse bleiben, ist an keine dauernde Verbesserung zu denken.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Fortsetzung.)

Die Centralisation des Landes in Paris bietet freilich manchmal eine schnelle Chance für ein Unternehmen, aber sie beschränkt die Betriebsamkeit des Buchhändlers auf einem außerordentlich geringen Umkreis. Nirgends kann man die durch diese Centralisation hervorgebrachte Beschränkung der Bildung und der Bildungsmittel auf eine unverhältnißmäßig kleine Fraktion des ganzen Volkes und die Ungleichheit derselben so

wahrnehmen, als bei der Beobachtung des Ganges, den der Büchervertauf in Frankreich nimmt. Man hat nur die Umgegend von Paris und die von Leipzig, oder die Betrachtung der Waaren, die auf beide Städte zu oder von ihnen ausgeführt werden, mit einander zu vergleichen, um des ungeheuren Unterschiedes inne zu werden, auf den die beiden Centralpunkte des literarischen Verkehrs in beiden Ländern hinweisen. Während die fahrenden Posten, die von allen denkbaren Straßen nach Leipzig kommen, oder von dieser Stadt auf diesen Wegen hinfahren, ihr schwerstes und umfangreichstes Gepäck in deutschen Bücherballen führen, jede Woche fast ganze Frachtwagen neuer Bücher für die dortigen Lager zum Thore hereinschwanken, in der Messe fast die kleinste Buchhandlung der kleinsten deutschen Stadt einen solchen Frachtwagen allein mit ihren Remittenden beladet, dürfte man kaum alle acht Tage ein kleines winziges Päckchen um Paris auffangen, das ein pariser Buchhändler vom Quai Voltaire, wo meist die Kommissionäre der Provinzialbuchhändler wohnen, nach dem dürftigen Laden eines Kollegen in Rouen, Bordeaux oder Metz, nach Lyon, der Kaufmannsstadt fast nie, absendet. Diese Kollegen erhalten selten etwas, wenn sie es nicht bezahlt haben, und ein Provinzialbewohner bekommt selten ein neues Buch anders zu Gesicht, als wenn er es bestimmt bestellt und gekauft hat.

Denn der ganze große Vertriebszweig des deutschen Buchhandels, der in dem Verkauf der allen Buchhändlern im ganzen Lande in Kommission zugeschickten, und von diesen wieder ihren Kunden, jedem nach seinem Fache zur Ansicht ins Haus gesandten neuen Bücher besteht, ist in ganz Frankreich unbekannt. Jeder beschränkt sich auf seine Lokalität. Die allgemein interessanten Werke, welche der Publizität durch Journale bedürfen, um sich Leser zu verschaffen, müssen alle in Paris, dem Hauptsitz der Journalistik, gedruckt werden, werden hier nur verkauft, und sind daher dem pariser Buchhändler allein zu überlassen, für die der Departementsverkauf durchaus zufällig ist. Die Departementsbuchhändler drucken nur Lokalschriften, für die in Paris kein Absatz zu hoffen ist. Sie schicken sie daher auch gar nicht dahin, darum setzen sich Pariser und Departementsverleger gar nicht in Verbindung, arbeiten sich nicht in die Hand, und die letztern sind daher gar nicht im Stande, in ihrem Kreise ein Interesse für allgemeine Werke zu erwecken, was den kleinern Buchhändlern in den deutschen Winkelstädten mit jedem Jahre mehr gelingt.

Da nun der Debit des pariser Verlags sich hauptsächlich auf die Eine Stadt beschränkt, so haben die hiesigen Verleger der Vermittelung des Sortimentshandels wenig von Nöthen; sie vertreiben ihren Verlag selbst und können es um so leichter, als jeder fast sich auf einen bestimmten Literaturzweig beschränkt, und also leicht selbst das Publikum für einen solchen herauszufinden lernt. So bleibt auch in Paris beinahe jedes Buch ausschließlich zum Verkauf bei dem Verleger liegen. Mit Ausnahme einiger wohlgelegener Geschäftsfreunde, denen er es in „Depot" gibt, müssen die andern Buchhändler, wenn sie Aussicht zum Verkauf desselben zu haben glauben, dasselbe auf gut Glück kaufen. Sie thun dieß natürlich nur bei den berühmtesten Namen, und wenn sie die Journale sich für ein Werk interessiren sehen. So arbeiten sie auch hier wieder dem Bücher- und Journalmonopol selbst in die Hände, und neue Bücher von noch unbekannten Autoren kommen gemeiniglich nicht anders als bei dem Verleger in den Handel, oder nur von einem berühmten Verleger nehmen die kleinern Buchhändler Bücher in Depot. Andere Schriftsteller und kleinere Verleger können so oft und so viel sie wollen, ihre Werke den Buchhändlern in Depot anbieten: entweder sie werfen sie in einen Winkel ihres Ladens oder nehmen sie auch gar nicht an. Diese Laden sind oft so klein, die Miethen derselben so theuer, daß sie theils nur für das allerpikanteste Neue Platz haben, theils der Rabatt so klein, daß sie diesen Platz nur denjenigen Werken einräumen, bei denen sie sich von vorn herein vielen Absatz versprechen. So kommt das große Anlockungs- und Absatzmittel, in allen Buchladen ein neues Buch zum Verkauf auszustellen, ebenfalls nur berühmten Autoren und großen Verlegern zu Gute, die es am Wenigsten nöthig hätten. Mit dem Ankleben der Affichen sind sie noch sparsamer, und es gehört ein großes Ansehen bei ihnen dazu, um sie dazu zu vermögen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

(Fortsetzung.)

Karawanenreise in die Wüste.

Major Skinner machte am Ende einen Kontrakt mit einem Araber Namens Abdul Kerim, der ihn bis Bagdad begleiten und beschützen sollte, und von diesem Augenblick an wurde er von dessen Leuten überall im Geheimen begleitet, damit ihm vor der Abreise kein Unglück mehr begegne. Er änderte auch seine Tracht, und nach langem Warten fand er endlich seine Karawane, bestehend aus 2000 Kameelen und 500 Menschen, versammelt.

Den 7ten April. Bei Tagesanbruch waren wir alle bereit, und die Scheikhs mit ihrer Eskorte auf Dromedaren, etwa 40 an der Zahl, ritten voran, während die beladenen Kamele in langen und breiten Kolonnen folgten, welche sich in verschiedene Partien unterabtheilten, und über die ganze Ebene hin ausbreiteten, um Gras zu finden, und so zwar in derselben Richtung, aber keineswegs in derselben Ordnung fortzogen. Die Araber nehmen kein Futter für ihre Kamele mit sich, und mußten ihnen daher Raum lassen, sich welches zu suchen. So weit ich sehen kann, ist die ganze Ebene mit goldenen Blumen bedeckt, welche die Kamele überaus lieben, und doch sind wir in der Wüste, einer unermeßlichen Ebene voll Blumen. Wenn der Scheikh dem Ort, wo er die Nacht über halten will, sich nähert, so läßt er seine Fahne wehen, was ein Zeichen für die Karawane ist sich zu sammeln. Die Kamele verstehen es vollkommen, und nähern sich mit zunehmender Schnelligkeit. Diejenigen, welche zu weit entfernt sind, um die Fahne zu sehen, bemerken die allgemeine Bewegung, und traben sogleich mit hochgehaltenem Kopfe gegen das Centrum und an den Ort, wo in der Zwischenzeit die Fahne aufgepflanzt worden ist. Hierauf wird ein rundes Lager gebildet, wobei jeder Anführer einer Partei diese um sich sammelt.

Digitized by Google

Den 8ten April. Wir sind genöthigt heute liegen zu bleiben, da eine schöne graue Stute des Scheikh gefohlt hat. Er gibt ein Fest bei diesem großen Ereigniß und hat ein Kamel schlachten lassen. Man sieht überall Feuer, Kocherei, Rauchen und Schmausen. Die Araber nehmen wenig Lebensmittel auf ihre Reisen, und auch wir sind nicht besser versehen. Mehl, Kaffee, Reiß und Tabak bilden die Vorräthe der Reichsten; wir haben überdieß bei unserer Abreise von Damascus ein Dutzend Hühner, die aber nicht lange dauern werden, und dann wird uns unsere Haushaltung wenig genug Sorge mehr machen. Mein Freund Muhammed, ein etwas wilder Beduine, der sich an mich gehängt hat, wird mich jedoch nicht Hunger sterben lassen, denn sobald ich mich ihm nähere, so zieht er mit mehr Großmuth als Reinlichkeit ein Stück Brod aus seinem schmutzigen Hemde, das er mir anbietet, und ich nicht immer ausschlage.

Die Karawane macht in einer Stunde eine halbe deutsche Meile Wegs, dieß ist die allgemein angenommene Berechnung, und ich finde sie ziemlich genau. Die Scheikhs hingegen, welche vorausreiten, machen eine deutsche Meile in der Stunde, sie reiten eine leichtere Art von Kamelen, welche von den Europäern gewöhnlich Dromedar genannt wird, die sich aber von dem Lastkamel in nichts als in größerer Leichtigkeit unterscheidet. Sie sind zu dem Kamel, was ein Reitpferd zu einem schweren Fuhrmannspferd ist, und man nimmt große Sorge ihre Race zu erhalten. Sie unterscheiden sich von dem Kamel hauptsächlich durch einen kleinern Kopf und kürzern Leib. Sie sind im allgemeinen Gebrauche für die Pilgrime nach Mekka, und werden daher Hadschire genannt. Wenn die Scheikhs bei der Schnelligkeit dieser Thiere die Karawane, der sie vorreiten, aus dem Gesicht verloren haben, so halten sie gewöhnlich bei der ersten Weide, die sie finden, trinken Kaffee und legen sich schlafen, bis die Karawane sie erreicht. Ich war bisweilen im Stande mich auf dieselbe Art auszuruhen, und kenne kein angenehmeres Gefühl, als sich so auf die sandige Erde hinzustrecken, den Kopf unter einem der aromatischen Gesträuche, welche in so großem Ueberfluß wachsen. Der niedrigste Strauch ist ein hinreichender Schutz gegen den stärksten Wind, wenn man sich nur platt zur Erde legt. Man sieht selten Gewächse, die größer werden, denn ein gewöhnlicher Rosenstrauch, außer einer Art von Dornstrauch, genannt al schiach, den man zum Verbrennen braucht, und der in großen Platten über die ganze Wüste hin zerstreut ist. Man unterscheidet diese von weitem durch ihre bläuliche Farbe, und wo möglich wählt man das Nachtquartier an einer Stelle, wo man es in Menge findet.

Den 12ten April. Einige Stunden vor Sonnenuntergang hatten wir einen lebhaften Alarm; die Scheikhs schickten einen Adjutanten mit dem Befehl, die Karawane zusammenzubringen, da man Araber sehe. Man trieb sogleich die Kamele aus allen Richtungen zusammen, und die Thiere schienen zu wissen, daß Gefahr da sey, denn sie kamen zum Theil von selbst im Trabe an. Wir bewegten uns nun in einigen parallelen Korps, jedes drei bis vier Kamele breit; jeder Reiter hatte seinen Säbel gezogen und lud sein Luntengewehr. Wir sahen nichts, und zogen auf diese Art fort bis zu dem Lagerort, wo jeder Scheikh sich an die Spitze seiner Abtheilung des Lagers setzte, und Wachen zur Beschützung der Flanken und des Nachtrabs ausgeschickt wurden. Der Scheikh der Karawane blieb an der Spitze mit seinem Fahnenträger und einigen seiner Leute. Der Feind war noch nicht sichtbar, aber der Scheikh hatte die Nachricht von einem Spion erhalten, der gewöhnlich der Karawane zu Fuße vorangeht. Wenn er etwas sieht, so liegt er entweder auf den Boden, bis die bewaffneten Scheikhs, die den Vortrab bilden, ankommen, oder er kehrt zu ihnen zurück. Sobald Alles in Ordnung war, marschirten wir wieder vorwärts, und kamen in einer halben Stunde vor ein großes Lager und hielten. Unsere dreifarbige Fahne, bestehend aus blauen, weißen und grünen Streifen, wurde aufgerollt, und wir setzten uns wieder in Marsch, bis ein Araber auf einem grauen Pferde aus dem Lager kam, man schickte einen Dromedarreiter mit ihm zu reden, das Resultat war friedlich, und wir marschirten weiter, ohne unsere Kriegsordnung zu brechen, aber wohl zufrieden, daß es nicht zu Feindseligkeiten kam. Das arabische Lager gehörte zu dem großen Stamm der Anagis, welcher, wie man in Syrien behauptet, eine Million Seelen enthalten soll. Unsere Erscheinung hatte sie übrigens ihrerseits sehr bestürzt, denn sie hielten uns für einen Theil der Armee von Ibrahim, von der sie gehört hatten, daß sie auf dem Wege nach Bagdad sey. Der Name des ägyptischen Eroberers hat Schrecken bis unter die Beduinen verbreitet, und Ibrahim hat erklärt, daß er die Bewohner der Wüste noch unter sich bringen wolle, und gab auch in Damascus einigen Beweis, daß es ihm Ernst damit sey. Ein Stamm hatte ihn beleidigt, und er schickte ein Detaschement Soldaten in ihr Lager, während die Männer des Stammes auf einer Expedition waren, ließ die Weiber und Kinder nach Damascus bringen und im Sklavenmarkt verkaufen.

Den 21sten April. Um acht Uhr entdeckten wir die erste Spur der bewohnten Welt, in dem Dorfe Kubaißa. Ein hoher Minaret, umgeben von einer Gruppe von Dattelbäumen, erschien am Ende des Horizonts, gegen eilf erreichten wir das Dorf, das ein elender Ort ist, mit einem Wall, wie eine befestigte Stadt. Die Kamele schienen zu wissen, daß sie sich dem Euphrat näherten, sie drängten sich einander vor, und liefen auf jeden Bach zu, den sie sahen, denn es gibt hier eine Menge kleiner Bäche, welche von den Salzpfannen in der Nähe von Hit herkommen. Gegen drei Uhr fanden wir einen engen Weg, wo der Boden mit Salz bedeckt war, rechts waren die Salzpfannen, von denen die Bäche ausliefen. Die Kamele waren so durstig, daß es ganz unmöglich war sie zu leiten, sie zerstreuten sich in allen Richtungen, kletterten über die schwarzen Schutthaufen zwischen den Salzpfannen und stürzten sich auf der andern Seite hinab, zu großer Gefahr der Reiter und Ladung, welche in die Salzpfannen fallen konnten. Eine Heerde Esel, welche Erdpech in Körben trugen, fiel zu ihrem Unglück in unsern Weg, einige wurden umgeworfen, und da die Körbe voll waren, so streuten sie das Pech in großer Menge auf den Weg hin, während sie dem Gedränge der Kamele zu entgehen suchten. Die ganze Stadt kam uns zu sehen, der Weg wurde enger, die Kamele, immer gieriger nach Wasser, drängten sich, bis sie den Weg verstopften. Krüge und Kisten wurden im Zusammenstoßen zerbrochen, zahllose Waaren fielen zu Boden, die Führer schlugen auf allen Seiten mit ihren Stöcken zu, fluchten und riefen Muhammed an, ich habe nie eine ähnliche Scene gesehen. Ich saß mit gekreuzten Beinen auf meinem Kamel, um den Stößen der beladenen Thiere, die an das meinige anrannten, zu entgehen, als ich wenige Schritte vor mir den Euphrat sah. Viele Kamele waren schon im Flusse, und wir konnten die übrigen nicht mehr halten. Ich sprang von dem meinigen in dem Augenblick, da das Gedränge die Masse still zu stehen zwang, und unmittelbar ehe es in den Strom stürzte. Es war der zwanzigste Tag, daß die Thiere nicht getrunken hatten.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 340.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 December 1836.

Die Luftreise des Herrn Green.

Das englische Athenäum theilt einiges Nähere über den Ballon des Hrn. Green und seine Ausrüstung mit, das bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche diese Luftfahrt über den Kanal erregt hat, nicht ohne Interesse gelesen werden dürfte.

Das Unternehmen ging von Hrn. Holland aus, und ward ungefähr einen Monat vor der Ausführung berathen. Der Ballon gehört den Eigenthümern des Vauxhall Gartens, und steht so zu sagen unter dem Kommando des Hrn. Green, der viele praktische und theoretische Kenntnisse mit einer ausgezeichneten Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit verbindet. Schon längst war es sein Wunsch, eine Reise von London nach dem Festlande durch die Luft zu unternehmen, allein er hatte sich bis jetzt weder einen Ballon von der erforderlichen Größe und Ausrüstung, noch die nöthige Begleitung verschaffen können. Als die Fahrt beschlossen war, ließ er es sich besonders angelegen seyn, den Ballon so viel als möglich herzustellen und ihn mit Allem zu versehen, was geeignet war, die Gefahr des Unternehmens zu vermindern. Hr. Holland wünschte das Unternehmen geheim zu halten, und, einige Freunde der Luftfahrer ausgenommen, geschah dieß auch.

Der Ballon ward frisch übernirnißt, um ihn so luftdicht als möglich zu machen, und außer dem gewöhnlichen Apparat versah man ihn noch mit einigen Instrumenten, welche eine nähere Beschreibung verdienen. Die Unstätigkeit des Windes und die Möglichkeit, daß er sich noch vor Vollendung der Reise ändern könnte, war die Rücksicht, welche die Luftfahrer am meisten zu fürchten hatten. Sie machten sich gefaßt, vielleicht vierzehn Tage in der Luft zuzubringen, aber unangenehm mußte es ihnen jedenfalls seyn, längere Zeit über einer Wasserfläche zu schweben, ohne zu wissen, wenn sie ans Land kommen würden. Um sich nun gegen einen solchen Zufall zu schützen, nahmen sie einen sehr sinnreichen, bis jetzt noch nicht beschriebenen Apparat mit sich. Dieser bestand in drei dünnen kupfernen Gefäßen, von denen jedes 98 Pfund Wasser hielt, die als Ballast dienten, und nöthigenfalls ausgeleert werden konnten; diese Gefäße waren an Seile befestigt, die mit einer Winde in Verbindung standen, die man auf einem Brett — das zugleich die Stelle eines Tisches vertrat — quer über den schmalsten Theil des Korbes befestigt hatte. An die kupfernen Gefäße sollten — im Fall man sich des Apparats bedienen wollte — Gewichte befestigt werden, die den Zweck hatten den Ballon zu ankern oder in der See festzuhalten. Wenn nun die Luftfahrer es gerathen gefunden hätten, ihre Reise nicht weiter fortzusetzen, so wollten sie bei schicklicher Gelegenheit — etwa bei Annäherung eines Schiffs — die ihres Wassers entleerten Gefäße von Kupfer herablassen und dann, indem sie kleine Quantitäten Gas aus dem Ballon entweichen ließen, sich nach und nach so weit senken, bis die kupfernen Cylinder das Wasser erreicht hätten. Sobald dieß geschehen wäre, würde man den Ballon eines Theils seines Ballastes entledigt haben, und weder höher gestiegen seyn, noch sich tiefer herabgelassen haben, als die Länge des Seils betrug, an welches die Gefäße befestigt waren. Die Reisenden wären auf diese Weise in den Stand gesetzt worden, ein Schiff anzurufen und Beistand zu erhalten.

Die Luftfahrer nahmen ferner noch einen Kompaß, einen Sextanten, Karten, einen Chronometer, einen herrlichen Tag- und Nacht-Teleskop, ein Sprachrohr, eine Schiffslampe und einige chemische Lichter mit sich, welche an Seilen herabgelassen werden konnten, und eine solche Helle ausstrahlten, daß die Reisenden im Stande waren, die Gegenstände in bedeutender Tiefe unter sich zu erkennen. Wir haben vernommen, daß sie bei der Fahrt über den Kanal zwischen 7 und 8 Uhr Abends angesteckt wurden, und eine solche Helle verbreiteten, daß man sie an der jenseitigen Küste bemerkte, und der Ballon deutlich zu sehen war.

Außer den erwähnten Apparaten hatte Hr. Friedrich Gye noch eine sehr einfache und zweckmäßige kleine Maschine gebaut, um bei Nacht zu wissen ob der Ballon steige oder sinke, und zwar mit größerer Genauigkeit, als der Barometer dieß anzeigen kann. Diese Vorrichtung besteht in einer oben und unten zum Theil offenen Büchse, in welcher ein sehr zart an seiner Axe hängendes, mit nur Einer Schaufel versehenes Rad hing. Beim Sinken oder Steigen bewegte nun der Druck der Atmosphäre von oben und unten das Rad in entsprechender Rich-

Google

tung, was ein außerhalb angebrachter Zeiger auf einem Zifferblatt jedesmal andeutete.

Die Reisenden waren auch mit Pässen für die verschiedenen Länder Europa's versehen, wo sie möglicherweise zu Boden sinken konnten, hatten Mundvorrath auf vierzehn Tage und gute warme Kleidung bei sich. Die Eigenthümer des Ballons schlugen zu größerer Sicherheit des Unternehmens noch einen dritten Begleiter, Hrn. Monck Mason vor, was von Hrn. Holland bereitwillig genehmigt wurde.

Nach einem Verzug von einigen Tagen schien der Morgen des Montags (7ten November) dem Unternehmen günstig zu seyn. Das Wetter war schön und der Wind blies in vermischter Richtung. Um 7½ Uhr begann der Ballon sich zu füllen; eine halbe Stunde ward damit zugebracht, den Ballast, die Vorräthe und den Apparat in Ordnung zu bringen, und das genaue Gewicht jedes Gegenstands aufzuzeichnen. Nach einer tüchtigen Mahlzeit stiegen die Reisenden guten Muths und voll fröhlicher Hoffnung gegen halb 1 Uhr in den Korb, erhoben sich unter dem Zuruf der wenigen versammelten Freunde, und waren den Blicken der ihnen Nachstaunenden bald entschwunden.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Fortsetzung.)

Der großartige Kredit ferner, welchen sich die deutschen Handlungen unter einander geben, ist unter diesen Umständen und bei der prekären Existenz dieser kleinen Verkaufshandlungen eben so wenig möglich; und doch wird dadurch die Ausdehnung des Betriebs unserer Sortimentshandlungen zum Vortheil der Verleger und der Literatur so sehr befördert. Mit Ausnahmen weniger Geschäftsfreunde, denen man besonders traut und mit denen man oft in Rechnung steht, — und auch diese müssen jeden Augenblick bereit und gewärtig seyn, daß man ihnen den Saldo einverlangt, — muß jeder Buchhändler beim Verleger das Buch, das er von ihm fordert, gleich bezahlen. So sieht man denn auch häufig Buchhändlerkommis, die sich sehr wenig von Bedienten unterscheiden, und nichts weniger als einigermaßen gebildete Buchhändlerslehrlinge sind, — denn am pariser Buchhandel ist nichts zu lernen, — über die Straßen laufen, unter dem Arm ein kleines Rechnungsbuch in Queroktav in grüne Leinwand gebunden, und in der linken Hand einen grauleinenen Geldsack, um gegen einen ärmlichen Rabatt von den Verlegern die von ihnen verlangten Bücher zu kaufen. Wie ärmlich dieser Verdienst ist, ersieht man, da sie z. B. bei Journalen, die auch hierin privilegirt sind, höchstens fünf bis acht Prozent, je nachdem sie vierteljährlich, halbjährlich oder auf ein Jahr abonniren, bei Büchern etwa 15 Prozent und das dreizehnte Exemplar erhalten. Dieser kleine Gewinn wird ihnen aber außerordentlich geschmälert; denn wer nur irgend Bescheid weiß, z. B. alle Lesekabinette, kaufen bei den Verlegern, die ihnen willkürliche Vortheile gewähren. An eine festgesetzte Norm ist dabei nicht zu denken. Die Verleger verkaufen selten zugleich andere als ihre eigenen Bücher. So haben die Verkaufshandlungen wenig Mittel, die ersten zu irgend einer Concession oder Reciprocität zu zwingen: die große Konkurrenz, die Leichtigkeit des Etablirens, lassen es zu keiner wirksamen gemeinschaftlichen Maßregel gegen einen drückenden Verleger kommen. Hat der Verleger Geld genug, um durch Annoncen und Affichen, Reklamen und Feuilletons das ganze pariser Publikum von seinem Unternehmen in Kenntniß zu setzen, so setzt er sich allein mit ihm in Berührung und hat gar keiner Mittelsperson nöthig.

So findet man in den Verkaufsbuchläden immer nur das Allerneueste; von Lagern guter älterer Werke, welche, so sehr sich auch in Deutschland dieselben zu leeren beginnen, doch in jeder einigermaßen guten Buchhandlung sich halten, ist gar nicht die Rede, und man kann oft Monate lang ein vor einigen Jahren erschienenes Werk, dessen Verleger man nicht genau mehr anzugeben weiß, in allen pariser Buchhandlungen vergebens suchen. Dieß ist einer der Hauptgründe, warum das Glück eines Werkes in Paris sich in einigen Wochen entscheiden muß. Sonst ist es ganz vergessen. Wird es binnen dieser Zeit nicht gesucht, so räumen es alle Buchladen weg, um etwas Neuem Platz zu machen. Haben sie dasselbe angekauft, so vertrödeln sie es um den halben Preis an Antiquare, Lesekabinette und Bücherhausirer.

Unter diesen Umständen ist der französische Sortimentshandel, wenn man anders ihm dieses Wort anpassen kann, wenig mehr als ein Boutiken-, Hausir- und Jahrmarktshandel, den der erste beste versteht. Es ist so unendlich wenig dabei zu gewinnen, daß weder Leute von Vermögen noch von nur einiger Bildung sich damit abgeben mögen. Nichts ist seltener, als eine solche Buchhändlersboutike, in der man oft kaum hundert der ältern gangbarsten Artikel von gebundenen Schriften, und einige zwanzig bis dreißig Novitäten hinter den mit großen Affichen aller Art beklebten Glasthüren findet. Der Buchhändler, der darin steht, ist der ordinärste, unwissendste Mann, der über gar nichts, was ihm nicht vor der Nase liegt, die geringste Auskunft geben kann, und bibliographische Kenntniß kaum den Namen nach kennt. Darum ersetzen ihn sehr häufig auch noch pariser Gewürzkrämer und Weiber, seine Frau oder Töchter. Die Miethen dieser kleinen Lokale sind in den einigermaßen gutgelegenen Quartieren so unverhältnißmäßig hoch, daß man kaum begreift, wie diese Leute sich das Leben fristen. Einige anständigere Sortimentshandlungen sind freilich vorhanden, doch sind sie in geringer Zahl. Delaunay im Palais royal, Bossange und einige Handlungen auf den Quais und im Pays latin, wo die Akademien sind, besitzen einigen Fonds an Büchern, suchen sich deren aber auch so viel als möglich zu entledigen, weil die Verleger Bücher, die nicht gleich gut gehen, oft für ein Spottgeld verschleudern, so daß man sie Dutzendweise auf den Boulevards, Quais, bei Büchertrödlern und in Lesekabinetten kaufen kann. Die hohen Preise sind meist nur für die ersten Wochen für die neugierigen Leser, die davon in den Salons sprechen wollen, und hauptsächlich für die zahlreichen Fremden, die jedermann überhaupt bei Spekulationen im Auge hat, berechnet. Doch hievon später.

Hiemit enden aber die aus der Centralisation Frankreichs für den Verkaufsbuchhändler hervorgehenden Hemmungen noch nicht. Die Leichtigkeit und die Neigung zum Selbstverlag der Schriftsteller und die Einmischung jeder andern Person, die einiges Geld hat, in die Publikation von Büchern, von denen sich nur einiger Gewinn hoffen läßt, müssen da sehr groß seyn, wo man sich eben mit dem ganzen oder dem größten Theil des literarischen Publikums ohne alle Hülfe von Mittelspersonen in Verbindung setzen, und durch die Journale und Affichen die Aufmerksamkeit desselben auf eine literarische Erscheinung ziehen kann. Selbstverlag, der bei uns in Deutschland immer einen Schriftsteller in den Ruf des zu großen Merkantilinteresse's bringt und seiner nicht würdig erscheint, ist hier daher an der Tagesordnung, zumal bei der politischen Journalistik die großen Staatsmänner, bei der literarischen die ersten Gelehrten mit dem Beispiele dabei voran gehen. Man gibt einem seiner Zimmer plötzlich den Namen Bureau, und wenn es in der fünften Etage läge, setzt Annoncen in die Zeitung und einen Kommis in die Stube, um die Ankommenden zu empfangen, und man ist als „Editeur" etablirt. Es gibt zugleich eine Menge Etablissements, die sich mit dem Austragen der Prospekte, dem Vertheilen der Exemplare, der Einforderung der Abonnementsgelder beschäftigen; es ist auf der Post eine besondere Administration für die Departementsbücher- und Journalversendungen eingerichtet, ja die Abonnenten haben nur auf die Stadtpost einen offenen Zettel zu werfen, in welchem sie ein Buch irgendwo bestellen und sich verpflichten, dasselbe gegen Vorzeigen des Scheins in ihrem Hause zu bezahlen, und Alles wird von diesen Administrationen pünktlich besorgt. So hat man in den meisten Fällen nicht einmal einen Kommis nöthig. Der ganze Zweig der Journalistik, nicht bloß der politischen, sondern auch der literarischen und wissenschaftlichen, entgeht somit ganz und gar dem französischen Buchhandel, sowohl was Verleger als Sortimentshändler betrifft; und während die periodische Literatur jetzt einer der Hauptzweige des deutschen Buchhandels ist, hat Levrault allein von allen französischen Buchhändlern ein Journal, die revue germanique, aber er hat sie, nicht als Pariser, sondern als Straßburger Buchhändler, kaum daß man in Paris ein Exemplar findet, und dieß ist der beste Beweis, daß dieß Journal einzig und allein nur für Deutschland besteht. Das Gleiche ist es mit fast allen politischen und solchen Schriften, welche augenblicklichen Absatzes bedürfen, sie kommen selten in die Hände der Buchhändler als Verlag und Verkauf; eben so eine Menge Publikationen, welche in Lieferungen erscheinen und die sich nach Art der Journale vertreiben lassen. Dieß bleibt Alles in den Händen der Schriftsteller und von Privatpersonen. Es ist keine Frage, daß das eigentliche Buchhändlergeschäft sehr darunter leidet, zumal jeder Privatmann Bedingungen stellt wie er will.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

(Fortsetzung.)

Reise nach Babylon.

Major Skinner fand Bagdad in dem kläglichsten Zustande. Krieg, Hunger, Pest und Ueberschwemmungen hatten die Bevölkerung innerhalb zwei Jahren von 60,000 auf 80,000 Menschen herabgebracht, der Pascha hatte nicht Macht genug die albanische Miliz, die er mitgebracht hatte, im Zaume zu halten, und ganze Quartiere der Stadt lagen in Ruinen. Da aber der englische Kaufmann Groos, der damals in Bagdad residirte, eine ausführliche Beschreibung der namenlosen Unglücksfälle, welche in jener Zeit über die Stadt fielen, herausgegeben hat, so geben wir vorzugsweise einige Abenteuer auf einem Ausfluge nach den Ruinen von Babylon.

Ich miethete einen persischen Maulthiertreiber mit zwei seiner Thiere, ich und Hassan (mein ägyptischer Bedienter) ritten, und Abdullah (der Maulthiertreiber) ging vor uns her mit einem kurzen Prügel, der in einen ungeheuren Knopf ausging. Wir fanden in den Straßen manche meiner ehemaligen Mitreisenden von der Karawane von Damascus, welche mit reichen Kleidern und gezierten Pfeifen umhergingen. Sie freuten sich, mich zu sehen, aber da ich keine Bedeckung hatte, so glaubten sie, ich sey in der Umgegend geplündert worden. Dieß erinnerte mich jedoch an die Möglichkeit einer solchen Gefahr, und sie überredeten mich, mit ihnen in ein Kaffeehaus zu gehen, um einen Beschützer zu suchen. Wir erreichten bald das beste in der Stadt, das gerade voll Menschen war, und mir das unterhaltendste Schauspiel darbot. Die Araber saßen in allen Ecken in großer Trägheit, aber mit einer feierlichen Miene, die sie nie verläßt; einige plauderten aber so leise, daß man nichts hörte als das Gurgeln der Nargiles (Pfeifen, in denen der Rauch durch Wasser geleitet wird). Sobald ich hereintrat, sah mich Suleiman, einer meiner Freunde aus der Wüste, und eilte in großer Freundlichkeit zu mir, führte mich zu einer engen hölzernen Bank, wo ich auf arabische Art mit gekreuzten Beinen saß; er ließ mir eine Pfeife und Kaffee geben, und warf mit der herablassendsten Miene von der Welt dem Mann, der die Tassen brachte, einige Kupfermünzen in die Hand, mit dem Befehl, mir so oft Kaffee zu geben, als ich es verlangen würde. Trotz meines fränkischen Aussehens hatte ich nicht das Geringste von der Neugierde der Araber zu leiden, und ihre Höflichkeit gegen mich hätte nicht größer seyn können. Ich hatte zwei Pfeifen geraucht, und fing an mich zu langweilen, als einer meiner Araber zurückkam und mir ankündigte, daß er einen Führer für mich gefunden habe, wenn ich ihn gut bezahlen wollte. Ich bot 100 Piaster (1 Pfund Sterling), und sie riefen alle, daß dieß genug sey. Es war um zwei Uhr, mein Führer war bereit, ich kannte ihn von Gesicht, er war mit der Karawane gekommen, und ein thätiger, unverdrossener Mensch; er war mit einer Luntenflinte, einem Beil und einem Speer bewaffnet. Wir fanden fast unmittelbar vor den Thoren die Wüste, die aber vom Fluß und Regen überschwemmt war; wir machten im Regen, im Sumpf und Wasser langsame Fortschritte, und Abdulagi, mein Führer, schlug mir vor in einem Beduinenlager zu übernachten. Auf unserem Wege dahin fanden wir eine Partie Reisender von Hillah, welche sich gelagert hatten und gerade Kaffee kochten, wir stiegen daher ab und huckten uns um ihr Feuer. Sie waren überaus höflich, gaben uns zuerst Kaffee und

Pfeifen, und wir zogen erfrischt wieder weiter. Nach einer halben Stunde trafen wir das arabische Lager, das aus zwei Reihen Zelten bestand, die eine weite Straße bildeten. Es gehörte zu keinem der großen Stämme und war sehr ärmlich, man sah keine Lastthiere als Esel. Wir hielten vor einem elenden, kleinen und nassen Zelt, und setzten uns ohne weitere Umstände unter die Thüre, von wo wir sahen, daß eine alte Frau und ein in Lumpen gehülltes Mädchen im Innern mit Brodbacken beschäftigt waren. Diese nahmen keine Art von Notiz von uns, und Abdulagi fing an seine Pfeife zu stopfen, als der Besitzer des Zelts, ein hübscher junger Mann, erschien, uns freundlich willkommen hieß und uns ein Feuer außen am Zelt anzündete. Wir fingen sogleich an unsere Kleider zu trocknen, ich namentlich meine weiten türkischen Hosen, was zwischen meinem Wirth und seinen Freunden zu langen geheimen Gesprächen Anlaß gab. Am Ende näherten sich diese, nahmen die Hosen in ihre Hände und drehten sie herum mit sichtbarer Unzufriedenheit. Hassan kam mir zu Hülfe, und sagte, ob denn ein Franke keine türkischen Hosen tragen könne. Dieß klärte Alles auf, und die Araber waren hoch erfreut, daß ich kein Türke sey, wenn du einer wärest, sagte ein Araber, so hättest du hier schlafen können, aber weder Feuer noch Nahrung erhalten, aber jetzt sollst du zu essen bekommen, was auch sogleich geschah; man brachte eine hölzerne Schale voll Butter, eine voll süßer und eine voll saurer Milch. Das zerlumpte Mädchen kam mit einem Armvoll flacher Brode, die sie auf den Boden warf, und verschwand, um neue zu backen. Wir ließen es uns nicht zweimal sagen, zerrissen das Brod, und tauchten es in die Schalen, bis nichts mehr da war. Nun kam es an mich, ich ließ Kaffee machen, die Gesellschaft wurde zahlreich, und ich erzählte die Wunder des fränkischen Landes, von denen niemand die Hälfte glaubte, aber meine neuen Freunde hörten mit großer Aufmerksamkeit zu. Die Frauen in den umliegenden Zelten waren mit Mahlen von Getreide beschäftigt, und sangen dazu in der traurigsten Melodie, die ich je gehört hatte; es war fast ein Aechzen, das aber zur ganzen Scene stimmte, und wir saßen so um das krachende Feuer, bis wir einschliefen.

Den nächsten Tag trafen wir einen kleinen Fluß mit einer Brücke, auf der drei Männer schlafend lagen, wir passirten, und stiegen am andern Ufer ab, um zu trinken und uns zu waschen. Das Ufer war hoch, und wir saßen am Wasser, so daß wir nicht sehen konnten, was oben vorging, hörten jedoch Stimmen, sprangen auf und fanden die drei Schläfer, welche sich um unsere Maulthiere stritten; sie hatten schon ihre Mäntel und Luntenflinten auf sie gebunden, und waren im Begriff aufzusitzen, als ich um Hülfe rief, und mein Führer einen der Diebe wegstieß und seinen Mantel auf den Boden warf. Ein anderer der Diebe rief: „Ein Landsmann!“ bot dem Führer seinen Gruß, und es erfolgte nun eine Erklärung. Der größte der drei Diebe, ein wildaussehender Kerl, sagte zu mir: „Fürchte nichts, wir bestehlen dich nicht, da du unter dem Schutz eines Arabers stehst. Wir gehen mit euch nach Hillah, und niemand soll euch belästigen, aber sonst werden wir jedermann unterwegs plündern.“ Diese Gesellschaft war mir nicht angenehm, aber was war zu machen? Wir machten uns auf den Weg, und ich fand bald, daß sie die Diebe waren, welche in der letzten Nacht ein Dorf beraubt hatten, wo wir vor einigen Stunden große Klagen über sie gehört hatten. Sie waren mit Beilen, Prügeln und Flinten bewaffnet, und einer hatte einen Säbel, ein anderer war lahm, und sie baten uns diesen hinter Hassan aufsitzen zu lassen; ich erlaubte es, und rieth ihnen ihre Flinten auf mein Maulthier zu binden. Dieß geschah, und da sie nun in unserer Macht waren, so befahl ich Hassan sich in Trab zu setzen, und in einer halben Stunde hörten und sahen wir nichts mehr von ihnen, trotz ihres Laufens und Schreiens. Gegen zwei Uhr erreichten wir die Karawanserai el Bir, wo wir nach einigem Streit den lahmen Dieb mit den Flinten absetzten, und weiter ritten bis Secandria, wo wir eine große und reinliche Karawanserai fanden. Es bestand aus einem viereckigen Gebäude mit einer hohen Mauer und einem befestigten Thorweg. In der Mitte des Hofes waren zwei vier Fuß hohe, aus Backsteinen erbaute Terrassen, auf einem engen Gange zwischen ihnen, auf einer derselben stand eine Art von Schilderhaus, welches die Richtung von Mekka anzeigte, damit sich die Gläubigen beim Gebet nach der orthodoxen Seite wenden könnten. Rings um die Mauer waren eine große Menge Kammern für Reisende angebracht, und die Ecken führten zu innern Höfen für die Lastthiere und ihre Ladungen.

Ich breitete meinen Teppich auf der äußern Terrasse aus, und schlürfte meinen Kaffee, als ein großer Staub auf dem Wege von Babylon das ganze Karawanserai in Aufruhr setzte. Er kündigte die Ankunft des neuen Scheikhs des Stammes Ageal an, dem sein Vater die Regierung auf Befehl des Pascha von Bagdad abgetreten hatte. Sein Gefolge bestand aus dreihundert Reitern, auf schönen Pferden, namentlich die Stute des Scheikh war das schönste Thier, das ich je gesehen hatte. Die Reiter waren vollständig bewaffnet und breiteten sich über die Ebene aus, galoppirten und warfen ihre Speere nach einander. Es war eine ganz arabische Scene, Alles umher war wüste, und nichts konnte pittoresker seyn, als die Gruppen, welche sich in dem vorher so stillen Karawanserai bildeten, wo Alles auf einmal voll Menschen und Pferden, Wiehern, Geschrei und Waffenklang wurde. Nachdem der Scheikh eine Tasse Kaffee getrunken hatte, hörte er, daß ich ein Franke sey, und ließ mir sagen, er wünsche mich zu sehen. Er war ein intelligent aussehender junger Mann, kaum besser gekleidet als seine Diener, aber von gutem Anstand und natürlicher Höflichkeit. Du bist willkommen, sagte er, ich vermuthe, du gehst nach Babylon, alle deine Landsleute gehen dahin? Ja! — Gut, und du willst auf dem Birs Nimrod beten? (Alle Araber glauben, daß Babylon ein Wallfahrtsort für die Franken sey, da sie nicht vermuthen, daß Neugierde sie so weit herführe.) Du bist nicht bewaffnet? Nein, antwortete ich, ich verlasse mich auf meinen arabischen Führer. Der Scheikh rief aus: Gott ist groß, und sein Schatzmeister folgte seinem Beispiel. Hier wurde die Unterhaltung durch den Sänger des Scheikh unterbrochen, einen weichlich aussehenden Mann, der sich hinter mich setzte, und bei dessen Erscheinung Alles still wurde. Er brach auf einmal in ein so unmusikalisches Geheul aus, daß ich Mühe hatte meinen Anstand zu behalten. Sein Gesang, wenn man es so nennen kann, schien eine Improvisation zu Ehren des neuen Scheikh zu seyn. Nach und nach nahm die Heftigkeit seiner Deklamation so zu, daß er von Kopf zu Füßen zitterte, und seine Augen aus ihren Höhlen zu springen schienen, er schlug sich den Turban vom Kopf, und sein Geheul hatte eine solche Wirkung auf die Versammlung, daß der Schatzmeister sich einen hübschen Shawl vom Turban riß, und ihn dem Sänger zuwarf mit den Worten: „Still, still! Ich kann nicht mehr ertragen!“ Die Scene hatte eine große Menge um uns versammelt, und als sie vorüber war, kam jeder einzeln und huldigte dem Scheikh, der aufstand und jeden umarmte, während der Untergebene die Schulter seines Chefs küßte.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 341.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 December 1836.

Lehrbuch der russischen Literatur

von Dr. Friedrich Otto. Leipzig und Riga.

Dieses Buch dankt wohl seine Entstehung hauptsächlich der Verordnung des russischen Kaisers, daß auch in Liefland, Esthland und Kurland jeder, welcher Anspruch auf eine Stelle im Staatsdienste macht, mit der russischen Sprache und Literatur bekannt seyn müsse, eine Verordnung, welche, wie aus manchen Nachrichten erhellt, bis jezt noch keine sonderlichen Früchte getragen hat. Der Grund davon mag wohl hauptsächlich darin liegen, daß man nicht leicht eine hochgebildete, reiche Sprache mit einer verhältnißmäßig wenigstens noch minder reichen und gebildeten vertauscht, und anderntheils, weil die französische und deutsche Sprache in den höhern und mittlern Kreisen der Hauptstadt ungemein verbreitet sind.

Das vorliegende Buch scheint vorzüglich für Gymnasien und andere Unterrichtsanstalten berechnet, da der ganze geschichtliche Theil auf 90 Seiten abgehandelt ist, und namentlich über die Literatur vor Peter dem Großen fast nur ganz allgemein bekannte Dinge vorkommen. In dieser Beziehung also ist das Buch mehr nur ein Entwurf, vollständiger dagegen ist das Schriftstellerlexikon ausgestattet, welches über 300 Seiten umfaßt, und vielleicht zu viel Detail und zu wenig Raisonnements über den Gang der Literatur enthält. Doch wir wollen keine Recension des Buchs schreiben, sondern bloß darauf aufmerksam machen, daß es doch eine ziemlich vollständige, wenn auch etwas trockene Darstellung der russischen Literatur gibt, welche in Deutschland weniger bekannt ist, als sie es zu seyn verdient. Wir sehen immer nach Westen, wo eine bald mehr, bald minder reiche Literatur sich kund gibt, und durchforschen diese in allen ihren Einzelnheiten, als ob die Literatur, welche nur ein Zweig des Lebens ist, das Leben selber sey; und doch ist nicht zu läugnen, daß in den romanischen Nationen sich gegenwärtig kein frisches Leben regt, während im Osten eine, wenn auch häufig rohe, doch gediegene Kraft auftritt, welcher wir unsre Aufmerksamkeit wohl zuwenden dürfen.

Es möchte der Mühe nicht unwerth seyn, den Gang der russischen Literatur zu verfolgen, einer Literatur, deren Sprache von 40 Millionen gesprochen und von 20 andern ohne sonderliche Mühe verstanden wird. Nicht ohne Grund sagt der Verfasser: „Die Literatur des Südens ist uns durch das Studium der südlichen Sprachen allgemein bekannt. Anders verhält es sich mit der nordischen, und insbesondere der russischen Literatur, von der sogar die meisten Gelehrten nicht viel mehr wissen, als was russische Miszellen ihnen erzählen. Der Grund dieser Unkunde möchte nur allein mit der geringen Bekanntschaft mit den slavischen Sprachen überhaupt zu suchen seyn, und hier trifft den sonst so wißbegierigen Deutschen derselbe Vorwurf, den man mit Recht Franzosen und Italienern in Beziehung auf deutsche Literatur macht.“ Zum Theil sind daran die Russen wohl selbst Schuld, indem ihre wichtigern Werke, um ihre allgemeinere Verbreitung zu befördern, deutsch oder französisch abgefaßt sind, und die vornehmern Russen selbst großentheils die Sprache ihres Volkes hochmüthig verachten, das Französische im Umgang fast allein sprechen, und keineswegs sonderlich bemüht sind, ihre eigene Sprache zur höhern Umgangssprache auszubilden. Was aber den Vorwurf der Unbekanntschaft mit den slavischen Sprachen betrifft, so ist er nur allzu begründet. In der östlichen Hälfte Europa's leben über 60 Mill. Slaven, und die Kenntniß der Sprache Eines Stammes reicht hin, um sich die Kenntniß der übrigen Dialekte ohne sonderliche Mühe zu verschaffen, da sie ohne Vergleich minder von einander abweichen, als die germanischen Dialekte. Die Kenntniß des Russischen, als der Sprache des jezt herrschenden Volks, verdient gegenwärtig den Vorzug, obwohl das Polnische eine wenigstens früher weit reichere Literatur darbietet.

Was indeß unsere vorzügliche Beachtung verdient, ist das gegenwärtige Bestreben der russischen Regierung, der Wuth für alles Fremde Einhalt zu thun und das Nationale zu befördern, ein Bestreben, worin sie von einflußreichen Schriftstellern, wovon wir nur Bulgarin anführen wollen, aufs eifrigste unterstüzt wird. Bulgarin zeigt dieß Bestreben deutlich in seinen größern wie in seinen kleinern Schriften, und wahrscheinlich ist er eben jezt beschäftigt, einen neuen Beweis davon abzulegen, da er, wie bekannt, an einem umfassenden Werke über Rußland arbeitet, welches in acht Bänden erscheinen, und wovon zwei die russische Literatur umfassen sollen. Ist gleich der Kreis der

Google

Leser, welchen er sich in Rußland versprechen kann, verhältnißmäßig klein, da so viele Millionen noch nicht lesen können, ein Nachtheil, welchen indeß Rußland mit Frankreich und Spanien gemein hat, so gehorchen diese Leser Einem mächtigen Willen, und wenn eine so unumschränkte Regierung einen vernünftigen lobenswerthen Zweck dieser Art mit Beharrlichkeit verfolgt, so ist zu erwarten, daß der Erfolg nicht fehlen wird, wenn er auch nicht im Augenblick jedem in die Augen fällt.

Man darf übrigens nicht glauben, daß die russische Literatur so gar arm sey; sie liefert in fast allen Fächern nicht unwichtige Werke, und die Sprache ist seit dem ausgezeichneten Grammatiker Lomonossow im Allgemeinen sehr gleichmäßig. Wie die französische Literatur in der letzten Hälfte des 17ten und der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, trägt sie ein Gepräge, welches ihr durch das Vorhandenseyn einer sehr einflußreichen Akademie und durch die Centralisation aller Regierungsthätigkeit in der Hauptstadt aufgedrückt wurde, und doch kann man nicht sagen, daß sich die russische Literatur so zum Hofnarren herabgewürdigt habe, wie dieß unter Ludwig XIV in Frankreich der Fall war. Auch kann man ihr jene Unnatur, welche das Zeitalter Ludwigs XIV bezeichnet, wo der König und sein Hof mit den Olympiern identificirt wurden, nicht vorwerfen. Die russische Literatur trat anfangs in fremde Fußstapfen, sie bildete sich nach französischen, deutschen und später auch englischen Mustern, aber welcher neuern Literatur kann man nicht das Gleiche vorwerfen? und namentlich die französische, welche sich so lange als die allgemeine hinstellte, verrannte sich seit 200 Jahren so sehr in den Classicismus, daß sie ihn jetzt noch nicht verwunden hat, und mit Ausnahme weniger Lichtpunkte ein trübes Chaos darbietet. Diese Nachahmung des Fremden darf uns also in der russischen Literatur nicht Wunder nehmen, vielmehr bietet eben das jetzige Bestreben, möglichst national zu werden, viel Stoff zum Nachdenken dar, und dürfte Manchen ermuntern, der Literatur dieses jetzt allein unter allen Slaven herrschenden Volkes eine genauere Aufmerksamkeit zu widmen, als dieß bis jetzt geschehen ist.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Fortsetzung.)

Endlich wirkt die Zusammendrängung des ganzen literarischen Publikums auf eine große unermeßliche Stadt noch auf Zerstörung aller, ich will nicht sagen, Vielseitigkeit, sondern aller Mannichfaltigkeit des Buchhandels, zerstückt ihn in eine Menge Branchen, die, rein handwerksmäßig getrieben, nicht die mindeste Bildung und Kenntniß erfordern, und alles Noble in Gesinnung und Betrieb daraus entfernen. Es ist natürlich keine kleine Aufgabe, aus dieser Welt von Menschen nun vollständig den einen Theil herauszufinden, der sich seinem Geschäft, seiner Bildung und seiner Lebensweise nach gerade für einen Theil der Literatur besonders interessirt, und die Mittel und Wege zu finden, zu ihm zu gelangen und auf ihn einzuwirken, so z. B. auch die Journalschriftsteller herauszufinden, und sich mit ihnen in Verkehr zu setzen, die gerade für diese oder jene Branche in jedem Journal die Artikel liefern u. s. f. So widmet sich eben jede Buchhandlung in Verlag und Verkauf einem besondern Zweige der Literatur, und es ist auch für einen gewöhnlichen Mann Aufgabe genug, sich einige statistische Kenntnisse in Bezug auf Schriftsteller und Werke in diesem oder jenem Fache zu erwerben. Dieß ist aber noch nicht Alles. In einer so großen Stadt suchen sich die verschiedenen Theile des Publikums die Beschwerden der Weitläuftigkeit des Orts so viel als möglich dadurch zu erleichtern, daß sich solche Leute in bestimmte Quartiere zusammenziehen, deren gleichartiges Geschäft den häufigen und schnellen Verkehr unter ihnen nothwendig macht. So bestimmt denn auch den Buchhändler seine Lokalität, welchen Zweig des Buchhandels er in diesem oder jenem Viertel der Stadt mit dem größten Vortheile treiben könne. Der Erfolg eines Werkes hängt also nicht nur davon ab, daß man sich an einen Buchhändler wendet, der in der Branche, zu welcher das Buch gehört, erfahren ist und deren Absatzwege kennt, sondern auch davon, daß er in einem Viertel gelegen ist, wo das Werk sich verkauft. So verkaufen sich politische Schriften und solche, welche historische Tagesinteressen betreffen, nur in der Umgegend des Börsenplatzes und in der Nähe von Tortoni. Dort drängen sich die Neugierigen, die politischen Börsenspekulanten zusammen, welche jene Interessen mit aufmerksamer Gier verfolgen. Sogenannte belletristische Schriften, Dramen und Romane haben ihren Verkaufssitz im Palais-Royal und dessen Umgegend, der Rue Richelieu, in den Tuilerien, dem Platz Vendome, mit Einem Wort in dem Quartier der beau monde und der reicheren Fremden. Wissenschaftliche und gelehrte Schriften, mit Inbegriff der eigentlichen Geschichte vertreiben sich nur jenseits der Seine, im Quartier der Ecoles, der Kollegien, der Sorbonne, und in der Faubourg St. Germain der Carlisten, welche unstreitig sich von dem allgemeinen Publikum am meisten für Wissenschaft und Kunst interessiren. Dieß ist so wahr, daß mit Vermischung der Lokalität sich auch der Verlagsgegenstand des Buchhändlers ändert. Man beginnt meist — so Paulin, Guillaumin und Andere in neuerer Zeit — mit politischen Schriften an der Börse, hat man einen Fonds gesammelt, zieht man jenseits über die Ponts und druckt historische und wissenschaftliche Sachen. Ladvocat, Levavasseur, Eugene Renduel, Baudry, die Belletristen, dominiren um den Platz Vendome und die Rue de la paix. Didot, Treuttel und Würtz, Jules Rénouard, Panckoucke, die gelehrten Handlungen würden sich nie aus der Faubourg St. Germain und den umliegenden Stadttheilen entfernen. Daßelbe gilt für die Verkaufshandlungen, von denen mehrere selbst sich nur mit Werken, die in Lieferungen erscheinen, befassen u. s. f. Manche, wie Mansut, verlegen nur Jacotot'sche Schriften u. s. w. Arthur Bertrand ist der einzige Romanenverleger jenseits der Seine. Zum Theil ist dieß auch in London der Fall, wo ähnliche Verhältnisse wegen der Größe der Stadt obwalten; doch wiegen die literarischen Thätigkeiten von Edinburg, Glasgow, Oxford, Dublin und andern Städten alle diese Nachtheile auf, da in England nur die Ausdehnung von London, nicht die Centra-

lisation diese Zerstückelung des Buchhandels hervorbringt, und es keine Pariser Handlung gibt, die so mannichfachen Verlag als Whitacker, Colbourn, Ackermann, Black und Young und Andere in London halten.

Die bis jetzt aus einander gesetzten ungünstigen Umstände des französischen Bücherhandels betrafen hauptsächlich den sogenannten Sortimentsvertrieb, wiewohl derselbe indirekt auf den Verlagshandel unendlich zurückwirken muß. Indeß die den Verleger besonders berührenden Hemmnisse sind jedoch noch bei weitem unseliger. Gerade, weil er auf den Vertrieb durch seine Kollegen, d. h. mit Verbreitung, Publikation durch dieselben, und auf deren Solidität nicht rechnen kann, fällt er durchaus dem politischen Journalismus in die Hände und wird zuerst von diesem auf das schmählichste ausgebeutet und ausgeplündert. Er hat nur ihn, um sein Werk bekannt zu machen, und die Journale verkaufen diese Anzeigen um einen Preis, von dem man sich kaum einen Begriff macht. Die Kosten, die einem französischen Verleger die Journale verursachen, betragen fast immer so viel als die Druck-, Papier- und Honorarskosten des Werkes selbst, oft noch bedeutend mehr, und, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, sind die deutschen Bücherpreise sogar verhältnißmäßig bei weitem höher als die französischen. Denn, wenn bei den ersten der den Sortimentshändlern zu bewilligende starke Rabatt auf die Erhöhung des Preises Einfluß hat, so erkauft man damit die thätige Mitwirkung von gegen 600 Handlungen zur Verbreitung und zum Absatz des Buchs, ein Vortheil, der dem französischen Verleger bei Bewilligung seines, freilich wenigen Rabattes fast ganz abgeht. Gesetzt, ein deutscher Verleger stellt ein Werk zu 500 Rthlr. Kosten her, so hat er höchstens 50 Rthlr. noch auf Annoncen in politischen und literarischen Journalen zu verwenden; außerdem gibt es bei uns 3 bis 4 literarische Anzeiger oder Bibliographien, die vom gelehrten Publikum gebraucht werden, und in welchen nur die Büchertitel angezeigt werden, und außerdem den überall verbreiteten Meßkatalog. Die Franzosen haben zwar ein Journal de librairie, doch meist nur für Buchhändler bestimmt. Die deutschen Blätter, selbst die politischen, die keinen Stempel bezahlen, vermehren sogleich ihren Umfang für den Fall, als so viel Annoncen einlaufen, daß die gewöhnliche Blätteranzahl nicht hinreicht, allen Bestellungen zu genügen.

(Fortsetzung folgt.)

Giovanni D'Athanasi's Sammlung ägyptischer Alterthümer.

(Aus dem englischen Athenäum.)

Wenn man diese Sammlung zum Erstenmal untersucht, so fühlt man sich getäuscht: in der ganzen Sammlung ist nichts, was gleich den geologischen Monumenten zweifelhafte Punkte der Geschichte erhelle, oder die Zeit einer wichtigen Begebenheit bezeichnet; aber man vergißt dieß bald, wenn man die zahlreichen Gegenstände überblickt, welche ein vor 5000 Jahren bestehendes Gesellschaftsleben darstellen, und die Mittel findet, um die Lebensregeln jenes Zeitalters von der Wiege bis zum Grab zu erforschen. In Athanasi's Sammlung findet man die Spielwerke des Kindes und das Halsband, welches die bejahrte Matrone schmückt, die Waffen des Kriegers und die Instrumente des Handwerkers, die Wiege, den Sarg und das Grab. Unter den religiösen Emblemen erscheinen die mystischen Darstellungen der ägyptischen Dreieinigkeit und das Bild von Isis und Horus, womit so oft das Bild der Jungfrau mit dem Kind verwechselt wurde; die Zahl und Form der Opfer, welche auffallende Aehnlichkeit mit dem jüdischen Ritual darbieten, worauf Anspielungen im Talmud vorkommen. — Die Mumien und Sarkophage in dieser Sammlung werden vermuthlich die meiste Aufmerksamkeit auf sich ziehen, doch findet sich eine kleine Tafel, welche unserer Ansicht nach vor allen den Vorzug verdient. Bekanntlich liefern die Schlachtstücke, welche auf den Ruinen von Luxor und Carnac abgebildet sind, die beste Erläuterung zu den in der Iliade beschriebenen Gefechten; diese Tafel nun erklärt eine der seltsamsten Scenen in der Odyssee, nämlich die Art, wie Ulysses die abgeschiedenen Geister zu sich heraufbeschwört. Weder in dem griechischen Aberglauben, wie ihn die Tragiker schildern, noch in den Formen des römischen Heidenthums finden wir eine Anspielung auf Essen oder Trinken jenseits des Grabes. Homers Geister aber sind wahre Sklaven dieser menschlichen Bedürfnisse, und seltsamer Weise finden wir denselben Glauben unter den Aegyptiern herrschend, wo das Opfer für einen Abgeschiedenen und seine Frau in drei Stück Geflügel besteht, worauf die Geister erscheinen und sich an eine wohlgefüllte Tafel setzen, unter welcher in reichlicher Menge Weingefäße stehen. — Die ganze Sammlung ist ausnehmend interessant, und gibt mehr Aufklärung über das Privatleben der Aegyptier, als irgend eine der bis jetzt bekannten.

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

Reise nach Babylon.

(Schluß.)

Der Reisende erlebte diesen und den folgenden Tag noch einige Abenteuer mit seinen Freunden, den drei Dieben, die wir aber übergeben müssen, und erreichte endlich Hillah, das an dem einen Ende der Ruinen von Babylon steht.

Wir hatten noch etwa zwei Stunden zu reiten, nachdem wir schon lange die Gränzen der alten Stadt überschritten hatten. Die Datteln am Ufer des Euphrats erschienen am Horizont, sonst war Alles Sandwüste, und die Hügel, welche die Ruinen der Stadt bilden, sahen traurig genug aus. Wir erreichten am Ende den Fluß, und gegen fünf Uhr Abends einen Garten nahe bei der Stadt, in den ich durch eine Oeffnung in der Mauer kroch, um bei einem kleinen Wasserbehälter niederzusitzen, und meine Kleidung für meinen Einzug in einige Ordnung zu bringen, während Hassan in die Stadt ging, um eine Wohnung für uns zu finden. Ich kam mir vor wie einer der wandernden Jünglinge in Tausend und Einer Nacht, als ich so neben dem Teich saß, meinen Boten erwartend. Niemand unterbrach mein Brüten, denn der Gärtner, der mich bemerkt hatte, hielt sich entfernt, um meine Andacht nicht zu stören. Am Ende näherte er sich, bot mir einen Gruß, und lud mich ein, mich in einen bessern Theil des Gartens zu begeben. Ich folgte ihm auf einen kleinen Rasenplatz in der Mitte von Granatbäumen, an denen ein kleiner Kanal vorbeilief, der in allen Theilen des Gartens in Windungen herumgeschlängelt war. Ich warf mich

Google

auf das Gras nieder, die Sonne war im Untergehen und die Luft kühl; es ist schwer sich einen Begriff von der Empfindung zu machen, die man in einem solchen grünen Orte fühlt, wenn man gerade aus der Wüste kommt. Der Gärtner kehrte bald darauf zurück, schüttete mir eine Menge Aprikosen in den Schoß und lud mich ein zu essen. Er aß die erste selbst, theils um mir ein Beispiel zu geben, theils um mir zu zeigen, daß ich nichts zu besorgen habe. Ich fand bald, daß der Garten eine Art von Ruheplatz für die Müßiggänger der Stadt bildete, denn es kamen nach und nach vier wohlgekleidete Türken, um eine Stunde wegzurauchen. Meine Gegenwart erregte ihre Neugier, und ich hatte daher eine Art von Examen zu bestehen, aus dem sie wohl nur wenig lernten, denn mein Arabisches war eben so unverständlich, als ihre Kenntniß der Sprache gering war. Hassan kam zurück und befreite mich aus meiner Verlegenheit, gab mir aber nur wenig Aussicht auf erträgliches Quartier in der Stadt; ich ging mit ihm über die Schiffbrücke des Euphrat, und fand sie auf beiden Seiten mit Reihen von Kaffeehäusern besetzt, in denen zahlreiche Gäste saßen, welche aus dem Nargileh rauchten, und Kaffee aus kleinen Schalen tranken. Ueberall standen Wassergefäße mit kupfernen Tassen neben ihnen, damit die Vorübergehenden ihren Durst löschen können, eine menschenfreundliche Vorsicht, welche im Orient selten vernachlässigt wird.

Ich hatte drei Briefe nach Hillah, einen an den Gouverneur, den zweiten an einen Türken, den dritten an einen Araber, und suchte einen der öffentlichen Schreiber, die in allen orientalischen Städten in den Kreuzstraßen sitzen. Ich fand am Ende einen ehrwürdig aussehenden alten Mann, der gerade sein letztes Rohr für diesen Tag schnitt, er hatte Brillen auf der Nase und einen sehr respektabeln weißen Bart, der ihm bis auf die Brust fiel. Er saß auf einem Brett, und vor ihm lag eine hölzerne Kapsel, in welcher die Schreibmaterialien eingepackt waren; sein ernsthaftes Aussehen schien ihn von selbst zum Vertrauten für alle Geheimnisse seines Viertels zu empfehlen, was er auch ohne allen Zweifel ist. Er las die Adressen meiner Briefe, und ich schickte zu dem Araber, an den ich empfohlen war, und dessen Gastfreundschaft ich zu versuchen beschloß, ehe ich mich an den Türken wenden wollte. In kurzer Zeit erschien ein auffallend schöner junger Mann in gewöhnlicher arabischer Tracht, und nahte sich mir lächelnd, den offenen Brief in der Hand. Er kam so eben auch von dem alten Schreiber, von dem er sich den Brief hatte lesen lassen, hieß mich willkommen in Hillah, und befahl Hassan mein Gepäck in sein Haus zu bringen. Dieses stand in einer engen Straße, und der Eingang war gerade durch einen Esel besetzt, dessen Ladung etwas zu breit für die Thüre war. Ich stieß ihn auf die Seite, und bemerkte dabei, daß er mit babylonischen Backsteinen beladen war, welche bestimmt waren, meines Hausherrn Wohnung auszubessern, und von den hängenden Gärten der Semiramis kamen. Die ganze Stadt Hillah ist aus diesem Material gebaut, und verdankt demselben eine größere Solidität der Bauart, als die irgend einer Stadt in diesem Theile des Orients.

Meines Hausherrn Wohnung ist ein gutes Muster der Häuser zweiten Rangs in der Stadt. Auf einer Seite eines kleinen Hofes, in dem ein großer Baum steht, findet sich eine Art von Alkoven, mit Teppichen und Kissen versehen. Ich zog meine Schuhe davor aus, und warf mich mit großer Freude auf eines der Kissen. Rechts von mir war ein kleines Thor, das in die Vorrathskammer führte, links hingen die Waffen meines Wirths, gegenüber ist der Ort, wo gekocht wird, und wo die Töpfe für unser Abendessen schon bereit stehen. Eine weibliche Stimme rief von dem Dache des Nachbarhauses, daß sie komme. Dieß war das Zeichen für unsere Flucht, denn wir sollten das Gesicht unserer Wirthin nicht sehen. Wir krochen daher eine Leiter hinauf, welche die Treppe auf das Dach des Alkoven vorstellt, auf dem wir einen Teppich fanden, und wo wir al fresco speisen sollten. Wir brachten die Zwischenzeit mit Rauchen, mit Gesprächen über Babylon und Untersuchen von geschnittenen Steinen zu, welche man in den Ruinen gefunden haben wollte. Die Juden haben diesen Handel so vortheilhaft gefunden, daß sie falsche Antiquitäten fabriziren lassen und an leichtgläubige Reisende absetzen. Mein Wirth, welcher einige Europäer in Bagdad kannte und für sie solche Alterthümer gekauft hatte, verstand sich darauf, und lehrte mich die Verschiedenheit zwischen den ächten und falschen; ich gestehe, daß ich die falschen für die ächten genommen hätte.

Unser lang erwartetes Mahl erschien endlich, wir wuschen uns eiligst, und saßen im Hof und im Mondschein rings um den Pilau. Ich hatte jedoch wenig Wahl in den Bissen, denn die Höflichkeit meines Wirths verläugnete sich auch hier nicht, und er warf mir ohne Aufhören, und so schnell ich sie nur verschlingen konnte, Stücke von Fleisch zu, die er nach arabischer Art mit Reiß zusammengeknetet hatte. Wer, wie ich, von der Gastfreundschaft fremder Länder lebt, muß sich an Vieles gewöhnen, das ihm anfangs unverdaulich scheint, und eine solche Erziehung würde einen weichlich gewöhnten Reisenden schnell heilen, aber die Gefahr liegt eher darin, daß man in das andere Extrem fällt; denn in einem heißen Land ist die Freiheit von allem Zwang eine solche Wollust, daß ich fürchte, ich werde mich kaum wieder daran gewöhnen können, wie ein civilisirter Mensch auf einem Stuhl zu sitzen, und mit Messer und Gabel anständig zu essen. Wir alle, bis auf den Maulthiertreiber, saßen um dieselbe Schüssel, und machten saubere Arbeit mit Händen und Zähnen.

Hierauf folgten, wie immer, Pfeifen und Kaffee, welcher letztere unserer schönen Wirthin große Ehre machte, denn Hassan hatte mich versichert, daß sie für eine große Schönheit gelte. Aber sie war so verschleiert, selbst während sie unten im Hofe kochte, daß ich trotz allem Schielen über die Balustrade nichts von ihren Zügen zu sehen bekam. Der Umstand, daß ein Fremder sich im Hause befindet, ist hinreichend, daß die Frauen sich verschleiern, als ob sie in den Straßen gingen. Ich gestehe, es ist eine unangenehme Sitte, das Aufheben des Schleiers würde vielleicht ein Gesicht zeigen, das sich eben so gut verborgen hielte, aber es ist ärgerlich, eine vermeintliche Schönheit wie einen Geist herumschleichen, sich nähern und wegzugehen, bisweilen eine Pfeife zu seinen Füßen niederlegen zu sehen, und sich damit begnügen zu müssen.

Der Major fand jedoch Mittel, den nächsten Tag das Gesicht, auf das er so begierig war, zu sehen, aber unser Raum ist zu Ende, und wir müssen für die Folge seiner Abenteuer den Leser auf das Buch selbst verweisen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 86** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Neugriechisches. Die Stimme des Grabes. — Die Bridgewater-Bücher.** (Fortsetzung.) — **Geschichte von Rimini. Von Leigh Hunt. Dritter Gesang.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 342.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 December 1836.

Ueber die Ablösung der englischen Regimenter in den Kolonien.

Die Verheerungen, welche der Dienst in den Kolonien, namentlich in den tropischen Klimaten, unter den Truppen angerichtet, hat endlich in England allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und zwingt allmählich die Regierung, in dieser Beziehung ein billigeres System einzuführen, als bisher stattfand. Nach einem im J. 1829 dem Unterhause vorgelegten Bericht starben vom J. 1810 bis 1828 in Jamaika im Durchschnitt jährlich $15\frac{1}{2}$ Proz. von den daselbst stationirten Truppen; in den andern Antillen betrug die Sterblichkeit jährlich $11\frac{1}{2}$ Proz. Man wird leicht erkennen, wie ungeheuer dieser Verlust ist, wenn man erwägt, daß während der hitzigsten Periode des Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel, wo in jedem Feldzug mehrere allgemeine Schlachten stattfanden, jährlich nur $5\frac{1}{2}$ Proz. von den Offizieren und 4 Proz. von der Mannschaft umkamen; was etwa ein Drittel der jährlichen Sterblichkeit in Westindien ist. Die Sterblichkeit in Ostindien ist ungefähr halb so groß als in Westindien, da aber hier die Regimenter doppelt so lange, nämlich 20 Jahre bleiben, so ist die Anzahl der Gestorbenen unter der Mannschaft ungefähr eben so groß, und nur ein geringer Theil der ursprünglichen Mannschaft bleibt am Leben, um am Ende in die Heimath zurückzukehren. Man sollte glauben, daß die Wenigen, welche glücklich genug sind, dieser Gefahr zu entrinnen, wenigstens sicher wären, nicht wieder derselben Gefahr ausgesetzt zu werden, so lange wenigstens bis alle übrigen Regimenter gleichfalls die gefahrvolle Probe des Dienstes in einem tropischen Klima überstanden hätten. Aber gerade diejenigen, welche lange in Ost- und Westindien dienten, werden, wenn die Zeit ihres Dienstes in der Heimath abgelaufen ist, wiederum nach West- oder Ostindien geschickt. Es ist bei dem großen Umfang der Kolonien und der verhältnißmäßig geringen Truppenzahl unvermeidlich, daß nicht ein Soldat drei Viertheile seiner Dienstzeit auswärts zubringen müsse, aber daraus folgt noch nicht die Nothwendigkeit, daß er diese ganze Zeit hindurch innerhalb der Tropen bleiben soll, wo schleichende Fieber die Quelle des Lebens vergiften, und ihrem Opfer ein Leben voll Leiden, wo nicht ein frühzeitiges Grab bereiten.

Die Vertheilung der englischen Truppen in den letzten zehn Jahren war folgende:

Gesunde Stationen.	Zahl d. Korps an jedem Ort.	Jährliches Sterblichkeitsverhältniß.
Mittelmeer	16	$1\frac{1}{2}$ Proz.
Nordamerika und Bermuden	10	$1\frac{1}{2}$ —
Kap der guten Hoffnung . .	3	$1\frac{1}{2}$ —
Neu-Süd-Wales	4	$1\frac{1}{2}$ —
St. Helena	1	3 —
Mauritius	3	$3\frac{1}{2}$ —
Gesammtzahl der Regimenter an gesunden Stationen . . .	37	
Ungesunde Stationen.		
Ostindien	20}	6 —
Ceylon	4}	
Jamaika und die übrigen westindischen Inseln	13	13 —
	37	

Somit sind also 37 Regimenter oder Dienstkompagnien von Regimentern in vergleichungsweise gesunden, und 37 an ungesunden Stationen, was nebst 26 gewöhnlich in England und drei auf der See zur Ablösung befindlichen Regimentern eine Gesammtzahl von 103 Bataillonen ausmacht, woraus die ganze verfügbare Linieninfanterie Englands besteht

Von diesen sind gegenwärtig 20 Bataillone in Ost- und Westindien, deren frühere Stationen in einem von diesen beiden Ländern waren, und nur zwei davon sind vor ihrer Versetzung aus Westindien nach Ostindien auf einige Zeit in Neu-Süd-Wales gewesen. Zwölf andere Regimenter dagegen stehen gegenwärtig wieder in ganz gesunden Stationen, nämlich im Mittelmeer, in Nordamerika oder auf dem Kap, nachdem sie vorher ihre Zeit auf einer andern dieser drei gesunden Stationen zugebracht hatten. Da gleich viele Regimenter sich in unge-

funden und in gesunden Stationen befinden, so kann natürlicherweise keines ohne Nachtheil des andern bevorzugt werden.

Diese Vertheilung des Dienstes ist nicht nur unbillig gegen diejenigen, welche sie trifft, sondern auch der Armee und dem Staat im Allgemeinen nachtheilig, indem diejenigen, welche einen zwiefachen tropischen Dienst durchmachen müssen, viel früher, wo nicht sterben, doch dienstunfähig werden. Nach den Krankheiten der tropischen Klimate muß der menschliche Körper längere Zeit ausruhen, bis er wieder seine frühere Kraft erlangt. Hiezu kommt noch der entmuthigende Einfluß auf den Soldaten selbst, wenn er nichts vor sich sieht, als ein Leben voll Mühe und Krankheit, wo jeder Genuß durch Erinnerungen an die Vergangenheit oder durch den Schrecken vor zukünftigen Leiden verbittert wird, bis er endlich in den pesterfüllten Lazarethen Ost- oder Westindiens seinen letzten Ruheplatz, nämlich ein Grab fern von der Heimath, findet. Wäre der Dienst in den tropischen Klimaten gleichmäßig vertheilt, so kommen auf die militärische Laufbahn eines Mannes nur 6 bis höchstens 7 Jahre. Die Nothwendigkeit einer gleichen Vertheilung dieses Dienstes ist um so dringender geworden, seit man nicht mehr zwei Jahre Dienst in Ost- oder Westindien für drei Jahre rechnen darf.

Man hat berechnet, daß von 1000 Mann, welche 11 Jahre in Ostindien, 4 in England und 10 in Westindien zubrachten, nach Verlauf dieser 25 Jahre noch 136 am Leben sind, während von andern 1000 Mann, welche 11 Jahre im Mittelmeer, 4 in England und 10 in Nordamerika zubrachten, noch 691 leben. Die Ungerechtigkeit gegen die erstern, so unabsichtlich sie auch seyn mag, *) bleibt nichts desto weniger ungemein groß. Ein anderes System der Ablösung könnte diesem abhelfen, und dieß bestände in Folgendem:

England hat 16 Regimenter im Mittelmeer, 13 in Westindien und 10 in Nordamerika; jedes derselben sollte zuerst auf 4 Jahre nach dem Mittelmeer, dann auf 3 Jahre nach Westindien, und sodann auf 2 oder 3 Jahre nach Nordamerika gehen, was mit der Zeit der Ueberfahrten zusammen ungefähr 10 Jahre auswärtigen Dienstes ausmachen würde. Eben so sind 4 Regimenter in Neu-Süd-Wales, 7 auf Mauritius und Ceylon, und 4 auf dem Kap und St. Helena. Statt nun die Regimenter vier Verbannungsjahre in Neu-Süd-Wales zubringen zu lassen, als Vorbereitung auf eine vierzehnjährige weitere Verbannung in Ostindien, sollte jedes Regiment 3 Jahre an ersterem Orte bleiben, dann auf 4 Jahre nach Ceylon oder Mauritius gehen, und endlich auf dem Heimweg noch 3 Jahre auf dem Kap oder St. Helena bleiben. Nach Ostindien sollte man die Regimenter direkt senden, aber nur auf 10 Jahre, da die Gefahren und Beschwerden dieses Dienstes an und für sich schon groß genug sind, ohne daß man auch noch einige Jahre Dienst in den andern Kolonien hinzuzufügen nöthig hat.

*) Die Regimenter bleiben nämlich nach ihrer Rückkehr aus einer Kolonie gewöhnlich vier Jahre in England, und gehen dann, wie die Reihe sie trifft, nach einer andern Kolonie ab: nur der längere Aufenthalt in England wird als Richtschnur angenommen, die größern oder geringern Gefahren und Beschwerden des Dienstes kommen gar nicht in Anschlag.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Fortsetzung.)

Der französische Verleger dagegen zahlt dem Journal des Débats, dem unumgänglich nothwendigen Anzeiger, die Zeile zu nicht weniger als 25 Sous, beinahe 8 gr. oder 36 Kreuzer, den übrigen ohne Ausnahme 20 Sous oder über 6 gr. Da es höchstens 10 solcher politischer Journale gibt, so ist bei der unverhältnißmäßigen Anzahl der gedruckten Bücher die Konkurrenz sehr bedeutend. Da ferner die Journale für jede Vermehrung ihres Cadre's einen Stempel zahlen, so schieben sie die Anzeigen, welche in den gewöhnlichen Bogen nicht gehen, oft acht, manchmal 14 Tage zurück, zumal hier, wie ich nachgewiesen, das politische Interesse über das merkantilische so überwiegend ist, daß wenn lange und interessante Kammersitzungen, Prozesse oder sonst Aufsehen erregende Ereignisse vorgegangen sind, auf die Mittheilung aller Annoncen Verzicht geleistet wird, und wenn sie dem Bureau haufenweis vorliegen. Man begreift, daß wenig umfangreiche Anzeigen hier nicht ausreichen, und man sich in der Größe der Buchstaben einander überbietet, um jene Nachtheile des Aufschiebens u. s. w. zu ersetzen. Ein Buch, das augenblicklichen und schlagenden Erfolg haben soll, kann in den 10 Journalen nicht unter 1000 Fr. Annoncen angezeigt werden; ja es wird immer häufiger, in das Journal des Débats Anzeigen zu 300 Fr. einrücken zu lassen, und diese nehmen etwa den vierten Theil der Rückseite des Blattes ein, — in die andern Journale deren aber zu 100 bis 150 Fr. zu senden. Außerdem kann kein Pariser Verleger der gestempelten Straßenaffichen entbehren, die sich nur höchstens 3 bis 4 Tage halten, weil kein Gesetz existirt, welches die Respektirung dieser Affichen geböte. Es sind besondere Etablissements von Privatpersonen vorhanden, welche das Ankleben dieser Affichen besorgen, deren Respektirung aber nicht garantiren und kein anderes Etablissement hindern können, seine Affichen nach einigen Tagen über die der andern zu kleben. Sie müssen also von Zeit zu Zeit erneuert werden. Man überbietet sich täglich mehr in der Größe derselben. Wer in Leipzig anwesend ist, gehe in die Weber'sche Buchhandlung, um die enorme Affiche der Revue du Nord in Augenschein zu nehmen. Sie war ihrer Zeit die größte, mittelst einer besondern Maschine verfertigt, wurde aber vier Wochen darauf schon von den Didot'schen und Schlesinger'schen Affichen überboten, und kostete doch 500 Fr. zu nur 100 Exemplaren. Schlesinger hat für die Affichen seiner Partitur der Juive wenigstens 1000 Fr. bezahlt. Von der Industrie mit diesen Affichen, die ein deutscher Buchhändler kaum kennt, einen Begriff zu geben, erwähne ich, daß ein Etablissement der Stadt Paris für die Benützung der kleinen runden Säulen auf den Boulevards 100,000 Fr. jährlichen Pacht zahlt. Nehmen wir also ein französisches Werk, das 500 Rthlr. an gewöhnlichen Kosten betrüge, so wären schon gegen 500 Rthlr. an Anzeigekosten hinzuzufügen. Die literarischen Journale leiden am Meisten darunter, da sie dieselbe Operation im ersten Jahre wenigstens bei jeder Lieferung wiederholen müssen. So kosteten die 12 Lieferungen

Digitized by Google

des ersten Jahrgangs der Revue du Nord an gewöhnlichen Kosten mit Inbegriff des Honorars 9000 Fr., an Anzeigekosten etwa noch 6000 Fr., und selbst so lange bestehende Journale, wie die Revue britannique, verwenden regelmäßig noch 300 Fr. monatlich auf diese Ausgabe, die eben durch das Zusammendrängen aller Literatur auf einen Ort und der daraus entstehenden übertriebenen Konkurrenz nöthig wird. Hier macht von Neuem die Unterdrückung des literarischen Journalismus ihren Einfluß geltend, denn da er selbst nothdürftig um seine Existenz kämpft, kann er der Verbreitung der Bücherliteratur nur von geringem Nutzen seyn. Weil er in England so sehr ausgebildet ist, kann der dortige Buchhandel die enormen Kosten der mit besonderm Stempel noch belegten Anzeigen in den politischen Journalen umgehen, indem auch die Quarterly Reviews, monthly Magazines, weekly Reviews und Observers, denen Prospekte, Kataloge und Annoncen in so zahlreichen Fällen beigelegt werden, durchaus seinem Bedürfniß der Publizität genügen.

Mit diesen direkten außerordentlichen Opfern hat der französische Verleger aber noch seinen Absatz nicht erkauft oder die nothwendige Bekanntmachung seines Werkes herbeigeführt. Erst jetzt erliegt er dem Mangel aller freiwilligen Kritik, die er ebenfalls erst zu erkaufen hat. Der deutsche Verleger sendet dann 25 oder 30 Exemplare an die verschiedenen literarischen Institute, die nichts mehr verlangen, als daß man sie durch diese Verbindung in Stand setze, das Publikum von der neuen Erscheinung zu unterhalten; jetzt kann er im Laufe einiger Zeit dreißig neuer Anzeigen gewiß seyn, die meist zu rechter Zeit erscheinen, nämlich wenn das versandte Buch in allen Theilen Deutschlands angekommen ist. Seine eigenen Bemühungen brauchen sich nur darauf zu erstrecken, diese Kritiken schneller und schonender zu erhalten. Was den französischen Verleger hier erwartet, wurde bereits aus einander gesetzt. Geld, und bedeutendes, kostet ihn jedes Feuilleton immer. Denn hat er unter den Redaktoren so viel Freunde, um besondere Bezahlung ihrer Kritiken für den einzelnen Fall nicht nöthig zu haben, so kostete ihn doch ihre Freundschaft zu erwerben eben so viel Geld; denn umsonst hat hier niemand etwas. Man frage Lavocat, ob ihn gerade nicht eben diese Freundschaft ruinirt hat, da sie ihn zu dem erstaunlichsten Aufwande an Diners, Soirées und direkten Unterstützungen der Schriftsteller veranlaßte.

Es ist nicht übertrieben, wenn man, abgesehen von den höhern Druck- und Papierkosten, den Aufwand eines französischen Verlegers für ein Werk von demselben Umfange und bei gleichem Honorare auf das Doppelte von dem anschlägt, was ein solches dem deutschen kostet, und bei unendlich geringern Aussichten soliden und dauernden Absatzes. Wenn man nun überhaupt den typisch festgesetzten Preis von 15 Fr. für ein Werk zu 2 Bänden von 20 bis 21 Bogen auf unendlich schönem Papier mit den deutschen Preisen vergleicht, so darf man sie wahrlich nicht zu hoch finden, da ganz gleiche Preise auch bei uns vorkommen. Werfe ich den ersten Blick auf die neue Bibliographie von Brockhaus, so finde ich z. B. Raumer's neueste Reise durch England in 2 Bänden zu 5 Rthlr. angesetzt. Die deutschen Bände sind freilich stärker, das Manuscript umfangreicher und darum in vielen Fällen das Honorar höher. Aber eben dieß höhere Honorar erlaubt dem deutschen Verleger höhere Preise bei berühmteren Autoren ausnahmsweise anzusetzen, während dieß dem französischen nie gestattet ist.

Jetzt ist wieder ein großer Unterschied zu Gunsten des deutschen Verlegers in Bezug auf die Stärke der Auflage vorhanden. Bei uns druckt man selten ein Werk unter 1000 Auflage, bei einigermaßen sicherer Aussicht auf Absatz 1500. Der Franzose, schon Lewald bemerkte das in seinen Ansichten von Paris, wagt, bei der Theurung des Papiers und Drucks selten die Auflage über 500 zu machen; während nun in Deutschland für eine zweite Auflage höchstens die Hälfte des frühern Honorars bewilligt wird, hat der französische Schriftsteller die Bestimmung desselben ganz in seiner Hand und verlangt bei einer zweiten Auflage gerade mehr Honorar, als bei der ersten. Es hilft dem Buchhändler nichts, wenn der Schriftsteller ein festes bekanntes, vielleicht auf 1000 bis 1500 Käufer — dieß ist das höchste — zu berechnendes Publikum hat. Dieß weiß der Schriftsteller bei dem leichten Ueberblick des so zusammengedrängten literarischen Publikums so gut wie der Verleger, und kann bei der großen Konkurrenz für einen sichern kleinen Gewinn sein Mannskript immer so verkaufen, daß dem Verleger wenig übrig bleibt. Denn große, ungewöhnliche, aus der besondern Vortrefflichkeit eines Werks eines berühmten Schriftstellers hervorgehende Chancen sind, außer bei politischen und solchen Schriften, denen unvorhergesehene Zeitereignisse während des Drucks besonderes Tagesinteresse geben (wie es durch den Streit mit Jackson bei den beiden Werken von Tocqueville-Beaumont über Amerika geschah), äußerst selten; denn das Kaufpublikum für gewisse Schriften, Fächer und Autoren ist ein sehr stabiles, und manchmal geben nur die anwesenden Fremden dem Absatz einen Unterschied.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg. *)

Du bist wahrscheinlich im Zweifel über den Weg, welchen wir von Sitcha zurück nach Petersburg genommen haben; du weißt, daß ich vor sieben Jahren zum moskauischen Thore von Petersburg hinauszog, und glücklich mit Frau und Kind etwa 11.000 Werste weit durch Rußland und Sibirien nach Ochotsk reiste, auf einem Schiffe der russisch-amerikanischen Kompagnie das Meer durchschiffte, und auf dem nordwestlichen Ufer Amerika's das Land in Sitcha bei Neu-Archangelsk betrat, welches für die nächsten fünf Jahre mein Aufenthalt seyn sollte. An einem schönen Morgen aber war ich wieder in Petersburg zurück, und den Weg, welchen ich einschlug, will ich dir nun in Kürze schildern.

Wir fuhren am 25sten November 1835 aus dem Meerbusen von Sitcha ab, auf dem Kompagnieschiff dieses Namens unter dem Kapitänlieutenant Mitkow. Mein Nachfolger in der Kolonie, der Kapitän ersten Rangs, Kupreanow, war einen Monat vorher mit seiner Gattin zu Neu-Archangelsk angekommen. Wir segelten nach der Hauptstadt von Ober-Californien, Monterey, und nachdem wir unter 44° N. B.

---

*) In Briefen an einen Freund dargestellt.

Digitized by Google

einen heftigen Sturm mit Hagel, Bliz und fliegendem Feuer an den Raaen durchgemacht hatten, warfen wir in finsterer Nacht am 17ten December vor Monterey Anker. Der zwei Monate zuvor erfolgte Tod des Gouverneurs von Californien, General Figuerra, hatte das Land in eine beklagenswerthe Lage versezt, um so mehr, als bedeutende Hindernisse, welche der Einführung der neuen Anordnungen des mexicanischen Kongresses im Wege standen, noch nicht entfernt waren; der ohnehin schon fühlbare Mangel an Geld wurde noch schwerer durch die für den Handel hemmenden Geseze, und die ärmlichen Mittel der Regierung wurden durch schlechte Ernten und die Unbotmäßigkeit der Indianer, welche bisher unter der Aufsicht der Missionen gestanden waren, so sehr verringert, daß man zu gewaltsamen Mitteln schreiten mußte, um nur die Besazung, welche im Ganzen aus 50 Reitern, 50 Infanteristen und 20 Artilleristen bestand, mit Lebensmitteln zu versorgen.

Als das Schiff sich mit Wasser und frischen Lebensmitteln versehen hatte, stiegen wir ans Land, um uns durch einen Ausflug zu zerstreuen. Ein in Monterey ansässiger Schotte bot uns sein Kabriolet, seine Maulthiere und Reitpferde, so wie seine und seiner Frau, einer hiesigen spanischen Kreolin, Gesellschaft an zu einer Fahrt in den Missionsort San Carlos. Mit Vergnügen nahmen wir den Vorschlag an. Die Offiziere des Schiffs, der gefällige Schotte und ich begleiteten zu Pferde die Damen, welche in einem Kabriolet fuhren, das von einem Maulthier und einem Pferde gezogen war, auf welch lezterem ein Indianer saß. Schon im Jahre 1818 hatte ich den Missionsort San Carlos besucht, und damals schon lange nur die schroffen Berge und den mit Nebel bedeckten Himmel Kamtschatka's, Kadjaks und Sitcha's gesehen, und mit unbeschreiblichem Vergnügen die reizenden Thäler und Hügel Californiens, die parkähnlichen Eichenwälder, die sammtgrünen Wiesen und wogenden Ackerfelder durchzogen, welche malerisch abwechselten, und auf dem kurzen Wege von Monterey nach San Carlos unser Auge entzückten. Freundlich hatte uns in der Mission der ehrwürdige Pater aufgenommen: die reinlichen Wohnungen, die Obstgärten und die Thätigkeit der Indianer, Alles hatte von der Ordnung und Wohlstand in der Anstalt Zeugniß abgelegt. Wie sehr war alles dieß seit jener Zeit verändert. Die reine warme Luft, der klare blaue Himmel, die reizenden Hügel waren noch dieselben wie damals; auch jezt nach langer Entbehrung genossen wir begierig die schöne Aussicht, aber die Menschen waren nicht so beständig in ihren Werken geblieben als die Natur: die steinernen Häuser der Mission lagen in Trümmern und verödet, die Felder unbebaut, die Indianer ergaben sich dem Müßiggange, und statt des gutmüthigen offenherzigen Castillianers, welcher damals Pater war, empfing uns jezt ein finsterer, unzufriedener und ungebildeter mexicanischer Mönch.

Wir wollten in dem unglücklichen, aber immer noch schönen Lande nicht bleiben, und eilten, bald wieder fortzukommen. Am Neujahrstage neuen Styls gingen wir wieder unter Segel, und nach einer glücklichen raschen Fahrt nach Süden warfen wir am Neujahrstage alten Styls auf der Rhede von San Blas Anker. Plözlich waren wir in die heiße Zone unter 21° 32′ Breite gekommen; ein frischer Seewind mäßigte jedoch bei Tage die drückende Hize, und ein auf dem Verdeck ausgespanntes Zelt sicherte uns gegen die sengenden Strahlen der Sonne. Wir genossen in vollen Zügen den Wohlgeschmack der herrlichen tropischen Früchte, welche man uns in Menge vom Ufer brachte: unsere Kreolen aus Sitcha und unsere Sibirier ermangelten gleichfalls nicht, sich an Ananas, Apfelsinen, Limonen und Kokosnüssen zu ergözen, welche bei 20° Wärme herrlich erfrischten. Süße Milch, frisches Brod und Austern, welche hier auf den Bäumen wachsen, ließen den nordischen Gastronomen nichts zu wünschen übrig. Hinsichtlich der Austern ist nämlich zu bemerken, daß sie sich an den ins Wasser senkenden Zweigen der am Meeresufer wachsenden Gebüsche festsezen; der Fischer fährt in seinem Kahne heran, hebt die Zweige aus dem Wasser, nimmt die größten Austern herab und läßt sie mit den andern wieder ins Wasser zurücksinken.

Hier entschloß ich mich das Schiff zu verlassen und mich zu Lande nach dem atlantischen Meere zu begeben. Ich wandte mich deßhalb an die Ortsbehörde mit der Bitte um einen Paß, natürlich aber machte man mir in einem Lande, wo Revolutionen zu einer gewöhnlichen Sache geworden waren, mancherlei Schwierigkeiten. Zudem ist San Blas sehr weit von dem Hauptsiz der Regierung in Mexico entfernt. Das Zollamt war die einzige Behörde, welche ein Recht ansprach, meine Sache zu entscheiden; Beamte erschienen, welche mit großer Genauigkeit Nachforschungen anstellten über uns und unsere Absichten, einige Bogen Papier verschrieben und nach einigen Tagen erklärten, daß wir nach diesem oder jenem Gesez nicht durch das Gebiet der Republik reisen könnten. Der englische Konsul, Herr Barron, welcher in dem Städtchen Tepic, zwei Tagereisen von San Blas jenseits der Berge, wohnte, und an den ich mich wandte, räumte durch seinen persönlichen Einfluß diese Hindernisse aus dem Wege, und schickte mir zu gleicher Zeit eine sehr freundliche Einladung, zu ihm nach Tepic zu kommen, um mich dort auf die Weiterreise durch Mexico vorzubereiten. Uebrigens gab er noch seinem Kommissär zu San Blas den Auftrag, uns Maulthiere, Reitpferde und zuverlässige Führer zu besorgen, und verschaffte uns einen Paß von den Behörden. In kurzer Zeit war Alles geschehen, und nach sechstägigem Aufenthalt auf der Rhede betraten wir das Ufer, um am andern Tage uns nach dem Innern auf den Weg zu machen.

Die Stadt San Blas liegt auf einem Felsen; wir sezten uns am Landungsplaz auf die uns erwartenden Pferde und kamen bald in das am Fuße des Felsens in einer niedern Ebene liegende Dorf. Die üppigste tropische Vegetation prangte in den Gärten, an denen wir vorüberzogen, Hütten aus Bambusstäben und mit Palmblättern gedeckt standen zerstreut in dem dichten Schatten der Tamarinden, Mangobäume und Platanen, goldne Apfelsinen gleich Feueräpfeln glänzten durch das Grün der zahllosen Pflanzen, deren Mannichfaltigkeit in Form, Farbe und Größe der Blätter, Blumen und Früchte das ungewohnte Auge in das lebhafteste Erstaunen sezte. Zahme Papagaien aus dem nahen Walde in diese luftigen Wohnungen verpflanzt, pfiffen und schrien in gebrochenem Spanisch. Männer und Weiber waren in freier Luft mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, und sonnenverbrannte, nackte, vollwangige Kinder spielten auf dem brennenden Sande. Diese Scene ändert sich plözlich mit dem Eintritt der Regen, welche im Mai beginnen. Die Ebene verwandelt sich dann in einen Sumpf, dessen tödtliche Ausdünstungen die Atmosphäre verpesten, die Einwohner sterben zu Hunderten an den furchtbaren Fiebern, und glücklich noch, wer sich in die Berge retten kann. San Blas ist der ungesundeste Ort in der ganzen Republik: nirgends wüthen die Fieber mit solcher Heftigkeit; nichts desto weniger herrschte hier die Cholera nicht, obwohl in Tepic, 16 Leguas weiter in den Bergen, von 8000 Einwohnern 1000 daran starben. (Fortsezung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 343.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 December 1836.

Medizinische Statistik in Rußland.

Der Minister des Innern hat dem Kaiser jährlich einen Bericht über die innere Verwaltung zu erstatten, und in diesem spielt auch der Bericht des medizinischen Kollegiums keine geringe Rolle. Da geographische Uebersichten der vorkommenden Krankheiten selten mitgetheilt werden, und das weite Reich manche eigenthümliche Erscheinung darbietet, so heben wir aus dem Bericht über das Jahr 1835 Einiges aus.

„Der allgemeine Charakter der herrschenden Krankheiten sind Entzündungen, die von Verkältung herrühren, mit vorherrschender Hinneigung zu Nerven- und Faulfiebern; in den Gouvernements Perm, Irkutsk, Nischegorod, Twer, Jekaterinoslaw und Volhynien zeigten sich entzündliche und rheumatische Fieber in ziemlich heftigem Grade. Faulfieber bemerkte man nur in Liefland auf dem Vorgebirge Groß-Ropp und um Ganatow. An aus Verkältung herrührenden Fiebern litt das gemeine Volk in den Gouvernements Tobolsk, Jeniseisk, Moskau, Kostroma, Smolensk und Bessarabien, besonders in den drei letzten, wo namentlich durch den Uebergang dieser Fieber in Nerven- und Faulfieber eine stärkere Sterblichkeit sich kund gab. Nervenfieber und Typhus zeigten sich in vielen Gouvernements, in Witebsk, Wladimir, Nowgorod, Pskow, Kaluga, Moskau, Nischegorod, Twer, Petersburg, Olonez, Archangel, Jeniseisk, Tomsk, in Liefland, Mohilew, Podolien und Tschernigow; *) sie hatten ihren Ursprung meist in Fiebern, die von Erkältung herrührten, in Mangel an gehöriger Reinlichkeit und diätetischer Vorsicht, und nur in drei Gouvernements, Witebsk, Pskow und Kaluga, griffen sie so um sich, daß man besondere Aerzte hinsenden mußte. Wechselfieber herrschten epidemisch nur in Kiew und Podolien, und gingen häufig in Gallen- und Nervenfieber über. Die sibirische Seuche, welche aus örtlichen Ursachen in den nördlichen Gouvernements jährlich zur heißen Sommerzeit sich am Vieh zeigt, ging manchmal auch durch unvorsichtige Berührung des kranken Viehs auf Menschen über, namentlich in Tobolsk, Tomsk, Nowgorod und Mohilew; doch war die Zahl der Ergriffenen nicht bedeutend, und es gab sich keine sonderliche Sterblichkeit kund. Der Skorbut zeigte sich in diesem Jahr nur an einigen Orten der Gouvernements Jekaterinoslaw, Volhynien und Pskow: in diesen letztern trat er nach vorhergegangenem Nervenfieber auf. Die Kriebelkrankheit, bei den Russen der böse Krampf (Slaja Kortscha) genannt, welcher größtentheils aus unvorsichtigem Genuß von Brod aus Mehl von unreifem Korn entspringt, bemerkte man in denselben Gouvernements, wo sie auch im verflossenen Jahre wüthete; namentlich in den Gouvernements Wjätka und dem Lande der donischen Kosaken, doch war sie dießmal minder heftig.

Blutdiarrhöen zeigten sich während der heißen Jahreszeit in vielen Dörfern der Gouvernements Minsk und Wilna, auch in Grodno, *) Nischegorod und Tomsk, doch war die Krankheit nicht so bösartig wie früher, und nur in wenigen Fällen tödtlich. Im Anfang des Oktobers trat die epidemische Cholera in Transkaukasien und Nachitschewan auf, und verbreitete sich in neun Dörfern; über die Hälfte der Kranken starb, doch gelang es bald, der Krankheit Meister zu werden.

Das Scharlachfieber und der Krampfhusten zeigten sich in Kamtschatka und im Kreise Surgut des Gouvernements Tobolsk nicht nur an Kindern, sondern auch an Erwachsenen. In vielen Gouvernements war diese Krankheit, so wie auch die Masern, fast unbemerklich und keineswegs gefährlich, aber in Petersburg und der Umgegend wüthete das Scharlachfieber epidemisch und mit großer Heftigkeit: im Februar, März und April wurde eine bedeutende Anzahl Kinder das Opfer, theils im entzündlichen Stadium, d. h. am achten oder zehnten Tage, theils starben sie an der Wassersucht, worein die Krankheit so leicht übergeht. Bemerkenswerth ist, daß bei Verminderung der entzündlichen Anfälle laue Bäder auffallenden Nutzen schafften. Diese Beobachtung konnte mit der nöthigen Genauigkeit in dem Kinderhospital **) gemacht werden, welches am 6ten December 1834 auf Kosten von Privatpersonen errichtet wurde. In diesem

*) Also fast in der ganzen [illegible] des Landes.

*) Also im ganzen ehemaligen Ostpolen, das sehr niedrig und voll Sümpfe ist.

**) Siehe Ausland vom vorigen Jahre Nr. [illegible].

Google

Krankenhause bekamen im Laufe der obigen drei Monate sechzig Kinder das Scharlachfieber. In den Gouvernements Saratow und Wolhynien herrschte gleichfalls das Scharlachfieber und die Masern epidemisch, doch sehr gutartig. Die natürlichen Blattern hausten unter Kindern und Erwachsenen in den Gouvernements Irkutsk, Jeniseisk, Wjätka, Perm und Archangel, namentlich unter den rohen Völkern, welche sich der Impfung nicht unterworfen hatten; indeß bemerkte man auch in der Hauptstadt einige Fälle der natürlichen Blattern.

Aus dem im J. 1835 von den Gouverneuren erstatteten Bericht geht hervor, daß in der zweiten Hälfte des Jahres 1834 und in der ersten des Jahrs 1835 bei 495,371 Kindern die Schutzpocken eingeimpft worden seyen. Uebrigens zeigten sich im Gouvernement Irkutsk auf den nertschinskischen Hüttenwerken die Wasserblattern, Windblattern von den Russen genannt, welche sich sehr bedeutend verbreiteten und manchmal auch tödtlich waren. Eine eigenthümliche Art Blattern zeigte sich auch in einigen andern Orten, selbst in Petersburg: sie haben einige Aehnlichkeit mit den natürlichen, unterscheiden sich aber von diesen dadurch, daß die Stadien minder lang, die Zufälle minder heftig sind, und daß sie nicht nur bei denjenigen ausbrechen, welchen die Schutzpocken eingeimpft worden waren, sondern auch bei denjenigen, welche die natürlichen Blattern bereits gehabt hatten. Dieß gibt häufig zu der Meinung Veranlassung, daß die Einimpfung kein genügender Schutz gegen die natürlichen Blattern sey.

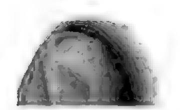
Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Fortsetzung.)

Hat nun endlich der Verleger alle diese Schwierigkeiten besiegt, und sein Buch beginnt das gewünschte große Aufsehen zu machen, so droht ihm die gefräßigste aller Harpyien, das in Belgien etablirte Nachdrucksystem wenigstens allen den Gewinn zu entreißen, den er von seinem Werke, nicht als Pariser, sondern als französischer, d. h. als europäischer Verleger machen könnte. Und dieser entreißt ihm nicht nur allen Absatz ins Ausland, der nach Belgien, Rußland, Polen, Schweden, Nordamerika, der französischen Schweiz, selbst nach Deutschland und England hin sehr bedeutend ist, und ihn für alle Nachtheile in Frankreich entschädigen könnte, sondern derselbe überschwemmt ihm auch, trotz des strengen Douanensystems, die nordwestlichen Provinzen des Landes, und kommt heimlich selbst bis Paris. Wohl ist noch nirgends dieses literarische Diebssystem so systematisch ausgeübt und mit solcher Gewandtheit, solcher Umsicht und so unverschämt betrieben worden, als es nunmehr fast seit fünfzehn Jahren in Brüssel geschieht. Wo wurden jemals periodische Schriften nachgedruckt und dem Abonnement dargeboten, da der Nachdrucker keinen Augenblick weiß, ob die folgende Lieferung des Originals erscheinen wird! So druckt man aber in Brüssel die Revue de Paris, die Revue britannique, und, so weit geht die Faulheit dieser Leute, den Pariser Voleur selbst, der aus den französischen Journalen die besten Artikel zusammenliest, damit man sich nicht einmal die Mühe zu geben brauche, selbst zu wählen und die Originaljournale zu bezahlen. Alle Brüsseler Handlungen halten sich eine Menge Agenten in Paris, die überall in den Handlungen, in den Druckereien nach einem bedeutenden Werke umherspüren, Drucker, Setzer und Correktoren, oft selbst die Schriftsteller bestechen, um sogleich vorbereitende Maßregeln zum Nachdruck ihrer Brüsseler Kommittenten treffen zu lassen. Oft sind ihnen sogar Pariser Buchhandlungen selbst dazu behülflich, und der skandalöse Prozeß über Lamartine's Voyage dans l'Orient, welche, da man die Correkturbogen in der Druckerei entwendete, eher in Brüssel als das Original in Paris erschien, ist wohl auch in Deutschland bekannt worden.

Alle Mittel und Versuche, diesem Unwesen entgegen zu wirken, sind durchaus fruchtlos gewesen. Bei uns konnte man sich gegen östreichischen Nachdruck z. B. durch die Association eines Wiener Hauses für ein Werk schützen, aber nach belgischen Gesetzen ist jedes im Ausland gedruckte Werk vogelfrei, und jeder brüsseler Buchhändler behält das Recht, dasjenige nachzudrucken, was ein belgischer Verleger in einer auswärtigen Druckerei verfertigen läßt. Wollte der pariser Buchhändler in Brüssel drucken lassen, so verfällt er wieder dem französischen Gesetze, das jedes jenseits der Gränze in französischer Sprache gedruckte Werk mit dem enormen Einfuhrzoll von 100 Prozent belegt, und das zu Gunsten der französischen Buchdruckerei und von Napoleon zu einer Zeit gegeben wurde, wo Belgien eine französische Provinz war, und man an das später sich entwickelnde Nachdrucksystem nicht denken konnte. Eine Herabsetzung des Preises so, daß sie für Belgien den Preisen des Nachdrucks gleich käme, ist auch unmöglich, denn erstens würden die Belgier immer das Ausland leichter damit versehen können, da sie ihm näher stehen und weniger Transportkosten haben, sondern die Hauptsache, man würde sich in Paris die pariser Exemplare von Brüssel zurückkommen lassen, und dieselben immer noch um ein Drittel wohlfeiler erhalten als wenn man sie in Paris kaufte, da die Rückeinführung gedruckter Bücher in Frankreich natürlich keinem Zoll unterliegt. Die pariser Preise lassen sich aber unter den bestehenden Umständen, wie ich bereits nachgewiesen, nicht ermäßigen.

Man sollte nur diejenigen von unsern deutschen Staatsökonomen, welche vor Kurzem noch den Nachdruck öffentlich vertheidigten, als eine Wohlthat, welche Bücherabsatz durch Ermäßigung der Preise und somit intellektuelle Kultur und den Aufschwung der Literatur begünstigte, hieher versetzen, damit sie die ganze Verwüstung mit ansähen, welche dieses so trefflich organisirte belgische Piratensystem in der französischen literarischen Industrie und der Literatur selbst in geistiger Beziehung anrichtet. Sind nämlich die französischen Bücherpreise in Bezug auf ihren Inhalt doppelt so hoch als die deutschen, so geschieht es darum, weil es bei den Abgaben an die Journale und besonders bei der Befürchtung des Nachdrucks, sich der Mühe nicht lohnt, wohlfeile, das heißt, Bücher von geringem materiellem Umfange zu drucken. Was die Journale betrifft, so sind die Ausgaben



Digitized by Google

für Annoncen und Kritik bei einem kleinen Buche nicht geringer, als bei einem großen, und bei einem kleinen können diese Ausgaben gerade das Doppelte der Herstellungskosten betragen. Der Nachdruck läßt den Verlegern im besten Falle höchstens vier Wochen freie Verkaufszeit, und entzieht ihnen allen Debit ins Ausland. Sie suchen daher mit den wenigsten Herstellungskosten ein so großes und bändereiches Buch als nur möglich zu machen, um die herkömmlichen Preise für ein so und so viel Bände starkes Buch fordern zu können. Diese Operation kostet ihnen nur, wenn sie ein Werk in zwei Groß-Oktavbänden drucken, was ein deutscher Verleger auf 12 Bogen gedruckt hätte, für 36 Bogen Papier mehr, während sie den zugleich für Druck, Honorar u. s. w. bestimmten Preis für diese 36 Bogen einfordern. Sie kaufen durchgängig ein Manuskript von den Autoren in Bausch und Bogen so wohlfeil als möglich nach Berechnung des Umfangs der Arbeit in seinem Manuskript und dehnen es durch den weitläufigsten Druck, die größtmöglichen Lettern, durch Weißlassung oft mehrerer Seiten bei den Kapitelabsätzen so entsetzlich aus, bis sie die herkömmlichen 15 Franken für ein Werk fordern können, das man ohne diese verderblichen Einflüsse für höchstens 4 Fr. hätte kaufen können. Ein Beispiel hievon lieferte neulich Arthur Bertrand. Eugenie Foa verkaufte ihm einen Roman, oder vielmehr eine Novelle, die in einer deutschen Zeitschrift vielleicht 7 Bogen betragen hätte, la Juivr. Trotz aller Anstrengung des Ziehens und Dehnens bringt er es nur zu einem und einem halben Bande. Um einen Ausweg nicht verlegen, füllt der Verleger die zweite Hälfte des andern Bandes mit seinen Verlagskatalogen, und läßt diese die Leser mit $3^1/_2$ Fr. bezahlen. Es ist so weit gekommen, daß Broschüren, so interessant sie wären, und welche wohlfeil gegeben werden müssen, entweder gar keinen Verleger mehr finden, oder nur dann, wenn der Autor einwilligt, kein Honorar zu verlangen, und nur den erhofften Gewinn mit dem Verleger zu theilen, und wenn kein Gewinn herauskommt, auf alle Entschädigung für seine Arbeit zu verzichten. Es handelte sich z. B. neuerdings um eine Broschüre von circa 8 Druckbogen. Sie darf über 2 Fr. nicht verkauft werden. Der Autor verlangte ein bei uns in Deutschland sogar bei Schriftstellern von nur einigem Ruf übliches Honorar von 50 Fr. den Bogen. Der Verleger rechnete ihm augenblicklich vor, daß bei einem Absatz von 1000 Exemplaren ihm rein gar nichts übrig bliebe.

Herstellungskosten, mit Inbegriff des Broschirens	550 Fr.
Honorar	400 —
Annoncen und Affichen	550 —
	1500 —

Ueberdieß könnte er höchstens auf 30 Sous das Exemplar für sich rechnen, und dieß betrüge eben seine 1500 Fr. Da der Autor zu Theilung des Gewinnstes sich nicht verstehen wollte, so unterblieb die ganze Sache.

Unter diesen Umständen muß der Bücherverkauf mit jedem Jahre abnehmen, weil er sich erstens immer mehr auf die Reichen beschränkt, und zweitens weil jeder bedeutende und bemittelte Mann von dem Verlagsgeschäft, bei dem so spottwenig zu verdienen ist, sich zurückziehen muß, auch niemand mehr im Stande ist, noble, und im Interesse der Wissenschaft und Kunst, im Interesse angehender Talente veranstaltete Unternehmungen zu beginnen. Es bemächtigen sich Leute des Verlagshandels, die Alles unternehmen, wenn sie auch nur einige hundert Franken dabei gewinnen, Leute ohne Kenntniß und Bildung, Buchbinder, Drucker, nur um ihr Gewerbe forttreiben zu können. Wagen können diese dabei nichts. Sie kaufen also Manuskripte von bekannten Autoren, die einen festen Käuferkreis haben, wie Balzac, Georges Sand, Alphonse Karr, Souliés, Kock u. s. w., drucken gerade so viel Exemplare, als dieser Käuferkreis beträgt, zahlen den Verfasser nach diesem Maßstabe, und sind zufrieden, dann eine kleine sichere Summe für sich zu behalten. Dieß geht so regelmäßig und nach bestimmten Prinzipien, daß jedermann, fast möchte ich sagen bis auf den Bruch weiß, wie groß die Käuferzahl dieses oder jenes Schriftstellers ist, die Honorargebote immer dieselben sind, weder Konkurrenz noch Ueberbieten dabei stattfinden kann, da der Gewinn verhältnißmäßig immer derselbe bleibt; überall bleibt dieselbe Summe übrig, ein Autor mag ein Publikum von 500 oder von 1500 Käufern haben; denn im letzten Falle hat nur er den Gewinn, da er sein Honorar ganz in demselben Grade höher anschlägt.

Von dieser Seite ist der französische Verlagshandel — ihn repräsentiren besonders die Romanverleger Werdet, Ambroise Dupont, der Buchbinder Spachmann, ein Deutscher, und andere, durchaus ein monotones Handwerk oder ein Epiciergeschäft, wo Preise und Gewinn immer dieselben bleiben, und namentlich jeder Schriftsteller, der nicht bereits ein Servitutsrecht auf einen gewissen Theil des Publikums erworben und zu verkaufen hat, davon ausgeschlossen ist.

Es ist keine Frage, daß die berühmtern Schriftsteller durch ihre industrielle Habgier daran mit Schuld sind. Ihre Honorarforderungen wachsen eb.n mit jedem Käufer, den sie mehr gewinnen, und sie bekümmern sich sehr genau darum. Welcher deutsche Autor wagte darüber genaue statistische Notizen an allen Orten einzusammeln? In Deutschland gibt es selbst bei einem Goethe, der bekanntlich seinen Vortheil nie aus den Augen setzte, ein gewisses Honorar-Maximum, über welches hinaus die Autoren schon von der öffentlichen Meinung dem Verleger das Feld des Gewinnstes ungeschmälert zu überlassen genöthigt sind, auch wenn ihre Käuferzahl noch um Tausende durch Auffindung plötzlichen Absatzes in das Ausland sich vermehrte.

(Schluß folgt.)

Beförderung der Auswanderung nach Australien.

Einer neuen Anordnung der englischen Regierung zufolge können alle verheuratheten Individuen der Arbeiterklasse mit ihren Kindern gegen Bezahlung von 4 Pfd. St. von Seite des Familienhauptes nach Australien gelangen, wenn sie nur von ihren Ortsbehörden ein gutes Leumundszeugniß, auch hinsichtlich ihrer Fähigkeit zu Landbauarbeiten, beibringen. Kinder von 15 Jahren und darunter haben nichts zu zahlen, und Mädchen oder Frauen über diesem Alter können ihre Verwandte oder Fremde begleiten, ohne daß man einmal von ihnen forderte. Der

Landbesitzer in Australien liefert dem Arbeiter außer der Wohnung alle Lebensbedürfnisse, so daß derselbe, da das Klima wenig Kleidung nöthig macht, fast seinen ganzen Lohn bei Seite legen kann. Dieser beträgt 20 bis 25 Schilling die Woche, und der Arbeiter ist dadurch bald in Stand gesetzt, sich einiges Vieh zu kaufen, einige Stücke Land zu pachten, und so sich zum Rang eines kleinen Pächters zu erheben. — Will ein Arbeiter mit seiner Familie, nachdem er einen Versuch in der Kolonie gemacht hat, nach England zurückkehren, so wird ihm auch dieß nicht schwer. Er kann sein gewonnenes Geld in die Sparkassen legen, wo es ihm 7 Prozent trägt. Diese Sparkassen werden unentgeldlich unter der Aufsicht der Regierung verwaltet, so daß der Arbeiter mit seinem Gelde leicht die Rückfahrt bestreiten kann, namentlich wenn er an Bord eines der Schiffe, welche stets nach England abgehen, mit Hand anlegen will.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

Als wir den Felsen erstiegen und die Stadt San Blas erreicht hatten, erblickten wir ein wahres Bild der Zerstörung: Kasernen, Kirchen, öffentliche Gebäude, Festungswerke, Alles was von Stein war, lag in Trümmern, als ausdrucksvolles Denkmal einer entschwundenen bessern Zeit; unten im Hafen faulten die Trümmer von Schiffen, welche vor der Revolution auf den hiesigen Werften erbaut worden waren, jetzt war kein Mittel vorhanden, um auch nur ein kleines Schiff zu bauen, und die ganze Seemacht der Republik im stillen Ocean besteht aus einer einzigen Korvette von sechs Kanonen verschiedenen Kalibers. Wir waren an einem Markttage gekommen: auf dem sogenannten großen Platz drängten sich die Dorfbewohner, und die Maulesel, welche der Last der zum Verkauf gebrachten Früchte, Gemüse, des Federviehs, der Töpfergeschirre und anderer Gegenstände entledigt, unter den zerfallenen Gebäuden umhersprangen und das Stechgras fraßen, welches aus den Mauern hervorwuchs. Der Zollbeamte, welcher demüthiger geworden war, vermuthlich durch die Vermittlung Herrn Barrons, beehrte uns am Abend mit seinem Besuche.

Am andern Tage vor Sonnenaufgang brach unsere Karawane auf; meine Frau, ich, mit unserem jährigen Sohn, ein Bedienter, ein Kammermädchen, eine Kreolin aus Unalaschka, zwei Maulthiertreiber, barfuß und in weißen Hemden, und ein Führer, eingehüllt in seine Sarape, und ausgerüstet mit einem Degen und mächtigen Sporen. Den Schluß machten sieben Reiter und fünf beladene Maulthiere. Als wir den Felsen von San Blas herabgezogen waren, ritten wir in raschem Trott über drei Stunden lang zwischen Palmbäumen und Bambusgebüsch auf einem Pfade fort, welcher durch eine sumpfige, unbewohnte und unbebaute Ebene angelegt war. Unser Führer, Don Jesus, zeigte uns ein kleines Dorf, in welchem wir frühstücken konnten; die Hitze war bei dem wolkenlosen Himmel und in dieser Jahreszeit unerträglich, und eine Stunde Ruhe äußerst willkommen. Die Pferde wurden in Schatten gestellt, und bei der Wirthin eines schlechten Häuschens ein Frühstück bestellt, welches aus schlechtem Wasser, gekochten Frijoles, einer Art schwarzer Bohnen, und Tortillas, einer Art Pfannenkuchen aus Maismehl, bestand, welche letztere schwer und unschmackhaft waren. Auf der Weiterreise trafen wir auf Dörfer, welche von Zucker-, Platanenpflanzungen und Maisfeldern umgeben waren, und die Nacht über hielten wir in dem Rancho oder Landhaus einer reichen Wittwe, Namens Donna Manuela. In diesem Lande müssen die Reisenden auf alle Bequemlichkeiten verzichten und sich auf eine furchtbare Theurung gefaßt machen: ein halb Dutzend Maispfannenkuchen und eine Schüssel mit Bohnen kosteten einen spanischen Piaster; hat man das Glück, einen Eierkuchen zu bekommen, so zahlt man dafür einen halben Piaster, und für eine Henne einen Piaster. Bäckerbrod und Wein kann man nur in großen Dörfern (Pueblas) und Städten bekommen, aber vergeblich wäre es, nach Milch und Butter zu fragen; man erhält zur Antwort, daß man zur Regenzeit kommen müsse (in tiempo de las aguas), jetzt sey Winter, und das Vieh leide am Futter Mangel, da der ausgetrocknete Boden kein Gras erzeuge. Zum Nachtlager wird dem Reisenden ein Schuppen angewiesen, ohne Bettstellen, ohne Stuhl und Tisch, und eine solche Posada, Venta oder Meson, wie man diese Nachtlager für die Reisenden nennt, genießt noch eines besondern Rufes, wenn die Thüre fest schließt, in den Lehmmauern keine handbreiten Spalten und keine Löcher sind, durch welche man den Kopf stecken kann.

Nach hiesiger Sitte saßen wir vor Sonnenaufgang wieder zu Pferde, verließen die Terra caliente, und stiegen nun allmählich die Berge gegen Tepic hinan, welches auf dem sogenannten gemäßigten Strich der Tierra templada dieses wunderlichen Landes liegt. In den Bergen war die Luft nicht so schwül wie in den Ebenen, aber die Sonnenstrahlen brannten eben so heftig, was um so beschwerlicher fiel, als die Gegend größtentheils waldlos ist, und wir nur in der Nähe der Dörfer Schatten fanden. Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto größer wurde die Bevölkerung; der Boden war mehr bearbeitet; Fruchtgärten mit herrlichen Apfelsinenbäumen umgaben die Wohnungen, Zuckerpflanzungen, Maisfelder, Magueypflanzungen waren allenthalben zerstreut und von Reihen von Platanen umgeben, deren klafterlange Blätter bis auf den Boden herabhingen. Der Maguey ist eine Art Aloë (Agave americana), aus deren Saft eine Art Branntwein, Mescal genannt, bereitet wird; weiter nach Osten macht man ein leichteres und gesünderes Getränk, den Pulque, daraus. Die Azteken bereiteten aus den langen Blättern ein Papier, und drehen jetzt noch aus den Fasern Stricke. Hie und da stößt man auf Zuckersiedereien, wo auch Mescal bereitet wird, und am Wege trifft man Häuser, in denen reife Früchte, Cigarren, Puros und Papelillos, und Mescal unter [illegible] geschmackvoll aufgestellten Blumenbouquetten verkauft wird.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 87** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Auf das Korallenthier. Von Mrs. Lydie Sigourney. — Die Bridgewater-Bücher. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich [illegible] fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 344.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 December 1836.

Mein Aufenthalt in Stockholm. *)

Bis Norrköping waren wir zu Lande gereist. Von hier trug uns ein Dampfboot nach Stockholm, welches sich mit seinen zahlreichen Thürmen auf der Fläche des Mälar-See's schwimmend und in ganzer Herrlichkeit darstellte. Vom Thiergarten begrüßte man uns mit Kanonenschüssen, die wir erwiederten. Einige 100 Schritt von Stockholm hielt das Schiff an; es wurde ein Boot abgeschickt, welches die Zollbeamten heranholte. Diese visitirten unser Gepäck mit Genauigkeit; während dieser Untersuchung ward weiter gefahren. Am Riddarholmen, eine Stadt-Insel, — legte das Schiff an. Es kamen viel Neugierige ans Meer, darunter dienstfertige Lastträger, die unser Gepäck nach dem Gasthof: „Keller zum goldenen Frieden" trugen, — der in der alten Stadt Stockholm am Eisenmarkt liegt.

Die Stadt liegt auf vielen großen und kleinen Fels-Inseln, unter denen fast überall keine andere Verbindung ist, als mit Booten, welche jederzeit zur Ueberfahrt bereit liegen. Gewiß eine recht sonderbare Gelegenheit von einer Hauptstadt. Die Insel, auf welcher die alte Stadt steht, liegt in der Mitte. Hier sind die Straßen so eng, daß knapp ein Wagen fahren kann. Die Häuser sind hoch, und deßhalb ist es stets naß und unrein in den Straßen. Auf einem großen freien Platz am Meere steht das prächtige königliche Schloß. Die beiden Haupttheile der Norrmalm und Sörmalm sind spätere Anlagen. Sie haben breite und gerade Straßen, die sich in regelmäßigen Vierecken durchschneiden.

Nach kurzer Erholung gingen und schifften wir spazieren, um heute noch einige Stadttheile kennen zu lernen.

Es kann fast auf der ganzen bewohnten Erde nichts Komplicirteres oder Abwechselnderes geben als Stockholm und seine Umgebung: Wasser und Land, Felsen und Gärten, Berge, Wälder und Lustschlösser wechseln zu plötzlich und zu oft mit einander ab. Man kann in den Umgebungen Stunden lang ganz allein spazieren gehen, ohne müde zu werden, weil man nie Langeweile hat. Man ist stets überrascht, die Aufmerksamkeit immer gespannt von neuen anziehenden Naturscenen sowohl in als außer der Stadt. Der Situationsplan von Stockholm und seinen Umgebungen ist die bunteste Karte, die ich je in meinem Leben besessen habe. In den Straßen der Stadt erklimmt man steile Berge; plötzlich steht man am Rande einer hohen Felswand, von der man die überraschendste Aussicht über die ganze Stadt, über die Flotte und das Meer hat. Stockholm's Lage ist einzig. Sie wird in der ganzen Welt nicht ähnlich wieder gefunden. Ein Quodlibet höchst pittoresker Naturschönheiten.

Mit einem Boot setzten wir nach einer Stadt-Insel über, die man Skeppsholmen (Schiffsholmen) nannte; eine reizende Insel. Mit einem Felsengürtel eingeschlossen, erhebt sie sich schroff aus dem Meere. Ein dunkler Park mit schönen Alleen durchschnitten, schmückt den hohen Scheitel. Hie und da gewahrt man Schiffswerften, Schanzen mit Kanonen und ein Wachthaus.

Von da setzten wir nach Castelholmen über, wieder eine erhabene Fels-Insel, auf deren Spitze ein hübsches gemauertes Castell liegt, von dem man eine der reizendsten Aussichten hat.

Dann fuhren wir über einen andern Meeresarm nach dem Thiergarten (Djurgarten). Eine größere Fels-Insel mit vielen Kaffee- und zierlichen Landhäusern, vielen schönen Promenaden durch herrliche Parkanlagen. Es war 6 Uhr Abends, als wir im Thiergarten bei dem Sommertheater der Hauptstadt anlangten. Doch die dramatische Kunst erfreut sich hier im Sommer keiner besondern Theilnahme der höhern Stände. Sie bringen den kurzen Sommer auf ihren Landhäusern zu, und können keinen Augenblick missen. Wir traten in ein schlechtes aus Brettern hastig zusammengesetztes Komödienhaus, was vielleicht noch hastiger bald wieder auseinander fällt. Der Platz im ersten Rang kostete 1 Ricksdaler (11 Sgr.). Es war gedrückt voll, und da eine große Finsterniß herrschte, so konnten wir nur aus dem Geruch wahrnehmen, welcher Klasse die meisten angehörten. Ein Lustspiel von Kotzebue ward schlecht aufgeführt. Die Aktricen waren häßlich, aber noch unangenehmer die Akteurs. Ein krummer hagerer Mann spielte die Rolle eines jungen Offiziers und Liebhabers. In dem bessern Stadttheater mag eine an-

*) Von demselben Verfasser, der „das Reisen in Norwegen," „die Wegsamkeit in Norwegen," und „die Vegetationsverhältnisse" in Norwegen mittheilte, S. Nr. 324—326 u. 330—334.

dere Gesellschaft agiren, die auf einer höhern Stufe dramatischer Kunst steht; dasselbe ist aber über den Sommer geschlossen.

Unweit dieses Schauspielhauses liegt auf einer schroffen Felswand das nach englischer Weise eingerichtete Landhaus eines reichen Kaufmanns, welcher hier einen hübschen Park auf einer Plattform des Felsens angelegt hat, die vormals ganz kahl war. Die Erde dazu wurde mit vielen Kosten herausgetragen und gefahren.

Der König hat im Thiergarten ein hübsches Sommerhaus Rosendal. Vor demselben steht auf einem großen freien Platz, der mit Rosen umgeben ist, eine Vase aus rothem Porphyr, die an Größe und Schönheit bis jetzt von keiner übertroffen ist. Daß sie bei ihrer enormen Größe aus einem Stück Porphyr gearbeitet ist, hält man für eine besondere Seltenheit, weil der Porphyr selten Stücke von solchem Umfang liefert, die einen festen Zusammenhang haben. Wir besuchten später die Porphyrbrüche in Dalecarlien und sahen die dabei etablirte Vasenschleiferei, aus der jenes Kunstwerk hervorgegangen war, und welche mit ihren Kunstprodukten die fürstlichen Salons von Berlin und Paris schmückt. Ein englischer Lord hat dem König für seine Riesenvase 50,000 Pfd. St. geboten, eine Summe, die selbst den Monarchen sehr ansprach. Der Direktor der Vasenfabrik erzählte uns, daß ihm hierauf der König befohlen habe noch eine solche Vase anzufertigen. Allein man gab die Hoffnung auf, des Königs Wünsche zu befriedigen, da sich nicht so leicht wieder ein solches Stück Porphyr findet.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Schluß.)

Werden den industriellen Verbreitern geistiger Erzeugnisse keine Chancen gelassen, mehr zu gewinnen, als was zu ihrer eigenen nothdürftigen Existenz nöthig ist, so haben sie nie Mittel übrig, die geistige Laufbahn auch dem unberühmtern, jüngern, weniger begabten oder durch den Zufall weniger begünstigten Talente und Fleiße zu öffnen. Die große unabhängige Stütze, die unsre Wissenschaft, Literatur und Kunst in dem Buchhandel zu allen Zeiten gefunden, und von der Frankreich nie etwas wußte, ginge ganz und gar verloren. Meusels gelehrtes Deutschland und Kaisers Bücher-Lexikon schwänden bald zu einem Duodezbändchen weniger glänzenden Namen, und unsere 600 Verlagshandlungen zu eben so viel Bücherkrämern neben acht oder zehn glänzenden Firmen zusammen. Denn Ein Monopol erzeugt das andere, das einzelner Autoren das einzelner Verleger, und dieß wiederum das einer geringern Anzahl von aristokratischen Lesern.

So ist's in Frankreich, wo die Zahl der Bücherkäufer sich nothwendig in dem Grade mindert, als die Zahl der herrschenden Schriftsteller kleiner wird. Ich habe es hier nur mit dem Buchhandel, noch nicht mit den Schriftstellern und der Literatur selbst unter solchen Zuständen zu thun.

Es ist gar keine Frage, daß der deutsche Buchhandel, dem man einen bedeutenden Antheil am Gewinn guter Bücher, theils nach Gesetz, theils nach Sitte läßt, jährlich wenigstens das Vierfache an Honoraren an Schriftsteller zahlt, als der französische, der nur hohe an einzelne bewilligt, und nichts verdient, daß der deutsche Buchhandel also wenigstens viermal mehr gebildete Männer in den Stand setzt, sich der Wissenschaft, Kunst und Poesie zu widmen, ohne dabei bedeutenden, fleißigen und berühmten Talenten eine verhältnißmäßig glänzende Existenz zu versagen. Ich wünschte nur, die deutschen Verleger entschlössen sich ein einzigesmal dazu, ihre ein Jahr über an Schriftsteller gezahlten Honorare im Börsenblatte anzugeben, und ich bin fest überzeugt, die Summe würde unendlich das übersteigen, was überhaupt von Schriftstellern in Frankreich eingenommen wird, Theaterschriftsteller und Journalisten nicht einmal ausgenommen, trotz dem daß beide außerordentliche Summen ziehen.

Wenden wir uns zu dem französischen Verleger zurück, so finden sich freilich andre Theile, welche den Druck von Werken, welche nicht diesen bestimmten und sichern Absatz gewähren, wagen, und die Chancen eines großen Gewinns oder Verlusts laufen. Aber da bei jedem einzelnen Werke unter den obwaltenden Umständen wenig zu verdienen ist, so fallen sie eben in das andere Extrem, und suchen durch Massen solcher Unternehmungen zu gleicher Zeit oder schnell hinter einander diesen Gewinn zu steigern. Dieser Theil des Verlagshandels ist also durchaus schwindelhaft. Es kommt den Unternehmern nur darauf an, immer fort Bücher in Umlauf zu setzen, und baares Geld dafür einzunehmen, dann ein Haus zu machen und es nur zum Theil wieder in das Geschäft zu verwenden. Druckereien und Papierhandlungen, die bei der großen Menge derselben und der großen Konkurrenz ebenfalls nur nach Beschäftigung dürsten, bieten dazu überall die Hand. Was das Schwindelhafte des pariser Verkehrs überhaupt vermehrt, ist die manchmal allerdings den reellen Unternehmungsgeist fördernde Sitte der sogenannten Bons, d. h. Schuldverschreibungen, die von Kaufleuten signirt oder dossirt, im Handel für baares Geld cirkuliren, nicht die Bedeutung von Wechseln haben und Arrest nach sich ziehen, sondern dem, der sie am Verfalltage in Händen hat, wenn er nicht bezahlt wird, erlauben, des Ausstellers Habe in Beschlag nehmen und verkaufen zu lassen. Druckereien und Papierhandlungen liefern nur einigermaßen etablirten Verlegern stets solche auf sechs Monate, selbst auf ein Jahr ausgestellte Bons, und setzen sie in Umlauf, da die Bank, sobald sie nur einen als Geschäftsmann bekannten Signanten auf dem Papiere sieht, dieselben eskomptirt. Die fraglichen Verleger treiben nun diese Sache so lange es irgend geht, füllen eine Lücke mit der andern aus und zahlen öfter; aber selbst die glänzendsten Häuser dieser Art, welche den Journalisten und Schriftstellern die größten Diners geben, sind fast immer insolvente Schuldner, so wie einmal diese Hülfsquellen aufhören. Tritt nun plötzlich ein Ereigniß ein, das eine Geschäftsstockung zu Wege bringt, so daß das wetterwendische Publikum seine Börsen für den Bücherverkauf auch nur auf einige Monate

schließt, wie bei der Juliusrevolution, der Cholera, der Aussicht auf einen Krieg, so muß dieser Handel augenblicklich aufhören; es kommt kein baares Geld für Bücher mehr ein, die Gläubiger präsentiren ihre Bons und der Schuldner banquerottirt oder liquidirt, wie man hier zu sagen pflegt, d. h. er läßt seine Möbel und Büchervorräthe im Stich.

Dieß erklärt die Masse der Bücher, die verhältnißmäßig unter solchen Umständen noch in Frankreich erscheint, und die große Anzahl von mittelmäßigen und schlechten, die sich darunter befinden. Denn da es dieser Gattung von Verlegern nur auf vielen Verlag ankommt, so nehmen sie Alles an, was man ihnen bietet, d. h. ohne Honorar oder ohne ein bedeutendes dafür zu gewähren. Oft gewinnen sie bedeutende Werke und Schriftsteller, denen sie ein hohes Honorar versprechen, aber fast nie zahlen. Sie nützen also auch dem jungen unbekannten Talente nur selten; d. h. wenn dasselbe gleich mit Vortheil debutiren und eben die ersten Früchte seiner Arbeit umsonst hingeben kann. Sonst erhalten natürlich auch hier die den Vorzug, welche Verbindungen mit Journalisten und andere Mittel nachweisen können, zur Bekanntmachung und Verbreitung des Buches beizutragen. Diese Klasse von Buchhändlern ist nun die unredlichste Gattung von Menschen; die Schriftsteller suchen sie darum ebenfalls auf jede Weise zu betrügen, und man muß immer mit ihnen wie mit Gaunern verfahren, und bei dem Mangel ihrer Mittel nützen selbst oft die allerängstlichsten Vorsichtsmaßregeln nichts.

Dieß wäre ein wenn auch kurzes, doch treues Gemälde des pariser literarischen Verkehrs. Ich wiederhole dabei, daß fast nur diejenigen Handlungen davon eine Ausnahme machen, die entweder, wie Didot, eigentlich mehr Drucker als Buchhändler sind, und diejenigen alten Häuser, die besonders mit dem ausländischen Verkehr sich befassen, und nach England, Rußland, nach Deutschland, Holland die bessern Erzeugnisse der französischen Presse liefern. Wer ausschließlich mit Frankreich zu thun hat, muß über kurz oder lang in eine der oben bezeichneten Kategorien fallen.

Ich will hier nachträglich nur noch die Schwierigkeiten erwähnen, die aus diesem Zustande des französischen Buchhandels der Verbreitung unsrer Literatur erwachsen. Er ist durchaus zu arm, um sich mit dieser, d. h. mit Uebersetzungen deutscher Werke zu befassen. Während bei uns eine gute Uebertragung fast aus allen Sprachen und zwar der schwierigsten Originale den Verlegern immer fast wohlfeiler noch zu stehen kommt, als ein sehr mittelmäßiges und von einem angehenden Schriftsteller verfaßtes Originalwerk, hat der französische Verleger vier bis fünf Originalwerke für das, was er dem Uebersetzer Eines fremden Buches zahlt. Französische Uebersetzungen sind überhaupt bei der Armuth und den Fesseln der Sprache die schwierigsten von der Welt, und so viel Engländer und Englisch verstehende Schriftsteller hier anwesend sind, steht ihr Honorar doch in keinem Verhältniß zu dem geringen deutschen Uebersetzungs-Honorar. Deutsch verstehen aber nur wenig Leute, und die anwesenden Deutschen sind nie im Stande, wenn sie auch wollten, für geringe Preise zu übersetzen, weil sie immer französische Correktoren ihres Styls brauchen, und solche nie unter 10 bis 12 Fr. für den Bogen zu haben sind, so daß sie selbst schon an diese Helfer das Honorar zahlen, welches mancher Leipziger Verleger z. B. an seine Uebersetzer bewilligt. Bei Uebersetzungen aus dem Englischen ferner haben die Verleger den Vortheil, daß sie im Grunde keinen Uebersetzernamen brauchen, weil die bedeutendern englischen Schriftsteller bereits in Frankreich bekannt sind. Von den deutschen kennt das Publikum kaum den Namen Schiller und Goethe; ein anderer muß erst durch einen französischen Schriftsteller von Ruf eine Garantie seines Werthes erhalten. Will der Verleger einen solchen Namen erkaufen, so kostet ihm das große Summen, und ich bin fest überzeugt, Chasles erhielt für seine durch Deutsche gemachte Uebersetzung des ersten Bandes vom Titan wenigstens so viel Honorar als Jean Paul selbst dafür eingenommen. Unter 50 bis 60 Franken, also 2½ Louisd'or den Bogen, ist selbst eine namenlose Uebersetzung aus dem Deutschen schwer zu erhalten, und nun ist die große Frage, ob der Uebersetzer — denn der Verleger kann das Werk nicht einmal im Original lesen — eine dem französischen Geschmack sich nähernde Auswahl getroffen hat. Man glaubt nicht, wie viel französische aus dem Deutschen übersetzte Manuskripte von Wieland bis Tromlitz sich in den Schubladen der seit länger hier anwesenden Deutschen befinden, ohne je die Aussicht zu haben, das Licht zu erblicken. Hier kann auch Alles später nur von deutschem Fleiße und deutscher Genügsamkeit ausgehen; den Franzosen wird man nie ihre Uebersetzungen aus dem Deutschen bezahlen können.

Wanderung von Muscheln.

Ein Herr Berkeley fand kürzlich an der Brücke von Fotheringhay in der Grafschaft Northampton den Mitylenus polymorphus oder Dreissena polymorpha in großer Menge; man wußte schon, daß diese Muschel in den Londoner Docks und in dem Union-Kanal bei Edinburgh in Menge vorhanden ist, und vermuthet, daß sie durch Schiffe dahin gebracht wurde, denn diese Muschel klebt sich vermittelst einer Muschelseide (byssus) an feste Körper unter dem Wasser an, und man hat viele Beispiele von der Verpflanzung solcher an Schiffskiele festgeklebten Muscheln. So fand man im Jahre 1834 am Kiel eines aus Bombay nach Portsmouth gekommenen Schiffs viele lebende Muscheln von der Gattung Mitylus crenatus, die aus den indischen Meeren ist. Seit dieser Zeit scheint diese Art in dem Docke von Portsmouth fortdauernd gelebt zu haben, denn man fand deren im vorigen Jahre mitten unter gewöhnlichen Muscheln am Kiele mehrerer Schiffe.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

Wir kamen am Mittag nach Tepic, und gingen mit Staub bedeckt nach dem geräumigen, mit Blumen verzierten Hause des Herrn Barron, welcher uns freundschaftlich aufnahm und in ein prächtig möblirtes Zimmer führte, um uns seiner Familie vorzustellen. Wir glaubten mit einem Mal in eine europäische Stadt versetzt zu seyn, und befanden uns in der Gesellschaft einer äußerst gebildeten Familie. Herrn Bar-

rons Einfluß, der sich bis nach San Blas erstreckt hatte, verläugnete sich natürlich auch in Tepic nicht: er beschwichtigte den Gefe politico, welcher sich entschieden weigerte, uns weiter reisen zu lassen, verschaffte uns Pferde, Maulthiere und Führer, und so zogen wir am folgenden Tage wohlgemuth weiter.

Ich möchte Mexico das Land der Kontraste nennen: auf vergleichungsweise sehr geringen Entfernungen wechselten öde Steppen mit den schönsten Gärten und Plantagen ab, unabsehbare Ebenen mit himmelhohen Bergen, menschenleere Strecken mit bevölkerten Städten und Dörfern, kühle Morgenluft mit sengender Mittagsschwüle, Fichtenwälder mit Ananashainen und Zuckerrohrplantagen, kupferfarbige schwarzhaarige Mexicaner mit blonden Spaniern. Die waldlosen Steppen in den Bergen sind in der trocknen Jahreszeit unbeschreiblich öde, der thonige und steinige Boden ist von allem Pflanzenwuchs entblößt, selten nur trifft man auf der weiten Fläche einen stechenden Nopalbaum, den Horizont umgeben nackte Berge, die Luft ist trocken, der Himmel klar, und die sengende Sonne entkräftet Menschen und Thiere, welche auf dem Weg über die Steppe einen kühlenden Schatten oder erfrischendes Wasser suchen. Der kahlköpfige Weih, Zopelote genannt, schwebt träg über der Steppe, und stößt nur da herab, wo ihn das Aas lockt. Dieß trübe Bild der Steppen auf den mexicanischen Ebenen zwischen Tepic und Guadalaxara, welche sich auf viele Meilen weit erstrecken, belebt sich auf die angenehmste Weise durch das plötzliche Erscheinen eines Vogels von feuerrother Farbe und der Größe unseres Sperlings; es ist aber nicht der Kardinal, welchen man in Peru und auch in den hiesigen Wäldern trifft: er glänzt in der Luft gleich einer glühenden Kohle, fliegt bald herum und bald wiegt er sich auf der Spitze eines Nopals. Wir nannten diesen schönen Vogel den Freund, aus Dankbarkeit für das Vergnügen, welches uns sein Erscheinen gewährte: gewöhnlich zeigt er sich in der Nähe bewohnter Orte, denn wo Quellen sind, und zur Bewässerung der Maisfelder und Zuckerpflanzungen verwendet werden können, da findet man auch sicher ein schönes Dorf, welches von grünen Gärten und Feldern umgeben, gleich einer Oase in Afrika's Wüsten die ermatteten Reisenden empfängt. Manchmal führt der Weg am Rande einer tiefen Schlucht hin, deren feuchter Grund bewohnt und angebaut ist, und wohin die Blicke und Begierden sich wenden, bis der Weg wieder in die dürre, leblose öde Steppe sich wendet. Dann verwandelt sich die Scene, die Landschaft wird mannichfaltiger: man tritt in einen Nadelholzwald, eine Art sibirischer Ceder, aber nicht von hohem Wuchse, unter deren Schatten Lupinen blühen, von derselben Art und Farbe, wie diejenigen, welche in Kadjak die großen Wiesenflächen bedecken. Hätten wir nicht hier unsern Freund, den feuerrothen Vogel gefunden, man hätte vergessen können, daß wir uns zwischen den Tropen befanden.

Die Nacht über blieben wir immer in Dörfern; die Hütten der Bauern auf den Bergebenen bestehen nicht aus Rohrwerk, wie in dem heißen Landstrich, sondern aus feinem Lehm. Hier ist keine netzartige Hängmatte und darin sich schaukelnde Kreolen, kein runder aus Bambusrohr geflochtener Lehnstuhl. Alles ist einfacher und entspricht mehr einem rauhen Klima. Die Wohnung eines Kreolen ist auf folgende Weise möblirt: In der einen Ecke oder auch an der Wand, der Thüre gegenüber, steht das Bild eines Heiligen oder der hochverehrten Jungfrau von Guadeloupe; an der andern Wand sind auf Brettern Teller, Schalen und anderes irdenes Geschirr aufgestellt; an der dritten hängt die Guitarre, der Filzhut mit breiter Krempe, und der lange, gerade, auf beiden Seiten geschärfte Degen mit nachfolgender Inschrift, welche mit goldenen Buchstaben auf den blanken Stahl eingeschlagen ist:

No me saques sin razon,
No me enbaines sin honor.

Der Feuerherd ist in einer besondern Hütte neben der Wohnung: hier sieht man den ganzen Tag hindurch eine der Frauen der Familie auf den Knieen zwischen zwei Steinen Mais zu Mehl reiben, welches zu den oben erwähnten Tortillas gebraucht wird. Fleischstücke hängen unter dem Dach zum Trocknen: diese werden zerschnitten, mit grünem oder rothem Pfeffer gekocht, und bilden das Lieblingsgericht der Mexicaner. Die Wirthschaft scheint auf den ersten Anblick etwas unsauber, sie beobachten aber in der Bereitung ihrer Gerichte eine große Reinlichkeit: ihre thönernen Gefäße, ihre Wasserkrüge, welche noch dieselbe Form haben, wie zur Zeit Montezuma's, sind immer rein, und sie stellen nichts ans Feuer, namentlich kein Fleisch, ohne sie vorher mit Seife ausgewaschen und ausgespült zu haben. Stets bedienten sie uns mit Freundlichkeit und vieler Aufmerksamkeit, so daß wir außer den unmäßigen Preisen nichts zu klagen hatten.

Nachdem wir 18 Leguas von Tepic fortgezogen waren, kamen wir am dritten Tage in eine Gegend, welche wegen ihrer Eigenthümlichkeit und wegen des unwiderstehlichen Eindrucks, welchen sie auf uns machte, Erwähnung verdient. So weit das Auge reichte, war der Boden mit schwarzen Schlacken und Lavastücken bedeckt, häufig von bedeutender Größe. Nicht die mindeste Verschiedenheit lockte den umherirrenden Blick, schwarz zerrissen breitete sich die weite Ebene unter unsern Füßen aus bis zu dem äußersten Horizont. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von dem so vollständigen Gemälde des Todes in der Natur zu machen. Auf den Moorstrecken des nördlichen Sibiriens, welche im Winter wie mit einem Sterbekleid bedeckt sind, und auf den Eisfeldern des Polarmeeres glaubt man manchmal das Symbol des Todes zu sehen, aber das Spiel der Sonnenstrahlen, welche sich an dem Eis und den Schneekrystallen brechen, hat noch seinen Reiz: die weiße Fläche glänzt von tausend Diamanten, Smaragden und Rubinen, und wenn die Sonne sich manchmal in den dichten Schneewirbeln birgt, so erinnert die Bewegung der fallenden Schneeflocken und ihre reine Weiße wiederum an das Leben; hier aber auf dieser unermeßlichen Gebirgsbrandstätte, wo eine gänzliche Abwesenheit der Farben herrscht, sieht das Auge, wohin es sich auch wendet, nur schwarze Massen, und kaum kann sich die Einbildungskraft etwas Furchtbareres denken, als diesen Anblick. Kaum hatten wir diesen ausgebrannten Krater hinter uns, so war es, als ob wir aus dem dunkeln Grabe wieder emporstiegen zum fröhlichen Leben: hellgrüne Maisfelder, dunkelgrüne Agaven, gelbgrüne Zuckerplantagen bedeckten wieder den Boden wie Sammetteppiche, und das Dorf Ahuacatlan glich durch seine thätige Bevölkerung einem nicht unbedeutenden Städtchen. Es steht an einem Bach, hat gerade Straßen, steinerne Gebäude, schöne Kirchen, und was für uns das Wichtigste war, einen ordentlichen mit Thüren und Fenstern versehenen Gasthof. Schönere Cypressen sah ich nie, als vielleicht in Queretaro; in vielen Gärtchen standen Gruppen von Apfelsinenbäumen, beladen mit ihren goldenen Früchten, und Reihen von Ananas zogen sich längs dem Ufer des Baches hin. Wir kamen gerade um Mittag an, und litten furchtbar von der Hitze: mein Réaumurischer Thermometer, welcher um 7 Uhr Morgens 7° gezeigt hatte, stand um Mittag auf 20° im Schatten und auf 35½° in der Sonne.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 345.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 December 1836.

Die Fucusbank von Flores und Corvo.*)

Der Reisende, welcher aus Indien oder einem südamerikanischen Hafen in die südliche Hemisphäre nach Europa zurückkehrt, segelt nicht zwischen den canarischen Inseln und den Azoren hindurch, sondern entfernt sich scheinbar von seinem Ziele, indem er die zuletzt genannte Inselgruppe auf der nordwestlichen Seite passirt. Die Ursache ist, weil er auf jenem geraden Wege in den niedern Breiten gerade gegen den Nordostpassat fahren müßte und auch in höhern Breiten mehrentheils nördliche Winde treffen würde, während er auf dem Kurse um die Azoren den Passat benutzen, und in den meisten Fällen gewiß seyn kann, jenseits seiner Polargränze den zurückströmenden Passat- oder Südwestwind zu treffen. Auf dieser Fahrt sieht sich der Reisende, wenn er den Aequator durchschnitten und den Wendekreis des Krebses erreicht hat, plötzlich von Seekraut umgeben; er befindet sich gleichsam auf einer oceanischen Wiese, die er über anderthalbtausend Meilen nicht verläßt; es ist das Mar de Sargasso der portugiesischen und spanischen Seefahrer, die Region des Gulf-weed der Engländer.

Horsburg sagt, man erblicke den Seetang gewöhnlich in Lat. 24° oder 35°, und er erstrecke sich bis 40° oder 42° N.

Herr v. Humboldt hat bereits in der Beschreibung seiner Reise durch die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents die Sargasso-See zum Gegenstande seiner gelehrten und scharfsinnigen Untersuchungen gemacht, neuerdings aber ihn sehr ausführlich behandelt in einer noch ungedruckten Denkschrift, aus der wir Folgendes entheben:

„Es ist gegenwärtig eine allgemein verbreitete Meinung unter den Seefahrern, daß im Normalzustande des Impulses die mehr isolirten westlichen Azoren, Corvo und Flores in dem Golfstrome, Pico und Fayal aber an dem östlichen Saume desselben liegen, da der Strom von Nantucket bis zur Long. 52° W. fast ununterbrochen von W. nach O. fließt, dann plötzlich, aus noch unergründeten Ursachen, gegen Süden umsetzt und sich unter Lat. 35°, im Meridian von Pico, verliert. Dieser Strom warmen Wassers, der seinen frühesten Impuls einer Strömung in der südlichen Hemisphäre, den von Madagaskar aus über die Nadelbank und um das Vorgebirge der guten Hoffnung wirbelnden Wassern, und einem Stoß gegen die vorspringende brasilische Küste beim Kap St. Roque verdankt, nimmt erst von der Spitze von Florida bis zur Bank von Neufundland eine nordöstliche, von da bis gegen die westlichsten Azoren eine östliche und zuletzt eine südliche Richtung an.

„Betrachtet man diese Gegend zwischen Long. 40½ und 42½ W. **) südlich vom 45sten Parallel gleichsam als den Ausfluß, die Mündung des Golfstroms, so wird dadurch scheinbar die Meinung begünstigt, als sey die dort befindliche Anhäufung von Seetang eine lange und schmale Fucuszone, welche sich von N. gegen S., von dem Parallel von Corvo bis zu dem Parallel der capverdischen Inseln hinzieht, ein Auswurf oder eine Anschwemmung des oceanischen Flusses warmen Wassers. Man glaubt nach dieser Ansicht, der Golfstrom sammle erst (wirbelnd) in dem mexikanischen Meerbusen, dann in der Bahama-Straße, den Seetang während seines Laufs, und deponire denselben da, wo er als Strom verschwinde. Es ist nach meiner eigenen Erfahrung keineswegs zu läugnen, daß besonders an seinen Rändern fast in seiner ganzen Länge das Flußbett des Golfstroms, so weit ich es auf vier Seefahrten (von der Küste von Caracas nach dem Kap S. Antonio der Insel Cuba, von Vera-Cruz längs der Küsten der Louisiana nach der Havana, von diesem Hafen durch die Bahama-Straße nach Philadelphia, und von da über den südlichen Theil der Bank von Neufundland bis in den Meridian der Outer oder False-Bank) in mehr als 5300 Seemeilen Länge beschifft habe, mit zahllosen, der Richtung des Stroms parallelen Streifen von Fucus natans gefüllt ist; aber wenn auch jener Ansicht über das allmähliche Zusammenschwemmen des Seetangs und über die Entstehung der weit ausgedehnten Fucus-Bank westlich von den

*) Aus Berghaus Almanach für das Jahr 1837.

**) Alle Längenbestimmungen in dieser Abhandlung des Hrn. von Humboldt beziehen sich auf den Pariser Meridian (2° 20 O. Grw.) und die Temperatur-Angaben auf die Celsius'sche Thermometer-Skala.

Azoren, der auch Rennell (bedingungsweise) beitritt, keine physiologisch-botanischen Gründe direkt entgegen stehen, so ist doch nicht einzusehen, warum nicht auch nahe Untiefen zu jener Anhäufung mit beitragen sollten. Der größte Theil des Tangs südwestlich von den Azoren ist frisch und in voller Vegetation, als wäre er eben erst den Felsen entrissen, und das Senkblei ist so selten in jenen tangreichen Regionen ausgeworfen worden, daß man wohl vermuthen kann, die zwei Inselgruppen der Azoren seyen nicht die einzigen vulkanischen Hebungen, welche dort der Meeresboden erfahren. Eine Gegend nördlich vom 40sten Parallel und NW. von Corvo scheint mir besonders für den Zuwachs zu zeugen, den die Tangmenge auch aus nahen Untiefen erhält. In dieser Gegend befindet sich zwischen Lat. 40° und 36°, Long. 40° und 31° W. das nördliche Ende der großen azorischen Fucus-Bank. Die Richtung des Tang-Streifen ist dort von SW. nach NO., und er durchsetzt dammartig und bleibend die südostwärts fließenden stark bewegten Wasser des Golfstroms, wie man auf Rennell's Karte deutlich sehen kann.

„Ich habe ehemals selbst, nicht auf eigene Erfahrung, sondern auf die Zeugnisse von Turner und Lamouroux gestützt, die Meinung für die wahrscheinlichere gehalten, es können die Fucusarten keine neuen Zweige treiben, wenn sie von der Wurzel getrennt umherschwimmen. Aber die physiologische Betrachtung, daß alle Theile der Algen fast gleichmäßig leben, und daß der Fucus natans (Sargassum natans, Lamouroux) aus dem Gestein des Seebodens mittelst seiner wurzelartigen Wulst, die ihm nur als klauenartige Stielverlängerung zum Anheften zu dienen scheint, wohl schwerlich irdische Nahrung ziehe, hat mich schon längst in meiner frühern Meinung wankend gemacht. Allerdings mögen die Sporen der Thalassiophyten, in Mucus gehüllt, von der Oberfläche des Meeres durch ihre Schwere herab zu Boden fallen, und sich dort, wie Martius und de Candolle glauben, an Felsen anheften. Neben dieser Art der Fortpflanzung und Vermehrung ist aber eine andere wahrscheinlich, und auf Analogie der Süßwasser-Algen gegründet. Meyen vermuthet, daß der Seetang frei schwimmend vegetirt, und sich in neue blattartige Lappen ausdehnt; eine Vermuthung, die schon Thunberg ausgesprochen, ohne sie physiologisch zu begründen.

„Die Benennung „Mar de Sargasso," womit die alten portugiesischen und spanischen Seefahrer seit dem 15ten Jahrhundert die seetangreiche Meer-Region zwischen den Azoren und den Bermuden belegen, ist sehr unbestimmt. Rennell ist in seinem großen Werke über die atlantischen Meeresströmungen der in meiner Reise nach der Aequatorial-Region (1814) aufgestellten Meinung, daß es zwei Gruppen von zusammen gedrängtem frischem Seetang zwischen den Meridianen der Azoren und der Bahama-Inseln gebe, beigetreten. Die erste und größte dieser Gruppen ist der Längenstreifen von Flores und Corvo, dessen ich so eben erwähnt habe. Er schließt weder Corvo noch das um 5½ Bogenminuten westlicher liegende Eiland Flores ein, wie es die bewegten warmen Wasser des Golfstroms thun. Der östliche Rand der Fucus-Bank bleibt im Mittelzustande vom Meridian von Corvo (Long. 33° 31′ W.) entfernt, bei Lat. 39½ und 41° im Westen fast vier Längengrade, bei Lat. 30° und 20°, dagegen 7¾ und 3¾.

„Die zweite und kleinere Gruppe von Seetang liegt in SSW. und SW. der Bermuden. Wie mir nach neuern Untersuchungen scheint, kann man ihre Gränze im Mittelzustande also angeben: Lat. 25°—31°, Long. 68°—76°. Die Hauptachse ist ungefähr N. 60° O. gerichtet. Man durchschneidet sie, wenn man von den Bermuden nach dem Baro de Plata (Cape d'Argent) im Norden der Halbinsel Somane von Hayti, segelt. Ein sehr erfahrener spanischer Seemann, der mich von der Havana im Mai 1804 bei sehr stürmischer See durch die Bahama-Straße nach Philadelphia führte, hat mich versichert, in der kleinen Fucusbank im Westen von den lucayischen Inseln zusammenhängende Tangmassen von ¾ bis 1 Seemeile Länge gesehen zu haben. Bei schwachem Winde hinderten sie sehr bemerkbar den Lauf des Schiffes.

„Um sich ein vollständiges Bild von der Vertheilung dieser gesellschaftlich lebenden Thalassiophyten zu machen, muß man noch eine Meerzone betrachten, welche zwischen Lat. 25° und 31½ N. die große Bank von Flores und Corvo, den schmalen, von N. gegen S. gerichteten Streifen, mit der kleinen, mehr inselförmig abgerundeten, südwestlich von den Bermuden verbindet. Diese vermittelnde Zone ist zu jeder Jahreszeit in der ungeheuern Erstreckung von mehr als 1000 Seemeilen mit parallelen, schwimmenden, aber freilich wenig angehäuften Lagen von Fucus natans in theils frischem, theils sehr veraltetem Zustande erfüllt, so daß ein Schiff nicht vom 44° bis zum 68° der Länge, von der großen Bank zur kleinern, gegen W. segeln kann, ohne nicht fast von Stunde zu Stunde Bündeln von zerstreutem Seetang zu begegnen. Bisweilen erreicht in sehr westlichen Längen das Scattered Weed den Parallel von 31½ und nähert sich dem östlichen Rande des Golfstroms.

„Will man die Benennung „Mar de Sargasso" auf diese ganze Gegend von Corvo bis zu den Bermuden und dem Meridiane der lucayischen Insel Eleuthera ausdehnen, so erhält man für einen Raum, der häufig, aber nicht gleichzeitig mit Seetang gefüllt ist, über 65,000 deutsche Quadratmeilen, fast sechsmal so groß als Deutschland."

Mein Aufenthalt in Stockholm.

(Fortsetzung.)

Eine angenehme Promenade brachte uns zuletzt nach dem Gesundbrunnen, der zahlreich besucht war. Hier wird wöchentlich ein Ball gegeben. Die Gartenanlagen und übrigen Lokalitäten sind recht anziehend. Die Umgebungen sind reich an königlichen Lustschlössern. Ein jedes hat seine eigene reizende Lage.

Haga, das Lustschloß des Kronprinzen, erfreut sich eines schönen Parks, darin Seen mit Inseln, Felsen und andere anziehende Naturscenen mit einander abwechseln. Eine prächtige reich vergoldete Gondel lag hinterm Schloß auf einem großen See.

Das ehemalige Lustschloß Carlsberg, 50 Fenster Front, mit

zwei Seitenflügeln, hat man zu einer Kadettenanstalt hergegeben. Hinter dem Schloß, in der Mitte des großen Parks steht auf einem freien Platz eine große Turnmaschine. Das Schloß liegt sehr malerisch am Mälar-See. Zehn Kanonen stehen vor demselben, und eine der angenehmsten Promenaden führt von hier längs dem Mälar-See nach Stockholm.

Das vormalige Lustschloß Ulriksdal ist jetzt ein Invalidenhaus. Noch nie habe ich Invaliden schöner wohnen sehen. Das Schloß hat eine reizende Lage am See, einen schönen Blumengarten, einen großen Park, Orangerien und große Gewächshäuser. Ein alter Korporal, der etwas angetrunken war, zeigte uns den Schlaf- und Speisesaal der Veteranen. Letzterer ist mit den Bildnissen der großen Könige geschmückt, deren Schweden viel aufzuweisen hat. Sie strebten fast Alle nach Heldenruhm, und von jedem bewahrt die Geschichte ausgezeichnete Waffenthaten.

Auf einem kleinen sehr eleganten Dampfboot fuhren wir an einem Sonntage nach dem größten und prächtigsten Lustschloß Drottningholm, welches in der neuesten Geschichte Schwedens dadurch eine traurige Berühmtheit erlangt hat, daß der letzte unglückliche König aus dem Hause Wasa, der noch lebende Oberst Gustavson, hier nach der ihm abgezwungenen Abdankung eine kurze Zeit gefangen saß. Dieß Schloß liegt $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen von Stockholm. Das erwähnte Dampfboot, die Lustjacht Delphine, fährt alle Sonntag mit den vergnügungslustigen Stockholmern hieher. Die Fahrt kostet 1 Riksdaler (11 Sgr.) Man ist dabei in angenehmer heiterer Gesellschaft. Die Reise geht zwischen bewaldeten Fels-Inseln hindurch, die jeden Augenblick die malerischsten Prospekte darbieten. Drottningholm ist mit seinen sehr ausgedehnten Park- und andern ländlichen Anlagen das größte und älteste Etablissement des Hofes. Es liegt mit seinen Dörfern auf der Insel Losoe im Mälar-See.

Das Schloß ist im Innern sehr prachtvoll. Flur und Treppen sind mit kostbaren Figuren aus Marmor und Erz besetzt, darunter die neun Musen. Die Zimmer und Säle sind im alten Geschmack reich dekorirt. Eine zahllose Menge schöner Gemälde bedecken die Wände, darunter die Bildnisse großer Könige und Königinnen aller Reiche. Aber in dem einen Zimmer hing ganz allein Karl XII mit seinen Generalen, alle in einfacher Reitertracht. Große Schlachtstücke bedecken als Freskogemälde die Wände. Man zeigte uns viel chinesisches Porzellan in allen Formen, darunter ein Ofen vom schönsten gemalten chinesischen Porzellan, ein Geschenk der Kaiserin Katharina.

Auf einem großen Tisch fanden wir ein merkwürdiges Modell der Ruinen von Herkulanum und Pompeji. Ein ziemlich geräumiges Theater und eine kleine Kapelle füllen den übrigen Theil des Schlosses. Im Theater hohe Spiegelwände und die Sitze mit Sammt bezogen. Alle diese Verschwendungen in einem so armen Lande wie Schweden rühren von dem prachtliebenden König Gustav III her. Dem Theater sah man es übrigens an, daß es lange nicht mehr benutzt worden ist.

Verfolgt man die hochstämmigen wahrhaft imposanten Alleen des Parks, so trifft man auf das zierlich gebaute Dorf Canton; ich habe nie stärkere Bäume von so gleichförmigem hohem Wuchs gesehen. Am andern Ende des ungeheuren Parks liegt der Ort China: eine Zusammenstellung von Lusthäusern in bunten Formen mit vielen Thürmen von chinesischem Ansehen. Am See trafen wir auf ein großes Badehaus mit 20 Badezellen zur Benutzung für's Publikum.

In der Mitte von Stockholm liegt ein Kaffeehaus, welches wohl so leicht niemand unbesucht läßt. Es heißt Mosebacke. Hinsichtlich seiner pittoresken Lage ist dasselbe vielleicht einzig in der Welt. Ich kann mich nicht erinnern, jemals auf einem Standpunkt gewesen zu seyn, der so plötzlich und überraschend eine Aussicht gewährt, die man vorher nicht erwartet hat, von dem man schwindelnd in das Getümmel einer See- und Landwelt hinabblickt, wie sie nur Stockholm in seinen mannichfachen Nuancirungen und seinen sonderbaren Belegenheiten darstellen kann. Man hat vorher um so weniger eine Ahnung davon, als der Weg dahin durch die Straßen der Stadt hinauf führt, wo man keine freie Umsicht hatte. Der Garten des Kaffeehauses besteht aus drei terrassirten Spaziergängen, die sich auf der schroffen hohen Felsküste des Mälar-Sees über einander erheben. Ein Altan steht ganz vorn auf dem Rand der Felswand; darauf sitzt die Janitscharenmusik, deren rauschende Töne hoch aus den Lüften über ganz Stockholm und über die zahllosen Schiffe hinwegschallen, die tief unten liegen. Auf der obersten Plattform des Gartens tanzt ein nach dem hohen Norden verschlagener Affe an einer langen Stange auf und ab. In den terrassirten Promenaden trifft man abwechselnd auf Wölfe, Füchse, Eulen und Adler, die an Ketten und in Käfigen zur Unterhaltung der Gäste vertheilt sind.

Die Kaffeehäuser sind wenig besucht, denn die Honoratioren haben reizend belegene Landhäuser, auf denen sie die wenigen Sommermonate des Nordens zubringen. Der spanische Gesandte in Stockholm will sogar die Jahreszeit, die man hier mit dem Namen Sommer bezeichnet, gar nicht gelten lassen. Er spricht nur von einem grünen und einem weißen Winter. Außerdem hält man den Besuch der Kaffeehäuser für Standespersonen, besonders für Damen, nicht schicklich. Und das mit Recht. Es existiren nämlich in Stockholm keine öffentlichen Bordells, in denen gleich andern Hauptstädten die Freudenmädchen unter ärztlicher und polizeilicher Kontrolle stehen. Jedes Kaffeehaus ist ein Freudenhaus, in denen die schönsten Mädchen zur Aufwartung gehalten werden, welche jedem Gast für geringe Preise feil sind. Diese Mädchen werden nie untersucht, daher die Lustseuche sich auf eine traurige Weise verbreitet, und in den öffentlichen Krankenhäusern die abschreckendsten Beispiele menschlichen Elends zur Warnung hinstellt.

(Schluß folgt.)

Einkünfte der französischen Gemeinden.

Das französische Gebiet ist in 37,187 Gemeinden eingetheilt, jede im Durchschnitt von $\frac{1}{2}$ Lieues Umfang. Die jährlichen Hülfsquellen, über welche diese Gemeinden verfügen können, bestehen in den Einkünften von ihrem Realbesitz, in den Renten von den Lokalitäten, über die sie verfügen dürfen, in ihren Renten auf den Staat und Privaten,

in den Oktroigebühren und außerordentlichen Steuern, und in einem Antheil von 5 Centimes an den direkten Steuern, ferner in einem Antheil an den Abgaben für Patente, von Stiftungen, Vermächtnissen, Geldstrafen u. s. w. Die Gesammtsumme dieser Einkünfte belief sich im Jahre 1833 auf 158,276,468 Franken. Diese Einkünfte sind jedoch so ungleichmäßig vertheilt als das Gebiet selbst; wenn 87 Gemeinden ein Einkommen von mehr als 100,000 Fr., 175 von 50,000 bis 100,000 Fr., 886 von 10,000 bis 50,000 Fr. und 1672 von 500 bis 1000 Fr. haben, so gibt es dagegen 10,091, welche nur 2 bis 500 Fr., und endlich 5223, welche kaum 100 Fr. jährlich beziehen. Von den obigen 37,187 Gemeinden zählen 33,000 weniger als 1500, 2529 weniger als 200 und 613 weniger als 100 Einwohner.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege von Tepic her begegneten wir jeden Tag Karawanen, welche mit fremden Waaren von der Seeküste her nach dem Innern gingen, oder umgekehrt einheimische Waaren nach der Seeküste brachten. In der Nähe von Ahuacatlan kamen zufälligerweise von verschiedenen Seiten her über 1000 Maulthiere zusammen; aus den nördlichen Dörfern kamen Ladungen mit Seife, andere mit Hüten und Branntwein, aus Guadalaxara mit Guitarren und Kupfergeschirr, und vom Süden her aus Kolima mit Kokosnüssen. Wir kauften einige der letztern, das Stück zu einem Real, und stillten unsern Durst mit der süßen erfrischenden Milch. Die Maulthiertreiber und das Landvolk der Umgegend waren meist wirkliche Mexicaner, Nachkommen der alten Azteken, sprachen spanisch, hatten aber, wie es scheint, den Charakter ihrer Vorfahren bewahrt: sie sind gutmüthige, dienstfertige Leute, welche sich leicht leiten lassen, und würdigere Regenten und Vorsteher verdienen, als die spanischen Kreolen sind, welche jetzt die Herrschaft über sie führen.

Nachdem wir etwa drei Leguas über das kleine Dorf Ocote hinaus waren, welches in einer steinigten, schlecht bebauten Gegend liegt, kamen wir allmählich in die Berge, durch welche sich der Fluß San Jago, welcher bei San Blas ins Meer fällt, seinen Weg gebahnt hatte. Er bildet eine ganze Reihe Wasserfälle, welche in der Regenzeit sehr prächtig seyn sollen, jetzt aber ganz unbedeutend waren. Die furchtbaren Bergschluchten, Barrancas, machen das Reisen unbeschreiblich mühsam, und bilden ein unübersteigliches Hinderniß zur Anlegung eines Fahrwegs; ein in den Felsen gehauener Pfad führt im Zickzack an der steilen Wand hinauf, der Reiter berührt diese mit dem rechten Fuße, während der linke über dem Abgrund hängt, in dessen Tiefe Bäume von 150 Fuß Höhe wie kleine Gebüsche erscheinen. Thut das Pferd einen Fehltritt, so ist der Reiter verloren, er muß sich auf den sichern Tritt desselben verlassen oder ein Maulthier besteigen. Wenn man hinabblickt, wie die Karawane an der steilen Wand heraufzieht, so scheint es unbegreiflich, wie sie sich daran halten kann, und unwillkürlich befällt den Zuschauer der Schrecken, die Thiere möchten mit ihrer Last köpflings in den Abgrund hinabstürzen. Das Begegnen zweier Karawanen ist außerordentlich gefährlich, und der Zufall wollte, daß wir diese Gefahr zu bestehen hatten, welche indeß mit Gottes Hülfe ohne Unfall vorüberging. Man lud die Maulthiere ab, die Reiter stiegen von den Pferden, und man mußte das Gepäck mit Stricken an dem Abhang fortschleppen, damit man nur vorwärts kommen konnte. Dieß kostete unsäglich viel Mühe und Zeit.

Nach diesem merkwürdigen Uebergang kamen wir wiederum in eine offene Gegend, und ritten über eine Ebene, in welcher nichts als einige Cactusgruppen wuchsen. Unser treuer Führer, Don Carlos, spornte sein Pferd, und wir folgten ihm, als ob die Berggeister aus der furchtbaren Schlucht uns jagten. Plötzlich wandte sich Don Carlos um, wies mit der Hand vorwärts und rief: El cocho! el cocho! Dieß war der Wagen, welchen Herr Barron befohlen hatte, von Guadalaxara aus uns entgegenzuschicken, und das Dorf Tequekouite ist der erste Ort, wo es möglich wird, im Wagen zu fahren. Von Tepic bis zu diesem Orte rechnen die Arrieros 59 Leguas, welche wir in fünf Tagen zurücklegten. Am folgenden Tage reisten wir in dem etwas altmodischen, aber sehr bequemen und mit acht Maulthieren bespannten Wagen weiter: unser neuer Führer, Ignacio Martini, ritt bewaffnet auf einem großen Pferde bald vor, bald hinter uns, und zeigte uns den Weg, welcher eigentlich gar nicht existirte. Derselbe war mit solchen groben Steinen besäet, daß ich erstaunte, wie Ignacio seinen Wagen zu einer solchen Fahrt hergeben mochte, und ich kann noch nicht begreifen, wie einem vernünftigen Menschen der Gedanke in den Kopf kommen konnte, hier im Wagen zu fahren. Allerdings hat die Natur den Menschen nirgends so viele Mittel an die Hand gegeben, um gute Fahrstraßen zu bauen, als auf den Hochebenen in Mexico, aber so wie jetzt noch die Sachen stehen, ist das Reisen zu Pferde angenehmer, gefahrloser, bequemer und wohlfeiler.

Die 25 Leguas nach Guadalaxara legten wir in zwei Tagen zurück, hielten aber an einer geräumigen Venta, einige Leguas von der Stadt, an, um eine Bedeckung mitzunehmen, weil in der Nähe großer Städte häufig Räubereien vorfallen, weßhalb auch bei dieser Venta ein Reiterpiket stand. Die besten Truppen sind nach Texas geschickt worden, und zur Versehung des Garnisonsdienstes die Rekruten zurückgeblieben, die man ihrem Aeußern nach kaum für Soldaten hätte halten sollen; fünf dieser kläglichen Bursche mit einem Unteroffizier schlossen sich als Schutzwache an uns an, und ritten in ungemein fröhlichem Muthe hinter unserem Wagen drein. Nachdem wir kaum zwei Werste zurückgelegt hatten, befanden wir uns an dem städtischen Zollamte (Garita), wo der Wagen hielt; Las Tropas, wie unser Ignacio dieses Gesindel nannte, stellte sich in Front auf, der Unteroffizier ritt an den Wagen heran, mit der Anzeige, daß wir jetzt außer aller Gefahr seyen, und daß wir, wenn ich ihm eine anständige Belohnung nicht verweigern wollte, nichts mehr zu befürchten hätten. Diese Rede war ziemlich offenherzig und verdiente Aufmerksamkeit. Ich glaube, die Regierung ist nicht im Stande, diese Krieger zu bezahlen, und überläßt den Reisenden die Sorge, sie unter dem Namen einer Belohnung für geleisteten Schutz zu befriedigen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 88** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Edgar Quinet über Deutschland. — Geschichte von Rimini. Von Leigh Hunt. Dritter Gesang. (Fortsetzung.)

[illegible]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 346.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 December 1836.

Briefe über den spanischen Krieg.

Vierter Brief. *)

Als wir über Allo hinaus waren, wo, durch Mauern und zerstörte Häuser geschützt, der Nachtrab der Christinos Stand hielt, wurde das Land offener, Cordova ließ seine Truppen in Schlachtordnung aufmarschiren, und zwei Stunden lang hier unter Kälte und Hunger stehen, in Erwartung, daß die Carlisten ihn angreifen würden; er hätte aber warten können bis an den jüngsten Tag, denn die Carlisten waren viel zu klug, um sich im offenen Lande gegen eine gleiche Anzahl von Fußvolk und eine überlegene Reiterei und Artillerie zu schlagen. Der Verlust auf beiden Seiten war ziemlich bedeutend. Die Christinos führten nicht weniger als 250 Verwundete vom Schlachtfelde fort, außer mindestens 150 Todten, worunter mehrere Offiziere, obwohl, einige Reiterangriffe ausgenommen, keine Bewegungen in Masse vorgenommen waren. Anders war dieß bei den Carlisten, welche mehrmals in ganzen Bataillonen auf den Höhen vorrückten, während die Christinos sich zurückzogen; mehr als einmal feuerten sie kompagnieweise, während ihre Feinde zum Theil hinter Mauern und Gräben versteckt waren. So verloren sie bedeutend, man sagt, zwischen 5 und 600 Mann; genau läßt sich dieß nie angeben, da sie ihre Todten und Verwundeten sorgfältig fortschaffen.

Wir blieben im Besitz des Schlachtfeldes bis zum Abend, waren aber recht froh, als endlich Marschordre eintraf, worauf wir unbelästigt nach Lerin zurückzogen, jedoch wegen einiger Verzögerungen auf dem Marsch erst um 10 Uhr Nachts daselbst eintrafen. Wir hatten dreizehn Stunden damit zugebracht, drei Leguas zurückzulegen, und waren acht Stunden mit dem Feinde im Gefecht gewesen. Hier ließ man uns zwei Tage ausruhen, was mir aber durch ein abscheuliches Quartier verbittert wurde.

Cordova hatte inzwischen Depeschen aus Madrid erhalten, denen zufolge Graf Almodovar, der Kriegsminister, sein Hauptquartier besuchen, und auch die englische Legion inspiciren wollte; er beschloß deßhalb, dem General Evans einen zweiten Besuch zu Briviesca abzustatten, und schickte eine Brigade ab, um das Gepäck von Puente la Reyna aus zu geleiten, denn eine solche Truppenzahl ist immer nöthig, um die Pezeteros und andere carlistische Streifkorps, welche stets auf solche Prisen lauern, abzuhalten. Diese Nachricht erfreute mich sehr, da die Briefe, welche ich kürzlich von meinen Freunden in der Legion erhalten hatte, nicht die günstigsten Nachrichten über ihren Zustand und ihre Hülfsmittel enthielten; zudem hatte General Evans mehrere Tage das Bett hüten müssen, und das Gerücht hatte sogar von einer gefährlichen Erkrankung gesprochen. Der Weg von Lerin nach Logroño ward in zwei Tagen zurückgelegt, hier aber ließ Cordova, welcher sich durch die letzten Anstrengungen sehr angegriffen fühlte, zu meinem großen Verdruß eine Zeit lang Halt machen, und fühlte sich, als er wieder aufbrechen wollte, so geschwächt, daß er den Weg nach Briviesca vollends im Wagen zurückzulegen beschloß. Einer von Cordova's Adjutanten und ich erhielten ein altes französisches Kabriolet, und fuhren, so gut es gehen wollte, hinter dem Obergeneral drein. Dieß war mein erster Versuch mit den spanischen Posten, wir fanden uns aber bei den schlechten Wegen, den schlechten Maulthieren und noch schlechteren Kutschern bis wir zu Briones kamen, welches etwa halbwegs war, fast zu Brei zerschlagen. Am 27sten Nov. spät Abends um 10 Uhr kamen wir in Briviesca an, wo ich zu meinem großen Leidwesen den General Evans, welcher in den letzten zehn Tagen viel gelitten hatte, noch immer im Bett antraf. Die Legion hatte in der Zwischenzeit, seit ich sie nicht mehr gesehen hatten, an soldatischem Aussehen und Schlagfertigkeit sehr gewonnen, aber zu meinem Erstaunen und Kummer begann es ihr an allem Nöthigen zu fehlen, und es war wenig oder gar kein Geld in der Militärkasse, obwohl Evans sich wiederholt nach Madrid gewendet hatte. Die Offiziere waren großmüthig genug gewesen, von selbst auf die alsbaldige Auszahlung von zwei Drittel ihres Soldes zu verzichten, weil sie die Geldverlegenheit der Regierung kannten; diese aber hatte trotz dieser Aufopferung nicht einmal das noch übrige Drittel ausbezahlt, wodurch die Subalternoffiziere in wirklichen Mangel und alle in große Verlegenheit geriethen, denn selbst diejeni-

*) S. den dritten Brief Nr. 283 bis 286 d. J.

gen, welche eigenes Vermögen besaßen, konnten sich in einem fremden Lande nicht so leicht Geld verschaffen.

General Evans fühlte sich am Tage nach unserer Ankunft etwas besser, und obwohl immer noch leidend, verließ er sein Krankenbett, um den ebenfalls kranken Cordova zu besuchen. Der Kriegsminister, Graf Almodovar, und General Alava, welche wir bei unserer Ankunft zu Briviesca gleichfalls zu finden gehofft hatten, konnten gerade damals die Hauptstadt nicht verlassen, aber Cordova war von einem reichen Lieferanten begleitet, welcher es über sich nahm, die Legion mit dem Nothwendigen zu versehen, freilich zu einem Preis, wobei er seine 60 Proz. in die Tasche steckte, was jedoch sein Gewissen nicht sonderlich zu belästigen schien. Diese Anordnung und der hier abgeschlossene und von Cordova bestätigte Kontrakt nebst den wiederholten Versicherungen, daß für die Legion Magazine errichtet werden sollten, entschieden über das Schicksal der Hülfstruppen, welche abermals Befehl erhielten, über Pancorbo und Miranda del Ebro nach Vittoria zu marschiren.

Es ist kaum nöthig zu erwähnen, welche Folgen die raschen Bewegungen hatten, die ohne Magazine, bloß auf die Versicherung eines spanischen Lieferanten hin, daß die Truppen mit dem Nöthigen versorgt werden sollten, ausgeführt wurden; überdieß hatten die Truppen kurz vorher erst einen Marsch von zehn Tagen über die Berge gemacht, und ihre Schuhe und Kleider trugen die Merkmale der schlechten Wege und des noch schlechteren nächtlichen Unterkommens an sich. Keine Hülfsmittel irgend einer Art fanden sich in den Händen der Regimentsquartiermeister, kein Geld in den Taschen der Mannschaft, nur sehr wenig in der Militärkasse überhaupt, und das wenige, was die Mannschaft erhielt, dankte sie größtentheils der Freigebigkeit ihrer Obersten, welche, so weit ihre Privatmittel reichten, Alles thaten. Und diese Truppen waren erst seit drei Monaten in Spanien! Es konnte nicht fehlen, daß ein Geist des Unmuths sich kund gab; glücklich genug, daß noch keine Krankheiten unter ihnen ausgebrochen waren.

Unangenehme Nachrichten von dem Kriegsschauplatz in Navarra lenkten die Aufmerksamkeit des Obergenerals dahin; noch einmal, wie auf dem Wege nach Briviesca, mußte ich in das wurmstichige Kabriolet steigen, und mit zwei Maulthieren Cordova's leichter Britschka folgen, welche von sechsen gezogen war. Oberst Tuppers Regiment oder die Schotten, wie man sie nannte, waren vor der Posada aufmarschirt, als wir abfuhren; sie galten stets für den bestdisciplinirten und tüchtigsten der Legion, und ihr Aussehen erweckte in mir große Hoffnung von ihren künftigen Leistungen gegen den Feind, um so mehr, als ihr Befehlshaber sich durch Entschlossenheit auszeichnete. Aber sechs Wochen später lag ein Drittheil dieser Leute, welche damals so voll Gesundheit und männlicher Kraft schienen, in den Spitälern von Vittoria, — wenn man diese Spelunken überhaupt so nennen kann, — und der größte Theil vertauschte diese nur mit dem Grabe.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Aufenthalt in Stockholm.

(Schluß.)

Das große königliche Residenzschloß fing Karl XII an zu bauen. Seine vielen Kriege unterbrachen den Bau, und die Vollendung erfolgte erst im J. 1753, wo es bezogen ward. Es ist großartig, geschmackvoll und regelmäßig gebaut und eine große Zierde der Stadt. Es hat eine höchst angenehme Lage auf einem freien Platz am großen Mälar-See. Nach der Seeseite hinaus liegen die schönen Bildergalerien, die prächtigen Audienz- und Gesellschaftssäle. Sie sind im neuesten Geschmack möblirt, die Wände mit schweren Seidenstoffen aus schwedischen Fabriken tapezirt.

Unter den Kirchen Stockholms zeichnet sich die Storakyrka (große Kirche) — welche der Hof besucht, — durch innere Pracht und Großartigkeit des Bau's aus. Wir wohnten in derselben einem hohen Kirchenfest bei; es war das Dankfest nach der Entbindung der Kronprinzessin. Bei dieser Gelegenheit sah ich den König wieder. Wir erblickten in ihm unverändert jenen rüstigen Greis, den das nordische Klima frisch erhält, und dem dasselbe mehr zusagt als seiner Gemahlin. Rasch, gewandt und mit gerader Haltung des gut konservirten Körpers schritt er in der Kirche einher, seine korpulente Gemahlin am Arm, die bei ihrer Körperstärke kaum folgen konnte. Nachdem er dieselbe auf den für sie bestimmten Sitz gebracht, begab er sich gegenüber auf einen Altan, der wenig erhöht und ganz frei war. Hier saß der König in einem Armsessel ganz allein, über sich den reichen Thronhimmel, unter sich den mit rothem Sammt ausgeschlagenen Altan, welchen die reichste Goldstickerei verzierte. Nicht weit von mir erblickte ich die Kronprinzessin in einem etwas erhöhten Kirchstuhl. Einigemal erhob sie sich von ihrem Sitz, und wandte die schönen großen Augen nach allen Seiten, als wollte sie jedem ihren wohlthuenden Anblick gewähren. Ein prächtiges Brillantdiadem zierte ihr schönes Haupt. Geführt von ihrem liebenswürdigen Gemahl, der ein angenehmes Aeußere durch seltene Vorzüge des Geistes und Herzens erhöht, schritten beide einher, begleitet von der allgemeinen Liebe.

Der König wird aufrichtig verehrt, wie es seine hervorragenden Eigenschaften verdienen. Er spricht nur französisch. Der Kronprinz aber hat sich das Norwegische und Schwedische so angeeignet und zur Haussprache gemacht, daß wenn nicht sein ächtfranzösischer Habitus an seine nationale Abkunft erinnerte, jeder den eingebornen Normann in ihm erkennen würde. Dieß hat ihm früh die Liebe der Unterthanen erworben.

Es ist gewiß für eine neue Dynastie, welche der nordischen Natur so fremd war, keine Kleinigkeit, die übereinstimmende Zuneigung zweier Reiche zu erwerben und sich auf die Dauer zu erhalten; — zweier Reiche, die in ihren Sitten, in ihren Ansichten über die gesellschaftlichen Verhältnisse und über die Menschenrechte so verschieden sind; — zweier Reiche, die ein tief eingewurzelter Nationalhaß schon lange so schroff und so scharf von einander trennte, wie ihre rauhen Gränzgebirge sie durch die Natur von einander schieden; — zweier Reiche, die eine ganz verschiedene Landesverfassung haben, zu der sich noch die

Eifersucht der Norweger gesellt, die ihren Ursprung in dem steten Aufenthalt oder vielmehr in der Residirung des Königs zu Stockholm hat, darin allein die Norweger eine Bevorzugung der Schweden sehen, die von keinem andern Volk so aufgefaßt und gefühlt werden würde, das sich in dem politischen Treiben der civilisirten Welt Europa's bewegt.

Bei dem erwähnten hohen Kirchenfest sahen wir den schwedischen Hof in seinem Glanz. Der Aufwand übertrifft den mancher anderer größern Höfe, obgleich er vom jetzigen König gegen früher schon sehr eingeschränkt ist, der wie jeder erleuchtete Monarch, den Rest von Prunk vielleicht nur in soweit bestehen läßt, als es sich mit gewissen Rücksichten nur irgend vertragen will.

Der innere Raum war besetzt von der ersten Garde, so heißt das erste Garderegiment zu Fuß. Ihr ganzer Anzug erinnert an Napoleons alte Garde. Die hohen Bärenmützen und die großen Epaulets gaben den riesenhaften Gestalten ein imponirendes Ansehen. Diese erste Garde rekrutirt sich aus der Provinz Dalekarlien, woselbst ein ungewöhnlich großer Menschenschlag wohnt, der selbst in Schweden durch seine Körpergröße auffällt, und der außerdem durch sein dunkles Haar und durch seine dunkle Hautfarbe von dem Habitus der Nordländer ganz abweicht. Die prunkvolle Uniform der Gardeoffiziere, so wie die vornehme Lebensweise derselben läßt sich nicht von dem Gehalt bestreiten, den sie beziehen. Es sind die Söhne reichen Adels, welche mit ihrem Vermögen den Glanz des Hofes erhöhen.

Viele Hofchargen in reichen Staatsuniformen, die Geistlichkeit in ihren kostbaren Ornaten vermehrten den Schimmer, und eine große Volksmenge füllte den Raum der großen Kirche so dicht, daß wir bald von heißer Beklemmung getrieben das Freie suchten.

Nach Beendigung des Gottesdienstes signalisirten zwei Raketen, die vom Schloßhof in die Luft stiegen, den Anfang einer Kanonade, welche außerhalb der Stadt mit 50 Schüssen gegeben wurde. Zwei vierspännige Wagen, besetzt mit Hofwürden, eröffneten den prächtigen Wagenzug, in welchem sich der mit zwei Schimmeln bespannte goldene Staatswagen auszeichnete, darin sämmtliche königliche Herrschaften beisammen saßen. Die beiden Schimmel trugen Schwungfedern auf den Köpfen von gelber, blauer und weißer Farbe. Der königliche Wagen bewegte sich langsamen Schritts durch die jubelnde dicht andrängende Volksmenge. Ihm folgte ein Wagen mit drei ausgezeichnet schönen Hofdamen, darunter zwei Norwegerinnen, deren natürliche Frische und Zartheit wahrscheinlich nicht aus Pariser Toilettenkasten hervorgegangen war. Solcher Schmuck erhöht den Glanz um so mehr, je seltener er noch bei den Höfen angetroffen wird.

Zu den ausgezeichneten Gebäuden in Stockholm gehören ferner: die Sternwarte, die Akademie der Wissenschaften, die Börse, das Schauspielhaus, das Ritterhaus, woselbst der Reichstag gehalten wird, die Riddarholms-Kirche, woselbst die Könige beigesetzt werden, und mehrere Andere.

Den Königen Gustav I, Gustav II Adolph, Karl XIII und Gustav III sind auf verschiedenen Plätzen sehr kostbare Standbilder errichtet.

Neues Feuerkleid.

Obrist Paulin, Kommandant des Korps der französischen Sapeurs und Mineurs, hat eine neue gegen Feuer schützende, sehr sinnreiche Kleidung erfunden, welche ihren Träger auch im dicksten Rauch gegen Erstickung sichert. Die damit angestellten Versuche haben bewiesen, daß bei Feuersgefahr in Kellern oder dem noch weit wichtigern Fall von bedrohtem Menschenleben in einem brennenden Hause ein mit einer solchen Kleidung angethaner Mann von nur gewöhnlichem Muthe die Rettung getrost wagen kann. Die Erfindung erweist sich ferner auch vortheilhaft zu Rettung von werthvollen Gegenständen aus Oertlichkeiten, wo ein erstickender Rauch den Zugang unmöglich macht. Die Kleidung ist so eingerichtet, daß man sie binnen zwei Minuten vollständig anlegen kann, leicht zu tragen, da sie nur 44 Pfund wiegt, und bequem zu transportiren, da sie in dem Kutschersitz jeder Feuerspritze Platz findet. Sie besteht aus einer Art geräumiger Tunika von starkem, aber weichem Leder, mit luftdichten Räumen, einer geräumigen Kapuze und weiten Aermeln. Die Kapuze ist so weit, daß der Pompier seinen Helm aufbehalten kann, und hat zwei große Gläser vor dem Gesicht. Am Munde ist eine kleine Pfeife eingefügt, durch welche Signale gegeben werden können. Vorn an der Brust befindet sich eine kleine Laterne mit starken Reflektoren von Glas versehen. In diese Laterne ist eine kurze Röhre eingeschraubt, welche mit der Kleidung in Verbindung steht, und aus dem Innern derselben dem Licht frische Luft zuführt. Die Kleidung wird etwas unter der Hüfte mit einem starken Gurt und einer Schnalle befestigt. Weiter herab sind ähnliche Vorrichtungen zu ihrer Befestigung getroffen. Rückwärts an der Tunika befindet sich ein lederner Schlauch mit einem Mundstück von Messing, um Luft zuzuführen; das andere Ende dieses Schlauchs steht mit einer Feuerspritze in Verbindung, in der sich natürlich kein Wasser befindet, sondern die nur in Bewegung gesetzt wird, um Luft in den Schlauch zu pumpen, wodurch die ganze Kleidung wie eine Blase aufschwillt, und ihrem Träger ein sehr groteskes Aussehen verleiht. Die ausgeathmete Luft entweicht durch Oeffnungen am untern Ende der Kleidung, während die in die luftdichte Kleidung eingepumpte Luft den Rauch und die Hitze abhält. Der dazu gehörige lederne Schlauch ist nicht sehr lang, aber weiter als nöthig ist. Man beabsichtigt einen ungefähr 100 Fuß langen, aber schmälern anzubringen, damit der Pompier in jede Entfernung vordringen könne, wo seine Hülfe nöthig ist. Bei dem Versuch wurde ein tiefer Keller durch brennendes Heu und Stroh mit dichtem Rauch angefüllt; Herr Braidwood legte die Kleidung an und hielt länger als eine halbe Stunde in dem erstickenden Rauch und der heißen Luft aus, ohne Unbequemlichkeit zu empfinden.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

In den mexicanischen Städten gibt es keine Thore, welche man schließen könnte: La Garita bedeutet eigentlich nur ein Wachhaus ohne Wache; an der äußern Mauer ist eine Schildwache in Lebensgröße hingemalt, der Zollschreiber und der Zollbeamte in einer Person tritt aus der Garita, schreibt Namen und Stand der Reisenden auf, fragt, ob sie keine verbotenen Waaren haben, und wenn der Beamte im

leinenen Rock gerade guter Laune ist, begnügt er sich mit der ihm gegebenen Antwort. Unsere Ungeduld, diese bedeutende Stadt zu sehen, wurde auf die angenehmste Weise erfüllt, denn von der waldlosen Ebene aus, durch welche der Weg führt, sieht man die Gegenstände in bedeutender Entfernung. Guadalaxara mit seinen Kirchen, Thürmen, Klöstern und Gärten bietet einen malerischen Anblick dar; auf einer kleinen Anhöhe über und hinter der Stadt steht Puebla San Pedro, wo die Villa's reicher Bürger sind, nebst zahllosen Gärten, durch deren üppiges Grün man kaum die weiß angestrichenen Häuser sieht. Wir hätten aber auf unserem Standpunkt bleiben sollen, um nicht den angenehmen Eindruck zu verlöschen, denn in den Straßen stellt sich die Stadt auf eine sehr unvortheilhafte Weise dar, und glich ganz den großen Dörfern, welche wir gesehen hatten, und die wir ganz geneigt waren für Städte zu erklären, obwohl sie selbst auf diese Benennung keinen Anspruch machen: die zweite Stadt der Republik aber hätten wir gern ein großes Dorf genannt, troz ihrer 60.000 Einwohner. Fast alle Städte Mexico's sind nach Einem Plane angelegt: die Straßen sind gerade und schneiden sich unter rechten Winkeln, die Hauptkirche steht gewöhnlich auf einem freien viereckigen Platze (Plaza mayor), auf welchem auch die bedeutendsten Gebäude errichtet sind, unter denen sich das der Lokalregierung und eine Reihe Buden auszeichnen; auf der Mitte des Platzes ist ein Viereck mit schattenreichen Bäumen bepflanzt. In Guadalaxara steht die Kirche auf einem kleinen Platz, und in Mexico hat dieser Platz keine Allee, dieß sind aber Ausnahmen. Die aus Steinen oder Backsteinen erbauten Häuser sind selten über zwei Stockwerke hoch und mit ganz flachen horizontalen Dächern bedeckt, weßhalb die Stadt dem ungewohnten Auge wie unausgebaut erscheint. Dieser Umstand und die besondere Bewegung auf den Straßen, welche hauptsächlich von den beladenen Eseln und Maulthieren, und den mit sechs bis acht Ochsen bespannten Wagen herkommt, die auf Eseln reitenden Landleute und besonders die Fußgänger in der ärmlichsten Kleidung in solchen Lumpen, daß man nicht begreift, wie sie dieselben noch anziehen können, das seltene Erscheinen von ordentlichen Equipagen und das noch seltenere eines gut gekleideten Fußgängers, diese Eigenthümlichkeit, dieser Mangel an Wohlstand und Reichthum auf den Straßen gibt Guadalaxara mehr das Ansehen einer volkreichen Handelsniederlassung, als einer Stadt, welche dem Reichthum, der Bevölkerung und der Bildung nach die zweite in der Republik ist. Hat sich aber das Auge an die niedern dachlosen Gebäude gewöhnt, an die durch die Straßen ziehenden Esel, Maulthiere, Ochsen und das ganze Gesindel in Lumpen, hat der Reisende angefangen, die Stadt in den einzelnen Theilen zu besichtigen, dann wird er den Zoll der Bewunderung entrichten über die Großartigkeit der öffentlichen Gebäude, die Schönheit, Kunst und Pracht der Kirchen und Klöster, so wird er gestehen, daß Guadalaxara würdig ist, die Hauptstadt eines so wichtigen Staats, wie Jalisco, zu seyn, und von allen Städten der Republik am meisten Aufmerksamkeit verdient. Gebäude, wie das gegenwärtige Arsenal mit 24 Höfen, in welchen unter der spanischen Herrschaft von bedürftigen Eltern die Kinder beiderlei Geschlechts erzogen wurden, das städtische Hospital, welches sehr zweckmäßig für 1000 Kranke eingerichtet ist, die Akademie der Künste, wo auch jezt noch über 500 Zöglinge gebildet werden, und wo unter der Föderalverfassung sich der Kongreß des Staats Jalisco einige Zeit vereinigte, die Tabaksfabrik, in welcher jährlich 60 Millionen Papelitos verfertigt werden und täglich über 1000 Frauenspersonen arbeiten, viele Kirchen und Klöster, namentlich die Kathedrale mit ihrer großartigen Architektur und ihren prächtigen geschmackvollen Verzierungen im Innern, ohne Zweifel die schönste Kirche in ganz Mexico, — diese Gebäude würden allenthalben Aufmerksamkeit verdienen. Der freie Platz mit dem Palast der Regierung und den Reihen von Buden bietet einen malerischen Anblick dar; die Alameda, wenn auch jezt vernachlässigt, zeugt von ihrer frühern Schönheit und Pracht, und der Paseo, — vier Reihen hoher schattenreicher Linden und Eschen, — welcher längs dem Kanal fast um die ganze Stadt herumführt, dient an Sonntagen den höhern Ständen, welche sich hier zu Wagen und zu Pferde sammeln, als Spaziergang.

Der Kommissionär des Herrn Barron, ein dasiger Kaufmann, Namens Don Manuel Luna, verschaffte uns ein Quartier in dem besten Theile der Stadt, auf dem Paseo selbst. Ueber eine Treppe hatten wir vier geräumige Zimmer, aber ohne Möbel, nur die nackten Mauern, und der Boden wie in ganz Mexico mit Backsteinen gepflastert; die Fenster waren ohne Glas, nach der Straße zu ein Balkon und im Hinterhof ein schattiger Garten. Bald kamen, von Don Luna aufgefordert, einige Leute herbei und boten uns ihre Dienste an; sodann erschien ein Nordamerikaner, ein ächter Yankee aus New-York, ein Engländer aus Gibraltar und ein Hannoveraner, lauter dienstfertige, artige Leute; namentlich der leztere trug thätig dazu bei, uns den Aufenthalt zu Guadalaxara möglichst erträglich zu machen. Die Nachricht von der Ankunft eines russischen Offiziers und einer russischen Dame erregte die Neugier der Europäer wie der Mexicaner, und wir brauchten uns nur auf dem Balkon zu zeigen, um sogleich in den gegenüberliegenden Häusern die Bewohner gleichfalls auf den Balkon zu locken, und den Pöbel zu veranlassen, sich in Haufen zu sammeln, und die Dame, welche von dem Nordpol herabgekommen war, mit Staunen zu betrachten.

Wir wollten nur einige Tage in Guadalaxara bleiben; unsere neuen Freunde aus Europa und Don Manuel begleiteten uns allenthalben und zeigten uns alles Merkwürdige. Wir besuchten das Theater, um unsere Neugier zu befriedigen, und die exotischen Schöpfungen des hiesigen höhern Kreises zu sehen. Das Theater ist geräumig, war aber schwach erleuchtet, das Orchester sehr gut, und das Spiel so unterhaltend, daß bei der Vorstellung der Tragödie Orestes das Publikum seine Freude durch lautes Gelächter kund gab. Im Parterre saßen die Männer in ihren mexicanischen Hüten, und waren größtentheils in Mäntel, Sarapas, Capas, Mangas gehüllt, deren verschiedenartige Eigenschaften und Farben einen großen Unterschied des Standes vom Taglöhner zum Kaufmann und Gutsbesizer andeuteten. Doch fiel nichts Unanständiges vor: man applaudirte, lachte, schlug Feuer, rauchte Cigarren, ohne den mindesten Verstoß gegen den Anstand. Für uns waren namentlich die Damen in den Logen merkwürdig mit ihren thurmhohen Kämmen und in europäischer Kleidung, wie sie ihre Papelitos rauchten, welche gleich Leuchtkäfern in ihrem Munde glänzten, und doch das Feuer ihrer schwarzen Augen nicht verdunkelten. Don Manuel versprach, uns in ein Nonnenkloster zu führen, in welchem sich [illegible] Nonnen befanden. Unter seinem Schutze kamen wir durch das äußere Thor, hier aber trat uns die Superiorin entgegen, und erklärte nach langen Komplimenten, daß sie uns nur unter der Bedingung einer unbedingten Unterwerfung in die innern Zimmer lassen könne. Die Ausführung dieses Vorschlags schien ihr leichter als uns, und so zogen wir unverrichteter Dinge von dem unzugänglichen Ort ab.

(Fortsezung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.)

Nr. 347.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 December 1836.

Einfluſs der Ausrodung der Wälder auf die Flüſse in Ruſsland.

Welchen großen Einfluß die Ausrodung der Wälder auf das Seichterwerden der Flüſſe ausübt, davon finden ſich auch in Rußland überzeugende Beiſpiele. In den Schluchten oder Tiefthälern Neurußlands findet man nicht ſelten Trümmer von Schiffen, welche beweiſen, daß hier einſt Ströme floſſen. In den innern Gouvernements können nicht ſehr alte Leute noch eine Menge ſolcher Schluchten zeigen, welche vor 20 oder 30 Jahren unzugängliche Moräſte bildeten, die mit Waldgebüſch und Schilf bedeckt waren. In ihnen floſſen eine Menge lebendiger Quellen, welche an einigen Orten tiefe, zum Theil ſehr breite Waſſergruben bildeten, und jetzt ganz trocken ſind. Die Quellen ſind verſchwunden, weil die entblößten Umgebungen das Regen- und Schneewaſſer ungehindert durchlaſſen, ehe es in den tiefern Boden einſinken und Quellen bilden kann.

Es iſt natürlich, daß die Austrocknung dieſer Schluchten und Spalten, wenn ſie auch dem äußern Anſehen nach nur unbedeutend ſind, zur Verminderung des Waſſers in den größern Flüſſen beiträgt, da dieſe ja nichts Anderes ſind, als eine Vereinigung vieler kleinen Bäche. So verſandet der Dniepr von Jahr zu Jahr mehr. Das gemeine Volk in den ſüdlichen Gouvernements ſchreibt dieß dem Aufräumen der Schnellen zu, und es hat in der That in dieſem Fluß während des letzten Viertels des verfloſſenen Jahrhunderts eine Verminderung an Waſſer ſtatt gefunden, aber nicht, weil auf Befehl Potemkins zwei Schnellen aufgeräumt wurden, ſondern weil von dieſer Zeit an durch die wachſende Volksmenge in den ſüdlichen Gouvernements und durch die Entwicklung des Handels auf dem ſchwarzen Meere die Wälder allmählich theils zum Verbrauch an Ort und Stelle ſelbſt, theils zum Schiffsbau und zur Ausfuhr ausgerodet wurden. Die Moskwa, obwohl niemals ein bedeutender Fluß, hat zugleich mit der mitleidsloſen Vernichtung der Wälder in der Umgegend der Hauptſtadt und in den Gouvernements Moskau und Smolensk merklich abgenommen: einen ſichtlichen Beweis davon hat man an der ſteinernen Brücke in Moskau.

Die Vergleichung des jetzigen Zuſtandes der Länder an der orenburgiſchen Linie mit dem frühern führt auf den Schluß, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſich nach einer mäßigen Schätzung zum mindeſten fünfmal mehr Wald fand, als jetzt. Rytſchkow ſagt, daß ſich im J. 1060 von Werchneuralsk bis zur Feſte Orsk ziemlich viel Wälder befanden, daß in Orenburg das ruſſiſche Kubikklafter Brennholz 90 Kopeken koſtete, während es jetzt mit 30 Rubel bezahlt wird, und daß tiefer hinab am Ural und ſelbſt auf dem kirgiſiſchen Ufer Wälder ſtanden; jetzt iſt von den wenigſten mehr, auch nur noch eine Spur vorhanden.*)

Selbſt die Wolga bietet namentlich in ihren oberen Theilen von Jahr zu Jahr der Schifffahrt mehr Hinderniſſe dar; an den Flüſſen Paſcha, Sjäſa, Tosna und vielen andern, auf denen bei der Anſchwellung im Frühjahr Balken und Brennholz hinabgeſchwemmt werden, liegt der Wald jetzt bedeutend weiter von den Ufern entfernt, als früher, und die Schiffer haben ſich durch die Erfahrung überzeugt, daß das Niveau dieſer Flüſſe und ihrer Nebenbäche ohne Vergleich raſcher fällt, als früher, wo die Wälder noch bis an die Ufer reichten oder nur ſehr wenig davon entfernt waren. In den nördlichen Strichen iſt dieß frühzeitige Fallen der Gewäſſer noch fühlbarer. Das Aufthauen der im Laufe mehrerer Monate aufgehäuften Schneemaſſen geht in waldigen Diſtrikten ziemlich langſam vor ſich, während auf den entblößten Schneefeldern die Einwirkung der lauen Frühlingsluft und der Sonnenſtrahlen ſehr bedeutend iſt, und der Schnee ſchneller verſchwindet, wodurch die Waſſermaſſe und ihre reißende Strömung außerordentlich vermehrt wird. Darum werden die Flüſſe auch bei einer und derſelben Quellenanzahl ſchneller dieſer großen Waſſermaſſe beraubt, und legen wieder

*) Einige Seen und kleinere Flüſſe, deren Rytſchkow erwähnt, ſind jetzt ganz wäſſerloſe Schluchten; Augenzeugen behaupten, daß die Emba vor noch nicht gar langer Zeit ein bedeutender Fluß, daß ſie ſogar ſchiffbar war, als die nomadiſchen Kirgiſen ihr Quellland und ihre Ufer noch nicht von Wäldern entblößt hatten, deren Spuren man jetzt noch ſieht. Vergleiche über die Vernichtung der Wälder an der orenburgiſchen Gränze einen Artikel in Nr. 257 vom J. 1835.

bälder der Schifffahrt Hindernisse in den Weg. Dieß ist der verderbliche Einfluß der Ausrodung der Wälder auf das Seichterwerden der Flüsse, und dadurch zugleich auf die Veränderung des Klima's, der Fruchtbarkeit des Bodens, der Transportmittel und der industriellen Thätigkeit des Volks.

Man kann sich nicht genug wundern, daß Peter der Große die Wichtigkeit einer guten Pflege der Wälder schon zu einer Zeit erkannte, als die Hälfte Rußlands noch mit undurchdringlichem Walde bedeckt war. Mehrere Ukasen beweisen dieß ausdrücklich. In einer Ukase vom 30sten März 1701 ist befohlen: Im Moskau'schen Kreis und in den Städten, wo keine Flüsse sind, auf denen man Holz nach Moskau flößen kann, darf man Wälder zur Urbarmachung ausroden; in denjenigen aber, wo solche Flüsse sind, darf man den Wald nur in einer Entfernung von 50 Wersten zu Wiesen und Ackerland benützen; näher als 30 Werste von den Flüssen aber, auf denen Holz geflößt werden kann, sollen die Wälder nicht in Ackerland und Wiesen umgebrochen werden. Ein weiterer Ukas vom 16ten November 1703 verallgemeinert diese Verordnung, und schreibt vor, daß man bei großen Flüssen auf 50, bei kleinen auf 20 Werste die Wälder nicht aushauen solle. In einem dritten Ukas von 20sten November 1712 sind 21 Flüsse namentlich aufgezählt, an denen, so wie an ihren Zuflüssen, das Aushauen der Wälder verboten ist. In der Instruktion an die Waldmeister endlich vom 3ten December 1723 ist verboten, auf den Landgütern, wem sie auch gehören mögen, Eichen, Ulmen, Rüster, Eschen und die dicken Fichten auszuhauen an den Flüssen Wolga, Oka, Don, Dniepr der westlichen Düna und den andern großen und kleinen Flüssen, welche in die ersteren und in die Seen Ladoga und Ilmen fallen, und im Sommer oder Frühjahr zum Fortschaffen des Holzes benützt werden.

Das Unglück, womit das Seichtwerden der Flüsse droht, ist kein örtliches, sondern wird von den alaunischen Höhen bis zur Mündung des Dniepr und der westlichen Düna gefühlt werden; alle Stände, der Ackerbauer, der Gewerbsmann und der Gutsbesitzer werden den Schaden empfinden, wenn man nicht in Bälde Hand ans Werk legt.

Briefe über den spanischen Krieg.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir der Legion Lebewohl gesagt hatten, eilten wir nach Briones über Pancorbo, welches am Eingang der Garganta oder Schlucht dieses Namens liegt. Dieses ist ein erstaunenswerther Riß im Berge, welcher nur dem kleinen Fluß Oncello aus der Straße nach Vittoria Raum läßt. Als wir diese Schlucht betraten, erhoben sich die Felsen über uns in wilden Massen, und erfüllten uns, als der Winterabend über die düstre Scene einbrach, mit einem stillen Schauer der Bewunderung. Aus dieser wurden wir aber in Kurzem aufgeschreckt, indem, sobald wir auf der Höhe anlangten, ein plötzlicher heftiger Windstoß den obern Theil unsers Kabriolets so faßte, daß die ärmlichen Thiere, welche wir an dem letzten Posthause vorgespannt erhalten hatten, es nicht mehr halten konnten, sondern alles unter und über stürzte. Glücklicherweise kamen wir ohne anderes Mißgeschick davon, als daß wir eine Stunde zähneklappernd auf der Straße aushalten mußten, bis Alles wieder in Ordnung gebracht war, denn niemand befand sich in der Nähe, Cordova's Wagen war weit voraus, wir mußten uns deßhalb selbst helfen, so gut es gehen wollte, und kamen zu Briones erst zwei Stunden nach Cordova an, welcher schon um uns besorgt geworden war; als ich ihm aber mein Abenteuer erzählte, lachte er laut, während ich schwur, mich keinem spanischen Postillon mehr anzuvertrauen.

Ich begab mich bald nach dem mir angewiesenen Quartier, welches reinlich war; zum Erstenmal, seitdem ich mich in diesem Lande befand, lud mich der Hausherr, ein wohlhabender Pächter, ein, mit seiner Familie zu speisen, was ich gern annahm. Fische aus dem Ebro, Eier und Kartoffel-Omeletten bildeten das Mahl, worauf nach gewöhnlicher spanischer Sitte Cigarren geraucht wurden, und die Unterredung erst recht begann. Mein Gastwirth benachrichtigte mich, daß alle Einwohner von Briones und der Nachbarschaft Liberale seyen, mit Ausnahme von vier Gutsbesitzern, welche sich mit Don Carlos Heere vereinigt hätten; er überhäufte mich dann mit Fragen über die brittische Legion, ihre Stärke, ihre Disciplin und ihren Sold, Fragen, welche ich ihm, obwohl mit einiger Schwierigkeit, zu seiner Zufriedenheit beantwortete, worauf wir vergnügt von einander schieden. Trotz fieberischer Träume von umgeworfenen Wagen, Schlacht, Mord und schlechtem Branntwein, welchen mir mein gutmüthiger Wirth angeboten hatte, schlief ich, bis Morgens die bleichwangige Magd mit zwei langen geflochtenen Zöpfen, nackten Füßen, und höchst schmutzigen Händen mich weckte und fragte: Quiere Usted Chocolata, Señor? Chocolade ist das unwandelbare Frühstück jedes Spaniers, vom Granden bis zum untersten Bauer herab; eine solche Chocolade ist indeß weder mit Rahm gekocht, noch wird sie Einem in großen Porzellantassen gebracht, sondern eine kleine Kaffeetasse, deren Inhalt so dick ist, wie Gallerte, ist Alles, was man erhält; indeß ist dieß kein schlechtes Frühstück beim Anfang einer Reise, wo man wenig Aussicht hat, vor Abend irgend etwas zu bekommen.

Ich kleidete mich hastig an, nahm eine Cigarre, und ging nach dem Quartier des Obergenerals, um mich wegen des weiter einzuschlagenden Weges zu erkundigen; sein Stab kam kurz darauf von Haro nebst seinem Gepäck an. Ich ließ mein Cabriolet im Stich, und setzte meinen Weg zu Pferde fort über Cenecero und Fuenmayor. An diesem letztern Ort schlug der Bruder Cordova's, dessen mit Küchenvorräthen beladene Maulthiere eingetroffen waren, vor, einen kleinen Halt zu machen, den Pfarrer des Orts um einige Flaschen Rioccawein anzugeben, um die sehr delikate Küche damit zu würzen. Der Vorschlag wurde angenommen, der Pfarrer war eben so liberal mit seinem Keller als in seinen Gesinnungen, und nachdem wir demselben tüchtig zugesprochen, setzten wir lustig unsere Reise fort nach Logroño, wo wir Nachrichten vorfanden, welche auf einige Zeit Enthusiasmus unter den christinischen Truppen verbreiteten, die Bewegungen des Generals aber bedeutend änderten: diese waren in dem un-

Digitized by Google

glücklichen Kampfe selten mehr als eine Stunde vor ihrer Ausführung bekannt, denn jeder unbedeutende Marsch des Feindes machte eine Veränderung in den Bewegungen nöthig. Den eingelaufenen Nachrichten zufolge war die Division Guergue von dem Brigadier Vigo und der algierischen Legion an der Gränze von Arragonien angegriffen und mit bedeutendem Verluste zum Rückzug gezwungen worden. Zugleich erfuhr man, daß die Carlisten sich in großer Anzahl in der Umgegend von Salvatierra und Vittoria sammelten, was den Obergeneral bewog, mit den brittischen Hülfstruppen nach Vittoria umzukehren, um dadurch dessen Einwohnern größere Zuversicht einzuflößen, was ihm jedoch nicht gelang. Die Verblendung aller Parteien im Lande war in der That, da sie sehr oft und grausam genug betrogen worden waren, so groß, daß sich viele Navarresen und andere Einwohner der Nordprovinzen nur mit Mühe überreden konnten, daß wirklich eine brittische Hülfslegion bestehe. Beide Theile suchen den Soldaten alle Nachrichten so sehr vorzuenthalten, und sie durch alle Arten von Uebertreibungen und Lügen zu täuschen, daß, so oft ich carlistische Gefangene befragte, ob sie glaubten, daß sich eine brittische Hülfslegion in Spanien befinde, immer die Antwort verneinend ausfiel, da ihre Offiziere ihnen unaufhörlich versicherten, die Engländer hätten bloß Waffen, Munition und die rothen Kleider geschickt, worein die Christinos gekleidet seyen.

Ehe wir Logroño verließen, kam das vierte Bataillon der königlichen Garde von Madrid an, um das zweite abzulösen, welches seit dem Anfang des Kriegs in diesem Lande gedient hatte. Die Stärke des neuangekommenen betrug 1000, die des abgehenden 800 Mann; man darf jedoch nicht glauben, daß der Verlust des letztern so unbedeutend gewesen sey. Der tapfere Oberst, welcher das Regiment kommandirte, versicherte mich, daß nicht weniger als 90 Offiziere von diesem einzigen Bataillon als Opfer dieses furchtbaren Kampfes gefallen seyen, viele in der Schlacht, die übrigen seyen gefangen genommen und nach dem barbarischen Gebrauche vor Abschluß der Elliot'schen Konvention erschossen worden. Auch kann ich aus glaubwürdiger Quelle versichern, daß mehr als Eine Kompagnie gänzlich erneuert wurde, indem die gesammte Mannschaft umkam. Kummer überfiel mein Herz, wenn ich beim Abzug dieses Bataillons bedachte, wie wenige von denen, welche Madrid im Oktober 1833 verließen, jetzt im December 1835 dahin zurückkehrten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Lokalbotanik.

In der Londoner botanischen Gesellschaft las ein Herr Irvine am 17ten November ein Memoire über diesen Gegenstand vor, das manche interessante Angaben enthält. Nach der einleitenden Bemerkung, daß von den vielen Arten der Pflanzen, die sich auf der Erde fänden, nur ein kleiner Theil in jedem einzelnen Lande gefunden werde, führt er an, daß Mexico und die Regionen der Anden 6000 Arten enthalten, von denen nicht 12 sich in Europa finden. 1500 Arten von Pflanzen mit Blumen finden sich wild in England, und davon etwa zwei Drittheile in einem Umkreis von 25 (engl.) Meilen um London. Dieser Distrikt ist für botanische Nachforschungen im ganzen Königreich bei weitem der beste. Herr Irvine selbst entdeckte innerhalb zwei Meilen um Hampstead 670 verschiedene Arten; in gleicher Entfernung um Croydon fand er nicht weniger als 900 verschiedene Arten, und vermuthet mit Grund, daß sich in demselben Umfang noch manche andere finden würden. Die Arten von Vaskularpflanzen in Großbritannien umfassen beinahe alle diejenigen, welche in Lappland und Schweden wachsen, und drei Viertheile derjenigen in Deutschland, welches nach einer allgemeinen Schätzung etwa 2000 verschiedene Arten derselben enthält. England liefert etwa drei Fünftheile der in Frankreich gefundenen Pflanzen, die sich ungefähr auf 4000 belaufen, wozu die südlichen Provinzen am Mittelmeere einen großen Theil beitragen. Die Flora der Präsidentschaft Madras, wie sie bis jetzt bekannt gemacht wurde, enthält 1800 Arten, bekanntlich aber finden sich in ganz Hindustan deren über 2000.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

Don Manuel Luna ist ein solches Original, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn einigermaßen zu schildern. Er ist ein Spanier aus Cadiz, und diente zur Zeit des Einfalls der Franzosen: zur Rache entflammt durch den Tod seiner sechs Brüder, seines Vaters und seiner Schwester, brachte er ihrem Schatten eine große Anzahl von Feinden zum Opfer; nachher aber konnte ihn nichts mehr in Spanien aufhalten, er ging übers Meer, und ist jetzt schon seit 26 Jahren mexicanischer Bürger. Obwohl er weder lesen noch schreiben kann, führt er doch einen ausgebreiteten Handel, ist der Hauptkommissionär aller Europäer, die mit Guadalaxara in Verbindung stehen, kennt das ganze Land, und sein Name ist allenthalben als der eines redlichen, ausnehmend thätigen und originellen Mannes bekannt: Spanier, Fremde und Mexicaner schätzen ihn gleichmäßig, und er ist einer von den Wenigen, welche den Verfolgungen gegen die Gachupinos *) entging, obwohl er sich nicht scheute, gelegentlich ein derbes Wort über Mexicaner und Franzosen zu sagen, aber Don Manuel ist dienstfertig, hat 500,000 Piaster im Vermögen, und stets eine Menge Gäste an seiner Tafel; die angesehensten Personen der Stadt versammeln sich bei ihm zum Mittagessen, und der verstorbene Vicegouverneur, General Baragan, stand mit ihm in freundschaftlicher Verbindung. Ihm sind jederzeit alle Häuser geöffnet, und er macht und empfängt Besuche in derselben Kleidung, welche er in seinem Laden trägt, nämlich in einem grauen leinenen Rock und weiten Beinkleidern mit einem rothen Gürtel; er trägt kein Halstuch, aber einen Filzhut mit breiter Krempe.

Eine schwere Krankheit unseres Knabens war Ursache, daß wir länger in Guadalaxara blieben, als wir anfangs im Sinne gehabt hatten; doch waren wir begreiflicherweise unter diesen Umständen nicht aufgelegt, an den Karnevalsbelustigungen Theil zu nehmen. Kaum kamen wir aus dem Hause, und nur von Zeit zu Zeit sahen wir von dem Balkon herab, um uns durch den Anblick der lebendigen Bewegung

---

*) Schimpfname für die gebornen Spanier.

auf den Straßen zu zerstreuen. Verschiedene Maskenzüge zogen unter lärmende Musik, und begleitet von einem Pöbelhaufen, Abends vor unserem Hause vorüber, zu großer Belustigung unserer Insulaner aus Unalaschka, oder das Volk eilte zum Stier- oder Hahnenkampf hinaus, zu welchem Zweck Hunderte stolzer Kämpfer bei uns vorübergeführt oder getragen wurden. Auch erschienen Prozessionen mit allem Pomp des katholischen Kultus, und zischende Raketen verkündeten ihre Rückkehr in die Kirche. Am Sonntag schleppte sich ein zahlreicher Haufe mit Ketten beladener Verbrecher nach dem Paseo, um dort den Boden zu begießen, damit der Staub nicht die höhere Gesellschaft belästige, welche um 5 Uhr zu Pferd und zu Wagen hinauszog, um dort sich und ihre Pferde zur Schau zu stellen. Früh am Morgen schon kamen Bauern mit beladenen Eseln, Lastträger und Weiber mit ihren Waaren auf dem Kopfe, nämlich mit Früchten, irdenem Geschirr und Zuckerwerk (dulces), und schrien sie in gedehntem Ton zum Verkauf aus; auch Bettler mit Körben voll der schönsten Blumen gingen umher, und vertheilten dieselben gegen Almosen. Alles dieß belebte die Straßen ungemein.

Nachdem wir zwölf Tage in Guadalaxara gewesen waren, machten wir uns endlich wieder auf den Weg, obwohl unser Kranker noch sehr schwach war. In einem Miethwagen mit Mauleseln, welche nicht gewechselt werden, legt man den Weg nach Mexico in fünfzehn Tagen, mit der Diligence in sechs Tagen zurück. Dieser Unterschied veranlaßte uns, die Diligence zu nehmen. Zwischen Veracruz und Mexico sind die Diligencen schon seit einigen Jahren eingerichtet, aber auf dieser Seite von Mexico nach Guadalaxara zu erst seit drei Monaten. Equipagen, Geschirr und Kutscher sind aus den Vereinigten Staaten, und entsprechen den Anforderungen der Reisenden. Die Pferde werden alle vier Leguas gewechselt; sind schön und groß. Bei anbrechender Dunkelheit hält man bei vorausbestimmten Nachtlagern, wo der Reisende Bett, Tisch und alle Bequemlichkeiten findet, welche bisher in diesem Lande ganz unbekannt gewesen waren. Der Wagen mit dem Kutscher kehrt alsbald zurück, und die Reisenden setzen ihren Weg mit einem andern Wagen bis zur folgenden Nacht fort. Für einen Platz in dem Wagen — außerhalb ist nämlich neben dem Kutscher nur ein einziger Sitz — zahlt man 70 Piaster bis Mexico; die Entfernung beträgt 155 Leguas.

Unser Freund, Don Manuel Luna, hatte sich entschlossen, mit uns nach Mexico zu gehen, aber der Gouverneur eröffnete ihm freundschaftlich, er könne ihm keinen Paß geben, als wenn er der Regirrung 85.000 Piaster verstrecke, da in Folge eines Befehls Santa Anna's alle guten Bürger der getreuen Staaten Geld zum Krieg gegen Texas hergeben müßten; so verschob er denn die Reise. Zum Glück war in dem sechsſitzigen Wagen nur ein einziger Reisender, welcher in Handelsangelegenheiten, nämlich um Schulden einzutreiben, aus San Luis Potosi gekommen war, und unverrichteter Dinge zurückkehrte. Um 8 Uhr Morgens saßen wir schon in der Diligence, welche alsbald mit einer Schnelligkeit davon fuhr, welche uns in Staunen und fast in Schrecken setzte, denn in diesem Land ohne Wege scheint dem trägen Mexicaner und seinen Maulthieren eine schnelle Fahrt unmöglich, und zwar mit Recht, aber unser Nordamerikaner trieb die vier guten Pferde so unerschrocken an und lenkte sie mit solcher Gewandtheit, daß wir auf dem kaum gebahnten Wege wie auf der besten Chaussee in Europa dahinflogen. So lange wir der unglaublichen Dauerhaftigkeit der Diligence uns nicht versichert hatten, glaubten wir jeden Augenblick, sie müsse in tausend Stücke fliegen. Ich bin zweimal von Petersburg nach Irkutsk gereist, und einmal aus Irkutsk zurück nach Petersburg, kenne also die Gefahren einer Jahresreise zu Land ziemlich gut; dennoch habe ich noch nichts Aehnliches gesehen, als die Fahrt auf der Diligence von Guadalaxara aus: der Kutscher schien aus dem Tollhaus gekommen und die Reisenden dem Verderben gewidmet zu seyn, aber das Glück war uns günstig, und wir erreichten Mexico ohne den geringsten Unfall, obwohl seit Einrichtung der Diligence selten eine Woche vergeht, wo man nicht von umgeworfenen Wagen und verletzten Passagieren hört.

Das umliegende Land war nicht der Art, daß es uns für die höllische Fahrt durch angenehme Aussichten hätte einigermaßen entschädigen können: die ersten zwei Tage ging der Weg durch ein waldloses, ödes, schlechtbebautes Land mit sehr wenigen elenden Dörfern. Am ersten Tage kamen wir über die steinerne Bogenbrücke Puente de Calderon, welche in den Jahrbüchern des Revolutionskriegs berühmt ist, indem hier im Jahre 1811 die Insurgenten unter Don Miguel Hidalgo gänzlich geschlagen wurden: es sollen hier über 20.000 Indianer umgekommen seyn, welche, ihrem Anführer folgend, sich auf die Kanonen stürzten, um ihre Mündungen mit ihren Mützen zu verstopfen.

Aus Lagos kam die Diligence mit Passagieren, worunter sich ein Bruder des mexicanischen Kriegsministers befand, der die ganze Nacht uns von seinem Patriotismus vordeklamirte, seine Liebesabenteuer erzählte, und mit Einem Wort uns keinen Augenblick Ruhe ließ. Dieß brachte unsern Reisegefährten, den Oesterreicher, so auf, daß er am folgenden Morgen, als die Diligence mit dem gesprächigen Mexicaner aus Lagos abfuhr, ihm laut zurief, daß er der ersten Kirche 100 Piaster vermachen wolle, wenn die Diligence umwerfe, und die Tage des Bruders des Kriegsministers abkürze. Mitten in einer sandigen und steinigen Steppe liegt die Stadt San Juan de los Lagos. Die hiesige Kirche, eine der reichsten und schönsten in Mexico, dient als Wallfahrtsort für die Fremden aus den entlegensten Landstrichen der Republik; im December kommen hier über 40.000 Menschen zusammen und schlagen ein Lager auf, wobei ein Jahrmarkt gehalten wird, auf welchem in vierzehn Tagen theils im Handel, theils in Hazardspielen über 50 Millionen Piaster umgesetzt werden. Nachdem wir ziemlich schlecht zu Mittag gegessen und die Kirche besucht hatten, kamen wir in der zweiten Nacht nach der schönen Stadt Lagos, welche in einer viel fruchtbarern Gegend liegt, als die Sandhügel und kahlen Felsen von San Juan. Hieher geht die Straße aus den Bergdistrikten von Zacatecas und Durango nach Mexico; dennoch kamen mit der Diligence nur sechs Passagiere an, wovon nur vier mit uns den Weg nach Mexico fortsetzen wollten. Glücklicherweise erhielten wir hier einen Wagen, in welchem die vergrößerte Anzahl der Reisenden ohne besondere Belästigung für uns Platz finden konnte. Es war indeß Sonntag, und da an diesem die Diligencen nicht gehen, so mußten wir hier einen Tag liegen bleiben. Der Gastwirth war ein Spanier und hatte als Offizier die Expedition Malespina's mitgemacht, und erzählte uns viel von den Aleuten und Russen, welche er auf der Nordwestküste von Amerika gesehen hatte. Ueber dieses allgemeine Interesse vergaß unser neuer Bekannter sein eigenes nicht, und nahm uns für zwei Nächte und einen Tag 21 Piaster ab.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 348.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 December 1836.

Die Sandinsel.

Das größte Hinderniß, und so zu sagen das einzige, welches sich der freien Schifffahrt auf dem Ocean zwischen Europa und Amerika entgegensetzt, ist die Sandinsel, deren sehr gefährliche Barren sich nach verschiedenen Richtungen hin ausdehnen. Diese Insel liegt unter 44° n. B. und ungefähr 60° w. L. zwischen der großen Bank von Neufundland auf der einen und der Küste von Neuschottland auf der andern Seite, und zwar mitten in der Region der ewigen Nebel, weßhalb man sich über die hier oft statt findenden Schiffbrüche eben nicht wundern darf. Während der letzten 30 Jahre sind 60 Schiffe mit Mann und Maus an dieser Insel untergegangen, und die Zahl derer, welche auf die Barren aufliefen, ohne jedoch bedeutenden Schaden zu leiden, ist noch weit größer. Da die wahre Lage dieser Insel und die eigentliche Art der Gefahren, von denen sie umlagert wird, noch nicht allgemein bekannt sind, so dürfte eine kurzgefaßte Schilderung dieses Eilandes und der Riffe, von denen es umgeben ist, nicht ohne Interesse seyn.

Die Sandinsel dehnt sich in einer Richtung, welche wenig von Ostnordost nach Westsüdwest abweicht, und in einer Länge von 27 Meilen aus; ihre Breite beträgt 1 bis 2 Meilen. Sie besteht fast ganz aus weißem, mit kleinen durchsichtigen Kieseln gemischtem Sande. Aus einer Menge von Hügeln zusammengesetzt, von denen einige beinahe 150 Fuß hoch sind, bietet sie, von ferne gesehen, eine sehr unregelmäßige Horizontlinie. Man findet keine Bäume auf derselben; doch ist sie mit verschiedenartigem Gesträuch bedeckt. Die Heidelbeerbüsche und Wachholdersträuche, welche nebst vielem Gras und Kräutern am Meeresufer wachsen, dienen den in großer Anzahl hier wild lebenden Pferden, Hornvieh, Schweinen u. s. w. zur Nahrung. Ein mit dem Meer in Verbindung stehender Salzwasserteich dehnt sich bei 15 bis 20 Meilen weit auf der Insel aus. Kleine Teiche von süßem Wasser finden sich zwischen einigen der Hügel und trinkbares Wasser wird leicht gewonnen, wenn man in den Thälern den Boden aufgräbt.

Die Schiffe können, ohne Gefahr zu laufen, im Norden und Süden der Insel ganz nahe am Lande hinfahren, besonders im Süden, wo man bis auf 10 Meilen von der Küste 10 Faden Tiefe hat. Gegen Norden ist die Küste steiler, und die Tiefe des Wassers bis ebenfalls auf 10 Meilen weit vom Ufer 15 Faden; die Seefahrer müssen daher, wenn sie sich der Küste nähern, vorsichtig seyn, besonders wenn starker Nebel fällt. Die größten Gefahren aber drohen die Barren, welche sich von jedem äußersten Ende der Insel bis auf eine bedeutende Entfernung ausdehnen. Die gegen Nordost wird von den Sandbänken gebildet, welche von der nordöstlichen Spitze der Insel bis auf 28 Meilen nach Ostnordost fortlaufen; bis auf 12 oder 15 Meilen findet man hier nicht mehr als 5 Faden Wasser, und bei stürmischem Wetter reicht die Brandung beinahe doppelt so weit. Es läßt sich mit Grund vermuthen, daß an dieser Barre viele Schiffe zu Grunde gegangen sind, von denen man nie erfahren wo sie hingekommen. Die Barre gegen Nordwest erstreckt sich in gleicher Richtung etwa 16 Meilen weit, und ist ungefähr 2 Meilen breit. Während der schönen Jahreszeit sind einige etwa 6 bis 8 Meilen von der Insel entfernte Theile dieser Barre oft ganz vom Wasser frei.

Aus dem bereits Gesagten ergibt sich, daß die Sandinsel und die von ihr auslaufenden gefährlichen Untiefen sich bis auf nahe an 70 Meilen ausdehnen. Bedenkt man, daß während gewisser Monate des Jahrs in diesen Strichen die Südwestwinde herrschen, und daß die nach Amerika segelnden Schiffe zuweilen mehrere Wochen zwischen dem Sand-Kap und den Bänken von Neufundland aufgehalten werden, während die dicken Nebel nicht zulassen, die Höhe zu nehmen, und der Lauf des von unbekannten Strömungen getriebenen Schiffs nur annäherungsweise bestimmt werden kann; bedenkt man ferner, daß die Strömungen in diesem Meere sehr unregelmäßig sind, und meist von der Stärke des Windes abhängen, so muß man bekennen, daß es ein wahres Wunder ist, daß die Schiffbrüche hier nicht häufiger vorkommen. Man muß demnach in diesen Meeren das große Senkblei häufig brauchen, besonders wenn man nicht genau weiß, wo man sich befindet.

Auf der Sandinsel stehen jetzt drei Häuser; eines an jedem Ende und eines in der Mitte, in denen Leute wohnen, welche von der Regierung von Neuschottland hieher gesetzt sind, um

Digitized by Google

verunglückten Schiffen zu Hülfe zu kommen. Das Haus am Westende hat einen Garten und einige Felder — das einzige angebaute Land auf der Insel — auf denen Gemüse und Viehfutter wachsen.

Die Breite des südlichen Theils der Insel ist 43° 53′ und die des nordöstlichen 44° 1′. Die Länge (Meridian von Greenwich) des Mittelpunkts der Insel ist 60°. Aeußerstes Ende der nordöstlichen Barre 44° 10′ nördliche Breite und 59° 10′ westliche Länge. Aeußerstes Ende der nordwestlichen Barre 44° n. Br. und 60° 25′ westlicher Länge. Die Fluth tritt bei Voll- und Neumond um 8½ Uhr ein.

Briefe über den spanischen Krieg.

(Fortsetzung.)

Wir gingen abermals auf das rechte Ufer des Ebro zurück, einen Weg, dessen ich herzlich müde war, abgesehen von dem kalten Wind und dem rieselnden Schnee, welche uns auf dem ganzen Marsch begleiteten, so daß wir halb erstarrt in Haro ankamen. Mir gereichte es stets zum Vergnügen, wenn ich zur Legion zurückkehrte, da ich diese als meine Heimath ansah; dießmal geschah es mit um so größerer Freude, da ich die zuversichtliche Hoffnung nährte, daß die vereinigten Truppen Cordova's und der Legion endlich thätig und mit solchem Erfolg auftreten würden, daß die Beendigung des unglücklichen Kampfes näher gerückt würde. Und dieß wäre auch unzweifelhaft der Fall gewesen, hätten nicht elende Eifersucht, Intriguen, und der Mangel an Festigkeit und Entschlossenheit bei allen Spaniern, niedrigen und vornehmen, die besten Absichten vereitelt. Die Meinung, welche ich mir gleich bei der ersten Landung der Legion in Spanien gebildet hatte, daß der Feind, mit welchem wir zu kämpfen haben würden, keineswegs allein in der numerischen Stärke der Carlisten bestünde, wurde nur allzu sehr bestätigt durch die zahlreichen Hindernisse, welche von eben denjenigen, für deren Sache wir täglich unser Leben wagten, uns in den Weg geworfen wurden.

Wir blieben nur eine Nacht in Haro, und eilten dann über einen Gebirgspfad nach Miranda del Ebro, wo wir die brittischen Hülfstruppen zu treffen hofften, sie hatten jedoch ihren Marsch beschleunigt, und waren schon nach Vittoria unterwegs; wir hielten deßhalb zu Miranda bloß so lange, bis wir eine Erfrischung eingenommen hatten, und ritten dann weiter nach La Puebla über die Brücke von Armenion, welche seit ihrer Zerstörung durch die Carlisten im Monat Oktober wieder hergestellt und in Vertheidigungsstand gesetzt worden war. Außer der Garnison war die kleine Stadt mit dem Vortrab von Cordova's Truppen angefüllt, welche von Logroño und Haro vorausgesendet worden waren. Da der Weg nach Vittoria wegen der carlistischen Streifpartien, welche in den Bergen und Wäldern der Nachbarschaft hausten, stets unangenehm zu passiren war, und übrigens bereits die Nacht einbrach, so gab Cordova seinen Plan, noch an demselben Tag nach Vittoria zu marschiren, auf, um so mehr, da allen auf dem Weg eingezogenen Erkundigungen zufolge die englische Legion schon um mehrere Stunden voraus war. Man mußte also hier ein Unterkommen für die Nacht finden, es vergingen aber etliche Stunden, und ich wurde von dem in Strömen fallenden Regen durch und durch geweicht, ehe ich eins für meine Pferde und mich finden konnte. Müde und unwillig warf ich mich in das schmutzige Bett, welches sich in einer Ecke des abscheulichen Lochs fand, das mir zum Schlafzimmer dienen sollte. Kaum hatte ich mich hineingeworfen, als ich zu meinem Schauder die Leintücher ganz naß fühlte. Feuer war keines da, und ich hätte in allen Sprachen unter der Sonne die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen zanken können, es hätte mir niemand geholfen; so warf ich denn die nassen Tücher heraus, hüllte mich in die Kissen, und schlief sanft bis zum Morgen. Ohne Abendessen war ich ins Bett gegangen, die niedlichen Thierchen aber, welche mein Lager bevölkerten, hatten in ihrem Hunger kaum einen Theil meines Leichnams unberührt gelassen. Als wir am folgenden Morgen unsern Marsch fortsetzten, fühlte ich die nahenden Symptome eines Fiebers, da mich ein heftiges Kopfweh und Schmerzen in den Knochen befielen. Dieß sind niemals angenehme Reisegefährten, am wenigsten aber, wenn man dem langsamen Schritt einer Marschlinie folgen muß auf einem englischen Vollblutpferde, welches, hieran gar nicht gewöhnt, sich durch immer heftigere Stöße dafür zu rächen schien.

Cordova benachrichtigte mich an diesem Morgen, daß El Rojo de San Vicente, ein bekannter Carlistenchef, überfallen und mit seiner ganzen Abtheilung gefangen worden sey; er wurde später ausgewechselt, ist aber seitdem in einem Gefecht tödtlich verwundet worden. Der Regen fiel fortwährend in Strömen und bei unsrer Ankunft im Dorfe Sanclares, welches am Ufer der Zadora liegt, fanden wir den waldigen Abhang mit einer Abtheilung Dueneros besetzt, welche, stets wachsam, uns mit einigen Schüssen begrüßten, obwohl in weiter Entfernung vom Wege, welchen wir zogen. Cordova schickte eine Abtheilung seiner Carbeneros ab, welche auch ohne Mühe das Terrain säuberten. Eine halbe Stunde von Vittoria trafen wir den General Evans, welcher, begleitet von seinem Stabe, dem Obergeneral entgegen geritten war. Zahlreiche Glückwünsche wurden gewechselt über des Generals hergestellte Gesundheit und das weite Eindringen der Legion in das feindliche Land; ich ergriff die Gelegenheit, um manche Fragen zu thun über die Art, wie das englische Hülfskorps in Vittoria aufgenommen worden sey, und man versicherte mich, es sey Alles geschehen, um dasselbe mit Enthusiasmus zu empfangen: Feuerwerke wurden abgebrannt, Fahnen flatterten und die Glocken wurden geläutet, als die Legion einzog. Ich kannte indeß die spanischen Intriguen und die Unaufrichtigkeit zu gut, als daß ich mich über die Quelle, aus welcher diese Ehrenbezeugungen flossen, hätte täuschen können, und das spätere Benehmen aller Theile bestätigte meine Vermuthung nur allzu sehr.

Das Fieber und Kopfweh, womit ich während des Morgens schon gekämpft hatte, wurde bei dem Einzug in die Stadt immer schlimmer, und auf den Rath der Aerzte hütete ich das Bett, statt an den zur Feier der Vereinigung beider Korps ver-

anstalteten Feierlichkeiten Theil zu nehmen. Am Tage nach unserer Ankunft marschirte die englische Legion, welche damals höchstens 5000 Mann zählte, vor Vittoria hinaus, um daselbst von dem Obergeneral inspicirt zu werden. Leider hinderte mich mein Unwohlseyn, mich dabei einzufinden, nach dem Urtheil mehrerer höhern Offiziere aber zeigte sich die Legion sehr manövrirfähig, und man beklagte sich nur über ihre zerrissene Kleidung. Dieß war indeß ein Mangel, welchem General Evans nicht abhelfen konnte; man hat oft wiederholt, es seyen Kleider und Schuhe aus England von den spanischen Agenten für die Legion abgesendet worden: wenn dieß wahr ist, so müssen sie durch irgend einen unglücklichen Umstand zu Grunde gegangen seyn, denn die Legion bekam während der Wintermonate nichts, mit Ausnahme von etwas Wenigem, was die Contrahenten lieferten, was aber den Soldaten nicht zu Gute kam, da sie mit ihrem Solde in Rückstand und nicht im Stande waren, sich etwas zu kaufen. Diese Lage wurde um so schwerer gefühlt, je schlechter die Klöster und Kasernen waren, in welchen die Truppen einquartirt wurden, indem nicht der fünfte Theil der Mannschaft Bettzeug hatte, so daß Hunderte dieser Unglücklichen Wochen lang auf dem Steinpflaster schlafen mußten, und nicht einmal Stroh hatten, um sich gegen die rauhe Witterung zu schützen.

Nachdem ich einige Tage das Bett gehütet hatte, war ich so weit hergestellt, daß ich wieder meinen Dienst thun konnte; zudem glaubte ich, es würden bald Bewegungen gegen den Feind vorgenommen werden, obwohl ich nicht sagen kann, ob Cordova wirklich diese Absicht hatte. Inzwischen kam aber ein Kourier aus Madrid mit der Nachricht an, daß Graf Almodovar mit General Alava, welcher über Santander nach Paris ging, in wenigen Tagen zu Burgos erwartet werde; dieß bestimmte den General, nach jener Stadt zu gehen, und ich war froh, so weit hergestellt zu seyn, daß ich das Anerbieten des Generals Evans, ihn zu begleiten, annehmen konnte, indem ich dadurch Gelegenheit erhielt, diese alte Stadt zu sehen. Am ersten Tag gingen wir nun nach Miranda del Ebro zurück, wo wir, da die Reise zu Pferde zurückgelegt worden war, die Nacht über blieben. Sobald man hier den Ebro überschritten hat, ändern sich die Gesinnungen der Einwohner sehr: sie werden friedlich und industriös, so daß, wenn nicht gerade der Pfarrer Merino, um Kouriere und Convois aufzufangen, über den Ebro ging, jeder fast ohne Eskorte nach Burgos reisen konnte. Cordova wünschte sehr, daß ihn der Kriegsminister, so wie General Evans vor der Rückkehr nach Vittoria auf den rechten Flügel der Operationslinien begleiten möchten. Diesem Wunsch hatte der General entsprochen, und nicht nur Befehle nach Vittoria gesendet, daß der übrige Theil des Stabes zu Logroño zu ihm stoßen solle, sondern er beschloß auch, das erste Regiment Lanciers, welches zur bessern Versorgung der Pferde zu Burgos gelassen worden war, mit sich zu nehmen, weil sein Erscheinen in Navarra die Wirkung haben konnte, den Einwohnern über die Wirklichkeit eines englischen Hülfskorps, woran sie immer noch nicht glauben wollten, die Augen zu öffnen.

Zu dem Ende erhielt ich von General Evans am andern Morgen den Befehl für Oberst Kinloch, daß sein Regiment sich marschfertig halten solle, und machte mich in Begleitung von General Cordova's Sekretär nach Burgos auf den Weg. Durch frühere Erfahrung gewarnt, nahm ich aber kein Kabriolet, sondern reiste mit der Post, d. h. wir nahmen Pferde, Klepper und Maulthiere, mit was immer die Post versehen war, denn dieß ist die gewöhnliche Art zu reisen in Spanien. Da wir im königlichen Dienst waren, durften wir mit diesen unglücklichen Thieren von Post zu Post galoppiren, und hielten sie nur fest in der Hand, damit sie keine bittende Stellung annehmen möchten, woran sie, wie das Aussehen ihrer Knie kund gab, sehr gewöhnt zu seyn schienen. Nichts desto weniger kamen wir auf diese Weise in zwei Stunden nach Briviesca, was eine Strecke von sieben spanischen Leguas ist.

(Schluß folgt.)

Rettungskugeln, erfunden vom Kapitän Mamby.

So geschickt ein Matrose auch immer im Schwimmen seyn mag, so geschieht es doch zuweilen, daß sich bei Schiffbrüchen das Fahrzeug zu weit vom Lande befindet, oder daß die Heftigkeit der Brandung die Kräfte erschöpft und den Untergang des Schwimmers fast gewiß herbeiführt. Man hat schon verschiedene Rettungsmittel ausgedacht, die jedoch keineswegs dem gewünschten Zweck entsprachen. Weit entfernt, sich dadurch entmuthigen zu lassen, hat der brittische Marinekapitän und Präsident der Generalsocietät der Schiffbrüche, Sir Mamby, neue Versuche unternommen, welche glückliche Erfolge zu versprechen scheinen. Das von ihm bekannt gemachte Verfahren besteht in Herstellung einer Verbindung zwischen dem Schiffe und dem Lande mittelst eines Seils, das an einer mit einem Ring oder einem Schiffshaken versehenen Kugel befestigt ist. Diese Kugel wird aus einem Mörser, der mit seinem hölzernen Gestell etwa drei Centner wiegt, und der eine 24pfündige Kugel mit einem 1½ Zoll dicken Tau 200 Faden, oder etwa 185 Metres, oder einem starken Senkbleiseil 270 Faden oder ungefähr 246 Metres weit trägt, selbst durch den stärksten Sturm vom Lande aus auf das Schiff geworfen. Ein solches Seil ist stark genug, daß ein Boot sich von der Küste aus an demselben bis zum Schiff fortziehen kann, was um so wichtiger ist, als die Schiffbrüchigen von Kälte und Arbeit oft so erschöpft sind, daß sie nicht mehr arbeiten können. Folgendes sind die Tragweiten des Mörsers:

Unzen Pulver.	Erreichte Weite nach Faden mit einem Seil von 1½ Zoll Dicke.	Weite mit einem Seil von ¾ Zoll Dicke.
4	110	140
6	145	182
8	180	215
10	205	249
12	235	290
14	250	310

Die zu diesem Apparat gehörigen Kugeln sind zweierlei Art: 1) solche, welche nur zu Herstellung einer Verbindung mit dem Lande dienen und mit einem zackigen eisernen Ringnagel versehen sind, und 2) solche mit einem Schiffshaken, um den herum noch mehrere Widerhaken angebracht sind, die überall, wo sie auffallen, sich festklammern. Die leztere Art ist besonders zweckmäßig, weil Boote sich an dem Seil bis zum Schiff fortziehen können, indem die Kugel, sie mag nun im Holz- oder Takelwerk einschlagen, so lange festhält, als die Theile des Schiffs, wo sie

festsitzt, nur immer aushalten. Man hat den Widerhaken dadurch verbessert, daß man ihm fünf Arme gegeben hat, von denen immer zwei zugleich einschlagen. Das Seil muß fest an die Kugel angebunden und von derselben aus bis auf eine gewisse Entfernung mit Leder umwunden werden, um dasselbe gegen Verbrennung durch das Pulver zu schützen.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Schluß.)

Unter unsern neuen Reisegefährten befand sich ein Mexicaner, ein reicher Gutsbesitzer aus Zacatecas, Kavallerieobrist der Nationalmiliz seines Staats bis zur Abschaffung der Föderalverfassung: er erzählte uns, daß der Gouverneur von Zacatecas die Nationalmiliz, und namentlich die Reiterei auf eine ausgezeichnete Weise formirt, und dadurch in dem Präsidenten Santa Anna die Furcht erregt hatte, sein persönlicher Einfluß möchte dahinschwinden, wenn die übrigen Staaten diesem Beispiele folgten und sich in eine selbstständige Verfassung setzten. Die Geldgier Santa Anna's wirkte wahrscheinlich zur Vernichtung der Föderalverfassung mit, denn nur, wenn diese abgeschafft war, konnte das neuentdeckte Bergwerk in Fresnillo unter die Aufsicht der Centralregierung in Mexico gestellt werden, oder richtiger gesagt, Santa Anna konnte sich dasselbe zueignen. Dieses Silberbergwerk, das reichste in der ganzen Welt, wirft alle Wochen 50,000 Piaster ab, wovon der Regierung nur ein Fünftel zukommt, da die übrigen vier Fünftel auf die Arbeiten verwendet werden.

Die Familie des Milizobristen Flores al Torre führt ihren Ursprung bis zur Eroberung von Mexico hinauf; der Stammvater Flores kam als Offizier mit Cortez hieher, und bei einem Gefecht mit den Mexicanern erhielt er von dem General den Auftrag, einen Thurm zu nehmen. Cortez zeigte ihm auf dem Thurm einen Caziken, und rief: Flores! al torre! Flores eilte darauf zu, und kehrte bald mit dem gefangenen Caziken zurück. Seit dieser Zeit besteht sein Wappen aus einem Thurm und einem gefesselten Caziken, und seine Familie hat den Beinamen al Torre erhalten. Unter den übrigen der Mitreisenden zog unsere Aufmerksamkeit namentlich ein Deutscher auf sich, Namens Stein, ein gebildeter angenehmer Mann und in Mexico als der ausgezeichnetste Mineralog bekannt, welchen die Regierung nach Mexico berief, um seine Meinung über die Leitung des Bergwerks bei Fresnillo zu vernehmen.

Unser Weg führt uns durch das Städtchen Leon, dessen Einwohner wegen ihrer Spitzbübereien bekannt sind. Es ist angefüllt und umgeben von Frucht- und Obstgärten, welche von Gehägen aus säulenartigem Cactus eingeschlossen sind. Dieß gibt der Stadt ein besonderes Aussehen, dessen Reiz noch erhöht wird durch lange Alleen sehr schöner Bäume, welche del Nera genannt werden. Dieser Baum erinnert an unsere Birke, aber die Blätter sind dicker, das Grün sehr dunkel, und die purpurrothen sehr giftigen Beeren hängen in großen Büscheln herab. Von Leon an beginnt der sogenannte Baxio, der fruchtbarste und am ersten angebaute Landstrich in Mexico; dieß ist eine flache, weite Hochebene, welche sich bis Queretaro erstreckt, links durch die berühmten Bergwerke von Guanajuato, rechts in großer Entfernung durch die Berge begränzt wird, welche das Bassin des Flusses St. Jago einschließen. Der Baxio ist eine völlige Fläche, der Boden besteht aus einer fruchtbaren Dammerde; Ackerland, Baumgärten, Zuckerpflanzungen und Mimosahaine bedecken dieß reizende Thal; die zahlreiche Bevölkerung lebt in Dörfern, auf Landgütern, Haziendas und in Städten. Dieses Kornhaus des Bergdistrikts war der gewöhnliche Schauplatz des Kriegs, dessen traurige Folgen noch jetzt an den zerstörten Dörfern und Landhäusern zu ersehen sind. Unser Weg führte an dem Städtchen Valenciana vorüber, welches durch seinen Bergbau bekannt ist, und dessen Gebäude wir in geringer Entfernung vor uns sahen. Nachdem wir in dem schönen Städtchen Irapuato übernachtet hatten, kamen wir durch ein zweites, Salamanca genannt, dessen Einwohner gleichfalls durch Spitzbübereien berühmt sind. Dann zeigten sich in einiger Entfernung links von dem Wege die Dörfer San Miguel und Dolores, dessen Geistlicher, Hidalgo, zuerst die Fahne des Aufstandes erhob, und den ersten Schlag führte, welcher in der Folge die Kolonien gänzlich vom Mutterlande losriß.

Die Städte folgen sich nun in geringen Entfernungen: Celaja, ein angenehmer Ort mit einem schönen großen Platz, hat eine Kirche und Brücken, welche im Lande durch ihre kunstreiche Bauart berühmt sind. El Pasco, ein artiges Städtchen, ist von großen Frucht- und Küchengärten umgeben, und das umliegende Land ist ausgezeichnet gut bebaut. Nachts kamen wir in die Kreisstadt Queretaro, welche malerisch am Fuße eines Berges liegt, und viele große Gebäude, Kirchen, Klöster und einen sehr schönen Platz in sich schließt. Die geschlossenen Tuchfabriken und die vielen leerstehenden großen Häuser erinnern an den frühern Handel und Wohlhabenheit der Stadt, deren Einwohner sich zur Zeit des Revolutionskriegs der alten Regierung sehr ergeben zeigten. Der größte Theil der bemittelten Einwohner hat allmählich die Stadt verlassen, wo von 40,000 Einwohnern nur 17,000 zurückgeblieben sind. Gewerbe und Handel sind verschwunden, und die neue Ordnung der Dinge in Mexico ist noch nicht der Art, um zur Wiederaufnahme einzuladen. Das Gasthaus, wo die Diligence hielt, ist geräumig, gut und bequem gebaut.

Hier trennte sich Flores al Torre und unser österreichischer Bekannter von uns; der letztere ging nach San Luis Potosi, wohin gleichfalls die Diligencen eingerichtet sind. In Queretaro endet der Baxio, und man steigt bergan, die Stadt aber liegt noch im Thale. Eine steinerne Wasserleitung auf kleinen Bögen erstreckt sich bis zu den Bergen, in welchen der Weg allmählich steinig wird. Wo man hinsieht, bemerkt man ausgebrannte Krater und vulkanische Ueberreste; doch bezwingt der Fleiß der Menschen auch diese widerstrebende Natur, und bis zur Stadt San Juan del Rio wechseln Gärten und Felder mit öden Strecken. Dann aber verschwindet das lebendige Grün, der Weg wird immer unebener, man steigt immer höher hinauf, und Tula, eine der ältesten Städte, steht ganz allein da in der unbebauten Steppe. Bald jedoch wechselt wieder der Anblick: weite Yampflanzungen und Landhäuser zeugen von der zahlreichen Bevölkerung, der Anblick des großen Tezcuco-Sees und die hinter demselben sich in die Wolken erhebenden Riesengipfel Popocatepetl und Iztaccihuatl ziehen um so mehr die Aufmerksamkeit auf sich, als sie andeuten, daß der Reisende auf der berühmten Hochfläche von Anahuac sich den Thoren der alten Hauptstadt Montezuma's nähert. Als wir gegen Mexico hinfuhren, war es schon dunkel, auf dem Wege wenig Menschen und die Stadt unserem Anblick entzogen. Der Wagen hielt, und der Zollbeamte am Wachhause besichtigte unser Gepäck; als dieß zu Ende war, fuhren wir durch gut erleuchtete, mit Menschen angefüllte Straßen nach dem Posthause. Von meinem Aufenthalt in der Hauptstadt mit Nächstem.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 349.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 December 1836.

Die Messe von Tantah im Jahr 1807.

Tantah ist eine der wichtigsten Städte Unter-Aegyptens. Es liegt mitten auf dem Delta in ungefähr gleicher Entfernung von Cairo, Damiette und Rosette. Tantah zählt mehr als 10,000 Einwohner, die sich größtentheils mit der Verfertigung der Linnen, der seidenen Zeuge und Handtücher beschäftigen, deren sich die Frauen in den Bädern bedienen. Die Felder, welche die Stadt umgeben, bringen Getreide, Gerste, Flachs, Baumwolle, Zuckerrohr und Lebensmittel aller Art in Fülle hervor. Die Gärten stehen wegen der köstlichen Zartheit ihrer Früchte und wegen des kühlenden Schattens, den sie gewähren, weithin in hohem Rufe. Was aber besonders zum Ruhme Tantahs beiträgt, ist, daß es das Grab eines berühmten Scheikhs besitzt, das zu gewissen Zeiten die andächtigen Muselmänner aller Länder, die dem Islam zugethan sind, zur Wallfahrt lockt. Der Scheikh heißt Ahmed-el-Bedawi. Dieser heilige Mann ward zu Fez, im Kaiserthum Marokko, im J. 596 der Hedschra, das dem Jahr 1200 der christlichen Zeitrechnung entspricht, geboren; noch jung ging er nach Aegypten, um sich nach Mekka zu begeben und seine Pilgerfahrt zu vollenden. Als er diese wichtige Pflicht, die zu den unumgänglichen Vorschriften des Islams gehört, erfüllt hatte, kam er, wie man versichert, in Einer Nacht von Mekka nach Tantah zurück, welche beide Städte mehr als 300 Stunden von einander entfernt sind. Dieß war nur das erste der zahlreichen Wunder, die er während eines 30jährigen Aufenthalts in Tantah verrichtete; Seyd-Ahmed-el-Bedawi starb in einem Alter von 79 Jahren. Er leuchtete den Menschen diese lange Laufbahn hindurch mit dem Beispiel aller Tugenden voran, und konnte durch seine Weisheit und Einsicht eine Menge Wunder bewirken, von denen die Sage die umständlichsten Einzelnheiten aufbewahrte. Der Ruf der Heiligkeit Seyd-Ahmed-el-Bedawi's verschaffte ihm nach seinem Tode die Verehrung aller frommen Menschen. Man strömte von den benachbarten Städten und Dörfern herbei, um an seinem bescheidenen Grabe zu beten. Mehr als Ein Kranker erlangte durch seine Vermittlung die Gesundheit wieder; mehr als Eine Familie sah, Dank dem Schutze des Scheikhs! den verlornen Sohn, der die fernen Länder besucht hatte, wieder; selbst einigen lange Zeit unfruchtbaren Frauen war durch die Inbrunst ihrer Gebete das Mutterglück zu Theil geworden. Der Ruf der Wunder, die am Grabe Seyd-Ahmed-el-Bedawi's geschahen, verbreitete sich weithin, und bald gestattete die Erkenntlichkeit der zahlreichen Menge, die er getröstet, ihm eine prächtige Kapelle zu erbauen. Die Mauern dieses geheiligten Ortes wurden bis zum Anfang des Gewölbes mit Marmor bekleidet; die Kuppel, die man um ihr mehr Kühnheit und Erhabenheit zu geben, aus Holz baute, ward äußerlich mit Blei bedeckt; im Innern malte man sie mit so reinem Blau, als das des Firmamentes, und auf diesem reichen Grunde prangten die goldenen Arabesken in zierlichster und buntester Mannichfaltigkeit. Das Grab des Heiligen ward mit einem Gitter von Erz umgeben; man hängte darüber eine Art sammtenen, mit Straußenfedern gezierten Baldachin, und ein gewaltiger, aus Caschmir-Shawls gebildeter Turban ward auf den Sarkophag an die Stelle gelegt, die dem Haupte des Scheikhs entsprach. Die Thüren der Kapelle und Schlösser von Ebenholz waren mit Silber beschlagen, und das Zusammenströmen der Gläubigen so beträchtlich, daß sich das Metall abnützte, und unter ihren frommen und brünstigen Küssen sehr bald aushöhlte. Um die Pilgerfahrten, die man jährlich an das Grab Seyd-Ahmed-el-Bedawi's unternimmt, zu ordnen, vermochte man die Muselmänner sich zu bestimmten Zeitpunkten zu versammeln. Man bezeichnete hiefür anfänglich die Zeit des Sommer-Solstitiums, dann fügte man noch die der Herbst Tag- und Nachtgleiche bei. Dieß ist die Zeit, wo Aegypten mit allen seinen Reichthümern bedeckt ist, und wo die Bewohner, erfreut über die Nilüberschwemmung, die ihnen die härtesten Ackerbauarbeiten erspart, sich gern zu Gebet und Freude versammeln. Diese religiösen Feierlichkeiten finden auf einer Messe statt, auf welcher die Kaufleute von Konstantinopel, Marokko, Arabien und selbst Persien zusammenströmen. Sie legen in improvisirten Bazars die reichsten Erzeugnisse ihrer Länder zur Schau, und theilen ihre Zeit zwischen Gebet und Handel. Bekanntlich gibt auch die Pilgerfahrt nach Mekka Gelegenheit zu einer sehr wichtigen Messe, wohin jeder Pilger einige Waaren bringt, in der Hoffnung, einen Gewinn daraus

zu ziehen, der ihm alle Kosten seiner Reise bezahlen könne. Muhammed verjagte nicht, wie Christus, die Kaufleute aus dem Tempel: man kann in einer Moschee essen, schlafen, plaudern, kaufen und verkaufen; nur darin zu spielen, zu rauchen und zu lachen, ist verboten. Im J. 1807 war die Bevölkerung weit glücklicher, als dieß heutzutage der Fall ist. Der Vicekönig hatte damals sein unheilvolles Monopolsystem noch nicht eingeführt. Jedermann war ganz Herr dessen, was er besaß; er verkaufte es, wie ihm beliebte, wo er wollte und an wen er es am vortheilhaftesten thun konnte. Auch die Messe von Tantah war viel glänzender als in unsern Tagen. Mehr als 100,000 Personen fanden sich darauf zusammen. Man traf hier Waaren aller Art, Korn, Thiere, Stoffe, Leinwand, Baumwolle, Wolle. Da die Stadt selbst diesen großen Zufluß von Fremden nicht fassen konnte, so hatte man auf allen Seiten, auf den Plätzen, auf den Wegen, selbst mitten in den angebauten Feldern, Zelte aufgeschlagen. Die Kaufleute, die Andächtigen, die Possenreißer, die Tänzer drängten und mischten sich in der Menge. Gewiß seit langer Zeit war die Messe nicht so zahlreich gewesen.

(Schluß folgt.)

Briefe über den spanischen Krieg.

(Schluß.)

Hier, in Briviesca, hielten wir, um Erfrischungen einzunehmen, und trafen die Artillerie der Legion, welche zwei Tage vorher unter Oberst Shaw von Santander her eingetroffen war. Als ich ihn benachrichtigte, daß die Generale in wenigen Stunden durch die Stadt kommen würden, ließ er seine Batterien alsbald auf dem offenen Platze vor der Posada aufmarschiren, wo man erwartete, daß sie anhalten würden. Ich hatte hier zum Erstenmal Gelegenheit, die Pferde zu sehen, welche von den Lieferanten aus England gesendet worden waren, um die glänzenden leichten Artilleriestücke zu ziehen, welche die englische Regierung für den Dienst der Königin geliefert hatte; der kontraktmäßige Preis für diese Thiere war 26 Pfund Sterling, sie waren aber zu der schweren Arbeit, Kanonen über die schlechten Bergstraßen in Spanien zu ziehen, völlig unbrauchbar. Die Mannschaft indeß, wovon ein großer Theil schon in der englischen Artillerie gedient hatte, verstand ihren Dienst vortrefflich, und auch ihre Disciplin war ganz erträglich. Wir blieben nur kurze Zeit in Briviesca, und brachen, nachdem wir uns mit frischen Pferden versehen hatten, nach Burgos auf, wo wir gegen 7 Uhr Abends ankamen. Ich fragte nach der Reiterkaserne, und gab meine Depeschen an Oberst Kinloch ab, welcher, wie seine Offiziere, sehr erfreut war, daß es doch endlich zum aktiven Dienst kommen solle. Inzwischen war weder der Kriegsminister, noch General Alava angekommen, und da ich mich noch nicht recht von meinem Unwohlseyn erholt hatte, so war ich froh, mich zeitig zur Ruhe verfügen zu können, da der rasche Ritt bald zu Pferde, bald zu Maulesel, mich doch sehr ermüdet hatte.

Am folgenden Morgen war der inzwischen angelangte General Evans bald auf den Beinen, und ich begleitete ihn zu der Kaserne, welche wir besichtigten, während die Mannschaft sich zum Ausmarsch in Bereitschaft setzte; das Gebäude selbst ist ganz von Stein und von bedeutender Ausdehnung, da 1500 Menschen und Pferde darin Platz haben. Die Ställe sind groß und luftig und mit gutem Wasser aus einer Quelle im Hofraum wohl versehen; auch an Fourage fehlte es in der Nachbarschaft durchaus nicht, nämlich an Stroh und Gerste, die das gewöhnliche Futter der Pferde im nördlichen Spanien sind. Das Regiment war bald marschfertig: die Pferde hatten sichtlich während des kurzen Aufenthalts an diesem Orte gewonnen, manche von der Mannschaft aber schienen noch nicht sonderlich fest auf ihren Pferden zu sitzen, doch sahen sie gut aus, und waren allem Anschein nach zu dem anstrengenden Dienst, der ihrer wartete, ganz tauglich. Die Trompeten ertönten, und das Regiment, welches jetzt aus 300 Pferden bestand, marschirte fröhlich ab. Indeß reichten einige Wintermonate, Mangel und Krankheiten hin, sie auf die Hälfte zu reduciren; die Pferde wurden schwach und zum Theil dienstuntauglich.

Mit Vergnügen ging ich über die Wälle und Anhöhen um die Stadt mit dem General, welcher dem Krieg auf der Halbinsel beigewohnt hatte, und wir besuchten die Ruinen des alten Schlosses, von dessen Anhöhe herab wir eine herrliche Aussicht über das ausgedehnte wohlangebaute Thal des Alanzon hatten, in welchem die Stadt liegt. Auf dem Schloß fanden wir viele Leute mit Arbeiten an den Festungswerken beschäftigt, welche anderswo weit nützlicher hätten seyn können, denn mir schienen diese Arbeiten, da der wirkliche Kriegsschauplatz noch so weit entfernt war, eine unnütze Zeit und Geldverschwendung. Auf den Batterien stand eine gute Anzahl prächtiger Geschütze von jeder Größe und Kaliber, mir war aber unbegreiflich, warum sie so unnütz in Burgos blieben, da man sie am Ebro so gut hätte brauchen können. Auf Antrieb des General Evans hat man später auch manche davon nach Miranda und Vittoria geschafft. Wir besuchten auch die Kathedrale, ein prächtiges, in Kreuzform aufgeführtes Gebäude, dessen Chor herrlich mit geschnitztem Eichenholz ausgeschmückt ist; ungeheure Summen wurden neulich auf abgeschmackte neumodische Verzierungen gewendet. Das Kloster von Miraflores, so wie das von San Pedro, wo die Gebeine des Cid ruhen, liegen ganz in der Nähe. Die Stadt Burgos selbst ist wie die meisten andern spanischen Städte, welche ich sah, schmutzig und unregelmäßig gebaut, und nur der öffentliche Platz hat etwas Anziehendes. Ich wanderte in der Stadt umher, stets in der Hoffnung, irgend etwas zu finden, was an den alten Glanz erinnerte, aber umsonst, und so ging ich endlich in das Haus des Marquis de Castro, wo für die beiden Generale die Mahlzeit bereitet war. Bei einer spanischen Mahlzeit, sey es bei einem Marquis oder bei einem Bauern, ist wenig Unterschied: sie beginnt unwandelbar mit einer schlechten Suppe, Rindfleisch, Kohl und Carabanzos, einer Art großer Bohnen, und endet mit Trauben; die andern Schüsseln sind nicht sehr einladend. Dießmal fühlte ich mich allzu unwohl, um irgend einer Schüssel ihre Rechte anzuthun

überdieß war es furchtbar kalt, das Zimmer hatte weder Kamin noch Ofen, sondern nur eine Gluthpfanne, welche denen, die nahe genug waren, die Füße verbrannte, während der übrige Körper so kalt blieb wie zuvor. Während der Mahlzeit wechselte bei mir ein brennendes Kopfweh mit Frost, und sobald ich mich irgend zurückziehen konnte, eilte ich in mein Bett, wo ich in kurzer Zeit fühlte, daß ich ein tüchtiges Fieber hätte; ein spanischer Arzt wurde gerufen, der mir alsbald zur Ader ließ gleich einem Pferde, mein wiederholtes Begehren nach Arzneien abschlug, mir ein Blasenpflaster auf den Hinterkopf setzte, und mich mit dem unangenehmen Gefühl verließ, daß ich nun für geraume Zeit zu allen Geschäften untauglich, wo nicht ein Candidat für ein spanisches Grab sey.

Graf Almodovar und General Alava kamen am folgenden Tage nach Burgos; ich fühlte mich aber allzu unwohl, um mein Bett verlassen zu können; der spanische Barbier hatte seine Lanzette so gut gebraucht, daß ich vollkommen hülflos dalag. So blieb es mehrere Tage, während welcher Zeit der Obergeneral mit dem Kriegsminister und General Evans nach Navarra abreiste, was meine fieberische Aufregung nicht wenig vermehrte, da ich so sehr gewünscht hatte, bei dem Kampfe anwesend zu seyn. Alava blieb indeß in Burgos, weil er selbst nicht ganz wohl war, und somit hatte ich Gelegenheit, diesen ausgezeichneten Mann noch zu sehen. Unwillig über die Unthätigkeit, worein mich die Krankheit versetzte, nahm ich das Anerbieten eines spanischen Edelmanns an, welcher mich in seinem eigenen Wagen nach Vittoria mitnehmen wollte; ich befreite mich aus den Banden der Blutegel, und obwohl sehr schwach, unternahm ich doch die Reise, um die Hülfe und den Rath meiner Landsleute in Anspruch zu nehmen; auch kam ich ohne Unfall durch, die Anstrengung hatte mich aber dermaßen erschöpft, daß ich nach meiner Ankunft das Bett hüten mußte, und zwar mehrere Wochen lang.

General Evans hatte Cordova nach Pampeluna begleitet, blieb aber, da er in sein eigenes Hauptquartier zurückkehren wollte, nur zwei Tage daselbst, und eilte dann mit dem ersten Regiment Lanciers, welches er zu Logroño hatte halten lassen, nach Vittoria. Das Wetter, welches seit Anfang Novembers bald mehr, bald minder kalt gewesen war, ging nun in einen für Spanien ungewöhnlich strengen Winter über, und Krankheiten, welche sich bisher nur hie und da gezeigt hatten, nahmen nun die beunruhigende Gestalt eines Typhusfiebers an, das unter den Truppen schnell um sich griff. Die stets wiederholte Antwort auf alle an die Aerzte gerichteten Fragen über die Ursachen einer so furchtbaren Krankheit lauteten dahin, daß der Grund allein in den schlechten Wohnungen, der schlechten Nahrung, der geringen Kleidung und dem Mangel an allen Lebensnothwendigkeiten liege. Vergebens wandte sich General Evans wiederholt bald an die Regierung, bald an die Lokalbehörden, und setzte sie von den wahrscheinlichen Folgen für die Gesundheit der Truppen in Kenntniß; Alles half nichts, trotz der wiederholten Versicherung, daß auf diese Weise die Legion gänzlich dienstunfähig werde, was auch durch baldige zahlreiche Todesfälle nur zu sehr sich bestätigte. Selbst die nothwendigen Rationen für jeden Tag wurden nur mit Schwierigkeit herbei geschafft, obgleich Berichte auf Berichte darüber erstattet wurden; häufig, wenn die Mannschaft vor Hunger erschöpft war, kam das Fleisch noch rauchend aus dem Schlachthause.

Die Folgen dieses unglücklichen Zustandes der Dinge hatten bereits auf eine furchtbare Weise sich kund gegeben, als der General am Christtag aus Navarra zurückkehrte, und er sparte keine Mühe und keine Anstrengung, um dem entmuthigenden Einfluß dieser Unfälle auf die Legion entgegen zu arbeiten. Man hat den elenden Zustand der Mannschaft zum Theil der Trunkenheit zugeschrieben, ich befand mich aber, während die Wuth des Fiebers am heftigsten tobte, selbst in Vittoria, und habe unter einer gleichen Anzahl Truppen nie so wenig Betrunkene und so wenig Dienstvergehen in Folge von Trunkenheit gefunden. In der That, so lange ich in Spanien war, gereichte es nicht nur mir, sondern auch andern Offizieren, welche in englischen Diensten gestanden hatten, zum Erstaunen, wie nüchtern die Mannschaft war; freilich konnten sie oft Monate lang sich weder Wein noch andere geistige Getränke irgend einer Art verschaffen, aber auch zur Zeit, wo sie Geld hatten, waren der Trunkenbolde weniger, als man bei der Wohlfeilheit des Weins hätte erwarten sollen.

Fortwährend waren eine Menge Gerüchte in Umlauf über die Bewegungen der Carlisten, und man erwartete täglich, daß Cordova mit einer Truppenverstärkung zu der Legion stoßen werde; auch zweifelten wir nicht, daß bei seiner Ankunft eine kombinirte Bewegung statt finden werde, und jedermann erwartete, daß endlich doch irgend etwas geschehe. Die Carlisten hatten sich in dem Schloß von Guevara befestigt und verbarrikadirt, ein Theil ihrer Truppen besetzte Salvatierra und Salinas nebst der Berglinie von Arlaban, welche an diese beiden Orte stößt. Uebrigens befanden sich Außenposten und streifende Reiterabtheilungen ganz in der Nähe von Vittoria, und manche derselben waren so keck, daß sie in der Nacht an der Nordseite der Stadt außerhalb der Barrikaden erschienen, von ihren Freunden in der Stadt Geld und Lebensmittel empfingen, und dann ihre Gewehre auf die Schildwachen abschossen, um diese, wie sie sich ausdrückten, munter zu erhalten. Sie entkamen so leicht, daß es gar nicht möglich war, diese Keckheit zu hindern, obwohl 10,000 Christinos innerhalb der Mauern lagen.

Cordova kam bald aus Navarra zu uns, und die Gerüchte über beabsichtigte Bewegungen wurden immer häufiger: frische Truppen kamen an mit Artillerie, Sturmleitern und Schanzwerkzeugen ohne Zahl; es hätte keiner größern Vorbereitungen bedurft, wenn Paris hätte erstürmt werden sollen. Die Namen Guevara und Salvatierra hörte man jeden Augenblick zum großen Verdruß aller derer, welche in der That den beklagenswerthen Krieg beendigt wünschten, ohne daß man so viele kostbare Zeit in nutzlosen Planen verschwendete. So viel ich erfuhr, war es wirklich des Obergenerals Absicht, eine kombinirte Bewegung gegen Salvatierra und Guevara zu machen, beide zu nehmen, und dadurch die Linie der Borunda nach Pampeluna hin in seine Gewalt zu bekommen, wodurch ein großer Theil des carlistisch gesinnten Landes abgeschnitten und das Königreich

Navarra von den baskischen Provinzen getrennt worden wäre. Dieser Plan war ausführbar, er hätte die günstigsten Resultate herbeigeführt, nur fehlte es, wie in vielen andern Fällen, an der Ausführung, wofür jeden Morgen neue Entschuldigungen in Umlauf kamen: bald war Cordova krank, bald fehlte es an Geld, bald an andern Hülfsmitteln, und endlich wollte man auf die algierische Legion warten, welche täglich ankommen konnte. Dieses wirklich prächtige Korps, etwa 3000 Bajonnette stark, langte endlich an, und nie sah ich schönere Truppen, welche durch ihren Aufzug und ihre Disciplin größere Zuversicht erweckten, daß sie alle Schwierigkeiten und Beschwerden überwinden würden. Eine nationale Abneigung scheint indeß immer noch in Spanien gegen diese Truppen zu herrschen, denn als dieses Korps, welches sich schon von seiner ersten Landung zu Barcelona an ausgezeichnet hatte, in Vittoria anlangte, zeigte sich nicht der mindeste Enthusiasmus. Die Disciplin ist sehr streng, und es sollen sogar häufig Leute erschossen werden; dem sey wie ihm wolle, sie sind gut kommandirt, sehr brauchbar und vortrefflich ausgerüstet. Die Offiziere sind meist Franzosen, und das Kommando ist französisch, die Mannschaft aber besteht größtentheils aus Deutschen und Polen, der Ueberrest aus Franzosen und einigen Schotten.

Wallisische Nationalliteratur.

Der Merthyr Guardian und aus ihm das Athenäum enthält hierüber Folgendes: „Von allen noch bestehenden Zweigen und Nationen des großen celtischen Stammes besitzen die Walliser ohne Widerspruch die ausgedehntesten Ueberreste von Nationalliteratur. Wir sahen selbst im Besitze von uns bekannten Personen mehrere dicke alte Manuscripte von wallisischen Gedichten, welche eine reichhaltigere Sammlung ausmachten, als man von englischen Dichtern vor Dryden veranstalten könnte, und die neuesten Gedichte dieser Sammlungen sind zum mindesten 100 Jahre älter als dieser große Dichter. Aber diese Bände enthalten noch nicht den vierten Theil der in den verschiedenen Bibliotheken noch vorhandenen Literatur; wir sagen, der noch vorhandenen, denn wie unendlich viel umfangreicher wäre noch diese Literatur, wenn man die zahllosen Bände wieder aus ihrer Asche hervorzaubern könnte, welche in dem Brande von Raglan, dieser alexandrinischen Bibliothek von Wallis, welche durch Cromwells Mordbrenner zerstört wurde, zu Grunde gingen. Nach der Bibliothek von Raglan soll die Familie Vann, die Vorfahren der Familie Plymouth, und mütterlicherseits der Bruce und Knight die größte Sammlung in Silurien besessen haben. Wir wissen von ihrem Schicksal weiter nichts, als daß sie verloren ist. Die Bibliothek der wissenschaftlichen Stradlings soll nach wiederholtem Umherwandern in Dublin verbrannt worden seyn. Vor nicht sehr langer Zeit verzehrte gleichfalls ein Brand wichtige Papiere und Bücher zu Aberpergwm, dem Sitz der Abkömmlinge des königlichen Hauses Jestyn of Gwrgan. Das „Book of Nethe," welches die eigenen Handschriften einiger Enkel der Jestyn und De Grenvilles, der Gründer von Neath Abbey, enthielt, verschwand vor neunzig Jahren; Rhys Meirig führt es häufig an, und seine Auszüge beweisen dessen Wichtigkeit. Wo ist das ursprüngliche Liber Landavensis? Wir fragen danach nicht aus eitler Neugierde, denn es enthielt ungemein wichtige Nachrichten aus sehr alter Zeit; dieses unschätzbare Manuscript wurde noch von jetzt lebenden Personen gelesen. Man hat uns glaubwürdig berichtet, daß eine bedeutende Anzahl der Manuscripte von Glamorganshire, welche der verstorbene sinnreiche Barde und tiefe Alterthumsforscher Iolo Morganwg für den dritten Band der Myvyrian Archaiology abschrieb jetzt nicht mehr existiren. Wir wollen diesen traurigen Katalog nicht weiter fortsetzen, da aber von Jahr zu Jahr und von Tag zu Tag die alten Denkmäler der wallisischen Literatur immer mehr verschwinden, so möchten wir auf den von Gwladwr gemachten Vorschlag zurückkommen, einen Fonds zu stiften, welcher ausschließlich der Bekanntmachung wallisischer Manuscripte gewidmet wäre. Die Gedichte des ausgezeichneten Dichters Lewys Glyn Cothi sind jetzt unter der Presse, und wir sehen dieß Unternehmen als ein günstiges Vorzeichen an, daß viele der Wohlhabendern die Sache so lange begünstigen werden, bis die Presse den Inhalt sämmtlicher noch vorhandenen Manuscripte von der Möglichkeit der Vernichtung gerettet haben wird, denn noch immer sind diese Ueberreste in Prosa und Poesie sehr bedeutend."

Auf diese Nachrichten über die wallisische Literatur erhielt das Athenäum, welches sie mitgetheilt hatte, ein Schreiben von einem Herrn Logan, woraus wir Nachfolgendes entnehmen: „Die Walliser sind durch ihre Liebe zur Literatur vor allen andern Zweigen des celtischen Stammes berühmt, und es ist in der That erstaunlich, wie sehr sie ihre Sprache anbauten. Schon die Thatsache, daß fünfzehn oder sechzehn wallisische Zeitschriften erscheinen, zeigt, wie sehr das Volk Neigung zum Lesen hat. Es ist sehr zu bedauern, daß so viele werthvolle Manuscripte zu Grunde gingen. Noch haben sich aber mehrere merkwürdige Sammlungen erhalten. Der patriotische Herr Owen (Myfyr) von London bildete eine interessante Sammlung alter Manuscripte und Abschriften vieler andern, die sich jetzt sämmtlich in der Bibliothek der Royal Cymmodorion Society befinden. In der wallisischen Schule in London ist eine sehr merkwürdige Sammlung von Manuscripten, namentlich von alter Musik, und mehrere Personen in der Hauptstadt, welche eine Vorliebe für ihre Muttersprache behalten haben, besitzen Werke der Barden, alte Genealogien u. dgl. In dem Cambrian Quarterly Magazine, das vor einigen Jahren von einem Einwohner von Wylie Eimen herausgegeben wurde, finden sich Kataloge und Nachrichten von mehrern Sammlungen. Die oben genannte königliche Gesellschaft hat mit bedeutenden Kosten einen großen Katalog aller auf Wales bezüglichen Urkunden anfertigen lassen, die sich im brittischen Museum befinden und mehrere Tausende betragen; einige darunter sind einzig mit Proben von Manuscripten und bildlichen Erläuterungen ausgestattet. Viele derselben sind von hohem Alter und Wichtigkeit, und die Gesellschaft beabsichtigt, den Band herauszugeben."

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 89** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Gedichte von Jean Reboul, Bäcker zu Nimes. — Neugriechisches: der Aufruf. — Edgar Quinet über Deutschland. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 350.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 December 1836.

Eine Französin in Polen.

(Eine wahre Geschichte.)

Frau von H. war eine der ersten Französinnen, die mir in der pariser Gesellschaft begegneten und auffielen. Ich sah in ihr ein Muster einer gewissen Klasse von Weibern, die besonders der Lebensweise unsrer letzten 40 Jahre ihr eigenthümliches Gepräge verdanken. Sie ist verheurathet, lebt aber nicht mit ihrem Manne, der Militär und von Paris abwesend ist. Sie hat natürlich große Beschwerden gegen ihn, allein sie spricht mit vieler Liebe von ihrem Sohne, der seinerseits die tiefste Verehrung für seine geistreiche Mutter zu haben scheint. Frau von H. ist nicht mehr jung, von scharfen Zügen, bleicher Farbe, sehr nervös und leidet an Herzkrankheit. Heute todtkrank, von Schmerzen gemartert, morgen voll Lebhaftigkeit und poetischer Träume und Projekte. Einst muß sie sehr schön gewesen seyn; noch jetzt, wenn die Röthe der Begeisterung oder der Leidenschaft die gewöhnlich blassen Wangen färbt, und das Auge sich entflammt, erblickt man davon eine letzte Spur. Wiewohl aus vornehmer Familie geboren, lebt sie durchaus bürgerlich, und ihr philosophisch-poetischer Sinn zieht sie mehr zur Demokratie als zu den Gesellschaftscirkeln der Aristokratie. Sie ist Schriftstellerin, und wie man sich wohl denken kann, sentimentale, phantastische und excentrische Schriftstellerin. Selbst unglücklich, erblickt sie nur Unglückliche in der ganzen Menschheit, und gefällt sich in den dichterisch ausgemalten Ausnahmsgestalten ihrer leidenden Einbildungskraft. „Die Leidenschaft adelt den Menschen, ich meine die Leidenschaft der Liebe," das ist der Cirkel, in welchem ihre Ideen sich drehen, aus dem sie die Elemente ihrer schriftstellerischen Werke schöpft. Sie kannte wenig die deutsche Literatur; die unverfänglichen Redensarten der Frau von Stael über Deutschland waren so ziemlich Alles, was sie davon wußte. Das brachte sie nun freilich nicht sehr weit; gleichwohl liebte sie Deutschland, seine Sitten, seine Erzählungen und Sagen, von denen ein längerer Aufenthalt in der Schweiz ihr einen oberflächlichen Begriff gegeben hatte. Manche Stunde des Gespräches vor dem Kaminfeuer über diesen Gegenstand gab mir Gelegenheit, ein warm und edelfühlendes Gemüth in ihr zu erkennen, wenn auch zuweilen krankhaft angeregt. Sie nahm den lebhaftesten Antheil an dem Unglück ihrer Freunde, und die Schilderung der Lage mancher politischen Verbannten; ihre Entfernung von Allem, was ihnen theuer ist, der Jammer ihrer Familien konnten sie in ein Feuer des edelsten Zornes versetzen. Ihre besondere Vorliebe und alle ihre wohlwollende Aufmerksamkeit schien mir ein junger Pole zu besitzen, den ich häufig in ihrer Gesellschaft sah. Daß ich mich darin nicht getäuscht, wird man sogleich sehen.

Jahr und Tag waren verflossen, seit ich Frau von H. zum Letztenmal gesprochen hatte. Sie hatte ihr früheres Quartier, ihre frühere Gesellschaft verlassen, und sie war spurlos verschwunden, wie das so häufig in Paris geschieht. Eines Tages, in der Rue neuve St. Augustin fühle ich mich leise an dem Arme gehalten, und erblicke vor mir stehend und freundlich lächelnd Frau von H., die mir auf meine neugierigen Fragen erwiderte: Sie sehen, ich bin wohler als je, ich habe eine gute Handlung vollbracht und eine große Reise gemacht. Treten Sie unter meinen Regenschirm, denn es regnet, so will ich Ihnen mein Abenteuer erzählen. Ich gehorchte.

Sie erinnern sich wohl noch eines jungen Polen, den Sie bei mir gesehen, und den Sie vielleicht sogar für meinen Liebhaber gehalten haben?

Ich war nicht abgeneigt, auf die doppelte Frage mit einfachem Ja zu antworten.

Nun, der gute Junge war in gräßlicher Verlegenheit. Sein Vater ist reich und besitzt die schönsten Güter, er schickte aber seinem armen Sohne nichts mehr, so daß dieser in Verzweiflung gerieth. Seine Gläubiger hatte er stets mit der Großmuth seines Vaters vertröstet.

Was nun beginnen, da der Vater selbst die Hand von ihm abzog? Diesen Jammer konnte ich nicht länger ansehen und entschloß mich kurzweg, dem hartherzigen Alten einen Besuch zu machen und als Parlamentär mit ihm zu unterhandeln. Der Weg war freilich weit, und in dem Augenblick, wo ich den Entschluß faßte, wußte ich selbst nicht wie ich ihn würde ausführen können. Allein nichts konnte mich zurückhalten, und am zweiten Tage reiste ich. Was thut man nicht aus Freundschaft!

Aus Liebe, sagte ich ganz leise vor mich hin. Meine feurige Erzählerin hörte mich nicht.

(Schluß folgt.)

Die Messe von Tantah im Jahr 1807.

(Schluß.)

Das Schauspiel, welches Tantah zu jener Zeit bot, war belebt, mannichfaltig, reich an Zufällen und Farben. Es war interessant, im Schatten der Bazars diese Vereinigung so vieler verschiedener Völker, welche Interesse und Andacht friedlich versammelten, zu beobachten. Die Mameluken trugen noch die ganze kostbare Pracht ihrer weiten Kleider zur Schau; die Syrier machten sich durch die Mannichfaltigkeit und den Glanz der Farben ihres Turbans und ihrer Kleider bemerklich; der Bewohner von Tunis mit seinen Kleidern aus feiner weißer Wolle, seinen großen gelben Schuhen und seiner rothen Mütze mit blauer Troddel zeichnete sich auch inmitten der Gutturallaute der Aegyptier durch eine geschlossene, pfeifende, wenig verständliche Sprache aus; der Araber des Hedschas, mit den schwarzen Augen, ganz von Einem Teint, kleidete sich in seinen Mantel, falb wie die Haut seines Dromedars, und bedeckte seinen Kopf mit einem braunen, mit leichten fliegenden Tressen gezierten Halstuch; der immer ernste Türke hörte, betrachtete, träumte vielleicht; der geschwätzige Aegyptier zählte und sprach von Geld, denn er ist eigennützig und ein großer Rechner; der verschmitzte Grieche betrog, und die Christen mit ihren schwarzen Turbanen glitten geräuschlos unter dieser lärmenden und doch zugleich ernsten Menge dahin. Hier recitirten Muselmänner die wohlklingenden Verse des Korans, ihren Kopf und Leib sanft schaukelnd, als hätten sie diesem heiligen und lieblichen Psalmgesange bis in den Himmel folgen wollen. Da standen Gläubige, kreisförmig geordnet, sich die Ellenbogen drückend; sie sprangen im Takte, indem sie sich bald rechts, bald links drehten, und mit dumpfer und hohler Stimme dem tiefsten Grunde ihrer ermüdeten Brust den Namen Gottes, den sie tausendmal wiederholten, zu entreißen schienen. Aber neben diesen Gruppen ganz in ihre religiösen Pflichten versunkener Andächtiger sah man lustige Banden von Musikanten, unzüchtigen Tänzerinnen akkompagnirend. Die Schellentrommeln und eine Art näselnder Sackpfeife erfüllten die Lüfte mit ihren schrillenden und lärmenden Tönen, und regten die Bacchantinnen des Morgenlandes, welche auf den öffentlichen Plätzen die wollüstigsten Scenen aufführen, zur Trunkenheit des Tanzes auf. Man ordnete auch Ringspiele, Schaukeln, Schwingbäume und hundert andere Belustigungen jeder Art an, um welche tausend Köpfe von Weibern und Kindern, Männern und Greisen summen und sich herumtreiben. Da die Kaffeehäuser der Stadt nicht für jedermann hinreichen können, so errichtet man in jedem Bazar, auf jedem Kreuzweg Zelte für diejenigen, welche rauchen und ihre Tasse Kaffee nehmen wollen.

Man bemerkte in jenem Jahr eine große Anzahl albanesischer Soldaten zu Tantah. Diese kühnen Abenteurer, welche stets ihren Beistand der reichsten Partei verkauften, und so lange Zeit die Anarchie in Aegypten erhielten, indem sie bald die eine, bald die andere Faktion begünstigten, waren, seit Mehemed Ali sich der höchsten Gewalt bemächtigt hatte, in eine für sie höchst unangenehme Unthätigkeit verdammt. Sie waren mehrere Jahre hindurch für Aegypten das, was im Mittelalter die undisciplinirten Soldatenbanden für Frankreich waren. Die Albanesen hatten sich mit der Hoffnung in Tantah versammelt, unter dem Volk einen Aufruhr zu erregen, und die Stadt während der Unordnung plündern zu können. Mehrere ihrer vornehmsten Häuptlinge verschworen sich insgeheim gegen die noch wenig befestigte Regierung Mehemed Ali's, und hatten ein großes Komplott angezettelt, das während der Feste ausbrechen sollte; sie hofften, das Volk werde sich ihnen anschließen, und sie könnten nach Cairo marschiren, Mehemed Ali stürzen und an seine Stelle einen schwachen und unmächtigen Statthalter ernennen, der ihre Räubereien nicht zu unterdrücken im Stande wäre. Mehemed Bey, damals der Freund und Feldherr Mehemed Ali's, wurde heimlich von dem Anschlage der Albanesen unterrichtet. Er wollte seinem Herrn nichts von dem entdecken, was er erfahren, und verlangte eines Tags, in Gegenwart vieler Personen, die Erlaubniß zu einer Reise nach Ober-Aegypten. Mehemed Ali wollte unter den schwierigen Umständen, worin er sich befand, nicht in die Entfernung seines Feldherrn willigen, und gewährte ihm nur nach lebhaften Bitten die verlangte Gunst. Mehemed Bey ließ seine Cange (eine Art Boot) nach Ober-Aegypten abgehen, und gab seinen Dienern Befehl, überall, wo die Barke anhalte, zu sagen, ihr Herr sey krank und begebe sich zur Wiederherstellung nach Theben. Er selbst ließ sich seinen schönen schwarzen Bart abnehmen, und behielt, wie die albanesischen Soldaten, nur seinen langen Schnurrbart, kleidete sich wie sie in den faltenreichen Fustan, in die Weste ohne Aermel und die rothe Mütze; er bedeckte seine Beine mit zierlichen Kamaschen aus goldgesticktem Tuch; er steckte die Pistolen mit langem silberbeschlagenem Griff in seinen Gürtel, daneben den gekrümmten Yatagan, und an seine Schulter hängte er, im Bandelier, die an dem Perlmutterkolben halbmondsförmig verlängerte Flinte. So ausgerüstet, geht er auf die Messe nach Tantah, und gibt seinen ergebensten Leuten den Befehl, innerhalb weniger Tage einzeln sich wieder an ihn anzuschließen. Alle mußten, wie er, das albanesische Kostüm tragen. Sobald Mehemed Bey in Tantah angelangt war, mischte er sich unter die Albanesen; er suchte ihre einflußreichsten Chefs auf, leerte viele Flaschen Branntwein mit ihnen, lud sie zu Festen ein, zu denen er die durch ihre Schönheit und ihr Talent bekanntesten Almeh's (Tänzerinnen und Freudenmädchen) herbeiruft. Seine Freigebigkeit und die Heiterkeit seines Charakters gewinnen ihm sehr schnell die Liebe der Soldaten, und da er sich bei allen Gelegenheiten stets über die Tyrannei Mehemed Ali's beklagt hatte, so hielt man ihn der Einweihung in das Komplott für würdig. Er schwor bei seinem Haupt und seinen Pistolen, daß er aus allen Kräften die muthigen Soldaten begünstigen werde, welche eine so legitime Verschwörung gebildet hätten. „Brüder," sagte er ihnen,

warum noch länger warten? Der Markt geht bald zu Ende; einige Kaufleute verlassen ihn schon. Unsere Geduld ist zu langmüthig. Der Pascha ist heute noch schwach, vernichten wir ihn. Morgen vielleicht ist er stärker als wir, und nachdem er uns einiger Vorrechte, die er uns bis auf diesen Tag noch nicht entreißen konnte, beraubt haben wird, wird er uns schmachvoll aus Aegypten verjagen. Die Bevölkerung murrt und beklagt sich in diesem Augenblick darüber, daß er die Güter der Moscheen einzog. Schaaren von Derwischen werden sich mit Begeisterung unter dem Banner der Empörung sammeln, um den Rechten der Religion Achtung zu verschaffen. Mehemed Bey befindet sich krank in Ober-Aegypten. Wir werden unversehens über Cairo herfallen, und wenn Mehemed Ali gestürzt ist, die Stadt der Plünderung Preis geben."

Diese Reden, in denen er den Soldaten stets den Köder der Beute vorhielt, entflammten ihren Muth, und einmüthig bestimmte man einen Tag, um das Zeichen zum Aufstande zu geben. Mehemed Bey benachrichtigte seine Vertrauten, die, ohne den geringsten Verdacht zu erwecken, sämmtlich angekommen waren, und gab ihnen die genauesten Verhaltungsbefehle. Die Sonne war seit einer Stunde untergegangen, die gläubigen Muselmänner hatten alle ihr Gebet verrichtet, und jeder dachte darauf, sich, indem er in die Kaffeehäuser ging, den wundervollen Mährchen der Erzähler lauschte, und die wollüstigen Tänze der Almehs sah, während er den Tschibuk rauchte und den köstlichen arabischen Kaffee schlürfte, eine süße Ruhe für die Nacht zu bereiten. Von allen Seiten hörte man den scharfen Ton der kupfernen Castagnetten, welche die Almehs im Tanze schlagen; die Schellentrommeln erschallten im Takt, und tausend andere Instrumente der arabischen Musik vereinigten ihre wilde Harmonie zur Begleitung des Tanzes. Das vornehmste Kaffeehaus der Stadt aber war dergestalt von den Albanesen überfüllt, daß weder Musikanten noch Tänzerinnen hier hatten eindringen können. Die Soldaten füllten es ganz aus: die einen tranken Branntwein und sangen die Weisen ihrer Berge, die andern rauchten ernst, und von Zeit zu Zeit strahlte ihr Antlitz vor Freude, wenn sie die Reichthümer, die sich in diesem Augenblick in Tantah vereinigt fanden, und diejenigen, welche ihrer in Cairo warteten, aufzählen hörten; alle waren sie entschlossen zum Kampfe für die Wiedereroberung ihres Plünderungsrechtes über Aegypten. Mehemed Bey selbst saß mitten unter den Chefs, und schlug den einflußreichsten unter ihnen, in Erwartung der mit den Verschwornen verabredeten Stunde, eine Partie Triktrak vor. Der Albanese nahm es an; man kam über einen ziemlich beträchtlichen Einsatz überein, und die Partie begann. Mehemed Bey verlor; er schlug eine neue Partie vor und die Verdoppelung des Einsatzes; da der Albanese sah, daß er viel besser spiele, als sein Gegner, so willigte er ein. Mehemed verlor noch einmal; allein er verlangte eine dritte Partie mit wiederholter Vermehrung des Einsatzes. Der Albanese nahm von neuem an. Mehemed Bey schien, aufgeregt durch seine vorigen Verluste, seinem Spiele die größte Aufmerksamkeit zu widmen und mit voller Wuth der Laune der Würfel zu folgen, die er mit Heftigkeit in dem Becher schüttelte. Plötzlich wirft er fünf und vier, benützt einen Augenblick, in welchem er den Albanesen unaufmerksam glaubt, und zählt, als hätte er doppelt fünf geworfen.

„Halt," sagte der Albanese, „Du betrügst dich; es ist fünf und vier."

„Wie?" erwiderte Mehemed Bey lebhaft, „Du stöß'st die Würfel um, um mir die Zahlen, die ich werfe, abzuläugnen."

„Nein, nein! Es ist unnütz zu betrügen. Zähl' nur wieder. Bist Du nach dieser Partie nicht so stark als ich, so kannst Du, wenn Du willst, das Spiel aufgeben."

„Bei meiner Seele! ich glaube, Du willst mich bestehlen; allein dieß dulde ich nicht." Der ungeduldige Albanese will die Hand auf die Damen seines Gegners legen, um das Spiel wieder herzustellen. Dieser widersteht umsonst. Während er aber die Damen zurück versetzt, zieht Mehemed Bey schnell eine Pistole aus seinem Gürtel, und zerschmettert dem Albanesen den Kopf. Diese Handlung der Wuth brachte alle Zuschauer in große Aufregung; die einen bestürmen den Mehemed Bey mit Beschuldigungen und Drohungen, die andern vertheidigen ihn mit Wärme; allein der Pistolenschuß war das mit den Dienern Mehemed Bey's verabredete Zeichen: sie ergreifen die Waffen, bemächtigen sich fast gleichzeitig aller Chefs, und ermorden sie, ehe sie noch an ihre Vertheidigung denken konnten. So rettete Mehemed Bey durch seine Kühnheit und seinen Muth Aegypten und seinen Vicekönig. Dieses große Trauerspiel störte in keiner Weise die Messe von Tantah. Die Kaufleute verkauften und kauften, nach wie vor, die Andächtigen beteten, die Possenreißer machten ihre Possen, und die Almehs verführten. Man erzählte sich die Einzelheiten der Metzelei zwischen zwei Zügen des Tschibuk und nachdem man seine Lippen mit Kaffee erfrischt. Alle an diesen Gegenstand geknüpften Unterhaltungen endigten mit einem Spruche: „Jeder Mensch trägt sein Geschick auf seiner Stirn geschrieben." — „Dem Willen Gottes kann der Mensch nicht entgehen." — „Wenn das Ende unseres Lebens gekommen ist, sterben wir. Gott allein kennt die Zukunft."

Mehemed Bey kehrte schnell nach Cairo zurück, um seinem Herrn Bericht zu erstatten über das, was er gethan. Sobald er in den Divan getreten, wo Mehemed Ali saß, fragte dieser, der ihn nicht erkannte: „Wer ist dieß?"

„Es ist Mehemed Bei, der Landsmann, der Freund und der Sklave Ew. Hoheit."

„Warum hast Du dir denn deinen Bart abgeschnitten? Willst Du mein Hofnarr werden, oder mir etwa durch Nachahmung der Gewohnheiten jener unverschämten Albanesen trotzen?"

„Hoheit, ich will nicht Euer Hofnarr seyn. Ich bin der ergebenste Eurer Unterthanen; ich schnitt meinen Bart ab, um mehr Aehnlichkeit mit einem Albanesen zu haben, weil ich erfahren hatte, daß sie in Tantah wider Euch sich verschworen. Ich erstickte den Anschlag in seiner Wiege."

„Ich verdanke Dir also, Mehmed, zum Zweitenmal Leben und Reich. Womit soll ich deine Hingebung belohnen?"

„Möge Gott die Tage Ew. Hoheit verlängern und Euern Ruhm bewahren! Dieß ist mein einziger Wunsch."

Chronik der Reisen.

Die Euphrat-Expedition.*)

Grain, Küste von Arabien, Golf von Persien, 27sten Junius 1836.

Mein letztes Schreiben war aus Annah, der angenehmsten Stadt am Euphrat, die aber damals, wegen des Verlustes des „Tigris,“ nur ein betrübendes Interesse für uns hatte. Ich mußte bei Abfahrt des Dampfbootes leider zurückbleiben, und da ich ohne Waffen war, so wurde ich, ehe ich es wieder einholen konnte, beraubt und mißhandelt. Unterhalb Annah befinden sich viele wohlhabende und mächtige Stämme, die bald, wie zu Hadiva, die mit Dattelbäumen besetzten Inseln im Fluß, bald dessen Ufer einnehmen, wie zu Dschibba. Eine neue und unerwartete Erscheinung war es, die Häuptlinge dieser ansehnlichen Stämme herbeikommen zu sehen, um den Schutz unseres Befehlshabers nachzusuchen. Die betriebsamen Klassen fühlen die übeln Folgen eines unaufhörlichen Kriegs recht gut, denn keine Ernte von Datteln und Getreide geht vorüber, ohne daß diese Räuber der Wüste kommen und sich ihren Theil holen. Sie sehen zu gleicher Zeit ein, wie kraftlos ihre Regierung ist, und sind daher geneigt einen wirksamerern Schutz zu suchen. Glauben Sie mir, daß jene, welche von den Arabern im Allgemeinen sagen, daß man kein Vertrauen in sie setzen könne, den mäßigen, betriebsamen und kühnen Stämmen, die unter den Dattelhainen am Euphrat wohnen, großes Unrecht thun.

Von Feluga aus ging, da der Resident zu Bagdad sich nicht sehen ließ, ein Theil von uns in diese Stadt, und nahm den Rückweg durch die Ebenen von Babylon, um das Schiff zu Hillah wieder zu finden.

Fanatismus, durch ein augenblickliches Mißverständniß aufgeregt, hätte in dieser letztern volkreichen Stadt beinahe unsere Freunde und Verbündeten gegen uns bewaffnet. Unsere Lage war einige Minuten lang höchst bedenklich. Glücklicherweise war die Schiffbrücke, welche hier über den Fluß führt, losgebunden, und so nahmen wir gleich beim ersten Lärm unsere Stellung mitten im Fluß, so daß wir beide Theile der Stadt bestreichen konnten. Nun wurden Unterhandlungen angeknüpft, welche mit gegenseitigem Einverständniß und neuem Vertrauen schlossen. Unsere überlegenen Waffen würden in dem ungeordneten Haufen eine furchtbare Zerstörung angerichtet haben.

Im Semlan trafen wir auf Diebe, und zwar sehr sinnreiche Spitzbuben. Es thut mir leid, daß mir der Raum nicht gestattet, etwas von ihren Thaten und der Art zu erzählen, wie sie uns die Nacht durch in Athem hielten. Die Beschaffenheit des Flusses selbst warf uns indeß bald Hindernisse weit ernsterer Art in den Weg, denn er theilte sich nicht, wie man voraus behauptet, in mehrere Arme, sondern drängte sich vielmehr in ein so enges, gekrümmtes Bett mit so niedern Ufern zusammen, daß unsere unbedeckten Schaufelräder und mit ihnen die ganze Maschinerie des Schiffs oft in Gefahr waren.

Der „Euphrat“ ist ein großes, für die meisten Stellen des Flusses trefflich passendes Boot, allein zweifelhaft ist es, ob man diese gekrümmte Stelle gegen den Strom mit ihm würde befahren können. Mit einem schmalern Dampfboote dürfte es keinen Schwierigkeiten unterliegen. Nicht weit unterhalb der Sümpfe hatten wir wegen Holzfällens einen Zwist mit den Eingebornen; die Araber, ohne Häuptling, der sie hätte berathen können, waren sehr wild, wollten durchaus keine Vernunft annehmen und fingen an auf das Schiff zu feuern. Ich befand mich gerade auf der Ebene auf der Wolfsjagd, und sah bei meiner Rückkehr, wie mit Raketen über das Dorf weggeschossen ward. Dieß that indeß nicht gut; denn als man eine andere Mission zu den Einwohnern sandte, sagten sie, man habe auf sie geschossen und ihnen nichts anhaben können, und begannen nun ihren Kriegstanz aufs neue. Zugleich begann das Flintenfeuer von beiden Seiten des Flusses, so daß wir ein wenig aufwärts fahren und ihre Schüsse zu erwidern gezwungen wurden, durch die wir ihnen hoffentlich nicht viel Schaden thaten, wiewohl allerdings einige als Opfer ihrer Hartnäckigkeit gefallen seyn mögen. Von hier aus besuchten wir Sugh el Sull, die Hauptstadt des zahlreichen und wohlhabenden Stammes von Montafidge. Hier, so wie an andern Orten, wurden die zum Versuch mitgebrachten Artikel mit hundert Prozent Nutzen abgesetzt, und die Nachfrage war groß.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß von den Sümpfen bis zur Mündung der Fluß sehr groß und tief ist, und ohne Hinderniß mit Dampfschiffen befahren werden kann. Am 19ten Junius kamen wir nach Bassorah, wo unser Kommandant so viele Kanonenschüsse losbrennen ließ, als der Monarch unseres Landes Jahre zählt.

Bei unsrer Ankunft hier zeigte sich die Unmöglichkeit, das Boot an der Mündung des Flusses zusammenzusetzen, deutlich, wie Obrist Chesney sie vorausgesagt hatte, ihm aber von mehrern Seiten bestritten worden war. Nicht ein Brett oder ein Seil war zu bekommen, denn es blieb uns nichts Anderes übrig, als quer durch die Einfahrt des Golfs von Buschir zu fahren. Man hatte sich hier keine Hoffnung gemacht, daß das Dampfboot ankommen werde; sein Erscheinen setzte daher Alles in Erstaunen, und wir wurden beim Einlaufen in den schönen Hafen von der Mannschaft der Schiffe der ostindischen Kompagnie mit einem herzlichen Zuruf begrüßt.

Unsere Lage hier ist im gegenwärtigen Augenblick nichts weniger als angenehm, die Lauigkeit nicht einmal zu rechnen, mit welcher unser Unternehmen, nach seiner ersten Verzögerung, in der Heimath unterstützt ward. Dennoch haben wir durch des Obristen treffliche Anstalten bereits eine Briefpost über Aleppo und Bassorah, und nicht wie gewöhnlich über Bagdad erhalten; das Dampfboot war schon mehrere Tage vor der zu Empfangnahme der Post von Bombay bestimmten Zeit in Buschir, bis jetzt aber ist noch keine eingetroffen, und inzwischen ist der Fluß bis auf seinen niedrigsten Wasserstand gesunken, auf den das größere Dampfboot nicht berechnet ist. Der Kommandant ist über hier gekommen, um den Transport von Depeschen sicher zu stellen und diesen Theil des Wegs offen zu halten, so daß kein Verzug in dem obern Theil des Flusses erfolgen kann.

Wahrscheinlich ist es jedenfalls, daß wir keine Zeit haben werden, die Fahrt aufwärts zu versuchen, und dann soll alles nur Mögliche für den Wrack des Tigris geschehen, das bei dem fallenden Wasser wieder zum Vorschein gekommen, und so viel wir erfahren, ziemlich gut erhalten ist. Wir haben jetzt einen Offizier an Ort und Stelle, und dieß allein mäßigt die Begierde der übrigen, sobald als möglich dort zu seyn, ein wenig. Offiziere und Mannschaft genießen während der Fahrt auf dem Fluß der besten Gesundheit. Ich habe einen angenehmen Ausflug nach Schiras und Persepolis unternommen, und wir alle warten auf nichts als auf schnellere und kräftigere Unterstützung von der Seite her, die ihren Nationalstolz in unsern glücklichen Erfolg setzen sollte, besonders da es nordische Nationen gibt, die mit schlecht verhehlter Eifersucht auf die glänzenden Aussichten blicken, welche sich durch eine so gigantische Verbindungslinie für Großbritannien eröffnen.

*) Aus dem Schreiben eines Offiziers dieser Expedition.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 351.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 December 1836.

Der Pirat und der Kreuzer.

Der Wind hatte zehn ganze Tage lang aus Osten geweht, und die Flotte, die vor Harwich vor Anker lag, konnte nicht in See stechen. Gar mancher Matrose stand am Ufer und schaute ungeduldig ins Meer hinaus, ob denn immer nicht der blaue Wimpel von der Mastspitze herab wehe; aber Alles war vergebens, der Wind blieb ungünstig vor wie nach.

Der „Dauntleß" lag vor der Mündung des Hafens, um den ersten günstigen Augenblick zur Abfahrt zu benutzen und, ehe er noch das brittische Gestade verließ, nach Portsmouth hinabzusteuern, denn er war bestimmt einen verwegenen Piraten, Namens Gonsalvo, zu verfolgen, der unter spanischer Flagge Jagd auf Kauffahrer machte, ihre Mannschaft ermordete und die Schiffe zerstörte. Den Matrosen des Dauntleß war nicht erlaubt worden ans Land zu gehen, weil sie bereit seyn mußten, bei dem ersten Anschein eines günstigen Windes in See zu stechen.

Eines Abends saß die Mannschaft bei ihrem Grog beisammen; ein paar Bekannte waren eingeladen worden, und um die gesellige Heiterkeit zu erhöhen, wurde Tom Pipes aufgefordert eins zu singen. Er entledigte sich seiner Aufgabe nach ächter Seemannsweise, indem er ein Liedchen zum Besten gab, das sich auf die Bestimmung des Schiffes, nämlich auf den bevorstehenden Kampf mit dem Piraten bezog. Der Gesang ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen, nur Peter Doleful saß mit verschränkten Armen da, und wollte durchaus nicht in die allgemeine Fröhlichkeit einstimmen. Von seinen Kameraden um die Ursache seines Ernstes befragt, hub er endlich an: „Ich sage euch, wir werden kein Glück auf dieser Fahrt haben. Seit zehn Tagen liegen wir hier vor Anker, und werden wohl noch länger liegen bleiben, denn der Wind scheint sich nicht günstig für uns wenden zu wollen. Ich erinnere mich, daß, als wir zu Yarmouth die Anker lichteten, zwei verdammte Krähen oder Raken unser Schiff umkreisten, und sich endlich auf die Stange des Mastsegels setzten. Das war ein böses Zeichen, und obschon wir blind nach ihnen schossen, wollten sie doch nicht weichen, bis sie endlich Tom Pipes mit Schrot herunterholte."

Peter Doleful wurde mit seinen abergläubischen Grillen weidlich verlacht, doch ließ er sich dieß nicht irren, sondern führte so viele Beispiele an, wo seine Befürchtungen eingetroffen, daß er für unverbesserlich erklärt ward. Die Gäste nahmen endlich Abschied, die Nachtwache wurde ausgestellt, und Peter Doleful zog sich in seine Hängematte zurück, um über künftige widrige Ereignisse nachzudenken.

* * *

Brazio de Hiero war ein berüchtigter Pirat, der mit zwanzig verwegenen Gefährten auf den Meeren umherschwärmte. Die lockendsten Belohnungen wurden dem verheißen, der ihn lebendig oder todt liefern würde, aber alle Versuche waren bis jetzt fruchtlos gewesen. Er war kein gemeiner Räuber, sondern stammte aus einer adeligen Familie. Seine Jugendjahre aber hatte er in ausschweifender Gesellschaft zugebracht, die ihn zum Spiel verleitete, und dieß war die Quelle seines späteren Unglücks. Er sollte mit einer liebenswürdigen Dame verbunden werden, und der Tag der Vermählung war bereits bestimmt; leider aber hatte er so viel Geld verschwendet und sein Besitzthum mit so vielen Schulden belastet, daß er sich schämte seinen Schwiegereltern unter die Augen zu treten, und dieß nicht eher zu thun beschloß, als bis er seine zerrütteten Vermögensumstände in etwas wieder verbessert haben würde. Unter mancherlei Vorwänden wußte er den Tag der unauflöslichen Verbindung mit der Verlobten von einer Zeit auf die andere hinauszuschieben, bis endlich alle Ausflüchte erschöpft und kein Aufschub mehr möglich war. In dieser Bedrängniß berieth sich Brazio mit den Gefährten seiner Ausschweifungen, und die Folge hievon war, daß der Beschluß gefaßt ward, noch einmal Hülfe am Spieltisch zu suchen, sich jedoch nicht dem blinden Glück zu vertrauen, sondern zu falschen Würfeln und ähnlichen verzweifelten Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Der Erfolg entsprach der Erwartung und Brazio verließ den Spieltisch mit einer bedeutenden Summe. Der Hochzeitstag war bestimmt, und er sah ihm ohne Furcht entgegen. Von dem gewonnenen Gelde kaufte er eine glänzende Equipage, richtete sein Haus gleich einem Palaste ein, und schien nun allen Launen des Glücks trotzen zu wollen. Gegen die Stimme des Gewissens, die ihm

zuflüsterte, daß er Pracht und Reichthum durch Verrath und Unredlichkeit erkauft habe, blieb er taub.

Der Vermählungstag war erschienen; prächtig gekleidet stieg Brazio de Hiero in seinen Wagen, und rollte rasch durch die Straßen vor die Wohnung Isidorens. Die Dienerschaft öffnete ihm den Schlag, er stieg aus; der Morgen war schön, er beschloß daher einen Spaziergang in den Garten zu machen, bevor er zu seiner Braut ins Zimmer träte. Schon war er in dem zu beiden Seiten dicht mit Gebüsch besetzten Eingang vorgeschritten, als plötzlich ein Mann hinter einer Statue hervorsprang und, das Gesicht fast ganz mit seinem Mantel verhüllt, vor ihn trat. „Sennor," hub der Fremde an, „ehe Sie das Haus betreten, habe ich noch einige Worte mit ihnen zu sprechen."

„Sie!" erwiderte Brazio, „was könnten Sie als ein ganz Fremder wohl zu sagen haben?"

„Ich bin kein Frembling," rief der Mann, indem er den Mantel fallen ließ, „ich bin ein Mitgesell in Schurkerei."

„Juan de Alva!" — „Derselbe," war die Antwort. „Sprich rasch, Juan," sagte Brazio, „fasse Dich kurz, denn meine längere Abwesenheit könnte Verdacht erregen, und meine Hoffnungen vernichten."

„Nun denn," entgegnete Juan, „das Glück war mir nicht so günstig als Dir. Nicht zufrieden mit der Summe, welche ich in der Nacht gewann, wo wir mit falschen Würfeln spielten, ging ich nochmals an den Spieltisch. Allein der Teufel hatte mir den Rücken gewendet; ich vergriff mich, nahm statt der falschen ächte Würfel und verlor, da ich den Irrthum nicht gewahr wurde, auf jeden Wurf, so daß ich ohne einen Heller Geld vom Spieltisch ging. Wie wahnsinnig stürzte ich auf die Straße, und wußte nicht an wen ich mich um Hülfe wenden sollte, als ich zufällig auf eine Gesellschaft stieß, die zu deiner Vermählung eilte. Dieß erinnerte mich an Dich, und nun bin ich da, Beistand von Dir zu fordern."

Brazio war eben so erstaunt als verdrießlich. „Was kann ich für Dich thun, sagte er mürrisch, für Dich, der sein Glück muthwillig von sich stieß. Die kleine Hülfe, die ich Dir zu leisten vermag, würde Dir wenig Vortheil bringen."

„Kleine Hülfe!" rief Juan aus, indem er einen wüthenden Blick auf Brazio warf; „glaubst Du ich sey gekommen, um wie ein Bettler um Almosen zu flehen? Nein, hier fordere ich. Entweder gibst Du mir augenblicklich einen Theil deines schlecht erworbenen Reichthums, oder noch ehe die nächste Stunde verrinnt, sollst Du in dein Nichts zurücksinken!"

„Wie meinst Du das?" fuhr Brazio auf. — „Deine und meine Theilnahme am letzten falschen Spiel will ich bekennen," zürnte Juan, „Dich hinstellen wie Du bist, und — „Still!" flüsterte Brazio, „nicht so laut. Hier ist mein Beutel, nimm ihn und verlaß mich schnell; denn sähe man uns beisammen, so wären wir beide verloren."

Stimmen wurden jetzt im Garten laut, und Juan, der sich in seinem unordentlichen Aufzug nicht gern blicken lassen wollte, verließ Brazio mit den Worten: „Ich gehe, aber wir sehen uns bald wieder." Die Stimmen kamen näher, und mehrere Diener eilten herbei dem Bräutigam zu sagen, daß man ihn im Hause erwarte. Er folgte ihnen und stand bald vor Isidoren und ihrem Vater, von vielen edeln Gästen umringt, vor denen die Vermählung vollzogen ward.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Französin in Polen.

(Schluß.)

Ich kam wohlbehalten in Polen an und fand den Vater meines unglücklichen Freundes. Denken Sie sich einen polnischen Edelmann, mit all den Haupt- und Nebenbedeutungen, die wir gewöhnlich mit diesem Wort verbinden, und Sie haben das treue Konterfey des alten D . . . . ., mit dem Unterschiede jedoch, daß die angenommene französische Galanterie bei ihm sehr bald einem andern Gefühle und — Gott sey's geklagt welchem! — weichen mußte. Ich fing damit an, dem Vater von der Lage seines Sohnes zu sprechen, um die in seinem Herzen schlummernden Regungen von väterlicher Liebe und Zärtlichkeit zu wecken. Allein dieser Vater hatte weder ein Herz, noch Gefühle, noch Zärtlichkeit. Indem ich mich in dem Edelhofe ein wenig umsah, fühlte ich mir das Blut in den Adern erstarren. Welcher Tand, welcher prahlende Lug, welcher glänzende Trödel. In den Sachen wie in den Personen und in dem Benehmen der peinlichste Kontrast. Glanz und Schimmer in den Gemächern, Schmutz und Elend in den Stuben der Diener und Angehörigen. Oben satrapisch befehlende Leibherren, unten schmachvoll gebeugte, mißhandelte und kriechende Leibeigene und Knechte; oben Tanz, Spiel, Lust und aristokratischer Jubel; unten Noth, Klage und — Prügel! Beim allmächtigen Gott, rief ich dem gebieterischen Edelmanne zu, es war nicht der Mühe werth, Ihre beiden Söhne auf die Schlachtbank zu schicken, sie gegen die Russen kämpfen und für die polnische Freiheit ihr Blut vergießen zu lassen, wenn Sie selbst in Ihrem eigenen Hause, wo weder Kaiser noch Ukase sie hindern, der Freiheit zu huldigen und sie thatsächlich zu üben, nur der Tyrannei und dem empörendsten Despotismus fröhnen!

Meine Predigt war übel angebracht, denn der brave Mann hatte nie daran gedacht, seine wackern Söhne gegen seinen allergnädigsten Kaiser und Herrn in den Kampf zu senden, im Gegentheil, darum gerade, weil sie gegen seinen Willen sich der Empörung hingegeben, wollte er nichts von ihnen wissen, und fand es viel ehrenvoller, ein getreuer russischer Unterthan, als ein liebender und gütiger Vater seines verbannten Sohnes zu seyn. Ich hatte ihm einen Brief dieses Sohnes gebracht. Den trug er sogleich zu dem russischen Provinz-Gouverneur hin, um sich dem Verdacht zu entziehen, als unterhielte er Korrespondenz mit einem so revolutionären Lande wie Frankreich. Mir selbst bedeutete er ohne viele Blumen, daß ich am besten thäte, so schnell als möglich meinen Rückweg zu suchen, und da ich ihm statt Gehorsam obige Strafpredigt hielt, so denuncirte er mich, seinen Gast, bei dem Gouverneur als eine Meuterin und Aufrührerin. Das verschaffte mir die Zerstreuung einer Zwangsfahrt, die ich ohne den zarten Sinn meines Wirthes wohl

schwerlich gemacht hätte. Ein russischer Lieutenant ersuchte mich nächtlicher Weile in eine vor dem Edelhofe haltende Droschke zu steigen. Ich gehorchte. Seine Einladung war durch eine Wache von zwanzig Kosacken verstärkt, und hatte mehr Nachdruck als nöthig war. Es ging rasch voran, anfangs stumm, aber dieß dauerte nicht lange. Es war sehr kalt, und die Gouvernementspolizei hatte mir nicht Zeit gelassen, mich auf diese Reise vorzusehen. Mein Lieutenant bemerkte wohl, daß ich fror, allein er bot mir seinen Mantel nicht, er hatte Furcht, daß ich ihn über und über mit Anarchie und Aufruhr anstecken möchte. „Nun, mein schöner Offizier, wohin führen Sie mich denn so eigentlich," fragte ich ihn nach einer Weile mit Lachen.

„Wohin anders als nach Lublin, vor den Gouverneur."

„Nur nach Lublin, das ist Schade. Ich hoffte wenigstens nach Petersburg zu kommen, das ich nicht kenne und das ich gern sehen möchte. Wahrlich, wofern Sie mit den gehörigen Reisegeldern versehen sind, fahren wir immer zu, in Gottesnamen nach Sibirien, ich liebe nichts mehr als die improvisirten Reisen."

Mein Begleiter sah mich zum Erstenmal von der Seite an und bot mir schüchtern seinen Mantel. Ich müßte doch wohl kalt haben, meinte er. Ich verweigerte und fuhr in demselben Tone fort:

„Ist es Gebrauch in Rußland, Herr Lieutenant, fremde, schwache Damen, die um einer guten That willen einige Hundert Stunden Weges zurücklegen, auf eine so ritterliche Weise in die beste Wohnung der Provinz zu geleiten, um daselbst eine edle Gastfreundschaft zu finden? In diesem Falle wünsche ich Ihnen zu Ihrem Auftrag Glück!"

Der arme Mann, der nur halspeinliche Gefährlichkeit geträumt hatte, wußte nicht mehr wie er vor meinem lachenden Spotte seinen Ernst bewahren sollte. Er bot mir von neuem seinen Mantel, und da ich ihn nicht annehmen wollte, stieg er vom Pferde, hing mir ihn selbst um und setzte sich zu mir in die Droschke. Er fing nachgerade an zu begreifen, daß ich ihn nicht in Einem Male verschlingen würde, und daß er wohl mit dem Leben davon kommen könne, selbst wenn er im nämlichen Wagen mit mir führe.

Ich fand in dem Gouverneur einen Mann, der meiner einfachen Geschichtserzählung nicht lange widerstand. Mit einem beklagenden Achselzucken über den Ankläger entschuldigte er sich wegen der mir verursachten Unruhe. Ich war ihm als ein aufrührerischer Feuerbrand geschildert worden, den man von Paris aus nach Polen geschleudert hätte, um das ganze Land in Flammen zu setzen. Ich war als seine Gefangene gekommen, er behielt mich mehrere Tage als seinen Gast, mir sowohl sein Haus zu meinem längern Aufenthalt als einen Paß zu jeder beliebigen Reise in ganz Polen anbietend. Ich verlangte nur eins von ihm, mich wieder zu meinem artigen Gastherrn zurückzubringen, überzeugt, daß ich mich nicht besser an ihm rächen könnte als auf diese Weise. Ich kehrte wirklich dahin zurück, und blieb zwei Monate lang in seinem Hause. Urtheilen Sie von seinem Vergnügen! Allein ich war nicht nach Polen gegangen, um diesem Herrn Freude zu machen, und ich wollte meinen Plan nicht aufgeben. Zudem, was thut man nicht aus Freundschaft!

Und der Zweck Ihrer Reise? fragte ich.

Den habe ich vollständig erreicht. Ich habe den Vater mit dem Sohne ausgesöhnt, ich habe dem Sohne die Mittel zurückgebracht, seine Schulden in Paris zu bezahlen, und fortan anständig und sorgenfrei zu leben.

Und das Alles aus Freundschaft? nicht wahr?

Ich bin nicht fertig. Hören Sie weiter, das ist die beste Antwort auf Ihre Frage. In diesem Augenblicke, wo ich Sie begegne, bin ich ein Liebesbote. Ich bringe meinem jungen Freunde ein zärtliches Billet von seiner Braut. Bald nach meiner Rückkunft habe ich ihn in eine mir verwandte, sehr reiche, sehr adelige, sehr legitimistische Familie der Vorstadt St. Germain eingeführt, und in einigen Tagen wird Herr D . . . der glückliche Gemahl einer jungen, reizenden und reichen Erbin seyn. Im Norden habe ich den Russen dem Polen befreundet; im Westen habe ich die Republik mit der Monarchie des göttlichen Rechts vermählt. Ich weiß nicht, welches von beiden mir am meisten zu Verdienst gerechnet werden wird. Und das Alles aus Freundschaft. Sind Sie dessen nun überzeugt, ungläubiger Freund? Auf Wiedersehen!

Statt aller Antwort küßte ich dem außerordentlichen Weibe mit tiefer Bewunderung die Hand. Und, indem ich an den ziemlich allgemeinen Glauben in Deutschland dachte, daß die französischen Weiber die wahre Liebe nicht kennen, murmelte ich bei mir selbst: Wenn die Freundschaft das vermag, was würde dann die Liebe thun?

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reise in Kleinasien.

Am 24sten November wurde in der königlichen Gesellschaft der Literatur zu London ein Schreiben von Herrn W. Hamilton vorgelesen, welcher gegenwärtig auf einer Reise in Kleinasien begriffen ist, um die Alterthümer dieses Landes zu erforschen. Die Auszüge, welche vorgelesen wurden, geben Bericht von mehrern Orten, deren Strabo umständlicher erwähnt. Das Schreiben ist aus Angora vom 10ten September datirt, wohin der Verfasser von Trapezunt aus, über Amasia gekommen war, dem Geburtsort des genannten Geographen und des großen Mithridats. Das Land ist ruhig, und des Sultans Ferman findet allenthalben Gehorsam. Indessen gelten die Kurden für sehr wild und unabhängig, so daß, wenn weitere Civilisationsplane versucht werden, diese wohl das hauptsächlichste Hinderniß in den Weg legen. Unter den Ruinen, welche der Reisende sah, war ein griechisches Schloß mit einer Treppe zu einem Brunnen, deren Eingang gewölbt war, ein Beweis, daß die Griechen diese architektonische Form schon sehr frühe kannten. Ein Besuch in einem merkwürdigen Steinsalzlager in einem Bassin von rothem Sandstein gibt einen werthvollen Fingerzeig über die geologische Structur des Landes. Herr Hamilton glaubt, es finde sich kein Granit in Kleinasien (obwohl der Berg Ida und andere Orte granitisch seyn sollen), und die Hauptformationen bestehen aus Trapp, Porphyr und andern durch Feuer gebildeten Felsen. In Angora bekam Herr Hamilton durch Niederreißen eines Hauses Zutritt zu einem größern Theil einer bemerkenswerthen griechischen Inschrift auf einem dem August geweihten Tempel, als man bis jetzt davon

gesehen hatte; doch hindern einige andere Gebäude immer noch deren vollständige Untersuchung. Bei einem Ausflug nach einem bergigen Theil des Landes sah Herr Hamilton das Eisenerz durch Moslims aus der Erde graben und verarbeiten, gerade wie Appollonius Rhodius dieß von den Kabylen schildert.

Geologische Notizen.

Die Polypen haben mächtig zur Formation der Kalkschichten beigetragen, und ihr Studium ist für den Geologen von hohem Interesse. Man kennt bis jetzt 596 lebende Arten dieser Thiere, die in 86 Geschlechter eingetheilt sind. Die einen sind gallertartig, andere haben einen hornartigen und wieder andere einen kalkartigen abgerundeten oder ästigen Kern. Diese Thiere sind in alle Meere vertheilt; in den nördlichen findet man hauptsächlich nur solche mit hornartigem und nur wenige mit kalkartigem Kern. So gibt es in den nordischen Meeren nur Seerindenarten, im mittelländischen Meere Korallen und im rothen Meere viele kalkartige Polypen. Im rothen Meere wimmelt es von Polypen; man kennt dort 120 Arten in 44 Geschlechter eingetheilt, welche 13 Familien angehören (bis jetzt kennt man erst 17 Familien unter den Polypen). Das mittelländische Meer bietet nur zwei Kalkpolypenarten.

Die hornartigen Polypen dagegen fehlen in den tropischen Meeren gänzlich. So findet man im rothen Meere nicht eine einzige Gorgone, nur eine Isis ist dort sichtbar. Uebrigens bildet das rothe Meer eine sehr abgeschlossene animalische Region, denn man findet dort 8 Geschlechter und 38 Arten, welche sonst nirgends gefunden werden.

Die Polypen scheinen in keiner Tiefe von mehr als 200 Metres leben zu können. Eine einzige Beobachtung von 402 Metres, die man in dieser Hinsicht in Grönland gemacht haben will, bedarf noch der Bestätigung. Ihr Wachsthum geht außerordentlich langsam vor sich. Die Koralle wird nur alle zehn Jahre gefischt; die Zweige sind alsdann 2 bis 3 Decimeter lang und halten 15 Millimeter im Durchmesser, mithin kommt kaum 1 Millimeter auf das jährliche Wachsthum.

Herr Ehrenberg hat an den Ufern des rothen Meeres folgende interessante Beobachtungen gemacht: Die Bänke der Polypen beginnen am Hafen von Tor und enden im glücklichen Arabien. Sie halten sich 2 bis 3 Meter unter dem Meeresspiegel. Ihre Oberfläche ist sehr eben, die Räume zwischen den Zweigen ausgenommen. Die Bänke laufen in der Richtung des Ufers fort und man sieht deren oft mehrere Reihen. An der ägyptischen Küste finden sich wenige, weil dort das Meer tief ist und sich Ablagerungen bilden. Am Rand der Polypenriffe findet sich oft eine Wassertiefe von 200 Fuß. Die Bänke haben eine Dicke von höchstens 2 bis 3 Metres, und die an der Küste sind sehr stark. Sie wachsen außerordentlich langsam, was sich daraus ergibt, daß sie im rothen Meere noch nicht dicker sind als 2 bis 3 Meter. Herr Lyell nimmt das Maximum ihres Wachsthums auf 1½ Millimeter des Jahres an.

Diese Thiere bauen sich bei ihren Lebzeiten nicht über einander an. Jede Bank kann aussterben, aber die ganze Masse besteht und wächst fort. Herr Ehrenberg ist der Meinung, daß die madreporischen Massen, welche er im rothen Meere beobachtete, dieselben seyen, welche schon zur Zeit der Pharaonen bestanden. Man hat geglaubt, Häfen seyen durch Polypen versperrt worden, allein dieß ist nicht wahrscheinlich, weil man vom Hafen von Tor Beschreibungen hat, welche 1300 Jahre alt sind, und noch jetzt vollkommen passen.

Die Polypen scheuen die Brandungen nicht, im Gegentheil scheinen sie vorzugsweise daselbst zu hausen, weil sie da nicht versandet werden können, und das Wasser sich fortwährend erneuert.

In der Mitte des rothen Meeres findet man nur an den vulkanischen Riffen Polypen. Die Astreen halten sich nach Außen und die ästigen Polypen nach Innen auf.

Im stillen Ocean finden sich Polypenbänke, welche etwas schneller zu wachsen scheinen. Die Herren Quoy und Gaymard glauben, daß sie sich aus dem Grunde erhoben haben, da sie sich 10 Meter unter dem Wasserspiegel befinden.

Auch im indischen Meere finden sich Polypenbänke, und zwar im Kanal von Mozambique, bei den maldivischen und lakkadivischen Inseln. Die letzteren sind selbst nichts Anderes als solche Massen von Polypenbänken. Man hat oft gesagt, daß diese Bänke sich im indischen Meere aus der größten Tiefe erheben; allein die Wahrheit ist, daß man sie nie tiefer als 200 Meter gefunden hat.

Im rothen Meere bilden sie unterseeische Ablagerungen; im stillen Ocean entstehen madreporische Inseln, die bei Eintritt der Ebbe sichtbar werden; die von den Wogen losgespülten Spitzen häufen sich im Mittelpunkt an und ragen endlich auch bei hohem Wasserstand über dem Meeresspiegel empor. Die Versandung dehnt sich nach und nach von der Mitte bis an den Rand des Riffs aus, und die Strömungen führen dann oft Samenkörner, besonders Kokos, dahin, und so bildet sich mehr oder minder schnell eine Vegetation. Eine Eigenheit dieser madreporischen Inseln ist ihre ganz oder fast zirkelrunde Gestalt, und daß sie in der Mitte eine Lagune gleich einem Krater haben. Dieß rührt daher, weil die Polypen vorzugsweise in der Strömung sich aufhalten. Jene, welche sich am Rand, den Wellen ausgesetzt, befinden, wachsen auch schneller und kräftiger, die im Mittelpunkt dagegen bleiben eben so zurück, wie jene, welche an dem der Strömung entgegengesetzten Ende der Bank sich befinden. Deßhalb nehmen auch die madreporischen Massen eine Hufeisengestalt an.

In den Antillen findet man mächtige Polypenbänke; zu Bahama bilden sie große Riffe, und zu Guadeloupe findet man sie in den Kalkschichten, welche sich da bilden.

Obschon die Polypen nur in einer nicht beträchtlichen Tiefe bestehen können, so haben sie doch große Räume zu ihren Bauten gefunden. Die Maldiven z. B. haben größere Ausdehnung als die Alpen.

Man hat bemerkt, daß von 52 madreporischen Inseln 29 im Mittelpunkt eine Lagune hatten, und daß ihr Durchmesser sehr verschieden war. Eine merkwürdige Erscheinung ist die wagerechte Richtung der Polypenbänke. In dem sekundären Boden des Departements der Côte d'Or und der Normandie findet man horizontale Polypenbänke, die einen großen Raum einnehmen.

Ein Herr Smith las in der Versammlung der geologischen Gesellschaft ein Memoire vor über den Wechsel in der relativen Land- und Wasserhöhe in der Mündung des Clyde. Er sagt darin unter Anderem: Im westlichen Schottland finden sich zwei Ablagerungen an der Oberfläche; die unterste besteht aus ungeschichtetem Thon mit Rollsteinen, und enthält selten organische Ueberreste. Dagegen fand man Hirschhörner, Stoßzähne und Knochen von Elephanten, manchmal mit Seemuscheln vermischt. Der obere Niederschlag besteht aus fein geblättertem Thon mit Sand und Kies darüber; Reste von Seethieren von noch bestehenden Arten finden sich allenthalben, namentlich aber im Thon. Diese Ablagerung hat Herr Smith auf beiden Seiten des Clyde von Glasgow bis Roseneath und Greenough verfolgt, und in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß über dem Meeresspiegel angetroffen.

Vermischte Nachrichten.

Vor kurzer Zeit wurde in der Nähe von London eine Maschine probirt, vermittelst deren man zu jeder Zeit einen Wagen anhalten kann. Der Grundsatz der Erfindung beruht darauf, daß man den Druck auf die Axenkapseln der beiden Hinterräder und dadurch die Friktion so sehr vermehrt, daß der Gang des Wagens plötzlich aufgehalten werden kann. Dieß geschieht vermittelst eines Hebels, wobei das Rad durch eine Kette um die Nabe festgehalten wird. Wenn man bergauf fährt, so kann man den Wagen unvermerklich stellen, und die Pferde dadurch erleichtern, daß sie ausruhen können. Beim Hinabfahren wird auf diese Weise der ganze Druck der Last den Thieren abgenommen, oder auch nur erleichtert, und man kann die Pferde ganz ausspannen, und der Wagen fährt ganz sicher durch sein eigenes Gewicht hinab.

Auf der westindischen Insel St. Vincent ist eine Gesellschaft zusammengetreten, um das Innere der Insel, das man noch sehr wenig kennt, zu erforschen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 352.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 December 1836.

Skizzen aus den Tropenländern.

Die Orkanmonate.

Die Vorbereitungen, welche man in Dominica einige Monate vor der Jahreszeit der Orkane trifft, haben etwas Schreckenerregendes für jeden Neuangekommenen, welchen sein böses Geschick nach dieser Insel verbannt. Fürs erste werden große Balken, welche mit dem einen Ende fest in die Erde gegraben sind, an die Giebelenden und Seiten jedes Hauses angestemmt, die Läden festgenagelt und mit Querhölzern befestigt, mit Ausnahme von einigen wenigen, die man offen läßt, um Luft und Licht in dem Zimmer zu haben. In diesen schraubt man starke eiserne Ringe fest, um sie mit Stricken an eiserne Stangen, welche quer über die Thürpfosten des Hauses angeschmiedet werden, festzubinden. In der Nacht unterhält man brennende Lichter, und sobald nur der Wind ein wenig frisch weht, ist Alles auf den Beinen, entschlossen, im Hause zu bleiben, so lange es zusammenhält, und wenn es nicht mehr halten will, sein Leben zu retten, so gut es geht. Vorsichtige Leute haben festgebaute niedere Gewölbe, wohin sie sich während des Sturmes zurückziehen, denn hat der Orkan einmal zu wehen angefangen, dann denkt niemand mehr an sein Eigenthum, niemand an die theuersten Verwandten, das Bedürfniß der Selbsterhaltung verschlingt jedes andere Gefühl, denn keine Erfahrung, keine Vorsicht kann gegen die Wirkung des Sturmes sichern: er bläst aus allen Punkten des Compasses, und der Regen stürzt herab in Strömen, wie man sie in Europa niemals sieht. Fortdauernd leuchtende Blitze erhellen den Himmel, und man kann den kleinsten entfernten Gegenstand vollkommen deutlich sehen, aber das Gebrüll des Orkans ist so fürchterlich, daß der stärkste Donner überhört wird, und das heftigste Erdbeben unbeachtet bleibt. Aus der Wurzel gerissene Bäume, Steine, Ziegel, alles Mögliche fliegt in allen Richtungen umher, als würde es von einer riesenhaften Zerstörungsmaschine getrieben. Nicht länger ist das alte Sprüchwort wahr: die Eiche bricht im Sturm, aber die Weide biegt sich und entgeht seiner Wuth; denn selbst das Gras wird von der Oberfläche der Erde weggerissen, und wie Spreu von dem Winde zerstreut. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der noch am Morgen des 21sten Septembers 1835 mit reichem Grün bedeckte Berg Morne-Bruce in Dominica am folgenden Nachmittag nicht Eine Spur mehr zeigte, daß hier einst eine Vegetation vorhanden gewesen sey. Während des Orkans in Barbados im J. 1831 wurden Schindeln in den Stamm von Kokosnußbäumen und gleich Keilen in die Fugen zwischen den Backsteinen getrieben, ja man erzählt Dinge, welche jedem, der nicht einen ähnlichen Sturm erfahren hat, völlig unglaublich erscheinen müssen.

Eine schwüle Stille in der Atmosphäre und ein dumpfes Brüllen des Windes in der Ferne sind häufig die Vorboten eines Orkans; die Blätter und leichten Zweige werden in der Luft emporgetrieben, als ergreife sie eine unsichtbare Hand. Oft aber kommt der Sturm ohne solche Vorboten heran, und dann sind die Hausbewohner mitten unter dem Krieg der Elemente beschäftigt, die Thüren und Fensterläden zu schließen, und blicken ängstlich nach dem Dache, ob es dem tobenden Sturm widerstehen werde: manchmal wird dasselbe mit Einem Riß von den Mauern weggerissen, oder es wankt, die Stützen krachen, die Balken brechen wie morsche Zweige, und herab stürzt das Ganze in Trümmerhaufen; glücklich noch, wenn die Einwohner Zeit gewinnen, in den offenen Sturm hinaus zu entkommen, wo sie sich flach auf den Boden werfen und an irgend etwas festhalten müssen, damit nicht ihre Glieder an den Steinen zerrissen oder sie gar in Abgründe hinabgeschleudert werden. In Dominica wurde in der Nacht des Orkans die einzige noch übrige Kaserne, in welche Offiziere und Mannschaft sich geflüchtet hatten, nur durch die vereinten Anstrengungen einer Kompagnie Soldaten erhalten, welche mit aller Kraft Thüren und Fenster geschlossen hielten. Eine Familie, welche in einem Vorhaus Schutz gesucht hatte, nachdem die Mauern ihres Wohnhauses niedergerissen worden waren, mußte die ganze Nacht hindurch bis an die Knie im Wasser gegen die Thüre drücken, damit diese nicht vom Sturm aufgerissen werde.

Wenn aber auch das Dach und die Mauern zusammenhalten, so ist man doch noch nicht sicher, denn das ganze Haus kann fortgerissen werden: ein sehr fest gebautes Haus auf der Pflanzung Londonderry, welches man für stark genug hielt, um

Digitized by Google

jedem Sturm zu widerstehen, wurde vom Boden weggerissen und fortgeschleudert, so daß man am folgenden Tage nur noch die zerstreuten Steine der Grundmauern fand. Zuckersiedereien, Mühlen, Vorrathshäuser waren in gestaltlose Trümmerhaufen umgewandelt, und das Vieh unter den Ruinen der Ställe begraben; das junge Zuckerrohr wurde aus der Erde gerissen und die alten Pflanzen platt gelegt, als wäre eine mächtige Walze darüber gegangen. Die Felder standen da, ihrer Ernte beraubt, während die über ihre Ufer getretenen Flüsse ihr schmutziges Wasser in Strömen ergossen, mächtige Bäume mit fortrissen, und sie an den Felsen zerschellten. Das Meer selbst, als eile es, an dem Zerstörungswerke Theil zu nehmen, spie seine Wellen bis in die Zuckerfelder herein. So lautet wörtlich der Bericht des Aufsehers der genannten Pflanzung.

Der Verfasser dieser Schilderung, ein junger englischer Offizier, schließt dieselbe mit den Worten: In unserer Garnison, wo ich meiner Sünden halber unter Nebel und sumpfigen Ausdünstungen leben mußte, bewiesen die aufgehäuften Trümmer, daß uns der letzte Orkan nicht verschont hatte: in dem Quartier der Offiziere war der Giebel und das halbe Dach weggerissen, so daß der Regen fortwährend unsere Zimmer überschwemmte, und es war in der That lächerlich, die Vorbereitungen zu sehen, welche jede Nacht gemacht wurden, um während des erwarteten Orkans zu entkommen: Mäntel und Ueberröcke wurden in Ordnung gebracht, um sie jeden Augenblick anlegen zu können, unsere werthvollsten Sachen waren in einer eisernen Kiste aufbewahrt, eine Laterne wurde angezündet, und Gläser mit Branntweingrog bereit gehalten, um sich auch von Innen gegen Regen und Wind zu schützen. Endlich wurden die Thüren eines bombenfesten Magazins, welches hart neben unserm Quartier lag, vermittelst zweier eiserner Hebstangen offen gehalten, damit der Wind sie nicht schließe und uns so den letzten Zufluchtsort versperre. Dieser Zustand der Dinge war peinlich und ermüdend, denn man befand sich stets in einer Stimmung, als solle man einen Kampf beginnen mit einem verborgenen Feind, der jeden, auch den unredlichsten Vortheil, den unsere Schwäche ihm biete, zu benützen im Begriff stehe.

Der Pirat und der Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Der Dauntleß lag noch zwei Tage länger vor Harwich, als der Wind nach Nordwest umsetzte, und das Schiff in See stach. Die Fluth führte es durch den Sweyn, und es legte sich auf kurze Zeit auf der Rhede von Dover vor Anker. Am folgenden Morgen war der Wind günstig zur Fahrt durch den Kanal, und lustig wogte der Dauntleß auf dem Wasser dahin. Die Mannschaft wünschte sich eben Glück zu dem herrlichen Wetter, als Peter Doleful langsam und mit der gewöhnlichen bedenklichen Miene herankam. „Nun Peter, altes Haus, sagte Tom Pipes, wie geht's? Herrlicher Wind, die Segel aufgebläht, zehn Knoten in der Stunde — bald werden wir den atlantischen Ocean sehen!“ — „Ich wollte es wäre so,“ entgegnete Peter, mit dem gewöhnlichen Zweifelsblick, allein ich fürchte der Wind wird nicht lange mehr aus diesem Winkel blasen.“

„Was,“ sagte Jack Thompson mit einem Seitenblick, „schon wieder neue Omen?“

„Ja, neue Omen,“ entgegnete Peter ihn verächtlich ansehend; die verdammte Ladung Schweine wird uns noch alle verderben. Kann der Kapitän nicht ohne Schweinefleisch auf seiner Tafel seyn, warum hat er sie nicht gleich schlachten lassen. Schweine sind zur besten Zeit kein gutes Zeichen. Schaut nur den häßlichen Eber an, wie er den Rüssel nach der rechten Seite in die Höhe streckt. Was glaubt ihr wohl, wonach er so aufmerksam schaut?“

„Bei meiner Seele, ich weiß es nicht,“ erwiderte Pat Larkins, der Zimmermann.

„Das wußt' ich wohl, du dummer Teufel,“ sagte Peter; „er schaut sich nach dem Winde um. Gebt Acht, ehe zwei Stunden vergehen, habt ihr ihn gerade in die Zähne.“

Die Mannschaft lachte über Peters Prophezeiung, doch ging das Lachen nicht so von Herzen wie gewöhnlich. Stunde auf Stunde verstrich, der Abend kam heran, und immer war der Wind noch günstig. Peter und noch einige Matrosen gingen hinab ihren Grog zu holen. Pat Larkins konnte nicht unterlassen ihm eins anzuhängen. „Nun,“ sagt' er lachend, woher bläst der Wind?“ „Aus Norden,“ antwortete Peter trocken. — „Und des Ebers Rüssel steht nach Süden,“ rief Pat, „zum Teufel, das ist unmöglich, Mensch! Wie kann das Schwein seinen Rüssel nach Süden wenden, und den Wind aus Norden sehen, ohne ein klein wenig zu schielen?“

Peter machte ein geheimnißvolles Gesicht, und sagte mit einem verächtlichen Blick auf Pat: „Was kann man von einem Iren auch anders erwarten als einen Bären. Nun, um Dir zu beweisen, daß Du nicht mehr Hirn im Schädel hast als dein Hintersteren, so will ich Dir das Ding ein wenig klar machen. Ich bin schon manches Jahr zur See gewesen, und habe stets genau auf alle Anzeichen gemerkt, die auf Veränderung des Wetters deuten. Daß ein Schwein den Wind sieht, ist so gewiß, daß alle eure Astrologen und Philosophen es nicht wegdisputiren können. Unser Schwein schaute, wie ihr Alle wißt, gerade nach Süden, und sicher hätten wir binnen zwei Stunden den Wind von dorther gehabt, wäre mir nicht zu rechter Zeit noch ein Mittel eingefallen.“

„Und das wäre?“ fragte Pat.

„Nun,“ sagte Peter, „ich nahm das Schwein in meine Arme, und drehte ihm den Kopf rund herum, daß der Rüssel gerade nach Norden stand.“

Pat und die gesammte Mannschaft brachen in ein lautes Gelächter aus. „Lacht ihr nur,“ brummte Peter höhnisch, „aber verlaßt euch darauf, hätte ich das nicht gethan, so wären wir bei Tagesanbruch um einige hundert Meilen zurückgeschlagen worden. Und übrigens seyd Ihr, Mister Pat Larkins, gar nicht der Mann darnach, mich mein Pensum und meine Grammatik zu überhören. Was habt ihr nicht erst für ein sauberes Stück gemacht, als unser Schiff frisch aufgetackelt war, und wir so sehr von Besuchen belästigt wurden, daß der Kapitän erklärte, nie-

mand mehr an Bord lassen zu können. Nun wahrlich, das war doch der beste Bär, den man sich nur denken kann."

„Den Teufel, war's ein Bär," erwiderte Pat, „ich gab eine deutliche, bestimmte und rasche Antwort auf eine einfache Frage, wie meine Kameraden entscheiden sollen. Unser Schiff lag am Damm, und alle unsere Leute waren am Lande, den Kapitän, mich und den Steuermann ausgenommen. Kapitän und Steuermann waren unten im Schiff und sahen in den Karten nach, und ich war auf dem Deck, um Red' und Antwort zu geben. Kommt euch auf einmal ein großer dicker Herr daher, mit einem Kopf so dick eingepudert als ob's ihm darauf geschneit hätte und frägt: „Kann ich das Schiff besehen?" — „Nein, sage ich, das kann jetzt gerade nicht seyn." — „Und warum nicht?" sagt er. — „Weil kein Mensch an Bord ist, sage ich, als der Kapitän, und der ist gerade ans Land gegangen. Jetzt frage ich euch, ist das ein Bär?"

Ein schallendes Gelächter brach los, und das Schiffsvolk versprach sich noch tausend Spoß, so lange Peter und der Irre erzürnt gegen einander waren.

Plymouth-Sund war jetzt nur noch einige Meilen entfernt, und man ging vor Anker, um zwei Offiziere an Bord zu nehmen, Verwandte des Kapitäns, die diesen zu begleiten wünschten. Bald ging man wieder unter Segel; der Wind war steifer Nordnordost, Peter stand am Steuer. Das Schiff fuhr eben, mit ausgeworfenem Senkblei, durch einen engen Kanal und Peter war, der vielen Klippen wegen, sehr aufmerksam. Einer der beiden Offiziere stand sorglos am Compaßhäuschen und pfiff: „Rule Britannia." Peter blickte einigemal mürrisch nach ihm hin, konnte aber endlich seinen Unmuth nicht mehr zähmen und sagte: „Sir, pfeift doch nicht."

„Nicht pfeifen?" rief der Offizier, „was ist denn dabei Böses?" — „Vielleicht gerade jetzt sehr viel!" versetzte Peter. „Nun wahrlich, das ist albern," sagte der Offizier, ihr müßt ein eigner Mensch seyn, denn noch sind's keine zwei Stunden, als ihr selbst pfifft." — „Das kann wohl seyn;" erwiderte Peter, „aber damals hatten wir auch keinen Wind, und jetzt haben wir mehr als wir brauchen." — „Wie," rief der Offizier, „hat denn das Pfeifen Einfluß auf den Wind?" — Gewiß," war Peters Antwort: „**Pfeife niemals wenn der Wind stark weht, herrscht aber Windstille, so kannst Du nach Gefallen den Wind herbeipfeifen.**"

Der Offizier lächelte, machte rechts um, ging in die Kajüte hinab, und überließ es Petern mit dem Wind zurecht zu kommen.

* * *

Die edeln Gäste in Isidorens Haus wohnten nach der Vermählung einem glänzenden Feste bei, das bis spät in die Nacht dauerte. Die Neuvermählten stiegen dann in Brazio's Equipage, die sie in dessen Wohnung brachte. Am nächsten Morgen erhielten sie Besuch von Isidorens Vater, der dem jungen Ehemanne die bedungene Mitgift einhändigte.

Ein Monat war dem neuen Ehepaar in ungestörter Ruhe verstrichen, als einst spät am Abend ein Diener zu Brazio eintrat, und einen Fremden meldete, der seinen Namen zu sagen weigere, und augenblicklich vorgelassen zu werden wünsche. Brazio erbleichte; es war schon spät — sollte es vielleicht ein anderer Spieler seyn, der ebenfalls Beistand von ihm erpressen wollte? Er wußte nicht, was er denken sollte. Schon war er entschlossen den Besuch abweisen zu lassen, als er sich noch zu rechter Zeit erinnerte, daß das Feigheit verrathen würde, und war es wie er fürchtete, so konnte nur Entschlossenheit helfen. Er ging also hinab in ein Zimmer neben dem Saal, und vor ihm saß Juan. Erstaunt blickte Brazio auf den unerwarteten Besuch und sagte: „Nun, was soll's? Hast Du die verlangte Hülfe nicht erhalten? Warum noch ferner mich belästigen?"

„Signor Brazio," entgegnete Juan mit höhnischer Förmlichkeit, „ich verstehe Sie nicht. Ich hatte einen freundlichen Willkommen erwartet, da ich mich so lebhaft für Ihr Wohl interessire; weil Sie aber ungeduldig scheinen, so will ich Ihnen unverweilt die Ursache meines Besuchs entdecken. Sie werden das Glück nicht vergessen haben, das Sie mit den bewußten falschen Würfeln am Spieltisch hatten; wir lachten damals herzlich über die gerupften Gimpel, und ließen uns nicht träumen, daß wir entdeckt werden würden."

„Ja, entdeckt," fuhr Juan fort. „Du bist betroffen, Du erbleichst? Doch hast Du noch nichts zu fürchten; deine Sicherheit hängt von Deinem Benehmen ab. Jetzt höre — man hat entdeckt, daß die falschen Würfel von Dir herkamen, und heute Abend noch war Dir von einigen der Geplünderten ein Besuch zugedacht. Mir ging Deine Lage zu Herzen; Du bist eben erst mit einer jungen liebenswürdigen Frau verbunden worden, ich habe weder Kind noch Kegel, und ein Unglück, das mich betrifft, schadet niemand sonst. Ich beschloß also der Freundschaft mich zu opfern. Geradezu läugnete ich, daß Du um die falschen Würfel gewußt, und bekannte mit zerknirschter Miene, daß ich der Schuldige sey."

„Edler Freund," rief Brazio aus, „ein so großmüthiges Opfer soll nicht unbelohnt bleiben!"

„Es ist auch meine Absicht nicht, unbelohnt von Dir zu scheiden," erwiderte Juan mit Nachdruck, „und eben dieß ist der Zweck meines Besuchs. Um Zeit zu sparen, habe ich eine Schrift aufgesetzt, die Du nur zu unterzeichnen brauchst und unser Geschäft ist abgemacht."

„Was enthält dieß Papier?" fragte Brazio. „Es ist," war die Antwort, „eine Anerkennung gewisser Verpflichtungen gegen mich, und eine einfache Verschreibung Deines halben Vermögens."

„Tollhäusler," fuhr Brazio wüthend auf. Lieber wollte ich mein Brod vor den Thüren betteln, mich lieber auf die Galeere schicken lassen, als solche Bedingungen eingehen."

„Erhitzt Euch nicht, Sennor Brazio," sagte Juan. „Ich bin ganz kalt wie Ihr seht. Unterzeichnet Ihr dieses Papier nicht, so geschehe Euch wie Ihr gesagt. Guten Abend, Sennor. Ich werde Euch nicht weiter belästigen. Ich kenne noch ein Dutzend Gesellen Eurer Schlechtigkeit, diesen will ich Eure Adresse geben; sie werden sich freuen Euch zu sehen, und ohne Zweifel glücklicher seyn als ich." Juan schritt der Thüre zu.

„Halt, Elender!" rief Brazio, indem er den Degen aus der Scheide riß; „glaubst Du meiner gerechten Rache zu ent-

rinnen? Dein Leben ist in meiner Gewalt, und diesen Augenblick. —"

„Sachte, sachte, Sennor Brazio," versetzte Juan; „bleibt nur kalt, wie ich es bin. Euer Degen ist gewiß ein scharfes Argument; aber ich habe zwei Freunde bei mir, deren Donner euer Sterbegeläut seyn wird." Bei diesen Worten zog er ein paar Pistolen aus der Tasche, die er Brazio entgegenhielt.

Die beiden Verzweifelten standen einander gegenüber; es war eine Skizze aus dem Leben gegriffen — zwei Tiger, mit funkelnden Blicken, einer des andern Stärke bemessend. Beide blieben im Vertheidigungsstand. Endlich brach Juan das Schweigen. „Brazio," sagte er, „Du siehst, ich bin zu vorsichtig, als daß ich mein Leben aufs Spiel setzen sollte; denn ich kenne Dich gut genug um zu wissen, daß Du wohl im Stande bist, Freunden, die zu tief in Deine Karte gesehen haben, ein ewiges Schweigen aufzulegen. Unterzeichne diese Schrift, oder ich gehe augenblicklich zu dem Alcalden. An meinem Leben liegt mir nichts, und gern werde ich das Schaffott besteigen, wenn es in Deiner Gesellschaft geschehen kann. Ich trage einen Brief an Alvarez bei mir, der ein Bekenntniß aller unserer schlechten Streiche enthält, und Du begreifst wohl, daß dieser, der Dir ohnehin nicht hold ist, seit Du Isidorens Hand und Vermögen ihm weggekapert hast, Alles thun würde, um Dich zu verderben."

„Verlaß mich!" rief Brazio, „ein andermal wollen wir dieß in Ordnung bringen."

„Nein, jetzt," entgegnete Juan. „Ohne dieses Papier gehe ich nicht von hinnen. Eure Unterschrift, Sennor; die Zeit ist gemessen. Wählt also; unterzeichnet, oder seyd elend für immer!"

„O daß alles Unheil, was es in der Schöpfung gibt, auf Dein Haupt herabstürzte, Du Teufel!" rief Brazio aus, als er die Feder ergriff.

„Die Unterschrift!" wiederholte Juan, indem er mit höhnischem Grinsen auf das Papier deutete, „oder Eure eigenen Bedienten sollen die ersten seyn, denen ich den Charakter ihres Herrn und Meisters im wahren Lichte zeige."

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Matanzas auf der Insel Cuba.

Der so außerordentlich schnell aufblühende Wohlstand dieser Stadt, die vor 20 Jahren nur ein unbedeutendes Dorf war, ist eine so merkwürdige Erscheinung, daß einige Angaben über ihren agrikolen und kommerziellen Reichthum nicht ohne Interesse seyn dürften.

Diese Stadt liegt unter 23° 2' 50" N. B. und 81° 17' 11" W. L., Meridian von Paris, an den Ufern und im Hintergrund ihrer Bai, zwischen den Flüssen St. Johann und Yurnury auf einem flachen nur acht Metres über dem Meeresspiegel erhabenen Boden, der gerade Abhang genug hat, daß das Wasser ablaufen kann. Der Boden besteht aus thonigem weißen Sand, der durch die Einwirkung der Sonne große Festigkeit gewinnt. Die Ufer der beiden Flüsse zur Seite der Stadt und jenseits waren früher mit Manglebäumen bedeckt, die von der zunehmenden Bevölkerung umgehauen wurden, um Häusern Platz zu machen, haben jedoch, wie in allen sumpfigen Gegenden, Miasmen zurückgelassen, die den Aufenthalt, besonders zur Regenzeit, ungesund machen. Dieser fatale Umstand bildet einen merkwürdigen Kontrast mit den andern Quartieren der Stadt, die von der durch die hier periodischen Seewinde gereinigten balsamischen Luft der umliegenden Felder durchweht werden.

Die Gestalt der Stadt ist, wenn man die nach Süden sich ausdehnende Vorstadt Pueblo Nuevo ausnimmt, ein unregelmäßiges Trapez. Gegenwärtig ist sie in zehn Quartiere getheilt. Die Straßen sind gerade, breit, aber nicht gepflastert, dennoch aber, des harten Bodens wegen, sehr reinlich. Die Plätze sind schön und geräumig. Der Waffenplatz ist mit steinernen Bänken und einem zu Ehren Ferdinands VII errichteten Obelisken in der Mitte geziert und mit Ketten eingefangen.

Matanzas zählt gegenwärtig 2366 Häuser, größtentheils von Holz, mehrere öffentliche Gebäude, zwei Kirchen, zwei Spitäler und zwei Brücken von Backsteinen. Das Douanengebäude und die Kaserne sind besonders bemerkenswerth. Die Stadt hat mehr als 450 Magazine und Läden. Die stehende und ab- und zureisende Bevölkerung, das Stadtgebiet mitgerechnet, beläuft sich auf 56,511 Seelen.

Die Bai von Matanzas ist sehr geräumig, und kann eine große Zahl von Schiffen jeder Größe aufnehmen. Sie ist gegen alle Winde geschützt, weniger jedoch gegen die von Nordost, die indeß auf der nördlichen Küste der Insel, wo die Stadt liegt, wenig zu fürchten sind.

Die Einfahrt in diesem Hafen liegt unter 23° 4' 11" N. B. und 81° 9' 11" W. L., Meridian von Paris, und bildet einen Winkel von etwa zwei Lieues bis zu der Spitze, wo sich das Fort Vigia befindet. Die größte Breite zwischen der Spitze von Maya und von Sabanilla gegen Westen ist 2400 Metres. Die Bai selbst hat einen Flächeninhalt von 5000 Metres, wovon ein Dritheil von einer großen Bank und mehrern Klippen eingenommen ist.

Matanzas gilt als der erste Handelsplatz nach der Hauptstadt. Ihre Seelage und die stets steigende Zunahme des Anbaues machen sie jetzt zu einem der bedeutendsten Handelspunkte auf Cuba.

Im Jahre 1833 beschäftigte der Handel von Matanzas 520 Schiffe von 51,223 Tonnen für die Einfuhr, und 364 mit 60,888 Tonnen für die Ausfuhr. Die von diesem Seehandel erhobenen Zölle beliefen sich auf 738,053 Piaster, mithin um 91,589 Piaster mehr als im Jahre zuvor, und um 193,385 mehr als 1832.

Im Jahre 1835 zählte man 134 Zuckersiedereien, welche 55,200 Centner Zucker erzeugten, 209 Kaffeepflanzungen, welche 49,105 Centner Kaffee lieferten, 7 Branntweinbrennereien, welche 11,110 Fässer Tafia stellten, und endlich 1507 Landwirthschaften mit 52,651 Stück Vieh. Die Geschäfte in Zucker waren, wie auf der ganzen Insel so auch hier, während der letzten Jahre sehr bedeutend.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 90** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Mortis Amor.** Von A. Barbier. — Gedichte von Jean Reboul. (Fortsetzung). — **Edgar Quinet über Deutschland. (Schluß.)**

[illegible]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 353.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 December 1836.

Ueber die neuesten italienischen Geschichts-Werke.

Aus Toscana. September 1835.

Alles, was von einem in Italien noch fortbestehenden, gründlichen Studium des Mittelalters Zeugniß ablegen konnte, war in der letzten Zeit so ziemlich auf das alleinige Werk des Grafen Litta zusammengeschrumpft. Von dessen umfassender Arbeit, „die berühmten Geschlechter Italiens" betitelt, ist neulich mit den Gonzagas die Geschichte des fünfundfünfzigsten Geschlechtes beendet worden. Da außerdem Alles, was in England durch Publicirung der Public Records, in Deutschland durch die Monumenta, in Frankreich durch die im großartigsten Sinne unternommene Herausgabe der Archives curieuses de l'histoire de France geschieht, in Italien bis jetzt keine oder geringe Nachahmung fand, weiß man kaum, ob es als bloßer Zufall, oder als gute Vorbedeutung gelten kann, daß in diesem Augenblick zwei eben erschienene Werke ähnliche Bestrebungen verrathen. C. Morbio hat in Mailand ein Werk publicirt, das namentlich die Stadtgeschichte von Pavia und Ferrara behandelt, und das, obwohl Altes und Neues etwas planlos durch einander werfend, doch Urkunden mittheilt, welche über die im Detail wenig bekannte Geschichte jener beiden Städte mannichfaches Licht verbreitete. Wichtiger sind die „Dokumente zur italienischen Geschichte" (documenti di storia italiana), welche der Buchhändler Molini in Florenz vor wenigen Monaten zum Erstenmal bekannt gemacht, und deren Text der Marchese Gino Capponi durch Noten erläutert hat. Molini, der eine neue Ausgabe des Macchiavell und des Benvenuto Cellini vorbereitete, suchte bei seinem Aufenthalt in Paris im Jahr 1832/33 außer Briefen des Macchiavell, namentlich ein bis auf diesen Tag verborgenes Schreiben des B. Cellini, in welchem dieser, nach seinen eigenen Worten, auf neun Blättern über alle Arbeiten sich erklärte, die er im Dienst des Königs von Frankreich unternommen hatte; blieb Molini's Bemühen in dieser Beziehung erfolglos, so ward es doch anderweitig dadurch belohnt, daß er auf der königlichen Bibliothek die auf italienische Geschichte bezüglichen Manuskripte des Grafen von Bethune durchsehen, und von 950 Bänden 203 für seinen Zweck excerpiren, und aus denselben von den bedeutendsten Copien nehmen konnte. Von dieser Arbeit nun liegen in diesem ersten Band 161 Originalbriefe vor, welche, mit Ausnahme der vierzehn ersten, die aus dem 13ten Jahrhundert stammen, aus der Zeit von 1500 bis 1527 datiren. Hier kann natürlich nicht der Ort seyn, näher in den reichen Inhalt dieser Sammlung einzugehen; es mag die Bemerkung genügen, daß diese Dokumente, namentlich das für diese Zeit so wichtige, und zugleich so verwickelte Verhältniß Frankreichs zu Italien zum Gegenstand haben, in diesem manche Zweifel auf überraschende Weise lösen und viele Lücken genügend ausfüllen. Die wenigsten Urkunden sind Französisch und Lateinisch, die meisten Italienisch geschrieben, alle aber in der Orthographie des jedesmaligen Originals wieder gegeben. Der Herausgeber gesteht selber, daß er ohne die Hülfe des Marchese G. Capponi sich schwerlich zur Publicirung dieses Werkes entschlossen haben würde; und in der That ist auch dessen Arbeit so ausgefallen, daß sie nicht allein den Leser sogleich in den rechten Zusammenhang versetzt, sondern auch aus dem vorliegenden Material auf allen Seiten Resultate und Folgerungen zieht, welche nur einem mit der Vergangenheit seines Landes sehr befreundeten Italiener gelingen konnten. Den Italienern sind außerdem in einzelnen Andeutungen Fingerzeige gegeben, wo und wie die Geschichte Italiens noch speciellere Bearbeitung erfordere und verdiene. Eine besondere Zierde dieses Werkes bildet das bis dahin ungedruckte „politische Testament des Ludovico Moro," in welchem er verordnet, wie sein Land nach seinem Tode und im Fall der Minderjährigkeit seines Sohnes zu regieren sey. In der Vorrede gibt der Herausgeber Nachricht von andern in den genannten 203 Codices enthaltenen Dokumenten, und schließt mit Notizen über Manuskripte, die sich im Archiv des Hotel Soubise, und in der Bibliothek des Arsenals befinden. Das Ganze ist trefflich ausgestattet, und dem König der Franzosen gewidmet. Wer den ungeheuren Reichthum an Urkunden kennt, den die italienischen Archive und Bibliotheken, soll man sagen bewahren oder verschließen, muß bedauern, daß ein unternehmender Mann, wie Molini, nach Paris zu gehen hatte, um von dorther Beiträge

für die Geschichte seines Vaterlandes heimzubringen. Man denkt an das gute Beispiel von Lucca, dessen Regierung schon vor einigen Jahren die Herausgabe einer Urkundensammlung unterstützen, und dadurch sich und der Geschichte der Stadt ein so ehrenwerthes und bedeutsames Denkmal setzen wollte; Piemont fällt einem bei, wo die Regierung schon seit dem Jahre 1833 eine Deputation ernannt hat, welche aus fremden und einheimischen Archiven Diplome und Chroniken für die Landesgeschichte sammelt. Muratoris riesenhafte Thätigkeit hat kaum ein Drittel des vorliegenden Stoffes benutzen können; und in diesem Drittel selbst, wie viele Lücken sind in der Geschichte des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts noch auszufüllen geblieben! Zeigt doch auch dieses Werk von neuem, wie sehr wir selbst noch im 16ten Jahrhundert im Dunkeln sind, wo doch die ganze unerreichte Größe der besten italienischen Historiker als Quelle dient. Die Italiener selber lasen ihre Geschichte meistens in fremden Büchern, in Sismondi, Roscoe u. s. w.; sie lassen diesen das Verdienst, einen umfassenden Stoff in eine leserliche Form gebracht zu haben, ohne sie jedoch anderweitig zu überschätzen. Sonst wird auch hier „Leo's Geschichte von Italien" jetzt allgemein als die beste anerkannt, so daß unabhängig, so viel ich weiß, von einer Uebersetzung, die ein nicht unbekannter Historiker in Turin unternommen hatte, eine andere Uebertragung ins Italienische in Lugano erscheinen soll.

Der Pirat und der Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Zitternd vor Wuth unterzeichnete Brazio das Papier, riß dann die Thür auf, und rief: „Geh, Elender, und laß Dich nie mehr vor mir sehen!"

„Euer Wunsch sey erfüllt, Sennor," erwiderte Juan, indem er das Papier ruhig zusammenlegte. Ich werde nicht selbst kommen, wenn ich je wieder Geld brauchen sollte, sondern immer meinen Freund Alvarez — Euren Nebenbuhler senden." Mit diesen Worten rannte er auf die Straße und war im Nu verschwunden.

Brazio schickte alle seine Leute zur Ruhe, eilte in sein Kabinet, nahm ein Paar Pistolen, warf den Mantel über, und eilte durch eine Hinterthür des Gartens aus dem Hause, indem er Juan noch einzuholen und Rache an ihm zu nehmen hoffte. Von dem Augenblick an, als er das Papier unterzeichnet hatte, stand auch der Entschluß fest bei ihm, daß Juan nicht länger leben, und die Früchte seines Raubes genießen sollte. Brazio wußte recht gut, welcher Gefahr er sich bei solchem Unternehmen aussetzte, da Juan mächtige Verwandte in Spanien hatte; deßhalb wollte er sein Opfer heimlich dem Tod in die Arme liefern. Aber auch Juan hatte vorsichtig gehandelt, indem er seinem Diener ein Schreiben zurückgelassen, mit dem strengen Befehl, es an Alvarez zu übergeben, wenn er bis Mitternacht nicht wiederkehren sollte. Der Inhalt dieses Schreibens war, daß wenn Juan binnen einer Stunde nicht zu Alvarez kommen würde, dieser daraus zu schließen habe, er sey von Brazio ermordet worden.

Es war fast Mitternacht als Brazio die Straße erreichte. Er horchte einige Augenblicke, Alles war ruhig; er ging weiter und stand dann plötzlich stille, denn in geringer Entfernung ließen sich Fußtritte hören. Rasch sprang er hinter einen in der Nähe stehenden Pfeiler, die Tritte kamen näher — es war Juan.

„Stirb, niederträchtiger Schurke," rief Brazio, indem er eine Pistole auf ihn abfeuerte. Juan taumelte und fiel. Brazio riß ihm sogleich den Rock auf, und zog das Papier heraus, das er genöthigt gewesen war zu unterschreiben. Der Schuß hatte einige Nachbarn aufgeweckt, und da Brazio wohl wußte, daß seine Sicherheit davon abhing, seine Wohnung zu erreichen, ehe man seine Abwesenheit bemerkte, so nahm er die abgeschossene Pistole vom Boden auf, und eilte davon. Ungesehen kam er durch die Gartenpforte und von da in sein Zimmer, ohne daß irgend jemand im Hause seine Entfernung auch nur geahnet hätte.

Da Juan um Mitternacht nicht nach Hause gekommen war, so gab sein Diener den Brief an Alvarez ab, der sich zwei Stunden später mit mehreren Freunden auf den Weg machte, den Vermißten zu suchen. Bald stießen sie auf mehrere Menschen, die sich um einen Todten gesammelt hatten; sie traten näher, und erkannten zu ihrem Staunen und Schrecken den Leichnam Juans. Laut beschuldigten die Freunde Brazio des Mords, und einer unter ihnen, der das Aussehen eines Seemanns hatte, hob die Pistole auf, die er zu erkennen schien. „Brazio," rief er aus, „dieser Name ist mir bekannt."

Augenblicklich wollten Alvarez und die Freunde nach Brazio's Hause stürmen, wurden aber von dem Seemann zurückgehalten. „Nicht so eilig," sagte er, „dieser Mord ist so von einem geheimnißvollen Schleier umhüllt, und es dürfte Euch schwer werden, Brazio des Mordes zu überweisen. Ich kenne ihn; laßt mich allein zu ihm, und es wird mir vielleicht gelingen ihm die Larve abzureißen."

Alvarez und die Freunde waren es zufrieden, und Oviedo (so hieß der Seemann) begab sich am nächsten Morgen in Brazio's Wohnung, wo er nicht ohne Mühe Einlaß erhielt.

„Freund," hub Oviedo an, als Brazio bleich, wankenden Schritts und mit schüchternem Blick ins Zimmer trat, „erinnerst Du Dich meiner Züge nicht mehr. Hast Du Deinen alten Bekannten Oviedo vergessen?"

Brazio trat entsetzt zurück. „Nun," fuhr Oviedo fort, „Du hast nichts von mir zu fürchten. Ich kümmere mich wenig mehr um die Angelegenheiten auf dem festen Lande; seit zehn Jahren bin ich nicht mehr da gewesen. Ich habe das weite Meer zu meinem Aufenthalt erkoren; ein so schönes Schiff als jemals eins die Wellen durchschnitt, ist mein Eigenthum, und auf diesem denke ich zu leben und zu sterben. Doch, meine Zeit ist gemessen; vor Nachts noch muß ich an Bord seyn. Ich bin gekommen Dich vor Gefahr zu warnen. Sind wir allein? Kann uns niemand hören?"

„Nein," erwiderte Brazio, „sprich leise, und wir sind vor

Lauschern sicher." — „So höre denn," fuhr Oviedo fort, „Juan ist ermordet worden, und man hat Dich in Verdacht."

„Mich!" rief Brazio erschüttert. „Meine Diener können mir bezeugen, daß ich den ganzen Abend nicht aus dem Hause gekommen bin." — „Das glaub' ich gern," entgegnete Oviedo, „allein ein Umstand zeugt gegen Dich. Diese frisch abgeschossene Pistole, die neben dem Leichnam lag, trägt auf einer Silberplatte deinen Namen."

Brazio stand regungslos. Oviedo hatte wahr gesprochen; denn in dem Augenblick als Brazio dem Todten das Papier abnahm, fielen seine Pistolen heraus, und er nahm in der Dunkelkeit eine von denen Juans für die seinige.

„Señor Brazio," sagte Oviedo, „Ihr seht, ich weiß Alles, und bin der einzige, der Euch zum Mörder stempeln kann. Doch will ich nicht unbillig seyn. Es bringt mir keinen Vortheil, wenn ich Euch das Schaffott besteigen sehe, ich kann aber auch eine so herrliche Gelegenheit, als die jetzige nicht ungenützt vorübergehen lassen. Ihr seyd reich; theilt Eurer Vermögen mit mir, wie ich Euch gethan, und ich will Euch für dießmal vor Euren Feinden verbergen. Alvarez würde Alles darum geben, könnte er sich den Beweis verschaffen, den ich besitze, und gern gäbe er 10,000 Piaster darum, Euch auf dem Schaffott zu sehen. Ich rette Euch für diese Summe. Doch die Zeit drängt. Nehmt euren Mantel und Hut und folgt mir in meine Wohnung; ich will indeß forschen, ob Juan vielleicht noch lebt, und ob er nicht etwa den Namen seines Mörders genannt hat."

Brazio that wie ihm geheißen worden, und befand sich bald in Oviedo's Wohnung am Meeresufer. Dem schlauen Seemann lag wenig daran, ob Brazio gehangen wurde oder nicht, wenn er keinen Vortheil dabei hatte; hier aber bot sich ihm die Aussicht, zwei Fliegen mit Einem Schlage zu treffen. Er suchte Alvarez auf und erklärte ihm, daß er hinlänglichen Beweis gegen Brazio habe, diesen jedoch nur mittheilen werde, wenn er 5000 Piaster dafür empfange.

Alvarez staunte über diese Forderung, und wollte nichts davon wissen. „Thor," versetzte er, „weißt Du denn nicht, daß ich nur einige Alguazils nehmen und den Mörder ergreifen lassen darf?"

„Wohl wahr," sagte Oviedo, „wo wirst Du ihn aber finden?" — „Wo anders als in seinem Hause?" war die Antwort.

Oviedo lächelte. „Sachte, sachte, Señor," sagte er, „welcher Mensch wird wohl geduldig warten, bis die Haltihnfeste kommen ihn zu holen? Und Brazio ist zu schlau, als daß er, nach dem was vorgefallen, zu Hause bleiben sollte."

„Wo muß ich ihn also suchen?" rief Alvarez ungeduldig.

„Wo's Euch gefällt," entgegnete Oviedo mit spöttischem Grinsen. „Wollt ihr aber herausrücken, so schickt nur zu mir und ich werde es Euch sagen." Mit diesen Worten schied er von Alvarez, wüthend über dessen Hartnäckigkeit und ging zu Brazio zurück, um von dessen Leichtgläubigkeit Nutzen zu ziehen. Juan war, ohne ein Wort zu sprechen, wenige Minuten nach dem Schuß gestorben, was aber Oviedo sich wohl hütete, dem ängstlich harrenden Brazio zu entdecken. „Schlimme Nachricht," rief er aus, als er zu dem Verborgenen ins Zimmer trat, „Juan lebt noch, und hat Dich des Mordversuchs beschuldigt. Das Gericht nimmt eben seine Aussagen auf, weil die Aerzte erklären, er werde den nächsten Tag nicht erleben. Du bist hier keine zwölf Stunden mehr sicher, mußt also mit Einbruch der Nacht fort und Dich in einem sichern Schlupfwinkel verbergen. Vor Allem aber ist Geld nöthig; ich habe nur wenig am Lande, deßhalb ist's am besten, Du gibst mir eine Vollmacht, die nöthigen Summen für Dich zu erheben, denn binnen einer Stunde will Alvarez Dein Eigenthum gerichtlich mit Beschlag belegen lassen."

„Er soll diese Stunde nicht überleben!" rief Brazio aus, indem er Oviedo's Pistolen ergriff, das Gesicht mit dem Mantel verhüllte, auf die Straße stürzte und durch die Gartenpforte in seine Wohnung eilte. Hier lauschte er einen Augenblick. Er hörte Isidorens Stimme, die jemand flehend beschwur, sie nicht aus ihrem Haus zu schleppen. Vergiß den Mörder Brazio," rief eine andere Stimme, und werde mein." Alvarez war es, der dieß sagte, und kaum waren diese Worte gesprochen, als Brazio auch schon ins Zimmer stürzte. Alvarez lag vor Isidoren auf den Knien, und sprach von seiner Liebe — ein Augenblick noch und er hatte zu leben aufgehört; durchs Herz geschossen, sank er entseelt zu Boden. Die Dienerschaft stürzte auf den Schuß herbei; Brazio, der jetzt selbst seine eigenen Leute fürchtete, riß ein Fenster auf, sprang in den Garten und war im Nu verschwunden. Gleich nach seiner Flucht trat Isidorens Vater, der von den Schandthaten seines Schwiegersohnes unterrichtet worden war, mit Alguazils ins Haus, um ihn zu verhaften; es war indeß zu spät — Brazio wurde nirgends gefunden.

(Schluß folgt.)

Das Marinehospital zu London.

Von allen Hospitälern Londons ist wohl keines interessanter als der Dread-Nought (fürchte nichts), vormals ein Linienschiff von 104 Kanonen, das aber jetzt, alt und gebrechlich wie es ist, friedlich auf der Themse schwimmt und den Matrosen als Hospital dient. Ein ganzes Jahr hindurch, und bis zum Tag vor der Schlacht von Trafalgar, trug der Dread-Nought die Flagge des Admirals, seitdem Lord Collingwood. Am Bord dieses Schiffs wurden einige jener bewundernswerthen Briefe geschrieben, welche ein so lebhaftes Interesse für die Korrespondenz dieses berühmten Mannes erwecken. Der Dread-Nought war, als ein langsamer Segler, eines der letzten Schiffe, welches Theil an der Schlacht nehmen konnte, doch leistete er dem Geschwader nicht mindere Dienste, indem er eine Menge Unglücklicher aufnahm, welche ihr Leben außerdem in den Wellen geendet haben würden, da viele Schiffe, ihrer Segel, Masten und ihres Tauwerks beraubt, von dem Sturm an das Ufer geworfen wurden. Der Dread-Nought hat, seit er den aktiven Dienst verließ, nicht aufgehört nützlich zu seyn. Er wurde nicht, so wie die meisten seines Gleichen, zu einem entehrenden Dienst oder zu vollkommner Unthätigkeit verurtheilt; mitten unter die Schiffe aller Nationen gestellt, von denen die Themse bedeckt ist, ist er stets bereit alle Matrosen, seyen sie aus welchem Lande sie

wollen, aufzunehmen, sobald ihre Gesundheit ärztlichen Beistand erheischt.

Die ärztliche Praxis in den übrigen Spitälern bietet keine andern Abwechslungen als jene, welche durch die der Krankheit eigenen Symptome bedingt werden. Die Kranken gehören dort größtentheils derselben Nation und einer Gesellschaftsklasse an, die man täglich zu beobachten Gelegenheit hat. Im Marinespital dagegen erregt das Individuum selbst eben so viel Interesse als seine Krankheit. Hier wird die Einförmigkeit der Symptome fast immer von den mannichfaltigen Zuständen und den seltsamen Abenteuern, die der Patient bestand, durchkreuzt. In dem Bericht von den Ursachen, denen die Matrosen ihre Krankheit zuschreiben, hört man nicht jene Gemeinplätze von feuchter Kälte, Regen und nasser Kleidung einmischen, die den Städter mit Furcht erfüllen, und ihn mit Schnupfen und Rheumatismus behaftet ins Hospital bringen. Der Matrose läßt sich durch so geringfügige Dinge nicht anfechten; er schiebt seine Krankheit auf die Wogen, die ihn ganz bedeckten, auf die Nachtwachen mitten unter Eisbergen, auf die härtesten Arbeiten und Entbehrungen aller Art, denen er bei Stürmen und Schiffbrüchen ausgesetzt ist. Selbst am Lande sind die Krankheiten des Matrosen von den furchtbarsten Symptomen begleitet; ein einfaches Gelag vermag nichts über ihn; aber er kommt ganze Wochen nicht aus der Trunkenheit, und wenn er kein Geld mehr hat, um seine Ausschweifungen fortzusetzen, so begibt er sich in einem Zustande furchtbarer Bewußtlosigkeit ins Marinespital. Man begreift kaum, wie ein Matrose nach langer Reise die ungeheure Menge geistiger Getränke vertragen kann, mit denen er seinen Magen während oft sehr langer Schwelgereien überfüllt; merkwürdiger aber noch ist die Schnelligkeit, mit der dieses Organ nach langen Orgien seinen Normalzustand wieder gewinnt. Täglich kann man im Marinespital Matrosen sehen, die mehrere Wochen hintereinander betrunken waren, und nun in kurzer Zeit durch Anwendung krampfstillender Mittel oder starker Opiate von ihrem delirium tremens genesen. Man könnte sagen, daß sie hier aus einem stürmischen Meere in stille, friedliche Gewässer einlaufen.

In andern Spitälern sieht man häufig, wie das individuelle Temperament die Krankheit modificirt; der Dread-Nought aber ist vielleicht der einzige Ort, wo man den Einfluß studiren kann, den die Nationalkonstitution übt. Da sieht man einen stämmigen englischen Matrosen, an dem man rasch nach einander mehrere Aderlässe von 30 bis 40 Unzen Blut vornimmt, um eine heftige Entzündung zu bekämpfen, die diesem heroischen Mittel weicht. Neben ihm liegt ein Neger von nicht minder athletischen Formen, ebenfalls von heftiger Entzündung ergriffen, der, einer eben so heroischen Behandlung unterworfen, alsbald derselben unterliegt. Der Neger ist physisch und moralisch so organisirt, daß er bei weitem nicht so viel ertragen kann als der Weiße; seine physische Kraft nimmt rasch ab, und bald fällt er in eine Ermattung, die der sichere Vorbote seines Todes ist. Wenn der Neger keine Hoffnung hat, nimmt er weder Nahrung noch Arzneien, spricht mit niemand, und nimmt an nichts Theil, was um ihn vorgeht; sein Tod ist das ruhige Ende einer langen und vollständigen Lethargie.

Man hat kein einziges Beispiel einer Heilung in solchem Falle. Ein junger Neger, dessen Krankheit nichts weniger als bedenklich war, wurde plötzlich mürrisch, und wollte weder Nahrung noch Arzneien nehmen, noch auf die an ihn gerichteten Fragen antworten. [illegible] Nachts sah man ihn verstohlen ein kleines Stück Brod essen; er magerte indeß zusehends ab, und schien nicht fern mehr von seinem letzten Augenblick zu seyn, als die Wache ihm zufällig etwas Reiß anbot. Als man ihn aufgerichtet hatte, damit er sehen konnte, was man ihm vorsetzte, leuchteten seine schon erloschenen Augen mit neuem Glanz; er riß der Wache den Teller aus den Händen, sprang aus dem Bette, und verschlang, nachdem er einige Schritte im Saal gegangen war, den Reiß mit großer Begierde; bald darauf genas der Kranke. Die amerikanischen Neger scheiden nicht auf so traurige Weise aus dem Leben als ihre dunkleren Brüder; sie gehören einer edleren Race an. Ihre Gesichtsbildung ist ausdrucksvoller, ihre Fähigkeiten entwickelter; sie besitzen mehr passiven Muth und viel von der Intelligenz der Amerikaner, nebst einer Sanftmuth und Gefälligkeit des Benehmens, welche mehr zu gefallen geeignet sind, als der demokratische Trotz des ächten Yankee-Matrosen.

Die Bewohner der Südsee-Inseln werden beim Herannahen des Todes zuweilen von tiefer Traurigkeit befallen, sind aber durch ihren Charakter und ihr Aeußeres eine sehr interessante Klasse von Kranken. Leider ist ihre körperliche Konstitution zu exotisch, als daß sie die Veränderlichkeit unserer Temperatur ertragen könnte. Die Kälte, der Nebel und der Wachholderbranntwein Londons wirken bald auf ihre Lungen, und nur wenige vermögen die heroische Behandlung auszuhalten, die zu ihrer Heilung nöthig ist.

Die Matrosen aus Neusüdwales sind minder traurig als die Neger aus Afrika, aber eben so leicht aufs Krankenlager geworfen. Die geringste Unpäßlichkeit entsetzt sie so sehr als andere eine gefährliche Krankheit. Nur erst wenn sie das Hospital verlassen, schöpfen sie einige Hoffnung zur Genesung, halten sich jedoch nicht für verbunden, für genossene Pflege zu danken. Anders ist es mit den Irländern; ihre geschwätzige Munterkeit, die sie auch dann nicht verläßt, wenn sie schwer krank sind, sticht gewaltig gegen die Ergebung der Schotten und den ernsten Gleichmuth der Engländer ab. Der englische oder schottische Matrose dankt den Aerzten, wenn er entlassen wird, aufrichtig und herzlich; der Irländer erschöpft sich indeß in allen Formeln der Danksagung, und scheidet von dem Arzt unter Anwünschung langen Lebens und der Segnung aller Heiligen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der gegenwärtige Betrag der Armentaxe in England ist etwa 4,300,000 Pfd., was sie ungefähr auch im Jahre 1808 betrug; die Ersparung seit Einführung des neuen Armengesetzes ist demnach gegen 5 Millionen Pfund. Die für Prozesse, Fortschaffung von Armen u. dgl. in England und Wales ausgegebenen Summen betragen vom März 1832 bis dahin 1833 251,112 Pfd., von 1833 bis 1834 261,606 Pfd., im Jahre 1834 bis 1835 202,627, und im Jahre 1835 bis 1836 173,432 Pfd. Demnach beträgt die Ersparniß in Prozessen allein ungefähr das Doppelte dessen, was die neu ernannten Kommissäre kosten, nämlich 44,000 Pfd.

Man kann sich eine Vorstellung machen, welche ungeheure Anzahl von Personen Gravesend besuchen, wenn man weiß, daß eine einzige Dampfbootkompagnie im vorigen Jahre über 60,000 Passagiere hinführte, wofür an der Londonbrücke und zu Gravesend allein nicht weniger als 4000 Pfd. [illegible] bezahlt werden mußten.

Zu Paris soll jetzt ein zweites Theatre français errichtet werden. Der Minister des Innern hat die förmliche Erlaubniß dazu ertheilt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 354.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 December 1836.

Das Burzenland.

Das Burzenland, Barcia, Bartza oder Barzasag, Csarc Burci, oder der Kronstädter Distrikt im Großfürstenthum Siebenbürgen, führt seinen Namen von dem durchfließenden Flüßchen Burz und bildet den äußersten Theil Siebenbürgens. Gegen Süden gränzt es an die Walachei, von der es hohe Gebirge trennen, und woselbst sich die Päße Temesch und Törzburg befinden; gegen Osten an den Szekler-Stuhl Schepß, gegen Norden an den Fogarascher-Distrikt und den Milloschwarer-Stuhl und gegen Westen wieder an den Fogarascher-Distrikt. Es bildet ein überaus schönes, weites und hochgelegenes Thal, das beinahe gänzlich mit waldigen Gebirgen umschlossen, auf einem Flächenraum von 32 Quadratmeilen eine Stadt, 4 Marktflecken und 26 Dörfer, worunter zwei militärische sind, mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000, folglich auf jeder Geviertmeile im Durchschnitt 3125 Einwohner enthält.

So klein dieses Ländchen hinsichtlich seines Flächengehalts auch ist, vereinigt es nichts desto weniger der Vorzüge unendlich viele. Das Klima gehört zwar den gemäßigten, ist jedoch bei dem vorherrschenden Ostwinde, Kriwiß genannt, zuweilen scharf und schneidend, namentlich im Gebirge, und eben deßhalb auch dem Gedeihen des Weinstocks hinderlich. Dagegen hat das platte Land so sehr an Reizen durch geschickte und emsige Wirthschaft gewonnen, wie vielleicht auf keinem andern Punkte des Großfürstenthums. Die vorzüglichen und musterhaften, landwirthschaftlichen Einrichtungen der den größern Theil dieses Landstrichs bewohnenden Deutschen dienen in der That zur wohlthätigen Leuchte für alle übrigen Völker, welche den gleichen Boden bewohnen. Feldfrüchte aller Art, als: Weizen, Korn, Hafer, Buchweizen, Mais und besonders die Gerste, gerathen auf das Beste, und der dort gebaute Flachs, hauptsächlich der Zeydner, ist seiner Güte und Feinheit wegen sehr berühmt und ein wichtiger Handelsartikel. Die rothe Färberwurzel, so wie der Tabak sind längst bekannte Produkte dieses Ländchens. Ausnehmend stark wird auch die Bienenzucht betrieben, wozu das Land vorzüglich ist, indem Kräuter und Blumen in der üppigsten Fülle prangen. Die Zahl der Bienenstöcke beläuft sich immerhin über 30,000 Stück. — Die Flüsse und Bäche liefern wohlschmeckende Fische und Krebse verschiedener Gattung; an Geflügel, sowohl zahmem als wildem, ist ein Ueberfluß, und in den Wäldern und Gebirgen trifft man in seltener Menge Hoch- und Kleinwild an; daselbst werden auch ansehnliche Schäfereien, viel Hornvieh und mehrere Stutereien unterhalten, da diese Gebirge die herrlichsten Alpenpflanzen, die gewürzreichsten Kräuter und aromatische Wurzeln hervorbringen, so wie überhaupt die organische Natur dieses Ländchens reich und mannichfaltig ist. Bei Zernescht befindet sich ein silberhaltiges Bleibergwerk, dessen Ertrag nicht unbedeutend ist. Dagegen mußte der Bau, den man bei Nußbach versuchte, und von dem man sich gute Ausbeute versprach, seines geringfügigen, kaum die Kosten deckenden Gewinnes wegen eingestellt werden. Der dort befindliche Bach führt Goldsand, der jedoch nicht gewaschen wird. Verschiedene Gattungen Thonerde kommen bei Neudorf zu Tage, wovon namentlich die weißliche Erde zur Verfertigung feuerfester Tiegel, so wie zu manchen andern Zwecken benüzt wird. Auch an Kalksteinbrüchen fehlt es nicht, indem das ganze Zeydner-Gebirg eine vorzügliche Gattung davon liefert, und auf dem Saßberg bei Saison findet man beträchtliche Lager von Muschelmarmor, und im glänzenden Spath auch Herzmuscheln. Bei den Dörfern Saison (Zaizon) und Tatrang quillen Sauerbrunnen, und auf der sogenannten Au bei Kronstadt steht das Schülergebirge, welches ein Woiwode den Kronstädter Schülern geschenkt haben soll, weil sie dasselbe von Räubern befreit haben. Jährlich feiern noch heutztuage diese Schüler deßhalb ein Freudenfest. Der Burz, der Weidenbach und die Temesch bewässern nebst mehreren kleinern Bächen das Ländchen. Der Alt-Fluß (Aluta) scheidet es von dem Lande der Szekler.

Die Haupteinwohner des Burzenlandes sind Sachsen, Walachen und Ungarn. Indessen halten sich unter ihnen namentlich viele Kalibassen, so wie auch Griechen, Armenier und Zigeuner auf. Die Sachsen sind Nachkömmlinge jener Deutschen, welche der ungrische König Geysa II in der Mitte des zwölften Jahrhunderts aus den Gegenden des Unterrheins nach Siebenbürgen berufen und viele Freiheiten ertheilt hat. Dieses Volk hält noch sehr fest an seinen alten Sitten und Gewohnheiten;

sie nähern sich jedoch heutzutage in vielen Stücken den Ungarn, wie sie auch größtentheils der Kleidung dieser Nation sich bedienen. Ihre Sprache ist ein Deutsch, das mit dem Plattdeutschen und Jüdisch-Deutschen viele Aehnlichkeit hat; wohl aber sprechen die Gebildeten unter ihnen sehr rein und schön die deutsche Sprache. Die Walachen sind Ueberbleibsel römischer Kolonien, welche von Trajan und andern römischen Kaisern nach Dacien geführt wurden; theilweise stammen sie auch von den durch spätere Ereignisse hordenweise ins Land gekommenen Walachen ab. Sie nennen sich Romuni oder Rumuny wodurch sie sich als Abkömmlinge der Römer bezeichnen wollen. Die Ungarn sind endlich ächte Magyaren, und kommen daher auch ihren Stammgenossen in Sitten, Gewohnheiten und Sprache ganz gleich.

Nach der ältesten Staatsverfassung erkannten die Bewohner des Burzenlandes keinen andern Oberrichter als den König selbst, daher sie auch ihre eigenen Richter, indeß keinen Königsrichter hatten. Später findet man jedoch, daß sich die Grafen der Szekler auch Comites de Brasow nannten, als sie aber der sächsischen Nation einverleibt wurden, erkannten sie außer dem König gleichfalls den Grafen derselben und Königsrichter zu Hermannstadt als ihren höchsten Richter an. Dieses schöne und gesegnete Ländchen war besonders oft schon der Schauplatz jammervoller Scenen, deren ich hier kürzlich gedenken werde. In den Jahren 1421, 1432 und 1438 hausten die Türken mit beispielloser Grausamkeit in demselben und verwüsteten es gänzlich. Kaum von diesen Unfällen ein wenig erholt, wurde es in den Jahren 1480 und 1495 neuerdings von diesem Feinde heimgesucht. Durch den im J. 1529 erfolgten Einfall der Moldauer und jenen der Walachen in dem darauf folgenden Jahre 1530 ward es abermals sehr hart mitgenommen, indem diese rohen Völker es mit unersättlicher Habsucht plünderten und verwüsteten. Aber schon früher müssen bedeutende Einfälle wilder Horden dieses Ländchen beunruhigt haben, da die unter der Regierung Andreas II, Königs von Ungarn, zum Schutze herbeigerufenen Herren des deutschen Ordens, deren Andenken jedoch lange schon aus dieser Gegend verschwunden oder nur noch durch siebenbürgische Urkunden sich im Gedächtniß weniger Menschen erhalten hat, das Land auf eine kurze Zeit als Reichslehen förmlich inne hatten, während welcher sie mehrere Burgen an den Gränzen desselben auf den Grund römischer Kastelle erbauten. Diese waren auf Hügeln oder an Bergabhängen dergestalt aufgeführt, daß man von der einen auf alle übrigen und zugleich über den größten Theil des Burzenlandes sehen konnte. Von diesen ehemaligen Bergschlössern sind nur mehr zwei übrig, nämlich die Dietrichsburg, oder wie sie heutzutage genannt wird, die Terzburg und die Marienburg, die freilich nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt sich darstellen, da erstere von den Kronstädtern nach der Hand neu gebaut, Marienburg aber in einen Marktflecken umgewandelt wurde, und nur wenige Trümmer der ehemaligen Veste mehr enthält.

Die Terzburg Törtsvar (wal. Bran) liegt auf einem kahlen, von Erde ganz entblößten Felskegel, der sich von den Bergreihen des Hintergrundes größtentheils losgerissen hat, so daß man, um zur Burg zu gelangen, eine über hundert Stufen hohe, überaus ermüdende hölzerne Treppe, als den einzigen Zugang, hinansteigen muß. Das Schloß selbst, von dessen Thurm man eine herrliche Aussicht genießt, ist übrigens nicht besonders geräumig, und kann im Nothfall nur eine geringe Besatzung aufnehmen, die freilich hinreichte, jeden Angriff abzuwehren, um so mehr, wenn der Zugang abgeschnitten wird, was durch Vorrichtungen jeden Augenblick ausgeführt werden kann. Dabei besitzt das Schloß auch eine Kapelle, ein Zeughaus und einen durch den ganzen Felsen gehauenen Brunnen, der sein Wasser aus ungeheurer Tiefe spendet. Die Burzenländer bauten dasselbe unter der Regierung des Königs Ludwig des Großen, der ihnen deßwegen im J. 1377 nicht nur ihre herkömmlichen Rechte und Freiheiten bestätigte, sondern sie auch mit neuen vermehrte. Die Burg, zu welcher auch neun verschiedene Dörfer dienstbar sind, hat noch immer ihre eigenen Burggrafen, deren Amt nach einer Verordnung des Fürsten Rakotzi stets ein Kronstädter Bürger und ein Ungar wechselsweise alle Monate bekleiden. Unter ihrer Gerichtsbarkeit stehen zugleich die Kalibassen, welche den nach dieser Burg benannten Bezirk bewohnen, an siebenhundert Familien stark, und ihres Ursprungs Walachen sind. In ihrer Gegend ist eine Felsenhöhle auf einem hohen Berge, in welcher drei Popen für die dortigen Bergwalachen täglich den Gottesdienst verrichten, daher sie denn auch Kalizuria, oder Einsiedelei, genannt wird. Diese Felsenhöhle, deren ich in der Folge ausführlicher gedenken werde, ist eine der merkwürdigsten Siebenbürgens, sie enthält zahllose Grotten und Gänge, deren Ende noch nicht entdeckt worden ist.

Unter den übrigen Baudenkmalen des Ritterthums ist jedoch die Heldenburg Vitezvar, unfern vom Alt gelegen, unstreitig eines der merkwürdigsten und imposantesten. Ihr stolzes Haupt in den Wolken einst bergend, thronte diese Veste auf einem ungeheuern, beinahe rundum senkrecht abgeschnittenen Felsen, höchst malerisch und eine der herrlichsten Aussichten beherrschend, doch jezt eben so wie die meisten nur mehr Ruine. Vor einigen Jahrzehenten war noch ein großer Theil der Mauerwand zu sehen, allein auch diese fiel, ein Opfer der Habgier der Bewohner des nächstgelegenen Dorfes Krizbak (Krebsbach), welche in der Meinung Schäze hier zu finden, den Boden durchwühlten, und dadurch auch die Grundveste des lezten Mauerrestes zerstörten; während ihre ganze Ausbeute bloß in einer vermoderten Trinkschale, wie solche im Orient gebräuchlich sind und in einem Schwert bestand, woraus sie Hufeisen schmiedeten. Jezt steht von der ganzen Veste bloß noch ein viereckiger Thurm auf der Vorderseite, mit übrigens klafterdicken Mauern, woran eine nun aber beinahe völlig verwischte Inschrift, der zu Folge der Thurm im Jahr 1160 erbaut worden ist. Unter demselben befindet sich eine Höhle, deren Eingang anfänglich enge, im Innern jedoch sehr geräumig wird, sich tief in den Felsen hinein erstreckt und nach einer Sage des gemeinen Volks ansehnliche Schätze bergen soll, die von Räubern, denen in frühern Zeiten die Höhle zum Aufenthalt diente, vergraben wurden. Unbegrenzt und bezaubernd ist, wie schon erwähnt, die Aussicht von der Zinne des noch ziemlich wohl erhaltenen Thurmes nach allen Seiten hin, wie man sie wohl in ganz Siebenbürgen kaum schöner finden dürfte. Auf mehr der

60 Meilen in die Runde überschaut das Auge die herrlichste Gebirgslandschaft in ihren großartigsten mannichfaltigsten Formen, mit tiefen üppigen Thälern, ausgebreitetem Mattenland und majestätischen Urwäldern, aus welchen zahllose, groteskgeformte, schwarzgraue Felsmassen riesenhaft emporsteigen, deren furchtbare Klüfte und Höhlen uralte Volkssagen und Aberglauben mit Ungeheuern aller Arten, Kobolden und Geistern, bevölkern. Verschieden geformte, alterthümliche Bauten und Bollwerke krönen die Kuppen der Felsen und malerischer Höhen, während aus den Thälern die Kirchthürme unzähliger Ortschaften entgegenblinken. Vor des Schauenden Füßen zeigt sich gleichsam in der Sturz-Perspektive das romantische, fruchtbare Alt-Thal, vom breiten Strom in den mannichfaltigsten Krümmungen durchschlängelt, besäumt von sanft ansteigenden Hügelreihen, über welche amphitheatralisch höhere Bergmassen sich aufthürmen. Den Schluß dieses herrlichen Panorama's macht die blaudämmernde Kette der Karpathen, deren Berghörner von seltsamer und grandioser Gestalt, in weiten Halbkreisen hinziehend, den nördlichen und westlichen Horizont umsäumen.

(Schluß folgt.)

Der Pirat und der Kreuzer.

(Schluß.)

Ovieda, der seinen Zweck nicht aus den Augen verloren hatte, war gleich nach Brazio ins Haus getreten, wo er in der Verwirrung zusammenpackte, was nur unter seinem Mantel Platz fand, und mit Gold und Juwelen von hohem Werthe sich aus dem Staube machte. Eben ruhte er an einem einsamen, von Gebüsch umgebenen Platze ein wenig aus, als es plötzlich in den Blättern rauschte und ein Mann aus dem Gesträuch hervorsprang — es war Brazio. Beide standen einander erstaunt gegenüber.

„Wo Teufel kommst Du her?" fragte Ovieda. „Aus meinem eigenen Hause muß ich fliehen," rief Brazio athemlos, „wo meine Feinde eingedrungen sind. Was bin ich jetzt! Ein flüchtiger Mörder. Mein Vermögen verloren, ein Preis auf meinen Kopf gesetzt! In welchem Lande werde ich Schutz finden?"

„In keinem," entgegnete Ovieda. Du mußt deine Landgrillen fahren lassen und Dich aufs Wasser halten. Besser ist's, es auf's Ertrinken hin zu wagen, als gefangen werden. Du bist indeß kein Bettler, was Du meinem Muth zu danken hast. Schau her, da ist ein Schmuckkästchen, da ein paar Säcke mit Piastern, und da ein paar Banknoten, zahlbar auf dich, denn nur Deine Unterschrift fehlt. Sie gelten in ganz Spanien; wir müssen daher irgend einen fernen Hafen zu erreichen suchen, ehe noch Dein Unglück bekannt wird."

Brazio sah starr vor sich hin, als begreife er nicht, was um ihn vorgehe, so sehr hatten die Ereignisse der letzten beiden Tage ihn verwirrt.

„Komm, Freund Brazio," fuhr Ovieda fort, „die Nacht bricht ein und ich muß bald an Bord. Du bist in Spanien nicht länger sicher, deßhalb raffe Dich zusammen und mache gute Miene zum bösen Spiel. Ich habe ein so nettes kleines Schiff, als eines noch die spanische Küste umsegelte. Komm mit und mache Halbpart mit mir; laß mir die Piaster und Dein sey das Geld für die Banknoten. Komm an Bord, da sollst Du froh und lustig leben, und gefällt Dir's nicht bei mir, so kannst Du ja immer wieder ans Land gehen und Dich hängen lassen, wenn Dir das lieber ist."

Brazio schlug ein. „Da ist meine Hand," rief er, „ich bin der Deinige, mache mit mir was Du willst!"

Beide rafften jetzt den Raub Ovieda's auf und eilten einem Boote zu, das sie bald an Bord des Schiffes brachte, wo gleich darauf die Anker gelichtet wurden. Brazio hatte kaum seine neuen Gefährten betrachtet, die allen Nationen anzugehören schienen, als Ovieda in ganz veränderter Kleidung zu ihm trat. Er trug jetzt eine große Pelzmütze, vorn mit einem Todtenkopf geziert, einen ungeheuren Säbel und vier Pistolen im Gürtel. Alle bis jetzt auf dem Verdeck aufgespeicherten Waaren wurden in den Raum geschafft, und kleine Kanonen kamen zum Vorschein. Auch die Mannschaft bewaffnete sich eilends. Brazio betrachtete diese Verwandlung noch mit stummem Staunen, als Ovieda die Hand auf seine Schultern legte und zu ihm sprach: „Freund Brazio, dein Erstaunen befremdet mich nicht; Du glaubtest Dich auf einem Kauffahrer zu befinden, dem ist jedoch nicht so. Wir sind freie Leute, geben aber keine Ladung frei, die in unsre Hände fällt. Wir sind wohl bekannt, denn wir haben schon manche Kauffahrer gekapert, und wir haben so die Leute von uns sprechen machen. Ohne Zweifel hast Du schon von dem berühmten Piraten Gonsalvo gehört, nun, der steht vor Dir. Du weißt jetzt woran Du bist; willst Du nicht an Bord bleiben, so laß ich Dich, sobald wir anlegen, ans Land setzen; willst Du aber bei uns aushalten, so hast Du gleichen Rang mit mir."

Brazio zog das Letztere vor, und schwur als Pirat zu leben und zu sterben.

* * *

Der Dauntleß verließ Falmouth und befand sich bald auf dem atlantischen Ocean. Mit gutem Wind kam man an der Bay von Biscaya vorüber; das Wetter war mild und die Mannschaft fand ihre Arbeit leicht.

Eines Tags gegen 2 Uhr Nachmittags signalisirte die Wache ein Schiff mit vollen Segeln, und von der Art, wie man dem Kapitän den Piraten Gonsalvo beschrieben hatte. Furchtlos kam es unter spanischer Flagge immer näher.

„Ist's ein Pirat," rief der Kapitän, „so ist er verwegen wie der Teufel. Haltet die Stückpforten verschlossen, denn ich glaube, er hält uns für einen Kauffahrer."

Das fremde Segel kam immer näher, zog endlich die spanischen Farben ein und hißte eine rothe Flagge auf.

„Auf die Pforten!" rief der Kapitän, „gebt ihm eine Ladung!" — die Ladung kam jedoch zu spät; das fremde Segel eilte wie ein Pfeil davon und die Britten verloren es für heute aus den Augen.

Bald darauf, als eben die Mannschaft sich weidlich an

einem neuen Zungenkampf zwischen Pat Larkins und Peter Doleful ergötzte, rief es plötzlich aus dem Mastkorb: „Ein Segel vor dem Wind!“

Der Kapitän nahm sein Glas. „Dasselbe Schiff, rief er nach kurzer Pause. Halloh Jungens, drauf! der Wind ist steif, dießmal werden wir ihm beikommen.

Der Wind wurde zum Sturm; der Dauntleß spannte alle Segel auf und flog wie ein Pfeil dahin. Bald war der Pirat eingeholt und erhielt eine volle Lage, die ihn wanken machte; doch hielt er sich noch steif. Kaum aber folgte eine zweite Lage, als auch schon der Topmast fiel und große Verwirrung an Bord zu herrschen schien.

Die Schüsse des Dauntleß hatten eine große Niederlage auf dem Piraten angerichtet; Ovieda war tödtlich verwundet. Auf ein Segeltuch gelegt, bat er Brazio näher zu treten, und das Schiffsvolk, ihn auf wenige Augenblicke allein zu lassen.

„Freund Brazio,“ hub der Sterbende an, „meine Stunde ist gekommen und bald ist meine Laufbahn geschlossen. Unser Schiff ist unbrauchbar gemacht und kann seinen Verfolgern nicht entgehen. Auf beiden Seiten ist der Tod gewiß, doch kann ich den Gedanken nicht ertragen, meine braven Leute an der großen Raa gehängt zu wissen. Du bist ein kühner Mann und hast oft dem Tode getrotzt wie ein Held. Dir ist es jetzt auch vorbehalten, durch eine kühne That von Schande uns zu retten. Die Pulverkammer ist gut gefüllt, Du magst's vollenden, damit die Leute des Piraten sterben wie sie gelebt — als kühne, tapfre Männer.“

Brazio schlug in die ausgestreckte Hand des Sterbenden und rief, indem er die Laterne nahm: „Bei der Hölle, es soll geschehen wie Du sagst.“

Ein neuer Schuß traf Ovieda; der Leichnam rollte auf das Verdeck herab. Die von Verzweiflung getriebenen Piraten eilten noch einmal zu ihren Kanonen. Plötzlich flammte ein ungeheures Licht am Bord des Piraten auf. Brazio hatte Wort gehalten und Feuer an die Pulverkammer gelegt. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr der Mannschaft des Piraten, ein furchtbarer Knall folgte, und als der Wind den emporwirbelnden Rauch vertrieben hatte, war auch keine Spur mehr weder von dem Schiff noch seiner Mannschaft sichtbar.

Die Escolares in Portugal.

(Aus dem neu erschienenen Werk: Portugal and Galicia.)

Der Verfasser reiste von Lugo nach St. Jago mit Soldaten und Maulthiertreibern, er horchte ihren Gesprächen, und sah, wie sie zusammenschauderten bei dem Namen der Escolares, der furchtbaren Wolfstreiber, der einsamen Wanderer auf den Bergen, der Diener des Fürsten der Dunkelheit. Diese nehmen menschliche Gestalt an, setzen sich auf irgend einen hohen Gipfel, begrüßen mit teuflischer Freude den Schneesturm, der sich zu ihren Füßen sammelt, sehen, wie alles Land umher weiß wird, und erkennen, daß die Stunde ihrer Macht gekommen ist. Ihnen unterworfen, aber jedermann schrecklich, versammeln sich die Wölfe auf ihren unsichtbaren Wink, und gehorchen dem Zeichen, das sie blindlings vorwärts treibt, auf den Pfad des Verderbens. Wehe dem unglücklichen Landmann, der die Rache des Escolar gereizt hat! denn siehe, der von der Hölle gesandte Wolf kommt über seine Hürde. Sein treuer Hund, der nie vor etwas Sterblichem zurückschreckte, wagt nicht den Kampf mit dieser Kraft aus der Hölle, und weicht zurück vor dem übernatürlichen Auge. Vergeblich schlägt sein Herr das nie fehlende Rohr an, die Kugel trifft nicht, oder prallt unschädlich ab von der bezauberten Haut. Flucht ist die einzige Rettung des Schäfers, Zerstörung wartet auf seine Heerde, und Verzweiflung läßt sich nieder über seine Hütte.

Das Marinehospital zu London.

(Schluß.)

Die Matrosen haben bekanntlich ihnen ganz eigene Gewohnheiten; auch trägt ihre ganze Physiologie den besondern Charakter ihrer Beschäftigungen. Sind sie krank, so treten diese Besonderheiten minder hervor; während ihrer Genesung aber erscheinen sie mit neuer Kraft, und sind namentlich bei den Engländern merkwürdiger als bei irgend einer andern Nation. Der französische, deutsche oder spanische Matrose unterscheidet sich (wenigstens was die Sprache betrifft) von seinen Landsleuten auf dem Festlande; er erzählt seine Abenteuer in einfachen alles Schmucks entbehrenden Ausdrücken, welche beweisen, daß die Eindrücke, welche er auf dem festen Lande empfangen, mehr Einfluß auf ihn behalten haben, als die auf der See gewonnenen. Der brittische Matrose dagegen hat größere Fertigkeit in nautischen Ausdrücken; die in seiner frühen Jugend auf dem Lande empfangenen Eindrücke sind minder lebhaft, und die Art, mit der er seinen Gedanken Worte gibt, erinnert stets an das Meer und die Schiffe, auf denen allein ihm wohl ist.

Was für bizarre Abenteuer, was für Autobiographien ließen sich auf dem Dread-Nought sammeln, wenn die Kranken leserlich zu schreiben verstånden. Einige haben sehr interessante Memoiren geliefert. Ein Bewohner von St. Helena, der während des ganzen Aufenthalts Napoleons daselbst um diesen berühmten Mann gewesen war, hat das von ihm Erlebte auf Verlangen des Arztes aufgeschrieben.

Unlängst befand sich ein Eingeborner von Neu-Providence im Spital, dessen Bett stets von Neugierigen umlagert war, um die Geschichten zu hören, die er für die Genesenden schmiedete. Ein hindu'scher Matrose, der sieben Sprachen verstand, hat eine sehr gut geschriebene und unterhaltende Autobiographie hinterlassen. Er hatte den Islamismus mit dem Christenthum vertauscht, dreimal Schiffbruch gelitten und wäre einst beinahe von Menschenmörderhand gefallen. Er war unter allen Breitegraden gewesen und hatte fast alle Länder des Erdballs besucht. Mehrere Mal hatte er sein Schiff um unbedeutender Ursachen willen verlassen, und stand einst nahe daran als Pirat gehangen zu werden. Mehrere Reisen nach Afrika hatte er des Negerhandels wegen unternommen, und bestätigte Alles, was man von diesem schändlichen Verkehr gesagt hat. Er hatte bei amerikanischen Pflanzern gearbeitet, und die Flüsse dieses Landes auf ungeheuren Holzflößen befahren. Unter den Indianern hatte er die Lebensweise dieser wilden Stämme geführt, und das Spital nur verlassen, um sein abenteuerliches Leben aufs neue zu beginnen. Er war so arm, wie er als neugebornes Kind auf die Welt gekommen, und genöthigt seinen Unterhalt durch die härteste Arbeit zu gewinnen, wie es das gewöhnliche Geschick der Matrosen ist.

Das Marinehospital ist, von Seite des moralischen Einflusses betrachtet, allerdings von großem Nutzen, indeß läßt sich nicht läugnen, daß es in gewisser Hinsicht auch große Nachtheile hat, denn es gibt gar viele Krankheiten, auf welche die feuchte Atmosphäre den nachtheiligsten Einfluß hat, mithin läßt sich nicht erwarten, daß auf einem Schiff, wo die feuchte Luft freien Zutritt hat, jemals ein gutes Marinespital hergestellt werden könnte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 355.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 December 1836.

Jekaterinburg.

Aus einem Privatschreiben in der nordischen Biene.

Auf der Ostseite des Ural, im Vorhof von Sibirien, am Flusse Iset liegt die kleine Kreisstadt Jekaterinburg, die theils durch ihre ziemlich hübsche Lage, theils auch in mancher andern Hinsicht bemerkenswerth ist. Wer auch nur einmal darin war, erinnert sich später mit Vergnügen daran. Vor höchstens einem Jahrhundert erbaut, enthält es weder geschichtliche noch andere Denkmäler, und die Aufmerksamkeit, die es erweckt, verdankt es nur sich selbst. Wer vor 10 oder 15 Jahren in Jekaterinburg war, dem muß ich bemerken, daß die Ansicht, welche er damals von der Stadt mit sich nahm, ihrem jetzigen Zustand keineswegs entspricht; damals standen schmuzige, elende, mißgestaltete Häuschen in den Hauptstraßen, jetzt aber ist es ganz anders. Die letzten zehn Jahre waren nicht verloren, und man kann Jekaterinburg im vollen Sinne des Worts eine europäische Stadt nennen.

Der Prospekt *), welcher sich durch die ganze Breite der Stadt von einem Ende zum andern erstreckt, und sie fast in zwei gleiche Hälften theilt, ist der ausgezeichnetste Theil der Stadt wegen der Schönheit der hier aufgeführten Gebäude. Die zweistöckige Kirche zur Erscheinung Gottes mit ihrem hohen Kirchthurm hat man gerade gegenüber, weiterhin zwei mächtige Gebäude neben einander, in deren einem das uralische Bergcollegium, im andern das Hauptcomptoir der Jekaterinburgischen Bergwerke sich befindet. Hier beginnt der Querdamm des Münzhofs, welcher sich über die ganze Breite des Iset erstreckt; weiterhin, jenseits des Flusses, ist das Jekaterin'sche Versammlungshaus für die Bergleute, und diesem gegenüber an der Ecke ein schön gebautes, mit Säulen verziertes Haus. Dieses erblickt man gleich beim ersten Eintritt in Jekaterinburg. Der Prospekt ist nicht weniger als 21 Klafter breit; hier herrscht kein Gedränge, keine Unordnung, so bedeutend auch die daran vorüberziehenden Züge von Wagen seyn mögen, unter denen sich die mit Thee beladenen durch ihre Größe auszeichnen. Ehe der Prospekt so hergestellt war, fand man hier einen fast unergründlichen Koth, namentlich im Herbst, jetzt ist dieß aber nicht mehr der Fall, denn selbst in der schlechtesten Jahreszeit, nach den längsten und heftigsten Regen wird der feste Beschütt nicht aufgeweicht, und man geht darauf fast so bequem, als auf einem Steinpflaster. Dieser Vortheil ist den Einwohnern nicht theuer zu stehen gekommen, denn der über eine Arschine tiefe Beschütt besteht aus Schlacken, wovon man in den benachbarten Hüttenwerken haben kann, so viel man will. Diese Art von Pflasterung hat sehr große Vortheile, ist nicht theuer und gibt an Festigkeit einer wirklichen Chaussee wenig nach. Freilich kann man diese Art von Pflasterung nur hier anwenden, in der Mitte von Hüttenwerken, wo an Schlacken ein solcher Ueberfluß ist, daß man nicht weiß, wohin damit.

Hinsichtlich der Schönheit der Gebäude steht Jekaterinburg hinter keiner Stadt Sibiriens zurück; wenn die Neugierde der Reisenden hier keine Spuren des Alterthums findet, wie in einigen Städten Rußlands, wo irgend ein Kloster oder eine Kathedrale an vergangene Jahrhunderte erinnert, so kann dagegen Jekaterinburg als Bergwerksstadt die Aufmerksamkeit der Reisenden in mancher Beziehung auf sich lenken. Die schönern und größern Gebäude der Stadt gehören alle der Krone, z. B. der große Bau des Bergwerkscollegiums und das schöne Haus des Vorstandes der uralischen Hüttenwerke. Das Gebäude des Bergwerkskollegiums ist auf dem Uferdamm aufgeführt, und seine Hauptfaçade ist gegen das Wasser gerichtet. Vor drei Jahren noch stand hier ein altes steinernes Haus mit einem spitzigen Dache, welches letztere nur dadurch bemerkenswerth war, daß es ganz aus geschmiedetem Eisen bestand, weil zur Zeit, wo das Haus erbaut wurde, noch keine Maschinen zum Plätten des Eisens in den Hüttenwerken eingeführt worden waren, und man also gar kein Platteneisen hatte, wie es jetzt angewendet wird. In einer Reihe mit dem Gebäude des Bergwerkskollegiums steht, wie schon erwähnt, das Hauptcomptoir der Jekaterinburgischen Bergwerke. Diese beiden Gebäude mit der auf dem Querdamm aufgeführten Mauer, welche das Jekaterinburgische Münzgebäude umgibt, und ein kleines Häuschen, welches über einer der Fallthüren zum Durchlassen des Wassers

*) So genannt nach dem Newaprospekt in Petersburg.

aufgeführt ist, bildet einen ganz artigen Anblick. Der See ist in Jekaterinburg zwar nicht sehr groß, liegt aber in der Mitte der Stadt, und an Sommerabenden bietet er einen freundlichen Anblick dar, denn nach des Tages Arbeit bringt man bei schönem Wetter einige angenehme Stunden auf dem Uferdamm zu. Auf beiden Seiten des Sees sind dichtbewachsene Grasgärten, und weiter hinab ein artiges Landhäuschen an einem kleinen in den See fallenden Fluß. Am Ufer des Sees, dem Bergwerkscollegium gegenüber, ist ein kleiner, aber recht hübscher Garten, wo sich früher oft das Jekaterinburgische Publikum versammelte, und beim Klang der Musik der Bergleute einige Stunden verbrachte.

(Schluß folgt.)

Das Burzenland.

(Schluß.)

In dem Burzenlande gibt es noch ferner zwei berühmte Pässe; der erste ist der Temescher Paß am Flusse gleiches Namens, anderthalb Stunden von Kronstadt entfernt. Die Straße daselbst ist sehr enge und kaum geräumig genug für einen Wagen. Er wird von einer Redoute mit Pallisaden gedeckt. Der zweite ist der Terzburger Paß, fünf Stunden westwärts von Kronstadt gelegen. Bei demselben ist der Weg ziemlich gut, ausgenommen auf der walachischen Seite, wo die Wagen einen hohen abschüssigen Berg an Seilen hinaufgezogen und eben so herabgelassen werden müssen. Die Kronstädter bedienen sich deßhalb meist des Bosauer Passes, der, obschon etwas entfernter, doch einen bequemern Fahrweg hat, um die Weine aus der Walachei heimzuführen. Außer diesen beiden berühmten Pässen besteht südöstlich hinter Kronstadt noch der Nebenpaß Altschanze, auch die Römerschanze genannt. Er ist jedoch nur für Reiter und Fußgänger passirbar, und wird zur Zeit, wenn in der Türkei die Pest herrscht, gewöhnlich gesperrt.

In politischer Hinsicht wird das Burzenland oder der Kronstädter Distrikt in sechs Bezirke getheilt, die ich aber hier nur namentlich aufführen will, da es nicht in der Absicht dieser Blätter liegen kann, eine vollständige Topographie dieses Landes, noch weniger bereits bekannte Gegenstände zu liefern. Sie sind folgende: der Földwarer Bezirk (Processus Földvarensis); der Zeidner Bezirk (Proc. Fekete halmensis); der Hermannyer Bezirk (Proc. Hermanyensis); der Siebendörfer Bezirk (Proc. Hetfalvensis); der Rosenauer Bezirk (Proc. Rosnaviensis), und endlich der Trötschwarer Bezirk (Proc. Törtsvariensis). Diese Bezirke führen ihren Namen von ihren Hauptorten, welche sogenannte freie Ortschaften sind, deren jede mit einer evangelischen Pfarre versehen ist, der Trötschwarer Bezirk ausgenommen, der wie schon erwähnt, größtentheils von Kalibassen bewohnt wird. Die einzige und zugleich die Hauptstadt des Burzenlandes ist Kronstadt, lat. Corona, Brassovia, oder Stephanopolis genannt, doch nicht etwa, als ob sie ein König Stephan erbaut hätte, sondern vom griechischen Wort στέφανος (corona, Krone, ungr. Braso, wal. Brascho), indem sie laut Diplom des Königs Ludwig des Großen, von dem sie sehr begünstigt wurde, ihren Namen von der heiligen ungarischen Krone führen durfte, daher auch das Wappen derselben eine goldene Krone zeigt, durch welche eine Baumwurzel gesteckt ist. Kronstadt ist zugleich eine königliche Freistadt, und gegenwärtig die größte und bevölkertste, zumal auch Handelsstadt, in ganz Siebenbürgen. Sie hat eine höchst malerische Lage in einem tiefen, von Osten nach Westen sich erweiternden, von mehrern Bächen bewässerten Thale, und besteht aus der innern größtentheils von Sachsen bewohnten Stadt und drei Vorstädten, welche durch einen 100 bis 200 Klafter langen geräumigen Platz von derselben getrennt sind, und mit dieser in etwa 3408 Häusern 36,000 Einwohner enthalten. Die innere Stadt, in Gestalt eines verschobenen Vierecks, mit Mauern, Thürmen und einem Wallgraben umfangen, hat fünf Thore, sechs Hauptstraßen, die ziemlich gerade, regelmäßig, und zur Nachtzeit erleuchtet sind, einen Hauptplatz (Marktplatz genannt) mit zwei solid erbauten öffentlichen Brunnen und mehrere kleinere Plätze. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus vor allen die prachtvolle evangelische Kathedralkirche zur heil. Maria, am westlichen Ende des Marktplatzes. Die Beibehaltung des Namens aus der katholischen Zeit ist bei den meisten protestantischen Kirchen Siebenbürgens üblich. *) Bemerkenswerth war die Wandchronik in dieser Kirche, welche in geordneten chronologischen Zeittafeln bis zum Jahre 1145 zurückführte. Wie es aber leider mit Gegenständen des Alterthums so manchmal geschieht, daß sie rücksichtslos mit einem strafbaren Vandalismus zerstört werden, so ist auch dieser höchst wahrscheinlich aus Unkenntniß bei einer Renovirung des Gebäudes verwischt und übertüncht worden. Eine weitere Zierde des Marktplatzes ist das Rathhaus, in einem soliden Style mit einem stattlichen Thurm erbaut; und das Neugebäude oder Kaufhaus, woselbst die Kaufleute aller mit Kronstadt in Verkehr stehenden Nationen, als Ungarn, Armenier, Griechen, Türken, Walachen, Bulgaren, türkische und galizische Juden, Zigeuner u. s. w., ihre Waaren zum Verkauf auslegen. Dieses großartige, und für den Verkehr höchst dienliche Gebäude hat sein Daseyn einem Privatmanne zu verdanken, der lange Zeit der Stadt als Richter vorstand, und dasselbe im J. 1546 auf eigene Kosten erbauen ließ. Noch verdienen bemerkt zu werden die Spitalkirche und die Johanniskirche, wovon erstere dem evangelischen und letztere dem katholischen Gottesdienst gewidmet, ehemals ein Kloster der Klarissinnen, und später in den Händen der Jesuiten war, jetzt aber von Franziskanermönchen bedient wird. Auch die katholische Kirche zu St. Peter und Paul in der Klostergasse ist ein nicht minder ansehnliches Gebäude mit einem geräumigen Kloster, das in frühern Zeiten dem Dominikanerorden und später den Jesuiten eigen war. Die Wohnhäuser der Stadt sind meist zwei bis drei Stockwerke

---

*) Der Baustyl dieses Tempels trägt den rein gothischen Charakter, ist 558 Schuh lang und 177 Schuh breit, ruht auf 22 Säulen toskanischer Ordnung, und hat einen bei 26 Klafter hohen, massiven Thurm.

hoch, und mitunter im modernsten Geschmacke erbaut. Im Umfange der Vorstadt Altstadt (Braso), welche nördlich von der innern Stadt in einer dreiviertel Stunden langen und sechzig Schritt breiten Hauptstraße mit mehrern Querstraßen sich hinzieht, trifft man noch zwei evangelische Kirchen, die Bartholomäuskirche am Fuße des Gesprengberges, und die Martinskirche auf dem Berge gleichen Namens. Diese Vorstadt ist sehr volkreich und theils von Deutschen, theils von Ungarn und Walachen bewohnt. Eine nicht unirte griechische Kirche befindet sich in der südlichen oder obern Vorstadt, sie ist nach walachischem Geschmacke verziert und aus milden Unterstützungen der moldauischen und walachischen Hospodare gebaut worden. Diese Vorstadt wird auch die Bulgarei (Bolgar) genannt, welcher Name ihr von den ältesten Bewohnern, den Bulgaren, beigelegt wurde, die sich aber nun gänzlich in ächte Walachen umgeändert haben. Ihre Lage ist überaus anmuthig, da die Häuser theils in der Niederung, theils am Abhange der Berge liegen und auf allen Seiten von Küchen- und Obstgärten umgeben sind. Die dritte östliche Vorstadt ist die Blumenau (Bolonnya), mit Recht so genannt, da sie eine reizende Lage hat, zwischen anmuthigen Blumen und Hainen. Auch diese Vorstadt hatte ihre eigenen Kirchen, worin die Sachsen sowohl als die Ungarn ihren Gottesdienst begehen. Zwischen dieser Vorstadt und der Altstadt erhebt sich gar anmuthig ein grün bewachsener Hügel, der Schloßberg genannt, auf dessen felsiger Spitze eine uralte, aber wohl erhaltene Veste thront, in welcher sich gegenwärtig eine k. k. Besatzung befindet.

Sehr regsam ist der Gewerbsfleiß der Einwohner; wohin man auch blicke, überall herrscht Fleiß und Thätigkeit. Die Manufaktur in Linnen-, Baumwollen- und Schafwollenwaaren, wie namentlich in Kotzen, Rasch und Tüchern, von welch letztern jährlich bei 4000 Stück verfertigt werden, sind Haupthebel eines ausgebreiteten Handels, welchen Kronstadt mit der Moldau, Bulgarien und der Walachei treibt. Der zweite wichtige Geschäftszweig besteht in Strumpfstricker- und Posamentirwaaren, mit deren Verfertigung sich in der walachischen Vorstadt über 600 unzünftige, sogenannte Schnürmacher und Klöpplerinnen beschäftigen und jährlich über 200,000 Stück schafwollene Schnüre erzeugen, die dann von griechischen Handelsleuten bis Natolien und in andere Gegenden des türkischen Reichs versendet werden. Ein wichtiger Ausfuhrartikel sind ferner die hölzernen Schiffsrollen, Flaschen oder Csuttern, welche aus Ahorn gearbeitet, und deren jährlich mehr als 30,000 Stücke nach Ungarn, Sklavonien und in die Türkei verkauft werden. An den übrigen in einer Stadt nöthigen Handwerkern mangelt es ebenfalls nicht, wie es denn unter den Ladentischlern allein 30, unter den Gärbern 42 und unter den Nagelschmieden nicht weniger als 95 Meister gibt. Endlich gibt es hier mehrere Walkmühlen, eine Papiermühle, zwei Eisenhämmer, einige Türkischroth-Färbereien und Methbrauereien, drei Mahlmühlen und zwei Wachsbleichen. — Vorzüglich bemerkenswerth ist übrigens der Speditionshandel, welcher durch die daselbst aus 18 Mitgliedern bestehende priveligirte Kompagnie griechischer Handelsleute, die jedoch meist östreichische Unterthanen sind, ungemein befördert wird. Den wichtigsten Theil dieses Handels bedingen östreichische und türkische Artikel, namentlich Vieh und Weine, die aus der Walachei kommen; ferner verschiedenartige Fabrikate und Getreide, Salz, Honig, Wachs u. s. w. Und ist gleich der Handel in den neuesten Zeiten minder beträchtlich, so regt sich doch stets hierin viel Leben und die Geschäfte betragen immerhin im Durchschnitt jährlich an 6 Millionen Gulden. Ueberdieß hat diese Handelskompagnie auch Faktoreien in mehreren Hauptstädten der angränzenden Länder, wie z. B. in Pesth, Triest, Semlin, ja selbst in Odessa und Alexandrien. Im Kronstädter Kaufhaus befinden sich mehrere Wechselbanken, zur Auswechslung türkischer, östreichischer und anderer Gold- und Silbermünzen. Endlich hat Kronstadt zur Beförderung des Verkehrs zwei Jahrmärkte, wovon der eine an Frohnleichnam, der andere am Aller-Seelentage abgehalten wird.

Rücksichtlich ihres Namens wird in Kronstadt erzählt, daß der walachische Fürst Mirtscha (Moriz), als am Ende des 14ten Jahrhunderts die Türken in seine Länder eingefallen waren, seine Weiber und Kinder auf den Berg Bradsobus in Sicherheit gebracht habe. Von diesem Berg soll nun auch die Stadt ihren Namen führen, wie denn auch Schäsius schreibt: Haec (civitas) a Brassobo Brassovia monte vocatur. Unter diesem Berg müßte denn nur der Felsenberg bei Kronstadt, der unter dem Namen der Zinnen bekannt ist, und ehedem ein Kastell trug, verstanden seyn. Jetzt befindet sich bloß ein kleines Kapellchen darauf, welches zuweilen von Wallfahrern besucht wird. Nicht weit davon an der Südseite ist eine kleine Höhle, Nonnenloch genannt, worin der walachischen Mythe zufolge, eine ungeheure Schlange ihr Lager aufgeschlagen hatte. In der Nähe dieser Höhle erhebt sich ein anmuthiger Hügel, auf welchem nach altem Herkommen die Griechen und Walachen alljährlich am Mittwoch nach Ostern auf festliche Weise unter Musik und Tanz ihr Osterlamm zu verzehren pflegen; was aber auch zuweilen auf dem Salomonsstein geschieht, unter welchem ebenfalls eine Höhle sich befindet. Uebersehen wir nun die Stadt in ihrer malerischen Lage, mit ihren niedlichen Häusern, stattlichen Kirchen und Thürmen, die reizende Gartenumgebung mit schattigen Obst- und Kastanienhainen, die geschmackvollen Landhäuser, um die zu beiden Seiten amphitheatralisch sich erhebenden Bergreihen nach Osten und Westen über die üppig grünenden Thäler, das rege, geschäftige Leben aller Orten, und endlich das gutmüthige, leutselige Benehmen der Einwohner, so kann man in der That Kronstadt die Krone Siebenbürgens nennen.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreise.

Sobald wir in den Saal des Gasthofes traten, konnten wir uns schon überzeugen, daß wir Europa viel näher stünden, als bisher, um so mehr, als der Wirth, ein dienstfertiger Italiener, seine Gäste in allen europäischen Sprachen, nur nicht in der russischen, bewillkommte. Aber Europa konnte unsere Neugierde nicht befriedigen, und das geheimnißvolle Dunkel, welches die Stadt Mexico bedeckt, spannte in

hohem Grade unsere Erwartungen. Die anziehenden Erzählungen der Reisenden über Mexico und seine Umgebungen, die zahllosen Schätze seiner Klöster und Kirchen, das Wunderbare seiner alten Geschichte, Alles trug dazu bei, schon in der Jugend meiner Einbildungskraft ein Bild einzuprägen, welches um so lebhafter auf mich einwirkte, je weniger ich hoffte, diese zauberhafte Stadt je zu sehen; jetzt standen wir vor dem Vorhang, welcher uns den Anblick verbarg, und konnten ihn nicht aufheben. Obwohl die Krankheit unseres Sohnes, welche nun schon zwei Wochen angehalten hatte, uns einen ganzen Monat in Mexico aufhielt, so konnten wir doch natürlich unsere Zeit nicht ganz dem Besichtigen der Merkwürdigkeiten widmen, und besahen eine Menge Gegenstände, welche eine nähere Aufmerksamkeit verdient hätten, nur oberflächlich. Erwarte darum keine genaue Beschreibung Mexico's von mir, sondern empfange nur einige Skizzen über unsern Aufenthalt.

Die Briefe des Herrn Barron an seine Freunde in Mexico verschafften uns Bekanntschaft in vielen Familien, von denen namentlich der englische Gesandte und der englische Generalkonsul Alles thaten, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Auch stellte ich mich dem preußischen Generalkonsul, Herrn von Gerolt, vor, welcher es in diesem fremden Lande für seine Pflicht hielt, uns mit Wort und That an die Hand zu gehen. Er führte uns in vielen deutschen Häusern und auch bei dem französischen Gesandten ein, deren Gesellschaften wir, so oft es uns möglich war, besuchten. Die deutschen Familien leben hier in einem sehr engen Verbande unter einander und führen ein fröhliches Leben. Bei den Mexicanern stehen sie in gutem Ruf, und genießen bei ihnen mehr Zutrauen, als die andern Europäer. Im Kreise ihrer Gesellschaft verlebte ich einige angenehme Abende, und zur Abwechslung besuchten wir die italienische Oper. Mit Eintritt der Fasten müssen alle Festlichkeiten aufhören, und die Theater werden geschlossen, aber die Bedürfnisse der Fremden, und vielleicht mehr noch finanzielle Ursachen, veranlaßten die Regierung, hinsichtlich der italienischen Oper eine Ausnahme zu machen. Denn obwohl das Geld nicht hinreicht zur Bezahlung der Beamten, zum Unterhalt der Spitäler und zur Einrichtung der Schulen, so gibt sie doch aus der Staatskasse der Oper eine jährliche Unterstützung von 20,000 Piaster. Uebrigens entsprechen die Sänger dieser Oper den Erwartungen der mexicanischen Melomanen nicht. Im Theater hatten wir Gelegenheit, das mexicanische Publikum zu sehen, und benutzten diese um so lieber, als wir in den Privathäusern, welche wir besuchten, selten Mexicaner sahen, wenn auch die Hausfrau eine eingeborne Mexicanerin war. Politische Umstände hindern die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens unter den Mexicanern, Parteigeist und Furcht beherrschen sie, und das geistige Leben erstickt, ehe es zur Blüthe kommt. Die Frauen gehen in großem Staat in die Oper, in der Tiefe der Logen glimmt hie und da eine Cigarre; aber die Männer, wenn auch nicht in ihre Sarapen gehüllt, rauchen tüchtig. Der Einfluß der Europäer auf Sitten und Gewohnheiten zeigt sich hier mehr als in Guadalaxara, was auch natürlich ist: die mexicanische Eigenthümlichkeit muß man daher mehr in den Aeußerlichkeiten der Stadt, in den Straßen, Gebäuden und Umgebungen suchen.

Beim ersten Blick stellt sich Mexico als die Hauptstadt eines großen und mächtigen Reichs dar; bei aller Regelmäßigkeit in der Anlage, wie man es auch in andern Städten, namentlich Guadalaxara, Queretaro bemerkt, ist doch auch eine Mannichfaltigkeit zu erkennen. Vollständig gerade Straßen durchschneiden die Stadt von einem Ende zum andern: viele davon haben 4 bis 5 Werst Länge auf einer ebenen Fläche, und wie die ganze Ebene auf allen Seiten von Bergen umgeben ist, so stößt auch der Ausgang jeder Straße scheinbar an einen hohen Berg, denn diese scheinen wegen der dünnen Atmosphäre auf dieser Höhe von 7000 Fuß über dem Meere viel näher zu stehen, als dieß in der Wirklichkeit der Fall ist. Wenige Gebäude sind über drei Stockwerke hoch, manche aber sind in großem Style erbaut, und darunter finden sich wahre Paläste, wie z. B. die ehemalige Wohnung des Kaisers Iturbide, der Nationalpalast, die Universität und vorzüglich die schöne Mineria, oder Bergwerksakademie, deren Bau zur Zeit Humboldts, vor 55 Jahren, noch nicht vollendet war. Ich könnte eine lange Liste von Kirchen und Klöstern entwerfen, welche durch ihre innern Verzierungen, ihren Reichthum oder ihr äußeres Ansehen Aufmerksamkeit verdienen: die Kathedrale macht einen großen Effekt durch ihren mächtigen Umfang und ihre gothische Bauart, und bietet auf dem großen Platz, namentlich beim Mondenschein, einen herrlichen Anblick dar; im Innern ist sie zu sehr verbaut, dagegen bietet sie einen solchen Schatz an Gold, Silber und kostbaren Steinen dar, daß man ihn selbst sehen muß, um einen Begriff davon zu haben. Durch die Gefälligkeit des englischen Generalkonsuls O'Gorman, dessen Beichtvater der erste Geistliche an der Kathedrale ist, gelang es uns, diesen Schatz zu sehen. Bei der großen Unduldsamkeit der hiesigen Geistlichkeit und des Volks ist es für Fremde sehr schwer, Zugang zu dem Kirchenschatz zu erhalten; namentlich ist dieß den Frauen verboten, und selbst mit Erlaubniß des Padre wagte meine Frau nicht anders, als unter Begleitung der Madame O'Gorman in die Kirche zu gehen, nachdem sie sich zuvor nach Art der Mexicanerinnen in eine schwarze Mantilla gehüllt und einen ungeheuren Kamm aufgesteckt hatte. Ich muß gestehen, daß mich der Anblick der mit ausgezeichneter Kunst gearbeiteten Gefäße, die symbolischen Verzierungen, die Leuchter, die Krummstäbe aus reinem mit herrlichen Diamanten und andern Edelsteinen bedeckten Golde in das größte Erstaunen versetzte. Der Reichsschatz, welchen ich im Londoner Tower gesehen hatte, war unbedeutend gegen diese Schätze. Man kann sich nicht enthalten, einige Stunden staunend bei diesen irdischen Reichthümern im Tempel des Schöpfers zu verweilen. Auf der linken Seite der Kathedrale steht eine von Cortez erbaute Kapelle, auf der andern Seite ist die bekannte Uhr Montezuma's, nämlich ein Stein von zehn Quadratfuß, auf welchem der alte mexicanische Sonnenkreis eingehauen ist, eingefügt.

Der zweistöckige Nationalpalast, welcher die längste Seite des viereckigen Platzes einnimmt, hat nichts Ausgezeichnetes, ist aber darum bemerkenswerth, weil er auf derselben Stelle erbaut ist, wo der Palast der aztekischen Kaiser stand. Es befinden sich darin nicht nur die verschiedenen Departements mit allen Verwaltungszweigen, der Versammlungssaal der Deputirten und des Senats, sondern auch ein Pulvermagazin, das Arsenal, und sogar ein Gefängniß. Der Saal der Deputirten ist im Halbkreis gebaut, und verdient Aufmerksamkeit wegen der kunstvollen Verzierungen und ihrer harmonischen Anordnung. Auf den Mauern sind mit goldenen Buchstaben die Namen der mexicanischen Helden aufgezeichnet; Iturbide war von dieser Liste ausgeschlossen, seit der Vernichtung des Föderationssystems aber wurde sein Name wieder hergestellt. Zu gleicher Zeit kam ein großes Oelgemälde zum Vorschein, welches die Schlacht Santa Anna's bei Veracruz mit den Spaniern vorstellt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 356.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 December 1836.

Bundelkund.

Es ist fast sprüchwörtlich geworden, daß die Bewohner von Bengalen der edeln achtunggebietenden Eigenschaften, welche die Bewohner vieler höher gelegener Distrikte in so hohem Grade besitzen, gänzlich entbehren. Unter den obern Provinzen haftet ein gleicher Makel auf Bundelkund, indem die Bundelas für verrätherisch, rachsüchtig und in hohem Grade lasterhaft gelten. Aufmerksame Reisende aber bemerken bei dem Eintritt in diese Provinz alsbald nicht nur einen Unterschied in dem äußern Ansehen des Landes, sondern auch in den Einwohnern. Dieß ist namentlich der Fall, wenn man aus dem Duab *) über den Dschumna setzt. Man kommt auf einmal aus einer weiten, nur sehr schwach und theilweise undulirenden Ebene in ein fast gebirgiges Land, dessen Höhen zwar nie mehr als 2000 Fuß über dem Meere ansteigen, und auch dieß nur, wenn eine Kette über die andere sich hinlagert; aber die einzelnen Höhen sind so schroff, daß das ganze Land ein sehr zerrissenes Aussehen hat. Der Boden ist meist sandig, und obgleich die Wälder nicht so dicht sind, wie in vielen andern Theilen Indiens, so ist doch Waldung genug vorhanden, um der Landschaft Mannichfaltigkeit zu geben, und sie allenthalben malerisch und manchmal erhaben zu machen. Rauhe Felsen über einander gethürmt, zum Theil kahl, zum Theil mit langen Kriechpflanzen bedeckt, welche bis an den Fuß der Felsen herabhängen, verleihen der einsamsten und unfruchtbarsten Einöde eine wilde Schönheit, während die dazwischen liegenden Thäler mit reichem Boden die üppigste Vegetation darbieten. Andere Züge des Gemäldes sind nicht minder bemerkenswerth, und stimmen, obwohl das Werk der Kunst, mit dem Charakter des Landes so gut zusammen, daß man bei der Durchreise durch das Land sich eines Gefühls von Bewunderung nicht erwehren kann für das Volk, welches die Gipfel und Pässe dieses romantischen Landes so großartig zu schmücken verstand. Unzählige Vesten in jedem Stadium des Zerfalls zieren die Höhen der Berge; die meisten sind aus Lehm aufgeführt, und scheinen darum einen Theil der Höhe selbst zu bilden, auf welcher sie erbaut sind. So geben sie den letztern phantastische Umrisse, und erhöhen trotz ihres zerfallenen Zustandes das Malerische der Landschaft ungemein. Andere Gebäude aus festem Mauerwerk scheinen uns noch einmal die gothischen Schlösser der stolzen Freiherrn des Mittelalters vor die Augen zu führen, und in der That werden die kleinen Häuptlinge von Bundelkund, obwohl endlich genöthigt, sich der brittischen Herrschaft ruhig zu unterwerfen, nur mit Mühe abgehalten, ihre Fehden unter einander fortzusetzen. Wegen ihrer Abgelegenheit kommen sie wenig in Berührung mit Europäern, und haben gewiß von fremden Sitten und Gebräuchen weniger angenommen, als diejenigen, welche in der Nähe des Ganges wohnen. Außer den politischen Agenten gibt es wenig Civil- und Militärbeamte in Bundelkund. Mattra, in der Provinz Agra, war früher das Standquartier einer bedeutenden Truppenzahl, um den unruhigen Adel eines neu eroberten Landes in heilsamer Furcht zu erhalten, ohne ihn durch zu nahe Aufsicht zu belästigen, es ist aber kürzlich als Militärstation aufgehoben worden. Obschon hinreichend gezähmt, daß sie sich ruhig der brittischen Herrschaft unterwarfen, ist doch bei ihrem geringen Verkehr mit Europäern noch bei weitem in den Sitten und Gewohnheiten des Volkes nicht die Veränderung vorgegangen, wie in den andern Provinzen. Die Radschas von Bundelkund haben noch in bedeutendem Grade ihre Unabhängigkeit beibehalten, da aber diese kleinen Staaten niemals einem mächtigen Nachbar ganz Trotz bieten konnten, so besteht der größte Zwang, welchen sie jetzt fühlen, nur darin, daß sie sich nicht mehr ernstlich gegenseitig bekämpfen können; sie begnügen sich jetzt mit unbedeutenden Streifereien, und ihre Fehden werden leicht durch das Dazwischentreten des brittischen Agenten ausgeglichen.

Obgleich viele der Radschas von Bundelkund eine sehr entschlossene Feindseligkeit gegen die Engländer zeigten, und es Geld und Menschen kostete, um einige ihrer festen Plätze zu erobern, namentlich die berühmte Veste Callindscher, so haben sich doch auch andere als sehr brauchbare Verbündete gezeigt, besonders der Radscha von Dottiah erwies seine Anhänglichkeit an die englische Regierung in der Stunde der Gefahr auf eine sehr ausgezeichnete Weise. Während des Kriegs mit Sindia, als Lord Hastings an der Spitze einer großen Abtheilung des

*) Das heißt, das Land zwischen dem Ganges und Dschumna.

Heeres durch das Gebiet dieses Häuptlings zog, stieß nicht nur eine kleine, aber wohl ausgerüstete Truppenzahl zu ihm, sondern er leistete noch einen weit wichtigern Beistand durch Herstellung und Verbesserung der Wege, und durch Lieferung von Lebensmitteln. Lord Hastings, welcher nie eine Gelegenheit versäumte, geleistete Dienste und empfangene Höflichkeiten auf angemessene Weise zu belohnen, schmeichelte der Eigenliebe des treuen Vasallen durch das Geschenk von zwei Sechspfündern, welche jetzt noch mit großem Stolze gezeigt werden, als ein Merkmal der Achtung, worin der Herrscher von Dottijah bei dem „großen Herrn" stand. Der Palast von Radschgur, die Wohnung dieses Häuptlings, gibt eine herrliche Probe der Architektur, welche allenthalben in diesem malerischen Lande herrscht; es ist, wie manche andere Gebäude dieser Art, eine Vereinigung von Palast und Veste, indem es gegen einen Feind, welchem nur die alten Kriegsmittel zu Gebote stehen, ziemlich gute Vertheidigungsmittel darbietet. Obschon der Boden rings umher eine völlige Fläche ist, so liegt das Schloß doch bedeutend hoch, da es auf der äußersten Ecke einer der Bastionen erbaut ist, welche die Stadt umgeben. Radschgur ist indeß viel minder bedeutend, als der Palast von Urtscha, welcher einst die Residenz des obersten Hauptes der Bundelastämme war, von welchem alle andern Häuptlinge die Belehnung erhielten, ohne welche sie sich auf ihren resp. Musnuds nicht als sicher betrachten konnten. Im Laufe langer wechselvoller Kriege verlor der Herr von Urtscha einen bedeutenden Theil seines Gebiets, und fand es passender, den Sitz seiner Regierung nach Tehri zu verlegen, wo er jetzt gewöhnlich wohnt, und von welchem er auch den Namen führt. Urtscha, welches eine sehr bedeutende Stadt war, hat jetzt viel von seiner Wichtigkeit verloren, und bietet nur noch schwache Spuren seiner frühern Größe dar. Diese sind indeß völlig hinreichend, um ihren ehemaligen Ruf zu begründen: die meisten Ueberreste aus den frühern Zeiten sind Denkmäler des einstigen Glanzes von Bhir Sing Deo, einem mächtigen Häuptling im 16ten Jahrhundert, welchem es gelang, sich auf Kosten seiner minder glücklichen Nachbarn zu Reichthum und Macht zu erheben; seine Nachkommen behaupteten geraume Zeit hindurch den Rang, welchen er errungen hatte, betrachteten sich als unabhängig von Sindia, ihrem mächtigsten Nachbar, und erkannten ihn nie durch regelmäßigen Tribut als ihren Oberherrn an. In neuern Zeiten muß sie ihr Glück verlassen haben, oder ihr Benehmen minder klug gewesen seyn, und es wäre jetzt schwer, den Umfang ihres Gebiets zu bestimmen, da mitten in demselben sich andere Häuptlinge erhoben haben und sich unabhängig machten, so daß der Radscha von Tehri aus seinem kleinen und doch nicht genau bestimmten Gebiete kaum noch ein Einkommen von fünf Laks Rupien erhält.

(Fortsetzung folgt.)

Jekaterinburg.

(Schluß.)

Das Leben in der Stadt und ihre innere Bewegung erweitern sich mit jedem Tage mehr. Noch vor zehn Jahren fanden sich hier nicht 10,000 Einwohner, jetzt kann man ihre Anzahl mit großer Wahrscheinlichkeit auf 15,000 rechnen. Unter den günstigen Umständen, welche Jekaterinburg aus seiner frühern Lage emporhoben, steht die Versetzung des Bergwerkscollegiums aus Perm hieher, oben an; seit dieser Zeit ist die Stadt, deren einförmiges Leben früher durch gar nichts unterbrochen wurde, von einer großen Zahl Bergwerksbeamten belebt, welche aus Perm herübergezogen sind. Die Einrichtung des Oberbergamts für die uralischen Bergwerke in Jekaterinburg ist jedoch nichts Neues; gleich Anfangs, als das Bergwesen im Ural in verschiedene Verwaltungszweige zerfiel, wurde die oberste Behörde für die Leitung der Hüttenwerke nach Jekaterinburg verlegt, die Kanzlei der Oberhüttenverwaltung, von welcher die Hüttenwerke in den Gouvernements Perm, Wjätka, Orenburg und selbst Kasan abhängen, war gleichfalls in Jekaterinburg. Im Jahr 1807, als statt des Jekaterinburgischen Bergamts eine allgemeine Bergverwaltung gebildet werden sollte, wurde diese nach Perm verlegt, und blieb aus mancherlei Gründen wahrscheinlich auch wegen der größern Nähe bei Petersburg, bis zum Jahr 1831 daselbst, wo sie wieder nach Jekaterinburg versetzt wurde. Für eine Centralverwaltung der Bergwerksdistrikte im Ural ist letztere Stadt besser gelegen, als Perm, denn es liegt mehr in der Mitte; und jetzt, wo die Ausdehnung der Stadt, so wie ihre Verbindung mit andern Orten sich erweitern, hat auch Bildung und geselliges Leben bedeutende Fortschritte gemacht, obwohl auf der andern Seite alte Gewohnheiten sich hier leichter als anderswo erhalten; so sieht man z. B. auch jetzt noch hie und da ein altes Mütterchen mit der Kophta, einem seltsamen Kopfputz des vorigen Jahrhunderts. Indeß wird der Einfluß der alten Gewohnheiten auch unter ihren eifrigsten Verehrern, den Raskolniken, immer schwächer, das Licht der Aufklärung dringt auch hier ein, und erhellt die Nacht der alten Vorurtheile. Früher las man in Jekaterinburg höchstens die Moskau'sche Zeitung, jetzt ist es nichts Seltenes, alle gewöhnlichern Journale und einen großen Theil der neu erscheinenden Bücher zu finden; in der Stadt ist ein zwar kleiner, doch ziemlich vollständiger Buchladen, in welchem man alle neu herauskommenden Erscheinungen der russischen Literatur finden kann; auch leiht der Inhaber die Bücher zu einem geringen Preise zum Lesen aus. Von Unterrichtsanstalten findet sich in Jekaterinburg die schöne Kreisschule, welche jetzt nach einem neuen Plane umgeformt wird: außer den gewöhnlichen Lehrkursen wird hier auch Mineralogie und Geognosie, Handlungswissenschaft, französische und deutsche Sprache gelehrt. Der größte Theil der hiesigen Schüler gehört den bei den Jekaterinburgischen Hüttenwerken angestellten Leuten an, und da diese jungen Leute zum Bergwerksdienst gleichsam zum Voraus bestimmt sind, so ist die Erlangung von Kenntnissen, welche eine unmittelbare Beziehung zum Bergwesen haben, für sie unerläßlich. Durch den Unterricht in den Handlungswissenschaften hebt sich der Kaufmannsstand sichtlich.

Seit dem Anfang des J. 1834, wo in der Permischen Eparchie ein Vikariat eingerichtet wurde, besitzt Jekaterinburg einen Vikarbischof, was gleichfalls beiträgt, die hiesige Stadt zu be-

Digitized by Google

ben. Die Kirche zur Erscheinung Gottes, welche bisher nur eine Pfarrkirche war, ist jetzt zur erzpriesterlichen umgewandelt. Diese Kirche ist groß und geräumig, und hat, wie alle hiesigen Kirchen, zwei Stockwerke; in der innern, den Aposteln Peter und Paul geweihten Kapelle bemerkt man ein vorzüglich schönes Ikonostaß,*) dessen Schnitzwerk nach Zeichnungen im neuesten Geschmack und mit großer Kunst ausgeführt ist. Auch die übrigen Pfarrkirchen in der Stadt sind alle von Stein: es sind ihrer drei, und alle in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbaut. Die auf einem hohen Berg liegende Himmelfahrtskirche mit ihrem hohen Glockenthurm sieht man aus allen Theilen der Stadt, und sie stellt sich zuerst den Augen eines Reisenden dar, welcher nach Jekaterinburg kommt. Hier findet sich auch ein Frauenkloster, welches Nowotichwa heißt, und jetzt zur ersten Klasse gerechnet wird; im J. 1809 erhielt es Unterstützung vom Staat, und jetzt ist es eins der größten Klöster. Die eifrigen Bemühungen der ersten Igumenin, Taisia, trug viel dazu bei, es auf diese Stufe zu erheben: sie nahm sich der Sache des Klosters zu einer Zeit an, wo dieses noch sehr bedürftig und erst im Entstehen war. Es befinden sich vier Kirchen darin, deren bedeutendste dem heiligen Alexander Newsky gewidmet ist; die Verzierungen und der Kirchenschmuck sind ziemlich reich, obwohl man hier nicht solche Schätze suchen darf, wie in einigen der alten Klöster Rußlands, z. B. im Dreifaltigkeitskloster u. a.; die Klostergebäude sind fast alle von Stein und sehr geräumig. Am 26sten Junius, am Tage der h. Jungfrau von Tichwa, strömt viel Volk in dem Kloster zusammen, indem die Bauern aus den umliegenden Distrikten vor dem Bild der h. Jungfrau ihre Andacht verrichten; an diesem Tage ist auch in dem Kloster allgemeine Tafel für die herbeiströmenden Wallfahrer.

Mit der zunehmenden Bevölkerung erweiterte sich, wie natürlich, auch der Handel, doch ist der vermehrte Handel nicht bloß der an Ort und Stelle vermehrten Zahl von Konsumenten zuzuschreiben. Einige der hiesigen Kapitalisten treiben einen bedeutenden Handel nach Petersburg, so wie auch nach Nischegorod: sie schicken dahin Fettwaaren und Eisen in großer Menge. Der Handel mit Fettwaaren wird zum Theil in den Dörfern und auf den kleinen Jahrmärkten von den Bauern selbst getrieben. Das Eisen wird aus den Hüttenwerken selbst aus der ersten Hand angekauft, und so können die hiesigen Kaufleute einen bedeutenden Gewinn daran machen. Die Fettwaren gehen meist nach Petersburg, das Eisen nach Nischegorod. Der Transport geschieht im Frühjahr zu Wasser, im Winter in Schlitten, und zu dieser Jahrszeit wird auch ein ziemlich bedeutender Handel mit Korn getrieben, da ein großer Theil der Hüttenwerke, welche um die Stadt her liegen, ihr Bedürfniß an Korn von dem Markte zu Jekaterinburg beziehen. Freilich wahren auch manche Staats- und Privathüttenwerke ihren Vortheil, und kaufen die nöthige Menge Mehl von ihren eigenen Bauern, so daß den Kaufleuten hauptsächlich nur der Handel mit denjenigen Hüttenbesitzern bleibt, welche nicht hinreichend Geld besitzen, um vorzukaufen. Die hiesigen Kaufleute treiben endlich auch einen nicht unbedeutenden Handel mit Pferden und zum Theil auch mit Hornvieh. Die Pferde sind hier kirgisische Steppenpferde, welche gegen Ende Junius hieher getrieben werden. Der Hauptverkauf findet am 29sten desselben Monats statt, da um diese Zeit auch der kleine Jahrmarkt zu Petrow ist; am meisten Pferde werden von den umliegenden Hüttenwerken aufgekauft. Indeß bleibt der Handel mit Eisen und Eisenwaaren immer der wichtigste für die von Hüttenwerken umgebene Stadt: die Arbeitsleute auf den Hüttenwerken verfertigen in ihren freien Stunden eine Menge eiserner Geräthschaften, die sie nirgends anders wie hier absetzen können; auf der andern Seite können die Bauern, welche in großer Anzahl mit Korn in die Stadt hereinkommen, sich fast auch nur hier mit dem zu ihrem Hauswesen nöthigen Eisengeräthe versehen.

*) So heißt bekanntlich in den russischen Kirchen die mit den Heiligenbildern verzierte Scheidewand zwischen dem Allerheiligsten und den übrigen Theilen der Kirche.

Bei einer Schilderung von Jekaterinburg darf man nicht vergessen, daß ein sehr großer Theil der Einwohner dieser Stadt Raskolniken oder Altgläubige *) sind, wie sie sich gern nennen. Indeß gibt es nicht nur in Jekaterinburg selbst, sondern unter den Einwohnern des Landes im Kaufmanns- und Bauernstand eine Menge Raskolniken, vielleicht mehr, als sonst irgendwo. Darüber darf man sich nicht wundern, denn in früherer Zeit, als die Raskolniken in den innern Gouvernements Rußlands sich verbergen mußten, flohen viele derselben hieher, und fanden hier eine sichere Zuflucht. Namentlich finden sich viele auf den Hüttenwerken vermuthlich darum, weil zu der Zeit, als sie hieher flohen, viele von den Hüttenwerken erst gegründet wurden, oder ihre Thätigkeit erweiterten; die Hüttenbesitzer lockten sie durch allerlei Vortheile, besonders durch Befreiung von Abgaben, an sich; die Raskolniken ließen sich gern auf ihren Ländereien nieder, und nahmen Arbeit in den Hüttenwerken. Wenn jetzt unter diesen sich einige finden, deren Bewohner fast ganz aus Raskolniken bestehen, so kommt dieß wohl daher, daß sich an diesen einsamen Orten Vorurtheile leichter vor dem Lichte aufgeklärter Begriffe verbergen. Man kann nicht umhin zu lächeln, wenn man einem bärtigen Schönredner zuhört, wie er mit sichtlicher Selbstzufriedenheit über irgend einen ihm wichtig scheinenden Gegenstand eine Rede hält; wer eine Freude an Originalen hat, der komme nur hieher, und mache sich mit einem recht ehrenfesten Raskolniken bekannt: man findet an einem einzigen so viel Seltsames, so viel Lächerliches, daß man sich nicht genug wundern kann. Indeß gibt es unter ihnen sehr verständige Leute, welche jedoch mit den jetzigen Schritten der Aufklärung völlig unbekannt all das abgeschmackte Zeug ihrer närrischen alten Leute glauben. Was ist daran Schuld? Nichts als die unter diesen Leuten ungemein tief gewurzelten Vorurtheile und vielleicht noch einige andere Umstände. Uebrigens nimmt die Zahl der Raskolniken in der Stadt selbst, wie es scheint, mit jedem Tage mehr ab.

*) Das Wort Raskolnik bedeutet eigentlich einen, der eine Trennung veranlaßt, in unserer Kirchensprache also einen Schismatiker. Das Wort Altgläubige ist nicht ganz richtig übersetzt, obwohl sie sich auch so nennen, nämlich Starowjerzy. Das hier gebrauchte Wort ist Staroobrjädzy, und bedeutet einen, der an den alten Gebräuchen hängt.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreise.

(Fortsetzung.)

Unter den Kriegern Mexico's zeichnet sich vor allen Vittoria durch sein seltsames Schicksal aus: er war der grimmigste Feind der Spanier, und führte im Staate Veracruz einen Partisankrieg gegen sie; als es den Spaniern nach einigen Jahren gelang, ihre Herrschaft wieder herzustellen, mußte Vittoria in die dichten Wälder um den Orizaba fliehen, wo er zwei Jahre lang sich verborgen hielt, und mit keinem lebenden Wesen verkehrte. Er nährte sich von den Früchten des Feldes, deren Einsammlung ihm unsägliche Mühe machte, um so mehr, als er endlich krank wurde; in dieser Lage, auf der feuchten Erde liegend, glaubte er, seine letzte Stunde sey gekommen, als plötzlich ein Geier auf ihn herabschoß, sich auf seine Brust setzte und ihn in den Mund hackte: Schrecken ergriff ihn, er raffte seine letzten Kräfte zusammen, faßte den Geier am Schenkel, riß ihm den Kopf ab und saugte das Blut aus. Dieß stärkte ihn so sehr, daß er seinen Weg fortsetzen konnte. In der Folge retteten ihn Indianer, und jetzt lebt Vittoria in Mexico als Senator. Eine traurige Erfahrung entzauberte diesen Mann, welcher, wie so viele andere seines Gleichen, in der Verblendung der Leidenschaft eine freie auf Tugend gegründete Republik träumte. Unter den gebildetern wohldenkenden Einwohnern des Landes ist indeß gegenwärtig eine Neigung, der Regierung durch Konzentrirung der Macht mehr Kraft zu geben und die Zügel der Herrschaft einem Einzigen anzuvertrauen, sehr sichtlich, aber unter allen Klassen und Ständen der hiesigen Kreolen ist eine solche allgemeine Sittenlosigkeit eingerissen, daß ein tauglicher Mann hiezu nicht zu finden ist, und so wird die Regierungsmaschine mehr und mehr zerrüttet: manchmal steht sie gänzlich stille, und Alles ist dem Zufall preisgegeben. In dem schön verzierten Palast der Deputirten versammeln sich die Vertreter der Nation, wie es scheint nur, um sich an schönen Reden und hochtrabenden Deklamationen zu ergötzen und den Gang der Geschäfte ins Unendliche zu erschweren. Der Reichsschatz ist erschöpft, und die Regierung öfters genöthigt, Anlehen bei Handelshäusern zu machen und 4 Prozent monatliche Interessen zu bezahlen. Nur die Offiziere und die höhern Regierungsbeamten erhalten Besoldung, die übrigen Civilbeamten müssen sich durch ungesetzliche Bedrückungen bezahlt machen, und so ist die Verwaltung der Gerechtigkeit, der Finanzen, der Zölle und Bergwerke, mit Einem Worte, der ganze Staat einer Menge gewissenloser Beamten preisgegeben, welche ihn ex profesao plündern. Bemerkenswerth ist, daß bei dieser allgemeinen Sittenlosigkeit der Beamten, bei dem Mangel an allen Grundsätzen in den höhern Klassen das gemeine Volk sich durch Gutmüthigkeit und milde Sitten auszeichnet: in den Volksversammlungen, auf den Märkten, auf den öffentlichen Spaziergängen, bei den Gefechten fallen nie Unannehmlichkeiten, Raufereien oder Diebstähle vor. Der gemeine Mann beobachtet die größte Höflichkeit, verbeugt sich, weist auf Befragen den Weg, und die Beihülfe der Polizei zur Aufrechthaltung der Ordnung ist in solchen Fällen ganz überflüssig. Aber im trunkenen Zustand, in den Weinkneipen, kommt es häufig vor, daß ein Mexicaner das große Messer, welches jeder bei sich trägt, gegen den andern zieht; einer bleibt dann gewöhnlich auf dem Platz und der Leichnam wird auf die Straße geworfen, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre. Von Mord und Raub in der Stadt und der Umgegend erzählt man sich täglich Beispiele. Die Mordthaten sind in der Regel den starken Getränken zuzuschreiben, aber die Räubereien geschehen gewöhnlich unter dem Schutz irgend eines angesehenen Beamten. Zur Zeit unseres Aufenthalts wurde amtlich bewiesen, daß eine große Räuberbande einige Jahre hindurch ihr Handwerk unter dem Schutze eines Obristen trieb, welcher zugleich Adjutant des Vicepräsidenten war. Man hätte glauben sollen, diese Entdeckung werde seinem Gewerbe ein Ende machen und ihn aus dem Dienst vertreiben, aber keineswegs; der Obrist war der Geliebte der Schwester Santa Anna's, welche öffentlich Stellen verkauft; sollte sie ihn an den Galgen kommen lassen? Dieß war gegen ihre zärtlichen Gefühle; der Richter, in dessen Händen sich die Beweisstücke befanden, wurde in Kurzem von seiner eigenen Frau vergiftet, und zur Befriedigung des Publikums hing man einige gemeine Spitzbuben auf. Doch genug hievon, der Palast der Deputirten hat mich zu weit geführt.

Das Museum, die Sammlung mexicanischer Alterthümer und das Naturalienkabinet enthalten ausnehmend merkwürdige Gegenstände, trotz dem, daß sie stets der gewissenlosesten Plünderung ausgesetzt sind. Die aus Stein gebauenen riesenhaften Götzenbilder der alten Mexicaner mit symbolischen Zeichen, und die aus Obsidian künstlich gebildeten kleinen Köpfe und Figuren erinnerten mich durch ihre Formen und Verzierungen an die Arbeiten der Koljuschen von Sitcha aus Thonschiefer. Selbst die gewöhnliche Endung im Mexicanischen „etl,“ wie Popocatepetl, Mexitl und andere findet sich sehr häufig bei den Koljuschen, z. B. Nauschkatl; es wäre der Mühe werth, diese Aehnlichkeit gründlicher zu untersuchen. — Der sogenannte botanische Garten ist eine vernachlässigte unbedeutende Anstalt, in welcher sich nichts Merkwürdiges findet, außer einer unvollständigen Sammlung von Cactus und dem bekannten Handbaum, welchen man bei der Eroberung Mexico's hier fand und lange Zeit für den einzigen seiner Art hielt; jetzt aber hat man in Guatimala ganze Wälder davon gefunden. Bekanntlich erhielt dieser Baum seinen Namen von der Form seiner Blüthen, welche einer geöffneten Hand gleichen; die Blätter sind denen des Ahornbaumes ähnlich.

(Fortsetzung folgt.)

Nach dem Verfasser des Buchs: The Great Metropolis, hat Sir Walter Scott einige seiner Novellen einmal selbst recensirt. Dieß geschah in einem der Bände des Quarterly Review im Jahre 1816. Die Waverley Novels begannen damals allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, und Sir Walter Scott trug durch seine Recension wesentlich dazu bei, ihre Popularität zu befördern; keiner seiner Kritiker lobte die Werke des unbekannten Verfassers mehr als er selbst.

Mit diesem Blatte wird **Nr. 91** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Die Geschichte von Rimini. Von Leigh Hunt. Vierter Gesang. — Gedichte von Jean Reboul. (Fortsetzung.) — Nelsons Tod. Englisches Volkslied.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 357.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 December 1836.

Die Pescherähs.

Um die südliche Spitze von Amerika, durch die sogenannte magellanische Straße von Patagonien getrennt, lagert sich in weitem Halbkreise eine Gruppe von 11 größeren und mehr als 20 kleineren Eilanden. Ihre unregelmäßigen, zerrissenen Formen, ihre hohen und steilen Felsenküsten, die Gebirge, welche sich in wilder Verworrenheit in den größern aufthürmen, lassen vermuthen, daß sie einst sämmtlich einen Theil des Festlandes ausmachten, von dem sie durch irgend eine jener Katastrophen, welche der Rinde unserer Erde ihre gegenwärtige Gestalt gegeben haben, in undenklicher Vorzeit gewaltsam abgerissen wurden. Das größte und südlichste dieser Eilande ist das Feuerland (Tierra del Fuego), so benannt von den daselbst befindlichen ausgebrannten Vulkanen. In diesem öden, rauhen, unwirthlichen Landstriche wohnen die beklagenswürdigsten, beschränktesten und verlassensten Sterblichen der Erde, die sogenannten Pescheräks. Sie sind 5 bis $5^1/_2$ Fuß groß, häßlich von Gesicht, mager, bartlos, haben große, pechschwarze Augen, plattgedrückte Nasen, einen großen Mund mit dünnen Lippen, ein überaus scharfes und weites Gesicht, große Ohren, schwarz glänzende, borstige Haare, die sie mit einer fetten Farbe, die dem Eisenrost gleicht, beschmieren, und sind beinahe alle gelbbraun und von Fett glänzend. Arme und Schenkel sind gegen den übrigen Körperbau unverhältnißmäßig schwach und mager. Die Weiber sehen zwar etwas besser aus, ohne jedoch etwas Charakteristisches in ihren Physiognomien zu haben, und sind kleiner. Indessen wollen Reisende, die sich längere Zeit unter ihnen aufhielten, bemerkt haben, daß einige unter ihnen eine von den übrigen abweichende Gesichtsbildung hätten, und vielleicht Abkömmlinge der Spanier seyn dürften, die vor etwa 250 Jahren daselbst eine Niederlassung zu gründen versuchten. Diese Meinung wird auch dadurch bestätigt, daß sie einiger spanischer Worte, wie z. B. canoa für ein Boot, und perro für einen Hund, sich bedienen. Uebrigens zeigen diese vermeintlichen spanischen Abkömmlinge dieselbe Geistesarmuth und Beschränktheit, wie die übrigen. Unreinlichkeit ist eine Hauptuntugend unter ihnen; ihr widerlicher Geruch ist oft von einer unleidlichen Art. Da Fische, Robbenthran und Robbenfleisch ihre Nahrung, der Thran die Pomade ist, womit sie sich salben, und die Robbenhäute ihre Kleidung ausmachen, so ist der Gestank, den sie verbreiten, sehr erklärlich.

Ihr Schmuck besteht in einem frisch abgezogenen Robbenfelle, das sie über die Schulter werfen, und beutelförmig um die Füße binden. An den Hand- und Fußgelenken tragen sie Ringe aus getrockneten Fischdärmen verfertigt, um den Hals Halsbänder, die sehr künstlich zusammengesetzt und aus kleinen Muscheln von ungemein schönen Farben bestehen. Diese sind an der Oeffnung durchbohrt, und auf einer Darmsaite so zierlich an einander gereiht, daß man kaum glauben sollte, wie die plumpen, schmutzigen Hände so feine und zierliche Arbeit verrichten können. Die Jagd und der Fischfang sind ihre vornehmsten Beschäftigungen und Nahrungsquellen, besonders der Fischfang, wobei sie übrigens viel Geschick an den Tag legen. Die Jagd dagegen ist sehr beschränkt, und besteht einzig in Raubvögeln, wilden Enten, Gänsen u. s. w., denn das einzige vierfüßige Thier, das man in dieser Einöde antrifft, ist der Hund — ein eben so treuer Begleiter seines Herrn, wie in Europa, und durch Schlauheit besonders ausgezeichnet. Er wird daher von den Pescheräks mit einer an das Abergläubische gränzenden Aufmerksamkeit beobachtet. Die Wasserjagd liefert insbesondere Robben, Seekälber, Seelöwen, Muschelthiere verschiedener Gattung und selbst Wallfische. Das Fleisch dieser Thiere, namentlich der Robben, verzehren sie meistens roh, nur selten ein wenig geröstet, und mitunter auch halb verwest. Die welche an der See wohnen, verschmähen sogar die ausgeworfenen todten Wallfische und andere bereits in Fäulniß übergegangene Seethiere nicht. Ihr einziges Getränk ist Wasser, außer welchem sie gar kein anderes kennen. Feste Wohnplätze haben sie nicht: wo sie Vorräthe von Seethieren finden, da bleiben sie so lange bis solche aufgezehrt sind. Ihre Hütten sind aus Baumzweigen errichtet, die von etlichen Pfählen unterstützt kegelförmig zusammenlaufen und oben festgebunden werden. Eine Oeffnung unten dient ihnen als Thüre und als Schornstein. In der Mitte brennt das Feuer. Ihr Hausrath besteht aus Häuten und Körben, die aus einer Art starken Grases verfertigt sind,

an deren Rändern eine Handhabe, welche halb so groß als der Korb ist, angeflochten sich befindet; dann aus Beuteln, in welchen sie ihre kleineren Geräthe und Farbenpulver aufbewahren. Ihre Kanots verfertigen sie aus Baumrinde und sie sind 24 bis 26 Schuh lang, 4 Schuh breit und 2 bis 3 Schuh tief, mit großen Ruderschaufeln versehen, welche die Weiber handhaben müssen, die überhaupt alle Arbeit zu verrichten bestimmt sind. Ihre Waffen bestehen in Bogen, Pfeilen und Wurfspießen, die alle zierlich gearbeitet und mit viel Fertigkeit von ihnen geführt werden. Alles dieses beweist doch, daß sie Anlagen und Fähigkeiten besitzen und keineswegs so erbärmliche Menschen sind, als wozu man sie machen will.

Gewöhnlich pflegen mehrere Familien in einer Hütte zu wohnen, die Männer sind die Herren und die Weiber im wahren Sinne des Worts die Sklavinnen. Auch scheint die Vielmännerei bei ihnen heimisch zu seyn, was auch nach der geringen Anzahl Weiber, die man trifft, zu vermuthen ist. Ihr Geist ist übrigens lebhaft, für Musik und Gesang sind sie sehr eingenommen und versuchen jeden fremden Ton nachzuahmen. Gutmüthigkeit ist eine unverkennbare Eigenschaft der Männer wie der Weiber, und gibt ihnen daher vor vielen andern rohen Völkern einen entschiedenen Vorzug. Ein weiterer hervorstechender Zug ihres Charakters ist, daß sie nicht ohne Gefühl und namentlich sehr besorgt für Weiber und Kinder sind; denn sobald sie ein Schiff in der Nähe ihrer Küste erblicken oder gar landen sehen, was jedoch höchst selten geschieht, da die Insel beinahe rings umher mit hohen steilen Klippen übersäet ist, so werden Weiber und Kinder aus Besorgniß eines möglicherweise ihnen zustoßenden Leides in den Wäldern verborgen, welche namentlich die Ostseite der Insel bedecken. Eben so zeigen sich die Pescherähs, namentlich die Weiber, bei jedem kleinen Schrecken, ängstlich und unruhig, ja sogar empfindlich. Ihre Sprache ist hart und schwer nachzusprechen, dagegen sprechen sie selbst andere Sprachen leicht nach. Insbesondere hört man das Wort Pescheräh am häufigsten, und jeden Fremden bewillkommnen sie mit diesem Wort, was vermuthlich so viel als Freund bedeuten soll. Von diesem Wort wurden sie denn auch bekanntlich Pescheräh genannt.

Die Abstammung dieses Volks ist zweifelhaft. Wegen der Verwandtschaft und Aehnlichkeit desselben in Körperbildung, Sprache, Sitten und Lebensweise mit den Patagoniern, könnte man sie, obgleich sie diesen an Körpergröße nachstehen, nicht mit Unrecht für Zweige eines gemeinschaftlichen Völkerstammes halten, und nach einigen Nachrichten sollen sie auch von der Westküste von Patagonien verdrängt und durch Gewalt in dieses unwirthbare Land gebracht worden seyn, welches besser das Land des Elendes anstatt das Feuerland genannt werden könnte.

Bundelkund.

(Fortsetzung.)

Der Palast von Urtscha ist ein castellartiges Gebäude von sehr bedeutendem Umfang: er steht in der Mitte einer kleinen, etwa zwei Stunden langen Insel in dem Flusse Betwah, von welchem ein Arm die Fronte des Gebäudes bespült. Eine schöne steinerne Brücke, welche gerade nach dem Palastthore führt, geht über diesen Fluß; die Bögen sind eng und spitzig, und die Balustrade auf beiden Seiten in Zwischenräumen mit kleinen offenen Pavillons geziert. Der massive Bau läßt auf seine Stärke und Festigkeit schließen, und diese Ansicht wird durch die Befestigungen bestätigt, welche mit großer Geschicklichkeit angelegt sind, und auch stärkeren Waffen als den schwachen Wurfgeschoßen einer frühern Zeit widerstehen zu können scheinen. Man erstaunt über den verwickelten Plan des Baues wie über den verschwenderischen Reichthum an Verzierungen. Wenige Feudalschlösser in Europa möchten die Vergleichung mit diesem Bau aushalten, welcher die ganze Festigkeit eines Castells mit der ausgesuchten Zierlichkeit einer Kathedrale zu vereinigen scheint; es ist unmöglich, durch eine bloße Beschreibung einen Begriff von der Mannichfaltigkeit der Verzierungen, den Kuppeln, Thürmen, spitzbögigen Fenstern, Balkonen, Terrassen und Thorwegen zu geben, welche alle reichlich mit Skulpturen versehen sind, und bei jedem Schritte, welchen man durch die freien Plätze und Höfe dieses prachtvollen Baues thut, sich dem Auge aufdringen. Die Schaaren von Bewaffneten, welche allenthalben zerstreut sind, die zum Gebrauche bereit liegenden Angriffs- und Vertheidigungswaffen vollenden den Zauber, indem sie beweisen, daß die alte Art von Herrschaft noch nicht ganz verschwunden ist, und daß man nur weit genug zu reisen braucht, um sich von allen Insignien der Feudalzeiten umgeben zu sehen. Ein großer, aber vernachlässigter Platz, halb Park, halb Garten, breitet sich hinter dem Palast aus, und ist von einer hohen durch Bastionen und Strebepfeiler verstärkten Mauer umgeben. Hier blühen viele herrliche Blumengewächse, welche in Indien ohne viele Sorgfalt üppig gedeihen; wilde Pfauen breiten ihr glänzendes Gefieder in der Sonne aus, und zahllose Tauben unterhalten ein fortdauerndes Gegirre, diesen eigenthümlichen Ton jeder indischen Einöde. Ein Gehege dieser Art bietet die günstigste Gelegenheit für denjenigen, welcher gern solche Thiere in einem Zustand vollkommener Ruhe und Genusses betrachten will. Die Hindus, trotz ihrer Enthaltsamkeit von Fleisch und ihrer Abneigung, Blut zu vergießen, machen viele Ausnahmen, ihre Gärten aber sind stets geheiligt, und nichts gleicht der Zuversicht und dem Zutrauen der zahlreichen Thiere, welche sich darin versammeln, und trotz der großen Verheerungen, welche sie oft anrichten, niemals belästigt werden. Ein Hindugärtner beklagt sich vielleicht mit langem Gesicht über die Verwüstungen, welche die Eichhörnchen unter den Erbsen anrichten; erläßt nun der Europäer einen strengen Befehl zur Vernichtung dieser Räuber, so ist dieß umsonst, denn der Mann erklärt, es sey gegen seine Religion, ein lebendes Wesen zu tödten, und will der Europäer durchaus die Räuber vernichten, so muß er dazu einen Muhammedaner aufsuchen. Die lustigen Sprünge dieser niedlichen Thierchen entschädigen indeß hinreichend für den Ausfall in der Erbsenernte, namentlich an denjenigen Orten, wo die Beobachtung der Gewohnheiten dieser Thiere dem Europäer einen der interessantesten Zeitvertreibe darbietet. Die Zahl

Digitized by Google

dieser Eichhörnchen, wenn sie irgend zu leben finden, ist unglaublich groß; sie sind so zahlreich, als die Sperlinge, und scheinen an die menschlichen Wohnungen eben so anhänglich, als diese, und oft hausen sie friedlich mit denselben unter einem Dache. Gewöhnt an den Anblick der Menschen, zeigen Vögel und vierfüßige Thiere in einem indischen Garten wenig oder gar nichts von der Scheu, wie an andern Orten, wo die seltene Erscheinung oder die traurige Erfahrung von der Feindseligkeit der Menschen sie furchtsam macht. Zu Urtscha bildet die Menge der Vögel gleichsam einen herrlichen Teppich von den mannichfaltigsten und schönsten Farben, denn ganze Heerden von Pfauen und andern Vögeln entfalten hier ihre herrlichen Gefieder.

Obwohl aber die Gärten geheiligt sind, so haben doch viele Radschas von Bundelkund sogenannte Rumnahs oder Jagdgehege, worin wilde Thiere für einen Tag der Jagd, oder besser gesagt, der Schlächterei, eingesperrt werden, und die selten weniger als zwei bis drei (engl.) Meilen und oft weit mehr im Umkreis haben. Sie werden in gut beholzten Strichen gewählt und bieten den verschiedenen Arten von Thieren, Ebern, Nilgaus und kleinem Wild Schlupfwinkel genug dar. Ein von Holz gereinigter Platz an einer Ecke der Mauer, durch eine steinerne, aber durchbrochene Scheidewand von den Thieren geschieden, bildet den Schauplatz der Jagd, wenn man sie so nennen kann. Die Jäger stehen hinter dieser Schutzwehr, und das Wild wird nun von Hunderten von Menschen unter Geschrei und Lärmen in die Nähe derselben getrieben, wo es ohne Möglichkeit des Entkommens niedergeschossen wird. Das große, starke Nilgau springt manchmal über die Scheidemauer, während der wilde Eber sich gegen seine Verfolger zurückwendet und durch die Linie bricht, wobei es selten ohne Wunden abgeht. Das Hereinstürzen der Thiere in den offenen Raum und ihre glücklichen Versuche, ihre Freiheit wieder zu gewinnen, sind die einzigen interessanten Theile des Bildes, welches stark nach Barbarei schmeckt. Viele von den niedern Kasten der Hindus essen das Fleisch der auf der Jagd getödteten Thiere; überhaupt haben wenige gegen den Genuß von Fleisch etwas einzuwenden, wenn sie es auf eine orthodoxe Weise erhalten, d. h. wenn die Thiere vorher der Göttin Kali zum Opfer dargebracht werden. Dann gilt es nicht nur als eine rechtmäßige Nahrung, sondern die Menge streitet und balgt sich auch darum, wenn der dienstthuende Priester es ihnen ausliefert.

(Fortsetzung folgt.)

Die bezauberte Mohrin.

(Aus dem neu erschienenen Werk: Portugal and Galicia.)

Wenn man den Duerostrom hinabfährt, so findet man dessen Bette manchmal so zwischen Bergen eingeschlossen, daß er eine dunkle Schlucht bildet. Am Eingang einer solchen Schlucht stand früher ein maurisches Fort, dessen Trümmer noch stolz herabblicken auf das Wasser. Ein Aberglaube knüpft sich an dieses Schloß, wie noch bei manchen andern maurischen Thürmen, nämlich der von der Moira incantada, der bezauberten Mohrin, ein in Portugal weit verbreiteter Aberglaube. Das Landvolk glaubt, daß hier der maurische Stamm vernichtet sey, die maurische Macht aber noch nicht ganz aufgehört habe, denn hier und in fast jedem Schlosse, wo die Sarazenen einst als Feudalherren herrschten, ist eine bezauberte Mohrin noch immer an die Stelle gebannt, und hütet die unentdeckten Schätze des Schlosses. Als letzter Ueberrest eines entschwundenen Volkes und seit dem traurigen Tage ihrer Vertreibung einzige Schützerin der hier vergrabenen Schätze, steht sie da als eine Kette zwischen den Lebenden und den Todten, und über das Geschick der Sterblichen erhaben, bietet sie dem Verlauf der Zeiten und den Streichen des Todes Troy. Obwohl durch ein geheimnißvolles Band an ein heidnisches und einst feindseliges Geschlecht gebunden, ist doch ihr Gemüth nicht wild, und ihr Anblick hat nichts Entsetzliches, denn wenn beim ersten Grauen des Tages der leichte Thau den Berg und die Felsen befeuchtet, und wiederum, wenn die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen auf die öde Maurenwohnung fallen läßt, sieht man sie, in die fließenden Gewande ihres Stammes gekleidet, an irgend einen zerbrochenen Bogen, an irgend ein zerstörtes Denkmal des Ruhms ihrer Nation sich anlehnen, wie einer, der trauert, doch nicht sich zu rächen sucht. Sie scheut die Helle des Tages, flieht aber nicht vor denen, die sie aufsuchen; manchmal spinnt sie ihren Zauber um einen begünstigten Menschen, schützt ihn vor Unglück, und gewährt ihm einen Theil ihres vergrabenen Goldes. Es ist keine Sünde, eine Moira aufzusuchen, und es scheint, als ob die Landleute das grausame Unrecht, das ihre Vorväter den Mauren anthaten, zum Dank für die eingebildete Güte und schützende Sorge der bezauberten Mohrin durch reiche Liebe gutmachen wollten. Diese traurige, aber liebliche Sage erhöht vielleicht noch den schönen, aber wilden Anblick der Ruine.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreise.

(Fortsetzung.)

Zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten wählten wir gewöhnlich die Zeit nach dem Morgenspaziergang in der Alameda; in diesem großen, wohlangelegten schattigen Garten sind breite Alleen, runde Plätze und Brunnen; auf den Seiten der Alleen befinden sich schöne Rosengebüsche, welche eben in der Blüthe standen. Hier herrscht eine ungemeine Kühle und ein Wohlgeruch, welche dem Körper ausnehmend wohlthun, um so mehr, als in dieser trocknen Jahreszeit die dünne Gebirgsluft und der unausgesetzte Glanz der Sonne dem Fremden sehr lästig fallen, der unaufhörlich eine Unbehaglichkeit fühlt, keinen Appetit hat und an Schwindel leidet. Die große Fontaine bildet den Mittelpunkt dieses schönen Gartens, welcher von einem breiten Wege für Wagen und Reiter umgeben ist. Eine Stunde vor Sonnenuntergang versammelt sich hier die höhere Welt, und zur Zeit des Abendgebets (oracion), welche durch Glockengeläute angezeigt wird, werden plötzlich die Alleen und Wege leer. Auf dem Gang nach der Alameda kamen wir zu der berühmten Wasserleitung, welche die vielen Brunnen in der Stadt und die Einwohner überhaupt mit gesundem Wasser versieht; es wird von den nahen Bergen hergeleitet, und fließt über 500 feste, ziemlich breite und gegen 12 Fuß hohe, aber unbedeckte Gewölbe hin.

In der Stadt sind noch zwei öffentliche Spaziergänge: Paseo las

Vigas für den Winter und der große Paseo für den Sommer. Der leztere, mit vielen schönen Brunnen versehen, ist in einer sehr angenehmen Lage, der erstere, welchen man jezt besucht, verdient eine besondere Erwähnung. Das Vigas ist eine Allee von mehr als 4 Werst Länge, die längs dem Kanal Chalco hinführt, welche die beiden Seen Tezcuco und Chalco mit einander verbindet. Im Anfang des 16ten Jahrhunderts war diese ganze Strecke mit Wasser bedeckt, jezt ist sie eine wenig bebaute sumpfige Fläche, aber die Berggruppen in der Ferne mit den Schneegipfeln der beiden Vulkane bieten einen malerischen Anblick dar. An den Sonntagen ist der Paseo ausnehmend belebt, und wir versäumten die Stunden des Spaziergangs nicht. Auf der einen Seite der Kanal, bedeckt mit langen und breiten Booten, auf der andern die zahllose Menge von Wagen, Reitern und Fußgängern auf dem Paseo, geben ein sehr lebensvolles Bild, besonders die Boote, auf denen die mit Blumen gezierten Landleute hin- und herfahren, und manchmal ein junges Paar zur Guitarre ihren Nationaltanz aufführt; auch die Fußgänger schmücken Kopf und Brust mit Blumen. Auf dem Kanal sind die bekannten schwimmenden Gärten, Chinampas, welche mit dem schönsten Grün bedeckt sind und die Stadt mit vortrefflichem Gemüse versehen.

Doch wir sind nun genug auf den Straßen und öffentlichen Spaziergängen umhergegangen, und wollen nun auch in das Haus zurück, um dessen innere Einrichtung zu sehen. Fast alle Häuser haben im Innern einen viereckigen Hof (patio); in der untern Etage sind Magazine mit Waaren, denn Kellergewölbe hat man hier nicht, da der Boden, auf welchem die Stadt steht, dem See abgenommen wurde, und in der regnerischen Jahreszeit das Wasser oft bis zum Boden der Magazine steigt. Die Wohnzimmer befinden sich in der zweiten Etage, sind hoch, freundlich, oft groß und schön: die Fenster gehen bis auf den steinernen mit Teppichen belegten Boden hinab, und öffnen sich auf den Balkon nach der Straße. Um den ganzen Hof ist eine Galerie gebaut, welche in die Zimmer führt, und gewöhnlich mit schönen Cactus und andern Pflanzen verziert ist, so daß sie die Gärten ersezt. Das flache Dach ist eine andere Annehmlichkeit, denn bei Sonnenuntergang oder früh Morgens genießt man auf dieser Azotea den freien Ueberblick über die Stadt und ihre Umgebungen, ein Panorama, welches in seinem Ganzen, wie in seinen Theilen äußerst prachtvoll und malerisch ist. Stelle dir einen weiten Kreis himmelanstrebender Berge mit Schneegipfeln vor, und eine weite Ebene, worin Mexico liegt: mitten in diesem Kreise finden sich Landhäuser, Gärten, Klöster und Städtchen auf der Ebene zerstreut, wie Tacubaya, St. Augustin, Guadelupe, Chapeltepec und andere; die großen Seen Chalco und Tezcuco endlich, die an Kuppeln und Thürmen reiche Stadt von 180,000 Einwohnern, — stelle dir alles dieß vor bei dem Glanz einer tropischen Sonne, und du findest nicht leicht ein reizenderes Gemälde als dieses, dem nichts fehlt als das schäumende Meer.

Wir machten einige bedeutende Ausflüge in der Nachbarschaft, namentlich nach St. Augustin, einem schönen Städtchen, wo Cortez anfangs die Hauptstadt bauen wollte, denn der Boden ist hier höher, und das Land fruchtbarer und schöner, als auf der Ebene, in welcher Mexico liegt. St. Augustin besucht man namentlich am Pfingsttag: dann strömen die Bewohner nicht nur von Mexico, sondern auch aus den umliegenden Orten zusammen; man schlägt auf freiem Felde ein Lager von Zelten auf, und fünf Tage und Nächte hindurch finden Bälle und Hahnenkämpfe*) statt, und man spielt das bekannte Monte, zu welchem zwanzig Häuser nicht weniger als 60,000 Dublonen in Gold, das Silber nicht gerechnet, herbeischaffen, und wahrscheinlich auch mit einem Gewinn von 20 bis 25 Prozent wieder nach Hause bringen. Neben dieser Stadt wird eine Papiermühle errichtet, welche die einzige in der Republik ist, oder vielmehr seyn wird, denn seit 15 Jahren ist der Bau noch nicht vollendet worden.

Wir besuchten auch die Kirche der berühmten Schutzheiligen Mexico's, der heiligen Jungfrau von Guadelupe, und die hinter derselben auf einem Felsen erbaute Kapelle, das steinerne Schiff; mit Ausnahme der dort aufgehäuften Reichthümer aber ist von beiden wenig zu sagen. Die Reise nach Chapoltepec war für uns viel interessanter. Dieses Schloß liegt im Norden von Mexico auf einem einzelnen Felsen, welcher sich mitten aus der Ebene erhebt, und diente den alten Kaisern zum Sommeraufenthalt. Das Schloß liegt in Trümmern, darum kein Wort darüber, aber der Cypressenhain unten am Fuße des Felsens verdient von einem Dichter besungen zu werden. Ich wage nicht den Eindruck zu beschreiben, welchen dieser Wald auf mich machte, welcher wohl über ein halbes Jahrtausend alt ist; einige Bäume zeichnen sich durch eine staunenswerthe Dicke aus: die sogenannte Cypresse Montezuma's hat nicht weit über der Wurzel einen Umfang von 41 Fuß, also über 12 Fuß im Durchmesser. Schlingpflanzen von aschgrauer Blüthe umgeben Stamm und Zweige, und hängen in langen Fäden herunter, gleich grauen Haaren: sie ziehen sich von einem Baum zum andern, und umschlingen so den ganzen Wald wie mit einem Netze, durch welches kein Sonnenstrahl dringen kann. Ein leichter Wind sezt unaufhörlich die Wipfel der alten Bäume in Bewegung, und langsam schütteln sie ihre Silberlocken; sie standen schon hier, als noch das Reich Montezuma's blühte: die Nation ging unter, die Bildung verschwand, ein fremdes Volk kam in den Besitz des metallreichen Landes, eine neue Bildung verbreitete sich, und jezt ist auch dieser Bau zerfallen, aber der Cypressenhain von Chapoltepec steht noch, und wird immer düsterer und grauenerregender.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Herr Daussy theilte der französischen Akademie die Beobachtungen des Herrn Pennaud, Kommandanten der Bearnaise, über einige ungewöhnlich hohe Fluthen im französischen Guiana mit. Die größte Fluth im Aequinoktium war auf der Rhede bei Conant, nämlich 25 Fuß, am Fluß Mapa 32, anderthalb Meilen nordöstlich vom Kap Nord 26 Fuß, zwischen dem Kap Nord und Belle-Crique nur 17, eben so viel in der Mündung des Iravari. Condamine, Lartigue, Roussin und andere beobachteten am Golf von Paria 10 Fuß, an der Mündung des Orinoco 5 Fuß, bei Demerary 9, bei der Mündung des Maroni 8, bei Cayenne 9, an der Einfahrt in den Oyapok 12, bei Mont-Mayes 15, bei der Insel Marajo 16, bei der Einfahrt in den Fluß von Para 10½, bei dem Leuchtthurm von Manuel Luis 12, bei Maranham 16, bei dem Kap St. Roch 10. Von diesem Punkt an nimmt die Küste, welche bisher fast gegen Südosten und Nordwesten lief, eine Richtung gegen Südwesten und Nordost, und die Höhe der Fluth nimmt fortwährend ab: bei Pernambuco ist sie 8, bei Bahia 7 Fuß, bei Abrolhos 5, bei Espiritu Santo 4 Fuß und bei Rio Janeiro 4½.

*) Santa Anna selbst hat 500 solcher Kämpfer, vermittelst deren er die Republik im Zaume hält.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 358.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 December 1836.

Die Zulassung zum Advokatenstande in England.

Die Fehler der in England bestehenden Einrichtung in Bezug auf die Aufnahme der Advokaten sind schon vielfach gerügt werden, und man fand sich endlich veranlaßt, eine Kommission hierüber niederzusetzen. Die Anordnung einer gleichförmigen Einrichtung in Bezug auf die Prüfung der Erforderniße der Kandidaten schien nothwendig. Die Anträge der Kommission sind nicht ohne Wirkung geblieben, und eine höchst interessante Bestimmung über die Prüfung der Advokaten ist die Folge der allgemein gefühlten Ueberzeugung, daß die bisherige Einrichtung dem Zwecke nicht entspreche. Die neue Anordnung ist nicht von der gesetzgebenden Gewalt ausgegangen, sondern die Gerichte des Common Law erließen am 1sten Februar 1836 eine Verfügung, daß sie in Zukunft nur solche Advokaten vor ihren Gerichten zulassen würden, welche den erlassenen Anordnungen Genüge geleistet haben. Die erwähnte Anordnung von 1836 bestimmte, daß jährlich eine aus Masters und Protonotaries der Gerichte des Common Law und aus 12 Attorneys oder Sollicitors bestehende Kommission über die Aufnahme neuer Kandidaten als Advokaten entscheiden sollte. Im Falle einer Verwerfung eines Kandidaten durch die Kommission sollte der Abgewiesene das Recht haben, sich an die Gerichte zu wenden. Diese Verfügung wurde bald der Gegenstand der lebhaftesten Streitigkeiten, und es ist interessant die verschiedenen Diskussionen darüber in den englischen Blättern zu vergleichen. Man begreift leicht, daß Vorurtheile, Gewöhnung an das Herkömmliche, böses Gewissen oder Angst vor der Strenge der Prüfung manchen Tadel der neuen Anordnung erzeugten, während die Besseren, welche die Mängel des Bisherigen erkannten, lebhaft die neue Bestimmung billigten. Man stritt, ob die Prüfung öffentlich oder geheim seyn, über welche Bücher die Prüfung gehalten werden sollte. Im April wurden die Examinationskommissarien ernannt und öffentlich bekannt gemacht. Eine neue Anordnung vom Mai bestimmte, über welche Punkte sich die Kandidaten zu legitimiren hätten; im Junius ging das erste Examen vor sich; es war nicht öffentlich (125 Kandidaten hatten sich gemeldet, einige nahmen ihre Gesuche zurück), es wurden den Kandidaten 78 Fragen gestellt, die sie schriftlich zu beantworten hatten; unter den Präliminarfragen kommt auch die vor: welche Bücher in jedem Zweige des Rechts der Kandidat vorzüglich studirt hat; die Fragen beziehen sich 1) auf das Common Law und die Praxis der Common-Law-Gerichte; 2) auf die Conveyancing (die Geschäfte der freiwilligen Gerichtsbarkeit); 3) auf Equity und die Praxis der Gerichte; 4) auf die Lehre vom Bankerott und die Praxis der hiezu angeordneten Gerichte; 5) auf Kriminalrecht. Die Fragen sind zwar meist zweckmäßig gestellt (welche Summe ist die geringste, für welche jemand arretirt werden kann; oder wie wird in den Billigkeitsrechten ein Prozeß begonnen? Was ist Brandstiftung, was ist Burglary, was ist Misdemeanor?) allein man bedauert, daß die Fragen nicht mehr auch darauf berechnet sind, die wissenschaftlichen Kenntnisse und den Geist des Kandidaten zu beurtheilen. Nach einer Erklärung der Richter war das Examen günstig; man war im Allgemeinen mit den Kandidaten zufrieden. Eben so wie die Common-Law-Gerichte die Prüfung anordneten, treffen auch die Courts of Equity, in Ansehung der Advokaten, die vor ihnen auftreten wollten, die nämliche Anordnung. Gewiß wird diese neue Einrichtung wohlthätig auf die Beförderung eines gründlichen Studiums unter den Engländern wirken, und die Nachtheile der bloßen Bildung durch die Routine ohne alle wissenschaftliche Grundlage entfernen.

Bundelkund.

(Fortsetzung.)

Das Land um Urtscha ist felsig und romantisch, wohl bewaldet und von dem breiten und reißenden Betwah bewässert, welcher die Ebene in großen Krümmungen durchzieht. Hügelreihen begränzen diese, und die jetzt zerfallenen Tempel der fast verlassenen Stadt mit den Trümmern des frühern Glanzes vermehren die Schönheit und das Interessante der Landschaft; die herrlichste Aussicht über dieselbe hat man von den obern Fenstern des Palastes. In einem so großen und glänzenden Gebäude finden sich natürlich der merkwürdigen Gegenstände viel, und wenn man die reichen Skulpturen der Karnieße und des Gebälks, die

kannelirten Kuppeln und die dreifachen Reihen von Galerien oder Balkonen, welche den Mauern und Thürmen ein so eigenthümliches Ansehen geben, die mit Geschmack aufgestellten steinernen Bilder in einigen Nischen, und die offenen, von herrlichen Säulen getragenen Kuppeln genugsam bewundert hat, so hält man inne, um die eigenthümlichen Züge der orientalischen Bauart genauer zu betrachten. Der eine dieser Züge besteht aus den emaillirten Ziegeln, welche sich an vielen alten Gebäuden Hindustans finden, und wenn gleich mehr zur innern als zur äußern Verzierung passend, doch an und für sich ausnehmend schön sind. Nichts ist lebhafter, als diese Farben, und die hohe Politur scheint aller Nachahmung in der neuern Zeit zu trotzen. Die Kunst ihrer Bereitung, wenn auch nicht ganz verloren, ist doch sehr entartet, und es ist unmöglich, aus den Händen der neuern Handwerker sich auch nur einen einzigen Ziegel zu verschaffen, welcher denen, die man an alten Palästen und Gräbern sieht, in jeder Hinsicht gleicht. Diese Ziegel machen einen ungemein guten Effekt an einem der freundlichsten Theile des Palastes von Urtscha, welcher wegen seiner seltsamen Bauart nicht leicht zu beschreiben ist. Eines der Zimmer darin ist besonders elegant, obwohl seine Verzierungen mit den europäischen Begriffen von Geschmack nicht eben übereinstimmen: es liegt sehr hoch, und ist auf allen Seiten dem Winde offen, die Mauern sind mit Freskomalereien und mit Spiegelstücken bedeckt, nicht zu dem gewöhnlichen Zweck der Spiegel, sondern um das Licht zu reflektiren; aus diesem niedlichen Zimmer hat man eine sehr mannichfache Aussicht, denn in der Nähe sind die Thürme, die Hofräume und die Strebepfeiler, in der Ferne Fluß, Felsen und Wald. Die durchbrochenen Steinwände, welche in indischen Gebäuden so mannichfach und mit so großem Effekt angewendet werden, finden sich zu Urtscha in großer Vollkommenheit. Die Parapets zu den Balkonen oder Galerien, welche sehr tief sind, und dadurch demjenigen Theil des Gebäudes, welchen sie schmücken, ein ungemein reiches Ansehen geben, bestehen aus dieser schönen Art von Gitterwerk; die Muster sind verschieden, jede Abtheilung unterscheidet sich wieder von der andern, und das Ganze ist nach oben und unten mit gothischen Zierrathen ausgeschmückt. Das Dach des Palastes ist flach, und von einer Balustrade mit Zinnen umgeben, welche an einigen Theilen mit langen Reihen kleiner offener Kuppeln, an andern mit Thürmen und lustigen Pavillons darüber verziert ist.

Der Palast von Bhir Sing Deo, des kriegerischen Vorfahrers der Radschas von Dottijah, ist gleichfalls ein glänzendes Gebäude, kann jedoch weder mit dem großartigen Plan noch mit der ausgesuchten Schönheit der Einzelnheiten des Palastes von Urtscha eine Vergleichung aushalten. Er ist jedoch mehr als Radschgur, die Residenz des regierenden Fürsten. Bhir Sing Deo soll das Verdienst gehabt haben, den herrlichen Bau von Urtscha zu gründen. Ueberhaupt wird jeder Bau von Bedeutung, sey es Tempel, Teich oder Palast, dem Geschmack und dem Wohlthätigkeitessinn dieses populären Fürsten zugeschrieben. Die Boulis oder Bassins, welche jetzt noch als Zeugniß seines Geschmacks und seiner Aufmerksamkeit für Gegenstände öffentlichen Nutzens bestehen, geben denen in Alt-Delhi, Adschmir, Mandu und Bidschapur wenig nach; bei einigen ist die Bauart seltsam, denn sie versorgen eine Reihe Brunnen, welche das Wasser in dicken Säulen ausstoßen, und bieten selbst bei dem heißesten Wetter unter ihren nassen Arkaden Ruheplätze dar, welche den najadenartigen Frauen Hindustans, welche am Wasser ein so großes Vergnügen finden, sehr willkommen seyn müssen.

In dem jetzt getheilten Gebiet von Bhir Sing Deo können die Radschas, welche sich auf den Trümmern seiner einst großen Herrschaft erhoben haben, von ihren Vesten und Schlössern aus einander beobachten. Von den Mauern von Jansi, einer auf einer Felsenhöhe gelegenen Veste und Stadt, kann man die Schlösser von Dottijah und Urtscha sehen. Jansi ist die Hauptstadt eines der kleinen Staaten, welche sich auf den Trümmern von Bhir Sings Dynastie erhoben: es ist von einer solid erbauten Steinmauer umgeben, welche durch viele Thürme und Bastionen verstärkt ist und zwar gegen einen angreifenden Feind nicht viel heißen will, doch aber einem unerfahrenen Auge leichter zu vertheidigen scheinen mögen, als die minder hohen Batterien der neuern Citadellen. Die sehr ausgedehnte länglich viereckige Veste umschließt eine bedeutende, zum Theil mit Wald bewachsene Landstrecke, eine Citadelle, einen ungeheuren runden, sehr hohen Thurm, mehrere andere wichtige Gebäude und die äußere und innere Stadt. Ein schöner Palast und andere große Gebäude befinden sich in den Vorstädten, in deren Raum prachtvolle Tamarinden und andere Bäume wachsen und lange Reihen von Erdhütten stehen, die von Dschumars bewohnt sind, einem der unglücklichen verworfenen Stämme, gegen welche das Vorurtheil so stark ist, daß sie nicht innerhalb der Mauern einer von Leuten reinerer Abstammung bewohnten Stadt athmen dürfen. Der gegenwärtige Radscha von Jansi ist ein junger Mann, oder wenigstens in den besten Jahren, und bezieht aus seinem Gebiet ein Einkommen von 16 Laks Rupien; er ist äußerst thätig und für das Wohl und die Ordnung seiner Stadt sehr besorgt; in seinem Aufzug und seinem Suwarri oder Reitergefolge trägt er mehr Glanz zur Schau, als viele benachbarte Könige, welche, ihrer Armuth bewußt, sich wenig Mühe geben, dieselbe zu verbergen. Jansi dankt einen großen Theil seiner Wohlfahrt den Teppich- und Eisenmanufakturen: namentlich Waffen werden hier gefertigt, deren Aussehen und Eigenschaften den türkischen ziemlich gleich kommen; sie sind in Indien sehr gesucht, und nur hier und zu Mirzapur, einer großen und blühenden Stadt an den Ufern des Ganges, zu finden.

Obwohl die Bundelas, wie schon oben bemerkt, weit weniger Gelegenheit haben, mit Europäern zu verkehren, indem einzelne Reisende, der gelegentliche Besuch eines Befehlshabers oder eine förmliche Zusammenkunft mit dem politischen Agenten fast den ganzen Verkehr ausmachen, so versucht man doch vielleicht in keinem Theil des Gebiets der Kompagnie mehr, englische Sitten nachzuahmen. Viele Häuptlinge haben einige Fortschritte in der englischen Sprache gemacht, ihre Kenntnisse aber sind so oberflächlich, daß sie sich nur lächerlich machen bei ihren europäischen Besuchen, welche den kindischen Geschmack und die albernen Beschäftigungen dieser halb englisirten Indier mit Verachtung ansehen. In vielen Theilen Hindustans trifft man

Eingeborne, welche über die Gesetze, die Einrichtungen, die Politik und Literatur Europa's wirklich erstaunliche Kenntnisse gesammelt haben, und man schöpft die größten Hoffnungen, daß diese Kenntnisse einst Früchte tragen werden für die Verbesserung des gesellschaftlichen und moralischen Zustandes der indischen Völker. In Bundelkund dagegen bemerkt man mit Bedauern, wie viel leichter man sich Thorheiten und Laster aneignet, als Kenntnisse und Tugenden. Wir finden den Charakter der Eingebornen verschlechtert durch den Verkehr mit Europäern, von denen die Häuptlinge nur gelernt haben tüchtig zu trinken, und bei Pferderennen sich verderblichen Wetten hinzugeben. Ihre Literatur beschränkt sich auf einige elende Miscellaneen, und ihre Bekanntschaft mit den schönen Künsten auf den Flitter, welchen man nach Indien ausführt; sie wissen nichts Solides, nichts, was ihnen oder ihren Angehörigen nützlich wäre, und werden von denjenigen verachtet, von welchen sie die Trunkenheit ihren eigenen Lastern hinzufügen lernten, und welche ihre Unwissenheit in allen Jockeykünsten benützen, um sie zu übervortheilen. Trotz der Barbarei ist etwas Patriarchalisches in der Art, wie viele dieser Häuptlinge von Bundelkund inmitten ihrer Angehörigen in ihren alten Schlössern sitzen, und ihre Gäste nach alter hindustanischer Sitte grüßen, wie sie sich auf angemessene Art kleiden, wenn irgend ein vornehmer Mann dieses Weges zieht, wie sie die Speere, die Luntenflinten und andere alten Waffen mustern, und Diener jeder Art aussenden, von dem Gewappneten an, welcher vom Kopf bis zum Fuß in ein Panzerhemd gekleidet ist, bis zu dem zerlumpten Kerl, welcher nur ein grobes Tuch um seinen Leib gewickelt hat, und den ersten besten Bambusstab ergreift, um die Menge und den Lärm zu vermehren, welche nach indischer Ansicht zum Glanze so nothwendig sind.

Die Häuptlinge von Bundelkund sind meistens Bramaverehrer, und führen den Titel Radscha, doch haben auch Muhammedaner Besitzungen in dem Lande erworben, worunter der Nawab von Banda der vornehmste ist. Banda ist die neue Hauptstadt von Bundelkund, und ist zu seiner jetzigen Wohlfahrt durch die Engländer erhoben worden, welche hier eine kleine Garnison unterhielten; es wurde dadurch zu einem Emporium für das umliegende Land, und führte bedeutende Massen von Baumwolle aus, welche für besser gilt, als die aus andern Distrikten. Der Nawab, welcher ein Haus in Cawnpur besitzt, welches er zuweilen besucht, und wo er fortdauernd bedeutende Geldsummen verliert, hat eine große Vorliebe für englische Kleidung gefaßt, welche, mit der indischen vermischt, ein so barbarisches, groteskes und abgeschmacktes Kostüm bildet, als man sich nur etwas denken kann: Pumphosen in Jockeystiefeln gesteckt, und die Tunica auf eine ungeschickte Art dem Ueberrock nachgebildet, zerstören den Effekt einer noch so malerischen Kleidung. Zulfikar Ali gibt Feste im englischen Styl, da seine Besuche in Cawnpur ihn in den Stand setzten, sein Haus nach europäischer Sitte zu meubliren; er ist nicht so skrupulös hinsichtlich des unreinen Thieres, als viele seiner muhammedanischen Glaubensgenossen, indem Schinken auf seiner Tafel erscheinen, ein Kompliment, welches die Eingebornen für wesentlich halten, wenn sie christliche Gäste an ihrer Tafel haben. Selbst der König von Oude läßt sich herab, an einem Tisch zu sitzen, welcher durch die Anwesenheit von Schweinefleisch verunreinigt ist; der gewöhnlichen Sitte entgegen ißt er ohne Umstände mit seinen Gästen von den vor ihn hingestellten Fleischspeisen, enthält sich aber öffentlich des Weintrinkens, und trinkt nur Wasser, wenn er seine Gäste auffordert, ihm Bescheid zu thun. Gewöhnlich, wenn Muhammedaner mit englischen Gästen sich an einer Tafel niedersetzen, sind eine oder zwei Schüsseln besonders bereitet, und sie genießen von keiner andern; sie bieten diese Platten ihren Gästen an, und scheinen vergnügt, wenn sie angenommen werden, genießen selbst aber nichts anders.

(Schluß folgt.)

Bienen in Schneckenhäusern.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 5ten December d. J. trug Herr Duméril Einiges über zwei Arten Blumenbienen vor, die ihre Nester in leere Schneckenhäuser bauen. Zwei Arten von Schneckenhäusern werden von ihnen zu Aufnahme ihrer Arbeiten auserseben, nämlich die der Garten- und der Waldschnecken. Das Nest von der erstern Art Bienen, welche der Berichterstatter helicicola nennt, erkennt man auf den ersten Anblick daraus, daß die Mündung der Schnecke durch eine Art Deckel geschlossen ist, den das Insekt aus vegetabilischen Bruchstückchen mit einem gummiartigen Saft zusammenleimt. Dieser Deckel verschließt eine mit gelblichem Honig gefüllte Höhlung, in dessen Mitte sich die Larve der Biene ohne Füße befindet. Je nach der Größe des Schneckenhauses findet man, theils neben dieser ersten Abtheilung, theils unterhalb noch andere papierartige Zellen, und zuweilen, bis zum Ende der Schneckenwindung fortlaufend, noch zehn oder zwölf abgesonderte ähnliche Zellen ohne leeren Raum dazwischen. Die zweite Bienenart, welche der Berichterstatter mit Latreille, die bicolor oder zweifarbige nennt, baut besonders in das Gehäus der Waldschnecke, aber mit andern Materialien. Man findet hier beständig Sandkörner, oder kleine Kalk- oder Kieselbröckelchen in vier oder fünf auf einander folgenden Schichten zusammengefügt, und unter sich von eben so vielen papierartigen Streifen abgesondert. Nur im Hintergrunde finden sich eine oder zwei Zellen mit gelblichem Honig und einer lebenden Larve. Um die Verwandlung dieser Insekten zu beobachten, hatte der Berichterstatter mehr als hundert Nester gesammelt, und sich so überzeugt, daß die Larven zu Nymphen werden, indem sie sich in einen Cocon von gelber Seide einspinnen. Da mehrere Nymphen nicht eingeschlossen waren, so hatte er Gelegenheit zu sehen, daß die Coconschale mit mehr als 200 kleinen Larven von Hymenopteren von der Familie der Chalciden besetzt war, die sich verwandelt hatten, ohne sich eingesponnen zu haben, und zu einer Art Gallfliege wurden, die Herr Robineau mit dem Namen eulophus osmiorum bezeichnet.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreise.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit unseres Aufenthalts war es in Mexico ausnehmend stille. Der Vicepräsident, General Baragan, welcher in Abwesenheit Santa

Nana's die Geschäfte versehen sollte, war krank, und starb zwei Wochen nach unserer Ankunft. Er war ein redlicher und guter Mann gewesen, und wurde darum auch von Allen, die ihn kannten, aufrichtig und tief betrauert. Das Begräbniß wurde mit großem Pomp gefeiert, und soll der Nation eine halbe Million *) gekostet haben. Von dem Nationalpalast an durch die Hauptstraßen auf einer Strecke von mehrern Wersten wurde eine Leinwanddecke ausgespannt, unter deren Schatten der Trauerzug vor sich ging; Reiterei und Fußvolk, 700 Mann an der Zahl, waren prächtig geschmückt, aber die Geistlichkeit wetteiferte, wie es scheint, mit den Truppen an Pracht und Zahl: alle Klöster sandten ihre Mönche aus, die Kirchen ihre Geistlichen, die Unterrichtsanstalten ihre Schüler. Wir zählten über 500 geschorne Köpfe, unter denen einzelne Gesichter mehr Weltleuten und zwar sehr ausschweifenden Weltleuten glichen, als den Bewohnern mönchischer Zellen. Unter der Geistlichkeit bemerkte man einige sehr ehrwürdige Physiognomien, aber um den Schmuck, namentlich den Kopfschmuck der geistlichen Würdenträger nicht lächerlich zu finden, dazu muß man die alten Herren, welche damit bekleidet waren, ungemein achten. Den Sarg trugen Generale: der Verstorbene lag unbedeckt darin in voller Uniform. Das diplomatische Korps befand sich gleichfalls im Zuge. Leute mit Lichtern und Fackeln begleiteten ihn, Equipagen und Reiter folgten, die Balkone der Häuser, an welchen der Sarg vorübergetragen wurde, waren mit schwarzem Tuch behangen, und Tausende von neugierigen Frauen befanden sich daselbst, alle schwarz gekleidet und in schwarze Mantillen gehüllt.

Die späte Jahreszeit nöthigte uns, an die Abreise zu denken: es näherte sich die furchtbare Zeit des gelben Fiebers, in welcher Veracruz für die Fremden fast ein gewisses Grab wird, und man erwartete das englische Paketboot, welches zwischen Falmouth und Veracruz geht, in einigen Tagen. Unser Kranker hatte sich gebessert, und wir hatten noch keine nachtheiligen Folgen von dem Klima dieser tropischen Hochfläche verspürt; mit Einem Wort, die Zeit war da, die Reise fortzusetzen. Der Weg von Mexico nach Veracruz war immer unsicher: Industrieritter und Räuber hausten hier, und während unseres Aufenthalts in Mexico war keine Woche vergangen, wo man nicht von einer geplünderten Diligence gehört hätte; zweimal hatten Reisende, welche entschlossen genug waren, ihr Eigenthum zu vertheidigen, die größten Mißhandlungen erlitten: einem Engländer war die Hand abgehauen und einem Amerikaner der Schädel gespalten worden. Das Befinden meiner Frau machte die bevorstehende Reise für uns um so gefährlicher, als der Weg schlecht war, und die Diligencen außnehmend rasch gehen; in einem gewöhnlichen Wagen mit Maulthieren fährt man zwar ruhiger, ist aber den Angriffen der Räuber mehr ausgesetzt, und braucht doppelt so lange Zeit. Fünf oder sechs Soldaten, welche die Regierung den Reisenden auf ihr Verlangen als Geleit gibt, nehmen gewöhnlich zuerst Reißaus, wenn sich auch nur zwei entschlossene Räuber zeigen. Alles wohl überlegt, zog ich doch die Diligence einem Miethwagen vor, und gerade einen Monat nach unserer Ankunft zu Mexico, am 8ten März, reisten wir wieder ab, in Begleitung des Herrn von Gerolt, in einem mit sieben Maulthieren bespannten Wagen, welcher dem, worin wir die Reise von Guadalaxara her gemacht hatten, völlig ähnlich war. Zur Sicherheit gab man uns eine Eskorte von fünf Dragonern mit, welche an jedem Ort wechselten, und immer schlechter gekleidet waren, je weiter man sich von der Hauptstadt entfernte.

*) Vermuthlich Rubel-Assignaten.

Als wir an eine neben einem hohen Felsen liegende Venta gekommen waren, hielten wir an, um zwei von unsern zurückgebliebenen Geleitsmännern zu erwarten. Der Felsen hart am Wege zog unsere Aufmerksamkeit auf sich, wir gingen näher, und zu unserem nicht geringen Erstaunen erblickten wir einige Höhlen, welche von Indianern bewohnt waren, die dem ursprünglichen Zustande ihrer aztekischen Verfahren völlig getreu geblieben zu seyn schienen. Die Familien waren zahlreich, denn eine Menge schmutziger Kinder spielte an den Rissen der Felsenwände umher; Männer und Weiber waren nicht zu Hause und wir hätten sie gern erwartet, um die Wirthschaft dieser Höhlenbewohner in solcher Nähe der Hauptstadt zu sehen. Gegen Abend kamen wir in die Venta von Cordova, wo ein Fest zu Ehren des Schutzpatrons des Orts, des heiligen Johannes, gefeiert wurde: aus der Nachbarschaft kamen zu Pferde die Caballeros mit ihren Señoritas herbei, die Höfe füllten sich, man hörte das Jauchzen der Menge, welche dem Stiergefechte zusah, dann erklang eine Guitarre, begleitet von einigen Weiber- und Männerstimmen, und es sammelte sich eine Gruppe von Fandangotänzern, welche unermüdlich forttanzten. Mit einbrechender Dunkelheit begann in der Kapelle die Messe, dann wurde ein Feuerwerk abgebrannt, eine Salve von Gewehrschüssen, Gesänge und Glockengeläute folgten, und zu unserem großen Verdruß hörte der Lärm nicht auf bis zum Morgen. Das ungemein schlechte Wasser trug dazu bei, unser Nachtlager unangenehm zu machen, und außerdem konnten wir auch in der Venta durchaus nichts erhalten.

Wir stiegen merklich bergan, die Luft wurde dünner, frischer, sogar kalt, das Land erhielt ein nordisches Ansehen, und am zweiten Tage unserer Reise befanden wir uns schon in Tannenwäldern; in der Barranca de Juanes waren wir auf einer Höhe von 10,168 Fuß über dem Meere. Hier und in der Nähe der nächsten Venta, Rio Frio, in einer Bergschlucht, ist der Lieblingsaufenthalt der Räuber. Obgleich man von Rio Frio an schon hinabsteigt, so ist doch der Boden fast bis zur Venta von San Martin, in welcher wir unser zweites Nachtlager hielten, nicht bebaut. Hier waren wir schon 2750 Fuß tiefer als in der Barranca de Juanes, auf einer fruchtbaren Ebene in Tierra templada. Bei La Puebla ist das Land vorzüglich bebaut, herrliche Ackerfelder, zahlreiche Wirthschaftsgebäude, schöne Dörfer, durch welche der Weg führte, geben dem Lande ein um so reizenderes Ansehen für den Reisenden, als dieser gerade aus den rauhen Bergschluchten herkommt. Hier wird vorzüglich Weizen gebaut, welcher in guten Jahren das achtzigste Korn trägt. Auf der rechten Seite des Wegs sahen wir die berühmte Pyramide von Cholula, ein Denkmal der alten Einwohner des Landes, welche in der Folge von den aus dem Norden gekommenen Azteken unterjocht wurden; dieser Teocalli hat 177 Fuß Höhe, und auf seinem abgestumpften Gipfel steht jetzt eine Kapelle. Auf der Mitte des Wegs von San Martin nach Puebla findet sich eine Stelle, wo man die drei bekannten Vulkane Mexico's, den Orizaba, Popocatepetl und Iztaccihuatl, zugleich sieht; die beiden letztern waren auf ein Viertel ihrer Höhe mit frisch gefallenem Schnee bedeckt, welcher den Tag über schmelz, so daß nur die Spitzen ihre ewige Eisdecke behielten.

(Fortsetzung folgt.)

In den Papieren Herolds soll die Musik einer komischen Oper in einem Akt entdeckt worden seyn; nur die Instrumentation fehlte. Die Verwaltung der Opera comique hat das Manuscript angekauft, und die Partitur einem Herrn Prevost anvertraut, um die Instrumentation zu beendigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 359.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 December 1836.

Rückblicke.

Wie jeder nicht ganz gedankenlose Mensch am Ende des Jahrs auf die verflossene Zeit zurückblickt, so kommt auch am Schlusse dieses Jahrs unsere Zeitschrift wieder mit einem ähnlichen Artikel, wie im vorigen, wäre es auch nur, um den Lesern zu zeigen, daß das Blatt, so wunderlich zusammengewürfelt auch sein Inhalt erscheint, doch nicht ganz planlos ist. Gilt diese Ansicht von einem Rückblick für die Leser, so ergibt sich daraus eine andere für die Redaktion, welche dadurch besser als durch irgend etwas Anderes in den Stand gesetzt wird, zu beurtheilen, ob das Geleistete ihren Wünschen und Absichten entspreche. Wir sind weit entfernt, dieß behaupten zu wollen, und finden eine Entschuldigung dafür bloß in der Erwägung, wie schwer es ist, aus einem so mannichfachen und oft völlig unverarbeiteten Material immer und in jedem Augenblicke das Interessante, und zwar in leidlicher Form, nicht allzu abgerissen und unverständlich, mitzutheilen. Ueberblickt man daher den Inhalt einer solchen Zeitschrift, so muß man von den kleinern einzeln stehenden Mittheilungen geradezu abstrahiren, und nur daran sich halten, was in umfassenderer Darstellung oder in regelmäßig wiederkehrender Folge gegeben wird. Es ist nichts leichter, als eine Zeitschrift zu füllen, und nichts schwerer, als dieß jeden Tag gleich gut und sorgfältig zu thun. Der Erfolg liegt hier freilich immer in der Mitte, wenn gleich diese Mitte keineswegs die rechte ist.

Seit neun Jahren besteht jetzt unsere Zeitschrift, und ist während dieser Zeit durch die Hände von drei Redaktoren gegangen; jeder derselben ging von einigermaßen verschiedenen Ansichten aus, und doch hat das Blatt unter jedem an Abonnentenzahl zugenommen, Beweis genug, daß der Stoff desselben so gewählt wurde, daß er sehr verschiedene Behandlungsarten zuläßt, was bei dem reichen Material und weit gesteckten Ziele freilich nicht zu verwundern ist. Das Bestreben des Blattes muß indeß immer seyn und bleiben, hinsichtlich der fremden Welttheile die Fortschritte unserer geographischen Kenntnisse niemals aus den Augen zu verlieren, und die Entwicklungsgeschichte der Völker jener Länder, so weit dieß möglich ist, zu verfolgen. Wir wissen recht gut, daß dieser Zweck in seinem ganzen Umfang sich nicht erreichen läßt, wenn aber nur das Ziel festgestellt ist, so werden wir eines Theils von der Verfolgung eines vernünftigen Zweckes nicht abweichen, andern Theils aber auch nicht glauben, unser Tagwerk gethan zu haben, wenn das Blatt auch mit ganz lesbaren Artikeln angefüllt ist. Je mehr wir, was fremde Welttheile betrifft, einzelne Nachrichten zusammensuchen müssen, desto weniger ist dieß in Bezug auf Europa der Fall: bei dem mannichfachen Leben und der raschen Entwicklung der meisten Völker unsers Welttheils sind wir im Gegentheil genöthigt, einzelne Skizzen und Bilder aus dem übermäßig reichen Stoffe auszulesen, Bilder, wie sie die jetzige Zeit und die jetzigen Verhältnisse gerade mit sich bringen.

So muß ein Jahrgang unserer Zeitschrift ein höchst buntes Allerlei geben: neben einer logisch an einander gereihten Darstellung der neuern Verhältnisse Nordamerika's, wie wir sie nach Michel Chevalier in dem Artikel über Jacksons Präsidentschaft mittheilten, steht die Autobiographie eines Birmanen, welche in ihrer Art die innern Verhältnisse des birmanischen Reichs eben so gut schildert, als der erste Artikel die der Vereinigten Staaten. Die Auszüge aus dem Roman: Cruize of the Midge, welchem der Angriff und die Vernichtung eines Sklavenschiffs entnommen wurde, schildert mit lebhaften Farben jenen immer noch betriebenen Handel, obgleich die Begebenheit, so wie sie dasteht, rein als erdichtet zu betrachten ist. So wechselt die Form unaufhörlich, der allgemeine Zweck aber, Schilderung der Sitten und Verhältnisse fremder Länder und Völker, bleibt immer die Hauptrücksicht. Diese Bemerkung glaubten wir einem Rückblick auf die mannichfachen Mittheilungen dieses Jahrgangs vorausſenden zu müssen, welcher dießmal für die fremden Welttheile verhältnißmäßig schwächer als früher ausfiel; es scheint, als ob die zunehmende Bewegung in Europa selbst die Menschen mehr die fremden Welttheile vergessen lasse. Das Streben nach Außen wird matter, wenn die Beschäftigung im Innern zunimmt; dieß ist wenigstens dann wahr, wenn das Streben nach Außen Folge eines Ueberreizes ist. Am deutlichsten thut sich dieß in der Schriftstellerwelt kund, denn diese sucht in der Regel ihren Gegenstand nur darum auswärts,

weil ihr das Innere nicht genug Stoff bietet, die Neugierde und Phantasie anzureizen.

Was dem Menschen näher liegt, nimmt ihn mehr in Anspruch: der Streit zwischen Rußland und England über ihren gegenseitigen Einfluß in Asien hat zwar an Wichtigkeit und Bedeutung nicht verloren, ist aber in den Hintergrund getreten, weil England fürs Erste mit den Ereignissen auf der pyrenäischen Halbinsel vollauf zu thun hat. Für das östliche Europa ist der dortige Kampf vergleichungsweise gleichgültig, und der Westen martert sich ab, um daselbst einen Zustand der Dinge herzustellen oder aufrecht zu erhalten, der keine Elemente des Bestands mehr hat: die jetzige Madrider Regierung muß an ihrer eigenen Erbärmlichkeit sterben, und der englische Einfluß in Portugal ist zum Unding geworden, seitdem die wahren Machthaber in diesem Lande nicht mehr auf Spanien eifersüchtig sind; die materielle Gewalt, welche England jetzt ins Treffen führt, wird bei den mangelnden moralischen Grundlagen sich bald ungenügend erweisen. Der ungewöhnlichen Theilnahme, welche diese Angelegenheiten Spaniens in England erweckt haben, verdanken wir die zahlreichen Schilderungen über die Verhältnisse und den Dienst der englischen Legion in Spanien, wie dieß vor einigen Jahren in Portugal der Fall war. Die neuen Condottieri scheinen sich aber viel schlechter zu betten als die alten.

Das Umsichgreifen Rußlands in Asien und im Südwesten Europa's hat uns veranlaßt, die Artikel über die Häfen des schwarzen Meeres, über die Donaumündungen, über die kaukasischen Gebirgsvölker u. dgl., die letztern namentlich nach russischen Quellen, aufzunehmen. Diese Quellen werden vielleicht nicht allenthalben Zutrauen finden, aber es sind fast die einzigen, welche wir haben, und Subows Werk: Gemälde des kaukasischen Landes, wovon uns bis jetzt vier Bände zugekommen sind, wird lange eine reiche Fundgrube bleiben, wenn es gleich schwerlich eine Uebersetzung erleben wird, da es doch nur eine ziemlich rohe Anhäufung von Materialien ist. Außer solchen größern Werken enthält das Journal des Ministeriums des Innern und die nordische Biene manche werthvolle einzelne Nachrichten und Auszüge. Freilich wird Mancher sagen, man erfahre auf diese Weise nur, was die russische Regierung bekannt werden lassen wolle, aber auch dieß ist immer dankenswerth.

Ueber kaum einen Theil Europa's ist dießmal unsere Zeitschrift so leer wie über die Türkei, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil man früher mit Nachrichten und Schilderungen aus derselben überhäuft wurde. Was man über die neuern Einrichtungen weiß, dreht sich noch allzu sehr in den Formen der politischen Tagsgeschichte umher, als daß es für das Ausland paßte. Vielleicht geht aber auch für jene Länder eine reiche Quelle auf, wenn ein, wie man sagt, schon seit längerer Zeit gehegter Plan einer gemeinnützigen Zeitschrift in vier Sprachen: türkisch, neugriechisch, armenisch und wahrscheinlich bulgarisch sich verwirklichen sollte. Von diesen vier Sprachen ist doch wenigstens das Neugriechische einer größern Anzahl zugänglich.

Das Aufsuchen und Herbeischaffen des Materials ist für eine Zeitschrift, wie die unsrige, eine Sache von wesentlicher Bedeutung, und es ist oft nöthig, sie auf alle mögliche Art zusammen zu lesen, da die nicht politische Journalistik im Westen Europa's, abgesehen von der rein wissenschaftlichen, in der Belletristik fast untergegangen ist, jener, wie einer unserer geistreichsten Schriftsteller sagt, „einseitigen und oberflächlichen Bildung von Schönrednerei und Schönschreiberei ohne innern Gehalt von Wissen, Gedanken und Erfahrung.“ Mehr als einmal in dem verflossenen Jahre mußten wir, oft zu unserer nicht geringen Verlegenheit, die Entdeckung machen, wie entsetzlich leer die englischen und namentlich die französischen Journale waren, obwohl die letztern seit einiger Zeit wieder etwas mehr Ausbeute geben, als früher. Eine längere Bekanntschaft mit den Journalen des Auslandes gibt allmählich zu einer Menge Bemerkungen Veranlassung, unter denen wir nur beiläufig das herausheben wollen, daß die für unsern Zweck brauchbaren Artikel in französischen Journalen gewöhnlich so sauber geputzt und geschniegelt sind, daß sie mit Ausnahme einiger allzu französischer Redensarten und Ansichten fast nur übersetzt zu werden brauchen; in den englischen Journalen dagegen tritt die Individualität der Einzelnen weit schärfer hervor, man läßt sich gehen, kurz der Engländer ist auch da at his ease, während der Franzose sich auf seinen etwas gespreizten Schriftstellergaul setzt. Mit Einem Wort, es ist mit den englischen und französischen Journalen, wie mit den englischen und französischen Rednern; man möchte Goethe's Wort darauf anwenden: Ach, eure Reden, die so blinkend sind ꝛc. Indeß ist nicht zu verkennen, daß das geschniegelte und geputzte Wesen der französischen Artikel, wenn es auch oft mißfällt, doch seinen ehrenwerthen Grund hat: man will sich dem Publikum nicht im Schlafrocke zeigen, sondern nimmt sich zusammen, um dem Ganzen eine gefällige Form zu geben. Der Engländer dagegen ist nachlässig bis zur Unart: so mußte sich das Ausland seit einiger Zeit zur Regel machen, keine Uebersicht einer Reisebeschreibung mehr aus dem Athenäum, der Literary Gazette u. dgl. zu entnehmen, sondern entweder das Buch selbst oder die größern Journale abzuwarten: jene geben freilich die Nachrichten von solchen Büchern sehr schnell, aber so oberflächlich, daß das Wichtige in der Regel wegbleibt.

Wir haben uns einige Bemerkungen über französische und englische Journale erlaubt, weil diese allein uns in so großer Masse zukommen, daß sich ein allgemeines Urtheil darüber fällen läßt. Der Zufluß an Journalen aus andern Ländern ist wegen ihrer gewöhnlichen Leerheit, zum Mindesten für unsern Zweck, sehr beschränkt, und nur die russischen Journale machen von dieser Regel eine Ausnahme, ein neuer Beweis, daß das Streben eines Staats nach politischer Größe einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des Geistes ausübt: man lernt sich mit ernsten und wissenswürdigen Gegenständen beschäftigen. Wie wenig Journale, die nicht bloße Lokalblätter sind, erzeugt Rußland! und doch liefern diese wenigen oft mehr wissenswerthen Stoff, als ein ganzer Haufen anderer. In England hat die Ueberfülle von Leben eine zum Theil krankhafte Literatur erzeugt, obwohl dort ein tüchtiger Stamm von Wissen und Erfahrung ist; in Frankreich aber scheint mit Ausnahme von einigen bloß

achtbaren Specialitäten Alles immermehr in den Firlefanz einer leeren Belletristik unterzugehen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Zweck und Stoff unsers Blattes wollen wir, wie im vorigen Jahre, die einzelnen Welttheile mit spezieller Hinweisung auf die im ablaufenden Jahre mitgetheilten Artikel durchgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Bundelkund.

(Schluß.)

Ein Marsch von wenigen Stunden bringt in Bundelkund einen Reisenden sicherlich immer zu irgend einem interessanten Gebäude; Bergfesten gibt es allenthalben in Menge, und Callindscher ist darunter die berühmteste. Eine Eigenthümlichkeit des Bodens in diesem Lande besteht darin, daß er oft ganz plötzlich sich in isolirten bis zum Gipfel schroffen Massen erhebt, wo er dann eine ungeheure Plattform bildet, welche sich sehr leicht vertheidigen läßt. Von Callindscher kann man in der That sagen, das es selbst europäischen Waffen Trotz biete; es widerstand den entschlossensten Angriffen, und kapitulirte endlich nur in Folge einer glücklichen Unterhandlung, welche zwischen den streitenden Theilen eingeleitet worden war. Der Felsen, auf welchem diese seltsame Festung steht, erhebt sich rasch aus der Ebene, und ist von den benachbarten Hügelketten durch felsige dicht bewachsene Thäler getrennt. Den Fuß hat man ganz starpirt, und eine üppige Vegetation hat ihn mit Blätterwerk bekleidet bis auf etwa 50 Fuß vom Gipfel, wo er wieder kahl wird, und so glatt und so schroff wie eine Mauer, so daß er sich von den ihn umgebenden Bastionen kaum unterscheiden läßt. Diese Verschanzungen sollen über zwei Stunden im Umfange haben, und ihre Höhe beträgt 950 Fuß über der Ebene. Der einzige Weg, auf welchen man sich den Thoren der Feste nähert, ist ein treppenartig mit ausgehauenen Stufen versehener Pfad, welcher für Elephanten und Pferde brauchbar ist; Wagen aber müssen zerlegt und von Menschen hinauf geschafft werden. Das Tafelland von Callindscher ist überflüssig mit Wasser versehen, nicht nur aus mehreren Cisternen, sondern auch aus einem Brunnen, welcher unergründlich tief seyn soll. Es gibt noch eine andere, etwa 10 Stunden entfernte Bergfeste, Abschitgur genannt, welche, obwohl minder hoch und von geringerem Umfang, da das Tafelland auf dem Gipfel nur etwa eine halbe Stunde lang und etwa 800 Fuß breit ist, doch glücklich den Heeren eingeborner Fürsten widerstand, und der Geschicklichkeit und dem Muth der Engländer nur nach einem verzweifelten Kampfe unterlag.

Wegen dieser eigenthümlichen Natur des Landes und des unerschrockenen Charakters der Eingebornen — denn die Bundelas sind tapfer trotz aller ihrer Fehler, — konnte dieser Landstrich niemals weder von den Mongolen, noch von den Mahratten ganz bezwungen werden. Wäre unter den Häuptlingen mehr Einigkeit und ein besseres System von Kriegszucht, das Land hätte seine Unabhängigkeit bis auf diesen Tag behauptet. Die Geschichte von Callindscher allein würde einen Band füllen, da es sich in alten und neuen Zeiten durch die unerschrockene Vertheidigung ausgezeichnet hat, welche es allen Versuchen zu seiner Bezwingung entgegensetzte; Verrath hat indeß mehr als Einmal seinen Fall herbeigeführt, und diesem Umstand allein ist der Erfolg von Schir Schah zuzuschreiben, welcher Humajun in die Verbannung trieb, sich selbst auf den Thron schwang, und beinahe seinen Zweck erreichte, das Reich der Patans wieder herzustellen. Das Springen einer Kanone zu Callindscher endete seine Laufbahn, und die Mogolendynastie kam wieder ans Ruder. In ganz Bundelkund ist kaum ein Fleck, welcher nicht der Schauplatz irgend eines wüthenden Kampfes war, in welchem die Hindus ihre gelben Kleider anlegten, und mit dem Entschluß fochten, lieber umzukommen, als ihren Gegnern zu weichen. Zu Abschitgur wurde ein Trauerspiel dieser Art, worin die Besiegten ihren unbezwungenen Muth zeigten, erst noch im J. 1809 aufgeführt. Ein alter Mann, ein Verwandter eines Häuptlings, welcher sich endlich nach langem Kampfe hatte ergeben müssen, wurde abgeschickt, um die Frauen nach ihrem neuen Wohnort zu führen. Diese, leicht überzeugt durch die Vorstellungen des über die Niederlage empörten Mannes, willigten ohne Mühe ein, lieber zu sterben, als sich dem Willen des Siegers zu unterwerfen, und die Erniedrigung ihres Herrn, welcher gefangen war, zu theilen; willig boten sie ihren Hals dem Messer dar, kein Schrei, kein Seufzer verrieth den Leuten außerhalb des Hauses das furchtbare Trauerspiel, welches innerhalb vorging, und als die Thüre endlich gesprengt wurde, zeugten die Leichen des Mörders und der Ermordeten allein noch für die That, denn auch der alte Mann hatte sich selbst getödtet, nachdem er Weiber und Kinder umgebracht hatte.

Die Bundelas tragen nicht wie andere Stämme die Merkmale dieser heldenmüthigen Eigenschaften auf dem Gesichte, und sie gelten eher für eine verkrüppelte, von der Natur weit minder begünstigte Race im Vergleich mit den andern Bewohnern der obern Provinzen, die, mit Ausnahme der Mahratten der schönste Menschenschlag sind, welcher in der ganzen Halbinsel ja vielleicht auf der Erde getroffen wird.

Messer und Gabeln auf den indischen Tafeln.

Eingeborne, so fern sie auch von europäischen Gesellschaften leben mögen, kennen doch die Lebensweise einiger gelegentlichen Gäste vom christlichen Glauben hinreichend, um für thierische Nahrungsmittel und gegohrne Getränke in hinreichender Menge zu sorgen. Chinesische Tafelservice haben gleichfalls ihren Weg in fast alle vornehme Häuser gefunden, doch fehlen Messer und Gabeln ziemlich häufig, und in vielen Fällen die Gläser nicht minder. Die Eingebornen haben eine eigenthümliche Geschicklichkeit aus Bouteillen zu trinken, sie lassen nämlich die Flüssigkeit in den Mund fließen, ohne mit den Lippen das Gefäß zu berühren. Dieß können die Europäer nicht nachahmen, und eben so sind sie ohne Messer und Gabeln in großer Verlegenheit, während die Eingebornen solche nur mühsam handhaben. In neuerer Zeit helfen die Bedienten, welche hinter den Stühlen ihrer europäischen Herren stehen, dieser Verlegenheit ab, indem sie zu einer Tafel einige Weingläser, Messer und Gabeln nach Feldsitte in ihre Gürtel gewickelt mitbringen.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Abreise.

(Fortsetzung.)

Wir kamen nach Puebla noch früh am Tage, und wären gern noch weiter gegangen, wenn sich unser Konvoi hätte blicken lassen; dieses blieb aber bis zum späten Abend aus, und so mußten wir hier übernachten. Die Straßen in Puebla sind eng und krumm, die Gebäude unreinlich, und das Aussehen der Stadt überhaupt unangenehm; die Kathedrale ist durch ihre Großartigkeit und ihre Reichthümer berühmt, und die Einwohner, 75,000 an der Zahl, sind fanatische Katholiken. Da ich mich in den Bergen verkältet hatte, legte ich mich bald zu Bett, am folgenden Morgen aber brachen wir sehr frühzeitig auf. Das Wetter war windig und kalt, der Weg sandig, das Land verlor bald das Aussehen von Fruchtbarkeit, und nahe bei dem Städtchen Pinal kamen wir abermals durch einen Tannenwald, welcher gleichfalls den Räubern zum Schlupfwinkel dient. Pinal liegt 1000 Fuß höher als Puebla. Weiterhin ist das Land waldlos, eben und wasserarm, doch aber stellenweise angebaut. Der gepflasterte Weg wurde unter den Spaniern mit unglaublicher Mühe und äußerst prächtig angelegt, jetzt aber zerfällt er, und manchmal ist es unmöglich, darauf fortzukommen. Etwa 15 Leguas weit, fast bis Perote, führt der Weg über eine flache, waldlose und unbebaute Steppe, deren Horizont in der Ferne durch Berge begränzt ist. Im Sommer zur Regenzeit steht diese traurige Einöde unter Wasser, bei unserer Durchreise aber fand sich kein Tropfen; die Steppe war mit einem dichten Nebel bedeckt, welcher sich später verzog, aber sicherlich zu den trügerischen Lufterscheinungen beitrug, denn diese kahle Steppe zeigte uns bald Wasserflächen, bald ein Dorf, bald Wald. Wir stießen auf einige Gruppen bewaffneter Reiter, eine Erscheinung, welche jedesmal Schrecken bei unserem Konvoi erregte, welches vermuthlich wünschte, diese Reiter möchten in der Luft verschwinden, wie die Fata Morgana; um so lebhafter war dann die Freude der Soldaten, wenn die gefürchteten Caballeros vorüberzogen und gutmüthig eine Cigarre bei ihnen anzündeten. Nach jedem solchen Zusammentreffen wurden unsere tapfern Krieger wieder äußerst munter, hielten an und schwatzten, zogen manchmal mit grimmiger Miene die Säbel heraus, bis aufs Neue aus einer entfernten Staubwolke Reiter hervorsprengten, welche ihnen wieder tiefes Schweigen auferlegten.

Um Perote besteht der Boden aus Dammerde, und ist darum auch gut bebaut. Dieses Städtchen ist unbedeutend, und nur dadurch merkwürdig, daß es der einzige feste Platz im Lande ist; da es aber auf der Ebene und abseits vom großen Wege liegt, so ist es leicht zu umgehen.

Auch am folgenden Tage bedeckte ein dichter Nebel das Land jenseits Perote, und wir konnten nur die nächsten Gegenstände unterscheiden, namentlich den Ocotebaum, eine Art Fichte. In dem Städtchen Las Vigas benachrichtigte man uns, daß von nun an nichts mehr von Räubern zu befürchten sey, und so verließen uns denn unsere Geleitsmänner. Die Häuser in Las Vigas sind aus Balken gebaut, wie die unserer Bauern, und so auch in den folgenden Dörfern bis Jalapa. Eine Strecke Wegs ist hier mit schlackenartigen Steinen bedeckt, was uns an die Ebene bei Ahmecatlan erinnerte, aber hier gedeihen schon wieder Cactus, und die Ocotebäume stehen unter den schwarzen Schlacken hervor. Vor dem Haus eines Bauern stand eine Fichte, und an ihr waren zum Verkauf Apfelsinen und Bananen aufgehängt, deren Menge und Frische bewies, daß der heiße Landstrich, Tierra caliente, nicht fern sey, obwohl die Umgegend noch rauh war. Bald fingen wir jedoch an, rasch abwärts zu steigen, die Luft wurde wärmer, und in einigen Stunden kamen wir aus dem Fichtenwald in den Strich der Eichen, Brombeeren, Syringen und Stechäpfel, welche in voller Blüthe standen, dann folgten Pfirsichbäume, Apfelsinen und Platanen, mit jedem Schritte wurde die Vegetation üppiger und das Land mehr bebaut; vor Jalapa gleicht das Ganze einem reizenden Garten. Die größere Feuchtigkeit und Schwere der Luft hatte auf uns Bewohner der Birkenregion einen sehr wohlthätigen Einfluß, und wir genossen desto begieriger die Reize dieses Landes, welches von der Natur so wunderbar geschmückt ist. Man kann sich von dieser üppigen, unendlich mannichfaltigen Vegetation um Jalapa keinen Begriff machen. Dieses schöne Städtchen, obgleich noch in der Höhe der Wolken, ist doch schon 5500 Fuß tiefer als Las Vigas, und diesem bedeutenden Unterschied verdankt es die Eigenthümlichkeit, daß darin die Gewächse fast aller Zonen, der kalten wie der heißen, gedeihen. Jalapa ist berühmt durch sein gesundes, obwohl feuchtes Klima; aus Veracruz flieht man dahin vor dem gelben Fieber, und die, welche aus Mexico kommen, verweilen hier einige Zeit, um nicht plötzlich der drückenden Hitze des niedern Landstrichs ausgesetzt zu seyn. In Erwartung der Ankunft des englischen Paketboots aus Falmouth hatten sich hier schon aus Mexico einige Familien gesammelt, denen auch wir uns anschlossen.

In Jalapa herrscht ein ewiger Frühling, doch ist auch hier zur Zeit unseres Winters, und wenn auf dem Meere heftige Nordwinde wehen, die Luft kalt; dann fällt auch häufig Regen. Man behauptet, die Verschiedenheit zwischen der eigentlichen Regen- und der trocknen Jahreszeit bestehe nur in der größern oder geringern Menge des herabstürzenden Wassers, indem hier die Regen das ganze Jahr hindurch dauern. Ein Trost für unser verleumdetes Sitcha! An sonnigen Tagen erwärmt sich die Luft mäßig, und die Hitze wird nicht leicht drückend. Ein solches Wetter war am Palmsonntag, und wir genossen es ganz; über den öffentlichen Platz der Stadt sollte eine Prozession gehen, zu welchem Ende man am Morgen den Fruchtmarkt in eine benachbarte Straße, gerade unter unsern Balkon, verlegt hatte. Die unendliche Verschiedenheit der Blumen, Früchte und Gemüse, welche zum Verkauf gebracht wurden, war für uns in der That ein Gegenstand des Erstaunens. Die Prozession ging vor unsern Fenstern vorüber: der geistliche Gesang, die Menge der angezündeten Kerzen, die langen Palmzweige und der Ueberfluß an herrlichen Blumen verliehen dem Zug ein eigenthümliches Ansehen, das unsere ganze Aufmerksamkeit erregte. Die Prozession in den drei letzten Tagen der Leidenswoche war übermäßig theatralisch und konnte uns nicht gefallen; für die Neugierigen aber war sie in der That merkwürdig.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 92** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Der Winter. Von Beranger. — Gedichte von Jean Reboul. (Fortsetzung.) — Die Geschichte von Rimini. Von Leigh Hunt. Vierter Gesang. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich drei Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden, es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich [illegible] fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 360.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 December 1836.

Van Diemens-Land und Neu-Süd-Wales in ihren Vorzügen vor andern Kolonien für deutsche Auswanderer.

Unter diesem Titel ist bei J. A. Barth eine kleine, nur einen Bogen starke Broschüre erschienen, und wird gratis ausgetheilt. *) Sie ist, einigen Ausdrücken nach zu schließen, fast wörtlich aus dem Englischen übersetzt, und hat den Zweck, Deutsche, welche auszuwandern Lust haben, auf die Vorzüge jener Länder vor Nordamerika aufmerksam zu machen. Wir können uns über diesen Gegenstand kein Urtheil erlauben, obwohl uns die Anpreisung jenes Landes etwas seltsam erscheint, namentlich da England selbst Arme genug hat, die es dorthin verpflanzen könnte. Die vor einigen Jahren unternommene Verpflanzung von Deutschen nach Jamaika könnte eine Warnung seyn, da das Klima sicherlich nicht die einzige Ursache des Mißlingens jener Unternehmung war. Wir heben aus dem kleinen Schriftchen, das sichtlich einen populären Ausdruck sucht, einige der zweckdienlichsten Stellen aus.

„Nach 50jährigem Schneckenschritt der Bevölkerung dieses fünften Welttheils ergreifen jetzt die dortigen großen Ansiedler in Uebereinstimmung mit der englischen Regierung, die ihre zahlreiche Armuth gern in ganz andern Massen als bisher los seyn möchte, kräftigere Maßregeln zur schnellern Bevölkerung dieses Welttheils, indem es scheint, daß weder die brittische Regierung noch die Ansiedler in Neu-Süd-Wales das System in van Diemensland lieben, viele Malayen und Chinesen zu kolonisiren oder als kontraktliches freies Gesinde ihrer großen Schafgüter zu benutzen.

„Die größere nördliche Hälfte von Neu-Süd-Wales, also die heißere, welche dem Aequator am nächsten liegt, hat noch nicht die kleinste Niederlassung. Sie ist genug umschifft, aber nur so obenhin untersucht worden im Laufe der Küsten, der Sandbänke, der Klippen und Korallenfelsen vor solchen, die eine Annäherung nur Böten erlauben, daß man von der Beschaffenheit des Landes und der Wilden fast nichts sicher weiß, als daß es vorläufig ungerathen ist, diese Striche den kleinen Nomadenstämmen der Wilden streitig zu machen, und daß die brittische Regierung keiner andern civilisirten Nation, selbst mit Unterwerfung unter ihre Oberhoheit, daselbst eine Kolonisation, sey es auch nur von Verbrechern, gestatten würde.

„Aber um die Einwanderung von Handwerkern, Tagelöhnern für die Landwirthschaft und von Schäferknechten mit Weibern und Familie zu befördern, hat die englische Regierung einen Theil der Kaufgelder für verkaufte Kronländereien der Kolonie mit 27,318 Pfd. 16 Sch. angewiesen, und daraus die Einwanderungskosten für 2818 Personen vom Jahre 1832 bis zur ersten Hälfte des Jahres 1836 aus Großbritannien nach Neu-Süd-Wales mit 65⅔ Thlr. preuß. (135 fl. rh.) für jeden einzelnen Kopf bestritten. Es leuchtet jedoch ein, daß mit so geringen Mitteln die Bevölkerung nicht schnell gesteigert werden kann. Doch beträgt jetzt der Jahrbetrag der dazu bestimmten Kaufgelder von Kronländereien 352,666 Thlr. preuß.

„Das Klima des südlichen Neu-Süd-Wales ist für Europäer gesund und mild, nur bleibt bisweilen der Regen länger aus, als die Anbauer wünschen. Frost, Kälte und Schnee kennt man dort nicht, der Boden ist fruchtbar und ernährt schon jetzt eine Menge landwirthschaftlicher Thiere, und ist sowohl für den Feld- als für den Gartenbau geeigneter als Großbritannien und Deutschland. Die Schifffahrt dahin von England und von den norddeutschen Häfen aus geschieht mit Bequemlichkeit in vier Monaten, worauf die Transportschiffe längst eingerichtet sind; das Meer ist auf der ganzen Ueberfahrt nirgends stürmisch. Nirgends bietet sich mehr Leichtigkeit an, in wenigen Jahren ein glücklicher Landbesitzer, oder ein im Betriebe einer Handwerksnahrung mit Kundschaft beim reichlichen Auskommen gesicherter Familienvater unter den besten Aussichten für seine Kinder werden zu können. In der Nähe der Städte bieten sich für den Gärtner und in der weitesten Entfernung für den Rindvieh- und Schafhalter die glänzendsten Aussichten dar. Vermehrten die Spanier nach der Entdeckung Südamerika's in solchem die stets im Freien lebenden Pferde und das Rindvieh, so richteten die Engländer in Neu-Süd-Wales besonders ihr Augenmerk auf die Schafzucht der veredelten Merinos, für welche,

*) Auch in der Expedition der Allg. Zeitung sind Exemplare derselben zu haben.

wenn man für die Ansaat tief wurzelnder Rüben, Kräuter und Kleearten sorgt, auch in der Dürre keine Noth eintreten kann. Im J. 1807 schickte die Kolonie nach England 215 Pf. Wolle, und 1835 schon 4,317,640 Pfund. Was die gegenwärtigen Bewohner von Neu-Süd-Wales besonders wünschen, sind ruhige Arbeitsgehülfen mit Fleiß, guten Sitten, einem unsträflichen Charakter und religiöser Gemüthsart, die früher oder später eine unabhängige Nahrung als Handwerker oder Landbesitzer übernehmen. Für Kirch- und Schulunterricht ist gesorgt. In den schon bestehenden Niederlassungen und in allen neubewohnten Ansiedelungen sorgt dafür die Gemeindeverwaltung, und eben so für gute Wege zum Transport der Reisenden und der verkäuflichen Güter. Alle Waaren Europa's sind dort wohlfeil. Arme, die in Europa wegen mangelnder Beschäftigung so häufig sind, kennt man in Australien gar nicht. Am Nothwendigen für ein frohes Leben bei guter Gesundheit mangelt es Keinem. Ein hohes Tagelohn kann dort in den nächsten Menschenaltern noch nicht aufhören, vielmehr darf man, wie in den nordamerikanischen Freistaaten, eine Erhöhung desselben erwarten. Alle Gewerbe ernähren dort ihren Mann, er mag Meister oder Gehülfe seyn. Mangelt auch den Ankommenden anfangs einige Lebensgemächlichkeit, so kann dieser Mangel doch bei der Leichtigkeit Geld zu verdienen, nicht lange dauern, und die Bahn zur völligen Unabhängigkeit genügsamer Menschen kann sich dort leicht öffnen.

„Besonders schätzen die Kolonisten deutsche und französische Einwanderer, die den Anbau von Wein, Mais, Tabak, getrockneten Früchten, Gärtnerei u. s. w. kennen, welchen Anbau die Einwanderer aus Großbritannien selten verstehen. Sie pflegen in Familien sich an einander zu schließen und diesen Verband auch im neuen Vaterlande nicht zu brechen; sie sind ehrlich, nüchtern, mäßig, emsig in der Arbeit und gewerbethätig. Man müßte, nach den Statthalterberichten, Sorge tragen, diese fleißigen Menschen nicht von einander zu trennen, und daraus den Stamm einer besondern Gemeinde bilden. Nachdem sie die Kolonialarbeiten und die Oertlichkeit, so wie deren Nahrungsarten kennen gelernt haben, müsse man wünschen, solche auf einem fruchtbaren Boden und in der Nähe eines Marktes für ihre Produkte anzusiedeln. Nach einer Bekanntmachung der Statthalterschaft bedürfen alle diejenigen Personen, welche den Tabak-, Oel- oder Weinbau oder die Fabrikation eines dieser Produkte verstehen, keiner Alterszeugnisse, um freie Ueberfahrt zu genießen, jedoch stets ein Zeugniß ihres sittlichen Lebenswandels.“

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Amerika bleibt für uns immer einer der interessantesten Welttheile, weil wir dort die nationellen und gesellschaftlichen Beziehungen bis auf ihre erste Quelle zurück verfolgen können, wenigstens was die eingewanderten Bewohner, Europäer und Neger betrifft. Die alten Ureinwohner liegen uns freilich ferner, aber diese spielen jetzt meist nur eine passive oder zum Mindesten sehr untergeordnete Rolle. In Amerika sind zwei Elemente immer im Auge zu behalten: der Streit der europäischen durch die Einwanderer dahin gebrachten Gesittung mit der durch die Zerstreutheit der Bevölkerung auf dem weiten Raum wesentlich bedingten Rohheit, und zweitens der fortdauernde, wenn auch unblutige Kampf der verschiedenen Racen; Staatsformen sind hiebei, die Vereinigten Staaten von Nordamerika etwa ausgenommen, eine vergleichungsweise sehr unbedeutende Sache.

Eine übersichtliche Schilderung der Bevölkerung Amerika's wird die Sache in ihr wahres Licht stellen. In der argentinischen Republik ist die Bevölkerung zwar gemischt (s. die Bevölkerung von Buenos-Ayres Nr. 86), doch herrschen im Ganzen die Weißen vor, die Neger werden allmählich verschwinden, und die Farbe der Mulatten- und Mestizenbevölkerung sich nach und nach mehr dem Weißen nähern; dieß ist unter dieser Breite der nothwendige Gang der Dinge. Gegen die Anden hin sind noch viele reine Indianer, wie es scheint, in stärkerer Anzahl als man in der Regel glaubt; noch treiben sie keinen Ackerbau, aber die Bekanntschaft mit den Europäern hat ihre Lebensart doch schon sehr wesentlich verändert: sie sind mit Pferden und mit Hornvieh bekannt geworden, und können jetzt als ein kriegerisches Hirtenvolk angesehen werden, da sie vorher fast nur ein Jägervolk waren, eine wichtige Veränderung, indem die mannichfachen Versuche, die nordamerikanischen Jägervölker ohne Uebergang in ackerbautreibende zu verwandeln, fast ohne Ausnahme gescheitert sind,*) und auch die zu ähnlichem Zwecke gebildeten Missionen im spanischen Amerika ohne den Schutz der Regierung bald untergingen. Ueber die Indier dieses Theils von Amerika hat Pöppig (s. Nr. 31) das Anziehendste mitgetheilt, wenn er gleich auch in Vorurtheilen gegen dieselben befangen scheint.

Entschiedener noch als in Buenos-Ayres herrschen in Chile die Weißen vor: hier besteht, einige Stellen im Süden abgerechnet, die Bevölkerung ungemischt aus Weißen, und diesem Umstand ist wahrscheinlich vor allen andern die Blüthe Chiles (s. die Finanzen von Chile Nr. 188. 189) und seine größere innere Ruhe zuzuschreiben. Schon minder günstig in dieser Beziehung ist Montevideo und die nach Unabhängigkeit strebende brasilianische Provinz Rio Grande do Sul gestellt, obwohl auch hier das Uebergewicht der Weißen und ihrer Nachkommen unbestritten ist. Ueber die Indier im Innern zwischen der Ost- und Westküste haben wir Einiges aus Renggers Nachlaß aufgenommen (s. Nr. 46): er spricht gegen die Lebensfähigkeit dieser Stämme, wenigstens gegen ihre Fortdauer als solche, die Frage möchte indeß kaum als entschieden anzusehen seyn.

So sind wir ungefähr bis zum Wendekreis emporgerückt, von welchem an bis zur Nordküste Südamerika's ein chaotisches Gewirre folgt, das noch lange keine sichere Gestaltung annehmen wird. Hier ist die europäische Race entschieden im Sinken, Indier, Mulatten, Mestizen und Neger im Steigen.

*) Freilich zum Theil mit durch die Schuld der Vereinigten Staaten.

Digitized by Google

Hinsichtlich Peru's können wir uns auf Pöppigs geprüftes Urtheil verlassen; nach ihm ist der dortige Kreole schwachen Geistes und Körpers, der Mulatte dagegen ungemein kräftig und dem Weißen und Neger gleichmäßig überlegen. Nur die Frauen der europäischen Race scheinen eine Ausnahme zu machen, denn diese sind unter dem heißen Himmel herrlich gediehen, und haben ihre Männer geistig unterjocht (s. den Artikel: die Frauen von Lima, Nr. 289. 290); welchen eigenthümlichen Zustand des geselligen Lebens muß dieser gegen die Völker anderer heißen Erdstriche ganz entgegengesetzte Zustand herbeiführen, wo die Frauen die europäische Freiheit nicht nur behaupteten, sondern in dem Maße, als die Männer sanken, bis ins Ungebührliche getrieben haben! In dem Gebirgslande zwischen der Westküste von Peru und den Ebenen des Marañon hausen Indier und Mestizen, und es scheint, in keinem sehr gedeihlichen Zustand (s. die Reise zu den Chunchos-Indianern Nr. 199 und Lieutenants Smythes Reise von Lima nach Para Nr. 150 ff.). Besser, wenn den Nachrichten zu trauen ist, sieht es mit den Indiern in Brasilien aus (s. Brasilianische Zustände: 1) die Indier; Nr. 69 ff.) Zwar ist hier das System der Weißen gegen die Indier keineswegs besser als anderswo, derselbe Unterdrückungsgeist und dieselbe Grausamkeit herrscht hier wie allenthalben gegen die Eingebornen, aber die Zahl der Weißen reicht nicht hin, dieselben so ganz zu unterjochen, wie z. B. in dem metallreichen Peru und größtentheils auch in Meriko der Fall war. Der Krieg gegen die Indier dauert noch immer und zum Theil auf eine barbarische Weise fort, doch, scheint es, neigen sich dieselben mehr und mehr zu einem ackerbauenden Leben hin, namentlich auch durch ihre Verbindung mit den Negern, welche in keinem Theile Amerika's so zahlreich sind.

In dem Gebirgslande zwischen dem Marañon- und Paraguaygebiet sind die Indier viel stärker und kühner als weiter gegen Norden, und eben darum sind sie auch hier noch viel reiner, weniger mit Negern gemischt, während je weiter gegen Norden, je mehr Mestizen und Neger die Oberhand erhalten, bis in Guiana die Neger fast herrschend werden. Am schlimmsten scheint es mit den Weißen in dem ehemaligen Columbien zu stehen: hier sind die Indier in ziemlich schwacher und auch die Neger wie in allen spanischen Kolonien nicht in besonders starker Anzahl; doch gedeihen die Mischlingsracen sichtlich, und die der Zahl nach bedeutendste Klasse der Weißen sinkt am meisten. Aus diesem ganzen Landstrich, welchen einst Humboldt aufs Genaueste erforschte, bringt jetzt kaum hie und da eine vereinzelte Nachricht zu uns, ein Zeichen zum Mindesten, daß man der großen Umwälzungen sehr müde ist.

Weit minder verwickelt und verworren in dieser Beziehung sind die Verhältnisse von Mittelamerika, worunter wir hier Westindien, Meriko und Guatimala verstehen. Aus Westindien haben wir wenig zu berichten: es ist in einem Uebergang aus der Sklaverei der Neger in die Freiheit begriffen, und vielleicht gelingt es, diesen Uebergang in der Mehrzahl der Inseln unblutig durchzuführen. Aber ganz Westindien ist der schwarzen Race verfallen, die Europäer, welche dort sich aufhalten, sind erotische Pflanzer, und die Eingebornen, bis auf ganz schwache Reste vertilgt. Anders ist es auf dem Kontinent. Zwei kurze aber interessante Angaben über die Bevölkerung ziehen hier unsere Aufmerksamkeit auf sich: nach dem Artikel über die Föderation von Centralamerika (s. Nr. 156) gehört in diesem Lande nur ein Viertheil der Bevölkerung der weißen Race an, in den Rest theilen sich reine Indianer mit den Mischlingen, wahrscheinlich mit einigem Ueberwiegen der letztern. Noch ungünstiger für die Weißen stellt sich das Verhältniß in Meriko (s. Nr. 250), wo man nur ein Achttheil Weiße, dagegen $4^1/_2$ Million reine Indianer und $2^1/_2$ Millionen Mischlinge annehmen kann; die Zahl der Neger mag hier höchstens etwa 6000 betragen, und nimmt, wie die Anzahl der Weißen, fortwährend ab; fast möchte es bei Vergleichung der Angaben von Humboldt und Koppe scheinen, als nähmen die reinen Indianer in stärkerem Verhältniß zu, als die Mischlinge, eine Erscheinung, welche mit dem, was in andern Staaten Amerika's geschieht, in entschiedenem Widerspruch steht.

Im Norden von Meriko, westwärts und ostwärts der Felsengebirge wohnt etwa eine halbe Million reine Indianer, deren Schicksal wahrscheinlich erst im Laufe einiger Jahrhunderte ganz entschieden werden wird; die Entscheidung hängt wohl hauptsächlich von dem Gang der Dinge in Meriko ab. Im Süden der Vereinigten Staaten kämpfen noch einige schwache Stämme nicht mehr um Selbstständigkeit und Rettung, sondern in Verzweiflung den Boden der Väter verlassen zu müssen (s. Nr. 82 und 203). Wichtiger als diese sind die Schwarzen und Farbigen, welche im Süden der Vereinigten Staaten, $2^1/_2$ Million stark, auf einem ihrer Natur angemessenen Boden etwa 4 Millionen Weißen gegenüberstehen, welche, je weiter gegen Süden, namentlich im Bassin des Mississippi, immer mehr zu entarten scheinen. Im nördlichen Theil der Vereinigten Staaten, so wie in den brittischen Besitzungen, herrschen die Weißen unumschränkt: die Negersklaverei besteht nicht mehr, im östlichen Theile sind die Indianer verschwunden, und waren auch im westlichen Theile nie so zahlreich und stark, als im Süden. Ihr Schicksal scheint vom atlantischen bis zum stillen Ocean mit dem fortdauernden Weiterrücken der Weißen gegen Westen unwiderruflich entschieden. Selbst auf der halb unwirthlichen Nordwestküste beginnen die Russen dasselbe Spiel (s. Nr. 240), was Engländer und Nordamerikaner auf der Ostseite schon fast zum Ziele geführt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Tag- und Nachttelegraph.

Es ist die Rede davon einen Tag- und Nachttelegraph auf den großen Straßen Englands zu errichten, namentlich auf dem Wege zwischen London und Birmingham und andern großen Städten. Einer der bedeutendsten Vortheile davon wäre die Korrespondenz, die sich dadurch im Zeitraum von einigen Minuten zwischen den beiden größten Handelsplätzen Englands, London und Liverpool bewerkstelligen lasse. Die Arbeiten sollen von dem Lieutenant Watson, dem Oberaufseher des Telegraphen von Liverpool und Holyhead, geleitet werden.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreise.

(Schluß.)

Jalapa, eine kleine Stadt von 10,000 Seelen, liegt amphitheatralisch auf einem hügeligen Terrain, und ist von Gärten und fruchtbaren Feldern umgeben. Bäche rauschen in allen Richtungen, und die entfernten Berge, Orizaba und Coffre de Perote, begränzen malerisch den Horizont. Wir gingen so oft spazieren, als es das Wetter und die Gesundheit meiner Frau gestattete, und jedesmal fanden wir neue Schönheiten; in einem nicht fern von der Stadt gelegenen großen Garten, oder richtiger gesagt, Landgute, bewunderten wir die manchmal außerordentlich großen Gewächse, wie den Kaffeebaum, die Kartoffel, das Zuckerrohr, den Zimmtbaum, den Mais, den Weizen, die Apfelsinen und Pfirsichbäume und die schönen Rosenbüsche, welche die Mauern des Hauses vom Boden bis zum Dach bedeckten.

Nachdem wir neun Tage in diesem reizenden Thale geblieben waren, reisten wir weiter, um uns alsbald auf dem Paketboot einzuschiffen, dessen Ankunft man täglich in Veracruz erwartete. Wir reisten am Sonnabend ab, und nahmen zwei bedeckte Tragbahren, Literas, welche von Maulthieren getragen waren, denn die Fahrt in der Diligence ist wegen des steilen Wegs und der Zerfallenheit des Pflasters unbequem, in diesen Literas aber ist die Reise gefahrlos und angenehm. Morgens früh setzten wir uns ein, und fort gings im raschen Trabe zur Stadt hinaus; wir waren aber kaum ein Werst weit gekommen, als wir die Diligence aus Veracruz sahen, welche im langsamen Schritte daherfuhr, und von welcher wir die traurige Nachricht erhielten, daß sie von den Räubern überfallen und geplündert worden sey. Von neun Passagieren im Wagen waren fünf Männer und acht Reiter begleiteten die Diligence; nichts desto weniger hatten vier Räuber den Angriff gewagt: den einen Soldaten schossen sie nieder, den andern thaten sie nichts zu Leide, forderten die Damen mit Höflichkeit auf, den Wagen zu verlassen, und plünderten denselben aus; die Beute soll beträchtlich gewesen seyn. Wir setzten unsern Weg fort, und bald begegneten uns die Soldaten, welche ihren todten Kameraden auf einer Bahre trugen. Nach der Puente nacional hatten wir 11 Leguas zurückzulegen: diese steinerne Brücke über eine Bergschlucht und einen kleinen Fluß hat als ein wichtiger militärischer Punkt in dem Revolutionskrieg eine bedeutende Rolle gespielt. Hier ruhten wir und die Maulthiere von der Hitze des Tages aus, und machten uns um Mitternacht beim Mondenschein abermals auf den Weg; bei einem Dorfe, an dem wir vorüberkamen, brannten große Feuer auf dem Felde, und Gruppen von Menschen waren umhergelagert: zwei derselben kamen auf uns zu, und riethen uns, in dem Dorfe zu übernachten, weil es in der Umgegend nicht ganz ruhig sey von schlechten Leuten (malas gentes). Wir dankten für den Rath und zogen weiter. Mit jeder Meile, welche wir zurücklegten, wurde die Wärme fühlbarer, und bei Sonnenaufgang trat eine ermattende Hitze ein: wir waren in Tierra caliente. Das Aussehen des Landes trug die Spuren einer sengenden Hitze, das dichte Grün und die üppige Vegetation waren verschwunden, und nur stellenweise an den Bächen beschatteten tropische Gewächse die aus Bambusstäben gleich Käfigen erbauten Hütten, deren Inwohner sich durch ihre schwarzbraune Farbe vor den Bewohnern der höher gelegenen Landstriche auszeichneten. Auch stießen wir auf kohlschwarze Negerfamilien, jedoch selten, denn in Mexico ist die Negersklaverei aufgehoben, und so bedarf man ihrer auch nicht.

Die Berge verschwanden mehr und mehr, das Land wurde flach, der Weg sandig, ein kühler Wind wehte uns an, welcher immer stärker wurde, — es war kein Zweifel mehr, daß wir uns dem Meere näherten. Plötzlich enthüllte sich die Aussicht, und vor uns lag das wogende Meer; unbeschreiblich war unsere Freude, das Ende der mühsamen und gefährlichen Reise war erreicht, und dasselbe Meer, welches auch Europa bespült, und auf dessen Wellen wir bald nach unserem Vaterlande gelangen sollten, wehte uns erfrischende Kühlung zu.

Aber das Paketboot kam immer noch nicht, das furchtbare gelbe Fieber konnte in kurzer Zeit ausbrechen, und wir wünschten das Land zu verlassen, in welchem wir 1600 Werste von einer Küste zur andern zurückgelegt hatten. Unsere Unruhe wuchs mit jedem Tage, und als nach zehntägigem peinlichem Warten das englische Paketboot immer noch nicht da war, mietheten wir uns auf einem nordamerikanischen Dreimaster von 200 Tonnen ein, welcher nach New-York ging, und für Passagiere eingerichtet war. Veracruz ist ein so bekannter Ort, daß man nichts Neues darüber sagen kann. Am 5ten April, 88 Tage nach unserer Landung auf dem mexicanischen Ufer bei San Blas, gingen wir neuerdings unter Segel, und obgleich wir mit starken widrigen Winden zu kämpfen hatten, erreichten wir doch glücklich die Mündung des Golfs, fuhren an den Ufern von Cuba und Florida vorüber, und gelangten nach neunzehn Tagen in den Meerbusen, an welchem New-York liegt.

Welches Schauspiel bot sich uns hier dar! Hunderte von Schiffen durchschnitten unaufhörlich bei frischem Winde mit vollen Segeln den weiten Meerbusen, eine Menge Dampfboote rauchten um uns her, am Ufer lagen schöne Landhäuser und Gärten. Alles war voll Thätigkeit und Wohlhäbigkeit, voll Reiz und Leben, würdig New-Yorks, der größten und reichsten Handelsstadt auf dem Festlande America's. Aber wir konnten uns nicht aufhalten: schon nach 24 Stunden befanden wir uns auf dem schönen amerikanischen Paketboot Utica von 600 Tonnen, welches 40 Passagiere an Bord hatte, und lichteten ohne Verzug die Anker. Nach einer dreißigtägigen ziemlich stürmischen Fahrt kamen wir nach Havre, wo in dem Augenblick, wo wir das Land betraten, schon das Hamburger Dampfboot rauchte; nach zwei Stunden befanden wir uns an Bord desselben, und gelangten in 51 Stunden nach Hamburg, von wo wir sogleich nach Lübeck reisten und hier das Dampfschiff Nikolaus I bestiegen, auf welchem wir in angenehmer Gesellschaft das ersehnte Ziel unserer Reise erreichten. Drei Divisionen Linienschiffe, Fregatten und kleinere Fahrzeuge kreuzten in der Nähe von Kronstadt: mit Staunen betrachtete ich diese Armada, und folgte mit den Augen ihren Evolutionen. Das Schauspiel war prächtig, und nicht weniger setzten mich die neuen Befestigungen in Kronstadt in Erstaunen. Alles dieß zeugt von einem thätigen schöpferischen Geiste, welcher die umfassenden Plane Peters des Großen zu vollenden strebt.

Wrangel.

Major Skinner bemerkt in seiner Reise, es sey erstaunlich, welchen Einfluß auch eine kleine Portion des starken Kaffees, wie ihn die Araber machen, hervorbringe. Sie bedürfen bei den längsten und schwierigsten Reisen keines andern Reizmittels; die Araber der Wüste gehen oft 24 Stunden lang ohne alle Nahrung, wenn sie nur einen kleinen Schluck Kaffee haben können, und da die ganze Maschinerie zu seiner Bereitung sehr nahe zusammengeht, so können sie sich diese Erquickung stets verschaffen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.)

Nr. 361.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 December 1836.

Das Nordlicht.

(Aus King's Reise nach dem arktischen Ocean.)

Das Nordlicht breitet sich, sobald der Abend eintritt, am Himmelsrande aus, als wollte die Vorsehung dadurch die langen dunkeln Stunden der Nacht erhellen. Stets bemerkten wir, daß es etwa zwei Stunden nach Mitternacht am glänzendsten und lebhaftesten sey, bald von Westen nach Osten, bald umgekehrt, bald nach Norden zog, und manchmal in der Form eines glänzenden Bogens sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit über den Himmel hin ausbreitete, und den Spiralbewegungen einer Schlange glich. Plötzlich verschwand es, und eben so schnell leuchteten wieder tausend Lichter am Horizont, und nahmen alle möglichen verschiedenen Formen an. Gegen Süden erschien es selten; es war, als sey etwas an jenem Theile des Himmels, dem es nicht nahe zu kommen wage; aber es begann manchmal am östlichen oder südöstlichen Horizont, schoß quer über den Zenith nach Westen, stieg in mannichfachen Formen gegen den nördlichen Theil der Erde herab, und bedeckte diesen ganzen Theil der Hohlkugel mit einem glänzenden Lichte, während der andere Theil der Hemisphäre in Dunkelheit gehüllt blieb.

Das Nordlicht ist zwar am häufigsten bei strenger Kälte und Windstille, doch fand ich es gleich lebhaft bei Sturmwind, und es schoß mit seiner gewöhnlichen Excentricität umher, ohne sich um die Richtung des Windes im mindesten zu kümmern. Auch beschränkte sich das Nordlicht nicht auf einen unbewölkten Himmel, und wir betrachteten es manchmal, wie es sich hinter einer schwarzen Wolke hervorhob. Capell Brooke beobachtete diese Eigenthümlichkeit zu Hammerfest, und wir hatten im November 1833 Gelegenheit, dasselbe in Fort Reliance zu sehen. Auch bemerkten wir, so wie Parry, österes, daß sich gleichsam dunkle parallele Streifen über den erhellten Himmel hinlegten. Oft sah ich, wie ein grauer, den Himmel verfinsternder Nebel plötzlich einer Lichtmasse wich, welche den ganzen Himmel erhellte, als sey mit Einemmale die Atmosphäre in Brand gerathen, worauf denn der Himmel eine dunkelblaue mit Sternen besäte Farbe annahm, während, wenn das Nordlicht verschwand, derselbe graue Nebel wieder eintrat, wie vorher. Es ist kein Zweifel mehr, daß dieses Meteor durch die Stärke seines Lichts die Sterne verdunkelt; eben so ist es ganz gewiß, daß es während des Tags, wo sein Glanz durch die Sonne verdunkelt ist, den Himmel in Form weißer Wolken bedeckt. Am 28sten Oktober bemerkten wir eine weiße Wolkenmasse in Gestalt ganz ähnlich einem Nordlicht des vorhergehenden Abends, und auch an demselben Platze; die Sonne schien hell, Kapitän Back stellte sich in den Schatten eines Föhrenbaums, und glaubte einen blaß weißen Bogen daraus hervorgehen zu sehen; als er die Sache aufmerksamer betrachtete, sah er einen blaßgelben Bogen aus der Wolkenmasse heraus gegen Westen schießen, und sich dann südöstlich ausbreiten. Später wurden mehrere Wolkenstrahlen sichtbar, welche seiner Meinung nach mehr als einmal sich in ihrer Helle unterschieden.

Für diejenigen, welche das Phänomen elektrischen Ursachen zuschreiben, ist es stets eine interessante Frage, ob ein Ton oder Geräusch sich dabei hören lasse. Kapitän Franklin und Dr. Richardson behaupten, nie etwas gehört zu haben, obwohl sie das Nordlicht mehr als 200mal sahen; Lieutenant Hood und einige Andere dagegen wollen etwas gehört haben. Thienemann, welcher das Nordlicht in Island in den Jahren 1820 und 1821 beobachtete, sagt geradezu, es sey durchaus von keinem Lärmen begleitet; Hr. Landt in seiner Nachricht von den Faröern, wo er sich 7 Jahre aufhielt, bemerkt, das Nordlicht sey manchmal von einem stoßweise erfolgenden (snapping) Geräusch begleitet. Sauer in seiner Geschichte der geographischen und astronomischen Expedition nach den nördlichen Theilen von Rußland bemerkt, er habe das Nordlicht manchmal fortschießen hören; ein prasselndes Geräusch, dem ähnlich, wenn Funken aus einer elektrischen Maschine strömen, hörte Henderson, welcher über Island schrieb. Stewart in seiner Beschreibung von Prinz Eduards Insel behauptet, in stillen Nächten höre man oft das Aufflackern des Nordlichts ganz deutlich. Hearne versichert bestimmt, er habe in ruhigen Nächten österes von den Nordlichtern einen rauschenden und prasselnden Ton gehört, wie wenn man starke Fahnen in frischem Winde flattern lasse; darin stimmen merkwürdigerweise auch die Zeugnisse der Eingebornen zusammen. Parrys und seine Offiziere „horchten aufmerksam, ver-

nahmen aber nichts," eben so konnte weder ich, noch Kapitän Back jemals etwas hören.

Daß ein Farbenwechsel statt finde, wird fast von Allen zugegeben, welche das Phänomen beobachteten, doch halte ich denselben für ziemlich selten; denn während zwei fünfmonatlichen Wintern, wo kaum eine Nacht verging, in der wir nicht dieß schöne Phänomen beobachteten, war es nur achtmal anders als feuerfarben und strohgelb, fünfmal nämlich roth, die übrigen mal indigo- oder orangefarb. In dem gleichen Zeitraum sah Parry es nur dreimal wechseln, und zwar zweimal in Lila, das drittemal in Grün.

Ob die Magnetnadel durch das Erscheinen des Nordlichts afficirt werde, oder nicht, ist noch zweifelhaft, indem verschiedene Beobachter auf ganz verschiedene Resultate kamen. Jedenfalls sind noch nicht hinreichend Fakta gesammelt, um zu einem sichern Schluß zu berechtigen.

Nach Kapitän Back, welcher das Meteor bei den Forts Franklin und Enterprice beobachtete, war es bei Fort Reliance nicht nur glänzender, sondern auch die Lichtstreifen rascher, woraus man schließen sollte, daß der 62ste Grad der Breite der Erscheinung günstiger sey, als 65°. Wenn, wie man behauptet hat, eine niedrige Temperatur dem glänzenden und lebhaften Aufflammen des Nordlichts günstig ist, so müßte man an das östliche Ende des großen Sklavensees gehen, denn hier fanden wir die Kälte um 10° stärker, als je vorher. Ehe man diesen Umstand kannte, hatten einige Leute, welche die Beobachtungen von Parry und Roß verglichen, den Schluß gezogen, die heftigste Kälte sey nicht am Nordpol, sondern um den Magnetpol, und wer die nordwestliche Durchfahrt suche, der müsse viel höher gegen Norden hinauffahren; ja sie waren so weit gegangen, zu behaupten, um den Nordpol müsse sich weithin offenes Wasser finden. Zum Unglück für diese Theoretiker fanden wir bei Fort Reliance, welches von dem Magnetpol weit entfernt ist, eine viel größere Kälte, als Roß, welcher demselben sehr nahe gekommen war. — Ich habe manchmal die Magnetnadel ganz stationär gesehen, wenn der ganze Himmel aufs glänzendste erhellt war, und zu andern Zeiten bewegte sie sich um mehrere Grade ohne den mindesten Anschein eines Nordlichts, welches man bei dem tiefblauen Himmel täglich hätte sehen müssen.

Unter den nordamerikanischen Stämmen insgesammt ist die Meinung verbreitet, in dem Nordlicht zeigten sich die Geister ihrer verstorbenen Freunde, welche in den Wolken tanzten. Derselbe Glaube herrscht bei den Lappländern. Die Tungusen meinen, es kämpften Geister in der Luft. In den Finnmarken ist unter den niedern Klassen die Meinung sehr herrschend, das Nordlicht werde durch die unermeßlichen Häringsmassen in den Polarmeeren veranlaßt, welche, wenn sie von großen Fischen verfolgt werden, plötzlich ummwenden; der Lichtschimmer, den die Bewegung des Wassers hervorbringe, und vielleicht ihr phosphorisches Leuchten würden am Himmel reflektirt, und veranlaßten die glänzende Erscheinung. Ich erinnere mich, eine ähnliche Meinung von einem Tschippewäer gehört zu haben; jedenfalls ist gewiß, daß die weit gegen Norden wohnenden Indianer mit dem phosphorischen Leuchten des Meers sehr wohl bekannt sind.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Aus dieser flüchtigen Uebersicht der Bevölkerung ergeben sich mannichfache Folgerungen über die innern Zustände von selbst. Wo Einheit der Race ist, herrscht vergleichungsweise Ruhe und Ordnung; wo die Racen im Kampfe sind, oder einen ihrer Natur nicht angemessenen Boden beherrschen oder zum mindesten bewohnen, ist Unordnung auf der einen, Erschlaffung auf der andern Seite. In Buenos-Ayres, Chile, Bolivia und Montevideo konsolidirt sich der Zustand immer mehr, in Peru, Brasilien und dem ehemaligen Columbien herrscht Zerfall. Am schnellsten scheint die Umwandlung in Brasilien vor sich zu gehen: die kraftlose weiße Race setzt den immer wachsenden Schwierigkeiten ihrer Lage einen immer schwächern Widerstand entgegen, ja, genau genommen, kann man nicht einmal mehr sagen, daß sie herrsche. Von einer Bevölkerung von $3^1/_2$ Millionen, die Indier ungerechnet, besteht kaum ein Viertheil aus Weißen (s. die Fortsetzung des Sklavenhandels Nr. 42), der Ueberrest aus Negern, Mulatten und Mestizen, welche an verschiedenen Orten sich immer mehr unter einander und mit den Indiern verbinden, und z. B. die Stadt Para über ein Jahr lang inne hatten. Die Nachricht, daß sie wieder daraus vertrieben worden seyen, ist zwar nach Europa gelangt, was kann aber der Besitz oder vielmehr die ziemlich widerstandslose Besetzung einer so vernichteten, rings von zügellosen Indiern, Mulatten und Mestizen umgebenen Stadt einer so schwachen Regierung, wie die brasilianische, helfen, da die eigentlichen Herren des Landes eben jene zügellosen Horden sind. Etwas weiter gegen Süden scheint es nicht gerade so schlimm zu stehen, allein die Abnahme der weißen und die immer steigende Zunahme der farbigen Bevölkerung sind unläugbare Thatsachen, und bald werden die großen Küstenstädte zu europäischen Faktoreien herabsinken.

Das sumpfreiche Guiana ist noch europäische Kolonie, aber alle drei Staaten, welche daran Theil haben, arbeiten nur freiwillig oder gezwungen den Negern in die Hände. Die Engländer schicken die von ihren Kreuzern aufgebrachten Sklaven nach Demerary, um sie dort als Lehrlinge (apprentices) anzusiedeln (s. Nr. 159); die Franzosen sind bemüht, die freigelassenen Neger aus dem Rest ihrer westindischen Besitzungen nach Guiana zu verpflanzen (s. Nr. 61) und die Niederlande mußten sogar die Unabhängigkeit ihrer geflüchteten Neger anerkennen (s. Nr. 216). Interessanten Aufschlüssen über diesen Stand der Dinge in Guiana überhaupt können wir vielleicht bald aus dem Werke Herrn Bauves entgegensehen.

Ueber Westindien ist kaum mehr etwas zu sagen, sein Schicksal ist besiegelt, und die Versuche, die von einigen Engländern gemacht werden, die Neger nach Ablauf der Lehrzeit durch Einwohner aus den Kap-Verdischen Inseln zu ersetzen, können nicht einmal in Betracht kommen. Immer steht Hayti als Ziel der Wünsche da, und der Erfolg kann durch die Klugheit Englands zwar hinausgeschoben, aber nicht aufgehoben werden.

Central-Amerika ist ruhig, von machtlosen Staaten im

Süden und Norden umgeben, geht seine innere Entwicklung ihren ungehemmten Gang, während Mexiko, dessen Bevölkerung so ziemlich gleicher Art ist, sich seines Lebens wehren muß. Im Norden ist es genöthigt, Krieg zu führen gegen die rohen aber kräftigen Einwanderer aus Nordamerika, welche immer offener von ihrem Mutterlande unterstützt werden, so daß man über kurz oder lang einer Kriegserklärung Mexiko's gegen die Vereinigten Staaten entgegensehen darf. Man wird vielleicht glauben, dieß sey ein durchaus thörichtes Beginnen, indem die Vereinigten Staaten leicht über Mexiko Meister werden würden, die Frage stellt sich aber nicht so einfach, als man gewöhnlich glaubt: zur See ist freilich Nordamerika unbestritten Meister, aber dieß wird am Ende Mexiko wenig kümmern, denn nicht die Mexikaner treiben Handel, sondern die Fremden treiben Handel mit und in Mexiko, und diese weit mehr als die Mexikaner selbst werden darunter leiden; überdieß kann auch Nordamerika's Handel durch Kapereien beeinträchtigt werden. Zu Lande sind die Vereinigten Staaten nicht besonders stark, und sie konnten in zweijährigem Kampfe mit einem ärmlichen Indianerstamm nicht fertig werden; der Grund liegt in Ursachen, welche wir in dem Artikel über den Indianerkrieg (s. Nr. 208) aus einander gesetzt haben, und wenn es zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten wirklich zum Krieg kommt, so dürfte er eben so langwierig als blutig werden, denn Mexiko kann sich seines moralisch und physisch stärkeren Gegners nicht anders erwehren, als indem es mehr und mehr die ohnehin gegen Nordamerika erbitterten Indianerstämme in sein Interesse zieht. Daß der erste Feldzug der Mexikaner gegen die Texaner mißlang, ist eben nicht zu verwundern, und die Gefangennehmung Santa Anna's, wenn die von ihm entworfene Schilderung richtig ist (s. Nr. 200) eher als ein Glück anzusehen. In Mexiko muß sich die Frage entscheiden, ob die Ureinwohner Amerika's sich noch einmal zur politischen Selbstständigkeit emporarbeiten können, in eine Lage wie die, wo sie die Paläste von Mitla (s. Nr. 159 ff.) und so viele andere Bauten ausführten, deren Ruinen wir jetzt noch staunend betrachten.

Für Nordamerika hat der Zustand der Dinge an seiner Westgränze etwas Bedenkliches; dort ist eine sehr gemischte, ihm keineswegs sehr freundlich gesinnte Bevölkerung, und die Sklavenfrage kann mit der Zeit die Sache noch sehr verwirren. Diese Sklavenfrage und die immer zaum- und zügellosere Demokratie sind fortwährend die beiden Steine des Anstoßes in den Vereinigten Staaten. Der erstern haben wir nach Abdy einen umfassenden Aufsatz gewidmet (s. Nr. 6 f.), auch auf die Folgen des Sklavenwesens für die freien Arbeiter nach demselben Werke aufmerksam gemacht; wenn man gegenwärtig weniger mehr darüber hört, so liegt der Grund hauptsächlich nur darin, daß es unter der Mehrzahl der Weißen als eine abgemachte Sache anzusehen ist, die Sklavenfrage nicht weiter anzuregen. Zudem haben in neuerer Zeit die Fortschritte einer maßlosen Demokratie die Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen, und diese hat Chevalier wenigstens in einer Beziehung geschildert (s. Nr. 306 ff.); wir werden der weitern Entwicklung dieses Zustandes auch künftig mit Aufmerksamkeit folgen. Hier ist der Kampf europäischer Gesittung mit der durch die Zerstreutheit der Bevölkerung bedingten Rohheit am sichtlichsten; wer wollte läugnen, daß Nordamerika eine große Anzahl hochgebildeter, mit allen Kenntnissen und Vorzügen ausgestatteter Männer besitze? um so weniger ist aber auf der andern Seite auch zu läugnen, daß sich eine Menge zügelloser, aller Unterordnung widerstrebender Geister nicht nur in dem minder bevölkerten Westen, sondern auch in den größern Städten des Ostens befindet, und daß dieser Pöbel häufig eine Wildheit und einen Trotz gezeigt hat, vor welchem sich die Macht des Gesetzes beugen mußte, und die häufig Ursache sind, daß die reichen Familien sich von aller Theilnahme an der Verwaltung des Landes zurückziehen, und der Demokratie völlig das Feld räumen. Nordamerika wird den Beweis liefern, wenn es für die Kenner der Geschichte noch eines solchen bedürfte, daß ohne eine kraftvolle Aristokratie kein Staat, und am wenigsten eine Republik lange bestehen kann. Wenn die Folgen des jetzigen Zustandes sich nicht so schnell zeigen, so liegt der Grund davon nur darin, daß die Bevölkerung immer noch einen Ausweg nach Westen hat, wodurch die Reibung fortwährend vermindert wird.

Die brittischen Besitzungen, Canada und die davon abhängenden Länder, entwickeln sich mit überraschender Schnelligkeit. Der Streit mit dem Mutterlande (s. die Lage von Canada Nr. 336 ff.) ist vergleichungsweise unbedeutend, und auch im äußersten Falle, wenn es nämlich zu einer Trennung vom Mutterlande kommen sollte, wird dieß den Flor Canada's nicht beeinträchtigen und England keinen Schaden thun. Eine Verbindung mit den Vereinigten Staaten, so daß diese, wie viele träumten, das ganze unermeßliche Gebiet von Nordamerika umfassen würden, ist auch im Fall einer Losreißung vom Mutterland nicht wahrscheinlich. Die Bevölkerung Canada's (s. Nr. 252) schreitet so rasch und durch die zahlreiche Einwanderung aus England und Irland fast noch rascher fort, als in den Vereinigten Staaten selbst, so daß dieses Land wohl bald zur selbstständigen Kraft herangewachsen seyn wird. Vielleicht geht dann auch für die arme Indianerbevölkerung, namentlich im Norden, deren traurigen Zustand (s. Nr. 184) wir durch Backs Reisen, so wie auch durch die Nachrichten seines Gefährten King kennen lernten, ein neuer Stern auf, und das Monopol der Hudsonsbay-Kompagnie, welches schwer auf diesen unglücklichen Stämmen lastet, würde gebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Aus der kürzlich erschienenen Karl Ritters naturhistorischen Reise nach Hayti.

Diese Reise, wenn gleich schon im Jahre 1820 unternommen, enthält dennoch manche interessante Notiz über die socialen Zustände der Haytier, so daß wir einen kurzen Auszug des Wissenswerthesten unsern Lesern mitzutheilen für angemessen finden.

Herr Karl Ritter, Gartendirektor in Ungarn, unternahm die Reise nach Hayti auf Kosten und in Auftrag des Kaisers von Oesterreich. Um ihm eine günstige Aufnahme daselbst zu sichern, ward ihm

eine in sechs Kisten verpackte Sammlung von inländischen Naturalien an den König Christoph mitgegeben. Am 5ten Februar 1820 verließ er Triest auf einem englischen Schiffe, und langte am 14ten April in dem Hafen von Kap Hayti an. Ueber seine Aufnahme theilt er Folgendes mit.

„Als wir im Hafen von Kap Hayti vor Anker lagen, näherte sich uns ein Boot, worauf die Sanitäts- und Untersuchungskommissäre fuhren, die unter dem Zurufe: „Bon jour, Capitaine blanc," an Bord stiegen. Dem Gesetze gemäß mußten alle fremden Ankömmlinge nach dem Bureau des Grafen Limonade gebracht werden. Daher bestiegen wir nach Aushändigung unserer Pässe, in Begleitung der Offiziere, das Boot, welches uns ans Land brachte; ein zerlumpter barfüßiger Neger von der haytischen Garde blieb auf dem Schiffe als Schildwache zurück. Ein Schwarm neugieriger Weißer und Schwarzer harrte am Ufer, um die neuen Ankömmlinge zu sehen und zu begrüßen. — Im Bureau des Grafen Limonade, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, angekommen, waren wir nicht wenig erstaunt, alle Beamten in Uniform anzutreffen, wovon die Höhern, an deren Spitze der Minister stand, in prächtigen, sammtnen, mit Gold durchwirkten Kleidern ehrfurchtsvoll da saßen. Während unser Kapitän in ein Seitenzimmer gerufen wurde, wo man ihn über die Schiffsladung und den Zweck der Fremden zur Rede stellte, trug man uns Stühle zum Sitzen an. Die Zimmer dieses Bureau's waren im Erdgeschosse und ganz einfach, nur mit den nöthigsten Möbeln, als Schreibtischen und Stühlen, versehen. Der Kapitän kam zurück mit der Nachricht, daß wir uns nach dem Bureau des Staatssekretärs, Baron Dupuy, begeben müßten, welcher unsere Angelegenheiten dem Könige vortragen würde. In dem Bureau des Barons Dupuy fanden wir dieselbe Ordnung; überall herrschte die größte Stille. Der Baron, ein Mestize, nahm uns in seinem Schreibzimmer, welches mit Bildern und Karten behängt war, freundlich auf. Er selbst saß im größten Staate da; der gepuderte Kopf mit einem kleinen Haarzopfe, der imposante grünsammtne, mit Gold gestickte Rock gaben ihm ein possierliches Ansehen.

„Nachdem wir unsere Visiten bei den hohen Staatsbeamten abgestattet, war eine passende Wohnung unsere erste Sorge. Da aber in der ganzen Stadt sich kein förmliches Gasthaus fand, sahen wir uns genöthigt, im Kaffeehause, das von einer farbigen Frau dirigirt wurde, Absteigquartier zu nehmen, wo die Fremden für einige Wochen eine Unterkunft finden; derjenige aber, der länger zu bleiben gedenkt, muß sich eine eigene Wohnung miethen und für die Küche selbst sorgen.

„Erst am fünften Tage nach unserer Ankunft im Hafen wurden auf Befehl der Regierung die mitgebrachten Naturalien unter der Aufsicht eines Negerhauptmanns, welcher zugleich die Oberaufsicht über Christophs Gärten in Sans Souci hatte, ans Land gebracht. Einige Neger erwarteten uns am Ufer, um die Kisten nach Landessitte auf dem Kopfe fortzutragen. Baron Dupuy führte den Zug in erwähnten Gallakleidern zu Fuß nach dem Palast; mir wurde nur auf das Vorgeben, daß ich bei Auspackung der Naturalien unumgänglich nöthig sey, erlaubt, mich dem Zuge anzuschließen. Nachdem wir von einer Menge des neugierigen Pöbels begafft worden waren, kamen wir bei dem Palast an. Auf einen Wink des Barons ergriffen die Wachen ihre kreuzweise vor den Thüren stehenden Gewehre und eröffneten uns den Durchgang. Wir erstiegen das erste Stockwerk, und hier war es, wo ich in einem ziemlich langen, aber außer einigen Tischen ganz leeren Saal die mitgebrachten Seltenheiten aufzustellen beauftragt ward. Zur Beihülfe wurden mir einige Lakaien Christophs gegeben, die, mit Ausnahme der schwarzen Gesichter, wie europäische Köche aussahen. Nach Beendigung dieses Geschäftes ließen mich die Diener allein zurück. In geringer Entfernung von mir erschienen zwei schwarze Frauenzimmer auf dem Balkon, zogen sich aber sogleich zurück, als sie mich wahrnahmen. Zwei Lakaien traten ein und schlossen die Fensterläden, so daß ich mich ziemlich im Dunkeln befand. Das Räthsel lößte sich durch den Umstand, daß es die beiden Prinzessinnen gewesen waren, denen mein Erscheinen am Fenster mißfallen hatte. Uebrigens mußte ich mich einer genauen Untersuchung meiner Effekten unterziehen. Selbst meine von der Hofnaturalienkabinets-Direktion erhaltenen Instruktionen wurden durch einen Schwarzen, der lange in Hamburg gelebt hatte und gut deutsch sprach, übersetzt, und erst dann, als man nichts Anstößiges darin fand, zurückgegeben. Das Innere der Insel zu bereisen, wurde mir nicht gestattet, indem, wie es hieß, sich kein Weißer dieser Begünstigung erfreuen dürfe; man versprach mir jedoch, erwünschte Naturgegenstände zu verschaffen. Wirklich erhielt ich in der Folge viele junge Vögel u. s. w., allein meist in verstümmelten Exemplaren. Dieß waren jedoch nicht die einzigen unangenehmen Erfahrungen, die ich machen mußte, sondern weit schmerzhafter war mir das unsanfte Zurückweisen der Negerwachen an den Barrieren durch ihr „tournez, blanc!"

„Was das Leben und Treiben in der Stadt betrifft, so fand ich die Disciplin sehr streng, die Polizei gut bestellt, die Religion gut ausgeübt, Handel und Wandel im Flor, wobei jedoch die Weißen sehr beschränkt waren. Es herrschte dieselbe Ordnung, wie in den europäischen Städten. Jeden Morgen um 5 Uhr hörte man den Trompeterruf auf der Place d'armes. Des Sonntags versammelten sich daselbst die Garden, um dem Fürsten unter türkischer Musik den Morgengruß darzubringen. Die Truppen machten dann ihre militärischen Bewegungen, welchen Christoph vom Balkon aus zusah. Gegen 7 Uhr, wo der Gottesdienst begann, zog er in Begleitung der Noblesse unter einem prächtigen Baldachin nach der Kirche. Der Himmel wurde von vier in Seide gekleideten Negern getragen. In der Kirche angekommen, begab sich Christoph sogleich in seinen Betstuhl. Neben ihm saß ganz ehrerbietig der Kronprinz Viktor. Christophs Gemahlin hatte die beiden Prinzessinnen bei sich. Die Noblesse umgab den Hof, und ein zahlreicher Kreis von Militärs gruppirte sich um die Noblesse. Da und dort sah man mitten in diesen schwarzen Haufen ein weißes Gesicht recht auffallend hervorstechen. Die militärische Musik schwieg und der Gottesdienst begann. Die schwarze Geistlichkeit sang in Begleitung von einem Fagott, ein paar Klarinetten und einer Violine einige Strophen, die sodann von der Volksmenge wiederholt wurden. Hierauf erschien der Erzbischof am Altar, hielt eine erbauliche Rede in ziemlich gutem Französisch und las zuletzt die Messe unter den gewöhnlichen Ceremonien, worauf sich Christoph wieder auf oben erwähnte Art nach seinem Palast begab und die Truppen nach den Kasernen zurückmarschirten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Man hat eine Anzahl Briefe von Locke wieder aufgefunden in der Bibliothek eines Herrn Perrin de Sanson; sie sind mit neunzehn Briefen von Lamennais, vier von Huet, sechs und vierzig von Grävius, und vielen andern zum Verkauf ausgestellt worden. Die ganze Sammlung, vierhundert Briefe stark, wurde um 370 Franken verkauft.

Der Missionär Leeves hat der englischen Bibelgesellschaft angezeigt, daß er die Uebersetzung des gesammten alten Testaments aus dem Hebräischen ins Neugriechische vollendet habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 362.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 December 1836.

Etwas über die Keil-Inschriften.

Mehrere Gelehrte des vorigen Jahrhunderts haben vergebens ihren Scharfsinn aufgeboten, einige dieser Inschriften zu entziffern, und erst im Jahre 1802 gelang es Grotefend, die Namen Darius und Xerxes heraus zu bringen, obwohl er über einige Buchstaben, welche er für Vokale hielt, im Irrthum blieb; er hat indeß sehr viel geleistet, wenn man erwägt, daß er die alten Sprachen Persiens nicht kannte, und ihm für Zend und Pehlvi nur die mangelhaften Wörterbücher Anquetil du Perrons zu Gebote standen. Im J. 1822 unterwarf Saint Martin mit einer größern Kenntniß der alten Sprachen die Erforschung dieser Inschriften von Neuem, war aber nicht viel glücklicher als Grotefend, indem er nur einige Buchstaben weiter herausbrachte. Rask, welcher sich bloß gelegentlich mit diesen Forschungen beschäftigte, fand fast so viel wie er. Diesen drei Archäologen gelang es, von zwei kurzen Inschriften, welche sie eben ihrer Kürze wegen ausgewählt hatten, die Namen Darius, Xerxes, Goschtaspa, Achaimenes und das Wort König zu entziffern; die Konsonanten dieser Worte und bis zu einem gewissen Grade auch die Vokale wurden mit ziemlicher Genauigkeit bestimmt.

So stand es mit diesen Untersuchungen, als Burnouf, der bekannte Erforscher der Zendsprache, sich gleichfalls an die Keil-Inschriften machte. Bekanntlich hat man zahlreiche Inschriften dieser Art auf den Ruinen der großen Städte Persepolis, Ekbatana, Ninive, Babylon und Susa, ja man hat deren auch bei der Stadt Wan in Armenien, in den Bergen bei Tarku jenseits des Kaukasus, in Syrien zwischen Aleppo und Bassora und selbst in Aegypten an dem alten Kanal aus dem Nil nach dem rothen Meere entdeckt. St. Martin unterschied bei diesen Inschriften drei Systeme, welche er das Persische, Medische und Assyrische nannte, weil er glaubte, sie seyen in den alten Sprachen Persiens, Mediens und Assyriens geschrieben: man hat indeß darüber bis jetzt nur noch sehr unbestimmte Ansichten, und Alles, was man behaupten kann, ist, daß sie in drei Sprachen geschrieben sind. Mit der ersten und einfachsten von allen hat man sich bis jetzt allein beschäftigt. Die beiden Inschriften, worüber Burnouf ein Memoire bekannt gemacht hat, beziehen sich auf Darius Hystaspes und seinen Sohn Xerxes; sie wurden von Stewart und Vidal bei Hamadan, dem alten Ekbatana, auf dem Berge Alwand, dessen Namen sie führen, abgeschrieben, und dem Dr. Schulz anvertraut, in dessen Papieren man sie wieder fand, und von wo sie in das Manuskriptenkabinet der königlichen Bibliothek zu Paris gelangten.

Burnouf theilt seine Arbeit in drei Theile: der erste enthält vorläufige Bemerkungen über die Versuche seiner Vorgänger, und die Gründe, welche ihn bestimmten, die noch unbekannten Inschriften von Alwand statt derjenigen zu wählen, die seine Vorgänger schon zu entziffern bemüht gewesen waren. Der zweite Theil ist der Entzifferung der Inschrift des Darius gewidmet, und im dritten macht er mit wenigen Worten die Inschrift des Xerxes ab, welche von der seines Vaters nur in einigen Worten abweicht, und gibt dann eine Parallele seines Alphabets mit denen Grotefends und St. Martins. Das Werk schließt mit einem Anhang über zwei andere Inschriften, welche zu Murghab bei dem alten Pasargada und bei Tarku im heutigen europäischen Rußland gefunden wurden.

Burnouf hat die beiden genannten Inschriften völlig erklärt, und in der darauf folgenden Analyse der Alphabete nachgewiesen, daß auch die Erklärung der andern Denkmäler sehr möglich ist. Er entdeckte in einer von Niebuhr mitgetheilten Inschrift eine Aufzählung der dem Darius tributbaren Länder, woran früher niemand gedacht hatte. Diese Analyse enthält ferner philologische Bemerkungen von hohem Interesse. Das Resultat seiner Forschungen gibt 29 Buchstaben, wovon einer drei Varianten, und ein anderer Einen Varianten hat, was also im Ganzen 33 Zeichen für 29 Buchstaben gibt. Von diesen Zeichen fand Grotefend 12, St. Martin 3, und Rask 2, die übrigen hat Burnouf entziffert. Dieses Alphabet ist minder vollständig als das des Zend, es mangeln ihm vier Vokalzeichen é, ė, ẽ und ŏ, der Nasenton der Gutturalkonsonanten, die ganze Klasse der Kehlkonsonanten, das j (sh?), das th, und der zischende Zahnbuchstabe. Dagegen ist es viel ausgedehnter als das hebräische Alphabet, welches nur 22 Buchstaben hat. Die Lücken, welche man hier bemerkt, können zum Theil eine Folge

Digitized by Google

der geringen Zahl von Schriftüberresten seyn, vielleicht aber auch zum Theil mit der Natur des Alphabets selbst zusammenhängen.

Burnouf zieht nun aus Schrift und Inhalt *) der von ihm entzifferten Inschriften nachstehende Folgerungen: Die Schrift, welche auf den Denkmälern von Persepolis den ersten Rang einnimmt, enthält nicht alle Buchstaben, welche in jedem der analysirten Wörter etymologisch nothwendig sind. Dieß scheint zu beweisen, daß zwischen Schrift und Sprache der Keil-Inschriften ein Mißverhältniß besteht, denn der Dialekt, in welchem sie geschrieben sind, gehört dem indo-persischen Stamm an, in welchem die vollständige und regelmäßige Anzeige aller Vokale ein Bedürfniß der Sprache und ein Ergebniß der Schrift ist. Burnouf zieht daraus den von Andern nicht gebilligten Schluß, daß das Alphabet semitischen Ursprungs sey. Die Sprache der Inschriften, welche Burnouf entzifferte, ist nicht das Zend des Zoroaster, aber demselben sehr nahe verwandt, näher als dem Sanskrit; es hat seinen eigenen Charakter, und dieser Charakter ist der eines Dialekts, dessen grammatische Formen nach und nach verschwinden: es ist in einigen freilich noch sehr wenig zahlreichen Punkten der Anfang des heutigen Persischen. Burnouf schließt daraus, daß dieser Dialekt im 5ten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in Persien gesprochen wurde; da es nämlich nicht die gelehrte Sprache von Baktrien, sondern ein barbarisches Idiom ist, so muß es wohl die Volkssprache der Eroberer des Landes, nämlich der Perser, gewesen seyn. Darauf deutet auch die Ehrenstelle hin, welche es in den persepolitanischen Inschriften einnimmt, denn die beiden andern Schriftsysteme, welche man den Medern und Assyriern zuschreibt, nehmen nur den zweiten und dritten Rang ein. Burnouf bemerkt mit Recht, jetzt sey der Zweifel über die Authenticität der Zendsprache gehoben, und man müsse zugeben, daß es in irgend einem Theile Asiens lebende Sprache war, da sie im 5ten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung in Persien zu altern begann.

Der Inhalt der Inschriften beweist ferner authentisch, daß der Kult des Ormuzd zur Zeit von Darius und Xerxes der herrschende war; worauf die Denkmäler schon hingewiesen hatten, das stellen die Inschriften nun außer Zweifel.

*) Es ist darin Ormuzd angerufen, sonst hat die Inschrift keinen weitern historischen Werth.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Ueberblicken wir den Inhalt dessen, was in diesem Jahre über Afrika mitgetheilt wurde, so beschränkt er sich in seinen Ergebnissen auf sehr wenige Punkte. Am reichsten sind wie immer die Nordküste und die Südspitze bedacht, die Ost- und Westküste dagegen sehr mittelmäßig. Aegypten müssen wir wiederum zu den Ländern zählen, welche wir gewöhnlich unter dem Gesammtnamen des Orients oder der Levante begreifen, da es seiner ganzen jetzigen Richtung nach mehr Asien als Afrika angehört.

Was unter allen Afrika betreffenden Mittheilungen am meisten Raum einnimmt, ist an positivem Ergebniß gerade am ärmsten: wir meinen Campbells Briefe über Algier. Sie enthalten die ziemlich oberflächlichen Ansichten eines englischen Touristen, welche sich recht gut lesen lassen; wenn man sie aber gelesen hat, so ist das Resultat, welches man davon im Gedächtniß behält, am Ende ungemein gering. Von besserm Gehalt sind die Erinnerungen aus Algier, welche schon im vorigen Jahre begonnen worden: sie rühren von einem Manne her, welcher sich längere Zeit selbst in Algier aufhielt, überzeugt ist, daß Frankreich seine afrikanischen Besitzungen behalten und behaupten wird, übrigens seine Augen dem gewaltthätigen und unklugen Verfahren der Franzosen nicht verschloß. Die Vernichtung der Stämme El Offia und El Melina (s. Nr. 52—54) ist davon ein starkes Beispiel. Man hat viel hin und her geredet, was für ein System die Franzosen in Algier hätten befolgen sollen; wir wagen nicht darüber abzusprechen, glauben aber, daß man am klügsten gethan hätte, sich auf die Küstenstädte zu beschränken, und den Handel nach dem Innern zu beleben. Jedenfalls ist das jetzige System unendlich viel kostspieliger, und wird schwerlich große Vortheile ergeben; das Mißlingen der Unternehmung nach Constantine ist der Anfang einer Reihe von Unfällen, die sich nur mit viel Geld und Blut wieder gut machen lassen werden. Wohin der zündende Funken, der durch die Unternehmung der Franzosen in Nordafrika jetzt angeregt ist, noch führen wird, ist sehr ungewiß: Tunis steht auf schwachen Füßen; England scheint geneigt, dieß Land, wie es mit Tripoli der Fall war (s. den Artikel: Ausgang des Streits in Tripoli Nr. 58 ff.) den Türken in die Hände zu spielen, um sich früher oder später selbst dort festzusetzen. Daß England und Frankreich im Mittelmeere eine einander entgegengesetzte Politik verfolgen, scheint nach eben diesen Vorfällen in Tripoli kaum zweifelhaft.

Für die Kenntniß des innern Afrika's hat Frankreich noch nichts gethan, was auch unter den jetzigen Umständen nicht zu erwarten ist, doch soll der Zufall einen Franzosen tief ins Innere, wie es scheint, weit über den Atlas hinaus geführt haben (s. Nr. 220). Sind die Nachrichten, welche er bringt, wahr, so ist vielleicht noch mancher Aufschluß über die hinsichtlich der Verhältnisse zum innern Afrika so dunkle Geschichte Karthago's zu erwarten, indem sich im Innern viele uralte Ruinen mit nichtrömischen Inschriften finden sollen. Dem von der Erde fast gänzlich verschwundenen Karthago haben wir einige Blätter gewidmet (s. Nr. 122 ff.), und den neuesten an Ort und Stelle aufgenommenen Plan hinzugefügt. Welche Größe, welche Pracht herrschte einst hier, und wie spurlos ist Alles verschwunden; alle die zahllosen Städte längs dem afrikanischen Nordufer, besonders auch in Cyrenaica, sind dahin, und von den wenigsten, wie z. B. von Meroe (s. Nr. 245 ff.) weiß man auch nur noch mit Genauigkeit die Stelle anzugeben, wo sie gestanden. Einst war dieß Land so reich belebt: in Städten, wie Karthago und Meroe, mußte der innere Verkehr, seine Handelsstraßen, seine Stämme, genau bekannt seyn; jetzt muß man, wie so viele Reisende schon, und wie in neuerer Zeit auch

Davidson (s. Nr. 106) unter tausend Gefahren die Wüste durchwandern, um den wilden Stämmen die Kenntniß des Landes abzufragen.

Ganz Afrika bis zu den Gebirgen jenseits des Tschadsees scheint einst von Asien aus eine hohe Kultur erhalten zu haben: Meroe, Cyrenaica und Karthago waren die Hauptpunkte, von denen man ins Innere drang, aber Alles ist wieder verschwunden in der alten Nacht. Abyssinien, welches wie Aegypten durch Eroberung von Arabien her einer asiatischen Kultur geöffnet war, stößt das fremde Element immer mehr und mehr aus, denn kaum ein anderes Resultat läßt sich aus dem von Gobat entworfenen Gemälde (s. Nr. 169 ff.) der in Abyssinien herrschenden Verwirrung entnehmen. Vergleicht man diese Schilderung mit derjenigen, welche vor nur wenigen Jahrhunderten durch die Portugiesen von diesem Land gemacht wurden, so ist das Ergebniß unverkennbar, und gibt sich schon in dem Umstand kund, daß die semitische und somit asiatische Amhara-Sprache sinkt, und die afrikanische Tigre-Sprache wieder im Steigen ist.

Wenn im Osten eine unerfreuliche, nichts Gutes versprechende Verwirrung herrscht, so ist dagegen ein wunderliches, vielleicht viel versprechendes Treiben auf der Westküste rege. Hier wurden durch den lebhaften Sklavenhandel die Völker gewaltig auf- und durcheinander gerüttelt, jetzt bringt die allmähliche Aufhebung desselben kaum eine minder große Bewegung hervor. Die Bemühungen der Engländer können nicht ohne Erfolg bleiben; die Bevölkerung von Sierra Leone (s. Nr. 210 ff.) zeigt auf eine fast komische Weise das dortige Leben und Treiben. Unter der Menge grotesker Scenen blickt aber eine sehr ernste Thatsache hervor, nämlich das unausgesetzte Fortschreiten des Islam, welcher dort als asiatisches Civilisationsmittel wirkt und sich immer weiter gegen Südwesten verbreitet.

Von hier müssen wir überspringen auf die Südspitze dieses Welttheils, den einzigen Punkt, wo die europäische Race sich für die Dauer festgesetzt hat, und als gährendes Element unter den Völkern dieses Landstrichs wirkt. Das Verhältniß zu den Landeseingebornen haben wir schon im vorigen Jahre erwähnt, und brauchen kaum etwas hinzuzusetzen; doch können wir nicht unerwähnt lassen, daß die Missionäre in diesem Theile Afrika's eine äußerst lobenswerthe Rolle spielen, und bei weitem mehr als in der Südsee, deren schwache Bewohner sie eigentlich unterjochten, ein wahres Civilisationsmittel sind. Der Besuch bei Mosolekatzi (s. Nr. 160) zeigt, daß die Missionäre bei diesem gefürchteten Häuptling des Innern in hoher Achtung stehen. Diesen kräftigen Naturmenschen kommt der Gedanke nicht bei, daß die Missionäre eine ungebührliche Gewalt bei ihnen ausüben könnten; sie sind weit entfernt, diesen Missionären eine sonderliche Unterwürfigkeit zu zeigen, und somit bleiben diese schon selbst in den gebührenden Schranken, und sind, was sie seyn sollen und können, Beförderer eines bessern Zustandes der Dinge. Dieses Lob ertheilen ihnen alle, welche in Südafrika reisten. Schilderungen solcher Reisen haben wir in diesem Jahr nicht weniger als drei: Reise zu den Betschuanas, zum Theil mit Hrn. Smith gemacht (s. Nr. 153 ff.); Reise zu den Zulas (s. Nr. 201 ff.) und endlich den merkwürdigen Bericht Smiths über seine Reise zur Erforschung des Innern (s. Nr. 317 ff.). So einfach dieser Bericht ist, so gibt er doch zwei bedeutende Resultate: er schildert den Zustand der Stämme im Innern viel genauer, als dieß bis jetzt der Fall war, und er gibt über das Land vom Gariep nordwärts einen Aufschluß, welcher ein neues Problem in der vergleichenden Erdkunde bildet. Dieser Landstrich hat seit nur 50 Jahren sehr bedeutend an Wassermenge abgenommen, und wenn diese Abnahme in gleichem Maßstab auch nur noch ein halbes Jahrhundert fortgeht, so muß er größtentheils zur wasser- und somit auch zur menschenleeren Wüste werden. Welches Schicksal wird dann den eingebornen Stämmen bevorstehen? Vom Wassermangel gedrängt, muß sich einer auf den andern stürzen, und Vertilgungskriege, blutiger als bisher, werden die Folge seyn. Nur der Ostrand Südafrika's scheint von dieser Geißel verschont zu bleiben, und darum sehen wir auch die Kapkolonie sich fortwährend gegen Osten hin ausdehnen, wo sie immer wieder auf die Kaffern stößt, welche, kaum beschwichtigt, den neuesten Nachrichten zufolge abermals zur Nothwehr greifen. Die Veranlassung zu diesen Kämpfen (s. Nr. 110 ff.) bedarf kaum noch einer Erwähnung.

Wenn wir von Australien wenig hören, so mag dieß wohl als ein gutes Zeichen gelten, daß die dort begonnene Kolonisation im Ganzen gedeihlich fortschreitet, wovon auch die Bemühungen, Auswanderer nicht nur aus England, sondern auch aus Deutschland und Frankreich hinzuziehen (s. Nr. 360), zeugen mögen. An vorübergehenden Hindernissen im Fortgang der Kolonien stoßen sich die Engländer nicht, und die Vereinigung einzelner Weißen mit den Eingebornen gegen die Ansiedler möchte bei der Schwäche der erstern kaum bedeutende Folgen haben. Merkwürdig ist, was mehrere Beobachter (s. das Klima von Vandiemensland Nr. 112 und Bemerkungen über Botany-Bay nach Pilorgerie Nr. 204) über die australischen Kreolen sagen. Daß diese sich insgemein höher dünken, als ihre Väter, darf nicht verwundern: es scheint dieß eine gemeinsame Eigenschaft auch der amerikanischen Kreolen zu seyn. Ein auffallender Umstand, welcher die Ansicht, daß Botany-Bay mit der Zeit noch zu einem Seeräubernest werden könne, zu bestätigen scheint, ist die Abneigung dieser Kreolen gegen den Landbau und ihre Vorliebe für das Seeleben. So lange freilich England mit mächtiger Hand die dortigen Kolonien schützt und behauptet, ist wohl ein solches Ergebniß nicht zu fürchten. Mit den Entdeckungsreisen im Innern (s. Mitchells Reise Nr. 87 und 130) scheint es noch keinen rechten Fortgang gewinnen zu wollen, indeß sind auch in dieser Beziehung die Engländer nicht der Art, sich leicht durch mißlungene Versuche abschrecken zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer von Mexico.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 28sten November las Kapitän Vetch ein Memoire über diesen Gegenstand vor, aus welchem wir, bis der Gesammtaufsatz in unsere Hände kommt, nur nachfolgende Stelle entheben. „Es ist wichtig, einen Unterschied

zu machen zwischen den ältern Denkmälern und denen, welche in oder um Mexico in der Zeit zwischen seiner Erbauung im Jahre 1525 und seiner Zerstörung durch Cortez im Jahre 1521 vernichtet wurden. Zwischen den ältern und neuern Pyramiden ist hinsichtlich der Größe ein bedeutender Unterschied; die erstern sind weit größer, und wir müssen daraus schließen, daß diese ältern Völker einen weit höhern Grad von Macht und Kultur erreicht hatten, als die Azteken. In geographischer Hinsicht finden sich die alten Denkmäler von dem Isthmus von Darien an bis Chihuahua, eine Strecke von 1200 englischen Meilen, und Eine Sprache muß in derselben Ausdehnung geherrscht haben oder wenigstens verstanden worden seyn. Im Staate Yucatan sind die Pyramiden und andere Denkmäler zahlreich; im Staate Oaxaca sind die bekannten Ruinen von Mitla und andere. Bei Zacatecas sind Ruinen, welche von den Spaniern Los Edificios genannt werden. Im Staate Chihuahua sind die Casas Grandes, und bei Maconi und dem Flusse Panuco finden sich Ruinen zweier Städte; wahrscheinlich sind noch viele andere gar nicht entdeckt, und das Feld der Forschung liegt noch weit offen.

Chronik der Reisen.

Aus der kürzlich erschienenen Karl Ritters naturhistorischen Reise nach Hayti.

(Fortsetzung.)

„Die Kapstadt, vormals Kap Français, heutzutage Kap Haytien genannt, ist von einer Bevölkerung von 60,000 Menschen, welche sie vor der französischen Revolution zählte, auf etwa 8000 herabgesunken, unter denen man höchstens 100 Weiße annehmen kann. Die Stadt liegt dicht am Ufer, und in ihrem Hintergrunde erhebt sich amphitheatralisch das steinige und ziemlich steile Kapgebirge. Sie ist von allen Seiten offen, und hat eigentlich nur eine Hauptbarriere am westlichen Ende, wo sie mit dem Innern der Insel in Verbindung steht. Von der See aus war die Stadt ehemals durch eine bedeutende Batterie gedeckt, die aber bereits ganz in Verfall gerathen ist. Die Stadt ist regelmäßig gebaut und bildet ein Viereck, welches 600 Toisen in der Länge und 400 in der Breite hält. Sie zählt 14 Gassen von Osten nach Westen und 19 von Norden nach Süden. Ehemals zählte die Stadt ungefähr 900 Häuser, wovon über 500 von Stein und ein Stockwerk hoch, die übrigen nur Erdgeschosse waren. Jetzt aber, wo der größere Theil der Stadt aus hölzernen Häusern besteht, sind nicht 150 steinerne mehr zu finden. Zuweilen sieht man solche Hütten zwischen den offenen Mauern eines frühern Prachtgebäudes errichtet.

„Die Mauern bestehen größtentheils aus Madreporen, die vermöge ihrer festen beinartigen Beschaffenheit sich zu Gebäuden vorzüglich eignen. Zwischen zwei Fenstern führt fast in jedem Hause eine Thüre auf einen Balkon, der mit einer starken Leinwand gegen die heftigen Sonnenstrahlen geschützt und an den schönen Abendstunden der trocknen Jahreszeit Lieblingsaufenthalt der schwarzen Frauen ist. — Merkwürdigkeiten hat die Stadt außer der Kirche, der Place d'armes, dem Palast Christophs, dem Arsenal, der Kaserne, dem Hospital und zwei kleinen Theatern keine aufzuweisen."

In den nächsten Kapiteln gibt der Verfasser eine gedrängte Geschichte von Hayti seit der Entdeckung durch Columbus bis zum Jahre 1820. Da er sein Werk erst zu Ende des Jahres 1836 bekannt macht, so wäre die Fortsetzung der Geschichte von Hayti bis auf unsere Zeit wünschenswerth gewesen.

Nach den neuesten Nachrichten aus Port-au-Prince rechnet man die Bevölkerung von Hayti seit der Vereinigung mit dem spanischen Antheile zu 700,000 Seelen. Ueberraschend ist dem ankommenden Europäer der Kontrast der mannichfaltigen Nüancen der Menschenfarben. Die Verbindung mit Karaiben gibt dieselben Resultate, wie mit den Mulatten, welchen sie an Farbe gleichen, ausgenommen, daß ihre Haare in der Verbindung mit dem Neger weniger lockig und in Verbindung mit Weißen weit länger und straffer sind. — Die Neger und farbigen Leute sind von schönem, schlankem Wuchse, doch schwächlicher sind letztere, je mehr sie sich der weißen Farbe nähern. — Die Physiognomie der Schwarzen oder afrikanischen Neger ist bekannt; die der Mulatten ist ein Gemisch, jedoch schon regelmäßig gebildet, und kommt der unsrigen näher. Ihr Haar ist dunkelbraun und lang, ihr Auge schmachtend, ihre Farbe nicht empfehlend. Viel lebhafter ist das Auge der kastanienbraunen Menschen, und immer feuriger wird der Blick, je mehr sich der Teint schwärzt. Weiße unterschied man ehedem auf Hayti zwei Klassen: Europäer und Kolonisten. Unter den dortigen Weißen, wo einer den andern zu übervortheilen sucht, besteht nichts weniger als Harmonie; sie sind aus vielerlei Nationen zusammengesetzt, und jeder lebt nach seiner eigenen Art. Der größte Theil der dortigen Kaufleute besteht aus Nordamerikanern und Engländern. Die Sitte der letztern ist daher die allgemeinste. Der größte Theil der weißen Kaufleute, wenn sie dort ankommen, um sich auf einige Zeit zu etabliren, gesellt sich zu den farbigen Schönen, und lebt mit ihnen auf vertraulichem Fuße. Geht der Fremde dann nach Europa zurück, so beschenkt er seine Geliebte, und sie fängt damit einen kleinen Handel an, und sieht sich nach einem andern Protektor um. Obgleich die farbigen Mädchen wissen, daß ihnen die Weißen niemals treu bleiben, so geben sie diesen doch immer den Vorzug vor ihren Landsleuten, weil gewöhnlich ein weißer Kaufmann sie anständiger erhalten kann. Wird solch ein Weißer krank, dann ist die Anhänglichkeit dieser Wesen bewundernswerth: er kann auf ihre Pflege mit Sicherheit rechnen. Tag und Nacht verläßt sie keinen Augenblick das Krankenbett, und es ist gewiß, daß mancher Weiße nur ihrer Sorgfalt sein Leben verdankt.

Ueber Sitten und Gebräuche theilt Herr Ritter Folgendes mit: Während das gemeine Volk noch viele alte Sitten und eine gute Portion Rohheit beibehalten hat, herrscht unter den gebildeten Haytiern der gefällige französische Gesellschaftston. Ich habe Neger kennen gelernt, die mit einem edlen, würdevollen Anstand die verbindlichste Feinheit im Umgange vereinigte; bei der Fruchtbarkeit ihrer Einbildungskraft haben sie nicht nur überhaupt eine geläufige Zunge und eine gewisse Anlage zum Improvisiren, sondern es gibt Redner unter ihnen, von denen man glauben sollte, sie hätten mehr als eine Schule durchgemacht. Doch ist das gesellige Leben erst im Entstehen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 93** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Gedichte von Schelley. — Gedichte von Jean Reboul. (Fortsetzung.) — Die Geschichte von Rimini. Von Leigh Hunt. Vierter Gesang. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. **363.**

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 December 1836.

Die Provinz Achalzik.

In alter Zeit bildete die Provinz Achalzik einen Theil der armenischen Provinz Daikch, eine der 15 Provinzen, in welche der armenische König Wagarschak im 2ten Jahrhundert n. Ch. sein Königreich theilte. Diese Benennung bedeutet das Land der Dale, eines nomadischen Volkes, welches zur Zeit Alexanders des Großen einen großen Theil von Achalzik, Grusien, Abchasien und Mingrelien einnahm. Bei dem Untergang des armenischen Königreichs dehnten die griechischen Kaiser ihren Einfluß auch auf dieses Land aus, konnten indeß ihre Herrschaft hier nie recht befestigen, weil die armenischen Fürsten aus der mamigoneanischen Familie, welche darin ausgedehnte Erbgüter besaß, ihnen die größten Hindernisse in den Weg legten. Die georgischen Könige, welche am Ende des 11ten Jahrhunderts zu großer Macht gelangten, brachten die Provinz unter ihre Abhängigkeit, und nannten sie anfangs Semo-Kartli, d. h. Ober-Kartalinien. Als Georgien theils durch innere Uneinigkeit, theils durch Einbrüche von Persern und Türken sank, riß sich Achalzik von demselben los und wählte eigene Fürsten, welche genöthigt waren, zu ihrer Vertheidigung lesghier und andere Bergstämme in Sold zu nehmen. Diese Miethvölker, zufrieden mit der Erlaubniß, ungehindert die benachbarten Provinzen zu plündern, und gelockt durch den Reichthum des Landes, blieben für immer darin, und vermehrten sich fortwährend durch neue Zuzüge. Alle Wagehälse des Kaukasus, welche hier Schutz gegen Blutrache und alle sonstige Vortheile fanden, kamen in Haufen herbei, und bildeten endlich einen für alle umliegenden Völker furchtbaren Kriegerstamm, welcher sich unaufhörlich nach allen Seiten hin in Raubzügen zerstreute, die ihren Weg durch die furchtbarsten Grausamkeiten bezeichneten. Georgien litt am meisten durch ihre Einfälle. Im J. 1580 nahm Menu-Scheher, ein Sohn Garechs, der Beherrscher von Achalzik, nach einer durch die Türken unter Amurat erlittenen Niederlage den Islam an, nannte sich Atta Bey, und erhielt die Würde eines Pascha's von Achalzik. Er schlug seinen Wohnsitz in dem Städtchen Olti auf, wo noch jetzt ein prächtiges Denkmal besteht, das ihm von den Türken errichtet wurde; seine Nachfolger aber verlegten ihren Wohnsitz nach dem kurz zuvor erbauten Achalzik, welches im Georgischen *) neue Festung bedeutet, und vergrößerte und befestigte dasselbe. In der Folge kam es eine Zeit lang in den Besitz der Perser, aber unter Amurat IV wurde es von dem Pascha Hassan nach einer 23tägigen Belagerung wieder genommen. Hassan wurde Pascha, und vererbte diese Würde auf seine Nachkommen. Im Besitze von Achalzik suchte die Pforte auf alle mögliche Weise die unruhigen Köpfe des Kaukasus an sich zu ziehen, gab ihnen Vorrechte, und befreite sie von Abgaben, um dadurch immer an der Gränze seiner kleinasiatischen Besitzungen einen Anhalt zu haben. Die unruhigen Bewohner der Provinz gingen auf die Ansicht der Pforte ein, so oft sie diese nützlich fanden, kümmerten sich jedoch wenig um ihre Befehle, so bald dieß nicht der Fall war. Sultan Achmed III, aufgebracht über die Unbotmäßigkeit der Bewohner dieses Paschaliks, sandte den bekannten Pehlewan Pascha mit 25,000 Mann auserlesener Truppen gegen sie, aber die vollständige Niederlage derselben zeigte ihm, daß gegen diese Provinz seine Macht nichts vermöge.

Nach dieser Erfahrung begnügten sich die türkischen Sultane mit dem freiwilligen Gehorsam der tapfern Bewohner der Provinz, gestatteten ihnen vollkommene Unabhängigkeit in der Verwaltung, und jeder Verbrecher, welcher zu ihnen floh, wurde für das Schwert des Gesetzes unerreichbar; die Einwohner zahlten keine Abgaben an den Staat, und nur unbedeutende Prozente für die eingeführten Luxusbedürfnisse; sie unterwarfen sich denjenigen Paschas, die ihnen gefielen und schickten die andern ohne weiteres zurück. Der Divan duldete dieß, weil er es nicht hindern konnte, begnügte sich, aus der Provinz gute Truppen zu ziehen, kümmerte sich aber um diese Gränze gar nicht, und schickte nur von Achalzik aus häufig fanatische Glaubensprediger in den Kaukasus, um die dortigen Völker gegen Rußland aufzuregen. Ein Beweis für die Unabhängigkeit Achalziks liegt auch darin, daß der jetzige Sultan den Ferman zur Ver-

*) Die Hauptsprache des Landes ist das Georgische, doch wird auch ein verdorbenes Armenisch und Tatarisch gesprochen, und die darin angesiedelten Kurden sprechen ihre eigene kurdische Sprache.

Google

nichtung der Janitscharen dort nicht publiziren ließ, weßhalb diese auch daselbst in vollkommener Freiheit lebten.

Am 15ten August 1828 wurde die Festung troß der verzweifelten Tapferkeit der Besatzung und der Mitwirkung eines türkischen Korps erstürmt, und im Vertrag von Adrianopel der ganze nordwestliche Theil des Paschaliks, welcher an Imeretien und Kartalinien stößt, und aus zehn Sandschaks besteht, mit Einschluß der Hauptveste Achalzik und der kleinern Vesten Azchur, Achalkalak und Chertwis mit Rußland vereinigt, die übrigen zehn Sandschaks blieben unter der Herrschaft der Pforte. Die Bezwingung dieser Veste und die Ansiedlung von Armeniern aus Erzerum darin ist eine wichtige Gewähr für die künftige Beruhigung des Kaukasus.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Asien zerfällt für uns in fünf Hauptheile, China, Indien, Persien, Vorderasien und Sibirien. Aus dem ersten Punkt dringt fast nur durch die Engländer und hie und da durch die Russen eine Kunde zu uns; die Chinesen selbst verschließen sich so viel als möglich jedem fremden Einfluß, und namentlich scheint eine mißtrauische Beobachtung der Engländer bei ihnen zur Staatsmaxime geworden zu seyn; man vergleiche nur den Artikel über die chinesische Tatarei (s. Nr. 266). Sie waren nicht immer so: nach dem freilich ziemlich einseitigen Artikel über den Verkehr Europa's mit China (s. Nr. 297 ff.) war die chinesische Regierung früher ziemlich liberal, allein die Festsetzung der Mandschu-Dynastie fiel gerade in die Periode der stürmischen Eroberungs- und Kolonisationslust der Europäer, und so bildete sich dieser Grundsatz der Abschließung immer entschiedener aus. *) Vielleicht liegt hierin auch der Grund, weßhalb sich die chinesische Regierung um die zahlreichen im indischen Archipel angesiedelten Kolonien von Chinesen gar nicht kümmert. Bis jetzt sind alle Versuche gescheitert, die chinesische Regierung zu einem Nachlaß in ihrem strengen System zu bewegen. Der Einfluß der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China (s. Nr. 178) ist so gut wie Null, alle Bemühungen, einen Handelsverkehr mit andern Plätzen als Canton anzuknüpfen, waren vergeblich (s. Missionsreise an die Ostküsten von China Nr. 160 ff.) und die sonst so tolerante Regierung stößt die christliche Religion oder wenigstens die europäischen Priester von sich (s. Nr. 135). Ueber den innern Zustand erhalten wir so gut wie gar keinen Aufschluß; daß bei einem so streng durchgeführten Beamtenregiment eine große Willkürlichkeit und Bestechlichkeit herrschen muß (s. Nr. 135), ließe sich allenfalls auch ohne diese Nachricht errathen.

Aus dem noch unkultivirten Hinter-Indien sind die Nachrichten nur sehr vereinzelt und verworren; die einzige einigermaßen bedeutende Mittheilung darüber besteht in der Autobiographie eines Birmanen, welche uns ein Bild des dortigen ziemlich rohen Treibens gibt. Doch fehlen augenscheinlich die Mittel zur weiteren Fortbildung nicht, und wenn die Europäer nicht auch hier theils durch übertriebenen Bekehrungseifer, theils durch politische Einmischung den natürlichen Gang der Dinge hemmen, so kann sich vielleicht dort ein kräftiges Reich gestalten.

Aus Indien strömen fortwährend Nachrichten in Fülle zu, doch ist es ein ziemlich buntes Gewirre: einerseits will man Anzeichen haben, daß sich allmählich eine allgemeine der fremden Herrschaft feindselige Gesinnung kund gebe (s. den Artikel über die gegenwärtige Lage Indiens Nr. 72), andererseits aber, wenn man nur das Benehmen der Häuptlinge von Bundelkund vergleicht (s. Nr. 356 ff.), scheint es nicht wahrscheinlich, daß aus den jetzigen höhern Klassen sich eine Reaktion gegen die englische Herrschaft entwickle. Der großartige Plan von Hastings und Wellesley, durch gleichmäßige Beförderung einheimischer indischer Gelehrsamkeit und europäischen Wissens beide Nationen einander zu nähern, und die Indier zu heben, ohne sie zu entnationalisiren, dafür haben die neuern Gewalthaber keinen Sinn (s. den Artikel über die gelehrten Schulen Indiens Nr. 39 ff.), und Lord Bentink, sey es Schwäche, sey es Unverstand, willigte in den vandalischen Plan, den einheimischen gelehrten Schulen alle öffentliche Unterstützung zu entziehen, was nicht seine einzige Sünde ist. Die Herrschaft eines so gebildeten Volkes, wie die Engländer, fordert die Verständigern unter den Eingebornen, eben weil sie die geistige Ueberlegenheit ihrer Herrscher am meisten fühlen, ganz natürlich auf, ihre Kenntnisse möglichst zu vermehren, und gerade diesen Theil des Volks stößt man unversöhnlich vor den Kopf. Für ihre Herrschaft haben freilich die Engländer deßhalb noch nichts zu fürchten, aber sie berauben sich dadurch mehr und mehr der moralischen Grundlagen derselben. Materielle Vortheile sind es allein, worauf gegenwärtig das Streben gerichtet ist. Nachdem man eine große Klasse des Volks durch die Einfuhr der indischen Baumwollenwaaren ihres Lebensunterhalts beraubt (s. die indische Baumwollenfabrikation Nr. 19) und die Armuth der niedern Volksklasse ungemein gesteigert hatte, sucht man den ökonomischen Verhältnissen des Landes auf andere Weise, freilich in sehr selbstsüchtiger Absicht, aufzuhelfen. Auf der einen Seite gibt die Auffindung der Theepflanze in Assam (s. Nr. 310) Veranlassung, dieses Land, welches erst seit wenigen Jahren in den Besitz der Engländer gekommen ist (s. die Engländer in Assam Nr. 97), wieder zur Blüthe zu bringen, nachdem es seit Jahrhunderten durch die Einbrüche roher Bergvölker von seiner alten Kulturstufe (s. alte Tempel in Assam Nr. 27 ff.) herabgesunken war; auf der andern Seite sucht man durch Einführung des Zuckerrohrs aus Otaheiti und bessere Gattungen von Baumwolle die Ausfuhr zu vermehren, und den gesunkenen Wohlstand wieder zu erhöhen.

Eine große Sorge der ostindischen Regierung ist der Zustand des Heeres (s. die Artikel: Lage der Sipahis Nr. 16; die Organisation der ostindischen Armee Nr. 52 ff.; Aussichten der Engländer in Indien Nr. 131 ff.), in welchem schon seit einiger Zeit Unzufriedenheit sowohl unter den englischen Offizieren

*) Das Benehmen gegen die Guebern zu Canton (s. Nr. 224) zeigt indeß, daß sie auf Leute, welche wirklich nichts als Handel treiben wollen, manche Rücksicht nimmt.

als unter den eingebornen Soldaten gährt. Die ersteren scheint man durch neuere Anordnung der Pensionen so ziemlich beschwichtigt zu haben; in Betreff der letztern aber that Lord Bentink den höchst unklugen Schritt, die Körperstrafen unter ihnen, nicht aber auch bei den europäischen Truppen abzuschaffen, und er that diesen Schritt gegen den einstimmigen Rath aller höhern Civil- und Militärbeamten. Hätte die ostindische Regierung gegenwärtig wie früher zahlreiche Kriege zu führen, so würde sich der Uebelstand leicht ausgleichen, was aber dieser und andere unkluge Schritte in der Ruhe der Garnisonen für Folgen haben werden, steht dahin; Lord Bentink hat das Heer unmäßig vermindert, und würde dasselbe ohne Abmahnung höherer Behörden noch mehr vermindert haben, auch verfolgte er den unklugen Plan, die kleinern Garnisonen aufzuheben, und das Heer nur in größern Abtheilungen in Standlagern zu halten. Jedoch wurde dieser Plan wahrscheinlich gleichfalls in Folge höherer Befehle aufgegeben (s. Nr. 19), weil er den doppelten Nachtheil hatte, durch die Vereinigung großer Massen allenfallsigen geheimen Mentereien Vorschub zu thun, und andrerseits im Falle von Unruhen wegen der Entlegenheit der Garnisonen nicht gleich zur Unterdrückung bei der Hand zu seyn. Krieg ist jetzt auf keiner Seite hin zu erwarten, da die Obermacht der Engländer gegen Osten und Westen so gesichert ist, daß die Unruhen, welche von der letztern Seite her drohen, sie wenig kümmern. Dort stehen sich Sikhs und Afghanen in erbittertem, durch Religionsverschiedenheit genährtem Hasse fortwährend gegenüber; die Sikhs halten Peschawer besetzt, aber können nicht in die Gebirge eindringen, während der Barekzi-Häuptling Dost Muhammed, welcher sich zum König von Kabul aufgeworfen hat, bis jetzt noch bei jedem Versuche, die Sikhs aus Peschawer zu vertreiben und über den Indus zu jagen, gleichfalls gescheitert ist.

Indeß scheint von dorther eine neue Verwicklung bevor zu stehen: der junge König von Persien, dessen Zug nach Teheran nebst der Niederlage des ersten Kronprätendenten wir gemeldet haben (s. Nr. 3 ff.), scheint den Plan seines Vaters Abbas Mirza wieder aufgenommen zu haben, Herat zu unterwerfen und den Turkomanen Khorasan, das sie stets mit ihren Einfällen heimsuchten, und dessen Hauptstadt Mesched sie erobert hatten, für immer zu entreißen. Gesandte Dost Muhammeds sind ihm entgegen gegangen, um ihn einzuladen, nach der Einnahme Herats durch Afghanistan gegen Randschit Sing zu ziehen. Willigt er ein, und wohl könnte ihm beikommen, in die Fußtapfen Nadir Schahs treten zu wollen, so fragt es sich, bleibt Randschit Sing, dessen Tod nicht mehr fern seyn kann, bis dahin noch am Leben oder nicht; im letztern Fall sind Unordnungen in seinem Reiche gewiß (s. Nr. 55), und Perser und Afghanen könnten leicht nicht nur bis an den Indus, sondern bis an den Setledsch gelangen, und eine Einmischung der ostindischen Regierung wäre dann unvermeidlich. Wahrscheinlich ist jedoch ein Zug der Perser durch die Gebirge von Afghanistan über ihre Kräfte, und sie werden sich begnügen, die Obermacht Persiens in Khorasan wieder befestigt zu haben.

Westwärts entwickelt Persien gegenwärtig gar keine Thätigkeit; hier hält Rußlands Einfluß Alles in Schranken, und die einzige bedeutende Nachricht, welche über Vorderasien zu uns drang, sind angebliche große Siege der Pforte gegen die Kurden. Erwägt man indeß die Verhältnisse dieses Landes, wie ein erfahrener Beobachter sie geschildert (siehe den Artikel Kurdistan Nr. 122 ff.), so ist an große Erfolge nicht leicht zu glauben. Ueber Syrien und Arabien haben wir ebenfalls im Vergleich mit frühern Jahren wenig mitgetheilt, doch ist Skinners Reise (s. Nr. 336 ff.) und ein Schreiben aus Mocha (s. Nr. 311), so wie eine Nachricht über die Euphratexpedition (s. Nr. 550) interessant; auch aus dem Brief aus Mocha, so wenig sich der Verfasser auf politische Nachrichten einläßt, geht hervor, daß die Stellung der Aegyptier immer prekär ist. Ueber die Macht Aegyptens, seine innere Verwaltung und seinen Zustand überhaupt gibt das Werk von Cadalvene wichtige Aufschlüsse (s. Nr. 169 ff.) Ob die Nachrichten, daß Mehemed Ali mit seinen Hülfsmitteln zu Ende sey, so ganz richtig sind, möchte man darnach sehr bezweifeln. — Aus dem türkischen Asien ist die Reise von Texier (s. Nr. 92 ff.) das Merkwürdigste, was wir zu berichten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bruchas in Portugal.

(Aus dem neu erschienenen Werk: Portugal and Galicia.)

Als wir uns Ponte de Lima näherten, verirrte ich mich mit meinem portugiesischen Bedienten völlig, und bald kamen wir in einen Paß, der so eng war, daß zwei Reiter nicht neben einander fortreiten konnten: die Felsen stiegen auf beiden Seiten so hoch empor, und die Zweige über uns bildeten einen so dichten Baldachin, daß die Mündung dieses Passes dem Eingang einer unterirdischen Höhle glich, und als ich weiter ritt, wurde endlich die Dunkelheit vollständig. Das Weitergehen war keineswegs sicher, da der Boden mit großen Steinen bedeckt und überall Wasserpfähle in Menge vorhanden waren. Als wir endlich aus diesem düstern Engpaß heraus waren, fanden wir uns wieder mitten im dichten Walde, wo alle Spur von einem Wege verschwunden war, und ich machte mich bereit, mein Nachtlager im Walde aufzuschlagen, als mein Diener Antonio in der Ferne ein Licht entdeckte. Ich ging darauf los, aber nur widerstrebend folgte er mir, denn ein Licht, das man spät Abends im dunkeln Walde oder auf dem einsamen Meer erblickt, wird von den Bewohnern dieser wilden Distrikte mit abergläubischer Furcht betrachtet, da man glaubt, es sey von Hexen angezündet, die unter dem Namen Bruchas bekannt sind, mit dem Urheber alles Bösen einen Verkehr unterhalten, und an irgend einem öden Orte um Mitternacht mit ihm zusammenkommen. Da ihre Wohnungen oft von diesen abscheulichen Versammlungsorten entfernt sind, so erhalten sie die Gewalt, sich dahin zu begeben, durch die abscheulichsten Mittel, indem sie sich mit einer größtentheils aus Kinderblut bestehenden Salbe einreiben, und die mächtigen Zauberworte sprechen: Por cima de vallado por baixo de telhado (über Zäune und unter den Dächern durch). Man glaubt, jeder Verstoß in der genauen Aussprache der Worte sey eine Quelle großer Gefahren. Ein Mann, der, ohne es zu wissen, eine Brucha geheurathet hatte, soll gesehen haben, wie sie in der Meinung, er schlafe, das Brautbett um Mitternacht verließ, ihre geheimen Mittel

anwandte, dann die Zauberworte aussprach und das Kamin hinausflog. Von einer seltsamen Anwandlung getrieben, versuchte er ihrem Beispiel zu folgen, versetzte aber die magischen Worte, wurde gegen die Dächer der Häuser geschleudert und am folgenden Morgen verstümmelt und sterbend gefunden. — Wenn die Schwesterschaft beisammen ist, erscheint der Teufel in Gestalt eines ungeheuren Ziegenbocks, und empfängt die erniedrigendsten Beweise von Verehrung, worauf diese Weiber, deren Aussehen als äußerst zurückstoßend geschildert wird, in schöne Mädchen umgewandelt werden, von denen der Fürst der Dunkelheit die schönste auswählt. Hierauf folgt ein wildes Zechgelag, und dann beginnt das eigentliche Geschäft der Nacht, indem der Erzfeind ihnen aufträgt, gewisse Menschen zu versuchen, und sie unterrichtet, wie sie ihre Opfer am besten mit Leib und Seele verderben können. Die Versammlung geht aus einander, ehe der Tag anbricht, aber wehe dem Wanderer, der den schrecklichen Bruchas auf dem Rückweg nach ihren Wohnungen begegnet, denn indem sie falsche Lichter anzünden, locken sie ihn von seinem Pfade weg in drohende Gefahr, wo sie ihn dann in völliger Dunkelheit verlassen und durch ihr lautes und teuflisches Gelächter entsetzen.

Chronik der Reisen.

Aus der kürzlich erschienenen Karl Ritters naturhistorischen Reise nach Hayti.

(Fortsetzung.)

Unter Christoph war alle Sommerabende großer Hof, auch wurden zur Karnevalszeit einige Hofbälle gehalten. Außerdem bestand die Unterhaltung der Männer im Reiten, die der Damen im Sitzen vor der Thüre oder auf dem überdeckten Balkon. Hie und da ließen sich die Töne einer Guitarre oder einer weiblichen Stimme vernehmen. Im Kaffeehause sah man zu Christophs Zeiten keine Eingebornen; doch desto häufiger wurden diese Orte besucht, als Boyer mit seiner Armee im Kap einrückte. Unter Christoph herrschte eine gewisse steife Etikette und Haltung unter dem schwarzen Adel, der sich von den übrigen Bewohnern scharf absonderte. Dessen ungeachtet stand der Weiße früher, so wie auch noch jetzt, in großem Ansehen, welches sich jedoch nach dem Grade seiner Vermögensumstände richtet. Auf besonders schöne Einrichtung der Zimmer hält der schwarze Adel nicht. Ihre Betten sind beinahe die einzigen eleganten Möbel, welche man bei ihnen findet. — Gastmäler werden mehr unter den dort lebenden Weißen, als unter den Eingebornen gegeben. Auf der Tafel eines Schwarzen von Rang ist der Wein oft nur schlecht, und manchmal kein Roggenbrod, sondern bloßes Cassavi-Brod (Negerbrod) zu finden. Auch besteht keine regelmäßige Einrichtung und Ordnung bei den Mahlzeiten. — Wagen sind nur bei außerordentlichen Gelegenheiten üblich; deßwegen sah man nicht selten einen hohen Minister mit Schuhen und seidenen Strümpfen zu Fuß nach Hofe gehen, und höchstens trabte ein schmutziger Neger hinter ihm drein. Reiche Frauen lassen sich, wenn sie in die Kirche gehen, durch ihr schwarzes Dienstmädchen einen Stuhl nachtragen, der nach beendigtem Gottesdienste wieder nach Hause gebracht wird. Das gemeine Volk wohnt dem Gottesdienste auf dem Fußboden sitzend bei. — Vielweiberei ist im Geheimen üblich. Auffallend ist bei den Höhern der Luxus und die schreiende Pracht der Kleidung; so ist z. B. die Wäsche bei den Männern und Frauen von der feinsten Leinwand oder von Musselin, der mit reicher Stickerei verziert ist; auf Stickereien halten die Haytier überhaupt so viel, daß sie trotz aller Arbeitsscheue selbst welche verfertigen. Die Männer trugen zu Christophs Zeiten Uniformen, weil keiner vom Militärdienste ausgeschlossen war. Erst nach Christophs Tode, als man sah, wie Boyers Offiziere sich außer Dienst bequemerer Kleidung bedienten, fing man an die Civiltracht vorzuziehen. Das Tuch um den Kopf vermißt man bei keinem Stande, weil man dadurch Krankheiten vorzubeugen sucht. Frauen und Mädchen zeichnen sich durch Pracht und Aufwand im Anzuge besonders aus. Ihr Kopfputz besteht aus reichen, zierlich gewundenen Tüchern. Ihre Leibeskleidung aus den kostbarsten englischen Stoffen. Bei festlichen Gelegenheiten rauschen sie in Seidenkleidern einher; doch immer wählen sie grelle und auffallende Farben. Alle Finger sind mit Ringen besteckt, und Hals und Ohren mit goldenem Geschmeide behängt. Ihre Strümpfe sind von der allerfeinsten französischen durchlöcherten Gattung. Auf seidenen Schuhen von feinem gefärbtem Leder gewahrt man noch kleine Goldflitter, wie sie ehemals bei uns üblich waren. Häufig gehen sie jedoch auch barfuß in niedergetretenen Schuhen. Die höhere Klasse hält sich sehr reinlich und wechselt der drückenden Hitze wegen dreimal des Tages die Wäsche. Gehen die Damen auf die Promenade, so bedecken sie den Kopf mit einem sehr breiten weißen oder schwarzen Filzhute, von dem ein Paar große Quasten über die Schultern herabhängen. Ihr Gang ist langsam und abgemessen; mit der einen Hand tragen sie das Schleppkleid, mit der andern einen Sonnenschirm. Im Reiten sind sie sehr geübt. Auf Reisen tragen sie gestreifte Männerhosen, und sitzen eben so wie die Männer zu Pferde. Viele Frauen, zumal unter den Farbigen, sind musikalisch. Die Guitarre ist ihr Lieblingsinstrument, wozu sie oft recht angenehm singen. Sie besitzen außer französischen Liedern, die ihnen noch von früherer Zeit im Gedächtniß geblieben sind, auch eigene Kompositionen.

Der gemeine Neger ist träge, und kann nur durch Strenge zur Arbeit gebracht werden; ist diese vollendet, so legt er sich unter den nächsten Baum, raucht seine Cigarre und schläft dann ruhig. — Man sieht nicht selten zwei Neger auf einem Pferde sitzen, und ein dritter hält sich am Schweife, um leichter mit fortzukommen. Der gemeine Neger hat sehr wenig Bedürfnisse. Bei einem Stück Cassavi-Brode mit gekochtem Salzfische, bei einem Trunk Wasser mit ein wenig Rum gemischt, und einigen Orangen oder andern Früchten, die er allenthalben findet, ist er zufrieden gestellt, singt sich Eins und geht dann schlafen, ungefähr wie in Neapel die Lazzaronis.

Das Hausgeräthe entspricht dem Hause: es ist schlecht mit Ausnahme des Bettes. In der Hütte des gemeinen Negers findet man einen kleinen eisernen Kessel; in diesem kocht er bald Salzfische, bald Bananenfrüchte oder sein Gombo-Gericht. Gewöhnlich wird bei schönem Wetter vor der Hütte, bei schlechtem in derselben das Feuer zwischen zwei Steinen angemacht. Das Wasser wird in großen irdenen Krügen aufbewahrt; als Trinkgeschirre gebraucht man ausgehöhlte Früchte. Eine Negerhütte hat ungefähr zwölf in die Erde gerammelte Holzstämme, die, durch Querbalken befestigt, in einer Höhe von acht Fuß ein aus Palmblättern bestehendes Dach tragen. Die Seitenwände sind aus allerhand Holzgeflechte, zuweilen auch noch mit Lehm beworfen. Im Innern trifft man zwei bis drei Abtheilungen, wovon eine für die Schlafstätte, eine zur Aufbewahrung von allerhand Früchten und andern Bedürfnissen, die mittlere aber für den Aufenthalt der Familie und zu häuslichen Verrichtungen bestimmt ist. Die Weiber bestellen die Hauswirthschaft, während der Mann, wenn er nicht beim Militär oder für das Gouvernement arbeiten muß, sich mit der Jagd beschäftigt. Der gemeine Neger geht nie ohne kurzen Säbel (Machette) aus, den er an der Seite stecken hat, theils zu seiner Vertheidigung, theils um sich in den Gebüschen Platz zu machen oder ein Thier zu erlegen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 364.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 December 1836.

Die verschiedenen Racen in Marokko.

(Nach Didier.)

Der Markt von Tetuan bietet eine wahre Galerie dar, wo man die verschiedenen Völker, welche Marokko bewohnen, zu gleicher Zeit beobachten kann; man unterscheidet vier Hauptvölker: die Berbern oder Amazirghen, die Schelluchs, die Mauren und die Araber.

Die Amazirghen, fälschlich Berbern genannt, denn sie kennen diesen Namen nicht, und wüßten ihn auch nicht einmal auszusprechen, da das B in ihrer Sprache fehlt, scheinen die Ureinwohner des Landes, welche ganz Nordafrika vom Nil bis zum atlantischen Meere bewohnen. Amazirghen ist ihr allgemeiner Name, aber in Algier heißen sie Kabylen, in Tunis Zuaven, in Tripoli Adem, in der großen Wüste Tuat; sie sind über den ganzen Strich des Atlas verbreitet und zerfallen in mehrere Stämme, von denen die Gomer die mächtigsten und berühmtesten sind. Die Araber behaupten, sie stammten von den Amalekitern und andern Cananitern ab, welche Josua aus Palästina verjagte, aber sie sprechen durchaus keinen semitischen Dialekt, und Ibn Khaldun, ihr Geschichtschreiber, bemerkt ganz richtig, sie stammten von Ham und nicht von Sem ab.

Die Amazirghen erkennen die Herrschaft des Sultans von Marokko nur so weit an, als dieß ihnen nothwendig scheint, um sich die ersten Lebensnothwendigkeiten zu verschaffen; die meisten Stämme sind unabhängig und dulden keine andere Gewalt, als die ihrer Omzargh oder Aeltesten, eine Art Erbfürsten, welche auf ihre reine Abstammung sehr stolz sind. Einer derselben, Namens Amrgar Mhosee, machte sich kürzlich durch seinen Kriegsgeist berühmt, indem er im J. 1819 einen Aufstand erhob, und ihn gegen alle Truppen des Sultans mehrere Jahre fortführte.

Der schwache Bart ist ein Hauptzug dieses Volks, ihre Haut ist nicht sehr weiß, doch haben sie häufig blonde Haare. Ihre Kleidung besteht in einem einfachen Hemde ohne Aermel, und sie leben in Zelten, oder auch in Hütten, welche sie an den unzugänglichen Abhängen ihrer Gebirge ausgraben. Ackerbau treiben sie wenig, desto mehr Vieh- und Bienenzucht. Als geschickte Schwimmer und unermüdliche Läufer lieben sie die Jagd leidenschaftlich, und bringen die größten Opfer, um ihre Gewehre mit Elfenbein und Silber auszuschmücken. Sie sind klein von Wuchs, aber kräftig und unternehmend, unversöhnlich in ihrer Rache und fanatisch gegen die Christen erbittert. Indeß lebt eine große Anzahl Juden unter ihnen, indem viele Vorfahren der Amazirghen vor der Eroberung der Araber im 7ten Jahrhundert Juden gewesen seyn sollen, eine Ansicht, welche auch die arabischen und spanischen Schriftsteller des Mittelalters bestätigen; ein Geschichtschreiber von Granada, Namens Abu Muhammed, welcher im 14ten Jahrhundert eine Geschichte der Könige von Marokko schrieb, sagt ausdrücklich, unter den Amazirghen seyen viele Christen, Juden und Feueranbeter.

Die Schelluchs bewohnen hauptsächlich den südlichen Theil des Atlas, leben in Dörfern und Städten, treiben mehr Gewerbe und Ackerbau als Viehzucht, und liefern selbst für den europäischen Handel einige kostbare Artikel. Ihre Häuser, von Stein und Lehm erbaut, haben Dächer von Backsteinen oder Schiefer, und sind zur Vertheidigung mit Thürmen versehen. Die Schelluchs betrachten sich als die ursprünglichen Einwohner des Bodens, halten die Amazirghen für Philister und behandeln die Juden unter sich viel härter. Sie unterscheiden sich von ihren Nachbarn durch eine minder starke physische Konstitution und durch eine natürliche Neigung für Künste und Gewerbe; sie sind gewandter und klüger als diese, deßhalb geriethen manche auf die Meinung, sie stammten von Portugiesen ab, welche im Mittelalter das Land besetzt, dasselbe aber bei der Entdeckung Amerika's verlassen hätten. Bei Demnet, einer ganz von Schelluchs bewohnten Stadt, steht eine mit lateinischen Inschriften bedeckte Kirche, welche man den Portugiesen zuschreibt; der Sage nach sollen Geister drinnen hausen, was sie ohne Zweifel von der Zerstörung rettete. Obgleich Nachbarn der Amazirghen, leben die Schelluchs doch ganz von ihnen getrennt, halten keinen Verkehr mit ihnen, und man hat kein Beispiel von Heurath unter einander. Was die Sprache betrifft, so ist es gewiß, daß sie sich nicht ohne Dolmetscher verstehen, selbst die Worte für die ersten Lebensbedürfnisse sind gänzlich verschieden, dennoch behauptet man, beide Sprachen stammten aus einer gemeinschaft-

lichen Quelle. Die Schelluchs erkennen die Herrschaft des Sultans eben so wenig an, als die Amazirghen, leben in völliger Unabhängigkeit und ergreifen die Waffen unter dem geringsten Vorwand.

Diese beiden verwandten Stämme bilden für sich allein die größere Hälfte der Bevölkerung. — Die Mauren scheinen ihrem Ursprung nach ein Amalgam asiatischer Völker, sie kamen viel später in das Land der Amazirghen, doch waren sie vor der geschichtlichen Epoche der Griechen und Römer schon lange darin. Der größte Theil der Mauren, welche jetzt das Land zwischen dem Atlas und dem Meere bevölkern, stammt von den aus Spanien vertriebenen ab, und bildet die reichste und mächtigste Klasse der Städtebevölkerung; sie allein verwalten die höhern Aemter in der Regierung und im Heere, und unterhalten Verbindungen mit den christlichen Völkern, die sie indeß bitter hassen. Ihre Sprache ist bekanntlich das Westarabische, welches stark mit amazirghischen und spanischen Worten gemischt ist. Sie sind größtentheils schlank und gut gewachsen, in reifem Alter neigen sie sich sehr zur Dicke hin, meistens in Folge ihres indolenten und trägen Lebens; sie sind hier wie in andern Landstrichen Nordafrika's feige, kleinmüthig, unterwürfig gegen den Stärkern und hochfahrend gegen den Schwächern. — Den vierten Theil der Bevölkerung bilden die nomadischen Araber, welche hier wie in Arabien stolz, tapfer, gastfrei und räuberisch sind; an Körpergröße und Gewandtheit übertreffen sie die Mauren, und sind nicht wie diese durch Ausschweifungen entnervt. Ihr Kostüm ist der weiße Haik, den Turban tragen sie selten, sondern sie binden das Haar mit einem langen Bande; auch gehen sie lieber barfuß, als daß sie Sandalen tragen. Sie rühmen sich, das Arabische des Koran in seiner Reinheit zu sprechen, und kein Volk hat mehr wie sie die alten Sitten unverändert erhalten.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Mehr als der dritte Theil Asiens gehört Rußland, freilich der unfruchtbarste und menschenleerste mit Ausnahme der Gobi, doch zeugen alte Ueberreste in Menge dafür, daß das Land einst viel stärker bewohnt war, als jetzt. Was in dem Artikel über Ruinen und Gräber in Sibirien erwähnt worden (s. Nr. 165), ist nur eine schwache Andeutung dessen, was die Grabfelder der untergegangenen Nation sind; Rußland ist geschäftig, die einst bewohnten, aber leer gewordenen Räume, so viel an ihm ist, mit Menschen zu füllen. Hier werden Verbrecherkolonien angelegt (s. Nr. 325), dort neue Straßen um das große Binnenmeer, den Baikal-See, erbaut, und aus fast allen Theilen Sibiriens (s. die Artikel: Blicke auf Irkutsk Nr. 63; Statistisches über die Provinz Jakutsk Nr. 207 ff.; Einiges über Tobolsk Nr. 337; Jekaterinburg Nr. 355) berichtet man vom Gedeihen der Städte und vom Wachsthum der Bevölkerung. Langsam ist allerdings dieser Fortschritt, das lassen die ungeheuren Entfernungen nicht anders zu, aber in einzelnen begünstigten Gegenden häufen sich die Massen der Bebauer, und die Bergwerke nebst dem chinesischen Handel thun das Ihrige, um einen fortdauernd lebhaften Handel mit dem europäischen Rußland zu unterhalten. Mehr nach Asien als nach Europa gehört die Messe von Nischnei-Nowgorod (s. Nr. 281 ff.), welche in ganz Asien berühmt, aus fast allen Theilen dieser ungeheuren Länderstrecke Käufer und Verkäufer anlockt. Zum Theil mag allerdings dieser Handel seit einiger Zeit gesunken seyn (s. den Handel mit Mittelasien Nr. 34 ff.), allein Rußland ist doch das einzige Land, wo sich die Karawanen leicht und gefahrlos mit europäischen Waaren versorgen und sie ins Innere fortschaffen können, denn die Märkte Vorderasiens sind zu weit entfernt, und die Märkte Indiens bieten wegen der hohen Berge, welche auf dem Hin- und Herwege allenthalben zu übersteigen sind, zu vielfache Schwierigkeiten dar, als daß von diesen Punkten aus Mittelasien sich so leicht seinen Bedarf in europäischen Waaren beziehen könnte. Während Rußland bemüht ist, in den weiten Räumen zwischen dem westlichen Sibirien und den Flüssen Sir und Dschihun seinen Einfluß und seinen Handel immer weiter auszudehnen, beherrscht es von Astrachan aus den Handel auf dem kaspischen Meere und den Küsten Persiens (s. Nr. 257 ff.), steht gerüstet in den Ländern südlich vom Kaukasus, wo es den Anbau von Baumwolle und Indigo zu fördern bemüht ist, und bietet zugleich Alles auf, die Schifffahrt auf seinen innern Strömen immer mehr auszubilden *) (s. die Artikel: das Gouvernement Cherson Nr. 314 f. und die Nordufer des schwarzen Meeres Nr. 232 f.) Im Besitze aller Punkte auf dem Nord- und Ostufer des schwarzen Meeres wirft es begehrliche Blicke nach den südlichen Ufern und richtet zugleich sein Augenmerk auf die Finnmarken im Norden Schwedens (s. Nr. 262 ff.), um wenigstens an Einem Ort einen ungestörten Ausgang ins atlantische Weltmeer zu gewinnen. Mit großer Besonnenheit trifft es seine Voranstalten, übereilt sich aber nicht mit der Ausführung, es kann warten, es hat der unsichern Stellen im Umfang seiner weiten Herrschaft noch genug, und wendet seine Zeit darauf, die halsstarrigen Völker des Kaukasus vollends zu unterwerfen: freilich ein schweres Stück Arbeit (s. die Gebirgsvölker des Kaukasus Nr. 103 ff.) Früh schon hatte es eine Kriegsstraße mitten durch die Wohnsitze der noch unbezwungenen Gebirgsvölker nach Grusien geführt (s. Nr. 37), und sucht, da diese manche Gefahren und Nachtheile darbietet, eine zweite anzulegen, während es sich zugleich auf der andern Seite des schwarzen Meeres an den Donaumündungen festsetzt, und den Ausfuhrhandel auf diesem Strome zu beherrschen sucht. Alles führt zu dem großen Zweck, Persien und die Türkei in Furcht und Abhängigkeit zu erhalten: der Besitz dieser Länder selbst ist es gewiß nicht, was es jetzt schon erstrebt, aber daß Alles darin seinen Wünschen und Absichten gemäß gehe, diesen Zweck hat es schon größtentheils erreicht.

Hier wirkt Alles zusammen, und nichts wird vergessen: man druckt für die unter russischem Scepter stehenden Muhammedaner den Koran, und schickt den Slaven an der Donau die

*) Der projektirten Eisenbahnen, eben weil sie bis jetzt nur noch projektirt sind (s. Nr. 329) gar nicht zu gedenken.

russischen Kirchenbücher (s. Nr. 128 ff.); man sucht aus der russischen Literatur und dem Unterrichtswesen den fremden Geist auszutreiben, und russischen Nationalsinn zu begründen (s. Gang der russischen Literatur Nr. 96 und 311), und thut Alles, um unter den nichtrussischen Einwohnern des Innern die russische Sprache zu verbreiten; man befördert wissenschaftliche Unternehmungen und gibt Zeitschriften für alle Zweige der öffentlichen Verwaltung heraus. Die Erbärmlichkeit und Verkäuflichkeit der untern Beamten (s. die Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin Nr. 183 ff.) thun dem Staatsdienste großen Eintrag, man gibt sie Preis, legt Hand ans Werk, vermindert ihre Zahl und vermehrt ihren Gehalt. Wer sich ein großes Ziel vorgesteckt hat, bleibt nicht an kleinen Hindernissen stehen.

Hinten an Asien angelehnt, wo es nichts zu fürchten und viel zu gewinnen hat, greift es mit der rechten Hand nach den schwedischen Finnmarken, mit der Linken nach dem Südufer des schwarzen Meeres, breitet seinen Einfluß in Asien und Europa zugleich aus, hebt Handel und Industrie im Innern, — in der That, diese Macht verdient Achtung wegen der Energie ihres Willens und der eisernen Beharrlichkeit, womit die gleichen Plane so viele Jahrzehente hindurch ohne Wanken verfolgt werden.

Ihm gegenüber steht England, doch schon darum in einer ungünstigern Lage, weil es auf der Defensive ist; es bewacht Rußlands beide Ausgänge, den Sund und den Bosporus, und sucht die Völker des Kaukasus gegen dasselbe aufzuregen. Nur darin ist es seinem Gegner überlegen, daß es eine ausgebildetere Seemacht besitzt, und leichter über große Geldmittel verfügen kann. Doch diese Vortheile Englands werden durch andere Nachtheile vielleicht mehr als aufgewogen, denn England kämpft mit einem Feind in seinem Innern, welcher mit jedem Jahre drohender heranrückt: seine ungeheure Schuld macht ungeheure Abgaben, die hohen Abgaben einen hohen Preis der Lebensbedürfnisse nöthig, aber mit diesem hohen Preis der Lebensbedürfnisse ist es auf der einen Seite nicht möglich, auf die Dauer die Konkurrenz des Kontinents auszuhalten, und der hohe Preis selbst ist auf der andern ohnedieß durch die freie Einfuhr aus Ireland herabgedrückt. Wir haben in einem Artikel über die neuen Parlamentshäuser (Nr. 206 ff.) gezeigt, wie nahe alle diese Punkte unter sich und mit dem jetzt noch bestehenden gesellschaftlichen Zustande in England zusammenhängen. Wie drohend die Gefahr ist, daß eine Abnahme seines Handels und seiner Manufakturthätigkeit das ganze künstliche Gebäude erschüttern könne, geht aus den gefährlichen Mitteln hervor, welche man ergriff, indem die Kapitalien künstlich vermehrt (s. die Provinzialbanken Englands Nr. 320) und der Zinsfuß herabgedrückt wurde. Aber das Mittel hat sich gegen England gewendet (s. die Geldkrise in England Nr. 339) und seinem Handels- und Gewerbsstand eine furchtbare Verlegenheit bereitet. Die Lage Irelands wird immer beunruhigender (s. Ireland im J. 1836 Nr. 242 ff., Skizzen aus Ireland Nr. 262, 264 ff.), und wenn die englische Aristokratie nicht bei Zeiten einlenkt, so wird auch sie, die durch Reichthum und politisches Ansehen so fest stand, sich kaum halten können.

So drohend indeß diese Aussichten sind, so wahr ist es, daß der innere Kern der Nation eine Gesundheit und Lebenskraft zeigt, daß zwar im Sturm der Zeit die jetzigen Institutionen mit und in Folge des zu hoch gesteigerten Finanzsystems fallen können, aber die Nation wird sich, wenn auch nicht auf der ganzen Höhe ihrer jetzigen politischen Macht, doch immer kräftig genug behaupten, denn ihr Ackerbau, die Grundstütze der Staaten, ist in einem Zustand, wie kaum in einem andern Theile der Welt (s. Nr. 85 ff.), und die Wohlfahrt der niedern Fabrikbevölkerung (s. den Artikel über Arbeitslohn u. s. w. Nr. 188 ff.) kann wohl auf einige Zeit gefährdet werden, doch schwerlich auf die Dauer leiden. Wohl fühlt der Engländer, daß seine jetzige Wohlfahrt aufs innigste zusammenhängt mit der Macht des Staates, mit seinem Einfluß in allen Theilen der Welt, und darum wird auch die Regierung auf das lebhafteste in ihrem Wirken nach Außen unterstützt. In allen Welttheilen stehen seine Truppen (s. den Artikel über die Ablösung der englischen Regimenter Nr. 342), in Ost- und Westindien gebietet es fast unumschränkt, alle wichtigen Punkte des Mittelmeeres hält es besetzt (s. den Artikel über das Mittelmeer Nr. 8 ff.), hütet den Bosporus mit Argusaugen, schickt quer durch Syrien hindurch eine Expedition nach dem Euphrat, schwerlich in der Absicht, wirklich hier eine Dampfschifffahrtslinie zu beginnen, *) sondern wohl um den Zustand der Länder und Völker zu erforschen und Mittel ausfindig zu machen, dem Weiterumsichgreifen der Russen in Asien sich zu widersetzen. Nicht minder willkürlich und schroff verfährt es an andern Orten: in Spanien hebt es die Demokratie, in Portugal das Königthum empor, setzt sich an der Nordküste von Spanien fest, um Don Carlos in den Weg zu treten und sich bezahlt zu machen, sendet Schiffe und vielleicht bald Truppen nach Portugal, um dort seinen Einfluß und seine Handelsvorrechte zu behaupten; kurz es geht mit einer Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit zu Werke, welche Alles nur nach seinem Vortheil abmißt, aber Bewunderung erregt durch die Energie und die Thätigkeit, welche die ganze Erde umspannt, und zur Erreichung eines großen Ziels auch alle Kräfte aufbietet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Absicht ist auch bereits schon offenkundig aufgegeben.

Das Monopol der Hudsonsbai-Kompagnie.

Die Agenten der Hudsonsbai-Kompagnie sind nicht zufrieden, auf das Pelzwerk einen so niedrigen Preis zu setzen, daß nur die thätigsten Jäger dabei bestehen können, und die ältern und schwächern dabei vor Mangel umkommen müssen, sondern sie ermuntern auch noch zum unmäßigen Gebrauch von Branntwein, welcher auf die Indianer eine so furchtbare Wirkung hat. Durch verschiedene Mittel ist es der Kompagnie gelungen, die Eingebornen ganz von sich abhängig zu machen, und diese fühlen auch tief ihre Erniedrigung. Die Einführung der Feuerwaffen ist eine der vielen Ursachen; so lange sie Munition erhalten konnten, vernachlässigten sie den Gebrauch der Bogen und Pfeile, der Speere, und die verschiedenen Arten, die Thiere in Fallen und Schlingen

zu fangen, so daß sie diese nun ganz vergessen haben. Das Kreditgeben im Frühjahr und Herbst, eine größere Ausrüstung an Kleidern und Munition, als die Indianer durch die Winter- und Sommerjagd zahlen können, bringt sie durch die eingegangenen Verbindlichkeiten so völlig in die Gewalt der Pelzhändler, daß dieß als eine weitere Ursache ihres Herabkommens betrachtet werden muß. Wenn sie alt werden und nicht länger jagen können, gibt man ihnen keine Munition mehr, welche zu ihrem Lebensunterhalt unerläßlich geworden ist, und sie sterben buchstäblich Hungers. Diese Uebel sind in neuerer Zeit zu einer so furchtbaren Größe angewachsen, daß sie aus Noth Kannibalen geworden sind, und kaum ein Monat vergeht, wo man nicht an einem der Handelsplätze eine furchtbare Geschichte von Kannibalismus hört. — Vergleicht man die Preise, welche man den armen Indianern für die Pelze bezahlt, mit denjenigen, welche die Hudsonsbai-Kompagnie dafür in London erhält, so kann man sich daraus schon einen Begriff machen von der Unterdrückung dieser Menschen: für drei Marderfelle gibt man ihnen ein rohes Messer, welches höchstens auf 6 Pence zu stehen kommen kann, während drei solcher Felle im verflossenen Januar in London für fünf Guineen verkauft wurden. Bei kostbaren Pelzen, wie von schwarzen Füchsen, Seeottern u. dgl. verdreifacht sich der Vortheil. Erst vor einigen Jahren wurde ein schwarzer Fuchspelz für 50 Guineen verkauft, wofür der Indianer einen Werth von zwei Schilling erhalten hatte. Die ehrenwerthe Kompagnie, welche kraft ihres Freibriefs solche goldene Ernten macht, dürfte wohl einen kleinen Fonds anlegen, um die Alten und Kranken, welche in den Tagen ihrer Gesundheit und Kraft so viel zu ihrem Reichthum beitrugen, vor dem Hungertode zu schützen.

Chronik der Reisen.

Aus der kürzlich erschienenen Karl Ritters naturhistorischen Reise nach Hayti.

(Fortsetzung.)

Man hat auf dem Lande keine Uhren, und doch können die Neger die Tageszeit nach der Sonne beinahe auf die Minute bestimmen. Die Kinder gehen bis ins sechste und siebente Jahr ganz bloß; bis zu diesem Alter wälzen sie sich vor der Hütte im Sande umher, ohne daß sich die Mutter um sie bekümmert. Die Kinder der Reichen sind bekleidet, allein ihr Anblick reizt zum Lachen, weil der Schnitt ihrer Kleider derselbe ist, wie bei den Erwachsenen. — Schulen und Kirchen existiren nur in Städten, daher denn ein großer Theil der von diesen entfernt wohnenden Familien gar keine Erziehung genießt. Ja, viele Kinder werden nicht einmal gleich nach ihrer Geburt getauft, sondern erst nach einiger Zeit nimmt die Mutter das Kind zu diesem Zweck mit sich auf dem Pferde nach der Stadt. Um so bemerkenswerther ist die Ehrerbietung, welche Kinder gegen ihre Eltern und überhaupt gegen ältere Personen beobachten. Der Vater bestraft die Kinder nicht, dieß ist die Sache der Mutter. Ich sah Mütter ihre Kinder dergestalt schlagen, daß sie sich auf der Erde vor ihnen krümmten, ohne die Flucht zu ergreifen oder sich zu vertheidigen; läuft aber ein solcher Sträfling davon, so hat er die Strafe doppelt zu erwarten. In diesem Falle kommt er aber auch selten wieder nach Hause, sondern wird Maron, d. h. er hält sich entweder in der Wildniß auf oder geht anderswo in Dienste. — Der gemeine Neger ist schmuzig, und häufig in erwachsenen Jahren voll Ungeziefer. Die Haare der Negerin sind niedlich geflochten; dieß ist eine noch aus Afrika beibehaltene Sitte.

Ueber Religion, Volkscharakter und Sprache sind folgende Notizen die interessantesten: Die Religion der Haytier ist die römisch-katholische; der größte Theil ist sehr orthodox und nicht selten bigott; auch wird sehr auf die äußerlichen Gebräuche gehalten. Die Begräbnißfeierlichkeiten sind den unsrigen ähnlich; die niederste Klasse hat afrikanische Sitte beibehalten. — Die Heurathen werden ohne alle Feierlichkeiten geschlossen.

Die meisten Bewohner von Hayti sind von einem gegenseitigen Hasse beseelt; am verhaßtesten sind die Mestizen, welche den Weißen an Farbe ziemlich nahe kommen. Die Neger in Hayti zeichnen sich durch muntern Geist und lebhafte Phantasie aus. Von natürlichem Muthe beseelt, gehen sie an die schwierigsten Unternehmungen, wenn persönliches Interesse und Ambition sie dazu treibt. Sie besitzen glückliche Anlagen zur Erlernung der Wissenschaften, und sowohl der freien als mechanischen Künste. Der Neger behandelt den Weißen mit aller Freundlichkeit, sobald solches bei diesem auch der Fall ist, und der Schwarze gut bezahlt wird. Die Neger nennen sich unter einander Vater, Mutter, Bruder, Schwester, ohne es zu seyn; auch die Weißen nennt man, vorzüglich auf dem Lande, Gevatter, oder wenn man ihnen vielen Respekt bezeugen will: Bourgeois, oder auch Monsieur Blanc. Nähert sich ein Weißer auf dem Lande einer Habitation, so wird er zuerst von einem halben Dutzend ausgehungerter Hunde angeklafft. Seine Aufnahme daselbst hängt schon von dem Gruß ab, mit welchem er die Familie anredet. Bonjour Compère oder Commère ist das Losungswort der Freundschaft. Die Hunde werden sodann beseitigt und der Fremde ist aufgenommen. Nur ihre Vorstellung von Freiheit und Gleichheit darf man nicht verletzen, sonst erhitzt man ihr Blut. — Gegen die Franzosen wurzelt in den Haytiern ein ewiger Haß, in den Südprovinzen jedoch in nicht so hohem Grade. — Die Grundsprache der Haytier ist die kreolische, ein schlechtes Französisch; die gebildete Klasse jedoch spricht gut Französisch. Hier einige Beispiele: gagner wird häufig statt des Hülfszeitworts avoir gesetzt, z. B. ou pas gagner argent? Haben Sie kein Geld? Wenn sie etwas sehr höflich verlangen, sagen sie: Moucher (Monsieur) blanc, bey moin, Herr Weißer, geben Sie mir; bey steht hier statt donner; es wird aber auch statt apporter verwendet, als: bey moin une assiette, bringen Sie mir einen Teller. Anstatt savoir setzen sie immer connoitre. Bei Thieren nennen sie z. B. den Hahn Papa poule und die Henne Mama poule, auch sagen sie papa cochon und Mama bœuf u. s. w.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 94** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von Shelley. (Fortsetzung.) — Karl Sand von Alphonse Brot. — Gedichte von Jean Reboul. (Schluß.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 365.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 December 1836.

Verändernde Kraft des Gewässers.*)

Die Wirkungen, welche das Wasser noch unter unsern Augen auf die feste Erdrinde ausübt, sind ihrem Grundcharakter nach zweifacher Art, theils mechanisch, theils chemisch.

Die mechanischen Wirkungen der Gewässer zeigen sich bei dem gegenwärtigen Zustande der Erdoberfläche nirgends ausgezeichneter als in den Gebirgen, wo dem Stoße des fließenden Wassers, dem Eindringen desselben in das Innere der Erde die mannichfachsten Wege offen stehen. Wasser, das als Regen und Schnee aus der Atmosphäre niederfällt, stellt sich hier am häufigsten und reichhaltigsten ein, und die Wirkungen, welche es auszuüben vermag, sind daher hier am sichtbarsten. Regenwasser, das ins Innere der zerklüfteten Felsen hoher Alpengipfel dringt, wird in ihnen zum Gefrieren gebracht, und da es sich beim Froste stärker ausdehnt, zersprengt es das feste Gestein, zerreißt die hohen Rücken des Gebirges und umgibt die einzeln stehen gebliebenen zackigen Felsengipfel, deren Inneres dem Wasser weniger zugänglich war, mit im Laufe der Zeiten immer wachsenden Trümmerhaufen; selbst unsre benachbarten niedern Gebirge geben, namentlich auf den Gipfeln und an den Abhängen der Granitberge, zahlreiche noch unter unsern Augen sich gestaltende Beweise solcher Vorgänge. Große Schneelasten ferner, welche sich während der langen Winter auf hohen Gebirgen anhäufen, deren Basis vom Thau in Wasser aufgelöst zu mächtigen Eisklumpen gefriert, können allein durch den Druck ihrer Masse auf vorragende oder überhängende Felswände mächtige Veränderungen ausüben; sie können ganze Berge, die ihnen nachzugeben vermögen, zerbrechen und sie ins Thal werfen; erst vor wenigen Jahren ereignete sich ein schaudererregender Fall dieser Art in den Alpen.**) Mächtiger indeß ist die Kraft der Gewässer, wenn sie, von den Abhängen der Berge herabfließend, in Gießbächen und größern Strömen aus den Gebirgen in die tiefern Gegenden der Erde herabfließen; nicht nur die losen Trümmerhaufen, welche sie vorfinden, stoßen sie mit sich fort und rollen sie in die Flächen hinab, sondern sie schneiden auch tief in den unverrückten Boden des Festlandes ein und bilden lange tiefe Furchen mit steilen Wänden, welche nachfolgende Ströme erweitern und austiefen. Ueberall an den Rändern höherer Gebirge, wo Flüsse aus ihnen hervortreten, können wir wahrnehmen, welche außerordentlichen Lasten scheinbar selbst sehr unbedeutende Flüsse, wenn sie durch plötzliche Regengüsse oder Schneeschmelzen angeschwellt werden, mit sich fortzuwälzen vermögen;*) und allen sind die Wirkungen wohl bekannt, welche oft ein einziger Gewitterregen an steilen Berghängen auszuüben vermag, und die tiefen Ravinen (Tobel), welche den Rand höherer Berge umgeben, sind Zeugen davon; die Einschnitte, welche sie bilden, sind im Kleinen ein Abbild unserer größern Flußthäler, und gewiß ist es daher, daß bei aufmerksamer Betrachtung viele derselben als auf ähnliche Weise im Laufe der Zeiten entstanden, betrachtet werden dürfen. Indem die fließenden Gewässer in den einmal gebildeten Schluchten fortrinnen, üben sie übrigens noch andere nicht minder heftig zerstörende Wirkungen aus: an den Füßen der Felswände nagend unterwaschen sie diese, und indem sie überhängend werden, veranlassen sie ihren Einsturz. So sind einige der fürchterlichsten Bergstürze**) in den Alpen entstanden, welche blühende Landschaften verheert und ganze Städte vertilgt haben; andere Unterwaschungen geneigter Schichten im Innern können der Erdoberfläche ihre Stütze rauben und ganz sanft geneigte Bergabhänge, wie zuvor die steilen Wände der Thäler zum Abgleiten und Niedersinken bringen.***) Wir bemerkten viele deutliche Spuren von solchem Umstürzen, Abgleiten und Niedersinken der Schichten im Innern der Erdrinde aus einer frühen Periode der Erdbildung, und wir werden daher schließen dürfen, daß

---

*) Aus Berghaus Almanach für das Jahr 1837.

**) Zerstörung von Ronde im Wispacher Thal 1818, den 27sten December. Hügel von 2400′ Breite, 1000′ Länge und 150′ Höhe stürzten mehrere tausend Fuß hoch herab.

*) Bode bei Thale, Flüsse in der Schweiz ꝛc.

**) Plurs 1618 den 25sten August, mit 2000 Menschen im Thal von Chiavenna; 1714 der östliche Theil des Diablerets im Wallis bedeckte mehr als eine Quadratlieue.

***) Bergschlipfe, Ruffe; der von Goldau 2ten Sept. 1806. Auf einer Ebene von 25 Grad Neigung rutschte ein Stück 100′ stark, 1000′ breit 1 Stunde lang, 2 Stunden weit.

auch sie auf einem ähnlichen Wege (durch dieselbe Kraft) entstanden sind, welche sie gegenwärtig noch erzeugt.

Bergstürze und das Niedersinken des Bodens geben ferner nicht selten Veranlassungen zu nachfolgenden Veränderungen der Erdrinde von nicht geringerer Bedeutung. Die herabgestürzte Masse derselben füllt nicht selten die benachbarten Thäler aus, der Lauf der Flüsse wird gehemmt und die oben liegenden Gegenden, welche sonst vom Wasser entblößt waren, werden in Seen verwandelt. Die Wassermasse der Seen schwillt an, und erhält sich, so lange der Damm ihr genugsamen Widerstand in den Weg legt; doch allmählich untergraben und ausgewaschen kann er häufig den Druck der Wassermasse nicht mehr tragen, er zerbricht, und plötzlich erhält das Wasser einen Ausweg, bei seinem Abzuge Alles verheerend, das ihm entgegensteht. *) Solche Ereignisse sind noch in unsern Tagen nicht selten, und die Formen so vieler Alpenthäler beweisen, daß sie in den früheren Perioden der Erdbildung häufiger waren; Escher hat gezeigt, daß die in ihnen enthaltene Wassermasse groß genug war, die mächtigen Felstrümmer der Alpen an den gegenüberliegenden Jura zu versetzen. Auch in den Thälern niedriger Gegenden läßt sich häufig erweisen, daß sie einst nur aus einer Kette von Landseen bestanden, welche durch die Zerreißung von Trennungsdämmen mit einander verbunden wurden; der Rhein, die Donau, zeugen davon, und ausgezeichnete Beispiele geben die Elbe in Böhmen, die Rhone bei l'Ecluse; und in den canadischen Seen, so wie in den Seen Rußlands erblicken wir diesen ursprünglichen Zustand noch fast vollendet erhalten. Aehnlich wie die fließenden Gewässer in den Gebirgen sehen wir heute noch das Meer in den Tiefländern der Erde mächtige Veränderungen auf die feste Erdrinde ausüben, welche mit denen der Vorzeit in Vergleich gebracht werden können; Meeresströme (veranlaßt durch die Form der Kontinente, Bewegung der Erde, Luftströme, Temperaturvertheilung) durchfurchen den Boden desselben; sie bilden ungleich vertheilte Unebenheiten, wie sie jetzt auf dem Festlande vorkommen, das, wie alles beweist, wiederholentlich einst Meeresgrund war. Sichtbarer indeß und unstreitig einflußreicher ist die Wirkung, welche das Meer auf die Gestalt seiner Küsten ausübt; steile Felsenufer werden allmählich von der Bewegung der Wellen unterwühlt und müssen einstürzen, das Meer bemächtigt sich der zertrümmerten Klippe, und indem es sie hin- und herrollt, verwandelt es sie in die zahllosen Geschiebe und Sandmassen, welche seine Ufer bedecken und aufgeschüttete Ebenen auf seinem Grunde bilden, welche ganz jenen aufgeschütteten Sand- und Geröllebenen gleichen, die wir auf dem festen Lande sehen; auf diese Weise werden fortwährend Theile des Festlandes in Meeresgrund umgewandelt, und die Spuren zerstückelter Felseninseln (Helgoland, Scheeren, an der Küste Skandinaviens, Ostküste Asiens, dem mexikanischen Meerbusen) an den Küsten des Festlandes zeugen von dem großen Einflusse dieser ununterbrochen fortdauernden Wirkung. An flachen sandigen Küsten geht diese Art der Zerstörung häufig viel schneller und furchtbarer vor sich, außerordentliche Fluthen, ein einziger Sturm, sind oft vermögend, ganze Provinzen unter Wasser zu setzen, und sie für Jahrhunderte in Meeresgrund zu verwandeln. *)

*) Ausbruch des Bayen-Thals; 6ten Julius 1818. See von 10 000 L., 700 Br., 200' Tiefe, auf einem Weg von 20 Stunden zertrümmerte Lärchenstämme 60' lang und Felsblöcke von 10,000 Kubikfuß.

*) Zuyderzee 1225, Biesbosch 1421, Dollart, Jahde, Holsteinische Küste, Insel Nordstrand, Juist, Baltrum ic.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Während England in allen Welttheilen Länder beherrscht, deren Umfang das Mutterland weit übertrifft, während sich kaum ein bedeutender der Schifffahrt zugänglicher Ort auf der Erde findet, wo nicht England Verbindungen angeknüpft hat, scheint sich Frankreich in immer engere Gränzen zurückzuziehen: seine Kolonien sind nicht nennenswerth, sein Handel nach Außen kann sich mit dem Englands in keiner Art messen, und wird auch häufig auf eine Art betrieben (s. den Artikel: Frankreichs Handel nach Südamerika Nr. 186), daß man sich über den geringen Erfolg eben nicht verwundern darf. Vor einem halben Jahrhundert machte es noch England den Besitz von Indien streitig und kämpfte mit ihm um die Herrschaft zur See, aber seit dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege, aus welchem es, wenn auch nicht als entschiedener Sieger, doch mit bedeutenden Vortheilen heraustrat, erbleicht sein Stern immer mehr, und nur die Aufregung der Revolution und das überwiegende Genie Eines Mannes hat ihm für einige Zeit einen Aufschwung gegeben, nach welchem es wieder zurückzusinken scheint, bis vielleicht ein neues Aufflammen des regen Nationalgeistes ihm abermals auf eine Zeit lang eine große Rolle zuweist. So ist es seit zwei Jahrhunderten in raschem Wechsel von der Größe zur Schwäche von der Schwäche wieder zur Größe übergegangen, während England, so lange sein Rival, und wahrscheinlich auch jetzt noch ihm nicht sehr freundlich gesinnt, seine Kraft und seine Energie ziemlich stetig entwickelt hat. Ist dieß eine Folge des Nationalcharakters? Wir wollen die so oft debattirte Frage nicht von Neuem aufwärmen, sondern begnügen uns, die Thatsache festzustellen.

Große Unternehmungen, welche sich nur durch ausharrenden geduldigen Muth zu einem glücklichen Ende führen lassen, darf man also von den Franzosen nicht erwarten. Die Eroberung von Algier, mit großen Mitteln vorbereitet, und mit glänzendem Muthe ausgeführt, wird jetzt auf eine schwache, unzusammenhängende Weise fortgesetzt: man hat sich für keines der verschiedenen vorgeschlagenen Systeme entschieden, und opfert nun große Summen und viele Menschenleben auf, aus keinem andern Grunde, als weil man nicht genau weiß, was man will, und den gefaßten Entschluß nicht mit Ausdauer und Beharrlichkeit durchführt. So hat sich die Meinung ziemlich allgemein festgesetzt, daß die Franzosen nicht im Stande seyen, Kolonien

zu gründen und zu behaupten, und das neuere Verfahren in Algier ist keineswegs geeignet, diese Ansicht Lügen zu strafen.

Viele haben geglaubt, der Mangel an Bildung im Volke sey an dieser Haltlosigkeit Schuld, allein mit dem Unterrichtswesen ist es in England kaum besser bestellt als in Frankreich, obwohl man bei den Engländern als einem nördlichern Volke mehr Sinn für Lektüre voraussetzen sollte und auch wirklich findet. Aber in den Büchern steckt nicht allein und nicht einmal vorzugsweise die Bildung, sondern im Leben; das mannichfach bewegte Leben in England, die großen Zwecke, welche man verfolgt, die mannichfachen Erfahrungen auf weiten Reisen heben auch das gemeine Volk daselbst, und geben ihm einen merkwürdigen Impuls. Freilich steht Frankreich mit seiner Bevölkerung seltsam da. Die größere Hälfte gehört dem Südabhang Europa's, welchem gleichsam ein anderes Lebensziel gesteckt ist, als den Europäern des Nordabhangs; sie werden früher reif, und treten früher in das thätige und bürgerliche Leben ein, sie haben weniger Zeit, sich wissenschaftlich, und mehr Zeit, sich durch Erfahrung auszubilden: das Alter, wo man nicht mehr gern auf der Schulbank sitzt, tritt für sie frühzeitiger ein. Die Regierung hat ihren Sitz im nördlichen Theile, und alle öffentlichen Einrichtungen sind mehr auf diesen berechnet: die Klage des Südens und Westens, daß man der Gewerbsindustrie des Nordens und Ostens ihre Ackerbauinteressen aufopfere, ließe sich vielleicht in noch andern mehr geistigen Beziehungen durchführen.

Aber die Abhülfe ist hier schwer, weil die Centralisation in der Hauptstadt Alles verschlungen hat (s. den Artikel: Paris Nr. 316 ff.), hier ein krankhaftes überreiztes Leben erzeugt, und den Provinzen den Lebenssaft entzieht. Wie weit dieses geht, davon liefert der Artikel über den französischen Buchhandel einen Beweis, welcher sehr in Einzelnheiten eingeht, aber ausnehmend bezeichnend ist für das Treiben in Paris, woran die Provinzen erlahmen. London ist zum mindesten anderthalbmal so groß, ohne Vergleich viel reicher, und doch übt es keineswegs den überwiegenden Einfluß auf England, wie Paris auf Frankreich, aus, am allerwenigsten in der Politik. Es ist dieß eine Folge von politischen Maßregeln und Staatseinrichtungen seit den letzten 200 Jahren, welche sich allmählich in das innerste Getriebe des gesellschaftlichen Lebens verästet haben, und unter verschiedenen Regierungsmaximen nur verschiedene Formen annehmen, im Wesentlichen aber dieselben blieben. Wie früher die Gebundenheit der Güter durch die Lehensverhältnisse dem Ackerbau hemmend in den Weg traten, so jetzt das Wahlsystem, indem die Güterbesitzer, um das auf dem Gutsbesitze haftende Wahlrecht nicht zu verlieren, keine Zeitpächter, sondern Metayers darauf hinsetzen, ein System, unter welchem noch wenigstens die Hälfte von Frankreich seufzt, und wobei der Ackerbau nie zu sonderlicher Blüthe gelangen kann.

Am auffallendsten ist dieß Verhältniß der Hauptstadt zum übrigen Lande in der Schriftstellerwelt und im geselligen Leben; außerhalb Paris gibt es eigentlich keine Schriftsteller, weil nach diesem großen Centrum Alles hinströmt, und die Pariser Schriftsteller scheinen nur beschäftigt, die ewig rege Neugierde und den abgestumpften Sinn eines überbildeten und verbildeten Publikums zu reizen. Darum ist Paris das große Hauptquartier der modernen litterature facile. Jene Literatur, welche die Mitte hält zwischen strenger Wissenschaftlichkeit und Modelektüre, ist die seltenste, und die wissenschaftliche Literatur, insofern sie einen Theil des Buchhandels ausmacht, eine wahre Treibhauspflanze, weil die geringe Verbreitung dieser Werke sie kaum zu einem Gegenstand der Buchhändlerspekulation werden läßt. Wohin diese zusammenwirkenden Umstände die Literatur endlich führen müssen, ist unschwer zu errathen: sie muß sinken, bis endlich das Uebermaß des Uebels eine Heilung mit sich bringt.

Was hört man bei diesem Zustand von Frankreich im Ausland? Immer und immer nur das Treiben in Paris: hier ist es eine neue Oper, welche die allgemeine Neugierde reizt, dort ein neues Schauspiel, ein Roman, die Leistungen einer Tänzerin, Victor Hugo auf Reisen, oder der Orang-Outang im Jardin des Plantes, welcher zur großen Betrübniß des Pariser Publikums erkrankte; oder ein deutscher Schriftsteller faßt das Leben in Paris auf, wie es sich gibt (s. die Skizzen aus Paris Nr. 149, 143, 155 u. s. w., entlehnt aus dem Werke: Paris im J. 1836), bietet eine angenehme und interessante Lektüre dar, erweckt aber mitten unter den heitern Schilderungen ernste Gedanken über den Zustand und das Schicksal dieser Stadt, und des von ihr abhängigen Reiches.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Aus der kürzlich erschienenen Karl Ritters naturhistorischen Reise nach Hayti.

(Schluß.)

Von ihrem Kunstfleiße läßt sich wenig Vortheilhaftes sagen. Manufakturen haben sie keine, indem ihnen Fabrikate aus andern Ländern zugeführt werden. Indeß verfertigen sie schöne Tischlerarbeiten, wobei ihnen die mannichfaltigen und trefflichen Holzgattungen sehr zu Statten kommen. Maler gibt es einige, die jedoch noch wenig Erhebliches geliefert haben. In der Literatur haben sie einige Fortschritte gemacht, indem sie bereits einige Theaterstücke besitzen.

Was die Betriebsamkeit in ökonomischer Hinsicht betrifft, so verlegen sie sich nur auf das, was zum Handel und Luxus unumgänglich nothwendig ist, auf den Bau des Kaffees, der Baumwolle, des Tabaks, des Indigos, des Zuckerrohrs und der Lebensmittel.

Die Bebauung des Bodens findet auf eine eigene Art statt. Einen Ackerpflug oder eine Egge kennt man nicht, da die Erde immer mild und locker ist, und kaum des Düngens bedarf. Wenn ein Stück Land bebaut werden soll, so wird zuvor alles Gesträuch und Unkraut durch Feuer auf dem Platze vertilgt. Die Asche dient als Dünger. Nun kommen 20 bis 30 Negerweiber und Kinder mit Hacken, stellen sich in eine lange Reihe und hauen das Land um, und andere, die diesen nachfolgen, bepflanzen oder besäen es zu gleicher Zeit. Bei Anpflanzung eines neuen Zuckerfeldes verfährt man auf folgende Weise: man schneidet die Rohre in Stücken und pflanzt sie in langen Reihen, etwa einen Schuh von einander entfernt; zwischendurch bleiben schmale Wege zum Gehen. Solch eine Anlage nennt man eine Zuckerplantage. Die

Anpflanzung geschieht zu Anfang Mai's, weil dann die nasse Jahreszeit beginnt. — Die Kafferpflanzungen, welche sich in den gebirgigen Gegenden befinden, brauchen sehr wenig Pflege. Die Bäumchen werden, wie bei uns die Obstbäume, in Schulen gezogen, und dann in die Plantagen versetzt, worauf man nur von Zeit zu Zeit die obern Aeste abzustutzen hat, damit sie viele Seitenzweige treiben, und folglich desto mehr Früchte tragen.

Die gangbarsten Münzen sind spanisches Silbergeld oder portugiesisches Gold; jedoch ist auch eine Menge auf Hayti selbstgeschlagenen Goldes im Umlaufe. Ein spanischer Thaler gilt 6 Schillinge 3 Pence. Gewöhnlich bekommt man, wenn man einen spanischen Thaler wechseln läßt, vier haytische Gourdins. Ein Gourdin hat drei Escalins; dann gibt es auch halbe Escalins, welches die kleinste Münze ist. An kleinen Münzen fehlt es sehr, so daß man oft mehr kaufen muß, als man braucht, um das Wechseln zu vermeiden. —

Unter den Fischen, die man in Hayti kennt, zeichnet sich besonders der Haifisch aus. Er hält sich im Hafen der Kapstadt auf, und verschlingt Alles, was aus einem Schiffe ins Wasser geworfen wird, und nicht selten kommen diese Thiere dem Ufer ganz nahe. Man sieht schon von Weitem einen langen Streifen, wie eine kleine Welle, da, wo der Fisch ist, weil er beinahe auf der Oberfläche des Wassers ganz horizontal schwimmt. — Eines Tages, so erzählt der Verfasser, ward an unserem Schiffe ein Hai gefangen und zwar auf folgende Art: Ich hatte zwei Krokodile an Bord, die ich daselbst anatomirte. Wir warfen von Zeit zu Zeit Stücke Fleisch ins Meer, welches eine Menge größerer und kleinerer Fische herbeilockte. Plötzlich erblickten wir auch einen sehr großen Haifisch, den man recht deutlich um das Schiff herumschwimmen sah. Der Kapitän ließ sogleich einen eisernen mit Fleisch umwundenen Haken über Bord werfen. Wir gingen unterdeß zu Tische; doch kaum hatten wir uns gesetzt, so hörten wir den Ruf: „Ein Hai ist gefangen!“ Wir stürzten alle auf das Verdeck, aber das Ungeheuer hatte sich mit seiner Beute in die Tiefe verloren; das Tau wurde nachgelassen, da sich aber der Fisch nicht zu verbluten schien, zog man ihn herbei. Der eiserne Haken hatte sich an den Kinnladen eingehakt und hielt ihn fest. Höchst interessant war der hartnäckige Widerstand dieses Thieres. Da es immer mit dem Kopfe nach unten wollte und mächtig mit dem Schweife über dem Wasser umherschlug, so brachte dieß die Matrosen auf den Einfall, ein Boot auszusetzen, um den Hai mit einer Schlinge zu fangen. Furchtbar wüthend in konvulsivischen Bewegungen, schlug dieser beinahe das Boot um. Indeß gelang es, den Schweif in der Schlinge zu fangen; das Tau wurde nun doch über dem Verdeck an einer Segelstange festgemacht, und auf diese Art das Ungeheuer mit dem Kopfe gegen das Wasser in die Höhe gezogen und auf das Verdeck gebracht. Am meisten zog die unverhältnißmäßige Dicke des Körpers unsere Verwunderung auf sich. Nach Verlauf einer Stunde, als das Thier schon todt war, schnitt ich den Leib auf, um die Haut abzuziehen; unser Erstaunen war nicht gering, als wir eine zwei Fuß breite Seeschildkröte beinahe noch ganz unversehrt in seinem großen Hautsacke fanden. Ich stopfte den Hai mit vieler Mühe aus, allein seine außerordentlich fette Haut und der Mangel an Konservirungsmitteln machte alle angewendete Sorgfalt fruchtlos.

Krokodile hat Hayti im Ueberfluß. Ihre Lebensweise ist folgende: sie bewohnen Flüsse, Teiche und sumpfige Oerter. In der See kommen sie nicht vor, doch halten sie sich gern an den Mündungen der Flüsse auf. Auch in Seebuchten und See-, Sumpf- und Manglewaldungen, worin sie Krabben, Fische und Frösche finden, trifft man sie häufig; doch eigentlich leben sie nur im süßen Wasser. Ihr Aufenthalt ist mehr im Wasser als auf dem Lande, denn man kann annehmen, daß sie kaum 7 bis 8 Stunden des Tages auf dem Lande zubringen; in diesem Falle lagern sie sich an den Ufern im Sande umher. Oft machen sie in einem Zeitraume von zwei Stunden nicht die mindeste Bewegung. Werden sie aufgeschreckt, so fliehen sie ins Wasser. Beim Fliegenfang verfahren sie auf folgende Weise: mit geschlossenen Augen und weit geöffnetem Rachen daliegend, locken sie durch ihren Moschusgeruch die Fliegen an. Diese setzen sich in die furchtbare Falle; das Ungeheuer schlägt plötzlich den Ober- und Unterkiefer zusammen und versenkt sich in das Wasser. Finden die Krokodile keine Gelegenheit sich am Ufer zu sonnen und zu schlafen, so sieht man sie im stillen Wasser ganz horizontal auf der Oberfläche ohne Bewegung schwimmen, und zwar so flach, daß der ganze Rücken und die Nasenlöcher frei sind, durch welche sie bei dieser Gelegenheit athmen, die sich aber gleich wieder verschließen, sobald das Thier unter Wasser geht. An hohen Ufern haben die Krokodile Höhlen, die aus dem Wasser unter der Erde ans Land führen, und worin sie ihre Beute aufbewahren, die erst, wenn sie schon in Fäulniß übergeht, verzehrt wird. Man erzählt sich in Hayti, daß einst ein Spanier, welcher ins Wasser fiel, von einem Krokodil in eine solche Höhle geschleppt worden, und als er zu sich kam, während ihn das Krokodil verlassen hatte, durch eine Oeffnung unverletzt herausgekrochen sey.

Die Kraft, die sie in den beiden Kinnladen besitzen, ist bewundernswürdig. Ich sah ein gefangenes Krokodil in einen eisernen Stab beißen, so daß auf beiden Seiten ein Zahn absprang. Ein gebundenes Krokodil schleuderte in meiner Gegenwart mit seinem Schweife drei Neger auf die Seite, und zwölf Menschen wurden erfordert, um ein 10 Fuß langes im Netz gefangenes Krokodil zu binden. Der Bisamgeruch, den solch ein erzürntes Thier um sich her verbreitet, ist außerordentlich. Ihre Hauptnahrung besteht ohne Zweifel in Fischen, indem ich beim Seciren immer fleißig den Magen, einen Hautsack, untersuchte, und außer einer starken Handvoll kleiner Kieselsteine und einigen Knochen fast lauter Fischgräten fand. Ohne Zweifel befördern die ersten die Verdauung. Das Krokodil legt 15 bis 20 Eier, die von der Größe eines Gänseei's und von weißer Farbe sind, in den Sand. Nach Verlauf von einigen Wochen verlassen die Jungen, von der Sonne ausgebrütet, ihre Hülle, und zwar nach der Versicherung der Eingebornen besonders nach einem heftigen Gewitter.

Die Krokodiljagd ist auf dem Lande sehr beschwerlich, weil man sie in den sumpfigen Gegenden nicht verfolgen kann. Desto angenehmer und weniger ermüdend ist die Jagd in den Kanots. Ruhig fährt man unter dem kühlenden Schatten großer Bäume am Ufer der Flüsse hin. Naht das Boot still, so kann man bisweilen die Krokodile auf dem schlammigen Grund bei hellem Wasser schlafen sehen; aber bei der mindesten Bewegung fahren sie schnell wie ein Fisch fort, und machen dabei das Wasser so trübe, daß man sie nicht verfolgen kann. Das Schießen mit Feuergewehren ist oft zwecklos, es wäre denn, daß sie entfernt vom Wasser sind, und mehrere Schüsse angebracht werden können. Man zieht daher die Jagd mit Netzen vor. Zu diesem Behufe spannen die Neger ein großes starkes Netz, dessen sie sich sonst beim Seefischfange bedienen, zwischen zwei Kanots aus und fahren dann stromaufwärts. Sobald ein Krokodil gefangen ist, rudern sie ans Land, das Netz wird umwickelt, worauf das Thier mit seinen fingerartigen Krallen sich in demselben verwickelt. Hierauf wird der Rachen mit Stricken umwunden, und dasselbe geschieht auch mit den Vorder- und Hinterfüßen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 366.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 December 1836.

Rückblicke.

(Schluß.)

Wir haben nun übersichtlich diejenigen Länder und Reiche durchgegangen, wo sich eine mehr oder minder ausgesprochene Tendenz und Richtung verfolgen lassen, die übrigen Mittheilungen sind mehr abgerissene einzelne Skizzen, wie sie der Zufall bietet. Hier haben wir das viel bewegte, aber nicht erfreuliche Treiben in Spanien geschildert, in dem Alboroto von Valencia (s. Nr. 94 ff.), und in den wiederholten Mittheilungen über die englische Legion in Spanien, in dem Besuche des Hauptquartiers von Don Carlos (s. 163 ff.), so wie in einigen Bildern aus dem Baskenlande (s. Nr. 174 und 187), während die Reisen in Norwegen (Nr. 216) und die Schilderungen, wie man dort reist, die großartigen Naturerscheinungen jenes Landes beurkunden, und von der Sinnesart seiner Bewohner zeugen. Andere Mittheilungen, wie die Skizzen aus Ungarn und Siebenbürgen, deren genauere Anführung überflüssig ist, geben einen Begriff von dem bunten Leben in jenen Ländern des südöstlichen Europa's, wo Nationen und Sprachen so seltsam durch einander gemischt sind. Die Literatur Neapels (s. Nr. 168 ff.) zeigt, wie sich allmählich jenes Land aus dem alten Schlummer aufrafft; zwar läßt uns hier die Erzählung von Marco d'Abbruzzo, wir möchten sagen, in eine primitive Rohheit hineinblicken, in welche ganze Gegenden versunken sind, doch ist diese Rohheit gesünder, als die Verbildung und die Laster vieler Städte. Sonderbar genug haben wir eine solche Unzahl von Reisen in Italien, aber alle scheinen es sich zur Regel gemacht zu haben, die alt betretenen Pfade von neuem wieder zu betreten. Wie viele Gegenden in Sicilien (man vergleiche nur die Reise nach Selinunt Nr. 120 f.), wie mancher Gebirgsstrich in Neapel, wie manches Thal in den südlichen Alpen (s. die Eigenthümlichkeiten des Verzascathals Nr. 100 f.) bietet noch des Merkwürdigen und Wissenswerthen so viel dar: was hat sich in den Gebirgsstrichen Unter-Italiens und in den Thälern der südlichen Alpen von uralter Bevölkerung erhalten, die der verwüstende Strom der Eroberer nicht traf! Das zu erwartende Resultat lohnte wohl die Mühe der Untersuchung, aber hier wie anderwärts herrscht die Mode, und nur hie und da führt Zufall oder Laune einen oder den andern in solche abgelegene Gegenden, wo der Aufenthalt freilich nicht immer sicher ist.

Wo dagegen Verkehr und Mode die Reisenden hinführen, da vervielfältigen sich die Verbindungswege auf eine überraschende Weise. Im Anfang des Jahres zeigten wir das Projekt einer Dampfschifffahrt zwischen England und Amerika an (s. Nr. 38), und noch vor dem Ablauf des Jahres sind alle Voranstalten getroffen, um das wichtige Unternehmen ins Werk zu setzen (s. Nr. 313); künftig wird die reiselustige Welt von Liverpool bis New-York in 10 bis 14 Tagen gelangen, nachdem man früher die Reise von New-York nach Havre nur unter sehr günstigen Umständen in 18 bis 20 Tagen zurücklegte. Nicht minder schnell und leicht wird seit einiger Zeit die Verbindung unter den wichtigsten Häfen des Mittelmeeres, wo bekanntlich seit mehr als einem Jahre Dampfboote nach der afrikanischen Nordküste, nach Alexandrien, Smyrna, Konstantinopel u. s. w. gehen, so daß man eine Rundreise im mittelländischen Meere binnen wenigen Monaten vollenden kann. Einen kaum minder bedeutenden Fortschritt in der leichten Verbindung der Völker unter einander können wir hier nicht übergehen, nämlich die in England zusammengetretene Gesellschaft zur Trinkbarmachung des Seewassers, welche bereits (s. Nr. 391) so weit gelangt ist, Probeschiffe nach dem mittelländischen Meere zu senden. Gelingt die Probe in diesem Meere, welches seiner besonders salzigen Eigenschaften wegen bekannt ist, so kann die Erfindung als probehaltig angesehen werden.

Ist einmal die Schifffahrt so mancher Gefahren (s. die Leiden des Durstes auf der See Nr. 306) enthoben, so werden die wenigen geographischen Entdeckungen, welche noch zur See zu machen sind, bald vollendet seyn, und die Zeit wird kommen, wo man daran denken kann, wissenschaftlichen Untersuchungen auf diesem Gebiete weiter nachzuforschen, als bis jetzt geschehen ist. Wie Manches ist uns noch dunkel über die Meeresströmungen (s. Nr. 324), wie viele Fragen erheben sich noch über die Fucusbank bei Flores und Corvo (s. Nr. 345), was sind die Ursachen, welche den Schiffer nöthigen, auf der Fahrt von Europa nach den Antillen einen ganz wunderlichen Umweg zu

Digitized by Google

nehmen, um schneller ans Ziel zu gelangen, warum wehen die Passatwinde gerade auf dieser Strecke, das sind Fragen, welche erst dann sich beantworten lassen, wenn die Seefahrer nicht mehr so häufig genöthigt sind, um frisches Wasser einzunehmen, ihren Lauf bald da bald dort zu ändern. Dann wird es erst möglich werden, Seekarten zu entwerfen, wo nicht bloß zum Behufe der Schifffahrt die Untiefen bezeichnet sind, sondern auch die geologischen Forschungen Nahrung finden durch die Kenntniß der Unebenheiten unsers Erdballs an denjenigen Stellen, welche vom Meere bedeckt sind. Was ist z. B. jene Sandinsel zwischen Europa und Nordamerika (s. Nr. 348), deren Ausläufer sich namentlich nach Westen ungemein weit erstrecken, und vielleicht bei genauerer Forschung nur breite Fahrstraßen zwischen sich und den Bänken von Neufundland offen lassen. Sind vielleicht diese Sandbänke mit der Sandinsel, welche im Norden des großen Golfstroms liegt, eine Folge eben dieser Strömung, die Sand und Gerölle auf ihrem raschen Zuge gegen Norden wirft? In dieser Beziehung stehen unsere geographischen Kenntnisse noch sehr tief.

Wir haben im verflossenen Jahre uns bemüht, in den geologischen Notizen eine fortlaufende kleine Chronik, nicht dieser Wissenschaft, welche als solche uns fern liegt, sondern der gesammelten Nachrichten über die allmähliche Bildung unserer Erdrinde zu geben. Wir sind weit entfernt, dabei irgend einen Anspruch auf Vollständigkeit zu machen, doch sind auf der andern Seite auch die wenigsten unserer Leser hinsichtlich der Masse der Journale so günstig gestellt, um leicht eine solche Uebersicht der einzelnen Nachrichten zu erhalten. Was wir dabei beabsichtigten, ist, einen Beitrag zu dieser Wissenschaft, d. h. zur Kenntniß der Geschichte unserer Erde zu geben, und die Resultate dieser Wissenschaft als eine nothwendige Grundlage jeder richtig aufgefaßten Geographie dieser letztern zu vindiciren. Dann haben wir auch nach Anleitung von Pusch's geognostischer Beschreibung von Polen und den übrigen Nordkarpathenländern versucht, eine Uebersicht dessen zu geben, was für die allgemeine Geographie und für jeden Leser Interessantes daraus zu entnehmen ist. Den Standpunkt, von dem wir bei Mittheilung solcher Nachrichten überhaupt ausgehen, mag der Artikel: über die Wirkung der strömenden Gewässer, bezeichnen, den wir noch in diesen zwei letztern Blättern (s. Nr. 365. 366) aus Berghaus Almanach für das J. 1837 entnommen haben. Es fehlt uns noch eine umfassende physische Erdkunde, welche das bis jetzt in geologischer Hinsicht Gesammelte in einer lichtvollen Uebersicht zusammenstellt, und dadurch zugleich auf die Lücken aufmerksam macht, welche hauptsächlich noch auszufüllen sind. Nach den Fortschritten indeß, welche dieses Studium in Deutschland, Frankreich und namentlich in England gemacht hat, wird man vielleicht einen solchen Versuch, denn dieß muß es noch geraume Zeit bleiben, nicht lange mehr erwarten dürfen. Unsern Plan, eine kleine Chronik der verschiedenen geologischen Erscheinungen und Forschungen, insofern sie die Geschichte der Rinde unserer Erde betreffen, gedenken wir auch im kommenden Jahre fortzusetzen und möglichst zu vervollständigen. In diesem Punkte muß es freilich auch, wie in den übrigen, bei dem Bestreben bleiben, so viel als in unsern Kräften steht, zu leisten, denn bei dem so mannichfachen Inhalt unserer Zeitschrift ist es nicht möglich, alle Theile mit gleicher Sorgfalt zu behandeln. Wir erinnern hiebei an das, was wir Eingangs bemerkt haben, daß unser Ziel so weit gesteckt ist, daß wir nie hoffen können, es in seinem ganzen Umfang zu erreichen. Um so weniger wird es uns eben darum an Aufforderung fehlen, immer mehr an der Vervollständigung unserer Zeitschrift zu arbeiten, denn es gibt für eine solche keinen schlimmern Zustand, als wenn sie zur maschinenmäßigen Behandlung herabsinkt, welcher dann die Rückschritte auf dem Fuße folgen.

Verändernde Kraft des Gewässers.

(Schluß.)

Allein nicht nur das Vorhandene zerstörend, sind die mechanischen Wirkungen, welche das Wasser auf die Gestalt der Erdrinde ausübt; beladen mit den Trümmern früher erzeugter Gebirgsarten, muß es der Masse der Erdrinde an andern Orten wiedergeben, was es ihr in den Gebirgen entrissen hat. Die Bäche und Ströme lassen ihre Beute zunächst in den Ebenen am Fuße der Gebirge fahren, wo der schwächere Abhang des Landes sie nicht weiter fortzustoßen gestattet, und so können sie dazu beitragen, das Land in Jahrtausenden mit der ungeheuren Masse von Schutt und Gebirgstrümmern zu bedecken, welche wir darin gefunden haben. Bei hohen Fluthen reißen die Ströme die Wälder an ihren Ufern fort, und sie unter Gebirgstrümmern begrabend, erzeugen sie Massen, welche den Kohlenflözen der ältern Perioden ähnlich gestaltet werden; so insbesondere einige Flüsse Nordamerika's, welche stundenweite Strecken mit Baumstämmen bedecken und anschwemmen. Leichtere Theilchen (feinen Sand und Schlamm) können die Flüsse indeß noch länger mit sich fortführen, und sie werden sie dann erst abzusetzen vermögen, wenn bei ihrer Ankunft im Meere die fließende Bewegung geendet wird. Wir finden daher bei allen Flüssen die Neigung, an ihren Mündungen fortwährend neues Festland zu bilden, und es bedarf nur sehr weniger Aufmerksamkeit, um sich zu überzeugen, daß schon sehr große Länderstrecken auf diese Weise sich aus dem Meere erhoben haben; so betrachteten schon die Aegyptier (wie Herodot uns berichtet) ihr Land als eine Gabe des Nils, und es ist nicht sehr unwahrscheinlich, daß noch bei dem gegenwärtigen Zustande der Schöpfung ganz Unterägypten bis zu den Katarakten von Syene vom Meere bedeckt war; so betrachteten die Hindus das fruchtbare Thal von Bengal als eine Gabe des Ganges, und mit Recht sind wir daran gewöhnt, Holland als ein Werk des Rheinstromes, die fruchtbaren Marschländer an den norddeutschen Küsten als Geschenke der Elbe und der Weser zu betrachten; sehr bekannt ist endlich die große Vermehrung des Festlandes, welche die vereinte Wirkung des Po, der Etsch, der Brenta, des Tagliamento, Piave, Isonzo und anderer Flüsse Oberitaliens auf den N. W. Küsten des adriatischen Meeres ausübt; Ra-

venna lag zu den Zeiten Augusts noch fast ganz im Meere, jetzt liegt es fast eine Meile von ihm entfernt, und die Lage Venedigs wird wahrscheinlich einst ähnlich werden. An den Küsten von Languedoc und der Provence geben die Mündungen der Rhone zu einer ähnlichen Erscheinung Veranlassung. Aigues-Mortes lag 1269 nah am Meere, jetzt 8000 Metres landeinwärts, in der Nähe von Cette schreitet dieß jährlich ungefähr 2,1 M. vor. Wir sehen, daß alle diese Landstriche bis in ansehnlicher Tiefe aus wechselnden Sandschichten, Thonmassen, Grand und Schlammschichten gebildet sind, je nachdem der Fluß in verschiedenen Perioden seines Laufes anderes Material mit sich führt; sollen wir daher nicht berechtigt seyn, wenn wir im ältern Gebirge Sandsteinschichten, grob und fein mit Thonschichten und Steinkohlenflözen wechselnd, die Vertiefungen des Urgebirges ausfüllend finden, zu glauben, daß auch diese ein Werk vormaliger Flüsse an den Küstenländern der Vorwelt gewesen sind.

Die chemische Wirkungen des Gewässers sind nicht von geringerer Bedeutung als die mechanischen, doch wirken sie minder heftig und in die Augen springend; wir wollen sie daher hier nur flüchtig überschauen.

Es gibt fast keine Gebirgsart, welche das Innere der Erdrinde bildet, welche nicht der Zersetzung oder der vollendeten Auflösung bei langem Einwirken des Wassers unterworfen ist. Der feste Granit verliert durch sie seine ursprüngliche Beschaffenheit, der Feldspath in ihm wird durch Entziehung seines Alcali in Porzellanerde, der Glimmer in eine mehr oder minder unreine Thonmasse; Basalte, Porphyre, Laven ꝛc. verlieren den mineralogischen Charakter ihrer Masse und verwandeln sich auf ihrer Oberfläche in mehr oder minder fruchtbare Dammerde; Kalksteine endlich, Gyps und Steinsalz, welche einen so beträchtlichen Antheil an der Bildung der Erdkruste nehmen, werden aufgelöst und flüchtig mit fortgeführt, und so hat das Wasser in allen Perioden auch auf diesem Wege die Erdrinde angreifen können, es hat ausgedehnte Lücken im Innern der Gebirge gebildet, welche als Höhlen und unterirdische Gänge zum Theil noch offen daliegen, theils Ursachen von dem Umsturz großer Strecken der Oberfläche gewesen seyn können. Doch auch auf chemischem Wege konnte das Wasser an andern Stellen neu wieder bilden, was es in sich aufgenommen hatte. Noch heute sehen wir, daß alle Gewässer, die aus Kalkgebirgen kommen, bei längerem Stande an der Luft ihre aufgelösten Kalkerden schichtenweise krystallinisch wieder absetzen, und die großen Tuffmassen, welche die Quellen an den Rändern über Kalkberge erzeugen, die unter andern in Thüringen ganze für sich stehende Berge bilden und in einigen Gegenden Italiens (am Fuße der Apenninen) als Travertino ein geschätztes Baumaterial bilden, gleichen der Hauptsache nach völlig den Kalkschichten, welche in den ältern Perioden der Erdgeschichte als große Gebirgsmassen gebildet wurden, und welche die Spuren ihrer Entstehung aus dem Wasser auch überdieß gewöhnlich unwiderleglich durch die Menge der in ihnen enthaltenen Reste von Wassergeschöpfen beurkunden.

Aehnlich wie die Kalkgebirge setzt das Wasser auf seinem Boden in krystallinischen Massen seinen Salzgehalt ab, die zahllosen Salzseen Persiens, der kirgisischen Steppe, an den Ufern des Aral- und des kaspischen Sees, sind in der That zum großen Theile geschichtlich nachweisbar in wahre Steinsalzlager verwandelt, welche mit denen in den ältern Schichten der Erde völlig verglichen werden können, deren Lage oft auf das Entschiedenste beweist, daß sie sich in ähnlichen abgeschlossenen Becken wie diese gebildet haben müssen; wie z. B. die Masse von Wielitzka, die von Vic, ein ausgezeichnetes Becken.

Konvolute von körnigen und krystallinischen Gypsmassen endlich, welche sich durch den chemischen Einfluß des Wassers in Bergwerken bilden, beweisen, daß auch diese Substanz durch das Gewässer in den Gebirgen erzeugt werden kann. Saussure und Spallanzani sahen Sandstein von außerordentlicher Festigkeit fortwährend durch das Meer an den Küsten Siciliens bilden,*) an den Küsten von Cornwall sah man auf ähnliche Weise Rogenstein entstehen, **) und mehrere Mineralkörper endlich, welche häufig in den ältern Gebirgen zerstreut vorkommen, Holzstein, Feuerstein, Schwefelkies, Quarz, (als Kieseltuff) und Chalcedon bilden sich noch heute, wo die Bedingungen dazu vorhanden sind, durch chemische Einwirkung der Gewässer.

Wir sehen mithin, daß die Wirkungen, welche durch das Wasser auf den gegenwärtigen Zustand der Erdoberfläche hervorgebracht wird, in hohem Grade genügende Parallelen zur Vergleichung mit den Veränderungen darbieten, auf deren vormaliges Daseyn die Beschaffenheit der mineralischen Erdrinde uns schließen läßt; nichts desto weniger wird auch einer sorgfältigen Vergleichung nicht entgehen können, daß in sehr vielen Fällen dieses mächtige Agens zur Enträthselung der Erscheinungen nicht ausreicht.

Wir haben zwar gesehen, daß das Wasser Berge in Ebenen zu verwandeln vermag, daß es Meeresgrund in Festland und diesen in jenes verkehrt, daß viele der Massen, welche die Erdrinde zusammensetzen, aus Stoffen gebildet wurden, welche das Wasser einst aufgelöst enthielt; die meisten dieser Wirkungen aber waren, wie leicht zu erachten, nur die Folge sehr allmählich wirkender Vorgänge, ja es ward bei vielen derselben eine Beschaffenheit der Erdoberfläche nothwendig vorausgesetzt, welche nur eine Folge vulkanischer Erscheinungen seyn konnte.

*) Dolomien bei Tropäa in Calabrien sandigen Kalkstein voll Meerkörper.

**) Eine ähnliche Masse bildet sich fortwährend im Carlsbader Sprudel.

Chronik der Reisen.

Fahrt der brittischen Schiffe Adventure und Beagle von 1825 bis 1836 zu Aufnahme und Untersuchung fremder Länder und Meere, befehligt von den Kapitäns King, Stokes und Fitzroy. *)

Ein Theil des östlichen Patagoniens, der größere Theil der magellanischen Straße und ein bedeutender Theil der Westküste von Pata

*) Mitgetheilt in einer der jüngsten Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London, von deren Präsidenten Sir John Barrow.

gonien war bereits aufgenommen worden, als der Tod des Kapitäns Stokes eine Unterbrechung der Arbeiten herbeiführte. Auch Lieutenant Skyring ist seitdem gestorben. Während der Jahre 1829 und 1830 setzten beide Schiffe ihre Aufnahmen fort, begleitet von einem Lichter unter Befehl des Lieutenants Graves. Gegen Ende 1830 kehrten sie nach England zurück, und brachten außer den erwähnten Karten auch noch die vom südwestlichen und südlichen Gestade des Feuerlandes und vielen Sunden und Durchfahrten mit. Gegen Ende 1831 segelte der Beagle abermals von Plymouth ab. Ein Hauptzweck der Reise war die Messung der Meridiandistanzen mittelst einer großen Zahl von Chronometern; die Instruktion lautete, so oft als möglich ans Land zu gehen, um Beobachtungen zu machen und die Verhältnisse der Chronometer zu einander zu bestimmen.

Der Verfasser dieser Skizze geht nach einer allgemeinen Uebersicht der angewendeten Mittel und der erreichten Zwecke zu einigen Bemerkungen über interessantere oder weniger bekannte Punkte über. Man fragt sich natürlich, sagt er, warum das östliche Patagonien zu fortwährender Unfruchtbarkeit verdammt seyn sollte, während die westliche Seite dieses Landes unter derselben Parallele der Breite durch zu vielen Regen in Nachtheil gesetzt wird. Die vorherrschenden Westwinde und die Anden sind die Ursache hievon. Die Winde bringen viel Feuchtigkeit vom stillen Ocean her, setzen sie aber sämmtlich (verdichtet) an der Westseite des Gebirgs ab; denn dieselben Winde werden, wenn sie die Cordilleren passirt haben, sehr trocken. Ostwinde sind an der Ostküste sehr selten, und die einzigen, welche Regen nach den entferntesten Wüsten Patagoniens bringen. Westlich von den Anden ist der Ostwind trocken und wolkenfrei. Dieses ganze Land ist einer sehr strengen Kälte im Winter und einer unerträglichen Hitze im Sommer ausgesetzt. Große und sehr plötzliche Temperaturveränderungen treten ein, wenn nach sehr heißer Witterung die kalten Winde gleich Orkanen aus Norden kommen. Selbst die wandernden Indianer vermeiden diese Gegend, und kommen nur durch, wenn sie Salz holen oder ihre Begräbnißplätze besuchen.

Auf einem zwanzigtägigen Ausfluge den Fluß Santa Cruz aufwärts kamen die Reisenden durch ein ähnliches Land, wo sie große Lavaschichten fanden. Von der Kleidung der Patagonier, deren Körpergröße sprüchwörtlich geworden, sagt der Verfasser, daß sie keine andere Kopfbedeckung haben, als ihr rauhes, dünnes, schwarzes Haar, das durch ein aus Sehnen geflochtenes Band über den Schläfen zusammengehalten wird. Ein großer aus Fellen zusammengenähter Mantel reicht von den Schultern bis auf die Knöchel herab, und macht sie so groß aussehend, daß man sich nicht wundern darf, daß sie für Riesen gehalten wurden. Unter 2 bis 300 Eingebornen findet man kaum ein halbes Dutzend Männer, die weniger als 5 Fuß 9 oder 10 Zoll messen; die Weiber sind von verhältnißmäßiger Größe. An den Füßen tragen sie Stiefeln, die bis zum Schenkel heraufreichen und aus Einem Stück, aus der Haut der Hinterfüße der Pferde, gemacht sind. Hölzerne (in Ermanglung eiserner) Speere, mehrere Kugeln an einem ledernen Riemen befestigt, mit denen sie nach Menschen und Thieren werfen, um sie zu fangen, eine lange Lanze und ein Messer vollenden ihre Ausrüstung. Die Weiber sind gekleidet und gestiefelt wie die Männer, tragen aber noch einen Schurz; das Haar flechten sie in zwei Zöpfe.

Das östliche Feuerland ist eines der besten unter den Ländern südlich von 45°. Die waldigen Gebirge im Westen sinken hier zu Hügeln herab, und verflachen sich auch theilweise zu Ebenen mit Waldung bedeckt. Das Klima hält die Mitte zwischen der vom östlichen Patagonien und dem des westlichen Feuerlandes, welches, nebst dem südlichen, kurz geschildert ist, wenn man sagt, daß es aus tief ins Land dringenden, aber schmalen Meerarmen, hohen gebirgigen Inseln, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind, bestehe, während die steilen und felsigen Gestade zum Theil mit immergrünen Wäldern bedeckt sind. Das ganze Jahr hindurch herrscht trübe Witterung, Regen und viel Wind.

Die elenden Eingebornen sind von kleinem Wuchs, schlecht aussehend und schlecht gebaut. Ihre Farbe ist dunkler als Kupfer; sie gleicht altem Mahagonyholz oder rostigem Eisen. Der Körper ist im Verhältniß zu den gekrümmten Gliedmaßen groß zu nennen, und ein rauhes, sehr schmutziges Haar verhüllt das häßliche Gesicht zur Hälfte, erhöht aber auch den widrigen Eindruck, der solche Unform macht, noch mehr. Diese armen Geschöpfe tragen zuweilen ein Stück Seehund-, Otter- oder Guanacofell über dem Rücken, und das Fell einer Fettgans oder irgend eine andere Bedeckung wird vorn befestigt. Oft aber gehen sie auch ganz nackt, mit Ausnahme eines um die Hüfte gebundenen Stück Fells, das ihnen als Tasche dient, in die sie die Kieselsteine stecken, deren sie zu ihren Schleudern bedürfen. Die Weiber gehen im Ganzen mehr bedeckt, und tragen oft ein ganzes Seehundsfell.

Der Verfasser beschreibt dann die Hütten, Kanots u. s. w. dieser armseligen Leute, und sagt, daß der westliche Theil von Patagonien ein so schlechtes Land, als der schlechteste Theil des Feuerlandes sey. Die Gebirgsspitzen bilden eine Menge von Inseln, die gegen das Meer hin ganz kahl, nach dem Lande zu aber mit undurchdringlichem Wald bedeckt sind; dabei herrscht unaufhörlicher Regen, so daß das Land nie trocken wird.

Der Chonos-Archipel ist wenig besser als das oben erwähnte Land. Keines der Gebirge in diesem Theil der Anden, oder gegen Süden, welche gemessen wurden, sind höher als 9000 Fuß. Um Valdivia herrscht gleiches Klima, was natürlich für den Anbau allenthalben ein Hinderniß ist. Nördlich von Valdivia, gegen Concepcion, findet man eine der schönsten Gegenden der Welt mit sehr gesundem Klima. Während der Beagle hier vor Anker lag, stellte sich das große Erdbeben vom 20sten Februar v. J. ein, wovon der Verfasser eine sehr lebendige Schilderung entwirft. Bei aller Wuth der Zerstörung ward doch ein Kind unverletzt ins Meer gespült, und Fensterrahmen wurden auf die Insel Quiriquina geschleudert, ohne daß auch nur eine Scheibe gebrochen wäre.

Am 20sten November Morgens fühlte man zu Neapel einen heftigen Erdstoß, und in der darauf folgenden Nacht vernahm man im Innern des Vesuv ein außerordentliches Getöse. Auch hörte man mehrere Donnerschläge.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 95** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Der gute Alte. Von Beranger. — Die gute Alte. Von demselben. — Karl Sand von Alphonse Brot. (Schluß.) — Gesang eines Geistes. Von Shelley.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Titel und Register zu dem Jahrgang 1836 und Umschlag zum Decemberheft 1836.)

№ 1.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Neuer Verlag

von

v. Carl Wilh. Leske in Darmstadt.

Sackreuter, E. B., (Pfarrer zu Raunheim), christliche Religions- und Kirchengeschichte, dargestellt für gebildete Familien und Lehrer an Volksschulen. Zwei Bde. gr. 8. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Dieselbe mit 13 Kupferstichen, in 2 Bänden, cart. 3 Rthlr. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

Ritgen, Hugo, (Dr. d. Philos. u. Architekt) Beiträge zur Würdigung des Antheils der Lehre von den Constructionen in Holz und Eisen zu der Ausbildung des Charakters neuerer zeitgemäfser Baukunst. Mit einem Vorwort von Dr. G. Moller und 3 Figurentafeln. 1 Thlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Weitershausen, Dr. C., (Lehrer an der grofsh. Militairschule) Lehrbuch der Geographie mit besonderer Rüksicht auf den Vortrag in Kriegsschulen. gr. 8. 2 Thlr. 4 gr. oder 3 fl. 48 kr.

☞ Bei Abnahme von wenigstens 25 Exemplaren zugleich findet ein Partiepreis von 1 Thlr. 14 gr. od. 2 fl. statt.

Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben aus den Schriften des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen von Dr. J. W. Chr. Steiner. 1r Bd. 1s Heft. gr. 8. geh. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Geschichte, allgemeine, der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten; bearbeitet von Dr. F. J. A. Schneidawind. 29stes Bändchen. Subscriptionspreis 6 gr. od. 27 kr., einzelne Feldzüge per Bändchen 9 gr. oder 40 kr.

Schneidawind, Dr. F. J. A., (Professor der Geschichte am Lyceum zu Aschaffenburg) der Feldzug in Italien, von F. Z. M. Alvinzi's erstem Vorrücken gegen Mantua bis zum Frieden von Campo Formio, in den Jahren 1796 und 1797. 1s bis 3s Bändchen. 16. 1 Thlr 3 gr. oder 2 fl.

Schwalbach et ses environs par Fenner de Fenneberg. carton. 14 gr. od. 1 fl.

Mitternachtzeitung.

Herr **Dr. Laube** übernimmt von Neujahr 1856 die Redaktion der **Mitternachtzeitung.** Zur näheren Bezeichnung des auf diese Weise sich erneuernden belletristischen Journals kan ich versichern, dafs alles Mögliche geschehen ist, dem Unternehmen tüchtige Litteraten als Beförderer zu gewinnen. Der Redakteur selbst liefert ein stetiges Litteraturblatt, was ohne vorgefafste Parteimeinung in die schlimmen litterarischen Kämpfe unserer Tage hineintreten will. Die lautere Bildung der Nation vor Augen, strenge oder freundliche Worte im Munde habend, soll es nie vergessen, dafs es ein Streben für *„gebildete Stände“* an den Tag zu legen hat, denen kein Schimpfen und Fanatisiren, keine Zügellosigkeit angemessen ist, und die nicht im Handumkehren zu bedenklichen Theorieen einer extemporirten Cultur genöthigt werden sollen. — Für diejenigen Herren Litteraten, denen noch keine Einladung zur Theilnahme eingesandt worden ist, diene zur Nachricht, dafs Alles, was in gedrängter Form Poetisches, was in geringer Raumausdehnung Historisches behandelt der Redaktion sehr willkommen seyn wird. Diesen Standpunkt möchte lezterer auch für Correspondenzen eingenommen, und Notizen, Biographisches etc. darin einbegriffen sehn. Politik bleibt als Fremdartiges von der Mitternachtzeitung ausgeschlossen, und wo die Annäherung sich nicht ganz vermeiden liefse, da ist es Tendenz der Redaktion, Achtung und Diskretion vor dem Bestehenden nicht aus den Augen zu lassen.

Ich bitte ergebenst, die gefälligen Zusendungen von Manuscripten an die *Kollmannsche* Buchhandlung in Leipzig zu adressiren.

Der Preis des Jahrganges von 208 Nummern, mit Bei- und Intelligenzblattern, bleibt, bei eleganterer Ausstattung, wie bisher, 8 Thlr. oder 14 fl. 24 kr. rhein. und kan dafür durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden.

Braunschweig, 1 December 1835.

Ch. Horneyer.

In Augsburg nimmt Bestellungen an die K. Kollmann'sche Buchhandlung.

So eben fertig und versendet:

Die Auszehrung heilbar!

Von D. Ramadge,

Oberarzt des Londoner Hospitals für Schwindsüchtige.

Aus dem Englischen übertragen und mit Anmerkungen begleitet vom

Obermedizinalrathe D. Hohnbaum.

Mit Kupfern.

Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburgshausen und New-York. 1835. Preis: 18 Groschen sächs., oder 1 fl. 12 kr. rhn., oder 21 Silbergr.

„Ich habe gefunden, daß die Heilung einer Krankheit möglich ist, die man bisher für unheilbar gehalten hat, und zwar besteht das Mittel zur Heilung nicht aus irgend einem pharmaceutischen Arkanum, sondern aus einem einfachen, mechanischen, fast nichts kostenden und allenthalben anwendbaren Prozeß. Was uns bis jezt dunkel war, ist nun, wie ich hoffe, hell geworden, und ich habe die frohe Ueberzeugung, daß, als Wirkung dieser kleinen Schrift, alle bisherigen, auf bloßen Vermuthungen beruhenden Auszehrungs-Kurmethoden, die nur zu oft die Krankheit verschlimmerten, statt sie zu heilen, gleich andern irrigen Behandlungsweisen der Vorzeit, an die wir nur mit Bedauern und Erröthen zurük zu denken vermögen, nun der verdienten Vergessenheit übergeben werden.“ Vorrede.

☞ Die zweite Auflage dieser verdienten, Sensation machenden Schrift ist eben erschienen und versendet. Oktober 1835.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt werden:

Bibliothek

für

Militärs überhaupt

und für

Unteroffiziere insbesondere.

Erste Lieferung:

Lehre von den Handwaffen.

Zweite Lieferung:

Militärisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung. 1ste Abtheilung.

Preis jeder Lieferung 12 kr. oder 5 gr.

Dem unbefangenen Leser kan es nicht entgehen, daß das Streben, sich durch Lesen zu unterhalten, in der neuern Zeit alle Stände durchdrungen hat, und sich besonders unter der ehrenwerthen Klasse der Unteroffiziere und der angehenden Militärs kund gibt. Dieses in jeder Hinsicht erfreuliche Zeichen verdient wohl beachtet zu werden. Das Lesen hält den jungen Militär von mancher schädlichen, kostspieligen Unterhaltung ab, und dient als Mittel, Kenntnisse aller Art, die sich weder auf dem Exercirplaze, noch aus den Dienstvorschriften und Instruktionen erlernen lassen, zu verbreiten, und die intellektuellen Kräfte des Lesers durch das mit dem Lesen verbundene Nachdenken zu entwikeln und zu erhöhen.

Nimmt man einige eigens für die obenerwähnte Klasse geschriebene Bücher aus, deren Anzahl jedoch sehr gering ist, so besteht bis jezt noch kein zusammenhängendes Werk, das in einer allgemein verständlichen Sprache alle Zweige dessen umfaßt, was für jene Klasse als wissenswerth erscheint; und aus diesem Mangel erklärt es sich denn auch, daß die meisten jungen Militärs und Unteroffiziere nothgedrungen ihre Zuflucht zu dem verderblichen Institute der Leihbibliotheken nehmen, wo ihnen Bücher in die Hände gegeben werden, welche nicht selten ihre und Anderer Moralität untergraben, sie vom Weg ihrer Berufspflichten ableiten, im unschuldigsten Fall aber zeitraubend, und für ihre militärische Ausbildung gänzlich ohne allen Nuzen sind.

Diesem wesentlichen Uebelstande kan nicht kräftiger entgegengearbeitet werden, als durch Abfassung einer Reihe von Schriften, in welchen in leicht verständlicher Sprache und in unterhaltendem Gewande dasjenige mitgetheilt wird, was aus den Hauptzweigen des militärischen Wissens dem Unteroffizier und dem jungen Militär, der sich zu solchen heranzubilden sucht, als wünschenswerth erscheint.

Zur Erreichung dieses in seinen Folgen gewiß segensreichen Zwekes hat sich eine Gesellschaft deutscher Offiziere vereinigt, und nach reiflicher Erwägung den Plan einer Bibliothek für Unteroffiziere entworfen, welche nach den geistigen und äußeren Mitteln dieser Standesklasse berechnet ist.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen hiebei ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kan, ausschließt.
2) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines

Ganzes berechnet, denn der Unteroffizier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben.

5) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist auf möglichste Wohlfeilheit, mit Beseitigung jedes Gedankens an Gewinn basirt, denn dem angehenden Militär und dem Unteroffiziere stehen nur schwache pekuniäre Mittel zu Gebote.

6) Neben der Verbreitung nüzlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militärstande noch von wesentlichem Nuzen seyn dürften, wird der Geist des ächten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchweben.

Die einzelnen Fächer und ihre Reihenfolge sind folgende:

	Lief.	Bog.
1) Lehre von den Handwaffen. . .	5	12
2) Militärisches Lesebuch zur Unterhaltung u. Belehrung. 1ste Abth.	5	12
3) Die Lehre vom Militärstyl. . .	3	12
4) Erklärendes Wörterbuch der in der Kriegskunstsprache vorkommenden Fremdwörter.	2	8
5) Kurzer Abriß der allgemeinen Geschichte mit steter Hinsicht auf den Krieg.	6	24
6) Militärisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung. 2te Abth.	5	12
7) Populärer Abriß der Kriege neuerer Zeit (von 1792 an).	4	16
8) Populäre Militär-Geographie mit 1 Atlas.	4	16
9) Terrain-Lehre.	5	12
10) Der Unteroffizier als Untergebener, Kamerad und Vorgesezter.	2	8

Wer bei der ihm zunächst gelegenen Buchhandlung unterzeichnet, und sich zur Annahme der ganzen, in 2 — 2½ Jahren fertig werdenden Sammlung verbindlich macht, erhält die Lieferungen im Subscriptionspreise von 12 kr. oder 3 gr. per Lieferung. Alle sechs Wochen ungefähr wird eine Lieferung von 4 Bogen ausgegeben.

Sobald sämtliche Lieferungen eines Faches erschienen sind, tritt für dieses Fach, welches dann auch einzeln verkauft wird, ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jahrbuch für 1836.

Herausgegeben von

H. C. Schumacher.

mit Beiträgen von Berzelius, Bessel, Gauſs, Moser, Olbers und Paucker.

Mit einer Kupfertafel.

Beobachtete Variationen der Magnetnadel in Kopenhagen und Mailand 1834. Novbr. 5 und 6 darstellend.

Preis gebunden 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

Erdmagnetismus und Erdmagnetometer von Gauſs. Ueber den Halley'schen Kometen. Die Maaſse und Gewichte Ruſslands und seiner Provinzen. Einige Ideen über eine, bei Hervorbringung organischer Verbindungen in der lebenden Natur bisher nicht beobachtete, mitwirkende Kraft. Tycho de Brahe als Homöopath. Astronomische Ephemeride. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 45° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von Gauſs. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von J. Oltmanns. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln, um in altfranzösischem Maaſse beobachtete Barometerhöhen auf 0° zu reduciren, mit Rüksicht auf die Ausdehnung der Scale. Tafeln zur Vergleichung der Thermometerscalen. Tafeln für Vergleichungen der französischen und englischen Maaſse. Spezifische Gewichte: a) fester Körper, b) flüssiger Körper, c) gas- und dampfförmiger Körper. Ausdehnung der Körper durch die Wärme: a) fester Körper, b) flüssiger Körper, c) Gasarten. Vergleichung des Kilogramms von Platina, welches Etatsrath Schumacher aufbewahrt, mit dem gesezlichen Kilogramm der Archive.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist in der **litter.-artist. Anstalt** in **München** erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Tassilo.

Ein

historisches Trauerspiel

in

fünf Akten mit einem Vorspiele

von

Carl Weichselbaumer.

Preis 1 fl. 36 kr.

Der Verfasser, durch seine früheren Schriften rühmlich bekannt und vorzüglich durch seine Vertrauenden, seine dramatischen Dichtungen eines ehrenwerthen Ranges in der schönen deutschen Litteratur versichert, übergibt hier dem Publikum das erste Trauerspiel aus der vaterländischen Geschichte, und wenn es durch seinen Stoff besonders die bayerische Nation anziehen muß, so gewinnt es durch die Person Karls des Großen und seine bedeutende Zeit zugleich wieder ein allgemeines Interesse. Die Charakteristik, welche an den bisher erschienenen Dramen dieses Autors auszeichnende Anerkennung gefunden hat, wird der Leser mit einem kräftigen Ausdruke vereint, hier wieder antreffen, und das rührende Element kan nur desto tiefer auf empfängliche Herzen wirken, als der Verfasser bis auf wenige unwesentliche Freiheiten der Geschichte treu geblieben ist.

München, 10 November 1835.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Politik

der

Landwirthschaft

von

J. G. Elsner.

2 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 18 gr.

Statt aller weitern Empfehlung führen wir bloß den Inhalt der einzelnen Kapitel an, und versichern, daß die Ausführung in hohem Grade gründlich und die Darstellung klar und faßlich ist. Der kräftige und bündige Styl des Verfassers würzt auch selbst die trokensten Gegenstände. Daß das Buch nicht für die Landwirthe allein geschrieben und zu brauchen sey, wird einem Jeden der Inhalt zeigen.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Hauptabschnitt. Jede Oekonomie muß ihre intensiven und extensiven Kräfte genau kennen lernen, damit sie dieselben entwikeln und stärken und zu ihrem Gewinne anwenden kann. Von der Organisirung einer Oekonomie. Von den Aker bau- und Wirthschaftssystemen. Von den extensiven Kräften einer Oekonomie, oder von den äußern Hülfsmitteln und Vortheilen, die ihr zu Gebote stehen. Die Finanzverwaltung, oder richtiges und genaues Erwägen der Einnahmen und Ausgaben, nebst pünktlicher Rechnungsführung. II. Hauptabschnitt. Die Landwirthschaft eines ganzen Landes ist als ein verbündeter Staat zu betrachten, welcher nur alsdann gedeihen kann, wenn unter seinen Gliedern (den einzelnen Oekonomen) Harmonie, d. i. Befolgung gleicher allgemeiner Grundsäze, stattfindet, und wenn sie alle dahin streben, ein gemeinsames Ziel zu erringen, welches darin besteht, jedem einzelnen sein Gedeihen zu sichern, und allen den höchst möglichen Gewinn zuzuführen. (Diese ersten beiden Abschnitte umfassen die innere Politik.) Richtiges Verhältniß des Aker-, Wiesen- und Forstgrundes in einem Lande. Die Vertheilung des der Landwirthschaft zugefallenen Areals. Die großen Landgüter. Die kleinern Besizungen. Die mittlern Güter. Von der Nuznießung des Grundeigenthums. A. Die Staatsdomänen. B. Die Majorate. C. Die Minorate. D. Die Familien-Fideikommisse. E. Die Seniorate. F. Die Landgüter der geistlichen Stiftungen. G. Die Pfarr- und Schulwidmuthen. H. Pachtungen von Landgütern. a) Die Erbpachten. b) Die Zeitpachten. 1) Die Dauer der Pachtung. 2) Die Art der Uebernahme der Güter in Pacht, ob mit oder ohne Besaz. 3) Das Pachtgeld oder die Pachtrente. 4) Der Umfang einer Landgüterpacht. 1. Die Größe und Ausdehnung der gepachteten Ländereien. 2. Die Menge der Nebennuzungen. 5) Gewährleistung bei Güterpachten. 6. Die Prolongation oder Verlängerung des Pachtzeitraums. 7) Die Zeit der Uebergabe der Pacht. 8) Einige besondere Pachtbedingungen. 1. Die Art und Weise der Eintheilung und Bewirthschaftung der übernommenen Felder. 2. Das Inventar. 3. Manche harte Forderungen. Bilanz zwischen Erzeugung und Verbrauch der landwirthschaftlichen Produkte. Von den Belastungen und Begünstigungen der Landwirthschaft. A. Die Abgaben an den Staat. B. Die Frohnen. 1) Entstehung derselben. 2) Abstellung derselben. C. Der Zehnte. D. Die Hutungs- und Gräserei-Servituten. E. Lieferungen und Fuhren im Kriege. F. Beiträge zu Kirchen-, Schulen- und Armenfonds. G. Die Patrimonialgerichtbarkeit. Gegenwärtiger Stand der landwirthschaftlichen Produktion in Beziehung auf Menge und Güte der Erzeugnisse, und Rathschläge zur Vermehrung derselben. A. Die vegetabilischen Produkte. Das Getreide. Die Kartoffeln. Die Runkelrüben. Der Flachs. Die Oelgewächse. Der Hopfen. Der Krapp. Der Wein. B. Die animalischen Produkte. Die Fleischerzeugung. Die Wolle. Die Pferde.

Inhalt des zweiten Bandes.

II. Hauptabschnitt. Die Erziehung des Volkes auf dem Lande. A. Von der Erziehung der Jugend auf dem Lande. B. Vermehrung der Civilisation des Landmannes. C. Besondere landwirthschaftliche Lehranstalten. Landwirthschaftliche Institute; um was es sich bei ihnen handelt. a) Um das Landgut. b) Um die Gegend, wo es liegt. c) Um die Stellung der Zöglinge. d) Um den zu ertheilenden Unterricht. D. Landwirthschaftliche Gesellschaften und Vereine. E. Landwirthschaftliche Litteratur und Journalistik. F. Landwirthschaftliche Feste und Preise. G. Afterbildung. Stellung des Landwirthes zu den übrigen Klassen der Staatsbürger. 1) Der intellectuelle Standpunkt des Landwirths. 2) Der politische Standpunkt. a) Hinsichtlich des Rechts und Gesezes. b) Hinsichtlich der öffentlichen Ordnung. 3) Der pekuniäre Standpunkt. 4) Der gemüthliche oder rein menschliche Standpunkt. Gang der Landwirthschaft und Einfluß derselben auf den Staat. Die Agrargesezgebung. A. Die moralischen Agrargeseze. 1) Geseze, welche den Endzwek haben Jeden in seinem Besize zu bestätigen und zu erhalten. a) Bestätigung (Confirmation) des Besizrechtes. b) Geseze zur Erhaltung des Besizes. 1) Moratorien. 2) Herabgesezter Zinsfuß. a) Strenge und gewissenhafte Abschäzungen der Grundstüke, auf welche Credit gegeben werden soll. b) Die Schuldinstrumente sollen nie auf den Inhaber lauten. c) Einfaches und rasches gerichtliches Verfahren bei Schuldklagen. 3) Unmittelbarer Schuz gegen Wucher. 4) Landwirthschaftliche Creditanstalten. a) Solche, welche auf Grundeigenthum borgen. aa) Creditanstalten, welche auf Gegenseitigkeit beruhen. bb) Solche, welche auf eigenen Gewinn und Gefahr des Instituts bestehen. b) Creditanstalten, welche auf bewegliche Gegenstände, insbesondere aber auf landwirthschaftliche Produkte borgen. 2) Landespolizeigeseze, d. i. solche, welche die Person und das Eigenthum schüzen. a) Gegen offenbare Beraubung. b) Gegen Schaden-

zufügungen. c) Zur Beförderung des öffentlichen Wohles. B. Die materiellen Agrargesetze. Alte, für die jetzige Zeit nicht mehr passende Institutionen und Observanzen. 1) Die Gemeinheiten. 2) Die gegenseitigen Servitute. a) Die Hutungsbelästigungen. b) Die Gräsereien. c) Die Frohne. Geist und innere Verfassung des landwirthschaftlichen Staates. A. Zwek und Tendenz der Landwirthschaft. a) Von der Menge der Erzeugnisse. b) Von der Güte der Erzeugnisse. B. Technische Gewerbe, welche mit der Landwirthschaft verbunden werden. a) Bierbrauereien. b) Branntweinbrennereien. c) Stärkefabriken. d) Oelschlägereien. C. Wohlthätige und nüzliche Institute, welche theils von der Landwirthschaft allein ausgehen, theils sie nur berühren. a) Die Assekuranzen oder Versicherungen gegen Beschädigung. 1) Die Brandversicherungsanstalten. aa) Von den gegenseitigen. bb) Von den Privatassekuranzen oder von den Versicherungen gegen Brandschaden ohne Gegenseitigkeit. 2) Die Hagelassekuranzen. aa) Solche, welche auf Gegenseitigkeit beruhen. α) Nach welchen Grundsäzen soll der Schaden geschäzt werden. β) Ob ein Aker für sich oder das ganze versicherte Feld zusammen berechnet werden soll? γ) Sollen die Fruchtpreise nach einem für das ganze Jahr gültigen Saze, oder nach dem, wie sie sich im Laufe des Jahres ändern, bestimmt werden? bb) Die Privathagelassekuranzen. b) Armenkolonien. 1) Von Uebervölkerung. 2) Von der Verarmung des Volkes. 3) Von der Gründung und innern Einrichtung der Armenkolonien. aa) Die Gründung derselben. bb) Die innere Einrichtung. III. Hauptabschnitt. Der aus den einzelnen Oekonomien bestehende und verbündete Staat hat neben den besondern Verhaltungsregeln seiner Mitglieder im Innern auch allgemeine, welche sich auf das Auswärtige oder Fremde beziehen, und hat in Rüksicht auf dieses stets im vollen Einverständnisse seiner einzelnen Glieder zu handeln. Vergleichende Zusammenstellung der landwirthschaftlichen Produktion in den Ländern Europa's. 1) Rußland. 2) Schweden und Dänemark. 3) England. 4) Frankreich. 5) Spanien. 6) Italien. 7) Die Türkei. 8) Ungarn und Polen. 9) Preußen. Prohibitionen, Theurung, Hungersnoth. A. Ein- und Ausfuhr. 1) Einfuhr. 2) Ausfuhr. B. Theurung. C. Hungersnoth. Landwirthschaftlicher Handel. 1) Passivhandel. 2) Activhandel. A. Von den Märkten für landwirthschaftliche Produkte. a) Handel mit vegetabilischen Erzeugnissen. 1) Die Getreidemärkte. 2) Handel mit andern Vegetabilien. b) Handel mit thierischen Erzeugnissen. 1) Die Wollmärkte. 2) Die Viehmärkte. B. Fortwährende Bekanntschaft mit dem, was im landwirthschaftlichen Verkehr vorgeht. C. Sicherung der möglichsten Unabhängigkeit vom Auslande sowohl bei Aus- als Einfuhr. D. Gutes Vernehmen zwischen den Produzenten und den Käufern (Consumenten und Händlern). Schluß.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt werden:

Die sogenannten

Pastoralbriefe

des

Apostels Paulus,

aufs Neue kritisch untersucht

von

Dr. Ferd. Christ. Baur,

ord. Prof. der evangel. Theologie an der Universität Tübingen.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Der Verfasser hat die bekannte Schleiermacher'sche Kritik des ersten Briefs an Timotheus wieder aufgenommen und auf die beiden andern Pastoralbriefe ausgedehnt, zugleich aber sich die Hauptaufgabe gesezt, die diese Briefe betreffende kritische Frage auf dem, bisher von den Gegnern und Vertheidigern ihrer Aechtheit gleich wenig beachteten Wege der historischen, auf bestimmte Thatsachen sich stüzenden Kritik ihrer Entscheidung näher zu bringen.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt werden:

Reise nach Italien

im

Frühjahr 1835

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Schwäbische

Liederchronik

für

Schule und Haus.

Ladenpreis gebunden 30 kr. oder 8 gr.
Partiepreis für Würtemberg 15 kr.

Auswärtige Schulanstalten erhalten bei portofreier Einsendung des Betrags 10 Exemplare für 2 fl.

Diese Sammlung auserlesener Gedichte und Romanzen aus dem Kreise der vaterländischen Geschichte ist in einem lebhaft gefühlten Bedürfnisse des Unterrichts in der Volksschule begründet, aus dem Schooße der Schullehrer-Conferenz der Stadt Stuttgart hervorgegangen, mit Bewilligung sämtlicher noch lebender Dichter und der Verleger der Verstorbenen veranstaltet und zum Gebrauch der Schule eingerichtet, und durch hohen Erlaß der obersten Schulbehörde des Königreichs mit dem Urtheil empfohlen: „Daß es diese Schrift zur Belebung des Unterrichts in der vaterländischen Geschichte und zur Wekung patriotischer Gesinnungen besonders für die höheren Klassen der Stadtschulen sehr dienlich gefunden habe."

Die Inhaltsanzeige begreift: Zueignung. Die Schwabenalb. St. Walderichs Kapelle zu Murrhardt. Die Stiftung des Klosters Hirsau. Hohenstaufen. Barbarossa's Grab. Schwäbische Kunde. Irene von Hohenstaufen. Spielburg. Friedrich von Baden. Die besten Mauern. Die Achalm. Das Ulmer Münster. Huß. Graf Eberhard der Rauschebart. Das Mahl zu Heidelberg. Der reichste Fürst. Graf Eberhard's Weißdorn. Nachruhm. Schloß Lichtenstein. Der Höhlenstein. Johannes Mandel. Wie Ulrich sein Land wieder erobert. Herzog Ulrich von Neuffen. Ulrich als Reformator. Die Ulme zu Hirsau. Johannes Brenz. Wie Christoph getauft ward. Christoph und das Lamm. Christoph vor dem Kaiser. Christoph's Flucht. Christoph und der Papst. Herzog Christoph und sein Schreiber. Der Fischer von Constanz. Johann Valentin Andreä. Wiederhold. Keppler. Frischlin. Schubart. Ueber das in Metall geprägte Bild Katharina's.

Hieraus ist ersichtlich, wie sich an dem Faden dieser schönen Dichtungen der Unterricht in der vaterländischen Geschichte angenehm fortleiten läßt, und die Erinnerung an denselben immer wieder willkommene Haltpunkte findet. Zugleich dient die anständig und sorgfältig gedrukte Schrift als ein bildendes Lesebuch, und ist als angemessenste Weihnachtsgabe zu empfehlen. Wir haben für den Zwek weitester Verbreitung den Preis möglichst niedrig gestellt.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt werden:

Die

Resultate

der

Sittengeschichte

von

Freiherrn v. Gagern.

Zweiter Theil.

Aristokratie.

Zweite Auflage.

Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Ungleichheit der menschlichen Kräfte. Folgen des Forschens und Wissens. Gewicht der Tapferkeit. Einfluß des Eigenthums und Reichthums. Unterschied des Erwerbs und der Beerbung. Abhängigkeit und Dienstbarkeit. Die Proportionen des Eigenthums. Die Versuche der Gesezgeber, Eigenthum planmäßiger und gleicher auszutheilen; Minos, Lykurg und Moses. Also sind Klassen. I. Sie entstehen mit der Entwikelung der Staaten. II. Sie werden mit Kolonien verpflanzt. Rom als großes Beispiel. III. Eroberung gründet sie. Universalhistorische Tendenz zur Theilung in drei Stände — der Priester oder der Weisen, der Krieger oder der Edelleute — und der gemeinen Freien. Die Kasten — Indien — der Orient — das Lehenwesen — in Verhältniß zur Wehre und Freiheit. Germanische Clientel und Schirm. Adel. Der hohe Adel. 1) in der Monarchie. 2) Selbstherrschend. Aristokratische Regierungsverfassung. Die Meinungen der Alten. Das günstige Vorurtheil für sie. Ihre Fehler und Verfall. Bern. Venedig. Der niedere Adel. Er ist Hauptbestandtheil des Mittelstandes. Sein Beruf, seine Neigungen und Lebensweise. Sein Ursprung, was für und wider ihn spricht. Wie er untergraben und beschadet wird. Der Geist der Zeit. Absurder Haß aller Aristokratie. Die Auszeichnung geheimer Gesellschaften, die Eingeweihten, der Schluß.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Sprech-

und

Sprachschule,

ein

Lesebuch

für die deutsche Jugend

zur

Beförderung ihres Sprachvermögens.

Von

Dr. Wilhelm Lange,

Ober-Prediger an der Kirche U. L. Frauen zu Burg.

Erster Band.

Zweite verbesserte Auflage.

Preis 48 kr. oder 12 gr.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

K. A. BÖTTIGER'S
archäologicher Nachlass.

Der verewigte Hofrath Ritter K. A. Böttiger hat sich namentlich in der Vorrede zu seinen Ideen zur Kunstmythologie öfters über seine Art und Weise zu arbeiten ausgesprochen, und es ist bekannt, dafs seine gehaltreichen kleinern Schriften, deren Gesamtausgabe wir entgegensehen, ohne eigentliche Collectaneen geschrieben wurden.

Die Tiefe dieser Forschungen, noch mehr aber die Fülle von Notizen, Citaten und allen jenen gelehrten Beigaben lassen indessen reiche litterarische Sammlungen, ein treffliches gelehrtes Handwerkzeug muthmaafsen, und dessen hatte auch der Verewigte kein Hehl, namentlich wo es galt, schnell einen um Rath und Auskunft bittenden Freund zu belehren. Freilich war er selbst das lebendige Register dazu!

Wenn es nun gilt, eine Uebersicht der litterarischen Schäze zu geben, welche K. A. Böttiger besafs und belebte, so mufs zuerst genannt werden

seine Bibliothek

und unter dieser der antiquarische Theil derselben. Es gehörte Böttigers rastlose, ein halbes Jahrhundert ununterbrochene Thätigkeit und Sammlerlust, dann seine Verbindungen mit den ersten Gelehrten Europa's dazu, diese so erlesene Sammlung zusammenzubringen. Wir sehen hier eine ziemlich vollständige Ausgabenreihe der Werke Winckelmann's, dann complete Exemplare von d'Arginc ourt histoire de l'art, Cicognara storia della scultura. Wir finden in der mythologischen Abtheilung die bedeutendsten, selbst gröfseren Werke, wie z. B. von Champollion le jeune, Zoega, Micali u. s. w., bei der antiquarischen Topographie, die von Leake, Spon, Cassas et Lavallex, Walpole, Dodwell, Gell, Maffei, Celano, St. Non, Millin, Chardin, Hodges, Leon de Laborde, Denon, Minutoli u. s. w. Die brillanteste Partie von Böttigers Bibliothek bleibt indessen unstreitig die museographische. Hier findet sich das Museo Capitolino, Pio-Clementino, Chiaramonti; die villa pamphilia, die antichita d'Ercolano, und David und Marechal les antiquités d'Herculanum, das Museum Florentinum, die reale galeria di Firenze, Maffei Museum Veronense, die Marmora Taurinensia, Zanetti antiche statue di Venezia, Lenoir's Werke, das Museum Worsleianum, dazu Montfaucons antiquité expliquée, Caylus, Middleton, Winckelmann. Und so finden sich über die Baukunst, über Plastik, (Quatremère de Quincy Jupiter Olympien) Vasen, (Passeri, Hancarville, Hamilton, Millin, Millingen,) Gemmen, Münzen (Patin, Vaillant,) Inschriften, die wichtigsten, kostbarsten und schönsten Werke, die Zierden selbst grofser Bibliotheken.

Nächst der Bibliothek verdient eine andere nicht minder kostbare Sammlung alle Aufmerksamkeit; welche ich

Böttigers antiquarische Bildergallerie

nennen möchte. Denn das ist sie in der That. Sie besteht aus einer Reihe Cartons im gröfsten Folio, worin sich gestochene Blätter aus gröfsern antiquarischen Werken, namentlich den Museen, und aus Millins Peintures, demnächst aber auch eine sehr bedeutende Anzahl Handzeichnungen, Bilder en gouache, in Wasser-, selbst in Oelfarben vorfinden. Lezteres namentlich in dem Portefeuille über die Malerei der Alten und die Vasenmalerei, die aldobrandinische Hochzeit, Glasmalerei, Wandmalerei, dann auch die Arabesken, so wie als Beigabe die Majolica berüksichtigt sind. Ein anderes Portefeuille enthält Bilder aus dem ägyptischen Alterthum, worunter manche interessante Handzeichnung. — Ein anderer Carton enthält Mosaiken.

Für die Darstellungsweise der Götter sind eine Reihe Cartons bestimmt und mit folgenden Ueberschriften versehen: Jupiter, Juno, Neptun, Pallas, Mercur, Mars, Venus, Amor, Psyche, Apollo, Musen, Hercules, Inferi. Der emsige Sammler hat oft ganze selbstständige Abhandlungen, einzelne Blätter aus Zeitschriften, dann — so namentlich bei der, Psyche überschriebenen Mappe, handschriftliche Collectaneenhefte von seiner Hand, oft auch Briefe unterrichteter Freunde beigelegt.

Böttiger hatte aufser diesem Apparate noch eine kleine Sammlung von

Anticaglien,

wohl wissend, dafs der Alterthumsforscher eben so wie der Mineralog, namentlich durch eigene oft wiederholte Anschauung ein eigenes, begründetes Urtheil über so manche Frage erlangen könne.

Was er hatte, besteht in folgendem:

1. Bronzen,
28 Statuen und Büsten aus den Lararien der römischen Vorzeit; dazu kommen einige Lampen, ein Fläschchen, dann Nadeln, Fibeln, Schlüssel, Glöckchen.

2. Thonarbeiten,
29 Flaschen und Urnen, 2 Schalen, 29 Lampen, 9 gemalte Gefäfse, Flaschen und Schalen, 10 Schalen aus der bekannten rothen samischen Erde.

3. 5 gläserne Fläschchen.

4. Einige Gemmen und Cameen.

Eine kleine, abgeschlossene Sammlung bilden die Aegyptiaca, ehedem die Zierde von Böttigers Vorzimmer. Hierher gehören 10 hölzerne und thönerne Mumienbilder von 6—10 Zoll Höhe, 9 dergleichen kleinere, 19 kleine Figuren aus Stein und Porzellan; eine ansehnliche Sammlung Amulette aus Stein, ägyptischen Steingut, an 70 Stük kleine Isis-, Mumien- und Thierbilder aus demselben Stoff, dann eine Menge Perlen, Ringe, ferner Fragmente von Holz, Glas, Byssus; besonders werthvoll ein sizender Harpocrates aus Bronze, sizend auf einem Stuhl von Feigenholz, woran noch Spuren antiker Malerei und Vergoldung, eine Kazenmumie, und ein Basrelief aus Kalkstein 1 Fufs breit und etwas weniger hoch.

Aufserdem besafs Böttiger ein kleines Münzcabinet von mehreren hundert griechischen und römischen Münzen; das kleine Mionnetische Münzpastencabinet, die Lippertsche Daktyliothek, Hedlingers Medaillen und die Gypsabgüsse einiger kleinen Idole.

Es wäre zu wünschen, dafs der Nachlafs eines unserer ersten Antiquare ungetheilt bliebe, öffentliches Eigenthum und somit auch ein Denkmal werde eines Mannes, der an Gelehrsamkeit wie an Geist einer der ersten war.

Dr. G. Kl.

Die Erben haben absichtlich einen unparteiischen, aber sehr unterrichteten und bekannten Gelehrten über ihres Vaters wichtigste Sammlung das Wort zu nehmen gebeten. Sie ersuchen aber alle Freunde ihres Vaters, durch Gegenwärtiges den Wunsch des Verstorbenen durch Empfehlung und Berathung verwirklichen zu helfen, dafs eine so mühsame Sammlung, das Werk voller 50 Jahre, nicht zersplittert, wenigstens nicht Stük für Stük zur Auction gebracht werden müsse.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist früher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Ablösung der Glieder in den Gelenken. Von Dr. F. Th. Zanders, prakt. Arzte und Wundarzte in Düsseldorf. 134 Seiten in gr. 8. Preis 18 ggr.

Der Rec. in Hecker's Annalen sagt: „Der Verfasser hat sich durch die Herausgabe dieses Buchs ein Verdienst um den angehenden Praktiker und Studirenden erworben."

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Die
materiellen Grundlagen
und
sittlichen Forderungen
der
europäischen Kultur,
von
Karl Arnd.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Begründung. Die Volkswirthschaft. Natur der Werthe. Naturgesetze der Produktion. Die Bodenfläche. Die Urproduktion. Die Gewerbsproduktion. Der Handel. Die mittelbare Produktion. Einwirkung der Produktion auf die Bevölkerung. Vertheilung der materiellen Güter. Verwendung der materiellen Güter. Die staatswirthschaftlichen Systeme. Die Staatsverwaltung. Einwirkung der Regierung auf die Urproduktion, auf die Gewerbe, auf den Handel, auf die Bevölkerung, auf die Geisteentwiklung und auf das Ehrgefühl. Die Rechtspflege. Die bewaffnete Macht. Der Staatshaushalt. Die Staatsverfassung.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 2.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Im Verlage von **J. Scheible's Buchhandlung** in **Stuttgart** erschien:

Karl Fried. Vollr. Hoffmann's

Karte vom Königreich Würtemberg

und

dem Grossherzogthum Baden,

nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet.

Im Maasstab von $\frac{1}{600000}$ der natürlichen Länge. Gröfstes Landkartenformat. 1836. illum. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Bei **J. E. Schaub** in **Düsseldorf** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der Hauptanzeigen

für die richtige Wahl

der

homöopathischen Heilmittel,

oder:

sämtliche zur Zeit geprüfte homöopathische Arzneien in ihren Haupt- und Eigenwirkungen nach den bisherigen Erfahrungen am Krankenbette bearbeitet und mit einem systematisch-alphabetischen Repertorium des Inhalts versehen

von

G. H. G. Jahr.

Zweite umgearbeitete, verbesserte und ansehnlich vermehrte Auflage. 727 Seiten in gr. 8. Preis 4 Rthlr.

Ueber den Werth des vorstehenden Werkes viel zu sagen, dürfte fast überflüssig seyn, da die Herren **Dr. Rummel** und **Gross** in den homöopathischen Journalen es bereits als das Beste in diesem Fache und als eins der unentbehrlichsten Werke für den homöopathischen Arzt bezeichnet haben und der rasche Absaz der ersten Auflage die praktische Brauchbarkeit desselben hinlänglich verbürgt. Hier daher nur so viel, dafs der Verfasser alle seine Kräfte aufgeboten, dieser neuen Auflage bei einer ansehnlichen Menge von Zusäzen, auch eine noch brauchbarere Einrichtung zu geben, wie er denn das Ganze überhaupt so durchaus umgearbeitet hat, dafs die gegenwärtige Auflage sich von der vorigen ebenso wesentlich unterscheidet, als diese von den frühern Werken ähnlicher Art unterschieden war. Dabei ist das Werk mit ganz neuen Lettern auf gutes weifses Papier vorzüglich scharf und schön gedrukt, und der Preis für die über sechszehn Bogen betragende Vergröfserung des Buches nur um das Billigste erhöht worden.

Ankündigung

einer

äuſserſt wohlfeilen und ſchönen Kupferbibel.

Bei Eduard Kummer in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die heilige Schrift A. und N. Teſtaments in hundert Kupfertafeln nach der Reihenfolge der bibl. Bücher dargeſtellt. Nebſt hiſtoriſchen Erläuterungen von D. J. Lindner. Querfolio. 3 Rthlr. 8 gr.

Dieſe Kupfertafeln, zwar ſchon vor längerer Zeit in Augsburg geſtochen, aber ſehr gut erhalten, ſind mit großem Fleiß und Ausführlichkeit gearbeitet, und zeichnen ſich in dieſer Hinſicht vor vielen bibl. Kupferwerken neuerer Zeit vortheilhaft aus. Der Verleger fand ſich deßhalb veranlaßt, ſie aufs neue mit einer zweckmäßigen Erklärung verſehen herauszugeben, und zwar für einen ſo wohlfeilen Preis, der gewiß das Dreifache überſteigen müßte, wenn die Platten jezt neu geſtochen werden ſollten.

Dieſe Kupferbibel iſt daher Bibelfreunden ſowohl als Kunſtfreunden als die preiswürdigſte aller bisher erſchienenen unbedingt zu empfehlen. Dieſelbe wird auch in kurzer Zeit mit engliſchem Texte erſcheinen.

In der **Fr. Brodhag'ſchen** Buchhandlung in **Stuttgart** iſt erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Das

Judenthum

und

die neueſte Literatur,

von

Berthold Auerbach.

45 kr. oder 12 ggr.

Inhalt: Einleitung. Parallele zwiſchen dem Encyklopädismus des XVIII. und dem Senſualismus des XIX. Jahrhunderts, dieſen gegenüber ein ſkizzirter Umriß des geſchichtlich fortſchreitenden Judenthums. Die Stellung der deutſchen Litteratur gegen daſſelbe, unbedeutender: Pietismus und Orthodoxie, bedeutender: 1. der praktiſche Liberalismus, als niedere und höhere Bourgeoiſie, Nordamerikanismus, Rationalismus und endlich als wahre Bildung. 2. Die Schule und ihre herrſchenden philoſophiſchen Disciplinen. 3. Das ſogenannte junge Deutſchland. — Anhang: Beleuchtung der litterariſchen Streitfrage über lezteres, in ihrem Bezuge auf Judenthum und Juden. —

So eben iſt erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen (in Wien bei Gerold und Tendler; in Prag bei Haaſe Söhne; in Peſth bei Hartleben ꝛc.) zu haben:

Ideale

der Kriegführung,

in

einer Analyſe der Thaten der größten Feldherren,

von dem

königl. preuß. General-Lieutenant

von Loſſau.

1ſter Band 1ſte und 2te Abtheilung, enthaltend: Alexander, Hannibal, Cäſar. Mit 4 Karten in Folio. Preis 4 1/3 Rthlr. oder 5 fl. 17 kr. Conv. M. Der 2te Band iſt unter der Preſſe, deſſen Subſcriptionspreis à Bogen 1 1/2 ggr. beträgt.

Schleſinger'ſche Buch- und Muſikhandlung in Berlin.

Kotzebue's sämtliche Werke.

Oktavausgabe, im herabgesezten Preise.

Leipzig, bei Eduard Kummer.

Diese sämtlichen Schriften, deren früherer Preis 187 Rthlr. 4 gr. war, kosten jezt nur 56 Rthlr. 18 gr. Eine ausführliche Anzeige nebst Verzeichniß ist in allen Buchhandlungen zu haben, und werden deßhalb hier nur die größern Werke einzeln angeführt: Schauspiele 29 Bde. 14 Rthlr. Dramat. Almanach 24 Jahrg. u. Opernalm. 2 Jahrg. à 8 gr. Kl. gesamm. Schriften 4 Bde. 2 Rthlr. 12 gr. Kinder m. Laune 6 Bde. 1 Rthlr. 16 gr. Romane 6 Bde. 3 Rthlr. Leiden Ortenb. 16 gr. Philibert. 16 gr. Leontine. 2 Rthlr. Hinterl. Papiere. 16 gr. Erinnerungen aus Paris. 1 Rthlr. Erinnerungen aus Italien. 2 Rthlr. Deutsche Geschichte. 2 Rthlr. Preußens ält. Gesch. 4 Rthlr. Ludwig IV. 12 gr. Biene. 10 Hefte. 5 Rthlr. 4 gr. Grille. 6 Hefte. 1 Rthlr. 12 gr.

An das gesamte deutsche Publikum, die Erscheinung eines höchst wichtigen und äußerst billigen National-werks für alle Stände betreffend.

In dem Verlag des Unterzeichneten erscheint in einzelnen Lieferungen eine

Allgemeine deutsche Biographie,

welche, diesem Titel gemäß, nur Lebensbeschreibungen der berühmtesten und verdientesten Deutschen aller Zeiten enthalten soll, begleitet von Portraits in trefflichen Stahlstichen. Die Herausgabe dieses wichtigen und zeitgemäßen Werks hat, unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten, Herr **Dr. Heinrich Döring** übernommen. (Die Lieferung von 6 Bogen in 8., mit einem Stahlstich, zu 6 ggr. oder 24 kr. In der nächsten Ostermesse erscheint die erste.) Von eben diesem, als Biograph rühmlich bekannten Gelehrten, erscheint auch bei mir ein

Lexikon der jezt lebenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands,

geeignet zu einer genauen Uebersicht der reichen und vielverzweigten litterarischen Thätigkeit der Deutschen. (Die Lieferung von 6 Bogen in gr. 8. zu 8 ggr. oder 30 kr.) In vollem Vertrauen auf die Theilnahme des gesamten Publikums, lade ich hierdurch zur Unterzeichnung auf die genannten Werke ein, von denen ausführliche Anzeigen in allen Buchhandlungen zu finden sind. —

Heidelberg, 1 Februar 1836.

Joseph Engelmann.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

„Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Produkte speculiren?"

Auf Erfahrung begründete

Rathschläge und Lehren

für

den Landwirth.

Von

J. G. Elsner.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: Wie soll der Landwirth speculiren?

I. Von der Speculation bei der Erzeugung von Produkten. A. Speculation auf Grund und Boden. 1) Beim Ankauf eines Landgutes. 2) Unmittelbar bei der Erzeugung von Produkten. a) Die vegetabilischen Produkte. 1) Das Getreide. 2) Die Oelsaaten. 3) Der Flachs. 4) Die Farbekräuter. 5) Der Hopfen. 6) Der Tabak. 7) Obst und Wein. 8) Knollengewächse. 9) Kleesamen. 10) Die Futterkräuter. b) Die animalischen Produkte. 1) Die Pferde. 2) Die Rinder. 3) Die Schafe. 4) Die Schweine. B. Speculation bei der benöthigten Arbeit. 1) Sie muß im richtigsten Maße angelegt werden. a) Man muß sie nicht verschwenden. b) Man muß sie nicht zur Unzeit sparen. c) Man muß sie zur rechten Zeit und am rechten Orte anlegen. 2) Die Arbeit muß zu dem wohlfeilsten Preise beschafft werden. — II. Von der Verwerthung der Produkte. A. Speculation bei der Verwerthung des Grundes und Bodens. B. Speculation bei der Verwerthung der Produkte. a) Von den vegetabilischen Produkten. 1) Vom Getreide. 2) Verwerthung der Oelfrüchte. 3) Des Flachses und Hanfs. 4) Der Farbekräuter. 5) Des Hopfens. 6) Des Tabaks. 7) Des Obstes und Weines. 8) Der Knollengewächse. 9) Des Kleesamens. 10) Der Futterkräuter. b) Verwerthung der animalischen Produkte. 1) Von den Pferden. 2) Von den Rindern. 3) Von den Schafen. a) Von der Wolle. b) Vom Zuchtvieh. c) Vom Schlachtvieh. 4) Von den Schweinen.

Wir glauben den Landwirthen einen wesentlichen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf vorstehendes Werkchen aufmerksam machen. Der Verfasser, welcher wohl keinem, mit der Litteratur oberflächlich bekannten Landwirthe fremd ist, legt in dieser Schrift seinen Schaz von Erfahrungen über die Chancen und Conjuncturen im Verkehr mit landwirthschaftlichen Produkten nieder. Welchen Werth dieselben wegen ihrer besondern Gediegenheit haben, davon geben die, den landwirthschaftlichen Handel betreffenden Aufsäze, welche Herr Elsner seit vielen Jahren in der Allgemeinen Zeitung geliefert hat, den lebendigsten und überzeugendsten Beweis. Von welchem Nuzen also das Buch für jeden Landwirth, ja selbst auch für den Kaufmann seyn werde, welcher in ländlichen Erzeugnissen Geschäfte macht, ist leicht abzunehmen, wenn man bedenkt, wie viel daran liegt und was es einträgt, die Conjuncturen für die Verwerthung der Produkte richtig zu beurtheilen und wahrzunehmen. Dis sagen wir nicht zum Lobe des Werkchens, denn das wird sich selbst empfehlen, aber wir sagen es, um das betreffende Publikum auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, die ihm nur erfreulich seyn kann.

Stuttgart und Tübingen, im November 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Becker, Dr. K. F., ausführliche deutsche Grammatik,

als Kommentar der Schulgrammatik, 2te gänzlich umgearbeitete Ausgabe, 1ste Abtheilung gr. 8. Preis 1 Rthlr. 20 ggr. oder 3 fl. 18 kr. rhein.

Leider hat dis Werk des um die Sprachwissenschaft hochverdienten Herrn Verfassers längere Zeit fehlen müssen — ein Verzug, der aber dem Buche selbst nur zum Vortheil gereichte, und dessen Grund in der außerordentlichen Sorgfalt, welche dieser neuen Bearbeitung von Seite des Herrn Verfassers gewidmet wurde, zu suchen ist.

Die 2te Abtheilung dieses Werkes, an welcher Herr Dr. Becker gegenwärtig arbeitet, hoffen wir in einem halben Jahre nachfolgen lassen zu können, und verbinden damit zugleich die Anzeige, daß sich dann derselbe an die Besorgung einer neuen Ausgabe des gleichfalls seit längerer Zeit fehlenden

„Organism der Sprache"

begeben wird.

Frankfurt a. M., den 15 Januar 1836.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Allgemeine

Theater-Revue.

Herausgegeben von

August Lewald.

Erster Jahrgang.

Mit Seydelmanns Bildniß.

In Leinwand geb. Preis 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Es existirt bis jezt kein Werk, das eine fortlaufende Kunstgeschichte des Theaters aller civilisirten Nationen enthielte; dis soll zunächst Zwek der allgemeinen Theater-Revue seyn.

Sie wird vorwärts und zurükgehen. Aeltere Zustände beleuchten, neue entwikeln. Der Kritik wird dadurch ein richtiger Standpunkt angegeben werden; da das rein Persönliche, was sich nur an die Erscheinungen jedes Theaterabends in ziemlich abgebrauchter Weise zu [illegible] pflegt, jezt gemeinhin schon für Kritik gehalten wurde.

Auch Aufsäze von praktischer Tendenz soll die Revue enthalten, die den Schauspielern von Nuzen seyn werden.

Der Plan ist umfassend genug, und die Ausführung geschieht mit Ernst und Eifer, so daß wir hoffen können, daß dieses Werk in seiner progressiven Entwiklung einen bleibenden Werth in der Kunstlitteratur des Theaters behaupten werde.

Wir haben hierbei nur das Gedeihen der vaterländischen Bühne im Auge, und hoffen, daß die günstige Aufnahme sich bei jedem [illegible] Erscheinen steigern werde, da ein reger [illegible] des Publikums wie der Künstler durch [illegible] Tendenz des Werkes hinlänglich begründet [illegible] seyn scheint.

Der erste Jahrgang enthält:

Ludwig Tieck und das deutsche Theater. [illegible] Dr. Gustav Schlesier. Theaterwesen in England, von Dr. Woldemar [illegible] [illegible] in Wittenberg. [illegible] Seydelmann an die Theater[illegible]. A. Lewald. [illegible] Theater [illegible] von [illegible] nach der [illegible]schen Sammlung in Weimar, von Dr. [illegible] [illegible]. [illegible] von A. Lewald. [illegible] Ein [illegible] der Pariser Theater [illegible] bis [illegible]. Theater-Kuriositäten.

Stuttgart und Tübingen im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Verzeichniss
der
im Jahr 1835
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart
erschienenen Werke:

Arend, K., die materiellen Grundlagen und sittlichen Forderungen der europäischen Kultur. gr. 8. 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Ausland, das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Achter Jahrgang. 1835. gr. 4. 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gr.

Baur, Dr. und Prof., die Pastoralbriefe des Apostels Paulus auf's Neue kritisch untersucht. gr. 8. 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

Bernoulli, Dr. Chr., Handbuch der industriellen Physik, Mechanik und Hydraulik, 2ter Band mit 11 Steintafeln. 8. 1 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr. 4 gr.

Beyschlag, Dr. D. F., Versuch einer Münzgeschichte Augsburgs in dem Mittelalter, nebst Beiträgen zur Münzgeschichte der übrigen Allemannisch-Suevischen Lande in dem nämlichen Zeitraume. Mit 8 lithogr. Münztafeln. gr. 8. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Bibliothek für Militairs überhaupt und für Unter-Offiziere insbesondere. 1ste und 2te Lieferung. Taschenformat. Subscriptionspreis 24 kr. oder 6 gr.

Bosse, Staatsrath v., das Familienwesen, oder Forschungen über seine Natur, Geschichte und Rechtsverhältnisse. 8. 2 fl. od. 1 Rthlr. 4 gr.

Decandolle, A. P., Pflanzen-Physiologie oder Darstellung der Lebenskräfte und Lebensverrichtungen der Gewächse. Aus dem Französischen übersezt von Prof. Dr. Röper. 2r Band. gr. 8. 4 fl. od. 2 Rthlr. 8 gr.

Elsner, J. G., meine Erfahrungen in der höhern Schafzucht. Zweite vermehrte Aufl. gr. 8. 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

— — Politik der Landwirthschaft. 2 Theile. gr. 8. 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 18 gr.

— — Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Produkte spekuliren? Auf Erfahrung begründete Rathschläge und Lehren für den Landwirth. gr. 8. 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Entwurf eines Strafgesezbuches für das Königreich Würtemberg. Mit Motiven. gr. 8. 1 fl. oder 16 gr.

Fallmerayer, Prof. J. Ph., Welchen Einfluss hatte die Besezung Griechenlands durch die Slaven auf das Schiksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika? Oder nähere Begründung der im ersten Bande der „Geschichte von Morea während des Mittelalters" aufgestellten Lehre über die Entstehung der heutigen Griechen. Gelesen in der öffentlichen Sizung der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 8. 1 fl. od. 16 gr.

Freiberg, M. Freiherr von, Sammlung historischer Schriften und Urkunden. Geschöpft aus Handschriften. gr. 8. 4r Bd. 2s Heft. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 4 gr. 3s Heft 2 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Gagern, Freiherr von, die Resultate der Sittengeschichte. 1ter Theil. Die Fürsten oder die Natur der Monarchie. Neue Aufl. 8. brosch. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

— — 2ter Theil. Die Aristokratie. Neue Auflage. 8. brosch. 3 fl. oder 2 Rthlr.

Gans, Dr. Eduard, das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwikelung. Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte. 4ter Band. das Erbrecht des Mittelalters. zweiter Theil. gr. 8. 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 16 gr.

☞ Von Gan's Erbrecht, dessen 3ter und 4ter Theil unser Verlag ist, haben wir nun auch den Vorrath der ersten Bände übernommen; so dass das ganze Werk von uns bezogen werden kan. Den Preis aller vier bis jezt erschienenen Bände zusammen genommen, sezen wir, um den Ankauf zu erleichtern, auf 12 fl. od. 7 Rthlr. Bei einzelnen Bänden aber bleibt der bisherige Ladenpreis. Der 5te und lezte Band wird demnächst erscheinen.

Grüneisen, Carl, die altgriechische Bronze des Tuxschen Kabinets in Tübingen. Mit einer lithographirten Zeichnung von Carl Müller. 8. In Umschlag geheftet. 48 kr. oder 12 gr.

Guzkow, Nero, eine Tragödie. 8. brosch. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Handbuch für Kaufleute, oder Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Handels und Manufakturwesens, der Schiffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Oekonomie und Finanzen. Supplementband. Bearbeitet nach der zweiten Auflage des Dictionnary, practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation, by J. R. Mac Culloch, Esq., in alphabetischer Ordnung und mit vielen Zusäzen von L. R. Schmidt. Erste Lieferung: Aachen — Glasgow. Mit einem Situationsplan von Gibraltar. gr. 8. In Umschlag. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 18 gr.

Hotho, Dr. H. G., Vorstudien für Leben und Kunst. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

Jahrbücher, würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. v. Memminger. Jahrgang 1834. 2 Hefte. 8. 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Inhalts- und Namen-Verzeichnisse über sämtliche Goethe'sche Werke nach der Ausgabe lezter Hand und dem Nachlasse, verfertigt von Ch. Th. Muskulus unter Mitwirkung des Hofraths und Bibliothekars Dr. Riemer.

Taschen-Ausg.	Velinp.	40 kr.	od.	10 gr.
	Drukp.	36 —	—	8 —
Oktav-Ausg.	Velinp.	1 fl. 12 —	—	16 —
	Schweizerp.	1 —	—	[illegible] —
	Drukp.	— [illegible] —	—	12 —

Journal, polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnüziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft etc. etc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, unter Mitredaktion von Dr. E. M. Dingler und Dr. J. H. Schultes. Sechszehnter Jahrgang 1835. 24 Hefte mit vielen Lithographien. gr. 8. brosch. 16 fl. od. 9 Rthlr. 8 gr.

Klein, Militairkarte von Deutschland in 25 Blättern. Blatt Nr. 7. 2 fl. od. 1 Rthlr. 4 gr.

Kunstblatt, Sechszehnter Jahrgang 1835. Herausgegeben von Dr. L. Schorn. gr. 4. 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 gr.

Lange, Dr. W., Sprech- und Sprachschule, ein Lesebuch für die deutsche Jugend zur Beförderung ihres Sprachvermögens. Erster Band. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 48 kr. oder 12 gr.

Lewald, Dr. Aug., Allgemeine Theater-Revue. Erster Jahrgang, mit Seydelmanns Bildniss. gr. 8. kart. 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Lieder-Chronik, schwäbische, für Schule und Haus. 8. brosch. 30 kr. oder 8 gr.

Litteraturblatt, Jahrgang 1835. Redigirt von Dr. W. Menzel. gr. 4. 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 gr.

Menzel, Dr. W., Reise nach Italien im Frühjahr 1835. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Menzel, Dr. W., Taschenbuch der neuesten Geschichte. 5ter Jahrgang. Geschichte des Jahres 1833. 2ter Theil. mit 12 Portraits. 12. brosch. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Mohl, Julius, Confucii Y-King, antiquissimus sinarum liber quem ex latina interpretatione P. Regis aliorumque ex soc. Jesu P. P. edidit. Vol. I. cum quatuor tabulis. 8. maj. 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 16 gr.

Morgenblatt für gebildete Stände. Neun und zwanzigster Jahrgang. 1835. gr. 4. 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr.

Mozin, neue Sammlung französischer und deutscher theils neuer, theils aus den besten französischen und deutschen Briefstellern ausgewählter Handlungsbriefe, sowohl zur Bildung im kaufmännischen Briefstyle als zum Uebersezen in beide Sprachen bestimmt. Zweite verbesserte Ausgabe. gr. 8. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Müller, J. v., sämtliche Werke in 40 Bändchen. Taschenausgabe. Herausgegeben von J. G. Müller. 8te Liefer. oder 36r—40r Band.
Velinp. 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 15 gr.
Drukp. 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1836. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen (nach dem Stuttgarter Meridian); zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute. Gegründet von Karl André, fortgesezt von Johann Heinrich Meyer. Zwölfter Jahrgang (mit 1 Musikblatt, 1 Lithographie und einigen Holzschnitten). gr. 8. geh. 48 kr. oder 12 gr.

Platen, A. Graf v., die Abassiden. Ein Gedicht in neun Gesängen. 8. geh. 1 fl. 30 kr. oder 20 gr.

Plieninger, Dr., Ueber die Blizableiter, ihre Vereinfachung und die Verminderung ihrer Kosten. Nebst einem Anhang über das Verhalten der Menschen bei Gewittern. Eine gemeinfassliche Belehrung für die Verfertiger der Blizableiter, so wie für die Hausbesizer. gr. 8. Mit 3 lithographirten Tafeln. 1 fl. oder 16 gr.

Prechtl, J. J., Technologische Encyklopädie oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. Sechster Band. Mit den Kupfertafeln 102—125. gr. 8. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit, eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Ed. Widenmann, Redakteur des Auslandes, und Dr. H. Hauff, Redakteur des Morgenblattes. gr. 8. geh.

1ste Lieferung 1 fl. oder 16 gr.
Zander Irland.
2te Lieferung 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.
Miltitz Algier.
3te Lieferung 2 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.
Reise nach Bukhara.
4te Lieferung 54 kr. oder 16 gr.
Ausflug auf die Prairien.
5te Lieferung 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.
Reumont Reiseschilderungen.
6te Lieferung 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.
Briefe in die Heimath,
geschrieben zwischen Okt. 1829 und Mai 1830,

während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis, Modiolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus emendationes et auctiones edidit, suis aliorumque annotationibus instruxit, indices, locupletissimos adjecit Chr Walz.
Vol. II. Schreibp. 7 fl. 24 kr. od. 4 Rthlr. 8 gr.
Drukp. 5 fl. 12 kr. od. 3 Rthlr. 8 gr.
Vol. VIII. Schrbp. 8 fl. 36 kr. od. 5 Rthlr.
Drukp. 6 fl. od. 3 Rthlr. 16 gr.

Rumohr, C. F. v., Schule der Höflichkeit für Alt und Jung. Zweiter Theil. 8. br. 1 fl. 12 kr. od. 14 gr.

Schenk, Eduard v., Schauspiele. Dritter Theil. 8. brosch. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Schiller, Friedrich v., sämtliche Werke in 12 Bänden. Prachtausgabe mit 12 Stahlstichen als Titelbilder. gr. 8. 1te u. 2te Lieferung oder 1ster bis 6ter Band. Subscriptions-Preis pr. Lief. 4 fl. 12 kr. od. 2 Rthlr. 12 gr.

Schön, Prof. J., Neue Untersuchung der National-Oekonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung. gr. 8. 5 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Schorn, Dr. L., Umrisse einer Theorie der bildenden Künste. 8. in Umschlag geheftet. 24 kr. od. 6 gr.

Schumacher, Jahrbuch für 1836. Mit Beiträgen von Berzelius, Bessel, Gauss, Moser, Olbers und Paucker. Mit einer Kupfertafel. 8. carton. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Spittler, L. Th. Freiherr v., sämtliche Werke. Herausgegeben von Karl Wächter. 3te Lfg. od. 6—8r Band gr. 8. 10 fl. oder 5 Rthlr. 18 gr.

Sternberg, A. Freiherr. v., Novellen 5ter Band, Molière. 8. brosch. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Tafel, Dr. L., Lehrbuch der englischen Sprache nach Hamiltonschen Grundsäzen. Zweiter Kurs, mit einer katechetischen Grammatik. gr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Tieck, Ludwig, vier Schauspiele von Shakespear. 8. brosch. 4 fl. od. 2 Rthlr.

Uhland, Ludwig, Gedichte. 9te Auflage. mit des Verfassers Bildniß. 8. br. 3 fl. 36 kr od. 2 Rthlr. 12 gr.

Würtemberg, Herzog Paul Wilhelm von, erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824. gr. 8. brosch., mit einer Karte von Louisiana 2 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Zedlitz, Freiherr J. Ch. von, dramatische Werke. Dritter Theil, enthaltend: Turturell. Herr und Sklave. Die zwei Nächte zu Valladolid. 8. brosch. 4 fl. od. 2 Rthlr.

Zeitung, Allgemeine, für das Jahr 1835. gr. 4. 16 fl. od. 10 Rthlr.

— — Alphabetisch-chronologisches Namen- und Sachregister dazu, verfaßt von G. v. C. 45 kr. oder 12 gr.

Preisaufgabe.

Die Unterzeichnete hat einen Preis für das beste ein- oder zweiaktige Lustspiel in Prosa oder Versen festgesezt.

Die Bewerber belieben ihre Manuscripte, in der üblichen Art mit Devisen versehen, durch Buchhändlergelegenheit oder postfrei hieher gelangen zu lassen.

Drei Männer von anerkannter Urtheilsfähigkeit werden Schiedsrichter seyn; nach erfolgtem Ausspruche wird ihr Name genannt werden.

Das Lustspiel wird in der Allgemeinen Theater-Revue für 1836 abgedrukt, und dem Dichter desselben der Preis von

Dreihundert Gulden R. W.

gleich nach erfolgtem Druke durch die Unterzeichnete ausbezahlt.

Man darf jedoch annehmen, daß die besseren Bühnen, welche das Stük zur Aufführung bringen, nach der in Frankreich üblichen Art, troz des vorausgegangenen Drukes, dem Dichter das Honorar nicht vorenthalten werden. Nach drei Jahren steht das Stük dem Dichter wieder als freies Eigenthum zu.

Die Einsendung muß spätestens bis zum 1 Julius erfolgen; die Revue erscheint bis zum Oktober im Druke.

☞ Der eben verschikte 1ste Jahrgang der Theater-Revue mit Seydelmann's Bildniß, in Leinwand geb. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr., enthält:

Ludwig Tieck und das deutsche Theater, von Dr. Gustav Schlesier. Theaterwesen in England, von Dr. Woldemar Seyffarth. Hamlet in Wittenberg, Umrisse von Karl Gutzkow. Seydelmann und die Theater-Recensenten, von A. Lewald. San Carlino, das komische Volkstheater in Neapel, von Wolfgang Menzel. Altdeutsche Nationalbühne, nach der Gottschedischen Sammlung in Weimar, von Dr. Alphons Peucer. Vergleichende Uebersichten, von A. Lewald. Das böhmische Schauspiel zu Prag. Ein Halbjahr der Pariser Theater (Januar bis Junius 1835). Theater-Kuriositäten.

Stuttgart und Tübingen, den 1 Januar 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen, in Wien bei C. Gerold, zu haben:

Sämtliche Werke

von

Johann Ladislav Pyrker.

Neue umgearbeitete, durchaus verbesserte und mit Anmerkungen versehene Ausgabe.

3 Theile. gr. 8. Weiß Drukpapier mit Titelvignetten. Preis 9 fl. — 5 Rthlr. 12 gr.

1r Theil enthält: **Tunisias.** 2r Theil: **Rudolph von Habsburg.** 3r Theil: **Perlen der heiligen Vorzeit.**

Der ehrwürdige Sänger, der in dem ersten dieser Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V. und im zweiten die Thaten Rudolphs von Habsburg in harmonischer Weise und Versart besungen hat, gehört gewiß zu den seltensten Dichtern Deutschlands.

Er hat nicht die romantische Form des Tasso, sondern die klassische des Homer gewählt und auf das glüklichste gehandhabt, welche sich für kriegerische Darstellung und epische Landschaftsgemälde als die musterhafteste darbietet. Mit vollem Recht wird er daher der Erste jezt lebende epische Dichter Deutschlands genannt.

Die Perlen der heiligen Vorzeit, deren Inhalt folgender ist: Abraham (Verheißung). Moses (Gott, Erlösung, Auferstehung). Samuel (Gericht). Helias (Glaube, Liebe, Hoffnung). Elisa (Tod, Unsterblichkeit). Makkabäer (Trost, Hingebung, Sieg) — sind in dieser neuesten Auflage bedeutend vermehrt worden, und hat dieses vortreffliche Werk, dessen Klassizität in allen Landen deutscher Zunge, und so weit als ächte Religiosität und Frömmigkeit wohnt, längst anerkannt ist, durch diese Vermehrung eine wo möglich noch höhere Vollendung erhalten.

Stuttgart, im Januar 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist in der litter.-artist. Anstalt in München erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Tassilo.

Ein historisches Trauerspiel in fünf Akten mit einem Vorspiele von

Carl Weichselbaumer.

Preis 1 fl. 66 kr.

Der Verfasser, durch seine früheren Schriften rühmlich bekannt und vorzüglich durch seine Vertrauenden, seine dramatischen Dichtungen eines ehrenwerthen Ranges in der schönen deutschen Litteratur versichert, übergibt hier dem Publikum das erste Trauerspiel aus der vaterländischen Geschichte, und wenn es durch seinen Stoff besonders die bayerische Nation anziehen muß, so gewinnt es durch die Person Karls des Großen und seine bedeutende Zeit zugleich wieder ein allgemeines Interesse. Die Charakteristik, welche an den bisher erschienenen Dramen dieses Autors ausgezeichnende Anerkennung gefunden hat, wird der Leser mit einem kräftigen Ausdruke vereint, hier wieder antreffen, und das rührende Element kan nur desto tiefer auf empfängliche Herzen wirken, als der Verfasser bis auf wenige unwesentliche Freiheiten der Geschichte treu geblieben ist.

№ 3.
Intelligenzblatt
zum
Ausland.

Bei **Goedsche** in **Meissen** ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und Oestreichs zu haben:

Wohlfeilstes und bis jezt allein fertiges Universal-Conversations-Lexikon.

Allgemeines deutsches
Sach-Wörterbuch
aller menschlichen Kenntnisse und Fertigkeiten,
oder
Universal-Lexikon
aller Künste und Wissenschaften.

Vollständiges geographisch-historisch-philosophisch-mythologisch-chemisch-pharmaceutisch-technologisch-militärisch-ökonomisch-physikalisch-astronomisch-merkantilisches

Conversations- und Fremdwörterbuch.

Begründet von J. Fr. von Liechtenstern, fortgesezt und beendet unter Mitwirkung vieler deutschen Gelehrten von A. Schiffner. Neue wohlfeile Ausgabe in 66 Heften oder 11 Bänden. Jedes Heft von 8 Bogen 3 ggr. oder 4 Sgr. oder 12 Kr.

Das erste Heft ist in jeder Buchhandlung zur Ansicht vorräthig. Alle 14 Tage werden 3 Hefte oder monatlich 1 Band in 6 Heften ausgegeben. Wer das ganze bereits fertig gedrukte Werk gleich vollständig nimmt, erhält es für den noch wohlfeileren Preis von 6 Thlr. 16 gr.

So eben ist bei uns erschienen und in allen Musikhandlungen (in Wien bei Diabelli, Haslinger, Artaria; in Prag bei Marco Berra; in Pesth etc.) zu haben:

Die Jüdin. — La Juive.

Oper in 5 Akten, Text v. Scribe, für alle deutschen Bühnen bearbeitet von Baron von Lichtenstein. Musik von **F. Halevy.**

Vollst. Klavierauszug mit deutsch. u. französ. Text. 12 Rthlr. Klavierauszug ohne Worte, arr. v. Ebers. 6 Rthlr. Dito für Anfänger, die noch keine Oktave greifen können, arr. v. Schunke. 4 Hefte à 20 gr. Ouverture f. Pfte. ½ Rthlr., dito à 4 mains 1 Rthlr. Alle Gesangs-Nros. einzeln!

Der enthusiastische Beifall, den dieses Meisterwerk bei allen Aufführungen in Paris, London, Brüssel, Leipzig, Frankfurt, Braunschweig noch immer findet, und der bei der bevorstehenden Aufführung in Wien und Berlin zu erwarten ist, berechtigt zu der Hoffnung, dass dieser mit grösster Sorgfalt arrang. Klavierauszug sich einer günstigen Aufnahme erfreuen wird. Der Preis ist im Verhältniss zur Bogenzahl (300 Seiten!) sehr billig.

Kompositionen über Lieblingsmelodien aus der Jüdin, erschienen f. Pfte. von Eckert, Herz, Kalkbrenner, Schunke, Sowinsky, Tolbecque; für 2 Violinen v. Gard u. Panofka etc.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in **Berlin.**

Kotzebue's sämtliche Werke.
Oktavausgabe, im herabgesezten Preise.
Leipzig, bei Eduard Kummer.

Diese sämtlichen Schriften, deren früherer Preis 187 Rthlr. 4 gr. war, kosten jezt nur 66 Rthlr. 12 gr. Eine ausführliche Anzeige nebst Verzeichniss ist in allen Buchhandlungen zu haben, und werden deßhalb hier nur die größern Werke einzeln angeführt: Schauspiele 24 Bde. 14 Rthlr. Dramat. Almanach 21 Jahrg. u. Opernalm. 2 Jahrg. à 8 gr. Kl. gesamm. Schriften 4 Bde. 2 Rthlr. 12 gr. Kinder m. Laune 6 Bde. 2 Rthlr. 16 gr. Romane 6 Bdr. 4 Rthlr. Leiden Ortenb. 16 gr. Philibert. 16 gr. Leontine. 2 Rthlr. Hinterl. Papiere. 16 gr. Erinnerungen aus Paris. 1 Rthlr. Erinnerungen aus Italien. 2 Rthlr. Deutsche Geschichte. 2 Rthlr. Preußens ält. Gesch. 4 Rthlr. Ludwig IV. 12 gr. Biene. 19 Hefte. 3 Rthlr. 4 gr. Grille. 6 Hefte. 1 Rthlr. 12 gr.

In der Buchhandlung **Imle & Krauß** in **Stuttgart** ist erschienen und vorräthig in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder:

Bibliothek der vorzüglichsten Belletristiker des Auslandes.

Sammlung der interessantesten und besonders der neuesten schöngeistigen Schriften des Auslandes; aus der französischen, englischen und andern fremden Sprachen; unter Mitarbeitung von Mehreren ins Deutsche übertragen von Franz Demmler. In monatlichen Lieferungen von je 4 Bändchen, 24 Bändchen zusammen bilden eine Serie. Das Bändchen von 6 Bogen, Taschenformat, kostet im Subscriptions-Preise, ohne Vorausbezahlung, 12 kr. rhein. oder 3 ggr.

Nachdem die ersten 5 Lieferungen unserer „Bibliothek der vorzüglichsten Belletristiker des Auslandes" erschienen sind, erlauben wir uns, dieselbe wiederholt allen Liebhabern gediegener belletristischer Lektüre dringend anzuempfehlen, wobei das, was davon schon im Publikum ist, uns nach Inhalt und Ausstattung unterstüzen wird.

Unsere Sammlung beschränkt sich nicht auf ein einzelnes Volk, eben so wenig auf einzelne Schriftsteller, bei denen der schon erworbene berühmte Name oft die Schwächen des jüngsten Kindes zu deken hat, sondern wir geben immer nur das Interessanteste von dem Neuen, und von dem Alten das, was die Zeit als klassisch in seiner Art anerkannt hat; dabei tragen wir Sorge, daß das Gegebene für einen möglichst großen Kreis von Lesern und Leserinnen passe, ohne in das Mittelmäßige herabzusinken.

Die bis jezt erschienenen ersten 5 Lieferungen enthalten:

Valida, oder der Ruf einer Frau, aus dem Französischen der Marquise von C.;
Antony's Erinnerungen, aus dem Französischen des Alexander Dumas;
Die Abenteuer eines jüngern Sohnes; aus dem Englischen des Trelawney;
Il vivere, aus dem Französischen des Samuel Bach.

In den nächsten Lieferungen folgen die Uebersezungen von: Le Chemin de travers, *par Jules Janin*. Ni jamais; ni toujours, *par Paul de Cock*.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Allgemeine
Bibliographie
für
Deutschland.

Jahrgang 1836. Wöchentlich eine Nummer von 1 bis 2 Bogen. gr. 8. Preis des Semesters 1 Thlr. 8 gr.

Die **Allgemeine Bibliographie**

Digitized by Google

gewährt eine möglichst vollständige und schnelle Uebersicht der im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften, wie der für Deutschland wichtigen oder interessanten des **gesammten Auslandes**, verbunden mit Notizen über künftig erscheinende Werke, Subscriptions- und Pränumerationsunternehmungen, Preisherabsezungen, Auktionen, Bücherverbote, antiquarische Kataloge u. s. w., Alles zur leichtern Uebersicht unter bestimmte Rubriken geordnet. Genaue alphabetische und systematische Register werden den Gebrauch erleichtern.

Die bis jezt erschienenen Nummern sind in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Leipzig, im Februar 1836.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Heyfelder, Medizinal-Rath Dr., **Ueber Bäder und Brunnenkuren**, besonders an den Mineralquellen des Taunusgebirges, namentlich **Ems, Schlangenbad, Wiesbaden** und **Schwalbach**. 8. Stuttgart, Beck und Fränkel. geheftet 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Anzeige.

Confucii

Y - KING

ex latina P. Regis interpretatione nunc primum edidit

J. MOHL.

Vol. I.

Cum quatuor tabulis. 8.

Preis 4 fl. 30 kr.

Die Chinesen haben zu jeder Zeit dem Y-King den ersten Plaz in ihrer Litteratur angewiesen. Die erste Grundlage des Werks besteht aus den Symbolen, in denen Bhi, der Stifter des Reiches, seine kosmogonischen und die darauf gegründeten politisch-moralischen Ideen niedergelegt. Seitdem ist jede Reform der Ideen in Staat und Wissenschaft an die Erklärung dieser Symbole angeknüpft worden. Der älteste dieser noch erhaltenen offiziellen Kommentare ist der, in welchem die Dynastie von Wenwany im zwölften Jahrhundert vor Christus ihre Thronbesteigung rechtfertigte und ihre Prinzipien niederlegte. Sechs Jahrhunderte nach ihm stellte Confutsee den Y-King an die Spize der fünf klassischen Bücher, auf welche er die Restauration gründete, und welche seit seiner Zeit die geistige Regel desselben bilden. Fast alle Versuche physischer und metaphysischer Theorien in China sind auf dieses Werk in der Form von mehr oder minder willkührlichen Interpretationen gebaut, daher seine hohe Wichtigkeit für die philosophische Geschichte der Menschheit. Die französischen Jesuiten in China hatten frühe gefühlt, wie nothwendig das Studium dieses Buches für sie sey, und nachdem sich mehrere an der schweren Aufgabe versucht hatten, vollendete einer der gelehrtesten unter ihnen, P. Regis, eine Uebersezung und einen Kommentar, welcher die Substanz der berühmtesten chinesischen Arbeiten darüber enthalt. Das Werk lag in der k. Bibliothek in Paris, nur Wenigen bekannt und zugänglich, bis sich der Herausgeber, nach dem Wunsch der asiatischen Gesellschaft in Paris, entschloss, einen vollständigen Abdruk davon zu veranstalten, von welchem hier die erste Hälfte vorliegt.

Wir machen das Publikum auf obiges interessante Werk vorläufig aufmerksam, und bemerken, dass der erste Band bereits gedrukt ist und nächste Ostermesse von uns ausgegeben, und alsdann in jeder soliden Buchhandlung zu haben seyn wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bernoulli's Vademecum.

Dritte Auflage.

In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen:

Vademecum des Mechanikers

oder

Praktisches Handbuch

für

Mechaniker, Maschinen- und Mühlenbauer, und Techniker überhaupt.

Von

Professor **Christoph Bernoulli.**

Dritte Auflage,

nochmals verbessert und vermehrt von des Obigen Sohne,

Joh. Gustav Bernoulli.

Zwei Bändchen.

Mit drei Steindruktafeln. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt des ersten Bändchens:

Angabe und Vergleichung der gebräuchlichsten Maaße und Gewichte. Berechnung von Flächen mit geradliniger Bewegung. Berechnung von Kreisflächen. Berechnung von Flächen, welche von krummen Linien eingeschlossen sind. Anwendung derselben Regeln zur Berechnung von Körpern. Berechnung der Tragbarkeit von Schiffen. Idem bei der Correction von Straßen. Berechnung der Oberfläche und des Inhalts von Körpern. Inhalt cylindrischer Röhren und Gewicht des darin enthaltenen Wassers. Inhalt von Fässern. Von der Reibung. Von der Transmission der Bewegung, vermittelst endloser Riemen. Ueber die Steifigkeit der Seile. Von dem dynamischen Effekte der Kräfte. Messung des Nuzeffektes, vermittelst des Dynamometers von Prony. Von den mechanischen Potenzen. Auffindung des Schwerpunktes. Berechnung fallender Körper. Berechnung der Ramm-Maschinen. Berechnung der Pendelbewegungen. Mittelpunkt des Stoßes oder Schwunges. Theorie des Stoßes. Vom specifischen Gewichte. Berechnung der Gewichtes eines Körpers. Gewichtstafel von laminirten Metallplatten. Gewichtstafel von runden und quadratischen Eisenstangen. Idem von bleiernen Röhren. Berechnung der Luftballons. Von der Stärke der Materialien. Barlow's Regeln über die Transversalstärke von hölzernen Balken. Tredgold's Regeln zur Berechnung der Stärke gußeiserner Bäume. Von Räderwerken. Dimensionen der verschiedenen Theile an Rädern. Berechnung des Wasserdruks. Bestimmung der Dike von Schuzbrettern. Idem von Wassermauern. Ueber einige andere Geseze der Hydrostatik. Berechnung der hydraulischen Pressen. Wassermenge, die aus Oeffnungen fließt bei constanter Drukhöhe.

Anhang:

Geschwindigkeit und Gewalt des Windes. Geschwindigkeit des Schalles. Geschwindigkeit abgeschossener Kugeln.

Inhalt des zweiten Bändchens:

Ausfluß des Wassers aus Behältern, die keinen Zufluß erhalten. Berechnung von Wasserpumpen. Berechnung größerer Pumpen. Reibung des Kolbens in Pumpenstiefeln. Geschwindigkeit des Wassers in Flüssen, Kanälen u. a. Bewegung des Wassers in Kanälen und Röhren und Bestimmung der Neigung derselben. Von den Wasserrädern. Verschiedene Theile der Wasserräder. Beispiele zur Berechnung der Wasserräder. Berechnungen über Mühlen. Anwendung der verschiedenen Arten Wasserräder zur Bewegung eines Mühlsteins. Stärke der Materialien. Vom senkrechten Widerstande der Körper. Longitudinaler Widerstand derselben. Transversalstärke der Körper. Dike der Wellzapfen. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Von den Schornsteinen. Specifische Wärme der Körper. Von der Heizkraft verschiedener Brennmaterialien. Uebergang vom festen Zustande in den flüssigen.

Data zur Berechnung von Dampfmaschinen.

Von der Dampfbildung. Von den verschiedenen Theilen der Dampfmaschinen. Bestimmung der Dimensionen derselben. Berechnung des Nuzeffektes bei Expansionsmaschinen. Von den Gebläsen.

Anhang:

Regeln für das Bohren und Abdrehen gußeiserner Cylinder. Von der praktischen Anwendung des Dampfes zum Forttreiben der Projektile.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

„Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Produkte speculiren?"

Auf Erfahrung begründete

Rathschläge und Lehren

für

den Landwirth.

Von

J. G. Elsner.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: Wie soll der Landwirth speculiren?

I. Von der Speculation bei der Erzeugung von Produkten. A. Speculation auf Grund und Boden. 1) Beim Ankauf eines Landgutes. 2) Unmittelbar bei der Erzeugung von Produkten. a) Die vegetabilischen Produkte. 1) Das Getreide. 2) Die Oelsaaten. 3) Der Flachs. 4) Die

Farbekräuter. 5) Der Hopfen. 6) Der Tabak. 7) Obst und Wein. 8) Knollengewächse. 9) Kleesamen. 10) Die Futterkräuter. b) Die animalischen Produkte. 1) Die Pferde. 2) Die Rinder. 3) Die Schafe. 4) Die Schweine. B. Speculation bei der benöthigten Arbeit. 1) Sie muß im richtigsten Maße angelegt werden. a) Man muß sie nicht verschwenden. b) Man muß sie nicht zur Unzeit sparen. c) Man muß sie zur rechten Zeit und am rechten Orte anlegen. 2) Die Arbeit muß zu dem wohlfeilsten Preise beschafft werden. — II. Von der Verwerthung der Produkte. A. Speculation bei der Verwerthung des Grundes und Bodens. B. Speculation bei der Verwerthung der Produkte. a) Von den vegetabilischen Produkten. 1) Vom Getreide. 2) Verwerthung der Oelfrüchte. 3) Des Flachses und Hanfs. 4) Der Farbekräuter. 5) Des Hopfens. 6) Des Tabaks. 7) Des Obstes und Weines. 8) Der Knollengewächse. 9) Des Kleesamens. 10) Der Futterkräuter. b) Verwerthung der animalischen Produkte. 1) Von den Pferden. 2) Von den Rindern. 3) Von den Schafen. a) Von der Wolle. b) Vom Zuchtvieh. c) Vom Schlachtvieh. 4) Von den Schweinen.

Wir glauben den Landwirthen einen wesentlichen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf vorstehendes Werkchen aufmerksam machen. Der Verfasser, welcher wohl keinem, mit der Litteratur oberflächlich bekannten Landwirthe fremd ist, legt in dieser Schrift seinen Schaz von Erfahrungen über die Chancen und Conjuncturen im Verkehr mit landwirthschaftlichen Produkten nieder. Welchen Werth dieselben wegen ihrer besondern Gediegenheit haben, davon geben die, den landwirthschaftlichen Handel betreffenden Aufsäze, welche Herr Elsner seit vielen Jahren in der Allgemeinen Zeitung geliefert hat, den redendsten und überzeugendsten Beweis. Von welchem Nuzen also das Buch für jeden Landwirth, ja selbst auch für den Kaufmann seyn werde, welcher in ländlichen Erzeugnissen Geschäfte macht, ist leicht abzunehmen, wenn man bedenkt, wie viel daran liegt und was es einträgt, die Conjuncturen für die Verwerthung der Produkte richtig zu beurtheilen und wahrzunehmen. Dieß sagen wir nicht zum Lobe des Werkchens, denn das wird sich selbst empfehlen, aber wir sagen es, um das betreffende Publikum auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, die ihm nur erfreulich seyn kann.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Meine Erfahrungen
in der
höhern Schafzucht
von
J. R. Elsner.

Zweite stark vermehrte Auflage.

Preis 2 fl. 12 kr.

Die erste Ausgabe dieses in gedrängter Kürze vorgetragenen so überaus reichhaltigen Buches ward in kurzer Zeit vergriffen. Eine faktische Anerkennung seines Werthes. Der Verfasser hat seinen Gegenstand auf eine seltene Art durchdrungen, das mag wohl auch die Ursache seyn, daß selbst Laien das Buch mit Interesse lesen. Die kritischen Anzeigen von allem, was bisher über edle Schafzucht aus Herrn Elsners Feder floß, vereinigen sich fast sämmtlich dahin, daß alles, was er über diesen Gegenstand bis jezt niederschrieb, klassischen Werth habe, und daß man ihn in diesem wichtigen Zweige der National-Industrie für eine Autorität anerkennt. Die genannte neue Auflage ist mit einer Menge von Zusäzen neuer Erfahrungen, die Herr Elsner seit der Erscheinung der ersten Auflage zu machen Gelegenheit hatte, bereichert, wodurch ihr Werth denn noch ungleich höher steht, wie der der ersten Ausgabe.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Im Verlag der Unterzeichneten wird erscheinen:

Historisch-kritische Darstellung
des Streits
über
die Einheit oder Mehrheit
der
venerischen Contagien
von
Dr. Oesterlen.

Diese Schrift, welche von der medicinischen Fakultät zu Tübingen mit dem Preise gekrönt wurde, füllt eine bedeutende Lüke in der Lehre von den venerischen Krankheiten aus; der Streit über die venerischen Gifte, obschon seit dem vorigen Jahrhundert bis auf heute eifrig geführt, wurde bis jezt noch nie in seinem ganzen Umfange dargestellt. Das Interesse dieses Werkchens wird bedeutend dadurch gesteigert, daß der Verfasser die ganze Lehre von der so räthselhaften Pseudosyphilis kritisch beleuchtet, und überhaupt auf alle bis zur jezigen Stunde aufgestellten Ansichten über die venerischen Contagien die gebührende Rüksicht nimmt. —

Stuttgart und Tübingen, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei G. Reichardt in Eisleben ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Universalzeichnenbuch
bestehend in 60 Musterblättern
als Vorlagen zum Zeichnen.
In stufenweiser Folge.
Ein Hülfsbuch für jeden Zeichnenlehrer und für alle die, welche ohne Lehrer Zeichnen lernen wollen.

Von
Otto Warmholz,
Zeichnenlehrer am Königl. Gymnasium in Eisleben.

Gr. Medianquerfolio. Gebunden. 3 Thlr.

Inhalt. Die Anfänge des Zeichnens. Die Form- und Größenlehre. Geräthschaften. Die Perspektive. Blumen- und Fruchtzeichnen. Figurenzeichnen. Thierzeichnen. Landschaftszeichnen.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Politik
der
Landwirthschaft
von
J. G. Elsner.

3 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 18 gr.

Statt aller weitern Empfehlung führen wir bloß den Inhalt der einzelnen Kapitel an, und versichern, daß die Ausführung in hohem Grade gründlich und die Darstellung klar und faßlich ist. Der kräftige und bündige Styl des Verfassers würzt auch selbst die trokensten Gegenstände. Daß das Buch nicht für die Landwirthe allein geschrieben und zu brauchen sey, wird einem Jeden der Inhalt zeigen.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Hauptabschnitt. Jede Oekonomie muß ihre intensiven und extensiven Kräfte genau kennen lernen, damit sie dieselben entwikeln und stärken und zu ihrem Gewinne anwenden kann. Von der Organisirung einer Oekonomie. Von den Akerbau- und Wirthschaftssystemen. Von den extensiven Kräften einer Oekonomie, oder von den äußern Hülfsmitteln und Vortheilen, die ihr zu Gebote stehen. Die Finanzverwaltung, oder richtiges und genaues Abwägen der Einnahmen und Ausgaben, nebst pünktlicher Rechnungsführung. II. Hauptabschnitt. Die Landwirthschaft eines ganzen Landes ist als ein verbündeter Staat zu betrachten, welcher nur alsdann gedeihen kann, wenn unter seinen Gliedern (den einzelnen Oekonomen) Harmonie, d. i. Befolgung gleicher allgemeiner Grundsäze, stattfindet, und wenn sie alle dahin streben, ein gemeinsames Ziel zu erringen, welches darin besteht, jedem einzelnen sein Gedeihen zu sichern, und allen den höchst möglichen Gewinn zuzuführen. (Diese ersten beiden Abschnitte umfassen die innere Politik.) Richtiges Verhältniß des Aker-, Wiesen- und Forstgrundes in einem Lande. Die Vertheilung des der Landwirthschaft zugefallenen Areals. Die großen Landgüter. Die kleinern Besizungen. Die mittlern Güter. Von der Veräußerung des Grundeigenthums. A. Die Staatsdomänen. B. Die Majorate. C. Die Minorate. D. Die Familien-Fideikommisse. E. Die Seniorate. F. Die Landgüter der geistlichen Stiftungen. G. Die Pfarr- und Schulwidmuthen. III. Pachtungen von Landgütern. a) Die Erbpachten. b) Die Zeitpachten. 1) Die Dauer der Pachtung. 2) Die Art der Uebernahme der Güter in Pacht, ob mit oder ohne Besaz. 3) Das Pachtgeld oder

Google

die Pachtrente. 4) Der Umfang einer Landgüterpacht. 1. Die Größe und Ausdehnung der gepachteten Ländereien. 2. Die Menge der Nebennuzungen. 5) Gewährleistung bei Güterpachten. 6. Die Prolongation oder Verlängerung des Pachtzeitraums. 7) Die Zeit der Uebergabe der Pacht. 8) Einige besondere Pachtbedingungen. 1. Die Art und Weise der Eintheilung und Bewirthschaftung der übernommenen Felder. 2. Das Inventar. 3. Manche harte Forderungen. Bilanz zwischen Erzeugung und Verbrauch der landwirthschaftlichen Produkte. Von den Belastungen und Begünstigungen der Landwirthschaft. A. Die Abgaben an den Staat. B. Die Frohnen. 1) Entstehung derselben. 2) Abstellung derselben. C. Der Zehnte. D. Die Hutungs- und Gräserei-Servituten. E. Lieferungen und Fuhren im Kriege. F. Beiträge zu Kirchen-, Schulen- und Armenfonds. G. Die Patrimonialgerichtsbarkeit. Gegenwärtiger Stand der landwirthschaftlichen Produktion in Beziehung auf Menge und Güte der Erzeugnisse, und Rathschläge zur Vermehrung derselben. A. Die vegetabilischen Produkte. Das Getreide. Die Kartoffeln. Die Runkelrüben. Der Flachs. Die Oelgewächse. Der Hopfen. Der Krapp. Der Wein. B. Die animalischen Produkte. Die Fleischerzeugung. Die Wolle. Die Pferde.

Inhalt des zweiten Bandes.

II. Hauptabschnitt. Die Erziehung des Volkes auf dem Lande. A. Von der Erziehung der Jugend auf dem Lande. B. Vermehrung der Civilisation des Landmannes. C. Besondere landwirthschaftliche Lehranstalten. Landwirthschaftliche Institute; um was es sich bei ihnen handelt. a) Um das Landgut. b) Um die Gegend, wo es liegt. c) Um die Stellung der Zöglinge. d) Um den zu ertheilenden Unterricht. D. Landwirthschaftliche Gesellschaften und Vereine. E. Landwirthschaftliche Litteratur und Journalistik. F. Landwirthschaftliche Feste und Preise. G. Absterdi dung. Stellung des Landwirthes zu den übrigen Klassen der Staatsbürger. 1) Der intellectuelle Standpunkt des Landwirths. 2) Der politische Standpunkt. a) Hinsichtlich des Rechts und Gesezes. b) Hinsichtlich der öffentlichen Ordnung. 3) Der pekuniäre Standpunkt. 4) Der gemüthliche oder rein menschliche Standpunkt. Gang der Landwirthschaft und Einfluß derselben auf den Staat. Die Agrargesezgebung. A. Die moralischen Agrargeseze. 1) Geseze, welche den Endzwek haben Jeden in seinem Besize zu bestätigen und zu erhalten. a) Bestätigung (Confirmation) des Besizrechtes. b) Geseze zur Erhaltung des Besizes. 1) Moratorien. 2) Herabgesezter Zinsfuß. a) Strenge und gewissenhafte Abschäzungen der Grundstüke, auf welche Credit gegeben werden soll. b) Die Schuldinstrumente sollten alle auf den Inhaber lauten. c) Einfaches und rasches gerichtliches Verfahren bei Schuldklagen. 3) Unmittelbarer Schuz gegen Wucher. 4) Landwirthschaftliche Creditanstalten. a) Solche, welche auf Grundeigenthum borgen. aa) Creditanstalten, welche auf Gegenseitigkeit beruhen. bb) Solche, welche auf eigenen Gewinn und Gefahr des Instituts bestehen. b) Creditanstalten, welche auf bewegliche Gegenstände, insbesondere aber auf landwirthschaftliche Produkte borgen. 2) Landespolizeigeseze, d. i. solche, welche die Person und das Eigenthum schüzen. a) Gegen offenbare Beraubung. b) Gegen Schadenzufügungen. c) Zur Beförderung des öffentlichen Wohles. B. Die materiellen Agrargeseze. Alte, für die jezige Zeit nicht mehr passende Institutionen und Observanzen. 1) Die Gemeinheiten. 2) Die gegenseitigen Servitute. a) Die Hutungsbelästigungen. b) Die Gräsereien. c) Die Frohne. Geist und innere Verfassung des landwirthschaftlichen Staates. A. Zwek und Tendenz der Landwirthschaft. a) Von der Menge der Erzeugnisse. b) Von der Güte der Erzeugnisse. B. Technische Gewerbe, welche mit der Landwirthschaft verbunden werden. a) Bierbrauereien. b) Branntweinbrennereien. c) Stärkefabriken. d) Oelschlägereien. C. Wohlthätige und nüzliche Institute, welche theils von der Landwirthschaft allein ausgehen, theils sie nur berühren. a. Die Assekuranzen oder Versicherungen gegen Beschädigung. 1) Die Brandversicherungsanstalten. aa) Von den gegenseitigen. bb) Von den Privatassekuranzen oder von den Versicherungen gegen Brandschaden ohne Gegenseitigkeit. 2) Die Hagelassekuranzen. aa) Solche, welche auf Gegenseitigkeit beruhen. α) Nach welchen Grundsäzen soll der Schaden geschäzt werden. β) Ob ein Aker für sich oder das ganze versicherte Feld zusammen berechnet werden soll? γ) Sollen die Fruchtpreise nach einem für das ganze Jahr gültigen Saze, oder nach dem, wie sie sich im Laufe des Jahres ändern, bestimmt werden? bb) Die Privathagelassekuranzen. b) Armenkolonien. 1) Von Uebervölkerung. 2) Von der Verarmung des Volks. 3) Von der Gründung und innern Einrichtung der Armenkolonien. aa) Die Gründung derselben. bb) Die innere Einrichtung. III. Hauptabschnitt. Der aus den einzelnen Oekonomien bestehende und verbündete Staat hat neben den besondern Verhaltungsregeln seiner Mitglieder im Innern auch allgemeine, welche sich auf das Auswärtige oder Fremde beziehen, und hat in Rüksicht auf dieses stets im vollen Einverständnisse seiner einzelnen Glieder zu handeln. Vergleichende Zusammenstellung der landwirthschaftlichen Produktion in den Ländern Europa's. 1) Rußland. 2) Schweden und Dänemark. 3) England. 4) Frankreich. 5) Spanien. 6) Italien. 7) Die Türkei. 8) Ungarn und Polen. 9) Preußen. Prohibitionen, Theurung, Hungersnoth. A. Ein- und Ausfuhr. 1) Einfuhr. 2) Ausfuhr. B. Theurung. C. Hungersnoth. Landwirthschaftlicher Handel. 1) Passivhandel. 2) Activhandel. A. Von den Märkten für landwirthschaftliche Produkte. a) Handel mit vegetabilischen Erzeugnissen. 1) Die Getreidemärkte. 2) Handel mit andern Vegetabilien. b) Handel mit thierischen Erzeugnissen. 1) Die Wollmärkte. 2) Die Viehmärkte. B. Fortwährende Bekanntschaft mit dem, was im landwirthschaftlichen Verkehr vorgeht. C. Sicherung der möglichsten Unabhängigkeit vom Auslande sowohl bei Aus- als Einfuhr. D. Gutes Vernehmen zwischen den Produzenten und den Käufern (Consumenten und Händlern). Schluß.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Motive zum Entwurf eines Straf-Gesez-Buches für das Königreich Würtemberg.

2te Abtheilung.

Preis 1 fl. 12 kr.

Der Preis des im Sept. v. J. erschienenen Entwurfs dieses Straf-Gesezbuches mit Motiv, 1ste Abtheilung, ist 1 fl., und beides, nun als Entwurf ein Ganzes bildend, kan von jeder Sortiments-Buchhandlung bezogen werden, da wir keinen Detail-Verkauf haben. Zur nähern Bezeichnung dieses Buches führen wir hier die Worte der Vorrede an:

„Wie in andern Ländern, so machte sich auch in Würtemberg schon längst das Bedürfniß fühlbar, die veraltete, in ihren meisten Bestimmungen außer Uebung gekommene peinliche Gerichts-Ordnung durch eine neue zeitgemäße Straf-Gesezgebung zu ersezen."

„Zu diesem Zweke erhielt eine unter dem Vorsize des Chefs des Justiz-Departements niedergesezte Kommission den Auftrag, ein Gutachten in Form eines Gesezes-Entwurfs auszuarbeiten, welches im Jahr 1832 als Manuscript gedrukt, von den höheren Gerichtsstellen des Landes und der Juristen-Fakultät zu Tübingen weiter begutachtet, zulezt der verfassungsmäßigen Berathung des königl. Geheimen Rathes unterzogt wurde."

„Nachdem in Folge der von dieser höchsten Landes-Behörde angestellten genauen Prüfung und hierüber erstatteten Berichts der vorliegende Entwurf die Genehmigung Seiner Königl. Majestät erhalten hat, wird derselbe nebst den Motiven auf allerhöchsten Befehl durch den Druk bekannt gemacht, theils um die bevorstehenden ständischen Berathungen zu erleichtern, theils aber auch, um die Stimmen der Gelehrten und Männer vom Fache aus dem In- oder Auslande darüber etwa noch zu vernehmen."

Stuttgart und Tübingen, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Lenau's Faust.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Faust.

Ein Gedicht

von

Nicolaus Lenau.

Velinpap. brochirt in Umschlag. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Des Dichters seltene Eigenthümlichkeit empfiehlt den Freunden ächter Poesie auch dieses neueste Werk. Die Elektren eines Sophokles und Euripides, auf die Schöpfung des Aeschylus folgend, wurden von den Griechen mit Bewunderung gegrüßt und von den alten Kunstrichtern jede in ihrer Persönlichkeit anerkannt. So wird auch unsere Zeit in diesem Faust die Fortbildung des Dichtergeistes an der Grundidee des Genius mit Dank und Einsicht empfangen, und Nachdichtung von Nachahmung unterscheiden.

Früher sind in demselben Verlage erschienen:

Gedichte

von

Nicolaus Lenau.

Zweite sehr vermehrte Auflage.

Velinpap. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Vor 3 Jahren erschienen zum erstenmal die Gedichte des unter dem Namen Nicolaus Lenau ungewöhnlich schnell bekannt gewordenen Dichters. Sie fanden unbedingt allgemeine Anerkennung, und Jeder begrüßte den Dichter als einen unsern größten Dichtergeistern Ebenbürtigen. Hier haben wir nun bereits die Freude, von diesen Gedichten voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Gluth und Glanz der Phantasie und Tiefe eine zweite stark vermehrte Auflage darzubringen. Jeder Freund des Schönen wird sich über den herrlichen Zuwachs freuen, der von dem Reichthum und dem reinen Streben des edlen Geistes zeugt, welcher fern von jeder Nachahmung — in eigener ächter Urkräftigkeit seine Schöpfung vollendet.

Wir verweisen nur auf die neuen Arbeiten: Atlantika, während einer Reise nach Amerika entstanden, die Marionetten, Nachtstük, auf Ahasverus unter der Rubrik Haidebilder, und auf das schöne Lied: Frühlings-Tod unter so vielen gleich Schönen.

Stuttgart und Tübingen, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vier historische

Schauspiele Shakspeare's,

übersezt

von

Ludwig Tieck.

Inhalt:

Eduard der Dritte. — Leben und Tod des Thomas Cromwell. — Sir John Oldcastle. — Der Londoner verlorene Sohn.

Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 4.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Im Verlage des **geographischen Instituts** zu **Weimar** sind im März 1836 folgende neue, von C. F. Weiland gezeichnete Karten erschienen:

WELTKARTE

zur Uebersicht

der

vorzüglichsten Varietäten

des Menschen,

nach

dem Blumenbach'schen System

und

zur Verbreitung des menschlichen Geschlechts auf der Oberfläche der Erde,

nach

Bory de St. Vincent.

Imp.-Folio. 54 kr. rhein.

Frankreich, nebst dem Grundriss von Paris. Zwei Blätter gr. Imperial-Folio. 1 fl. 48 kr. rhein.

Preussische Provinzen **Preussen und Posen**, nebst dem Königreich Polen und dem Gebiete Krakau, mit drei Beikärtchen von den Umgegenden von Danzig, Königsberg und Warschau. Auch zu dem grossen Handatlas in 63 Blättern gehörig. Imperial Folio. 36 kr. rhein.

Oestlicher Theil der **Vereinigten Staaten von Nord-Amerika**, nebst vier Beikärtchen von den Umgegenden von Boston, Neuyork, Philadelphia und Washington. Imperial-Folio. 36 kr. rhein.

Achte und letzte Lieferung

der

wohlfeilen Taschen-Ausgabe

von

Müller's historischen Werken.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle resp. Pränumeranten und Subscribenten versandt:

Johannes von Müller's

sämmtliche Werke.

Taschen-Ausgabe in 40 Bändchen.

Achte und lezte Lieferung oder 36 — 40stes Bändchen.

Inhalt:

Briefe von Carl Victor von Bonstetten. 5ter Band. — Einige Briefe an Herrn Charles Bonnet zu Genthod bei Genf. — Briefe an Freunde.

Mit dieser Lieferung ist nunmehr dieses werthvolle klassische Werk geschlossen und vollständig in allen Buchhandlungen

auf Velinpap. für **36** fl. oder **21** Rthlr.
— Drukpap. — **24** — — **14** Rthlr.

zu haben.

Stuttgart und Tübingen, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ulm und Leipzig. In der Verlags-Expedition der Wohler'schen Buchhandlung ist erschienen:

Dr. Nagel, Chr., Untersuchungen über die wichtigsten zum Dreiecke gehörigen Kreise. Eine Abhandlung aus dem Gebiete der reinen Geometrie, 46 S. gr. 4. mit 3 Figurentafeln. 1836. 1 fl. 30 kr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Erste Reise

nach dem

nördlichen Amerika

in den Jahren 1822 bis 1824

von

Paul Wilhelm, Herzog von Würtemberg.

Mit einer Karte von Louisiana.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 24 kr.

Inhalt:

Abfahrt von Hamburg. Aufenthalt auf der Rhede von Curhaven. Kanal von England. Stürme. Atlantisches Meer. Azoren. Einwirkungen des Ostpassates. Wendezirkel des Krebses. Lukayische Inseln. Bahama-Bank. Meerenge von Santarem. Küsten von Cuba. Golf von Mexiko. Mündung des Missisippi. Balize. Neu-Orleans. — Aufenthalt und Abfahrt von Neu-Orleans. Die Insel Cuba. Havannah. La Regla. Guanabacoa. Reise in das Innere der Insel und an die südliche Küste. Rükkehr nach der Louisiana. Stürmische Seefahrt. — Abfahrt von Neu-Orleans. Plaquemine. Baton Rouge. Bayou Sabra. St. Francisville. Pointe Coupe. Aufenthalt daselbst und Wanderungen in der Gegend. — Fausse Revière. Jagd an dem Bayou Tunica. Wohnung des Herrn Leander an der südlichen Spize des Chenal de la Fausse Revière. Rükkunft zu Bayou Sabra und St. Francisville. Abreise auf dem Dampfboot Maysville. Der Atchafalaya. Der Rothe Fluß von Nachitoches. Fort Adams. Natchez. Der Missisippi-Staat. Abfahrt von Natchez. Der Jazu. Pointe Jlichico. Der Arkansas. — Der Weiße und St. Franziskus-Fluß. Die Chickasaw-Bluffs. Neu Madrid. Mündung des Ohio. Der Tenessee. Cumberland und Wabash. Shippingsport. Stromschnellen des Ohio. Louisville. Abfahrt von Louisville. Cap Girardeau. La Tour du Rocher. St. Geneviève. Herculanum. St. Louis. Aufenthalt daselbst. — Bemerkungen über den Missoury-Staat. Berathschlagungen des Generals Sir William Clarke mit den Poutowatomi-Indiern. Ankunft einer Horde Osagen. Beschreibung von St. Louis und der Gegend. Reise zu Lande nach St. Charles. Abfahrt von St. Charles, den Missoury aufwärts. Die Caverne à Tardie. Der Fluß Gasconade. Ankunft am Osage. Côte du petit Manitou, Rocher percé, Oberhäupter der Ajowas, Côte du grand Manitou, Franklin. Fortsezung der Reise zu Lande, Uebergang über den

Digitized by Google

Missoury bei Pierre de la flèche. Eintritt in die Steppen, Prairie de la mine, Revière à Tabau, Marais du sorcier, Liberty Town, der Kanzas, Aufenthalt in der Gegend. Reise den Strom abwärts. Fort Osage. Ankunft an einer Insel am Chenal du Tigre oder Marais Apaque, und Zusammentreffen mit meinen Leuten auf dem Boote. Rückkehr mit demselben an den Kanzas. — Zusammenkunft mit den Kanzas. Wa-kan-ze-re, ihr Häuptling. Bemerkungen über diese Indier. Der Wa-sa-bae-wa-kandage. Die Flüsse Nenn dawa, Tar-ku-yu, Ni-ma-ha, Nisch-na-ba-tona. Der la Platte, Côtes à Kennel, Fort der Otos, Ayowas — Das Fort Atkinson auf den Council-Bluffs. Das Dorf der Omahas. Zusammenkunft mit den Omahas Indiern. Der Fluß Eau qui courre. Die Ponkara. Der Weiße Fluß. Vulkanische Gegend. Sioux-Indianer. Die Faktorei von Josua Pilscher. — Sioux-Indianer. Faktorei am Grand détour. Rückkehr zu Wasser nach den Council-Bluffs. Aufenthalt daselbst. Reise zu den Otos und Pahnis. — Fortsezung der Reise nach St. Louis. Absahrt mit dem Dampfboot Cincinnati. Das Dampfboot verunglükt bei St. Geneviève. Aufenthalt daselbst. Fahrt nach New-Orleans. Rükkehr nach Europa.

Stuttgart und Tübingen, im April 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A. Frhrn. v. Sternberg's Novellen.

Erster Theil enthält:

Die Zerissenen.

8. geh. Preis 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl.

Zweiter Theil.

Eduard.

Fortsezung der Novelle: **Die Zerrissenen.**

8. geh. Preis 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Dritter Theil, enthaltend:

die Novelle: **Lessing.**

8. geh. Preis 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl.

Vierter Theil, erste Abtheilung enthält:

Waldgespenst. — Die Doppelgängerin. — Der fliehende Holländer. — Voltaire in Verney. — Das Grab des armen Andreji. — Die Jesuitenschüler.

8. geh. Preis 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl.

Vierter Theil, zweite Abth. enthält:

Die Schlacht bei Leipzig. — Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. — Die lezte Rose des Kallenfels. — Copernikus. — Der Herr von Mondschein.

8. geh. Preis 1 Rthlr. 12 gr. oder 3 fl.

Molière.

Ein Seitenstük zum **Lessing.**

8. geh. Preis 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist in Folge vielseitigen Verlangens einzeln erschienen, und durch alle soliden Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Der kleine Hans,

komponirt für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von **Fr. Curschmann.** 8 gr. oder 36 kr.,

dito arr. m. Begl. d. Guitarre. 8 gr., u. arr. als Galopp f. Pfte. 4 gr.

Ferner erschien so eben:

Die Jüdin. — La Juive.

Grosse Oper von **F. Halevy.**

Vollst. Klavierauszug mit deutschem u. französischem Text 12 Rthlr., dito arr. f. d. Pfte. allein 6 Rthlr., dito arr. f. Anfänger von Schunke 3⅓ Rthlr., dito arr. f. d. Pfte. zu 4 Händen. Die Ouverture und alle Gesangs-Nros. einzeln.

Kompositionen über Lieblingsmelodien aus **der Jüdin** erschienen für das Pianoforte von: Herz, Kalkbrenner, Schunke, Tolbecque, Eckert, Sowinsky.

Der Bliz. — L'Eclair. Komische Oper von F. Halevy ist in Partitur erschienen, der vollst. Klavierauszug u. sämtliche Arrangements sind unter der Presse.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in **Berlin.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

die Blizableiter,

ihre

Vereinfachung und die Verminderung ihrer Kosten.

Nebst einem Anhang

über das Verhalten der Menschen bei Gewittern.

Eine gemeinfaßliche

Belehrung für die Verfertiger der Blizableiter, so wie für die Hausbesizer.

Im Auftrage der

königl. Centralstelle des landw. Vereins in Würtemberg,

verfaßt von deren Mitgliede und wissenschaftlichem Sekretär

Prof. Dr. Plieninger.

Mit 3 Steindruktafeln und 35 Abbildungen.

Der Gedanke, durch Aufstellung wohlfeilerer Vorrichtungen zu Abhaltung des Blizes von den Gebäuden dieser wohlthätigen Einrichtung mehr Eingang auch unter den minder begüterten Einwohnern des Landes zu verschaffen, wurde zunächst durch mehrfache, bei der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg eingekommene Berichte von Blizschlägen veranlaßt, welche sowol auf nicht mit Blizableitungen versehene Wohngebäude und Scheunen der Landbewohner, als auch auf die, zwar mit metallenen Verzierungen auf den Gipfeln, jedoch nicht mit Ableitungen versehenen Kirchthürme und Kirchen wiederholt, und, mit mehr oder weniger Verwüstungen, in den lezteren Jahren sich ereignet hatten. Die Abfassung dieser Schrift soll, wie es der Titel angibt, eben sowol den Techniker, welcher mit Verfertigung und Aufrichtung der Blizableiter zu thun hat, in den Stand sezen, mit Hülfe der versinnlichenden Zeichnungen die Einrichtung der wohlfeileren Apparate und die Art ihrer Aufrichtung kennen zu lernen und nachzuahmen, als auch dem Hausbesizer es möglich machen, durch die, nach dem laufenden Schuh berechneten Preise der eisernen Leitungsstangen, so wie durch die angefügten Kostenüberschläge überhaupt, und durch die, in passender und bündiger Uebersicht mitgetheilten Grundsäze und Erfordernisse bei einer Blizableitung, die Anbringung und Errichtung eben sowol, als auch die Kosten derselben für sein Haus nach Maßgabe von dessen Höhe, Standort, Umgebung, Bauart rc. zu beurtheilen und zu berechnen. Was die vorgeschlagene, von der bisher üblichen abweichende Einrichtung der wohlfeileren Blizableitung betrifft, so ist dieselbe auf die, seit Jahrzehnten gemachten Erfahrungen gegründet, und daher keineswegs, als auf bloßen theoretischen Ansichten beruhend, für unerprobt und zweifelhaft anzusehen. Die Ersparniß an Kosten, welch leztere sich selbst für ein Privatwohnhaus von der geringsten Höhe und Ausdehnung bei der bisherigen kostspieligen Einrichtung zum mindesten auf 80 — 100 fl. belaufen, und deren bedeutender Belang als die Hauptursache anzusehen ist, warum die Errichtung von Blizableitern sich bis jezt nur auf die grösseren Städte beschränkt hatte, betrifft zunächst die Auffangstange, welche, statt massiv von Eisen und von einer Höhe von 15 — 20 Fuß zu seyn, nach der neuen Einrichtung eine hölzerne, in das Sparrwerk befestigte Tragestange, nach Art der bei den Pulverhäusern vorgeschriebenen Einrichtung, erhält, auf welcher eine sogenannte Helmspize von hinreichender Länge und Masse, aus starkem Schmiedeisen verfertigt, verzinnt und mit einer Spize von Patentsilber armirt, befestigt, und mit einer starken Ableitung bis zu der Zuleitung auf dem Dachgrat versehen wird. Die zweite Ersparniß betrifft die Wahl der, schon von Reimarus empfohlenen und in Norddeutschland allgemein üblichen, jedoch nicht bleiernen, sondern eisernen oder kupfernen, und nicht auf dem Gebäude unmittelbar angenagelten, sondern auf Tragstiften befestigten Schienen oder Flach-

eisen statt der Eisenstäbe, welch erstere außer dem Vortheil, bei gleichem Gewicht eine doppelte bis dreifache Oberfläche, also größere Leitungskraft darzubieten, noch durch die Art ihrer Anfertigung und Anbringung vor der Oxydation durch den Regen mehr gesichert sind, als das Stabeisen oder die Drathzöpfe, und bei gleichem Gewichte beinahe den dritten Theil des Preises vom Stabeisen kosten. Die dritte Ersparniß betrifft die Versenkung, bei welcher die Umwiklung des Stabeisens mit Tafelblei, durch Einlegung des Stabeisens in ein mit Kohlenpulver gefülltes, hölzernes oder thönernes Versenkungslager, wie dieß in Frankreich in Anwendung ist, erspart wird, eine Einrichtung, welche zugleich auf Schuz des Versenkungsstabes gegen Oxydation mehr berechnet ist, als die Anwendung des Tafelbleies, da die Berührung des Eisens und des Bleies unter dem Einfluß der Erdfeuchtigkeit nothwendig auf baldige Zerstörung des einen oder des andern oder beider Metalle durch Oxydation hinwirken muß. Durch diese, wie leicht ersichtlich, die Sicherheit der Vorrichtung keineswegs vermindernde Modifikation wird ein Ersparniß von mehr als der Hälfte der bisherigen Kosten einer Blizableitung erzielt, welche sich bei niedrigen, ländlichen Gebäuden durch Vereinfachung in der Art der Anbringung und durch Selbstverfertigung der hölzernen Requisite noch weiter treiben läßt. Vorausgeschikt ist eine kurze und populäre Mittheilung der Hauptsäze aus der Lehre von der Gewitterelektrizität, auf welche bei der Darstellung und Beschreibung der Blizableitungs-Vorrichtung und der Grundsäze bei ihrer Aufrichtung Bezug genommen wurde, und welche zugleich als Grundlage zu Bekämpfung mancher noch vorhandener, zum Theil abergläubischer Vorurtheile gegen die Blizableitungen benuzt wurden. Den Beschluß macht ein Anhang über das Verhalten der Menschen bei Gewittern, sowol in dem mit Blizableitung versehenen oder nicht armirten Hause, als auch im freien Felde und im Walde. Dieser Anhang, in Verbindung mit der eben erwähnten Einleitung über die Natur der Gewitterelektricität, sichert der Schrift zugleich eine Brauchbarkeit für Belehrungen in Sonn- und Werktagsschulen; in welcher Beziehung dieselbe von der königl. würtemb. höchsten Staatsbehörde nicht nur zu Anschaffung von Seite der Verwaltungsbeamten für Belehrung der in ihren Bezirken mit Aufrichtung von Blizableitungen beauftragten Gewerbe, sondern auch zur Anschaffung für die Schulen empfohlen worden ist. — Für Bestellungen in größeren Partien ist der Partienpreis zu 36 kr. netto per Exemplar festgesezt worden. Der Ladenpreis beträgt 1 fl.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Gemeinfaßliche Belehrung

über

den Maikäfer,

als

Larve und als Käfer,

seine Verwüstungen und die Mittel gegen dieselben;

ein Beitrag zu der landwirthschaftlichen Fauna.

Für den Bürger und den Landmann nach fremden und eigenen Erfahrungen zusammengestellt.

gr. 8. brosch. Preis 30 kr.

Stuttgart und Tübingen, im April 1836.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Eduard Baines d. j.,

Geschichte

der

brittischen Baumwollen-Manufaktur

und

Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand.

Aus dem Englischen frei bearbeitet

von

Dr. Christoph Bernoulli,

Professor der industriellen Wissenschaften zu Basel.

Mit 13 englischen Stahlstichen. gr. 8. broch. Preis 5 fl.

Inhalt: Einleitung. Erster Abschnitt: Ursprung und Verbreitung der Baumwollen-Manufaktur. Zweiter Abschnitt: Von der Baumwollen-Fabrikation in Indien. Dritter Abschnitt: Frühere Geschichte der englischen Manufaktur. Vierter Abschnitt: Erste Schritte zur Maschinenspinnerei. Fünfter Abschnitt: Gründung der mechanischen Spinnerei durch Arkwright. Sechster Abschnitt: Weitere Fortschritte der Maschinenspinnerei. Siebenter Abschnitt: Einführung der Dampfmaschinen und der mechanischen Webstühle. Achter Abschnitt: Bleicherei und Kattundruk. Neunter Abschnitt: Die Baumwolle. Zehnter Abschnitt: Commerzielle Verhältnisse. Eilfter Abschnitt: Dermaliger Belang der brittischen Baumwollen-Manufaktur. Zwölfter Abschnitt: Zustand und Lage der arbeitenden Klassen. Dreizehnter Abschnitt: Aussichten.

Stuttgart und Tübingen, im April 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schwab's Bodensee.

Die Unterzeichnete erlaubt sich den Reisenden nachstehendes, in ihrem Verlage erschienenes Werk in Erinnerung zu bringen:

Der Bodensee

nebst dem

Rheinthal von St. Luziensteig bis Rheinegg.

Ein Handbuch

für

Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie

von

Gustav Schwab.

Mit 2 Karten.

Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 4 gr.

Dieses Handbuch zerfällt in vier Hauptabschnitte: I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gedichte. Anhang. Die Fahrten beider Dampfschiffe. Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buches noch erhöht.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Katholisches

Andachtsbuch

für

Gebildete des weiblichen Geschlechts,

die

im Geist und in der Wahrheit beten

von

J. B. Trak.

Vierte Ausgabe,

mit einem Titelkupfer in Stahl gestochen:

Das betende Kind.

Velinpapier, Preis 1 fl.

Inhalt.

Gebet am Morgen. Ein kürzeres Morgengebet. Dank am Abend. Abendgebet einer Leidenden. Meßgebete. Beichtgebete. Kommuniongebete. Betrachtungen und Gebete in der heil. Christnacht. Am Weihnachtsfeste. Am Schlusse des Jahres. Am neuen Jahrstage. Auf das Fest der Erscheinung des Herrn. Am heiligen Donnerstage (grünen Donnerstage.) Am heiligen Freitage. (Charfreitage.) Am heiligen Charsamstage. Am Osterfeste. Am Fest der Himmelfahrt. Am Pfingstfeste. Am Fest der heiligen Dreifaltigkeit. Am Fronleichnamsfeste. Am Festtage Mariens. Am Feste aller Heiligen. Am Gedächtnißtage der Verstorbenen. Am Geburtstage. Das Vertrauen auf den Herrn. Die Geduld in Leiden. Die Zufriedenheit. Die Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit. Die Unsterblichkeit. Die Demuth. Der sanfte und stille Geist. Die Freude an dem Herrn. Der Regierer der Welt und meines Lebens. Der Allbarmherzige. Die Tochter für ihre Eltern. Das Mädchen. Die Braut. Die Gattin. Die künftige Mutter. Die gewordene Mutter. Die Hausmutter. Die Wittwe. Die Dienende. Am Tage der fünfundzwanzigjährigen Hochzeitfeier. Für die Kirche. Für den Landesfürsten. Für das Vaterland. Für unsere Freunde und Wohlthäter. Für unsere Feinde. Beim Gewitter. Bei dem Tode geliebter Personen. Am Grabe meiner Geliebten und Freunde. Die Kranke. Gebet auf dem Sterbebette.

München.

Litter. = artist. Anstalt.

Digitized by Google

Nachricht für Forstmänner und Landwirthe.

Hartig's
forstliches und forstnaturwissenschaftliches

Conversations-Lexikon

in 2ter revidirter Auflage.

Die unterzeichnete Buchhandlung beehrt sich hiermit anzuzeigen, daß sie den Verlag des im Herbste 1834 vom Herrn Staatsrathe und Ober-Landforstmeister Dr. Hartig, und dessen Herrn Sohne dem Professor Dr. Hartig im Selbstverlage herausgegebenen forstlichen und forstnaturwissenschaftlichen Conversations-Lexikons an sich gekauft hat, und, weil dieses gemeinnüzliche Buch bereits vergriffen war, eine zweite, von den Verfassern revidirte Auflage davon hat druken lassen, welche ungesäumt verschikt werden wird. — Es hört folglich nun der bisher von der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin kommissarisch besorgte Debit dieses Buches auf, nachdem es unser Verlags-Eigenthum geworden ist.

Stuttgart und Tübingen, im April 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

N e u e

[illegible]ntersuchung der National-Oekonomie

und der

natürlichen Volkswirthschafts-Ordnung

von

Johann Schön,

Doktor der Phil. und der Rechte, und Professor der Staatswissenschaften an der Universität in Breslau.

Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: Einleitung. Bedeutung und Entwiklung der National-Oekonomie. — I. Begrif der Volkswirthschaft. — II. Ursprung der Volkswirthschaftslehre. — III. Die Systeme der Volkswirthschaftslehre.

Erster Theil.

Umriss der bürgerlichen Wirthschaft.

Begrif der wirthschaftlichen Güter und ihrer Erzeugung. Die Güterquellen und ihre Bedingungen. Die Unternehmungen der Produktion oder die Gewerbe. Der Ertrag und seine Beziehungen zu den einzelnen und zur Gesamtheit. Die Grundlagen der ursprünglichen Güter-Vertheilung. Natur und Geseze des Preises, insbesondere des Produktenpreises. Die Bildung der Renten nach den Gesezen des Preises. Verhältniß der Renten und Produktenpreise und seine Folgen. Das Geld und sein Einfluß auf die Preise und Renten. Das Verhältniß der Renten zur Nationalwohlfahrt. Die Hingabe körperlicher Güter gegen unkörperliche. Leibliche Verwendung der ökonomischen Güter. Die Kapitalisation. Verhältniß der Verzehrung zur Nationalwohlfahrt.

Zweiter Theil.

Umriss der Pflege der bürgerlichen Wirthschaft.

Die Aufgabe der Wirthschaftspflege. Beruf der Regierung zur Wirthschaftspflege. Die Mittel der Regierung zur Wirthschaftspflege. Die Systeme der Wirthschaftspflege. Sorge für die Güterquellen und ihre Bedingungen. Pflege des Gewerbsbetriebes. — Pflege des Absazes und des auswärtigen Handels. Pflege des Geldwesens. Pflege der Kreditanstalten. Pflege der ursprünglichen Renten. Pflege der wirthschaftlichen Bilanz. Pflege der Lebensnothwendigkeiten. — Pflege des edlern Lebensgenusses.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Freiherr J. Ch. v. Zedlitz,

Dramatische Werke.

Dritter Theil,

enthaltend:

Turturell. — Herr und Sklave. — Die zwei Nächte zu Valladolid.

8. broch. 3 fl. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 18[illegible].

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Atellanen.

Eine kleine Sammlung

Dramatischer Dichtungen,

herausgegeben

von

JOVIALIS.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Inhalt:

I. Einleitung. II. Wolkenzug. Comödie. III. Die Gegenkaiser. Ein historisches Schauspiel mit unterlegten Musikstüken. IV. Der Student von Coimbra. Eine Posse im schwäbischen Dialekt. V. Die Acharner. Auszug einer Uebersezung des Aristophanischen Lustspiels in den schwabischen Dialekt.

Gegenwartige Sammlung von Gedichten, die aus keinem Bedürfniss des Tages, sondern aus dem jugendlichen Streben einer poetischen Weltanschauung hervorgingen, die sich bald in antiken, bald in modernen Kunstformen begeisterte, soll den gebildeten Leser, zwischen vielen Schlacken, wenigstens da und dort einen Funken poetischen Feuers, wie wir hoffen, nicht übersehen lassen, so wenig es sonst in unsern Tagen an der Ordnung ist, dass ein über seine Arbeiten hinausgeschrittener Autor seine heimlich gebornen Kinder vor das Auge der Welt stellt. Was die Versuche in schwabischer Mundart betrifft, so sprechen sie des Verfassers Gesinnung aus: sich nicht, wie manches ungerathene Kind, der angebornen Mutterzunge zu schamen, vielmehr sie selbst, so weit sie dessen empfanglich, einiger Kultur anheim zu stellen; den Stoff anlangend, mochten sie zeigen, dass unsere Volkszunge, auch neben dem anerkannt klassischen Idyll eines Hebel, noch weiterer Tonarten in der That fahig ist, was unser Sebastian Sailer selig freilich langst und besser beweisen konnte.

Stuttgart und Tübingen, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Sprech-
und
Sprachschule,
ein
Lesebuch
für die deutsche Jugend
zur
Beförderung ihres Sprachvermögens.
Von
Dr. Wilhelm Lange,
Ober-Prediger an der Kirche U. L. Frauen in Burg.

Erster Band.

Zweite verbesserte Auflage.

Preis 18 kr. oder 12 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Reise nach Italien

im Frühjahr 1835

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Preis [illegible] fl. [illegible] kr. oder [illegible] Rthlr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 5.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Schiller's Album.

Pränumeration.

Den neuesten Nachrichten aus Rom zufolge ist das Modell zu der kolossalen Statue Schillers der Vollendung nahe; der Moment, wo der unterzeichnete Verein seine Aufgabe glüklich gelöst haben wird, ist nicht mehr fern, und es ist nun auch an der Zeit, ernstlich Hand an die Herausgabe eines Werkes zu legen, dessen Ertrag dazu bestimmt ist, die Kosten des dem großen Dichter geweihten Denkmals tragen zu helfen. In Kurzem wird mit dem Druke des Albums begonnen werden, das die jezt lebende Generation, besonders deutscher Schriftsteller und Künstler, in der Erinnerung an Schiller, für die Mit- und Nachwelt stiftet. Die allgemeine Theilnahme, welche die Aufforderungen des Vereins hervorgerufen, wird dieses Werk zu einem in historischer und literarischer Hinsicht höchst interessanten machen; durch die Liberalität der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist aber auch die Aussicht eröffnet, daß es für die Sache des Denkmals ansehnliche Früchte tragen wird: die genannte Buchhandlung hat sich erboten, die typographische Ausstattung und die Expedition des Werks auf ihre Kosten zu übernehmen, und liefert dadurch einen neuen bedeutenden Beitrag zum Denkmal. Das Album selbst bleibt aber einzig Eigenthum des Vereins, und der Ertrag gehört allein dem Denkmal.

Wir bringen hinsichtlich der bevorstehenden Erscheinung des Albums Folgendes zur allgemeinen Kenntniß:

Schillers Album erscheint noch im Laufe des Jahres 1836, in Groß-Oktav, auf schönem Velinpapier; demselben wird eine unter Thorwaldsen's Augen verfertigte Zeichnung der Statue Schillers in Stahlstich beigegeben. Die Beiträge werden, so weit die für das Auge gefällige Anordnung des Druks es möglich machen wird, nach der Zeitfolge, in der sie beim Verein eingekommen, abgedrukt. Wer das Album zu erhalten wünscht, pränumerirt bei der ihm zunächst liegenden soliden Buchhandlung drei Gulden oder $1\frac{2}{3}$ Thlr. Preuß., später tritt ein höherer Preis ein. Diejenigen Schriftsteller und Künstler, welche — außer dem etwaigen Beitrag fürs Denkmal selbst — die Pränumeration auf das Album mit ihrem Blatte zu demselben bereits baar eingesendet haben, werden ersucht, eine Buchhandlung zu ermächtigen, das Album für sie von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung seiner Zeit einzufordern, damit jeder Irrung vorgebeugt werde.

Die Liste der Pränumeranten wird am 30 September dieses Jahrs geschlossen und dem Album beigedrukt.

Stuttgart, im April 1836.

Der Verein für Schiller's Denkmal.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen, in Wien bei Gerold, Heubner, Rohrmann und Schweigert; Pesth bei Hartleben; Prag bei Borrosch und André, Haase Söhne, Gräz bei Damian und Sorge, Ferstl; Gäns bei Reichard; Mitau bei Rivver; Reval bei Egger ꝛc., zu haben:

Benjamin Brail's

See-Züge.

Roman

von

C. Wilson.

Verfasser von „Tom Cringle's Schiffs-Tagebuch.“

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Drei Bände, geheftet, Preis 4 Thlr.

Bunte Wechselbilder schauriger und scherzhafter Abenteuer, an der Afrikanischen Küste, in den Westindischen Gewässern, in Havanna und auf Jamaika, mit der eigenthümlichen Laune erzählt, die der Verfasser in seinem Tom Cringle barthat.

In der Unterzeichneten ist erschienen und kan durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

De Candolle, A. P., Organographie der Gewächse, oder kritische Beschreibung der Pflanzen-Organe. Eine Fortsezung und Entwiklung der Anfangsgründe der Botanik und Einleitung zur Pflanzen-Physiologie und der Beschreibung der Familien. Mit 60 Steintafeln. Aus dem Französischen übersezt und mit einigen Anmerkungen versehen von Dr. Carl Fr. Meisner. 2 Bände. Mit 60 Steindruktafeln. gr. 8. 6 fl. 45 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dick-Brown,

ein

Gemälde aus London

von

Dr. Woldemar Seyffarth,

Verf. der Reisetage, der bunten Briefe des Andronikos u. s. w.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Der bereits durch mehrere Schriften: **Reisetage, bunte Briefe des Andronikos** u. s. w. rühmlichst bekannte Verfasser lebt seit mehreren Jahren in London. Er benüzt seine Erfahrungen und seine Menschenkenntniß, um mit einem anziehenden Familien-Gemälde die vielseitigste Schilderung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Engländer zu verknüpfen. Neben dem Reiz einer vortrefflichen Erzählung, giebt sich hier der Deutsche auf das Angenehmste über englische Sitten und Gebräuche, gesellschaftliche Thorheiten und Vorurtheile unterrichtet, die er aus den reisenden Engländern nicht kennen lernen kan.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Joh. Gottfr. von Herders

Gedichte.

Neue Ausgabe auf Velinpapier.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Wilhelm Meisters Lehrjahre

von

J. W. von Goethe.

2 Theile, neue Ausgabe auf Velinpapier.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Interessante landwirthschaftliche Schriften.

In der unterzeichneten Verlagshandlung sind folgende für den Landwirth äußerst interessante Schriften erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. N. v. Schwerz, Anleitung zum praktischen Akerbau. Erster bis dritter Band. Preis 10 fl. 48 kr.

Von demselben

Landwirthschaftliche Mittheilungen, 1 Bändchen. Beobachtungen über die belgische Feldwirthschaft, gesammelt während einem zweijährigen Aufenthalt in Westflandern von Friedrich Feldi, Zögling der Hohenheimer Waisen-Anstalt. Mit Steindrüken. Preis 2 fl.

Hortus Gramineus Woburnensis, oder Versuche über den Ertrag und die Nahrungskräfte verschiedener Gräser und anderer Pflanzen, welche zum Unterhalt der nüzlichen Hausthiere dienen; veranstaltet durch Johann Herzog v. Bedford. Mit vielen Abbildungen der Pflanzen selbst, so wie der Samen, womit diese Versuche gemacht wurden, erläutert, nebst praktischen Bemerkungen über ihre natürlichen Eigenschaften und die Erdarten, welche am besten für sie taugen; samt Angaben über die besten Gräser für dauernde Weiden, bewässerte Wiesen, hochliegendes Weideland und zur Wechselwirthschaft, begleitet mit den unterscheidenden Merkmalen der Arten und Abarten von Georg Sinclair, Mitglied der Linnéischen und der Gartenbaugesellschaft zu Edinburg und des landwirthschaftlichen Vereins zu Stuttgart. Preis illum. 8 fl. — schwarz 6 fl.

Dem Botaniker vom Fach und dem Freunde der Pflanzen wird dieses Werk eben so interessant seyn, als es dem praktischen Landwirth unentbehrlich ist, der darin einen Schaz von nüzlichen Erfahrungen und Kenntnissen in Beziehung auf Gräserkunde niedergelegt findet, mit deren Hülfe ihm eine bessere Kultur und Anlegung von Wiesen und Weiden leicht werden wird.

J. G. Elsner, meine Erfahrungen in der höhern Schafzucht. Preis 1 fl. 36 kr.

Dieses neueste Werk eines der erfahrensten Schafzüchter Deutschlands dürfte in Kurzem von keinem Schafhalter vermißt werden können.

— — die deutsche Landwirthschaft nach ihrem jezigen Zustande dargestellt. 2 Thle. gr. 8. 3 fl.

— — Handbuch der veredelten Schafzucht. gr. 8. Preis 2 fl.

— — Hand- und Hülfsbuch für den kleinen Gutsbesizer und Landmann. gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr.

— — wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Produkte spekuliren? Auf Erfahrung begründete Rathschläge und Lehren für den Landwirth. gr. 8. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

— — die Politik der Landwirthschaft. Zwei Theile. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 3 Thlr. 18 gr.

H. W. Pabst, (K. W. Oekonomierath) Beiträge zur höhern Schafzucht mit besonderer Rüksicht auf die Produktion der hochfeinen Wolle im Königreich Würtemberg und den angränzenden Staaten. Preis 1 fl. 12 kr.

Von demselben

Anleitung zur Rindviehzucht und zur verschiedenartigen Benuzung des Hornviehs. Mit 9 lithograph. Tafeln und 3 Tabellen. Preis 2 fl. 45 kr.

E. v. Hördt, (K. W. Ober-Medizinal-Rath.) Unterricht über die Pferde-Huf-Beschlage-Kunst und die Behandlung der kranken und fehlerhaften Hufe, nebst einer Abhandlung über die Castration der Pferde. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, gr. 8. 18 Bogen stark auf fein Velinp. mit Lithographien. Preis 2 fl. 42 kr.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vier historische Schauspiele Shakspeare's,

übersezt von

Ludwig Tieck

Inhalt:

Eduard der Dritte. — Leben und Tod des Thomas Cromwell. — Sir John Oldcastle. — Der Londoner verlorene Sohn.

Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dictionnaire des Monogrammes, Marques figurées, Noms abrégés etc.

avec lesquels les peintres, dessinateurs, graveurs et sculpteurs ont désigné leurs noms,

par

François Brulliot,

conservateur de la collection d'estampes de S. M. le roi de Bavière etc.

Nouvelle édition, revue, corrigée et augmentée d'un grand nombre d'articles. **Première Partie**, contenant les monogrammes. **Seconde Partie**, contenant les lettres initiales. **Troisième Partie**, contenant les noms abrégés et estropiés, ainsi que les appendices.

Preis 27 fl.

Kenner und Liebhaber werden bei dem Gebrauch des vorliegenden Werks finden, daß es ein unentbehrliches Hülfsmittel für ihr Studium ist und zu den Leistungen unserer Literatur gehört, welche durch Vollständigkeit, Gründlichkeit und gute Anordnung dem Jahrhundert Ehre machen und dem Verfasser einen bleibenden Namen unter den besten Schriftstellern seines Fachs sichern.

Um die Reichhaltigkeit des hier Gegebenen zu würdigen, braucht man nur die Anzahl der Nummern zu übersehen, die sich in der ersten Ausgabe des Lexikons mit der später hinzugefügten Table générale gegen 5700 beliefen und nun schon im ersten Bande 3892, im zweiten 2956, im dritten 1258, also zusammen 7181 betragen, ungerechnet mehrerer hundert in den Nachträgen enthaltenen Zusäze. Die Monogramme, Buchstaben und Inschriften sind nicht lithographirt und auf eigenen Tafeln gedrukt, sondern getreu durch Holzschnitt nachgebildet und zur bequemen Aufsuchung an den Rand des Textes gebracht. Das Aufsuchen der Meister, um ihre Monogrammen zu finden, wird durch das jedem Band beigegebene Namenregister bewerkstelligt. Ueberdies enthält der dritte Band noch ein vollständiges Register aller in diesen drei Theilen enthaltenen Namen.

München, im Mai 1836.

Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Aelteste Geschichte des durchlauchtigsten Hauses Scheiern-Wittelsbach,

bis zum

Aussterben der Linie Scheiern-Walai

aus den Quellen bearbeitet vom königl. bayer. Reichsarchivs-Adjunkten

Dr. Joh. Ferd. Huschberg.

Preis 4 fl. 12 kr.

Das durchlauchtigste Regentenhaus von Bayern, bekannt als eine der ältesten Dynastien Europa's, entbehrte bisher einer eigenen Geschichte, indem die verschiedenen Landesgeschichten mit Uebergehung der ältesten Ahnherren, ihrer Besizungen und Schiksale, gewöhnlich nur dort den Faden aufnehmen, wo ein altes Grafen- oder Fürstengeschlecht zur wirklichen Regierung eines Landes gelangt. Wird hin und wieder auch ein Hinblik auf die Vorzeit solcher regierenden Häuser geworfen, so ist doch solcher seiner Natur nach sehr beschränkt. Da das regierende Haus von Bayern schon im 10ten Jahrhundert über das Land herrschte und nach einer Zwischenregierung fremder Häuser im 12ten Jahrhundert abermals die Zügel der Regierung ergriff, so sind wohl mehrere der ausgezeichnetsten Vorväter desselben in die Geschichte Bayerns enge verschlungen, aber das Wirken und Leben der ganzen Ahnenreihe blieb dem Leser der Landesgeschichte immer entrükt. Vorstehendes Werk, aus den Dokumenten und Urkunden der Archive, so wie aus den ältesten Ueberlieferungen der gleichzeitigen Chronisten geschöpft, dürfte sowol eine Lüke in der historischen Literatur Bayerns ausfüllen und dessen Geschichte in vielen wichtigen Punkten ergänzen, als auch für die übrigen deutschen Länder überhaupt von mannichfachem Interesse seyn.

Literarisch-artistische Anstalt in München.

Digitized by Google

In unserm Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Kurzer Bericht
über
die Eisenbahn
von
Brüssel nach Mecheln,
nebst
allgemeinen Bemerkungen
über
Eisenbahn-Anlagen überhaupt,
und einer
geordneten Zusammenstellung
der bisherigen
Literatur über Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfmaschinen.

Von
Professor Dr. Th. Plieninger.
Mit 1 Steintafel.
8. broch. Preis 36 kr.

Der Herr Verfasser hatte im Herbste v. J. Gelegenheit gehabt, die durch Einfachheit der Anlage ausgezeichnete Bahn von Brüssel nach Mecheln genauer zu untersuchen, und gibt hier mit einem Bericht über die Eigenthümlichkeit, wodurch sich dieselbe von den in England und Frankreich ausgeführten sehr festen und kostspieligen Eisenbahnen unterscheidet. Zugleich hat sich derselbe bemüht, eine möglichst vollständige und geordnete Uebersicht über die hauptsächlichsten selbstständigen Schriften und Journal-Artikel über Eisenbahnen mitzutheilen und glaubte die Verlagshandlung dem heutzutage allgemein angeregten Interesse zu entsprechen, zumal da bis jezt nur wenige Nachrichten über die erwähnte Eisenbahn zur öffentlichen Kenntniß gekommen sind.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gans, Erbrecht in welthistorischer Entwikelung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Das Erbrecht
in
welthistorischer Entwikelung.
Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte
von
Dr. Eduard Gans.
Vierter Band.

Auch unter dem Titel:

Das Erbrecht des Mittelalters.
Zweiter Theil.
Preis 1 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 10 gr.

Der Verfasser, der zum erstenmale sich der ungeheuern Aufgabe unterzog, in Beziehung auf das gesammte Familien- und Erbrecht alle Quellen der Weltgeschichte, die für das Recht eine Wichtigkeit haben, zu durchlaufen, gibt hiermit den vierten Theil eines Werkes, das schon zwölf Jahre seines Lebens in Anspruch nahm, und das die bedeutendsten Völker des Mittelalters, die Franzosen, Engländer, Schotten, Isländer, Norweger, Dänen und Schweden begreift. Nicht bloß die äußern Rechtsgebäude der genannten Völker ist in diesem Theile abgehandelt, sondern es ist zur genauen Behandlung des Stoffes auch die charakteristische Ueber[illegible] hinzugefügt worden, die der Verfasser der oft in Formulierungen sich verlaufenden Konstruktion vorzog. Dieses [illegible] Werk wird bald beendigt vor seinen Lesern stehen, und es Gelehrte vom Fache, [illegible] Freunde der Wissenschaft [illegible] sehr [illegible] wir: [illegible] es Zeugniß ablegen von den tiefern Studien, dem Scharfsinn und der geistvollen Auffassungsweise des Herrn Verfassers, der mit [illegible] [illegible], was deutscher Fleiß und Gründlichkeit vermag.

Von diesem Werke, dessen 3ter und 4ter Band unser Verlag ist, haben wir nun auch den Vorrath der ersten Bände übernommen, so daß das ganze Werk von uns bezogen werden kann. Den Preis aller vier bis jezt erschienenen Bände zusammengenommen sezen wir, um den Ankauf zu erleichtern, auf 11 fl. oder [illegible] Rthlr., bei einzelnen Bänden aber bleibt der bisherige Ladenpreis. Der 5te und lezte Band wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Im Verlag der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen, durch Gerold in Wien, Wild u. Sohn und Kuhn und Millikowsky in Lemberg, Hartleben in Pesth, zu beziehen:

Sämtliche
Dichtungen
des
Freiherrn von Wessenberg.
In
vier kleinen Bänden.
Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

Diese Sammlung enthält eine Auswahl der besten Dichtungen des Verfassers, und zwar das erste Bändchen das Gedicht: Julius, die Pilgerschaft eines Jünglings. Es ist mit einem ganz neuen Gesang und noch sonst mit vielen neuen Strophen vermehrt. Das Gedicht hat jezt acht Gesänge.

Zweites Bändchen. Den Anfang macht ein Gedicht: Franz und Paul, dessen Stoff der französischen Revolution entnommen ist; dann folgt eine Reihe lyrischer Gedichte, Lieder, Sagen und Schilderungen, eine poetische Epistel über den Verfall der Sitten, und ein größeres Gedicht: des Pilgers Traum.

Das dritte Bändchen enthält: Blüthen aus Italien. Das Gedicht: Fenelon, in drei Gesängen, und drei Bücher christlicher Lieder, Chorlieder und Hymnen.

Das vierte Bändchen endlich besteht aus acht Büchern lyrischer Gedichte verschiedener Art. Gewidmet ist das erste derselben: religiösen Gegenständen, das zweite: den großen Schönheiten und Wundern der Natur, das dritte und vierte: der Freundschaft und den Freuden und Leiden des häuslichen Lebens, das fünfte: dem Vaterland, das sechste: den ländlichen Vergnügungen und Reisebildern, das siebente gehört zur erzählenden Gattung, das achte endlich ist der Betrachtung der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit gewidmet.

Wessenbergs Gedichte sind der Spiegel einer edlen Seele, eines wohlerfahrenen, aber von der Welt nicht getrübten Geistes, eines in jugendlicher Reinheit bewahrten Herzens; von ältern deutschen Dichtern ist J. G. Jakobi vielleicht am meisten ihm Geistesverwandter, und die elegischen Lieder dieser Sammlung, besonders aber die vorzüglichen geistlichen Gesänge des dritten Bandes, mahnen, unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit, durch die ungeschminkte Frömmigkeit, die Lauterkeit des Gefühles, den sanften Schmelz der in ihnen verbundenen Bilder des Lebens und der Natur, an den wesentlich unvergessenen Sänger des Wiedermuthigen Liedes. Zwischen so vielen ernsten Gaben einer über das Leid des Diesseits und den Trost des Jenseits sinnenden Muse überraschen nicht nur viele heitere Naturschilderungen in den größern Gedichten „Julius“ und „Franz und Paul“, und in den lieblichen, duftenden „Blüthen aus Italien“, sondern auch die [illegible] Scherzes und Witzes, die jenes Helldunkel des Gefühles in Sprüchen und Sinngedichten unterbrechen. In Allem aber, was der Verfasser dichtet, spricht sich der [illegible] [illegible] aus, für ihn die und [illegible] [illegible] Wahrheit bringt er eine Fülle von [illegible] mit: für die Gedanken den klaren [illegible] des Verstandes, für die Natur Tiefe der Empfindung, für alle geistigen Verhältnisse [illegible] [illegible] [illegible] des Unbefangenen. Er gehört zu den Dichtern, in welchen man [illegible] die Bekanntschaft des Menschen macht und die man darum [illegible] [illegible] achtet.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Google

Subscriptions-Anzeige.

Comptoir-Handbuch

nach

MAC CULLOCH

in

Einem Bande.

Mit den Planen von Gibraltar, Helsingör, Konstantinopel, Neu-York, Petersburg und Rio-Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercator's Projektion.

Bis zur Ostermesse 1836 erscheint, unter obigem Titel, die erste 10 Bogen starke Lieferung einer schönen und außerordentlich wohlfeilen Ausgabe von Mac Culloch's vortrefflichem Dictionary of Commerce and Commercial Navigation, auf die wir hiermit das ganze gebildete Publikum, besonders aber den Handels- und Gewerbsstand aufmerksam machen.

Unser **Handbuch für Kaufleute**, nach demselben englischen Originale bearbeitet und durch Supplemente bereichert, welche hauptsächlich auf den europäischen Continent und seine industriellen Verhältnisse Bezug haben, hat überall den Beifall und die Anerkennung gefunden, welche sein reicher, gediegener Inhalt verdient. Der Umfang desselben schrieb jedoch einen Preis vor, der, wenn schon an und für sich äußerst billig, das Werk doch Manchem unzugänglich macht. Wir haben uns deßhalb entschlossen, eine gedrängte Umarbeitung zu veranstalten, welche diesem Uebelstande begegnet, und überhaupt vorzugsweise auf die Bedürfnisse des praktischen Kaufmanns, Fabrikanten und Gewerbsmannes berechnet ist. Es wird in derselben nichts ausgelassen, als diejenigen Partien des Originals, welche rein nur auf Großbritannien Bezug haben, und nichts abgekürzt, als einige längere theoretische Abhandlungen. Ganz vollständig wird aufgenommen:

Alles, was auf Handels-Geographie, Waaren- und Gewerbskunde, Münz-, Maaß- und Gewichts-Verhältnisse, Wechselkurse, Staatspapiere, Versicherungen, Leibrenten und Bankgeschäfte &c.

Bezug hat, ja alle diese wichtigen Zweige des kaufmännischen Wissens werden durch Zusäze aus den neuesten und besten Hülfsquellen bereichert.

Compresser, aber dennoch sehr deutlicher Druk und ein großes Format machen es möglich, das ganze so höchst reichhaltige Werk in 60 bis 70 Bogen zusammenzudrängen, welche noch im Laufe des Jahres 18[illegible]6 in sechs bis sieben Lieferungen, à 10 Bogen jede, erscheinen werden.

Den Subscriptionspreis stellen wir auf

48 Kreuzer oder 12 Groschen für jede Lieferung,

zahlbar bei Empfang derselben, und lassen ihn vorläufig bis zur Ausgabe des zweiten Heftes offen. Subscribentensammler erhalten auf zehn das eilfte Exemplar gratis, wenn sie sich an die ihnen zunächst gelegene Buchhandlung wenden. Wir haben jede solide Handlung in den Stand gesezt, diese Vergünstigung einzuräumen.

Dieser außerordentlich wohlfeile Preis wird auch dem Unbemittelten gestatten, sich ein Werk anzuschaffen, das bereits die Runde in Europa gemacht hat, und überall als das vortrefflichste seiner Art anerkannt worden ist. Es ist die vollständigste Handels-Encyklopädie, und wird das unentbehrliche Handbuch auf jedem Comptoir werden.

Das Handbuch für Kaufleute wird neben dieser neuen Bearbeitung in seinen eigenthümlichen, mehr auf das Theoretische der Handelswissenschaften gehenden Vorzügen fortbestehen, und, durch Erscheinen des lezten Bandes der Supplemente, in kürzester Frist geschlossen werden.

Stuttgart, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der literarisch-artistischen Anstalt in München ist erschienen:

Die

Frescomalereien

der

Allerheiligen-Kapelle

in München,

von

G. H. von Schröter.

Preis 24 kr.

Diese Broschüre soll dem Besucher der ausgezeichneten Malereien [illegible] Professors H. Heß als Führer dienen, um ihn den innern und äußern Zusammenhang der verschiedenen dargestellten Gegenstände leichter übersehen zu lassen. — Es sind die einzelnen Gemälde (über hundert an der Zahl) in wenigen Worten bezeichnet, um den Beschauer nicht durch eine unnöthige Beschreibung dessen, was er vor sich sieht, zu belästigen. Um so mehr ist auf die innere kirchliche Bedeutung, auf den mystischen Zusammenhang des alten und neuen Testaments und die vielfach heraus entspringenden höhern Beziehungen hingewiesen, da der Professor H. Heß die ihm von Sr. Maj. dem König gestellte Aufgabe, die Räume der Allerheiligenkapelle mit den Hauptmomenten des alten und neuen Bundes zu schmüken, ganz ihrem erhabenen Sinne gemäß zu lösen suchte, indem sein Hauptaugenmerk dahin gerichtet war, vor allen Dingen eine kirchliche Arbeit zu liefern. Die so im religiösen Streben aufgefaßte und ausgeführte Arbeit durfte daher auch nur in einem zu ihr gegebenen Lichte von diesem Standpunkte aus behandelt werden, weshalb sich der Verfasser unserer Schrift auch alles Urtheils über den künstlerischen Werth der Gemälde der Allerheiligenkapelle, welches ohnehin schon in öffentlichen Blättern einstimmig als bewundernd ausgesprochen ist, streng enthalten hat, worüber er sich in dem Vorworte ausspricht.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ritter Harolds

Pilgerfahrt.

Aus dem Englischen

des

Lord Byron.

Im Versmaß des Originals übersezt

von

Zedlitz.

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Von J. Ch. von Zedlitz sind in unserem Verlag neu erschienen:

Gedichte.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Dramatische Schriften.

1r—4r Bd. 8. Velinpapier. 16 fl. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Sternbergs

Novellen.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt werden:

Galathee.

Ein Roman

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses neueste Werk des bekannten Verfassers, dessen allgemeines Talent sich immer schöner und vielseitiger zeigt, ist ein ergreifendes psychologisches Gemälde aus dem Kreise der höhern Stände. Ein edles, aber durch inneren Zwiespalt und Irrungen zerrissenes Gemüth sucht Beruhigung und Einheit in einer Religionsveränderung. Es sieht sich dadurch um sein ganzes Lebensglük gebracht, findet aber zugleich in dem neuen, mit Inbrunst festgehaltenen Glauben Ruhe und Versöhnung.

Die Personen und der Ort der Handlung gehören, wie wir meinen, einem süddeutschen Hofe an.

Von demselben Verfasser sind in unserem Verlage erschienen:

Novellen:

1r Bd.: Die Zerrissenen. Preis 2 fl. [illegible] 1 Rthlr. 5 gr.

2r — Eduard, oder Fortsezung [illegible] Zerrissenen. 2 fl. 24 k., od. 1 Rthlr 12 [illegible]

3r — Lessing. 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 [illegible]

4r — in 2 Abtheilungen: verschiedene Novellen. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 [illegible]

5r — Moliere. 2 fl. 24 kr. od. 1 [illegible] 12 ggr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 183[illegible]

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 6.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

TASCHENBUCH

der

neuesten Geschichte

herausgegeben

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Eine Fortsezung dieses Taschenbuches, zu welcher sich mehrere ausgezeichnete Schriftsteller verbunden haben, wird eben in die Presse gegeben, und erscheint zur Herbstmesse dieses Jahres.

Stuttgart, den 26 Julius 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neueste Post-, Reise- und Zollkarte.

In allen Buch- und Kunsthandlungen ist zu haben:

Allgemeine

Post-, Reise- und Zollkarte

von

Deutschland und den Nachbarstaaten,

mit besonderer Berüksichtigung des Zollverbandes der deutschen Staaten,

unter Mitwirkung von

E. Poppele,

Registrator bei der Generalpostdirektion in Frankfurt a. M.,

und

L. Sartorius,

Aceßor bei Großherzogl. Heß. Zolldirektion in Darmstadt,

entworfen und gravirt von

Carl Glaser.

In vier kolorirten Blättern.

Darmstadt, im Verlage von C. W. Leske.

Der Preis derselben ist 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr., auf Sarsinet gezogen in 32 Felder eingetheilt und in Etuis 3 Thlr. oder 5 fl. 21 kr.

Diese Karte ist mit der größten Sorgfalt von den Herausgebern nach den denselben in Folge ihrer amtlichen Stellung zu Gebote stehenden Mitteln bearbeitet und nachher noch von vielen obersten Postbehörden mit Zusäzen und Berichtigungen versehen worden, so daß sie ebensowenig an Vollständigkeit und Genauigkeit, als an äußerer Eleganz von einer anderen Post- und Reise-Karte übertroffen wird.

Als **Zollkarte** ist sie die einzig vollständige, welche die neuesten Veränderungen enthält, die der Beitritt des Großherzogthums Baden, des Herzogthums Nassau und der freien Stadt Frankfurt zum großen deutschen Zollverein herbeigeführt hat, und demnach eine zwekmäßige und nüzliche Verzierung für jedes kaufmännische Comptoir.

☞ Diejenigen Kunst- und Buchhandlungen, welche eine Anzahl Exemplare für eigne Rechnung nehmen, genießen die vortheilhaftesten Bedingungen.

Die unterzeichnete Verlagshandlung macht alle Vorsteher von Gymnasien und Realschulen, ferner alle Hauslehrer aufmerksam auf das eben erschienene:

Lehrbuch der allgemeinen Erdkunde von Dr. Karl Andrée, mit 4 lithogr. Tafeln. Preis 1 Rthlr. 6 gr.

Dieses Werk ist für höhere Gymnasial- und Realklassen, so wie für Hauslehrer und zum Selbstunterrichte bestimmt. Es zeichnet sich unter den in neuerer Zeit erschienenen Werken auf das vortheilhafteste aus, durch logische und verständige Anordnung des reichen Materials, indem es auf den drei Grundsäzen der Anschauung, Zusammenstellung des Gleichartigen und auf Vergleichung beruht. — Die Kulturgeographie, die doch besonders in unserer Zeit von Wichtigkeit ist, ward hier nicht als ein mit wenigen Worten abgefertigter Appendix der politischen Geographie behandelt, sondern nimmt auf beinahe 100 Seiten den ihr gebührenden Rang als ein selbstständiger Hauptabschnitt ein. Derselbe enthält die Abtheilungen Grundstämme oder Racensprachen und Schriftsprachen – Kulturstufen – Regierung – Religionen – Erziehung – höhere Bildungsanstalten – Gelehrsamkeit – Nationalcharakter, nach 1) Einfluß der Race, 2) andere physische Ursachen, 3) moralische Ursachen, 4) Volksthümlichkeit, 5) des gesellschaftlichen Zustandes, 6) der Regierungsform, 7) der Religion, 8) Behandlung der Weiber – Landwirthschaft – Landstraßen und Eisenbahnen (die Kanäle sind in der physikalischen Geographie abgehandelt) – Bauart der menschlichen Wohnungen – Manufakturen und Fabriken – Handel 2c.

Es kan dieses Werk um so mehr dem Publikum empfohlen werden, da schon jezt sich mehrere geachtete Vorsteher blühender Lehranstalten einstimmig über die hohe Brauchbarkeit desselben geäußert, und dasselbe bereits in ihren Schulen eingeführt haben.

Leipzig, im Junius 1836.

Ludwig Schumann.

Digitized by Google

Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Adelbert von Chamisso's
Werke.
1ster bis 3ter Band.

gr. 12. Velinpap. Im Umschlag geheftet. Mit Kupfern und 1 Karte.

Inhalt:

1r Band: Reise um die Welt. 1r Theil: Tagebuch. Mit Nachrichten über des Verfassers Leben, und seinem Bildniß als Titelkupfer.
2r Band: Reise um die Welt. 2r Theil: Bemerkungen und Ansichten. Mit dem Bildniß eines dem Verfasser befreundeten Eingebornen der Südsee-Inseln und 1 Karte.
3r Band: Gedichte.

Der 4te Band, enthaltend:

Gedichte — Adelberts Fabel — Peter Schlemihl

mit radirten Blättern von Herrn Adolf Schroedter in Düsseldorf ist im Druk ebenfalls vollendet, kan aber, da die Kupfer noch nicht ganz fertig sind, erst in einigen Wochen ausgegeben werden.

Der Preis für alle 4 Bände beträgt 4½ Thaler.

Weidmann'sche Buchhandlung
in Leipzig.

Uebersezungs-Anzeige.

PALEY'S NATURAL THEOLOGY.

In der Unterzeichneten erscheint demnächst aus der Feder eines ausgezeichneten Gelehrten eine Bearbeitung von:

Paley's Natural Theologie
with illustrative Notes
by
Hery Lord Brougham and **Sir Charles Bell.**
To which are added supplementary dissertations
bey **Ch. Bell.**
London — **Charles Knight. 1836.**

Stuttgart, den 1 Junius 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erfahrungen aus dem Gebiete
der
Thier-Heilkunde,
oder
Anweisung zum Gebrauch echt spezifischer, durch mehrjährige Prüfung bewährter
homöopathischer Heilmittel
gegen die am häufigsten vorkommenden Krankheiten der Haus- und Nuzthiere.
Von
einem praktischen Landwirthe.
88 Seiten in 8. Preis 9 ggr.

Diese kleine Schrift enthält in bündigster Kürze die praktischen Verordnungen zum Gebrauch von fünfzig der bewährtesten Mittel gegen die am häufigsten vorkommende Krankheiten der Nuz- und Hausthiere und empfiehlt sich besonders Landwirthen zur leichten und schnellen Heilung ihrer erkrankten Thiere.

Bei **Beck & Fränkel** in **Stuttgart** ist erschienen:

Bojardo's, M. M., verliebter Roland, zum erstenmale verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von S. D. Gries. 2r Theil. 8. geheftet. 2 Rthlr. 8 ggr. od. 4 fl.

Für Reisende und Badegäste.

In allen Buch- und Kunsthandlungen sind nachstehende im Verlag von **C. W. Leske** zu **Darmstadt** erschienene Artikel zu haben:

Grimm, A. L., Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, am Neckar und im Odenwalde. Mit 35 Landschaften. 2te Ausg. 2 Thlr. 8 gr. od. 4 fl.
Daraus besonders:
Die Bergstraße. Mit 15 Kupf. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.
Der Neckar, von seinem Ausflusse bis Wimpfen beschrieben, mit 12 Kupfern. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
Der Odenwald, mit 7 Kupfern. 14 gr. oder 1 fl.
Fenner von Fenneberg, Dr. H., Schwalbach und seine Heilquellen, ein Handbuch für Kurgäste. 3te Auflage. 14 gr. oder 1 fl.
(Alle diese Bücher sind auch zu denselben Preisen in französischer Sprache zu haben.)
Fenner von Fenneberg, zur Geschichte Schwalbachs, oder Schwalbach sonst und jezt. 12. 10 gr. od. 45 kr.
Dessen, Schlangenbad und seine Heiltugenden. 10 gr. od. 40 kr.
Dessen, Selters und seine Heilkräfte. 14 gr. od. 1 fl.
Neue Karte von dem Grossherzogthum Hessen, mit der inneren Eintheilung. Nach den besten und neuesten Quellen bearbeitet und in Stein gravirt von C. Glaser. Royal-Format, neue Auflage. 8 gr. od. 36 kr.
Wagner, G. W. D., statistisch-topographisch-historische Beschreibung des Großherzogthums Hessen in 4 Bänden. 1830 u. 1831. Subscript. Preis, welcher vorerst noch fortbesteht, 3 Thlr. 12 gr. od. 6 fl. Ladenpreis 4 Thlr. 12 gr. od. 8 fl. 6 kr.
Der vierte Band, welcher die allgemeine Statistik des Großherzogthums enthält, besonders 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.
Plan der Residenz Darmstadt, entworfen und in Stein gravirt von Ed. Wagner. Mit 4 Ansichten und zwei Kärtchen, die Umgebung Darmstadts u. d. Bergstraße.

Für Harzreisende.

In allen Buch- und Kunsthandlungen findet man:

Zimmermann, Dr. Chr., das Harzgebirge, in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbkunde geschildert 2c. 2 Bände, mit 14 Kupfern und 1 Karte. 8. broch. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr. —
Daraus besonders:
— — **Anleitung zur Bereisung des**

Harzes, mit 11 Kupfern und 1 Karte. kart. 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Karte des Harzgebirges, kolorirt à 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. In schwarzen Abdrüken 16 gr. od. 1 fl. 12 kr. Kolorirt und auf Sarsnet gezogen in Etuis 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Brockenpanorama oder die Aussicht von der Spize des Brockens. Vier Blätter mit einer Scala; gezeichnet und mit erläuterndem Texte versehen von W. Saxesen. In einzelnen Blättern in Etuis 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Dasselbe, zusammengesezt in kartonnirtem Band, 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Leipzig und Darmstadt.

C. W. Leske.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dick-Brown,

ein

Gemälde aus London

von

Dr. Woldemar Seyffarth,

Verf. der Reisetage, der bunten Briefe des Andronikos u. s. w.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Der bereits durch mehrere Schriften: **Reisetage, bunte Briefe des Andronikos** u. s. w. rühmlichst bekannte Verfasser lebt seit mehreren Jahren in London. Er benüzt seine Erfahrungen und seine Menschenkenntniß, um mit einem anziehenden komischen Gemälde die [illegible] des öffentlichen und häuslichen Lebens der Engländer zu verknüpfen. Neben dem Reiz einer [illegible] Erzählung [illegible] der Deutsche auf das Angenehmste über [illegible] Seiten und Gebräuche [illegible] und Vorurtheile unterrichtet, die er [illegible] den reisenden Engländern nicht kennen lernen kan.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 18[illegible].

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Systematische Aufzählung der Vögel Würtembergs,

mit

Angabe ihrer Aufenthaltsörter und ihrer Strichzeit.

Aus Auftrag

der Centralstelle des Landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg entworfen

von

Christian Ludwig Landbek.

Preis [illegible]

Inhalt: [illegible] — [illegible] vögel. — [illegible] — Krähenartige Vögel. — [illegible] — [illegible] — [illegible] — Pisangfresser. — [illegible] — Vögel. — [illegible] — Reiherartige [illegible] — Rallenartige Vögel. — [illegible] — Pelikanartige Vögel. — [illegible]

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

☞ So eben ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Das Universum der Natur

zur

Unterhaltung und Belehrung

über

Vor- und Mitwelt

von

H. G. Ludwig Reichenbach,

Königl. Sächs. Hofrathe, Prof. der Naturgeschichte und Vorsteher des königl. naturhistorischen Museums in Dresden.

Fünfte Lieferung.

Das neu aufgestellte naturhistorische Museum in Dresden.

Ein Leitfaden bei Beschauung der Schäze desselben.

[illegible]

Die Beschreibung dieses neuerlich so sehr bereicherten und seit 1755 nicht beschriebenen Museums mag die [illegible] besonders darauf aufmerksam machen, [illegible] welche seine Zeichner und Maler [illegible] nach der Natur abbilden, wodurch es möglich wird [illegible] nicht eine einzige Original-Abbildung findet, [illegible].

Leipzig, [illegible]

Wagner'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Altschwedische

Balladen, Mährchen und Schwänke

samt einigen dänischen Volksliedern.

übersezt von

Gottlieb Mohnike.

8. Velinpap. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 18[illegible].

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Aktenstüke,

die landständischen Anklagen wider den kurfürstl. hessischen Staats-Minister

Hans Dan. Ludw. Fr. Hassenpflug

betreffend.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte und zum neueren deutschen Staatsrecht.

Die Vertheidigungsschriften von dem Angeklagten selbst und vom Prof. **Dr. R. Mohl** in Tübingen.

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Die kurhessische Stände-Versammlung hat bis jezt allein in Deutschland von der verfassungsmäßigen Befugniß einer Minister-Anklage Gebrauch gemacht und zwar sogar wiederholt gegen den-eigen Ministerialvorstand. Die klagende Versammlung ist allerdings vor Gericht nicht weniger als glüklich gewesen, allein dieser Ausgang schwächt natürlich das Interesse nicht, welches der Staatsmann, der Rechtsgelehrte und der [illegible] Betrachter der Zeitereignisse an der [illegible] und an den [illegible] nehmen müssen. Wenn nun aber das [illegible] Publikum bis jezt über die ganze Sache nur nach den [illegible] unvollständigen und [illegible] Berichten der einen Partei zu urtheilen [illegible] war, so kan es eine vollständige Sammlung der Aktenstüke, welche auf die [illegible] gegen den Staatsminister Hassenpflug angebrachten Staatsanklagen Bezug haben, nur mit Beifall aufnehmen. [illegible] Standpunkt, welcher [illegible] zur moralischen Beurtheilung von Personen und Verhältnissen beiträgt, so [illegible] es erlaubt darauf aufmerksam zu machen, daß die in der Bekanntmachung dieser Sammlung liegende Berufung auf das gesammte Vaterland nicht von den [illegible], sondern vom [illegible] Beklagten ausgeht.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 18[illegible].

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Neueste

POST-, REISE- UND UEBERSICHTS-KARTE

von den

Königreichen Bayern und Würtemberg nebst den Großh. Baden und Hessen.

In der literarisch-artistischen Anstalt in München ist so eben erschienen:

Post-, Reise- u. Uebersichts-Karte

von den

Königreichen Bayern und Würtemberg

nebst den

Großherzogthümern Baden und Hessen mit den angränzenden Ländern und Ländertheilen.

Entworfen, bearbeitet und gestochen

von

G. MAYR,

Graveur im königl. bayer. topographischen Büreau.

Preis illum. 3 fl. — Aufgez. und in Etui 3 fl. 36 kr.

Diese mit rühmlichstem Fleiße nach den neuesten und offiziellsten Ergebnissen bearbeitete und ausgezeichnet schön und deutlich gestochene Karte ist ausgedehnt bis Nancy, Aachen, Kassel, Leipzig, Prag, Linz, Gastein, Barmen und Bern, und enthält nicht allein alles, was gewöhnliche Postkarten enthalten, sondern sie enthält auch noch überdies, ohne der Deutlichkeit des Hauptzwekes zu schaden, alle besonders für Reisende wichtigen und berühmten Orte, Schlösser, Ruinen, namentlich aber alle böhmischen Bäder, alle Bäder im bayerischen und österreichischen Hochgebirge, ferner alle fränkischen, rheinischen schweizerischen, badischen und würtembergischen Badeorte, und ist hiemit für alle Badreisende als ein ganz vorzüglicher Wegweiser zu empfehlen. Besondere Rüksicht ist noch genommen auf Gerichts- und Amtssize; ferner auf alle frequenten Vizinal- oder Nebenstraßen, so wie auf eine gediegene Ausführung der Hauptterraingestaltungen mit Höhen-Angaben.

Die Karte umgibt ein tabellarischer Meilenzeiger oder Entfernungsangaben zwischen den Haupt-Orten, eine für Reisekarten eben so neue als bequeme und praktisch nüzliche Beigabe. Ferner enthält die Karte interessante Notizen über Eintheilung, Flächenraum und Bevölkerung der bezeichneten Länder. Was diese Karte aber unter allen vorhandenen auszeichnet, sind 18 sie umgebende von Schleich sehr schön gestochene Ansichten der Haupt- und merkwürdigsten Städte dieser Länder. Sie eignet sich deshalb auch zu einer eben so schönen als nüzlichen Wandverzierung sowohl in Privat- als Gastzimmern. Auch wird diese Karte ohne Ansichten abgegeben und ist aufgezogen zum Mitnehmen auf Reisen sehr bequem, da das Format nicht groß ist. Preis 2 fl. 12 kr.

Anzeige für höhere Schulen, besonders Kriegsschulen.

Bei **C. W. Leske** in **Darmstadt** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weitershausen, Dr. C., (Lehrer an der Militairschule zu Darmstadt), **Lehrbuch der Geographie** mit besonderer Rüksicht auf den Vortrag in Kriegsschulen. gr. 8. 53 Bogen.

Wenn es auch nicht an Lehrbüchern der Erdbeschreibung für Schulen fehlt, so vermißt man doch bisher noch immer ein solches, welches vorzüglich zum Leitfaden bei Vorträgen in Militair- oder Kriegsschulen, wie auch zum Selbststudium sich eignet, und weder in skelettartiger Kürze, noch in zu großer Ausführlichkeit, mit außerwesentlichen Dingen angefüllt, zugleich aber auch dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft, sowie der augenbliklichen politischen Eintheilung rc., angepaßt wäre. — Der Verfasser hat sich mit außerordentlichem Fleiße bemüht, dieser Aufgabe zu entsprechen, und dabei sein Werk in Form und Wesen so bearbeitet, daß es in jeder höheren Schule, wo die Erdbeschreibung als Hauptgegenstand des Unterrichts behandelt wird, mit gleichem Nuzen gebraucht werden kan. Es sind dabei außer den besten und neuesten Hülfsmitteln, vielfache Privatmittheilungen und der Rath mehrerer Offiziere des Großh. Generalstabs, wie auch die von ausgezeichneten auswärtigen deutschen Schriftstellern im Kriegsfache benuzt worden.

Der Ladenpreis des Werkes ist 2 Thlr. 4 gr. oder 3 fl. 48 kr. — Zur Erleichterung der Einführung in Schulen soll jedoch ein bedeutend wohlfeilerer Partiepreis gelten, so daß, wenn wenigstens 25 Exemplare genommen werden, das Exemplar nur 1 Thlr. 13 gr. oder 2 fl. 42 kr. kosten soll, zu welchem Preis jede gute Buchhandlung das Werk liefern wird und woselbst jeder Lehrer rc. solches vorerst zur Einsicht sich verschaffen kan.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vier historische

Schauspiele Shakspeare's,

übersezt

von

Ludwig Tieck

Inhalt:

Eduard der Dritte. — Leben und Tod des Thomas Cromwell. — Sir John Oldcastle. — Der Londoner verlorene Sohn.

Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Retzsch Umrisse.

Im Verlag der Unterzeichneten sind folgende Kunstwerke erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Retzsch, M., Umrisse zu Goethe's Faust, eine Tragödie, 1r Theil, in 29 Blättern, mit Text, Quart. Zweite vermehrte Auflage. 4 fl.

— — Umrisse zu Schiller's Fridolin in 8 Blättern, mit Text, Quart. 1 fl. 40 kr.

— — Umrisse zu Schillers Kampf mit dem Drachen, mit Text, in 16 Blättern, quer Folio. 4 fl.

— — Umrisse zu Schiller's Lied von der Gloke, mit Text, in 43 Blättern, Quart 6 fl. 24 kr.

— — Umrisse zu Pegasus im Joche, mit 12 Blättern, Quart. 3 fl.

Dittenberger, G., Umrisse zu Schiller's Ritter Toggenburg, in 9 Blättern, quer Quart, mit Text. 2 fl.

Wagner, G. M., Umrisse zu Schiller's eleusischem Feste, in 21 Blättern bildlich dargestellt, mit Text, quer Folio 5 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 7.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Mr. Jules Renouard, libraire à Paris, va publier incessament la *troisième* édition de **l'abrégé de géographie** de **A. Balbi,** qui était depuis long-tems attendue.

L'auteur, fixé à Vienne, en qualité de Conseiller impérial près de S. M., a refondu entièrement cet ouvrage déjà si estimé, et a mis la dernière main à son travail, qui *différera essentiellement des éditions précédentes,* tant par les rectifications qu'il y avait lieu d'introduire, que par les documens précieux qu'il a su recueillir sur tous les points. Placé au centre de l'Allemagne, il a pu donner particulièrement à cette partie de son ouvrage des développemens en rapport avec l'importance de cette contrée. Enfin ce livre, tel qu'il sera livré au public, sera le précis le plus complet des connaissances géographiques.

L'éditeur par une combinaison intelligente des caractères, et en adoptant un plus grand format, a pu sans une augmentation notable du prix, faire entrer dans cette 3e édition, beaucoup plus de matières que dans les précédentes; il a de plus orné le volume d'un grand nombre de *cartes* et de *plans de villes* d'une parfaite exécution. La contrefaçon annoncée dernièrement en Belgique, presque au même prix, et *copiée sur l'ancienne édition*, ne peut manquer de tomber en grande défaveur, dès que la nouvelle publication de Paris commencera à se répandre.

Bei F. Rubach in Magdeburg ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

F. Kirchhof,
Die Kultur der Runkelrüben und Kartoffeln
für die Bearbeitung derselben
auf Zuker und Syrup,

nebst den bei einem ausgedehntern und fortgesezten Anbaue am zwekmäßigsten zu beobachtenden Fruchtfolgen, ganz zeitgemäß und allgemein faßlich sowohl für größere und kleinere Landwirthe, als auch für Zukerfabrikanten bearbeitet und dargestellt. Nebst einem leicht ausführbaren Vorschlage, wie die Landwirthe den Saft aus den Rüben selbst gewinnen und bei Erhaltung des Futters und Ersparung bedeutender Fuhrkosten denselben an die Fabriken abliefern können. Preis 21 gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Eduard Baines d. j.,
Geschichte
der
brittischen Baumwollen-Manufaktur
und
Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand.
Aus dem Englischen frei bearbeitet
von
Dr. Christoph Bernoulli,
Professor der industriellen Wissenschaften zu Basel.
Mit 12 englischen Stahlstichen. gr. 8. broch. Preis 5 fl.

Inhalt: Einleitung. Erster Abschnitt: Ursprung und Verbreitung der Baumwollen-Manufaktur. Zweiter Abschnitt: Von der Baumwollen-Fabrikation in Indien. Dritter Abschnitt: Frühere Geschichte der englischen Manufaktur. Vierter Abschnitt: Erste Schritte zur Maschinenspinnerei. Fünfter Abschnitt: Gründung der mechanischen Spinnerei durch Arkwright. Sechster Abschnitt: Weitere Fortschritte der Maschinenspinnerei. Siebenter Abschnitt: Einführung der Dampfmaschinen und der mechanischen Webstühle. Achter Abschnitt: Bleicherei und Kattundruk. Neunter Abschnitt: Die Baumwolle. Zehnter Abschnitt: Commerzielle Verhältnisse. Eilfter Abschnitt: Dermaliger Belang der brittischen Baumwollen-Manufaktur. Zwölfter Abschnitt: Zustand und Lage der arbeitenden Klassen. Dreizehnter Abschnitt: Aussichten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. Engelmann in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Manuel du voyageur par toute la Suisse, le Tyrol, le Salzbourg etc., et depuis les sources du Rhin jusqu'a Mayence etc. Faisant suite au Guide du voyageur du Rhin etc. par A. Schreiber. Avec 2' Cartes, rel. 4 fl. 30 kr. ou 3 Thlr.

Guide par toute la Suisse, le Tyrol et le Salzbourg etc., extrait du précédant; br. avec 1 Carte 2 fl. 24 kr. ou 1 Thlr. 12 gr.

Schreiber, A., Traditions of the countries of the Rhine etc., with 33 engravings, bound. 6 fl. or 4 Thlr.

— — A complete guide on a voyage on the Rhine etc. New moulded for the use of English Travellers etc. with maps, bound. 5 fl. 24 kr. or 3 Thlr. 14 gr.

Obige 4 Werke auch in deutscher Sprache.

Streit, Dr. F. W. K., preuſs. Major a. D. Neues Handbuch für Reisende in Deutschland und nach den Hauptstädten der Nachbarstaaten. Mit 1 Karte, gebund. 6 fl. od. 4 Thlr.

Bei F. Rubach in Magdeburg ist neu erschienen:

Apel, G., Leitfaden zum Unterricht in in der Naturgeschichte für Schullehrer-Seminarien, Präparanden-Anstalten und Schulen, mit Berüksichtigung verschiedener Bildungsstufen methodisch bearbeitet. 8 gr.

Baldamus, Fr., fünfzig leichte Choral-Vorspiele aus Dur- und Molltonarten über die bekanntesten Choräle, für Orgel, mit und ohne Pedal. 2s Heft. 16 gr.

Krause, Th., Leitfaden für den Unterricht in der Bibelkunde in Volksschullehrer-Seminarien und Schulen. 4 gr.

Lucas, Fr., erster Unterricht im Lesen, nach strenger Stufenfolge. 6te unveränderte Auflage. 2 gr.

Portefeuille von Gelegenheits-Gedichten, enthaltend; 25 Geburtstagsgedichte, 31 Hochzeitgedichte, 12 Polterabendgedichte, 5 Silberne-Hochzeitgedichte. 2te vermehrte Auflage. 10 gr.

Reuscher, F. A. (Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Kottbus), Historische Vorschule, oder Vorbereitung zur Weltgeschichte. Ein Repetitionsbuch für angehende Gymnasiasten, auch zum Gebrauche bei dem geschichtlichen Unterrichte auf der dritten Bildungsstufe der Gymnasien und in den Ober-Klassen der Bürgerschulen. 12 gr.

Karte von Palästina, für Schulen ein-

gerichtet von C. C. G. Zerrenner. Nach Grimm gezeichnet und lithographirt von A. Platt. Im größten Landkartenformat. 16 gr.

Zindel, L., Zoll- und Handelskarte von Preußen, Bayern, Würtemberg, Sachsen, Hessen, Baden, Nassau und Frankfurt, nebst den kleineren Fürstenthümern, insoweit solche dem allgemeinen Zoll- und Handelsvereine beigetreten. Zweite berichtigte Auflage. Im größten Landkartenformat. 1 Rthlr. 16 gr.

In der **liter.-artist. Anstalt** in **München** ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Mythische Gedichte

von

Dr. S. Daxenberger.

8. Preis 48 kr.

Menschlich-tragische Motive liegen diesen in leichter poetischer Form behandelten hellenischen Mythen zu Grunde. Der Verf. hat vorzugsweise solche Gegenstände gewählt, die allgemein das menschliche Herz anziehen, bewegen, rühren, erschüttern. Insofern in denselben fast der ganze Umkreis der griech. Mythologie sich zeigt, sind dieselben auch insbesondere zum Studium des klassischen Alterthums für Schulen höherer Klassen geeignet.—

München, im August 1836.

In der Unterzeichneten ist erschienen u. durch alle Buchhandlungen (Wien bei Gerold, Lemberg bei Wild u. Sohn, Kuhn u. Millikowsky, und in Pesth bei Hartleben) zu beziehen:

Gedichte

von

August Grafen von Platen-Hallermünde.

Zweite, um mehr als ein Drittel vermehrte Auflage.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. 48 kr.

Von demselben Verfasser sind ferner in unserm Verlag herausgekommen:

Die verhängnißvolle Gabel.
Ein Lustspiel.
8. Preis 56 kr.

Der romantische Oedipus.
Ein Lustspiel.
8. Preis 45 kr.

Schauspiele.
Erster Band.
8. 2 fl.

Die Abbassiden.
Ein Gedicht in 9 Gesängen.
In Umschlag brosch. Preis 1 fl. 48 kr. od. 20 gr.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **J. E. Schaub** in **Düsseldorf** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Epigonen.

Familienmemoiren in neun Büchern.

Herausgegeben von

Karl Immermann.

3 Bände. 80 Bogen in 8. auf feinem Maschinen-Velinpapier. In geschmakvollem Umschlage geheftet. Preis 6 Rthlr.

Auch unter dem Titel:

Immermann's Schriften 5ter bis 7ter Band.

In diesem Werke haben sich die Conflikte der Gegenwart in moralischen und gesellschaftlichen Beziehungen, in Kunst, Wissenschaft und Politik zu einem reichen Lebensbilde gestaltet. Wie einst in Werther und Wilhelm Meister die einseitigen Richtungen der Zeit sich dichterisch spiegelten und dadurch ihr eignes Heilmittel und korrektiv wurden, so erhält unser späteres Zeitalter, die Zeit der Epigonen, hier ein Gegenbild, dem bei seiner psychologisch scharfen Auffassung und poetischen Milde ähnliche tiefe Wirkungen nicht fehlen werden.

In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen, und wird demnächst an alle Buchhandlungen versandt:

Historisch-diplomatische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreiches Belgien

von

Nothomb.

Nach dem Französischen bearbeitet, mit Anmerkungen und Zugaben

von

Dr. Adolph Michaelis,

ordentl. Professor der Rechte in Tübingen.

Mit einer Karte des Königreiches Belgien.

Preis 2 Rthlr. 20 gr. oder 5 fl.

Nothomb's Essai historique et politique sur la révolution belge, dessen erste Ausgabe im Jahr 1833 zu London erschien, welcher die zweite schon nach wenigen Monaten und die dritte mit einem Anhange vermehrte 1834 folgte, gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte wie des jezigen Völkerrechts, und die deutsche Bearbeitung desselben kan also mit Gewißheit einer ihrem Werthe entsprechenden günstigen Aufnahme entgegensehen.

Ueber die belgisch-holländische Sache tragen, mit sehr wenigen Ausnahmen, fast alle bisher ans Licht getretene, mehrentheils kleinere Schriften, einen ausschließend polemischen Charakter; unter Zank und Streit in leidenschaftlicher Befangenheit, bleibt es aber immer schwer ein objektives Urtheil zu gewinnen, dieses kann nur auf dem Standpunkt der Wissenschaft sich bilden, deren Grundwesen Neutralität ist, und nach diesem Ziele hin ist auch die deutsche Bearbeitung des Nothomb'schen Werkes gerichtet, welches unverkennbar einen gewichtvollen Beitrag zum Studium der neuern Diplomatie und der Geschichte darbietet, indem es beide Zweige der Wissenschaft einer höchst bedeutsamen Lüke enthebt. Die Art wie die Vorrede zur deutschen Bearbeitung über die Londoner Conferenz in ihrer welthistorischen Bedeutung sich erklärt, ist vielleicht noch nie, gewiß aber noch nirgend so bündig ausgesprochen. Manche ältere Politiker werden sich über die Ansicht zum Nachdenken aufgefordert finden; junge Diplomaten erhalten aber sicher über ihre Berufsaufgabe, nach der dermaligen faktischen Umgestaltung derselben, erhebende Belehrung.

Durch eine reiche Ausstattung von Anmerkungen und besonders von Urkunden (zum Theil bisher ganz unbekannt gebliebenen), welche in dem Originalwerke sich nicht befinden, ist für wissenschaftliches, d. h. dauerndes Interesse gesorgt. Uebrigens hat der deutsche Bearbeiter sich nur von aller Polemik entfernt gehalten, nicht aber auch von jeder Kritik. In dieser Beziehung glauben wir uns verpflichtet, besonders auf einen der Ausgleichung sich nähernden Gegenstand hohen vaterländischen Interesse's, auf die von dem deutschen Staatsrechtslehrer der Nothomb'schen Auseinandersezung entgegengestellte Ausführung über das Rechtsverhältniß des Großherzogthums Luxemburg, als deutscher Bundesstaat aufmerksam zu machen.

Die Reichhaltigkeit des deutschen Werks gibt sich schon äußerlich (und durch das Vergleichen mit dem Originale, dessen Bogenzahl um 15 vermehrt sich herausstellt.

des Königreichs Belgien, in welcher die in Frage stehenden Territorialabgränzungen besonders hervorgehoben worden sind, zu erhöhen gestrebt.

Inhaltsanzeige.

Vorrede zur ersten bis dritten Ausgabe. – Ursachen der drei belgischen Revolutionen im sechszehnten Jahrhundert, im Jahre 1789 und im Jahre 1830. – Die Septembertage im Jahre 1830. – Zwei mögliche Richtungen der Politik Belgiens. – Provisorische Regierung. – Nationalkongreß. – Unabhängigkeit. Monarchie. Ausschließung des Hauses Oranien. – Londoner Conferenz. – Erste Unterbrechung der Feindseligkeiten vom 21 November und Waffenstillstand vom 15 December 1830. – Diplomatischer Ausschuß. – Aufhebung der Einschließung Maestrichts und der Sperrung der Schelde. – Auflösung des vereinigten Königreichs der Niederlande und künftige Unabhängigkeit Belgiens. – Trennungsgrundlagen vom 20 und 27 Januar 1831. – Beitritt König Wilhelms. – Protestation des belgischen Congresses. – Gedrängte Zusammenstellung der Akten der Conferenz. – Wahl des Herzogs von Nemours. – Regentschaft. – Erstes Ministerium des Regenten. – Versuche die Vollziehung des Waffenstillstandes zu erwirken. – Zweites Ministerium des Regenten. – Politische Lage im Anfange des Aprils 1831. – Wahl des Prinzen Leopold. – Die achtzehn Artikel. – Krönungsfeier und Schluß des Congresses. – Neues Ministerium. – Einfall der Holländer und erste französische Intervention. – Eröffnung neuer Unterhandlungen. – Waffenruhe für eine bestimmte Zeit. – Stand der belgisch-holländischen Sache nach dem Feldzuge im August 1831. – Die vier und zwanzig Artikel vom 15 Oktober 1831. – Der Traktat vom 15 November 1831. – Die belgischen Festungen. – Uebereinkunft vom 14 December 1831 und Erklärung vom 23 Januar 1832. – Die Ratifikationen. – Das Verfahren der belgischen Regierung nach den Ratifikationen. – Die Vermählung des Königs Leopold. – Zweites Ministerium des Königs. – Versuche unmittelbarer Unterhandlungen mit Holland. – Weigerung der holländischen Regierung. – Annahme des Grundsatzes der Anwendung von Zwangsmaßregeln. – Mangel der Uebereinstimmung über die Art dieser Maßregeln. – Uebereinkunft zwischen Frankreich und Großbritannien vom 22 Oktober 1832. – Uebereinkunft zwischen Belgien und Frankreich vom 10 November 1832. – Blokade zur See. – Zweite französische Intervention. – Belagerung der Citadelle von Antwerpen. – Adressen der belgischen Kammern. – Recapitulation. – Aehnlichkeit mit der Lage im Jahre 1609. – Benehmen der holländischen Regierung. – Betrachtungen über die belgische Unabhängigkeit. – Aelterer Zustand der belgischen Provinzen: Mangel an nationaler Einheit und nationaler Dynastie. – Ungewißheit in der Entwikelung der belgischen Civilisation. Verfassung von 1831. – Die Feinde der Unabhängigkeit sind zweierlei Art: die Anhänger der Vereinigung mit Frankreich und die Anhänger der Restauration. – Unmöglichkeit einer vollständigen und dauerhaften Restauration. – Unmöglichkeit einer vollständigen Vereinigung mit Frankreich. – Von der Theilung. – Ansicht Mirabeau's über die belgische Unabhängigkeit. – Von der politischen Gleichgültigkeit. – Von dem Lokalitätsgeist. – Vorwurf Wilhelms des Schweigsamen gegen die Revolutionairs im sechszehnten Jahrhundert. Nebst einem Anhang und Urkundenbuch, die wichtigsten diplomatischen Staats-Akten und politischen Dokumente über die belgisch-holländischen öffentlichen Rechtsverhältnisse enthaltend.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gans, Erbrecht in welthistorischer Entwikelung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle s. löblichen Buchhandlungen versandt worden:

Das Erbrecht
in
welthistorischer Entwikelung.
Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte
von
Dr. Eduard Gans.
Vierter Band.

Auch unter dem Titel:

Das Erbrecht des Mittelalters.
Zweiter Theil.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr

Der Verfasser, der zum erstenmale sich der ungeheuern Aufgabe unterzog, in Beziehung auf das gesamte Familien- und Erbrecht alle Quellen der Weltgeschichte, die für das Recht eine Wichtigkeit haben, zu durchlaufen, gibt hiermit den vierten Theil eines Werkes, das schon zwölf Jahre seines Lebens in Anspruch nahm, und das die bedeutendsten Völker des Mittelalters, die Franzosen, Engländer, Schotten, Isländer, Norwegen, Dänen und Schweden begreift. Nicht bloß die äußere Rechtsgeschichte der genannten Völker ist in diesem Theile abgehandelt, sondern es ist zur genauen Behandlung des Stoffes auch die charakteristische Uebersicht hinzugefügt worden, die der Verfasser der oft in Formelwesen sich verlaufenden Konstruktion vorzog. Dieses höchstbedeutende Werk wird bald vollendet vor seinen Lesern stehen, und, indem es Gelehrte vom Fache, wie Freunde der Wissenschaft gleich sehr befriedigen wird, muß es Zeugniß ablegen von den tiefen Studien, dem Scharfblik und der geistvollen Auffassungsweise des Herrn Verfassers, der mit demselben zeigt, was deutscher Fleiß und Gründlichkeit vermag.

Von diesem Werke, dessen 3ter und 4ter Band unser Verlag ist, haben wir nun auch den Vorrath der ersten Bände übernommen, so daß das ganze Werk von uns bezogen werden kann. Den Preis aller vier bis jezt erschienenen Bände zusammengenommen sezen wir, um den Ankauf zu erleichtern, auf 12 fl. oder 7 Rthlr., bei einzelnen Bänden aber bleibt der bisherige Ladenpreis. Der 5te und lezte Band wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Politik
der
Landwirthschaft
von
J. G. Elsner.

2 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 18 gr.

Statt aller weitern Empfehlung führen wir bloß den Inhalt der einzelnen Kapitel an, und versichern, daß die Ausführung in hohem Grade gründlich und die Darstellung klar und faßlich ist. Der kräftige und bündige Styl des Verfassers würzt auch selbst die trokensten Gegenstände. Daß das Buch nicht für die Landwirthe allein geschrieben und zu brauchen sey, wird einem Jeden der Inhalt zeigen.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Hauptabschnitt. Jede Oekonomie muß ihre intensiven und extensiven Kräfte genau kennen lernen, damit sie dieselben entwikeln und stärken und zu ihrem Gewinne anwenden kann. Von der Organisirung einer Oekonomie. Von den Akerbau- und Wirthschaftssystemen. Von den extensiven Kräften einer Oekonomie, oder von den äußern Hülfsmitteln und Vortheilen, die ihr zu Gebote stehen. Die Finanzverwaltung, oder richtiges und genaues Abwägen der Einnahmen und Ausgaben, nebst pünktlicher Rechnungsführung. II. Hauptabschnitt. Die Landwirthschaft eines ganzen Landes ist als ein verbündeter Staat zu betrachten, welcher nur alsdann gedeihen kann, wenn unter seinen Gliedern (den einzelnen Oekonomen) Harmonie, d. i. Befolgung gleicher allgemeiner Grundsäze, stattfindet, und wenn sie alle dahin streben, ein gemeinsames Ziel zu erringen, welches darin besteht, jedem einzelnen sein Gedeihen zu sichern, und allen den höchst möglichen Gewinn zuzuführen. (Diese ersten beiden Abschnitte umfassen die innere Politik.) Richtiges Verhältniß des Aker-, Wiesen- und Forstgrundes in einem Lande. Die Vertheilung des der Landwirthschaft zugefallenen Areals. Die großen Landgüter. Die kleinern Besizungen. Die mittlern Güter. Von der Nuznießung des Grundeigenthums. A. Die Staatsdomänen. B. Die Majorate. C. Die Minorate. D. Die Familien-Fideikommisse. E. Die Seniorate. F. Die Landgüter der geistlichen Stiftungen. G. Die Pfarr- und Schulwidmuthen. H. Pachtungen von Landgütern. a) Die Erbpachten. b) Die Zeitpachten. 1) Die Dauer der Pachtung. 2) Die Art der Uebernahme der Güter in Pacht, ob mit oder ohne Besaz. 3) Das Pachtgeld oder die Pachtrente. 4) Der Umfang einer Landgüterpacht. 1. Die Größe und Ausdehnung der gepachteten Ländereien. 2. Die Menge der Nebennuzungen. 5) Gewährleistung bei Güterpachten. 6. Die Prolongation oder Verlängerung des Pachtzeitraums. 7) Die Zeit der Uebergabe der Pacht. 8) Einige besondere Pachtbedingungen. 1. Die Art und Weise der Eintheilung und Bewirthschaftung der übernommenen Felder. 2. Das Inventar. 3. Manche harte Forderungen. Bilanz zwischen Erzeugung und Verbrauch der landwirthschaftlichen Produkte. Von den Belastungen und Begünstigungen der Landwirthschaft. A. Die Abgaben an den Staat. B. Die Frohnen. 1) Entstehung derselben. 2) Abstellung derselben. C. Der Zehnte. D. Die Hutungs- und Gräserei-Servituten. E. Lieferungen und Fuhren im Kriege. F. Beiträge zu Kirchen-, Schulen- und Armenfonds. G. Die Patrimonialgerichtsbarkeit. Gegenwärtiger Stand der landwirthschaftlichen Produktion in Beziehung auf Menge und Güte der Erzeugnisse, und Rathschläge zur Vermehrung derselben. A. Die vegetabilischen Produkte. Das Getreide. Die Kartoffeln. Die Runkelrüben. Der Flachs. Die Oelgewächse. Der Hopfen. Der Krapp.

Der Wein. 8. Die animalischen Produkte. Die Fleischerzeugung. Die Wolle. Die Pferde.

Inhalt des zweiten Bandes.

II. Hauptabschnitt. Die Erziehung des Volkes auf dem Lande. A. Von der Erziehung der Jugend auf dem Lande. B. Vermehrung der Civilisation des Landmannes. C. Besondere landwirthschaftliche Lehranstalten. Landwirthschaftliche Institute; um was es sich bei ihnen handelt. a) Um das Landgut. b) Um die Gegend, wo es liegt. c) Um die Stellung der Zöglinge. d) Um den zu ertheilenden Unterricht. D. Landwirthschaftliche Gesellschaften und Vereine. E. Landwirthschaftliche Litteratur und Journalistik. F. Landwirthschaftliche Feste und Preise. G. Afterbildung. Stellung des Landwirthes zu den übrigen Klassen der Staatsbürger. 1) Der intellectuelle Standpunkt des Landwirths. 2) Der politische Standpunkt. a) Hinsichtlich des Rechts und Gesezes. b) Hinsichtlich der öffentlichen Ordnung. 3) Der pecuniäre Standpunkt. 4) Der gemüthliche oder rein menschliche Standpunkt. Gang der Landwirthschaft und Einfluß derselben auf den Staat. Die Agrargesezgebung. A. Die moralischen Agrargeseze. 1) Geseze, welche den Endzwek haben Jeden in seinem Besize zu bestätigen und zu erhalten. a) Bestätigung (Confirmation) des Besizrechtes. b) Geseze zur Erhaltung des Besizes. 1) Moratorien. 2) Herabgesezter Zinsfuß. a) Strenge und gewissenhafte Abschäzungen der Grundstüke, auf welche Credit gegeben werden soll. b) Die Schuldinstrumente sollen alle auf den Inhaber lauten. c) Einfaches und rasches gerichtliches Verfahren bei Schuldklagen. 3) Unmittelbarer Schuz gegen Wucher. 4) Landwirthschaftliche Creditanstalten. a) Solche, welche auf Grundeigenthum borgen. aa) Creditanstalten, welche auf Gegenseitigkeit beruhen. bb) Solche, welche auf eigenen Gewinn und Gefahr des Instituts bestehen. b) Creditanstalten, welche auf bewegliche Gegenstände, insbesondere aber auf landwirthschaftliche Produkte borgen. 2) Landespolizeigeseze, d. i. solche, welche die Person und das Eigenthum schüzen. a) Gegen offenbare Beraubung. b) Gegen Schadenzufügungen. c) Zur Beförderung des öffentlichen Wohles. B. Die materiellen Agrargeseze. Alte, für die jezige Zeit nicht mehr passende Institutionen und Observanzen. 1) Die Gemeinheiten. 2) Die gegenseitigen Servitute. a) Die Hutungsbelästigungen. b) Die Gräsereien. c) Die Frohne. Geist und innere Verfassung des landwirthschaftlichen Staates. A. Zwek und Tendenz der Landwirthschaft. a) Von der Menge der Erzeugnisse. b) Von der Güte der Erzeugnisse. B. Technische Gewerbe, welche mit der Landwirthschaft verbunden werden. a) Bierbrauereien. b) Branntweinbrennereien. c) Stärkefabriken. d) Oelschlägereien. C. Wohlthätige und nüzliche Institute, welche theils von der Landwirthschaft allein ausgehen, theils sie nur berühren. a) Die Assekuranzen oder Versicherungen gegen Beschädigung. 1) Die Brandversicherungsanstalten. aa) Von den gegenseitigen. bb) Von den Privatassekuranzen oder von den Versicherungen gegen Brandschaden ohne Gegenseitigkeit. 2) Die Hagelassekuranzen. aa) Solche, welche auf Gegenseitigkeit beruhen. α) Nach welchen Grundsäzen soll der Schaden geschäzt werden. β) Ob ein Aker für sich oder das ganze versicherte Feld zusammen berechnet werden soll? γ) Sollen die Fruchtpreise nach einem für das ganze Jahr gültigen Saz, oder nach dem, wie sie sich im Laufe des Jahres ändern, bestimmt werden? bb) Die Privathagelassekuranzen. b) Armenkolonien. 1) Von Uebervölkerung. 2) Von der Verarmung des Volkes. 3) Von der Gründung und innern Einrichtung der Armenkolonien. aa) Die Gründung derselben. bb) Die innere Einrichtung. III. Hauptabschnitt. Der aus den einzelnen Oekonomien bestehende und verbündete Staat hat neben den besondern Verhaltungsregeln seiner Mitglieder im Innern auch allgemeine, welche sich auf das Auswärtige oder Fremde beziehen, und hat in Rüksicht auf dieses stets im vollen Einverständnisse seiner einzelnen Glieder zu handeln. Vergleichende Zusammenstellung der landwirthschaftlichen Produktion in den Ländern Europa's. 1) Rußland. 2) Schweden und Dänemark. 3) England. 4) Frankreich. 5) Spanien. 6) Italien. 7) Die Türkei. 8) Ungarn und Polen. 9) Preußen. Prohibitionen, Theurung, Hungersnoth. A. Ein- und Ausfuhr. 1) Einfuhr. 2) Ausfuhr. B. Theurung. C. Hungersnoth. Landwirthschaftlicher Handel. 1) Passivhandel. 2) Activhandel. A. Von den Märkten für landwirthschaftliche Produkte. a) Handel mit vegetabilischen Erzeugnissen. 1) Die Getreidemärkte. 2) Handel mit andern Vegetabilien. b) Handel mit thierischen Erzeugnissen. 1) Die Wollmärkte. 2) Die Viehmärkte. B. Fortwährende Bekanntschaft mit dem, was im landwirthschaftlichen Verkehr vorgeht. C. Sicherung der möglichsten Unabhängigkeit vom Auslande sowohl bei Aus- als Einfuhr. D. Gutes Vernehmen zwischen den Produzenten und den Käufern (Consumenten und Händlern). Schluß.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der literarisch-artistischen Anstalt in München sind nachstehende Kunstgegenstände erschienen:

Das Narrenhaus von Kaulbach, gest. von Merz, mit Text von Gorres, auf chines. Papier 10 fl. 48 kr.
auf weiß Papier 9 fl.

Der zwölfjährige Jesus im Tempel nach Overbek, lith. 3 fl.

Die Erwekung von Jairis Töchterlein nach Overbek, lith. 3 fl.

Ave gratia plena nach Overbek, lith. 2 fl. 24 kr.

Israeliten sammeln Manna nach Overbek, lith. 48 kr.

Der Tod Josephs nach Overbek, lith. 24 kr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

TYROL,

vom

Glockner zum Orteles und vom Garda zum Bodensee.

Von

August Lewald.

1833 — 34.

2 Theile in einem Bande.

Mit einer Höhenkarte, einem Profil der Wormserstrafse, einer Abbildung der schönen Duchserin, Alois von Lichtensteins, des Hoferschen Hauses zu Passeyer, und vielen Musikalien. Preis kartonnirt 3 fl. 36 kr.

Inhalt:

I. Nördliche und östliche Thäler. II. Südliche Thäler. III. Westliche Thäler und Vorarlberg. IV. Anhang: Touren in Tyrol, oder Wegweiser für die verschiedenen Reisen und Ausflüge durch und in Tyrol, mit Angabe der Posten und Postdistancen, so wie aller Merk- und Sehenswürdigkeiten, auch der besten Gasthöfe

München, im Julius 1836.

Literarisch-artistische Anstalt
der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung.

Wohlfeilste Reisekarten.

Nachstehende bei uns erschienene Reisekarten erlassen wir von nun an zu folgenden Preisen:

Reisekarte der Schweiz

von **Vollmann**, in Kupfer gestochen von **Seitz** und **Schleich**.

schwarz . . . . 2 fl. 24 kr.
kolorirt . . . . 3 fl. — kr.
kolorirt auf Leinwand und in Etuis 4 fl. — kr.

Die genaue Kenntniß, welche der Verfasser von dem Schweizerlande durch seine vielseitigen wissenschaftlichen Reisen beurkundete, und die umsichtige Benüzung aller zu Gebote stehenden Quellen machte es möglich, bei dem günstigen Maaßstabe von 1 : 400.000 mit dem reichhaltigsten Detail eine charakteristische Ausführung der Oertlichkeiten zu vereinigen, die besonders in orographischer Beziehung ein klares Bild über dieses interessante Gebirgsland vor Augen stellt.

Ganz unparteilsche und kompetente Richter stimmen darin überein, daß diese Karte unter den vielen vorhandenen ihrer Genauigkeit und reichhaltigen Ausstattung wegen zu den besten gezählt werden müsse.

Reisekarte von Italien

nebst den nördlichen angränzenden Ländern.

kolorirt . . . . 1 fl. 21 kr.
kolorirt auf Leinwand und in Etuis . . . . . . 2 fl. — kr.

Reisekarte von München in das bayerische und Salzburger Hochgebirg.

1 Blatt . . . . 1 fl. 55 kr.
Dieselbe auf Leinwand und in Etuis . . 2 fl. 24 kr.

München, im Mai 1836.

Literarisch-artistische Anstalt.

Digitized by Google

№ 8.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Neueste englische Romane.

Bei Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig ist so eben erschienen:

I.

Ben Brace,

der Lezte von Nelson's Agamemnonen.

Von Capt. Chamier,

deutsch von

Dr. Bärmann.

3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 18 Ggr.

II.

Das Leben eines Seemannes.

Von **Capt. Chamier,**

deutsch von

C. Jürgens.

3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 12 Ggr.

III.

Der Geächtete.

Von der Verfasserin des Bukkanier (Mrs. Hall.)

3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 12 Ggr.

IV.

Aejischa, die Jungfrau von Kars.

Von **J. Morier,**

Verfasser des **Hadschi Baba, Zohrab** ꝛc.

3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 12 gr.

Das allgemeine Interesse, welches Capt. Chamier's treffliche Romane in England erregten, und die hohe Anerkennung, welche sie dort fanden, wird ihnen auch bei der deutschen Lesewelt in gleichem Maße zu Theil werden. Der „Ben Brace" ist ein Meisterwerk, voll tiefer, ergreifender Schilderungen und köstlichen Humors, in welchem das Leben und die Abenteuer eines Lieblings-Matrosen des großen Nelson mit seinem eigenen Heldenleben verwebt werden. Beide Romane stehen den besten Erzeugnissen der Feder Bulwer's und Marryat's zur Seite, und wer sich an dem „Pelham" und „Peter Simpel" erfreute, wird gleichen Genuß im „Ben Brace" und dem „Leben eines Seemannes" finden. — Morier gibt in der „Aejischa" die ganze Geistesfülle wieder, mit der er im „Hadschi Baba" und „Zerah" so unvergleichlich das Leben und die Sitten des Orients, besonders Persiens, im Gewande des Romans schilderte, und Mrs. Hall führt uns im „Geächteten" Charaktere der englischen Geschichte eben so romantisch vor, als in ihrem vielgelesenen lezten Werke, dem „Bukkanier."

Choleraschriften,

welche in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und in der liter. artist. Anstalt in München erschienen sind:

Schnurrer, Dr. F., die **Cholera morbus**, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchten Heilmethoden, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit der Charte ihres Verbreitungsbezirks. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. gr. 8. Preis 1 fl. 34 kr.

Reuß, Dr. F. F., Sammlung der wichtigsten Abhandlungen über die jezt herrschende Cholerasenche. 2 Thle. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Cholerakűche, oder zwekmäßige Auswahl von Speisen, Getränken und nöthigsten Hausmitteln samt deren Zubereitung, für Kranke, Genesende u. Gesunde. 36 kr.

Beobachtungen bayerischer Aerzte über die Cholera morbus, 3 Hefte, enthaltend die Beobachtungen der Herrn Dr. Gietl, Haltenbrunner und Sander. Jedes Heft 1 fl. 12 kr.

In der **Chr. Belser**'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beschreibung des chinesischen Reichs und Volkes nebst Uebersicht der Geschichte China's. Mit Rüksicht auf die Ausbreitung des Christenthums in diesem Ländergebiet. Für Leser aus allen Ständen bearbeitet von M. F. Zeller. Mit einer Charte des chinesischen Reichs. 21 Bogen Oktav 1 fl. 48 kr. rhn. od. 1 Thlr. 3 gr. sächs.

Die erste Abtheilung dieses Werks beschreibt das China umgebende von dem Reiche abhängige Hochland, die Mandschurei, Mongolei, Songarei, hohe Bucharei, Tibet; die geographischen Verhältnisse des südlichen, des mittleren, des nördlichen China's; die Sprache, die Schrift, die Literatur der Chinesen, ihre Anbetung des Himmels, der Erde und der Ahnen, den Buddha-Dienst, die Staatsverfassung, die Geseze, die Finanzen u. s. f.; das häusliche Leben, den Akerbau, die Städte der Chinesen. Die zweite Abtheilung gibt, hauptsächlich nach den Annalen der großen chinesischen Reichsgeschichte, eine Uebersicht der alten Zeit bis auf Tsinschihoangti a. 249 vor Christo; der mittleren Zeit bis auf die Eroberung des Landes durch die Mongolen 1279 nach Christo; der neueren Zeit und des Verkehrs mit Portugiesen, Holländern, Engländern, Russen, und schließt mit Erzählung der Missionsversuche in China von Seiten der Katholiken und Protestanten.

Bei **Eduard Kummer** in **Leipzig** sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Große, E., Spanische Charaktere; eine Geschichte der neuesten Ereignisse in Spanien. 8. broch. 1 Thlr. 8 gr.

Kol Simra. **Stimme des Gesangs** (enthält Gedichte in hebräischer Sprache) 8. 14 gr.

Panorama der Landwirthschaft, aufgestellt für die sich derselben widmende Jugend, von einem prakt. Landwirthe. 8. 14 gr.

Tocqueville, A. v., Ueber die Demokratie in Nordamerika. Aus dem Französischen übersezt von F. A. Rüder. 2 Theile. 2 Thlr. 16 gr.

Wilhelm Zabern. Eine Autobiographie, enthaltend bisher unbekannte Nachrichten aus Christians II. Zeit. Aus d. Dänischen von W. C. Christiani. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Einige Worte zur Begrüßung des Entwurfs zu einem neuen Criminalgesezbuche für Sachsen. Mit Rüksicht auf die künftige ständische Berathung. 8 gr.

Herabgesezte Preise.

Verlag von Wartmann & Scheitlin in St. Gallen, in Augsburg durch die Math. Rieger'sche Buchhandlung zu beziehen:

Die Insel Sicilien

mit ihren umliegenden Eilanden.

von J. C. Fehr.

Mit einem Plane von Syrakus. gr. 8. 336 Seiten. Früherer Preis 2 Rthlr. 12 gr. Jezt 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 30 kr. rhein.

Diese voriges Jahr erschienene Schrift hatte sich überall einer sehr günstigen Aufnahme zu erfreuen und nur aus dem Grunde, weil dieselbe in andern Verlag übergegangen, sehen sich die jezigen Verleger veranlaßt, den Preis wie oben zu ermäßigen.

Der Verfasser hat sich 15 Jahre in Sicilien aufgehalten und bietet in dieser Schrift den Freunden der Geographie und Geschichte die Quintessenz seiner Beobachtungen und Erfahrungen. Auch der Freund heiterer und gemüthlicher Lektüre wird ihn gerne in den Garten Europa's begleiten.

Reise und Schiffbruch auf dem Meere.

Von

J. C. Dalwig.

Mit 7 lithographirten Abbildungen. Früherer Preis 3 fl. 30 kr. Jeziger Preis 1 fl. rhein. oder 16 gr. sächs.

Soweit der kleine Vorrath reicht, erlassen wir auch diese äußerst interessante Schrift zu obigem wohlfeilen Preise.

Wiederholt an uns gerichtete Wünsche veranlassen uns anzuzeigen, daß auf das dreimal wöchentlich erscheinende Journal:

Berliner Conversationsblatt

für

Poesie, Literatur und Kritik,

redigirt von

Herrmann Marggraff,

mit Beiträgen von W. Alexis, Droysen, v. Eichendorff, v. Elsholtz, Ferrand, Ed. Gans, v. d. Hagen, Heine, Franz Horn, Kugler, Kühne, Laube, B. Marggraff, Meyer, Mundt, Märcker, v. Raumer, Rellstab, Schweitzer, Simrock, Stieglitz, v. Uechtritz, Zeune etc. etc.

für das mit dem 1 Oktober beginnende 4te Quartal mit 1¼ Rthlr. bei allen löbl. Postämtern und Buchhandlungen abonniren kan. Preis des Jahrgangs ist 5 Rthlr. Der lit. mus. artist. Anzeiger steht Antikritiken und Anzeigen offen. Das wöchentlich erscheinende dazu gehörige Literaturblatt hat die allgemeinste Anerkennung gefunden und liefert auch das wöchentliche Verzeichniß der neu erschienenen interessanten Schriften.

Berlin. Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Jahrgang 1835. Erstes Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Abhandlungen, Aufsäze und Nachrichten. Die im Königreich Würtemberg gefundenen römischen Stein-Inschriften und Bildwerke, verzeichnet und erklärt von Dr. Chr. Fr. Stälin, Prof. und Bibliothekar an der königl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart. Verzeichniß der Schriften, worin in Würtemberg gefundene Alterthümer beschrieben sind. Register. Ueber den nördlich der Donau ziehenden römischen Grenzwall, limes transdanubianus, Teufelsmauer, Pfahl u. s. w., von dem Topographen Paulus. Kritische Beiträge zur würtembergischen Geschichte des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts, von Karl Pfaff. Nekrolog. Johann Christian von Pfister, königl. würtemb. Prälat und General-Superintendent des Generalats Tübingen. Der Veteranen-Verein zu Altdorf. Ergebnisse der Weinlese im Herbst 1835.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schwab's Bodensee.

Die Unterzeichnete erlaubt sich den Reisenden nachstehendes, in ihrem Verlage erschienenes Werk in Erinnerung zu bringen:

Der Bodensee

nebst dem

Rheinthal von St. Luziensteig bis Rheinegg.

Ein Handbuch

für

Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie

von

Gustav Schwab.

Mit 2 Karten.

Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 4 gr.

Dieses Handbuch zerfällt in vier Hauptabschnitte: I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gedichte. Anhang. Die Fahrten beider Dampfschiffe. Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buches noch erhöht.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Sammlung historischer

Schriften u. Urkunden.

Geschöpft aus Handschriften

von

M. Freiherrn von Freiberg,

Vorstand des königl. bayer. Archivs.

Fünfter Band, erstes Heft.

Die ältesten Statuten der Stadt Regensburg enthaltend.

gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr. od. 20 gr.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Die

materiellen Grundlagen

und

sittlichen Forderungen

der

europäischen Kultur,

von

Karl Arnd.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Begründung. Die Volkswirthschaft. Natur der Werthe. Naturgeseze der Produktion. Die Bodenfläche. Die Urproduktion. Die Gewerbsproduktion. Der Handel. Die mittelbare Produktion. Einwirkung der Produktion auf die Bevölkerung. Vertheilung der materiellen Güter. Verwendung der materiellen Güter. Die staatswirthschaftlichen Systeme. Die Staatsverwaltung. Einwirkung der Regierung auf die Urproduktion, auf die Gewerbe, auf den Handel, auf die Bevölkerung, auf die Geistesentwiklung und auf das Ehrgefühl. Die Rechtspflege. Die bewaffnete Macht. Der Staatshaushalt. Die Staatsverfassung.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen:

Alphabetisch - chronologisches
Namen - und Sachregister
nebst Titelblatt
für den Jahrgang 1835 der
Allgemeinen Zeitung.

Preis 45 kr.

Von diesem Register sind zu den Jahrgängen 1822, 1823 (1824 fehlt) und 1825 bis 1833 gleichfalls noch Exemplare vorräthig und können, mit Ausnahme der Register zu den Jahrgängen 1833 und 1834, welche 45 kr. kosten, zum Preise von 30 kr. per Jahrgang, durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Comptoir - Handbuch
nach
MAC - CULLOCH
in
Einem Bande.

Mit den Planen von Gibraltar, Helsingör, Konstantinopel, Neu-York, Petersburg und Rio-Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercator's Projektion.

Zweite Lieferung.

Bogen 11 – 20, Blauholz – Colonien.

Die beiden ersten Lieferungen enthalten folgende Artikel:

Aachen. Aal. Arau. Abandonirung. Abbeville. Aberdeen. Abmachung. Abo. Abrechnung. Abuschir. Abzug. Acajouholz. Acajou-Nuß. Acapulco. Accise. Accord. Accreditif. Achat. Acker. Ackerdoppen. Adamsapfel. Adlerholz. Adria. Adrianopel. Aepfel. Aesche. Aether. Aetherische Oele. Agde. Agen. Agent. Agio. Agram. Agrest. Agtstein. Ahm. Ahorn. l'Aigle. Aix. Alabaster. Alant. Alaun. Alcogna. Alcornocorinde. Ale. Alençon. Aleppo. Alessandria. Alexandria. Algestras. Algier. Alicante. Alkalien. Alkermes. Alkmaar. Alkohol. Aloe. Aloeholz. Altona. Altenburg. Amber. Amberg. Amersfoort. Amethyst. Amiant. Amiens. Ammoniak. Ammoniaksalze. Amphora. Amsterdam. Anacarden. Ananas. Anchovis. Ancona. Angabe. Angeld. Angelica. Angers. Angora. Angostura. Angosturarinde. Angoulême. Anime. Anis. Anker (Flüssigkeits-Maaß). Anker (Schiffs-). Ankergeld. Ankerplaz. Annaberg. Annonay. Anspach. Antillen. Antimonium. Antwerpen. Anweisung. Apfelsinen. Apothekergewicht. Appenzell. Aquamarin. Aquavit. Arak. Arangos. Arbitrage. Archangel. Areca-Nuß. Aries. Arnheim. Arons-Wurzel. Arras. Arrow-root. Arschine. Arsenik. Asbest. Aschaffenburg. Asche. Asphalt. Aß. Assafoetida. Assecuradeur. Assiente. Asti. Astrachan. Athen. Auch. Auction. Aufkäufer. Augsburg. Aurillac. Auripigment. Ausfuhr-Prämien. Austern. Auswanderer. Auxerre. Avarie. Aventure. Aventurin. Aventurier-Kaufleute. Avertissement. Avignon. Avis. Baken. Bablah. Badajoz. Badeschwamm. Bärlappsamen. Bagdad. Bagage. Bahia. Baireuth. Baku. Balachong. Baldrian. Balfrusch. Balken. Ballast. Balsam. Baltimore. Bamberg. Bambusrohr. Band. Bandanos. Bangkok. Banken. Bankerutt. Bankier. Banknoten. Baranken. Barbareskenpaß. Barcalao. Barcellona. Barchent. Barden. Bärenfelle. Bärentraubenblätter. Bari. Barilla. Bar le duc. Barmen. Baratrie. Barrege. Barren. Barrierentractat. Barwood. Basel. Basin. Bassano. Bassora. Bast. Bastia. Batavia. Batist. Baumrinde. Baumwolle. Baumwollbänder. Baumwollfabrikate. Baumwollgarne. Bauzen. Bayeux. Bayonne. Bazar. Bdellium. Beaucaire. Beaune. Beauvais. Beeren. Befort. Beinschwarz. Beit el Fakih. Belfast. Belgrad. Belladonna. Benares. Ben-Nüsse. Benzoe. Berberisbeeren. Berchtesgaden. Bergamo. Bergamotte. Bergbauvereine. Bergblau. Bergelohn. Bergen. Berggrün. Bergcrystall. Bericht. Berlin. Berlinerblau. Bern. Bernstein. Bertram. Beryll. Besançon. Beschädigte Waaren. Beschlag auf Schiffe. Betelblätter. Betel-Nuß. Beziéres. Bezoar. Biberach. Biberfelle. Bibergeil. Biel. Bielefeld. Bier. Bijouterie-Waaren. Bilanz. Bilbao. Bilsenkraut. Bimsstein. Binnen-Controll. Birke. Birmingham. Bienen. Bisam. Bittersalz. Blackburg. Blätterschwamm. Blattgold. Blauholz. Blech. Blei. Bleigelb. Bleiglanz. Bleiglätte. Bleistifte. Bleiweiß. Bleizuker. Blois. Blonden. Blumen. Blutegel. Blutholz. Blutstein. Bobbinet. Bonia. Bocksdorngummi. Bockshornsamen. Bodmerei. Bogota. Bohea. Bohnen. Bohrer. Boje. Bolbec. Bona. Bonn. Bologna. Bolton in the Moor.

Digitized by Google

Bolus. Bombasin. Bombay. Boote. Borax. Bordeaux. Borsten. Boston. Botargo. Both. Botzen. Bouillons. Boulogne. Bouteillen. Branntwein. Brasilienholz. Braunsberg. Braunschweig. Braunstein. Brechnuß. Brechwurzel. Breda. Bremen. Brescia. Breslau. Brest. Bretter. Brieg. Brillen. Bristol. Brocat. Broadcloth. Brod. Brody. Bromberg. Brügge. Brünn. Brussa. Brüssel. Brustbeeren. Buccoblätter. Bucharest. Buche. Buchhaltung. Bücher. Buchsbaumholz. Bückling. Buenos-Ayres. Büffelhäute. Bukhara. Burgos. Burgunder-Pech. Burgunder-Wein. Bürsten. Bushel. Bussorah. Butter. Buyse. Cabul. Cacao. Cadeöl. Cadix. Cadir. Cacu. Caffee. Cagliari. Cahors. Cainca-Wurzel. Cairo. Cajaput-Oel. Calabassen. Calais. Calamanderholz. Calcutta. Callao. Callico. Calmar. Calmus. Calomel. Cambray. Camillen. Camillenthee. Campecheholz. Campher. Campheröl. Canadabalsam. Canal. Canariensamen. Canarische Inseln. Candia. Cannstadt. Canterbury. Canthariden. Cantillen. Canton. Caoutchouc. Capital. Capstadt. Caraccas. Caravanen. Carcassonne. Cardamomen. Carden. Cardobenedicten. Carfunkel. Carlisle. Carlscrona. Carlsruhe. Carneol. Carotten. Carpentras. Carrara. Carric-Fergus. Carthagena. Carthagena de los Indos. Cascarille. Caschmir. Cassa. Cassel. Casselergelb. Cassia. Catanea. Catanzaro. Catechu. Cattaro. Cauries. Cayennepfeffer. Cedratfrüchte. Celle. Centnergewicht. Certe partie. Certifikate. Cette. Ceuta. Chalcedon. Chaldron. Chalons sur Marne. Chalons sur Saone. Chambery. Champagner. Chanks. Charleston. Chatres. Chateauroux. Chatellerault. Chatham. Chaya-Wurzel. Chemnitz. Chenille. Cherbourg. Cheribon. Cherson. Chester. Chiavenna. Chillies. Chinarinde. Chinawurzel. Chinin. Chlorkalk. Chocolade. Christiania. Chrom. Chrysolith. Chrysopras. Chunam. Chur. Cichorie. Cider. Cigarren. Cincinnati. Cinque-ports. Citronat. Citrone. Civitavechia. Claret. Clermont. Cleve. Coaks. Coblenz. Coburg. Cochenille. Cocosnüsse. Cocosstricke. Coir. Cognac. Coimbra. Colberg. Colibrifedern. Colmar. Cöln. Colonien.

Der Subscriptionspreis für dieses schöne und außerordentlich wohlfeile Werk ist:

48 Kreuzer oder 12 Groschen für jede Lieferung,

zahlbar bei Empfang derselben. Subscribenten-Sammler erhalten auf zehn das eilfte Exemplar gratis, wenn sie sich an die ihnen zunächst gelegene solide Buchhandlung wenden.

Die dritte Lieferung erscheint noch im Laufe dieses Monats.

Stuttgart und Tübingen, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei F. E. C. Leuckart, Buch-, Musikalien- und Kunsthandlung in Breslau ist erschienen:

Handbuch beim Unterricht im Gesange

für Schüler auf Gymnasien und Bürgerschulen.

Bearbeitet von

B. Hahn,

Kapellmeister am Dom und Gesanglehrer am königl. leopoldinischen Gymnasium zu Breslau.

3te Auflage. Preis 8 gr.

Die empfehlende Aufnahme des Königl. Preuß. hohen Unterrichts-Ministeriums, so wie die äußerst günstigen Beurtheilungen in kritischen Blättern und pädagogischen Zeitschriften sprechen für die Brauchbarkeit dieses Handbuches.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Eine Erscheinung

aus dem

Nachtgebiete der Natur

durch

eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt

von

Dr. Justinus Kerner,

Oberamtsarzt zu Weinsberg.

8. Preis 1 fl. 39 kr. oder 1 Rthlr.

Diese Schrift enthält die authentischen Aktenstücke und Zeugnisse über ein Phänomen, das dem Naturforscher und jedem denkenden Menschen von hohem Interesse seyn muß. Dieselben zeigen aufs klarste, daß dieses Phänomen nicht auf Betrug beruhte und daß nur diejenigen, in deren System ein solches nicht paßt, auf dieser irrigen Meinung beharren können. Es sind in dieser Schrift aber einzig nur Aktenstücke und Zeugnisse, aber keine Theorie gegeben und dabei nur einige andere ähnliche Phänomene zur Vergleichung mit diesem aufgeführt. Name und Auslegung dieses Phänomens ist jedem Forscher freigestellt und der Herausgeber dieser Zeugnisse für dasselbe will Keinem den Glauben aufdringen, als seyen solche Phänomene durchaus nichts Anderes als ein Einwirken Verstorbener auf noch Lebende, obgleich derselbe dabei auch frei bekennt, daß wenigstens er nach der Zeit keine andere genügendere Auslegung dieser Phänomene weiß, da auch die gewöhnlichen Auslegungen und Theorien der magnetischen Erscheinungen (die dem Herausgeber, wie sich von selbst versteht auch schon längst sattsam bekannt sind) auf diese Phänomene keine Anwendung finden.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Sternbergs Novellen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Galathee.

Ein Roman

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses neueste Werk des bekannten Verfassers, dessen ungemeines Talent sich immer schöner und vielseitiger zeigt, ist ein ergreifendes psychologisches Gemälde aus dem Kreise der höhern Stände. Ein edles, aber durch inneren Zwiespalt und Irrungen zerrissenes Gemüth sucht Beruhigung und Einheit in einer Religionsveränderung. Es sieht sich dadurch um sein ganzes Lebensglück gebracht, findet aber zugleich in dem neuen, mit Inbrunst festgehaltenen Glauben Ruhe und Versöhnung.

Die Personen und der Ort der Handlung gehören, wie wir meinen, einem süddeutschen Hofe an.

Von demselben Verfasser sind in unserem Verlage erschienen:

Novellen:

1r Bd.: Die Zerrissenen. Preis 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr.
2r — Eduard, oder Fortsetzung der Zerrissenen. 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr 12 gr.
3r — Lessing. 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.
4r — in 2 Abtheilungen: verschiedene Novellen. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.
5r — Moliere. 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 ggr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 9.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

In der **Fr. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung** in **Wien** sind nachstehende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kunst und Alterthum
in dem österreichischen Kaiserstaate.

Geographisch dargestellt
von **Franz Tschischka.**
gr. 8. Wien **1836.** geh. 2 Rthlr.

Der Gefährte auf Reisen
in dem österreichischen Kaiserstaate.

Für Reisende jeden Standes und Zweckes
bearbeitet von
Franz Tschischka.
gr. 12. Wien, 1831. in Leinwand gebunden 2 Rthlr.

Aus demselben abgedruckt:

Miniatur-Gemälde von Wien.

gr. 12. 1834. geh. 8 ggr.

Romantisch historische Skizzen
aus Oesterreichs Vorwelt.

Von **Emil** * *
8. Wien. 1836. gebunden. 1 Rthlr. 8 gr.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden

Geographisch-statistische Nachrichten
von
den russischen Häfen
am
schwarzen Meere.

Nach Graf L. Serristori, E. Taitbout den Migyra und Andern
bearbeitet von
Dr. Alfred Reumont.

8. in Umschlag geheftet Preis 1 fl. oder 15 gr.

Inhalt. I. **Donauhäfen.** a) Ismail. b) Reni. II. **Odessa.** III. **Liman des Dniepr. Nikolajew.** Cherson. IV. **Häfen der Krim.** a) Eupatoria. b) Sebastopol. c) Feodosia. V. **Meerenge von Kertsch.** a) Kertsch. b) Jenikaleh. VI. **Häfen des azow'schen Meeres.** a) Bardiansk. b) Mariupol. c) Taganrog. VII. **Ostküste des schwarzen Meeres.**

Die Häfen des schwarzen und des azow'schen Meeres sind für den Handel von so großer Wichtigkeit, und die statistischen Details über dieselben auch in neuerer Zeit noch so wenig vollständig, daß gegenwärtige Schrift den Freunden der Geographie höchst willkommen seyn wird.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München, welche stets ein vollständiges Lager der Artikel unseres Verlags gebunden und roh unterhält.

Zum Schulgebrauch.

Ausgabe in gr. 8.

In der **Schlesinger**'schen Buch- und Musikhandlung in **Berlin** sind erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu haben:

Corneille. Le Cid. Tragédie en 5 actes. 6 ggr., mit Wörterbuch zum Schulgebrauch. 8 ggr.

Delavigne. L'Ecole des vieillards. Comédie en 5 actes. 8 ggr., mit Spracherläuterungen, Noten, Wörterbuch. 12 ggr.

— Les enfans d'Edouard und Louis XI. 2 Tragédies à ½ Rthlr.

— Don Juan d'Autriche. Comédie. ½ Rthlr.

Hugo. Hernani. Drame en 5 actes. 8 ggr., dito mit Wörterbuch z. Schulgebrauch. ½ Rthlr.

Molière. L'Avare und Tartuffe. 2 Comédies en 5 actes à 8 ggr., dito mit Wörterbuch z. Schulgebrauch à 10 ggr.

Noël et Chapsal. Nouvelle Grammaire française. 23me édition. ½ Rthlr. Exercices. ½ Rthlr. Corrigé des Exercices français. ½ Rthlr.

Paris ou le Livre des Cent-et-un. 15 Vol. Jeder Band 12—15 Aufsäze der berühmtesten lebenden Autoren enthaltend, à 20 ggr.

Racine. Iphigénie und Phèdre. 2 Tragédies à 6 ggr., mit Wörterbuch zum Schulgebrauch 10 ggr.

Scribe. Bertrand et Raton. Comédie 12 ggr. — Avant, Pendant et Après. Esquises historiques. 8 ggr., dito mit Spracherläuterungen, Noten u. Wörterbuch. 10 ggr. — Le diplomate. Comédie à 6 ggr. — Le mariage de raison. Comédie mit Wörterbuch zum Schulgebrauch. 8 ggr. — Yelva ou l'orpheline russe. Comédie. 6 ggr. — Camilla ou le frere et la sœur. Comédie. 8 ggr. — La demoiselle à marier. Comédie-Vaudev. 6 ggr., mit Wörterbuch 8 ggr.

de Vigny. Chatterton. Drame. 8 ggr.

Voltaire. Histoire de Charles XII. ½ Rthlr.

Aus dem **Répertoire du théâtre français** à Berlin sind zum Unterricht zu empfehlen. Nro. 2. 10—28. 35. 39. 42. 53. 68. 72. 76. 97. 107—116. 138—148 à 5—10 Sgr.

Bei **F. Kummer** in **Leipzig** ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Spanische Charaktere. Eine Geschichte der neuesten Ereignisse aus Spanien. Von Eduard Grosse. 1 Rthlr. 8 gr.

Diese Schilderung der Personen, welche in der

neuesten Zeit eine Rolle in Spanien spielten, und den gegenwärtigen Zustand der Dinge daselbst größtentheils herbeigeführt haben, wird gewiß, besonders jezt, allgemeines Interesse erregen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Evangelische Hauspostille,

oder:

christliche Betrachtungen und Gesänge für häusliche Andacht zur Beförderung wahrer Frömmigkeit und Seelenruhe.

Von

Dr. W. Hülsemann,

Pfarrer und Schulinspektor in Elsey.

Mit einem Titelkupfer: Christus und die Apostelfürsten Petrus und Paulus.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub.

2 Bände. gr. 8. 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl.

Dieses im Geiste des wahren Christenthums geschriebene Erbauungsbuch wird die Herzen aller Christen innig ansprechen und ihnen bald lieb und theuer werden. Es eignet sich besonders für Freunde der Hausandacht, und für diejenigen, welche bei abgelegenen Wohnungen, bei kränklichem Körper, bei vorgerücktem Alter u. s. w. am Besuche des öffentlichen Gottesdienstes verhindert sind.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Erzählungen

von

A. T. Beer.

Zwei Bändchen.

8. Vellnp. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: I. Kallendorf. II. Aus dem Tagebuch eines Dichters. III. Meine Geschichtsforschung in B. IV. Soldaten-Schiksale. V. Erste Liebe. VI. Der ungerathene Prinz.

Der Verfasser, mit dessen Leistungen das Morgenblatt bekannt gemacht hat, gehört unstreitig zu den besten Schriftstellern im Erzählungsfache; besonders treffend sind seine Schilderungen der Lebensverhältnisse der höheren Stände. In welchen Kreisen sich seine Erzählungen aber immer bewegen, stets zeichnen sie sich durch glükliche Erfindung, entsprechende Ausführung, sittliche Reinheit und gemüthliches Colorit aus.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der literarisch-artistischen Anstalt in München sind nachstehende Kunstgegenstände erschienen:

Das Narrenhaus von Kaulbach, gest. von Merz, mit Text von Goerres, auf chines. Papier 10 fl. 48 kr.
auf weiß Papier 9 fl.

Der zwölfjährige Jesus im Tempel nach Overbek, lith. 3 fl.

Die Erwekung von Jairis Töchterlein nach Overbek, lith. 3 fl.

Ave gratia plena nach Overbek, lith. 2 fl. 21 kr.

Israeliten sammeln Manna nach Overbek, lith. 48 kr.

Der Tod Josephs nach Overbek, lith. 24 kr.

Musikalisches Weihnachtsgeschenk.

Neueste

BIBLIOTHEK FÜR JUNGE CLAVIERSPIELER.

In einer Auswahl von Compositionen
über die beliebtesten Stüke aus den neuesten Opern von
Auber, Bellini, Donizetti, Halevy, Herold, Meyerbeer, Rossini, Spohr und **Weber.**
Für Anfänger und Geübtere
in fortschreitender Ordnung mit Bezeichnung des Fingersazes
componirt von

CH. SCHUNKE,

Hofvirtuos der Königin der Franzosen.

Op. 44.

Subscriptionspreis bis Ende d. J.: complet 5 Hefte 3⅔ Thlr. Ladenpreis 4⅔ Thlr.
Jedes Heft einzeln Nro. 1 ¾ Thlr. Nro. 2 bis 5 à 1 Thlr.

Bibliothèque du jeune Pianiste.

Recueil de morceaux instructifs et amusans à l'usage de la jeunesse, sur des motifs des Opéras d'Auber, Bellini, Donizetti, Halevy, Herold, Meyerbeer, Rossini, Spohr et Weber, très soigneusement doigté, comp. par **Ch. Schunke,** Pianiste de la Reine. Op. 44. 1e Suite ⅔ Thlr. Suite 2–5 à 1 Thlr.

Berlin, Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Ch. Schunke, dem musikalischen Publikum als genialer Componist und ausgezeichneter Clavier-Virtuos wohlbekannt, von den musikalischen Zeitungen (V. Iris v. L. Rellstab No. 25 d. J. 1836, neue Zeitschrift für Musik, Cäcilia etc.) rühmlichst beurtheilt, hat in dieser neuen Bibliothek den Clavierspielern ein Werk geliefert, das der gröfsten Aufmerksamkeit werth und Lehrern wie Eltern aufs angelegentlichste zu empfehlen ist.

Die 5 Hefte unterscheiden sich durch die fortschreitenden Schwierigkeiten. Das erste Heft ist nur für Anfänger bestimmt, die durch Uebung desselben die Fertigkeit erlangen das 3te und 4te Heft zu spielen, und dadurch sich vorbereiten, den Preis durch Vortrag des 4ten und 5ten Heftes zu gewinnen. Der Unterricht wird den Schülern bei Benuzung dieses trefflichen Werkes sehr angenehm, weil die Compositionen über die reizendsten Melodien der besten neuern Opern stets aufs anmuthigste unterhalten.

Nach dem Urtheile bewährter Kenner wird Ch. Schunke's neueste Bibliothek ein **Lieblingswerk der Clavierspieler** werden. Der Druk ist sehr korrekt, die geschmakvolle Ausstattung eignet das Werk zu Geschenken, der Preis ist sehr billig. Heft 1–3 ist so eben erschienen, der Schlufs folgt Ende Oktober.

Alle soliden Buch- und Musikhandlungen nehmen Bestellungen an.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Christenleben.

Ausgewählte religiöse Betrachtungen

in vier Bändchen

von

Dr. G. Friederich.

Erstes Bändchen. Mit einem Stahlstich.

Velinpapier in Umschlag broch. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Da, wo seit einer Reihe von Jahren sich die gediegensten wissenschaftlichen und belletristischen Zeitschriften Deutschlands über Form, Geist und praktische Richtung der bisherigen Schriften des rühmlichst bekannten Hrn. Verfassers so entschieden vortheilhaft aussprachen, bedarf es wahrlich, bei dieser neuesten seiner literarischen Leistungen keiner weitern Empfehlung, nur der einfachen Erwähnung ihres Inhalts und ihrer Tendenz.

Dieser erste Theil, der auch ein abgeschlossenes Ganzes für sich bildet, umfaßt die wichtigsten Erscheinungen im Seelenleben des edlen Weibes und bietet ihm in drei Abschnitten: Glaube, Liebe, Hoffnung, welche in 30 religiöse Betrachtungen zerfallen, Belehrung, Erhebung und eine freundliche Aussicht auf Jenseits, abgesehen von jeder confessionellen Unterscheidung.

Der erste Abschnitt stellt die religiöse Weihe der Christin dar, so wie das, was ihr die Religion seyn in allen Verhältnissen des Lebens, Veredelndes, Trostvolles, Beseligendes gewährt. Der zweite verbreitet sich über Geschlechtsbestimmung, Liebe in veredelter Gestalt, Ehe mit ihren Licht- und Schattenseiten aus. Der Dritte erschließt dem frommen Gemüthe eine schönere Welt, redet mit hoffnungsreicher Zuversicht über Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen.

Eine köstliche Gabe ist deshalb diese Schrift besonders für höher gebildete Christinnen, die über ihre religiöse und Geschlechtsbestimmung zu reflektiren und das Gehaltreichste in unserer Literatur ihrem Geiste anzueignen streben, als Geburtstags-, Weihnachts- und Neujahrsgeschenk.

Aber auch Religionslehrer werden in dem Gedankenreichthume, der edlen, blühenden Diktion, vereint mit der kraftvollsten Darstellung derselben, einen Schaz zur eigenen Fortentwiklung erbaulicher Ideen finden. Möge darum diese Erbauungsschrift für edle Frauen und Töchter die volle Anerkennung finden, welche sie so sehr verdient.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München, welche stets ein vollständiges Lager [illegible] gebunden und roh unterhält.

Digitized by Google

Aufhören des Subscriptionspreises

von

Schiller's sämmtlichen Werken

in

zwölf Oktav-Bänden,

Velinpapier, mit zwölf Stahlstichen.

In Umschlag brochirt.

Im Laufe dieses Monats versenden wir an die verehrlichen Buchhandlungen die vierte (lezte) Lieferung oder Band **10, 11, 12** von Schiller's sämmtlichen Werken in 8.

Ueberzeugt, daß Ausstattung und Beschleunigung dieser neuen Auflage Anerkennung finden werden, gereicht es uns zum wahren Vergnügen, die Beendigung derselben hiemit anzeigen zu können.

In Erwägung, daß sich diese Ausgabe zu Weihnachts- und Neujahrs-Geschenken trefflich eignet, haben wir uns entschlossen, den Subscriptionspreis von 16 fl. 48 kr. oder 10 Rthlr. noch bis Ende dieses Jahrs fortbestehen zu lassen, wodurch wir uns den Dank vieler Verehrer Schiller's zu erwerben glauben, welche jezt, nach vollständiger Beendigung des Werkes dasselbe sich noch im Subscriptionspreise anschaffen können.

☞ **Mit dem 1. Januar 1837 tritt unabänderlich der auf 22 fl. oder 13 Rthlr. 12 gr. erhöhte Ladenpreis ein und wird dann kein Exemplar mehr zu einem niedrigern Preis abgegeben.**

Stuttgart und Tübingen, den 1 November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges Werk ist zu beziehen durch die literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München, welche stets ein vollständiges Lager der Artikel unseres Verlags gebunden und roh unterhält.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte der Halbinsel Morea

während

des Mittelalters

von

Jakob Philipp Fallmerayer,

K. Prof. und ordentl. Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München.

Zweiter Theil.

Morea, durch innere Kriege zwischen Franken und Byzantiner verwüstet und von albanesischen Colonisten überschwemmt, wird endlich von den Türken erobert. Von 1250–1500 nach Christus.

gr. 8. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Wenn eine Würdigung der heutigen Griechen ohne Betrachtung des großen sich zwischen Vergangenheit und Gegenwart drängenden Zeitraumes, ohne genaue Erforschung der ein- und ausgewanderten Völker und deren auf die Bildung der Bewohner des Landes geäußerten Einflusses nicht statt finden kan, so wird gewiß der vorliegende Versuch, das bisher über den altgriechischen Boden schwebende Dunkel des Mittelalters zu erhellen, und die Ereignisse vom Siege der römischen Legionen über Achaja bis zur gänzlichen Unterjochung Griechenlands von den osmanischen Türken aus den nur sparsam fließenden Quellen zusammenzustellen, um so dankbarer aufgenommen werden, je weniger sich bisher die Geschichtsforschung dieser Zeit zugewendet, und je mehr dieses Land heute das Interesse der gebildeten Welt in Anspruch nimmt.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München, welche stets ein vollständiges Lager der Artikel unseres Verlags gebunden und roh unterhält.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bayerisches Wörterbuch.

Sammlung von

Wörtern und Ausdrüken,

die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande vorkommen, und in der heutigen allgemeinen deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet

von

J. Andreas Schmeller.

Dritter Theil,

enthaltend die Buchstaben R und S.

gr. 8. Preis 6 fl. od. 3 Rthlr. 16 gr.

Dieses Wörterbuch ist, nach seiner auf dem Titel ausgesprochenen Aufgabe, nicht blos ein Idiotikon über die in den lebenden Dialekten vorkommenden Ausdrüke, und nicht blos ein Glossarium über die in ältern Schriften und Urkunden gefundenen, sondern beides zugleich. Was ist, findet in dem, was war, und dieses in jenem seine natürliche Erklärung.

Stuttgart und Augsburg, im Septbr. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.

Bei **Julius Weise** in **Stuttgart** sind so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Erzählungen und Phantasiestüke

von

Dr. Morvell.

Zwei Bände.

8. geb. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Des Knaben Schreibebuch. — Die schöne Wienerin. — Die Armensündersglocke zu Breslau, historische Novelle. — Die Künstlerreise. — Wundersame Begebenheiten und Abenteuer Veith Vierecks, eines wandernden Farbenreibers. — Feodosia, oder schrekliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes, historische Novelle.

Furchtlos und treu.

Historischer Roman

aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Von

Dr. Morvell.

Drei Bände.

8. geheftet. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 18 gr.

F. K. v. Strombeck's neueste Schrift.

Darstellungen aus einer Reise

durch

Deutschland und Italien im Jahre 1835.

Von

Friedrich Karl von Strombeck.

Erster und zweiter Theil. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 18 Ggr.

Auch unter dem Titel:

Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit.

Dritter und vierter Theil.

Der berühmte Verfasser übergibt damit dem Publikum seine Beobachtungen auf einer Reise nach Italien. Die Schilderungen des Lebens, des Volks, der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse Bayerns, Tyrols und besonders Italiens, der Zusammenkünfte mit dem Papste und den Mitgliedern der Napoleonischen Familie geben dem Werke einen seltenen Reiz, welcher durch den Standpunkt des Verfassers noch erhöht wird. — Der dritte Theil erscheint nächstens.

Von den

Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit.

Von

F. K. von Strombeck.

Erster und zweiter Theil. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 2 Thlr. 8 Ggr.

ist so eben die zweite Auflage erschienen.

Braunschweig, im August 18[illegible].

Friedr. Vieweg & Sohn.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bibliothek

für

Militärs überhaupt

und für

Unteroffiziere insbesondere.

Vierte Lieferung:

Militärisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung. 1ste Abtheilung. Bogen 5 – 8.

Preis jeder Lieferung 12 kr. od. 3 gr.

Dem unbefangenen Leser kann es nicht entgehen, daß das Streben, sich durch Lesen zu unterhalten, in der neuern Zeit alle Stände durchdrungen hat, und sich besonders unter der ehrenwerthen Klasse der Unteroffiziere und der angehenden Militairs kund gibt. Dieses in jeder Hinsicht erfreuliche Zeichen verdient wohl beachtet zu werden. Das Lesen hält den jungen Militair von manchen schädlichen [illegible] Unterhaltung ab und [illegible] Kenntnisse aller Art, die sich weder auf dem Exercierplatz, noch auf den [illegible] und Instruktionen erlernen lassen, zu verbreiten und die intellectuellen Kräfte des Lesers durch das mit dem Lesen verbundene Nachdenken anzuregen und zu erhöhen.

Nimmt man einige [illegible] für die [illegible] Klasse [illegible] Bücher aus, deren Anzahl jedoch sehr gering ist, so besteht bis jezt noch kein [illegible] Werk, das in einer allgemein verständlichen Sprache alle Zweige dessen umfaßt, was für jene Klasse als wissenswerth erscheint, und aus diesem Mangel erklärt es sich denn auch, daß die meisten jungen Militairs und Unterofficiere nothgedrungen ihre Zuflucht zu dem verderblichen Institute der Leihbibliotheken nehmen, wo ihnen Bücher in die Hände gegeben werden, welche nicht selten ihre und Anderer Moralität untergraben, sie vom Weg ihrer Berufspflichten ableiten, im unschuldigsten Fall aber zeitraubend und für ihre militairische Ausbildung gänzlich ohne allen Nuzen sind.

Diesem wesentlichen Uebelstande kan nicht kräftiger entgegengearbeitet werden, als durch Abfassung einer Reihe von Schriften, in welchen in leicht verständlicher Sprache und in unterhaltendem Gewande dasjenige mitgetheilt wird, was aus den Hauptzweigen des militairischen Wissens dem Unterofficier und dem jungen Militair, der sich zu solchem heranzubilden sucht, als wünschenswerth erscheint.

Zur Erreichung dieses in seinen Folgen gewiß segensreichen Zwekes hat sich eine Gesellschaft deutscher Officiere vereinigt, und nach reiflicher Erwägung den Plan einer Bibliothek für Unterofficiere entworfen, welche nach den geistigen und äußeren Mitteln dieser Standesklasse berechnet ist.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen hiebei ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unterofficiers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kan, ausschließt.
2) Die Unterofficiers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes berechnet, denn der Unterofficier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben.
3) Die Unterofficiers-Bibliothek ist auf möglichste Wohlfeilheit, mit Vermeidung jedes Gedankens an Gewinn, basirt, denn dem angehenden Militair und dem Unterofficiere stehen nur schwache pecuniäre Mittel zu Gebote.
4) Neben der Verbreitung nüzlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande noch von wesentlichem Nuzen sein dürften, wird der Geist des ächten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchweben.

Die früher erschienenen Lieferungen enthalten:

1. Lfg. Lehre von den Handwaffen . . Bg. 1 — 4.
2. — Militairisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung. 1ste Abtheilung . . . . Bg. 1 — 4.
3. — Die Lehre von den Handwaffen Bg. 5 — 8.

Wer bei der ihm zunächst gelegenen Buchhandlung unterzeichnet, und sich zur Annahme der ganzen in 2—3 Jahren fertig werdenden Sammlung verbindlich macht, erhält die Lieferungen im Subscriptionspreis von 12 kr. oder 3 gr. per Lieferung.

Sobald sämtliche Lieferungen eines Faches erschienen sind, tritt für dieses Fach, welches dann auch einzeln verkauft wird, ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Augsburg, im Aug. 18[illegible].

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Sowohl ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München [illegible] und [illegible].

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vier historische

Schauspiele Shakspeare's,

übersezt

von

Ludwig Tieck.

Inhalt:

Eduard der Dritte. — Leben und Tod des Thomas Cromwell. — Sir John Oldcastle. — Der Londoner verlorene Sohn.

Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 10.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Capt. Marryat's neuester Roman.

Bei **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig** ist so eben erschienen:

Ralph Rattlin.

Von Capt. Marryat, deutsch von Dr. Bärmann.

3 Theile. 8. Fein Velinpapier. Geheftet 1 Rthlr.

Dieser neueste und abermals treffliche Roman Marryat's bildet den 22sten bis 24sten Band seiner Werke, die sich in der überaus wohlfeilen und eleganten Ausgabe ununterbrochen folgen. Marryat hat sich auch in der deutschen Lesewelt schon so beliebt und bekannt gemacht, daß jede Empfehlung seiner wunderbar anziehenden Romane überflüssig ist. Jedes Bändchen der Gesamtausgabe seiner Werke, welche sich ähnlichen Ausgaben der Werke Scott's, Bulwer's, Cooper's ꝛc. anschließen, kostet 8 Gar., und drei derselben bilden einen vollständigen Roman.

Erschienen sind bis jetzt im Laufe dieses Jahres:

Willy Königs-Eigen. 3 Theile. 1 Rthlr.	Der sämmtlichen Werke 1 — 3ter Thl.
Der Pascha. 3 Thle. 1 Thlr.	4 — 6ter —
Frank Mildmay, der Flottenoffizier. 3 Thle. 1 Rthlr.	7 — 9ter —
Peter Simpel. 3 Thle. 1 Rthlr.	10 — 12ter —
Japhet, der einen Vater sucht. 3 Thle. 1 Rthlr.	13 — 15ter —
Jakob Ehrlich. 3 Thle. 1 Rthlr.	16 — 18ter —
Newton Forster. 3 Thle. 1 Rthlr.	19 — 21ster —
Ralph Rattlin. 3 Thle. 1 Rthlr.	22 — 24ster —
Der Pirat und die drei Kutter. 3 Thle. 1 Rthlr.	25 — 27ster —

Der zunächst zu erwartende Roman „Mr. Midshipman Easy" von demselben Verfasser, folgt des baldigsten.

Ludwig Uhland's Sagenforschungen.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Sagenforschungen

von

Ludwig Uhland.

I.

Der Mythus von Thôr

nach nordischen Quellen.

8. Velinpap. broch. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

„Aus den Tiefen einer Vorzeit, in die keine äußere Geschichte hinabreicht, haben die Völker altnordischen Sprachstamms sich ein großartiges Geistesdenkmal gerettet, eine volle Mythologie, eine umfassende religiöse Weltanschauung in Sinnbildern."

In diese Tiefen hat der als Dichter so berühmte Verfasser das Grubenlicht der Forschung gebracht, und in gedrängter, klarer, jedermann zugänglicher Darstellung die Resultate jahrelanger, gelehrter Studien niedergelegt, durch welche eine Hauptgruppe des nordischen Göttersystems allseitig beleuchtet und eben so neu als genügend erklärt wird.

Die Fülle und das Gewicht des Inhalts wird den Gelehrten, der seinen Gegenstand erschöpft, die Schönheit und Ueberschaulichkeit der Form, den Dichter, der seinen Stoff beherrscht, auch in diesem neuen Werke in vollem Maße erkennen lassen.

Stuttgart, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Dr. E. Tillichs Lehrbuch der Arithmetik, oder Anleitung zur Rechenkunst für Jedermann. Dritte, völlig verbesserte und mit einem praktischen Theile vermehrte Auflage von Prof. Dr. Lindner. Leipzig, bei A. Wienbrack. 38½ Bogen, 1 Rthlr., ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt.

Die Einführung dieses Rechenbuches in mehreren Gymnasien, Bürger- oder Realschulen, namentlich nach der von Hrn. Prof. Dr. Lindner erhaltenen Bearbeitung, so wie auch namhafte Vervollständigung desselben durch Beifügung des praktischen Theiles, hat eine dritte Auflage nöthig gemacht, in welcher auf alle Wünsche, die dem Herausgeber von Zeit zu Zeit mitgetheilt, Rücksicht genommen worden ist. Eine nähere Einsicht in die Vorrede, so wie in den Anhang zur dritten Auflage wird dies bestätigen. Was Professor Dr. Lindners Schüler im Rechnen leisten, ist im In- und Auslande genügend bekannt.

Bei **König & van Borcharen** in **Bonn** ist so eben erschienen, und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Albers, J. F. H., Prof. Dr., Beobachtungen auf dem Gebiete der Pathologie und pathologischen Anatomie. gr. 8. 1r Thl. Preis 1 Rthlr.

Schröder van der Kolk, J. L. C., Prof., Ueber den Unterschied zwischen todten Naturkräften, Lebenskräften und Seele. Uebersetzt nach der zweiten holländischen Ausgabe. Preis 8 gGr.

Bonn, im September 1836.

Anzeige für gebildete Damen.

In allen Buchhandlungen findet man

Die gesammelten Briefe von Julie. 4 Theile, 3te Aufl. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis 3 Thlr.

Eine berühmte Schriftstellerin sagt von diesem Buche unter Andern: „Die Verfasserin hält, was sie im Vorworte verspricht: ein Buch, das einfach das Herz aus- und anspricht, denn dieses thut es gewiß im vollen Grade. Die reinste Moral, die kindlichste Güte, weht lieblich durch das ganze Werk. Jedes Verhältniß unsers Geschlechts, das des Mädchens, der Gattin und der Mutter, ist hier beachtet, und für jedes einzelne derselben herrliche Winke für das Verhalten darin gegeben. Möchte ich die Freude haben, diese ächt weibliche Schrift in den Händen aller Mädchen und Weiber zu wissen, denen es Ernst ist, durch redliche Erfüllung ihrer Pflichten sich immer mehr zu veredeln, und so viel es in diesem Leben möglich ist, sich der Vollendung zu nahen!!"

Digitized by Google

Oesterreich.

Heute versenden wir und kan durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Das

Kaiserthum Oesterreich.

Gemälde des Landes und Volkes

von

Dr. M. Zimmermann.

Vollständig in Einem Bande.

Erste Abtheilung.

Preis 2 fl. 15 kr. Conv. Münze.

Es erscheint dis Werk in zwei Abtheilungen, deren zweite wir in drei Wochen versenden können.

Den 20 Oktober 1836.

J. Scheible's Verlags-Expedition in Leipzig.

Bei **G. Reichardt** in **Eisleben** erschien so eben und ist in allen deutschen Buchhandlungen vorräthig:

Lateinische Synonymik

für die Schüler gelehrter Schulen, zum Gebrauch beim Lesen der lateinischen Schriftsteller und Abfassen lateinischer Stylübungen von Dr. Friedrich Schmalfeld.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. geheftet. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr. rheln.

Schon nach drei Monaten war die erste Auflage dieser lateinischen Synonymik vergriffen, ein Umstand, der wohl am augenscheinlichsten für die vorzügliche Brauchbarkeit des Buches spricht.

Bei Gelegenheit der vor einiger Zeit in Berlin erschienenen

Jean Paul F. Richter's

sämmtliche Schriften

in 60 Bändchen

bringen wir in Erinnerung, daß folgende Schriften von demselben Verfasser in unserm Verlag erschienen und durch alle Buchhandlungen um die nachgesezten sehr wohlfeilen Preise zu beziehen sind:

Richter, J. P. F., Dämmerungen für Deutschland. 8. 1809. 36 kr. oder 8 gr.

— — **Ueber die deutschen Doppelwörter;** eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postscripten. 8. 1820. 36 kr. od. 8 gr.

— — **Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche.** 8. 1817. 36 kr. od. 8 gr.

— — **Freiheitsbüchlein** oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm, und die Abhandlung über die Preßfreiheit. 8. 1805. 24 kr. od. 6 gr.

— — **Herbstblumen,** oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. 3 Bändchen. 8. 1810—20. 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

— — **Levana** oder Erziehlehre. 3 Theile. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit Ergänzungsblatt. 8. 1814—17. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

— — **Mars und Phöbus.** Thronwechsel im Jahre 1814. Eine scherzhafte Flugschrift. 8. 1814. 12 kr. od. 4 gr.

— — **Museum.** 8. 1814. 45 kr. od. 10 gr.

— — **Selina** oder über die Unsterblichkeit. 8. 1827. Herabgesezter Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

— — **Vorschule der Aesthetik** nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1813. 3 Theile. Herabgesezter Preis 5 fl. od. 3 Rthlr.

☞ **Wer diese zehn Schriften zusammen nimmt, erhält sie um den äußerst billigen Preis von 10 fl. 48 kr., wozu wir unsere Collegen in Stand sezen werden.**

Stuttgart, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Subscriptions-Anzeige.

Tagebuch

des

Wissenswerthen aus der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte,

zusammengetragen und bearbeitet

von

J. Chr. C. Förtsch,

Diakonus.

(circa 100 Bogen in 8., die in 12 Heften oder Lieferungen à 8 gr. ausgegeben werden.)

Der Subscriptionspreis hört mit Ende d. J. auf, und bittet man daher um bald gefällige Unterzeichnung, die in allen Buchhandlungen angenommen wird, woselbst auch eine ausführliche Anzeige zu bekommen ist.

Leipzig, im Oktober 1836.

A. Wienbrack.

Fertig wurde so eben und versandt (das mit diesem 7ten und 8ten Heft beendete Manuscript an die resp. Pränum. und Subscrib.):

Manuscript vom Jahre 1812.

Darstellung der Begebenheiten dieses Jahres, als Beitrag zur Geschichte des Kaisers **Napoleon;** vom **Baron Fain,** Napoleons Kabinetssecretair. Deutsch von **Ernst Klein und Belmont.** 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl. Mit 7 Karten und Planen, 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Manuscrit de 1812.

Par **M. le Baron Fain,** Sécrétaire du Cabinet à cette époque. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr. Avec 7 cartes et plans 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Obige Subscriptionspreise gelten nur bis Ostern; zur Erleichterung kann man nach und nach je 2 Hefte auf einmal anschaffen, zahlt aber das lezte à 5 gr. 21 kr., 7 gr. 33 kr., 6 gr. 27 kr. oder 8 gr. 56 kr. voraus.

Die hochherzigen Räuber der Poscopole.

Ritter- und Räubergeschichte aus dem Ende des 13ten Jahrhunderts. 8. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr. Fortsezung der so gut aufgenommenen Werschowitze.

Ernst Klein's lit. Comptoir in Leipzig.

Bei **A. Wienbrack** in **Leipzig** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Robinsons Colonie.

Fortsezung von Campe's Robinson.

Ein unterhaltendes Lesebuch für Kinder,

von

C. Hildebrandt.

4te verb. Aufl. 12. gebunden 18 gr.

Für die Vortrefflichkeit dieses Buches bürgt das öffentlich kundgewordene Urtheil der bewährtesten Pädagogen unserer Zeit, und die beim ersten Erscheinen statt gehabte äußerst günstige Aufnahme und schnelle Verbreitung desselben in öffentlichen Schulen und Erziehungsanstalten.

Druck und äußere Ausstattung entsprechen völlig dem gediegenen Inhalte, und bemerken wir nur noch, daß dasselbe als Fortsezung zu Campe's Robinson sowohl, als auch ein für sich bestehendes Werkchen betrachtet werden kann.

Verzeichniß der im Jahre 1836

von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart

ausgegebenen oder noch auszugebenden Verlagswerke, neuen Auflagen und Fortsezungen.

Aktenstüke, die landständischen Anklagen wider den kurfürstlich hessischen Staatsminister Hans Daniel Ludwig Friedrich Hassenpflug betreffend. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte und zum neuen deutschen Staatsrechte. Die Vertheidigungsschriften von dem Angeklagten selbst und vom Prof. Mohl in Tübingen. 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Ausland, das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen, sittlichen und politischen Lebens der Völker. 1836. gr. 4. 16 fl. od. 9 Rthlr. 8 gr.

Autenrieth, J. G. H., Ansichten über Natur- und Seelenleben, nach dessen Tode von Dr. Hermann Autenrieth herausgegeben. gr. 8. 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 16 gr.

Baine, geschichtliche Darstellung der Baumwollenfabrikation. Aus dem Englischen übersezt von Ch. Bernoulli. Mit 12 engl. Stahlstichen. kartonirt. 6 fl. od. 3 Rthlr.

Barrow, John, jun., ein Besuch auf der Insel Island. 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr. 4 gr.

Beer, A. T., Erzählungen. 2 Bdchn. 8. broschirt. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Bemerkungen über den Entwurf eines Strafgesezbuches für das Königreich Würtemberg, nebst einem Versuch über den Zwek und Maaßstab der Strafe und über die Strafarten. gr. 8. broschirt. 24 kr. od. 6 gr.

Bernoulli, Handbuch der Kattundrukerei. gr. 8.

— — Vademecum des Mechanikers. 2 Theile. Dritte, vermehrte Auflage. 12. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

Beschreibung der Stadt Rom, von E. Platner, C. Bunsen, E. Gerhard und W. Roestell. IIr. Band in 1 Abtheilung. gr. 8. Mit dem zweiten Bilderhefte.

Betrachtungen über das Gebet des Herrn. 8. 45 kr. od. 12 gr.

Bibliothek für Militairs überhaupt und für Unteroffiziere insbesondere. 3te, 4te und 5te Lieferung. 12. 36 kr. od. 9 gr.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes. gr. 4. 6 fl. od. 3 Rthlr. 8 gr.

Burne's, Alexander, Reisen in Indien und nach Bukhara. 2r Band. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Comptoir-Handbuch, theoretisch-praktisches, nach Mac Culloch und den neuesten, zuverlässigsten Quellen, in alphabetischer Ordnung von L. R. Schmidt. Mit den Planen von Konstantinopel, Gibraltar, Helsingör, New-York, Petersburg und Rio-Janeiro, und einer Weltkarte nach Merkators Projection. 1ste bis 3te Lieferung. gr. Imp. 8. In Umschlag geh. à 2 fl. 24 kr. od 1 Rthlr. 12 gr.

Correspondenzblatt des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins. Neue Folge. 1836. 2 Bände in 6 Heften. gr. 8. broschirt. 3 fl. od. 2 Rthlr.

Eichwald, E. v., Reise auf dem caspischen Meere. Mit 6 Kupfern. 1r Band. Zweite Abtheilung. gr. 8.

Eisengrein, G. A., die Familie der schmetterlingsblüthigen oder Hülsengewächse, mit besonderer Hinsicht auf Pflanzen-Physiologie und nach den Grundsäzen der physiologisch-systematischen Anordnung ihrer Gattungen bearbeitet. Ein Beitrag zur comparativen Botanik. gr. 8. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Entwurf eines Strafgesezbuches für das Königreich Würtemberg. Mit Motiven. gr. 8. Erste Abtheilung. 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Leztere einzeln:

Motive zum Entwurf eines Strafgesezbuches für das Königreich Würtemberg. Zweite Abtheilung. gr. 8. 1 fl. 12 kr. od. 20 gr.

Fallmerayer, J. P., Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters. 2r Band. gr. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Feuchtersleben, Freiherr E. v., Gedichte 8. 2 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Freyberg, Freiherr M. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften. V. Band. 1s Heft. gr. 8. 1 fl. 21 kr. od. 20 gr.

Friederich, Dr. G., das Christenleben Ausgewählte religiöse Betrachtungen in 4 Bändchen. 1s Bändchen. Ueber die wichtigsten Erscheinungen im Seelenleben. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Fries, Dictionaire synonymique complet de la langue française. gr. 8. brochirt. 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Gagern, Freiherr v., Resultate der Sittengeschichte. 3r Theil. Demokratie. Neue Auflage. 8. broschirt.

Gallerie zu Schillers Werken in Stahlstichen auf chinesischem und Velinpapier. 1ste und 2te Lieferung. gr. 4.
chinesisch à 5 fl. 24 kr. od. 3 Rthlr. 8 gr.
Velinpap. à 4 fl. 48 kr. od. 3 Rthlr.

Goethe, v., Wilhelm Meisters Lehrjahre. 2 Thle. Neue Aufl. 4 fl. od. 2 Rthlr 12 gr.

— — Werke, in zwei Bänden mit Stahlstichen. gr. Imp. 8. 1ste Lieferung. Subscriptionspreis 6 fl. od. 3 Rthlr. 12 gr.

Hain, Lud., Repertorium bibliographicum, in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum MD Typis Expressi ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur, vel adcuratius recensentur. Vol. II. P. 2. (womit nun dieses Werk geschlossen ist.)

Handbuch für Kaufleute, oder Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Handels und Manufakturwesens, der Schiffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Oekonomie und Finanzen. Supplementband. 2te Lieferung. gr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Hartig, Dr. G. L. und Dr. Th., forstliches und forstnaturwissenschaftliches Konversationslexikon. Ein Handbuch für Jeden, der sich für das Forstwesen und die dazu gehörigen Naturwissenschaften interessirt. Zweite revidirte Auflage. gr. 8. broschirt. 8 fl. 45 kr. od. 5 Rthlr.

Herder's, J. G. v., Gedichte. 2 Theile. Neue Aufl. 8. 4 fl. od. 2 Rthlr. 12 gr.

Herz, M. J., die Religionslehre Jesu Christi, in Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien im Laufe des christlichen Kirchenjahrs, nach geschichtlicher Verbindung mit Nuzanwendungen dargestellt. gr. 8. 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Hohl, Dr. und Prof., die ersten Anfangsgründe der Arithmetik u. Algebra. gr. 8.

Jahrbuch für 1837. Herausgegeben von H. C. Schumacher. Mit Beiträgen von Berzelius, Bessel, Gauss, A. v. Humboldt, Moser, Olbers und Paucker. 8. cartonirt. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Jahrbücher, würtembergische. Herausgegeben von Memminger. 1835. Zwei Hefte. 8. 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Journal, polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnüziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und der Landwirthschaft 2c. Herausgegeben von Dr. Dingler, Vater und Sohn, u. Dr. Schultes. 1836. 24 Hefte. gr. 8. broschirt. 16 fl. od. 9 Rthlr. 8 gr.

Jovialis, Atellanen, eine kleine Sammlung dramatischer Dichtungen. 12. brochirt 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Jugendgeschichte J-su, nach den arabischen, griechischen und lateinischen Urtexten bearbeitet.

Kerner, Dr. Justinus. Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt, und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt. 8. 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

— — Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseyns eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner schon im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken, in einem Sendschreiben an den Hrn. Obermedizinalrath Dr. Schelling in Stuttgart. 8. 36 kr. od. 9 gr.

Kleinschrod, C. Th., Großbritanniens Gesezgebung über Gewerbe, Handel und innere Kommunikationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert. Mit mehreren Tabellen. gr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Knapp, geistliches Liederbuch. gr. 8. Erste Abtheilung. Velinpapier und Drukpapier.

Knie, Oberlehrer der schlesischen Blindenanstalt, pädagogische Reise durch Deutschland. gr. 8.

Koppe, Mexikanische Zustände in den Jahren 1830 bis 1832. 2 Bände. gr. 8.

Kunstblatt. 1836. Herausgegeben von Dr. Schorn. 4. 6 fl. od. 3 Rthlr. 8 gr.

Kunth, C. S., Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum, secundum familias naturales disposita, adjectis characteribus, differentiis et synonimis. Tomus secundus exhibens descriptiones specierum novarum et minus cognitarum. Cum tabulis XL lithographicis. 5 fl. 24 kr. od. 3 Rthlr. 8 gr.

Landauer, M. H., Jehova und Elohim, oder die alt-hebräische Gotteslehre, als Grundlage der Geschichte der Symbolik und der Gesezgebung der Bücher Moses. gr 8. 1 fl. od. 16 gr.

Lang, Lehrbuch des justinianisch-römischen Rechts. Zweite vermehrte Auflage. gr. 8.

Lenau, Nicol., Faust. Ein episch-dramatisches Gedicht. 8. 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Liederchronik, schwäbische, für Schule und Haus. 8. 30 kr. od. 8 gr.

Literaturblatt. 1836. Herausgegeben von Dr. W. Menzel. gr. 4. 6 fl. od. 3 Rthlr. 8 gr.

M'Culloch (author of the commercial Dictionary) Dictionary pract., theoret. and hist., of Polities, Political Economy and Statisties. In deutscher Uebersezung. gr. 8.

Memminger, J. D. G., Beschreibung des Königreichs Würtemberg, mit Kupfern und Karten. 11tes Heft. Oberamt Ulm. gr. 8. 1 fl. 12 kr. od. 16 gr.

Mohnike, Dr. G., altschwedische Balladen, Mährchen und Schwänke, nebst einigen dänischen Volksliedern. Ins Deutsche übersezt. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Morgenblatt für gebildete Stände. 30r Jahrgang. 1836. 4. 20 fl. od. 11 Rthlr. 8 gr.

Mozin, Abbé, kurzgefaßtes, praktisches Elementarbuch der französischen Sprache für deutsche Lehranstalten und Realschulen. Zweiter Theil. 8.

Müller, J. v., sämtliche historische Werke in 40 Bändchen. Taschenausgabe. Achte und lezte Lieferung.
Velinpap. 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 15 gr.
Drukpap. 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1837. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen u. Israeliten zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute. Begründet von Ch. C. André, fortgesezt von Johann Heinrich Meyer. 15ter Jahrgang. gr. 4. brosch. 48 kr. od. 12 gr.

Nothomb, Essai politique et historique sur la revolution Belge. In deutscher Uebersezung. 8. 5 fl. od. 2 Rthlr. 20 gr.

Oesterlen, Dr. Friedrich, historisch-kritische Darstellung des Streits über die Einheit und Mehrheit der venerischen Contagien. gr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Paley, Natural Theology with illustrative Notes. In deutscher Uebersezung. gr. 8.

Paris im Jahr 1836. 8. 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Pflanz. Ueber das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich. gr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Plieninger, Dr. Th., Kurzer Bericht über die Eisenbahn von Brüssel nach Mecheln, nebst allgemeinen Bemerkungen über Eisenbahn-Anlagen überhaupt und einer geordneten Zusammenstellung der bisherigen Literatur über Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfmaschinen. Mit einer Steintafel. gr. 8. In Umschlag geh. 24 kr. od. 6 gr.

Prechtl, J. J. v., technologische Encyklopädie, oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. 7ter Band. Von Glasblasen bis Hutmacherkunst. Mit 24 Kupfertafeln. gr. 8. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Pringle, Thomas, südafrikanische Skizzen. 1 fl. 12 kr. od. 16 gr.

Pusch, Prof., geognostische Beschreibung von Polen. IIr Band. Mit einem Atlas. gr. 8.

Rapp, M., die vergleichende Grammatik als Naturlehre dargestellt. Erster Band; enthält: Versuch einer Physiologie der Sprache, nebst historischer Entwiklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsäzen. gr. 8. 5 fl. od. 2 Rthlr.

Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik. Mit Kupfern und Karten. 7e bis 9e Liefrg. gr. 8. brosch. 5 fl. 21 kr. od. 3 Rthlr. 10 gr.

Retzsch, M., Umrisse zu Goethe's Faust. 2r Theil in 11 Platten und 2 Theile. Quer-Folio.
2r Theil 1 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr.
2 Theile 5 fl. 24 kr. od. 3 Rthlr. 12 gr.

Reumont, Dr. Alfred, geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere. gr. 8. broschirt. 1 fl. od. 16 gr.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus Emendatiores et Auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adjecit Christianus Walz, professor Tübingensis. IX. Tom.
Drukpapier 65 fl. od. 38 Rthlr. 12 gr.
Schreibpapier 85 fl. 54 kr. od. 50 Rthlr. 16 gr.

Rückert, Friedrich, die Verwandlungen des Abu Seid von Serug, oder die Makamen des Hariri, in freier Nachbildung. Zweite vervollständigte Auflage. 8.

Schelling, F. W. J. v., Philosophie der Mythologie. 8.

Schiller's Flucht von Stuttgart und sein Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785 in 2 Abtheilungen. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Schillers, Fr. v., sämtliche Werke in 12 Bdn. Velinpapier, mit Stahlstichen. gr. 8. 3te und 4te Lieferung. Subscr.-Pr. à 8 fl. 24 kr. od. 5 Rthlr.

Schmeller, J. A., bayrisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrüken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner älteren Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein deutschen Schriftsprache entweder gar nicht oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind; mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch alphabetisch geordnet. 3r Theil, enthaltend die Buchstaben R und S. gr. 8. 6 fl. oder 3 Rthlr. 16 gr.

Schultz, Dr. und Professor, das System der Cirkulation des Blutes, mit 7 lithographirten und colorirten Tafeln. gr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Schütz, Dr. C. W. C., Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben. gr. 8. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Seyffarth, Dr. W., Dick Brown, ein Gemälde aus London. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Spittler, L. Th. Freiherr v., sämtliche Werke. Herausgegeben von C. Wächter. 4te Lieferung oder 9r bis 11r Band. gr. 8.

Sternberg, A. Baron v., Schiffersagen. 2 Theile. 8.

— — Galathee. Ein Roman. 8. 2 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte, früher herausgegeben von Dr. W. Menzel. Neue Folge. Geschichte des Jahres 1834. Erste Abtheilung. 12. In Umschlag geheftet.

Theater-Revue, allgemeine, herausgegeben von August Lewald. IIr Jahrg. 1837. gr. 8. cartonnirt. 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Uhland, Dr. L., Gedichte. 10te Auflage. Mit des Verfassers Bildniß in Stahl gestochen. 8. broschirt. 3 fl. 36 kr. od. 2 Rthlr. 12 gr.

— — Sagenforschungen. I. Der Mythus von Thôr, nach nordischen Quellen. gr. 8. broschirt. 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Uschold, J., Geschichte des trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's. gr. 8. broschirt. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Vasari, Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahr 1567. 2r Theil. Erste Abtheilung. Aus dem Italienischen. Mit den wichtigsten Anmerkungen der früheren Herausgeber, so wie mit neueren Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben von Dr. L. Schorn. gr. 8.

Wessenberg, J. H. Freiherr v., sämtliche Dichtungen. 58 Bändchen. 12. broschirt.

Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel. Jahrgang 1836. gr. 4. 1 fl. 30 kr. od. 22 gr.

Zedlitz, Ch. v., dramatische Schriften. 1r Band. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

— — Ritter Haralds Pilgerfahrt. Aus dem Englischen des Lord Byron. gr. 8. 5 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Zeitung, allgemeine. 1836. gr. 4. 16 fl. od. 10 Rthlr.

— — Register dazu mit Titelblatt zu 1835. gr. 4. 45 kr. od. 12 gr.

Zolltarif, der französische. Ins Deutsche übertragen von L. C. F. Steinheil. gr. 8.

Obige Werke sind vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Eduard Baines d. j.,

Geschichte

der

brittischen Baumwollen-Manufaktur

und

Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand.

Aus dem Englischen frei bearbeitet

von

Dr. Christoph Bernoulli,

Professor der industriellen Wissenschaften zu Basel.

Mit 12 englischen Stahlstichen. gr. 8. broch. Preis 5 fl.

Inhalt: Einleitung. Erster Abschnitt: Ursprung und Verbreitung der Baumwollen-Manufaktur. Zweiter Abschnitt: Von der Baumwollen-Fabrikation in Indien. Dritter Abschnitt: Frühere Geschichte der englischen Manufaktur. Vierter Abschnitt: Erste Schritte zur Maschinenspinnerei. Fünfter Abschnitt: Gründung der mechanischen Spinnerei durch Arkwright. Sechster Abschnitt: Weitere Fortschritte der Maschinenspinnerei. Siebenter Abschnitt: Einführung der Dampfmaschinen und der mechanischen Webstühle. Achter Abschnitt: Bleicherei und Kattundruk. Neunter Abschnitt: Die Baumwolle. Zehnter Abschnitt: Commerzielle Verhältnisse. Eilfter Abschnitt: Dermaliger Belang der brittischen Baumwollen-Manufaktur. Zwölfter Abschnitt: Zustand und Lage der arbeitenden Klassen. Dreizehnter Abschnitt: Aussichten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dick-Brown,

ein

Gemälde aus London

von **Dr. Woldemar Seyffarth,**

Verf. der Reisetage, der bunten Briefe des Andronikos u. s. w.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Der bereits durch mehrere Schriften: Reisetage, bunte Briefe des Andronikos u. s. w. rühmlichst bekannte Verfasser lebt seit mehreren Jahren in London. Er benüzt seine Erfahrungen und seine Menschenkenntniß, um mit einem anziehenden Familien-Gemälde die vielseitigste Schilderung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Engländer zu verknüpfen. Neben dem Reiz einer vortrefflichen Erzählung, sieht sich hier der Deutsche auf das Angenehmste über englische Sitten und Gebräuche, gesellschaftliche Thorheiten und Vorurtheile unterrichtet, die er aus den reisenden Engländern nicht kennen lernen kan.

Stuttgart und Tübingen, 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 11.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Polytechnisches Journal.

Eine Zeitschrift

zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc.

Herausgegeben von den

D. D. Dingler und Schultes.

Die unterzeichnete Verlagshandlung glaubt dem demnächst beginnenden achtzehnten Jahrgange des polytechnischen Journals einige Worte über die weitere Fortsezung dieser Zeitschrift widmen zu müssen.

Sie wird nemlich, wie bisher, monatlich in zwei Heften erscheinen, und, gleichwie die Redaktion ununterbrochen mit aller Sorgfalt bemüht ist, derselben die größte Reichhaltigkeit zu geben, die Erfindungen des gesammten Auslandes im Felde der Polytechnik rasch auf den deutschen Boden zu verpflanzen, und von dem Gange, den die Industrie in allen Ländern nimmt, Nachricht zu geben, eben so wird auch die Unterzeichnete nicht ermangeln, für die Ausstattung dieser Zeitschrift stets alles Wünschbare zu thun. Sie hofft dabei auf die fortwährende Theilnahme des industriellen deutschen Publikums, und zweifelt um so weniger daran, als sie sich schmeichelt, durch das Journal, welches sie im Vereine mit der Redaktion gründete, nicht wenig zu dem Umschwunge, der sich in der lezten Zeit in Deutschlands Fabriken und Werkstätten auf so erfreuliche Weise beurkundete, beigetragen zu haben. Uebrigens anerkannt ist es namentlich, daß das polytechnische Journal durch seine siebenzehnjährigen Leistungen Deutschland so sehr mit den Dampfmaschinen und Eisenbahnen vertraut machte, daß die Einführung der Dampfboote auf den deutschen Flüssen und Seen, und die so mächtige Förderung der Communikationen durch Eisenbahnen in neuester Zeit so großen und folgenreichen Anklang finden konnte. Nicht weniger wirksam dürfte ihr Streben in Hinsicht auf Verbreitung der vervollkommneten Baumwollen-, Flachs- und Schaafwoll-Spinnmaschinen, Kunstwebestühle, Bobinet-Maschinen und vieler anderer der nüzlichsten Erfindungen und Verbesserungen, namentlich in der Eisen- und Stahl-, auch der Runkelrübenzuker-Fabrikation gewesen seyn. Das Zeugniß, welches den HH. Redaktoren wie der Unterzeichneten bereits schon mehrmals auf schmeichelhafte Weise gegeben worden, wird ihr sie nur ein Sporn mehr seyn, ihre Bestrebungen zu verdoppeln. Sie erlaubt sich schließlich noch den Wunsch auszusprechen, daß das deutsche polytechnische Publikum sie in Kürze in Stand sezen möge, dem Auslande zum Theil wenigstens das zurükzubezahlen, was es ihm verdankt. Das polytechnische Journal steht daher mit Vergnügen allen vaterländischen industriellen Mittheilungen offen und Beiträge werden, insofern sie die Redaktion zur Aufnahme geeignet findet, entsprechend honorirt werden.

Der Jahrgang aus 24 Heften mit 24—30 Kupferplatten bestehend, und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kan nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Stuttgart und Augsburg, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jehova und Elohim,

oder

die althebräische Gotteslehre

als Grundlage der Geschichte, der Symbolik und der Gesezgebung der Bücher Mosis.

Von **M. H. Landauer,**

mosaischen Theologie Candidaten.

gr. 8. Preis 1 fl. oder 16 gr.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen

über das

Gebet des Herrn.

8. broch. Preis 15 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

Stuttgart und Augsburg, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in München in der literar.-artistischen Anstalt.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bibliothek

für

Militärs überhaupt

und für

Unterofficiere insbesondere.

Fünfte Lieferung, enthaltend:

Die Lehre von den Handwaffen.

(Bogen 9 — 15.)

Preis: 3 gr. oder 12 kr.

Mit dieser Lieferung ist nun die in der ersten, dritten und fünften Lieferung abgehandelte Lehre von den Handwaffen geschlossen und kostet diese aus drei Lieferungen bestehende Abtheilung einzeln genommen 48 kr. oder 12 gr.

In der gegenwärtigen Zeit, wo an Unterofficiere und angehende Militairs überhaupt gesteigerte Forderungen gemacht werden, erscheint es als ein dringendes Bedürfniß, sich wenigstens einen Theil der Kenntnisse zu erwerben, die sich weder auf dem Exercierplaze, noch aus den Dienstvorschriften und Instruktionen erlernen lassen, die jedoch der Unterofficier und der angehende Militair sich aneignen muß, will er anders die Ansprüche erfüllen, die an ihn gemacht werden. In seinem lobenswerthen Eifer durchsucht der angehende Militair oder Unterofficier ganze Militair-Bibliotheken, um seine Kenntnisse zu vermehren, aber bald findet er, daß die bis jezt erschienenen Werke entweder nur das ABC des Wissens abhandeln, oder in einem Sprunge zu gelehrten Abhandlungen übergehen, die für seinen Standpunkt und seine Sphäre zu hoch sind. Das von uns angekündigte Werk wird, wir dürfen es hoffen, diese längst gefühlte Lüke ausfüllen.

Die so eben erschienene neue Lieferung, welche die Lehre von den Handwaffen beschließt, wird dies bewahren. Sie beschränkt sich nicht, wie die meisten bisher erschienenen Werke über erwähnten Gegenstand, blos auf die Benennung der Bestandtheile eines Gewehres ꝛc., sie lehrt vielmehr die Kraft des Pulvers und ihre Anwendung zum Schießen, so wie die verschiedenen Erscheinungen, welche beim Schießen vorkommen. Sie gibt ferner allgemein nüzliche

Erklärungen über die zu den Waffen verwendbaren Materialien, und man findet bei allen diesen Bestandtheilen die Art ihrer Behandlung und die Bezeichnung ihrer guten und schlechten Eigenschaften. Sie lehrt das Entstehen und auch das richtige Erkennen der Fehler an den Waffen, und gibt die Bestimmungen, nach welchen die Gewehre zu untersuchen sind, ferner die nöthige Anleitung, die Arbeit der Büchsenmacher zu prüfen, und erwähnt der Mittel, deren die Büchsenmacher sich bedienen, um auf schnelle und wohlfeile Art ein Gewehr wiederherzustellen, wobei sie aber durch unzweckmäßige Arbeit nur das baldige Verderben desselben herbeiführen. Endlich zeigt sie die nöthigen Vortheile, die bei der Behandlung eines Gewehres Anwendung finden können.

Alle diese Kenntnisse kan ein Unteroffizier nicht wohl entbehren, und doch erlangt er sie bei der blos praktischen Behandlung des Gewehrs nur unvollkommen und oberflächlich. Allein nicht nur der Militair, sondern jeder Gewehrbesitzer wird mit Nuzen diese Abhandlung lesen, die besonders auch für Jäger, Bürgergarden, Landjäger, Zollschuzwächter, ja selbst für Büchsenmacher die zweckmäßigsten und in leichtverständlicher Sprache abgefaßten Lehren enthält.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen bei diesem ganzen Werke ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kan, ausschließt.
2) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes und niedrigen Preis berechnet, denn der Unteroffizier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben und wenig disponible Mittel.
3) Neben der Verbreitung nüzlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande von wesentlichem Nuzen seyn dürften, wird der Geist des ächten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchweben.

Stuttgart und Augsburg, im Novbr. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

Retzsch Umrisse.

Im Verlag der Unterzeichneten sind folgende Kunstwerke erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Retzsch, M., Umrisse zu Goethe's Faust, eine Tragödie, 1r Theil, in 29 Blättern, mit Text, Quart. Zweite vermehrte Auflage. 4 fl.

— — Umrisse zu Schiller's Fridolin in 8 Blättern, mit Text, Quart. 1 fl. 30 kr.

— — Umrisse zu Schillers Kampf mit dem Drachen, mit Text, in 16 Blättern, quer Folio. 4 fl.

— — Umrisse zu Schiller's Lied von der Glocke, mit Text, in 43 Blättern, Quart 6 fl. 24 kr.

— — Umrisse zu Pegasus im Joche, mit 12 Blättern, Quart. 3 fl.

Ottenberger, G., Umrisse zu Schiller's Ritter Toggenburg, in 9 Blättern, quer Quart, mit Text. 2 fl.

Wagner, G. M., Umrisse zu Schiller's eleusischem Feste, in 21 Blättern bildlich dargestellt, mit Text, quer Folio 5 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen, 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch für Kaufleute

oder

Uebersicht der wichtigsten Gegenstände

des

Handels und Manufakturwesens, der Schiffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Oekonomie und Finanzen.

Supplementband.

Bearbeitet nach der zweiten Auflage

des

Dictionary, practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation,

by

J. R. MAC CULLOCH, Esq.

in alphabetischer Ordnung und mit vielen Zusäzen

von

L. N. Schmidt.

Zweite Lieferung: Glasgow — Palermo.

Mit 2 Situations-Plänen von Helsingör und Konstantinopel.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 gr.

Indem wir den zahlreichen Besizern von **Mac Cullochs Handbuch für Kaufleute** das zweite Heft des angekündigten

Supplementbandes

übergeben, bemerken wir, daß die dritte und lezte Abtheilung desselben zu Ende dieses Jahres unfehlbar nachfolgen, und nicht nur alle Verbesserungen und Nachträge der zweiten Originalauflage, sondern auch eine Menge neuer Artikel aus dem Gebiet der Handels-Geographie, Waarenund Gewerbskunde ꝛc. enthalten wird, und zwar namentlich solche, die auf den, im englischen Originale so sehr vernachlässigten, europäischen Continent und seine industriellen Verhältnisse Bezug haben. Schon aus nachstehender kurzen Angabe des Inhalts läßt sich ersehen, wie reich und zweckmäßig die Supplemente in dieser Hinsicht ausgestattet sind; das so höchst nüzliche, interessante Werk erlangt dadurch für den deutschen Leser erst seine vollständige Brauchbarkeit.

Titel, Vorrede und Register nebst 2 weitern Lithographien: Petersburg und Rio-Janeiro folgen der dritten Lieferung.

Inhalt der zweiten Lieferung:

Glasgow, Glasperlen, Glastropfen, Goa, Goole, Gothenburg, Granatäpfel, Granat, Grauwerk, Greenock, Greifswalde, Grenadillcholz, Grenoble, Gries, Grüze, Guatemala la nueva, Guayaquil, Gummi und Pflanzenharze, Gunny, Haag, Haarlem, Hafen, Hafer, Halberstadt, Halle, Halifax, Hamburg, Hanau, Hanf, Hanföl, Hannover, Haselnüsse, Hasenbälge, Hautelisse, Häute, Havannah, Havre de Grace, Heidekorn, Heidelberg, Heilbronn, Helsingör, Hermannstadt, Heu, Hirschhorn, Höllenstein, Hollunder, Holzessig, Holzhandel, Holzkohlen, Holzuhren, Holzwaaren, Horn, Hull, Hüte, Indigo, Ingwer, Innsbruck, Instrumente, Iridium, Iris, Irkuzk, Iserlohn, Isländisches Moos, Ispahan, Jodine, Johannisbrod, Ionische Inseln, Kabeljau, Kaffee, Kalk, Kämme, Kampher, Kampheröl, Kaninchenhaare, Kapern, Kapstadt, Kasan, Kattun, Kazenfelle, Kaufbeuren, Kelp, Kempten, Kessel, Kiachta, Kiel, Kingston, Kirschen, Klagenfurth, Klippfisch, Knallquecksilber, Knallsilber, Knallgold, Knochen, Knöpfe, Königsberg, Königsholz, Königswasser, Konstantinopel, Kopenhagen, Korallen, Korngeseze, Kork, Krähenaugen, Krakau, Krapp, Krefeld, Kreide, Kupfer, Kurkumä, Kurze Waaren, Labrador, Lachaux de Fond, Lack, Lackirte Waaren, Ladanum, La Guayra, Ladere, Laibach, Länge und Breite, Lajurstein, Langensalze, Lausanne, Lavendel, Leberthran, Leblachen, Leder, Lederarbeiten, Leeds, Leim, Leinenband, Leinen, Leinöl, Leipzig, Leith, Lemberg, Leonisches Gold und Silber, Leuchtfeuer, Libau, Liebesäpfel, Lille, Limonen, Lindau, Linde, Linsen, Linz, Lissabon, Liverpool, Livorno, Löffel, London, Lorbeer, L'Orient, Löwen, Lublin, Lucca, Lugano, Läneburg, Lüttich, Luxemburg, Luzern, Lyon, Macao, Macassar, Maccaroni, Macisbohnen, Madrid, Mahon, Mailand, Mainz, Makrele, Malacca, Malachit, Malaga, Malo, Malz, Manchester, Mandeln, Mannheim, Manila, Mantua, Maracaibo, Maranham, Marienglas, Marly, Marmelade, Marocco, Marsala, Marseille, Mastricht, Masulipatam, Matten, Mecheln, Meerrettig, Meerschaum, Meerschwämme, Meerstrand, Meerplane, Meerzwiebel, Medibeerbaum, Meißel, Melisse, Melone, Memel, Memmingen, Meissen, Messerschmiedwaaren, Metalle, Metallgold, Meth, Mez, Mexico, Mietau, Milchzucker, Minden, Mineralwasser, Mispeln, Modena, Mons, Montevideo, Montpellier, Montreal, Morcheln, Moskau, Mühlhausen, Mühlsteine, München, Münster, Münzen, Muscat, Muscheln, Muschelseide, Mussgold, Nadeln, Nancy, Nangasacki, Nanking, Nankin, Nantes, Natron, Naumburg, Neapel, Nessel, Neufchatel, Neunaugen, New-Orleans, New-York, Newcastle, Nickel, Nießwurz, Nimwegen, Nizza, Nordhausen, Nottingham, Nowgorod, Nudeln, Nürnberg, Nüsse, Obstarten,

Digitized by Google

Obsidian, Obst, Ocker, Odessa, Oedenburg, Offenbach, Olivenöl, St. Omer, Oporto, Orenburg, Orleans, Osnabrück, Ostende, Ostindische Compagnie, Otterfelle, Paco, Padua, Paisley, Palembang, Palermo.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in München in der literarisch-artistischen Anstalt.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Technologische Encyklopädie,

oder

alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauche

für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. n. ö. wirklichem Regierungsrathe und Direktor des k. k. polytechnischen Instituts in Wien ꝛc. ꝛc.

Siebenter Band.

Glasblasen — Hutmacherkunst.

Mit den Kupfertafeln 126 bis 150.

Ladenpreis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr. Subskriptionspreis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: Glasblasen. Glaserarbeiten. Glasflüsse. Glasmalerei. Glasschleifen. Glättmaschine. Glocken. Göpel. Gold. Goldarbeiten. Goldschlägerei. Graphit. Graufärben. Graviren. Grünfärben. Guillochiren. Gurten. Gyps. Haar. Hahn. Hammer. Handschuhe. Hanf. Harze. Haspel. Hausenblase. Hebel. Heber. Heizung. Hobel. Hobelmaschine. Holz. Horn. Hutmacherkunst.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

In der Unterzeichneten ist so eben fertig geworden und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

PARIS

im

Jahre 1836.

Vom Verfasser des Werkes

Rom im Jahre 1833.

Mit einem nach den neuesten Angaben entworfenen vollständigen Plan von Paris und seinen Umgebungen.

8. in Umschlag brosch. 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

Reise nach Paris. — Des Reisenden drei erste Tage. — Gesammteindruck. — Gestaltung der Stadt. — Einwohner. — Handel. — Landbau. — Gewerbe. — Der Adel. — Mittelstand. — Advokaten und Notare. — Aerztliches. — Hallen und Märkte. — Häuser. — Lese-Kabinette. — Beleuchtung. — Versteigerungen. — Kaffeehäuser. — Clubs. — Freimaurerei. — Hospitäler und Wohlthätigkeits-Anstalten. — Geistlichkeit. — Bettler. — Chatentum. — Akademien. — Das Pariser Jahr. — Vergnügungsorte. — Bettkraft. — Landlust. — Dienerschaft. — Kneipen. — Polizei. — — Verschönerungen. — Bäder. — Wagen und Pferde. — Sprachbemerkungen. — Spazieraänge. — Geselliges Vergnügen. — Musik. — Volksbelustigungen. — Theater. — Kunst und Gewerbe-Ausstellungen. — Streben nach Neuheit. — Bibliotheken und Sammlungen. — Kunsthandel. — Universität. — Erziehung. — Geld. — Geheime Zustände. — Gasthöfe. — Speise und Trank. — Eisenbahn nach St. Germain. — Ernährung. — Die Heloten. — Jagd-Entfaltung. — Tabak. — Perle Pariser. — Passagen und Bazars. — Oeffentliche Denkmäler. — Demolitionen. — Gefängnisse. — Die schwimmende Stadt. — Landhäuser. — Jagd. — Die englische Kolonie. — Spezialitäten. — Die Portiers. — Der Hof. — Eine Sitzung in der Kammer der Abgeordneten. — Palais royal. — Die Zeitungen. — Feuersbrünste. — Die Nationalgarde. — Die Armen-Emeute aus einem Briefe. — Palais de Justice. — Die Börse. — Die Bauwerke. — Der Ourcq-Kanal. — Vincennes und die Forts détachés. — Fontainebleau. — Kleinere Ausflüge. — St. Denis. — Versailles. — St. Germain en Laye. — Bicetre. — Grenelle. — Die Dekorationen. — Bois de Boulogne. — Straßenpflaster. — Gasbeleuchtung. — Salon von 1836. — Projektirte Verschönerungen. — Spuren der Revolution. — Für Pflastertreter. — Post. — Barrièren. — Wettrennen. — Einsamkeit. — Musterhaftigkeit. — Julius-Revolution. —

Stuttgart und Augsburg, im October 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

Landwirthschaftliche Schriften

In der Unterzeichneten sind folgende für den Landwirth äußerst interessante Schriften erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Landwirthschaftliche

Mittheilungen,

erstes Bändchen.

Beobachtungen über die belgische Feldwirthschaft, gesammelt während eines zweijährigen Aufenthaltes in Westflandern

von

Friedrich Feihl,

Zögling der Hohenheimer Waisen-Anstalt.

Mit Steinbrüken. Preis 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 Gr.

Hortus Gramineus Woburnensis

oder

Versuche

über den

Ertrag und die Nahrungskräfte verschiedener Gräser und anderer Pflanzen, welche zum Unterhalt der nüzlichen Hausthiere dienen;

veranstaltet durch

Johann Herzog von Bedford.

Mit vielen Abbildungen der Pflanzen selbst, so wie der Samen, womit diese Versuche gemacht wurden, erläutert, nebst praktischen Bemerkungen über ihre natürlichen Eigenschaften und die Erdarten, welche am besten für sie taugen; sammt Angaben über die besten Gräser für dauernde Weiden, bewässerte Wiesen, hochliegendes Weideland und zur Wechselwirthschaft, begleitet mit den unterscheidenden Merkmalen der Arten und Abarten

von

Georg Sinclair,

Mitglied der linnéischen und der Gartenbaugesellschaft zu London, korrespondirendem Mitglied der Gartenbaugesellschaft zu Edinburg und des landwirthschaftl. Vereins zu Stuttgart.

Preis illum. 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gr., schwarz 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Dem Botaniker von Fach und dem Freunde der Pflanzen wird dieses Werk eben so interessant seyn, als es dem praktischen Landwirth unentbehrlich ist, der darin einen Schaz von nüzlichen Erfahrungen und Kenntnissen in Beziehung auf Gräserkunde niedergelegt findet, mit deren Hülfe ihm eine bessere Kultur und Anlegung von Wiesen und Weiden leicht werden wird.

J. G. Elsner,

Meine Erfahrungen

in der

höhern Schafzucht.

Zweite verbesserte Auflage.

Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Dieses neueste Werk eines der erfahrensten Schafzüchter Deutschlands dürfte in Kurzem von keinem Schafhalter vermißt werden können.

J. G. Elsner,

Die deutsche

Landwirthschaft

nach ihrem jezigen Zustande dargestellt.

2 Thle. gr. 8. 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

J. G. Elsner,
Handbuch
der
veredelten Schafzucht.
gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

J. G. Elsner,
Hand- und Hülfsbuch
für den
kleinen Gutsbesitzer und Landmann.
gr. 8. Preis 2 fl. 50 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

J. G. Elsner,
Die Politik
der
Landwirthschaft.
2 Thle. gr. 8. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 18 gr.

J. G. Elsner,
Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Vermehrung seiner Produkte spekuliren?
Auf Erfahrung begründete
Rathschläge und Lehren
für
den Landwirth.
Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

A. W. Pabst,
K. W. Oekonomierath,
Beiträge
zur
höhern Schafzucht
mit besonderer Rücksicht auf die Produktion der hochfeinen Wolle im Königreich Würtemberg und den angrenzenden Staaten.
Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.
Von demselben:
Anleitung
zur
Rindviehzucht
und zur verschiedenartigen Benuzung des Hornviehs. Mit 9 lithographirten Tafeln und 2 Tabellen. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

F. v. Hördt,
Königl. Würt. Ober-Medizinal-Rath,
Unterricht
über die
Pferde-Huf-Beschlage-Kunst
und die Behandlung
der kranken und fehlerhaften Hufe, nebst einer Abhandlung über die Castration der Pferde. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 14 Bogen stark auf fein Velinpapier mit Lithographien. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.
Stuttgart und Augsburg, im Aug. 1836.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

National-Kalender
für die deutschen Bundesstaaten
auf das Jahr 1837.
Oder:
Haus- und Volksfreund
zur
Belehrung und Unterhaltung
für
den deutschen Bürger und Landmann.
Mit einem Kalender für Katholiken, Protestanten und Israeliten, für die Länder, wo derselbe zulässig ist.
Dreizehnter Jahrgang.
(Mit 1 Musikblatt und 1 Lithographie.)
Herausgegeben
von
Johann Heinrich Meyer,
mit Beiträgen von **Auerbacher** und Anderen.
Preis 48 kr. oder 12 gr.

Inhalt: Das Gedenkbuch. Die Mannichfaltigkeiten. Das Wort der Hoffnung. Kalender-Bestimmungen. Zehnjährige Uebersicht der beweglichen Feste. Merkwürdigkeiten am Himmel. Die physische Beschaffenheit des Mondes. Die Begrüßungsweise verschiedener Völker. Von der Witterung. Der Blitz, der Hagel und das Gewitter überhaupt. Blitzableiter und Hagelableiter. Regenbogen. Höfe. Morgen- und Abendröthe. Nebensonnen und Nebenmonde. Nordlicht. Zodiakallicht und ähnliche glänzende Lufterscheinungen. Irrlichter, Sternschnuppen und Feuerkugeln. Beruhigung. Die Andacht unter dem Sternenhimmel. Eine Betrachtung am Sonntag Epiphanias, Matth. 2, 1—12. Ein braver Pfarrer. Konrad Berger der ehrenwerthe Landmann. Die Tugenden. Der Werth des Werkzeugs in der Menschenhand. Das jüdische Darlehen. Edelmuth eines katholischen Geistlichen. Graubündner Scherz. Sir Richard Arkwright, der Erfinder der Spinnmaschine. Die Uhren. Die Heizung mit erwärmter Luft bei Stubenöfen. Der Spielmann und sein Wohlthäter. Verbessertes System der Bienenzucht. Die Heimkehr. Der Telegraph. Ueber den Charakter der Menschen. Der Garten der Kindheit. Brüderliche Eintracht. Das Verhältniß der Moral und der Religion zum staatsbürgerlichen Leben. Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen. Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts. A. Die Edlern, Bessern, Vernünftigern. I. Lebensretter: a) In Posen. b) Entschlossenheit eines vierzehnjährigen Mädchens. c) Der muthige Knabe. II. Vermächtnisse und Stiftungen wohlthätiger Menschenfreunde. B. Die Schlechtern, weniger Vernünftigen. I. Mörder: 1) In Antwerpen. 2) Mord und Selbstmord. 3) Ein anderer Fall. 4) Mord aus religiösem Fanatismus. 5) Mordunternehmen eines Vorgesezten gegen seine Untergebenen. 6) Drei Raubmörder. II. Selbstmörder: 1) Im Schwarzburgischen. 2) Ein Selbstmord eigener Art. III. Giftmischer. IV. Grober Diebstahl und Raub. 1) Im Kirchenstaat. 2) Schwarzer Undank für empfangene Wohlthaten. V. Betrüger. Die [illegible] Husaren. Verwegenheit zweier englischer Diebe. Der wakere Stellvertreter. Kaltblütige Entschlossenheit eines Schiffkapitains. Wanderung eines Pfundes Baumwolle. Gerstenkorns Lebenslauf und Ende. Die neue Rechenmaschine. Einige Vortheile in der Hauswirthschaft. Anleitung zur Verfertigung eines vorzüglichen Johannis- und Stachelbeerweins. Anleitung zur Bereitung des Runkelrübenzuckers in ländlichen Haushaltungen. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden. Lebensweisheit. Abendlied von Goethe. Das Laster der Trunksucht. Die Familie Bauber. [illegible] tionalsitten. Namen der Monate in alten Zeiten. Kurze Anweisung für Landleute zur Erziehung gesunder und fruchttragender Obstbäume. Von den zu pflanzenden Stämmen und dem Boden, welchem gepflanzt werden muß. Vom Pflanzen der jungen Bäume. Verhütung der [illegible] und Heilung der Krankheiten alter und junger Bäume. Einige nüzliche Rathschläge für den Landmann. Wie es zu Trampeldorf in der Wohnstube aussieht. Russische Sprichwörter. Ueber die Bedachung mit Eisenblech. Getreidemagazine. Wie ein Todter seinen Mörder anklagt. Das Gereimte. Spanische Sprichwörter. Gewittergefahren. (Fortsezung.) 1) Im Hannöverischen. 2) In Oestreich. 3) In Ungarn. 4) In Schlesien. 5) Ein anderer Fall. Gespräch zwischen dem Schulzen N. und seinem Nachbar Velten, beim Eintritt der Kälte im November 18... Der Lumpensammler. Der bußfertige Trinker. Feuersgefahren. 1) Im Braunschweigischen. 2) Im Hannöverischen. 3) In Preußen. 4) Schreklicher Brand in Petersburg. Alte Leute. Vorboten aus neuerer Zeit. Eine Schottländische Scene. Persische Sprichwörter. Unglüksfälle zur Belehrung und Warnung. A. Durch Stürme und Ungewitter. 1) In Ungarn. 2) Im Preußischen. B. Durch Kälte. 1) Im [illegible]. 2) Unglük in einer Kohlengrube. C. Durch Lawinen. D. Durch Erstikung einer [illegible]. E. Durch Dämpfe. Trauriges Beispiel von den Wirkungen des Kohlendampfes. F. Durch Schießpulver und Gewehre. 1) Unglüklicher Vorfall in Nauheim. 2) Unglüksfall durch den Sprung einer Granate. 3) Unvorsichtigkeit mit Feuergewehr. 4) Ein anderer Fall. G. Durch Gift. 1) Vergiftung durch Arsenik. 2) Vergiftung durch Schwämme. H. Bei Kindern: Mangel an Aufsicht. 1) Im Preußischen. 2) Ein anderer trauriger Fall.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Dieses ist vorräthig in der [illegible]

Digitized by Google

№ 12.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Uebersezungs-Anzeige.

Um Collisionen zu vermeiden, zeigt die Unterzeichnete hiemit an, daß eine Uebersezung von

M. CHEVALIER,

Lettres sur l'Amérique du Nord,

demnächst bei ihr erscheinen wird.

Stuttgart, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim. von 1782 — 1785.

8. broch. Preis 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 6 gr.

Der Verfasser dieser Schrift ist der vor einigen Jahren in Wien gestorbene Klavierlehrer Streicher, ein Jugendfreund Schiller's, der ihn auf seiner Flucht von Stuttgart begleitete, alle Leiden, die ihm dieser Schritt Anfangs zugezogen, mit enthusiastischer Hingebung theilte, und dem völlig hülflosen Dichter sogar die zu seiner eigenen Ausbildung als Musiker bestimmten Summen zum Opfer brachte. Das Buch ist ein sehr werthvoller Beitrag zur Biographie Schiller's; es enthält eine Menge interessanter Details aus der Epoche, wo sich sein äußeres Schiksal entschied, und keiner [illegible] charakteristischen Züge, welche nur die Liebe und der Enthusiasmus eines Freundes erhalten konnte, dem die Zeit, welche er mit dem jugendlichen Schwärmer verlebt, durch die nachmalige Größe des Mannes zur merkwürdigsten seines Lebens geworden war. — Die Herausgeber, die Kinder des verstorbenen Verfassers, haben das Honorar dem Denkmal Schillers gewidmet.

Stuttgart und Augsburg, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in München in der literar.-artistischen Anstalt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vier historische Schauspiele Shakspeare's,

übersezt von

Ludwig Tieck.

Inhalt:

Eduard der Dritte. — Leben und Tod des Thomas Cromwell. — Sir John Oldcastle. — Der Londoner verlorene Sohn.

Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

K. Fr. Vollr. Hoffmanns Europa.

In A. Scheible's Verlags-Expedition in Leipzig erschien so eben, und ist an alle Buchhandlungen versandt worden:

Europa und seine Bewohner.

Ein Hand- und Lesebuch für alle Stände.

In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von

Karl Friedr. Vollr. Hoffmann.

Zweiter Band, mit einem Stahlstich und sechs Lithographien. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Dritter Band, mit einem Stahlstich und sechs Lithographien. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Umrisse zu Goethe's Faust.

Gezeichnet von

Moritz Retzsch.

Zweiter Theil in 11 Platten nebst Andeutungen.

Preis 1 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr.

Preis beider Theile in 40 Platten 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Von demselben Künstler und Anderen sind noch folgende Umrisse in unserm Verlag erschienen:

M. Retzsch, **Umrisse zu Schiller's Fridolin**, in acht Blättern, mit Text, Quart. 1 fl. 40 kr. od. 1 Rthlr.

— — — **zu Schiller's Kampf mit dem Drachen**, mit Text, in sechzehn Bl., quer Folio. 4 fl. oder 2 Thlr. 8 gr.

— — — **zu Schiller's Lied von der Gloke**, mit Text, in drei und vierzig Bl., Quart. 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

— — — **zu Schiller's Pegasus im Joche**, mit Text, in zwölf Blättern, Quart. 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

G. Dittenberger,

Umrisse zu Schiller's Ritter Toggenburg,

in neun Blättern, quer Quart, mit Text. 2 fl. oder 1 Rthlr 4 gr.

Gallerie zu Schillers Werken, in Stahlstichen,

zwei Lieferungen oder 12 Blätter gr. Quart in Portefeuille, chinesisch Papier. 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gr. Velinp. 4 fl. 48 kr. oder 3 Rthlr.

J. M. WAGNER,

Umrisse zu Schiller's eleusischem Feste,

in 21 Blättern bildlich dargestellt, mit Text, quer Folio. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 4 gr.

C. WEITBRECHT.

Die Jahrszeiten in Basrelief.

Vier Hefte in 140 Blättern, quer Folio. Preis 22 fl. oder 13 Rthlr. 8 gr.

Fr. J. RIEPENHAUSEN,

Geschichte der Malerei in Italien,

nebst ihrer Entwiklung, Ausbildung und Vollendung.

Erstes und zweites Heft, groſs Folio. 1810. Preis 12 fl. 30 kr. oder 8 Rthlr. 8 gr.

Gruppen des Lebens

mit Arabesken von *Lamoral*, erklärt von *J. E. Wargentin.*

Mit sechs Umrissen und poetischem Text, groſs Quart. Golddruk 3 fl. oder 2 Rthlr. Schwarz 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Thorwaldsens Alexanders Zug,

in Kupfer gestochen von Amsler.

In zwanzig Blättern quer Folio. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Die heilige Familie,

nach Raphael, in Kupfer gestochen von Amsler.

In Folio. Preis auf chinesisch Papier 20 fl. oder 11 Rthlr 16 gr., lettre gris 18 fl. oder 10 Rthlr. 12 gr., gewöhnl. Papier 12 fl. oder 7 Rthlr.

Die zwei Lezteren Verlag der literarisch-artistischen Anstalt in München, bei welcher auch von den vorstehenden ein vollständiges Lager zu finden ist.

Stuttgart und Tübingen, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Historisch-kritische

Darstellung des Streits

über die

Einheit oder Mehrheit der venerischen Contagien

von

Dr. Friedrich Oesterlen.

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Die medizinische Fakultät zu Tübingen wurde durch die noch herrschende Dunkelheit dieser Sache veranlaſst, im Jahr 1835 eine Preisaufgabe zu stellen, worin sie eine Erörterung des Streits über die Einheit oder Verschiedenheit des Tripper- und Chanker-Contagiums, und des Verhältnisses der Pseudosyphilis zu diesen Contagien verlangt. Die Beantwortung des Verfassers erhielt den Preis; nachdem sie weiter ausgeführt und verbessert worden, legt er sie nun der Beurtheilung des ärztlichen Publikums vor.

Wenn die Geschichte irgend einer Krankheit und der verschiedenen Lehren darüber geeignet ist, zu zeigen, wie wenig die meisten Aerzte im Stande sind, aus ihren sogenannten Erfahrungen gesunde Vernunftschlüsse folgerichtig abzuleiten, so ist es der Streit, dessen Darstellung wir uns zur Aufgabe gemacht haben.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der **literarisch-artistischen Anstalt** der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **München.**

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Des

Kaisers Schatten.

Von

A. J. Büssel.

Preis 1 fl. 48 kr.

Die vorliegende Dichtung bildet eine Rundfahrt, die der große Kaiser als Schatten macht. Dem Leser werden alle Bilder seiner Kreuzzüge und Großthaten in dichterischer Form vor die Seele geführt. Die Gemälde, die sich in ununterbrochener Folge aneinander reihen, umfassen alle Schlachten, alle Umwälzungen und Katastrophen. Kein entscheidender Moment dieses thatenreichen, ganz Europa in seinen Grundfesten erschütternden Lebens ist übergangen. Nicht blos der Feldherr, der Eroberer und Sieger, oder der allgewaltige Kaiser ist der Gegenstand der Dichtung, sondern der ganze innere Mensch, der hochbegabt, durch eigene Kraft und durch das Glük emporgehoben, alle Verhältnisse des eigenen Lebens so wie ganzer Völker im Reflex der Selbstbetrachtung anschaut; der alle Empfindungen und Gefühle theilt, und sich als Organ der monarchischen Weltordnung in seinem Thatenspiegel erkennt.

Literarisch-artistische Anstalt in München.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bayerisches

Wörterbuch.

Sammlung von

Wörtern und Ausdrüken,

die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande vorkommen, und in der heutigen allgemeinen deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet

von

J. Andreas Schmeller.

Dritter Theil,

enthaltend die Buchstaben **R** und **S.**

gr. 8. Preis 6 fl. od. 3 Rthlr. 16 gr.

Dieses Wörterbuch ist, nach seiner auf dem Titel ausgesprochenen Aufgabe, nicht bloß ein Idiotikon über die in den lebenden Dialekten vorkommenden Ausdrüke und nicht bloß ein Glossarium über die in ältern Schriften und Urkunden gefundenen, sondern beides zugleich. Was ist, findet in dem, was war, und dieses in jenem seine natürliche Erklärung.

Stuttgart und Augsburg, im Septbr. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen

über das

Gebet des Herrn.

8. broch. Preis [illegible] oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Anwendung der Glaubensformen auf das äussere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in verständigem Sinne zu beleuchten.

Stuttgart und Augsburg, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in München in der literarisch-artistischen Anstalt.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Nachricht
von dem
Vorkommen des Besessenseyns,
eines dämonisch-magnetischen Leidens
und
einer schon im Alterthum bekannten Heilungsweise durch magisch-magnetisches Einwirken,
in
einem Sendschreiben
an den
Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart.
Von
Dr. Justinus Kerner,
Oberamtsarzt zu Weinsberg.
8. Preis 36 kr. oder 9 gr.

In diesem Sendschreiben gibt der Verfasser eine bloß praktische Darstellung des ihm schon öfters vorgekommenen Leidens des Besessenseyns. Er zeigt, daß dieses Leiden ein dämonisch-magnetisches ist und sich dadurch von Manie und Epilepsie unterscheidet, und gerade dieses seines magnetischen Charakters wegen am füglichsten nur auf magisch-magnetischem Wege, wie es schon das frühe Alterthum und auch Exorcisten des vorigen Jahrhunderts heilten, geheilt werden kan. Er gibt eine Reihe specieller Fälle aus seinen Erfahrungen an, in denen auf solchem Wege Hülfe geleistet wurde, nachdem die gewöhnlichen ärztlichen Mittel alle fruchtlos geblieben waren.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ueber den Einfluß
der
Vertheilung des Grundeigenthums
auf das
Volks- und Staatsleben.
Von
Dr. Carl Wolfgang Christoph Schütz,
Privatdocent an der staatswirthschaftlichen Fakultät zu Tübingen.
gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rtalr. 8 gr.

Inhalt: Einleitung. Geschichtliche Notizen über die Vertheilung des Grundeigenthums bei den Aegyptiern, Juden, Griechen, Römern, alten Deutschen. Die Entwiklung der europ. Grundeigenthumsverhältnisse bis zur französischen Revolution. Die Gestalt derselben seit dieser Zeit. Literatur. Einfluß der Vertheilung des Bodens auf das Volks- und Staatsleben. Große Güter. Der Einfluß derselben auf die materielle Seite des Volkslebens. Einfluß auf Landwirthschaft, Forstwirthschaft, Gewerbe und Handel; auf die Bevölkerung und die Vertheilung des Vermögens und Einkommens unter dieselbe. Gestaltung der Volkswirthschaft. Einfluß auf die geistige Seite des Volkslebens. Intelligenz, Moralität und Religiosität. Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft und den Staat. Privat und öffentliche Rechtsverhältnisse. Gemeinde- und Staatsverfassung und Verwaltung. Finanzen. Staatskraft. Mittlere Güter. Kleine Güter. Einfluß auf die materielle Seite des Volkslebens. Einfluß auf die geistige Seite des Volkslebens. Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft und den Staat. Privatrechtsverhältnisse. Gemeindeverfassung und Gemeindeverwaltung und öffentliche Rechtsverhältnisse. Finanzen. Staatskraft. Ganz kleine Güter. Von dem Einfluß des Staats auf die Vertheilung des Grundeigenthums. Anhang: Statistik der Vertheilung des Grundeigenthums in England, Spanien, Griechenland, in der Türkei, Oestreich, Preußen, Frankreich, Würtemberg.

In Absicht auf die Vertheilung des Grundeigenthums gelten in den Gesezgebungen der wichtigsten europäischen Staaten verschiedene einander geradezu entgegenstehende Grundsäze.

Bald wird es aus wirthschaftlichen und politischen Gründen für gerathener gehalten, die Untheilbarkeit größerer Landgüter aufrecht zu erhalten, bald wird die freie Theilbarkeit des Bodens als ein Mittel zu hoher Entwiklung des öffentlichen Wohls angesehen. In der neueren Zeit aber ist namentlich in Deutschland sowol von Staatsmännern und von Volks-Kammern, als in der Literatur der unbedingte Werth einer grenzenlosen Theilbarkeit und Verkleinerung des Grundbesizes vielfach in Zweifel gezogen worden.

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, diesen Gegenstand, der bei der Berathung der neuen Agrikultur-Gesezgebungen eine wichtige Rolle spielen muß, nach allen seinen Seiten, mit Rüksicht auf die über den Gegenstand früher erschienene Literatur, und auf den Grund eigener gelegentlich einer wissenschaftlichen Reise gesammelter Erfahrungen einer neuen gründlichen Untersuchung zu unterwerfen.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Beschreibung
des
Königreichs
Würtemberg.
Elftes Heft, enthaltend:
Die Beschreibung des Oberamts
Ulm.
Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Ulm und vier Tabellen.
Herausgegeben
aus Auftrag der Regierung
von
Ober-Finanzrath v. Memminger,
Mitglied des kgl. statistisch-topographischen Bureau.
Preis 1 fl. 12 kr. oder 16 gr.
Stuttgart und Tübingen. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in der literar. artistischen Anstalt in München.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Ein
Volksbüchlein.
Enthaltend:
Die Geschichte des ewigen Juden, die Abenteuer der sieben Schwaben, nebst vielen andern erbaulichen und ergözlichen Historien.
Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe für Volksfreunde.
Preis 1 fl. 30 kr.
Inhalt:

I. Geschichte des ewigen Juden. II. Allerlei erbauliche und ergözliche Historien. 1. Legende von dem Ritter St. Georg. 2. Die blauen Berge. 3. Der Name Gottes. 4. Die Wunder. 5. Das Vögelein. 6. Schule der Weisheit. 7. Von der Selbsterkenntniß. 8. Der Weisen Sprüche. 9. Die Fakel geht dich an. 10. Unsers Herrgotts Affe. 11. Das Erdmlein. 12. Die Thiere und der Mensch. 13. Hans Pfriem. 14. Der Einsiedler. 15. Ei so weiß! 16. Die Ehen werden im Himmel geschlossen. 17. Die Geschenke. 18. Ehelicher Geboriam. 19. Der Talisman. 20. Von einem eifersüchtigen Mann. 21. Hauszucht. 22. Eine häusliche Scene; oder: der alte Gott lebt noch. 23. Probates Mittel, die Kinder zu erziehen. 24. Die Kinderprozession. 25. Eine Desperationskur. 26. Das Testament des Vaters. 27. Der Wahrheit Lohn. 28. Sankt Peter mit der Geige. 29. Die Verwalter. 30. Muth über Gut. 31. Ein braver Kaufherr. 32. Ein braver Hausknecht. 33. Sagen aus Südbayern. 1) Die verwüstete Alpe. 2) Der König Wazmann. 34. König Bauer. 35. Von der Ungleichheit der Stände. 36. Von dem Handel zwischen den Edelleuten und den Bauern. 37. Vom Rathgeben. 38. Wie Eulenspiegel gute Räthe gibt, die aber übel ausschlagen. 39. Ueber den Umgang mit Bauern. 40. Ueber den Umgang mit Herren. 41. Nachtwächter Thomas. 42. Die sieben Züchten. 43. Die Faulheit in der Klemme. 44. Die guten Tage. 45. Schalk wird mit Schalk gefangen. 46. Seltsames Roßfutter. 47. Seltsame Jagdpacht. 48. Der redliche Hans und die schlaue Grete. 49. Kaspar der Kutscher; oder: wie gewonnen so zerronnen. 50. Die Meisterstüke. 51. Gevatter Tod. 52. Die Räthsel. 53. Ursula, oder das Weib, wie es seyn sollte. 54. Eine Lektion für die Weiber. 55. Von einer dienstfertigen Frau. 56. Von der Weiber Lieb' und Treu'. Ein Schwang. 57.

Digitized by Google

Das Brauttänzlein. 58. Das Betteltestament. 59. Wie lustige Gesellen einen Müller foppen und wie er's ihnen einträukt. 60. Ei so lüg'! III. Abenteuer der sieben Schwaben. Bemerkungen. Worterklärungen.

Literarisch-artistische Anstalt in München.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Atellanen.

Eine kleine Sammlung

Dramatischer Dichtungen,

herausgegeben

von

JOVIALIS.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Inhalt:

I. Einleitung. II. Wolkenzug. Comödie. III. Die Gegenkaiser. Ein historisches Schauspiel mit unterlegten Musikstücken. IV. Der Student von Coimbra. Eine Posse im schwäbischen Dialekt. V. Die Acharner. Auszug einer Uebersezung des Aristophanischen Lustspiels in den schwäbischen Dialekt.

Gegenwärtige Sammlung von Gedichten, die aus keinem Bedürfnisse des Tages, sondern aus dem jugendlichen Streben einer poetischen Weltanschauung hervorgingen, die sich bald in antiken, bald in modernen Kunstformen begeisterte, soll den gebildeten Leser, zwischen vielen Schlacken, wenigstens da und dort einen Funken poetischen Feuers, wie wir hoffen, nicht übersehen lassen, so wenig es sonst in unsern Tagen an der Ordnung ist, dass ein über seine Arbeiten hinausgeschrittener Autor seine heimlich gebornen Kinder vor das Auge der Welt stellt. Was die Versuche in schwäbischer Mundart betrifft, so sprechen sie des Verfassers Gesinnung aus: sich nicht, wie manches ungerathene Kind, der angebornen Mutterzunge zu schämen, vielmehr sie selbst, so weit sie dessen empfänglich, einiger Kultur anheim zu stellen; den Stoff anlangend, möchten sie zeigen, dass unsere Volkszunge, auch neben dem anerkannt klassischen Idyll eines Hebel, noch weiterer Tonarten in der That fähig ist, was unser Sebastian Sailer selig freilich längst und besser beweisen konnte. — Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ritter Harolds Pilgerfahrt

Aus dem Englischen

des

Lord Byron.

Im Versmaß des Originals übersezt

von

Zedlitz.

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Von J. Ch. von Zedlitz sind in unserm Verlag neu erschienen:

Gedichte.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Dramatische Schriften.

1r—4r Bd. 8. Velinpapier. 10 fl. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen, 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Großbritanniens Gesetzgebung

über

Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel,

statistisch und staatswirthschaftlich erläutert

von

C. Th. Kleinschrod,

Ministerialrath im königl. bayer. Staatsministerium der Finanzen.

Mit mehreren Tabellen.

gr. 8. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. Statistik der Bevölkerung. Gesezgebung für Gewerbe und Manufakturen: I. Legislative Politik des Gewerbswesens überhaupt; Monopole und Gewerbsprivilegien; Verlagsrecht. II. Gesezgebung der Industriegewerbe im engern Sinne. III. Statuten und Einrichtungen der Corporationen in Beziehung auf das Gewerbswesen. IV. Statistik der Gewerbe und Manufakturen. V. Legislative und staatswirthschaftliche Beziehungen der Manufakturen. A. Die Baumwollenmanufaktur und Verhältnisse der Fabrikarbeiter überhaupt. B. Die Wollenmanufaktur. C. Die Seidenmanufaktur. D. Die Leinwandmanufaktur. E. Die Papierfabrikation. F. Die Glasfabrikation. G. Eisen- und Metallwaarenfabrikation. VI. Besondere Anstalten zur Beförderung der Gewerbsindustrie. Handelsgesezgebung. I. Navigationsgeseze. II. Die brittisch-ostindische Handelskompagnie. III. Commercialsystem der Ein- und Ausfuhrzölle. Ueber den Getreidehandel insbesondere. IV. Innere Mercantilgesezgebung. Anmerkung über das Bankwesen im vereinigten Königreich überhaupt. V. Statistischer Ueberblik des brittischen, auswärtigen und Colonialhandels. Gesezgebung über die innern Communikationsmittel. I. Oeffentliche Landstraßen. A. Allgemeine Gesezgebung über die öffentlichen Landstraßen (General Highway-Acts). B. Specielle Gesezgebung über die Turnpikesroads. II. Fluß- und Kanalschiffahrt; Eisenbahnen.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Versuch

einer

Physiologie der Sprache

nebst

historischer Entwiklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsäzen,

von

Dr. K. M. Rapp.

Auch unter dem besondern Titel:

Die

vergleichende Grammatik

als Naturlehre dargestellt.

gr. 8. Preis 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt: Einleitende Betrachtungen. I. Die Analogien auf den beiden Gebieten der Naturlehre. II. Werth der vergleichenden Grammatik. III. Materie der Sprachlehre. **Physiologie. Erste Abtheilung: Theoretische Ansicht. Erstens die Lautlehre.** Einleitung. **Die Lehre vom Vokal.** Vorbemerkungen. 2) Der Vokal als Einheit betrachtet. 3) Vom Diphthong. 4) Vokalische Assimilation. **Die Lehre vom Konsonant.** 1) als Einheit. 2) Konsonantische Doppellaute. 3) Physiologische Betrachtungen über die Konsonanten. I. Natürliche Entwikelung der Schlaglaute. II. Wechsel der Gebiete. III. Beobachtungen an den Hemmlauten. IV. Konsonantische Assimilation. Vermittlung der theoretischen Ansicht der Laut-Physiologie mit der historischen. **Physiologie. Erste Abtheilung: Theoretische Ansicht. Zweitens die Tonlehre.** 1) Quantitätslehre. 2) Accentlehre. 3) Rhythmenlehre. 4) Reimlehre. **Physiologie. Zweite Abtheilung: Historische Ansicht.** A. Alte Sprachen. I. **Griechisch.** 1) Das Vokalsystem. 2) Die Diphthonge. 3) Physiologische Betrachtungen über die Vokale. 4) Das Mitlautersystem. 5) Physiologische Betrachtungen über die Konsonanten. 6) Quantität und Accent. 7) Ueber den praktischen Werth dieser Untersuchungen. Probstüke griechischer Orthoepie. 1) Die ionische Heldenpoesie. 2) Die attische Theaterpoesie. 3) Die dorische Idyllpoesie. II. **Lateinisch.** 1) Die Vokale. 2) Die Konsonanten. 3) Quantität. Probstüke. 1) Der Iktusvers der alten Komiker. 2) Der quantitirende Vers der präcisirten Periode. III. **Gothisch.** 1) Vokale. 2) Konsonanten. Probstüke aus Ulfilas.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

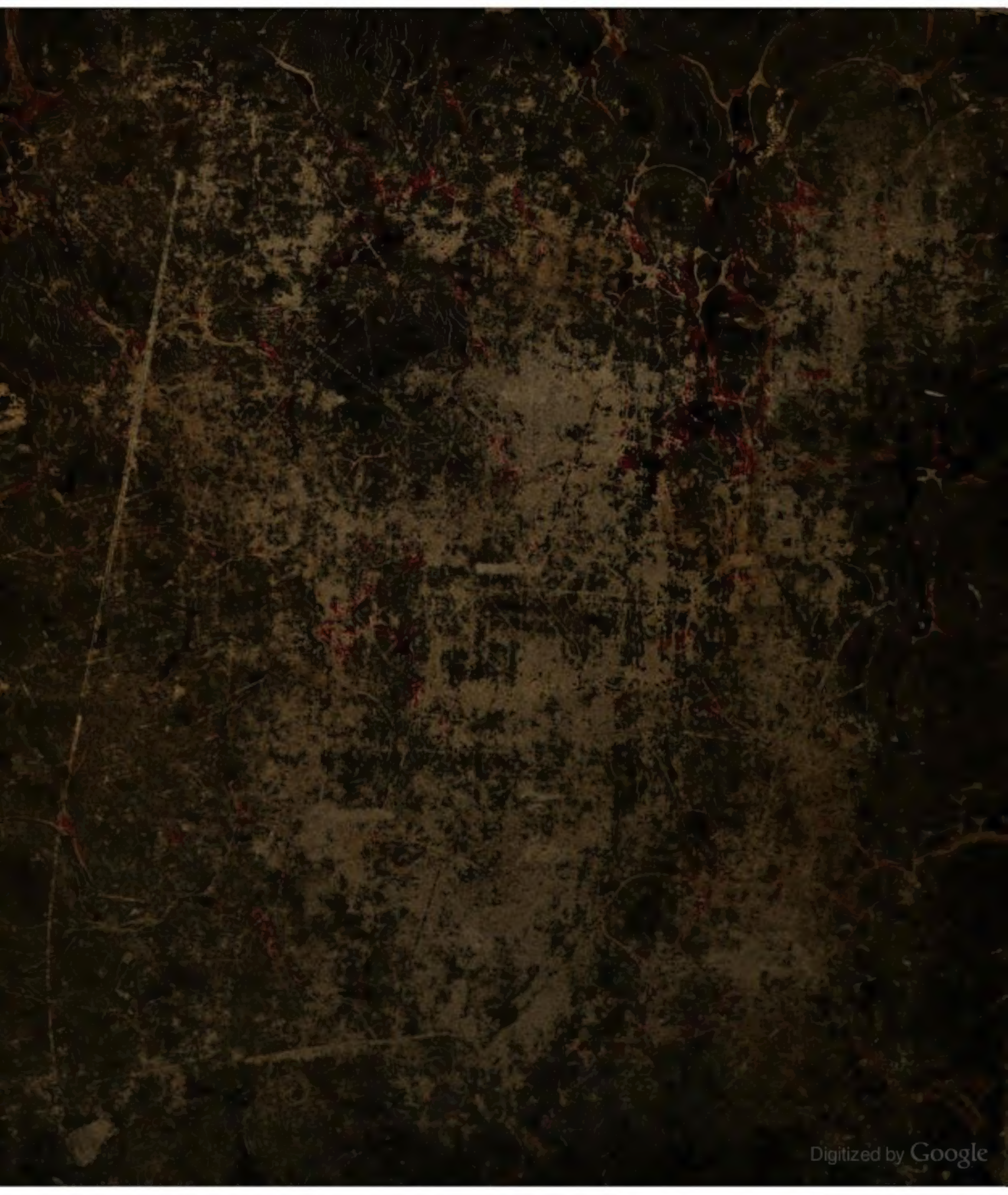
Vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inv. Nº 4238.

Digitized by Google



Digitized by Google